B 2 873 444

Digitized by Google

OF THE
University of California.

Name of Book and Volume,

7905

*Division*

*Range*

*Shelf*

*Received* August 6th 1875

University of California.

FROM THE LIBRARY OF

DR. FRANCIS LIEBER,

Professor of History and Law in Columbia College, New York.

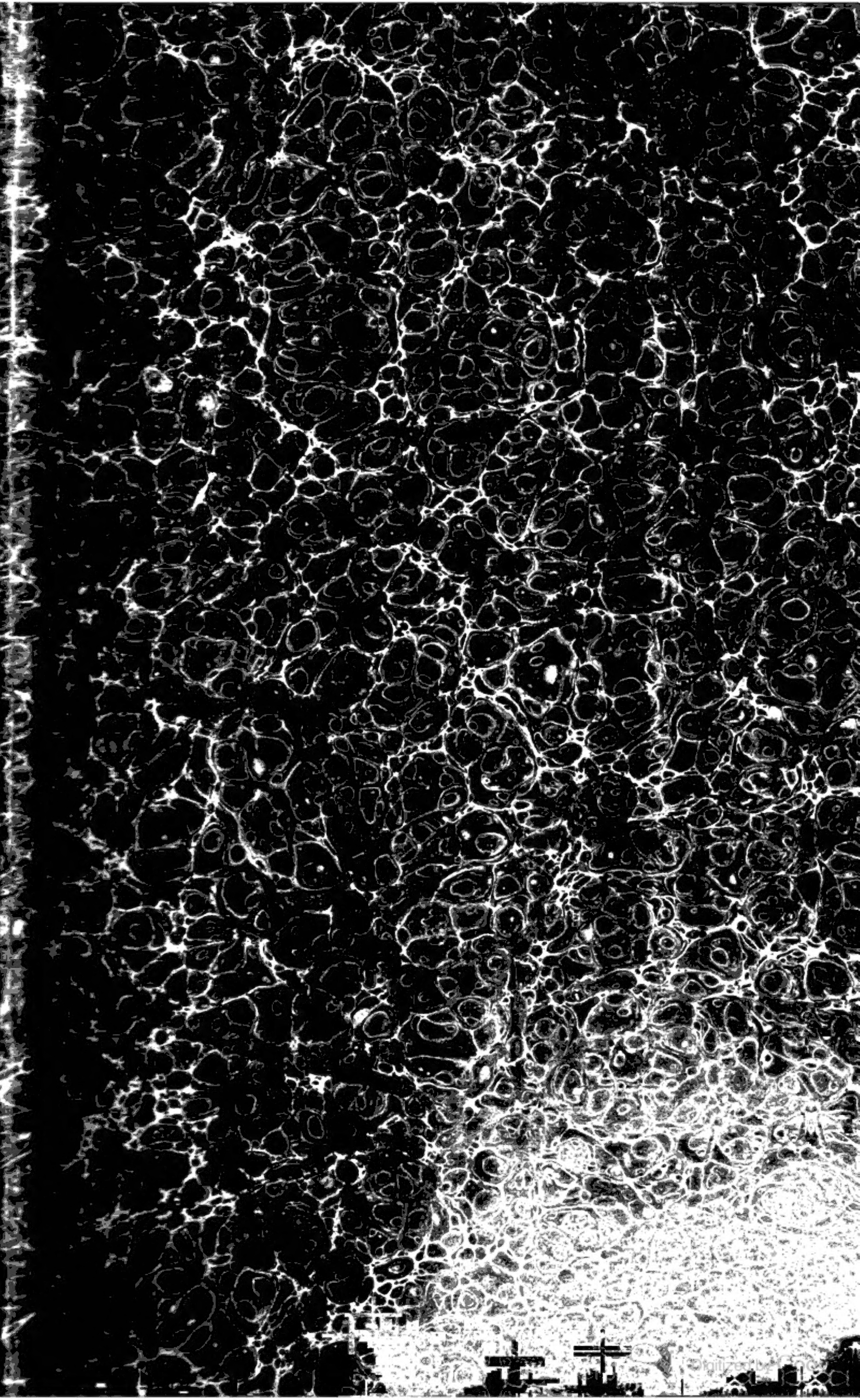
THE GIFT OF

MICHAEL REESE,

*Of San Francisco.*

1873.

Digitized by Google



# Unsere Zeit.

## Deutsche Revue der Gegenwart.

# Unsere Zeit.



## Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift

zum

# Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Zweiter Jahrgang. Zweite Hälfte.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1866.

# Thomas Carlyle.

Eine biographisch-literarische Charakteristik von Friedrich Althaus.

Wenn man den Genius des englischen Volks, wie er sich in der Geschichte darstellt, oder in einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten cultivirt, mit dem Genius anderer Völker vergleicht, so kann man im allgemeinen sagen, daß er bemerkenswerther ist durch die großartige Concentration als durch die humanistische Universaliät, durch den energischen Realismus als durch die ideelle Tiefe seines Wesens und seiner Thätigkeit. Am schärfsten tritt dieser Gegensatz auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Philosophie und der Geschichtschreibung zu Tage. Andere Nationen, Deutsche, Franzosen, Italiener, rühmen sich ihrer Universalgenies und empfinden ein naturwüchsiges Behagen an den Schöpfungen mächtiger Gedankensysteme, kosmischer Phantasiegebilde von den ersten Ursprüngen und den letzten Zwecken der Welt und der Menschheit, die zu verschiedenen Zeiten aus den Werkstätten ihrer großen Denker hervorgegangen sind. Bei dem Engländer dagegen wecken alle solche Versuche, Welt und Menschheit in umfassendem Zusammenhange darzustellen und die bestehende Wirklichkeit in ihrer Totalität aus dem Geiste zu construiren, von vornherein ein skeptisches Gefühl des Misfallens, welches in der tiefliegenden Ueberzeugung wurzelt, daß die menschlichen Kräfte für eine so große Aufgabe nicht ausreichen. In der That ist sowol die Philosophie als die populäre Denkweise des englischen Volks ihrem innersten Wesen nach inductiver Natur. Seine wissenschaftlichen Koryphäen können im großen und ganzen als vortreffliche Specialisten bezeichnet werden. Seine Geschichtschreiber, statt sich an die Universalgeschichte, oder gar an die Philosophie der Geschichte zu wagen, bearbeiten mit Vorliebe ein abgegrenztes Feld des historischen Studiums; seine Pädagogen endlich gehen von ähnlichen Grundsätzen in der Erziehung aus, und das historische Resultat dieser Sinnesart ist jener selbstbewußte, kühne, ausdauernde, praktische, gesunde Menschenverstand, der freilich hinter dem abenteuerlichen Fluge des Denkens und der ideellen Tiefe des Empfindens zurückbleibt, aber in der wirklichen Welt einen um so festern Einfluß, eine um so gewaltigere Herrschaft behauptet.

Doch wenn die Richtigkeit dieser Ansicht im allgemeinen zugegeben werden darf, so ist sie, wie jede allgemeine Charakteristik, nicht ohne ihre bedeutungsvollen Ausnahmen und Modificationen. Auch das ideell gesinnte deutsche Volk hat seine praktischen Heroen hervorgebracht und auch dem gewaltigen England fehlt es nicht an transscendentalen Philosophen. Dazu gesellt sich in unserer Zeit die erstaunliche Entwickelung des internationalen Verkehrs, der zugleich mit dem Austausch der Producte des Handels und der Industrie die Verbreitung humaner Ideen und Bildung befördert, und dessen Fortschritte schon während der zwanziger Jahre in dem Altvater Goethe den Gedanken an das Entstehen einer „Weltliteratur" zur Reife brachten. Der Einfluß dieses Entwickelungsprocesses auf die Denkweise der einzelnen Nationen muß allerdings der Natur der Dinge nach ein langsamer sein. Aber seine Wirksamkeit in weiten Kreisen ist eine so unbestrittene Thatsache, daß es unmöglich sein würde, die Bedeutung und den Charakter des genialen

Mannes, welcher den Gegenstand dieser Darstellung bildet, eingehend zu würdigen, ohne dem bildenden Einfluß gerecht zu werden, welcher durch jene internationalen Beziehungen der modernen „Weltliteratur" auf ihn ausgeübt wurde. Denn Thomas Carlyle, der englische Journalist, Humorist, Philosoph und Historiker, so wenig die nationale Herkunft sich auch an ihm verleugnet, wurzelt nichtsdestoweniger mit allen Fasern seiner geistigen Existenz tief in dem Boden unserer deutschen Philosophie und Literatur und hat sich, trotz des dadurch bedingten Gegensatzes zu dem specifisch englischen Genius, eine Stellung unter den literarischen Koryphäen und, mehr noch, eine Entwickelung auf die Denkweise seines Vaterlandes erworben, welche ebenso weitgreifend und merkwürdig ist, als sie einzig in ihrer Art dasteht. Es war in der Vorrede zu der deutschen Uebersetzung von Carlyle's „Life of Schiller", wo Goethe zum ersten mal Veranlassung nahm, seine Ideen über „Weltliteratur" weitläufiger auseinanderzusetzen, und die seitdem stattgehabte Wechselwirkung deutscher und englischer Literatur und Bildung ist zu offenkundig, um an diesem Orte einer mehr als allgemeinen Erinnerung zu bedürfen. Die Palme in diesem internationalen Bemühen um die Aneignung des Fremden haben ohne Frage die Deutschen errungen; aber man darf es zweifelhaft nennen, ob selbst in unserm mit so großartiger Aneignungskraft ausgestatteten Volke die englische Literatur auf den Genius eines hervorragenden Mannes eine so tiefgehende Wirkung ausgeübt hat wie die deutsche Literatur auf den Genius Carlyle's. Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß das Resultat dieser Combination Carlyle's literarhistorische Bedeutung erschöpfend charakterisirt. Er war von Natur aus ein viel zu eigenartiger Geist, ein viel zu entschiedenes, ungestümes, selbständiges Talent, als daß seine Orginalität ihm in einer noch so liebevollen Hingabe an das Studium fremder Geisteswerke hätte verloren gehen können. Allein sein Verhältniß zu deutscher Literatur und Philosophie ist ein Grundzug seines Wesens, der sich bei der Betrachtung seiner Thätigkeit unwillkürlich in den Vordergrund drängt, und während die englische Kritik daraus den Vorwand zu manchem nicht unbegründeten Tadel hergenommen hat, gewinnt der Deutsche dadurch einen Anknüpfungspunkt, der ihn zu dem englischen Autor sofort in eine Art persönlicher Beziehung setzt und dem Verständniß seiner Leistungen und seiner Individualität die Wege ebnet.

Thomas Carlyle wurde am 4. Dec. 1795 in Ecclefechan, einem Dorfe in Dumfriesshire, im Süden von Schottland, geboren. Sein Vater war ein Farmer in guten Verhältnissen und ein Mann von bedeutenden Anlagen des Geistes und Charakters, der bei seinen Nachbarn für eine Art von Orakel galt und ebenso ausgezeichnet war durch den Ernst seiner religiösen Ueberzeugungen wie durch seinen praktischen Verstand und eine reiche Ader treffenden Humors und Witzes. Seiner Mutter werden Intelligenz, Frömmigkeit und ein sanftes, liebevolles Herz nachgerühmt, Eigenschaften, welche zu denen des Vaters aufs beste stimmten und mit ihnen zusammengenommen ein Urbild fast aller der geistigen Elemente vor die Seele rufen, aus denen das Wesen des Sohnes sich entwickelte. Nächst diesen Antecedentien der Familie ist es nöthig, sofort den Charakter des Landes und des Volks ins Auge zu fassen, in deren Mitte der Knabe aufwuchs. Schottland hat, trotz aller Fortschritte der modernen Civilisation, noch heute viel von dem schroffen, rauhen, düstern, grandiosen Charakter seiner ossianischen Urzeit bewahrt, und noch heute, wie einst im 16. und 17. Jahrhundert, ist es das classische Land des Puritanismus, wo das ernste strenge Wesen der Zeiten John Knox' und Oliver Cromwell's unveränderter fortbesteht als irgendwo sonst in England. Die Berücksichtigung dieser Thatsachen gibt einen Schlüssel zu manchen Eigenthümlichkeiten des Schriftstellers und Menschen Thomas Carlyle; ja, seine gesammte Entwickelung und Denkart lassen den Einfluß jener Elemente des schottischen Volksthums deutlich erkennen.

Seine Phantasie, so verschieden auch die Gegenstände sein mögen, an welchen sie ihre Kraft erprobt, trägt eine entschieden ossianische Färbung; sein Charakter, auf so wesentlich modernen Voraussetzungen der Philosophie und Bildung derselbe auch ruht, erinnert ebenso unverkennbar an die antiken Puritanergestalten der reformatorisch-revolutionären Epoche der schottisch-englischen Geschichte. Die einzigen geistigen Koryphäen seines engern Vaterlandes, die sich in dieser Beziehung etwa mit ihm vergleichen ließen, sind Robert Burns und Sir Walter Scott; aber bei keinem von beiden tritt neben dem Humor und der Phantasie des Dichterherzens eine so herbe, energische, großartige Ursprünglichkeit des Denkens zu Tage als bei Thomas Carlyle.

Aus Carlyle's Jugend ist wenig bekannt. Wenn es wol nicht mit Unrecht erlaubt ist, seine biographische Charakteristik Professor Teufelsdröckh's in dem „Sartor Resartus" der Hauptsache nach auf ihn selbst anzuwenden, so zeigte er schon früh ein nachdenkliches melancholisches Wesen. „Umgeben von den Geheimnissen des Daseins", so läßt er in dem genannten Werke seinen Helden sagen, „unter dem tiefen himmlischen Firmament, von den vier goldenen Jahreszeiten mit ihren stets wechselnden Gaben bedient (denn auch der grimme Winter brachte seine Schlittschuhfahrten und Schützenfeste, seine Schneestürme und Weihnachtslieder), saß das Kind da und lernte. Diese Dinge waren das Alphabet, mit dem es in späterer Zeit das große Buch der Welt buchstabiren und theilweise lesen sollte. Was liegt daran, ob ein solches Alphabet aus großen vergoldeten Lettern oder aus kleinen unvergoldeten besteht, so du nur ein Auge hast, es zu lesen. Für ihn war bei seiner Lernbegierde das bloße Anschauen eine Seligkeit, die alles vergoldete. Sein Dasein war ein helles mildes Element der Freude, aus dem, wie auf Prospero's Insel, Wunder auf Wunder sich enthüllten, den Entzückten zu belehren. Dennoch würde ich ein eitler Träumer sein, wollte ich sagen, daß selbst damals meine Seligkeit vollkommen war. Ich war ein für allemal vom Himmel herab auf die Erde gekommen. Unter den Regenbogenfarben, welche an meinem Horizont glänzten, erschien selbst in meiner Kindheit ein dunkler Ring der Sorge, noch nicht breiter als ein Faden und oft ganz überstrahlt; aber immer erschien er wieder und immer wurde er breiter und breiter, bis er in spätern Jahren fast mein ganzes Himmelsgewölbe überschattete und mich in ewige Nacht zu begraben drohte. Es war der Ring der Nothwendigkeit, von dem wir alle umschlossen sind. Glücklich, wem eine gütige Sonne ihn zu einem Kreise der Pflicht aufhellt, und mit lichten Farbenbrechungen umspielt; aber als Grundlage und als Grenze für unser ganzes Wesen ist er immer da." Ausgestattet mit dem aus diesen Worten sprechenden tiefen Sinn für die Schönheit und die Räthsel der ihn umgebenden Welt, ernst und gedankenvoll wuchs so der Knabe in seiner südschottischen Heimat in Dumfriesshire auf. Das Leben im älterlichen Hause war ernst, strenge, frugal, aber bei aller Beschränktheit liebevoll und harmonisch und alles in allem ganz geeignet, in seiner Seele einen festen Grund zu legen für die Zukunft. In der That bekannte er öfter bei spätern Veranlassungen das unschätzbare Glück, ein solches Aelternhaus besessen zu haben und wie viel er der Lehre und dem Beispiel des Vaters und der Mutter verdanke.

Seinen ersten Unterricht erhielt Carlyle in der Dorfschule in Ecclefechan. Daneben lernte er aber bei dem Pfarrer des Orts lateinisch, ein Umstand, welcher darauf hindeutet, daß man schon damals eine gelehrte Laufbahn für ihn im Sinne hatte. Alles Lernen wurde ihm leicht und mit seinem träumerischen nachdenklichen Wesen vereinte er frühe eine rastloste Wißbegier, die sich ebenso sehr in dem eifrigen Interesse an allen Vorkommnissen des täglichen Lebens, als in dem Hang zu verschiedenartigster Lektüre kundgab. Der Pfarrer meinte daher, es müsse ein gelehrter Mann aus ihm werden, ein Theologe womöglich, und zur Ausführung dieser Plane schickte man ihn in seinem

elften Jahre (1806) auf das Gymnasium (Grammar School) in die benachbarte kleine Stadt Annan. Wie es ihm dort erging, findet sich unschwer erkennbar im „Sartor Resartus“ angedeutet. „Ich war ein Fremder unter Fremden“, läßt er Professor Teufelsdröckh von sich sagen. Das wilde rohe Wesen der Schulkameraden misfiel ihm; er hielt sich von ihren Spielen fern, weinte viel, ja so viel, daß er den Beinamen „der Weinende“ empfing, der auch (so gesteht er) bis zu seinem 13. Jahre nicht ganz unverdient war. „Meine Lehrer“, heißt es an einer andern Stelle, „waren schweinslederne Pedanten, ohne Kenntniß der menschlichen oder der Knabennatur. Sie stopften uns voll mit zahllosen todten Wörtern, und nannten das Pflege des Geistes. Griechisch und lateinisch wurde mechanisch gelehrt, hebräisch kaum einmal das, vieles andere, was sie Geschichte, Kosmographie, Philosophie und so fort nannten, so gut wie gar nicht“, sodaß, wäre er selbst nicht seiner Gewohnheit gemäß in den Werkstätten der Handwerker umhergewandert, wo er viele Dinge lernte, und hätte er sich nicht außerdem fleißig mit Privatlektüre beschäftigt, seiner Meinung nach seine Zeit völlig würde verschwendet gewesen sein. Wer erkennt in diesen Zügen nicht schon das Vorbild der sensitiven Natur, des ernsten, unbefriedigten, idealistischen, resignirten „weinenden Philosophen“ späterer Jahre? Doch wenn sein unbefriedigtes Gemüth von der Routine des Schulwesens zu selbstgewählter Arbeit und zu den Werkstätten des praktischen Lebens seine Zuflucht nahm, so kam trotzdem das positive Wissen der Schule nicht bei ihm zu kurz. Sein Gedächtniß war ebenso vortrefflich als sein Fleiß und seine Lernfähigkeit groß, und da die Gabe, eine Fülle bunter Details zu bewältigen, ihm nicht minder eigen war, als der Hang zu idealistischem Denken, so bewältigte er auch den spröden Stoff des Schulwissens und wurde bereits nach drei Jahren von dem Gymnasium in Annan auf die Universität Edinburgh entlassen (1809).

Seine Aeltern hatten ihn, wie gesagt, für eine theologische Carrière bestimmt. Aber in den schottischen und englischen Hochschulen sind die Facultäten weniger streng geschieden als in Deutschland, und auch für den Studiosus theologiae galten die althergebrachten Branchen der Classiker und der Mathematik (Classics and Mathematics) zunächst als Hauptgegenstände des Studiums. Näheres von Carlyle's classischen Studien hören wir nicht; auch sucht man vergebens in seiner ganzen spätern Entwickelung nach einem geistigen Reflex des antiken Lebens, der antiken Literatur. Es scheint, als habe jene Welt von Anfang an seinen Interessen fern gelegen, oder doch seine Sympathien nicht entzündet. Vielleicht stieß schon in seiner Jugend ihr naiv egoistisches, leichtlebiges Wesen ihn ab. Ohne Frage übten die spätern Geschichtsepochen des Mittelalters, der Reformation und der Revolution stets einen tiefern Einfluß auf ein Gemüth aus, das den Bruch zwischen Natur und Geist mit erschütternder Gewalt im Innersten fühlte und mit leidenschaftlicher Energie nach einer Versöhnung der streitenden Elemente, nach einer praktischen Richtschnur in dem bunten Wirrwarr der Welt rang, in welche das Schicksal ihn hingestellt hatte. Die Mathematik betrieb er dagegen mit großem Eifer und ebenso eifrig nahm er an den philosophischen Discussionen theil, welche damals unter Dugald Stewart's Vorsitz in Edinburgh geführt wurden und dem schottischen Athen den Ruf des Rationalismus und der Freisinnigkeit erwarben. Aber den im „Sartor Resartus“ dem Professor Teufelsdröckh in den Mund gelegten Aeußerungen zufolge ließen auch diese Studien, wie das ganze Universitätsleben überhaupt, seine nach allem Höchsten dürstende Seele unbefriedigt. „Die hungerigen Jungen“, sagt er, „blickten zu ihren geistigen Pflegern empor und statt Nahrung bot man ihnen unfruchtbaren Ostwind. Den leeren Jargon polemischer Metaphysik, Etymologie und mechanischer Manipulation, fälschlich Wissenschaft genannt, der dort im Schwange war, lernte ich freilich, besser vielleicht als die meisten andern. Unter elfhundert christlichen Jünglingen wird es nicht an elfen fehlen,

die begierig sind, zu lernen. Durch Zusammenstoß mit diesen wurde eine gewisse Wärme, eine gewisse Glätte mitgetheilt; durch Instinct und glücklichen Zufall fühlte ich mich weniger zum Renommiren als zum Denken und Lesen hingezogen, zu welchem letztern auch die Möglichkeit existirte. Ja, aus dem Chaos der Universitätsbibliothek gelang es mir mehr Bücher aufzufischen, als vielleicht ihren Hütern selbst bekannt gewesen waren. So wurde der Grund eines literarischen Lebens gelegt. Ich lernte durch eigenes Bemühen fließend in beinahe sämmtlichen Culturſprachen über beinahe alle Gegenstände und Wissenschaften zu lesen, und da der Mensch immer der Hauptgegenstand für den Menschen ist, war es schon meine Lieblingsbeschäftigung, aus dem Gedanken den Charakter herauszulesen und mir aus der Schrift den Schriftsteller zu construiren. Ein gewisser Grundriß der menschlichen Natur und des Lebens begann sich in mir zu gestalten, — wunderbar genug, wenn ich jetzt darauf zurückblicke; denn mein ganzes Universum, das physische und das geistige, war noch eine Maschine. Aber solch ein bewußter, anerkannter Grundriß fing an da zu sein und konnte durch neue Versuche berichtigt und unendlich ausgedehnt werden." Indeß die Freude an diesen Errungenschaften dauerte nicht lange. Das durch das Medium des Rationalismus als Maschine angeschaute Universum genügte dem jungen heißen Herzen nicht. Ebenso wenig konnte es zu dem alten Kinderglauben zurückkehren. Fieberparoxysmen des Zweifels lösten einander ab mit Untersuchungen über die Wunder und die Beweise des religiösen Glaubens, und die Bemühungen, Klarheit und Frieden zu finden, endeten in einem ruhelosen Skepticismus.

Unter eifrigen Studien allgemeiner Natur, unter religiösen Kämpfen und in äußerer Zurückgezogenheit gingen so die Universitätsjahre dahin. Ob inzwischen einleitende Schritte zur Förderung der theologischen Carrière geschehen waren, ob dieselbe definitiv aufgegeben oder nur vorläufig hinausgeschoben war, liegt im Dunkel. Am wahrscheinlichsten ist die letztere Annahme. Denn einer so tiefen und ernsten Natur, wie der Carlyle's, konnte weder das Element des Skepticismus auf die Dauer genügen, noch war es zu erwarten, daß die großartigen Trümmer der Alten Welt, deren geheimer Sinn ihn noch mitten aus dem Zerfall anwehte, sobald hinweggeräumt, sobald durch den Aufbau eines aus dem Geiste geschaffenen Universums ersetzt werden sollten. Das Werk, worin er die Geschichte seiner innern Kämpfe widerlegte, und das in gewissem Sinne als ihre Versöhnung und als wichtigster Wendepunkt seiner Entwickelung gelten darf, der „Sartor Resartus", wurde erst 16 Jahre nach dem Abschluß seiner akademischen Studien geschrieben. Wir müssen ihn uns daher während der Zwischenzeit noch lange wie den Propheten auf dem alten Bilde vorstellen, der zwischen Nacht und Morgenroth unter Ruinen dem Tage entgegenwandelt, obwol die Wahl seines Lebensberufs, die äußere Gestaltung seines Schicksals, schon eine Reihe von Jahren vor jener Epoche entschieden wurde.

Als nächste biographische Thatsache steht fest, daß Carlyle bald nach Abschluß seiner Universitätsjahre (1813 oder 1814) eine Stelle als Lehrer der Mathematik an dem Gymnasium in Annan annahm. Die Vermögensverhältnisse seiner Aeltern waren derart, daß nach dem immerhin kostspieligen Leben auf der Universität eine frühe Selbständigkeit des Sohnes wünschenswerth schien. Was ihn selbst betraf, mit seiner faustischen Gemüthsverfassung, so fand er sich als Lehrer der exactesten aller Wissenschaften am wenigsten der Demüthigung ausgesetzt, „sagen zu müssen, was er nicht wußte". Doch auch, abgesehen von diesen Rücksichten, ist seine frühe Vorliebe für die Mathematik ein Umstand von Interesse. Es geschieht nicht oft, daß das historische und das mathematische Genie in demselben Kopfe zusammenwohnen, und wenn andererseits der Mathematiker mit dem Philosophen ein gutes Stück Wegs Hand in Hand geht, so überspringt er doch selten die Schranke, welche das Reich des calculirenden Verstandes von der

Sphäre des ideellen Denkens scheidet. In Carlyle's Entwickelung finden wir dagegen diese so oft getrennten Fähigkeiten in fruchtbarer Wechselwirkung vereinigt: der Mathematiker reicht dem Philosophen, der Philosoph dem Historiker die Hand und aus ihrer gemeinsamen Thätigkeit gestaltet sich im Laufe der Zeit die festgegründete, lebensvolle, großartige Weltanschauung, welche die Geisteswerke des gereiften Mannes charakterisirt. Ueber die äußere Form seines damaligen Lebens fehlt es uns an Details; aus seinen spätern Leistungen darf man jedoch schließen, daß während der Zeit, wo er als Lehrer der Mathematik fungirte, sein Hang zur Erwerbung der mannichfaltigsten Kenntnisse in den Werkstätten des Lebens, wie durch das Studium fremder Geisteswerke, keinen Abbruch erlitt und daß hoch über die Gewißheit hinaus, welche die Lösung mathematischer Probleme gewährt, das sehnsuchtsvolle Streben des Menschen ihn erfüllte, der nach der höchsten Gewißheit rang, nach der Wiedergeburt der Einheit des Denkens und des Empfindens, der Welt und des Ideals, deren kindliche Urgestalt die Reflexion ihm zerstört hatte.

Zwei Jahre blieb Carlyle an seinem Posten in Annan; dann (1816) übernahm er eine ähnliche Stelle in Kirkaldy, einer Ortschaft in Fifeshire, an dem nördlichen Ufer des Firth of Forth, Leith und Edinburgh gegenüber. Einer seiner dortigen Collegen war Edward Irving, der nachmalige Gründer der Sekte der Irvingianer, und da beide Männer in nähere persönliche Beziehung traten, konnte es an eifrigen Discussionen über Religion und Philosophie, über die Lage der Welt und die Bedürfnisse und Ziele der Menschheit nicht fehlen. Durch Irving wurde Carlyle in das Haus des Dr. Welsh eingeführt, eines angesehenen Arztes, mit dessen Tochter er sich zehn Jahre später fürs Leben verband. Außer diesen persönlichen Beziehungen war die Nähe der Hauptstadt von Wichtigkeit. Denn bei der bequemen Wasserverbindung zwischen Kirkaldy und Leith war Edinburgh ohne Mühe zu erreichen, und wenn nichts anderes, so führte das Verlangen zur Benutzung der Bibliothek ihn während der Ferien öfter in das Centrum der Intelligenz und des wissenschaftlichen Lebens von Schottland hinüber. In seinem Innern gärte inzwischen der Kampf um Klarheit der Weltansicht, um die Gewinnung eines festen praktischen Standpunkts in der räthsel- und widerspruchsvollen Gegenwart, in welche das Schicksal ihn hineingestellt hatte, ruhelos weiter. Mitunter mochte noch der Gedanke an ihn herantreten, daß es möglich sein werde, im Dienste der Kirche seines engern Vaterlandes den verlorenen Frieden wiederzufinden. Keine andere Kirche hatte mehr von dem puritanischen Ernst, von der schmucklosen Glaubensstrenge, von dem gebieterischen religiösen Einfluß der alten Zeit auf alle Lebensverhältnisse bewahrt. Allein andererseits trat auch nirgends das mit der Freiheit des Denkens unerträgliche Formelwesen, die engherzige dogmatische Intoleranz des Kirchenthums schroffer zu Tage. Ein selbständiger, energischer, freiheitdürstender Geist wie der Carlyle's mußte daher von diesen offenbaren Mängeln ebenso zurückgestoßen als von jenen ererbten Vorzügen gefesselt werden. Wie er über derartige Versuche dachte, in der Kirche den Frieden zu gewinnen, den das Bewußtsein verweigert, sprach er später mit schneidender Schärfe in der Lebensbeschreibung seines Freundes John Sterling aus, der dieser Versuchung erlag. „So dunkel und verworren", sagt er dort*), „so ohne Lampe und authentischen Wegweiser ist die Bahn eines frommen Geistes nach den ewigen Reichen geworden. Keine feste Straße mehr; die alten geistigen Bahnen und anerkannten Pfade zum Ewigen nun alle aufgewühlt und über den Haufen geworfen, überschwemmt von unfegbaren siedenden Schlammoceanen der Heuchelei und Unglaubbarkeit, von rohem, lebendigem Atheismus und verdammungswürdigem, todtem, fäulendem Geschwätz — fürwahr, eine tragische

*) Life of John Sterling (London 1851), S. 126, fg.

Pilgerfahrt für alle Sterblichen! Alle Dinge von Pol zu Pol in Dunkelheit und Todesschatten verhüllt und in der wilden Golfströmung Irrwische statt Leitsterne, sodaß es scheinen möchte, als gäbe es keine Sterne mehr, oder als habe es nie welche gegeben, außer gewissen altjüdischen, die jetzt erloschen sind. Noch einmal: eine tragische Pilgerfahrt für alle Sterblichen und für die junge, fromme, vom Genius beschwingte Seele, die leidenschaftlich nach Land sucht und das umherwogende Aas leidenschaftlich verabscheut, tragischer als für irgendeine andere; aber dennoch eine Pilgerfahrt, die wir alle unternehmen und jeder nach seiner Fähigkeit zum bestmöglichsten Ziele führen müssen. Einige kommen an — einige edle Seelen; viele müssen verloren werden, untergehen auf dem schwimmenden Wrack, das sie für Land ansahen. Doch Muth! auch sie, sofern Heldenthum in ihnen war, haben uns ihr Leben als Vermächtniß hinterlassen, haben ihre Leiber muthig für uns in die Bresche gelegt; auch von ihnen ist kein Strahl des Heldenthums verloren. .... Wollten wir uns nur daran erinnern, was nie zuvor des Beweises oder der Behauptung bedurfte, daß die Religion kein Zweifel ist, daß sie eine Gewißheit ist, oder sonst falscher Schein und Entsetzen; daß keins von den vielen Dingen über welche wir zweifeln, und die wir bewiesen oder wahrscheinlich gemacht haben müssen, durch irgendwelche Alchemie für uns in Religion verwandelt werden kann, sondern für uns ist und bleiben muß eine verderbensvolle, ruhige oder ruhelose Heuchelei und uns — Heil bringen, meinen wir? Ich glaube, etwas ganz anderes wird sie uns bringen und bringt sie uns auf allen Seiten, diese ganze Zeit!“

Aber so heftige Qualen Carlyle in diesem Wogendrange religiöser Kämpfe erdulden mochte, so hören wir doch von keinem Versuch, sein Lebensschiff einem Hafen zuzulenken, der für ihn keiner war. Unentschieden über die Geistesarbeit, welche das Schicksal seinen Talenten bestimmt hatte, zog er es vor, von Tag zu Tag ausdauernd der Stunde entgegenzuharren, in der er Anker werfen und sich gestehen durfte, das ersehnte Land sei gefunden. An ein anderes Rettungsmittel ernsthaft zu denken, war für ihn nicht möglich. Hätte seine Natur sonst keine Garantie dagegen geboten, so fand er eine solche in dem an seinem schon öfter erwähnten Alterego Professor Teufelsdröckh gerühmten, auch ihm eigenen „Hinducharakter“, jener „vortrefflichen Passivität“, die durch keinen Widerstand der Welt, keinen Sirenengesang niederer Bedürfnisse in ihrer ideellen Beharrlichkeit erschüttert wird. Auf solche Weise gingen wiederum zwei Jahre vorüber. Carlyle stand der Vollendung seines 23. Jahres nahe. Immer noch schwankend über die Wahl seines Lebensberufs, gab er um diese Zeit (zu Ende 1818) seine Stelle an der Schule in Kirkaldy auf und nahm eine andere als Privatlehrer in Edinburgh an. Sein Zögling war Charles Buller, ein junger Mann von hervorragendem Talent, der nachher als liberaler Politiker eine Rolle spielte, Unterstaatssecretär im Ministerium des Armenwesens wurde und den Ruf des witzigsten Parlamentsmitgliedes seiner Zeit genoß. Carlyle's Versuch, als Privatlehrer (Tutor) in Edinburgh eine Stellung zu gewinnen, fand mithin unter den günstigsten äußern Verhältnissen statt. Dennoch war sein Verhältniß zu Charles Buller nicht von langer Dauer, und einige Bemerkungen im „Sartor Resartus“ lassen darauf schließen, daß sein nachheriges Bemühen in derselben Richtung höchstens von mäßigem Erfolg gekrönt wurde. „Der durch Privatunterricht in noch so vielen Sprachen und Wissenschaften zu erlangende Gewinn“, sagt er, „ist gering; auch argwöhnte der junge Abenteurer an sich noch keine literarische Befähigung, sondern verdiente im besten Falle Wasser- und Brotlohn durch sein bemerkenswerthes Uebersetzungstalent.“ Uebersetzungen und Privatunterricht also fristeten ihm damals ein frugales Leben; das Bewußtsein seiner selbständigen literarischen Befähigung aber war ihm trotz so vielseitiger Kenntnisse, trotz seines unwiderstehlichen Dranges, im Reiche des Geistes festen Fuß zu fassen und seine Welt zu gründen, noch nicht aufgegangen. Er wandelte

noch im Zwielicht, auf der Grenze, welche zwei Lebensepochen scheidet, und es scheint, daß erst seine nähere Bekanntschaft mit deutscher Literatur und Philosophie in seinen innern Kämpfen den Ausschlag gab, seine schöpferischen Kräfte in Bewegung brachte und den erlösenden Entschluß, seine Fähigkeiten der freien humanistischen Arbeit des Geistes zu widmen, in ihm entzündete.*)

Schon während seiner Studienjahre in Edinburgh war seine Aufmersamkeit auf die deutsche Literatur gelenkt worden, und zwar durch Madame de Staël's Buch „De l'Allemagne". Er war von der Lektüre dieses Werks mit dem lebhaften Wunsche aufgestanden, sofort deutsch zu lernen, um eine tiefere Einsicht in die Schöpfungen der großen Männer zu gewinnen, von deren Leben und Wirken die französische Schriftstellerin so manches erzählte, was ein ahnungsvolles Echo in seiner Seele weckte. Aber das Interesse an deutscher Literatur war damals in England noch so gering, daß in Edinburgh weder eine deutsche Grammatik noch ein deutscher Lehrer aufzutreiben war. Allerdings wies man Carlyle auf seine Nachfrage an einen Mann, von dem es hieß, er sei ein Deutscher und verstehe deutsch; allein bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß dieser Pionnier der deutschen Cultur in Schottland ein „polnischer Jude", oder doch ein Jude aus Kurland war und daß es bei dem besten Willen unmöglich sei, die deutsche Sprache von ihm zu lernen. Carlyle mußte daher nothgedrungen seinen Plan aufschieben; aber der Wunsch, mit der deutschen Literatur bekannt zu werden, dauerte um so unverminderter fort, als während der nachfolgenden Jahre seine gesammte andere Lektüre ihn mehr oder weniger unbefriedigt ließ. So war das Jahr 1821 herangekommen, und Carlyle, noch immer unentschieden über die endliche Gestaltung seines Lebens, brachte den Winter in seinem Geburtsorte Ecclefechan zu. Kurz zuvor war einer seiner Jugendfreunde von einer weiten Reise zurückgekehrt, deren Ruf in jenem Theile von Schottland kein geringes Aufsehen verursacht hatte. Er hatte, wie man sich ausdrückte, „die östlichen Meere", d. h. die Nordsee überschifft, war in Deutschland gewesen, hatte eine Zeit lang in Göttingen gewohnt und (erstaunlichste aller Errungenschaften!) die Fama behauptete auch, er sei eingeweiht worden in die Mysterien der deutschen Sprache. Dieses weitgereisten, in der deutschen Sprache bewanderten Freundes Wohnort befand sich nur etwa eine Stunde von Ecclefechan, und bei einer Zusammenkunft, wo die Rede davon war, wie man den Winter am nützlichsten hinbringen könne, machte Carlyle den Vorschlag, man solle französisch und deutsch treiben: er, der das erstere vortrefflich verstand, wolle dem in diesem Punkte unwissenden Freunde französischen Unterricht geben, jener dagegen solle ihm selbst seine deutschen Kenntnisse zugute kommen lassen. Die Verabredung wurde ausgeführt und auf solche Art legte Carlyle im Laufe des Winters von 1821 den ersten Grund zu jener tiefen Kenntniß der deutschen Literatur, welche auf seine nachmalige Entwickelung einen so entscheidenden Einfluß ausübte. Indeß die deutschen Kenntnisse des weitgereisten Freundes waren kaum weniger mangelhaft, als die Auswahl deutscher Bücher, in deren Besitz er war, unerfreulich. Statt der Werke Goethe's und Schiller's mußte man mit einigen Bänden obscurer Dramatiker aus Gottsched's Zeit fürliebnehmen, die wenig geeignet sein konnten, den Enthusiasmus für deutsche Literatur zu nähren. Größer war die Befriedigung, als ein schottischer Schiffsherr, der über „die östlichen Meere hin" Handel trieb, auf Carlyle's Wunsch ein Exem-

*) Die nachfolgenden sowie manche andere in dieser Darstellung erwähnten biographischen Details aus Carlyle's Leben verdanke ich Hrn. Neuberg, dem Uebersetzer der „History of Frederick II." und langjährigem Freunde Carlyle's, dem ich hiermit für seine freundschaftliche Bereitwilligkeit, mir die bisjetzt in Büchern zugänglichen, höchst unvollkommenen Notizen zu ergänzen und zu berichtigen, meinen besten Dank sage.

plar von Schiller's Werken für ihn besorgte; doch auch in der ersten Lektüre Schiller's fand er nicht jene volle überwältigende Offenbarung, nach der seine Seele lechzte. Er beschloß nun, vor allem Goethe zu lesen, und ging zur Ausführung seines Vorsatzes nach Edinburgh. Er fand Goethe's Werke in der Universitätsbibliothek und begann mit der Lektüre von „Wilhelm Meister". Noch einmal schien es anfangs, als solle er auch hier eine Enttäuschung erleben; aber je weiter er las, um so mehr fiel es wie Schuppen von seinen Augen, und als er geendet hatte, fühlte er, daß jetzt endlich die so lange ersehnte Offenbarung ihm beschieden sei. In diesem Dichterwerke lebte der dichterische Reichthum des Empfindens und die philosophische Tiefe des Denkens, der humane Idealismus und der werkthätige Drang zu einer harmonischen Uebung der schaffenden Kräfte, um deren Gewinn er so lange verworrene Kämpfe geführt hatte. Statt der thatlosen Grübeleien des skeptischen Verstandes, statt des unbekümmerten Genusses der epikuräischen Götter, hörte er als die Summe aller Weisheit das Motto „Gedenke zu leben!" — den anfeuernden Zuruf „Hier oder nirgends ist Amerika!". Um diese Zeit reifte in ihm der Entschluß, sich ganz der Arbeit des literarischen Schaffens zu widmen, und während fast eines halben Jahrhunderts sehen wir ihn seitdem auf der damals eingeschlagenen Bahn beharren und durch die Stürme des Lebens, in unvermindertem Eifer, den ideellen Antrieb und die heilige Flamme der Begeisterung nähren, der jener Entschluß entsprang.

Wie Carlyle über die Aufgabe des Mannes dachte, der die geistige Arbeit zu seinem Lebensberuf wählt, hat er wiederholt in seinen Werken ausgesprochen. Seine Ansicht war identisch mit derjenigen, welche Fichte in den Vorlesungen über das Wesen des Gelehrten niederlegte und was ihn zu den Koryphäen unserer classischen Literaturepoche hinzog, war vor allem jene ideelle Tiefe, jene heroische Einheit des Lebens und des Schaffens, worin ihre wahre Größe wurzelt. Mit Fichte glaubte er, daß alle Dinge, welche wir sehen oder mit denen wir arbeiten, eine Art Kleid oder sinnliche Erscheinung sind, unter denen, als ihr Wesen, die göttliche Idee der Welt verborgen liegt. Für die Masse der Menschen ist keine solche göttliche Idee in der Welt erkennbar. Sie leben blos zwischen den oberflächlichen Erscheinungen der Welt, ohne von dem darunter ruhenden göttlichen Wesen zu träumen. Aber der Schriftsteller ist besonders hierher gesandt, daß er diese göttliche Idee erkennen und uns offenbaren möge. In jeder neuen Generation wird sie sich in einer neuen Sprache offenbaren, und er ist dazu da, ihr als Organ zu dienen. Der Schriftsteller ist daher ein Prophet, ein Priester, der den Menschen das Göttliche verkündigt, und gehört mit seinen Genossen einer großen Priesterschaft an, die von Jahrhundert zu Jahrhundert allen Menschen lehrt, daß noch ein Gott in ihrem Leben gegenwärtig ist, daß aller Schein, den wir in dieser Welt sehen, nichts ist als ein Gewand der göttlichen Idee der Welt, welche auf dem Grunde der Erscheinung verborgen liegt. „Unter allen Priesterschaften, Aristokraten und regierenden Klassen der Welt", so ruft er an einer andern Stelle, „ist keine an Bedeutung der Priesterschaft der Schriftsteller zu vergleichen. Die Schreiber von Zeitungen, Broschüren, Büchern — sie sind die wahrhafte, arbeitende, wirksame Kirche eines modernen Landes. Der Verfasser eines Buchs, ist er nicht ein Priester? predigend nicht in diesem Kirchspiel oder in jenem, an diesem Tage oder an jenem, sondern für alle Menschen, an allen Orten und zu allen Zeiten."*) Mit diesem aus unsern großen Dichtern und Denkern geschöpften, durch seine eigene innerste Natur bestätigten Geiste einer prophetisch-priesterlichen Mission trat Carlyle an seine literarische Arbeit heran, und in der entsprechenden Darstellung des in tausend Formen und Farben schillernden Gegensatzes „der göttlichen Idee" der Welt zu den vorübergehenden Erscheinungen der Welt, in dem religiösen Be-

*) Vgl. die Vorlesung „The man of letters" in den „Lectures on Heroworship".

mühen, auf allen Lebensgebieten jene Idee als das Wahre und Wesentliche gegen die Erscheinungen, als das Wechselnde und Unzulängliche geltend zu machen, — geltend zu machen mit der religiösen Ueberzeugung eines Priesters und der trauernden Resignation eines Propheten, liegt der Schlüssel zur Kenntniß seines Wesens und seiner geistigen Thätigkeit. Was man auch an den Schlußfolgerungen im einzelnen aussetzen möge, selten ist wol ein weltliches Evangelium mit so erschütterndem Ernst und so wunderbarer Beredsamkeit gepredigt worden, und vielleicht nie hat ein transscendentaler Denker mit dem kühnen Fluge der Speculation und der Phantasie eine so leidenschaftliche Hingabe an die Lösung der praktischen Probleme der gegenwärtigen Welt vereinigt als der Schriftsteller Thomas Carlyle.

Aber wenn so nach langem Schwanken der Würfel endlich gefallen war, so fehlte trotzdem noch viel, daß die aufgeregten Elemente zur Ruhe gekommen wären. Der Wille und die Begeisterung für eine bestimmte Arbeit waren da; doch das Feld war groß, die Wahl schwer, die Reihen der Mitarbeiter, unter denen es einen Platz zu finden galt, gedrängt voll. Trotzdem war es um so mehr von Bedeutung, einen Anfang zu machen, als das literarische Schaffen nicht blos die Ausführung eines innern Berufs erfüllen, sondern auch als Basis für eine unabhängige Existenz dienen sollte. Die nächste Möglichkeit, beide Zwecke zu vereinigen, bot die Journalistik dar und als Journalist fing Carlyle seine neue Laufbahn an. In Edinburgh herrschte damals ein angeregtes geistiges Leben. Der Genius Robert Burns' hatte den dichterischen Sinn des schottischen Volks in Bewegung gesetzt, Sir Walter Scott's Ruhm stand in voller Blüte; auch an wissenschaftlichen Notabilitäten war kein Mangel und die „Edinburgh Review" bildete das Centrum eines Kreises talentvoller Schriftsteller, deren Thätigkeit bereits über die Grenzen Englands hinaus Ansehen und Einfluß genoß. Andeutungen im „Sartor Resartus" deuten darauf hin, daß man schon vor der Zeit, von welcher wir reden, in den literarischen Cirkeln der Hauptstadt auf Carlyle als einen Mann von Geist und Originalität aufmerksam geworden war, und da er nun dorthin übersiedelte, um selbständig in die Reihen der literarischen Genossenschaft einzutreten, läßt sich denken, daß er den angeborenen Hang zur Einsamkeit bezwang und viel in jenen Kreisen verkehrte. Seine ersten bekannt gewordenen Arbeiten waren Artikel über Montesquieu, Montaigne, Nelson und die beiden Pitt's in Brewster's „Edinburgh Encyclopaedia", nebst einer im Laufe desselben Jahres (1823) veröffentlichten Uebersetzung von Legendre's Geometrie, mit einem hinzugefügten „Essay on Proportion" — einleitende Versuche, die er später der Aufnahme in seine gesammelten „Kleinern Schriften" („Miscellanies") nicht würdig achtete und deren einfache chronologische Erwähnung daher an dieser Stelle genügt. Der eigentliche Beginn einer bedeutungsvollen, genau abgegrenzten Epoche seiner literarischen Thätigkeit datirt erst von dem Jahre 1824, wo er seine Uebersetzung von Goethe's „Wilhelm Meister" herausgab. Um diese Zeit war er offenbar über seinen nächsten Studien- und Arbeitsplan zum Entschlusse gekommen. Seine Studien sollten vor allem die deutsche Literatur umfassen, und es sollte seine erste Arbeit sein, seinen Landsleuten die Resultate dieser Studien zu vermitteln. Wie er in der Vorrede zur Uebersetzung des „Wilhelm Meister" auseinandersetzte, war man bis dahin mit deutscher Literatur in England so gut wie unbekannt. Man hatte eine dunkle Vorstellung, daß Deutschland während der letzten hundert Jahre eine Anzahl von Dichtern hervorgebracht habe, die sich keinen unbedeutenden Ruf erworben; man nannte die Namen Klopstock, Wieland, Goethe und Schiller, und dieser und jener hatte eins oder das andere ihrer Werke in schlechten Uebersetzungen gelesen; aber die Begriffe von ihren Leistungen waren von der unbefriedigendsten Art und die vorherrschende Meinung ging dahin, daß Deutschland in wahrhafter Poesie und Bildung noch immer so weit hinter den andern Völkern

zurückstehe als in der Entwickelung seines politisch-socialen Lebens. Carlyle hatte aus seiner Lektüre deutscher Werke eine ganz andere Ansicht geschöpft. Ihm waren sie wie eine neue Offenbarung gewesen und es war ebenso wol das unwiderstehliche Bedürfniß, sich in die Tiefen dieser neuentdeckten Geisteswelt zu versenken und seinen innern Menschen daraus aufzubauen, als das Verlangen, seinen Landsleuten ihre Schätze zugänglich zu machen, was die Richtung seiner Studien bestimmte. In ihrer äußern Abgrenzung kann diese beinahe ausschließlich der Erforschung und Bearbeitung deutscher Literatur gewidmete Epoche in Carlyle's Leben, als den Zeitraum zwischen den Jahren 1824—33 umfassend bezeichnet werden; in ihrer innern Wirkung übte sie, wie schon oben bemerkt wurde, einen dauernden Einfluß auf Carlyle's gesammtes Sein und Denken aus, und an so verschiedenartigen Stoffen er auch später seine Kraft erprobte und zu so schroffer, großartiger Selbständigkeit seine geistige Individualität sich entwickelte, so fest blieb er doch ruhen auf den damals gelegten Fundamenten, und so unverkennbar ist der Nachhall deutscher Poesie und Philosophie in Form und Inhalt aller seiner Werke.

Die Uebersetzung von „Wilhelm Meister" war vortrefflich — auf den ersten Blick eine Arbeit der Verehrung und der Liebe, das treueste Abbild der wundervollen Schöpfung Goethe's in fremdem Gewande. Dennoch bot sie den oberflächlich absprechenden Kritikern deutscher Literatur in England, unter welchen der Redacteur der „Edinburgh Review" Jeffrey und der Opiumesser de Quincey hervorragten, nichts als eine neue Veranlassung, ihre bornirten, antideutschen Phrasen zu wiederholen. Carlyle sah in Goethe den Menschen, der mit dichterischem Geiste das Menschliche ausspricht und darstellt; jene Kritiker suchten in ihm den „feinen Gentleman" der Aera Georg's IV., den Mann der guten Gesellschaft, des modischen Kleiderschnitts und der traditionellen Respectabilität — und man kann sich kaum wundern, daß sie enttäuscht wurden. Die deutsche Literatur, so wurde erklärt, schwanke zwischen zwei Uebeln hin und her: zwischen schlechtem Geschmack auf der einen, Mysticismus auf der andern Seite, und da einestheils die herrschende Etikette Deutschlands den bürgerlichen Dichter und Gelehrten von den Kreisen der guten Gesellschaft ausschließe, andererseits seine stereotype Armuth ihn in kläglichen, kleinlichen Verhältnissen verkommen lasse, sei kein anderes Resultat zu erwarten, bevor ein gründlicher Umschwung in jenen Zuständen stattfinde. So lautete der Hauptsache nach das Urtheil der Kritik, und der ganze weite Zwischenraum, wodurch der nach Wahrheit und Schönheit dürstende Denker von den feinen modischen Lebemännern der Welt geschieden ist, trennte Carlyle von diesen Recensenten. Auch er war arm und hatte wie jene „armen deutschen" Dichter und Denker um sein tägliches Brot zu kämpfen; aber er hatte zwischen dem Streben nach dem Besitz irdischer und idealer Güter, zwischen dem Beifall, den die Laune des Zeitgeistes zollt und den das eigene Bewußtsein spendet, längst die Wahl getroffen und wegwerfende Bemerkungen vermochten weder ihn in seinem Glauben zu erschüttern, noch ihn von der liebevollen Erforschung der Schätze, welche die deutsche Geisteswelt ihm erschloß, abzulenken. Von dem Studium Goethe's wandte er sich zunächst dem Studium Schiller's zu, und schon im Jahre 1824 erschien, als selbständiges Erstlingswerk seiner literarischen Thätigkeit, das „Life of Schiller". Nach der eben berührten Kritik über deutsche Literatur mochten übrigens die edinburgher Verleger in der Annahme dieses neuen, dem deutschen Genius gezahlten Tributs eine zweifelhafte Speculation fürchten. Thatsache ist, daß das „Life of Schiller" nicht in Edinburgh, sondern in den Spalten des „London Magazine" herauskam, welches damals von Charles Lamb redigirt wurde. Während des folgenden Jahres unternahm Carlyle seine erste Reise nach London und fand hier einen Verleger, der nach Beendigung des Abdrucks in der genannten Zeitschrift das Werk in Form eines Buchs veröffentlichte. Es erschien, wie sämmtliche Arbeiten Carlyle's bis zum Jahre 1837, ohne seinen Namen, that aber seine Wirkung und muß

noch jetzt, nach allem was seitdem über Schiller geschrieben ist, den besten Biographien des Dichters zur Seite gestellt werden, die wir besitzen. Genau und vollständig in den Thatsachen, geistvoll und übersichtlich in der Darstellung, eingehend und kenntnißreich in der Kritik, verbindet es mit diesen Vorzügen jene warme Sympathie mit der Persönlichkeit, jenen tiefen Einblick in die Entwickelung und die Ideale des Menschen und des Dichters, welche der literarischen Composition ihre wahre Weihe ertheilt und mit dem ästhetischen Sinn zugleich die sittlichen Energien des Geistes befriedigt. Die Thatsachen hatte er aus fremden Quellen schöpfen können, aber die heroische Auffassung von Schiller's Natur und Wesen (eine Auffassung, welche vielfach an Wilhelm von Humboldt's fünf Jahre später veröffentlichte vortreffliche Charakteristik erinnert) verdankte er sich selbst, und diese Anerkennung wurde ihm auch in Deutschland zutheil, wo das Werk bald nach seinem Erscheinen bekannt wurde. „Von dieser Biographie Schiller's", so erklärte Goethe in einer kurzen Anzeige*), „wäre nur das Beste zu sagen. Sie ist merkwürdig, indem sie ein genaues Studium der Lebensvorfälle unsers Dichters beweist, sowie denn auch das Studium der Dichtungen unsers Freundes und eine innige Theilnahme an denselben aus diesem Werke hervorgeht. Bewunderungswürdig ist es, wie sich der Verfasser eine genügende Einsicht in den Charakter und das hohe Verdienst dieses Mannes verschafft, so klar und so gehörig, als es kaum aus der Ferne zu erwarten gewesen." Ein so aufmunternder Zuruf aus solchem Munde konnte Carlyle für vieles Misverständniß um ihn her trösten. Um so mehr mußte dies der Fall sein, als während des der Veröffentlichung von „Schiller's Leben" folgenden Jahres (1826), mit der Sendung eines Exemplars der Uebersetzung von „Wilhelm Meister", auch der briefliche Verkehr zwischen ihm und Goethe begann, auf den wir bald zurückkommen werden, und der, wie kaum versichert zu werden braucht, Carlyle's Vorliebe für deutsche Studien in nicht geringem Maße verstärkte.

Carlyle war inzwischen nach Edinburgh zurückgekehrt und tiefer in deutsche Literatur und Philosophie versunken als je zuvor. In seiner literarischen Production trat freilich eine lange Pause ein; wenigstens enthalten seine Gesammelten Schriften keine Arbeit mit dem Datum des Jahres 1826. Wie eifrig er jedoch unterdeß nach allen Seiten ausschritt und einsammelte und dachte, bewiesen die beiden folgenden Jahre. Vor allem müssen wir bemerken, daß es um diese Zeit war, wo er mit den Werken desjenigen deutschen Autors bekannt wurde, dessen Stil und Denkweise ohne Frage den größten Einfluß auf ihn ausübten, einen Einfluß, welcher bis in seine jüngsten Werke hinein erkennbar ist und in dem viele seiner schriftstellerischen Eigenthümlichkeiten und Seltsamkeiten ihren Erklärungsgrund finden, mit den Werken Jean Paul's. Nicht als ob wir Jean Paul als Carlyle's Vorbild, oder Carlyle als Jean Paul's Nachahmer darstellen wollten. Es versteht sich vielmehr von selbst, daß eine so nachhaltige, erstaunliche Wirkung des einen auf den andern nicht hätte stattfinden können, ohne das Vorhandensein verwandter Naturanlagen, ohne den Besitz schöpferischer Kräfte, welche in der Tiefe ähnlich angelegter Individualitäten wurzelten und nach analogen Gesetzen thätig waren. Jean Paul, in das Schottland und England des 19. Jahrhunderts versetzt, wäre vielleicht ein Carlyle, Carlyle in das Deutschland des 18. Jahrhunderts versetzt, vielleicht ein Jean Paul geworden. Beide hatten die schrankenlose dichterische Subjectivität und Phantasie, beide den Hang zu dem umfassendsten Wissen, beide den schwärmerischen humanen Idealismus gemeinsam, in beiden endlich reifte der Zusammenstoß dieses Idealismus mit den Zuständen der wirklichen Welt die Geistesblüte des lachenden, weinenden Humors. Allein

*) Nachgelassene Werke, VI, 230 fg.

so vieles Verwandte sie theilen mochten, so unverkennbar waren andererseits ihre Verschiedenheiten, und so auffallend Carlyle in manchen Dingen an Jean Paul erinnert, so wenig beeinträchtigt dies die Selbständigkeit seines literarischen Charakters. Er war aus herberm Stoffe geschaffen als jener, sein Geist war bei allem Idealismus in höherm Maße dem wirklichen Leben und der Geschichte zugewandt, seinem Humor endlich stand mehr eine tiefe danteske Melancholie zur Seite als die überschwengliche Sentimentalität seines deutschen Vorgängers. Dennoch darf es als ein Problem gelten, ob Carlyle's Schriften ohne die Bekanntschaft mit Jean Paul die eigenthümliche Form und Phraseologie würden erhalten haben, welche ihre Ausnahmestellung in der englischen Literatur bedingt, und als ein außerordentliches Phänomen muß diese Wandlung des reinen, kräftigen, gemessenen Stils, welcher seine ersten Arbeiten charakterisirt, in die germanisirende, jean-paulisirende Darstellung seiner spätern Zeit stets betrachtet werden.

Uebrigens beschränkten seine Studien sich keineswegs auf die Werke Jean Paul's; er las auch Klopstock und die sächsischen Dichter, Winckelmann und Lessing, die Dichter des göttinger Bundes, Tieck, Novalis und die Gebrüder Schlegel, Kant, Fichte und Schelling — kurz, verschaffte sich einen Einblick in die deutsche Literatur und Philosophie des 18. und 19. Jahrhunderts, desgleichen keiner seiner Landsleute vor ihm besessen hatte oder neben ihm besaß. Die Gesichtspunkte, unter welchen er diese Fülle geistiger Schöpfungen anschaute, schlossen keins der großen Kriterien aus, von denen die Gesammtbedeutung eines Schriftstellers abhängt; sie vereinigten das historische, das ästhetische und das sittlich-intellectuelle Interesse und wenn das letztere ihm am höchsten galt, so verlor er darum die Ansprüche der andern nicht aus den Augen. Jene großen Männer waren ihm ebenso viele Mitgenossen in dem allgemeinen irdischen Lebenskampfe um das Wahre, Gute und Schöne und unwillkürlich gingen seine Sympathien von den Offenbarungen ihrer geistigen Natur auf ihre persönlichen Schicksale innerhalb der geschichtlichen Epoche und der socialen Verhältnisse über, in deren Mitte das Schicksal sie hineingestellt hatte. Auf ähnliche Weise concentrirte sein ästhetisches Glaubensbekenntniß sich in dem althellenischen Begriffe der Einheit des Guten und Schönen, dem Καλοκάγαϑον; aber er beschränkte diesen Begriff nicht auf das Gebiet der Kunst, sondern wandte ihn an auf die Erscheinungen aller Lebensgebiete, als Symbol der höchsten Harmonie alles menschlichen Wesens: der Einheit des Denkens und des Handelns, der Idee und der Wirklichkeit. Wie lebhafte Anregung ihm bei solcher Sinnesart seine deutschen Studien entgegenbringen mußten, bedarf keiner Auseinandersetzung. Als charakteristisch muß jedoch die Thatsache erwähnt werden, daß von den Philosophen niemand ihn mit größerer Gewalt anzog als Fichte, — Fichte, der Mann des energischen, ungestümen, unbeugsamen Charakters; Fichte, der kühne Denker, der nicht blos mit eiserner Consequenz sein System des transscendentalen Idealismus aufbaute, sondern mit derselben Energie aus der Welt der Ideen hinabstieg in die Welt der Wirklichkeit und das Zeitalter, in dem er lebte, an den ideellen Bedürfnissen und Zwecken der Menschheit maß. Ja, man kann sagen, daß Carlyle auch hier einer ihm innig verwandten Seele begegnet war, und mit Vorliebe kehrte er noch in spätern Jahren öfter zu der Lektüre der populären Schriften des Mannes zurück, dessen wissenschaftliches System in allen Hauptzügen mit den Ueberzeugungen zusammenstimmte, welche seiner eigenen Gedankenwelt zu Grunde lagen.

Die nächsten Früchte seiner Studien waren zwei Artikel in der „Edinburgh Review", der eine über Jean Paul, der andere über den Zustand der deutschen Literatur im allgemeinen, nebst vier Bänden Uebersetzungen aus Goethe, Jean Paul, Tieck, Musäus und Hofmann unter dem Titel „German Romance", sämmtlich durch das Datum des Jahres 1827 bezeichnet. Wie Carlyle über Jean Paul dachte, was er an ihm bewun-

derte und auszusetzen hatte, und in wie merkwürdiger Weise sowol dieser Tadel als jene Bewunderung auf viele seiner eigenen Charakterzüge Anwendung erleiden, erhellt vielleicht am besten aus einigen Stellen des vortrefflichen Artikels über Jean Paul, die wir daher hier im Auszuge einschalten. „Richter“, sagt Carlyle, „ist ein intellectueller Koloß genannt worden, und in dem Lichte eines solchen sehen auch wir ihn an. Seine Fähigkeiten sind alle von gigantischer Form, massenhaft, schwerfällig in ihrer Bewegung; mehr groß und glänzend als harmonisch oder schön, aber dennoch zu lebendiger Einheit verbunden und alles in allem von außerordentlichem Umfang und Kraft. Er hat einen unbändigen, schroffen, unwiderstehlichen Verstand, der die härtesten Probleme in Stücke schlägt, in die verborgensten Combinationen der Dinge eindringt und sich den fernsten bemächtigt; eine vage, düstere, glänzende oder erschreckende Einbildungskraft, welche über den Abgründen des Daseins brütet, die Unendlichkeit durchschweist und in ihrem verschwimmenden religiösen Lichte glänzende, feierliche oder schreckliche Gestalten heraufbeschwört, eine Phantasie von beispielloser Fruchtbarkeit, die ihre Schätze mit einer Verschwendung ausströmt, welche keine Grenze kennt. . . . . Aber tiefer als alle diese liegt der Humor, seine herrschende Fähigkeit, gleichsam das Centralfeuer, das sein ganzes Wesen durchdringt und belebt. Er ist Humorist in seiner innersten Seele, denkt, fühlt, dichtet, handelt als Humorist: Spiel ist das Element, worin seine Natur lebt und arbeitet. Ein stürmisches Element für eine solche Natur und mit wilder Thätigkeit setzt er es in Bewegung. Ein Titan im Spiel wie im Ernst, überschreitet er alle Grenzen und stürmt ohne Maß und Gesetz umher. Er häuft Pelion auf Ossa und wirft das Universum zusammen und auseinander wie einen Kasten mit Spielsachen. Der Mond, als rebellischer Satellit, „bombardirt“ die Erde; Mars „predigt“ den andern Planeten eine höchst merkwürdige Lehre, ja Zeit und Raum selbst spielen phantastische Streiche — es ist eine endlose Maskerade, die ganze Natur tritt auf und vermummt sich in den seltsamsten Verkleidungen. . . Doch diese Vermummung ist nicht ohne ihren Zweck, diese Visire sind nicht blos hohle Masken, es sind lebendige Gesichter darunter, und diese Mummerei hat ihre Bedeutung. Wunderlich, wie Richter scheint, arbeitet er doch nicht ohne Plan; wie Rubens kann er durch einen einzigen Pinselstrich ein lachendes Gesicht in ein trauriges verwandeln. In seinem Lächeln selbst liegt ein rührendes Pathos verborgen, eine Sympathie zu tief für Thränen. Er ist ein Mann von Gefühl im edelsten Sinne des Wortes, denn er liebt alles Lebendige mit dem Herzen eines Bruders, strömt seine Seele aus in Mitgefühl für Freude und Schmerz, für alles Gute und Große in der ganzen Welt. . . Daß seine Darstellungsart eigenthümlich, ja in Wahrheit eine wilde, verwickelte Arabeske ist, ist nicht zu leugnen; aber die Hauptfrage ist, inwiefern stellt diese Darstellungsart sein wirkliches Denken und Sein dar? Und warum sollten wir mit dem Hohen streiten, weil es nicht das Höchste ist? Richter's schlimmste Fehler sind eng mit seinen größten Vorzügen verbunden; ja sie bestehen wesentlich in einer Ueberfülle des Guten, in regelloser Verschwendung des Reichthums, in dem Blenden mit einem Uebermaß wahren Lichtes. Diese Dinge können um so bereitwilliger verziehen werden, je weniger wahrscheinlich ihre Nachahmung ist. . . . Von seiner Philosophie wollen wir nur das Eine bemerken, daß sie nicht mechanisch oder skeptisch ist, daß sie nicht aus dem Forum oder dem Laboratorium herstammt, sondern aus den Tiefen des menschlichen Geistes und als ihre schönste Frucht ein edles Moralsystem und die festeste religiöse Ueberzeugung zu Tage fördert. Einem oberflächlichen Leser könnte er als der wildeste der Glaubenslosen erscheinen; denn nichts kann die Freiheit übertreffen, womit er die Dogmen der Religion, ja die höchsten Gegenstände christlicher Verehrung hin- und herwirft. Aber unabhängig von allen Dogmen, oder vielleicht trotz vieler derselben, ist Richter im höchsten Sinne religiös. Eine Ehrfurcht, keine selbstsüchtige Furcht, sondern eine edle Ehrfurcht vor

dem Geiste alles Guten bildet die Krone und den Ruhm seiner Cultur. In diesem letztern Punkte halten wir ihn besonders des Studiums würdig."

So weit Carlyle's Urtheil über Jean Paul, das zugleich als Beispiel seiner kritischen Darstellungsgabe gelten mag und dessen persönliche Bezüge der fernere Verlauf unserer Betrachtungen wiederholt ins Gedächtniß zurückrufen wird. Noch bemerkenswerther war der Artikel über den Zustand der deutschen Literatur im allgemeinen. Es war derselbe eine Antwort auf die vorhin berührten antideutschen Tiraden der „feinen Gentlemen" der Aera Georg's IV., und mit gründlicherer Sachkenntniß und siegesgewisserer Beredsamkeit hätten die der deutschen Bildung gemachten Vorwürfe des Mysticismus und des schlechten Geschmacks nicht widerlegt werden können, als hier geschah. Carlyle trat durch diesen Artikel sofort in die vorderste Reihe der englischen Autoritäten über deutsche Literatur, und wenn man die angesehene Stellung der „Edinburgh Review" bedenkt, so möchte es schwer sein, seinen Einfluß auf die Beförderung deutscher Studien in England zu überschätzen. Als nicht miszuverstehendes Zeichen des wachsenden Interesses an der fremden Geistesentwickelung wollen wir vorläufig schon die Gründung der „Foreign Review" erwähnen, welche ein Jahr darauf (1828) unter der besondern Mitwirkung Carlyle's zu erscheinen anfing. Seine ausgezeichneten Uebersetzungen („German Romance") fanden um so mehr Anklang, als in der Auswahl der einzelnen Stücke der englische Geschmack zu Rathe gezogen und biographisch-kritische Abhandlungen über Leben und Werke der deutschen Autoren hinzugefügt waren.

Noch ein anderes Ereigniß bleibt uns aus dem Jahre 1827 zu erwähnen: Carlyle's Verheirathung mit Miß Welsh, der Tochter des Dr. Welsh, in dessen Hause er verkehrt hatte seit seiner Lehrzeit in Kirkaldy. Seine Ehe blieb kinderlos, war aber übrigens glücklich, glücklich auch darin, daß die treu liebende, gleichgesinnte Gefährtin ihm sein ganzes Leben hindurch bewahrt blieb und bis vor kurzem im hohen Alter, kräftig und ungebeugt wie er selbst, ihm zur Seite stand. Dr. Welsh machte den Neuvermählten ein Landgütchen im Norden von Dumfriesshire, Craigenputtock mit Namen, zum Geschenk und dort schlugen sie bald nach ihrer Verheirathung ihren Wohnsitz auf. Das Jahr 1828 war noch reicher an literarischen Arbeiten als sein Vorgänger. Es brachte drei Artikel in der „Foreign Review": über Zacharias Werner, Goethe's Helena und Goethe's „Gesammelte Werke" und zwei Artikel in der „Edinburgh Review": über Burns und Johann Gottlob Heyne. Bevor wir jedoch von diesen Arbeiten reden, wollen wir einen Blick in die soeben gegründete Häuslichkeit des Schriftstellers werfen, wozu die Versuchung um so größer ist, je spärlicher die Quellen fließen, welche uns einen unmittelbaren Einblick in seine persönlichen Zustände gestatten. Ein aus Craigenputtock vom 25. Sept. 1828 datirter Brief Carlyle's an Goethe, von dem letztern in seiner Vorrede zu der deutschen Uebersetzung des „Life of Schiller" mitgetheilt, gibt uns hierzu die willkommenste Veranlassung und das darin entworfene Bild ist in sich so abgerundet und charakteristisch, daß es wol kaum der Entschuldigung bedarf, wenn wir den Brief der Hauptsache nach wörtlich wiedergeben. „Sie forschen", so schreibt Carlyle an Goethe, „mit so warmer Neigung nach unserm gegenwärtigen Aufenthalt und unserer Beschäftigung, daß ich einige Worte hierüber sagen muß, da noch Raum dazu übrigbleibt. Unser Wohnort ist nicht in Dumfries, sondern 15 (englische) Meilen nordwestlich davon entfernt, zwischen den Granitgebirgen und den schwarzen Moorgefilden, welche sich westwärts durch Galloway bis nahe an die Irische See ziehen. In dieser Wüste von Heide und Felsen stellt unser Besitzthum eine grüne Oase vor, einen Raum von geackertem, theilweise umzäuntem und geschmücktem Boden, wo Korn reift und Bäume Schatten gewähren, obgleich ringsumher von Seemöven und hartwolligen Schafen umgeben. Hier, mit nicht geringer Anstrengung, haben wir für uns eine dauerhafte Wohnung erbaut und ein-

gerichtet; hier wohnen wir in Ermangelung einer Lehr- oder andern öffentlichen Stelle, um uns der Literatur zu befleißigen, nach eigenen Kräften uns damit zu beschäftigen. Wir wünschen, daß unsere Rosen- und Gartenbüsche fröhlich heranwachsen, hoffen Gesundheit und eine friedliche Gemüthsstimmung, um unsere Zwecke zu fördern. Die Rosen sind freilich zum Theil noch zu pflanzen; aber sie blühen doch schon in der Hoffnung. .... Zwei leichte Pferde, die uns überall hintragen, und die Bergluft sind die besten Aerzte für zarte Nerven. Diese tägliche Bewegung, der ich sehr ergeben bin, ist meine einzige Zerstreuung; denn dieser Winkel ist der einsamste in Britannien, sechs Meilen von einer jeden Person entfernt, die mich allenfalls besuchen möchte. Hier würde sich Rousseau ebenso gut gefallen haben als auf seiner Insel St.-Pierre. In der That schreiben meine städtischen Freunde mein Hierhergehen einer ähnlichen Gesinnung zu und weissagen mir nichts Gutes. Aber ich zog hierher, allein zu dem Zweck, meine Lebensweise zu vereinfachen und eine Unabhängigkeit zu erwerben, damit ich mir selbst treu bleiben könne; dieser Erdraum ist unser, hier können wir leben, schreiben und denken wie es uns am besten däucht, und wenn Zoilus selbst König der Literatur werden sollte. Auch ist die Einsamkeit nicht so bedeutend; eine Lohnkutsche bringt uns leicht nach Edinburgh, das wir als unser britisches Weimar ansehen. Obendrein habe ich gegenwärtig eine ganze Ladung von französischen, deutschen, amerikanischen, englischen Journalen und Zeitschriften, von welchem Werthe sie immer sein mögen, auf den Tischen meiner kleinen Bibliothek aufgehäuft. Auch an alterthümlichen Studien fehlt es nicht. Von einigen unserer Höhen entdecke ich, ungefähr eine Tagereise westwärts, den Hügel, wo Agricola und seine Römer ein Lager zurückließen; am Fuße desselben bin ich geboren, wo Vater und Mutter noch leben, um mich zu lieben. Und so muß man die Zeit wirken lassen. Doch wo gerathe ich hin? Lassen Sie mich noch gestehen, ich bin ungewiß über meine künftige literarische Thätigkeit, worüber ich gern Ihr Urtheil vernähme; gewiß schreiben Sie mir wieder und bald, damit ich mich immer mit Ihnen vereint fühlen möge."

In dieser philosophisch-poetischen Einsamkeit von Craigenputtock lebte Carlyle seitdem, öftere Besuche in Edinburgh und eine Reise nach London abgerechnet, bis zum Jahre 1832, wo er dauernd nach London übersiedelte. Hier entstanden die meisten der Arbeiten, welche, wie die keines andern internationalen Vermittlers, die Kenntniß des deutschen Geistes in England befördert haben, und hier beschloß er in gewissem Sinne die dieser Arbeit gewidmete Epoche seines Lebens, um dann die gewonnenen Schätze des Wissens, die gegründete Kraft seiner Ueberzeugungen auf einem neuen Schauplatz, an neuen Gegenständen zu bethätigen. Die Grenzen des uns gesteckten Raums erlauben nicht, bei jenen ausgezeichneten Arbeiten so eingehend zu verweilen, als ihr reicher Inhalt verdient. Wir können sie nur im allgemeinen als wahre Musterstücke literarischer Kritik unsern Landsleuten empfehlen und auf einzelne Punkte aufmerksam machen, deren Beachtung für die Anschauung von Carlyle's Charakter von besonderm Interesse ist.

Vor allem müssen wir den ebengegebenen Mittheilungen aus seiner Correspondenz mit Goethe einige andere hinzufügen, worin seine Begeisterung für den Menschen und Dichter Goethe Ausdruck findet; denn so entscheidend Jean Paul, Fichte und andere Heroen des deutschen Geistes Carlyle's Entwickelung beeinflußten, mit so tiefer dauernder Verehrung blickte er doch zu keinem auf als zu Goethe. Goethe war seiner Ueberzeugung nach der vollkommenste Mensch, den die letzten zwei Jahrhunderte hervorgebracht hatten, und wie unauslöschlich tief der Enthusiasmus für Goethe in seiner Seele wurzelte, bewies noch vor kurzem seine Inauguralrede als Rector der Universität Edinburgh, wo er, im Rückblick auf die Erfahrungen eines ganzen langen Lebens, im Vorausblick auf die Zukunft der jungen Generation unserer Zeit, zu der er sprach, die Erklärung ablegte, daß, wenn er je einen ehrgeizigen Wunsch gehegt, es der sei, das zehnte und elfte Kapitel der

„Wanderjahre" haben schreiben zu können, Blätter voll reifer, priesterlicher Weisheit, denen seiner Meinung nach nichts gleichkomme, was seitdem geschrieben worden. Zu der Betrachtung des Goethe'schen Geistes kehrte er daher seit der Uebersetzung von „Wilhelm Meister" immer wieder zurück und in wenigen seiner Schriften fehlt es an Bezügen auf den alten Meister der Lebenskunst, zu dem er aufblickte als zu dem größten Geisteshelden unsers Zeitalters. Wir erwähnten schon die beiden Artikel über Goethe aus dem Jahre 1828 und wollen hier sofort bemerken, daß denselben während des Jahres 1832 vier andere Arbeiten über Goethe (in der „Edinburgh Review" und „Frazer's Magazine") nachfolgten. Aus einer so reichen Fülle des Stoffs ist die Auswahl schwer; die nachstehende Stelle mag indeß für unsern Zweck genügen. „Das erste", sagt Carlyle*), „was uns an Goethe's Geist auffällt, ist seine Ruhe, dann seine Schönheit; eine tiefere Betrachtung enthüllt uns seine Größe und unermeßliche Kraft. Dieser Mann herrscht und wird nicht beherrscht. Die ersten feurigen Energien einer leidenschaftlichen Seele liegen schweigend in dem Mittelpunkt seines Wesens; eine zitternde Sensibilität ist gewöhnt worden, die schwersten Kämpfe ohne Wanken oder Murren zu ertragen. Nichts Aeußeres, nichts Inneres soll ihn aufregen oder überwältigen. Die glänzendste und wechselndste Laune, der durchdringendste und thätigste Verstand, die wildeste und tiefste Einbildungskraft, die höchsten Schauer der Freude, die bittersten Wehen des Schmerzes, — sie alle sind sein, er nicht der ihre. Er ist König seiner selbst und der Welt. Auch regiert er nicht wie ein vulgärer großer Mann, wie ein Napoleon oder ein Karl XII., durch die bloße rohe, auf kein Princip oder auf ein falsches gegründete Vollstreckung seines Willens; seine Fähigkeiten und Gefühle sind nicht gebeugt unter die eiserne Gewalt der Leidenschaft, sondern in freundlichem Verein geleitet durch die milde Herrschaft der Vernunft, wie die unbändigen Elemente des Chaos bei dem Kommen des Lichts zu einer herrlichen wohlthätigen Schöpfung gesänftigt und verbunden wurden. Das ist die wahre Ruhe des Menschen, das dunkle Ziel jeder menschlichen Seele, der volle Gewinn nur einiger wenigen Auserwählten. Ungesucht kommt sie für keinen; aber die Weisen sind weise, weil sie keinen Preis zu hoch dafür achten. Goethe's innere Heimat war durch langsame und mühevolle Anstrengungen errichtet worden; aber sie steht auf keinem hohlen oder täuschenden Grunde; denn sein Friede entspringt nicht aus Blindheit, sondern aus klarem Schauen, nicht aus unbestimmter Hoffnung auf Veränderung, sondern aus dem sichern Einblick in das, was sich nicht verändern kann. Seine Welt scheint einst so öde und traurig gewesen zu sein wie die des finstersten Zweiflers; aber er hat sie von neuem erfüllt mit einer aus tiefern Quellen geschöpften Feierlichkeit und Schönheit, über welche der Zweifel keine Gewalt hat. Er hat furchtlos geforscht und furchtlos das Falsche gesucht und es verneint; aber er hat nicht vergessen, was ebenso wesentlich und unendlich viel schwerer ist: das Wahre zu suchen und es zu bekennen. Sein Herz ist noch voller Wärme, obgleich sein Kopf klar und kalt ist; die Welt ist für ihn noch voller Größe, obgleich er sie in keine falschen Farben kleidet; seine Mitgeschöpfe sind noch Gegenstände der Verehrung und Liebe für ihn, obgleich ihr Elend keinem Auge klarer ist als dem seinen. Diese Widersprüche zu versöhnen, ist die Aufgabe aller guten Menschen, eines jeden für sich, in seiner Art und Weise — eine Aufgabe, die in unserm Jahrhundert von eigenthümlichen Schwierigkeiten der Zeit umgeben ist und die Goethe mit einem Erfolge vollendet zu haben scheint, dem wenige gleichkommen."

Wir haben in diesen Worten das Glaubensbekenntniß von dem Beruf des Menschen, „die göttliche Idee der Welt" zur Darstellung zu bringen, nicht blos das Falsche zu verneinen, sondern ebenso das Wahre zu bejahen, in einer neuen Form wiederholt und

---

*) Vgl. Miscellanies, I, 247 fg.

die Idee der Heroenverehrung (Heroworship) (ein Gegenstand von hervorragender Bedeutung in Carlyle's spätern Speculationen), in der Bewunderung für den Erfolg eines großen Mannes in der Erfüllung jenes Berufs vorgebildet. Von diesem Gesichtspunkt hatte Carlyle sich schon damals gewöhnt, das Leben der Menschheit und der Individuen in ihr anzuschauen, nach diesem ideellen Maßstab den Werth der individuellen Handlungen und der geschichtlichen Ereignisse zu messen. Die Periode des Zweifels sank hinter ihm in die Vergangenheit zurück. Der Glaube an das Wahre, Gute und Schöne, das Pflichtbewußtsein des Kampfes für dessen Realisirung, des Kampfes für den Kosmos gegen das Chaos in allen Dingen, war seine Religion geworden und mit religiösem Ernst und Eifer legte er Hand an die Arbeit, welche dieser Glaube ihm auferlegte. Lange hatte er nur mit leidenschaftlicher Sehnsucht, unter bittern Schmerzen nach Licht und Wahrheit gerungen und unter der Führung großer Dichter und Philosophen die ewigen Leitsterne auf dem rechten Wege zu finden gesucht. Aber ein Geist von seiner Tiefe und ungestümen Energie konnte nicht bei diesen Errungenschaften stehen bleiben. Die Zeit kam heran, wo er aus der Welt der Ideen hinaustreten mußte in die Welt der Wirklichkeit, und der Umstand, daß diese Welt sich in den Wesen einer skeptischen, anarchischen, mehr auflösenden als schaffenden, mehr materiellen als ideellen Uebergangsepoche befand, einer Epoche, welche den alten Glauben der Menschen in ihren Wogen verschlingt und nur hier und da die verstreuten Elemente zum Aufbau eines neuen erkennen läßt — dieser Umstand und die Thatsache seines eigenen männlichen Muthes, seiner furchtlosen Wahrheitsliebe und genialen schriftstellerischen Begabung, in der die Kühnheit eines großen Denkers sich durchdringt mit der Phantasie eines Dichters und Propheten, bietet den tiefsten Erklärungsgrund für seine spätern Arbeiten, für das in seiner Art einzige Phänomen seiner nachfolgenden Thätigkeit.

Ehe wir indeß zu dieser zweiten Entwickelungsphase in Carlyle's Leben übergehen, müssen wir noch in der Kürze auf die letzten der Periode von Craigenputtock angehörenden Denkmale seines unermüdlichen Fleißes in Bearbeitung der deutschen Literatur einen Blick werfen. Es umfaßten dieselben, abgesehen von den Artikeln über Heyne und Goethe, Artikel über die neuern deutschen Dramatiker und Novalis (1829), eine zweite Arbeit über Jean Paul (1830), kleinere und größere Abhandlungen, endlich über Luther, Schiller, das Nibelungenlied und die deutsche Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts (1831), von denen einige in der „Foreign Review" und „Frazer's Magazine", andere in der „Edinburgh Review" und einer in der neugegründeten „Westminster Review" erschienen. Uebrigens waren dies nicht die einzigen Arbeiten jener Jahre. Von Carlyle's gründlicher Kenntniß der literarischen Entwickelung Englands legte die schon erwähnte Abhandlung über Burns eine schöne Probe ab, und wie eifrig er die französische Literatur des 18. Jahrhunderts studirte, bewies im Jahre 1829 eine lange Arbeit über Voltaire. In dasselbe Jahr fiel auch die erste Ausarbeitung des öfter citirten „Sartor Resartus", eine nach Jean Paul'schem Muster angelegte, in Jean Paul'schem Stil ausgeführte kosmo-biographische, allegorisch-symbolische Dichtung, in welcher Carlyle die Geschichte seiner eigenen, innern und äußern Kämpfe und die Resultate seiner Lebensphilosophie zu einem Gesammtbilde zusammenfaßte. Mit dem Manuscript dieses merkwürdigen Werks in der Tasche machte er im Jahre 1830 seinen zweiten Besuch in London, um einen Verleger zu suchen. Aber ein Verleger fand sich nicht. Die literarischen Rathgeber der Buchhändler oder bookseller's tasters (d. h. Schmecker, Koster), wie er sie humoristisch benamste, erklärten die Arbeit, obgleich dem Verfasser Geist und Talent nicht abzusprechen seien, für zu fremdartig und wunderlich, als daß sie dem „Geschmack" des Publikums zusagen könne, und unverrichteter Sache kehrte er mit seinem Manuscript aus dem Lärm der Weltstadt in die Einsamkeit von Craigenputtock zurück. Auch spätere

Versuche, den „Sartor Resartus" in Form eines Buches herauszugeben, blieben erfolglos, sodaß das Buch, offenbar mannichfach umgearbeitet, erst während der Jahre 1833—34 in „Frazer's Magazine" und erst 1837 (nachdem das Jahr vorher eine amerikanische Ausgabe in Boston erschienen war), als selbständiges Werk in London veröffentlicht wurde. Für die Ansicht der geistigen Entwickelung Carlyle's ist jedoch die Feststellung der Epoche, in welcher der „Sartor Resartus" entstand, von Wichtigkeit; wir haben daher keine Mühe gescheut, das authentische Datum zu ermitteln. Leichter war dies in Beziehung auf zwei kaum minder wichtige Artikel in der „Edinburgh Review", welche dem „Sartor Resartus" darin gleichen, daß sie als Marksteine des Uebergangs von einer Lebensphase zur andern gelten dürfen, indem sie von dem Gebiete der Literatur hinaustreten auf das weite Feld der Zeit. Der eine trägt das Datum desselben reichen Arbeitsjahres 1829, und hat die bezeichnende Ueberschrift „Signs of the times". Der andere entstand im Jahre 1831 und enthält unter dem lakonischen Titel „Characteristics" eine der tiefsinnigsten und in Ansehung des Stils vollendetsten philosophischen Betrachtungen des Carlyle'schen Geistes. Beide gingen offenbar aus derselben Gedankenrichtung hervor und werfen nebst dem „Sartor Resartus" ein scharfes Licht auf die Zeit ihrer Entstehung und die Jahre, welche derselben folgten. Erinnern wir uns daher, daß Carlyle, obgleich noch in Craigenputtock ansässig, auf dem Punkte war, nach London überzusiedeln, und suchen wir, ehe wir ihn dorthin begleiten, aus den genannten Productionen ein Bild seiner Anschauung von den Zuständen der gegenwärtigen Welt und der herrschenden Stimmung zu gewinnen, womit er seinen Wohnsitz in jenem gewaltigen Centrum des modernen Lebens aufschlug.

Diese Anschauung war eine vorwiegend ernste, düstere, melancholische. Sollten wir, so erklärt er in den „Signs of the times", unser Zeitalter durch ein einziges Beiwort charakterisiren, so würden wir versucht sein, es nicht ein heroisches, begeistertes, philosophisches oder moralisches Zeitalter zu nennen, sondern vor allen andern das mechanische Zeitalter. Es ist das Zeitalter des Maschinenthums, in jedem äußern und innern Sinne des Wortes, das Zeitalter, welches mit ganzer ungetheilter Kraft die große Kunst lehrt und übt, die Mittel den Zwecken anzupassen. Nichts wird mehr direct oder durch die Hand gethan; alles geschieht nach Regeln und vorher ausgeklünsteltem Verfahren. Auch auf dem Gebiete des Geistes arbeiten wir mittels klug eingerichteter Werkzeuge, sorgfältig construirter Apparate. Wir haben Erziehungsmaschinen, wir haben Religionsmaschinen; Philosophie, Wissenschaft, Kunst, Literatur, alles hängt von bestimmten Maschinerien ab. Wenn irgendein Individuum oder eine Gesellschaft eine Wahrheit auszusprechen oder ein Stück geistiger Arbeit zu schaffen haben, so können sie keineswegs direct und mit den bloßen Naturorganen ans Werk gehen, sondern müssen erst öffentliche Meetings berufen, Comités ernennen, Programme veröffentlichen, Zweckessen abhalten, kurz eine Maschinerie construiren oder borgen, mittels deren sie sprechen und handeln. Statt der Newton, die durch stille Betrachtung das Weltsystem aus dem Fall eines Apfels erkennen, haben wir wissenschaftliche Institute, die mit ganzen Batterien von Retorten, Röhren und galvanischen Säulen die Natur befragen; statt der Rafael, Angelo und Mozart königliche Akademien der Malerei, der Sculptur, der Musik. Auch die Literatur hat ihren Paternoster-Row-Mechanismus*), ihre Zunftbankete, ihre dirigirenden Conclaven und ungeheuern, unterirdischen pustenden Blasebälge, sodaß Bücher nicht blos gedruckt, sondern in hohem Maße geschrieben und verkauft werden durch Maschinerie. Keine Christina braucht in unserer Zeit nach ihrem Descartes zu schicken, kein Friedrich nach seinem Voltaire. Irgendein Fürst von Geschmack, der sein Volk aufzuklären wünscht, hat nur

*) Paternoster Row ist die londoner Buchhändlerstraße par excellence.

eine neue Taxe aufzuerlegen und den Ertrag zur Gründung philosophischer Institute anzuwenden. Auf ähnliche Weise haben wir, wenn es scheint, daß die Religion verfällt, nur Ziegelsteine und Mörtel zum Werth einer halben Million zu votiren und damit neue Kirchen zu bauen. Ja, die ganze Unzufriedenheit Europas nimmt diese mechanische Richtung. Der laute, heftige Schrei aller civilisirten Nationen, ein Schrei, der, wie jedermann jetzt sieht, beantwortet werden muß und wird, ist: gebt uns eine Reform der Regierung. Ein guter Gesetzcodex, eine zweckmäßige Controle der Executive, eine weise Anordnung der richterlichen Functionen ist alles, was zur menschlichen Glückseligkeit nöthig scheint. Der Philosoph unsers Zeitalters ist kein Sokrates, kein Plato, der den Menschen die Nothwendigkeit und den unendlichen Werth moralischer Güte, die große Wahrheit einprägt, daß unser Glück von dem Geiste abhängt, der in uns ist, und nicht von den Umständen, die außer uns sind — sondern ein Adam Smith, ein Delolme, ein Bentham, der vor allem das Gegentheil davon einschärft: daß unser Glück allein von äußern Umständen abhängt, ja daß die Kraft und Würde des Geistes in uns selbst das Geschöpf und die Folge dieser ist. So geschieht es denn, daß der politische Körper mehr als je angebetet und gepflegt wird, aber die politische Seele weniger als je. Vaterlandsliebe, im hohen edeln Sinn, in irgend anderm als einem beinahe animalischen Sinn, oder als bloße Gewohnheit, wird bei solchen Reformen oder von der ihnen widerstrebenden Opposition wenig geachtet. Die Menschen sollen durch weiter nichts geleitet werden als durch ihr selbstsüchtiges Interesse. Ach, wollten wir uns nur erinnern, daß diese ganze mechanische Handlungsweise und ihre Resultate nicht das Höchste sind, daß über dem Princip der Mechanik das der Dynamik steht und daß die vollkommenste Form kein Glück schafft, wenn ihr der lebengebende Geist fehlt. Nicht auf solche Weise übten die großen Männer und Ereignisse der Geschichte ihre Wirkung aus. Sie vernachlässigten nicht das Mechanische, aber ihr innerstes Wesen war dynamischer Natur, indem sie vor allem bemüht waren, die innern Urkräfte des Menschen zu regeln, zu reinigen, zu steigern. „Die Reformation hatte ein unsichtbares, mystisches, ideales Ziel; ihr Erfolg verkörperte sich zwar in äußern Dingen, aber ihr Geist, ihr Werth war innerlich, unsichtbar, unendlich. Auch unsere Englische Revolution hatte einen religiösen Ursprung. Die Menschen kämpften in jenen alten Tagen nicht um des Geldes willen, sondern um des Gewissens willen. In unsern eigenen Tagen ist es nicht anders. Die Französische Revolution hatte einen höhern Zweck als billiges Brot und eine Habeas-Corpus-Acte. Auch hier war eine Idee, eine dynamische, keine mechanische Kraft. Es war ein Kampf, obgleich ein blinder und zuletzt ein wahnsinniger, für das unendliche göttliche Wesen des Rechts, der Freiheit, des Vaterlandes. So vertheidigt der Mensch in jedem Zeitalter, bewußt oder unbewußt, sein himmlisches Geburtsrecht. So beharrt die Natur auf ihrer wunderbaren, unverrückbaren Bahn und alle unsere Systeme und Theorien sind nur ebenso viele Schaumwirbel oder Sandbänke, die sie von Zeit zu Zeit emporwirft und fortspült. Wenn wir den Ocean in Mühlenteiche leeren und die Kraft der Gravitation zum Detailverkauf in Flaschen verkorken können, dann dürfen wir hoffen, die Unendlichkeit der menschlichen Seele unter Formeln von Gewinn und Verlust zu begreifen und auch über sie, wie über eine Patentmaschine, durch Räder, Ventile und Balancen zu herrschen."

Ein ähnlicher Gedankengang waltet in dem „Characteristics" betitelten Essay vor. Derselbe beginnt mit dem alten Hippokratischen Satze: daß nicht die Gesunden von ihrer Krankheit wissen, sondern nur die Kranken, und stellt den naiven Zeitaltern, die, ohne ihrer selbst bewußt zu sein, aus der Tiefe des Geistes heraus schufen und handelten, den genialen Männern, deren höchste Offenbarungen leicht und frei wie aus dem Nichts entspringen, unsere sich selbst besprechende, sich selbst bespiegelnde, alles vorher bedenkende, motivirende, bezweifelnde Zeit und Gesellschaft gegenüber, deren charakteristischer Zustand

dem ernsten Denker daher nicht die Gesundheit erscheint, sondern die Krankheit. Wohl, so ruft er aus (und wir stoßen hier zuerst auf eine der Lieblingsideen, welche Carlyle nicht müde wurde, sein ganzes Leben hindurch mit dem Pathos tiefer Ueberzeugung zu wiederholen), wohl mochten die Alten das Schweigen zu einem Gott machen; denn es ist das Element aller Gottheit, Unendlichkeit und transscendentaler Größe, zugleich die Quelle und der Ocean, worin sie anfangen und enden. In demselben Sinne haben auch die Dichter „Hymnen an die Nacht" gesungen, als ob die Nacht edler wäre als der Tag, als ob der Tag nur ein dünner buntfarbiger Schleier wäre, flüchtig hingebreitet über ihre unendliche Tiefe, und diese nur entstellte und vor uns verbärge. So auch haben sie gesprochen und gesungen, als wäre das Schweigen die große Summe aller Harmonie und der Tod, was die Sterblichen Tod nennen, der eigentliche Anfang des Lebens. Blicken wir dagegen in die Zustände der Gesellschaft unserer Tage, so finden wir, daß er von allen möglichen Zuständen der am wenigsten unbewußte ist. Was z. B. beweist alles, was wir während der letzten Generationen über die Verbesserung der Zeit, den Geist der Zeit, die Zerstörung des Vorurtheils, den Fortschritt des menschlichen Geschlechts und der Erkenntniß gehört haben, anders als einen ungesunden Zustand der Selbstempfindung, der Selbstbespiegelung, Vorläufer und Prognose noch schlimmerer Leiden? Daß die Erkenntniß fortschreitet, womöglich im Sturmschritt, ist sehr wünschenswerth; doch warum sollte sie bei jedem Schritt sich umwenden und ausrufen: „Seht, was für einen Schritt ich gethan habe!" Ein solcher Fortschritt der Erkenntniß ist ohne Frage krankhafter Natur. Und so sind wir am Ende dahin gekommen, daß wenige sich auch nur vorstellen können, wie Kraft und Hoffnung uns bleiben sollen, außer durch die Anwendung eben jener Heilmittel, die wir als Symptome der Krankheit erkennen. Das ganze Leben der Gesellschaft muß erhalten werden durch Arzneien. Ein Doctor nach dem andern erscheint mit seinem Specificum: cooperative Gesellschaften, allgemeines Stimmrecht, Haus- und Kuhsysteme, Beschränkung der Bevölkerung, Votum mittels des Ballot; doch die Krankheit wird nicht geheilt. Nicht blos eine geistige, sondern auch eine physische Krankheit, angehäufter Reichthum auf der einen, angehäufte Armuth auf der andern Seite, und beide einander entgegengesetzt wie die Kräfte positiver und negativer Pole. Die Götter dieser niedern Welt sitzen oben auf glänzenden Thronen, weniger glücklich als die Götter Epikur's, aber ebenso träge, ebenso kraftlos und unter ihnen wogt der endlose lebende Ocean der Unwissenheit und des Hungers in seiner dunkeln Wuth furchtbar zu ihren Füßen. Der Mensch hat sich diesen Planeten, seinen Wohnort und sein Erbtheil, unterworfen; aber er erntet keinen Gewinn von seinem Siege. Die Länder sind reich, wohlhabend in aller Art des Besitzes, wie nie zuvor, doch die Menschen in diesen Ländern sind arm, bedürftiger als je alles äußern und innern Unterhalts, an Glauben, an Wissen, an Nahrung, an Geld. Ein trauriger Anblick, auf der höchsten Stufe der Civilisation neun Zehntel der Menschheit durch den niedrigsten Kampf hingenommen zu sehen, den Kampf des wilden animalischen Menschen gegen den Hunger. Elend war auch das Los anderer Zeiten, doch sie hatten wenigstens einen Glauben, an dem sie sich aufrichten konnten. Das besondere Misgeschick unserer Zeit aber ist dies, daß der Glaube aus der Welt so gut wie verschwunden ist. Der Jüngling, der in diesem wunderbaren Universum erwacht, findet keine ausreichende Theorie seiner Wunder mehr. Die Mutter Kirche ist für die meisten eine abgelebte Stiefmutter geworden, deren Lehren unbeachtet bleiben oder verspottet oder verneint werden. Das frühere Ideal der Menschheit ist veraltet und das neue ist noch nicht sichtbar, und wir tappen danach im Finstern, wo der eine dies, der andere jenes Phantom erhascht. Wertherismus, Byronismus, selbst Brummelismus, alles hat seinen Tag. Der Denker wandert heimatlos, ja, zu oft zwecklos, dahin, aufschauend zu einem Himmel, der für ihn todt, um sich

blickend auf eine Erde, die taub ist .... fürwahr ein trauriges Los! Traurig im höchsten Grade, wüßten wir weiter nichts, als daß dieser endlose Wechsel allgemein und unvermeidlich ist. Doch das düstere Bild hat seine Kehrseite. Ja, wenn wir es aufmerksam betrachten, was ist alle diese Unordnung und Nothwendigkeit großen Wechsels (ein großes Uebel in sich) anders als einfach das Product vermehrter Kräfte, welche die alten Methoden nicht mehr zu regeln, neuen Reichthums, den die alten Koffer nicht mehr zu fassen vermögen. Was ist es, das in unsern Tagen die Bande aller politischen Systeme sprengt und ganz Europa durch die Furcht vor Veränderungen verwirrt, als eben das Wachsthum socialer Mächte, welche die alten socialen Methoden nicht mehr im Stande sind zu regieren? Die neue Allgewalt der Dampfmaschine sprengt ganz andere Berge als die physischen auseinander. Ebenso wahr ist es, daß die alten Verwaltungsmethoden für unsere Zeit nicht mehr ausreichen. Müssen die unbändigen Millionen, voll von alter sächsischer Energie und Leidenschaft, in diesem westlichen Erdwinkel wie in einer schwarzen Höhle von Kalkutta, einander erstickend, angehäuft daliegen, während eine ganze fruchtbare unbewohnte Erde, wüst aus Mangel an Pflugscharen, ausruft: „Kommt und bebaut mich, kommt und erntet von mir!" Wenn die alten Führer keine Führung mehr haben, so müssen neue gesucht werden. Denn die Schwierigkeit ist keine natürliche, sondern eine künstliche, und die Wände der europäischen schwarzen Höhle bestehen aus nichts als aus Luft und Papier. So auch der Skepticismus selbst und seine zahllosen Uebel, was ist er als die sauere Frucht eines segensreichen Wachsthums der Erkenntniß, eine Frucht, welche nicht immer sauer bleiben wird? „Das Fieber des Skepticismus muß sich austoben und in diesem Proceß die von ihm verursachten Schäden zerstören; dann werden Klarheit und Gesundheit wiederkehren. Das Princip des Lebens, welches jetzt schmerzlich in dem äußerlichen, oberflächlichen und öden Gebiet des Bewußten oder Mechanischen ringt, kann sich dann in seine innern Heiligthümer, seine Tiefen des Geheimnisses und des Wunders zurückziehen, tiefer als je zurückziehen in die ihrer Natur nach unendliche und unerschöpfliche Welt des Unbewußten und dort schöpferisch wirken. Aus dieser mystischen Region und aus ihr allein sind alle Poesien und Religionen und socialen Systeme hervorgegangen; gleiche Wunder; größere und höhere schlummern dort und werden daraus aufsteigen und emporblühen wie die Geister der Tiefe."

Diese Résumés werfen nicht allein auf Carlyle's damalige Gemüthsstimmung und Weltansicht ein helles Licht; sie enthalten auch in der Hauptsache die Grundzüge seiner Socialphilosophie, und so oft er später zu diesem Gegenstande zurückkehrte, an so heterogenen Erscheinungen des politisch-socialen Lebens der Gegenwart er seine Kritik ausübte, der Gedankengang und die Schlußfolgerungen seiner Philosophie blieben immer wesentlich dieselben. In erschütternden Klängen ertönt immer von neuem die elegisch-prophetische Klage über den Untergang der alten Welt des Glaubens, die melancholisch-tiefe Einsicht in die Mängel und die Leiden unserer Zeit, der Protest für den Idealismus gegen den Mechanismus, für die That gegen das Wort, für das resolute Leben im Wahren, Guten und Schönen gegen das bequeme Leben im Oberflächlichen, Scheinbaren und Halben, und immer wieder deutet seine Hand durch den betäubenden Schlachtlärm der Gegenwart auf die Wiedergeburt der bessern Zukunft, deren Nahen die Krankheit der Gegenwart selbst verkündet. Er fühlt sich zu sehr als Bürger seiner Zeit, als Soldat in dem großen Lebenskampfe der Menschheit, als daß er in seiner Philosophie ausruhen könnte wie in einem Hafen des Friedens. Aber wenn alle Mistöne und das ganze chaotisch-revolutionäre Ringen unserer Epoche in seinen Werken zu dem gewaltsamsten Ausbruch kommen und es nicht selten scheinen will, als ende seine Philosophie in einem grellen Aufschrei der Verzweiflung, so ruhen doch unter diesen wild aufgeregten Wogen die Fundamente seiner Ueberzeugungen auf unerschütterlichem Grunde und das letzte Resultat seiner Weis-

heit ist die Aufforderung, im Dienste der Wahrheit zu leben, zu arbeiten und zu hoffen. Dieser Schlachtruf kann nie zu oft wiederholt werden. Carlyle wiederholte ihn noch jüngst vor seinen Zuhörern in Edinburgh, und wer ihn verstehen will, sollte diese Synthese aller seiner Dissonanzen, die Synthese der Arbeit und der Hoffnung, stets im Auge behalten.

In dem letzten der Periode von Craigenputtock angehörenden Werke, dem „Sartor Resartus", der, wie schon bemerkt, im Jahre 1832 als Manuscript mit nach London zurückwanderte und vielfach umgearbeitet während der Jahre 1833—34 in „Frazer's Magazine" erschien, begegnen wir zuerst einem andern Zuge in Carlyle's Wesen: den ersten Kundgebungen seines Humors. Er ist zugleich dasjenige Werk Carlyle's, welches auf der Mitte des Wegs zwischen zwei Lebensepochen sowol als Denkmal vergangener Kämpfe wie als Wegweiser in sein zukünftiges Leben und Schaffen zu betrachten ist. Auf Composition und Gedankengang im einzelnen einzugehen, verbietet der Raum. Wir wollen nur zur Erklärung des seltsamen Titels sagen, daß das vorgebliche Thema eine „Philosophie der Kleider" ist und daß der Autor dieselbe entwickelt nach einem vorgeblichen Werke des deutschen Gelehrten Diogenes Teufelsdröckh, Professors der Dinge im allgemeinen an der Universität Weißnichtwo, einem Werke, das vor kurzem in der genannten Universitätsstadt, im Verlage der Firma Stillschweigen u. Comp., unter dem Titel „Die Kleider, ihr Werden und Wirken" erschien. Als alter Freund Teufelsdröckh's unternimmt der Herausgeber, das englische Publikum mit den Grundzügen der Philosophie der Kleider bekannt zu machen, und verflicht in seine Darstellung eine Lebensgeschichte Teufelsdröckh's, zu der ein gemeinsamer Bekannter, Hofrath Heuschrecke, ihm die Materialien geliefert hat. Diesem biographischen Theile des „Sartor Resartus" sind die oben citirten, unzweifelhaft auf Carlyle's eigene Entwickelung hindeutenden Auszüge entnommen. Was die Philosophie der Kleider betrifft, so gibt dieselbe eine phantasievolle, halb faustisch-tiefsinnige, halb jean-paulisch-humoristische Entwickelung der Lehren des transscendentalen Idealismus, der in der ganzen Erscheinungswelt nichts als ein Symbol, ein irdisches Gewand der ewigen Ideen sieht, die „am sausenden Webstuhl der Zeit" der Gottheit lebendiges Kleid wirken. Der Contrast dieses Idealismus mit dem factischen Bestand der Dinge in Staat, Kirche und Gesellschaft, die Anwendung der Philosophie der Kleider auf die Geschichte der Menschheit, von dem Paradiese und den Feigenblättern an bis auf ihre neueste Illustration in der Kaste unserer modernen Dandies, öffnet dem Humor ein unendliches Gebiet, und diese ernste Tiefe der transscendental-ideellen Anspannung und des schroffen Widerspruchs derselben mit der Alltäglichkeit charakterisirt den Humor Carlyle's überhaupt. Wir hören von ihm weder das frivole Lachen des Skeptikers, noch die Ausbrüche übermüthiger Heiterkeit, in denen der humoristische Novellist und Dichter die niederdrückende Schwere der Reflexion abschüttelt. Die Effecte seines Humors sind vorwiegend rembrandtartiger Natur. Sein humoristisches Halbdunkel entsteht durch das Einfallen des Lichts der ewigen Ideen, des Flammenglanzes von Weltuntergang und Welterneuerung, in das gärende Chaos der endlichen Gestalten und Formen, die aus dem Abgrund auftauchen, durch die Zeit über die Erde hinwandle und wieder in den Abgrund versinken. Wir sehen so die Menschheit und die Individuen in ihr in der großartigsten Beleuchtung, im Zusammenfluß zweier Unendlichkeiten, leidend und kämpfend, klein und groß, selbstsüchtig und herrisch, herrschend und beherrscht, wir sehen ihre vergeblichen, nur theilweise erfolgreichen Versuche, aus Dunkel und Dämmerung den vollen Sonnenschein des Lebens zu erreichen, und der Autor, als Lebensführer, erklärt uns die Vorgänge dieses Dramas, abwechselnd zu Lachen und Weinen, zu Mitleid und Trauer, zu Ekel und Verachtung, zu satirischer Bitterkeit und aufflammender Begeisterung bewegt, aber aus allen seinen wechselnden Gemüthsstimmungen kehrt er bald

zu jenem tiefernsten Grundton zurück, und das schallende Gelächter, zu dem er sich zuweilen vergißt, verhallt in den düstern Klängen eines Notturno. Auf ähnliche Weise findet sein Held Teufelsdröckh, nachdem er die ganze Welt der Philosophie und der Geschichte und, ein neuer Peter Schlemihl, die ganze bewohnte Erde vom Atlantischen bis an den Stillen Ocean und vom Nord- nach dem Südpol durchstürmt hat, endlich Frieden in „dem göttlichen Heiligthum des Schmerzes", wo ihm die Aufforderung wird, zu wirken, solange es Tag ist, hier, in den Verhältnissen, die ihn umgeben, in dem Moment, in dem er lebt, die göttliche Idee der Welt nach Kräften zu realisiren, ehe die Nacht kommt, da niemand wirken kann. Von der gegenwärtigen Menschheit lehrt ihn seine „Philosophie der Kleider", daß sie sich in veralteten Zeitgewändern der Kirche, des Staats, der Gesellschaft umherschleppe, veraltet, weil der lebenschaffende Geist verschwunden, weil die Formen nicht mehr eins sind mit den Ideen. Doch sie erscheint ihm auch unter dem Bilde eines sich verbrennenden Phönix, aus dessen Asche eine verjüngte Menschheit in schönerer Gestalt erstehen wird.

In solcher Lebensstimmung, mit solchen Ideen in Kopf und Herzen siedelte Carlyle im Jahre 1832 von Craigenputtock nach London über. Es war das Todesjahr Goethe's und merkwürdig genug auch das Jahr, in welchem Carlyle von seinen langen Studien der deutschen Literatur Abschied nahm. Seine Arbeiten hatten ihre Früchte getragen. Schon drei Jahre früher hatte er an Goethe schreiben können *), „daß die Kenntniß und Schätzung der deutschen Literatur sich mit wachsender Schnelle verbreite, so weit die englische Zunge herrsche, daß sogar in Oxford und Cambridge, die bisjetzt als Haltpunkte der insularischen Beharrlichkeit betrachtet worden, es sich in diesen Dingen zu regen anfange"; im Jahre 1830 war die deutsche Uebersetzung seines „Life of Schiller" mit Goethe's öfter citirtem Vorwort erschienen, und mit noch sichererm Bewußtsein, zu dem internationalen Ideenaustausch das Seinige mitgewirkt zu haben, durfte er sich jetzt einer neuen Sphäre geistiger Thätigkeit zuwenden. Das „Monthly Magazine" brachte noch im Laufe des Jahres 1832 einen Nachruf an Goethe, die „Foreign Review" eine längere Arbeit über Goethe's Werke, „Frazer's Magazine" Bemerkungen über den Verkehr Goethe's und Schiller's mit Madame de Staël und Uebersetzungen des Goethe'schen „Märchens" und der „Novelle", dann kehrte er der deutschen Literatur den Rücken und fing mit Vorliebe die französische Literatur und Geschichte des 18. Jahrhunderts zu studiren an. Der Zweck dieser Studien war nicht sowol der Ideengehalt der französischen Literatur selbst, als ihre Beziehung auf die Begebenheit, in der er das größte historische Ereigniß der neuesten Zeit erkannte, die Französische Revolution. Der Alten Welt und ihrer endlosen Verwirrung müde, war er schon mehrmals mit dem Gedanken umgegangen, über den Ocean zu segeln und sich in den fernen Hinterwäldern des amerikanischen Westens zu vergraben. Doch der Plan kam nicht zur Ausführung und auch jetzt schob er ihn auf, um vorher noch eine Arbeit zu vollenden, zu der er den Beruf in sich fühlte, um in einer Geschichte der Französischen Revolution seine Anschauungen über die politisch-socialen Probleme der Gegenwart niederzulegen, deren Lösung die Revolution in titanischen Anstrengungen versucht, aber ihren Epigonen unausgeführt hinterlassen hatte. London bot hierzu die nöthigen literarischen Hülfsmittel, und was Einsamkeit, Abgeschlossenheit von den Wirren des täglichen Lebens anging, wo könnte der Mensch seine Neigung zu abgeschlossenem einsamen Leben besser befriedigen als in dem Weltgewühl Londons? Carlyle nahm seinen Wohnort in Great Cheyne Row, einer Straße in der südwestlichen Vorstadt Chelsea, in der Nähe der Themse, und in dem Hause, welches er damals bezog, wohnte er bis zu seiner Uebersiedelung nach Edinburg.

---

*) Goethe's Nachgelassene Werke, VI, 252.

Seine Richtung auf das Studium der Gegenwart und der Geschichte bekundeten während des Jahres 1832 die Artikel über Biographie und Boswell's „Leben Johnson's" in „Frazer's Magazine" und eine „Cornlaw rhymes" betitelte Kritik in der „Edinburgh Review". In dem Artikel über Biographie macht der Leser die erste Bekanntschaft einer neuen mythischen Person à la Teufelsdröckh, des Professors Gottfried Sauerteig, desselben genialen Alteregos Carlyle's, der seitdem seinen literarischen Lebenslauf als spiritus familiaris begleitet hat und gelegentlich noch in der „Geschichte Friedrich's des Großen" aus der Schattenwelt heraufcitirt wird, wenn es gilt, die Darstellung mit dem Sauerteig urwüchsiger Kern- und Kraftworte zu würzen. Bei diesem seinem ersten Auftreten nun erklärt Sauerteig sich emphatisch zu Gunsten der Realität in der Darstellung des Menschenlebens, d. h. für die historische Biographie, gegen die nur halbwahre, erdichtete Biographie, welche Form dieselbe immer annehme. Nichts kommt, seiner Ansicht nach, der adäquaten Darstellung der wirklichen Ereignisse des Menschenlebens an Interesse und Bedeutung gleich. Die Hauptsache ist nur, so fügt der Autor hinzu, daß die wirklichen Dinge auch wirklich gesehen werden und daß der Darstellende mit offenem, liebendem Herzen, mit dem Streben nach Wahrheit allein, nicht mit dem Streben nach Effect, an sein Werk gehe. Was auf solche Weise erreicht werden könne, zeige Boswell's „Leben Johnson's". Leider aber sind seiner Meinung nach derartige Biographien nur zu selten. „Man durchblättere die alten endlosen Chroniken, oder noch schlimmer, man studire geduldig die neuern Geschichten philosophischer Natur, wo die durch Erfahrung lehrende Philosophie wie eine Eule auf den Dächern sitzt, nichts sehend, nichts verstehend und nur mit hinlänglicher Feierlichkeit ihr ewiges langweiliges Hu-hu ausrufend, welche Hoffnung haben wir da mit unsern, obschon verschwundenen und todten, doch uns theuern Mitgeschöpfen bekannt zu werden, zu sehen, wie sie in ihrer Zeit lebten, litten und handelten, mit welchem Erfolg, unter welchen Umständen sie den Teufel bekämpften und über ihn triumphirten, oder die Flagge vor ihm strichen und von ihm mit Füßen getreten wurden, kurz, wie der ewige Kampf vorwärts ging, den die Menschen Leben nennen, den auch wir in diesen neuern Tagen mit zweifelhaftem Glück zu fechten und unsern Söhnen und Enkeln zu hinterlassen haben? Keine Hoffnung... In Wahrheit, euere modernen historischen Restaurateurs sind nicht viel besser als Hohepriester der Hungersnoth; sie halten das auserwählteste Speisegeschirr, aber es ist keine Speise darin." Aehnliche schroff absprechende Urtheile Carlyle's über seine Vorgänger und Zeitgenossen in der Geschichtschreibung kehren an vielen Stellen seiner Schriften wieder, und insofern es ihm in der Geschichte vor allem auf ein warm pulsirendes, lebensvolles Bild der socialen Zustände der Menschheit und der handelnden Persönlichkeiten ankam, ist nicht zu leugnen, daß sein Tadel begründet war und daß seine eigenen Leistungen auf diesem Gebiete, mit denjenigen seiner Zeitgenossen und Vorgänger verglichen, ein höheres Ideal der Geschichtschreibung verwirklichen. Von diesem Gesichtspunkte aus scheint auch Boswell's „Leben Johnson's" ihm des höchsten Lobes, des eifrigsten Studiums würdig, um so mehr, als es eine große, kraftvolle, heroische Persönlichkeit zur Anschauung bringt, und in ähnlichem Sinne bewillkommnet er auch die „Cornlaw rhymes", politisch-sociale Gedichte eines Eisenarbeiters in Sheffield, als ein bemerkenswerthes Product der Zeit. Eine neue mythische Figur, Namens Smelfungus Redivivus, Repräsentant des literarischen Parasitismus und Antipode Sauerteig's, eröffnet die Discussion durch einige verzweifelnde Bemerkungen über die Unmöglichkeit, mit der literarischen Ueberproduction, besonders in Versen, kritisch Schritt zu halten. Doch bei allem Respect für eine so hohe Autorität ist Carlyle anderer Ansicht. Die „Cornlaw rhymes" verdienen ihm Beachtung, wäre es nur, weil sie von einem Arbeiter, von einem sogenannten „ungebildeten" Poeten herrühren, ja ebendeshalb; denn aus jenen niedern Regionen ist

schon a priori mehr unangekränkelte Naturkraft, mehr wahre ungeheuchelte Empfindung zu erwarten als von den blasirten Vertretern der höhern Klassen. „Hier", so ruft er, „ist eine Stimme, die aus den tiefen cyklopischen Essen kommt, wo die Arbeit in wahrhaftem Ruß und Schweiß mit ihren tausend Hämmern «den rothen Sohn des Ofens schlägt»; wo sie in persönlichem Kampf mit der Nothwendigkeit und ihren dunkeln rohen Mächten diese vernünftig und dienstbar macht; eine verständliche Stimme aus dem bisher Stummen und Unverständlichen, die uns aus erster Hand sagt, wie es mit ihm steht, was in Wahrheit das Gedankenbild seiner selbst und der Welt ist, die er in jenen düstern Tiefen, in seinem wunden Haupte gebildet hat. Doch das Interesse, aus erster Hand Kunde über jene Regionen zu erhalten, ist nicht das einzige. Die große Vortrefflichkeit des «Reimers» besteht darin, daß er aufrichtig und echt ist. Hier haben wir keinen Theoretiker und Sentimentalisten, sondern einen ernsten, Wahrheit redenden Mann, einen praktischen Mann werkthätiger Arbeit, einen Mann des Leidens und Erduldens. Was er spricht, ist nicht Hörensagen, sondern Dinge, die er selbst erlebt und sich durch Erfahrung zu eigen gemacht hat. Er hat seine Augen gebraucht, zu sehen, und gebraucht seine Zunge, zu erklären, was er gesehen hat. Seine Stimme muß daher in dem verwirrten Lärm unsers Planeten in höherm Grade als die meisten andern einen Platz verdienen und einiger Beachtung werth sein. Welche Stimmen sollten wir sonst beachten, wenn nicht solche? Den Mann, der mit einer Art Schatten von Glauben spricht und annimmt und zu denken geneigt ist und nicht mit ungetheilter Seele betrachtet, was wahr ist, sondern was plausibel ist und Zuhörer und Lohn findet, begegnen wir dem nicht an allen Straßenecken, auf allen Heerstraßen und Fußpfaden und ist er nicht abgestanden, nutzlos, unwirksam, eine wahre Plage der Natur? Sein Gegentheil aber ist auf allen Stufen der Literatur und des Lebens so selten, daß er selbst auf der niedrigsten kostbar ist."

Wenn die vorstehende Erklärung uns einen Einblick gewährt in die Forschungsmethode Carlyle's, in sein ernstes Bemühen, die Zustände der Gegenwart und die Ereignisse der Geschichte aus erster Hand, aus den Quellen kennen zu lernen und das so Erkannte in seiner naturwüchsigen Gestalt zu reproduciren, so liefern zwei Arbeiten des folgenden Jahres (1833) über Diderot und Cagliostro glänzende Proben des erstaunenswerthen Fleißes und der genialen Darstellungskraft, womit er jene Theorien in seinen eigenen Leistungen zur Ausführung brachte. Diese Arbeiten waren offenbar Studien zu der beabsichtigten „Geschichte der Französischen Revolution", beanspruchen aber auch neben der Geschichte als in sich vollendete Meisterstücke historischer Charakteristik ein selbständiges Interesse. In dem Lebensbilde Diderot's entfaltet sich vor uns die ganze Welt der aufklärenden philosophisch-encyklopädischen Thätigkeit des 18. Jahrhunderts, in dem Lebensbilde Cagliostro's die chaotische Welt seines Mysticismus und seiner Quacksalberei. Nach allem, was wir über Carlyle's Verhältniß zu der zerstörenden, antiideellen Tendenz des Skepticismus und Materialismus gesagt haben, bedarf es keiner Erklärung, daß er Diderot und dessen encyklopädischen Genossen nur als den Trägern eines nothwendigen Uebergangsprocesses der geistigen Entwickelung ihrer Zeit eine theilweise Anerkennung zollt. Ueber Cagliostro und die von ihm vertretene Section der Menschheit hat er nichts auszusprechen als ein rhadamantisches Verdammungsurtheil. Dennoch stimmt er des wiederum citirten Sauerteig Meinung bei, der das Leben jedes Menschen für ein Gedicht erklärt, das der Mühe werth ist zu lesen, sollte es auch weiter nichts sein als ein Pasquill, eine Schmähschrift auf die Menschheit. „Ein Fleisch- und Blutgedicht von der reinsten Pasquill-Sorte" aber ist das Leben dieses Cagliostro, des Königs der Quacksalber, Lügner und Humbugs und wie das Beispiel heroischer Thaten, so ist auch die Enthüllung der Lügner und Quacksalber, der Blendwerk- und Scheinmenschen von der Cagliostro-Sorte für die Befreiung der Menschheit und den Sieg der Wahrheit unerlaßlich. „Ganz

verächtlich", so erklärt Carlyle (und wir begegnen hier dem mustergültigen Bekenntniß einer andern charakteristischen, immer von neuem wiederholten und eingeschärften Lehre seiner Philosophie), „zugleich verabscheuungs- und vergessenswürdig ist in Wahrheit nur euer Halbschurke, der weder wahr noch falsch ist, der nie in seinem Leben etwas Wahres thut oder sagt (denn sein Geist wohnt im Zwielicht, mit Katzenaugen, unfähig die Wahrheit zu unterscheiden) und doch nicht den Muth hat, eine entschiedene Lüge auszusprechen oder zu thun, sondern sein ganzes Leben damit hinbringt, das Wahre und das Falsche zusammenzukitten und das Scheinbare, Respectable daraus zu fabriciren. Einen solchen haben unsere Transscendentalen als einen moralischen Zwitter und Chimäre definirt, daher vom moralischen Gesichtspunkte aus als eine Unmöglichkeit, ein täuschendes Nichts, zusammengesetzt für commerzielle Zwecke. Und doch, wie viele Millionen, in allen Arten von Abstufungen, von dem königlichen Scepterträger zu dem Schwefelholzverkäufer, an Theetischen, in Rathsversammlungen, hinter Ladentischen, auf Predigerkanzeln bieten sich unablässig und überall, jetzt, in unserer Welt, in diesem unsern Inselreich dem Blicke dar! Von ihnen oder doch von ihrer unerträglichen Ueberzahl mögen die gnädigen Götter uns eines Tages befreien. Herrlich, heroisch, fruchtbar für seine Zeit und für alle Ewigkeit ist der beständige Sprecher und Thuer der Wahrheit. Wenn kein solcher in der gegenwärtigen Generation uns beschieden ist, laßt uns wenigstens die melancholische Genugthuung haben, einen großen Lügner zu sehen!" So wandelt denn Cagliostro als der große Heros der Lügner und Humbugs vor unsern Augen über die Erde und in ihm findet zugleich der große Haufen derer ihr Urtheil, der ihm glaubt und Beifall zujubelt. Aber Geist und Kraft des Darstellers sind nicht beschränkt auf das energische Festhalten dieser großen Gesichtspunkte. Er bemeistert ebenso sehr die endlosen Einzelheiten des Lebens wie seine durchgreifenden Principien. Die Weltbühne wird im größten Maßstabe vor uns aufgeschlagen und umgeben von den Decorationen der Zeit, in das Costüm der Zeit gekleidet, individuell, dramatisch wie das Leben selbst, wandeln die handelnden Personen, tragische und komische, große und kleine, jeder nach seiner Art zu der Entwickelung des Dramas mitwirkend, über die Zeitbühne dahin. In der That trägt dieses Cagliostro-Drama in Stil und Auffassung schon ganz den Charakter der „Geschichte der Französischen Revolution" und darf mithin in Carlyle's schriftstellerischer Laufbahn nicht blos als Studie, sondern als Vorspiel zu derselben gelten.

Während der folgenden drei Jahre war er ganz versunken in diese große Arbeit, die 1837 unter dem Titel „The French revolution. A History by Thomas Carlyle" in drei Bänden erschien. Es war das erste mal, daß er sich als Autor nannte, und dieses erste Eintreten in die Oeffentlichkeit errang dem einsamen Philosophen von Chelsea sofort einen nationalen Ruf. So viele Geschichten der Französischen Revolution man schon besaß, hier war eine, die jenes welterschütternde Ereigniß in einem ganz neuen Lichte darstellte; ja, mit so dichterischer Glut der Phantasie, mit so großartiger Lebendigkeit, mit so unwiderstehlich fortreißendem Humor und Pathos war noch nie eine Geschichte geschrieben worden wie diese. Epos und Historie, Drama und Rhapsodie, transscendentaler Idealismus und niederländisch derbe Genremalerei, tiefste Einsicht in die verborgenen Triebfedern der Charaktere und der Ereignisse und mächtige individuelle Gestaltungskraft vereinten sich zu einem Werke des Genius, welches die Geschichte der Revolution nicht wiedererzählte, sondern in Wahrheit reproducirte. Man war verwirrt und geblendet von einer so außerordentlichen Schöpfung, hingerissen durch ihre Kraft, betroffen und indignirt über den philosophischen Radicalismus und die furchtlose Offenbarung tiefster Welt- und Menschenkenntniß, die auf jeder Seite zu lesen standen; aber so viel auch die Kritik auszusetzen hatte, an dem Geist der Auffassung, wie an der Jean Paul'schen Diction, über die geniale Größe des Werks war nur Eine Stimme. Uebrigens

trat Carlyle, trotz seiner tiefen Ueberzeugung von der historischen Nothwendigkeit, trotz seiner bewundernden Anerkennung der welterschütternden Consequenz und Energie der Revolution, keineswegs in die Reihe derer, welche in ihrem Siege die ideale Höhe, das letzte wünschenswerthe Resultat des Kampfes der menschlichen Freiheit gegen die menschliche Knechtschaft priesen. Ihre Größe lag für ihn in der Nemesis, die mit erbarmungsloser Hand das Verrottete, das Halbe, das Unwahre, die todten Formeln der Vergangenheit zerstörte, in dem Gewittersturm, der die schwere dunstgetrübte Atmosphäre des Jahrhunderts reinigte. Doch höher als diese zerstörenden Gewalten galt ihm die Schöpfung eines neuen harmonischen Zustandes der Dinge, welche die Revolution nicht vollbrachte. Das gärende Chaos der alten Zeit war zu schroffen, gewaltigen Contrasten auseinandergerissen; aber der revolutionäre Zeitgott verschlang seine Kinder nach Art des alten Saturn und das große Problem, aus den wilden Elementen einen Kosmos der Freiheit und des menschenwürdigen Lebens zu schaffen, blieb ungelöst. Ein großer Mann freilich erschien, der die Revolution schloß und den Staat reorganisirte. Doch dieser Mann war trotz seiner unbestreitbaren Größe nicht der Heros, den die Menschheit als den Gründer einer neuen Weltepoche anerkennen konnte. Die Revolution schloß, wie Carlyle sagt, mit dem Pfeifen jener Napoleonischen Kugeln, die den letzten Widerstand der radicalen Revolutionäre niederschmetterten, und mit ihm schließt er auch seine Geschichte.

„Frazer's Magazine" und die „Westminster Review" veröffentlichten in demselben Jahre als Nach- und Beiträge zu der „Geschichte der Revolution" Artikel über die Halsbandgeschichte, über Mirabeau und die parlamentarische Geschichte der Revolution, deren wir jedoch hier, so vortrefflich sie sind, nur im Vorbeigehen, als Beweise des zähen, unermüdlichen Fleißes des Autors, erwähnen können. Individuell interessanter ist die Thatsache, daß Carlyle während ebendieses Jahres, bald nach dem Erscheinen seines Geschichtswerks, zuerst als Lecturer auftrat. Er kündigte einen Cursus von sechs Vorlesungen über deutsche Literatur an und die Elite der londoner Welt versammelte sich in Willis' Rooms, um den berühmten Verfasser der „Geschichte der Französischen Revolution" zu sehen und zu hören. Auch der „Sartor Resartus" war damals als Buch unter seinem Namen erschienen; sein Ruf drang aus den literarischen Kreisen seiner Freunde in immer weitere Kreise der Oeffentlichkeit, und das größere Publikum, welches bis dahin wenig von Thomas Carlyle gewußt hatte, begann allmählich eine Vorstellung davon zu bekommen, welch ein selbständiger, genialer Forscher und Denker in seiner Mitte weile. Dennoch gingen jene Vorlesungen im Strudel der Saison verhältnißmäßig unbeachtet vorüber. Größeres Aufsehen verursachten im folgenden Jahre (1838) zwölf Vorlesungen über die Geschichte der europäischen Cultur in der Marylebone Literary Institution. Einem Bericht Leigh Hunt's im „Examiner" zufolge entwickelten dieselben eine nach deutscher Art aufgefaßte Philosophie der Geschichte, und ihr reicher Inhalt sowol als die Persönlichkeit des Redners versammelten ein auserwähltes Publikum in dem Saale des Instituts. Eine hohe Gestalt mit tiefernsten melancholischen Zügen trat auf die Rednerbühne, kein Redner im gewöhnlichen Sinne des Worts, nur ein ernster Mann, der seines Gegenstandes Herr war, der auf dem festen Grunde tiefer Ueberzeugungen ruhte, ihrem Impuls allein Form und Eindruck seines Vortrags anheimgab. Seine Stimme war weich und voll, und ohne Anstrengung, als spräche er im Freundeskreise am häuslichen Herd, redete er zu der großen, gespannt horchenden Versammlung. Er hatte Blätter mit Notizen bei sich; doch sie schienen ihn zu belästigen, er legte sie bald beiseite und sprach frei und fließend ohne jede äußere Nachhülfe weiter. „Er extemporirt, er liest nicht", schrieb Leigh Hunt im „Examiner". „Wir zweifelten anfangs, ob er auf diese Art sowol den Fluß als die Tiefe erreichen würde, durch die er unter

berühmten Sprechern im Privatverkehr hervorragt. Aber sein Vortrag befreite uns von diesem Zweifel. Er schritt dahin wie Ulysses selbst und hatte nur, in Gemeinschaft mit seinen Zuhörern, die Schranke der Zeit zu bedauern, die ihn einengte. Er spricht mit innerster Ueberzeugung und mit einem Anhauch von schottischem Accent, als wäre ein alter Puritaner ins Leben zurückgekehrt, liberalisirt durch die deutsche Philosophie und durch seine eigenen tiefen Reflexionen und Erfahrungen." So erschien Carlyle damals vor seinen Zuhörern, ein Mensch aus Einem Stück, dem es keinen Unterschied machte, ob er als einsamer Denker in seinem Studirzimmer oder als Redner vor einer großen glänzenden Versammlung auftrat, dem es nur um die freie Kundgebung seiner Ideen zu thun war, der so und nicht anders, wie der Geist ihn trieb, reden wollte und konnte. Und wenn man sich im Rückblick auf diese vor 30 Jahren gehaltenen Reden an seine jüngste Rectorrede in Edinburgh erinnert, wo er, der Siebzigjährige, ernst, ehrwürdig, ergraut, aber noch immer ungebeugt, in derselben Weise vor der heranwachsenden Generation auftrat, auch jetzt noch die hergebrachte Sitte geschriebener Reden beiseitesetzte und der Inspiration des Augenblicks vertraute, so ist es schwer, einem so schöpferisch thätigen Geiste, einer so grandiosen Einheit und Consequenz des Charakters Bewunderung zu versagen, so verschieden man auch gewisse excentrische Richtungen seines Denkens beurtheilen mag. Wir wollen hier sofort hinzufügen, daß Carlyle's Thätigkeit als Lecturer weniger einer persönlichen Neigung als dem Drängen seiner Freunde, zum Theil wol auch den Nothwendigkeiten seiner äußern Lage zuzuschreiben war. Denn so stoisch einfach er lebte und so fleißig er arbeitete, war er den Erfordernissen des londoner Lebens gegenüber doch immer noch ein verhältnißmäßig armer Mann, ein Mann obendrein, der nicht für sich selbst allein zu sorgen hatte. Auch würde es ihm, wäre er so gesinnt gewesen, leicht geworden sein, als Lecturer ein Vermögen zu erwerben, wie dies später einem seiner großen Zeitgenossen, mit dem er vieles gemeinsam hat, dem zu früh dahingeschiedenen Thackeray, ohne Mühe gelang. Doch er erschien ungern vor großen Versammlungen und hatte wenig Freude an dem Beifall, den sie spenden. Aufforderungen, seine Vorlesungen in andern Städten Englands zu wiederholen, wurden daher abgelehnt und den erwähnten Cursen folgten nur zwei andere nach: im Jahre 1839 Vorlesungen über die Revolutionen des neuern Europa, und im Jahre 1840 die berühmtesten von allen: über Heroenverehrung. Dieser letztere und letzte Cursus brachte bei weitem den größten Eindruck hervor und war auch der einzige, den Carlyle dem Drucke übergab. Wenn man diese gedankenschweren, künstlerisch abgerundeten, geschichtsphilosophischen Charakteristiken liest, so ist es schwer, nicht zu glauben, daß Carlyle in diesem Falle von seiner Gewohnheit des Extemporirens abgewichen sei. Aber es ist eine Thatsache, daß die Vorträge über Heroenverehrung ganz so gehalten wurden, wie sie gedruckt sind, und bedurfte es eines Beweises, daß Carlyle spricht wie er schreibt, daß sein Stil keine angenommene Manier, sondern der naturgemäße Ausdruck seiner Denkweise war und ist, so würde die einfache Hinweisung auf diese Vorträge genügen, die Zweifel darüber zu zerstreuen. Was sie von seinen andern Werken unterscheidet, ist eine gewisse Weichheit des Tons, eine gewisse Abtönung der Schroffheiten und Extravaganzen seiner Darstellungsweise, worin man eine unwillkürliche Wirkung der Zuhörer auf den Redner erkennen mag, und vielleicht trug dieser Umstand auch das Seinige zu der außerordentlichen Popularität bei, deren das gedruckte Buch sich zu erfreuen hatte. Aber die Richtung der Ideen, der Kern der Anschauung sind dieselben; ja wir finden hier den idealen Grundzug seiner Ansicht von der historischen Entwickelung der Menschheit, daß nämlich ihr wahrhafter Fortschritt und alleiniges Heil den Thaten und dem Beispiele, der Nacheiferung und der Verehrung einer auserwählten Schar heroischer Persönlichkeiten zu danken sei (eine Ansicht, welche dem demokratischen Zeitgeist vielfach zuwiderläuft), in

ihrem vollsten Umfange ausgeführt. Nicht nach Herrschaft zu streben, sondern den schicksalgegebenen Herrschern zu gehorchen; nicht zu zweifeln und zu kritisiren, sondern das Evangelium großer Männer als Offenbarung der Gottheit zu verehren und in ihrem Dienste zu arbeiten; nicht nach der Vollendung des äußern Lebensglücks zu trachten, sondern alle persönlichen Wünsche und Ansprüche der allgemeinen Nothwendigkeit unterzuordnen, wird als Aufgabe und Ziel der Menschheit verkündet. Auf die Erfolge allgemeiner Ursachen und Wirkungen wird der geringste, auf die schöpferische Thätigkeit genialer Herrscher und Denker von Gottes Gnaden der größte Nachdruck gelegt. „Diese Heroen", so erklärt er, „sprachen nicht sowol den Gedanken ihrer Zeit aus, als sie ihr geheimes Evangelium offenbarten, handelten nicht sowol als Organe ihrer Zeit, als sie schöpferisch die ewige Vernunft der Dinge verkörperten. Alle Sphären des Lebens haben so ihre Heroen aufzuweisen. In Odin wird uns der Heros als Gottheit, in Mohammed der Heros als Prophet, in Dante und Shakspeare der Heros als Dichter, in Luther und Knox der Heros als Priester, in Johnson, Rousseau und Burns der Heros als Schriftsteller, in Cromwell und Napoleon der Heros als König geschildert. Auch unserer nivellirenden Zeit thut ein Heros noth, und wenn dem begeisterten Heroenverehrer in dem rastlosen chaotischen Drängen nach der Wiedergeburt einer zerfallenden Welt eine Hoffnung bleibt, so ist es die, daß auch unter uns die Fähigkeit der Heroenverehrung im menschlichen Herzen noch unerloschen, daß auch uns ein rettender Heros beschieden ist."

Den Vorlesungen über Heroenverehrung war im Jahre 1839 eine Schrift über den Chartismus vorhergegangen, welche die sociale Lage Englands und besonders das Problem des Pauperismus zum Gegenstand hatte. Carlyle schildert in derselben das Elend der Gegenwart mit den düstersten Farben und findet in dem Bemühen der Staatsmänner seines Vaterlandes, dem herrschenden Uebel zu steuern, viel zu tadeln, wenig oder nichts zu loben. Auch zur Heilung dieser Gebrechen fordert er einen großen genialen Geist, der die kleinlichen Palliativmittel verachtet. Am verdammenswerthesten scheint ihm die so beliebte Maxime des Laissez-faire. Seiner Ansicht nach hat der Unwissende ein unveräußerliches Recht, geleitet zu werden von dem Weisen, und von unendlich viel größerer Wichtigkeit ist es, die praktischen Mächte zum Handeln geltend zu machen als die sogenannten Menschenrechte. Die Privilegien des Parlaments seien groß, aber die Nothwendigkeit und die Naturgesetze größer. Ja, im Grunde, so erklärt er in dem „Mights and Rights" überschriebenen Kapitel, sei Macht Recht. So entsetzlich beide auch von Stunde zu Stunde einander widersprechen, man gebe ihnen nur Zeit und sie werden am Ende als identisch erkannt werden. Der Leser wird in diesem Axiom ohne Schwierigkeit eine andere Form des berühmten Grundsatzes der Hegel'schen Rechtsphilosophie wiederfinden, der zufolge das Wirkliche vernünftig ist, nur mit dem Unterschied, daß Carlyle dieses Axiom von der Gegenwart anwendet auf die Zukunft, daß er es geltend macht zu Gunsten eines genialen Staatsstreichs, einer heroischen Usurpation und Dictatur über das Bestehende. Unter allen Umständen ein gefährliches, zweischneidiges Princip und, wie sich denken läßt, doppelt unschmackhaft bei einem Volke, das auf seine altererbte Freiheit so eifersüchtig stolz ist als das englische Volk. In der That haben wenige der politisch-socialen Lehren Carlyle's eine so heftige Opposition erfahren als diese Lehre von der Einheit der Macht und des Rechts und gegen keine lassen mehr begründete Einwände sich erheben. Dem philosophischen Denken ist es unzweifelhaft klar, daß die Gegenwart das nothwendige Resultat der gesammten historischen Entwickelung und die Freiheit im höchsten Sinne identisch ist mit der Nothwendigkeit. Aber über den absoluten Werth, über das factische Verhältniß des Rechts und der Macht in der genialen Dictatur, der Dictatur der Cromwell und der Napoleon, sind und werden die Meinungen der Menschheit ebenso getheilt bleiben als über die Grenzen, innerhalb deren die

Vernunft der gegenwärtigen Zustände Anerkennung verdient. Wenn der Sinn der Heroenverehrung auch in unserer nivellirenden Zeit fortwirkt, wenn dem kommenden Heroen ihre Bewunderung und Liebe sicher ist, so scheint doch andererseits nichts klarer, als daß sie weniger von der unbeschränkten Herrschaft einzelner Männer erwartet als von der allmählichen Ausbreitung und Realisirung humaner Principien, daß ihre Hoffnung nicht sowol der genialen Dictatur zugewandt ist, als der selbstthätigen Freiheit der Nationen. Was eine geniale Dictatur in unserer Zeit vermag, zeigt die Herrschaft des schweigsamen und Schweigen gebietenden Kaisers der Franzosen. Was eine Nation unter der Führerschaft großer Principien leistet, offenbart die jüngste Geschichtsepoche der nordamerikanischen Republik, deren Thaten an Heroismus den berühmtesten Heldenthaten der Cromwell und Napoleon gleichstehen und den Sieg errangen, ohne die Nation den Gefahren einer Dictatur zu unterwerfen. Was den Pauperismus und die Mängel der bestehenden socialen Verhältnisse speciell betrifft, so leuchtet es ein, daß auch der genialste Dictator nicht im Stande sein würde, durch das Machtwort auch der vortrefflichsten Verordnungen von der Welt zu heilen, was das Resultat tiefliegender, weitverbreiteter, complicirter Ursachen und Wirkungen ist. Auch muß Carlyle selbst schließlich das Geständniß machen, daß nur von der langsamen Wirkung der Zeit Besserung zu erwarten sei, und wie die Dinge sind, empfiehlt er als die einzigen gründlichen Mittel zur Ueberwindung des Pauperismus: allgemeine Erziehung und Auswanderung.

Es war damals eine aufgeregte Zeit in England, eine Zeit leidenschaftlicher Agitation aller politisch-socialen Probleme der Gegenwart, und Carlyle, einmal auf diese stürmische See ausgelaufen, lebte seitdem jahrelang der Betrachtung eben dieser Probleme und der Erforschung ihres historischen Hintergrundes, der Epoche der Englischen Revolution. Der Schrift über den Chartismus folgte im Jahre 1843 das Werk „Past and Present", eine Parallele voller Tiefsinn, Pathos und Poesie, zwischen der thatkräftigen, zweckmäßigen, selbstbewußten Arbeit der Männer alter Zeit und beispielsweise in detaillirter Schilderung eines Abts Samson, Beherrschers der Abtei Bury St.-Edmonds im 13. Jahrhundert, und dem skeptischen, schwankenden, resultatlosen Treiben der Socialisten und Staatsmänner der Gegenwart. Dort, in jener fernen Welt, sieht er Ideale ordnenden, kosmischen Handelns, hier in der Gegenwart nichts als Zerfall und chaotische Verwirrung. Statt die göttlichen Gesetze zu bedenken, so erklärt er, gehorcht das lebende Geschlecht keinem andern Princip als dem des größten Wohlstandes und der parlamentarischen Schicklichkeit; am höchsten gilt ihm das Evangelium des Mammons; ja, Geldzahlungen bilden das einzige Bindemittel zwischen Mensch und Mensch. Unverschämtes Nichtsthun in der Praxis und Nichtssagen in der Rede; eine wild-präservirende Aristokratie, die schuldlos ist an aller Production; eine arbeitende Aristokratie, versunken in unedeln Mammonsdienst, eine müßige Aristokratie mit gelben Pergamenten und anmaßenden Albernheiten — diese und zahllose andere Uebel lasten auf uns und verwirren unser Denken und Handeln. Welch ein Contrast zwischen Oliver Cromwell und Sir Jabesh Windbeutel! Allein laßt uns trotzdem nicht verzagen. Dies England, trotz seiner theoretischen Gemeinplätze, welch eine Tiefe praktischen Verstandes lebt in ihm! — von allen Nationen die stupideste in der Rede, die weiseste im Handeln. Fürwahr, es ist nur ein Ungeheuer in der Welt: der träge, thatlose Mann. Ein ewiger Adel wohnt aller Arbeit inne und selig, der Arbeit gefunden! Er fordere keine andere Seligkeit. Der Mensch bedarf keiner neuen Religion (wunderliche Idee einen neuen Gott erfinden zu wollen), noch ist es wahrscheinlich, daß er sie erhalten wird. Die einzige wahrhafte Liturgie ist die des Gebets der Arbeit. Ja, es ist groß, und es gibt keine andere Größe, ein Stückchen der Schöpfung etwas fruchtbarer zu machen, ein paar Menschenherzen etwas weiser, männlicher, glücklicher zu machen — ein Werk für einen Gott. Als ergänzende

Betrachtung zu dem Kapitel über Mights und Rights ist dies „Evangelium der Arbeit", wie man es genannt hat, von besonderm Interesse, und man sollte das eine vor dem andern nicht vergessen, um der Philosophie Carlyle's gerecht zu werden. Ein verwandter Gedankengang führte ihn von der Bewunderung des großen, offenbaren, welterschütternden Heroismus zu der Seligpreisung des stillen verborgenen Heroismus ausdauernder Arbeit. Groß, herrlich, verehrungswürdig ist ihm der Heros, der die Geschicke einer Welt aufregt und gestaltet; aber verehrungswürdig und glücklich zu preisen ist auch der unbekannte Mann, der die Welt in seinem Innern vollendet und muthig kämpfend und entsagend, sein Sandkorn zu „dem großen Bau der Ewigkeiten" beiträgt.

Während Carlyle „Past and Present" schrieb, war er übrigens schon mit Vorarbeiten zu einem größern Geschichtswerke, mit der Herausgabe der Briefe und Reden Oliver Cromwell's, beschäftigt. Es erschien dasselbe in vier Bänden im Jahre 1845 und wenn bis dahin Publikum und Kritik an dem extremen Radicalismus, womit ein so genialer Denker die Zustände der Gegenwart verurtheilte, nicht weniger auszusetzen gehabt hatten als an der seltsamen phantastischen Sprache, in der er seine Ideen vortrug, so war die Bewunderung für diese wahrhaft großartige Darstellung der Epoche und des Lebens und Charakters Cromwell's, ihres größten Helden, allgemein. Er hatte sich mit ganzer Seele in eine Arbeit versenkt, deren Ausführung er als eine vom Schicksal ihm gegebene Aufgabe empfand und in der er sich wie in der Welt seiner Ideale heimisch fühlte. Der Puritanismus, die Revolution, die Dictatur Cromwell's, in welcher beide culminirten, waren für ihn die letzte heroische Epoche der englischen Geschichte und die Kunde von ihr zu erhalten, ehe sie ganz verhalle und untergehe unter „der Lavine menschlicher Stupidität", welche sie überschüttet, unter dem Wust heuchlerischer Phrasen, die allein von ihr übriggeblieben, schien ihm nicht nur hoch an der Zeit, sondern des eifrigsten Bemühens würdig. Was er über die ihm vorangegangenen Arbeiten dachte und wie er seine Aufgabe auffaßte, erklärte er in charakteristischer Weise in der Vorrede, unter der Ueberschrift „Anti-Dryasdust". Diese neue mythische Charakterfigur des Dryasdust, ursprünglich eine Schöpfung Sir Walter Scott's, ist den deutschen Lesern inzwischen aus der „Geschichte Friedrich's des Großen" bekannt geworden, und die einfache Erinnerung, daß Carlyle in ihr den trockenen, gelehrten Sammler züchtigt, der über dem äußern Apparat der Geschichte ihr inneres Leben vergißt, wird daher zur Erklärung ausreichen. Dem öden unfruchtbaren Sammlerfleiß der Dryasduste aber war seiner Meinung nach die Geschichte des Puritanismus bis dahin überlassen gewesen. „Alle vergangenen Jahrhunderte", sagt er, „sind verrottet und in stumme Verwirrung oder Ruhe hinabgegangen, gerade wie jenes 17. Jahrhundert jetzt zu thun droht. Die Geschichtschreibung ist so vollkommen als der Geschichtschreiber weise und mit einem Auge und einer Seele begabt ist. Denn die laubtragende, blühende Gegenwart entspringt aus der ganzen Vergangenheit; mögen wir uns derselben erinnern oder nicht, und fürwahr, die große Kunst der Geschichte, der große Unterschied zwischen einem Dryasdust und einem geweihten Dichter, liegt vor allem eben darin: wohl zu unterscheiden zwischen dem, was noch an die Oberfläche reicht und lebt und für uns Blüten treibt, und dem, was nicht mehr an die Oberfläche reicht, sondern sicher unter der Erde modert, um nie mehr Blätter oder Früchte für die Menschheit emporzutreiben. Von jenem werden wir uns freuen, zu hören, von diesem zu hören wird für uns eine Qual sein, von diesem werden nur Pedanten und Schwachköpfe und verderbliche Uebelthäter der Welt gut finden, zu sprechen. Weise Erinnerung und weises Vergessen — darin liegt alles. Ohne Vergessen ist kein Erinnern möglich." Und als „geweihter Dichter" beschwor Carlyle jenes 17. Jahrhundert, mit seinen Kämpfen und Leiden, seinen Ereignissen und Charakteren aus dem fernen Schattenlande der Vergangenheit in lebendiger historischer Gestaltung

vor das Auge des gegenwärtigen Geschlechts empor. Die Briefe und Reden Cromwell's bildeten nur den rothen Faden, der durch das Labyrinth der Begebenheiten hindurchleitet, den Kern, um welchen die zeitgenössische Geschichte sich charaktervoll, farbenschillernd, von dem wogenden Strome der Zeit und ihrer Ideen in Bewegung gesetzt, gestaltet. Zu sagen, daß sie mit musterhaftem Fleiße gesammelt, kritisch gesichtet, der Zeitfolge gemäß geordnet und durch treffliche Commentare zu einem Ganzen verbunden sind (obschon unzweifelhaft eine Arbeit keines geringen Scharfsinns, keiner gewöhnlichen Begabung), würde nur das oberflächlichste Lob aussprechen, worauf dies wunderbare Werk Anspruch erheben kann. Carlyle hat viel mehr gethan. Unter dem Zauberstabe seines Genius blüht jene ganze untergegangene Welt um uns auf wie sie leibte und lebte; wir athmen in ihrer Atmosphäre, wir wandeln auf ihrem Grund und Boden; ihre Formen und Farben, ihr Costüm und ihre Staffage, ihre Genre- und Lebensbilder heimeln uns wie mit niederländischer Localtreue an und mehr als das, wir fühlen uns unwiderstehlich zurückversetzt in ihren Glauben und ihre Denkweise, ihre Schicksale und ihre Thaten, als wären wir nicht die modernen Epigonen, die eine Kluft zweihundertjähriger Geschichte von ihnen trennt, sondern die Zeitgenossen ihrer Männer und Parteien, der Rundhüte und der Cavaliere, der Independenten und der Levallers, des Langen Parlaments und des Protectorats, Karl's I. und Cromwell's. Auch die Sprache Carlyle's, mit ihrem biblischen Ernst und Bilderreichthum, mit ihren alterthümlich seltsamen Wendungen und Formen scheint in geheimem Einklang mit dem alterthümlichen Gegenstand, sodaß wir die Sprache der Zeit selbst zu hören glauben, daß uns zu Muthe ist, als erzähle der puritanische Zeitgeist selber seine Geschichte. Höheres kann die Geschichtschreibung nicht erreichen und selten gelingt es ihr in solchem Grade. Im Hinblick auf die in ihrer Art ebenso großartige Darstellung der Französischen Revolution ist es vielleicht schwer zu sagen, welchem von beiden Werken der Vorzug gebühre. Doch wenn die Einheit der Idee und der Wirklichkeit, der Form und des Geistes, das Ideal der Geschichtschreibung ausmachen, so möchten wir versucht sein, diese Geschichte Cromwell's für das vollendetste unter den historischen Werken Carlyle's zu erklären, da er in ihr nicht allein die historische Wirklichkeit, sondern eine mit seinen eigenen Idealen zusammenstimmende Wirklichkeit reproducirte.

Nach einer so titanenhaften That hatte er wol ein Recht, eine Weile auf seinen Lorbern zu ruhen, und fünf Jahre gingen vorüber, ehe er wieder zu seinen Zeitgenossen sprach. Fünf ereignißschwere Jahre, erfüllt von der irischen Hungersnoth, dem irischen Exodus, den Revolutionen des continentalen Europa, von andern geringern Begebenheiten zu schweigen. Ein leidenschaftlich sensitiver Beobachter der zeitgenössischen Ereignisse, der er immer gewesen war, folgte Carlyle dem Verlauf dieser Bewegungen mit dem tiefsten Interesse, der Entwickelung der irischen Frage mit bitterer Indignation, den Revolutionen von 1848 anfangs mit froh begeisterter Hoffnung. Auch für Deutschland hoffte er und im Kreise deutscher Freunde in London, wo man die Lage Deutschlands discutirte, erklang auch von seinen Lippen damals der Ruf: Es lebe das deutsche Vaterland! Aber so leidenschaftlich er gehofft hatte, so tief war seine Enttäuschung über das klägliche Scheitern der revolutionären Bewegung. Nach dem kurzen begeisterten Aufschwung schien die Welt ihm wieder in hoffnungslose Stagnation zurückzusinken. Sie hatte nichts bewiesen als ihren Mangel an kosmischer Gestaltungskraft, und das ersehnte heroische Zeitalter der Herrschaft der Besten und Tüchtigsten schien in weitere Ferne gerückt als je zuvor. Aus dieser enttäuschten verzweifelnden Stimmung entstanden während der Jahre 1849 und 1850 die berühmten „Latter day pamphlets". Sie erschienen, wie der Titel andeutet, zuerst in Form von Broschüren, nachher wurden sie in ein Buch vereinigt und verursachten ein Aufsehen, dem vielleicht keine andere durch die politisch-socialen Dis-

curse des ideellen Denkers, Lehrers und Censors seiner Zeit veranlaßte Bewegung gleichkam. Selbst in dem Werke über den Chartismus hatte er seine eigenthümlichen Ansichten über die Mängel und die Bedürfnisse der Gegenwart nicht mit so stürmischem Zorn, mit so grimmiger Bitterkeit, so rücksichtslosem Radicalismus zusammengefaßt, und seine dantesk düstere Schilderung von den Zuständen einer vermodernden Welt, sein prophetisches Anathema gegen ihre Begehungs- und Unterlassungssünden klangen wie schrille Mistöne in eine Epoche, die sich in dem Glanze mächtig wachsenden Wohlstandes sonnte und eins der bedeutungsvollsten Culturereignisse der neuern Geschichte, die erste internationale Ausstellung des Jahres 1851, vorbereitete. Die „Latter day pamphlets" nahmen die Arbeiten und Ziele keiner der bestehenden Parteien, die Einrichtungen, die Denk-, Lebens- und Handlungsweise keiner der in Staat und Gesellschaft waltenden Mächte von dem erbarmungslosen Verdammungsurtheil aus. Nichts als ein großer Herrscher, nichts als die Macht, welche das Recht repräsentirt, ein wahrhafter König und Dictator (das war der allgemeine Gedankengang), könne retten, könne aus diesem wüsten Chaos einen menschenwürdigen Kosmos erschaffen. Ein „Occasional discourse on the Nigger Question", der die Reihe der Pamphlete eröffnete, warf sofort ein grelles Licht auf die schonungslose Entschiedenheit, mit der Carlyle sein Dogma von der Identität der Macht und des Rechts bis in die letzten Consequenzen hinein geltend machte. Das Pamphlet ist nichts mehr und nichts weniger als ein bedauerndes Achselzucken über die falsche Philanthropie der in den englischen Colonien durchgeführten Sklavenemancipation. Der Neger gehört, der Ansicht des Autors nach, einmal zu einer untergeordneten Menschenrasse, hat daher ein unveräußerliches Recht, von der höher begabten Rasse der Weißen beherrscht zu werden, wird die ihm gegebene Freiheit stets misbrauchen und nur in dauernder Abhängigkeit dasjenige Maß des Glücks und der Freiheit genießen, dessen er nach der Natur der Dinge fähig ist. Die Sklaverei alten Stils freilich scheint Carlyle nicht weniger ungerecht als die Emancipation; allein man sollte dieselbe umwandeln in ein „Miethsverhältniß auf Lebenslänge", d. h. unter den Schwarzen die ihrem Wesen am besten zusagenden Zustände der mittelalterlichen Hörigkeit und Leibeigenschaft erneuern. Eine seltsame Doctrin aus dem Munde eines humanen Denkers wie Carlyle! eine Doctrin, mit der er sich, wie er selbst zugab, unter den neuern Philosophen in einer Minorität von Einer Stimme befand, an der er aber nichtsdestoweniger mit zähester Ueberzeugung festhielt. Von diesem Gesichtspunkt aus erschien ihm auch später der nordamerikanische Bürgerkrieg als ein bedauerliches Ereigniß und die außerordentlichste Erscheinung bestätigt uns so die Wahrheit des alten Satzes von der Verwandtschaft der Extreme: ein Carlyle, der gemeine Sache macht mit den „aufgeklärten" Vertheidigern der „naturgebotenen" Knechtschaft ganzer großer Menschenklassen. Es war nicht zu verwundern, wenn ein Prolog von solcher Tendenz seine Landsleute für die Annahme der in den übrigen Pamphlets gepredigten, auf England speciell bezüglichen Lehren nicht eben günstig stimmte. Das folgende Pamphlet hat die Gegenwart im allgemeinen („The present time") zum Thema, und erklärt in der Hauptsache, daß „die industrielle Existenz Englands rasch zu einem großen Giftsumpf rauchender Pestilenz werde"; daß „die englische Constitution zugleich ein unvollendbares und der Vollendung unwürdiges Ideal", „die Socialwissenschaft eine Unglückswissenschaft" sei, daß man darüber hinaus eine Organisation der Arbeit bedürfe, vor allem aber einen König. Ein anderes Pamphlet („Model prisons") verdammt die krankhafte Philanthropie der gegenwärtigen Gefängnißverwaltung, welche kein anderes Resultat liefere als „die Dressur eines aus Schurken zusammengesetzten Linienregiments des Teufels"; ein drittes („Downing Street") ist gegen die politische Verwaltung gerichtet, in welcher der Autor nichts sieht als ein elendes System verworrener Routine, „ein weltweites Dickicht, bewohnt von kummervollen Ge-

schöpfen, ganz oder beinahe ganz taub gegen menschliche Bitten und Vernunft". An ihre Stelle solle ein großer Staatsmann treten, oder die zehn besten Männer, erwählt aus einem Volke von 27 Millionen; denn das allein sei die wahre Demokratie, daß man die fähigen Männer an die Spitze stelle, wo immer man sie finde. In dem nächsten Pamphlet („New Downing Street") wird dasselbe Thema aufgenommen und die Bedingungen einer wahrhaft wirksamen Besserung discutirt. Das öffentliche und das Privatleben, der Staat und die Religion in ihrem gegenwärtigen Zustande sind nichts als „ein Gewebe von halben Wahrheiten und ganzen Lügen". „Das Bedürfniß aller Bedürfnisse ist die Vernichtung des Pauperismus, unserer großen socialen Sünde", und die Herrschaft von Männern, welche befähigt sind, die Realisirung des Guten zu gebieten. Nur der wird für gut erklärt, „der gebieten und gehorchen kann; wer keins von beiden kann, ist schlecht". Zur Erlangung dieser wesentlichen Tugenden soll man daher das heranwachsende Geschlecht erziehen. Leider bietet die jetzige Erziehungsmethode nichts als „zerbrochene Krumen bloßer Rede" und „unsere nächsten Seelenaufseher (soul's overseers) werden wahrscheinlich vorzugsweise durch Schweigen lehren". Dieser Gedankengang führt ihn in dem nächsten Pamphlet („Stump Orator") zur Erneuerung seiner alten Opposition gegen das Laster der Redseligkeit unsers Zeitalters. Nichts als Worte, Worte, Worte überall. Alle Welt huldigt „dem Moloch öffentlichen Redens, parlamentarischer Beredsamkeit" und geistiger Tod ist die Folge. Ja, es wäre „ein wohlwollender Reformplan für unsere umnachtete Welt, könnte wenigstens eine Generation ihr Leben in Schweigen dahinbringen! Wäre solch ein Plan ausführbar, wie würde die Spreu aus allen Menschen und Dingen ausgesiebt werden"! — „Sei kein öffentlicher Redner, braver junger Brite! Zu sprechen oder zu schreiben hat die Natur dir nicht entscheidend befohlen, aber zu arbeiten!" Daß Carlyle bei solcher Ansicht der Dinge vom „Parlament" wenig Gutes zu sagen weiß, kann nicht befremden. „Das Parlament", so erklärt er in dem folgenden Pamphlet, „ist nutzlos wie es ist und nutzlos ist es, seine Reform zu versuchen. Es thut nichts als sprechen und abstimmen und nicht das einmal im Ernst. Nur zwei Parlamente hat es gegeben von wahrhafter Souveränetät: das englische Lange Parlament und den französischen Convent. Das höchste Problem ist nicht ein vollkommener erwähltes Parlament als das jetzige, sondern die Realität eines regierenden Herrschers, der seine Verhandlungen leitet. Die Masse der Menschen, die sich um die Wahlbühne sammelt, ist eine so häßliche Darstellung menschlicher Stupidität, als die Welt je gesehen. Könnten wir das Votum der Sklaven ganz ausschließen, und nur das Votum des heroischen freien Mannes zulassen, dann wäre die neue Aera und der beste Zustand der menschlichen Angelegenheiten herbeigekommen". Vorläufig aber, so setzt das folgende Pamphlet („Hudson's Statue") auseinander, ist keine Hoffnung für den baldigen Aufgang dieser schönen Zeit. Denn ach, Hudson, der Eisenbahnkönig und unzählige andere Fetische sind die angebeteten Heroen, nicht Cromwell. Dem letzten Pamphlet („Jesuitism") zufolge ist endlich diese allgemeine Entartung, Falschheit und Heuchelei auch in das Gebiet der Kunst eingedrungen. Auch hier „herrscht souverän die vollendete Blüte der Unwahrhaftigkeit". Das neue Parlamentsgebäude ist „nichts als eine Wildniß von steinernen Pfefferbüchsen"; „alle schönen Künste sind in Salonvergnügungen verkehrt". „Fürwahr, diese unedle Trägheit, diese skeptische Erstarrung ist nicht bestimmt, unser Endzustand zu bleiben. Unter dieser rohen Versumpfung liegt schmerzlich eingekerkert eine Geistesrichtung, die einst heroisch werden könnte."

Dies ist in einigen großen Zügen der Gedankengang der „Latter day pamphlets", und denkt man sich diese Ideen in der ernsten, mächtigen, von Geist und Tiefsinn überflutenden Sprache Carlyle's entwickelt, die wirklichen Dinge, die er seiner Kritik unterwarf, angestrahlt von der wundersamen Beleuchtung seiner charakteristischen allegorischen

Plurale: der Eternities, Immensities, Silences, Veracities auf der einen, der Trivialities, Loquacities, Unveracities und Shams auf der andern Seite, so mag man eine Vorstellung gewinnen von dem Eindruck, welchen seine puritanischen Strafreden auf das Geschlecht der Latterdays, an das sie gerichtet waren, hervorbringen mußten. In der That boten sie nicht allein den Vertretern des Laissez-faire, des Materialismus und des schlauen „Fuchsverstandes", deren Denkweise Carlyle in dem letzten seiner Pamphlete durch ein mit grimmigem Humor entworfenes System der „Schweinephilosophie" („Pig-Philosophy") parodirte, sondern auch den edeln humanen Denkern mehr als einen Angriffspunkt dar, und im allgemeinen schien der Vorwurf nicht ungerechtfertigt, daß er die Mittel verwechsele mit den Zwecken und der unvermeidlichen Nothwendigkeit des langsamen geschichtlichen Werdens nicht gerecht werde. Aber eben wegen ihrer aufs höchste gesteigerten ideell leidenschaftlichen Einseitigkeit nahmen die „Latter day pamphlets" auch in hohem Grade an der gedankenerweckenden Wirkung theil, die allen Werken Carlyle's überhaupt innewohnt. Jedes Pamphlet ist eine wahre Kornkammer, voll von Saatkörnern der Zukunft und indem der ernste Säemann in die vollen Säcke hineingreift und die Körner ausstreut, scheint es unmöglich, daß nicht eins oder das andere tief niedersinkt in das Saatfeld der Zeit, in die Herzen und Geister aller Leser und sie zu ernstem Nachdenken, zu edeln Entschlüssen aufregt. Carlyle selbst hatte diese Pamphlete in schmerzlichster Seelenstimmung geschrieben. Seine schweren Gedanken hatten wie ein Alp auf ihm gelastet und noch, nachdem er sie aus sich herausgestellt hatte, fühlte er sich ermattet und abgespannt von dem Staub und der Hitze des Kampfes. Es war eine Erholung für ihn, eine andere Arbeit zu beginnen, eine Arbeit der Erinnerung: die Biographie seines Freundes John Sterling. Ebenfalls ein Werk voll ernster, schwermüthiger Gedanken, aber in Ton und Haltung wesentlich verschieden von den „Latter day pamphlets". Man hört nicht mehr den Propheten, der im Tempel des unbekannten Gottes weissagt, den Richter, der das Verdammungsurtheil über eine verderbte Zeit ausspricht; man sieht den Menschen Carlyle, wie er mit den Menschen durch das Leben wandelt, an ihren Leiden und Freuden sympathetisch theilnimmt und in dem Erdenwallen seines Freundes ein Stück zeitgenössischer Geschichte gleichsam gesprächsweise darstellt. Vielleicht aus keinem andern Buche tritt uns sein Charakterbild persönlich unmittelbarer entgegen und keins wurde so schnell und leicht geschrieben. Seine Vollendung (es erschien 1851) war auch deshalb ein willkommenes Ereigniß, weil sie ihm die nöthige Seelenruhe zu dem Unternehmen einer großen historischen Arbeit gab, die seitdem bis in die jüngste Gegenwart hinein seine ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen sollte, zu der „Geschichte Friedrich's des Großen".

Carlyle faßte den Plan zu diesem letzten und umfangreichsten seiner Werke im Jahre 1852. Er selbst hatte sein 57. Jahr erreicht, fühlte sich aber, trotz seiner nicht selten leidenden Gesundheit, der Ausführung einer so gewaltigen Arbeit noch vollkommen gewachsen. Welche Motive die Wahl seines Gegenstandes bestimmten, wird ohne Mühe klar, wenn man sich die Grundrichtung seiner Philosophie von der Entwickelung des Menschenlebens und die Gegenstände seiner vorangegangenen historischen Arbeiten ins Gedächtniß ruft. In der That stehen diese letztern in ebenso charakteristischer Beziehung zueinander wie die social-philosophischen Speculationen der Bücher über den Chartismus, „Past and Present" und die „Latter day pamphlets". In seinem ersten Geschichtswerk, der „Französischen Revolution", hatte er den großartigen Vernichtungskampf gegen das verrottete, heuchlerische, wesenlose Formelthum der alten Zeit geschildert, die unvermeidliche Vorbedingung für die Neugeburt eines bessern Weltalters. Die etwas später gehaltenen Vorlesungen über „Heroenverehrung" entwickelten dann die andere Seite des Bildes: eine Philosophie der Geschichte, in welcher das schöpferische Element triumphirte

über das zerstörende und alle ideellen und praktischen Fähigkeiten des Menschengeistes wie in das Pantheon einer neuen Religion versammelt wurden in ihren vollendetsten historischen Erscheinungen. Das Werk über Cromwell war der ausschließlichen Feier eines dieser Heroen bestimmt gewesen, desjenigen der zu seiner Zeit das „unabweisbarste Bedürfniß" der Gegenwart realisirt hatte: das Bedürfniß eines dictatorischen Herrschers; und der Plan zu einer Geschichte Friedrich's des Großen war in Wahrheit nur die Wiederaufnahme desselben Themas in einer spätern Epoche, auf einem andern fremden Boden. Eine im Spätsommer des Jahres 1852 unternommene Reise nach Deutschland war der erste Schritt zur Ausführung seines Plans. Es war (einen flüchtigen Besuch in Paris im Jahre 1825 ausgenommen) das erste mal, daß Carlyle den Continent besuchte. Er ging über Rotterdam den Rhein hinauf nach Bonn, von dort nach Frankfurt a. M., dann nach Eisenach, Weimar, Erfurt, Dresden und Berlin. Sein Hauptzweck war, Porträts der fridericianischen Generation zu studiren; doch die Namen der Orte, an denen er sich aufhielt, deuten auch andere Zwecke an. Das Umherreisen war ihm, der von Jugend auf an ein beschauliches zurückgezogenes Leben gewöhnt war, beschwerlich, und nur um den Geburtsort Goethe's zu sehen, ging er nach Frankfurt, nur um in Luther's Kloster, in seinen Zimmern auf der Wartburg das Andenken an die heroische Zeit der Reformation zu erneuern, machte er Haltpunkte in Erfurt und Eisenach. Der Aufenthalt in Weimar war vor allem der Erinnerung an Goethe und Schiller gewidmet. Am längsten, d. h. etwa eine Woche verweilte er in Berlin und dessen im eminentesten Sinne fridericianischer Umgebung. Die ganze Reise dauerte nicht länger als einen Monat — eine kurze Zeit, doch lang genug für einen Reisenden, der mit so durchdringendem tiefschauenden Blicke sah wie Carlyle. Nach seiner Rückkehr traf er ernstliche Anstalten, die Arbeit für sein neues Werk in die Hand zu nehmen. Sein altes Haus in Chelsea, dasselbe, das er vor zwei Decennien bei seiner Niederlassung in London bezogen, war trotz der riesenhaften Ausdehnung der Hauptstadt immer noch von dem großstädtischen Lärm verschont genug geblieben; auch sah er, obgleich für seine Freunde nichts weniger als unzugänglich, zu keiner Zeit viel Besuch bei sich. Um jedoch in seiner Einsamkeit mehr noch als sonst aller Störung von außen entrückt zu sein, ließ er damals sein Haus durch ein neues Stockwerk vergrößern, dessen ganzer Raum durch einen Saal ausgefüllt wurde, und hier in dieser Mansarde richtete er sich seine Bibliothek und sein Arbeitszimmer ein. Aus der Bibliothek wurden sämmtliche Werke ausgeschieden, die nicht in Beziehung standen zu der Geschichte Friedrich's; Bücher, welche den Umkreis derselben berührten, wurden in großer Zahl herbeigeschafft, und je weiter Carlyle vorrückte, um so schwerer belastet standen die Büchergestelle um ihn da. Man hat von ihm erzählt, es sei ihm wie den so viel geschmähten deutschen „Dryasdusten" gegangen, die während der Arbeit sich und ihre ganze Umgebung einräuchern und den ganzen Tag die Pfeife nicht kalt werden lassen. Aber obgleich er jenen „Dryasdusten" an zäh ausdauerndem Fleiß nacheiferte, so ist der Bericht über die classische Rauchwolke, in der er arbeiten sollte, doch eine Mythe. Carlyle ist ein Raucher; aber ein mäßiger Raucher, ein Raucher aus Thonpfeifen und weniger während der Arbeit als in seinen Ruhestunden, sinnend an den Kamin hingestreckt, oder im Garten auf einer umgestülpten Blumenvase sitzend, blies er die krausen blauen Wölkchen vor sich hin. Seine Haupterholung waren außerdem Spazierritte in den Parks, an den Ufern der Themse. Mitunter unternahm er auch weite Spaziergänge, von denen ich nur einen der vielleicht am häufigsten wiederholten und sicherlich den interessantesten erwähnen will: den Gang von Chelsea in das India-House in der City, wo sein Freund, der Philosoph und Nationalökonom John Stuart Mill, damals noch als Beamter der Ostindischen Compagnie beschäftigt war. Gern begleitet man ihn auf diesem langen Wege durch das endlose Ge-

wühl der Metropole, und gern malt man sich die Zusammenkunft beider Männer aus, der beiden genialen Denker des heutigen England, die, jeder in seiner Weise, einen größern Einfluß auf die Bildung der politisch-socialen, religiösen und philosophischen Anschauungen der heranwachsenden Generation ihres Vaterlandes ausgeübt haben, als irgendein anderer zeitgenössischer Schriftsteller, Lord Macaulay nicht ausgenommen. Und wenn man den geistigen Gehalt ihres Wirkens mit dem der idealen Repräsentanten der vorigen Generation, der Byron, Bentham und Coleridge vergleicht, so ist es unmöglich, von der Zukunft nicht einen mächtigen Umschwung zum Bessern zu hoffen.

Die beiden ersten Bände der „Geschichte Friedrich's des Großen" erschienen zu Ende des Jahres 1858, begrüßt von einem hochgespannten Interesse, desgleichen unter historischen Werken ihrer Zeit nur Macaulay's „Englische Geschichte" hervorgerufen hatte, sodaß, von jener wie von dieser, die erste Auflage gleich bei ihrem Erscheinen vergriffen war. Das Urtheil war, wie bei allen Schriften Carlyle's, zwischen Bewunderung und Tadel getheilt. Man fühlte sich hingerissen wie immer durch die unvergleichliche Lebendigkeit der Darstellung, die Schärfe der Charakteristik, dem Glanz der Farben, die endlose Fülle interessanter Details, das tiefe Pathos, den alles umfassenden unerschöpflichen Humor; aber man fand auch keine Abnahme der alten Fehler, ja von mancher Seite erklärte man den störenden Eindruck derselben noch verschlimmert durch den großen Umfang des Werkes, bei welchem die consequent durchgeführte „Carlyle'sche Manier" ermüdend wirke. Boshafte Recensenten gingen so weit, das Buch der „Geschichte der Abenteuer Gargantua's und Pantagruel's" an die Seite zu stellen und zu behaupten, selbst Rabelais habe nie in größerer Licenz des Stils geschwelgt, oder allem Anstand mehr getrotzt als dieser neueste Geschichtschreiber des Großen Friedrich. Die allgemeine Einleitung in die preußische Geschichte fand man zu lang, überladen mit Details und als historische Uebersicht unbefriedigend. In der Glorification des brutalen Friedrich Wilhelm I. sah man eine zum Exceß getriebene Anwendung der alten Carlyle'schen Doctrin von der Einheit der Macht und des Rechts, der Superiorität des Handelns über das Reden, und besonders in dem letztern Falle hielt es allerdings nicht schwer, die Behauptungen durch beigefügte Auszüge zu erhärten. Eine ähnliche Mischung von Bewunderung und Tadel hörte man von der deutschen Kritik, die, wie bei der Natur des Gegenstandes zu erwarten, diesem Werke Carlyle's eine größere Aufmerksamkeit widmete als allen seinen Vorgängern. Unsern deutschen Kritikern erschien der Verfasser mit seinen zahlreichen Absonderlichkeiten als ein höchst wunderlicher Heiliger. Kein geringes Aufsehen erregten die mythischen Figuren Dryasdust's und Sauerteig's, und die unceremoniöse Art, in der sämmtliche deutsche Darstellungen der „Geschichte Friedrich's des Großen" für bedauerliche chaotische Productionen des deutschen Dryasdust erklärt wurden, werth in die Rumpelkammer der Geschichte geworfen und vergessen zu werden, konnte das nationale Selbstgefühl von vornherein für die Beurtheilung des englischen Autors nicht eben günstig stimmen. Unzweifelhaft ist, daß Carlyle auch in der Geschichte Friedrich's mit allen seinen Vorzügen und Mängeln eben genommen werden muß wie er ist: eine mächtige eigenartige Persönlichkeit, ein origineller, ungestümer Denker, der nach seinen eigenen Gesetzen schafft und anschaut und für dessen Beurtheilung die gewöhnlichen Maßstäbe nicht ausreichen. So steht er da, um keine Freundschaft werbend, keine Feindschaft fürchtend, ein sonngebräunter, felsenumgürteter, gewaltiger Titan, gegen den die Brandung der See und der Regen und Blitz des Himmels vergebens anstürmen; kein logisch raisonnirender, sondern wesentlich ein phantasievoller, intuitiver Geist; ebenso sehr Dichter und Humorist als Geschichtschreiber; erfüllt von gleicher pantheistischer Sympathie für das kleinste wie für das größte Leben — aber zugleich ein Mann unerschütterlich gegründet in der Ueberzeugung sittlicher Grundsätze, dem (wie sein Freund Sterling von

ihm sagte) es nicht genügt, „das Gute das er liebt und sucht, zu malen oder es gemalt zu sehen und sich an dem Anblick zu freuen; nicht, es zu verstehen und über seine Erkenntniß zu frohlocken; sondern der es sich zur Aufgabe gewählt hat, auf seinem Grunde Posto zu fassen, um seinen Sieg allein zu athmen, zu kämpfen, zu trauern und zu sterben".*) Ein solcher Geist, wenn er sich der Darstellung der Geschichte zuwendet, kann, wie gesagt, nicht nach dem gewöhnlichen Maßstab gemessen werden. Gegen die hergebrachte Vorstellung von der „Würde der Geschichtschreibung" verstößt er von Anfang bis zu Ende. Er gibt uns kein abgeglättetes stilistisch tadelloses Kunstwerk wie Macaulay; er führt uns vielmehr hinein in die Werkstätte seines Schaffens, läßt uns die Gerüste und Apparate sehen, mittels deren er seinen Bau aufführt, und begleitet das Werk, wie der Meister den Glockenguß, wie der Chor die Handlung des griechischen Dramas, mitunter auch wie der kritische Zuschauer im Parterre das Spiel der Darsteller auf der Bühne, mit Reflexionen, die, bald lobpreisend, bald tadelnd, bald humoristisch, bald pathetisch, immer wieder zurückführen auf den Grund der transscendentalen Ideen, welche sein tiefschauendes Auge hinter allem Wechsel der Erscheinungen erkennt. Aber wenn die Eigenthümlichkeiten dieser Denk- und Darstellungsweise mitunter zum Exceß getrieben scheinen und störend wirken, wenn ihre unablässigen Variationen den Leser ermüden — welcher kunst- und regelgerechte Geschichtschreiber kann sich andererseits einer so farbenreichen, lebensvollen, durch und durch dramatischen Reproducirung einer geschichtlichen Epoche rühmen wie Carlyle? Unter wessen Händen sieht man die Ereignisse so unmittelbar nicht allein aus ihren verborgenen Ursachen entstehen, sondern als elementarische und sittliche Energien auftreten und wirken? Wo sonst erscheinen die handelnden Persönlichkeiten so wunderbar lebendig, auf dem Boden, in dem Costüm ihrer Zeit; wer endlich vereinigt in solchem Maße mit der unermüdlichen Detailforschung des Dryasdust die Walter Scott'sche Gabe, das chaotische Detail als Material des historischen Lebensbildes künstlerisch zu bewältigen und zu gestalten? Man mag zugeben, daß Carlyle in seinem Verdammungsurtheil gegen die „preußischen Dryasduste" zu weit gegangen ist; doch die Opposition gegen den todten Gelehrten- und Sammlerfleiß ist darum nicht weniger gerechtfertigt und das unbefangene Urtheil wird am Ende zugeben müssen, daß Carlyle trotz aller Wunderlichkeiten seiner Phraseologie und der Methode seiner Darstellung ein Werk geliefert hat, von dem auch der tiefste Kenner der preußischen Geschichte und die größten Meister historischer Kunst lernen können, worauf es ankommt, um die Geschichtschreibung nicht als bloßes Repertorium von Thatsachen, sondern als Darstellerin der menschlichen Schicksale, als bildende Lehrerin des menschlichen Geistes wirken zu lassen.

Das Werk war ursprünglich auf vier Bände berechnet gewesen, allein nachdem die beiden ersten Bände nicht weiter gelangt waren als bis zum Tode Friedrich Wilhelm's I., ließ eine größere Ausdehnung sich unschwer voraussehen. Nach Vollendung jener ersten Bände, im Herbst 1858, unternahm Carlyle eine zweite Reise nach Deutschland, um die Schlachtfelder Friedrich's des Großen zu studiren. Diese Reise dauerte sechs Wochen und ihre Resultate treten in den folgenden Theilen der Geschichte erkennbar genug zu Tage. Die streng militärische Beurtheilung seiner Operationspläne und Schlachtbilder muß dem militärischen Kritiker überlassen bleiben; wenn es aber dem Leser vor allem darum zu thun ist, eine klare Einsicht in die Pläne, eine Anschauung von dem Hergang der Kämpfe zu gewinnen, so hätte dieser Zweck nicht leicht befriedigender erfüllt werden können als durch die Erzählung Carlyle's. Mit derselben unvergleichlichen Lebendigkeit wie das gesellige und politische Getriebe des 18. Jahrhunderts entrollt er vor uns den

*) Artikel in der Westminster Review von 1839.

Gang der kriegerischen Ereignisse. Dasselbe dramatische Interesse, derselbe Localsinn versetzt uns gleichsam als Zeitgenossen auf die Schlachtfelder des Schlesischen und des Siebenjährigen Kriegs, wie in die Schlösser der Könige, in die Salons der Gesellschaft, in die Rathsversammlungen der Minister und Generale. Und klar, plastisch, charaktervoll, in thätiger unmittelbarer Gegenwart erhebt sich über das Gewühl der Ereignisse, über den großen Haufen der handelnden und leidenden Personen die Gestalt des großen Königs, der als Herrscher die Geschicke seines Staats lenkt, alle Hemmnisse des Schicksals überwindet und aus dem Kampfe gegen eine in Waffen stehende Welt siegreich hervorgeht. Aus der Fülle interessanter Episoden wollen wir nur die den Verkehr Friedrich's mit Voltaire behandelnde hervorheben, der in allen seinen historischen Verzweigungen und Beziehungen wol nie vorher in solcher Vollständigkeit, mit einem so unerschöpflichen Reichthum charakteristischer Details dargestellt wurde. Wenn es übrigens in einem sechsbändigen Werke, mit einem Gesammtumfang von ungefähr 4000 Seiten, nicht an Abschnitten fehlt, über welche der Leser sich versucht fühlt, schneller hinwegzugehen als über andere, an Behauptungen und Auseinandersetzungen, die auf falschen Prämissen ruhen, so ist dies kaum zu verwundern. Ungefördert in Kenntniß menschlicher Verhältnisse, unangeregt in seinem Denken und Empfinden wird indeß wol niemand die Lektüre auch solcher Abschnitte beiseitelegen, und am Schluß des Werks angelangt, wird ein jeder sich gestehen müssen, die Offenbarung eines Geistes empfangen zu haben, zu dessen Lehren, so parador sie auch mitunter erscheinen, er noch oft als Lernender zurückkehren wird.

Der letzte Band der „Geschichte Friedrich's des Großen" erschien zu Ende des verflossenen Jahres (1865) und es bleibt uns nur übrig, auf zwei seitdem stattgehabte Ereignisse in Carlyle's Leben einen schließlichen Blick zu werfen. Seitens der englischen Kritik beglückwünschte man ihn, daß er endlich das Ziel einer so langen und, wie insinuirt wurde, seinem anfänglichen Enthusiasmus für den Gegenstand doch nicht ganz entsprechenden Arbeit erreicht habe; der Last dieses fremden Stoffes entledigt, so meinte man, werde er nun seine noch unerloschene Energie um so ungetheilter der Bearbeitung näher liegender, congenialerer Gegenstände zuwenden können. Ob und in welcher Weise diese Voraussetzung sich realisirt, steht zu erwarten. Vorläufig ruht der Geschichtschreiber Friedrich's des Großen noch auf seinen jüngsten Lorbern und man hört nicht, daß er eine neue Arbeit zu unternehmen beabsichtige. Von den beiden angedeuteten Ereignissen war das erste ein stolzes und schönes. Die Studentenschaft von Edinburgh hat das Recht, jedes Jahr ihren Lord-Rector zu wählen, und sie erhob zu dieser Würde für das Jahr 1865—66 ihren großen Landsmann Thomas Carlyle. Der Sitte gemäß werden bei jeder Wahl zwei Candidaten aufgestellt, als Repräsentanten der beiden unvermeidlichen Parteien der Whigs und der Tories, der Liberalen und Conservativen, welche ebenso die Studenten der Universitäten wie alle andern Gesellschaftsklassen in England theilen. Auf solche Weise war Carlyle schon vor einer Reihe von Jahren zuerst in Aberdeen, dann in Glasgow als Candidat für die Würde des Lord-Rectors vorgeschlagen worden; doch haben mit diesen Ernennungen nur die Studenten zu thun, und die Ansicht, als finde seitens der Candidaten eine Bewerbung statt (wie gelegentlich in den continentalen Zeitschriften behauptet wurde), ist eine irrthümliche. In Aberdeen und Glasgow waren die Vorkämpfer Carlyle's in der Minorität geblieben; in Edinburgh, bei der letzten Rectorwahl, trug er über seinen Mitcandidaten D'Israeli mit ansehnlicher Stimmenmehrheit den Sieg davon. Lange schwankte er auch jetzt, ob er, der sein ganzes Leben hindurch nie ein anderes Amt, eine andere Würde erstrebt als die, welche sein Genie ihm auferlegte, der Lehrer seiner Zeit und seines Volks zu sein, jenes Amt und jene Würde annehmen solle, doch endlich gab er sein Jawort. Diese freiwillige Huldigung Jungschottlands, der dritten seit seiner eigenen Studentenzeit in Edinburgh heran-

wachsenden Generation, war, wie er in seiner Inauguralrede gestand, von Werth für ihn, „eine rührende und tragische, aber zugleich schöne Anerkennung, daß er nicht ganz umsonst in der Welt gearbeitet habe". Die übliche Inauguralrede versprach er für den Beginn des Frühlings und am 2. April 1865 trat er, seinem Versprechen gemäß, sein Amt an. Lange vorher schon hatte man mit gespannter Erwartung diesem Ereigniß entgegengesehen und aus allen Theilen Englands und Schottlands eilten Carlyle's Freunde und Bewunderer nach dem schottischen Athen, um ihn womöglich zu sehen und zu hören. Die große Musikhalle der Stadt, das geräumigste öffentliche Local in Edinburgh, reichte für die Masse des zudringenden Volks bei weitem nicht aus, sodaß nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl der fremden Besucher den Zweck ihrer Reise erfüllt sahen. Von dem enthusiastischen Empfang, welcher dem Lord-Rector zutheil wurde, von dem Eindruck seiner aus dem Stegreif gehaltenen anderthalbstündigen Rede brauchen wir nicht zu erzählen, denn beide sind noch in frischester Erinnerung. Es genügt zu sagen, daß seine Rede noch einmal ein treues Bild seiner wohlbekannten Lebensphilosophie entwickelte und daß ihr Eindruck nicht sowol dem Redner galt als dem Autor und Menschen, dem Helden des „Sartor Resartus", dem Geschichtschreiber Cromwell's und der Französischen Revolution, dem stoischen Weisen endlich, der in seiner machtvollen Persönlichkeit dem lauschenden Volke das höchste allgemeine Ziel aller Menschen, die Einheit des Lebens und des Denkens, in seltener Vollendung darstellte. Noch ein charakteristischer Zwischenfall verdient Bemerkung. Bei Gelegenheit der Inauguralfeier wurden auch an eine Anzahl berühmter Männer Ehrendoctordiplome ausgetheilt und man hatte Carlyle selbst die Verleihung dieser Ehre angeboten. Aber er hatte sie abgelehnt in einem Briefe des Inhalts: daß er einen Bruder habe, der Doctor sei, und falls zwei Dr. Carlyle am Paradiese erscheinen sollten, würden unwillkommene Misverständnisse daraus entstehen. Aus diesem und aus andern Gründen ziehe er seinerseits vor, Mr. Thomas Carlyle zu bleiben. Und bei diesem Entschluß hatte es denn auch sein Bewenden.

Das zweite der obenangedeuteten Ereignisse war ein trauriges. Neunzehn Tage nach der Rectorrede in Edinburgh, am 21. April, während Carlyle noch in Schottland abwesend war, starb ihm plötzlich die treue Gefährtin, deren edle Sympathie sein einsames Leben so lange erheitert und verschönt hatte. Nach allem, was man hört, eine Frau von der seltensten Begabung des Geistes und Herzens, eine Frau, auf die man wol Carlyle's eigene Worte anwenden darf, als er das Abscheiden der Gemahlin seines Freundes John Sterling beklagte: „Sein anderes Selbst, die ihn so lange getreu auf allen Pilgerfahrten begleitet, heiter die schweren, gewundenen Wege mit ihm dahinwandernd! Jetzt kann sie ihm nicht mehr folgen, sinkt nieder an seiner Seite. Den Rest deiner Pilgerfahrt allein, o Freund! Lebe wohl, lebe wohl! Auch sie ist für immer vor deinen Augen verborgen und du stehst plötzlich einsam da in dem Geräusch gefallener und fallender Dinge." Der Tod kam in Mrs. Carlyle's Falle so plötzlich, daß Carlyle keine Veranlassung hatte, in seine nun völlig verwaiste Heimat in Chelsea zurückzukehren. Die Leiche wurde nach Schottland gebracht und, wahrscheinlich einem schon früher gefaßten Beschluß gemäß, in der Familiengruft des Dr. Welsh in Haddington beigesetzt.

Von dem Carlyle beschiedenen „einsamen Rest seiner Pilgerfahrt" wollen wir nur Eine Hoffnung aussprechen: daß es ihm gegeben sein möge, die Last auch dieses letzten Schmerzes wie die so vieler andern mit ungebeugtem Muth zu tragen. Im Bewußtsein der vollbrachten Lebensarbeit, im Hinblick auf das Keimen der von ihm gestreuten Aussaat des Geistes, möge ihm noch oft vergönnt sein, die kräftigende Wirkung jener „Marschmusik der Menschheit" in den Goethe'schen Versen zu empfinden, mit denen er seine edinburgher Rede schloß, bis zu dem Zuruf: „Wir heißen euch hoffen."

---

# Das Militärsanitätswesen

## und die neuen Reformbestrebungen auf diesem Gebiete.

Dritter Artikel.

Die Vervielfältigung des Kriegsmaterials, mit der man in neuester Zeit begonnen hat und die in schneller Zunahme begriffen ist, die Einführung der gezogenen Kanonen bei den Armeen, die Verwendung der schweren und sehr zerstörenden Artillerie, die Treffsicherheit der Schußwaffen, mit Einem Worte die außerordentliche technische Entwickelung und Vervollkommnung des Kriegswesens, die durch die Vervollständigung der schnellfördernden Communicationswege, Eisen- und Wasserstraßen erleichterte Concentrirung großer Heeresmassen behufs ihrer Verwendung zum Kampfe haben die Greuel der Feldschlacht vergrößert und die Geisel des Kriegs schrecklicher denn je gemacht. Dieser enorme Zuwachs in der Verwendung der persönlichen und materiellen Zerstörungskräfte hat einen Elihu Burritt, Cobden und andere Philanthropen enttäuscht, welche in unserm Zeitalter den Völkerfrieden als den normalen, den Krieg dagegen als den Ausnahmezustand erhofften. Daß die ersehnte Zeit des immerwährenden Volksfriedens, welcher nur aus der herzlichen Uebereinstimmung und dem wechselseitigen Wohlwollen zwischen den Machthabern und Völkern ersprießen kann, bisjetzt noch nicht gekommen und die Hoffnungen in dieser Beziehung ein Traum gewesen, darüber ist uns durch die Kriege der Neuzeit der unwiderlegliche Beweis geworden.

Je zahlreicher und furchtbarer die Verwundungen mit ihrem Gefolge von herzzerreißenden Qualen und Todeskämpfen in den modernen Schlachten gewesen sind, desto mehr hat sich die öffentliche Theilnahme gesteigert, desto mehr hat sich das einsichtsvolle und energische Bestreben entwickelt, die vom Kriege unzertrennlichen Wehen zu lindern. Wahrhaft edle und sinnreiche Anstrengungen sind von hochherzigen Philanthropen unternommen worden, um die Intensität der Kriegsübel abzuschwächen.

Der italienische Feldzug mit seinen schmerzlichen Erfahrungen auf dem Gebiete der Krankenpflege im Felde, als deren Quell in vielfacher Beziehung die Unzulänglichkeit der amtlichen ärztlichen Hülfe mit Recht anzuklagen ist, hat insbesondere dazu beigetragen, der Welt eine fast gänzlich neue Bahn für die Bethätigung wahrhafter Barmherzigkeit zu eröffnen.

Man hatte sich in diesem Kriege von dem Misverhältniß, welches sich zwischen Hülfsbedürfniß und Hülfsleistung in allen größern Kriegen auf eine grausame Weise fühlbar macht, in hinlänglicher Weise überzeugt und eingesehen, daß die Feldärzte in Fällen, in denen die Zahl der Verwundeten zu hoch anwächst, bei dem nicht ausreichenden ärztlichen und Pflegepersonal und dem Mangel der nothwendigsten oder doch nicht genügenden materiellen Mittel nicht dasjenige anzuwenden im Stande sind, was ihr Kopf für zweckentsprechend hält und wozu ihr Herz sie treibt. Andererseits hat man richtig herausgefühlt, daß der Soldat, welcher durch Pflicht und Gesetz der Fahne folgt und im Vollgefühl seiner Liebe zu seinem Landesherrn und seinem Vaterlande sein Leben wagt, auch berechtigt ist zu fordern, daß in Erkrankungs- und Verwundungsfällen wenigstens alles zu seiner Lebensrettung und Wiederherstellung angewendet werde, was die Wissenschaft und bewährte Erfahrung lehrt, unter gleichzeitiger Zuhülfenahme der von der vorgeschrittenen Civilisation erfundenen Hülfsmittel.

Henri Dunant, ein genfer Bürger, welcher als Tourist Augenzeuge von dem Chaos menschlichen Elends in dem italienischen Kriege war, hat der durch lange Erfahrungen bestätigten, von Sachverständigen tiefgefühlten Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der amtlichen ärztlichen Hülfe, ebenso von den Blutbadscenen und den Leiden in diesem

Kriege, welche überwältigend auf ihn eingewirkt haben, in seiner Schrift: „Un souvenir de Solferino", einen beredten Ausdruck und dadurch die Anregung zu der Genfer Conferenz gegeben.

Henri Dunant drängte es, kaum in seine Heimat zurückgekehrt, über die Eindrücke, die er auf den Schlachtfeldern Italiens erhalten, Zeugniß vor aller Welt abzulegen und dabei offen auszusprechen, daß er es für eine Pflicht der Humanität erachte, diejenige freiwillige Hülfe im Bereich der Krankenpflege im Felde anzubieten, welche man nur irgendwie herbeizuschaffen im Stande ist. Dunant, welcher gleichzeitig über die Ausführbarkeit eines Planes nachdachte, auf welche Weise nationale und internationale Hülfe auf den Schlachtfeldern und in den Hospitälern ins Leben zu rufen sei, belebte dadurch von neuem die Ideen, welche nicht ausschließlich einem Volke und einer Zeit angehören, sondern welche im Wesen des christlichen Humanismus fest begründet sind und welche bei der fehlenden Association freiwilliger Hülfe im Bereich der Krankenpflege im Felde und bei den obwaltenden verschiedenen Anschauungen bis dahin, Amerika ausgenommen, nur vereinzelt zum thatsächlichen Ausdruck gelangt sind.

Indem wir über die Sanitätscommission in den Vereinigten Staaten, das großartigste, in der That völlig ohne Beispiel dastehende Wohlthätigkeitsunternehmen, vorläufig stillschweigend hinweggehen, wollen wir ähnlicher Hülfsleistungen im Krimkriege hier flüchtig gedenken.

Die gewöhnlichen Hülfsquellen des ärztlichen Dienstes bei der russischen Armee waren durch die außerordentlichen Bedürfnisse, denen sie genügen mußten, fast gänzlich erschöpft, es wurden daher Anstrengungen versucht, diesem grausamen und fast plötzlichen Mangel abzuhelfen.

Bald nach der Eröffnung der Feindseligkeiten in der Krim seitens Frankreichs und Englands gegen Rußland unternahm die Großfürstin Helene Paulowna von Rußland, eine würtembergische Prinzessin und Witwe des Großfürsten Michael, Bruders des Kaisers Nikolaus I., ein bewunderungswürdiges Werk der Barmherzigkeit, indem sie nach einem bestimmten System Feldlazarethe gründete und freiwillige Krankenpfleger zur Verwendung brachte, welche, dank der energischen Unterstützung der russischen Behörden, den leidenden Soldaten die größten Dienste leisteten.

Durch den edeln Wetteifer der Miß Florence Nightingale angefeuert, begab sich die Großfürstin von Petersburg nach dem Kriegsschauplatz, begleitet von 300 Personen ihres Geschlechts, ausgebildet in der Krankenpflege, welche sie nach jenen Orten entsandte, wo ihre Thätigkeit am nöthigsten war. Die Gegenwart dieser barmherzigen Frauen unter der Leitung der edeln Patronin wurde stets mit lebhafter Dankbarkeit begrüßt. Ein ausgezeichneter Armeechirurg äußert sich darüber folgendermaßen: „Sie waren unermüdlich in der Pflege der Verwundeten, nicht allein in den Hospitälern von Sewastopol und Simferopol und ebenso in den Feldlazarethen, sondern auch in der unmittelbaren Nähe der Batterien, inmitten der herzzerreißenden Scenen und selbst unter dem Musketen- und Artilleriefeuer. Sie begleiteten die Landtransporte zurück nach Moskau und Petersburg." Professor Pirogoff schildert ihre Dienste erhaben über jedes Lob, ihren Heroismus, ihre Ausdauer, ihre Discretion, den Beistand, welchen sie den Militärärzten erwiesen, als von unschätzbarem Werth. Die Urkunde über ihre Instructionen, nach welchen diese Frauen ihre Dienste zu regeln haben, beginnt wie folgt: „Im Namen Jesu Christi, unsers Herrn, wollen wir in vollkommener Ausübung der Barmherzigkeit in Selbstaufopferung eifrig den Medicinalbehörden beistehen in der Sorge, in der Pflege der Kranken und Verwundeten und auf gleiche Weise die Patienten stärken in ihren Leiden mit christlichem Trost." In diesem Geiste haben diese Frauen ihre Arbeit seit ihrer Organisation fortgesetzt, und nachdem eine große Anzahl von ihnen an Fieber und Mühsal aller Art

in den russischen Hospitälern in der Krim gestorben ist, setzten sie ihr Werk auf einem ähnlichen Gebiete in Petersburg unter den dürftigen Klassen fort, und zuletzt haben sie ihre erfolgreiche Hülfe den kranken und verwundeten Kriegern beider Theile im polnischen Kriege angedeihen lassen.

Im italienischen Kriege suchten Frauen das Gefühl des Erbarmens, welches die entsetzlichen Leiden in ihnen hervorgerufen hatten, ebenfalls thatkräftig zu bewähren. In Mailand schickten die Damen aus den achtbarsten adelichen Familien mehr als 500 ihrer elegantesten Wagen auf die Eisenbahnstation mit Betten, Kopfkissen, Polstern versehen, um die verwundeten Helden aufzunehmen und sie nach den für sie besonders eingerichteten Wohnungen zu bringen.

Im amerikanischen Kriege gebührt den hochherzigen Frauen im Norden und Süden die Ehre, sich an die Spitze der Werke der Barmherzigkeit gestellt zu haben. Sie waren es, welche den ersten Antrieb zu dem großen amerikanischen Nationalwerk gegeben haben, ihre edle Sympathie war es, welche durch Gründung von 32000 Frauencomités mit dem Ertrage von über 60 Mill. Frs. die Anstrengungen der Sanitätscommission unterstützte.

Im Kriege gegen Dänemark haben die Königin von Preußen, Augusta, die Königin-Witwe, die Kronprinzessin und Prinzessin Alexandrine ihr hochherziges Interesse für die Krankenpflege durch willkommene Gaben vielfach bethätigt. Die Gemahlin des Grafen Eberhard Stolberg-Wernigerode hat an der Seite ihres Gatten während des ganzen Kriegs in der nächsten Nähe des Kriegsschauplatzes sich aufgehalten und ihre Fürsorge für die Kranken und Verwundeten in den Lazarethen nicht blos durch Verabreichung materieller Hülfsmittel, sondern auch durch leutselig tröstenden Zuspruch bei ihren häufigen Besuchen der Lazarethe zur That werden lassen.

Die zu den freiwilligen Comités gehörigen Damen in den Städten nahe dem Kriegsschauplatze haben die Krankenpflege im Felde als die Sache ihres Herzens aufgefaßt und waren bemüht, alle dahin zielenden Bestrebungen durch Spenden und durch andauernde Selbstthätigkeit zu fördern.

Wir sehen, daß die hochherzigen Frauen und Töchter in allen Ländern stets den Beruf und die Pflicht in sich gefühlt, in irgendeiner Weise mitzuwirken für die Wohlfahrt der bewaffneten Landessöhne in den Armeen. Zweifellos werden sie wieder dieses weite und lohnende Feld für ihre Thätigkeit aufsuchen, wenn das Vaterland ruft, sie werden mit der ihnen eigenthümlichen Liebe und Ausdauer in der Arbeit der christlichen Barmherzigkeit fortfahren.

Dem Eifer des Hrn. Henri Dunant, den dadurch angeregten gemeinsamen Bestrebungen der Herren Gustav Moynier, Dr. Th. Maunoir und Dr. Appia aus Genf ist die Gründung der genfer Gesellschaft für das öffentliche Gemeinwohl zu verdanken. Der Vorstand dieser Gesellschaft erließ am 1. Sept. 1863 ein Circular an die verschiedenen Regierungen Europas, an die vorzüglichsten Philanthropen sowie an die ersten Militärautoritäten und lud dieselben zur Betheiligung an einer internationalen Conferenz ein, indem er die verschiedenen Regierungen noch besonders ersuchte, ihre Deputirten auf den 26. Oct. nach Genf senden zu wollen. Bei der nachgewiesenen Unzulänglichkeit des amtlichen Sanitätsdienstes bei den Armeen im Felde sollten auf der Conferenz diejenigen Mittel in Betracht gezogen werden, durch welche eine Abhülfe zu ermöglichen wäre.

Die genfer Gesellschaft ernannte alsbald ein Comité, bestehend aus dem Präsidenten General Dufour, ferner aus den Herren Gustav Moynier, Dr. Appia, Dr. Th. Maunoir und dem Secretär Henri Dunant. Dasselbe wurde mit der Aufgabe betraut, die Angelegenheit in nähere Erwägung zu ziehen und die Vorbereitungen zu der vorhin erwähnten Conferenz zu treffen.

Als Antwort auf die Einladung des Comité entsandten die Regierungen ihre Deputirten nach Genf, die letzte Woche im October verlief bereits mit Discussionen über die wichtige Angelegenheit, welche in dieser geeigneten Weise vor das Forum der Philanthropie Centraleuropas gebracht worden war.

Von den Staaten Europas wurden repräsentirt: Oesterreich durch Dr. Unger, Baden durch Dr. Steiner, Baiern durch Dr. Theodor Dompierre, Preußen durch Dr. Löffler, Holland durch Dr. Basting, Spanien durch Dr. N. A. C. Landa, Frankreich durch Dr. Boudier, Dr. M. de Preval und M. Chevalier, England durch Dr. Rutheford und Dr. Mackenzie, Hannover durch Dr. Oelker, Hessen durch den Major Brodruck, Italien durch Hrn. M. Capello, Reuß durch den Prinzen Heinrich XIII. und Dr. G. Houselle, Holland durch den Kapitän van de Velde, Sachsen durch Dr. Günther, Rußland durch den Kapitän Alex. Kirriew und M. E. Essakoff, Schweden durch Dr. Schöldberg und Dr. Edling, Würtemberg durch Dr. Hahn und Dr. Wagner, die Schweiz durch Dr. Lehmann, Dr. Briere, Dr. M. F. de Montmollin, Professor Landoz, M. Moratel, Dr. Engelhardt, General Dufour als Präsident und Henri Dunant als Secretär.

Die Fragen, welche der Conferenz zur Discussion vorgelegt wurden, hatten hauptsächlich Bezug auf die Hülfe durch freiwillige Unterstützungen und Helfer auf dem Schlachtfelde selbst. Ungeachtet der vollen Vergegenwärtigung und Würdigung der militärischen Verhältnisse, welche bisjetzt die Anerkennung und Zulassung eines solchen ergänzenden Beistandes verhindert haben, unterstützte die Conferenz in fester Weise alle Forderungen, die von den hochherzigen Philanthropen, welche die Conferenz veranstaltet haben, gestellt wurden.

Die beiden Hauptfragen, worüber man discutirte, lauteten:

1) Ist freiwillige Hülfe für den Beistand der in den Schlachten Verwundeten ausführbar und ist dieselbe wünschenswerth?

2) Soll zur Zeit des Kriegs für Verwundete, ihre Aerzte und Pfleger, überhaupt für alle Personen und Gegenstände, die zu ihrer Hülfe verwandt werden, Neutralität und voller militärischer Schutz von allen Nationen gefordert werden?

Diese Fragen waren nicht neu, aber sie wurden gestellt und discutirt von Männern, die mit Kriegs- und Schlachtscenen vertraut waren. Alle untergeordneten und praktischen Fragen bezüglich der geforderten Vervollkommnung des Ambulancensystems und der unmittelbaren Hülfe für die Verwundeten wurden unter dem Einfluß von wahrhaft humanen und patriotischen Gefühlen discutirt.

General Dufour sagte unter anderm: „Erhaben und edel ist die Absicht derjenigen Regierungen, welche nicht gezögert haben, auf den Ruf zu antworten, der im Namen der leidenden Menschheit an sie gerichtet worden ist. Zu lange schon haben die Triumphrufe das Seufzen derjenigen erstickt, die mit ihrem Blute den Sieg erkauft; der Donner der Kanonen, welcher den Sieg verkündet, übertönt den klagenden Ruf derjenigen, welche, nachdem sie den Sieg erringen halfen, als einzigen Lohn eine Tragbahre verlangen, um auf derselben vom Schauplatze des Blutbades getragen zu werden, der freudige Schall der Siegesglocken übertönt den Klang der Todtenglocke der Helden, der Arzt und die Barmherzige Schwester sind die einzigen Zeugen ihrer Leiden. Solche Scenen haben nur wenig Anziehendes und die Menge folgt mit Beifallsrufen denjenigen, die mit sieggekrönter Stirn zurückkehren, ohne einen Gedanken für diejenigen übrigzuhaben, deren Unglück in der letzten Zeile des Schlachtberichts durch die kurze Erwähnung zusammengefaßt wird: „Verlust so viel."

Nachdem alle Propositionen, welche das Comité der genfer Gesellschaft gestellt, vollständig discutirt waren, kam man in der vierten Sitzung zu der Annahme folgender Beschlüsse:

Die Internationale Conferenz, welche den Verwundeten in solchen Fällen Hülfe zu leisten wünscht, in denen der Armeesanitätsdienst unzureichend ist, hat Folgendes zum Beschluß erhoben:

1) In jedem Lande befindet sich ein Centralcomité, dessen Aufgabe es ist, zur Zeit des Kriegs, wenn es gefordert wird, die Armee mit den zur Erreichung des Heilzwecks nöthigen Bedürfnissen zu versorgen, überhaupt derselben mit allen Mitteln zu helfen, die ihm zur Verfügung stehen. Das Comité organisirt sich autonom in einer Weise, wie es am thunlichsten und nützlichsten ist.

2) Filialvereine ohne Beschränkung der Zahl mögen überall zu dem Zwecke gebildet werden, dem Centralcomité zu helfen und unter seiner einheitlichen Leitung zu arbeiten.

3) Es ist Pflicht des Centralcomité, sich zur Disposition der Regierung seines heimatlichen Landes zu stellen, damit seine Dienste, wenn erforderlich, in Anspruch genommen werden können.

4) In Friedenszeiten haben die Centralcomités und die Zweigvereine nach den besten Mitteln sich umzusehen, um während der Kriegszeit wahrhaft nutzbringend wirken zu können, besonders durch Vorbereitungen in Bezug auf die materielle Hülfe aller Art und durch Ausbildung guter freiwilliger Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen.

5) Im Kriege sollen die Comités der kriegführenden Nationen den resp. Armeen nach ihren Mitteln Hülfe angedeihen lassen; ihre besondere Pflicht ist es, die freiwilligen Krankenpfleger mit Informationen zu versehen und dieselben nach dem Orte ihrer Thätigkeit zu entsenden, ebenso in Uebereinstimmung mit den Militärbehörden vorbereitend die Lazarethe einzurichten, in denen die Verwundeten behandelt werden sollen. Dabei mögen sie sich die Mithülfe der Comités der neutralen Nationen erbitten.

6) Auf die Aufforderung und mit Einwilligung der Militärbehörden entsenden die Comités ihre freiwilligen Krankenpfleger auf das Schlachtfeld, welche daselbst unter der Leitung des militärischen Commandos zu fungiren haben.

7) Die freiwilligen Krankenpfleger, welche der Armee folgen, müssen von dem betreffenden Comité mit allen nöthigen Mitteln für ihren Unterhalt versehen sein.

8) In allen Ländern sollen dieselben als Erkennungszeichen um den Arm eine weiße Binde mit einem rothen Kreuz tragen.

9) Die Comités und die Zweigvereine der verschiedenen Länder können einen internationalen Congreß berufen, um die Resultate ihrer Erfahrungen einander mitzutheilen und um über die Maßregeln zu berathen, welche im Interesse des Humanitätswerks ergriffen werden müssen.

10) Die Auswechselung der Mittheilungen zwischen den Comités der verschiedenen Nationen wird vorläufig durch das Comité zu Genf gemacht werden.

Außer diesen Resolutionen empfahl die Conferenz noch folgende Vorschläge:

A. Die Regierungen mögen den zu bildenden Unterstützungscomités ihre höchste Protection gewähren und ihnen soviel als möglich die Erfüllung ihrer Aufgabe erleichtern.

B. Zur Zeit des Kriegs möge von den kriegführenden Nationen für die Ambulancen und Hospitäler die Neutralität proclamirt werden; dieselbe möge in der vollständigsten Weise auch dem Sanitätspersonal, den freiwilligen Krankenpflegern, den Landbewohnern, welche den Verwundeten Beistand leisten, ebenso den Verwundeten selbst gewährt werden.

C. Man lasse für das Sanitätscorps aller Armeen oder zum wenigsten für die Personen derselben Armee, welche für den Armeekrankendienst bestimmt sind, dasselbe unterscheidende Zeichen gelten. Man nehme auch eine uniforme Fahne für die Ambulancen und Hospitäler aller Länder an.

Diese Beschlüsse, sowie die dabei gepflogenen Debatten erweckten ein tiefes Interesse in ganz Europa. Es lag nicht in der Absicht der Genfer Conferenz, sich mit irgendeiner der großen Fragen, welche die amtliche Krankenpflege bei den Armeen betreffen, zu beschäftigen, sondern nur die Punkte zur Erörterung zu bringen, welche auf die auf dem Schlachtfelde zu leistende Hülfe Bezug haben oder welche die Versorgung der Ambulancen und den Hospitaldienst betreffen. Die Fragen, welche in Bezug auf die Nothwendigkeit und die Pflicht großer Verbesserungen in Betreff dieser Hülfsleistungen gestellt wurden, fanden bei den Deputirten von vornherein eine entschiedene und übereinstimmende Billigung. Die Mitglieder der Conferenz konnten mit Recht das Factum verzeichnen, daß sie im Princip untereinander einig waren.

Nicht unerwähnt kann es gelassen werden, daß die ärztlichen Deputirten sich auf

der Genfer Conferenz in einem herzlichen Einvernehmen mit den Nichtmedicinern in allen Debatten und Bestrebungen der Conferenz befanden. Ihre gemeinsamen Gefühle drückt Dr. Henri Favre, ein französischer Arzt, treffend aus, wenn er, der zugleich Journalist ist, die Aufgabe der Conferenz in folgender Weise eifrig befürwortet: „Der Arzt hat die Wissenschaft, die Einsicht, möge er denn in Berathung treten mit den Wohlthätigen und Mitleidigen, möge er sie mit seiner Anerkennung ermuthigen, mit seinen Rathschlägen aufklären. Die Wissenschaft wird so den Werth der Wohlthat erhöhen und der Erfolg wird ein um so schönerer sein." Derselbe beredte Arzt fragt dann wol mit Recht: „Ist es nicht die höchste und edelste Mission des treuen Arztes, mit der Wissenschaft seines Fachs die Bestrebungen der Wohlthätigkeit und der Selbstaufopferung zu unterstützen?" Das scheint aber nicht nur der Geist der ärztlichen Deputirten gewesen zu sein, sondern auch derjenige der verschiedenen Regenten und der Kriegsminister, welche das Leben und die Gesundheit ihrer Völker und Heere nach ihrem ganzen Werth schätzen und, von dieser Einsicht durchdrungen, der Conferenz Rath und Ermuthigung zugehen ließen. So hat der russische Kriegsminister Generallieutenant Milutin in einem officiellen Schriftstück der Conferenz zur Zeit ihrer Sitzung mitgetheilt, daß Specialcomités oder Commissionen in Petersburg organisirt worden und dort in Thätigkeit sind, besonders in Bezug auf die Einführung aller Verbesserungen, welche die moderne Wissenschaft in der Friedenszeit für den Kriegsfall im Interesse des Armeesanitätsdienstes treffen kann. Ebenso enthält der „Moniteur de l'armée" vom 11. Febr. 1864 einen im Namen des Kaisers Napoleon III. an Dunant gerichteten Brief:

„Mein Herr! Der Kaiser hat Kenntniß genommen von den Resolutionen, welche die Internationale Conferenz in Genf unter dem Vorsitz des Generals Dufour gefaßt hat in Betreff des internationalen Bestrebens für die Hülfe der auf dem Schlachtfelde verwundeten Soldaten.

„Der Kaiser stimmt den Bestrebungen der Conferenz und den gefaßten Resolutionen für deren Ausführung lebhaft bei. Er wünscht an Ihrem Werke mitzuarbeiten, indem er die Autorisation gibt, das für Paris bestimmte Hülfscomité zu bilden, und versichert Sie seiner vollkommensten Sympathie für diese Anstrengungen.

„Der Kaiser hat mich überdies beauftragt, dem Kriegsminister seinen Wunsch zu übermitteln, daß derselbe die Ernennung von einigen hochgestellten Offizieren für Stellen in dem zu organisirenden Comité autorisiren möge.

Mit Ergebenheit

Favre, Oberst, Generaladjutant."

Die Anwesenheit von Veteranen in der militärärztlichen Wissenschaft und Erfahrung, wie es die Herren Boudier, Unger, Basting, Löffler und andere waren, setzte die erfahrenen Deputirten in den Stand, die wesentlichen Schwierigkeiten in ein scharfes, aber wahres Licht zu stellen, welche der erfolgreichen Nutzbarmachung der verschiedenen Anerbietungen, der persönlichen wie der materiellen, im Wege stehen. Danach stimmen die Auslassungen der fähigsten und erfahrensten Mitglieder der Genfer Conferenz genau mit den Absichten und dem Werke der Sanitätscommission der Vereinigten Staaten überein.

Der ausgezeichnete technische Vertreter der preußischen Regierung, bekannt durch Klarheit seiner Darstellung in praktisch-organisatorischen Fragen, äußerte, indem er hervorhob, daß die Propositionen mit den überall mit großer Wärme aufgenommenen Ideen der Gegenwart übereinstimmen: „Hier, meine Herren, liegt ein großes Arbeitsfeld für permanente Unterstützungsgesellschaften, die in Friedenszeiten zu organisiren sind und sich mit allen erforderlichen Mitteln vorzubereiten haben, um das Werk der officiellen Behörden zu ergänzen und die Anforderungen einer wahren Philanthropie zu befriedigen."

Der auf Dunant's und seiner intelligenten Mitarbeiter Veranlassung im August 1864 in Genf zusammenberufene Internationale Congreß stellte folgenden Punkt zur Discussion: Anerkennung der Neutralität des officiellen Sanitätscorps inmitten der Feldarmee.

Man ging von der Voraussetzung aus, daß das Bestreben, den Verwundeten und allen denen, die bei der Verpflegung derselben im Kriege betheiligt sind, absolute Neutralität und brüderliche Berücksichtigung zu sichern, zu den wichtigsten Erfolgen führen würde. Einige der Argumente über diesen Punkt, die in der Conferenz zur Geltung gebracht wurden, sind von Interesse. Dr. Landa, Hauptchirurg und Deputirter des Sanitätscorps der spanischen Armee, sagte: „Ich gratulire der Conferenz, daß sie besonders auch die Verwundeten unter diejenigen mit eingeschlossen hat, für welche Neutralität gefordert wird. Als Sanitätsbeamter einer stehenden Armee hätte der Militärchirurg niemals eine Ausnahme in Bezug auf seine eigenen Gefahren verlangen können, wenn den Verwundeten nicht dieselbe Ausnahme zugestanden würde; denn es ist Pflicht der Feldärzte, das Los derjenigen, die ihrer Fürsorge anvertraut sind, zu theilen."

Es ist ein unbezweifeltes Princip, das zu Kriegszeiten immer und allgemein anerkannt wird, daß alles, was auf dem Schlachtfelde bleibt, dem Sieger zukommt; doch da der Verwundete der Fürsorge des Feldarztes angehört, so sind feindliche Generale sehr oft übereingekommen, die Verwundeten nicht zu Gefangenen zu machen. Während der Session dieser Conferenz ist der zwischen Preußen und Frankreich im Laufe des vorigen Jahrhunderts abgeschlossene diplomatische Vertrag für die Neutralität des Sanitätsdienstes angeführt worden. In diesem Tractat, welcher auf Kranke, Verwundete und deren Pfleger Bezug nimmt und welchen Friedrich der Große am 7. Sept. 1759 unterzeichnet hat, lauten die hier einschlägigen Bestimmungen:

Art. 26. Man soll Sorge tragen für die Verwundeten auf beiden Seiten, ihnen Arzneimittel und Verpflegung gegen beiderseitige Rückerstattung der Kosten bezahlen. Es soll erlaubt sein, ihnen Aerzte und ihre Gehülfen mit Pässen der Generale zuzuschicken. Auch sollen diejenigen, die zu Gefangenen gemacht wurden, sowie die, welche dies Los nicht theilen, unter Schutz und Bürgschaft der Generale und zwar nach Belieben zu Wasser oder zu Lande zurückgeschickt werden, je nach der größern Bequemlichkeit und örtlichen Gelegenheit und auf dem kürzesten Wege, doch unter der Bedingung, daß, die gefangen genommen wurden, nicht wieder dienen, wenn sie nicht ausgetauscht oder losgekauft sind.

Art. 27. Die Kranken auf beiden Seiten sollen nicht zu Gefangenen gemacht werden, sondern sicher in den Hospitälern bleiben, wo es jeder der kriegführenden und Hülfsmächte verstattet sein soll, ihnen eine Schutzwache zu lassen, welche, so wie die Kranken, mit Pässen der Generale zurückgeschickt werden soll, auf dem kürzesten Wege, ohne daß man sie belästigen oder verfolgen darf. Dasselbe soll gelten für die Kriegscommissare, Feldgeistlichen, Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Krankenwärter, Gehülfen und andere für den Krankendienst bestimmte Personen, die nicht zu Gefangenen gemacht und in gleicher Weise zurückgeschickt werden sollen.

Dieselben Bestimmungen enthält ein zwischen Frankreich und England am 6. Febr. 1759 geschlossener Tractat.

Diese Verträge stehen nicht isolirt da; man findet auch Beispiele in ältern Zeiten. Der Johanniterorden weiß Aehnliches von dem sarazenischen Sultan Saladin zu erzählen, welcher im 12. Jahrhundert die Neutralität für das Sanitätscorps bewilligte, fürwahr ein seltenes Beispiel von Humanität und Edelsinn in einem noch nicht civilisirten Zeitalter. Dieser Fürst, auch Salah Eddin genannt, ertheilte nämlich den Johanniterrittern von Jerusalem, welche doch seine Feinde waren, die Erlaubniß, den Kreuzfahrern in Jerusalem, welches er den Christen 1187 entrissen, Trost und Hülfe zu bringen.

Das erste Project, wie es durch die Freunde der Sanitätsreform der ersten Conferenz vorgelegt worden war, begriff auch die Neutralität der freiwilligen Krankenpfleger in sich. In den nachfolgenden Discussionen ließ man diesen Vorschlag ausdrücklich

fallen, und zwar aus dem Grunde, weil ein Congreß nicht in der Lage sei, den Regierungen specielle Reglements vorzuschreiben. In Bezug auf diesen Gegenstand äußerte ein erfahrener Chirurg der österreichischen Armee Folgendes: „Er wolle Neutralität für Ambulancen, für durch ihre Flagge signalisirte Hospitäler, aber nicht für die Feldärzte, da diese Waffen tragen, die sie nur zeitweise während ihrer Arbeit ablegen, und weil man dem Feinde schadet, wenn man ihm diese Sanitätshülfe nimmt, zumal es Kriegsrecht ist, Vorräthe u. s. w. dem Feinde zu nehmen, also auch diese Hülfe." Dr. Maunoir entgegnete: „Nie ist eine Armee vernichtet, nie ein Fürst genöthigt worden, Frieden zu machen, wenn die Armee oder der Fürst das Sanitätscorps verloren haben; der Verlust des Sanitätscorps trifft nur den verwundeten Soldaten. Dieser verliert dadurch die ärztliche Pflege, weiter hat er keine Folgen. Der Feldherr läßt sich dadurch nicht abhalten, eine Schlacht anzunehmen." Dr. Maunoir stellte die Neutralität des Sanitätscorps für die Entwickelung und Fortführung des Kriegs als etwas Unschädliches dar und beantragte folgendes Amendement:

Die Conferenz empfiehlt vor ihrer Vertagung einstimmig: Die verschiedenen Staaten Europas mögen zusammenwirken, um Neutralität zu erwirken für die Personen, die das Sanitätscorps der Armeen im Felde bilden, und sollen in diese Neutralität eingeschlossen sein nicht nur die sich in Thätigkeit befindenden Militärärzte, sondern auch das Corps der freiwilligen Helfer, die Civilpersonen, welche hülfreiche Hand bieten, und die Verwundeten selbst. Die Conferenz glaubt, daß diese Entscheidung, die an sich die Resultate des Kriegs nicht modificirt, unsers Jahrhunderts des Fortschritts und der Humanität werth sei.

Die Organisation eines Corps von Freiwilligen für den Hospitaldienst wurde als eine nur die Bürger eines jeden Staats angehende Sache betrachtet.

Was die Convention für die Verbesserung des Loses der blessirten Soldaten in den Feldarmeen betrifft, so haben bereits 13 Mächte dieselbe unterzeichnet: Schweiz, Preußen, Frankreich, Rußland, Italien, Belgien, Baden, Dänemark, Spanien, Hessen-Darmstadt, Niederlande, Portugal, Würtemberg, und die Bevollmächtigten mehrerer anderer Staaten können bis zum 22. Mai 1865 ihre Unterschrift hinzufügen.

Von diesen 13 Regierungen haben 3 an dem Austausch der Ratificationen sich nicht betheiligt, und zwar Hessen-Darmstadt, Würtemberg und Portugal. Die Bevollmächtigten der beiden ersten Regierungen erklärten, nur unter dem Vorbehalt der Gutheißung durch den frankfurter Bundestag unterzeichnet zu haben, und da diese hohe Versammlung sich bisjetzt über diese Angelegenheit noch nicht ausgesprochen, ihre definitive Entscheidung vorbehaltlich des spätern Beitritts noch hinausschieben zu müssen. Portugal hat sich auf Austausch der Ratificationen nicht eingelassen, weil es durch die Auflösung der Kammern verhindert war, von denselben die durch die Verfassung geforderte Genehmigung der Kammern sich ertheilen zu lassen.

Auf die spätere Einladung des schweizerischen Bundesraths sind auch noch Großbritannien, Griechenland, Mecklenburg-Schwerin sowie Schweden und Norwegen dem Vertrage nachträglich beigetreten.

Die präcise Fassung der preußischen Convention in Bezug auf die Linderung des Loses der im Felddienst verwundeten Militärpersonen lautet nach dem „Preußischen Staats-Anzeiger" wörtlich:

Art. 1. Die leichten und die Hauptfeldlazarethe sollen als neutral anerkannt und demgemäß von den Kriegführenden geschützt und geachtet werden, solange sich Kranke oder Verwundete darin befinden. Die Neutralität würde aufhören, wenn diese Feldlazarethe mit Militär besetzt wären.

Art. 2. Das Personal der leichten und Hauptfeldlazarethe, inbegriffen die mit der Aufsicht, der Gesundheitspflege, der Verwaltung, dem Transport der Verwundeten beauftragten Personen, sowie die Feldprediger, nehmen so lange an der Wohlthat der Neutralität theil, als sie ihren Verrichtungen obliegen, und als Verwundete aufzuheben oder zu verpflegen sind.

Art. 3. Die im vorhergehenden Artikel bezeichneten Personen können selbst nach der feindlichen Besitznahme fortfahren in den von ihnen bedienten leichten und Hauptfeldlazarethen ihrem Amte obzuliegen oder sich zurückziehen, um sich den Truppen anzuschließen, zu denen sie gehören. Wenn diese Personen unter solchen Umständen ihre Thätigkeit einstellen, so wird die den Platz behauptende Armee dafür sorgen, daß sie den feindlichen Vorposten zugeführt werden.

Art. 4. Das Material der Hauptfeldlazarethe unterliegt den Kriegsgesetzen, und die zu diesen Lazarethen gehörigen Personen dürfen daher bei ihrem Rückzuge nur diejenigen Gegenstände mitnehmen, welche ihr Privateigenthum sind. Das leichte Feldlazareth dagegen bleibt unter gleichen Umständen in dem Besitz seines Materials.

Art. 5. Die Landesbewohner, welche den Verwundeten zu Hülfe kommen, sollen geschont werden und freibleiben. Die Generale der kriegführenden Mächte haben die Aufgabe, die Einwohner von dem an ihre Menschlichkeit ergehenden Rufe und der daraus sich ergebenden Neutralität in Kenntniß zu setzen. Jeder in einem Hause aufgenommene und verpflegte Verwundete soll demselben als Schutz dienen. Der Einwohner, welcher Verwundete bei sich aufnimmt, soll mit Truppeneinquartierung sowie mit einem Theil der etwa auferlegten Kriegscontribution verschont werden.

Art. 6. Die verwundeten oder kranken Militärs sollen, ohne Unterschied der Nationalität, aufgenommen und verpflegt werden. Den Oberbefehlshabern soll es freistehen, die während des Gefechts verwundeten Militärs sofort den feindlichen Vorposten zu übergeben, wenn die Umstände dies gestatten und beide Parteien einverstanden sind. Diejenigen, welche nach ihrer Heilung als dienstunfähig befunden worden sind, sollen in ihre Heimat zurückgeschickt werden. Die andern können ebenfalls entlassen werden, unter der Bedingung, während der Dauer des Kriegs die Waffen nicht wieder zu ergreifen. Die Verbindeplätze und Depots nebst dem sie leitenden Personal genießen einer unbedingten Neutralität.

Art. 7. Eine deutlich erkennbare und übereinstimmende Fahne soll bei den Feldlazarethen, den Verbindeplätzen und Depots aufgesteckt werden. Daneben muß unter allen Umständen die Nationalflagge aufgepflanzt werden. Ebenso soll für das unter dem Schutz der Neutralität stehende Personal eine Armbinde zulässig sein; die Verabfolgung einer solchen bleibt indessen der Militärbehörde überlassen. Die Fahne und die Armbinde soll ein rothes Kreuz auf weißem Grunde tragen.

Art. 8. Die Einzelheiten der Ausführung der gegenwärtigen Convention sollen von den Oberbefehlshabern der kriegführenden Armeen nach den Anweisungen ihrer betreffenden Regierungen und nach Maßgabe der in dieser Convention ausgesprochenen allgemeinen Grundsätze angeordnet werden.

Art. 9. Die hohen vertragenden Mächte sind übereingekommen, gegenwärtige Convention denjenigen Regierungen, welche keine Bevollmächtigten zur Internationalen Conferenz in Genf schicken konnten, mitzutheilen und sie zum Beitritt einzuladen; zu diesem Zweck bleibt das Protokoll offen.

Die vorstehende Convention ist ratificirt und es sind die Ratificationsurkunden mit Baden, Belgien, Dänemark, Spanien, Frankreich, Italien, den Niederlanden und der Schweiz am 22. Juni 1865 zu Bern ausgewechselt worden.

Wer möchte nicht sofort erkennen, welch ein reiches Feld für fruchtbare humanistische Bestrebungen, für Einrichtungen der Privatbetheiligung im Bereich der Krankenpflege im Felde durch die Genfer Conferenz eröffnet worden ist?

Für diese treffliche, durchaus zeitgemäße Idee und für das Bestreben, sie praktisch durchzuführen, sind wir dem Träger dieser Gedanken zu großem Dank verpflichtet. Die öffentliche Meinung hat sich auch beeilt, denselben zu beglückwünschen, dem das Verdienst gebührt, das Thema über die Krankenpflege im Felde zur Discussion gebracht und die Sympathien dafür wach gerufen zu haben. Zweifellos werden auf diesem Gebiet bei dauernder Opferwilligkeit aller Volkskreise großartige Erfolge erzielt werden.

Was die in Genf anberaumte Conferenz sein solle und was sie bezwecke, darüber hat sich das Comité in seinen Einladungsschreiben zur Theilnahme an die Regierungen, Militärautoritäten und Philanthropen hinlänglich deutlich und offen ausgesprochen.

Die Conferenz sollte den Delegirten der verschiedenen Staaten die Gelegenheit bieten,

den mündlichen Austausch der Gedanken über die Sanitätspflege im Felde zu vermitteln, und durch den dabei geführten Nachweis über die Unzulänglichkeit derselben das Interesse der Regierungen sowol wie der Fachmänner und Philanthropen für die nothwendige Ergänzung auf diesem Gebiete neu zu beleben. Man hatte das klare Bewußtsein von der Nothwendigkeit der Vermehrung der ärztlichen Hilfe, man wollte sich nur gemeinsam und gegenseitig über die Mittel verständigen, durch welche diese Ziele anzustreben und zu erreichen seien. Das war die Basis, auf welche die Gemeinschaft der Bestrebungen der in Genf versammelten hochherzig denkenden Männer beruhte.

Sie haben nicht blos die Aufgabe klar bezeichnet, deren Lösung angestrebt werden muß, sondern auch die Mittel, durch welche die Lösung ermöglicht werden kann.

Der Kreis der auf die Privatbetheiligung zur Stütze des amtlichen ärztlichen Elements im Kriege bezüglichen Fragen hatte daselbst eine bedeutende Erweiterung erfahren. Der Grund hiervon lag in dem rechten Motor, dem festen Willen und der Begeisterung der Anwesenden für die edle Sache. Mit zäher Consequenz steuerten sie einmüthig dem festgehaltenen Ziele zu, nachdem sie sich die Nothwendigkeit desselben klar gemacht haben. Die dort angeregten vielseitigen wichtigen Debatten erwiesen sich insofern positiv nutzbringend, als sie wesentlich zum Verständniß der Zweckmäßigkeit der anzustrebenden Ziele beigetragen haben.

Der Wahrheit des Satzes, daß eine gute und ausreichende Krankenpflege im Felde für die kämpfenden Armeen von der größten Wichtigkeit sei, ist in Genf die berechtigte Würdigung zutheil geworden, ebenso wurde der durch thatsächliche vielseitige Erfahrungen nachgewiesenen Unzulänglichkeit der amtlichen ärztlichen Hilfe bei den Feldarmeen die größte Aufmerksamkeit zugewendet. Man betrachtete das Vorhandensein dieses Zustandes als einen Beweis, daß es noch lange nicht an der Zeit sei, die Hände selbstzufrieden in den Schos zu legen, sondern als eine ernste Mahnung, auf Abhülfe in dieser Richtung zu sinnen. Die Forderung nach ausreichender ärztlicher Hilfe im Kriege zwischen Culturvölkern wurde, als durch die Grundsätze der Civilisation geboten, von allen Delegirten gleichmäßig als berechtigt anerkannt. Man war in richtiger logischer Consequenz auf Grund dieser Erfahrungen und Anschauungen bemüht, die Nothwendigkeit und Unerlaßlichkeit der Zulassung der Privathilfe nachzuweisen.

Demnächst handelte es sich auf der Genfer Conferenz nicht blos um die Zweckmäßigkeit dieser Zulassung auf dem Kriegsschauplatz, nicht nur um Abwägungen aller darauf bezüglichen Consequenzen, sondern auch insbesondere darum, was dadurch praktisch erreicht werden kann, und namentlich, ob dadurch die Vervollständigung und Ergänzung des Nothwendigen und Nützlichen zu ermöglichen ist.

Die Conferenz wollte den Grund zu einem praktischen Vorgehen der Privathülfe für den Kriegsfall legen, sie war bemüht, die Bedingungen zu präcisiren, unter denen die Verwendbarkeit dieser Hülfskräfte zu gestatten sei, und es lag in ihren Wünschen, daß diese Bedingungen nach ihrer endgültigen Feststellung als gültig, unantastbar und bindend angesehen werden sollten.

Alle diese Cardinalfragen und die durch diese hervorgerufenen Vorschläge zu prüfen, hielten sie für ein Recht und eine Pflicht der Gegenwart, weil es zur Kriegszeit zu allen solchen Erwägungen an Zeit gebricht.

Vom Gesichtspunkte der daselbst erörterten Grundsätze ist nur ein befähigter, aufrichtiger und verlaßlicher Bundesgenosse willkommen zu heißen und mit diesem eine Einigung über die Verwendbarkeit der von ihm angebotenen personellen und materiellen Hülfsmittel auf solider Basis, d. h. unter staatlicher Leitung, anzustreben; dagegen ist auf eine Allianz mit nebenbuhlerischen Bestrebungen zu verzichten, weil dadurch mehr eine Schaustellung angestrebt wird, wobei meist dem Unwesentlichen, aber in die Augen

Fallenden vor dem Wesentlichen Vorschub geleistet wird, und daraus nur eine offenbare Schädigung der sachlichen Interessen der Armee erwachsen kann.

Diese so geschaffene Grundlage soll nicht als letztes Ziel für die weitere Entwickelung der Privathülfe gelten, sondern als der bestgeeignete Boden, der allein unter praktischer Verwerthung weiterer Erfahrungen für das sachliche Interesse der Armee Zweck- und Zeitgemäßes hervorzubringen vermag.

Als Ergebniß der dort gepflogenen freien Rede ist die in weiten Kreisen sich kundgebende Empfänglichkeit für die dort vertretenen Grundsätze anzusehen, welche, wenn auch nicht so schnell, wie es die Eifrigern vielleicht wünschen mögen, aber doch sicher zu der für die Wohlfahrt der kämpfenden Armeen ersprießlichen Verwirklichung gelangen werden.

Die Genfer Conferenz hat in culturgeschichtlicher Beziehung eine epochemachende Bedeutung erlangt; von ihr ist der Impuls zur Anerkennung der großen Principien der Civilisation ausgegangen, sie ist ein Triumph der Ideen, welche die Civilisation vertritt. Sie hat zu der Bewegung auf dem Humanitätsgebiete zunächst in theoretischer Beziehung die Anregung gegeben. Der große ideale Zug, den sie der humanen Zeitrichtung und der Civilisation entsprechend angenommen, verspricht bei dem wohlverstandenen sachlichen Interesse der Armee durch die Regeneration werkthätiger Menschenliebe und Bethätigung derselben in der Zeit der Gefahr großartige Erfolge im Bereich der Krankenpflege im Felde. Die Ratification der daselbst unter den Delegirten der verschiedenen europäischen Regierungen vereinbarten Convention bleibt ein Ereigniß von ungeheuerer Tragweite. Die Nothwendigkeit und Nützlichkeit derselben ist dadurch seitens der Fürsten und ihrer Regierungen anerkannt und der Sieg der Humanität gewährleistet. Zweifellos liegt in diesem internationalen Contract und in den Consequenzen seiner Ausführung die Bürgschaft, daß in den zukünftigen Kriegen das Los der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger, sowie ihrer Aerzte und Pfleger, ebenso aller derjenigen, welche mittelbar oder unmittelbar ihre Kräfte dem Armeedienst widmen werden, ein besseres werden wird. Dieser Anfang wird in Zukunft zur Annahme von Reformen auf dem einmal betretenen Wege drängen, deren Inslebentreten und Befolgung nur von Nutzen sein kann. Ein Bild, wenn auch in kleinem Maßstabe, von der wenn auch noch nicht geregelten Betheiligung des privaten Factors an der Arbeit auf dem Gebiete der Krankenpflege im Felde, welche als die erste Frucht der ersten Internationalen Conferenz im October 1863 zu Genf angesehen werden kann, hat uns der Krieg gegen Dänemark geliefert.

Das Krankenpflegesystem in diesem Kriege war bemüht, allen billigen Anforderungen gerecht zu werden und das möglichst Erreichbare auf diesem Gebiet zu leisten. Die Theilnahme in diesem Kriege für die Kranken und Verwundeten kann als eine allgemeine bezeichnet werden, sie machte sich nicht blos in den Elbherzogthümern und in dem specifisch engern Vaterlande, sondern auch weit über diese Grenzen hinaus geltend; sie gab sich durch eine nicht genug anzuerkennende Opferwilligkeit, durch freiwillige Spenden und Selbstthätigkeit kund. Vereine von allen social-politischen Richtungen, gesellige Versammlungen, Angehörige von im Felde befindlichen Soldaten, begüterte Personen, ja sogar arme Dienstboten beeilten sich, ihr Scherflein theils in baarem Gelde, theils in Verpflegungs-, Erquickungsgegenständen u. s. w. darzubringen. Jede Gabe, wenn auch noch so klein, wurde von dem Comité dankbar angenommen, weil sie Zeugniß gab, wie gern man helfen wollte. Durch die Fürsorge der Regierung und durch die patriotische Opferwilligkeit konnte Preußens trefflich organisirte Feldsanität, welche in diesem Feldzuge ihre Feuerprobe bestanden, alles zum Heilzweck nicht blos Nöthige und Nützliche, sondern auch Angenehme in Anwendung bringen. Reiche und schöne Hülfsmittel standen zur Verfügung. Dazu kam noch die Unterstützung des Johanniterordens durch Etablirung von drei Kriegshospitälern, die Vervollständigung der Krankenpflege durch zahlreiche und

größtentheils geübte Krankenpflegerinnen und Krankenpfleger geistlicher Genossenschaften. An den erforderlichen Hülfsmitteln fehlte es, wie schon erwähnt, in keiner Weise. Seitens der Privatbetheiligung wurden zu diesem Zwecke durch das preußische Centralcomité verwendet 18664 Thlr., durch den hamburger Herrenverein 156355 M. Bco., durch das flensburger Hülfscomité 54191 M. Cour., durch den kieler Centralhülfsverein 28040 M. Cour. Außerdem bestanden noch Frauenvereine in Hamburg, Altona u. s. w.

---

# Die Vereinigten Fürstenthümer Moldau und Walachei
## unter Fürst Alexander Johann I. (Cusa).

In Deutschland wird man sich kaum eine klare Vorstellung machen von der außerordentlichen Aufregung, welche eine Fürstenwahl begleitet. Für die Mehrzahl der Wähler ist die Angelegenheit eine Speculation im Großen, worin Kapital und Thätigkeit gesteckt werden zu Gunsten eines bestimmten Prätendenten. Da wird von allen Parteien intriguirt und gegenintriguirt, bestochen, überboten, versprochen, da werden mitunter sogar contractliche Verpflichtungen eingegangen, sodaß am Ende das ganze Land sich in einer krankhaften Erregung befindet.

Unter den europäischen Ländern hatten nur noch die Walachei und die Moldau das Unglück, periodisch von solchen Fürstenwahlen heimgesucht zu werden und so gesetzlich von sieben zu sieben Jahren, in der That aber öfter, in allen persönlichen und sachlichen Verhältnissen von Grund auf eine Erschütterung zu erleiden, von der sie sich niemals bis zur nächsten Fürstenwahl erholen konnten. Von allen Fürstenwahlen der Moldau und Walachei war aber diejenige die wichtigste, welche im Januar 1859 stattfinden sollte und aus welcher der Oberst Alexander Cusa als regierender Fürst hervorging. Zum Verständniß wird es nöthig sein, in einigen Worten die damalige internationale Stellung dieser Länder zu erklären, um so mehr als gegenwärtig dieselbe Frage zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden ist.

Die Walachei und die Moldau, ursprünglich zwei unabhängige Fürstenthümer, kamen zu Ende des 14., beziehungsweise zu Anfang des 16. Jahrhunderts in eine Art Abhängigkeitsverhältniß zur Türkei, das man mit dem Namen der Suzeränetät bezeichnet. Es ist dies kein Vasallenthum, sondern eine Art Schutzvertrag, welcher die Fürstenthümer der Türkei gegenüber zu einem jährlichen Tribut (in der Urkunde Peschkesch = Geschenk genannt) und zur Bestätigungsvorlage ihrer freien Fürstenwahlen verpflichtet. Dafür aber schützt die Türkei ihr Territorium gegen jeden Angriff, ohne sich übrigens im geringsten in die innere Verwaltung einzumischen, sogar ohne daß ein Türke sich im Lande niederlassen darf.*) Das Unglück dieser Länder ward aber ihre geographische Lage. Indem sie den Zwischenraum zwischen dem großen nordischen und dem osmanischen Reich ausfüllten, bildeten sie den natürlichen Angriffspunkt Rußlands und den wichtigsten Vertheidigungspunkt der Türkei. Mit Peter dem Großen, 1711, erscheinen die Russen zu-

---

*) Art. 7 der Capitulation von 1511 bestimmt: „Kein Mohammedaner darf in der Moldau Grund oder Haus oder ein Gewölbe besitzen; auch darf er sich überhaupt in diesem Lande nicht aufhalten, es sei denn mit Bewilligung des Fürsten auf eine bestimmte Zeit." Jeder Fremde, der in diesen Ländern gereist ist, hat zu seiner Verwunderung erfahren, daß man hier alles wahrnehmen kann, nur nichts Osmanisches. Keine Moschee, kein Türke ist zu erblicken. Es wäre endlich an der Zeit, daß man in Deutschland anfinge, sich ein klareres Bild zu machen von der Beziehung der Vereinigten Fürstenthümer zu der Hohen Pforte.

erst in der Moldau; hundert Jahre später, 1812, entreißen sie ihr Bessarabien; im Vertrag von Adrianopel 1829 stellten sie sich als zweite Schutzmacht neben der Türkei auf und 1853 griffen sie die Moldau an, um sie womöglich ganz ihrem Reiche einzuverleiben. Allein diese Absicht wurde vereitelt. Die Westmächte verbanden sich bekanntlich mit der Türkei, der orientalische Krieg schlug zum Nachtheil Rußlands um. Der Pariser Vertrag von 1856 stellte die Fürstenthümer als ein Bollwerk hin zum Schutze des europäischen Südens gegen die russischen Angriffe und gab der Moldau einen Theil des entrissenen Bessarabien zurück. Zur definitiven Constituirung der Länder aber beschlossen die Westmächte, die Wünsche der Bevölkerung zu vernehmen. Es wurden zu diesem Behufe im Jahre 1857 specielle Versammlungen einberufen (die sogenannten Divans ad hoc); unter großer Begeisterung der nationalen Partei formulirten diese ihre Wünsche dahin, daß die Moldau und Walachei vereinigt und unter die Regierung eines fremden Fürsten aus souveränem Hause gestellt werden sollen. Die Pariser Convention von 1858 hatte nun die Regelung dieser Verhältnisse zum Gegenstand. Der fremde Fürst wurde nicht gewährt, auch die Union nicht unmittelbar, aber wenigstens im Princip; die Länder sollten zwei Fürsten wählen, welche mittels einer gemeinsamen Centralcommission die Verschmelzung derselben vorzubereiten hätten. Dagegen wurden die „Vereinigten Fürstenthümer Walachei und Moldau", wie sie jetzt officiell hießen, unter die Collectivgarantie der sieben Mächte gestellt (Frankreich, Oesterreich, England, Preußen, Italien, Türkei und Rußland), und zwar so, daß keine von diesen ohne Einverständniß der übrigen sich irgendwie in die Angelegenheiten jener Länder einmengen dürfe.

Unter diesen Auspicien sollten an einem und demselben Tage des Januar 1859 die Landtage der Walachei und der Moldau zur Wahl der beiden Fürsten schreiten. Allein die Walachei verschob absichtlich ihren Wahltag. Denn das Programm der lebensfähigen nationalen Partei in diesem Lande war, die Union um jeden Preis durchzusetzen und in der Walachei unbedingt denselben Fürsten zu wählen, den die Moldau gewählt haben würde; dieser Fürst sollte aber, indem er so den einen Wunsch des Landes realisirte, zugleich bei seiner Thronbesteigung sich zu Gunsten des andern aussprechen, nämlich sich selbst als provisorisch hinstellen, bis es gelingen würde, einen fremden Fürsten mit erblicher Descendenz auf den Thron zu erheben.*) Und so kam die Moldau zuerst und allein zur Wahl am 5./17. Jan. 1859. Drei Parteien machten sich geltend: zuerst die nationale mit dem obenerwähnten Programm der Union, dann zwei Parteien, denen es nicht so sehr um die gemeinsame Zukunft der Länder zu thun war, als um Wahl ihres bestimmten Candidaten, und zwar wollten die einen den frühern Fürsten Michael Stourdza, die andern seinen Sohn Gregor. Hätten sich beide vereinigt, so war die nationale Partei überstimmt. So aber boten sie den Anblick eines ebenso widerwärtigen als unklugen Kampfes zwischen Vater und Sohn, in deren Mitte die freisinnigen Unionisten das Uebergewicht gewannen. Letztere hatten keinen bestimmten Fürsten im Auge, ihnen handelte es sich zunächst um die Idee. Doch endlich beschlossen sie, sich auch über die Person zu einigen, und so fand am Sonnabend, 3./15. Jan. eine Vorversammlung statt, bei der sich alle Liberalen das Wort gaben, denjenigen einstimmig zu wählen, der an jenem Abend die Majorität für sich haben würde. Als man zur Vorwahl schritt, ließ sich über keine Person die gewünschte Einigung erzielen. Viele waren für Negri, andere für Lascar Catargiu, andere für Mavrogeni; da wurde plötzlich (man sagt, unter dem Einfluß des französischen Generalconsuls) der Name des Obersten Cusa laut, eines geistreichen Mannes, der sich als Präfect von Galacz und als eifriger Anhänger der

*) Diese Umstände muß man sich vergegenwärtigen, um Cusa's Sturz und die gegenwärtige Bewegung zu verstehen.

nationalen Partei einen guten Namen erworben hatte, sonst aber in Bezug auf gediegene Bildung und auf Sittlichkeit alles zu wünschen übrigließ. Sein Name hatte einen merkwürdigen Erfolg. Er erschien mitten im Streite als der indifferente, ausgleichende Mann, ohne unbedingte Anhänger, aber deshalb ohne Gegner, und übrigens (wie sich viele denken mochten) ein fügsames Werkzeug in ihrer Hand. Er hatte nicht die vorgeschriebenen Grundeinkünfte von 3000 Dukaten, Cogalnitschanu erbot sich, sie ihm sogleich zu verschaffen — was thut man nicht für einen angehenden Fürsten! Als es zur Abstimmung kam, fielen Catargiu und Mavrogeni durch, Negri und Cusa blieben mit den meisten Stimmen. Es kam zur Ballotage: Cusa behielt die Majorität. Einmüthig beschlossen alle, ihm bei der definitiven Wahl am Montag dem 5. ihre Stimmen zu geben und in höchster Erregung umringten sie ihn und brachten ihm und dem Lande ihre besten Wünsche dar. Er aber sagte ihnen sogleich: „Messieurs, vous m'avez élu, mais je crois, que vous ne serez pas contents de moi." Als er nach Hause kam, brach sein Gemahlin in Thränen aus und nannte den Tag unglücklich für ihn und für sich. Am festgesetzten Montag, 5./17. Jan. 1859, schritt nun der moldauische Landtag zur definitiven Wahl. Man wußte, wen die nationale Partei bestimmt hatte, wer also die Majorität haben würde, die Stourdza wurden von ihren Anhängern verlassen und einstimmig ging Alexander Johann Cusa als Fürst der Moldau aus der Wahlurne hervor. Am 24. desselben Monats wurde er auch in der Walachei gewählt, die garantirenden Mächte mußten das fait accompli anerkennen, und so bestieg der Oberst Cusa als Fürst Alexander Johann I. den Thron der Vereinigten Fürstenthümer.

Mit drei der bedeutendsten Schwierigkeiten hatte die Regierung zu kämpfen. Erstens war von der Pariser Conferenz aus eine constitutionelle Verfassung ins Land decretirt worden, mit welcher man sich erst vertraut machen mußte; sodann sollte die Vereinigung der beiden Länder durch eine vollständige Reihe von Gesetzen vorbereitet und vollzogen werden; endlich mußten gewisse Bedingungen der Civilisation erfüllt werden, ohne welche an einen Fortbestand des Staats auf der neuen Grundlage nicht zu denken war, und dahin gehörten vor allem die Aufhebung der damals noch bestehenden Robotpflicht der Bauern und die Einrichtung einer möglichst unabhängigen Justiz.

Was die constitutionelle Verfassung anbelangt, so stellten sich alsbald die Schwierigkeiten ein, welche deren erste Einführung überall begleitet haben, im großen wie im kleinen. Dazu kamen aber leider Umstände, welche den Vereinigten Fürstenthümern specifisch eigen sind und deshalb dem deutschen Leser besonders erklärt werden müssen. In Deutschland und Frankreich hat jede Regierung, mit oder ohne Kammern, ein Bewußtsein gewisser elementarer Pflichten ihren Unterthanen gegenüber, sie sorgt also für gute Justiz, wenn nicht in politischen so doch in Privatangelegenheiten, erhält die Unabsetzbarkeit der Richter, unterstützt die geistige und materielle Wohlfahrt des Volks, sorgt endlich für die Finanzen, jedenfalls für die pünktliche Auszahlung der Gehälter und Pensionen. Was außerdem der Behandlung durch die Kammern unterzogen wird, sind höhere Fragen, welche, so bedeutend sie immer sein mögen, nicht unmittelbar die Urbedingungen des Staatslebens angreifen. Gerade diese elementaren Bedingungen des Zusammenlebens im Staate waren aber in den Donaufürstenthümern von keiner Regierung erfüllt worden. Sämmtliche Beamte, mit alleiniger Ausnahme der Universitätsprofessoren und seit vier Jahren der 14 Cassationshofsmitglieder, waren damals und sind heute noch ohne Umstände absetzbar, ohne Angabe eines Grundes, ohne Entschädigung, nach dem bloßen Gutdünken des Ministers. Alle Nummern des rumänischen „Moniteur", heute noch wie vor sieben Jahren, sind angefüllt mit Personalveränderungen folgenden Inhalts: „A. wird an Stelle des B. zum Landesgerichtsrath u. s. w. ernannt. Dieser B. ist abgesetzt mit der Zuschrift: Weil A. an Ihrer Stelle ernannt

ist, haben Sie vom sovielten des Monats aufgehört zu fungiren." Dabei brauchte weder der eine noch der andere irgendwelche Fachkenntnisse zu besitzen. Fürst und Minister waren schrankenlose Herren über Anstellung und Absetzung aller Beamten. Jetzt wird man begreifen, was ein Ministerium in der Walachei und Moldau bedeutete, und zu welchen Ausartungen der parlamentarische Kampf führen mußte. Wenn in Deutschland ein Ministerium wechselt, wechselt mit ihm eine politische Richtung, und so großen Einfluß dies auf die Regierung haben mag, die große Mehrzahl der Beamten bleibt unangetastet, die Staatsmaschine fungirt nach wie vor mit denselben Personen, mit alleiniger Ausnahme der politischen Spitzen. In Rumänien dagegen wechselten mit dem Ministerium oft auch die untern Schreiber, sodaß die gesammte Justiz und Verwaltung bis in die tiefsten Schichten hinab erschüttert wurde und eigentlich immer von neuem begann und niemals in ein ruhiges Gleis kommen konnte. Jedem Ministerium wurde nun in der Kammer opponirt, d. h. einflußreiche Deputirte und ihre Freunde fanden, daß die bestehende Regierung sich ihre Stellung genug zu Nutze gemacht habe und daß die Reihe an sie gekommen sei. Es wurde irgendein Mistrauensvotum gegeben, das alte Ministerium gestürzt und das neue sammt seinen Anhängern an die Stelle gesetzt. Was die Kammer nicht wechselte, wechselte später der Fürst. So fielen unter Cusa's Regierung, welche sieben Jahre und zwei Monate gedauert hat, über 20 Ministerien, was die Dauer jedes einzelnen im Durchschnitt auf vier Monate reducirt! Da konnte keine einzige Maßregel in Ruhe gedeihen und Wurzel fassen, und das parlamentarische Leben artete in eine entwürdigende Stellenjagd aus. Diesen fortwährenden totalen Wechsel des Regierungsapparats muß man sich zuerst zum Bewußtsein bringen, wenn man ein scharfes Bild von den Ursachen des Verfalls der Vereinigten Fürstenthümer unter Cusa's Regiment gewinnen will. Hierin liegt auch des Fürsten erste Schuld. Er, durch dessen Sanction jedes Anstellungs- und Absetzungsdecret gehen mußte, hätte nie einen Richter oder Beamten (die politischen ausgenommen) absetzen sollen ohne richterliche oder disciplinare Entscheidung. Nur dadurch wäre Vertrauen und ruhiger Bestand der Verhältnisse ermöglicht worden.

Auf die Peripetien des siebenjährigen parlamentarischen Lebens unter Cusa einzugehen scheint uns demnach überflüssig. Es ist von vornherein klar, daß in einem Staate, dessen erste Grundlagen noch zu legen waren, welcher regelmäßige Communicationsmittel, gute Dorfschulen, unbestechbare Privatjustiz, freies Bauerthum und dritten Stand überhaupt noch nicht kannte, eine wirkliche constitutionelle Vertretung des Landes ein Ding der Unmöglichkeit war und daß also auf lange Zeit hinaus alles Wesentliche nur von der Regierung allein abhängt.

Die zweite Aufgabe, welche Fürst Cusa zu lösen hatte, war die Vollziehung der Union zwischen der Moldau und der Walachei. Diese Länder haben denselben Ursprung, denselben Volksstamm, dieselbe Sprache, dieselben Sitten. Jedes hatte natürlich eine verschiedene Verwaltung. Die Verschmelzung derselben in Eins bot also keine andern speciellen Schwierigkeiten dar als diejenigen sind, die überhaupt mit der Unificirung zweier Länder sich verbinden. Die Pariser Convention hatte dazu in den Artikeln 27—37 eine Uebergangsbehörde ersonnen, welche Centralcommission genannt wurde und durch 16 Mitglieder alle Gesetze, die beiden Ländern gemeinsam werden sollten, berathen und den Kammern vorlegen mußte. Das mochte verständig gedacht sein, aber es kam nicht dazu. Der Grund lag in einer Eigenthümlichkeit des Fürsten Cusa, welche schon am Ende des ersten Regierungsjahres hervortrat. Zu dieser Zeit begann er einzusehen, daß bei dem Parteitreiben der Kammern und ihrer wechselnden Minister nichts anzufangen war; aber anstatt mit jenem ruhigen beständigen Einfluß sich einzumischen, für welchen König Leopold ein unerreichtes Muster geworden ist, faßte Cusa seine Aufgabe

in persönlichster Weise auf und wollte nun allein der Begründer seines Staats sein und auch als solcher erscheinen. Der Standpunkt ließ sich wol begreifen, aber er mußte consequent durchgesetzt werden, und dazu war Fürst Cusa nicht der Mann. Jedes System, jede anhaltende Beschäftigung war seiner innern Natur zuwider, und aus momentaner Thätigkeit verfiel er plötzlich in eine Art Marasmus, worin er ausschließlich auf seine sinnlichen Genüsse bedacht war und währenddessen seine Minister nach Willkür schalten und walten durften. So erschien sein rhapsodisches und ostensibles Eingreifen nur wie eine unstatthafte capriciöse Eitelkeit, und war jedenfalls ein unkluges Sichbloßstellen, welches zur Folge hatte, daß in der öffentlichen Meinung er allein für alles Schlechte verantwortlich blieb, während das wenige Gute die Minister selbst sich zuschrieben.

Bereits im November 1859 unterbreitete die Centralcommission dem Fürsten ein Project der unificirten Verfassung. Am 4. Dec. antwortet Fürst Cusa mit einem Message, worin er wörtlich erklärt: „Ich finde nicht für gut, das Verfassungsproject jetzt anzunehmen, sondern ich werde die Unificirung zu einer Zeit durchführen, die mir günstig scheinen wird.“ Damit war die Centralcommission factisch außer Thätigkeit gesetzt. Aber auch Deputirte und Minister drangen auf Unificirung; der Fürst wies sie ab. Er suchte sogar, sie alle abzunutzen und zu compromittiren, und entfremdete sich dadurch die Besten. Endlich zu Anfang des Jahres 1862, als er gerade ein reactionäres Ministerium hatte, welchem die nationale Consolidirung am fernsten lag, da decretirte er plötzlich die Union, hob die Centralcommission auf, verschmolz beide Kammern in Eine, bildete ein einziges Ministerium und verlegte die Haupt- und Residenzstadt des Landes nach Bukarest, wohin nun alles concentrirt wurde. So leicht dachte sich der Fürst die Union! Allein die Folgen dieses Leichtsinns blieben nicht aus. Es fehlten zunächst die natürlichsten Bedingungen einer Centralverwaltung. Die Communicationsmittel zwischen Bukarest und Jassy waren mangelhaft (heute noch ist keine vollständige Chaussee zwischen beiden Städten), der Personenverkehr damals geradezu lebensgefährlich, die Telegraphenadministration nachlässig; dabei bestand noch dieselbe Scheidung zwischen den Verwaltungsressorts wie im Anfange, und noch dazu wurde ein unvernünftiges Centralisationssystem in allen Branchen durchgeführt. Die allgemeine Unzufriedenheit datirt seit dieser Zeit; die materiellen Interessen begannen auf das empfindlichste zu leiden. Je lauter die Klagen wurden, desto strenger centralisirten die Minister in Bukarest; sie fühlten sich unsicher, denn sie sollten ja ein Land mit administriren, das sie nie gesehen und studirt hatten und zu dessen Kenntniß ihnen bei der kurzen Regierungsdauer auch nicht die Zeit blieb. So wollten sie womöglich alles in Händen haben und alles aus Bukarest entscheiden. Dabei waren die ärgsten Verstöße in den Verhältnissen localer Natur unvermeidlich. Zum Unglück wurde auch der gewöhnlichste Verwaltungsbetrieb mit einer unverzeihlichen Nachlässigkeit gehandhabt. Die Minister hatten z. B. sechs Jahre hindurch nicht einwilligen wollen, die Auszahlung der regelmäßigen Salarien und des Unterhalts der Staatsanstalten an den betreffenden Orten ohne Weiterungen bewerkstelligen zu lassen. Der einfachste Elementarlehrer der Stadt Jassy mußte allmonatlich sein Zahlungsmandat erst vom Minister aus Bukarest bekommen, um seinen Gehalt von der Kasse in Jassy beheben zu können. Dazu hing die Postverbindung ganz von Zufälligkeiten ab; bei schlechtem Wetter, bei austretenden Flüssen verzögerte sie sich um Wochen. Hauptsache aber blieb die Nachlässigkeit der Ministerialbeamten: sie schickten die Mandate nicht, hatten auch übermäßig viele zu verfertigen. So vergingen zwei bis drei Monate, bis man die Zahlungsordre auf einen Monat bekam, und an der Kasse mußte man noch weitere drei Monate warten, bis sie ausgezahlt wurde. Das war der Gang der ganzen Verwaltung bei der nutzlosen Concentrirung aller Kanzleiarbeiten in Bukarest. Sie wurde, wie dies in allen Ländern des persön-

lichen Regiments geschieht, ein getreues Abbild der Individualität des Fürsten. Er wollte persönlich die Lösung aller wichtigen Fragen seines Staats decretiren, hatte aber bei weitem nicht die consequente Beharrlichkeit, welche dazu unerlaßlich ist; seine Beamten in Bukarest wollten ebenso persönlich alle Angelegenheiten ihres Ressorts entscheiden, blieben aber dabei im höchsten Grade fahrlässig. Es war ein ohnmächtiges Wollen ohne Anwendung der Mittel zu dessen Verwirklichung.

Die schlechte Verwaltung, welche natürlich seit der Union der beiden Länder doppelt scharf hervortrat, hatte nun noch die üble Folge, daß viele Leute auf Schuld der Union schoben, was nur Schuld der Administration war, und so die Freude am Gelingen des nationalen Werks von Anfang ab verkümmert wurde — ein politischer Fehler, den der russische Einfluß bei einigen Bojaren zu Gunsten des Separatismus auszubeuten suchte, wie die sonst unbedeutenden neulichen Unruhen (vom 3./15. April 1866) in Jassy beweisen.*)

Als dritte Aufgabe des Fürsten Cusa haben wir die Einführung der Rechtsgleichheit aller Unterthanen bezeichnet, also Begründung einer guten Justiz und Aufhebung der Robotpflicht der Bauern. Was die Justiz anbelangt, so hat sich der Leser aus den obigen Mittheilungen über den Ministerwechsel ein Bild von ihr machen können. Die Justizbeamten waren ohne weiteres durch den Minister absetzbar, zum Richter konnte jedermann ernannt werden, ob er Jurist war oder nicht, unbescholten oder berüchtigt. Die Folgen sind klar. Hatten die Minister oder ihre Freunde einen Proceß zu gewinnen, so mußte das Gericht ihnen recht geben, oder die Richter wurden entlassen und durch Gefügigere ersetzt. Von Gerechtigkeit im Sinne der westlichen Nationen war also nicht einmal eine Spur vorhanden. Zur Ausführung eines Gesetzes in Betreff der Unabsetzbarkeit der Richter und der Ernennung blos juristisch gebildeter Gerichtspersonen war man nicht zu bewegen. In letzter Zeit hatten sich sogar Entrepreneurs von Processen gebildet. In Jassy war es ein Hr. D., in Bukarest unter andern der Telegraphenchef Librecht (nach Cusa's Sturz durch das Schwurgericht zu zehnjährigem Kerker verurtheilt), welche ihren Einfluß beim Fürsten dazu benutzten, Richter ein- und abzusetzen. Darauf gestützt ließen sie sich nun von den processirenden Parteien hohe Procente vom Streitobject geben und entschieden den Gewinn der Processe beim Tribunal durch einen Wink an die Richter. Die öffentliche Verhandlung war Possenspiel: der Proceß war privatim bei Hrn. D. und Consorten schon entschieden. Wir sind zwar überzeugt, daß der Fürst persönlich keinen directen Theil an diesem Handel hatte. Aber er ließ eben doch mit einer unbegreiflichen Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit alles hinter seinem Rücken geschehen.

Der Leser wird nun auch ohne detaillirtere Darstellung begreifen, daß unter solchen Umständen die gesellschaftliche Ordnung zerrüttet war und daß der Bürger alle Lasten des staatlichen Zusammenlebens tragen mußte, ohne dafür die wesentlichen Vortheile zu genießen, die ihm der Staat gewähren sollte. Aber ein Ergebniß dieser schlechten Gerichtspflege müssen wir noch besonders erwähnen, weil es mit zu den bedenklichsten Schattenseiten von Cusa's Regierung gehört. Es ist dies der übermäßig hohe Zinsfuß. Gesetzlich ist er 10 Proc. Factisch ist es ungewöhnlich, zu 10 Proc. Geld zu bekommen. Während im benachbarten Oesterreich 6 Proc. das Maximum ist, mit dem man sich begnügt, schwanken die Zinsen in den Vereinigten Fürstenthümern zwischen 15 und 18. Das Bewußtsein der gesetzlichen Sicherheit ist nämlich aus den Gemüthern geschwunden.

*) Die besten Vergleiche gewähren die turiner Vorfälle bei Verlegung der Hauptstadt nach Florenz. Dieselben localen Gründe der Unzufriedenheit waren auch in Jassy, nur wollten ihnen russische Umtriebe die Bedeutung einer allgemeinen separatistischen Bewegung geben.

Unter Cusa war keine Abhülfe; kein Wechsel, keine Hypothek nutzte etwas; die Richter verhängten keine Execution, wenn sie durch den Einfluß oder das Geld des Schuldners bestochen waren. Daran ist die Moldauische Bank ebenso gut wie der ganze sonstige Credit gescheitert, und es erklärt sich, warum weder industrielle noch agricole Verbesserungen eingeführt worden sind, warum man sich auch nicht an Eisenbahnactien u. dgl. betheiligte, da ja weder Grund und Boden noch Eisenbahn mit Sicherheit 10—18 Proc. bieten können.

Neben diesen privatrechtlichen Verhältnissen war die schlechte Staatswirthschaft schuld an der allgemeinen finanziellen Calamität. Vor Cusa war es üblich, einen Personencensus von fünf zu fünf Jahren vorzunehmen und danach für jede Commune den Betrag der Steuer (Kopfsteuer) aller Inwohner zu bestimmen. Dieser Gesammtbetrag blieb unverändert während der fünf Jahre, die Regierung erhob ihn von der Commune, welche für die vollzählige Summe haftete und sie bei ihren Inwohnern umlegte und eintrieb, wie sie es verstand. Unter Cusa's Regierung wurde dies verändert: man führte die französische Finanzverwaltung ein; die Regierung kümmerte sich nun selbst um alle Details, jeder Steuerpflichtige wurde in die Rolle eingetragen u. s. w. Leider vereitelte dieselbe Nachlässigkeit der Administrativbeamten diese Maßregeln. Die Rollen wurden unregelmäßig gehalten, die Steuern noch unregelmäßiger eingetrieben. Die Minister, welche niemals Zeit hatten, die Sache gründlich zu studiren, fußten in den Voranschlägen auf die vollen Einnahmen und gaben im Verhältniß aus. Die Ausgaben wurden wirklich gemacht, aber die Einnahmen unterblieben. Heute betragen die Steuerrückstände der letzten Jahre 50 Mill. Piaster = 5 Mill. Thlr. Die Folge war, daß die Staatsanweisungen an den eigenen Kassen nicht respectirt wurden. Die Auszahlung der Gehälter und Pensionen verspätete sich um drei bis sechs Monate, andere Forderungen an den Staat mußten noch länger warten.

In dieser Noth wurden die Klostergüter den griechischen Mönchen entrissen und unter die Verwaltung des Staats gestellt gegen eine entsprechende Entschädigung. Die Maßregel machte Aufsehen in Europa und wird noch Gegenstand diplomatischer Verhandlungen werden. Der Kern der Sache ist dieser: In der Türkei gibt es christliche Klöster von höchstem Ansehen im orthodoxen Orient, welche als Stützen des griechischen Christenthums unter den Ungläubigen betrachtet werden. Die wichtigsten, 21 Großabteien und viele kleinere Klöster, befinden sich auf dem Vorgebirge Athos (dem Hagion Oros). Rumänische und serbische, später russische Fürsten, hatten es sich zur frommen Sitte gemacht, Schenkungen zum Unterhalt der heiligen Väter in jenen Klöstern zu machen. Dies geschah in folgender Weise: Irgendein in der Moldau oder Walachei bestehendes Kloster wurde mit reichen Gütern im Lande selbst ausgestattet und dann bestimmt (geweiht), einen Ueberschuß des Ertrags, nach Befriedigung gewisser in der jedesmaligen Urkunde vorgesehener einheimischer Bedürfnisse (Schulen, Hospize, Ausstattung armer Töchter u. s. w.) an die Mönche vom Athos abzugeben. Anfangs wurde diese Bestimmung beobachtet. Nach und nach aber wurden die einheimischen Auslagen nicht mehr bestritten; nur griechische Verwalter wurden in die Landesklöster geschickt; sie ließen deren Schulen und Hospize eingehen, entwendeten einen Theil der Originalschenkungsurkunden aus dem Staatsarchiv, und in unserm Jahrhundert stand die Sache so, daß ein Drittheil aller Güter der Vereinigten Fürstenthümer als Klostereigenthum in fremden Händen war, durch griechische Egumene unter dem Einfluß Rußlands verwaltet und die Einkünfte ohne Abzug nach Konstantinopel und an die Mönche von Athos versandt wurden. Juristisch sowol als politisch war dies ein unmöglicher Zustand, und Fürst Cusa that einen ebenso kühnen als patriotischen und berechtigten Schritt, als er im Jahre 1863 die Klostergüter ihren griechischen Verwaltern entnahm und sie dem Staate einverleibte,

indem er einzeln die Nichterfüllung der Schenkungsbedingungen nachwies und dafür eine Totalsumme als Entschädigung an die orientalischen Klöster zu zahlen sich verpflichtete. Proteste, Reclamationen, diplomatische Specialconferenzen in Konstantinopel — alles war erfolglos; die griechischen Mönche verweigerten die Vorlage einestheils der Schenkungsurkunden, weil durch dieselben actenmäßig festgestellt worden wäre, welchen Misbrauch sie von den Schenkungen gemacht und wie berechtigt Fürst Cusa war, sie zurückzunehmen. Die einheimischen „geweihten" Klöster blieben also und sind heute noch unter der Verwaltung des rumänischen Staats.

Dadurch wuchsen die jährlichen Einkünfte der Vereinigten Fürstenthümer um ein Bedeutendes. Aber leider wurde jede Aussicht auf Vermehrung der Einkünfte von den Ministern zu einer unverhältnißmäßigen Vergrößerung der Ausgaben benutzt. Der Bestand der Miliz wurde erhöht, die meisten Gehälter unvernünftig gesteigert, eine Unzahl Stellen wurden creirt, für welche noch kein Bedürfniß war, alles aufs Unbestimmte, zur Ueberladung der Staatskasse mit Mandaten, die sie nicht mehr zahlen konnte. So standen die Sachen zu Anfang des Jahres 1864. Die Unzufriedenheit war hoch gestiegen und fand endlich einen getreuen Ausdruck in der Kammer. Die bedeutendsten Männer aller Parteien verbanden sich zur sogenannten „Coalition", deren letzter Gedanke war, den Fürsten zur Abdankung zu zwingen. Hinter dieser Coalition verbarg sich aber von seiten der Grundbesitzer zugleich der selbstsüchtige Zweck, womöglich die Aufhebung der Robotpflicht zu verzögern, jedenfalls sie in ihrem Sinne zu bewerkstelligen. Was sollte der Fürst thun? Kammerauflösungen nutzten nichts. Nach dem beschränkten Wahlgesetz der Pariser Convention gab es bei 5 Mill. Einwohnern 5000 Wähler, welche mit Ausnahme von zwei oder drei Städten regelmäßig dieselben oppositionellen Großgrundbesitzer in die Kammer schickten.

So wurde Fürst Cusa zum Staatsstreich vom 2./14. Mai getrieben. Die Kammer ward aufgelöst, das Wahlgesetz der Pariser Convention abgeändert, allgemeines Wahlrecht, Senat und Staatsrath eingeführt und einer Volksabstimmung, „Plebiscit", zur Anerkennung unterbreitet. Cogalnitschanu war der Ministerpräsident, der mit unermüdlicher, aber nicht uneigennütziger Thätigkeit den Plan des Fürsten durchführte. Das Plebiscit hatte natürlich den gewünschten Erfolg. Es begann nun das persönliche Regiment unter dem Schein des Constitutionalismus, eine getreue Copie der französischen Abrichtung. Ein Communalgesetz und die Aufhebung der Robotpflicht waren die ersten Schritte des Fürsten. Letztere wurde schroff, überstürzt, rücksichtslos durchgeführt, aber sie wurde durchgeführt, was dem Lande nur zum Vortheil gereichte. Damit hatte der Fürst die dritte Idee, die er zu verwirklichen sich vorgenommen hatte (Union und Beschlag der Klostergüter waren die ersten) auf seine Weise realisirt und jedenfalls ist dies eine bleibende That, welche ehrenvoll an seinen Namen geknüpft ist.

Aber gerade jetzt drohte alles zusammenzustürzen. Ein Ruralgesetz ist immer eine radicale Maßregel, zu deren Durchführung ruhige Ordnung der Verhältnisse gehört. Und diese eben mangelte in Rumänien. Nach dem Erfolg des Staatsstreichs kannte das Ministerium keine Grenzen mehr in politischen Versuchen, in Projecten und Ausgaben. Zunächst mußte der neue Staatsapparat bestritten werden, ein kostspieliger Senat und Staatsrath, dann die Einrichtung der Departemensräthe, dann Generalsynoden der Priester, der Staatsrath arbeitete sogleich (d. h. übersetzte aus dem Französischen) ein einheitliches Civil-, Criminal- und Handelsgesetzbuch sammt ihren Proceßordnungen, ein allgemeines Unterrichtsgesetz schloß sich an — alles dies wurde in anderthalb Jahren verfertigt, gebilligt, promulgirt und ins Leben geführt. Aber hier stockte plötzlich die Maschine. Die verhältnißmäßig ungeheuern Mittel, deren Beschaffung in so kurzem Zeitraum zugemuthet wurde, ließen sich nicht auftreiben. Eine englische Anleihe sowie

der kleine Gewinn aus der Einführung des Tabackmonopols*) vergingen wie ein Tropfen Wasser auf einem heißen Stein. Noch dazu hatte der Finanzminister im Budget für 1865 den schülermäßigen Fehler begangen, die Einkünfte aus der Grundsteuer im ersten Jahre nach der Einführung des Ruralgesetzes auf gleicher Höhe zu veranschlagen wie vorher und danach die Ausgaben für die neuen Institutionen in schwindeliger Höhe zu autorisiren. In Wirklichkeit fielen die Einkünfte der Grundsteuer auf die Hälfte unter die Einnahme des frühern Jahres; dazu kam in diesem Winter eine theilweise Hungersnoth in der Moldau, die Ausfuhr der Cerealien unterblieb, der Handel stockte, die Mauth-einkünfte reducirten sich über die Hälfte: und so hatte das Land im Februar dieses Jahres, ungerechnet die Grundentlastungsobligationen, 400 Mill. Piaster = 40 Mill. Thlr.**) Schulden und dabei waren alle Kassen insolvent. Es ging aber nicht weiter. Der Fürst selbst dachte an freiwillige Abdankung und sprach es unverhohlen aus bei Gelegenheit der letzten Kammereröffnung.

Aber dazu sollte es nicht kommen. Bereits seit zwei Jahren, seit der „Coalition", war unter den tüchtigsten Männern die Ueberzeugung befestigt, daß der Fürst Cusa den Ruin des Landes herbeiführe und deshalb fallen müsse. Alle Parteien verbanden sich zu diesem Zwecke; bei der Cusa'schen Handhabung des allgemeinen Wahlrechts war es unmöglich, unabhängige Deputirte in die Kammer zu bringen; jeder gesetzliche Weg der Abhülfe war versperrt, es blieb nur ein Gewaltstreich übrig. Die Palastwache wurde gewonnen, in der Nacht vom 10. zum 11. Febr. drangen drei Männer in des Fürsten Schlafzimmer und forderten ihn zur Unterzeichnung der Abdankung auf, die er denn auch vollzog. Eine Triumviralregentschaft (Golescu, L. Catargiu, Haralamb) wurde provisorisch proclamirt, ein Ministerium aus angesehenen Männern des Landes ohne Unterschied der Partei gebildet (Fürst John Ghica Präsident, D. Ghica, Mavrogeni, D. Stourdza, C. A. Rosetti), Major Lecca trat als Kriegsminister hinzu und als das Land am Morgen des 11. Febr. erwachte, fand es zur allgemeinen Freude die neue Ordnung der Dinge vor, ohne daß sich ein einziger Mensch dagegen zur Wehr gesetzt hätte. Die provisorische Regierung bekräftigte neuerdings die traditionellen Wünsche der beiden Länder: Union und fremder Fürst, und ließ, nachdem die Wahl des Grafen von Flandern nicht angenommen wurde, durch allgemeine Abstimmung Karl Anton von Hohenzollern zum regierenden Fürsten der Vereinigten Fürstenthümer erwählen. Sonntag, 13./25. Febr., nach zweitägigem Gewahrsam, wurde Fürst Cusa bis an die Grenze escortirt und reiste nach Italien. In Wien bekräftigte er freiwillig seine Abdankung, stimmte auch seinerseits auf den Wunsch der provisorischen Regierung nach Union und fremdem Fürsten ein und benahm sich überhaupt, wenn nicht mit Würde, so doch mit Ruhe und Einsicht.

Versuchen wir nun das Bild dieses Mannes zu zeichnen, so müssen wir von vornherein zu seiner Entschuldigung sagen, daß er nicht selbst sich bemüht hat, Fürst zu werden, sondern dazu von andern gewählt worden ist, ohne die wesentlichen Eigenschaften zu einer in diesen Ländern so schwierigen Stellung zu besitzen. Was ihm zuerst fehlte, war jener innere Glaube an einen geschichtlichen Beruf, welcher einen in solcher Weise gewählten Herrscher dieses Landes beseelen und aufrecht halten mußte. Fürst Cusa hatte das größte Mistrauen in seine Umgebung und auch kein Vertrauen zu sich selbst. Mit glänzendem Witz begabt, behandelte er Menschen und Dinge in abspringender Salonmanier; nichts wurde in seinem Kopfe eingehend und beharrlich festgesetzt. Eine natürliche Trägheit, ein Widerwille gegen jede geregelte Beschäftigung und der Mangel an

*) Wird jetzt wieder aufgehoben.

**) Der rumänische Piaster, eine fictive Münze, größer als der türkische, beträgt etwa 3 Sgr.

gründlicher Bildung machten ihn unfähig, die administrativen Aufgaben seiner Regierung zu erfassen. Finanzen und öffentlichen Unterricht misachtete er. Nur für die Miliz hatte er Sinn, und dafür ist unter seiner Regierung auch etwas geschehen. Auch begriff er wohl die politische Wichtigkeit seiner Stellung, hatte aber nicht die Stärke, demgemäß zu handeln. Einige Züge von Energie und Kühnheit sind als plötzliche Wendungen seiner Natur zum Bessern verzeichnet worden, und ihr Erfolg war jedesmal eine wichtige That für die Zukunft des Landes: so die Union, die Einverleibung der Klostergüter, die Aufhebung des Frondienstes. Daneben aber verfiel er immer wieder in die unwürdigste Schlaffheit. Eine Maitressenwirthschaft der ärgsten Art riß an seinem Hofe ein. Nach Maitressengunst wurden Stellen vergeben und Processe gewonnen. Der Fürst verkam zuletzt so, daß es nur schwer möglich war, ihn zu einem ernsten Gedanken zu bringen, alles behandelte er mit einem empörenden Cynismus. Dabei war er innerlich mismuthig über den schlechten Gang der Geschäfte und ließ seiner Laune in despotischer Weise freien Lauf. Im übrigen konnte er, wenn er wollte, einen imponirenden Eindruck machen und namentlich verstand er es, mit den Vertretern der fremden Mächte, die sich früher ein gefährliches Einmischen in die innern Angelegenheiten angemaßt hatten, leicht fertig zu werden und sie in ihre Schranken zu verweisen. Mit Einem Wort: Fürst Cusa war ein geistreicher, arroganter Roué, möglich in einem geregelten Staat, unmöglich aber in einem Lande, wo der Fürst trotz aller Constitution wesentlich Selbstherrscher sein muß.

Ein Wort zum Schluß über das Land und dessen Zukunft. Seitdem die Rumänen einen fremden Fürsten verlangen, vergleicht man ihren Staat mit Griechenland und stellt dem fremden Fürsten dieselbe Aussicht auf Erfolg wie dem König Otto oder Georg. Der Vergleich ist aber unstatthaft. Die griechische Halbinsel ist ein Ländchen von 900 Quadratmeilen, welches nur weiter vegetiren, aber von keiner Seite eine größere Zukunft gewinnen kann. Mit einem ausgetrockneten Boden und 1 Mill. Einwohner, mit einer Ausfuhr von 6 Mill. Thlr. bei einer Einfuhr von 12 Mill., und einer Staatsschuld von 30 Mill. bei einem Einkommen von 5 Mill. läßt sich schlechterdings kein höheres Ziel erreichen. Dazu ein unruhiges, jedem Zwange, auch dem gesetzlichsten, unfügsames Volk. Die Vereinigten Fürstenthümer zählen dagegen heute 5 Mill. Einwohner. In Rußland, Oesterreich und der Türkei befinden sich weitere 5 Mill. desselben Stammes. Das rumänische Volk, im Gegensatz zum griechischen und mexicanischen, ist von einer sprichwörtlichen Ruhe, gefügig jedem Staatsversuch. Es muß sich sogar jetzt herausstellen, ob diese Ruhe eine unverbesserliche Apathie ist oder nur ein Schlummerzustand, der des zündenden Funkens bedarf, um lebensfähig zu werden. Jedenfalls lohnt der Versuch, und dies um so mehr, als die Länder, abgesehen von ihrer wichtigen politischen Stellung zwischen Rußland und der Türkei und am Ausflusse der Donau, schon in Bezug auf ihre territoriale Beschaffenheit in den Geschicken unsers Erdtheils früher oder später mitzählen müssen. Sie umfassen ja 2584 Quadratmeilen, welche in der Ebene den fruchtbarsten, erst zum dritten Theil angebauten Strich europäischen Bodens enthalten, in den Gebirgstheilen aber eine unerschöpfliche Fundgrube von Metallen, von Steinsalz, Erdpech, Salpeter, Heilquellen, und dazu die täglich wichtiger werdenden ungeheuern Wälder der Karpaten. So hat das Land die bedeutendste Zukunft vor sich.

Aber zu einer entsprechenden Entwickelung bedarf es hauptsächlich einer Bedingung: der äußern Ruhe, zunächst der Bewahrung vor allen russischen oder türkischen oder sonstigen Protectionen, welche nur Unheil stiften. Jene Ruhe vom Auslande her hofft das Land durch einen erblichen Fürsten aus souveränem Hause zu gewinnen; zugleich soll dadurch den aufreibenden Fürstenwahlen für immer ein Ende gemacht und so eine wesentliche Grundlage zur Consolidirung der Verhältnisse gelegt werden. Welche innern Zustände Fürst Karl von Hohenzollern, der neugewählte Souverän des Landes, der die Wahl angenommen

hat und bereits mit der Würde des Hospodars bekleidet ist, vorfindet, haben wir in der bisherigen Darstellung gezeigt. Allerdings müssen wir aber auch bemerken, daß er auf der andern Seite den vollständigen Staatsschematismus der westlichen Bildung vorfinden wird, wenigstens als Form, wenn auch noch nicht vom rechten Geiste beseelt; alle Gesetze und Institutionen der Civilisation, Civil-, Criminal- und Handelsrecht, Schwurgerichte, Universitäten, Kunstanstalten, Handels- und Gewerbeschulen*) sind bereits eingeführt; sie müssen jetzt in Ruhe sich einbürgern und Wurzel fassen. Vor allem muß deren finanzielle Grundlage geregelt werden. Des Fürsten erste Aufgabe wird sein, die thatsächliche Größe der Einnahmen zu kennen und danach ein festbegrenztes Ausgabebudget entwerfen zu lassen; sodann wird er den Beamten eine ganz sichere Stellung gewähren und in sich selbst ein Vorbild der strengsten Unparteilichkeit in allen Rechtssachen aufstellen müssen. Bei consequenter Durchführung dieser Aufgaben wird die allgemeine Sittlichkeit auf eine bessere Stufe gehoben werden, und wenn sich damit systematisch verbreiteter Volksunterricht und Aufmunterung des Handels verbinden, muß das Land in zehn Jahren zu einer Entwickelung gelangen, deren nicht geringster Vortheil für Europa die Aufstellung einer südlichen Schutzmauer gegen Rußland sein wird.

---

# Chronik der Gegenwart.

## Nekrologe.

Fürst Paul Anton Esterházy von Galántha, der Chef der begütertsten Familie in ganz Oesterreich, in frühern Jahren auch als Diplomat und als Minister thätig, ist am 21. Mai nach einer längern Krankheit zu Regensburg mit Tode abgegangen. Er hatte auch den Titel eines gefürsteten Grafen zu Edelstetten und eines Erbherrn zu Forchtenstein geführt und die höchsten österreichischen Orden besessen. Geboren am 10. März 1786, war er der älteste Sohn des k. k. Feldzeugmeisters Fürsten Nikolaus Esterházy (gest. 24. Nov. 1833) und der Fürstin Maria, einer geborenen Prinzessin von Liechtenstein. Nachdem er eine sorgfältige Erziehung genossen und namentlich für die diplomatische Laufbahn sich vorbereitet, wurde er im Jahre 1804, also in einem Alter von erst 18 Jahren, zum k. k. Wirklichen Kämmerer ernannt und mit verschiedenen diplomatischen Sendungen, Beglückwünschungs- und feierlichen Einholungsaufträgen betraut. Unter anderm wurde er 1810 dem Marschall Berthier, Fürsten von Wagram, entgegengeschickt, als dieser für Napoleon um die Hand der Erzherzogin Marie Luise warb. Im Jahre 1810 ging Fürst Esterházy als österreichischer Gesandter nach Dresden, 1812 in gleicher Eigenschaft nach dem Haag. Von 1814—30 bekleidete er den Gesandtschaftsposten in Rom und erhielt in der Zwischenzeit (1816) auch die Geheimrathswürde. Im Jahre 1830 wurde er zum Ritter des Goldenen Vließes und zum Gesandten in London ernannt, wo er sich insbesondere der Gunst des Königs Georg IV. erfreute. In den Jahren 1830—36 Mitglied der Londoner Conferenz, bemühte er sich außerordentlich, den europäischen Frieden zu erhalten. Im Jahre 1841 ging er auf Urlaub nach Wien; auf seiner Rückkehr nach London (1842) erkrankte er in Nürnberg und kehrte nach Wien zurück, wo er die Abberufung von seinem Gesandtschaftsposten erwirkte. Er lebte nunmehr auf seinen Gütern in Ungarn, fungirte zugleich als Obergespan des ödenburger Comitats und übernahm 1847 auch das Präsidium der ungarischen Naturhistorischen Gesellschaft. Als den Ungarn im März 1848 ein eigenes Ministerium eingeräumt

*) Eine genaue Darstellung der wichtigsten Einrichtungen des rumänischen Staats bis zum Jahre 1864, nach Ministerien geordnet, gibt der Artikel „Moldau und Walachei" in der dritten Auflage von Rotteck und Welcker's „Staats-Lexikon". Seitdem ist noch vieles hinzugekommen.

wurde, erhielt der Fürst das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, um zwischen der Krone und der Nation zu vermitteln, legte aber, da er sich bald von der Unmöglichkeit eines friedlichen Ausgleichs überzeugte, schon im August, noch bevor das Ministerium Batthyány abdankte, dieses Amt und im October desselben Jahres auch das nicht lange vorher übernommene Commando der ödenburger Nationalgarde nieder. Nach der schwechater Affaire verweilte Fürst Esterházy eine Zeit lang am kaiserlichen Hoflager zu Olmütz. Im Jahre 1856 wurde er als kaiserlicher Krönungsbotschafter nach Moskau gesendet und erregte durch die Pracht, mit welcher er dort auftrat, die Bewunderung aller. Seit seiner Rückkehr von dieser Sendung lebte er, von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen, theils in Ungarn, theils in Baiern. Am Abende seines Lebens hatte er noch den Kummer, trotz seines kolossalen Vermögens in große Finanznöthe zu gerathen. Obwol sein Majorat aus 29 Herrschaften mit 21 Schlössern, 60 Marktflecken, 414 Dörfern und 207 Prädien bestand, mangelte es am 15. Juni 1865, an dem Tage, an welchem die Esterházy'sche Lotterieanleihe gezogen und nebst andern Deckungen 350000 Gewinste ausgezahlt werden sollten, in den fürstlichen Kassen an Geld. Den Tag nach der Ziehung wurde ein Curatorium ernannt; die Mitglieder desselben traten sofort zusammen, wußten aber nichts Besseres vorzuschlagen, als die Einführung des Sequesters und die Sistirung der Gewinnauszahlungen. Wer über diese traurige Angelegenheit sich genauer unterrichten will, lese den eingehenden Artikel des Generaldomäneninspectors Joseph Wessely: „Die Fürst Esterházy'sche Katastrophe", in der „Oesterreichischen Revue" (Jahrgang 1865). Wir heben hieraus nur hervor, daß Fürst Paul sein Majorat schon beim Antritt desselben im Jahre 1833 verschuldet fand. Der alte Volkswitz sagte schon: „Die Esterházy stehen entweder unter Sequester oder befinden sich auf dem Wege dazu." In der That wurde mit zwei Anleihen von 7 Mill. und 6½ Mill. Fl. nur wenig geholfen und der plötzliche Uebergang von den Patrimonialverhältnissen und der Robot zu durchaus andern Wirthschaftsmethoden verursachte große Erschütterungen in den Gütererträgen. Bis 1860 häufte sich eine Schuldenlast von fast 24 Mill. auf, während die Güterrente nur circa 1 Mill. betrug, von welcher nach Bestreitung der Apanagen (155000 Fl. für den regierenden Fürsten Paul und 60000 Fl. für den Majoratsnachfolger Nikolaus) und der Centralverwaltungskosten etwa 570000 Fl. übrigblieben, welche nicht einmal zur Verzinsung der Schulden hinreichten. Auf Ansuchen des Fürsten setzte der Kaiser im Jahre 1860 ein Comité ein, welches rettende Vorschläge machen sollte; es kam jedoch keine Einigung zu Stande. Es wurde hierauf Graf Franz Zichy (jetzt Obersthofmeister des Kaisers Maximilian von Mexico) vom Kaiser zum Majoratsadministrator mit unbeschränkter Vollmacht ernannt; da aber seine Administration die gehegten Erwartungen nicht erfüllte, so trat der Majoratsnachfolger Fürst Nikolaus aus der Rolle des harmlosen Zuschauers heraus, um in die Räder der Administration selbstthätig einzugreifen. Infolge dessen trat Graf Zichy von der Administration zurück. An seiner Stelle sollte nach einem von dem Grafen Rudolf Wrbna entworfenen Programme Fürst Nikolaus Esterházy an die Spitze der Administration treten, jedoch einem Curatorium von wenigstens fünf Mitgliedern unterstehen. Die Bildung dieses Curatoriums verzögerte sich indeß und dadurch wurde die Katastrophe der Sequestration herbeigeführt. Gegenwärtig ist Aussicht vorhanden, da dem riesigen Gütervermögen Passiva unter der Hälfte des Domänenwerthes entgegenstehen, durch eine vernünftige Wirthschaft die Schulden- und Zinsenlast möglichst zu mindern. Der Nachfolger des verstorbenen Fürsten ist, wie schon erwähnt, Fürst Nikolaus (geb. 25. Juni 1817), Mitglied der ungarischen Magnatentafel, k. k. Kämmerer und Major in der Armee, Ritter des Goldenen Vließes und Commandeur des königlich ungarischen St.-Stephansordens. Außer diesem einzigen Sohne hat Fürst Paul Esterházy, welcher seit 18. Juni 1812 mit der Prinzessin Marie Therese

von Thurn und Taxis vermählt war, noch zwei Töchter hinterlassen, von denen die ältere, Prinzessin Marie, verwitwete Gräfin Chorinsky, die jüngere, Prinzessin Therese, Gemahlin des österreichischen Feldmarschallieutenants Karl Grafen von Caviani ist.

Am 28. Mai starb in Berlin der greise General der Cavalerie und Generaladjutant des Königs von Preußen, Graf August Ludwig Ferdinand von Nostitz, eine von den letzten Celebritäten aus der Zeit der Befreiungskriege. Seine Stelle als Adjutant Blücher's und die Rettung dieses Feldherrn in der Schlacht bei Ligny haben ihm ein bleibendes Andenken in der preußischen Geschichte verschafft. Am 27. Dec. 1777 zu Zessel bei Oels geboren, war er der älteste Sohn des Reichsgrafen Georg August Ludwig, königlich preußischen Gemeinheitsregulircommissars. Er besuchte 1793—97 die Schule zu Oels und bezog dann bis 1799 die Universität in Halle. Im Jahre 1802 trat Graf Nostitz als Secondelieutenant in das Regiment der Gardes-du-Corps ein, welches zu Münster, wo Blücher das Commando führte, in Garnison lag. Er wurde 1805 Blücher's Adjutant, nahm 1806 an der Schlacht bei Jena theil und wohnte auch den Gefechten bei Nordhausen und Prenzlau bei. Aus der französischen Gefangenschaft, in welche er hierbei gerieth, wurde er gegen das Versprechen, in diesem Feldzuge nicht weiter gegen Frankreich zu kämpfen, bald wieder entlassen. Nach dem Tilsiter Frieden (1807) avancirte er zum Rittmeister; 1810 nahm er seinen Abschied und bereiste zwei Jahre lang Frankreich und Deutschland. Im Jahre 1813 trat er von neuem in die Armee, er wurde Stabsrittmeister im 1. schlesischen Ulanenregiment, dann Rittmeister im schlesischen Nationalhusarenregiment und zeichnete sich am 20. Mai in der Schlacht bei Bautzen aus. Während des Waffenstillstandes wurde er zum zweiten mal Blücher's Adjutant, nach der Schlacht bei Leipzig Major. Als bei Ligny (am 16. Juni 1815) Feldmarschall Blücher durch den Sturz seines getödteten Pferdes unter dasselbe zu liegen kam und in Gefahr gerieth, von den Franzosen gefangen zu werden, rettete ihn Graf Nostitz durch seine Entschlossenheit. Im Jahre 1818 wurde Nostitz zum Obersten befördert und nach Blücher's Tode (1819) zum Flügeladjutanten des Königs Friedrich Wilhelm III., zu gleicher Zeit auch zum Commandeur des Gardehusarenregiments ernannt. Im Jahre 1821 erhielt er das Commando der 2. Gardecavaleriebrigade, 1825 wurde er Generalmajor und begleitete 1826 den Prinzen Karl zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Moskau. Als im Jahre 1828 der Krieg zwischen Rußland und der Türkei entbrannte, wurde er in das Hauptquartier des Kaisers Nikolaus entsendet und machte hier den Feldzug mit. Nach Preußen zurückgekehrt (1829), wurde er zum Generaladjutanten ernannt, welche Ehrenstelle er bei drei Königen bis zu seinem Tode beibehielt. Von 1830—32 war er dem zum Generalgouverneur für die Rheinprovinzen und Westfalen ernannten Prinzen Wilhelm als Chef des Generalstabs zugetheilt. Im März 1835 erfolgte seine Ernennung zum zweiten Commandanten von Berlin, im März 1837 wurde er Generallieutenant und 1840 Chef des spätern Blücher'schen (5.) Husarenregiments. Im Jahre 1847 schied er aus der activen Stellung, wurde dann in die Zweite Kammer gewählt und erhielt am 30. Jan. 1849 den Rang eines Generals der Cavalerie. Am 22. Nov. 1850 ward Nostitz als Gesandter in außerordentlicher Mission in Hannover beglaubigt und wirkte während der Spannung zwischen Preußen und Hannover wesentlich zur Wiederherstellung des guten Einvernehmens bei. Wegen seines hohen Alters ward er im Januar 1860 von diesem Gesandtschaftsposten wieder abberufen und durch den Prinzen Gustav zu Ysenburg-Büdingen ersetzt. Seit dieser Zeit lebte er still und zurückgezogen; nur einmal noch, am 16. Juni 1865, trat sein Name momentan wieder in den Vordergrund, als er unter besonders ehrender Anerkennung seines Königs und seines Vaterlandes den 50. Jahrestag seiner Rettungsthat bei

Ligny feierte. Nostitz war mit den höchsten Orden vieler Länder decorirt; auch Mitglied des Kapitels des Schwarzen Adlerordens und Ritter des österreichischen militärischen Maria-Theresiaordens.

Ein anderer Veteran aus den Befreiungskriegen, der österreichische General der Cavalerie **Friedrich Landgraf zu Fürstenberg**, starb am 22. Mai zu Wien. Sein voller Name war Friedrich Michael Johann Joseph Landgraf zu Fürstenberg in der Baar und zu Stühlingen. Am 29. Sept. 1793 geboren, war er im Jahre 1809 in die kaiserliche Armee eingetreten und hatte als Rittmeister des 7. Husarenregiments die Feldzüge von 1813—15 mitgemacht. Im Jahre 1825 wurde er Major im 12., 1830 Oberstlieutenant im 5. und 1832 Oberstcommandant des zuletzt genannten Husarenregiments. Im Jahre 1838 avancirte er zum Generalmajor und Brigadier und 1849 zum Feldmarschallieutenant und Divisionär in Wien. In demselben Jahre wurde er zum Inhaber des Prinz Eugen von Savoyen-Dragonerregiments ernannt und als Divisionär zum 2. Armeecorps nach Prag übersetzt. Im Jahre 1850 erfolgte seine Ernennung zum böhmischen Landesmilitär- und prager Festungscommandanten. Einige Zeit danach ernannte ihn Kaiser Franz Joseph zum Kapitän seiner Trabantenleibgarde und Hofburgwache und verlieh ihm am 30. Jan. 1860 bei seinem Uebertritt in den wohlverdienten Ruhestand das Großkreuz des Leopoldordens.

In Berlin starb am 17. Mai der Professor der Musik und Musikdirector an der dortigen Universität, Dr. **Adolf Bernhard Marx**, unstreitig einer der ersten musikalischen Schriftsteller und Musikkenner, welcher namentlich durch seine epochemachenden Werke über Beethoven und Gluck einen europäischen Ruf erlangt hatte. Er war nach seinen eigenen Angaben (in seinem jüngsten Werke: „Erinnerungen. Aus meinem Leben") am 15. Mai 1799, nach Familiennachrichten am 28. Nov. 1799 zu Halle a. d. S. geboren (keinesfalls also am 27. Nov. 1799, wie in den Conversations-Lexicis und biographischen Sammelwerken angegeben ist). Von israelitischen Aeltern abstammend, empfand er, nachdem er mit Mozart's „Requiem" und Händel's „Messias" bekannt geworden war, die lebhafteste Neigung zum Christenthume und ging deshalb später zum lutherischen Glauben über. Nach dem Wunsche seines Vaters, eines prakticirenden Arztes, sollte er die Rechte studiren. Er besuchte daher zuerst das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann die dortige juridische Facultät. Sehr frühzeitig fühlte er sich indeß auch zum Klavierspiel hingezogen und versuchte sich, zuerst allein, dann unter Beistand des Professors Türk (welcher ihm Generalbaßunterricht ertheilte) in der Composition; auch übte er sich fortwährend im Gesang und Violinspiel. Nach absolvirten Rechtsstudien arbeitete er bei dem Stadtgericht zu Halle und wurde dann Referendar beim Oberlandesgericht in Naumburg. Hier componirte er zur Ermunterung eines Knaben, den er im Klavierspiel unterrichtete, den „Nußknacker und Mausekönig", ein großes Schlachtgemälde für das Klavier, und eine Canzone, die in italienischer Manier gesetzt war. Auch fing er an, Gluck's Werke, namentlich „Iphigenie auf Tauris" zu studiren, deren Verständniß erst jetzt sich ihm eröffnete. Um seine musikalischen Kenntnisse zu erweitern, ging er nach Berlin, wo er in das Kammergericht eintrat und in seinen Mußestunden auch Unterricht auf dem Klavier, im Gesange und in der Composition ertheilte. Um ausschließlich musikalischen Studien zu leben, nahm er zuerst unbestimmten Urlaub, dann Entlassung vom Kammergericht. Um diese Zeit entstand sein Singspiel „Jery und Bätely", welches 1825 zur Aufführung gelangte; auch schrieb Marx die Musik zu dem Melodrama „Die Rache wartet" von Wilibald Alexis (1827) und componirte das Festspiel „Undinens Gruß", welches bei der Vermählungsfeier des damaligen Prinzen von Preußen aufgeführt

wurde. In den Jahren 1823—29 redigirte Marx die „Berliner allgemeine musikalische Zeitung"; im Jahre 1830 wurde er Professor der Musik an der berliner Universität (Minister von Altenstein hatte diese Professur für ihn neu gegründet) und 1833 an Zelter's Stelle auch Universitätsmusikdirector, nachdem er vorher von der Universität Marburg zum Doctor der Musik graduirt worden war. Seine Vorträge an der Hochschule umfaßten alle Theile der Compositionslehre, die Geschichte und Philosophie der Musik. Von wohlthätigem Einfluß auf Marx war seine Bekanntschaft mit Felix Mendelssohn-Bartholdy. Letzterer schrieb für Marx den Text zu dessen Oratorium „Moses" (1832), während Marx wiederum zu Mendelssohn's „Paulus" den Text lieferte. Da aber Marx es nicht verstand, Choräle in den „Paulus" einzuflechten, stellten Schubring und Eduard Devrient einen andern Text zu diesem berühmten Oratorium zusammen, und auch Marx legte den Mendelssohn'schen Text beiseite, indem er sich für die dramatische Form seines „Moses" entschied, wenn auch an eine scenische Darstellung nicht zu denken war. Unter Spontini's Beistand kam dieses bedeutende Werk in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Stande und wurde 1843 in Breslau, Strelitz, Erfurt, Berlin und von Franz Liszt in Weimar, später auch an vielen andern Orten mit ungeheuerm Erfolge aufgeführt. Außerdem componirte Marx das Oratorium „Johannes der Täufer", mehrere Hymnen für Männerstimmen und weibliche Chorgesänge, das Gesangwerk „Nahid und Omar", das „Frühlingsspiel" und publicirte ein „Evangelisches Choral- und Orgelbuch" (Berlin 1832). Den Ruhm von Marx haben aber nicht die genannten Compositionen, sondern vielmehr seine theoretischen Werke begründet. Seine Hauptwerke: „Die Lehre von der musikalischen Composition" (4 Bde., Leipzig 1837—45; 5. Aufl., 1863 und 1864) und „Allgemeine Musiklehre" (Leipzig 1839; 6. Aufl., 1860) haben eine große Verbreitung gefunden und gelten für classisch. Ebenso haben seine beiden musikhistorischen Schriften „Beethoven's Leben und Schaffen" (2 Bde., Berlin 1859; 2. Aufl., 1863) und „Gluck und die Oper" (2 Bde., Berlin 1862) allseitige Anerkennung gefunden und den Namen des Autors in noch weitern Kreisen bekannt gemacht. Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: „Die Kunst des Gesangs" (Berlin 1826); „Ueber Malerei in der Tonkunst" (Berlin 1828); „Ueber die Geltung Händel'scher Sologesänge in unserer Zeit" (Berlin 1828); „Die Musik des 19. Jahrhunderts" (Leipzig 1855); „Vollständige Chorschule" (Leipzig 1860); „Anleitung zum Vortrag Beethoven'scher Klavierwerke" (Berlin 1863) und schließlich „Erinnerungen. Aus meinem Leben" (2 Bde., Berlin 1865), eine Art Memoiren des Verewigten. Auch hat Marx Sebastian Bach's „Große Passion", „Hohe Messe", sowie eine Auswahl aus Bach's Orgel- und Klaviersachen, letztere mit einer Abhandlung über Auffassung und Vortrag derselben herausgegeben.

Angelo Brofferio, der bekannte Führer der dynastischen Opposition im italienischen Parlament, welcher auch als Dichter eines solchen Rufs sich erfreute, daß seine Landsleute ihn den „piemontesischen Béranger" nannten, ist am 26. Mai zu Verbanella am Lago-Maggiore, unweit von Locarno, gestorben. Ein so vielseitig, man könnte sagen universell gebildeter Geist, wie Brofferio es war, gehört in Italien zu den Seltenheiten. Brofferio war nicht nur ein trefflicher Advocat und scharfblickender Politiker, er war auch ein glänzender Redner und als Schriftsteller sehr fruchtbar. Geboren am 24. Sept. 1802 (nach italienischen Angaben am 6. Dec. 1802) zu Castelnuovo in der Provinz Asti, machte er sich schon in seiner Jugend durch seine leidenschaftliche Vorliebe für das Theater und die dramatische Literatur bemerklich. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte er in Turin die Rechte studiren; statt dessen brachte er seine Zeit damit zu, Lustspiele, Dramen und Trauerspiele zu schreiben. Mehrere dieser Erstlingswerke wurden auf der Bühne dargestellt und gefielen. Regelrechte literarische Studien machte Brofferio

erst später unter der Leitung des Jesuiten Manera; diesem hatte er es vornehmlich zu danken, daß sein fünfactiges Trauerspiel „Eudoxia" mit einem günstigen Erfolge in Scene ging. Nachdem er den juristischen Doctorgrad erlangt, unternahm Brofferio eine längere Reise durch ganz Italien und Frankreich und schrieb unterwegs einige Stücke, von denen „Salvatore Rosa" und „Die Rückkehr des Verbannten" in Neapel großen Beifall fanden. Nach Piemont zurückgekehrt, arbeitete er bei einem Rechtsanwalt und führte als Vertheidiger in Strafsachen mehrere Criminalprocesse glücklich durch. Im Jahre 1830 wurde er wegen Theilnahme an einer Verschwörung ins Gefängniß geworfen, aber schon nach wenigen Monaten bei der Thronbesteigung des Königs Karl Albert (27. April 1831) amnestirt. Seine unfreiwillige Muße im Kerker hatte Brofferio dazu benutzt, einen Band politischer Gedichte im piemontesischen Volksdialekte zu schreiben. Er veröffentlichte dieselben nach seiner Entlassung und diese seither sehr populär gewordenen Dichtungen waren es eben, welche ihm den Ehrennamen eines „piemontesischen Béranger" verschafften. Noch mehr stieg sein Ansehen und sein Einfluß auf die Massen, als er sich auch der Journalistik zuwandte und zur Vertheidigung der Freiheit und der italienischen Unabhängigkeit ein eigenes Blatt, den „Messagiere Torinese", gründete. Ohne die glänzenden Anerbietungen Karl Albert's anzunehmen, unterstützte er mit seiner Feder dessen Reform- und Befreiungsprojecte. Von dem Könige aufgefordert, schrieb er die nationale Tragödie „Vitiges, König der Gothen", welche aber eine solche Menge politischer Anspielungen enthielt, daß der österreichische Gesandte intervenirte, um die Aufführung zu verhindern. So kam es, daß das Stück nicht nur nicht zur Darstellung gelangte, sondern auch im Auslande, in Paris, gedruckt werden mußte. Seinem Groll gegen Oesterreich machte Brofferio außer in dieser Tragödie noch in vielen Flugschriften Luft. Als mit der Thronbesteigung Pius' IX. die Reformbewegung in ganz Italien einen neuen Aufschwung nahm (1846), drang Brofferio in seinem Journal mit großer Energie auf Errichtung einer Nationalgarde, Aufhebung des Jesuitenordens und auf Preßfreiheit, vor allem aber begehrte er die Verleihung einer Constitution. Der König gewährte die letztere am 8. Febr. 1848 und der Redacteur des „Messagiere Torinese" wurde nun als Deputirter von Cavaglio einer der hervorragendsten Redner des neuen Parlaments. Seine Reden über die Verschmelzung Lombardo-Venetiens mit Piemont und über die englisch-französische Vermittelung fanden einen Wiederhall in ganz Europa. Seine Interpellationen an das Ministerium Gioberti (12. Febr. 1849) verursachten in Turin große Aufregung und in der denkwürdigen Sitzung am 24. März, nach der Niederlage der piemontesischen Waffen bei Novara, appellirte er nicht weniger als achtmal an die wilde Leidenschaft der Menge, um, wie er meinte, die Folgen der verlorenen Schlacht abzuwenden. Bald darauf fiel ihm die Aufgabe zu, den General Ramorino, welcher wegen der bei Novara erlittenen Schlappe vor ein Kriegsgericht gestellt wurde, zu vertheidigen. Sein Plaidoyer war ein Muster juristischer Beredsamkeit; dennoch wurde Ramorino, der viele Feinde besaß, erschossen. Nun widmete sich Brofferio wieder mehr seinen literarischen Arbeiten. Er schrieb in den Jahren 1849—51 eine „Geschichte Piemonts von 1814 bis auf unsere Zeit" (5 Bde.), welche durch schwunghaften Stil sich auszeichnet, aber keineswegs unparteiisch abgefaßt ist. Im Jahre 1851 veröffentlichte Brofferio gegen den Grafen Cavour eine dramatisirte Satire: „Il tartufo politico", welche drei Jahre später in Turin auch zur Darstellung gelangte. Von seinen übrigen dramatischen Werken, welche er theils um diese Zeit, theils früher aufführen ließ, heben wir noch hervor: „Il Vampiro", „Miss Cugino", „Salmorre", „Tutto per il Meglio", „Il Corsaro", „Angelica Kauffmann" und endlich „Il Castello di Kenilworth". Seine „Canzone piemontero" erschienen 1858 bereits in fünfter Auflage. Interessante Beiträge zur Zeitgeschichte enthält sein Memoirenwerk „I mei tempi" (20 Bde., 1858—61). Sein

Hauptwerk sollte eine „Geschichte des subalpinischen Parlaments" werden, doch war es ihm nicht mehr vergönnt, diese Arbeit zu vollenden. Im piemontesischen, später (als Deputirter eines neapolitanischen Wahlbezirks) im italienischen Parlament entwickelte Brofferio eine außergewöhnliche Thätigkeit; so betheiligte er sich unter anderm an den Debatten über die Theilnahme Sardiniens am Krimkriege, über die Aufhebung der Klöster, ergriff 1859 Partei für Garibaldi und unterzog die Politik des Grafen Cavour einer herben Kritik. Wegen seiner glänzenden Rednergabe war er auch als Vertheidiger und Advocat sehr gesucht. Nicht lange vor seinem Tode dichtete Brofferio noch eine Kriegshymne „L'Inno di guerra", welcher man den Namen „italienische Marseillaise" gegeben hat und die, von dem Compositeur Brizzi in Musik gesetzt, von den italienischen Freiwilligen gegenwärtig auf allen Straßen gesungen wird. Die erste Strophe dieses Schlachtengesanges lautet:

Delle spade il fiero lampo,
Troni e popoli svegliò!
Italiani, al campo! al campo!
È la madre che chiamò!
Sù, corriamo in battaglioni,
Fra il rimbombo dei canoni,
L'elmo in testa, in man l'acciar,
Viva il Rè dall' alpi al mar,
Dal Eridano al Ticino,
Dall sicano al tosco suol!
Sorgi, o popolo latino,
Sorgi e vinci. Iddio lo vuol.

Ob diese Hymne, dieser Schwanengesang Brofferio's, die Italiener, so wie früher Rouget de Lisle's Marseillaise die Franzosen, zum Siege führen wird, muß die Zukunft lehren. Wie schon aus der obigen Strophe seiner Kriegshymne, aus den Worten „Viva il Rè dall' alpi al mar" hervorgeht, war Brofferio, wenn er auch auf der Linken des Parlaments saß, doch dem Könige sehr ergeben, welcher ihn zu seinem Historiographen ernannt hatte. Die „Opinione", ein Regierungsorgan, sagt von ihm: „Brofferio war ein Mann, der niemand haßte und von niemand gehaßt wurde. Er war kein Politiker im gewöhnlichen Sinne des Worts, er liebte die Freiheit mit der ganzen Wärme seines Herzens. Obgleich zu den Männern des äußersten Fortschritts gehörend, stand er zu Zeiten der Gefahr immer zu der Regierung und war dann, obgleich sonst ein Schwärmer für die Republik, dennoch ein treuer Anhänger der Monarchie. Wenige Tage vor seinem Tode beseelte ihn der einzige Wunsch, bei dem bevorstehenden Kriege das Amt eines außerordentlichen Commissars oder eine ähnliche derartige Stelle zu übernehmen."

Am 13. Mai verschied in Prag der als Badearzt und medicinischer Schriftsteller in weiten Kreisen rühmlichst bekannte kaiserliche Rath Dr. med. **Karl Joseph Heidler Edler von Heilborn**, ein Mann, der namentlich um die böhmischen Curorte sich außerordentlich verdient gemacht. Geboren am 26. Jan. 1792 zu Falkenau in Böhmen, hatte er zu Schlackenwerth und Pilsen das Gymnasium absolvirt und war im April 1818 an der prager Universität zum Doctor der Medicin promovirt worden. Gleich im nächsten Monat wurde er vom Stifte Tepl als Brunnenarzt in Marienbad angestellt und bekleidete diesen Posten durch volle 40 Jahre. Seinen eifrigen Bemühungen verdankt es Marienbad, daß es sich so erstaunlich rasch zu solcher Bedeutung emporgeschwungen. Seine vielen Monographien über die marienbader Quellen trugen insbesondere nicht wenig dazu bei, diesem Curorte zu einem Weltrufe zu verhelfen. Wir heben unter

diesen Schriften hervor: „Die Gasbäder in Marienbad“ (Wien 1819); „Marienbad nach eigenen bisherigen Beobachtungen und Ansichten“ (2 Bde., Wien 1822); „Kurze Nachricht über Marienbad“ (Eger 1823); „Regeln für Kranke bei dem Gebrauche von Marienbad“ (Prag 1860); „Marienbad et ses différents moyens curatifs“ (Prag 1828; 2. Aufl., 1841). Außer dieser Marienbad-Literatur sind noch von Heidler's Werken zu nennen: „Krampf und Krämpfe“ (Prag 1838); „Die Nervenkraft im Sinne der Wissenschaft gegenüber dem Blutleben in der Natur“ (Braunschweig 1848); „Die epidemische Cholera“ (Leipzig 1848); „Die natürliche und künstliche Körpererschütterung“ (Thl. 1, Braunschweig 1853); „Die Schutzmittel gegen die Cholera mit Rücksicht auf ein ursprüngliches Luftinfusorium“ (Prag 1854); „Die Aufsaugung in mineralischen Bädern“ (Prag 1861); „Die böhmischen Curorte als Landesangelegenheit“ (Prag 1864) und „Wünsche und Aussichten für Teplitz-Schönau als Curort“ (Leipzig 1865). Außer diesen eigenen Werken hat Heidler noch herausgegeben: „Pflanzen und Gebirgsarten von Marienbad, gesammelt und beschrieben von dem Prinzen Friedrich, Mitregenten von Sachsen, und von Joh. Wolfgang von Goethe“ (Prag 1837). Heidler's gründliches Wissen, verbunden mit einem feinen Benehmen, machten ihn zu einem sehr gesuchten Arzt; die hohen Herrschaften, die nach Marienbad kamen, wandten sich stets an ihn. Seine ersprießliche Thätigkeit wurde auch allseitig gebührend anerkannt. Im Jahre 1829 erhielt er bereits den Titel eines kaiserlichen Raths, 1832 wurde er herzoglich sachsen-meiningenscher Medicinalrath, 1837 königlich sächsischer Hofrath; nebst diesen Titeln wurden ihm auch mehrere fremde Orden verliehen und viele gelehrte Vereine ernannten ihn zu ihrem Ehren- und correspondirenden Mitgliede. Seine zahlreichen Patienten aus Polen errichteten ihm in Marienbad im Jahre 1857 sogar ein Ehrendenkmal aus Stein. In dem letztgenannten Jahre trat er von seiner Stellung als Brunnenarzt zurück und wurde in Anerkennung seiner langjährigen Verdienste um die leidende Menschheit 1858 in den österreichischen Adelstand mit dem Prädicate „Edler von Heilborn“ erhoben. Sein humanistisches Streben hat Heidler auch noch dadurch bethätigt, daß er in seiner Vaterstadt Falkenau ein Communalkrankenhaus und in Marienbad eine Stiftung für fremde dürftige Kranke gründete.

Der am 28. April erfolgte Tod des Grafen de Guernon de Ranville, der auf seinem Schlosse Ranville in der Nähe von Caen erfolgte, das er seit 30 Jahren, von dem öffentlichen Leben ganz zurückgezogen, bewohnte, gänzlich mit der Verwaltung seiner Besitzungen beschäftigt, erinnert an ein in der französischen Geschichte wichtiges Ereigniß, an dem der Verstorbene wesentlich betheiligt war und das ihn vor fast 36 Jahren zu einer viel besprochenen Persönlichkeit machte. Graf de Guernon de Ranville gehörte nämlich zu den Ministern des Königs Karl X., welche die berüchtigten fünf Juliordonnanzen unterzeichneten, die dem König seinen Thron kosteten und ihn mit seiner Familie ins Exil trieben und für die auch der Verstorbene mit einer mehrjährigen Gefangenschaft büßen mußte.

Martial Côme Annibal Perpetué Magtoire, Graf de Guernon de Ranville, wurde am 2. Mai 1787 in Caen geboren, wo sein Vater, der als Mousquetaire in der königlichen Garde gestanden, nach seiner Verabschiedung seinen dauernden Wohnsitz genommen hatte. Auch der Sohn wollte sich dem Militärdienst widmen und trat zu diesem Zweck im Jahre 1806 in die kaiserliche Garde ein. Seine Kurzsichtigkeit wurde die Veranlassung, daß er den Militärdienst verlassen und sich einen andern Lebensberuf wählen mußte. Er studirte hierauf die Jurisprudenz, erlangte 1813 an der Facultät in Paris die Doctorwürde und begann seine Laufbahn als Advocat-Anwalt am Gerichtshofe in Caen mit Erfolg. Im Jahre 1815 schloß er sich den königlichen Freiwilligen des De-

partements Calvados, dessen Hauptstadt Caen ist, an, veröffentlichte gegen den Acte additionnel eine energische Protestation und begab sich dann nach Gent zum König Ludwig XVIII. Im Jahre 1820 wurde er zum Präsidenten des königlichen Civilgerichtshofs in Bayeux ernannt, an dem mehr als 2000 schwebende Processe ihrer Erledigung entgegensahen. In dem Zeitraum von zwei Jahren ließ der neue Präsident diese rückständigen Sachen sämmtlich zu Ende führen, ohne die neuen Processe darüber zu vernachlässigen. Zur Belohnung für diese große Thätigkeit wurde er im Jahre 1822 zum Generaladvocaten am königlichen Gerichtshofe in Colmar und 1824 zum Generalprocurator am Tribunal in Limoges ernannt. In derselben Eigenschaft wurde er 1826 nach Grenoble und 1829 nach Lyon versetzt, wo er an die Stelle des zum Justizminister ernannten Hrn. de Courvoisier trat.

Er bekleidete den Posten als Generalprocurator in Lyon erst seit drei Wochen, als ihm am 19. Nov. 1829 in dem Ministerium Polignac das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts und der Culte übertragen wurde. Er bediente sich seiner Macht als „unversöhnlicher Feind der revolutionären Doctrinen", wie er sich selbst bezeichnet hatte, aber gleichzeitig auch als aufrichtiger Anhänger der constitutionellen Charte. Seinen Ueberzeugungen treu nahm er in seinem Departement keine politischen Amtsentsetzungen vor und bekämpfte mit der ganzen Unbeugsamkeit seines Charakters den Staatsstreich, der damals eben vorbereitet wurde. „Frankreich ist das linke Centrum", erklärte er vor dem Könige. Als aber die berüchtigten fünf Ordonnanzen definitiv beschlossen worden waren, nahm er keinen Anstand, sie zu unterzeichnen, damit seine Weigerung im Augenblick der Gefahr ihm nicht als Feigheit ausgelegt werden möge.

Am 29. Juli begleitete er mit seinem Collegen, dem Justizminister de Chantelauze, den König nach Rambouillet. Von dort entfernten sich beide, Ranville in der Hoffnung, sich in der Vendée verbergen zu können. Unter einer Verkleidung erreichten sie zu Fuß Châteaudun, doch in der Nähe von Tours wurden sie am 5. Aug. als verdächtig verhaftet und, als sie sich zu erkennen gaben, nach Paris geschafft, wo sie in dem Thurme von Vincennes eingekerkert wurden. Der Proceß gegen das ganze Ministerium wurde vom 15. bis 20. Dec. 1830 vor der Pairskammer verhandelt. Der Generalprocurator Persil erklärte de Chantelauze, der von Sauzet vertheidigt wurde, nach Polignac für den Schuldigsten, de Guernon de Ranville hatte sich den damals noch wenig bekannten Crémieux zu seinem Vertheidiger gewählt, welchem indeß seine Aufgabe sehr erschwert wurde, weil er auf Verlangen seines Clienten eine ganz andere Vertheidigung improvisiren mußte als diejenige, über die sie sich vorher verständigt hatten. Das Urtheil gegen die Angeklagten lautete auf bürgerlichen Tod, lebenslängliches Gefängniß und Bezahlung der Proceßkosten. Als der Urtheilsspruch verkündigt war, sagte Chantelauze zu Guernon de Ranville: „Nun gut, mein Freund, dann werden wir Zeit haben, Schach zu spielen!" Beide erlitten eine sechsjährige Gefangenschaft in demselben Fort Ham, in das später der Prinz Ludwig Napoleon nach dem verunglückten Putsch in Boulogne gebracht wurde, und wurden erst Ende 1836 unter dem Ministerium Molé durch eine erlassene königliche Amnestie in Freiheit gesetzt. Beide zogen sich hierauf in ihre Heimat zurück, wo sie in der strengsten Zurückgezogenheit gelebt haben.

Von dem Grafen de Guernon de Ranville erschien im Jahre 1818 in Caen ein sehr gelehrtes Werk unter dem Titel: „Recherches historiques sur le jury", zu dem er durch seine freisinnigen Ansichten über die Criminalgesetzgebung inspirirt worden war.

Der jetzt verstorbene Graf de Guernon de Ranville hinterläßt den Ruf eines Ehrenmannes. Einer seiner Neffen, Charles, Graf de Guernon de Ranville, trat 1852 als Auditeur in den Staatsrath ein, wurde 1856 Unterpräfect und ist mit der Verwaltung des Bezirks Mortain im Departement de la Manche beauftragt.

Schweden hat einen seiner hervorragendsten Dichter verloren. Johan Börjesson, welcher in den letzten Wochen sich in der Universitätsstadt Upsala aufgehalten hatte, wo er bei der nahe bevorstehenden Doctorpromotion in der philosophischen Facultät zum Jubeldoctor ernannt werden sollte, ist dort am 5. Mai in einem Alter von etwas über 76 Jahren nach kurzem Krankenlager verschieden.

Börjesson war der Sohn eines Landmanns im Kirchspiele Tanum im Stifte Göteborg und Bohuslän, geboren den 22. März 1790. Er wurde Student in Upsala 1808, gewann den höchsten Preis der Gesellschaft der Wissenschaften und der schönen Literatur (Vetenskaps-och Witterhets-Samfund) in Göteborg 1814 für das Gedicht „Aphrodite", wurde in demselben Jahre zu Upsala zum Doctor der Philosophie promovirt, erhielt 1816 die Priesterweihe nebst dem Heimatsrechte im Erzstift Upsala, wurde Adjunct an der Domkirche daselbst und gewann bald großes Ansehen durch seine ausgezeichneten Predigten und seinen lebhaften und hinreißenden Vortrag, sodaß er 1821 die Vollmacht als königlicher Hofprediger erhielt und 1838 zum Pastor der regalen Pfarre erster Klasse zu Weckholm, Kungs-Husby und Thorsby unweit Enköping ernannt wurde, welches Amt er bis an seinen Tod bekleidet hat. Auch wurde er von dem König 1840 zum Propst und 1844 bei der Krönung Oskar's I. zum Doctor der Theologie ernannt. Die letzterwähnte Würde nämlich wird in Schweden nicht von den Universitäten, sondern vom Könige verliehen.

Börjesson schloß sich während seines Aufenthalts in Upsala ganz der „neuen Schule" in der Literatur an, welche nach der von ihr herausgegebenen Zeitschrift „Phosphorus" den Namen der „phosphoristischen" erhielt, deren hervorragendste Mitglieder Atterbom (gest. 1855), Hammarskjöld (gest. 1852), Dahlgren (gest. 1844) und Levijn (gest. 1844) waren, die im Gegensatze zu dem französischen Geschmacke der damaligen sogenannten classischen Schule und ihren Fanatismus auf die deutsche romantische Schule als Muster hinwiesen und auf die schwedische Literatur unstreitig günstigen Einfluß ausübten, obgleich man ihnen nicht mit Unrecht Unklarheit im Ideengange und mangelnde Ordnung in der Diction, sowie Uebertreibung vorwarf. Börjesson trat theils mit Recensionen in „Svensk Litteraturtidning", theils mit kleinern lyrischen Gedichten in poetischen Kalendern auf. Diese letztern, sowie das größere lyrisch-didaktische Gedicht „Skapelsen" (die „Schöpfung") und eine später anonym herausgegebene Sammlung lyrischer Gedichte: „Kärlek och Poesie" („Liebe und Poesie"), gingen in der angegebenen „phosphoristischen" Richtung so weit, daß sie beim Publikum keine Anerkennung finden konnten. Dichterruhm erwarb Börjesson sich erst in seinen ältern Tagen und zwar in einer ganz andern Dichtgattung, nämlich in der dramatischen. Im Jahre 1846 wurde im königlichen Theater sein Trauerspiel „Erik XIV." aufgeführt und wegen der ungemeinen poetischen Schönheiten mit stürmischem Beifall aufgenommen (deutsch von A. von Winterfeld, Berlin 1855). Auch seine folgenden Tragödien, „Erik den fjortondes son" (1847) und „Solen sjunker; Gustaf I. sista dagar" („Die Sonne sinkt; die letzten Tage Gustav's I." (1856), sowie auch das Drama „Ur Carl XII. ungdom" („Aus der Jugend Karl's XII.", 1858), wurden mit Beifall aufgenommen, wenn auch nicht mit Enthusiasmus. Die letzte Ehre wurde ihm erwiesen, als die schwedische Akademie der Achtzehn ihn zu ihrem Mitgliede wählte; er trat am 19. März 1861 mit einer schönen Gedächtnißrede über seinen Vorgänger, den Freiherrn von Brinckman, feierlich in dieselbe ein.

Am 26. April starb zu Sandefjord, etwas über 79 Jahre alt, der Apostel der Lappen, Nils Joachim Christian Vibe Stockfleth, welcher die lappische Sprache zur Schriftsprache erhoben und sich dadurch einen europäischen Namen erworben hat.

Stockfleth wurde am 11. Jan. 1787 geboren zu Frederiksstad in Norwegen. Er verlor schon 1794 seinen Vater, welcher zuletzt Stiftspropst zu Christiansand war, besuchte, mit der bittersten Armuth kämpfend, die gelehrte Schule in Christiansand und begab sich 1803 mit zwei jüngern Brüdern auf die Universität nach Kopenhagen, wo er nach dem Wunsche derjenigen, die ihn unterstützten, die Rechtswissenschaften studirte. Er fühlte jedoch dazu gar keine Neigung, sondern zur Theologie, und da er keine Aussicht hatte, dieser Neigung folgen zu können, wollte er sich schon zu einem Tischler in die Lehre geben, als er 1809 mit dem Range eines dänischen Infanterieoffiziers in die Armee eintrat, wozu er sich vorher gemeldet hatte. Als solcher kämpfte er in den Kriegen von 1813 und 1814 mit. Doch da im kieler Frieden Norwegen von Dänemark abgetreten war, so nahm er als Kapitän Abschied und trat als Secondelieutenant in die Dienste seines Vaterlandes. Hier cantonnirte er 1820 mit seiner Compagnie im Kirchspiele Slidre und wurde zugleich Hauslehrer bei dem dortigen Pastor Christie. Nun erwachte von neuem seine Lust zur Theologie; er studirte fleißig, erhielt Urlaub und bezog 1823 die Universität zu Christiania, wo er 1824 sein theologisches Amtsexamen bestand und 1825 zum Pastor in Vadsö in Finmarken ernannt wurde. Er reiste auch sofort dahin, nachdem er sich mit einer Tochter des Pastors in Slidre, Sara Kornelia Koren Christie, verheirathet hatte. Bald fühlte er jedoch in seinem neuen Wirkungskreise, daß er nicht seinem Wunsche gemäß segensreich wirken könne ohne eine vollständige Kenntniß der Sprache und der Sitten und Gewohnheiten der Lappen, und da er als den Hauptdialekt dieser Sprache den der Berglappen (Fjeldfinner), die der Fluß- und Seelappen (Elve- und Söfinner) aber nur als Nebendialekte erkannt hatte, so beschloß er, selbst sozusagen ein Berglappe zu werden. Hierzu gab ihm die Pfarre von Lebesby die gewünschte Gelegenheit, indem ihm dieselbe das Reisen zu den Lappen zur Pflicht machte. Daher ließ er sich 1828 nach Lebesby versetzen, obgleich dieses nur mit großen ökonomischen Aufopferungen geschehen konnte, da die Einkünfte von der Pfarre Vadsö 800, die von Lebesby aber nur 300 Speciedaler betrugen. Nachdem er die Sprache der Berglappen, sowie auch die der Fluß- und Seelappen gründlich erlernt, ein lappisches Alphabet nebst Schriftzeichen erfunden und völlige Kenntniß von der Lebens- und Denkweise des Volks gewonnen hatte, reiste er 1831, begleitet von drei jungen Lappen, nach Christiania und 1832 nach Kopenhagen, um dort mit dem großen Sprachforscher Rask an der Vollendung seiner lappischen Grammatik zu arbeiten. Bei dieser Gelegenheit half er auch Rask (der bald darauf starb) bei der Ausarbeitung seiner raisonnirenden Grammatik. Stockfleth gab aber jetzt weder seine lappische Grammatik noch andere lappische Schriften heraus; von den letztern hatte er bereits mehrere geschrieben, aber er erkannte ihre Unvollkommenheit und übergab sie den Flammen. Darauf hielt er noch in Christiania Vorträge über die lappische und finnische Sprache und kehrte dann 1833 nach Finmarken zurück, wo er etwas über drei Jahre, bis 1836, blieb und theils als Seelsorger wirkte, theils sich in der lappischen und finnischen Sprache vervollkommnete. Nachdem ihm dann ein Stellvertreter in Lebesby ertheilt worden war, reiste er nach Christiania, um nun seine lappischen Schriften herauszugeben, begab sich 1838 mit Staatsunterstützung über Stockholm nach Finland zu noch gründlicherer Erlernung der Sprache dieses Landes und hielt dann in Christiania Vorlesungen über diese beiden von ihm mit so großer Vorliebe umfaßten Sprachen. Um sich seinen Sprachstudien ganz widmen zu können, wurde er 1839 seines Predigeramts enthoben und erhielt aus der Staatskasse Unterstützung zu seinen nöthigen Reisen und zur Veröffentlichung seiner Schriften. Seine dritte Reise nach Finmarken trat er 1840 an über Schweden und Finland, in welchem letztern Lande er den folgenden Winter verlebte und von Uleåborg mit dem berühmten Dr. Lönnrot, dem Sammler und Herausgeber der finnischen Volkssagen „Kalevala", eine

längere Reise in das Innere des Landes machte. Darauf wirkte er 1841—45 wiederum in Finmarken, besonders um die lappische Sprache in den Kirchen und in den auf seinen Betrieb dort eingerichteten Schulen einzuführen, machte auch Ausflüge in die schwedischen Lappmarken und zu den Lappen längs der norwegischen Küste der Aemter Finmarken und Nordland, und kehrte dann über Schweden nach Christiania zurück, um theils an der Universität Vorlesungen zu halten, theils neue lappische Schriften herauszugeben. Noch einmal begab er sich zurück nach Finmarken, wo er 1851 und 1852 thätig war, besonders um die Gemüther der Lappen, namentlich in Kautokeino, zu beruhigen, welche durch falsche Auffassung seiner Schriften in religiösen Fanatismus versetzt waren, sodaß sie in ihrer Unduldsamkeit sogar Mordthaten gegen Andersdenkende verübt hatten. Erkrankt und gelähmt kehrte er nach Christiania zurück, erhielt 1853 den Abschied aus dem Staatsdienste mit einer Pension von jährlich 1000 Speciedaler und ließ sich darauf 1854 in der kleinen Stadt Sandefjord nieder, um die dortigen ausgezeichneten Schwefelbäder zu benutzen. Hier verschied er, wie oben erwähnt, den 26. April 1866. Sein Leben und seine ganze Thätigkeit hat er selbst beschrieben in „Dagbog over mine Missionsreiser i Finmarken" (Christiania 1860), welches classische Werk auch schöne Schilderungen der Natur des hochnordischen Landes und vorzügliche Bemerkungen über das Leben, die Sitten und Gebräuche seiner Bewohner enthält. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften sind besonders sein „Norwegisch-lappisches Wörterbuch" (1852), seine „Lappische Grammatik" (1839) und zahlreiche theologische Schriften in lappischer Sprache hervorzuheben.

In Montpellier starb am 24. Mai der französische Viceadmiral Jean Lugeol. Derselbe war am 9. Sept. 1789 geboren und hatte seit 1813 in der Marine gedient. Im Jahre 1821 ward er zum Schiffsfähurich, 1828 zum Linienschiffslieutenant und 1837 zum Corvettenkapitän befördert. Seine Ernennung zum Linienschiffskapitän erfolgte im Jahre 1843, die zum Contreadmiral am 2. Dec. 1852. Ein besonderer Anhänger des Kaiserthums, erhielt er während des Krimkriegs, im Jahre 1855, ein Flottencommando im Schwarzen Meere, ohne aber Gelegenheit zu finden, in die Action bedeutend einzugreifen. Nach dem Friedensschlusse wurde er mit dem Obercommando der Flottendivision an der Westküste Amerikas betraut und am 8. Nov. 1858 zum Viceadmiral ernannt. Im Jahre 1860 stellte ihn der Kaiser an die Spitze der Seepräfectur in Rochefort und berief ihn am 14. Febr. 1863 als Titularmitglied in den Admiralitätsrath. Seit dem vorigen Jahre diente Lugeol, welcher am 12. Aug. 1860 zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt worden war, nur mehr noch in der Reserve.

Am 4. Mai starb in Washington Graf Adam Gurowski, der bekannte polnische Publicist und Anhänger des Panslawismus. Am 10. Sept. 1805 auf dem Familiengute Rusocice bei Kalisch in Polen geboren, brachte er seine Jugendjahre als Student in Deutschland zu, und zwar an den Universitäten in Leipzig, Göttingen und Heidelberg. Mit seinen Collegen gerieth er seines aufbrausenden Charakters wegen häufig in Collision, bestand einige Duelle und wurde 1820 auch in die damaligen demagogischen Umtriebe verwickelt. Da er in seine Heimat (wo er im Jahre 1819 wegen Absingung verbotener vaterländischer Lieder vom kalischer Gymnasium entfernt worden war) nicht zurückzukehren wagte, hielt er sich längere Zeit im Großherzogthum Posen verborgen; erst später, als ihm mitgetheilt wurde, daß er anstandlos in sein Vaterland zurückkehren dürfe, begab er sich nach Russisch-Polen zurück. Da seine Landsleute wegen dieser Begünstigung Mistrauen gegen ihn hegten, warf er sich der russischen Partei im Lande in die Arme; der Großfürst Konstantin behandelte ihn zu dieser Zeit als Freund und zeichnete ihn vielfach

aus. Da kam das Jahr 1830 mit seiner Revolution. Graf Gurowski, dessen Vater Ladislaus bereits unter Kosciuszko gefochten, betheiligte sich, seine russischen Sympathien vergessend, an dem Aufstande, kämpfte in den Reihen der Insurgenten und gewann so das Vertrauen der Nationalregierung. Auch in den Clubs entfaltete er als für sein Vaterland begeisterter Redner eine große Thätigkeit, das revolutionäre Nationalcomité betraute ihn daher mit einer Mission ins Ausland. Unterdessen wurde in Polen die Insurrection niedergeschlagen; Graf Gurowski ließ sich deshalb in Paris nieder und wurde Mitglied des dort bestehenden Polencomité, auch stand er mit den Häuptern der französischen Demokratie auf dem vertrautesten Fuße. Während er so, fern von seiner Heimat, im Exil lebte, waren die russischen Gerichte nicht unthätig geblieben. Graf Gurowski wurde in contumaciam zum Tode verurtheilt, seine Güter aber fielen dem Staatsschatze anheim. Durch diese Confiscation seines Vermögens fast an den Bettelstab gebracht, suchte Gurowski sich mit der russischen Regierung wieder auszusöhnen und auf diese Weise in den Besitz seiner verlorenen Güter wieder zu gelangen. Deshalb brach er mit einem mal mit der Demokratie, griff zur Feder und veröffentlichte eine Broschüre: „La vérité sur la Russie" (Paris 1840), in welcher er sich als Freund des Absolutismus entpuppte. „Der revolutionäre Demagog", schreibt ein Biograph Gurowski's, „ward hiermit geburtsstolzer Aristokrat und Hasser der Bourgeoisie, der Republikaner ein Autokrat, der Katholik ein Vertheidiger der russischen Kirche, der Pole ein Russe, der Europäer ein Panslawist." Die in der Broschüre dargelegten panslawistischen oder vielmehr russischen Tendenzen waren es nun in der That, die ihm den Weg nach Rußland bahnten. Graf Gurowski hatte sich nicht verrechnet. Kaiser Nikolaus begnadigte ihn und vertraute ihm sogar ein Ehrenamt an. Dagegen wurden ihm seine confiscirten Güter trotz aller Bemühungen nicht wiedererstattet. Graf Gurowski kehrte deshalb Rußland bald den Rücken, entfloh 1844, da er die Reisebewilligung nicht erhielt, heimlich aus Petersburg, begab sich nach Berlin und dann nach Heidelberg und München. In Bern hielt er zwei Jahre lang Vorträge über Nationalökonomie, ging dann nach Paris und verschwand 1848 aus Europa. Im Jahre 1849 tauchte er jenseit des Oceans wieder auf und lebte von nun an theils in Boston, theils in Washington. Von dem Staatssecretär Seward soll er eine Zeit lang im Staatsdepartement angestellt, wegen einiger Indiscretionen aber wieder entlassen worden sein, wofür er sich durch den Stachel seiner Satire rächte. Hauptsächlich ist Graf Gurowski durch seine publicistische Thätigkeit bekannt geworden. Von seinen Schriften sind außer der obenerwähnten Broschüre „La vérité sur la Russie" noch nennenswerth: „Rußland und die Civilisation" (Leipzig 1841 und 1848), „Pensées sur l'avenir des Polonais" (Berlin 1841), „Aus meinem Gedankenbuche" (Breslau 1843), „Eine Tour durch Belgien" (Heidelberg 1845), „Impressions et souvenirs" (Lausanne 1846), „Die letzten Ereignisse in den drei Theilen des alten Polen" (München 1846) und „Le Panslavisme" (Florenz 1848). Während seines Aufenthalts in Amerika schrieb er: „Russia as it is" (Neuyork 1854) und „America and Europe" (Neuyork 1857). Wie es heißt hat Graf Gurowski auch interessante Manuscripte hinterlassen.

In Baden-Baden verschied am 21. Mai der Medicinalrath Dr. **August Julius Füeßlin**, bekannt durch seine Schriften über die Gefängnißreform und insbesondere über die Einzelhaft. Geboren im Jahre 1815 zu Freiburg im Breisgau als Sohn eines Rechnungsraths, wurde er am Lyceum seiner Vaterstadt und an dem in Karlsruhe, dann an den medicinischen Facultäten in Heidelberg und Karlsruhe ausgebildet, worauf er kurze Zeit als Arzt prakticirte. Später trat er als Oberchirurg ins 2. badische Infanterieregiment, in welchem er es bald zum Oberarzt brachte. Im Jahre 1847

wurde er Hausarzt bei dem neuen Männerzuchthaus in Bruchsal. Es wurde damals gerade vielfach die Frage aufgeworfen, ob das in dieser Strafanstalt eingeführte pennsylvanische Zellensystem zu empfehlen sei oder nicht. Füeßlin nahm an diesem Streite den lebhaftesten Antheil und entschied sich nach eingehender Prüfung für das neue System. Von nun an war es seine Lebensaufgabe, durch heilsame Reformen dieses pennsylvanische System immer mehr zu verbessern und zu modificiren. Es war ihm um so leichter, diese Reformprojecte auch auszuführen, als er im Jahre 1850 (und zwar erst provisorisch, nach kurzer Zeit aber definitiv) zum Director dieses Zellengefängnisses ernannt wurde. Um seinen Ideen auch in weitern Kreisen Eingang zu verschaffen, publicirte Füeßlin mehrere diesen Gegenstand betreffende, beherzigungswerthe Schriften, welche eine außerordentliche Fachkenntniß verrathen. In seiner Broschüre „Die Beziehungen des neuen großherzoglich badischen Strafgesetzes zum Pönitentiarsystem" (Karlsruhe 1853), erörterte er insbesondere die Bestimmungen über die öffentlichen Arbeiten, die urtheilsmäßigen Strafverschärfungen der Gefangenen, die Polizeiaufsicht der Entlassenen und die Nothwendigkeit der Schutzvereine. In seiner zweiten Schrift: „Das Männerzuchthaus in Bruchsal nach dem System der Einzelhaft" (Karlsruhe 1854), beschrieb er die ihm unterstehende Strafanstalt, welche 414 Zellen besitzt und einen Weltruf genießt, in ihren baulichen Einrichtungen. Aufsehen und zwar zunächst in denjenigen Kreisen, für welche es bestimmt war, erregte sein Werk: „Die Einzelhaft nach fremden und sechsjährigen eigenen Erfahrungen im neuen Männerzuchthaus in Bruchsal" (Heidelberg 1855), welches eine lebhafte Polemik hervorrief. Füeßlin antwortete auf die Gegenschriften in der Broschüre „Die neuesten Verunglimpfungen der Einzelhaft, durch Entstellung der Erfolge des bruchsaler Zellengefängnisses beleuchtet" (Heidelberg 1861). Seine letzte Schrift war „Die Grundbedingungen jeder Gefängnißreform im Sinne der Einzelhaft" (Leipzig 1865). Seit dem Frühjahr 1859 lebte Füeßlin als Amtsarzt in Baden-Baden, zu welchem Posten er am 21. Nov. 1858, nachdem er aus Gesundheitsrücksichten seine Vorsteherstelle in Bruchsal niedergelegt, mit dem Titel eines Medicinalraths ernannt worden war. Auch dort leistete er so Ersprießliches und machte sich namentlich um die Reform der badener Curanstalten so verdient, daß ihm die dortige Gemeindevertretung einstimmig das Ehrenbürgerrecht verlieh.

Am 15. Mai starb zu Köstritz bei Gera der als Dichter geistlicher Lieder bekannte Kirchenrath Dr. Johann Friedrich David Schottin. Am 4. Jan. 1789 zu Heygendorf bei Allstedt (in Sachsen-Weimar) geboren, entstammte derselbe einer aus Frankreich eingewanderten Hugenottenfamilie, deren ursprünglicher Name Chaudien, und war der jüngere Bruder des vor mehrern Jahren verstorbenen bekannten Augenarztes Karl Georg Ludwig Schottin, welcher auch als Forscher im Gebiete der Petrefactenkunde sich einen Namen erworben hat. Im Jahre 1811 zum Rector in Apolda ernannt, erhielt Schottin im folgenden Jahre das geistliche Collaborat in Köstritz und 1814 eine ordentliche Pfarrerstelle daselbst. Von seinen Schriften heben wir hervor: „Beiträge zur Nahrung für Geist und Herz. Predigten und Gedichte" (3 Bde., Leipzig 1822—33); „Das Reich Gottes. Andachtsbuch für Gebildete aller Stände" (1844). Außerdem hat Schottin im Jahre 1822 das „Geraische Gesangbuch" herausgegeben.

## Revue der bildenden Kunst.

Der bekannte Spruch „Inter arma silent musae" beginnt in der Kunstthätigkeit der Gegenwart seine Wahrheit zu bethätigen. Denn die Kunst, welche, wie man weiß, auch „nach Brot geht", hängt nicht nur nach ihrer materiellen Seite mit der allgemeinen Gewerbthätigkeit zusammen und von dem Grade des Wohlstandes derer ab, welche Kunstwerke zu bestellen und zu kaufen geneigt sind, sondern es verschwindet in solchen Zeiten drohender Kriegsgefahr allmählich der Sinn für die Genüsse des Friedens, unter denen die, welche die Künste gewähren, obenanstehen.

So ist es denn nicht zu verwundern, daß manche Plane für die nächste Zukunft aufgegeben werden mußten und nur noch von einer Fortsetzung begonnener Arbeiten die Rede ist. Spricht man doch schon davon, daß in Berlin sowol wie in Dresden die diesjährigen großen akademischen Ausstellungen ausfallen oder vertagt werden sollen; sicher wenigstens ist, daß die von der Redaction der deutschen Kunstzeitung „Die Dioskuren" angeregte Internationale Aquarellausstellung, welche zu Berlin gleichzeitig mit der großen akademischen Kunstausstellung in der Centralausstellung von Karfunkel eröffnet werden sollte und für welche sich nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande, namentlich in Belgien und Holland, bereits eine erfreuliche Theilnahme zeigte, nicht zu Stande kommen wird. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als die Aquarellmalerei bisher von den großen Kunstinstituten auf ihren Ausstellungen mehr als stiefmütterlich behandelt wurde und daher in Deutschland gewissermaßen nur sporadisch auftreten konnte, während sie sich in England, Frankreich, Belgien und Holland nicht nur einer großen künstlerischen Entwickelung, sondern auch einer warmen Sympathie seitens des Publikums erfreut. Es existiren dort in den Hauptkunststädten große Aquarellistengesellschaften, welche jährlich regelmäßige Ausstellungen veranstalten, die auch von deutschen Aquarellisten beschickt werden. Auch andere Projecte im Bereich der Künste scheinen auf eine unbestimmte Zukunft vertagt werden zu sollen; so der Bau der Nationalgalerie in Berlin, für welche bereits der Platz (zwischen dem Neuen Museum und der Spree) bestimmt und der Plan ausgearbeitet ist. Nachdem vor einiger Zeit eine Specialcommission für die Ausführung des Projects niedergesetzt ist, verlautet über etwaige Vorarbeiten nichts. Man hoffte, daß eine Concurrenz für den architektonischen Entwurf ausgeschrieben werden würde, doch will man, wie es scheint, an dem Stüler'schen Entwurf festhalten. Hofbaurath Strack war zum leitenden Baumeister bestimmt. An dem Rathhause wird inzwischen mit Eifer fortgearbeitet. Der größte Theil desselben ist, wenigstens im Rohbau, vollendet, nur die Seite nach der Spandauerstraße ist noch im Entstehen begriffen. Dies Rathhaus ist ein merkwürdiges Stück des heutzutage beliebten architektonischen Eklekticismus und entbehrt, obwol es dem Laien durch die materielle Größe und äußere Glätte imponiren mag, eines eigentlichen constructiven Organismus. Der kolossale Thurm in der Mitte, welcher sich fast ohne Verjüngung viereckig bis zu einer enormen Höhe erhebt, hat, abgesehen von seiner Zwecklosigkeit, auch gar keinen constructiven Zusammenhang mit dem Ganzen, sodaß er ebenso gut fehlen konnte, ohne eine Lücke fühlbar zu machen. Nebenher drückt er auch so bedeutend auf die tragenden Pfeiler, daß die sie verbindenden Gewölbe schon vor Jahr und Tag bedeutende Risse zeigten. Für die malerische und plastische Ausschmückung des Rathhauses hatten die Stadtverordneten eine beträchtliche Summe, gegen 100000 Thlr., bewilligt und eine Commission zur Prüfung der verschiedenen Gutachten über das vom Bauinspector Wäsemann aufgestellte, beiläufig ganz unkünstlerische Ausschmückungsproject niedergesetzt. Diese Commission existirt jetzt bereits drei Jahre, hat aber noch kein Lebenszeichen von sich gegeben. Unter den Gutachten nahm das von einer durch den

„Verein für die Geschichte Berlins“ gewählten Commission abgefaßte, das ein durchaus neues, organisch gegliedertes Project entwickelte, große Aufmerksamkeit in Anspruch. Aber auch dieses scheint ad acta gelegt, wenigstens hört man die Klage, daß der Bauinspector Wäsemann über die betreffenden Wandflächen, Pfeiler u. s. f., welche für die Ausschmückung bestimmt waren, in einer Weise disponirt, als sei sein Project das allein maßgebende, sodaß, wenn die Commission sich endlich dazu herbeiläßt, die Ausschmückungsfrage zu discutiren, sie sich wahrscheinlich einem fait accompli gegenüberbefinden wird, dessen Annullirung nur mit großen Kosten möglich sein werde. Sehr erfreulich ist die schon im vorigen Jahre vollendete Einrichtung des Rauch-Museums, welches den künstlerischen Nachlaß des großen Meisters in den von seiner Hand gefertigten Modellen umfaßt, wonach seine an verschiedenen Orten aufgestellten Monumentalwerke theils von ihm, theils von der Hand seiner Schüler ausgeführt wurden. Der 162 Fuß lange und 27 Fuß breite Saal im Lagerhause, wo Rauch seine Werkstätten aufgeschlagen hatte, ist fast zu klein, um die gesammten Werke zu umfassen, jedenfalls reicht er nicht zu, um jedem einzelnen Bildwerk den ihm in Bezug auf Beleuchtung passendsten Platz zu gewähren. Ein Nachtheil der Aufstellung ist auch der Mangel an chronologischer Anordnung, welche gerade in diesem Falle, wo es sich um die Entwickelung einer ein halbes Jahrhundert umfassenden Künstlerthätigkeit handelt, für das Studium derselben ein wesentliches Erforderniß wäre. Die Sammlung enthält 162 Nummern, welche ein staunenerregendes Bild von der gewaltigen Schöpfungskraft des Meisters gewähren, und dennoch ist sie bei weitem noch nicht vollzählig, da selbst von den größern Standbildern mehrere fehlen, wie z. B. die beiden Modelle zu der berliner und breslauer Blücher-Statue, die Statue Gneisenau's, die Francke-Statue, die Albrecht-Dürer-Statue, die Max-Joseph-Statue, das Standbild des Großherzogs Paul von Mecklenburg-Schwerin u. s. f. Ein lebhaftes Interesse erregte die vor einigen Wochen stattgefundene Ausstellung der berühmten Gruppe von Reinhold Begas: Venus tröstet den von einer Biene gestochenen Amor, welche bei ihrem ersten Erscheinen als Gipsmodell auf der großen akademischen Kunstausstellung von 1864 großes Aufsehen machte und die entgegengesetztesten Urtheile hervorrief. Während eine sich im Unbestimmten bewegende Gefühlskritik das Werk in den Himmel erhob, wurde es von den Vertretern der kleinlichen Reflexionskritik ganz und gar verworfen. Wie gewöhnlich ist an solchen Gegensätzen immer etwas Wahres. In der That enthält das Werk, so bedeutend es in Rücksicht auf Ursprünglichkeit der Conception und geniale Mache ist, einen innern Widerspruch, und es kommt also für den einseitigen Beurtheiler nur auf den Standpunkt an, den er einnimmt. Aufgabe der wahren Kritik aber ist es, beide Seiten, auch als entgegengesetzte, in Betracht zu ziehen. Dies ist nur von einem einzigen Kritiker geschehen, nämlich von dem der „Deutschen Kunstzeitung“, welche eine ausführliche Abhandlung über das jetzt in Marmor ausgeführte Werk brachte. Der innere Widerspruch desselben liegt aber darin, daß Begas ein antikes Thema in durchaus genrehaft-malerischer Form behandelte. Dennoch liegt in dem Ganzen eine solche Ursprünglichkeit plastischen Gestaltens, daß wir hier in diesem noch jungen Meister ein Stück von jenem seltenen Holze erkennen müssen, aus dem der Weltgeist die Reformatoren und Regeneratoren in dem betreffenden Gebiet geistiger Entwickelung schnitzt. Ob es ihm mit seiner Schiller-Statue, die er nun zum dritten mal ummodellirt hat, gelingen werde, die allgemeine Anerkennung zu gewinnen, muß dahingestellt bleiben.

Der breslauer Künstlerverein hat, um zur Erbauung eines Kunstausstellungs- und Galeriegebäudes die Kosten zu beschaffen, ein großartiges Lotterieunternehmen ins Leben gerufen, welches auf 110000 Lose à 1 Thlr. berechnet ist und wozu die Gewinne durch Künstlerbeiträge sowie durch Ankauf von Werken im Betrage von 30000 Thlrn. beschafft werden sollen. Der Vorgang der großen Lotterien für den düsseldorfer Mal-

kasten und den Kölner Dom würde dem Unternehmen wol einen guten Erfolg sichern, wenn die drohenden Zeitverhältnisse, von denen gerade Schlesien am meisten berührt ist, nicht hindernd dazwischengetreten wären. Für das städtische Museum in Breslau hat der jetzt in Dresden weilende Maler Julius Scholz im Auftrage des Schlesischen Kunstvereins ein großes Historiengemälde ausgeführt, welches kürzlich auf der Brühl'schen Terrasse ausgestellt war. Gegenstand des Bildes ist die Bildung des Freiwilligencorps nach dem Aufruf von 1813 in Breslau. Die Darstellung, welche durchaus realistisch ist, gewinnt besonders durch die zahlreichen historischen Porträts aus der damaligen Zeit, wie die Lützow's, Th. Körner's, Steffens', Jahn's, Blücher's, Scharnhorst's, Gneisenau's u. s. f. an besonderm Interesse. Der Tod des Geheimraths Dr. Neigebaur hat auch in betreffenden Kunstkreisen Bedauern erregt, da er sich namentlich für die Kunst in Italien sehr interessirte und durch seine Berichte über die italienischen Kunstanstalten und einzelne Künstler viel zur genauern Kenntniß derselben beigetragen hat.

Die kölner Dombaulotterie (bekanntlich findet eine Wiederholung des ersten mit so großem Erfolg ins Werk gesetzten Lotterieplans statt) dürfte diesmal wenig Aussicht haben und wird wahrscheinlich bis zum gesicherten Frieden verschoben werden. Das Werk des Ausbaues des Doms ist indessen tüchtig gefördert worden, und steht die Vollendung des Ganzen, falls die erforderlichen Mittel flüssig gemacht werden können, innerhalb sechs bis sieben Jahren in Aussicht. Um so mehr zu bedauern ist, daß bei einem Bau, der so viele Millionen kostet, nicht überall mit gleicher Gewissenhaftigkeit verfahren und man sich z. B. (worüber in verschiedenen Blättern mehrfach Klage geführt wurde) statt neue, nach den alten Mustern gemeißelte Steine einzusetzen, theils mit Cementausschmierungen, theils mit Beihauen (Glätten) der alten luftzerfressenen Steine beholfen hat. Die „Deutsche Kunstzeitung" brachte darüber einen mit Illustrationen versehenen Artikel, der diese eines solchen Bauwerks unwürdige Art der Restauration im Detail nachwies und nach Gebühr rügte. Das städtische Museum in Köln ist kürzlich weiter durch drei ausgezeichnete Werke neuerer Kunst bereichert worden, durch eine große italienische Landschaft von Oswald Achenbach, ein Genrebild: Nach dem Begräbniß, von Vautier, und die Marmorbüste Michel Angelo's von dem Dombildhauer Mohr in Köln.

Von den deutschen Kunstvereinen, deren Zahl bekanntlich nahe hundert ist, wird lebhaft Klage geführt über die geringe Theilnahme des Publikums an den gegenwärtig stattfindenden Ausstellungen, wie denn überhaupt der gesammte inländische Kunstverkehr fast ganz brach liegt.

Im Auslande ist es zunächst Paris, welches durch seine am 1. Mai stattgefundene Eröffnung des diesjährigen Salons Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Hier walten nun andere Gründe ob für den Verfall der Kunst, aber von allen französischen Journalen wird derselbe bestätigt. Während in der Landschaft noch einige hervorragende Meister die Natur zum Vorbild nehmen, ist die Historien- und Genremalerei gänzlich ausgeartet. Das militärische Genre, welches durch Horace Vernet, Bellangé, der nun auch gestorben ist, und andere so ausgezeichnet vertreten war und wenigstens dem französischen Nationalstolz zu genügen wußte, wenn es auch nicht eigentlich zur Historienmalerei gerechnet werden konnte, hat heute einer vollständigen Rath- und Richtungslosigkeit Platz gemacht, in welcher nach den abstrusesten und wundersamsten Motiven gegriffen wird. Die Historienmalerei ist bis auf ihren Begriff verschwunden. Gérome, der eine Zeit lang den Salon beherrschte und in den Jahren 1860—64 durch eine geschickte Speculation auf den nur durch künstliche Mittel zu erregenden Sinnenreiz des blasirten Modegeschmacks Erfolge errang, hat diesmal durch seine „Kleopatra, Cäsar besuchend", vollständig Fiasco gemacht. Gérome wählte unter dem Titel der antikisirenden Richtung solche Themata der griechischen oder römischen Legende, welche an sich Gelegenheit zur

Darstellung unverhüllter weiblicher Körperschönheit gaben, so seine Phryne vor dem Areopag, Helene vor den griechischen Helden und diesmal Kleopatra vor Cäsar. Er muß es sich gefallen lassen, daß ein französischer Kritiker in der „Revue moderne" ihm das unzweideutige Lob ertheilt, er habe le double talent de mettre la laideur dans l'élegance et le joli dans l'horreur. Aber Gérome ist es nicht allein, dem die Wahrheit und Natur abhanden gekommen ist, man braucht nur die Titel von den Hauptwerken zu nennen, wie: Diomedes wird von seinen Pferden gefressen, von Moreau, und ähnliche, um zu erkennen, daß nur das Absonderliche, Phantastische, welches, sei es durch Scheußlichkeit oder Sinnenkitzel, die Nerven zu reizen vermag, in der Mode ist, die einfache Schönheit und Größe der dichterischen Naturwahrheit aber gar nicht in Frage steht. Eine Ausnahme von dieser Verkommenheit der französischen Malerei (und die Bildhauerei ist nicht besser) ist ein Bild des Salons, welches von dem vor zwei Monaten verstorbenen Meister der alten Schule, Bellangé, herrührt und den Titel trägt: La garde meurt. Bellangé, der während 40 Jahren nur militärische Costüm- und Genrebilder gemalt hat und dem der heroische Zug, wie man glaubte, ganz abging, hat sich in diesem seinem Schwanengesang zu einer Tiefe und Größe poetischer Anschauung aufgeschwungen, welche bewundernswürdig ist. Es ist das Schlachtfeld von Waterloo, doch sieht man nichts von den kämpfenden Armeen, nichts vom Kaiser, nichts vom Feinde, nur ein paar verwundete alte Grenadiere, die, den Tod schon auf der bleichen Stirn, sich mühsam aus einem Haufen von Leichen erheben und mit trotzig-herausfordernden Blicken den nahenden (auf dem Bilde nicht dargestellten) Feind und mit ihm den Tod erwarten. Der Eindruck, den dieses nur aus den wenigen Figuren bestehende Bild macht, wird als ein gerade durch seine ruhige Einfachheit höchst ergreifender geschildert. Von Werken deutscher Maler werden die Bilder van Thoren's, Paul Meyerheim's, Achenbach's, Vautier's und einiger anderer sehr anerkannt.

In Venedig ist im vorigen Jahre eine Gesellschaft gegründet worden, die unter dem Namen Società veneta promotrice di Belle-Arti die Hebung der italienischen Kunst und der venetianischen insbesondere zu ihrer Hauptaufgabe machte und eine Permanente Ausstellung gründete, die am 1. Juli 1865 eröffnet wurde. An der Spitze des Unternehmens steht der für Wissenschaft und Kunst begeisterte Graf Papadopoli. Sitz der Verwaltung und der Ausstellung ist der große alte Palast Mocenigo. Von dem richtigen Gesichtspunkte ausgehend, daß einmal bedeutende Mittel nöthig seien, andererseits ein Heranziehen von Meisterwerken ausländischer, namentlich französischer, belgischer und deutscher Kunst, sowol zur Erregung des Interesses im Publikum, als auch zur Fortbildung der einheimischen Künstler als ein wesentliches Erforderniß betrachtet werden müsse, hat der Verein sich mit sämmtlichen bedeutendern Kunstvereinen und Künstlergesellschaften des Auslandes in Verbindung gesetzt, außerdem noch in Nord- und Süddeutschland besondere Agenturen errichtet, welche die Sendung von Werken nach Venedig vermitteln. Durch diese Maßnahmen und durch bedeutende Geldmittel ist es ihm gelungen, bereits im ersten Halbjahr nicht unerhebliche Erfolge zu erzielen, und voraussichtlich würden sich die Resultate dieses Jahres noch besser gestellt haben, wenn nicht der drohende Krieg dazwischenträte.

Hoffen wir, daß die den Frieden und mit ihm die Künste mit Vernichtung bedrohende Kriegsgefahr bald vorübergehe, oder daß, wenn dies nicht möglich, ein schneller Krieg die gewitterschwüle Atmosphäre für lange Zeit reinige.

---

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# „Die Apostel“ von Ernest Renan.

Die Apostel. Von Ernest Renan, Mitglied des Instituts von Frankreich. Autorisirte deutsche Ausgabe (Leipzig, F. A. Brockhaus; Paris, Michel Lévy Frères, 1866).

Wir haben früher Renan's „Leben Jesu“ charakterisirt*) und namentlich hervorgehoben, wie er in einer Erzählung von künstlerischem Zusammenhang und mit glaubwürdigen Motiven das Bild jener erhabenen Erscheinung dem modernen Bewußtsein vorzuführen versuchte, wie sein Werk als eine Uebersetzung der Legende in das Bewußtsein der Gegenwart betrachtet werden kann. Das Gleiche gilt von dem neuen Werk des geistreichen Orientalisten — auch „Die Apostel“ sind ein Gemälde von künstlerischer Composition, von lebendigem Colorit, von wohlthuender Anschaulichkeit, ein Gemälde, dessen legendenhafter Goldgrund durch kritische Analyse weggeätzt ist, während dieselbe auf dem Bilde selbst durch eine poetische Synthese ersetzt wird. Die theologische Wissenschaft mag gegen einzelne Annahmen und Ausführungen des Gelehrten protestiren; das große Publikum wird mit unbedingter Hingebung einem Erzähler folgen, welcher klar und bestimmt zu zeichnen, lebensvoll zu malen weiß, wenn ihn auch die ambrosischen Tinten des Correggio'schen Helldunkels fehlen, und der vor allem seine Leser zu spannen und zu fesseln versteht, indem er die Helden von dem biblischen Kothurn herunternimmt und sie ihnen menschlich näher rückt.

Die Mittel, durch welche Renan dies erreicht, sind dieselben, die er bereits in seinem „Leben Jesu“ mit so großem Glück in Anwendung gebracht hat. Er zeichnet seine Porträts weder auf visionären Gewölken, noch auf grauem, nichtssagend schraffirtem Hintergrund; seine Gestalten treten lebendig hervor aus den Culturgruppen des Zeitalters wie aus der Mitte landschaftlicher und städtischer Scenerie. Auf seiner Palette hat Renan indeß nicht blos die biblischen Farben, durch welche eine uns vertraute Eintönigkeit hervorgerufen werden würde, sondern auch Farben, die er den heidnischen und jüdischen Schriftstellern entlehnte.

Es mag allerdings auf den ersten Blick gleichgültig erscheinen, wie die Städte aussahen, in denen die ersten christlichen Bewegungen spielten, wie z. B. die örtliche Beschaffenheit von Antiochia war, welches der Mittelpunkt der Christenheit des nördlichen Syrien wurde. Dennoch wird die heidnische Heiterkeit des städtischen Lebens in dieser Metropole erst begreiflich aus ihrer schönen landschaftlichen Lage, die einer der malerischsten der Welt ist. „Die Stadt nahm den Zwischenraum zwischen dem Orontes und den Abhängen des Berges Silpius ein; letzterer war eine der Verzweigungen des Berges Casius. Nichts kam dem Ueberfluß und der Schönheit der Gewässer gleich. Der Festungswall, der vermöge eines wahren Machtstreichs der militärischen Baukunst schroffe Felsen hinaufklomm, umfaßte den Gipfel der Berge und bildete mit den Felsen in einer enormen Höhe eine ausgezackte Mauerkrone von wunderbarer Wirkung. Diese Anlage von Wällen, welche die Vortheile der alten Akropolen mit denen geschlossener großer Städte verbindet, wurde überhaupt von den Statthaltern Alexander's vorgezogen, wie man es in Seleucien von Pierius, in Ephesus, Smyrna und in Thessalonich sieht. Es

*) Vgl. „Das Leben Jesu in den Darstellungen von Renan, Strauß und Schenkel. Erster Artikel. Ernest Renan“ im ersten Jahrgang der Neuen Folge dieses Werks, S. 1—24.

entstanden daraus überraschende Perspectiven. Antiochien hatte innerhalb seiner Mauern Berge von 700 Fuß Höhe, Felsspitzen, Waldströme, Abgründe, tiefe Gräben, Wasserfälle, unzugängliche Höhlen und inmitten von alledem anmuthige Gärten. Ein dichtes Gebüsch von Myrten, blühendem Buchsbaum, Lorberbäumen, immergrünen Pflanzen von zartestem Grün, Felsen von Nelken, Hyacinthen und Cyclamen überzogen, gaben diesen wilden Höhen den Anblick von hängenden Blumenbeeten. Die Mannichfaltigkeit der Blumen, die Frische des aus einer unzähligen Menge kleiner Gräser bestehenden Rasens, die Schönheit der Platanen, welche die Ufer des Orontes umsäumten, flößte Heiterkeit ein, etwas von jenem köstlichen Wohlgeruch, woran die schönen Geister eines Johann Chrysostomus, eines Libanius, eines Julian sich berauschten. Auf dem rechten Ufer des Flusses breitet sich eine weite Ebene aus, begrenzt auf der einen Seite durch den Amanus und die bizarr geformten Berge von Pierien, auf der andern durch die cyrrhestischen Hochebenen, hinter welchen man die gefährliche Nachbarschaft Arabiens und der Wüste spürt.“ In dieser so schön gelegenen Stadt herrschte indeß die größte Sittenlosigkeit. „Es war eine bis dahin noch nie gesehene Anhäufung von Gauklern, Marktschreiern, Mimen, Magiern, Wunderthätern, Hexenmeistern und betrügerischen Priestern, eine Stadt der Wettrennen, der Spiele, der Tänze, der Processionen, der Feste, der Bacchanalien, ein an Wahnsinn grenzender Luxus, alle Thorheiten des Orients, der ungesundeste Aberglaube, der Fanatismus, die Orgie. Abwechselnd unterwürfig und rachsüchtig, feig und unverschämt waren die Antiochier das vollkommenste Bild jener dem Cäsarismus unbedingt ergebenen Horden, die kein Vaterland, keine Nationalität, keine Familienehre, keinen Namen zu beschirmen hatten. Der große Corso, welcher sich durch die ganze Stadt zog, war gleich einem Theater, wo jeden Tag die Fluten einer nichtsnutzigen, leichtfertigen, wechselnden, zur Empörung geneigten, mitunter geistreichen, mit Liedern und Parodien, Späßen und Unzüchtigkeiten aller Art sich beschäftigenden Volksmenge auf- und niederwogten. Die Stadt war sehr literarisch, aber ihre Literatur war eine rein rhetorische. Die Schauspiele waren von der seltsamsten Art; es gab Spiele, wo man Chöre nackter junger Mädchen, nur mit einer einfachen Binde um den Schos, an allen Leibesübungen theilnehmen sah; bei dem berühmten Feste Majuma schwammen öffentlich Scharen von Courtisanen in offenen mit klardurchsichtigem Wasser gefüllten Bassins. Es war gleich einem Rausch, einem Traum des Sardanapal, wobei in wirrem Taumel alle Wollüste, alle Ausschweifungen, gewisse zartere Scenen nicht ausgeschlossen, durcheinanderbrodelten.“

Diese Natur- und Sittenschilderungen Renan's, von denen wir hier eine Probe geben, sind keineswegs nur ein farbiger Ausschmuck des Werks. Wer das lebensvolle Bild von Antiochien mit dem düstern von Jerusalem, wer jene kosmopolitische Stadt mit diesem Sitze eines engherzigen Mosaismus vergleicht, der erkennt augenblicklich den tiefgreifenden Unterschied zwischen der ersten und der zweiten Wiege des Christenthums. Auch in Antiochien befand sich eine jüdische Gemeinde, doch hier wurde zuerst den Heiden wie den Juden gepredigt, hier bildete sich zuerst eine von den Banden des Judenthums befreite christliche Gemeinde, hier nahm die große Propaganda des apostolischen Zeitalters ihren Sitz, und die lange Zeit als Ideal erstrebte religiöse Verschmelzung der Rassen wurde hier eine Wirklichkeit. Eine Darstellung dieses geschichtlichen Entwickelungsganges bedurfte allerdings nicht landschaftlicher Schildereien und brauchte auch die culturgeschichtlichen Voraussetzungen nicht in einzelne, phantasievoll anregende Bilder aufzulösen. Doch um wie viel größer ist die Anschaulichkeit, welche gerade durch diese Darstellungsweise erzeugt wird! Der echte Historiker soll sich nicht mit nüchterner Kritik und nüchternem Pragmatismus begnügen; diese nur auf die Motive zurückgehende und dieselben aneinanderfädelnde Manier der Geschichtschreibung ist nicht nur manchen Täuschungen unterworfen, indem sie dem eigenen Tiefsinn und Scharfsinn allzu aufmerksames Gehör

schenkt und die von diesen erfundenen Zusammenhänge oft den geschichtlichen unterschiebt; sie setzt auch eine Hauptverpflichtung des Historikers beiseite, die Darstellung des Geschehenen in einer Weise, daß die Phantasie die Bilder desselben reproduciren kann. Dies gilt von Persönlichkeiten und Oertlichkeiten, von Ereignissen und Begebenheiten. Wenn man in neuester Zeit allen Nachdruck nur auf jene pragmatische Darstellung legt und den zweiten, nach unserer Ansicht den Hauptpunkt als irrelevant betrachtet, so bezeichnet dies eine offenbare Verirrung der Geschichtschreibung. Namentlich aber bei der biblischen Geschichte, die sich an den ganzen Menschen wendet, hat die Darstellung um so mehr die Pflicht, uns Gestalten und Begebnisse mit einer fesselnden Lebendigkeit vorzuführen und, wie kritisch sie immer sich gegen die Ueberlieferung verhalten mag, doch das thatsächliche Residuum, das sie bei diesem Proceß erhält, in anschaulicher Weise zu reproduciren.

Wir können die ganze Eigenthümlichkeit der Renan'schen Darstellungsweise in den „Aposteln“ an der Auffassung und Schilderung des hervorragendsten Ereignisses charakterisiren, dessen in diesem Werke Erwähnung geschieht — an der Bekehrung des Paulus.

Die Erzählung dieser Bekehrung findet sich in der Apostelgeschichte, mit welcher Renan sich in der Einleitung „Kritik der ursprünglichen Documente“ auseinandersetzt. Er nennt sie eine dogmatische Geschichte, zugerichtet, um die orthodoxen Lehren jener Zeit zu unterstützen, oder um die Ideen, welche am meisten der Frömmigkeit des Verfassers schmeichelten, andern einzupflanzen. Er nimmt als gewiß an, daß der Autor des dritten Evangeliums auch der Autor der Apostelgeschichte, als wahrscheinlich, daß er ein Schüler des Paulus war; daß diese um das Jahr 80 und zwar vielleicht in Rom selbst geschrieben wurde. Er findet in ihr bereits den Ton des Apologisten, welcher an die spätern officiellen Geschichtschreiber des römischen Hofes erinnert; die Ansichten über die kirchliche Autorität sind schon sehr vorgeschritten, der Keim des Episkopats ist bereits sichtbar. Zu ehrlich, um seinen Lehrer Paulus zu verdammen, zu rechtgläubig, um sich nicht mit der vorherrschend officiellen Meinung in Einklang zu stellen, löschte er die Verschiedenheit der Lehren aus, um dann das gemeinsame Ziel, das allen diesen Bestrebungen zu Grunde lag, zu zeigen. Die historische Treue ist für ihn eine gleichgültige Sache; die Erbauung ist alles, woran ihm etwas liegt. Die Controle für die Angaben der Apostelgeschichte besitzen wir in den Briefen des Paulus, besonders in den Briefen an die Galater. In Fällen der Nichtübereinstimmung muß der Vorzug stets den Briefen gegeben werden, Urkunden von absoluter Echtheit, die viel älter und mit vollständiger Genauigkeit abgefaßt sind, ohne Legenden zu enthalten. Gegenüber den Legenden der Apostelgeschichte beruft sich Renan auf das Recht der Kritik, als deren absolute Regel er feststellt, in geschichtlichen Erzählungen wunderbaren Umständen keine Stelle einzuräumen. Offenbar gehört die Erzählung über die Bekehrung des Paulus, wie sie in der Apostelgeschichte überliefert wird, zu den Wundern, denen gegenüber unser Historiker schon in der Einleitung einen festen Standpunkt einnimmt. Alle als Wunder behauptete Thatsachen, die man in der Nähe prüfen kann, meint Renan, gehen schließlich in Täuschung oder Betrug auf. Wenn ein einziges Wunder bewiesen wäre, so könnte man nicht alle der alten Geschichten in Bausch und Bogen verwerfen; denn wenn man auch meint, daß eine große Anzahl dieser letztern falsch wäre, könnte man doch glauben, daß gewisse andere wahr wären. Allein so verhält es sich nicht. Alle Wunder, welche bestritten werden können, lösen sich auf. Ist man nicht berechtigt, daraus zu schließen, daß Wunder, die Jahrhunderte von uns entfernt liegen und über welche sich keine widersprechende Berathung pflegen läßt, auch ohne Wirklichkeit sind? Mit andern Worten, es gibt nur dann Wunder, wenn man daran glaubt; was das Uebernatürliche macht, das ist der Glaube. Der Katholicismus, welcher behauptet, daß die Wunderkraft in seinem Schose

noch nicht erloschen ist, steht selbst unter dem Einfluß dieses Gesetzes. Die Wunder, die er zu thun vorgibt, geschehen nicht an den Orten, wo sie geschehen sollten. Wenn man ein so leichtes Mittel besitzt, die eigene Behauptung zu beweisen, warum dasselbe nicht vor aller Welt gebrauchen? Ein in Paris vor competenten Gelehrten vollzogenes Wunder würde so viele Zweifel für immer beseitigen. Aber ach! solches geschieht niemals. Die Bedingung des Wunders ist die Leichtgläubigkeit des Zeugen. Kein einziges Wunder kam vor den Augen derjenigen zum Vorschein, die darüber zu berathen und dasselbe zu beurtheilen vermocht hätten. Um die Wirklichkeit des Wunders zu vertheidigen, beruft man sich auf Erscheinungen, von denen man behauptet, daß sie dem Lauf der Natur gemäß nicht haben stattfinden können, die Schöpfung des Menschen zum Beispiel. „Die Schöpfung des Menschen“, sagt man, „konnte nur durch ein unmittelbares Dazwischentreten der Gottheit geschehen; warum diese Dazwischenkunft, sollte sie nicht in den andern entscheidenden Augenblicken der Weltentwickelung hervortreten?“ Eine solche Schlußfolgerung ist mangelhaft; sie gleicht der Behauptung, alles, was nicht in dem Zustande der gegenwärtigen Welt geschieht, alles, was wir nicht erklären können in dem gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft, ist wunderbar. Dann aber ist die Sonne ein Wunder. Denn die Wissenschaft ist noch weit davon entfernt, die Sonne erklärt zu haben; die Empfängniß des Menschen ist ein Wunder, denn die Psychologie schweigt noch über diesen Punkt; jedes Thier ist ein Wunder, denn der Ursprung des Lebens ist ein Problem, über welches wir bis dahin beinahe keine sichere Unterlage haben. Antwortet man, daß jedes Leben, jede Seele in der That einer höhern Ordnung der Dinge der Natur angehöre, so spielt man mit den Worten. Wir wollen gleichwol die Sache so auffassen. Allein dann hat man sich über das Wort Wunder näher auszusprechen. Was ist ein Wunder, welches alle Tage und zu jeder Stunde stattfindet? Das Wunder ist nicht das Unerklärte, es ist eine förmliche Abweichung, im Namen eines besondern Willens, von den bekannten Gesetzen. Was wir in Abrede stellen, ist das Wunder als Ausnahme genommen; es ist ein besonderes Dazwischentreten, wie das eines Uhrmachers, der eine in der That sehr schöne Uhr gemacht hätte, an die er aber von Zeit zu Zeit die Hand zu legen genöthigt wäre, um dem Ungenügenden des Räderwerks nachzuhelfen.

Renan gibt zu, daß sich in der Welt in längstvergangenen Zeitabschnitten Erscheinungen zugetragen haben, die sich wenigstens auf derselben Stufenleiter in dem jetzigen Zustande nicht mehr darbieten; doch er meint, daß diese Erscheinungen ihren Existenzgrund zu der Stunde gehabt haben, wo sie sich offenbarten. In diesem oder jenem Himmelskörper finden vielleicht heute Thatsachen statt, die unter uns seit unendlich langer Zeit aufgehört haben. Man darf die Lebensgesetze des reifen Alters nicht auf das embryonische Alter anwenden. Auch gegen diejenigen wendet sich Renan, welche sich hinter das Wunder der moralischen Ordnung stellen, ohne das, wie sie behaupten, diese Thatsachen nicht erklärt werden können. Auch er nennt die Bildung des Christenthums die größte That der religiösen Weltgeschichte; allein deswegen ist sie nicht ein Wunder. Selbst wenn sie eine einzige That wäre — auch der Hellenismus ist eine andere, absolut einzige That; er ist ein Wunder der Schönheit, wie das Christenthum ein Wunder der Heiligkeit ist. Gott ist auf verschiedenen Stufen, in allem, was schön, gut und wahr ist. Allein er erscheint niemals in seinen Offenbarungen auf eine so ausschließliche Weise, daß die Gegenwart seines Hauches in einer religiösen oder philosophischen Bewegung als ein Privilegium oder als eine Ausnahme betrachtet werden müßte.

Was die Definition und Negation des Wunders betrifft, so stimmt Renan vollkommen mit Strauß überein. Dieser versteht unter einem Wunder ein Geschehen, das, aus dem Wirken und Zusammenwirken endlicher Ursächlichkeiten unerklärlich, als unmittelbare Einwirkung der obersten unendlichen Ursache oder Gottes selbst erscheint,

zu dem Zwecke, Gottes Wesen und Willen in der Welt zu bethätigen. Ein solches übernatürliches Geschehen, erklärt auch Strauß, wird von der Geschichtsforschung, soweit sie in der Lage ist, ihren eigenen Gesetzen folgen zu dürfen, schlechterdings nirgends anerkannt; sie müßte, da es ihre Aufgabe ist, nicht blos zu ermitteln, was geschehen, sondern auch wie das eine aus dem andern hervorgegangen, auf den letzten, edelsten Theil derselben verzichten, sobald sie irgendwo dem Wunder eine Stätte einräumen wollte, das eben jenen Hervorgang des einen aus dem andern unterbricht.

Doch in der Erklärungsweise der Wunder weicht Strauß von Renan ab, indem sie ihm als unbewußte oder bewußte Erdichtungen, als Mythen erscheinen, während Renan sich in rationalistischer Weise bemüht, die Wundergeschichten als natürliche Vorgänge begreiflich zu machen. Am schroffsten und zu Ungunsten des Renan'schen Standpunkts trat dieser Unterschied im „Leben Jesu“ hervor, wo namentlich die Auferweckung des Lazarus von Renan in sehr geschraubter Weise erklärt wurde, während die mythische Auflösung dieser Wunderthat für Strauß um so geringere Schwierigkeiten hatte, je mehr ihm dabei seine kritische Stellung zum Johanneischen Evangelium zu statten kam. Auch bei dem Wunder der Bekehrung des Paulus, auf welches Strauß in seinem „Leben Jesu“ näher eingeht, macht sich der Unterschied, der in der Erklärungs- und Darstellungsweise der beiden neutestamentlichen Kritiker besteht, wenngleich in minder hervortretender Weise, geltend.

Während Strauß die Wunderbilder von der Wand reißt und gleichsam nur den Nagel darin läßt, an dem sie aufgehängt waren, läßt Renan, wenn er ein Legendenbild fortnimmt, den Raum nicht leer, sondern er hängt ein anderes an seine Stelle, ein Bild, dem es nicht an Farbenpracht fehlt und in welchem nur die Lichteffecte visionärer Glorie durch eine der Natur abgelauschte Beleuchtung ersetzt sind. Er schreibt nicht wie Strauß für den protestantischen Verstand der Germanen, sondern für die katholische Phantasie der Romanen, welche, während jener den Ausfall bildlicher Vorstellungen durch den gewonnenen Reichthum an kritischer Einsicht deckt, keine Lücke in ihren Anschauungen duldet. Auch „Die Apostel“ Renan's sind ein solcher Bildersaal, und die Bekehrung des Paulus wird uns in einer Folge von Gemälden vorgeführt, durch ein Porträt des Apostels, durch ein Landschaftsbild von Damaskus und dann durch das historische Tableau, welches den Vorgang selbst darstellt. Das Porträt des Paulus wird uns durch eine kurze Biographie seiner Jugendjahre erläutert. Er war vom reinsten, jüdischen Blute, zu Tarsus in Cilicien im Jahre 10 oder 12 unserer Zeitrechnung geboren; sein Vater besaß den Titel eines römischen Bürgers; seine Familie, wie alle guten und alten jüdischen Häuser, gehörte zu der Partei der Pharisäer, in deren Grundsätzen der junge Paulus erzogen wurde. So reich auch Tarsus an Schulen und wissenschaftlichen Anstalten war, so darf man daraus doch nicht schließen, daß Paulus eine sehr sorgfältige hellenische Bildung empfangen habe; sein Griechisch war und blieb das der hellenistischen Juden, ein mit Hebräismen und Syriacismen belastetes Griechisch, eine Sprache von vulgärem und ungehobeltem Charakter; seine Dialektik ist weniger die des Aristoteles als die des Talmud. Paulus war zum Rabbiner bestimmt, doch trieb er, dem Herkommen gemäß, nebenbei ein Gewerbe; er war Teppichmacher und verfertigte jene groben Gewebe Ciliciens, die man Cilicium nannte. Das eigentliche Porträt des Apostels entwirft Renan mit folgenden Worten: „Das Aeußere von Paulus war nicht imponirend und entsprach, wie es schien, der Größe seines Geistes keineswegs. Er war häßlich, von untersetzter, plumper und gekrümmter Gestalt. Seine breiten Schultern trugen einen kleinen und kahlen Kopf. Sein blasses Antlitz war gleichsam in Beschlag genommen durch einen dichten Bart, eine Adlernase, funkelnde Augen und schwarze auf der Stirn zusammenlaufende Augenbrauen. Auch seine Sprache hatte nichts Eindringliches. Das Aengst-

liche, Verlegene, Fehlerhafte derselben gab anfangs einen ärmlichen Begriff von seiner Beredsamkeit. Mit sicherm Takte benutzte er jedoch seine äußern Gebrechen, um Vortheil daraus zu ziehen. Die jüdische Rasse hat das Bemerkenswerthe, daß sie zugleich Typen der größten Schönheit und der vollendetsten Häßlichkeit bietet; aber die jüdische Häßlichkeit ist etwas ganz Besonderes. Ein Gesicht dieser Art, so befremdlich und zum Lachen reizend es beim ersten Anblick erscheinen mag, nimmt, wenn es sich geistig belebt, einen eigenthümlichen Ausdruck intensiven Glanzes und majestätischer Hoheit an."

Die Constitution des Apostels war keine gesunde. Er macht fortwährend Anspielungen auf seine körperliche Schwäche, er stellt sich als einen sterbenskranken, zum Tode erschöpften Menschen dar, der dabei schief, unansehnlich, reizlos, so wenig von dem besitze, was Eindruck hervorbringt, daß es ein Verdienst gewesen sei, sich nicht mit einer so elenden Hülle zu beschäftigen. Außerdem spricht er geheimnißvoll von einer verborgenen Prüfung, „von einem in sein Fleisch gedrückten Pfahl", was Renan auf ein körperliches Gebrechen deutet, denn die Begierden der Wollust darunter zu verstehen, sei wol nicht statthaft, da er selbst anderswo sagt, daß er dafür unempfänglich gewesen. Wir erfahren dann ferner, daß Paulus jung nach Jerusalem gekommen und dort an die Spitze der exaltirten pharisäischen Partei getreten sei. Bei dem Morde des Stephanus spielte er eine thätige Rolle und stand unter den Verfolgern der Kirche in erster Reihe. Mit einem Mandat ausgerüstet, ging er von Synagoge zu Synagoge, zwang dort die Furchtsamen, den Namen Jesu abzuschwören, und ließ die andern auspeitschen oder ins Gefängniß werfen. Als er vernahm, daß sich auch in Damaskus eine Gruppe von Gläubigen gebildet hatte, erbat er sich von dem Hohenpriester Theophilus Briefe an die Synagoge jener Stadt, welche ihm die Macht ertheilen sollten, die Schlechtgesinnten festzunehmen und sie in Ketten und Banden nach Jerusalem zu schleppen.

Dem Porträt folgt das Landschaftsbild: „Die Straße von Jerusalem nach Damaskus hat sich sehr wenig verändert. Sie geht von Damaskus in südwestlicher Richtung aus und durchschneidet die schöne, zugleich durch die herzufließenden Bäche aus dem Abana wie aus dem Pharphar bewässerte Ebene, auf welcher hier die Dörfer Dareya, Kaukab und Sasa einander folgten. Man weiß die Stelle, von der wir sprechen und welche der Schauplatz eines der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte der Menschheit werden sollte, auf dieser Seite von Kaukab (vier Stunden von Damaskus) nicht aufzufinden. Es ist selbst wahrscheinlich, daß der in Frage stehende Punkt der Stadt viel näher lag und daß man eher das Richtige trifft, wenn man ihn in der Gegend von Dareya sucht (anderthalb Stunden von Damaskus) oder zwischen Dareya und dem äußersten Ende des Meidan. Paulus hatte die Stadt vor sich, schon zeichneten sich die Umrisse einiger Gebäude zwischen den Baumgruppen ab. Hinter sich den majestätischen Gipfel des Hermon mit seinen schneeigen Furchen, die ihn wie das Silberhaupt eines Greises erscheinen lassen; rechts den Hauran, die zwei kleinen parallel laufenden Ketten, welche den untern Lauf des Pharphar und die Tumuli der Seeregion einengen; links die äußersten Vorberge des Anti-Libanon, die sich mit dem Hermon vereinigen. Der Eindruck dieser reichbebauten Fluren, dieser köstlichen Baumgärten, durch kleine Gräben voneinander getrennt und mit den schönsten Früchten beladen, ist der der Ruhe und des Glücks. Man denke sich einen schattigen Weg, in eine dicke Schicht frischer Gartenerde gegraben, beständig angefeuchtet durch die rieselnden Kanäle, von sanften Böschungen eingefaßt und zwischen Oelbäumen, Aprikosen-, Nuß- und Pflaumenbäumen, welche durch Rebengewinde miteinander verbunden sind, sich hinschlängelnd, und man wird ein Bild von dem Ort haben, wo das seltsame Ereigniß sich zutrug, das von so großem Einfluß auf den Glauben der Welt geworden ist. In dieser Umgegend von Damaskus glaubt man kaum im Orient zu sein; das Gefühl, das vor allem hier am Ausgange aus den

öden und brennenden Regionen von Gaulonitides und von Ituräa die Seele erfüllt, ist die Freude, die Werke des Menschen und die Segnungen des Himmels wiederzufinden. Von dem grauesten Alterthum her bis auf unsere Tage hat dieser ganze Gürtel, der Damaskus mit Kühle und Wohlbefinden umgibt, nur Ein Traumbild hervorgerufen, nur Einen Namen gehabt: Garten Gottes. Wenn Paulus dort schreckliche Visionen hatte, so geschah es, weil er sie in seinem Innern mit sich trug.“

In der That sucht Renan die Vision des Paulus psychologisch, pathologisch und physikalisch zu erklären. Psychologisch: denn er meint, daß jeder Schritt, der ihn Damaskus näher brachte, nagende Reue in ihm erweckte, daß die schändliche Rolle des Henkers, die er zu spielen im Begriff war, ihm unerträglich ward; seine Gewissensbisse waren die Ursache seiner Hallucinationen. Hierzu kommt ein pathologisches Moment: die Müdigkeit von den Anstrengungen der Fußreise, ein Anfang von Augenkrankheit, die Gefährlichkeit der letzten Stunden der Reise, bei denen die schwächenden Ursachen der vorhergegangenen Tage sich häufen. Der rasche Uebergang aus der durch die Sonne verzehrten Ebene in den kühlen Schatten der Gärten mochte einen Anfall in dem krankhaften Organismus des Reisenden bewirken. Die bösartigen Fieber, von heftigem Blutandrang nach dem Gehirn begleitet, treten in diesen Gegenden urplötzlich auf. In wenigen Minuten wird man davon wie vom Blitz getroffen. Ist der Anfall vorüber, so behält man den Eindruck einer tiefen Nacht, von Blitzen durchzuckt, in der man Bilder auf schwarzem Grunde sich zeichnen sieht. Renan selbst hatte in Byblos einen Anfall ähnlicher Art mit mancherlei Hallucinationen, bei dem ihm sogar die Erinnerung an das, was unmittelbar vor diesem Tage geschah, vollständig aus dem Gedächtniß geschwunden war. Auch hält es Renan nicht für unwahrscheinlich, daß plötzlich ein Gewitter ausgebrochen war. Die Abhänge des Hermon sind der Bildungspunkt von Donnerschlägen, denen an Heftigkeit nichts gleichkommt. Die kaltblütigsten Seelen gehen nicht ohne Erschütterung durch diese entsetzlichen Feuerregen. In den Augen der Juden insbesondere war der Donner immer die Stimme Gottes, der Blitz das Feuer Gottes. Es war natürlich, daß er in der Stimme das Gewitter zu vernehmen meinte, was er in seinem eigenen Herzen trug. Renan läßt die Wahl zwischen diesem physikalischen Erklärungsgrund und dem frühern in Bezug auf die Hallucination des Apostels, die er als solche festhält.

Vergleichen wir mit dieser Darstellungs- und Auslegungsweise Renan's die von David Strauß, welcher in seinem „Leben Jesu“ ebenfalls die Christusvision des Apostels Paulus untersucht, so wird uns der Unterschied zwischen französischer und deutscher Kritik durchsichtig werden. Die letztere ist wesentlich eine Kritik der Ueberlieferung als solche. Strauß macht auf die Widersprüche in den drei Erzählungen dieses Vorfalls in der Apostelgeschichte aufmerksam; er stellt diesen Zeugnissen dann das Zeugniß des Apostels als ein Zeugniß ersten Ranges gegenüber, wie es in dem ersten Briefe an die Korinther und in dem ersten Briefe an die Galater enthalten ist. Allerdings geht aus diesen Stellen hervor, daß Paulus sich den erhöhten Christus wirklich und äußerlich gegenwärtig, die Erscheinung als eine im vollen Sinne objective dachte, aber er gibt entfernt nichts an, was uns (wie verschiedene Züge in der Erzählung der Apostelgeschichte, wenn wir sie streng historisch zu nehmen hätten) hindern könnte, anderer Meinung zu sein und die Erscheinung als eine lediglich subjective, als eine Thatsache seines innern Seelenlebens zu betrachten. Indem der Kritiker so jenen Vorfall bei Damaskus in seinen Aeußerlichkeiten als nicht hinlänglich beglaubigt preisgibt, hat er es nur noch mit den Stellen in den Briefen zu thun, die blos einer psychologischen Erklärung bedürfen. Was diese betrifft, so stimmt Strauß mit Renan überein. Die überschwenglichen Seelenzustände des Apostels, das Uebermaß von Gefühlen und Offenbarungen, mit denen er begnadigt

war, der Pfahl im Fleisch, die Faustschläge des Satansengels, welche Strauß auf nervöse krampfhafte, vielleicht epileptische Zufälle deutet, werden von beiden in gleicher Weise zu ihren Erklärungen benutzt, und auch in der Darstellung der zur visionären Ekstase hintreibenden Gedankengänge finden wir manchen gemeinsamen Zug. Dagegen erwähnt Strauß weder die Augenkrankheit, noch den Fieberanfall, noch das Gewitter am Hermon, ebenso wenig schildert er die landschaftliche Scenerie, die Stätte am Wege nach Damaskus. Alles, was auf den bestimmten Vorfall hindeutet, ist für ihn von geringerm Werth, da seine Kritik der Quellen bereits die mangelhafte Beglaubigung dieses Vorfalls dargelegt hat. Renan aber gibt uns ein lebendiges Gemälde der plötzlichen Bekehrung des Apostels mit dem landschaftlichen Hintergrunde: die Blitze vom Hermon umzucken den müden zusammenbrechenden Fußwanderer; doch keine Glorie thront über den Wolken, nur die Züge des Apostels, der das kranke Auge schließt und nach innen wendet, tragen den Abglanz der innern Verklärung.

Wir haben Renan's Darstellung der Paulusvision so ausführlich besprochen, nicht nur weil sie den Mittelpunkt des Werks bildet, sondern auch, weil alle Eigenthümlichkeiten desselben sich in ihr concentriren, weil sie den Ton der Schilderung, der durch das Ganze hindurchzieht, die Art und Weise der Renan'schen Kritik am klarsten abspiegelt. Es bleibt uns nur noch übrig, den Inhalt der übrigen Abschnitte der „Apostel“ in kurzen Umrissen anzudeuten. Das Werk umfaßt den Zeitraum vom Jahre 33—45 n. Chr. und beginnt mit einer Darstellung der Auferstehung Jesu und der ersten Erscheinungen in Jerusalem. Wie wir bereits aus Renan's „Leben Jesu“ wissen, ist es Maria von Magdala, welche damals die ganze Arbeit des christlichen Bewußtseins mit sich herumträgt, deren Zeugniß über den Glauben der Zukunft entscheidet, welcher der Ruhm der Auferstehung gehört. „Wo ist der Weise“, fragt Renan, „welcher der Welt so viele Freude bereitet hat wie die besessene Maria von Magdala?“ Die Erscheinungen erklärt unser Kritiker natürlich aus dem Seelenzustande der Ekstase, die sich zuletzt steigerte bis zum Glauben um jeden Preis; er macht, wenn er von dem Zweifler Thomas spricht, die feine und schöne Bemerkung, daß das Ideal nicht mit den Händen berührt sein will und daß noli me tangere das Wort jeder tiefgehenden Liebe sei. Das nächste Kapitel schildert das zweite galiläische Leben der Jünger mit seinen Erinnerungen und Visionen — eine reizende Idylle, in welcher diese rührenden vom Dämon besessenen Frauen, diese bekehrten Sünderinnen, diese wahren Begründerinnen des Christenthums, Maria von Magdala, Maria Kleophas, Johanna Susanna, diese entlassenen Heiligen verschwinden, bis das Mittelalter ihnen wieder Gerechtigkeit widerfahren läßt. Am Schluß des Kapitels bürdet ihnen Renan übrigens die Schuld auf, den Leichnam des Herrn aus der Gruft geraubt zu haben, oder er macht vielmehr in einer Note Maria von Bethanien dafür verantwortlich. Dann läßt er wieder den Schleier über diese Geheimnisse fallen und schließt echt französisch mit einer Variation auf das Scribe'sche Thema: Kleine Ursachen große Wirkungen, und mit einer Moral, der man trotz ihrer mystischen Verschleierung doch die jesuitische Herkunft anmerkt. Dann folgen wir den Aposteln nach Jerusalem und wohnen der Ausgießung des Heiligen Geistes bei, von der uns Renan eine geistreiche Erklärung gibt. In den Augenblicken der Ekstase, meint er, sprach der von dem Geist ergriffene Gläubige in unartikulirten und unzusammenhängenden Tönen, die man als Worte einer fremden Sprache nahm. Er erwähnt Analogien dieser „Glossolalie“ aus der Geschichte der Cevennenprediger und der Irvingianer. Renan schildert uns hierauf die erste, noch klosterartige Gemeinde zu Jerusalem, die ersten Proselyten, die Bekehrung griechischer Juden, die Einsetzung der sieben Diakonen, des ältesten kirchlichen Amts der Gemeindeverwalter, welche mit den später eingeführten Diakonissinnen das Amt der Wohlthätigkeit und gegenseitigen Hülfe versahen und für

die Erleichterung menschlichen Elends wirkten. Es findet sich hier eine glänzende Partie des Renan'schen Werks, in welcher der Kampf der Liebe mit dem starren Recht, die Vorzüge des gemeinschaftlichen Lebens geschildert und an diese Einrichtungen der ersten christlichen Gemeinden die großen socialen Probleme der Zukunft geknüpft werden. In den folgenden Kapiteln wird über die ersten Verfolgungen, über den Tod des Stephanus, die Zerstörung der ersten Gemeinde, über die ersten Missionen und Bekehrungen, die innere Entwickelung der Kirche, die Gründung der Kirche von Antiochien, die Idee eines Apostolats der Heiden, über gleichlaufende religiöse Bewegungen, über den allgemeinen Gang der christlichen Mission und die jüdische und syrische Auswanderung berichtet. Hier finden sich treffende Charakteristiken, wie die des heiligen Barnabas und jenes Wunderthäters Simon von Gitton mit seiner dem Christenthum parallel laufenden und von ihm gehaßten Schule.

Eins der glänzendsten Kapitel des Werks ist das 17., in welchem Renan den Zustand der Welt um die Mitte des 1. Jahrhunderts schildert, ein umfassendes geistiges Rundgemälde mit großartigen Perspectiven, mit einer Fülle scharfmarkirter, klarhervortretender Gestaltungen des geistigen Lebens und einer warmen einheitlichen Beleuchtung. Den Schluß des Bandes bilden zwei Kapitel über die religiöse Gesetzgebung der Zeit und über die Zukunft der Missionen.

Renan's „Apostel“ sind ein jedenfalls bedeutendes und anziehendes Werk, um so anziehender, je weniger uns von dem Autor zugemuthet wird, die Anstrengungen seiner kritischen Thätigkeit mit durchzumachen, je weniger uns der in die Noten verwiesene Apparat der Gelehrsamkeit belästigt und je mehr sich das Ganze als zusammenhängende Erzählung in schöner und klarer Gliederung vor unsern Augen aufbaut. Es ist ein Werk für den Laien — die theologische Gelehrsamkeit wird Einwendungen in Hülle und Fülle gegen dasselbe geltend machen; Einzelheiten, bei denen sich der Verfasser in zu gewagte Hypothesen oder zu äußerliche Erklärungen verliert, mögen auch vor der echten und freien wissenschaftlichen Kritik nicht standhalten. Doch im ganzen ist das Werk aus dem Geiste der modernen Bildung herausgeschrieben, wird daher alle Gebildeten sympathetisch anmuthen und beruht überdies auf sorgfältigen, zum Theil durch Autopsie der betreffenden Oertlichkeiten unterstützten Detailstudien. Auch hat es einen Vorzug vor dem „Leben Jesu“ voraus: es ist milder, weniger verletzend in seinen Hypothesen, versöhnlicher in seiner Grundstimmung. Wie friedlich klingt die Einleitung aus, wie erkennt sie selbst die religiösen Bedürfnisse der Gemüther an! Toleranz! ist das Evangelium der Zukunft. „Jede der religiösen Gemeinschaften“, meint Renan, „wird einst zwei Arten von Gläubigen haben, die einen absolut glaubend, wie im Mittelalter, die andern den Buchstaben opfernd und nur am Geist haltend. Diese zweite Abtheilung wird in jeder Gemeinschaft wachsen, und wie der Geist näher führt in demselben Maße, wie der Buchstabe trennt, werden die Spiritualisten jeder dieser Gemeinschaften dahin gelangen, sich insoweit zu nähern, daß ihnen nichts fehlt als die vollständige Vereinigung. Der Fanatismus wird sich in einer allgemeinen Duldung verlieren, der Glaubenssatz wird zu einer geheimnißvollen Lade, die niemals zu öffnen man übereinkommen wird. Wenn die Lade leer ist, nun, was liegt daran? Die Verschiedenheit unserer Ansichten von den Ansichten derjenigen, welche an die positive Religion glauben, ist, genau genommen, lediglich wissenschaftlich, dem Herzen nach gehen wir mit ihnen; wir haben nur Einen Feind und dies ist auch der ihrige, ich meine den gemeinen Materialismus, die Verworfenheit des habsüchtigen Menschen.“

# Die Entwickelung des deutschen Turnwesens in der Neuzeit.

Von Karl Badewitz.

Den Bestrebungen eines Guts Muths, Jahn, Eiselen, Klumpp, Maßmann und anderer auf dem Felde der Leibeserziehung, Bestrebungen, welche mehr oder weniger den großen nationalen Zweck der Kräftigung des Volks im Dienste des Vaterlandes verfolgten, war in den vierziger Jahren Spieß mit seiner Ausbildung des Schulturnwesens zwar nicht entgegengetreten, der Erfolg seiner Wirksamkeit hat aber doch gezeigt, daß, wenn jene über die beabsichtigte Gesammtwirkung zuweilen die turnerische Ausbildung des einzelnen hintansetzen konnten, heutzutage an vielen Orten, offenbar in verfehlter Auffassung der Spieß'schen Tendenzen, die Ausbildung einzelner oder einer Abtheilung Turner, ohne bestimmte Bezugnahme auf die Zwecke der Gesammtheit, zur Hauptsache geworden ist.

Für Jahn vor allen Dingen galt das Turnen nur als ein Mittel zur Erhaltung und Stärkung deutschen Volksthums. Wenn er der Vermehrung und Vervollkommnung der Turnübungen auch nicht wehrte, ja ein eigenes kerniges Buch darüber schrieb und sich auch sonst als ein rechter „Sinner" in der Sache bekundete, so nahm er doch am liebsten das Uebungsmaterial, gewissermaßen wie er es am Wege fand, wie es Basedow, Vieth, Guts Muths, Pestalozzi bereits Ende des vorigen Jahrhunderts und Anfang des jetzigen ihm vorbereitet hatten. Anders Spieß. Unter seiner kundigen Handhabung wurde der Turnübungsstoff erst kunst- und schulgemäß durchgebildet und das Wort „Turnschule" gewann durch ihn erst seine eigentliche Bedeutung, was, unbeschadet der Würdigung der Verdienste Eiselen's in gleicher Richtung, selbst seine Gegner anerkennen müssen. Seine Turnschriften wirkten höchst wohlthätig auf den innern Ausbau des Turnwesens, allein es war natürlich, daß allzu sehr dem Formenwesen huldigende Lehrer sich durch den Vorzug, den er den Frei-, Gemein- und Ordnungsübungen einräumte, leicht verleiten ließen, in deren Ausbeutung für den Turnunterricht alles Heil zu erkennen. Als dann Rothstein, noch weitere zehn Jahre später, mit seiner Darlegung und Anpreisung des schwedischen Turnens die deutsche Turnerwelt zu gewaltigen Anstrengungen anspornte, um den mühsam erkämpften Einfluß auf die Volkserziehung nicht wieder zu verlieren, mußte dennoch wohl oder übel auch dessen Behauptung, daß beim Turnunterricht die Individualität des Schülers in Betracht zu ziehen sei, die verdiente Beachtung finden, damit aber der nationale Zweck des ganzen Turnwesens dem Schulzweck noch mehr untergeordnet werden.

Es ist eine Pflicht, einen Blick auf den gegenwärtigen Stand unsers Turnwesens zu werfen und zu untersuchen, inwieweit die zwiespaltigen Meinungen über die rechte Art des Turnbetriebs sich ausgeglichen und der eigentliche Zweck der ganzen, Deutschland eigenthümlichen, in Privatanstalten, in Vereinen und in der Schule zum Ausdruck gekommenen erzieherischen Bewegung, die Um- und Neugestaltung unsers Volkslebens, wie ihn die ersten Anreger angestrebt, erreicht worden sei.

In der ganzen bisherigen fünfundfunfzigjährigen, immerhin bedeutend vorgeschrittenen Entwickelung des deutschen Turnwesens sind mehr oder minder deutlich vier Zeitabschnitte, etwa in nachbezeichneter Aufeinanderfolge, erkennbar:

1) die Zeit der ersten jugendlichen Begeisterung für die von Jahn angeregte volksthümliche Gestaltung desselben, 1810—20;

2) die Zeit seiner Erhaltung und stillen Pflege durch den Unterricht in Privatturnanstalten, 1820—40;

3) die Zeit seiner Wiederbelebung und innern Ausbildung zum Volkserziehungsmittel durch den Staat und die Gemeinde, besonders aber durch Vereine, 1840—50, und

4) die Zeit seiner allgemeinen Werthschätzung, besonders durch die Schule, 1850 bis zur Gegenwart.

Jeder dieser Zeitabschnitte wird gegen sein Ende durch ein besonderes Ereigniß charakterisirt. Der erste durch die wegen angeblicher demagogischer Umtriebe auf den Turnplätzen erfolgte Schließung derselben, der zweite durch die im deutsch-nationalen Sinne hoffnungsvoll begrüßte Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV., Königs von Preußen, der dritte endlich durch die in ihrer Wichtigkeit für die Sache vielfach unterschätzte Anerkennung des Turnunterrichts als wesentlichen, wenn auch nicht obligaten Bestandtheils des Gesammtunterrichts auch seitens der österreichischen Regierung, wie solche in dem 1850 erschienenen trefflichen Organisationsentwurf für österreichische Gymnasien und Realschulen ausgesprochen ist. Da Jahn's Persönlichkeit in dem ersten Abschnitt, und nicht nur für seine Zeit allein, Gedanke, Wille und Ausführung des ganzen Volksturnwesens in sich verkörperte und mit der Unterbrechung seiner Thätigkeit die Entwickelung desselben, wie er es sich gedacht, gehemmt wurde, könnte man füglich diesen Abschnitt ihm zu Ehren ebenso gut kurzweg den „Jahn'schen" oder den des „Volksturnens" nennen, dem sich dann nacheinander die in die Gegenwart hinüberreichende Entwickelung des in den übrigen Abschnitten charakterisirten Privatturnens, Vereinsturnens und Schulturnens ungesucht anreihen.

Ueber Jahn's bedeutsame Wirksamkeit ist so viel geschrieben worden, die Nachwirkung seines Einflusses scheint so unverkennbar sichergestellt, daß es hier genügen dürfte, seiner und seines Strebens in Bezug auf den ersten Zeitabschnitt der Entwickelung des deutschen Turnwesens nur in einigen Hauptzügen zu gedenken.

Das deutsche Vaterland war von französischen Unterdrückern heimgesucht worden, Berlin seufzte am unwilligsten unter diesem Druck. Aeußerlich zwar war französisches Wesen den Berlinern nicht so fremd, da es sich ihnen theils aus den Zeiten des Großen Königs, dessen Vorliebe wenigstens für den französischen „Esprit" nicht wegzuleugnen ist, vererbt, theils vermöge der bedeutenden und wegen ihrer Wohlhabenheit einflußreichen Zahl der französischen reformirten Gemeindeglieder in einer ganz eigenthümlichen Weise aufgedrängt hatte, aber gleichwol waren sie, ob französisch oder französirt, doch viel zu gute preußische oder deutsche Vaterlandsfreunde, um nicht in der Erinnerung an die von Friedrich gegen die Franzosen gewonnene Schlacht bei Roßbach doppelt tief den Stachel der Niederlage von Jena zu empfinden. Jahn nun, berliner Geistes voll, als kräftiger Vorkämpfer dieser letzten Meinung, erkannte in der strengern Leibeserziehung mit möglichst altdeutschem Zuschnitt den mächtigsten Hebel zur Verdrängung jenes Franzosenthums, das er auch in seinem geschilderten, Berlin eigenthümlichen, friedlichen Bestande unbequem fand. Daher seine, „Franzosenfresserei" gescholtene Gegnerschaft gegen alles Französische, daher sein Bestreben, die von ihm mit dem Ausdruck „Turnübungen" bezeichneten Leibesübungen als ursprünglich dem deutschen Volke eigene hinzustellen, während doch ohne Zweifel die einfachen Uebungen des Gehens, Laufens, Springens und Werfens, denen er nachrühmt, daß sie überall anwendbar und umsonst wie die Luft seien, in ihrer Ursprünglichkeit das Datum des Alters des Menschengeschlechts an sich tragen, ihre kunstgemäße Ausbildung aber schon von den alten Griechen erfahren haben. Jahn beachtete überhaupt die Kette seiner Vorarbeiter auf dem Felde der Leibeserziehung, Männer wie Basedow, Salzmann, Vieth, Pestalozzi und den schon genannten Guts Muths, im wesentlichen nur so nebenbei, und bei Beurtheilung seines außerordentlichen Wirkens ist es auch schließlich ganz gleichgültig, ob er als der Erfinder der einen oder andern Uebungsgattung, beispielsweise der am Barren oder am Reck, gelten kann, da ihm ja alle diese Uebungen, mochten sie sich nun in freier Bewegung oder an Geräthen ausführen lassen, nur Mittel zum Zweck der Erfrischung eines unabhängigen deutschen Volksgeistes abgaben.

Gewiß ist es außerdem, daß die ganze Art, wie er die deutsche Jugend mit den Leibesübungen bekannt machte, auch wirklich den Stempel der Ursprünglichkeit an sich trug. Er selbst sagt in der Vorrede zu der 1816 erschienenen „Deutschen Turnkunst" in Bezug auf seine erste turnerische Thätigkeit in Berlin: „In schöner Frühlingszeit des Jahres 1810 gingen an den schulfreien Nachmittagen erst einige Schüler mit mir in Feld und Wald und dann immer mehr und mehr. Die Zahl wuchs und es wurden Jugendspiele und einfache Uebungen vorgenommen. So ging es fort bis zu den Hundstagen, wo eine Anzahl von Knaben zusammenkam, die sich aber bald wieder verlief. Doch sonderte sich ein Kern aus, der auch im Winter als Stamm zusammenhielt und mit dem dann im Jahre 1811 der erste Turnplatz in der Hasenheide eröffnet wurde." Und wie es auf diesem ersten Turnplatze aussah, darüber schreibt Dürre, ein alter Schüler und Freund Jahn's, im „Turner", Jahrgang 1852: „Ein alter Schiffbauer, Rogge, kaufte das nöthige Geräthholz, da Jahn für die finanziellen Geschäfte nie eine Ader hatte, und befestigte an drei nahe aneinander stehenden Fichten die erste Raa mit einem Kletterseil; außerdem auf hölzernen Knaggen mit Stricken festgebunden die ersten drei ungleichen, ziemlich dicken Hangelrecke, von denen je zwei sich außerhalb eines der drei Bäume kreuzten. Eine ziemlich hohe schlechte Leiter, deren Sprossen sich bei trockenem Winde drehten, diente weniger zum Hinaufklimmen als zum Hinaufklettern. Außerdem waren da ein kleiner Klettermast, ein Schwebebaum, ein Gerpfahl, zwei Springel die Gerüste; Springgraben und Rundlauf waren ausgegraben." Auf solchem einfachen Turnplatze suchte also Jahn, mit Unterbrechung der Kriegsjahre von 1813—15, welche ihn im Dienste des Vaterlandes ins Feld riefen, bis zum Jahre 1819 seine volkserzieherischen Plane ihrer Verwirklichung näher zu führen. Und wie ihm das gelungen war, bewies, daß um die Zeit der infolge des preußischen Cabinetsbefehls vom 12. Nov. 1819 eingetretenen Schließung aller öffentlichen Turnplätze 84 derselben allein in Preußen vorhanden waren.

Eins war Jahn mit seinen erfolgreichen Bestrebungen in der Hasenheide zu Berlin gleichwol nicht gegeben, selbst wenn er hätte in seinem Sinne darauf einwirken wollen, nämlich die scheinbaren oder wirklich gemeinschädlichen Auswüchse, welche die trüben politischen Verhältnisse der Jahre nach dem Befreiungskriege auch für die Sache der Leibeserziehung mit sich brachten, zu beseitigen. Den Volksgeist von der einen Seite entfesseln und ihn von der andern Seite am Gängelbande leiten, das ging eben damals so wenig wie heute, und diejenigen, welche feierliche Zusagen unerfüllt ließen, hatten es sich selbst zuzuschreiben, wenn jener entfesselte, aber unbefriedigte Geist nach dem Genuß wohlerworbener Rechte Verlangen trug. Daß ihnen ein solches Verlangen lästig wurde, war begreiflich; von Umsicht zeigte es indeß nicht, daß ihr Zorn sich nicht allein auf die Vorkämpfer dieser Wünsche warf, die allerdings zumeist der kraftvollen, dem Turnwesen zugethanen Männer- und Jünglingswelt angehörten, sondern dieses zugleich mit traf. Schon die Fehde über den Werth des Turnens, welche zwischen seinen begeisterten Anhängern Arndt, Harnisch, Passow, Könen einerseits und seinen Gegnern wie Steffens, Wadzeck andererseits einige Zeit vor jenem verhängnißvollen Cabinetsbefehl geführt wurde, mußte indeß, im Zusammenhange mit der immer steigenden Reaction im deutschen Staatsleben überhaupt, im preußischen insbesondere, darauf vorbereiten. Von welchen irrigen Voraussetzungen diese jedoch dabei zu ihrem eigenen Schaden ausging, das glauben wir mit der Wiederholung der Worte zu kennzeichnen, welche wir in der 1852 von uns herausgegebenen Schrift: „Die Erziehung zur Volkswohlfahrt", gebrauchten: „Zu allen Zeiten waren gerade die scheußlichsten Ausgeburten der Gesellschaft kranke, schwächliche Menschen, und die unnatürliche Reizbarkeit, die fieberhafte Aufregung, die thierische Wuth, welche sich vieler Gemüther in

den furchtbaren Wehen einer neuen Zeit bemächtigt hatten, waren gewiß großentheils ein Ausfluß leiblichen Siechthums, dem dann viele der gräßlichen Scenen zuzuschreiben sind, die eine der erhabensten Uebergangszeiten der Geschichte beflecken."

Jahn's Thätigkeit erlitt mit seiner Gefangennehmung als politischer Verbrecher und mit seiner Pensionirung, welche nach seiner wegen mangelnder Beweise erfolgten Freilassung von Staats wegen eintrat, einen gewaltsamen Abschluß, doch zu seinem andauernden Ruhme blieb und bleibt es anerkannt, daß, wie auch das Turnen nach Formen ringen mag, um mehr noch zu einem wahrhaften Volkserziehungsmittel zu werden, seine einfache ideale Auffassung der Sache immer ihre Mustergültigkeit bewahren wird.

Nicht alle Turnanstalten wurden indeß mit dem Jahre 1820 im Vaterlande geschlossen, noch weniger wurde das Turnen bei allen Erziehungsanstalten vollständig in Frage gestellt, ja wenn man in den heutigen, in Sachen des Turnwesens verfaßten Denkschriften der verschiedenen deutschen Regierungen von den Maßregeln liest, welche sie schon früher ergriffen oder zu ergreifen Neigung gehabt hätten, um dem Gedanken des Turnunterrichts Lebenskraft zu verleihen, so sollte man fast glauben, es hätte überhaupt einfach nur an dem Mangel an verfügbaren Geldmitteln gelegen, daß auch noch nach den Karlsbader Beschlüssen dem Turnen nicht eine besondere Staatspflege geworden. Die Thatsachen haben leider anders gesprochen, und ohne die treue Hingebung einzelner Erzieher an die Turnsache hätte sich das Gedächtniß derselben kaum im Volke erhalten können. Ihnen allein war es zu verdanken, wenn an einzelnen Orten in Würtemberg, in beiden Hessen, in Sachsen-Weimar, in Frankfurt a. M., ja selbst in Berlin mehr oder minder offen weiter geturnt wurde. In letztgenannter Stadt war es Eiselen, der einsichtsvolle Gehülfe und Freund Jahn's, dessen Stelle er auch während der Kriegsjahre in der Hasenheide vertreten, welcher in der gediegenen Plamann'schen Erziehungsanstalt den Turnunterricht fortsetzte, wo auch vor und mit ihm Friesen, der von Arndt besungene, 1814 im Ardennerwald durch Feindeshand ermordete deutsche Held, Jahn, endlich Harnisch, der spätere Seminarlehrer in Breslau und Seminardirector in Weißenfels, gelehrt hatten. Plamann's, eines Schülers Pestalozzi's, Ansichten über die Leibeserziehung mochten ohne Zweifel befruchtend auf den Geist seiner Lehrerschaft eingewirkt haben, wenigstens scheinen Harnisch's 1819 in Breslau erschienene, noch heute beherzigenswerthe Schrift: „Das Turnen in seinen allseitigen Verhältnissen", wie auch Eiselen's jederzeit durchdachtes, maßvolles Bemühen um die Verbreitung des Turnwesens dafür zu sprechen. Diesem Maßhalten hatte letzterer es sicherlich zuzuschreiben, daß er 1825 von den Behörden die Erlaubniß erhielt, als Universitätsfechtmeister einen Fecht- und Voltigirsaal zu eröffnen, und 1827, Privatunterricht in der Gymnastik zu ertheilen. Eiselen's Privatturnanstalt, in welcher viele Jahre hindurch das Muster aller Turnlehrer, der biedere Feddern, wirkte, verdient schon darum eine besondere Erwähnung, weil aus ihr und ihrer von Lübeck später selbständig geleiteten Zweiganstalt eine Reihe der tüchtigsten, noch gegenwärtig wirkenden Turnlehrer hervorgingen, wie Angerstein, Kluge und Ballot in Berlin, Böttcher in Görlitz, Kloss in Dresden, Stegmeier in Wien, Waßmannsdorff in Heidelberg u. s. w. In ganz anderer Art als Eiselen machte sich der Director des eine Zeit hindurch vielgenannten herzoglichen Gymnastisch-Orthopädischen Instituts zu Dessau, der jüngstverstorbene Professor Werner, bemerklich. Die zahlreichen Turnschriften desselben erregten viel Aufsehen, und so viel auch wegen ihres überschwenglichen und schwülstigen Inhalts daran auszusetzen sein mag, so trugen sie doch dazu bei, die Erinnerung an die Wichtigkeit allseitiger Leibesübungen für die Leibeswohlfahrt wach zu erhalten. Von andern frühern Privatturnanstalten sind die von Klumpp in Stuttgart, Ravenstein in Frankfurt a. M., Maßmann in München, die der verstorbenen Brüder Stephany in Wien und Prag, endlich und vor allen, wegen des Sohnes, die, wenngleich nur bedingt öffent-

liche, des Vaters von Adolf Spieß zu Offenbach am Main zu nennen. Noch viele solcher zum Theil auch nennenswerther Anstalten wurden im Laufe der Zeit vernichtet, gingen wieder ein oder wechselten durch Tod oder Verkauf den Besitzer, alle aber suchten, wie es die Natur der Privatunternehmung mit sich brachte, ihren Unterricht so zeitgemäß wie möglich einzurichten, sei es nun, daß sie damit Heilzwecke verbanden oder, wie heutzutage Kluge und Ballot in Berlin, Kümmel in Wien, allein schon mit ihren Turnräumlichkeiten dem öffentlichen Bedürfniß dienten und durch deren Vermiethung dem Mangel an geeigneten Unterrichtsstätten für die Schule und für die Gemeinde, besonders im Winter, Abhülfe verschafften.

Als Hegestätten des Turnunterrichts in der trüben Zeit der sogenannten Turnsperre gewannen die Privatturnanstalten ihre besondere Bedeutung. In ihnen fanden die von Jahn und selbst von Guts Muths, unbeschadet der Anerkennung einer tüchtigen Uebungsleistung, nur untergeordnet in Betracht gezogenen Geräthübungen eine Art künstlerischer Ausbildung in Uebung und Uebungsmaterial, deren Einfluß unverkennbar nachhaltig auf die ganze Gestaltung des heutigen Turnwesens eingewirkt hat und noch einwirkt. Einem tüchtigen Turnlehrer mußte daran liegen, den zur Benutzung bestimmten Geräthen eine möglichst zweckmäßige und, hatte er Geschmack, zugleich eine gefällige Form zu geben. Auch erheischte die Rücksicht auf die meist dem wohlhabenden Theil der Gesellschaft angehörenden Schüler oftmals eine äußere Ausschmückung sowol des Uebungsraums wie der Geräthe, besonders wenn letztere zugleich zu Heilzwecken benutzt werden sollten. Von selbst stieß dann wol der denkende Lehrer zuweilen auf früher gebrauchte Geräthe und es erwachte in ihm der leichterklärliche Trieb, sie nachbilden zu lassen und ihre Benutzung zu versuchen, und wieder ein anderes mal führte ihn seine Beobachtung auf die Erfindung neuer Geräthe. So fanden z. B. in der Eiselen'schen Anstalt die Stellbarren ihre Aufnahme und so suchte Albert Stephany in Wien dieselben nach einem von Jäger in Stuttgart jetzt nachgeahmten Bau zu gleicher Zeit zum Verengern und Erweitern einzurichten. Begreiflicherweise kann aber ein solches Vermehren des Uebungsmaterials in der That nur einen nebensächlichen Werth beanspruchen, selbst wenn es wie Waßmannsdorff's in Vorschlag gebrachte Erneuerung der Wurfübungen mit dem altrömischen Pilum und die Einführung der griechischen, den Spieß'schen Ordnungsübungen ähnlichen Taktübungen von einzelnen gebilligt wird, wie in diesem Falle von den im vorigen Jahre in Heidelberg versammelt gewesenen deutschen Philologen. Das Verdienst solcher ihr Fach allseitig beherrschender Turnlehrer wird damit nicht geschmälert, wenn ihre Bemühungen um die Vervollkommnung des technischen Theils des Turnwesens, insoweit sie nicht allein auf die Verbesserung und den Ersatz der als nothwendig erkannten Geräthformen gerichtet sind, die von ihnen gewünschte Würdigung nicht finden. Wie weit indeß seit der ersten Anlage Jahn'scher oder Guts Muths'scher Turnstätten die Vervollkommnung der Unterrichtsmittel gediehen, mag eine kurze Beschreibung der von Kluge in Berlin eingerichteten Privatturnanstalt zeigen.

Kluge, ein mit Liebe und Einsicht seinem Unterrichtszweige ergebener Turnlehrer, der erst kürzlich wegen seiner Verdienste um die Ausbildung der berliner Feuerwehr mit einem Orden bedacht worden, baute im Jahre 1857 nach den gegebenen Verhältnissen seines Grundstücks einen Turnsaal von 70 Fuß Länge, $22\frac{1}{2}$ Fuß Breite und 17 Fuß Höhe. Der Anblick desselben ist um so gefälliger, als, mit Ausnahme des im Hintergrunde befindlichen Spieß'schen Stangengerüstes, kein Geräth den ohnedies karg bemessenen Uebungsraum verengt. Vermöge einer sinnreichen Einrichtung hat Kluge nämlich verstanden, seine Turngeräthe ebenso rasch aufstellen wie beseitigen zu können. Solcher Geräthe sind nun: 4 Barren, 3 Wippbarren, 6 Recke, 2 Rundläufe, 6 Streckschaukeln, 3 Sprungböcke,

1 Sprungpferd, 6 Freispringel, wagerechte Leitern, das schon erwähnte Stangengerüst u. s. w. Sind diese Geräthe beseitigt, so können sehr wohl auf dem dann verfügbaren Raume 50—60 Schüler Freiübungen ausführen und damit ist in Bezug auf Raumbenutzung das Möglichste geleistet. Daß es heute möglich geworden, auf noch anderm, als dem vorher beschriebenen Privatwege, durch die Errichtung von großartigen Stadt- und Staatsturnanstalten den Jahn'schen Gedanken auch in Bezug auf die Geräthe würdig auszubilden, wie beispielsweise in Stuttgart durch deren Herstellung von Eisen geschehen, ist die Folge des im Jahre 1840 eingetretenen zweiten Wendepunktes in der Entwickelung des deutschen Turnwesens. Die hoffnungsvolle Strömung, welche im Jahre 1840, alsbald mit dem Regierungsantritt des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, das politische und gesellschaftliche Leben Gesammtdeutschlands, nicht nur Preußens allein, befruchtete, verbunden mit dem damals durch die Thiers'schen Rheingelüste aufgestachelten Selbstbewußtsein unsers Volks, kam auch dem trotz verschiedentlicher Anregung bei den Regierungen, in Preußen (1834), in Hessen-Darmstadt (1832) u. s. w., 20 Jahre hindurch brach gelegenen Felde des Volksturnwesens zugute. Das erste Zeichen seiner Wiederbeachtung war der preußische Cabinetsbefehl vom 6. Juni 1842, demzufolge die Leibesübungen als ein nothwendiger und unentbehrlicher Bestandtheil der männlichen Erziehung in Preußen anerkannt wurden. Und wie sich denn gewöhnlich zur rechten Zeit auch der rechte Mann einstellt, um einem großen Gedanken in der Geschichte der Entwickelung der Menschheit Bahn brechen zu helfen, so geschah es auch mit dem von Jahn ins Leben gerufenen, nunmehr frisch belebten des Turnwesens. Die Jahre seiner Brachlegung waren der Feststellung von Grundlagen für den geregelten Leibesunterricht immerhin nicht gerade hindernd entgegengetreten, wie unter anderm aus den nach Jahn's „Deutscher Turnkunst" von Eiselen bearbeiteten, eine Stufenfolge von Uebungen darstellenden „Turntafeln" ersichtlich wurde, allein es war nicht abzuleugnen, daß diese doch nur sehr mäßigen Ansprüchen an einen wahrhaft pädagogischen Unterrichtsgang genügen konnten. Der vielerfahrene geistvolle Eiselen erkannte sehr wohl die Lücken jenes von ihm mit bearbeiteten „Turnlehrbuchs" und der daraus hervorgegangenen „Turntafeln"; ehe er aber selbst einen ihm durch seine Kränklichkeit erschwerten Versuch machen konnte, sie auszufüllen, hatte bereits Adolf Spieß den Weg dazu betreten. Gerade in jenem Jahre der wieder erwachten Hoffnungen auf den endlichen Sieg der Sache der Leibeserziehung erschien der erste Theil seiner Turnlehre: „Die Freiübungen", in welchem alsbald von allen unbefangenen Lehrern die befriedigendsten Grundlagen für denselben erkannt wurden. So ergänzten sich zur glücklichen Stunde Zweck und Mittel, um unsern auf eine Vergeistigung des Menschengeschlechts hinarbeitenden gesellschaftlichen Zuständen die Wohlthat einer geregelten Leibeserziehung in noch gereifterer Gestalt als 30 Jahre früher zutheil werden zu lassen.

Die ganze Turnschriftenliteratur erhielt mit dem Erscheinen der Spieß'schen „Turnlehre" eine andere Färbung. Die Gegner des Turnwesens verstummten nach und nach, dagegen erhob sich nun unter den Turnern selbst ein Streit über Geist und Methode des Turnunterrichts, der zur Stunde noch keinen Abschluß gefunden hat. Zu den bedeutendsten Turnschriften bis auf Spieß zählen: Villaume, „Bildung des Körpers"; Guts Muths, „Gymnastik für die Jugend" (Schnepfenthal 1793; 2. Aufl., 1804), „Turnbuch für Söhne des Vaterlandes" (Frankfurt a. M. 1817), „Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geistes für die Jugend" (Schnepfenthal 1796; 2. Aufl., 1802); Vieth, „Encyklopädie der Leibesübungen" (2 Thle., Berlin 1794—95; 2. Aufl., Leipzig 1818); Pestalozzi, „Ueber Körperbildung" (1807); Jahn, „Deutsches Volksthum" (Lübeck 1810); Jahn und Eiselen, „Die deutsche Turnkunst" (Berlin 1816); Harnisch, „Das Turnen in seinen allseitigen Verhältnissen" (Breslau 1819); Young,

„Elementar-Gymnastik“ (Mailand 1827); Koch, „Die Gymnastik aus dem Gesichtspunkte der Diätetik und Psychologie“ (Magdeburg 1830); Werner, „Das Ganze der Gymnastik“ (Meißen 1833); Eiselen, „Die Hantelübungen“ (Berlin 1833); Eiselen, „Turntafeln“ (Berlin 1837); Maßmann, „Die öffentliche Turnanstalt zu München“ (München 1838); Euler, „Die deutsche Turnkunst nach Jahn und Eiselen“ (Danzig 1840); Spieß, „Die Lehre der Turnkunst; 1. Theil: Das Turnen in den Freiübungen für beide Geschlechter“ (Basel 1840).

Bald nach dem Regierungsantritt des Königs Friedrich Wilhelm IV. und der infolge dessen eintretenden Wiederbelebung des deutschen Turnwesens warfen sich, in richtiger Erkenntniß der Vortrefflichkeit dieses Jahn'schen Volkserziehungsmittels, viele der damaligen freisinnigen Führer unsers Volks zu Pflegern desselben auf, und indem sie die Anregung zur Bildung möglichst vieler Turnvereine gaben, legten sie den Grund zu der reichen Blüte dieser dem deutschen Vaterlande ganz eigenthümlichen Seite des Vereinslebens. Bis zum Jahre 1848 stand gleichsam selbstverständlich in diesen Vereinen die Pflege der Leibesübungen im Dienste des Geistes in erster Linie, wie denn das damals von dem wackern Steglich in Dresden herausgegebene Organ derselben, „Der Turner“, auch die Worte des Apostels Paulus: „Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist“, an seiner Spitze trug. Die erregte Zeit änderte jedoch die Sachlage; die Wortturner und das Wortheldenthum gewannen in den Vereinen die Oberhand. Sie wußten es dahin zu bringen, daß im Sommer 1848 ein Deutscher Turnerbund gestiftet, dessen Vorort Leipzig wurde, und damit nicht genug, stifteten die erhitztesten Köpfe noch selbständig einen Demokratischen Turnerbund; doch gelang es noch, auf dem deutschen Turntage zu Eisenach, am 26. und 27. Aug. 1849, nachdem man die nähern Satzungen des Bundes festgestellt, beide Bünde zu einem Allgemeinen deutschen Turnerbund wieder zu vereinigen. Wie bedeutend die Zahl der Turnvereine schon damals gewesen, ergibt sich daraus, daß allein in Sachsen sich dieselbe auf 70 belief; gleichwol war die erste Blüte des Vereinslebens überall bereits geknickt, die nächstfolgende Reactionsperiode sah viele derselben wieder eingehen, kaum daß der Rest sich seinen Fortbestand sichern konnte. Besonders hart war der ausgezeichnete dresdener Turnverein, welcher im Februar 1849 1542 Mitglieder zählte, von den Folgen des Maiaufstandes betroffen worden. Nicht allein, daß die thätigsten Mitglieder desselben, tüchtige Männer wie Dr. Köchly, der Turnlehrer Lehmann u. s. w., wegen ihres politischen Verhaltens in die Verbannung wandern mußten, der Verein wurde auch aufgelöst und in seiner Weiterentwickelung dergestalt gehemmt, daß er sich nie wieder zu dem Umfange seiner frühern wirklich segensreichen Wirksamkeit emporschwingen konnte. Was die einzelnen Mitglieder der sächsischen Turnvereine in Dresden und die Mitteldeutschlands beim badischen Aufstande in den Augen ihrer Gegner verschuldeten, mußte nur zu oft den Vorwand für so manche in Wahrheit unverschuldete Verfolgung des Turnvereinswesens überhaupt abgeben.

Es war das übrigens eine hoffnungsreiche Zeit, besonders in Mitteldeutschland, die Zeit des Entstehens der Turnvereine. Wie damals in den Kammern von Sachsen, Würtemberg und Baden ein von aller Selbstsucht freier Ernst, für das Wohl des deutschen Volks zu wirken, die edelsten Abgeordneten beseelte, so war auch im Volke selbst ein ähnliches Gefühl der uneigennützigsten Brüderlichkeit rege, das für das Gedeihen des Gesammtvaterlandes die wünschenswertheste Frucht versprach. Man kannte zu jener Zeit noch nicht die großen allgemeinen Deutschen Turnfeste und auch die Gauturnfeste hatten noch nicht eine solche Ausdehnung gewonnen, gleichwol wurde frisch und fröhlich geturnt, und die deutschen Jungfrauen stickten noch ihre den Vereinen gewidmeten Turnerfahnen für eine auch fast jungfräulich auftretende Volkssache. In wiederkehrenden Terminen versammelten sich die Turnvereinsmitglieder jedes Orts zu geselligen, meist zum Zwecke

der Werbung neuer Freunde des Turnwesens veranstalteten Unterhaltungen und Vorträgen, und die im dresdener Verein gehaltenen von Professor Dr. Richter: „Ueber den Mund als Turner", oder von Dr. Köchly, jetzigen Professor in Heidelberg, über „Prinz Eugen" leben noch heute frisch im Gedächtniß der dresdener Turner. Man wußte damals im allgemeinen noch nicht so viel von Turnkneipen, Kneipwarten und Kneipabenden, und an vielen Orten wurde noch die alte Jahn'sche Sitte des Nichtrauchens auf den Turnstätten und bei ernsten Verhandlungen auf das strengste beobachtet. Turnfeste, wie das Feldbergfest im Taunusgebirge, das in kleinerm Umfange schon Spieß in seinen Jugendjahren begeistert hatte und das von Ravenstein zu Frankfurt a. M. wieder ins Leben gerufen wurde, bildeten Wahrzeichen eines edlern Turnlebens. Allerdings fehlte es auch in den vierziger Jahren den Turnvereinen nicht an Ungehörigkeiten und Absonderlichkeiten, wie Turnerzeichen, Turnerpässe, Turnergrüße u. dgl., jedoch die Ansprache, mit welcher die Nürnberger Anfang dieses Jahres ihre Einladung zum Besuch des vierten Deutschen Turnfestes zu begleiten für gut fanden, indem sie etwas überschwenglich im Ausdruck „Bummler, Maulhelden und Gecken" zu Hause zu bleiben ersuchten, hätte dazumal sicherlich schwerer ihre auffindbare Adresse gefunden. Gewiß ist, ein solches Umherziehen von Turnern mit einer mächtigen Tabackspfeife, wie wir es auf dem leipziger Festturnplatz im Jahre 1863 gesehen, hätte man im Jahn'schen Geiste ebenso für unmöglich gehalten wie selbst die zur Verherrlichung der Festbeschreibung dienende, an sich sehr hübsche und möglicherweise auch wahrheitsgetreue Abbildung in der „Gartenlaube", welche die Turnbrüder als jubelnde Zechbrüder darstellte. Doch darin bekundet sich ein entschiedener Fortschritt im deutschen Turnvereinsleben, daß die gemüthlichen Wiener, welche vor 1848 noch an keine Turnjacke denken durften, gerade auf jenem Bilde eine Hauptrolle zu spielen scheinen. Und sie dachten auch, außer in Albert und später Rudolf Stephany's Privatturnanstalten, nicht daran, denn der einzige vom Turnverein in ganz Oesterreich, der in seinem Bestehen, selbst was Fahnenweihe, Turnerbälle, gesellige Unterhaltungen u. s. w. betraf, mit den Vereinen im großen Mutterlande gleichen Schritt hielt, war nur in Hermannstadt unter den siebenbürger Sachsen zu finden, wo ihn der Schreiber dieser Zeilen gegründet hatte. Keine Frage übrigens, daß das Hineintragen der Tagespolitik in das Turnvereinsleben demselben jederzeit böse Frucht gebracht hat, allein das bloße Geltendmachen eines trockenen Turnkünstlerthums konnte und kann ihm ebenso wenig zum dauernden Gewinn gereichen. Es muß ihm wenigstens der sittliche Zug ernsten Strebens nach einer Veredlung unsers Volksthums in seinem leiblich-geistigen Thun und Treiben, namentlich was die Volksspiele und Volksfeste anbelangt, gewahrt bleiben, will es nicht im deutschen Volksleben auf den Standpunkt einer bloßen Curiosität, wie weiland jenes Sprachvereinsleben des 17. Jahrhunderts, herabgedrückt werden.

Daß die Turnvereine nur Kinder der Zeit sind und ihr Wachsthum und Gedeihen nur insolange gesichert erscheint, als sie dem Bedürfniß ihrer Zeit entsprechen, das zeigte sich recht deutlich, als im Jahre 1858 mit dem Eintreten der sogenannten „neuen Aera" in Preußen das Freiheitsgefühl des deutschen Volks wieder hoffnungsreicher seine Schwingen entfaltete, noch mehr aber, als nach dem italienischen Kriege der Nationalverein gestiftet wurde und dessen Mitglieder, und bis zu einem gewissen Grade auch dessen Gegner, die politische Erregung des Augenblicks benutzend, dem Gedeihen des Turnwesens ihre Aufmerksamkeit zuwendeten. Die Zahl der Turnvereine wuchs nach Hirth's zweitem „Statistischen Jahrbuch" im Jahre 1859 um 53, 1860 um 247, 1861 um 453, 1862 um 520, 1863 um 336 und 1864 um 151. Die nationalen Hoffnungen sanken und mit ihnen auch die Zahl der entstehenden Turnvereine, unbeschadet der ohne Zweifel zutreffenden Annahme, daß die Vermehrung derselben auch infolge der Turnfeste von 1860 zu Koburg, 1861 zu Berlin und 1863 zu Leipzig, sowie der Bildung der österreichischen

Vereine eingetreten und die Abnahme ihren Grund in dem einigermaßen gesättigten Bedürfniß nach der Vereinsbildung mit zu suchen hat. Wenn hiergegen G. Hirth in seinem Buche „Das gesammte Turnwesen" eine Periode des neuesten Aufschwungs des deutschen Turnwesens vom ersten Deutschen Turnfest zu Koburg 1860 ableitet, so scheint uns darin ein entschiedenes Verkennen des geistigen Zugs in unserm deutschen Volksleben zu liegen, dem, wie schon bemerkt, die Turnvereine ihr Entstehen verdanken.

Das Turnvereinsleben der Gegenwart befindet sich indeß bei allen seinen sonstigen Mängeln immerhin auf dem Wege zweckmäßiger Regelung. Durch die Einsetzung des Gesammtausschusses zur Leitung der Angelegenheiten des 1860 zu Koburg gebildeten Deutschen Turnverbandes haben sich die Turner für ihre Bestrebungen einen Mittelpunkt geschaffen und dadurch, daß sie mit richtigem Blick durchweg tüchtige Männer in denselben gewählt, sich auch das Gedeihen dieser Einrichtung gesichert. Das ganze Vereinsgebiet ist in 15 Kreise getheilt worden. Wegen ihrer Größe sind der 3. Kreis in 3 und der 15. in 2 Unterabtheilungen zerlegt worden. Jeder dieser Kreise hat in dem Ausschuß seinen Vertreter; außerdem werden auf dem Turntage von den Abgeordneten der Vereine, welche alle drei Jahre bei Gelegenheit der in gleichen Zwischenräumen abzuhaltenden Turnfeste zusammentreten, andere Ausschußmitglieder ernannt. Einen engern Ausschuß bilden fünf Mitglieder, und zwar gegenwärtig Rechtsanwalt Th. Georgii in Eßlingen (Vorsitzender), Dr. med. Goetz in Lindenau bei Leipzig (Geschäftsführer), Dr. Lion, Director des städtischen Turnwesens und Vereinsturnlehrer in Leipzig, Dr. med. Ed. Angerstein, Director der großen städtischen Turnhalle, zugleich städtischer Oberturnwart in Berlin, und Dr. Friedländer in Elbing. Die Geschäfte des Ausschusses betrafen bisher und betreffen fernerhin: die Vorbereitung zu dem bevorstehenden vierten Deutschen Turnfest in Nürnberg, die Errichtung des Jahn-Denkmals in der Hasenheide zu Berlin, die Jahn-Stiftung (eine Alterversorgungskasse für Vereinsturnlehrer), die Statistik der Turnvereine, die Herausgabe eines von Dr. Lion bearbeiteten Leitfadens für den Unterricht, die Einrichtung der „Deutschen Turn-Zeitung", des Vereinsrechnungswesens u. s. w. Zu den Turntagen sendete jeder Kreis und außerdem je 500 Turner einen Vertreter.

Es ist natürlich, daß arm und reich auch im Turnvereinsleben ihre Rolle spielen; die wackern Turner eines entlegenen Weberdorfs z. B. werden gegen Großstädter schon in dem Glanze des äußern Auftretens zurückstehen müssen. Ihre aus grober Leinwand gewebte, sackartig ihnen auf den Schultern hängende Turnjacke kann nicht auf den Beifall rechnen, den beispielsweise der Anblick der feinwollenen, gefällig sich an den Leib schmiegenden wiener auf dem leipziger Turnfeste hervorgerufen, ebenso wenig kann auch das oft nur von Wanderturnlehrern geregelte Turnleben ihres ganzen Vereins daheim, auf dürftig mit Geräthen ausgestattetem Sommerplan oder in der noch dürftiger damit versehenen Scheune, sich mit dem Turnleben auf den Turnplätzen und in Turnhallen solcher Städte wie Leipzig, Frankfurt am Main, Berlin u. s. w. messen. Darin nun, daß diese allerdings in der Natur der Verhältnisse begründeten Unterschiede im Vereinsleben das alle umschlingende Band gleichen Strebens zur Stunde noch in keiner Weise erschüttert haben, liegt offenbar ein beachtenswerthes Zeichen seiner Gesundheit. Doch trotzdem ist ja jenes Zeichen nur ein äußerliches, trügliches, kein die Zukunft des Vereinslebens sicherstellendes, wie unter andern, um bei den Wienern zu bleiben, der Vorgang bei Gelegenheit des großen Fackelzuges nach Schönbrunn zu Ehren der genesenen Kaiserin beweist, wo Hunderte nur des Prahlens mit der Turnjacke wegen dem Turnvereine beitraten und dann schnell wieder davon abfielen. Selbst die Steigerung in der Festtheilnahme an den großen Deutschen Turnfesten war zuletzt doch auch nur eine äußerliche, durch ganz andere Umstände als den Durchbruch eines gesunden oder gesundenden deutschen

Volksthums bedingte, was ja leider deutlich genug aus dem nürnberger Aufruf hervorgeht. Die 1000 Turner in Koburg, die 3000 in Berlin, die 20000 in Leipzig endlich repräsentirten in ihrem Thun und Treiben in Wahrheit nichts als das Ergebniß der Vervielfältigung des vereinzelten Vereinsfestjubels, wie wir ihn erst noch im Sommer 1865 zu Leipzig zu beobachten Gelegenheit hatten, wo in glühender Sonnenhitze, auf durchaus unerquicklichem, schattenlosem Platze ein Schauturnen abgehalten wurde, das 20 Jahre früher auch schon, aber ohne Bierseidel und ohne Cigarrendampf und selbst gefälliger in den turnerischen Leistungen hätte ausgeführt werden können.

Einen beachtenswerthen Fortschritt im Turnvereinsleben bekundet die Mittheilung mühsam von Wilhelm Angerstein zusammengestellter statistischer Angaben über die Körperbeschaffenheit und Leistungsfähigkeit der deutschen Turner in Hirth's erwähntem „Jahrbuch". Dieser Theil der Statistik hat sicherlich seinen ganz besondern Werth, da jedem Lehrer wie jedem einzelnen Turner damit ein Maßstab gegeben ist, welche Anforderung er an seine eigenen wie an die turnerischen Leistungen anderer stellen darf. Freilich ist das Ergebniß der Angerstein'schen Aufzeichnungen, infolge der mangelhaften Beantwortung seiner an die Vereine gerichteten Anfragen, noch dürftig genug ausgefallen, indeß kann das kaum wundernehmen, da doch noch kürzlich in der „Deutschen Turn-Zeitung" einer der kenntnißreichsten, ausgezeichnetsten Turnlehrer einem andern nicht minder ausgezeichneten, der etwas pedantisch, aber an und für sich richtig bei einem Wetturnen die Leibesbeschaffenheit der Uebenden genau in Betracht gezogen wissen wollte, spöttisch bemerken konnte, daß die sorgfältige Messung der Hände der Steinstoßer den Handschuhmachern und die der Beine der Springer den Schneidern überlassen bleiben müsse. Wenn aber auch ein solches sich an Aeußerlichkeiten stoßendes Widerstreben besiegt werden sollte, so bliebe immer noch zu erörtern, ob auch die beste Beantwortung der Anfragen auf dem eingeschlagenen Wege zu durchaus sichern Schlußfolgerungen auf den Unterschied der einzelnen Turner und nun gar der einzelnen deutschen Volksstämme in Bezug auf ihre Körperbeschaffenheit und ihre turnerischen Leistungen untereinander führen kann. Abgesehen davon, daß ja doch nur erst ein winziger Bruchtheil unsers Volks in den Turnvereinen turnt, sind in ihrer Mitte — zumal unter den den Gewerben angehörenden Mitgliedern — die deutschen Volksstämme auch wieder nicht selten auf das bunteste zusammengewürfelt, und abgesehen von der viele Willkürlichkeiten zulassenden Ausführung der Bewegung bei den vorgeschriebenen Uebungen kann es nicht genügen, daß man die Größe und Schwere der Uebenden und nur nebenbei ihre Körperbeschaffenheit feststellt. Genaue darauf bezügliche Wahrnehmungen lassen sich also nur innerhalb der Vereinskreise selbst machen, und erst wenn diese gewissenhaft zu Werke gehen, wird es einer kundigen Hand wie der Angerstein's möglich werden, eine möglichst zuverlässige Statistik, wie sie tüchtige Lehrer schon seit lange in den Schulen durchzuführen versuchen, zum Nutzen und Frommen einer genauern Kenntniß deutscher Stammeseigenthümlichkeiten zu liefern. Die Symbolik der menschlichen Gestalt, von einem Carus zur Beurtheilung der geistigen Befähigung des Menschen wissenschaftlich begründet, wartet eben noch ihres Bearbeiters in Bezug auf die Schlüsse, welche aus derselben auf die leibliche Leistungsfähigkeit des Menschen gezogen werden können. Daß, namentlich beim Schulturnen, die Statistik geeignet ist, einen unwiderleglichen Beweis von der erfreulichen Regel der Uebereinstimmung geistiger und leiblicher Tüchtigkeit zu liefern, haben wir in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien" (Jahrgang 1858), sowie in der „Deutschen Turn-Zeitung" (Jahrgang 1858, Nr. 20) darzulegen versucht, indem wir die allgemeinen Klassenzeugnisse der Schüler zweier Gymnasien mit ihren besondern von uns ausgefertigten Turnzeugnissen verglichen.

Aus Hirth's verdienstlichem, mit äußerstem Fleiße zusammengestellten zweiten „Statistischen

Jahrbuch der Turnvereine Deutschlands“ ersieht man, daß die Zahl derselben sich im Jahre 1864 auf 1934 belief. Davon kamen auf die 19,222848 Einwohner Preußens 584, 12,802944 Oesterreichs 112; 4,689937 Baierns 192; 2,225240 Sachsens 257; 1,880700 Hannovers 128; 1,720708 Würtembergs 104; 1,369291 Badens 47; 954426 Schleswig-Holsteins 39; 856907 Hessen-Darmstadts 114; 856907 Hessen-Kassels 45; 548449 Mecklenburg-Schwerins 32; 457571 Nassaus 48; 295242 Oldenburgs 28; 282400 Braunschweigs 20; 273252 Sachsen-Weimars 34; 229941 Hamburgs 9; 181824 Anhalts 15; 172341 Sachsen-Meiningens 21; 159431 Sachsen-Koburgs 16; 137883 Sachsen-Altenburgs 17; 108513 Lippe-Detmolds 4; 99060 von Mecklenburg-Strelitz 6; 98575 Bremens 11; 87518 Frankfurts 5; 83360 von Reuß-Schleiz 8; 71913 Schwarzburg-Rudolstadts 11; 64845 Schwarzburg-Sondershausens 4; 58604 Waldecks 6; 49484 Lübecks 6; 42130 von Reuß-Greiz 3; endlich auf die 30774 Lippe-Schaumburgs 2. Da die preußischen Provinzen Preußen und Posen, die österreichischen Slawen, sowie das Herzogthum Schleswig mit zur Berechnung gezogen sind, so ist dadurch ein Turnvereinsgebiet von 13353 Geviertmeilen mit 50,551251 Menschen (die 7—8 Mill. Slawen mitgerechnet) zusammengefaßt worden, auf welchem nun die Vereine, wie die Uebersicht lehrt, sehr ungleich vertheilt liegen. Dabei ist zu bemerken, daß, während früher die Turner die Zersplitterung ihres Vereinslebens möglichst vermieden, jetzt das Beispiel von Städten wie Königsberg, Leipzig und Stuttgart mit nur Einem Verein unter den größern Städten mehr vereinzelt dasteht. Hannover hat 5, Bremen 6, Hamburg 9 und Berlin mit seinen mehr denn 600000 Einwohnern sogar 28 Vereine. Dennoch beträgt die Gesammtzahl der berliner Turnvereinsmitglieder nur 2602 — neben den 410 Turnern des sächsischen Städtchens Frankenberg mit seinen 8475 Einwohnern eine allerdings sehr geringe Zahl. Die Reihenfolge der vorzüglichsten Städte zeigt die Ungleichheit der Einwohnerzahl mit der Zahl der Turnvereinsmitglieder in nachstehender Weise: Wien 600000 Einwohner 1049 Turner, Hamburg 180000 Einwohner 1369 Turner, München 150000 Einwohner 948 Turner, Breslau 146000 Einwohner 740 Turner, Dresden 139987 Einwohner 2528 Turner, Elberfeld mit Barmen 120500 Einwohner 1598 Turner, Köln 117805 Einwohner 377 Turner, Königsberg 96000 Einwohner 897 Turner, Leipzig 84662 Einwohner 1444 Turner, Danzig 84000 Einwohner 296 Turner, Frankfurt am Main 80000 Einwohner 522 Turner, Hannover 72000 Einwohner 1027 Turner, Nürnberg 71000 Einwohner 468 Turner, Graz 70000 Einwohner 485 Turner, Magdeburg 70000 Einwohner 597 Turner, Bremen 67000 Einwohner 952 Turner, Stuttgart 63816 Einwohner 538 Turner, Stettin 63225 Einwohner 666 Turner, Brünn 62000 Einwohner 330 Turner, Aachen 61921 Einwohner 343 Turner, Prag 60000 Einwohner (rein deutscher Abkunft) 706 Turner, Krefeld 54000 Einwohner 507 Turner, Chemnitz 53577 Einwohner 978 Turner, Augsburg 49000 Einwohner 249 Turner, Mainz 45000 Einwohner 350 Turner, Braunschweig 42000 Einwohner 587 Turner, Kassel 36000 Einwohner 788 Turner, Linz 30000 Einwohner 512 Turner, Zwickau 22308 Einwohner 605 Turner, Freiberg 18877 Einwohner 416 Turner, Plauen 18590 Einwohner 598 Turner, Hanau 18000 Einwohner 514 Turner, Gera 15000 Einwohner 526 Turner, Weimar 15000 Einwohner 401 Turner u. s. w. Die Mitgliederzahl sämmtlicher Turnvereinsmitglieder überhaupt betrug im Jahre 1864 167932, von welchen sich jedoch nur 105676 wirklich am Turnen betheiligten. Von den 1934 Vereinen bestehen aus den Jahren vor 1841 nur noch 4, von da ab bis 1849 als Rest der Hunderte aus jener Zeit jugendlicher Vereinsblüte 96, von 1850—58 aus den Tagen einer wiedergekehrten Reaction, welche ihrer Gründung möglichst ungünstig war, 74. Der spätern Jahre ist oben schon gedacht worden. Eine hervorragende Rolle unter den österreichischen

Vereinen spielen die 46 deutschen Nordböhmens, da sie, namentlich der reichenberger und der pilsener, gleich dem prager, in einem mehr oder minder bestimmten nationalen Gegensatze zu einzelnen czechischen Turnvereinen und zu dem ganzen Czechenthum stehen. Von auswärtigen deutschen Turnvereinen mögen die 8 der mannhaften Sachsen in Siebenbürgen, die 85 der Deutschen in Nordamerika, die zu Paris, London u. s. w. hier noch erwähnt und zum Schlusse dieser statistischen Bemerkungen dann auch noch der Irrthum berichtigt werden, als ob das Turnvereinsleben der Schweiz sich einer gedeihlichern Entwickelung als das Gesammtdeutschlands erfreue, denn es bestehen daselbst nicht mehr als 70 Vereine mit etwa 1600 erwachsenen Turnern, eine Zahl, die nahezu von Leipzig allein erreicht wird.

Nach der neuesten Mittheilung des Gesammtausschusses beträgt die Zahl der Vereine Ende 1865 2067, mithin ist eine weitere Vermehrung um 133 eingetreten. Solcher Vereine, die es weder werth noch nützlich erachten, sich dem Gesammtverbande anzuschließen, soll es überdies noch 137 geben, wonach die Zahl aller Turnvereine des Vaterlandes sich auf 2204 erheben würde.

Eine gerechte Würdigung der Thätigkeit der Turnvereine erfordert auch die besondere Erwähnung ihrer Verdienste um den Turnunterricht der Schuljugend. Lange bevor die Regierungen die Pflege desselben in umfassender Weise wie heute übernommen, waren schon die Turnvereine für eine solche besorgt. So ließ z. B. der dresdener Turnverein im Jahre 1848 1116 Knaben und 315 Mädchen, zusammen also 1431 Kinder unterrichten und so ist die „Berliner Turnerschaft", eine Vereinigung von sechs Einzelvereinen mit gleichen Satzungen, deren einer aus 98 Schullehrern besteht, noch jetzt beflissen, 600 Lehrlingen des Sonntags einen regelmäßigen Turnunterricht zu ertheilen. Im ganzen wurden im Jahre 1864 noch 30451 Knaben und 4283 Mädchen von Vereins wegen unterrichtet. Gleich dieser erzieherischen Thätigkeit haben endlich die Turnvereinsmitglieder sich auch noch durch die Errichtung von Turnerfeuerwehren den Dank und die Anerkennung ihrer Mitbürger zu erwerben gewußt. Dergleichen bestanden 1864 aus 615 Vereinen an 583 Orten mit 28568 Feuerwehrmännern.

Bei einer so verbreiteten Wirksamkeit im deutschen Volksleben, die sich noch in so mancher gelegentlichen Lösung einer gesellschaftlichen Aufgabe, beispielsweise im Ordnerdienst bei öffentlichen Festen und Aufzügen charakterisiren ließe, ist es natürlich, daß der rege Wechselverkehr unter den Turnvereinen, auch ein allezeit bereites Organ zur Vermittelung von Wünschen und Bedürfnissen erfordert, wie es in der bei E. Keil in Leipzig erscheinenden „Deutschen Turn-Zeitung" gegeben ist. Dieselbe, eine Fortsetzung des mit Ende 1852 eingegangenen „Turner" in Dresden, und der von Georgii herausgegebenen „Eßlinger Turn-Zeitung", 1856 gegründet meist auf Anregung des als eine turnerische Größe im Andenken des leipziger Turnvereins fortlebenden, 1862 verstorbenen Alwin Martens, steht gegenwärtig unter der Leitung des Dr. med. Goetz und des Dr. Georg Hirth, Herausgebers des „Statistischen Jahrbuchs der Turnvereine Deutschlands". Bemerkenswerth ist, daß sie in einer mit dem Aufschwunge des Turnvereinswesens in Deutschland in gar keinem Verhältnisse stehenden Auflage von nur 2520 Exemplaren erscheint. Den Grund dafür will man theils in dem Abonnementspreise von 12 Ngr. vierteljährlich, theils — abgesehen von einigen kleinern kaum aufgetauchten, schon wieder verschwundenen Turn-Zeitschriften — in der Masse der auch mit turnerischen Angelegenheiten sich befassenden Localblätter, theils endlich in dem Inhalte der Zeitung selbst suchen. Gewiß ist, daß dieser Inhalt in den zehn Jahren ihres Bestehens kaum einen Fortschritt bekundet, gewiß, daß die Zeitung ohne Rücksicht darauf, ob Aehnliches schon früher gesagt worden, immerfort als Ablagerung für mancherlei werthvolle, zumeist aber für eine Masse werthloser, in irgendeinem Winkel des Vaterlandes ausgeheckter Vorschläge zu einer Verbesserung

des Turnlebens in seiner äußern und innern Erscheinung, in Form und Unterricht dient, gewiß endlich — und das ist die betrübendste Seite der Sache — daß sie auch noch immer den Tummelplatz für ein keineswegs von turnerischer Brüderlichkeit zeugendes nichtiges Gezänk von Turnvereinsmitgliedern und Turnlehrern untereinander abgeben muß, ein Uebelstand, der freilich, wie wir schon in einem Beispiele zu erörtern Gelegenheit hatten, dem Turnleben überhaupt für jetzt noch anhaftet.

Von den obenerwähnten kleinern turnerischen Zeitschriften mögen die „Blätter für die Angelegenheiten des bairischen Turnerbundes" (Augsburg) und die „Blätter für das Turnwesen im dritten deutschen Turnkreis" (Berlin) hier noch besonders genannt werden. Die von Dr. Kloss, Director der sächsischen Turnlehrerbildungsanstalt zu Dresden, seit 1855 herausgegebenen, dem Schauturnwesen besonders gewidmeten „Neuen Jahrbücher für die Turnkunst" beanspruchen nicht, als ein Organ der Turnvereine zu gelten, wenn sie auch so manche Nachrichten darüber bringen; ebenso sucht die in Bern erscheinende „Schweizerische Turn-Zeitung", obgleich sie dem Turnwesen in Deutschland die regste Aufmerksamkeit schenkt, doch auch zunächst nur ihrem Namen Ehre zu machen. Dagegen darf als ein anderer beredter Zeuge des regen Lebens und Treibens in den Turnvereinen die Fülle der darüber erschienenen selbständigen Schriften gelten, von denen indessen die meisten nur ein örtliches Interesse haben, andere mit den Schriften über das Schulturnwesen in so enger Beziehung stehen, daß sie auch mit ihnen zugleich genannt werden müssen. Und so mögen denn einige der bekannten, Allgemeines und Besonderes behandelnden Schriften des Vereins- wie Schulturnens auch zugleich hier Erwähnung finden: Spieß, „Die Lehre der Turnkunst" (2.—4. Theil, Basel 1842—46); Diesterweg, „Alaaf Preußen!" (Berlin 1842); Klumpp, „Das Turnen, ein deutsch-nationales Entwickelungsmoment" (Stuttgart 1842); Lübeck, „Lehr- und Handbuch der deutschen Turnkunst" (Frankfurt a. d. O. 1843); Eiselen, „Ueber Anlegung von Turnplätzen" (Berlin 1844); Badewitz, „Das Turnen eine nothwendige Pflicht der Erziehungsanstalten" (Berlin 1844); Waßmannsdorf, „Zur Würdigung der Spieß'schen Turnlehre" (Basel 1844); Nobolsky und Töppe, „Abbildungen von Turnübungen" (Berlin 1845); Jahn und Eiselen, „Deutsche Turnkunst" (erste Hälfte, Berlin 1847); Rothstein, „Die Heilgymnastik" (Berlin 1847—49); Maßmann, „Altes und Neues vom Turnen" (Berlin 1849); Badewitz, „Die Erziehung zur Volkswohlfahrt" (Leipzig 1852); Rothstein und Neumann, „Athenäum für rationelle Gymnastik" (Berlin 1853—58); Kloss, „Die weibliche Turnkunst" (Leipzig 1855); Waßmannsdorf, „Vorschläge zur Einheit in der Kunstsprache des deutschen Turnens" (Berlin 1861); Schaller, „Das Spiel und die Spiele" (Weimar 1861); Niggeler, „Turnschule für Knaben und Mädchen" (Zürich 1860—61); Lange, „Die Leibesübungen" (Gotha 1863); Martens, „Ueber das deutsche Turnen" (Leipzig 1862); Kloss, „Anleitung zur Ertheilung des Turnunterrichts" (Dresden 1863); Ravenstein, „Volksturnbuch" (Frankfurt a. M. 1863); Jäger, „Turnschule" (Leipzig 1864); G. Hirth, „Statistisches Jahrbuch" (Bd. 1, 1863, Bd. 2, 1865) und G. Hirth, „Das gesammte Turnwesen" (Leipzig 1865). Gleichen Werth beanspruchen noch die Schriften von Angerstein, Böttcher, Kluge, Hausmann u. a. Lion hat in Lüben's „Pädagogischem Jahresbericht, 16. Band, eingehend alle in Deutschland erschienenen Turnschriften besprochen und die Lang'sche Turnbuchhandlung in Berlin eine einfache Zusammenstellung derselben veröffentlicht.

Zugleich mit der Blüte des Vereinsturnens hatte auch das Schulturnen einen Aufschwung genommen, aber die Hindernisse, die sich seiner allgemeinen Aufnahme in den Schulplan entgegenstellten, ließen es nur langsam zu seiner heutigen Werthschätzung gelangen. Als Eichhorn, der preußische Unterrichtsminister, im Jahre 1842 den Professor Maßmann von München zur Organisation des preußischen Turnwesens nach

Berlin berief, schien gleich von vornherein daselbst mit dessen Kommen eine kaum mehr geahnte Frische die ganze Angelegenheit zu durchdringen. Wer dem prächtigen tausendjährigen Erinnerungsfeste an die Gründung des Deutschen Reichs durch Ludwig den Deutschen im August des Jahres 1843 in derselben Hasenheide, wo einst Jahn gewirkt, beigewohnt, die begeisterten Reden der alten Jahn'schen Turnschüler Maßmann und August mit angehört, wer die weihevolle Stimmung der berliner Schuljugend beobachtete, welcher die Väter das Gedächtniß an die mit den Jahn'schen Bestrebungen innig verflochtenen Tage des großen Befreiungskampfes von 1813 wach erhalten, der konnte nur bedauern, daß sich so viele wichtige Hindernisse der alsbaldigen allgemeinen Aufnahme des Turnunterrichts in den Schulplan entgegenstellten. Die meisten Lehrer und Erzieher aus der Zeit der Fesselung des Turnwesens hatten der ganzen geregelten Leibeserziehung nur nebenbei ihre Beachtung geschenkt und erst als Lorinser 1836 mit seiner bekannten Schrift „Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen" auftrat, dafür und dawider Partei genommen. Auch mochten viele dem neuen Aufschwunge des Turnwesens keine Dauer versprechen und schon darum lieber in kluger Zurückhaltung verharren. Dazu kam nun noch der um eben diese Zeit nach 1840 auftauchende Streit über den Werth der verschiedenen Turnsysteme, wie man die abweichende Auffassung des Turnwesens von seiten der Vertreter desselben: Jahn-Eiselen, Spieß und später Rothstein nannte, Abweichungen, über die man als von grundverschiedenen Dingen sprach. Und war es denn schließlich zu verwundern, wenn infolge des Zwiespalts der Träger des Turngedankens dessen volle Ausbeutung in Kreisen, die zu prüfen gewohnt sind, eine Verzögerung erlitt, die heute noch nicht überwunden ist?

Es ist nicht überflüssig, den Ursprung jenes Systemstreits zu verfolgen und den Ursachen nachzuspüren, die ihn in der noch so jungen Geschichte unsers deutschen Turnwesens zu einem so verderblichen gestempelt. Bei vielen unter den Reigenführern auf dem Gebiete der Leibeserziehung nach Jahn, welche seine volksthümliche Auffassung des Turnwesens vorzugsweise zu vertreten meinten, war es von jeher Sitte, dessen kurz angebundene Umgangsart und dessen vielfach in Schlag- und Kernwörtern sich bewegende Rede und Schreibweise nachzuahmen. Dadurch nun, daß diese Männer sich in ungewohnten, der Zeit mehr oder weniger entfremdeten Ausdrücken und Formen ergingen, gewann ihr Auftreten etwas Seltsames, und während sie in der That doch nur das an sich ehrenhafte Ziel der Reinigung des deutschen Volksthums von unnützem Fremdwesen verfolgten, erschienen sie dem verbildeten oder verwöhnten Sinne vieler in Kleidung, Sprache und Geberden gesucht, roh und ungeschliffen. Jahn selbst konnte sich seiner Zeit über ein solches Urtheil hinwegsetzen, er war Herr der Lage genug, um seinen Gegner ungeachtet seiner Sonderbarkeiten Achtung und denen, die mit ihm verkehrten, Zuneigung abzuringen. Das war jedoch keineswegs in den Jahrzehnten nach ihm mit seinen Nachahmern der Fall, vielmehr erreichten diese mit ihrem Auftreten nur eine Absonderung der Turnerwelt von der übrigen Gesellschaft, zum Schaden der Verbreitung der Sache, der sie damit abermals Gegner erweckten, welche den Schein für das Wesen nahmen und denen es zuletzt ganz willkommen war, wenn die berufenen Vertreter des Jahn'schen Gedankens für ein gesundes Volksturnwesen schließlich auch noch über die Mittel und Wege zu seiner Verwirklichung unter sich in Hader geriethen, sich gegenseitig befehdeten und auch die der Sache wohlwollendsten Regierungen durch ihr sich kreuzendes Drängen auf Annahme eines bestimmten Systems beirrten. Der Systemhader bildete früher und bildet zur Zeit noch die unerquicklichste Seite der turnerischen Bestrebungen, und er ist um so unbegreiflicher, als doch selbst Jahn's bis zu seinem Tode (1852) bewahrte Behutsamkeit, mit dem Gewichte seines Namens und Ansehens die nach ihm benannte Betriebsweise des Turnens als die allein mustergültige zu bezeichnen, ebenso die anerkennenden Worte,

die er den Spieß'schen Reformen zutheil werden ließ, seinen Nachfolgern ein Vorbild hätten sein sollen. Allerdings hatten Spieß und Waßmannsdorff, sein getreuester Anhänger, die man — nur in Bezug auf Sanftmuth und Heftigkeit in umgekehrter Ordnung — gewissermaßen mit Luther und Melanchthon vergleichen kann, den Streit mit den Jahn'schen Turnern auch nicht mit Handschuhen aufgenommen.

Adolf Spieß, geboren 1810 zu Lauterbach, gestorben 1858 als Oberstudienassessor zu Darmstadt, ein Mann von energischem Willen und großer geistiger Regsamkeit, hatte in seiner frühern Stellung als Turnlehrer an mehrern Orten in der Schweiz Zeit und Gelegenheit gefunden, seine Aufmerksamkeit der Vervollkommnung seines Unterrichtszweigs zuzuwenden. Ihm genügte die zufällige, von Jahn in seiner schon gekennzeichneten Gleichgültigkeit gegen die dem Dienste des Volksturnwesens gewidmeten Mittel sicher unabsichtlich eingeführte Benennung der Turnübungen nach den Geräthen nicht, und er stellte eine von den Bewegungsmöglichkeiten des Leibes hergeleitete Eintheilung der Uebungen dafür auf, die ihm in ganz natürlicher Folge sogleich auch den Einblick in die unendliche Mannichfaltigkeit des dem Turnunterrichte zuzuführenden Uebungsstoffs, im Gegensatz zu seiner bis dahin bekannten dürftigen Benutzung, erschloß. Die von Spieß dem Turnunterricht gegebene vernunftgemäße Grundlage, die in seiner Turnlehre von den Freiübungen des menschlichen Körpers, d. h. den ursprünglichen Bewegungen (Urbewegungen) desselben ausgehend, alle natürlichen oder künstlichen Beziehungen der leiblichen Thätigkeit des Menschen zur Außenwelt umfaßt, wird jetzt zwar kaum noch in ihrem Werthe angefochten, allein ganz anders ist es mit den gleichzeitig von ihm gemachten erzieherischen Forderungen, die Unterrichtsräume für die Leibesübungen mit den übrigen Schulräumen zu verbinden, den Unterricht an eine nur mäßige Zahl von vielleicht 60 Schülern gleichzeitig zu ertheilen und dabei die Klasseneintheilung beizubehalten, den Turnunterricht endlich an einen auch im Geistesunterricht bei der Schule beschäftigten Lehrer in Stunden zu übertragen, die unmittelbar in Zusammenhang mit den übrigen Unterrichtsstunden, gleichviel ob zwischen oder nach denselben, zu bringen sind. Spieß selbst sagt in der seinerzeit der großherzoglich hessischen Regierung eingereichten Denkschrift betreffs seiner Forderungen:

„Wie jeder Schulunterricht, so muß auch das Turnen in der Regel klassenweise, d. h. in solchen Abtheilungen von Schülern gegeben werden, die miteinander bereits einen Lernkörper in der Schule bilden. Die Gründe, die hierbei leiten, sind dieselben, aus welchen bei allem andern Unterricht die bloße Menge möglichst nach Altersstufe, Kenntnissen, Fertigkeiten und nach Lebensreife geschieden und abgetheilt wird. Die Zeiten für das Turnen müssen innerhalb der übrigen regelmäßigen Schulzeiten gesetzt werden und beschränken sich am zweckmäßigsten auf die Dauer von einer Stunde für eine Klasse, können dann aber sowol zwischen als auch ans Ende der übrigen Lehrstunden der Vor- und Nachmittage derselben gelegt werden. Wird es beliebt, außer den regelmäßigen Schulzeiten, z. B. zur Sommerszeit, noch an bestimmten Abenden Turnübungen und Turnspiele mit mehrern vereinigten Schülerabtheilungen vorzunehmen, wie dieses bei der reifern Jugend von Gymnasien und höhern Bürgerschulen zu erwarten steht, so geschieht dies unbeschadet des Fortganges der regelmäßigen Turnstunden in der Schule. Aller Unterricht, wenn er einen regelmäßigen Betrieb und Fortgang haben soll, bedarf angemessener Räumlichkeiten und geeigneter Unterrichtsmittel. Soll die Schule ihre Wirkungen auf Erziehung der Schüler durch Aufnahme des Turnens naturgemäß ausweiten und damit den Kreis ihrer Thätigkeiten vervollständigen, so ist dies nur dann möglich, wenn ihr auch für das Turnen die dazu unumgänglich nothwendigen Räume und Geräthe in der Ausdehnung und Beschaffenheit hergestellt werden, wie sie den Anforderungen der besondern Schule dafür entsprechen. Zu einer Schulanstalt in diesem Sinne

gehört, und zwar in möglichst nahem Anschluß an das Schulgebäude, ein Turnsaal mit einem damit verbundenen Spiel- und Uebungsplatze im Freien, von einer solchen räumlichen Ausdehnung und mit einer solchen Auswahl und Anzahl von Turngeräthen, daß eine jede der vollzähligen Schulklassen unbeengt beschäftigt werden kann. Der Turnsaal mit gedieltem Boden wird zunächst für den regelmäßigen, fortgehenden Unterricht verwendet und ist so einzurichten, daß zur Sommerszeit bei geöffneten Thüren und Fenstern Luft, Licht und Schatten nach Bedürfniß zugelassen werden kann; zur Winterszeit und bei unfreundlicher Witterung aber im heizbaren Raume der nothwendige Schutz und Schirm gewährt wird. Der Spiel- und Uebungsplatz im Freien ist für die Uebungen, welche vorzugsweise das Freie und die wärmere Jahreszeit begünstigen; dann aber auch zu Uebungen und Spielen, welche der Winter zuläßt. Nur wenn die Turnräume in der Nähe der Schule liegen, kann ein geregelter Wechsel des Turnens mit andern Unterrichtsstunden eintreten, ein Umstand, der, abgesehen von der dabei einzuhaltenden Zeitordnung und Zeitersparniß sowie ferner der nur dann möglichen Ueberwachung von seiten der Schule, das Wohlthuende herbeiführt, was durch ungestörte Aufeinanderfolge ungleichartiger Beschäftigungen, der mehr geistigen und mehr leiblichen, für Schüler wie Lehrer von größtem erzieherischen Werthe ist."

Dagegen wendet nun Maßmann, der alte Schüler Jahn's, am Schlusse einer 1848 dem preußischen Unterrichtsministerium überreichten Denkschrift ein:

„Ich habe in meiner Denkschrift wie auch anderwärts streng gegen den Klassengeist und Gymnasialstolz, noch bestimmter gegen das Turnen nach einzelnen Klassen gesprochen, ja auch gegen das einzelne Stundenturnen. Ich verrede nicht, wenn die Schule in den freien Zwischenstunden das ungeregelte Herumschwärmen zum rüstigen, gemeinsamen Spiele oder auch zu regelmäßigen, doch frei gewählten Uebungen steigert; aber mit besondern, in den Unterrichtsplan eingefügten Turnstunden ist die Sache nicht abgethan. Erstlich entspricht das Maß der Bewegung nicht der Masse des Sitzlebens, weder im ganzen noch im einzelnen. Selten ferner sind die Räumlichkeiten umfassend genug, um allen gleich gerecht zu werden; auch ein enger, einförmiger Spielhof, keine fernsichtige Heide, kein frischer Wald, wo die Sinne sich üben und die Kräfte des Geistes ihr Wettspiel treiben. Endlich aber entspricht das Turnen nicht einem einzelnen Lehrfache, sondern dem ganzen geistigen Lerngebiete, schon nach seinem Reichthume an den verschiedensten Richtungen der Bewegung und Uebung. Turnen aber ist nicht blos leibliche Bewegung und Uebung, Turnen ist Leben."

Und ganz in demselben Geiste spricht sich die „Berliner Turnerschaft" in einem Aufsatze („Deutsche Turn-Zeitung", 1865, Nr. 28) gegen Kluge, den unbedingtesten Vertreter Spieß'scher Turnweise in Berlin, welcher die Menge der in der großen Turnhalle gleichzeitig turnenden Lehrlinge (3—400), die Unzweckmäßigkeit des Saales überhaupt, aus dem vier kleinere Säle gebildet werden könnten, den darin aufwirbelnden Staub und den durch eine unzweckmäßige Einrichtung des Fußbodens verursachten betäubenden Lärm der Uebenden zu tadeln findet, folgendermaßen aus:

„In den Störungen der 500 zusammen Turnenden in der riesengroßen Halle erkennen wir das einheitliche Zusammenklingen von 500 jugendlichen Herzen. . . . Wer in turnerischer Erziehung nur die Anlernung äußerer Formen und Ordnung sieht, dem wird das eine Störung sein, was für uns ein willkommenes Erziehungsmittel ist. . . . Jahn sagt: «Da wird alle Anstrengung leicht, und die Last Lust, wo andere mit wetturnen. Einer erstarkt bei der Arbeit an dem andern, stählt sich an ihrer Kraft, ermuthet sich und richtet sich empor. Ein Beispiel wird so das Vorbild und reicht weiter als tausend Lehren. Der Turnplatz ist kein Drillort und kann also nicht von Schulsteifheit starren.» Es ist seit lange ein Wunsch gewesen, den zu verwirklichen wir mit allen Kräften be-

strebt waren, weil nur in Räumen, die das Gemüth frei machen und erheben (z. B. in Waldes- und Tempelshallen), und in Massen, die als mächtige Strömungen auf den einzelnen wirken, ein gehobenes und veredelndes, frisches und volles Leben — und ein solches soll «ein wahres Jugendturnen» sein — sich entwickeln kann, nicht aber in eingebauten engen Höfen und Sälen und in äußerlich aufgezwängten pedantischen Formen, die nur ein Treibhausleben erziehen."

Feld und Wald sind aber nun einmal nicht in der Mitte der Städte, ebenso wenig wie städtische Schulen hinaus in den Wald zu versetzen, darum, sollte man meinen, müßten minder geeignete Plätze auch genügen, und da jeder Schulanstalt zweckmäßige Turnräume zugesellen ebenfalls nicht immer möglich ist, so liegt es nahe, daß man auf gemeinschaftlichen Turnplätzen und in gemeinschaftlichen Turnhallen dem allgemeinen Bedürfnisse zu entsprechen sucht. Wenn das Bessere nicht zu erreichen ist, kann das Gute nicht als dessen Feind bezeichnet werden. Eine Verständigung in dieser Ansicht wäre leicht genug, aber es stellt sich leider heraus, daß beide Theile nur zu oft, man möchte sagen — aus Widerspruchslust die Spieß'schen und Jahn'schen Ansichten mit der schon gerügten gemeinschädlichen Schroffheit und Starrheit vertreten, ohne auf eine durch Zeit und Umstände gebotene Abänderung derselben einzugehen. Wenn aber schon Männer wie Maßmann mit den oben angeführten Worten: „Ich verrede nicht u. s. w.", oder Spieß mit den andern: „Wird es beliebt, außer der regelmäßigen Schulzeit u. s. w.", gleichviel ob freiwillig oder durch die Umstände gedrängt, die Hand zur Verständigung reichen, so dürfte es ihren Jüngern noch besser anstehen, wenn sie in der Erkenntniß, daß ihre gegenseitigen Bestrebungen sich nicht ausschließen, sich endlich einmal die Hände reichten und mit vereinten Kräften der Förderung der Sache des Turnwesens zu dienen gelobten. Wie nothwendig eine solche Einigung der Turner über die Mittel und Wege dazu geworden, das zeigt das Beispiel Berlins, dessen wir hier etwas näher gedenken möchten.

Berlin, das nun einmal zum Vorkämpfer in allen großen, das deutsche Volk berührenden Fragen in Staat und Gemeinde, in Kirche und Schule bestimmt scheint, kann durch Hindeutung auf die Namen Jahn, Eiselen, Waßmannsdorff (Spieß) und Rothstein, deren Träger ihm der Wirkungs- oder doch der Geburtsstätte nach angehörten oder angehören, schon seinen Anspruch auf die bedeutungsvollste Rolle in der Entwickelung des deutschen Turnwesens begründen. Ist es auch fraglos, daß an vielen andern Orten des gemeinsamen Vaterlandes das Turnen gegenwärtig zu einer erfreulichern Blüte gelangt ist als in Berlin, so ist doch auch nicht zu verkennen, daß nirgends ein so ernster Kampf um den eigentlichen Kern der Sache, um die Gestaltung desselben zu einem lebendigen Gliede der ganzen Volkserziehung geführt wird als dort. Anderswo mag das Turnen in Schulen und Vereinen eifriger, ruhiger — und wie man nun einmal im Deutschen eine gewisse Art von Gedankenlosigkeit zu bezeichnen pflegt — gemüthlicher getrieben werden, das Volk im allgemeinen kann sich auch schon mehr damit befreundet haben, aber gleichwol reicht an Großartigkeit der vorhandenen staatlichen und städtischen Mittel im Dienste des Turngedankens keine andere deutsche Stadt an Berlin. Allerdings wird durch den besprochenen leidigen Streit die gedeihliche Entwickelung des Turnwesens aufgehalten, allein wo Staat und Gemeinde, Regierung und Volk sich gleich thätig desselben annehmen, ist wenigstens seine Zukunft sichergestellt. Der berliner Turnhader geht mehr noch als anderswo vielleicht aus den verschiedensten sich kreuzenden Nebenursachen hervor: aus dem gekränkten Ehrgefühl einzelner Persönlichkeiten, aus politischen Gegensätzen, wie sie allüberall eine Rolle spielen. Das Vertrauen ist nach allen Seiten hin abhanden gekommen, und wenn der Volksmann doch heute auf falscher Fährte sein dürfte, sobald er annimmt, die Regierung trete seiner Auffassung des Turnwesens nur darum entgegen, weil sie demagogische Umtriebe dahinter wittere, so trägt die

Regierung wieder eine Mitschuld, weil es noch unvergessen geblieben, mit welchem Nachdruck sie die schwedische Auffassung des Turnwesens gegenüber der deutschen begünstigte. In Wahrheit weiß jede Regierung recht gut, daß ein großer Theil der Führer auf dem Gebiete des Turnwesens nicht geeignet ist, sich auf politischem Gebiete hervorzuthun, und daß der nach Regierungsansichten vielleicht nicht ungefährliche Rest viel zu sehr anderweitig auf der Weltbühne beschäftigt ist, um Zeit zu erübrigen, sich aus dem Häuflein ihm willfähriger Turner eine Leibgarde zu erziehen. Etwas anderes ist es mit den Erwägungen, zu welchen die Regierungsansichten über die Volkserziehung überhaupt in turnerischen Kreisen Anlaß geben können, denn von ihnen hängt allerdings das Gedeihen und die Frucht des ganzen Turnunterrichts ab, und es ist lehrreich, in dieser Beziehung einen Blick auf jenen Zwischenfall im deutschen Turnleben zu werfen, der die schwedische Turnbetriebsweise betrifft, da er gerade den Beweis liefert, wie die preußische Regierung gegenwärtig einen unbefangenern Standpunkt einnimmt als vor mehrern Jahren.

Die Regierung hatte im Jahre 1845 zwei Offiziere, die Herren Techow und Rothstein, nach Schweden entsendet, um dort den Aufsehen erregenden, von dem damals schon verstorbenen Ling eingeführten gymnastischen Unterricht kennen zu lernen. Während von den beiden Offizieren nach ihrer Rückkehr der erstgenannte, ein ausgezeichneter Schüler Eiselen's, infolge der Wirren des Jahres 1848 leider seiner Heimat entzogen wurde, kam der andere dagegen mit seinen in Schweden gewonnenen Ueberzeugungen alsbald in gewissen Regierungskreisen zur vollen Geltung. Diese Ueberzeugungen nun konnten der Natur der Sache nach nur dem praktischen Turnunterricht gelten, beispielsweise der Einführung neuer Uebungen, wie derjenigen mit gegenseitiger Stützung der Uebenden unter sich, oder der Beseitigung alter, unnütz oder gemeinschädlich erachteter Geräthe, wie des Barren; denn der Geist des Turnunterrichts war von Jahn und Spieß in seinen Umrissen für das Volksturnwesen so genügend festgestellt, daß hierin kein Reformator mehr auftreten konnte. Das erkannte aber die Regierung anfänglich nicht, und es mußte erst ein Streit über den Werth oder Unwerth des letzterwähnten Geräths ihr die Einsicht verschaffen, wie willkürlich die Unterscheidungsmerkmale zwischen dem schwedischen und deutschen Turnen aufgestellt waren. Rothstein, welcher mit Leidenschaft für die Ling'sche Anschauungsweise des Turnbetriebs Partei genommen und in Maßmann in Wort und Schrift (vgl. z. B. „Altes und Neues vom Turnen", Berlin 1849) einen erbitterten Gegner gefunden hatte, verstieg sich überdies in seiner Verbitterung darüber in seinen Turnschriften zu den unbegründetsten Behauptungen über die Gemeinschädlichkeit des Jahn'schen oder deutschen Turnwesens. So war es nur natürlich, daß der sonst persönlich liebenswürdige Mann sich zuletzt überall in Deutschland entschiedene und oft ihm überlegene Gegner erweckte, wie z. B. in dem Streite über den Barren, in welchem wissenschaftliche, besonders ärztliche Autoritäten im Widerspruch mit ihm die Trefflichkeit dieses Geräthes bewiesen. Er bedurfte seiner ganzen energischen Thätigkeit, um sich der Regierung gegenüber bis zu seiner in den letzten Jahren erfolgten Enthebung aus seinem Wirkungskreise in seiner Eigenschaft als Dirigent der nach seiner Angabe erbauten, aus drei geräumigen Unterrichtssälen und verschiedenen Nebenräumlichkeiten bestehenden königlichen Centralturnanstalt zu behaupten. Mit seinem 1865 erfolgten Tode und mit der Erinnerung an ihn dürfte auch die an den gewaltsamen Anlauf schwinden, den die schwedische Turnweise unter seiner Führung genommen, um den Jahn'schen Gedanken des deutschen Volksturnwesens vollkommen abzuschwächen. Wer die 54 Civilzöglinge gedachter Anstalt im letzten Winterhalbjahre 1865—66, wie wir, gesehen und beobachtet und von der aus verschiedenen Schriftstücken ausgeprägten besonnenen und unparteiischen Lehrrichtung des ersten Civillehrers Dr. Euler Kenntniß genommen, muß zu der Einsicht

fordern, und schließlich es bei einer gleichzeitigen Bewegungsausführung vieler dem Lehrer unmöglich ist, oft sehr wichtige Fehler in der Leibeshaltung der einzelnen zu beobachten, geschweige denn auf der Stelle zu berichtigen, so wird man es in Bezug auf den Erfolg, der doch unzweifelhaft die Hauptsache bleibt, ziemlich gleichgültig finden, ob unmittelbar oder mittelbar, ob mit oder ohne Vorturner der Unterrichtsgang noch manches zu wünschen übrigläßt. Mit dieser Bemerkung soll zwar keineswegs der nicht anzugreifende Werth der Gemeinübungen herabgesetzt, indeß doch auch auf die Möglichkeit der Gefahr aufmerksam gemacht werden, daß hierbei wie bei dem durchdachten Spiel mit Freiübungsformen allzu sehr der Form anhängende, einseitig handelnde Lehrer zum Schaden eines gedeihlichen Turnunterrichts, welcher das Bewegungsbedürfniß des Schülers zunächst ins Auge zu fassen hat, den Schein für das Wesen nehmen und die demselben gewidmete, ohnedies karg zugemessene Zeit gewissermaßen vertändeln können.

Der Umfang, den das städtische Turnwesen Berlins genommen, nachdem auch der Turnunterricht in den preußischen Volksschulen obligat geworden, führte nothgedrungen zu verschiedenen ihm besonders gewidmeten behördlichen Einrichtungen, so zur Wahl einer eigens für die Regelung desselben bestimmten Abtheilung der städtischen Verwaltung, das Turncuratorium genannt. Im Verlauf der letzten Jahre, und namentlich wol infolge des Haders in dem Kreise der sogenannten Turnkundigen, haben sich die Begriffe über die Befugnisse dieses Turncuratoriums verwirrt, und ist es jetzt Sache ernster Erwägung zwischen Stadtrath und Stadtverordneten, ob seine bisherige Gestalt beibehalten, verändert oder die ganze Einrichtung wieder aufgehoben und die betreffenden Geschäfte von dem Schulcollegium, den Stadtschulräthen insbesondere, etwa unter einfacher Hinzuziehung eines technischen Beiraths übernommen werden sollen. Gegenwärtig wird diese Stelle von dem Dirigenten der städtischen Turnhalle in seiner Eigenschaft als städtischer Oberturnwart mit versehen. Die nachfolgend verzeichneten, mit unsern vorgängigen Bemerkungen zu vergleichenden Gesichtspunkte, von welchen der aus 36 Mitgliedern bestehende berliner Turnlehrerverein diese Angelegenheit auffaßt, geben ein Gesammtbild der Fragen, deren Entscheidung von den Entschlüssen der Stadtbehörde erwartet wird. Der Verein sagt:

1) Eine wahrhaft gedeihliche Entwickelung kann das Schulturnen nur im unmittelbaren Anschlusse an die Schule haben, und es müssen daher alle Einrichtungen für dasselbe so getroffen werden, daß dieser Anschluß möglich ist.

2) Es sollte daher jede Schulanstalt auch ihre Turnanstalt haben, in welcher der Turnunterricht in derselben Weise und Art ertheilt wird wie jeder andere Unterricht der Schule. Der Turnsaal ist dann eben nur die Turnklasse (vgl. Singesaal, Zeichensaal u. s. w.)

3) Das Verhältniß des Turnlehrers sollte kein anderes zum ganzen Organismus der Schule sein als das jedes andern ordentlichen wissenschaftlichen oder technischen Lehrers.

4) Es sind, namentlich in der großen Stadt, Verhältnisse denkbar, nach welchen das Turnen in besondern Turnräumen ertheilt werden muß. Die Organisation muß dann aber doch im Sinne von 1, 2, 3 getroffen werden.

5) Die ganze pädagogische und methodische Seite des Turnens fällt dann dem Leiter solcher Anstalten, resp. den Lehrern derselben zu. Sie sind dafür theils den Schuldirectoren, theils dem städtischen Schulrathe (Schuldeputation) verantwortlich.

6) Die äußere Leitung und die Beaufsichtigung aller äußerlichen Dinge: Bauten, Gerätheinrichtungen u. s. w., fällt der Commission, die seitens der städtischen Behörde für diese Angelegenheit eingesetzt ist, zu; eine Beaufsichtigung, resp. Controle des eigentlichen Unterrichts kann derselben unter keiner Bedingung zugestanden werden.

7) Besondere Aufsichtslehrer der Schule, die wol gar für die Disciplin während des

Turnunterrichts verantwortlich sein sollen und entweder selbst dem Turnlehrer gegenüber in eine schiefe Stellung gerathen, oder diesen in eine solche bringen, sind überflüssig, sobald der Director der Schule sich mit der Turnanstalt, namentlich mit dem Dirigenten derselben in den rechten Zusammenhang stellt.

Diese Gesichtspunkte, vornehmlich Punkt 4, athmen in hohem Grade den versöhnlichen Geist, welcher den unerquicklichen, den städtischen Behörden wie sicherlich den Betheiligten selbst lästig fallenden Streit auszugleichen im Stande ist, einen Streit, über dessen Schlichtung wir schon gelegentlich eines Aufenthalts in Berlin im Jahre 1857, in der „Deutschen Turn-Zeitung" (1857, Nr. 20), in dem obengeäußerten Sinne schrieben: „Statt Magistrate und sonstige Behörden jetzt mit langen Abhandlungen über die Zweckmäßigkeit des einen oder andern Systems zu verwirren, da sie darin doch schwerlich ein richtiges Urtheil fällen können, sollten alle Kräfte sich vereinigen, die Zeitrichtung im Schaffen guter und zweckmäßiger Anstalten zu unterstützen." Möge es endlich heute dahin kommen!

Die Verliebtheit in Formen, gleichviel ob rein technischer und künstlerischer oder erzieherischer Natur, welche der Entwickelung des Turnwesens, nachdem das Hinderniß seiner frühern politischen Anrüchigkeit glücklich überwunden, heute noch manchmal im Wege steht, scheint, um nun wieder von berliner Zuständen zu allgemein deutschen überzugehen, in neuester Zeit in Stuttgart einen der tüchtigsten deutschen Turnlehrer, den Professor Jäger, bekannt als Verfasser der erlanger Preisschrift „Die Gymnastik der Hellenen", gleichfalls zu einer eigenthümlichen Gestaltung seines Unterrichts zu verleiten. Anfang 1862 von Zürich zur Direction der königlich würtembergischen Turnlehrerbildungsanstalt nach Stuttgart berufen, ließ sich's Professor Jäger alsbald angelegen sein, nach erhaltener behördlicher Genehmigung die von ihm verfaßte Turnordnung zur Grundlage seiner ganzen Thätigkeit zu machen. Dieselbe weicht in einigen Punkten entschieden von der an andern Orten üblichen ab. Obgleich sie weder den Jahn'schen noch den Spieß'schen Grundgedanken verleugnet, sucht sie doch in einigen Bestimmungen eine Art ursprünglicher Richtung einzuhalten. Eine derselben betrifft, unter sonstiger Beibehaltung der Schulklassen, die Eintheilung der Schüler in eine Gruppe jüngerer, vom 10. bis zum 14., und in eine zweite älterer, vom 14. bis zum 18. Lebensjahre, welcher jeder gewisse Uebungsformen vorzugsweise zugewiesen sind. So z. B. werden die Uebungen am Reck, Barren, Schwingel und Klettergerüst für die Gruppe der jungen Turner als allgemein verbindlich nicht angesehen, dagegen denselben für die Gruppe der ältern die Fechtübungen noch hinzugefügt. Immerhin bilden diese Bestimmungen aber noch kein eigentlich entscheidendes Merkmal der Jäger'schen Turnweise, diese ist erst in der andern Bestimmung zu suchen, vermöge welcher alle Frei- und Ordnungsübungen nur unter Belastung der Schüler mit eisernen, 3 Fuß langen und 6 Pfd. schweren Stäben oder mit Hanteln ausgeführt werden, und zwar ausdrücklich in der Absicht, damit ihre sich vorbereitende Wehrtüchtigkeit im Dienste des Vaterlandes zu verstärken. Kapff, Professor in Ulm, ein Schüler Jäger's, äußert sich über diese nach ihm einen neuen Zeitabschnitt begründende Turnweise in Nr. 5 der „Deutschen Turn-Zeitung" von 1865 wie folgt: „Jäger hat einen sehr glücklichen Griff gethan, indem er dem Soldatenspiel der Jugend damit eine ernste Seite abgewann. Ausgehend von der Ansicht, daß eine Nachahmung der wirklichen Waffe, die zu tragen der Knabe natürlich zu schwach ist, wie z. B. ein hölzernes Gewehr ihm selbst kindisch erscheint, weil es zu leicht ist und zu einer pünktlichen Handhabung nicht taugt, gibt er dem Schüler den Eisenstab in die Hand und nennt ihn Gewehr, nicht blos weil er das Gewehr vertritt, sondern da er in Wirklichkeit Gewehr ist, denn er dient zugleich als Gewehr und eignet sich vermöge seiner Schwere zu den gewöhnlichen beim Schießgewehr eingeführten Handgriffen, die in der Turnschule

genau beschrieben sind. Durch kurze Befehle werden die Bewegungen zur Ausführung gebracht. So er spricht, so geschieht es, und so er gebietet, steht es da. Der Befehl trifft wie ein elektrischer Schlag zunächst das Denkvermögen des Schülers und fährt dann mit momentaner Geschwindigkeit in die Glieder, und was er will, ist erreicht." Dann fügt Kapff, nachdem er noch der strengen Jäger'schen Disciplin das beste Lob gespendet, seinen übrigen Worten in Bezug auf einige Einwendungen hinzu: „Es langweilt die Schüler, das mag zuweilen der Fall sein, aber um Himmels willen, ihr Herren Pädagogen, die ihr solches behauptet, ist denn das Lernen der Declinationen und Conjugationen nicht auch zuweilen sehr langweilig?" Nicht weniger ehrenvoll klingt auch ein neueres Urtheil eines Unbefangenen über die Jäger'sche Art des Betriebs der Ordnungsübungen in Nr. 2 der „Deutschen Turn-Zeitung" von 1866: „Die von Jäger eingeführte und ohne übertriebene Strenge musterhaft durchgeführte männliche Bestimmtheit in den Ordnungsübungen ist für unser Knabenturnen geradezu unentbehrlich. Sie sollten nur einmal eine stuttgarter Abtheilung neben einer andern üben sehen; ich bin überzeugt, der Augenschein würde sofort durchschlagen. Nicht als ob ich die Leistungen anderswo geringschätzte, aber der Vergleich der beiderseitigen Eindrücke hat mich entschieden darin bestärkt, daß ich das Spieß'sche Turnen nur für Mädchen als mustergültig ansehen kann, nicht aber für Knaben." Diesen Urtheilen einiger seiner Verehrer lassen wir hiermit gleich die eigenen Worte Jäger's über seinen Turnunterricht folgen, wie er sie in Nr. 51 der „Deutschen Turn-Zeitung" von 1865 niedergelegt hat: „Es bildet einen Grundartikel unsers neuen Schulturnens", schreibt er, „daß jede Woche ihre «Freiturnstunde», jeder Monat auch in den ordentlichen Turnstunden seine Turnspiele, jedes Jahr seine Turnfahrten und seine Schwimm- und Eislaufpartien und jede einzelne ordentliche Turnstunde, in deren Führung vorab alle körperlichen Strafen und alle heftigen verletzenden Rügen ausdrücklich untersagt und sorgsamste Pflege des Ehrgefühls zu besonderer Pflicht gemacht sind, auch ihre Pausen habe, in welchen der Lehrer mitten zwischen den befehlsweisen Unterricht hinein, welcher die eine Hälfte der Stunde auszufüllen pflegt, herzlich wohlwollend, freundlich anregend, heiter scherzend den einzelnen nahe tritt und sie nicht nur frei gewähren läßt, sondern eben selbst auch ein bischen «jung» ist." Und um nun dann zu zeigen, auf welche Weise der Lehrer die Jugend durch Theilnahme an ihren Uebungen, durch Aus- und Zurufe anfeuern kann, führt er einige von ihm zu ähnlichem Zwecke gedichtete Verse, den Lauf, den Sprung, den Weitwurf, den Zielwurf und den Ringkampf betreffend, an. Es sind dies diejenigen fünf Uebungsarten, welche Jäger gleich dem griechischen Pentathlon als die Hauptübungen seiner Schule bezeichnet.

„Unsere Jugend soll nicht mehr gleich Sklavenkindern, die man von Waffen und Waffenspiel fern hält, in dumpfen Pfaffenschulen dahinleben und in Unkenntniß ihrer eigenen Kraft dahinschrumpfen." Mit diesen Kraftausdrücken sucht Jäger in Nr. 49 der „Deutschen Turn-Zeitung" von 1865 die Frei-, Sprung- und Wurfübungen unter Belastung der Schüler mit eisernen Stäben oder Hanteln ganz besonders zu empfehlen, allein es will uns bedünken, daß er in seinem Eifer übersieht, wie wenigstens die in solcher Weise ausgeführten Ordnungsübungen nur sehr mäßig die Erkenntniß der eigenen Kraft zu fördern geeignet sind. Da, wo eine Uebung auf Befehl von mehrern gleichzeitig ausgeführt wird, wird die Aufmerksamkeit der Uebenden unter allen Umständen getheilt. Sie richtet sich auf den Eindruck, den sie nach außen machen wollen und sollen, und nur untergeordnet — wenn überhaupt — auf die Zunahme des eigenen leiblichen Kraftgefühls. Darum ist Kapff auch in einem Grundirrthum befangen, wenn er hinter dem „so er spricht, so geschieht es, und so er gebietet, steht es da", einen so besonders bemerkenswerthen Erfolg jener Uebungen wittert. Derselbe ist und kann kein anderer

sein wie bei allen mit militärischer Strenge durchgeführten Uebungen: der einzelne wird im Dienste des Ganzen zur Maschine, und nur dadurch, daß ein Mann wie Jäger durch Wort und Beispiel seine Schüler geistig belebt, wird ihnen auch hierbei „die Last Lust", wie sein Vorbild Jahn sagt und wie in der That Dr. Euler in Berlin bei einem Besuche der Jäger'schen Turnstunde beobachtet zu haben erklärt. Mehr oder weniger hat jeder tüchtige Turnlehrer bei seinem Unterrichte ähnliche Erfahrungen gemacht, und eben darum kann Professor Jäger mit seinem bestechenden glanzvollen Auftreten wol unsere Theilnahme erwecken, ja selbst unsere Bewunderung erregen, aber in der Sache selbst ist seine Theorie damit doch nur einem Irrlicht vergleichbar, welches den Erzieher auf Abwege führt. Schwer zu begreifen ist es übrigens, wie derselbe einsichtsvolle Mann, welcher das größte Gewicht auf die Vereinfachung der Uebungsformen legt, andererseits die freie Bewegung der Jugend, im Hinblick auf deren dereinstige Wehrpflicht, mit dem Tragen der Stäbe andauernd einem unnatürlichen Zwange unterwerfen kann, da er doch selbst das Wehrturnen nur als die eine Seite seiner Betriebsweise des Turnunterrichts betrachtet. Es ist das dieselbe Versündigung an dem jugendlichen Geiste, wie sie der neuerdings in Süddeutschland nach dem Muster der Schweiz eingeführten und eingerichteten Jugendwehr zu Grunde liegt, eine Art Soldatenspielens, das von Schweizern selbst als das „schon X mal dagewesene Paradegeschulter und Herumgeträppel" bezeichnet wird. (Vgl. Bücklin, „Der Paradiesapfel", Zürich 1865.) Sonderbar genug, daß der Gedanke daran so um sich greifen konnte! Dieselben Männer, welchen die zweijährige Dienstzeit in Preußen schon zu hoch gegriffen erscheint, bedenken sich nicht, zwölfjährige Buben schon mit der Flinte zu belasten und ihnen eine achtjährige Vorbereitung zu ihrer dereinstigen Dienstpflicht zuzumuthen, und dieselbe koburger „Deutsche Wehrzeitung", welche mit gewaltigen Worten für die Befreiung des deutschen Volks von der Zwangsjacke des Soldaten eifert, scheut sich nicht, in ihrer Nr. 104 von 1866 in einem Briefe für das versteifende Exercirwesen mit folgenden Worten einzutreten: „Sie halten es für unmöglich, daß Disciplin, Ehrgefühl, Treue, kurz die innere Ausbildung in den Jugendwehren erzielt werden können — und solange die Freiwilligkeit herrscht, mögen sich diesem Ziele allerdings manche Schwierigkeiten entgegenstellen; allein die freiwilligen Jugendwehren sind auch nicht das Ziel, sondern lediglich ein Mittel zur Erreichung der obligatorischen militärischen Jugenderziehung, und in dieser werden alle jene Tugenden leicht erlernt werden." Und doch ist von allen deutschen Schulzöpfen, die sich jemals breit gemacht, der der Jugendwehrschule nach dem Plane jener Herren der allergrößte, und käme er durchgreifend zur Geltung, würde er auch der dem deutschen Geiste allerverderblichste sein. Niemals wird der verständige Erzieher überzeugt werden können, daß der geistig geweckte und durch Turnübungen leiblich erstarkte Jüngling nicht in kürzester Frist den einfachen Heeresdienst zu erlernen vermöchte. Von den zahllosen Stimmen, welche in turnerischen Kreisen gegen die Einrichtung der Jugendwehr — nicht gegen die Waffenübungen der herangewachsenen Jugend, auch nicht gegen eine gewisse Uebereinstimmung der Ordnungsübungen mit den üblichen militärischen Marschübungen — laut geworden, wollen wir hier nur die Worte zweier in ihrer Auffassung des Turnwesens sich schroff gegenüberstehender Männer, des verstorbenen Majors Rothstein und des Dr. Waßmannsdorf in Heidelberg, erwähnen. Ersterer sagt in seiner 1862 erschienenen Schrift „Die königliche Centralturnanstalt zu Berlin": „Nicht soll und will die rationelle Gymnastik den militärischen Erzieher und Exercirmeister entbehrlich machen; sondern, im Verfolg ihres rein pädagogischen und gymnastischen Zwecks, führen ihre Uebungen von selbst dahin, daß die herangewachsene Jugend dem Exercirmeister leichter, rascher und sicherer folgen, die rein militärische Uebung des Rekruten wesentlich gefördert und für die andern Zweige des Heer- und Wehrdienstes ein Zeitgewinn erlangt werden

könne", und letzterer, indem er sich gegen den vorjährigen Beschluß des Nationalvereins zu Gunsten der Jugendwehr wendet, gibt sein Urtheil in der Sache in den „Neuen Jahrbüchern für die Turnkunst", 12. Band, also ab: „Selbst nicht durch den innigsten Anschluß an die Reform des deutschen Heerwesens kann der Errichtung von Soldatencorps der Schuljugend in Deutschland ein Recht und eine Zukunft zuerkannt werden. In der Schweiz mag man der Gewöhnung wegen Cadettenübungen immerhin auch in Zukunft treiben; ihre versuchte Einführung bei uns, das Ungenügende (einseitige, specifisch-soldatische Abrichtung) statt des Bessern (allseitig bildende, allseitig kräftigende körperliche Anstrengungen!) hieße einen Trumpf gegen das deutsche Turnwesen ausspielen, gegen dessen noch immer nicht gesicherte Einführung in die gesammte öffentliche Schulerziehung, gegen dessen Erhebung zu einem Schulfache für die Dorfschulen wie für Gymnasien und Lyceen. Selbst von einem Nebeneinander beider Dinge in den Schulen kann nicht die Rede sein; warum dem Unjugendlichen, dem Einseitigen einen Platz bereiten neben dem für die Jugend allein Geeigneten, allseitig Bildenden?" Wie wenig neu übrigens der Gedanke der Wehrhaftmachung des Volks zum Zwecke der Erhaltung seiner bürgerlichen Freiheit ist, ergibt sich unter andern aus Stellen in Adam Smith's berühmten Werke „Ueber die Quellen des Volkswohlstandes", wo mit markigen Worten des Uebels der stehenden Heere gedacht wird.

„Gehen, Laufen, Springen, Werfen, Spielen (natürlich Turnspiele), da haben wir die Ausdauer, die Schnelligkeit, die Gewandtheit, den sichern Blick und das Aufgeben der Individualität im allgemeinen Wettkampfe: was bedarf es mehr, um den ausgesprochenen Zweck der Heranbildung der heranwachsenden Generation zur Wehrtüchtigkeit zu erreichen?" So schrieben wir in einem Aufsatze: „Gedanken über den volksthümlichen Betrieb der Leibesübungen in Hinblick auf die allgemeine Wehrpflicht", in Nr. 9 der „Deutschen Turn-Zeitung", 1856, und wir fügen hier hinzu, daß, entsprechend der Jahn'schen Auffassung, diese Uebungen überhaupt für den Betrieb des Volksturnwesens genügend erachtet werden könnten, drängte nicht das Leben der heutigen Gesellschaft auch auf die Aufnahme des Kletterns und ihm an Einfachheit verwandter Uebungen in den Kreis der genannten. Zur Begründung ihrer Aufnahme wiederholen wir die trefflichen Worte, welche Dr. Lange in Duisburg in seinem lesenswerthen Werke: „Die Leibesübungen", ausspricht: „In dem ganzen Leben der modernen Welt spielt das Geräth oder Gerüst eine Rolle, welche das Alterthum nicht kannte. Wir denken dabei nicht nur an die industrielle Entwickelung der Neuzeit, obwol mit dieser alles weitere zusammenhängt. Wir finden im Kriegswesen ein Uebergewicht der Artillerie und daneben eigene Bautruppen in mannichfachen Abtheilungen. Das künstliche Befestigungssystem großer Städte und die weitgetriebene Terrainbenutzung, bei welcher Bäume, Gräben, Hecken keine zu wichtigen Gegenstände werden, entsprechen unsern hohen vielstöckigen Häusern, die mit Hülfe schwindelnder Gerüste erbaut werden, unsern künstlichen Verkehrsstraßen und der raffinirten, durch mancherlei Erfindungen und Maschinen unterstützten Bodenbenutzung. Man bedenke nun ferner unsere hohen Kirchthürme und die oft weit höhern Kamine der Fabrikanlagen; man bedenke die Schachte, Stollen und Fahrten der Bergleute, den Schaffner, der um die brausenden Eisenbahnzüge klettert, und den Steiger einer Löschabtheilung, der beladen durch Rauch und Qualm hindurch die Außenwand eines mehrstöckigen Hauses erklimmt; allenthalben wird man finden, daß bald im Gebrauch, bald in der Herrichtung jener Bauten und Geräthe der Mensch in die mannichfachsten Körperlagen entweder schon durch seine Arbeit versetzt wird, oder durch die geringste Störung versetzt werden kann." Indeß diesen und andern in der heutigen Gesellschaft obwaltenden Verhältnissen, würde Zeit und Uebungsgeräth auch dazu ausreichen, gerecht zu werden, muß sich der Turnunterricht aus erzieherischen Gründen versagen: er will wie der Geistesunterricht die

natürlichen Anlagen des Menschen entwickeln, der Schüler geht darum in erster Linie nicht auf den Turn- oder Tummelplatz, um irgendeine Bewegung zu erlernen, sondern um seine vorhandenen Leibesanlagen daselbst frei zur Entfaltung zu bringen und um seinem Thätigkeitstriebe einen freiern Spielraum zu verschaffen. Von diesem erzieherischen Standpunkte aus ist auch die Eintheilung des Unterrichts zu treffen, welcher in den Ur- oder ursprünglichen Bewegungen des Kindes seine Grundlage findet. Diese Urbewegungen in ihrer Rückwirkung auf den Gesundheitszustand des ganzen Körpers werden auf dem Turnplatze Zweck und Ziel, es sei ihre Ausführung nun eine freie, auf sich selbst beschränkte — Urbewegungen an sich — oder eine auch auf die Außenwelt bezügliche in der Unterordnung des Einzelnen unter die Gemeinschaft, in Uebung des Muthes, der Gewandtheit, der Geistesgegenwart u. s. w. —, woraus hervorgeht, daß Ausgangspunkt wie Zweck des Unterrichts auch stets in einem richtigen Verhältnisse stehen müssen. Die Vortheile, die dem Schüler auf dem Geistes- wie Leibestummelplatze erwachsen, sind die gleichen, sie werden praktisch, für das Leben brauchbar, wenn sie in Beziehung zu demselben gesetzt werden; doch muß die Schule, hier wie dort, an dem ideellen harmonischen Ausbaue der menschlichen Fähig- und Fertigkeiten festhalten, wenn sie nicht in Beschränktheit verfallen will, und die Natur der Sache bringt es mit sich, daß beim Turnunterrichte die Gefahr dazu näher liegt, je weniger dem Geiste die Regelung der Leibesthätigkeit zugewiesen wird. „Mens sana in corpore sano ist wol ein wahrer Satz, aber auch in dem Sinne zu verstehen, daß der gesunden Seele am gesunden Leibe etwas liegen, daß sie sich denselben erhalten, hervorrufen, wachsend dienstbar machen müsse, und sie dazu auf erzieherischem Wege zu erwecken, ist die theoretische Aufgabe des Turnunterrichts"; so schrieben wir in den „Neuen Jahrbüchern für die Turnkunst", 3. Band, in einem Aufsatze: „Ueber Theorie und Praxis im Leibesunterrichte", indem wir eine besondere Unterrichtsstunde, die sich leicht durch Veranschaulichung von Bewegungsformen belebend gestalten läßt, in der Schulklasse verlangten, in welcher der Lehrer unausgesetzt die Wechselbeziehungen zwischen Körper und Geist erläutern und die Schule auf die Erkenntniß derselben hinführen sollte, eine Auffassung der Sache, der schon Vieth in seiner „Encyklopädie der Leibesübungen" und Pestalozzi, der überhaupt die herrlichsten Andeutungen über die wahren Grundlagen des Turnunterrichts in der „Wochenschrift für Menschenbildung" (Aarau 1809) gibt, nicht fremd geblieben zu sein scheinen. Zu dieser anscheinenden Sonderung, in Wahrheit jedoch innigern Verschmelzung von Theorie und Praxis im Turnunterricht führt zuletzt die Erwägung, daß der Befriedigung des Bewegungsbedürfnisses des menschlichen Leibes unter allen Umständen in unserm so vielfach anderweitig in Anspruch genommenen Jugendleben die volle schulmäßig ihr zugesicherte Zeit gewahrt bleiben muß, ohne daß darum die zur geistigen Belebung des Leibesunterrichts durchaus nothwendigen Erläuterungen eine Einbuße zu erleiden haben. Wenn wir den Geist der Zeit recht erkennen, so drängt er darauf hin, daß der Mensch von frühester Jugend an sich selbst kennen lerne und daß er es dann auch nicht andern überlasse, einen bessern Richter über sein leibliches Wohlergehen abzugeben als er selbst. In Uebereinstimmung mit diesem nur vernunftgemäßen Streben nach Selbsterkenntniß hätte die Geistesschule nur ihren Unterricht auch auf dieses Gebiet zu erstrecken und Anthropologie, die Lehre vom Menschen, in allen ihren denkbaren Verzweigungen, entsprechend den Anforderungen der allgemeinen Bildungsstufe ihrer Zöglinge, in ihren Unterrichtskreis aufzunehmen. Bei dem heutigen Verlangen der staatlichen oder städtischen behördlichen Pfleger des Turnwesens, daß der Turnlehrer zugleich geprüfter Lehrer der Schulwissenschaften sein soll, ist es nur zu gewöhnlich, daß demselben der in gar keiner organischen Verbindung mit dem Turnen stehende Schreib-, Rechen- oder Sprachunterricht, statt des damit verträglichen in der Geschichte, Erdbeschreibung oder Naturgeschichte übertragen

wird, wodurch jene ohnedies anfechtbare behördliche Bestimmung auf den Werth einer bloßen Formalität zurückgeführt wird. Wie ganz anders könnte dagegen ein Turnlehrer zugleich als Lehrer der Menschenkunde in der reichsten Weise die Wechselbeziehungen zwischen seinen beiden Unterrichtszweigen ausbeuten, Turnen und Leben, Leben und Turnen miteinander verbinden!

Wir brechen hier mit der Darlegung der Ansichten, Wünsche und Ansprüche ab, welche auf dem Gebiete der Leibeserziehung noch wirr durcheinander um den Vorzug ihres größern Werths streiten, um uns nunmehr der Betrachtung der thatsächlichen Erfüllung des großartigen Jahn'schen Gedankens, der Erfrischung unsers Volksthums durch das Volksturnwesen in Staat, Gemeinde und Schule der deutschen Einzelländer zuzuwenden. Damit, daß Oesterreich im Jahre 1850 das Turnen als einen nothwendigen, wenn auch zur Zeit noch nicht obligatorischen Zweig des öffentlichen Unterrichts erklärte, erkannte es ein so wichtiges Moment in der Entwickelung des deutschen Turnwesens, daß wir kein Bedenken trugen, von dieser Zeit ab dessen allgemeine Werthschätzung sichergestellt zu erachten. Und in der That, wenn man erwägt, daß zu jener Zeit erst eine der blutigsten Revolutionen niedergeworfen worden und der kaum wieder befestigten Regierung alles daran gelegen sein mußte, jede Erinnerung an irgendwelche freiheitliche Bestrebungen fern zu halten, wird man in der Anerkennung der segensreichen Erfolge des Turnens von seiten Oesterreichs einen für ganz Deutschland bedeutenden Vorgang nicht verkennen. Die erste Folge davon war die glänzende Ausstattung der unter Rudolf Stephan's Leitung errichteten wiener k. k. Universitätsturnschule, sowie die Unterstützungen, welche den Turnschulen zu Prag, Graz, Hermannstadt u. s. w. zutheil wurden. In letztgenannter Stadt entwickelte sich das Turnwesen, nachdem der frühere, schon erwähnte Verein in der Revolutionszeit zu Grabe getragen worden war, unter fortgesetzter Leitung des Verfassers in einer kaum anderwärts vorgekommenen Weise; denn sämmtliche Turnschüler — und es waren ihrer im Jahre 1859 gegen 1000, von Elementar- bis zu Facultätsschülern aufwärts — erhielten daselbst neun Jahre hindurch auf Staatskosten durchaus freien Turnunterricht. Leider wurde indeß mittels kaiserlicher Entschließung vom 8. Sept. 1858, aus Ersparungsrücksichten, die Einziehung der den hervorragendsten Turnschulen im Lande gewidmeten Staatsunterstützung angeordnet, eine Maßregel, welche trotz der spätern freien constitutionellen Zeit ihre Gültigkeit noch immer behalten zu haben scheint. Was der Staat versäumte, ist theilweise von den Landtagen, den Gemeinden und einzelnen Turnvereinen für das Schulturnen nachzuholen versucht worden. So beschloß der Gemeinderath von Wien auf Anregung des Turnvereins daselbst, in seiner Sitzung vom 21. Mai 1862, das Turnen in den Volksschulen einzuführen, und so erklärte der salzburger Landtag unterm 4. Dec. desselben Jahres die Theilnahme am Turnunterricht als für Lehramtscandidaten verbindlich. Wenn nun aber auch die übrigen erbländischen Landtage der Sache in mehr oder minder bedeutsamer Weise ihre Theilnahme zuwendeten, so ist doch nicht zu leugnen, daß erst ein neuer, von der Regierung ausgehender Impuls das österreichische Turnleben wirksam fördern wird.

Nächst Preußen, dessen Turnleben in dem berliner bereits hinlänglich gekennzeichnet worden, ist es Sachsen, in welchem das Schulturnen, wenn auch zum großen Theile noch von Turnvereinen, besonders gepflegt wird. Schon im Jahre 1837 erhielt die Regierung von den Ständen eine bestimmte Summe für Turnzwecke bewilligt, doch erst 1849 gewann die Fürsorge derselben für das Schulturnen eine bestimmte Gestalt, indem eine Turnlehrerbildungsanstalt zu Dresden errichtet und der tüchtige Turnlehrer Lehmann zum Leiter derselben ernannt wurde. Bevor indeß noch die Anstalt ins Leben trat, brach der Maiaufstand aus, Lehmann mußte wegen Betheiligung an demselben flüchtig werden, und der Erregung der Zeit gemäß verfiel das Turnwesen wieder einer so

ungünstigen Beurtheilung, daß noch 16 Monate vergingen, bis es am 16. Oct. 1850 zur wirklichen Eröffnung der Anstalt kam. Seitdem ist sie, unter der sich stets gleichgebliebenen Fürsorge des wissenschaftlich und künstlerisch sein Lehrfach mit großer Sachkenntniß beherrschenden Turnlehrers Dr. Kloss, Vorsitzenden des Ausschusses der deutschen Turnlehrerschaft, zu einer Musterschule nicht nur für Sachsen, sondern auch für andere Theile Deutschlands geworden. Die Zahl der bisjetzt in dieser Anstalt ausgebildeten Turnlehrer beträgt 158, die der Turnlehrerinnen gegen 100. Gegenwärtig nehmen an dem vorgeschriebenen Lehrgange von der Dauer eines Jahres 25 Lehrer und Schulamtscandidaten theil. Bei der Bedächtigkeit, welche seit 16 Jahren die Regierung des Landes auszeichnet, ist es nur natürlich, daß das Schulturnwesen noch nicht mit hinreichender Schnelle zu seiner vollständigen Entwickelung gelangt ist, wozu unter andern vorzugsweise die Bestimmung, daß an öffentlichen Lehranstalten nur geprüfte Schullehrer Turnunterricht ertheilen dürfen, das ihrige beiträgt. Diese Bestimmung hatte vor einiger Zeit eine Reihe von Städten bei dem Mangel nach Vorschrift ausgebildeter Persönlichkeiten zu fruchtlosen Gegenvorstellungen bei der Regierung veranlaßt, dieselbe erklärte, den Zustand des mangelnden Turnunterrichts dem eines nicht vorschriftsmäßig pädagogisch geleiteten vorzuziehen.

Die dresdener Turnlehrerbildungsanstalt, im Jahre 1863 mit einem Aufwande von mehr als 45000 Thlrn. erbaut, enthält einen durch eine Holzvertäfelung in zwei Abtheilungen zu scheidenden Turnsaal von 110 Fuß Länge, 55½ Fuß Breite und 22½ Fuß Höhe sächsisch Maß, sowie einen Turnplatz von 240 Fuß Länge und 160 Fuß Breite. Die Einrichtung an Geräthen u. s. w. entspricht möglichst den neuesten Anforderungen und Erfahrungen beim Turnunterricht. Die Anstalt wird zugleich als Uebungsstätte von verschiedenen Schulen, zusammen von mehr als 1000 Schülern benutzt.

Ausgezeichnet gepflegt erscheint das Schulturnen in Hessen-Darmstadt. Sagt doch eine Verordnung der Oberstudiendirection von 1865, daß die Zeit nunmehr gekommen, das Turnen auch in den Landgemeindeschulen einzuführen. Nachdem schon in den Jahren 1843 und 1847 vorbereitende Schritte zur Einführung des Schulturnens von seiten der Regierung gethan worden, wurde endlich 1848 unter dem Ministerium von Gagern Adolf Spieß von Basel nach Darmstadt zur Einrichtung des Turnwesens berufen. Mannichfache Ursachen gestatteten indeß dieser ausgezeichneten Lehrkraft nicht, eher als im Jahre 1852 in einem neuen, auf Staatskosten errichteten Turngebäude zu wirken. Der darin befindliche, gleich dem dresdener in zwei Hälften zu scheidende Saal mißt 100 Fuß Länge bei 60 Fuß Breite. Das von Spieß hervorgerufene rege Turnleben zog von Dresden, Wien und Berlin Männer wie Kloss, Stephany, Kluge u. s. w. nach Darmstadt, während Waßmannsdorff in Heidelberg, der treue Gefährte von Spieß, in mannichfachen Schriften unermüdlich das Lob des darmstädter Schulturnens bis in die entferntesten Gegenden verbreitete. Spieß' frühzeitiger Tod ließ — ein schönes Denkmal seiner über das Grab hinausreichenden erzieherischen Wirksamkeit — seine Schöpfung nicht verwaist, wie sich aus obiger Verordnung ergibt.

Später als in den vorhergenannten Ländern, aber wie es scheint um so eigenthümlicher, hat das Turnwesen in Würtemberg eine feste Gestalt gewonnen. Ein großer Verehrung würdiger Mann, der Oberstudienrath Dr. von Klumpp, welcher vor zwei Jahren bei Gelegenheit seiner funfzigjährigen Amtswirksamkeit von den schwäbischen Turnvereinen in einer Urkunde mit dem Ehrennamen „Schwäbischer Turnvater" bezeichnet wurde, wirkte hier unermüdlich für die staatliche Anerkennung der Nothwendigkeit des Turnunterrichts, die jedoch erst in einem Erlasse vom Jahre 1845 erfolgte und noch viel später, 1862, mit der Berufung Jäger's nach Stuttgart zur Uebernahme der Turnlehrerbildungsanstalt besiegelt wurde, deren vortreffliche, sogar mit Wurf- und Laufbahnen

versehene, mit einem Kostenaufwande von 60000 Fl. Rh. gebaute Turnhalle einen Saal von 120 Fuß Länge, 60 Fuß Breite und 33 Fuß Höhe mit Seitenschiffen von 10 Fuß Breite enthält. Das jetzt darin kräftig erblühende schwäbische Schulturnleben, von dessen eigenthümlicher Gestaltung wir oben ein Bild gaben, fesselt in nicht geringem Grade die Aufmerksamkeit der deutschen Turnlehrer, welche deshalb auch, nach dem für 1866 in Nürnberg beabsichtigten, aber wegen des Krieges verschobenen Deutschen Turnfeste, ihre vierte Versammlung in Stuttgart abhalten wollen, nachdem die frühern in Berlin (1861), Gera (1862) und Dresden (1863) abgehalten worden waren. Noch sei erwähnt, daß den Mitgliedern der würtemberger Jugendwehr nach Befund eine Verkürzung ihrer Dienstzeit im stehenden Heere gewährt wird.

Baiern nimmt in Bezug auf das Schulturnen eine ganz besondere Stelle in Deutschland ein. Dort wird nach der Versicherung des kürzlich verstorbenen königlichen Staatsministers von Koch in der Sitzung der Abgeordnetenkammer vom 2. Juni dem Turnen bereits seit den Jahren 1806 und 1811 alle Beachtung geschenkt, aber — geschehen ist noch wenig Eingreifendes dafür, wenigstens in Betreff der Volksschulen. Auch eine von jener Kammer 1861 auf Anregung Dr. Edel's von Würzburg an den König gerichtete Bitte um Einreihung des Turnens in den öffentlichen Unterricht ist noch ohne eigentlichen Erfolg geblieben. An den Gymnasien, diejenigen Münchens ausgenommen, ist der Turnunterricht zwar obligatorisch, aber es wirft doch ein eigenes Streiflicht auf die Verbreitung der Einsicht von der Nützlichkeit dieser Maßregel, wenn die Localschulcommission der Hauptstadt des Landes, der königliche Polizeidirector von Pfeufer, der Schulcommissar Meitinger und der Bürgermeister von Widder, in einem neuerlichen Erlasse an der neuen St.-Bonifaz-Pfarrschule befremdlicherweise, da doch sonst Jugendwehreinrichtungen nicht geduldet werden, das militärische Exerciren einführen will, weil es das übrige, nicht selten für schwächere Kinder mit Gefahren verbundene Turnen ersetzt, bei welchem häufig der verderbliche Geist der Groß- und Starkthuerei und Ueberschätzung der Körperkraft sich einschleicht. Wo in maßgebenden Kreisen noch derartige Ansichten obwalten, bleibt für die Verbreitung des Volksturnwesens gewiß viel zu wünschen übrig.

In Sachsen-Weimar, Sachsen-Koburg, Nassau, Frankfurt a. M., Oldenburg besteht die Verpflichtung zur Theilnahme am Turnen auch für Volksschulen. Nicht ganz so bindend ist der Turnunterricht in Sachsen-Gotha. In Meiningen und Altenburg ist noch alles der freiwilligen Theilnahme überlassen. In Baden wird in diesem Jahre zu Karlsruhe eine Turnlehrerbildungsanstalt erbaut. Zur Unterhaltung derselben sind von den Ständen jährlich 8250 Fl. bewilligt. In Hannover haben die Stände in ihrer Sitzung vom 11. Mai 1865 die Turnangelegenheit nochmals der Fürsorge der Regierung empfohlen. Das war aber schon 1847 ohne sonderlichen Erfolg geschehen. In Kurhessen kümmert sich die Regierung um das Turnwesen nur insoweit, als sie glaubt es staatlich überwachen zu müssen. In Schleswig-Holstein fehlt die Ruhe zu seiner Entwickelung, Hamburg, Lübeck und Bremen haben wol ein reiches, aber kein geordnetes Turnleben. Doch wird in letztgenannter Stadt ein aus wackern Männern bestehender Lehrerturnverein jetzt bestimmter auf das Gedeihen des Turnunterrichts einzuwirken unternehmen. Die übrigen kleinen und kleinern Staaten des Vaterlandes wenden in ähnlicher, mehr oder minder bestimmter Weise dem Turnen ihre Aufmerksamkeit zu.

So wenig nun aber auch, wie die gegebene Uebersicht zeigt, das Schulturnen im weiten Vaterlande den Zeitansprüchen gemäß schon genügend geordnet erscheinen mag — das Eine könnte uns darüber trösten, daß selbst die freie Schweiz uns um die bisherige Entwickelung desselben beneidet. In einem Umlaufschreiben der Regierung an sämmtliche Behörden und Lehrer der Primärschulen des Cantons Bern wird diesen eine die Einführung des Turnens in den Primärschulen betreffende Verordnung vom 17. Febr. 1865

kundgegeben. Darin heißt es, nachdem von der seit 1855 bestehenden Absicht dieser Einführung gesprochen und bedauert worden, daß dennoch bisher so wenig geschehen: „Unterdessen hat die Monarchie sich angeeignet, was wir als Stütze und Vorzug der Republik anzusehen uns gewöhnt hatten. Die gefürchtetsten Armeen, vorab die französische, verdanken ihre Tüchtigkeit zum nicht geringsten Theile der turnerischen Vorbildung. In Deutschland ist das Turnwesen zu größerer Blüte gelangt als in der freien Schweiz."

Turnen ist Leben; in dieser umfassenden Weise will das ganze Gebiet des Volksturnwesens — das Gebiet des Erziehers, nicht des Heilkünstlers — in Betracht gezogen sein. In dem Alter, wo das Leben in seinen unendlich reichen Wechselfällen, wie beim Mann und Greise, keine Ansprüche an eine mustergültige vorbedachte Leibeserziehung mehr zuläßt, wo es dem einzelnen überlassen bleibt, sich darin zu betten, wie er es kann und wie er es versteht, hört mit jedem geregelten Unterricht auch der des Leibes auf. Früher indeß noch als der geregelte Geistesunterricht hat der Turnunterricht sich in seiner Forderung auf die Anerkennung seines Werths bei dem weiblichen Geschlechte zu beschränken, denn nicht umsonst weist eine natürliche Ordnung der Dinge in der menschlichen Gesellschaft der Frau frühzeitig das Mittel an, durch eine rastlose Geschäftigkeit in Haus und Hof sich des Leibes Gesundheit zu wahren. Wie mannichfach auch die Gebrechen unserer gesellschaftlichen Zustände einer solchen Ordnung entgegenarbeiten, man kann nicht anders als eine Frauenerziehung für verfehlt erachten, welche der Grundwahrheit dieser zunächstliegenden weiblichen Bestimmung widerstreitet, mag sie nun wohlmeinend für den Gesellschafts- oder für den Arbeitssaal ausbilden wollen. Gerade bei einer Erörterung des Werths des Turnunterrichts für das weibliche Geschlecht wird man so recht jener Gebrechen inne, wenn man bedenkt, wie doch nur dem reichen Mädchen die Mittel geboten werden können, an jenem Unterrichte theilzunehmen, die arme Arbeiterin dagegen nimmermehr darin einen Ersatz für die Ausnutzung ihrer Leibeskraft finden könnte, und gerade eine Betrachtung dieser Zustände muß auf den anderweitig schon geäußerten Gedanken leiten, die auf den Erwerb angewiesene weibliche Arbeitskraft, umfassender wie bisher, auf dem Gebiete der Landwirthschaft zu verwerthen, und wie einst im grauen Alterthum bei unsern Altvordern, aber in freier Berufswahl, des Leibes Gesundheit und Rüstigkeit zu wahren.

Wenn sich die Leibesübungen der Jugend allmählich zu einem bestimmten Zweck für das Leben gestalten oder von dem Erzieher absichtlich dazu gestaltet werden, wenn darauf hin ernste Waffenübungen den geregelten Turnunterricht bei dem Jünglinge, soweit seine gesellschaftliche Stellung es zuläßt, zum Abschluß gebracht haben, dann mögen die Turnvereine eintreten und auf dem ganzen Gebiete des Turnwesens das Fehlende ergänzen, das Angebahnte fortbilden und das Erworbene dem herangewachsenen Geschlechte zum Segen seiner durch die leibliche auch geistig gekräftigten Gesundheit erhalten. Dazu ist aber nöthig, daß sie sich dem Wesen nach in Gesellschaften zur Pflege der allgemeinen Volkswohlfahrt umbilden, deren Augenmerk sich mehr noch als heute, über den Betrieb des Turnens in ihrer Mitte hinaus, auf dessen allseitige Pflege im ganzen Volksleben richtet, sei es durch die Anregung zur Anlage von öffentlichen Turn- und Spielplätzen, Spaziergangsorten, Schwimmschulen, Badeanstalten, Schießstätten, Eisbahnen, Reitbahnen oder auch den Gesundheitszwecken mehr mittelbar dienender Anstalten, wie Waschhäuser u. s. w. Erst dann wenn die Turner als Führer und Anreger auf dem Gesammtgebiete der Reformen für die Leibeswohlfahrt des Volks auftreten, erst dann, wenn sie bei allen öffentlichen Festen und sonstigen Gelegenheiten nicht als eine eigene Sippschaft — und sei es auch gewissermaßen als höhere Polizei, als Ordnungswächter — zusammenhalten, sondern frisch und fröhlich sich unter die Masse mischen und die Bewegungsspiele derselben fördern, erst dann wird der Jahn'sche Gedanke des Volks-

turnwesens auch in den Vereinen eine dauernde Grundlage zu seiner vollkommenen Ausbildung gefunden haben. Bis dahin aber immerhin Anerkennung und Segen den Männern, die mit aufopfernder Treue für seine Verbreitung allüberall im deutschen Volke Sorge tragen!

---

# Felix Mendelssohn-Bartholdy.

## Ein Lebens- und Charakterbild mit besonderer Rücksicht auf seinen brieflichen Nachlaß.

Von Otto Gumprecht.

Zweiter Artikel.

Felix Mendelssohn's Leben war reich an allem, das denen zutheil wird, denen Gott rechte Gunst erweisen will. Die Verhältnisse, in denen er geboren, hoben ihn hinweg über die gemeine Noth und Plage des Daseins. An ihm sollte die heilverkündende Vorbedeutung seines Namens in vollem Umfange in Erfüllung gehen, das Glück seinen Glanz auf jeden Theil der Bahn werfen, die er durchschritten. Die Aeltern hatten getrachtet, durch die umsichtigste Erziehung die reiche Begabung ihres Lieblings allseitig zu entwickeln. Auch dem Jüngling und Mann stand stets ihre treue Fürsorge zur Seite; namentlich besaß er in dem Vater, dem klugen Sohne Moses Mendelssohn's, einen ebenso liebevollen als unbestechlichen Rathgeber, an dessen ruhige Klarheit und gewiegte Erfahrung er bei allen großen und kleinen Vorkommnissen des täglichen Lebens sich zu wenden pflegte. Wie wir bei dem Namen Mozart's uns stets von neuem gedrungen fühlen, in dankbarer Erinnerung auch dessen zu gedenken, der mit festem Sinn, hellem Verstand und aufopfernder Hingebung bis zu seinem Tode den ihm anvertrauten Schatz gehegt und gehütet, ebenso müssen wir im Hinblick auf Mendelssohn's Lebens- und Entwickelungsgang das günstige Geschick preisen, das neben einen solchen Sohn einen solchen Vater gestellt. Leiter eines Bankhauses, das bis auf den heutigen Tag zu den angesehensten Berlins gehört, war der letztere an persönlicher Würde, geistiger Regsamkeit und umfassender, echt humaner Bildung den meisten seiner Berufsgenossen weit überlegen. Obgleich zur Tonkunst nicht einmal in dem Verhältniß eines ausübenden Dilettanten stehend, brachte er zu ihren Schöpfungen eine Feinheit des Verständnisses, eine Schärfe des Urtheils, die, nach den wenigen in den Briefen des Sohnes aufbewahrten Proben zu schließen, über das intellectuelle Durchschnittsmaß des Dilettantismus erheblich hinausging. „Wohl befugt war er" (wie A. B. Marx: „Erinnerungen aus meinem Leben", bemerkt), „über Musik sein Wort abzugeben. Schon sein Lebenslauf hatte ihn dazu ausgerüstet. Als er in jüngern Jahren eine Zeit lang Paris bewohnte, sah er sich den unausgesetzten Aufführungen der Opern Gluck's gegenüber, die damals bei den Franzosen noch in hohem Ansehen standen und nach den noch nicht verblichenen Ueberlieferungen aus Gluck's Zeit dargestellt wurden." Zu Cherubini war er in nähere persönliche Beziehungen getreten, an dessen Rath wandte er sich auch später, als es galt, die letzte unwiderrufliche Entscheidung über den Künstlerberuf des Sohnes zu fassen. Die ersten Klavierübungen des jungen Felix leitete die Mutter, eine treue Verehrerin Sebastian Bach's. Später trat an ihre Stelle Berger, während die straffe Zucht Zelter's schon sehr früh den Knaben in die Geheimnisse der Harmonielehre und des Contrapunkts einweihte. An der ältern Schwester Fanny hatte aber der strebsame Schüler die eifrigste Genossin seiner Studien, und selbst als er zum Meister herangewachsen, verschmähte er nicht, ihrer Prüfung seine Arbeiten vorzulegen, jedes Lobes aus ihrem Munde sich herzlich freuend,

und alle Einwürfe gewissenhaft erwägend. Die erlesenste Gesellschaft pflegte sich im Mendelssohn'schen Hause zu versammeln, Alexander von Humboldt, Varnhagen von Ense, Heinrich Heine waren dort oft gesehene Gäste, die mannichfachsten Zweige der Wissenschaft, Kunst und Literatur durch eine Reihe stattlicher Repräsentanten vertreten. Dazu kam ein Kranz von anmuthigen Frauen und Mädchen, in welchen die junge Gattin des Dichters Ludwig Robert als Königin der Schönheit strahlte. Ihr hat Heine sein Lied: „Auf Flügeln des Gesanges", gewidmet, das dann im Munde der Mendelssohn'schen Muse erst rechten Klang und Ton gewinnen sollte. Während der heiter bewegten Abende im Salon des väterlichen Hauses fielen in die empfängliche Seele des Jünglings jene Keime, die sich weiterhin in den Duetten für weibliche Stimmen und den gemischten Quartetten zu üppiger Blütenfülle entfalteten. Wie unscheinbar auch diese kleinen zierlichen Gebilde neben den Ouverturen, Symphonien und Oratorien des Meisters sich ausnehmen, wir halten sie deshalb unter seinen Arbeiten keineswegs am wenigsten hoch und werth, denn sie schlagen eine durchaus neue Weise der Empfindung an, leihen einem *Element* künstlerischen Ausdruck, welches bis dahin noch keine Hand berührt. Was uns aus ihnen hellen Auges und mit lächelnden Zügen anblickt, das ist nichts anderes als der Genius edelster Geselligkeit und Urbanität. Sie sind eingetaucht in den zarten Duft und Schimmer, welchen die Berührung mit den weiblichen Wesen zu dem gewichtigen Ernst und der nüchternen Trockenheit des täglichen Verkehrs bringt, der ganze poetische Inhalt unsers modernen Frauencultus hat hier den freundlichsten Widerhall gefunden. Indem Marx von dem Mendelssohn'schen Leben in der Familie erzählt, ruft er aus: „Im Anblick dieses vollen Kreises konnte man wahrnehmen, wie förderſam für die Zukunft des jungen Componisten der reiche Verein im Vaterhause war. Hier machte sich jedes eben erklungene Lied, jeder meisterlich ausgeführte neue Klaviersatz sein im voraus geneigtes Publikum; hier war es, wo die Aufführung der Bach'schen «Passion» sich vorbereitete, hier endlich, wo sich Beziehungen in die Ferne anknüpften, welche ebenfalls dem jungen Künstler auf das höchste förderlich wurden. Denn das reiche und angesehene Haus nahm jeden Berlin besuchenden Tonkünstler von Bedeutung gastlich und wohlwollend auf und hatte Gelegenheit, ihn in seinen berliner Unternehmungen zu fördern." Ein nicht minder trauliches Heimwesen als dasjenige, in welchem er aufgewachsen, gründete sich später Mendelssohn selbst; durch die Frau, die er sich erwählt, wurde ihm ein gehäuftes Maß des Glücks zutheil. Was sie ihm gewesen, lassen gelegentliche Aeußerungen in den Briefen, wie z. B. die folgende, errathen: „Und wenn ich Ihnen noch etwas wünschen soll, so bleibe Ihnen die selige Verlobungsstimmung immerfort in der Ehe, d. h. es gehe Ihnen darin wie mir, der ich keinen Tag Gott genug dafür danken kann." Und noch höher als alles das ist der Segen anzuschlagen, der auf seiner Arbeit ruhte, die volle innere Befriedigung, die er aus seinem Beruf schöpfte. In stetiger Steigerung fühlte er seine Kraft wachsen, jeder Schritt in seiner Künstlerlaufbahn brachte ihn dem Ideal näher, das seinem gesammten Schaffen und Gestalten unverrückt vorgeschwebt.

Nicht zum ersten mal verließ Mendelssohn das väterliche Haus, als er seine Wanderung nach Italien antrat, auf der wir ihn, dank den Reisebriefen, von Ort zu Ort begleiten können. Wenige Monate vorher war er von England nach Berlin zurückgeeilt, um die silberne Hochzeit der Aeltern feiern zu helfen und bei dieser Gelegenheit das anmuthige Liederspiel „Die Heimkehr aus der Fremde" als Gabe kindlicher Liebe und Pietät auf den Altar der Familie niederzulegen. Weit hinaus über die Heimat hatte bereits der Name des einundzwanzigjährigen Tondichters einen guten Klang. Unter den Werken, die er in einer Zeit vollendet, in welcher andere kaum von der Schule losgesprochen zu sein pflegen, begegnen uns eine Reihe trefflich geschriebener Klavierquartette,

das große Octett für Streichinstrumente, eine Symphonie, und vor allem die Ouverture zum „Sommernachtstraum". Nach dem glänzenden Erfolg, welche die letztere in den Concerten der Philharmonischen Gesellschaft davongetragen, hatte ihn diese zu ihrem Ehrenmitglied ernannt. Im Frühling 1830 brach Mendelssohn nach dem Süden, dem uralten Ziel deutscher Hoffnung und Sehnsucht, auf. Sein erster Brief ist aus Weimar datirt, das er nur flüchtig zu berühren gedachte. Das herzliche Wohlwollen, welches ihm Goethe bewies, hielt ihn indessen über eine Woche dort zurück. „Goethe ist so freundlich und liebevoll mit mir, daß ich's gar nicht zu danken und zu verdienen weiß. Vormittags muß ich ihm ein Stündchen Klavier vorspielen, von allen verschiedenen Componisten, nach der Zeitfolge, und muß ihm erzählen, wie sie die Sache weiter gebracht hätten, und dazu sitzt er in einer dunkeln Ecke wie ein Jupiter tonans und blitzt mit den alten Augen. An den Beethoven wollte er gar nicht heran. Ich sagte ihm aber, ich könnte ihm nicht helfen, und spielte ihm nun das erste Stück der B-moll-Symphonie vor. Das berührte ihn ganz seltsam." Mendelssohn war übrigens nicht zum ersten mal Gast im Goethe'schen Hause. Etwa zehn Jahre vorher hatte er dort in Begleitung seines Lehrers Zelter den liebevollsten Empfang gefunden. Die „Memoiren" Rellstab's enthalten darüber einen sehr anziehenden Bericht. Vom ersten Augenblick an hatte Goethe den schönen klugen Knaben in sein Herz geschlossen, ununterbrochen beschäftigte er sich mit ihm, saß stundenlang neben ihm am Klavier, lud täglich zahlreiche Gesellschaften, um seinen Liebling bewundern zu lassen. Man mag sich kaum einen anziehendern Stoff zu einem Genrebild vorstellen, als den greisen Dichter, das lockige Haupt des jugendlichen Künstlers an seine Brust drückend. Alles, was damals noch knospenartig verschlossen gewesen, war nun herrlich aufgeblüht. In der Weise, in der Goethe den Jüngling bei sich festhielt und endlich von ihm schied, drückt sich eine echt väterliche Zärtlichkeit aus. Was ihn in so hohem Grade an den jungen Freund fesselte, das war die schöne, volle, rein menschliche Natur, die ihm hier entgegentrat. Durch diese harmonische Individualität, in der sich geistige Schärfe und Klarheit, eine rege Phantasie und Frische des Empfindens aufs innigste verschmolzen, mochte er mit Behagen an manchen Zug des eigenen Wesens sich erinnert fühlen.

Von Weimar wandte sich Mendelssohn über München und Salzburg, „wo der reisende Musikus seinen großen Pechtag abhielt", nach Wien. „Die Leute um mich herum", berichtet er von dort aus, „waren so schrecklich liederlich und nichtsnutzig, daß mir gräßlich zu Muthe wurde und ich mich wie ein Theolog unter ihnen ausnahm. Uebrigens haben die besten Klavierspieler und Klavierspielerinnen dort nicht eine Note von Beethoven gespielt, und als ich meinte, es sei doch an ihm und Mozart etwas, so sagten sie: «Also sind Sie ein Liebhaber der classischen Musik?» «Ja», sagte ich." Nachdem er noch in Pesth einer ungarischen Königskrönung beigewohnt, eilte er über die Alpen. In heller Begeisterung sehen wir sein gesammtes Wesen aufflammen, als er den Boden betrat, auf welchen Natur und Kunst wetteifernd ihre reichsten Schätze gehäuft. Gleich der erste seiner italienischen Briefe, den er am 10. Oct. 1830 von Venedig aus heimwärts richtete, ist vom ersten bis zum letzten Wort ein aus vollem Herzen hervorbrechender lang ausgehaltener Ton der Freude. Blos einige Tage weilte er in der Lagunenstadt, und kaum länger in Florenz. Unwiderstehlich trieb es ihn nach Rom, dem vornehmsten Ziel seiner Reise. Im Laufe der ersten Novemberwoche traf er dort ein, um es erst im Frühling des nächsten Jahres zu verlassen. Der läuternde und erhebende Einfluß, den die Ewige Stadt auf jedes nicht ganz im Alltäglichen versunkene Gemüth übt, sollte sich auch an ihm bewähren. „Es ist mir, als hätte ich mich verändert, seitdem ich hier bin; und wenn ich früher meine Ungeduld und Eile, vorwärts zu kommen und immer schneller die Reise fortzusetzen, unterdrücken wollte oder für eine

Gewohnheit hielt, so sehe ich jetzt wohl, daß eigentlich nur der lebhafte Wunsch, diesen Hauptpunkt zu erreichen, daran schuld war. Nun habe ich ihn erreicht, und mir ist so ruhig und froh und ernsthaft zu Muthe geworden, wie ich's euch gar nicht beschreiben kann. ... Ich fühle mich glücklich und gesund, wie seit langem nicht, und habe am Arbeiten solche Freude und Drang danach, daß ich wol noch viel mehr hier auszuführen gedenke, als ich mir vorgesetzt hatte." Die ersten Morgenstunden widmete er regelmäßig der Arbeit. Die Werke, die ihn damals beschäftigten, waren, abgesehen von kleinern Compositionen: „Die erste Walpurgisnacht" und die beiden Symphonien in A-moll und A-dur, jene die schottische, diese die italienische genannt; die letztere bezeichnet er als das lustigste Stück, das er je gemacht.

Alles legt hier in der That Zeugniß ab von der frischen productionskräftigen Stimmung, die ihn ganz und gar erfüllte, von dem Wohlgefühl geistiger Kraft und Gesundheit, das ihn durchdrang. Die nachclassische Zeit vermag auf dem Gebiet der Symphonie keine andere Schöpfung aufzuweisen, in welcher vollquellender Gehalt mit frei und leicht geschwungenen Formen zu gleich reiner Harmonie sich vereinigte. Jeder einzelne der vier Sätze reicht noch heran an die ewigen Muster der Gattung; vor allem der erste mit seiner Frühlingspracht der Töne. „Die linden Lüfte sind erwacht, sie säuseln und wehen Tag und Nacht, sie schaffen an allen Enden", so etwa lautete in Worte gefaßt dieser holde Maigruß der Instrumente. Die Geister einer längstentschwundenen Zeit scheinen in dem balladenartigen Andante und der gemüthvollen Menuette an uns vorüberzuschweben. Das erstere möchte man geradezu dem König von Thule zueignen. Im Schlußsatz, der sich das Bacchanale der Beethoven'schen A-dur-Symphonie zum Muster genommen, feiert das Orchester seine Walpurgisnacht. Ueber die Cantate schreibt er der Schwester: „Im Anfang gibt's Frühlingslieder und dergleichen vollauf, dann, wenn die Wächter mit ihren Gabeln und Zacken und Eulen Lärm machen, kommt der Hexenspuk dazu, und Du weißt, daß ich für den ein besonderes faible habe; dann kommen die opfernden Druiden in C-dur mit Posaunen heraus; dann wieder die Wächter, die sich fürchten, wo ich dann einen trippelnden unheimlichen Chor bringen will; und endlich zum Schluß der volle Opfergesang, — meinst Du nicht, das könne eine neue Art von Cantate werden?" Auf die „Walpurgisnacht" kommen die spätern Briefe noch wiederholt zurück. Charakteristisch für die Gewissenhaftigkeit des Componisten sind namentlich die Scrupel, die sich ihm bei der Instrumentation des Hexenchors aufdrängten. „Der ganze Brief schwebt eigentlich in Ungewißheit, oder vielmehr, ich schwebe darin, ob ich die große Trommel dabei nehmen darf oder nicht. Zacken, Gabeln und wilde Klapperstöcke treiben mich eigentlich zur großen Trommel, aber die Mäßigkeit räth mir ab." Das Werk erhielt übrigens erst zwölf Jahre später in Leipzig seinen endgültigen Abschluß, und bei dieser Gelegenheit wird noch von ihm weiter die Rede sein. Nach der Beendigung seines musikalischen Tagewerks durchstreifte der junge Künstler mit um so freierm Sinn und fröhlicherm Herzen die Straßen und Umgebungen Roms. Seine Abende nahmen gewöhnlich Gesellschaften in Anspruch. Besonders häufig begegnen uns in den römischen Briefen die Namen Bunsen, Thorwaldsen, Horace Vernet, der ihn zum Dank für eine Klavierimprovisation porträtirte, Santini, der berühmte Sammler alter Musik, und Baini, der Biograph Palestrina's und Dirigent der päpstlichen Kapelle. Den deutschen Malern im Café greco und ihrem burschikosen Wesen ist er nichts weniger als hold: „Sie sprechen von Tizian und Pordenone, als säßen die neben ihnen, und trügen auch Bärte und Sturmhüte! Dazu machen sie so kranke Madonnen, schwächliche Heilige, Milchbärte von Helden, daß man mitunter Lust bekommt, dreinzuschlagen. Auch das Bild von Tizian im Vatican, nach dem Du mich fragst, scheuen die Höllenrichter nicht. ... Und wenn ich mein Leben lang nichts weiter thun könnte, so will

ich allen denen, die vor ihren Meistern keinen Respect haben, die herzlichsten Grobheiten sagen; dann hätte ich schon ein gutes Werk gethan. So stehen sie aber und sehen diese Pracht der Erscheinungen, von der sie keine Ahnung haben, und wagen dann, sie zu beurtheilen." Die Achtung vor den großen Gestalten der Vergangenheit, nicht autoritätgläubige, mit Phrasen schönthuende Bewunderung, sondern jene mannhafte Demuth und Bescheidenheit, die mit dem echten Stolz stets untrennbar verbunden ist, weil sie aus der richtigen Würdigung des eigenen und fremden Werthes entspringt, gehört, wie wir bereits gesehen haben, zu den Grundzügen im Wesen Mendelssohn's wie überhaupt jedes wahrhaften Künstlers. Als in einer Gesellschaft bei Bunsen, der, wie es scheint, Thibaut's Ansichten über die Reinheit der Tonkunst theilte, einer, um sich beim Herrn des Hauses einzuschmeicheln, Mendelssohn fragte, was er wol über den guten Mozart und seine Sünden dächte, antwortete dieser: „Ich meinestheils ließe gleich meine Tugenden im Stich und nähme Mozart's Sünden dafür: wie tugendhaft er sei, könnte ich aber nicht bestimmen."

Bis zum Frühling 1831 blieb Mendelssohn in Rom. Während der Heiligen Woche wohnte er allen Aufführungen der päpstlichen Kapelle bei, und aufs anschaulichste schildert er den empfangenen Eindruck. Zwei Briefe sind diesem Gegenstand gewidmet, der eine, an Zelter gerichtete, geht in alle technischen Specialitäten ein und gibt außer der genauen Beschreibung erläuternde Notenbeispiele; der andere, für die eigene Familie bestimmte, hält sich mehr an die Totalwirkung. Sehr treffend heißt es da unter anderm: „Die Leute haben die Ceremonien der Heiligen Woche viel gelobt und viel getadelt, und haben, wie es wol oft geht, immer die Hauptsache zu sagen vergessen, nämlich, daß es ein Ganzes ist. ... Viele haben wieder die bloße Musik abgesondert und sind darüber hergefallen, weil sie der Aeußerlichkeit bedürfe, um zu wirken. Die mögen recht haben; solange aber diese nothwendige Aeußerlichkeit ist, und zwar in ihrer ganzen Vollkommenheit, solange wirkt sie doch eben, und so gewiß ich überzeugt bin, daß Ort, Zeit, Anordnung, die große Menschenmenge, die in größter Stille den Augenblick des Anfangs erwarten, das Ihrige zum Eindruck beitragen, so verhaßt ist es mir doch, das, was einmal zusammengehört, absichtlich zu sondern, um einen Theil zu erhalten, den man gering schätzen kann. ... Man hat ein vollkommenes Ganzes, was einen mächtigen Eindruck seit Jahrhunderten ausgeübt hat, und davor habe ich Ehrfurcht, wie überhaupt vor jeder wirklichen Vollkommenheit." Von den musikalischen Zuständen im allgemeinen entwirft Mendelssohn das traurigste Bild. Sowol in Rom wie in Neapel findet er die Orchester schlechter als in unsern deutschen Mittelstädten. „Die paar Geiger greifen jeder auf seine Art, setzen jeder verschieden ein und an; die Blasinstrumente stimmen zu hoch oder tief; verzieren ihre Mittelstimmen, wie wir auf den Höfen zu hören gewohnt sind und kaum so gut; das Ganze bildet eine wahre Katzenmusik." Kaum mehr Freude machen ihm die Sänger, denn die großen sind außer Lande, und die kleinen, die zurückgeblieben, copiren blos deren hohe Momente und entstellen sie zur Caricatur. Die ganze Art, in der sich die Componisten sowol wie das Publikum zur Kunst verhalten, widert ihn an. „Donizetti macht eine Oper in zehn Tagen fertig; sie wird ausgezischt, aber das thut gar nichts, denn er bekommt dafür bezahlt und kann dann wieder eine Weile spazieren gehen und schlecht schreiben. Sollte aber dann seine Reputation endlich gefährdet werden, so würde er wieder zu viel arbeiten müssen, und das wäre unbequem. Darum schreibt er einmal eine Oper in drei Wochen, gibt sich zu ein paar Stückchen Mühe, damit sie recht gefallen, und kann dann wieder eine Weile spazieren gehen und schlecht schreiben." An einem andern Ort heißt es: „Wie mir ein Cicisbeo in alle Ewigkeit etwas Gemeines und Niedriges sein wird, so auch die italienische Musik. Ich mag zu schwerfällig sein, um beide zu verstehen; es ist mir aber nicht darum zu thun. Als

neulich in der Filarmonica, nach allem Pacini und Bellini, der Cavaliere Ricci mich bat, ihm «Non più andrai» (das erste Finale aus «Figaro's Hochzeit») zu begleiten, und als die ersten Noten anfingen, und so innerlichst verschieden, und so himmelweit entfernt von allem andern waren, da wurde mir die Sache klar, und es wird sich nicht ausgleichen, solange es hier blauen Himmel und so lieblichen Winter gibt wie diesen. Können die Schweizer doch auch keine schönen Landschaften machen, eben weil sie sie den ganzen Tag vor Augen haben. «Les allemands traitent la musique comme une affaire d'état», sagt Spontini, und das Omen nehme ich an." Ein ebenso wahrer als tiefer Gedanke liegt diesen Worten zu Grunde. Von allen Künsten ist die Musik die romantischste oder sentimentalste in dem Sinne, welchen Schiller mit dem Ausdruck verknüpft. Mehr als jede andere hat sie ihre Heimat im Reiche des schönen Traums. Ahnung und Sehnsucht sind die unversieglichen Quellen, aus denen der Strom süßer Töne sich nährt. Ueberall da, wo die Natur mit verschwenderischer Hand ihre Segnungen ausstreut, und der Sinn volle Genüge findet an der wirklichen Welt und ihren Genüssen, geht die Musik ihrer edelsten Fähigkeit verlustig, uns nämlich emporzuheben zu einer idealen Sphäre, in die alle Lust und aller Schmerz der Erde nur ganz leise als verhallende Stimmen hineintönen, und sie beschränkt sich statt dessen darauf, allerhand klingenden Putz und Flitter zu den Festen der Menschen geschäftig herbeizutragen. Die italienische Tonkunst ist nie etwas anderes gewesen als Tafelmusik im höhern Sinne. Die, welchen sie aufspielt, sind die Zecher am reichbesetzten Tisch des Lebens; zu ihnen gehörte aber am allerwenigsten der durch und durch deutsche Tondichter, welcher der höchsten und ernstesten Gattung seiner Kunst, dem Oratorium, einen Strom neuen, frischen Lebens zuführen sollte.

Neapel, wohin sich Mendelssohn in den ersten Apriltagen des Jahres 1831 begab, übte auf ihn gerade die umgekehrte Wirkung wie Rom. Zwar begegnet uns auf jeder Seite ein lautes Wort des Entzückens über die Fülle der Gaben, welche die Natur mit königlicher Huld ringsumher ausgeschüttet, aber die größern Werke, die er bereits der Vollendung nahe mitgebracht hat, gerathen ins Stocken. Eine unüberwindliche Trägheit bemächtigt sich des jungen Musikers. Während ihn in Rom alles zu ernster Arbeit, innerer Sammlung und Vertiefung drängt, überkommt ihn in Neapel die beschauliche Ruhe des dolce far niente. Mit deutscher Gewissenhaftigkeit sucht er sich wenigstens die Gründe eines Zustandes klar zu machen, dem er sich trotz aller Gegenwehr nicht entziehen kann. Er findet, daß sich im Grunde genommen nur ein großer Herr oder ein Lazzarone, also ein geborener Müßiggänger der eine wie der andere, dort heimisch zu fühlen vermögen. So schreibt er z. B., nach Rom zurückgekehrt, den Seinen: „Es ist, als wolle einem die Luft in Neapel nicht zum Nachdenken kommen lassen; wenigstens ist es mir nur sehr selten gelungen, mich dort zu sammeln. Jetzt bin ich aber kaum ein paar Stunden wieder hier, und das alte römische Behagen und die heitere Ernsthaftigkeit haben sich schon wieder ganz über mich ausgebreitet. Ich kann nicht sagen, wie ungleich mehr ich Rom liebe als Neapel. Die Leute sagen, Rom sei monoton, einfarbig, traurig und einsam; es ist auch wahr, daß Neapel mehr wie eine große europäische Stadt ist, lebendiger, verschiedenartiger, kosmopolitischer. Ich sage euch aber im Vertrauen, daß ich nach und nach auf das Kosmopolitische einen ganz besondern Haß bekomme; — ich mag es nicht, wie ich überhaupt Vielseitigkeit nicht recht mag, oder eigentlich nicht recht daran glaube. Was eigenthümlich und schön und groß sein soll, das muß einseitig sein. . . . Ich fühlte mich in Neapel schlaff, unlustig zu allem Ernsthaften, kurz unthätig. Wie ich denn nun tagelang mit mürrischem Gesicht die Straße auf- und abschlenderte, und mich am liebsten eigentlich auf die Erde gelegt hätte, ohne irgendetwas zu denken, zu wollen, zu thun, — da fiel mir auf einmal ein, daß die Hauptklassen von

Neapel am Ende wirklich so lebten, und daß also der Grund zu meinem Misbehagen nicht, wie ich fürchtete, in mir, sondern im Ganzen, in Luft, Klima u. s. w. liegen möchte." Mit dem Beginn der heißen Jahreszeit eilte Mendelssohn auf gerader Straße nordwärts, um erst wieder in der Schweiz längere Rast zu machen, wo er die nächsten Monate zubrachte. Der Sommer 1831 erwarb sich bei allen Schweizreisenden eine traurige Berühmtheit. Kaum hatte Mendelssohn das Land der Citronen und Orangen verlassen, als er die Launen des nördlichern Himmels, die so oft nicht einmal das im Kalender wohlverbriefte Recht des Juli und August respectiren, in vollem Maße erfahren sollte. Seine Briefe aus der Schweiz könnten füglich die Worte aus dem Shakspeare'schen Narrenlied als Motto tragen: „Denn der Regen, der regnet jeglichen Tag, hopp heisa bei Regen und Wind." Seine besten Reiseplane wurden ihm vom Wetter zerrissen. Mehr als einmal muß er halbe Wochen lang stilliegen, um dann doch noch die Berge in Dunst und Nebel eingehüllt, die Straßen in Bäche verwandelt zu finden. Mit der heitersten Gelassenheit fügt er sich in sein Geschick. Er componirt ganz wohlgemuth Lieder und Klaviersachen, zeichnet daneben fleißig, spielt in den Kirchen und Klöstern Orgel und liest Schiller's „Tell", über den er eine gründliche ästhetische Abhandlung schreibt; für jeden flüchtigen Sonnenblick ist er dankbar, selbst unter den mislichsten Verhältnissen sammelt er eine Fülle von Eindrücken und Anregungen. Hegel's Behauptung: „Jeder menschliche Gedanke sei erhabener als die ganze Natur", dünkt ihn unbescheiden. „Der Satz ist sehr schön, nur verwünscht parador; ich werde mich einstweilen an die ganze Natur halten, man fährt viel sicherer dabei."

Von der Schweiz wandte sich Mendelssohn zunächst nach München, wo er mit glänzendem Erfolg in einem Concert zum Besten der Armen als Componist und Klavierspieler auftrat. Von dort ging er nach Paris und nahm unterwegs in Düsseldorf mit Immermann über ein Operntextbuch Rücksprache. Die Wahl war auf Shakspeare's „Sturm" gefallen und das Libretto sollte im Mai 1832 vollendet sein. Wir erfahren aus den Briefen nicht, woran ein Unternehmen, zu welchem der Tondichter des „Sommernachtstraums" vor allen berufen schien, später scheiterte. Kaum eine anmuthigere musikalische Märchengestalt vermag man sich vorzustellen als einen „Ariel", dem Mendelssohn Klang und Ton geliehen. Die letzten unter den Reisebriefen sind in der ersten Hälfte des Jahres 1832 aus Paris und London geschrieben. Sie tragen fast alle den Trauerrand, denn Schlag auf Schlag trafen damals Mendelssohn drei Todesnachrichten, die ihn in tiefster Seele erschüttern mußten. Sein Jugendfreund, der Violinspieler Rietz, Goethe und sein Lehrer Zelter starben kurz hintereinander. Er flüchtete sich in seine Kunst. Sie nimmt von nun an in seinen Mittheilungen einen immer überwiegendern Raum ein. Die musikalischen Zustände in der französischen Hauptstadt stoßen ihn nicht minder ab als die in Italien. Zu den Werken ihrer beiden gefeiertsten Vertreter vermag er schlechterdings kein Verhältniß zu finden. In Meyerbeer's „Robert" erblickt er nur einen Aufwand aller möglichen Vorstellungsmittel, eine kalt berechnete Phantasieanstalt, und sogar mit Clauren vergleicht er einen der auserlesensten Lieblinge der komischen Muse, den Zwillingsbruder Scribe's, Auber, dessen Gesänge aus den frischesten Quellen nationalen Lebens geschöpft sind und deshalb das französische Volkstemperament in seiner ganzen Anmuth und Liebenswürdigkeit, freilich auch in seiner einseitigen Bestimmtheit, widerspiegeln. Jenes harte, muß man hinzusetzen, durchaus ungerechte Wort, darf uns aber ebenso wenig überraschen, als gegen den, der es ausgesprochen, verstimmen. Der im Idealismus der deutschen Schule aufgewachsene Tondichter konnte sich nur im Innersten erkältet und zurückgestoßen von der dramatischen Handgreiflichkeit wegwenden, welche die moderne pariser Bühne beherrscht, und in die große Oper nicht minder wie in die komische das bunte Marktgewühl des täglichen Lebens hineinträgt. Anders urtheilt

über die Werke der Kunst der ruhig Empfangende und Genießende, anders der schaffende Künstler. Die Universalität der Auffassung, zu welcher jener den ästhetischen Sinn erweitern soll, muß dem letztern vermöge einer innern Nothwendigkeit ewig versagt bleiben. Gilt doch von ihm vor allem der weisheitsvolle Spruch: „Wer Großes will, muß sich beschränken", und haben wir doch auch ganz damit in Einklang eben erst aus Mendelssohn's Munde die Aeußerung vernommen: „Was eigenthümlich und schön und groß sein soll, das muß einseitig sein." Dem schöpferischen Genius verkörpert sich das Ideal zur concretesten, jedes ihr nicht innerlich zugehörige Element schlechthin ausschließenden Wirklichkeit, es gewinnt für ihn die unmittelbare Gewißheit einer selbsterlebten Offenbarung, wird ein Theil oder vielmehr der feste, Wärme und Leben ausströmende Mittelpunkt seines eigensten Wesens. Unduldsam in der Liebe wie im Haß erweist sich das Herz, und die musikalische Phantasie ist seine Tochter. Verwunderlich genug pflegten deshalb auch seit jeher die Aussprüche hervorragender Componisten über ihre Berufsgenossen zu lauten, und zwar darf man dabei keineswegs an hoffärtige Selbstüberhebung und geflissentliche Geringschätzung fremden Verdienstes denken; zu voreingenommenen Richtern machte sie vielmehr die eigene productive Thätigkeit, sie bannte ihren Blick in einen ganz bestimmten Gesichtskreis, gestattete nur das Verständniß des ihnen mehr oder weniger Congenialen, ließ sie jede davon abweichende Richtung als einen schneidenden Misklang, als eine Verneinung ihrer innersten Persönlichkeit empfinden. Bekannt ist Händel's abfällige Aeußerung über Gluck, ebenso bekannt Beethoven's Urtheil über den „Don Juan". Weil der Componist des „Fidelio" seine Töne aus den reinsten Quellen des sittlichen Pathos schöpfte, galt ihm die „Zauberflöte", in der das nämliche Element so bedeutsam in den Vordergrund tritt, als das dramatische Meisterwerk Mozart's. Weber übte seinen Spott an der „Heroischen Symphonie" und die in C-moll, also gerade dasjenige Gebilde, in welchem das Wesen der Gattung zu objectiver Darstellung gelangte, wurde von Spohr abgekanzelt, wie wenn es sich um die verworrene Studie eines talentvollen, aber unreifen Schülers gehandelt hätte. Schubert fand gegenüber der „Euryanthe" auch kein einziges Wort der Anerkennung, und Schumann war nach der Anhörung der „Hugenotten" gewillt, Meyerbeer einen Platz unter den Leuten des Kunstreiters Franconi anzuweisen. Es konnte nicht anders geschehen, als daß der begeisterte Jünger Bach's, Händel's und Beethoven's durch das gesammte pariser Opernwesen sich aufs peinlichste berührt fühlte. Der Dissonanz, die es in ihm hervorrief, leihen die folgenden Worte einen für die Persönlichkeit des Schreibers charakteristischen Ausdruck: „Jeder der neuen hiesigen Texte, zum ersten mal in Deutschland auf die Bühne gebracht, würde meiner Ueberzeugung nach nicht den geringsten Erfolg gehabt haben. Dazu kommt noch, daß der Hauptpunkt bei ihnen allen gerade einer von denen ist, in denen man, wenn sie auch die Zeit verlangt, und wenn ich auch vollkommen einsehe, daß man im ganzen genommen mit der Zeit, nicht gegen sie gehen müsse, sich ihr geradezu entgegenstellen soll: es ist der der Unsittlichkeit. Wenn in «Robert le diable» die Nonnen eine nach der andern kommen und den Helden zu verführen suchen, bis es der Aebtissin endlich gelingt; wenn der Held durch einen Zauber ins Schlafzimmer seiner Geliebten kommt und sie zu Boden wirft, in einer Gruppe, über die das Publikum hier klatscht und in ganz Deutschland vielleicht nachklatschen wird, und wenn sie ihn dann in einer Arie um Gnade bittet; wenn in einer Oper («Fra Diavolo») das Mädchen sich auskleidet und dabei ein Lied singt, wie sie morgen um diese Zeit verheirathet sein werde — es hat Effect gemacht, aber ich habe keine Musik dafür. Denn es ist gemein, und wenn das heute die Zeit verlangte und nothwendig fände, so will ich Kirchenmusik schreiben."

Den Wünschen des Vaters Folge leistend, dem er vergeblich seine Bedenken und Gegengründe vorgelegt, kürzte Mendelssohn seinen Aufenthalt in England ab und kehrte

nach der Heimat zurück, um sich der berliner Singakademie, der ältesten und damals noch angesehensten Anstalt der Art, die in Zelter ihren Director verloren, als Bewerber um die erledigte Stelle zu präsentiren. Statt seiner wurde Rungenhagen gewählt, und die Verstimmung über diesen Fehlschlag klingt leise in den ersten Briefen des zweiten Bandes nach. „Man empfindet es doppelt dankbar“, schreibt er, „wenn solche Zeiten wie mein letztes halbes Jahr vorüber sind, es schmeckt so wie das Ausgehen nach einer Krankheit, und am Ende ist's ja wirklich eine Krankheit, und zwar die schlimmste: diese Ungewißheit, diese Zweifel und Unstetigkeit. Nun bin ich aber davon curirt, und wenn Du an mich denkst, so denke Dir wieder einen lustigen Musikanten, der mancherlei macht, noch viel mehr machen will und alles machen möchte.“ Nicht lange sollte er auf eine praktische Thätigkeit warten, es erging an ihn die Einladung, das Musikfest in Düsseldorf zu dirigiren, und im Frühling 1833 begab er sich zu diesem Zweck an Ort und Stelle. Land und Leute, der rege Eifer der Mitwirkenden, die frische Empfänglichkeit des Publikums machten auf ihn einen so vortheilhaften Eindruck, daß er darein willigte, das Amt eines städtischen Musikdirectors, dasselbe, welches später Schumann bekleidete, auf ein paar Jahre zu übernehmen. Die künstlerische Atmosphäre, in die er hineintrat, das rührige, lebensfrohe Treiben der Maler, mit denen sich mannichfache Beziehungen anknüpften, sagten zunächst in hohem Grade den Neigungen des jungen Tondichters zu. „Wie wir jungen Leute hier zusammenhalten, das ist wirklich ergötzlich. Die Maler untereinander ohne den geringsten Hochmuth und Neid, in wahrer Freundschaft, voran einige der liebenswürdigsten Persönlichkeiten als Muster, und wenn Sie dann in einer Kirchenmusik den Baß des Chors ansehen, so lacht Ihnen das Herz im Leibe, weil da ein guter Maler neben dem andern steht, und brüllen alle wie nichts Gutes.“ In Düsseldorf wurde bald Mendelssohn's gesammte Zeit und Kraft durch die mannichfachsten Dinge und Obliegenheiten in Anspruch genommen, deren Bedeutung kaum über den nächsten Tag und über das Weichbild der Stadt hinausging, namentlich seitdem er im Verein mit Immermann an die Spitze des Theaterwesens getreten. Während er sich immer tiefer in ein Gestrüpp der verdrießlichsten Geschäfte verwickelte, harrte der „Paulus“, zu dem er, dank der thätigen Mithülfe einiger Freunde, namentlich des Predigers Schubring, die Textbogen ziemlich fertig beieinander hatte, seiner Vollendung. Immermann's düsseldorfer Bühnenthätigkeit ist bekannt, über die Mendelssohn's enthalten seine Briefe mancherlei interessantes Detail. Jener hatte das Drama, dieser die Oper zu leiten. Jeder der beiden sollte in seinem Gebiet völlig frei und selbständig schalten, keiner in das Thun des andern auch nur das Geringste hineinzureden haben. Mendelssohn lag es ob, innerhalb seiner Domäne für Repertoire und Personal, überhaupt für die gesammte innere und äußere Verwaltung zu sorgen, zudem mußte er noch eine Reihe sogenannter Mustervorstellungen in eigener Person dirigiren. Die letztere etwas ungewöhnliche Bezeichnung, und noch mehr die erhöhten Preise verdrossen das Publikum, und gleich am ersten Abend, für den man den „Don Juan“ gewählt, kam es zu allerlei ärgerlichen Kundgebungen, denen dann freilich eine glänzende Genugthuung folgte. Unser Tondichter sah indessen ein, daß seine Nerven nicht die robusten Eigenschaften besaßen, deren es zu jeder Art theatralischer Wirksamkeit vor allem bedarf. Dabei trieb es ihn immer unwiderstehlicher zum Schaffen. Er kündigte deshalb eines Tags plötzlich Immermann die Bundesgenossenschaft, wofür er sich nachträglich vom Vater eine kleine Strafpredigt zuzog, nicht weil er sein Verhältniß zum Theater überhaupt aufgegeben, sondern wegen des hastigen Abbrechens. Wie unbehaglich er sich gefühlt, daß außerdem zwischen den beiden Intendanten der düsseldorfer Bühne keineswegs alles in Friede und Freundschaft verlaufen war, mag man z. B. aus den folgenden Herzensergießungen entnehmen: „Ich war hier in eine entsetzliche Verwirrung und Hetze

hineingerathen, und mir ging es schlimmer als in der geschäftigsten Zeit in London. Wenn ich mich morgens zur Arbeit setzte, so klingelte es während jeden Takts; da kamen unzufriedene Choristen, die man anfahren, ungeschickte Sänger, die man einstudiren, schäbige Musikanten, die man engagiren mußte, und wenn es so den ganzen Tag fortgegangen war, und ich mir dann sagen mußte, das sei nun alles für das düsseldorfer Theater und dessen Heil, so wurde ich schwer ärgerlich. Endlich vorgestern entschloß ich mich, machte einen Saltomortale, sprang aus der ganzen Geschichte heraus und bin nun wieder ein Mensch. Freilich war es eine fatale Aufgabe, dieses unserm Theaterselbstherrscher, alias Bühnenmufti, beizubringen, und der kneift die Lippen über mich zusammen, als wollte er mich kauen." Einen noch deutlichern Einblick in die täglich sich wiederholende Plage gewährt eine andere Stelle: „Gleich als ich wieder herkam" (Mendelssohn hatte im Interesse des Theaters eine Reise durch einen Theil von Deutschland gemacht, um Sänger und Sängerinnen zu engagiren), „wehte mich die Intendantenluft an. Im Statut steht: Die Intendanz besteht aus einem Intendanten und einem Musikdirector. Der Intendant wollte nun, ich sollte Musikintendant sein, er Schauspielintendant, und nun sollten wir sehen, wer dem andern den Rang abliefe, — darüber gab es gleich Skandal. Ich wollte nichts als dirigiren und einstudiren, und das war Immermann nicht genug. Wir wechselten verzweifelt grobe Briefe, in denen ich meinen Stil sehr zusammennehmen mußte, um keine Spitze unerwidert zu lassen. Wir verständigten uns darauf und zankten uns gleich wieder, weil ich nach Aachen reisen sollte, um eine Sängerin dort zu prüfen und zu engagiren, und weil ich das nicht wollte. Darauf mußte ich das Orchester engagiren, d. h. für jedes Mitglied zwei Contracte ausfertigen, mich über einen Thaler Monatsgage vorher bis aufs Blut streiten; — dann gingen sie weg — dann kamen sie wieder und unterschrieben doch; dann wollten sie wieder nicht am zweiten Pult sitzen, dann kam die Tante eines ganz erbärmlichen Musikers, den ich nicht engagiren konnte, und die Frau mit zwei unmündigen Kindern eines andern Erbärmlichen, um ein gutes Wort beim Herrn Director einzulegen; — dann ließ ich die drei Kerls Probe spielen, die geigten so unter aller Würde, daß ich keinen von ihnen annehmen konnte, dann waren sie demüthig und gingen still betrübt fort und hatten ihr Brot verloren; — dann kam die Frau noch einmal wieder und weinte; — unter dreißig Leuten war ein einziger, der kurz sagte: «Ich bin zufrieden», und seine Contracte unterschrieb; alle andern handelten und mäkelten erst eine Stunde, bis sie mir glaubten, daß ich prix fixe hätte; mir fiel Vaters Spruch: «Fordern und Bieten machen den Kauf!» den ganzen Tag ein; — aber es waren vier Tage, die jämmerlichsten, die ich erlebt habe. Inzwischen studirte Rietz morgens und abends den «Templer» ein; der Chor betrank sich, und ich mußte mit Autorität reden; dann rebellirten sie gegen den Regisseur, und ich mußte sie anschreien wie ein Hausknecht; dann wurde die Beutler heiser und ich bekam Angst für sie (eine mir neue Art von Angst, eine der ekligsten)." Nie wieder sollte unsern Künstler die Bühne zurückgewinnen, die doch sonst, trotz der Dornen und Stacheln, mit denen sie übersäet ist, trotz des gehäuften Maßes von Bitternissen und Enttäuschungen, die sie stets bereit hält, jeden zu umstricken und zu bannen pflegt, welcher einmal ihre Zauberkreise betreten. Wohl blieb, wie sehr ihn auch die tägliche Theaterkapellmeisterarbeit abgestoßen, Mendelssohn's Auge dem für die Phantasie des Dichters und Musikers verlockendsten Ziel — dem Drama — sehnsüchtig zugewandt, aber zwischen Wollen und Vollbringen stellten sich Hindernisse, die unüberwindlich waren, weil sie nicht aus dem Aeußerlichen und Zufälligen, sondern aus dem Grunde der eigensten Persönlichkeit entsprangen. Zu den wenigen kleinen Molltönen, auf die wir in dem Briefwechsel stoßen, gehört der oft wiederholte Nothruf nach einem brauchbaren Operntext. Schon von Paris aus hatte er Eduard Devrient geklagt: „Du

willst, ich soll neue Opern schreiben, und hätte unrecht, es nicht schon längst gethan zu haben. Ich antworte: Gib mir einen rechten Text in die Hand, und in ein paar Monaten ist er componirt; denn ich sehne mich jeden Tag von neuem danach, eine Oper zu schreiben; ich weiß, daß es etwas Frisches, Lustiges werden kann, aber eben die Worte sind nicht da. Und einen Text, der mich nicht ganz in Feuer setzt, componire ich nun einmal nicht. Wenn Du einen Mann kennst, der im Stande ist, eine Oper zu dichten, so nenne ihn mir um Gottes willen; ich suche nichts anderes. Aber bis ich nun einen Text habe, soll ich doch nicht etwa lieber nichts thun (auch wenn ich es könnte)?" In einem Briefe an Spohr heißt es: „Nun möchte ich gar so gern eine Oper machen, aber ich sehe weit und breit keinen Text und keinen Dichter. Diejenigen, welche dichten können, mögen Musik nicht ausstehen oder sie kennen das Theater nicht, und die andern kennen wieder keine Poesie und keine Menschen, sondern nur Breter und Lampen und Coulissen und Leinwand. So komme ich nicht dazu, eine Oper zu finden, nach der ich so viel und vergeblich mich schon bemüht habe." Ein andermal vernehmen wir aus seinem Munde den Seufzer: „Holtei läßt nichts von sich und dem Operntexte hören, und so muß ich das zweite Oratorium anfangen, so gern ich eine Oper gerade jetzt gehabt hätte. Mir fehlt ein ganzer Mensch zu vielen schönen Unternehmen; ob er noch kommen wird, ob ich mich irre, das weiß ich nicht, aber bisjetzt will er sich nicht finden lassen, und so muß ich stillhalten und warten. .... Vier Opernsujets habe ich in der vorigen Woche zugeschickt bekommen, eins war immer lächerlicher als das andere, — das gibt nun lauter Feinde. So schreibe ich Instrumentalmusik und sehne mich nach dem unbekannten Dichter, der vielleicht hier nebenanwohnt, oder in Timbuktu, was weiß ich?" In Geibel glaubte endlich Mendelssohn den Dichter gefunden zu haben, nach dem sein Herz so sehnsüchtig verlangt; über die Beziehung zu ihm wie über die Verhandlungen, welche, wie sich vermuthen läßt, dem Entwurf des Loreley-Textes vorangingen, und die Ausführung bis ins einzelne begleiteten, gibt der Briefwechsel keine Auskunft. Die wenigen Bruchstücke, die von dem unvollendeten Werk auf uns gekommen, befestigen indessen die Ueberzeugung, daß in der tiefsten Eigenthümlichkeit des Tondichters etwas lag, das ihn der Oper als solcher entfrembete, dieselbe zwar nicht seinen Wünschen und Sehnen, wohl aber seinem Vermögen ferner rückte, als irgendeine der übrigen Kunstformen. Wäre es anders gewesen, so hätte gewiß der Drang zur Production die Bedenklichkeiten des Kritikers besiegt und ihn nicht von Jahr zu Jahr den wahlverwandten Dichter vergeblich erwarten lassen. Aehnliche, rein individuelle Gründe, wie sie Beethoven nach der Vollendung des „Fidelio" zu seinem eigentlichen Tagewerk zurückriefen, nöthigten Mendelssohn dazu, ein Libretto nach dem andern beiseitezulegen, um seine Kraft denjenigen Gattungen ungetheilt zu widmen, die sich zum treuen Abdruck seines innersten Wesens darboten. Jenem wie diesem mußte sich die Welt der Bühne zu eng und niedrig ausweisen für die Gestalten, die ihrer Phantasie vorschwebten. Der Componist des „Paulus" und „Elias" war viel zu sehr absoluter Musiker, um nicht die tausendfachen, durch die Mischnatur der Oper gebotenen Schranken als schmerzliche Opfer, ja fast als Verrath an seinen heiligsten Ueberzeugungen zu empfinden. Mit seiner gesammten künstlerischen Richtung würde nur ein Libretto von durchaus idealistischem Gehalt vereinbar gewesen sein, und gerade des Gegentheils bedarf die Bühne. Die realistische Schlagkraft der Charakteristik, die auf einen Punkt gesammelte Macht des Ausdrucks, seine vermittelbar sinnliche Bestimmtheit und dem Verständniß der großen Massen sich entgegenneigende Faßlichkeit: alle diese Eigenschaften, welche namentlich die moderne Oper fordert, hätten im Widerspruch gestanden zu dieser überwiegend lyrischen, der rauhen Wirklichkeit abgekehrten, stets nach innen lauschenden Künstlernatur. Wer möchte es trotz dem allen nicht als einen unersetzlichen Verlust beklagen, daß die „Loreley" Fragment

geblieben? Gehört doch das ausgearbeitete erste Finale zu den Zierden unserer Concertprogramme.

Dem Dunst und Staube der Coulissen entnommen, wandte Mendelssohn seine volle Liebe und Kraft dem „Paulus“ zu, der 1835 vollendet und in Düsseldorf am 22. Mai des folgenden Jahres auf dem Niederrheinischen Musikfest zum ersten mal aufgeführt wurde. Die fast ausschließlich die Textunterlage betreffende Correspondenz mit Schubring zeugt von dem nachdenklichen Ernst und der künstlerischen Feinfühligkeit, welche der Tondichter jeder Seite seiner Aufgabe entgegenbrachte. Mit dem Freund berieth er auch den Plan zu einem Oratorium „Petrus“, dessen Ausführung jedoch später unterblieb. Der „Paulus“ machte den Namen seines Urhebers zu den klangvollsten und gefeiertsten unter den musikalischen Zeitgenossen, wenigstens in unserm vaterländischen Kunstleben fiel Mendelssohn von da an die Führerschaft zu. Durch die That hatte er sich als den berufensten Jünger und Nachfolger der Meister bekannt, die deutschen Geist und deutsches Gemüth zu Klang und Ton erweckt. Der Protestantismus vermag keinen selbständigen Baustil, keine charakteristische Sculptur und Malerei aufzuweisen, von der Musik ergriff er dagegen Besitz, um sie mit seinem innersten Wesen zu durchdringen und zu verklären. Eine Gattung ist es namentlich gewesen, die unter seiner schöpferischen Berührung zu höchster Macht und Fülle sich entfaltete — das Oratorium. Der echteste Gehalt der Reformation erscheint in dem Schaffen Bach's und Händel's zum reichsten künstlerischen Segen aufgehäuft und ausgebreitet. Zwei Menschenalter waren seit dem Tode der beiden gewaltigen Sänger verflossen, und die Weise, die sie angeschlagen, fast bis auf den letzten leisen Nachhall verklungen. Die unerschöpfliche Erbschaft, die der erstere hinterlassen, ruhte vergessen im Staube der Bibliotheken, von den Werken des andern behauptete zwar der „Messias“ immer noch seinen Platz in der künstlerischen Tagesordnung der norddeutschen Städte, aber nur, um als ein einsamer Zeuge alter Herrlichkeit emporzuragen aus der seichten Mittelmäßigkeit, den phantasielosen Darbietungen einer bequemen, rein conventionellen Technik, die sich redselig um ihn ergossen. Um die Bedeutung des „Paulus“ richtig zu würdigen, darf man ihn nicht einseitig, nur an seinem unerreichbar hohem Vorbild der „Matthäus-Passion“ messen, man muß ihm zugleich die gesammte Production entgegenhalten, in welcher das religiös-musikalische Bedürfniß während der zweiten Hälfte des 18. und während des ersten Drittels unsers Jahrhunderts Genüge fand. Eine ganze Generation diensteifriger Organisten und Cantoren, die für jedes Kirchenfest ihre unsaglich nüchternen Cantaten, Hymnen, Psalmen in Bereitschaft halten, blickte zu Graun, dem Componisten des „Tod Jesu“, als zu ihrem obersten Herrn und Meister hinan. Selbst bis auf den heutigen Tag nimmt diese seltsam verschnörkelte Reliquie aus der Periode des zopfigsten Rationalismus ihre Stelle im musikalischen Inventar der berliner Ostern ein. Die kleinbürgerliche Ehrbarkeit, die uns hier entgegentritt, verzichtet auf die Fülle und begnügt sich mit der Breite, sie schwächt den Ernst der Empfindung zu Spielen der Empfindsamkeit ab, läßt das Leben und die Bestimmtheit der Charakteristik in wässerige Allgemeinheit zerfließen. Der in alle Gebiete der Tonkunst so mächtig eingreifende Einfluß der großen wiener Schule konnte seiner innersten Natur nach für sich allein dem protestantischen Oratorienstil wenig frommen, lediglich von der Rückkehr zu den beiden Altmeistern der Gattung hatte dieser die geistige Verjüngung zu erwarten. Friedrich Schneider und Spohr waren seine angesehensten Vertreter gewesen, bevor im „Paulus“ mit bewußter Entschiedenheit die rechte Bahn eingeschlagen wurde. Wie groß der Fortschritt ist, der sich hier vollzogen, springt recht in die Augen, vergleicht man nur das Mendelssohn'sche Oratorium mit dem „Weltgericht“, das bei aller Tüchtigkeit des Satzes nirgends über eine sehr beschränkte, echt spießbürgerliche Sphäre religiösen Empfindens hinauskommt, oder mit den „Letzten Dingen“,

in denen zwar stets eine gewisse, hoch über der gemeinen Alltäglichkeit schwebende Vornehmheit der Auffassung gewahrt bleibt, Hand in Hand damit aber auch der Formalismus der Tonsprache jede individuelle Bedeutung und Mannichfaltigkeit des Inhalts opfert und an deren Stelle eine rein schablonenhafte Rhetorik treten läßt. In dem bereits oben citirten, von Paris an Eduard Devrient gerichteten Briefe heißt es nach dem dort mitgetheilten Passus: „Daß ich gerade jetzt mehrere geistliche Musiken geschrieben habe, das ist mir ebenso Bedürfniß gewesen, wie es einem manchmal treibt, gerade ein bestimmtes Buch, die Bibel oder sonst was zu lesen, und wie es einem dabei nur recht wohl wird. Hat es Aehnlichkeit mit Sebastian Bach, so kann ich wieder nichts dafür, denn ich habe es geschrieben, wie es mir zu Muthe war, und wenn mir einmal bei den Worten so zu Muthe geworden ist, wie dem alten Bach, so soll es mir um so lieber sein. Denn Du wirst nicht meinen, daß ich seine Formen copire ohne Inhalt, da könnte ich vor Widerwillen und Leerheit kein Stück zu Ende schreiben." Reiche Frucht trug im „Paulus" die innige Vertrautheit seines Autors mit den Werken Bach's. Obwol daneben der Händel'sche Einfluß keineswegs zu verkennen ist, und z. B. die Arie „Herr sei mir gnädig" durchaus dem Dignare aus dem „Dettinger Tedeum" nachgebildet worden, hatte doch an der Conception des Ganzen wie an der Gestaltung des Einzelnen die „Passionsmusik", und zwar die zum Evangelium des Matthäus den überwiegenden Antheil. Auf sie als auf das Muster weist die gesammte, aus lyrischen, epischen und dramatischen Elementen in eigenthümlicher Weise gemischte Anlage hin, nicht minder die wesentlich realistische Charakteristik der verschiedenen in die Handlung eingreifenden Personen und der leidenschaftlich wogenden Volkschöre, endlich die Einführung der idealen christlichen Gemeinde. Von unselbständiger Reproduction, von einem äußerlichen An- und Nachempfinden war freilich dabei nicht die Rede, der Schüler stand vielmehr in einem freien, durchaus des echten Künstlers würdigen Verhältniß zu seinem Meister, alles, was er ihm verdankt, erscheint in sein geistiges Eigenthum umgewandelt. Der „Paulus" trägt auf solche Weise ebenso sehr den individuellen Stempel des Mendelssohn'schen Genius, wie er zugleich die bestimmte Signatur seiner Zeit im verklärten Wiederspiel abspiegelt. Er ist eingetaucht in die specifische Gefühlsatmosphäre des 19. Jahrhunderts, von Anfang bis zu Ende durchdringt ihn dies moderne Element. Da ist nichts von jener unerschütterlichen Freudigkeit und dem männlichen Gottvertrauen, die einst den „Messias" dichteten, nichts von der Tiefe und Fülle der Mystik, welche die Passionsmusiken offenbaren; vielmehr drückt hier alles nur die Sehnsucht nach himmlischer Tröstung, nicht diese selbst aus. An die Stelle des religiösen Gehalts ist die Poesie des Christenthums getreten. Das unbefriedigte Bewußtsein sucht nach einer Versöhnung und hofft sie bald in der Romantik des Märchens, bald in der Romantik der Religion zu finden. Diese Musik ist einem Herzen entsprungen, das wol die Botschaft hört, dem aber der Glaube fehlt. Ein elegischer Grundton klingt deshalb auch überall hindurch und theilt uns eine tiefwehmüthige Stimmung mit. Für Sebastian Bach war der darzustellende Inhalt etwas durchaus Gegenwärtiges und Reales, der einzige unwandelbare Hort, vor dem der bunte Wechsel des Endlichen in eiteln Schein zerfloß. Bei Mendelssohn hat das Christenthum nur die Bedeutung eines entschwundenen Besitzes, zu dem seine Phantasie in sinnige Beziehungen tritt, eines in unerreichbare Weite verschwebenden Ideals, das seinen milden Schimmer in eine liebe- und poesieleere Wirklichkeit wirft. Er steht zum Gegenstande in einem durchaus sentimentalen Verhältniß. Der Sänger der „Matthäus-Passion" befand sich in lebendigster unmittelbarster Beziehung zum Evangelium, während der moderne Romantiker in der Ferne steht und frommen betenden Menschen zuschaut, ihren Glauben nicht theilend, aber durch ihre andächtige Rührung selbst gerührt. Die begeisterten Blutzeugen des göttlichen Worts, die fromme

gläubige Menge, die sich der himmlischen Lehre entgegendrängte, sie gehören einer versunkenen Welt an, deren Herrlichkeit der Componist trauernd verkündigt, wie Ossian den Ruhm der gefallenen Sänger und Helden.

Im Herbst 1835 leistete Mendelssohn einem Rufe nach Leipzig Folge, der ihm die Leitung der Gewandhausconcerte übertrug. In der neuen Heimat, welcher er bis zu seinem Tode eine besondere Anhänglichkeit bewahrte, fand er alles nach seinem Wunsch, willige Leute, ein wohlgeschultes Orchester, das mit treuer begeisterter Hingebung an seinem Dirigenten hing, heitere Geselligkeit, kurz, freundliches Entgegenkommen auf allen Seiten. Statt des bunten unruhigen Treibens in Düsseldorf, wo überall von vorn angefangen werden mußte, feste, gesicherte Verhältnisse. Nur im Laufe des Winters war er an die Stadt gefesselt, die andere Hälfte des Jahres gehörte ihm allein. Während des Sommers finden wir ihn theils in stiller Zurückgezogenheit lediglich mit Componiren beschäftigt, theils auf Erholungsreisen oder Musikfesten am Rhein und in England. Gleich die ersten leipziger Ferien, die ursprünglich für eine italienische Reise bestimmt waren, wandte er darauf, einen schwererkrankten Kunstgenossen in der Direction des Cäcilien-Vereins in Frankfurt abzulösen. Das der Freundschaft und der guten Sache gebrachte Opfer wurde ihm reichlich vergolten, denn er lernte bei jener Gelegenheit seine spätere Frau kennen und führte sie im nächsten Jahre heim. Was Mendelssohn dem leipziger Kunstleben gewesen, ist nicht allein unvergessen geblieben, sondern es dauert auch dem Wesen und Bestand nach bis auf den heutigen Tag fort. Die Gewandhausconcerte verdanken ihm ihren europäischen Ruf. Seine Vorstellungen bei der Regierung brachten es dahin, daß ein von einem kunstsinnigen Bürger der Stadt ausgesetztes Legat für die Gründung der leipziger Musikschule verwandt wurde. Den Stadtrath ersuchte er um eine den Mitgliedern des Orchesters zu gewährende Gehaltserhöhung. In dem Schriftstück, das er zu diesem Zweck einreichte, heißt es unter anderm: „Eben, weil das Orchester nicht ein Luxusartikel, sondern die nothwendigste, wichtigste Grundlage für ein Theater ist, eben weil das Publikum jederzeit auf die Luxusartikel mehr zu sehen pflegt als auf das Wesentlichste, ebendeswegen ist es Pflicht, dahin zu wirken, daß über dem Glänzenden nicht das Rechte, Nothwendige hintangesetzt und beeinträchtigt werde." Schon ein paar Jahre früher hatte er nach unsäglichen Schreibereien und Laufereien dem Orchester eine vorläufige Zulage von 500 Thlrn. ausgewirkt und der Tag war für ihn ein Fest gewesen, an dem er die Summe an die einzelnen vertheilte. Auch das leipziger Bach-Denkmal ist sein Werk. Die Mittel dazu waren durch zwei von ihm gegebene Orgelconcerte aufgebracht worden. Den Druck der mit seinem Amt verbundenen überaus mühseligen und zeitraubenden praktischen Thätigkeit empfand Mendelssohn mit jedem Winter härter. Er hatte alljährlich 20 Gewandhausconcerte zu leiten, wirkte zudem als Dirigent oder Klavierspieler in unzähligen anderweitigen Aufführungen aus Gefälligkeit mit. Zu den unleidlichsten Lasten seines Amtes gehörte auch die ausgebreitete Correspondenz, in die es ihn verwickelte. Unter solchen Umständen rückte die Composition desjenigen Werks, das den Gipfelpunkt in dem gesammten Schaffen des Tondichters bilden sollte, nur langsam vorwärts. Ueber den „Elias", der 1846 vollendet wurde, verhandelte der Meister schon im Jahre 1838 mit seinem Freunde Schubring; während er den Text mit ihm beräth, schreibt er: „Ich hatte mir eigentlich beim «Elias» einen rechten durch und durch Propheten gedacht, wie wir ihn etwa heutzutage wieder brauchen könnten, stark, eifrig, auch wol bös und zornig und finster, im Gegensatz zum Hofgesindel und Volksgesindel, und fast zur ganzen Welt im Gegensatz, und doch getragen wie von Engelsflügeln." Es war indessen nicht allein der massenhafte Andrang von Amtsgeschäften, welcher den Abschluß der größern Mendelssohn'schen Werke von einem Jahre ins andere hinausschob, sondern zugleich die Gewissenhaftigkeit des Tondichters, welche

die goldene Regel des Horaz: „Nonum prematur in annum“, buchstäblich befolgte und nicht müde wurde, den Inhalt zu läutern und zu vertiefen, wie den Ausdruck bis ins Einzelne hinab zu glätten und zu bessern. Bedeutsam ist in dieser Beziehung das folgende Bekenntniß: „Es gelingt mir in manchen, namentlich in Nebensachen, bei so einer größern Arbeit erst nach und nach, meinem eigentlichen Gedanken nahe zu kommen und ihn recht klar hinzustellen; bei den Hauptsachen und -Stücken kann ich freilich nachher nichts mehr ändern, weil sie mir gleich so einfallen; aber, um das auch von allem sagen zu können, dazu bin ich noch nicht weit genug.“ So hatte er am „Paulus“ länger als zwei Jahre gearbeitet und die 1831 componirte „Walpurgisnacht“ gelangte erst zwölf Jahre später nach durchgreifender Umgestaltung in die Oeffentlichkeit. Man glaube aber nicht, daß solche Bedächtigkeit der Composition in einer nur langsam und widerstrebend gewährenden Phantasie oder in dem Kampf mit der Form ihren Grund gehabt; so oft Mendelssohn wollte, ging ihm das Schaffen rasch und mühelos von der Hand. Eins seiner glänzendsten und wirkungsvollsten Orchesterwerke, dem freilich die geistige Tiefe und der poetische Duft seiner gereiftern Schöpfungen abgeht, die Ouverture zu „Ruy Blas“, wurde in drei Tagen vollendet, die außerdem zum großen Theil durch Proben in Anspruch genommen waren. Bei einem Festmahl schob man ihm, während die andern Kuchen aßen, einen Text unter die Serviette und bevor sich die Gesellschaft erhob, sang ein improvisirtes Quartett das fertige Stück von den noch nassen Noten ab.

Im Jahre 1841 siedelte Mendelssohn von Leipzig nach Berlin über, um als der hervorragendste unter den lebenden Meistern in dem Musenhofe, den Friedrich Wilhelm IV. um sich zu versammeln trachtete, die Tonkunst zu vertreten. Die Mittheilungen über diese Berufung enthalten nicht allein anziehende Beiträge für die Würdigung des Künstlers, wie manches Beachtenswerthe über das berliner Musiktreiben, sie sind auch im hohen Grade charakteristisch für die damaligen Zustände in Preußen. Die beabsichtigte Umgestaltung der Kunstakademie, um die es sich dabei handelte, ist nämlich das getreue Widerspiel so vieler im Unbestimmten umhertastenden politischen Experimente, die jene Periode kennzeichnen. Hier wie dort eine Reihe schöner Wünsche und hochfliegender Intentionen, deren Ausführung an dem zähen Widerstande der thatsächlichen Verhältnisse nach dem ersten Anlauf scheiterte. Zu den Reformen, welche der König unmittelbar nach seiner Thronbesteigung auf den mannichfachsten Gebieten des öffentlichen Lebens ins Werk setzen wollte, gehörte, wie eben bemerkt, auch die gründliche Erneuerung der berliner Akademie der Künste. Seine Absicht war, sie in vier Klassen einzutheilen, für Architektur, Sculptur, Malerei und Musik. An die Spitze jeder einzelnen Section sollte ein Director gestellt werden, mit der Verpflichtung, nach einer bestimmten, noch zu entwerfenden Reihenfolge auch die oberste Leitung der gesammten Anstalt zu übernehmen. Für die musikalische Abtheilung war Mendelssohn als Director ausersehen, man wollte aus ihr ein großes Musikconservatorium machen, das einst in Verbindung mit den Mitteln des königlichen Theaters öffentliche Concerte, theils geistlichen, theils weltlichen Inhalts geben sollte. Mendelssohn bezweifelte zwar nicht die Ausführbarkeit dieses Planes, er kannte indessen die berliner Verhältnisse zu genau, um an die Bereitwilligkeit und Thatkraft zu glauben, deren es auf allen Seiten bedurfte, um ein so umfassendes, in die verschiedensten Interessen und Beziehungen tief eingreifendes Werk durchzusetzen. Sobald die ersten Eröffnungen an ihn gelangten, bestand er vor allem darauf, genau zu wissen, was von ihm erwartet würde, und da man ihm ein bestimmt abgegrenztes Feld der Thätigkeit nicht zu bezeichnen vermochte, ließ er sich endlich nach langen Verhandlungen hinüber und herüber bewegen, die angebotene Stellung versuchsweise auf ein Jahr anzunehmen. Die Hoffnung, trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten der guten Sache doch noch nützen zu können, und die Anhänglichkeit an seine Familie, in deren

Mitte er nun nach längerer Trennung zurückkehrte, hatten ziemlich gleichen Antheil an seinem Entschluß. Mit schwerem Herzen verließ er Leipzig, denn auf ihn, wie auf so viele productive Künstler, übte die geistige Luft der preußischen Hauptstadt einen überwiegend zerstreuenden und verstimmenden Einfluß. Nicht minder als Rückert und Cornelius, die mit unserm Tondichter die Ehre der königlichen Berufung theilten, mußte er sich abgestoßen fühlen durch den der Phantasie feindlichen Genius loci, durch eine Atmosphäre, erfüllt vom Staub der Bildung, der alles mit seinem eintönigen Grau überzieht, durch die verständige Nüchternheit der Menschen, die stets bereit ist, jeden Eindruck in abstracte Reflexion zu zersetzen, und welcher die Dinge nur so weit etwas gelten, als sie Gelegenheit hat, an ihnen ihre souveräne Kritik zu üben. „In wenig Tagen", schreibt er unter anderm, „geht es für ein Jahr nach Berlin, einer der sauersten Aepfel, in die man beißen kann, und doch muß es gebissen sein.... Dort sind alle Bestrebungen Privatbestrebungen, ohne Wiederhall im Lande, und den haben sie in Leipzig, so klein das Nest auch ist.... Daß ich nun also ein Privatleben wieder anfangen soll, aber dabei etwa ein Conservatorienschulmeister werden, dazu kann ich mich nach meinem guten frischen Orchester nicht verstehen; ich könnte es allenfalls, wenn es eben ein reines Privatleben sein sollte; da würde klar componirt und im stillen gelebt; aber da kommt ja schon wieder das berlinische Zwitterwesen, die großen Plane, die winzige Ausführung; die großen Anforderungen, die winzigen Leistungen; die vollkommene Kritik, die mittelmäßigen Musikanten; die liberalen Ideen, die Hofbedienten auf der Straße; das Museum und die Akademie und der Sand!" Daß seine Befürchtungen nicht umsonst gewesen, daß er sie vielmehr alle an Ort und Stelle bestätigt fand, mag man aus den folgenden Worten entnehmen, deren Inhalt in manchen Variationen wiederkehrt: „Desto sonderbarer ist es mir, daß ich mich trotz der Freude, mit Mutter und Geschwistern zu sein, trotz aller Vorzüge und frohen Erinnerungen kaum an irgendeinem Ort Deutschlands so wenig zu Hause fühlen kann als hier. Der Grund mag darin liegen, daß alle Ursachen, welche mir es damals unmöglich machten, meine Laufbahn hier zu beginnen und zu erweitern, welche mich also von hier forttrieben, nach wie vor noch bestehen und leider auch wol für ewige Zeiten bestehen werden. Dieselbe Zersplitterung aller Kräfte und aller Leute, dasselbe unpoetische Streben nach äußerlichen Resultaten, derselbe Ueberfluß an Erkenntniß, derselbe Mangel an Production und Mangel an Natur, dasselbe ungroßmüthige Zurückbleiben in Fortschritt und Entwickelung, wodurch beide freilich viel unsicherer und gefahrloser werden, wodurch ihnen aber auch alles Verdienstliche, Belebende geraubt wird. Ich glaube, daß sich diese Eigenschaften in allen Dingen hier wiederfinden werden, in den musikalischen ist es ohne Zweifel der Fall." Ueber die Umgestaltung der Akademie erstattete Mendelssohn dem Minister Eichhorn und dessen Räthen wiederholt mündliche und schriftliche Gutachten, so wenig auch diese ganze Arbeit nach seinem Geschmack war. „Was Gutes besser machen oder was Neues gut, das sind Dinge, die mir lächeln und die man lernen möchte, wenn man sie nicht von vornherein zu machen weiß; aber was Schlechtes in Besseres verwandeln ist ein böses Ding und undankbar dazu." Trotz alles Conferirens über die Einrichtung des zu bildenden Musikconservatoriums blieb zuletzt alles beim alten. „Du willst Neuigkeiten", schreibt Mendelssohn an David, „vom berliner Conservatorium hören; ich auch, aber es gibt deren keine. Die Sache ist im allerweitesten Felde, wenn sie überhaupt gar in irgendeinem Felde schon ist und nicht blos in der Luft. Der König scheint den Plan zu haben, die Akademie der Künste umzugestalten; das geht doch nun aber einmal nicht gut, ohne aus der jetzt bestehenden Gestalt derselben eine andere zu machen. Hierzu kann man sich aber nicht entschließen, und ich möchte am allerwenigsten dazu rathen, weil ich überhaupt weder von einer gestalteten noch umgestalteten Akademie viel Heil für Musik erwarten kann. Ein Conser=

vatorium soll, wie ich glaube, der neue musikalische Theil der neuen Akademie werden; einen Theil allein neu organisiren, davon kann unter keinen Umständen die Rede sein, also hängt das wieder von den drei andern ab; in allen vier Fächern können (oder sollen wenigstens) die einmal vorhandenen Mitglieder nicht abgesetzt und in ihren Rechten geschmälert werden, also müssen diese Mitglieder erst aussterben. Mit ihnen zugleich werden wir auch aussterben." Das Jahr, für welches sich Mendelssohn verpflichtet hatte, war abgelaufen, ohne ihm die Aussicht auf irgendwelche gedeihliche praktische Thätigkeit gebracht zu haben. Da es keineswegs in seinen Wünschen lag, „sich eine Sinecure aufhängen zu lassen" und zum Entgelt für ein Gehalt von 3000 Thlrn. blos den berliner Wohnungsanzeiger und das Programm einiger Hofconcerte mit seinem Namen zu schmücken, bat er um seinen Abschied. Auch den ihm gemachten Antrag, an die Spitze der gesammten evangelischen Kirchenmusik in Preußen zu treten, glaubte er nach allen bisherigen Erfahrungen ablehnen zu müssen; als man ihm dagegen eröffnete, es werde zunächst beabsichtigt, einen erlesenen Sängerchor zur künstlerischen Unterstützung des Gottesdienstes und ein ausgewähltes Orchester für die Begleitung von Oratorien zu bilden und diese Institute seiner Leitung anzuvertrauen, erklärte er sich zu einer derartigen fest bestimmten und deshalb Erfolg verheißenden Wirksamkeit bereit und bedang sich nur die Wahl des Aufenthalts und die freie Verfügung über seine Zeit so lange aus, bis die neue Schöpfung thatsächlich ins Werk gesetzt sei. Der ausführlich mitgetheilte Inhalt einer Audienz, die Mendelssohn in dieser Angelegenheit bei Friedrich Wilhelm IV. nachsuchte, ist für den geistvollen Monarchen wie für den Tondichter gleich charakteristisch; der letztere versprach, eine Reihe ihm noch näher zu bezeichnender Compositionen im Sinne des königlichen Auftraggebers zu vollenden, ferner zur Stelle zu sein, sobald das Instrument, auf dem er zu spielen berufen, fertig geworden. Den ersten Theil der Zusage fand er später Gelegenheit, in reichem Maße zu erfüllen, die Leitung des berliner Domchors wurde dagegen in andere Hände gelegt. Die Gründung dieser Sängerkapelle ist nämlich das einzige positive Ergebniß jener umfassenden, auf die Hebung und Kräftigung des gesammten Kunstlebens gerichteten Plane und Absichten gewesen, in welche die Veröffentlichung der Mendelssohn'schen Briefe einen klaren Einblick gewährt. Ueber die Umgestaltung der akademischen Musikklasse entspann sich zwischen dem Minister Eichhorn und Mendelssohn nachträglich noch ein Schriftwechsel, der wie alles frühere auf diesen Gegenstand Bezügliche im Sande verlief. Nachdem der Meister nach Leipzig in seine frühere Stellung zurückgekehrt, wurde ihm eine Cabinetsordre ausgefertigt, die ihn zum preußischen Generalmusikdirector ernannte und, seinem Wunsch gemäß, seinen bisherigen Gehalt von 3000 Thlrn. auf die Hälfte herabsetzte. Zu den Werken, die er im Auftrag von Friedrich Wilhelm IV. schrieb, gehört, mit Ausnahme der Ouverture, die Musik zum „Sommernachtstraum", die zu „Athalia", „Antigone" und „Oedipus auf Kolonos", ferner eine Reihe liturgischer Gesänge.

In seiner alten Heimat überkam den Tondichter ein längst nicht mehr gekanntes Gefühl des Behagens: „Den Zustand der Ungewißheit in Berlin mochte ich nicht länger ertragen; es war eigentlich nichts dort gewiß, als daß ich so und so viel Geld bekam, und das allein soll denn doch nicht den Beruf von einem Musikanten ausmachen, mich drückte es wenigstens von Tag zu Tag mehr und ich verlangte, sie möchten entweder aussprechen, ich sollte nichts thun (das wäre mir auch recht gewesen, denn alsdann hätte ich unbesorgt arbeiten können, was ich gewollt hätte), oder aussprechen, was ich thun solle." Das erste größere Werk, welches Mendelssohn seit seiner Rückkehr nach Leipzig vollendete, war die „Walpurgisnacht". Bereits vor zwölf Jahren in Rom componirt, erhielt sie nun erst diejenige Gestalt, in welcher sie das Eigenthum der musikalischen Welt geworden. „Im zweiten Theile des Concerts soll dann meine «Walpurgis-

nacht» wieder auferstehen; freilich in einem etwas andern Habit als dem vorigen, das allzu warm mit Posaunen gefüttert und für die Singstimme etwas schabig war; aber dafür habe ich auch die ganze Partitur von A bis Z noch einmal schreiben und zwei neue Arien einsetzen müssen, der übrigen Schneiderarbeit nicht zu gedenken. Wenn es mir aber jetzt nicht recht ist, so schwöre ich, es für das übrige Leben aufzugeben." Und es mußte ihm recht sein, öffnet uns doch das Werk das innerste Heiligthum des Tondichters; in ihm findet man den echten vollen Schlag seines Herzens wieder mit seiner liebevollen Versenkung in das Leben und Weben der Natur, seiner Freude an der bunten Zauberwelt, in welcher die Phantasie als unbeschränkte Königin gebietet, und mit seinem schwärmerischen Aufblick zu dem Reich der ewigen Ideen. Die so verschiedenen Quellen, aus denen Mendelssohn seine Romantik und seine priesterlich-weihevollen Gesänge schöpfte, rauschen harmonisch nebeneinander in dieser Musik, die treu und klar bis in den kleinsten Zug von der Individualität ihres Urhebers Zeugniß gibt. Während der nächsten Jahre nahm die Vollendung des „Elias" den Meister fast ungetheilt in Anspruch. Das erste mal zum öffentlichen Vortrag gelangte das Werk auf dem birminghamer Musikfest den 25. Aug. 1846. Der Erfolg war einer der allerglänzendsten, ebenso später in London. Prinz Albert, welcher der Aufführung in der letztern Stadt beiwohnte, sandte dem Componisten das Textbuch mit einer eigenhändigen Randbemerkung des Inhalts zurück: „Dem edeln Künstler, der, umgeben von dem Baalsdienst einer falschen Kunst, durch Genius und Studium vermocht hat, den Dienst der wahren Kunst wie ein anderer Elias treu zu bewahren und unser Ohr aus dem Taumel eines gedankenlosen Töngetändels wieder an den reinen Ton nachahmender Empfindung und gesetzmäßiger Harmonie zu gewöhnen, dem großen Meister, der alles sanfte Gesäusel, wie allen mächtigen Sturm der Elemente an dem ruhigen Faden des Gedankens vor uns aufrollt, zur dankbaren Erinnerung geschrieben von Albert, Buckingham Palace." Seit jeher hatte Mendelssohn jenseit des Kanals einer ganz besondern Popularität genossen; nach der Aufführung des „Elias" kanonisirten ihn nun die Engländer förmlich und feierlich zu einem ihrer musikalischen Schutzheiligen und gaben ihm in ihrer Liebe und Bewunderung den Platz unmittelbar zur Rechten Händel's. Der Cultus des Tondichters ist auf solche Weise fast ein Theil der Landesreligion geworden, ebenso fest und unantastbar wie irgendeiner der 39 Artikel. Seiner Gewohnheit gemäß benutzte der Componist die im Concertsaal gesammelten Erfahrungen zu einer letzten Ueberarbeitung des Oratoriums: „Jetzt bin ich aber seit mehrern Tagen wieder mit allen Kräften am «Elias» und hoffe den größten Theil von dem, was mich bei der ersten Aufführung störte, glücklich herauszubringen. Mit einer der schwersten Partien (der Witwe) bin ich ganz fertig und du wirst gewiß mit der Veränderung, ich kann wol sagen Verbesserung, zufrieden sein. Der «Elias» ist an dieser Stelle viel wichtiger und geheimnißvoller geworden, und der Mangel daran war's, was mich störte, das finde ich leider immer erst post festum heraus, nachdem ich's besser gemacht habe. Aber auch an den andern Stellen, über die wir gesprochen haben, hoffe ich es richtiger zu treffen, und nehme alles, was mir nicht recht war, aufs ernstlichste wieder vor. Die Stücke, die ich bisjetzt umgearbeitet habe, zeigen mir doch wieder, daß ich recht habe, nicht eher zu ruhen, bis solch ein Werk so gut ist, wie ich es nur irgend machen kann, wenn auch von diesen Sachen die wenigsten Leute etwas hören oder wissen wollen, und wenn auch sehr, sehr viel Zeit damit hingeht." Verweilen wir zunächst noch einen Augenblick bei dem letzten umfangreichen Vermächtniß des Mendelssohn'schen Genius, das zugleich als der stolzeste Gipfel erscheint, zu welchem sein gesammtes Schaffen emporgeführt. Während die Muse Schumann's ihre köstlichsten Gaben gerade im kleinsten Rahmen gespendet, während seine Lieder, Phantasiestücke, Variationen noch von einem weit intensivern poetischen Duft und Farbenschmelz umflossen sind als seine Cantaten,

Ouverturen, Symphonien, bewährte sich das Vermögen des hervorragendsten unter seinen musikalischen Zeitgenossen am glänzendsten in der Beherrschung großer Formen, wie des ebenso weitschichtigen als verwickelten Apparats, welchen diese fordern. Mehr als allen andern Arbeiten haftet den einstimmigen Liedern und kleinen Klaviersachen dasjenige Element an, welches man im tadelnden Sinne die Mendelssohn'sche Manier nennt, d. h. die Eleganz der Factur ohne die entsprechende Gediegenheit des Inhalts, jene glatte Verbindlichkeit des Ausdrucks, welche mit spitzem Finger lediglich die Oberfläche des Lebens streift, sich an dem feinsten Schaum der Empfindung genügen läßt, wie ihn die salonfähige Galanterie jeder Dame anzubieten gestattet. Schon ungleich gewichtigere Töne klingen in die Kammermusik Mendelssohn's, besonders in seine Streichquartette und in das Octett hinein, und zur ganzen Meistergestalt richtet er sich empor, wo er sein volles Orchester um sich versammelt oder diesem noch den Chor der menschlichen Stimmen beigesellt. Wie beim „Paulus" so stand er nun wieder beim „Elias" der höchsten Gattung gegenüber, welche die Tonkunst aufzuweisen hat, und aufs neue wuchs ihm die Kraft an der Hoheit der Aufgabe. Wenn aber in dem erstern Oratorium die Musik von dem ihr zugewiesenen Ausdrucksgebiet nur zum Theil Besitz ergriffen, während sie es in dem spätern Werk ganz und gar erfüllt und sich zu eigen gemacht, so liegt dem eine doppelte Ursache zu Grunde, eine rein persönliche und eine objective. Die künstlerische Erziehung Mendelssohn's war vor allem beflissen gewesen, den reinen Formensinn, das empfindliche Schönheitsgefühl, welche er schon als Geschenk der Natur besaß, noch mehr zu läutern und zu entwickeln. Zelter's strenge Schule hatte die Phantasie des Jünglings einer unduldsamen akademischen Zucht unterworfen, deren letzte noch übriggebliebene Fesseln erst der völlig herangereifte Mann abzustreifen vermochte. Welchen starren Katechismus des künstlerischen Anstandes der Lehrer seinem Schüler eingeprägt, mochte man z. B. an den Scrupeln des letztern ermessen, im Hexenchor der „Walpurgisnacht" die große Trommel anzuwenden, die doch selbst Beethoven, wo es ihm die Aufgabe abzufordern schien, unbedenklich herbeigerufen, oder an seiner scheuen Abkehr von dem heiter bewegten Treiben und der genußfrohen Lebenslust der französischen komischen Oper. Zu scharf war der Blick des Künstlers, um ihm nicht erkennen zu lassen, daß ihm, vermöge seiner angeborenen und anerzogenen Eigenthümlichkeit, keine Gefahr näher lag als die, über dem Streben nach classischer Correctheit zuletzt einem blut- und körperlosen Formalismus zu verfallen. Offen gesteht er sich und uns ein, wie sehr er auf der Hut sein müsse, damit ihm seine Musik nicht gar zu puritanisch geriethe. Unablässig hat er getrachtet, dieser Einseitigkeit Herr zu werden, zur Klarheit die Tiefe und den Reichthum, zur Schönheit der äußern Erscheinung die innere Kraft und Bedeutsamkeit zu fügen. Wer das Schaffen Mendelssohn's im Zusammenhang betrachtet, der gewahrt mit Freude das stetige Wachsthum des künstlerischen Vermögens, welches, ohne seinem alten Ideal die Treue zu brechen, doch zugleich eine Reihe gesunder realistischer Elemente in sich aufnahm und an ihnen zu immer gesteigerter Energie erstarkte. Der „Paulus" war das Werk eines fünfundzwanzigjährigen Jünglings, im „Elias", den ein ganzes Decennium von jenem trennt, steht der fertige Mann vor uns, der völlig gereifte Geist, für den es sich nur noch darum handeln konnte, in künstlerischen Thaten der Welt und dem Leben zurückzuerstatten, was sie ihm an innern und äußern Eindrücken und Erfahrungen gewährt. Es ist nun aber noch ein anderer Umstand, der bei der Vergleichung der beiden Tondichtungen für die letztere ins Gewicht fällt. Nur eine Periode, in der die Kirche das gesammte Dasein umschloß, in der jeder einzelne sich aufs innigste mit ihr und ihrem Bekenntniß geeint fühlte, hatte den Beruf, den innersten Kern der Lehre in musikalisches Fleisch und Blut zu verwandeln. Während deshalb die Hand Bach's selbst im abstractesten Dogma unerschöpfliche Quellen des Lebens weckte, tritt der jüngere Meister nur

zu denjenigen Seiten des Gegenstandes in ein bestimmteres Verhältniß, die durch ihre rein menschlichen Beziehungen seiner Phantasie einen faßlichen Inhalt und festen Anknüpfungspunkt boten; was ihm wie der ganzen Zeit, der er angehört, versagt blieb, ist die unerschütterliche, aus innerster Ueberzeugung hervorquellende Gewißheit. Ueberall, wo sich der Text in die eigentlichen Mysterien der Offenbarung versenkt, geräth die Tonsprache ins Unbestimmte, und gibt statt sinnvoller Deutung nur die bleichen Gebilde der musikalischen Convenienz und Accommodation, denn nur die naivste Gläubigkeit vermochte den transscendenten Inhalt der Worte in die lebendige Unmittelbarkeit der Empfindung zu übersetzen. Einen weit günstigern Boden als in der rein idealen Welt des Neuen Testaments mußte dagegen unsere moderne, namentlich nach der charakteristischen Seite hin so hoch entwickelte Tonkunst in dem in sich geschlossenen eng begrenzten Realismus des Alten Bundes finden. Er gewährt ihr festumrahmte Vorgänge, Stoffe von stark ausgeprägter localer und nationaler Eigenthümlichkeit, eine bewegte Scenerie, greifbare Motive, scharfe Contraste, kurz, die ganze Fülle sinnlichen Lebens, die bunte Mannichfaltigkeit der Farben und Gestalten, welche allein im Reich des Endlichen ihre Heimat haben. Nicht in der einfachen, durch sich selbst überzeugenden, den geheimsten Tiefen des Gemüths entsprungenen Melodie ist die Stärke unserer heutigen Musik zu suchen, sie liegt vielmehr in ihrer Fähigkeit, jedes Ding bei seinem Namen zu nennen, in der Unzweideutigkeit des Ausdrucks, mit Einem Wort in ihrem tonmalerischen Vermögen. Im „Elias", wo die Aufgabe nach dieser Seite hin der Phantasie des Componisten das freieste Feld bot, hat man daher den Eindruck des treuesten Zusammenklangs, der innigsten Solidarität von Wort und Ton. Die Stimme des Propheten ist in der That wie ein Hammer, der Felsen zerschlägt. Den machtvollsten Wiederhall hat hier Händel's siegesgewaltige Weise gefunden und nicht minder rauscht der Geist des alten Meisters in dem stolzen Adlerflügelschlag der Chöre.

Eine tiefe Schwermuth erfüllt alle Briefe Mendelssohn's aus dem Sommer und Herbst des Jahres 1847. Geistig am nächsten von seiner Familie stand ihm, wie schon berichtet worden, die ältere Schwester. Sie hatte sein gesammtes Schaffen nicht allein mit klugem Verständniß und liebevoller Theilnahme begleitet, sondern auch mehr als einmal durch ihren Rath und ihr Urtheil bestimmenden Einfluß darauf geübt. Im Besitz eines nicht gewöhnlichen productiven Talents, versuchte sie sich mit Glück in den mannichfachsten Gattungen der Composition, und einzelne von ihren Arbeiten, die der Rietz'sche Katalog näher bezeichnet, sind in die Werke des Bruders mit übergegangen. Den Verlust der Schwester (sie starb am 14. Mai 1847) empfand Mendelssohn, als ob sich ein Stück seines eigenen Wesens gewaltsam von ihm losgerissen. Umsonst mühte er sich, den Seinen gegenüber, den alten heitern Ton wieder anzuschlagen. Trotz des freundlichen Lächelns, das seine Lippen umschwebt, blutet die Wunde im tiefsten Gemüth fort. Die Schweiz, in der er den letzten Sommer zubrachte, übte auf ihn nicht mehr den frühern Zauber, die Anwesenheit fremder Menschen macht ihn traurig und beklommen. Den besten Trost spendet ihm noch seine Kunst, deren schmerzlösende Gewalt sich ihm schon nach dem Tode der Mutter bewährte. „Eben, wenn alles andere", schrieb er damals, „was einen abziehen soll, so widerwärtig, leer und schal erscheint, so ergreift einen schon die kleinste wirkliche Thätigkeit der Kunst gleich so im Innern, führt so weit, weit von der Stadt, vom Lande, von der Erde weg, daß es ein wahrer Gottessegen ist." In das letzte Lebensjahr des Tondichters fällt eine ganze Reihe von Compositionen, so z. B. das „F-moll-Quartett" und die Fragmente des „Christus" und der „Loreley". In Berlin und Wien sollte im November der „Elias" zum ersten mal öffentlich aufgeführt werden und beide Städte warben um die Ehre, dem Meister bei jener Gelegenheit in ihrer Mitte zu sehen. Die frohen Gesangsfeste, die sie ihm und sich zu bereiten gedachten,

verwandelten sich in die schmerzlichste Erinnerungsfeier an einem kaum geschlossenen Grabe. Früher, als es sonst im Laufe der Natur liegt, hatte Mendelssohn's Laufbahn begonnen, sie sollte ihm dafür auf der andern Seite um ebenso viel verkürzt werden. In einem Alter, in welchem andere noch mit den ersten Elementen der Technik ringen, vermochte er bereits eine Anzahl von Werken aufzuweisen, die den Charakter der Reife tragen. Schon in den Klavierquartetten des zwölfjährigen Knaben bewundern wir die Präcision der Anlage, den ruhigen Fluß und die tadellose Klarheit der Entwickelung. Das erste und untrüglichste Kennzeichen musikalischer Genialität pflegt aber in dieser sichern Beherrschung der Formen zu liegen. Die Jugendarbeiten unserer größten Meister überraschen uns nicht etwa durch eine Fülle neuer Gedanken und origineller Züge, sondern durch die feste einheitliche Fügung, durch das Wahlverhältniß der Theile untereinander und zum Ganzen, mit Einem Wort, durch das Gesetz organischer Bildung und Entfaltung, welches sich in ihnen offenbart. In dem ersten Bande der Jahn'schen „Mozart-Biographie" findet man fast auf jedem Blatt Belege für das Gesagte. Zwischen jenen Quartetten und der Ouverture zum „Sommernachtstraum", die bereits den prägnantesten individuellen Ausdruck zeigt, liegen nur vier Jahre. „Die erste Walpurgisnacht" und die beiden Symphonien in A-moll und A-dur hatten einen zweiundzwanzigjährigen Jüngling zum Autor. Schon der griechische Tragiker sagt: „Die Lieblinge der Götter sterben jung", und man mag vielleicht den Tondichter glücklich preisen, weil ihn das Geschick von seinem Tagewerk abrief, als noch die Kränze, die sein Haupt schmückten, in üppigster Blütenfülle prangten. Von einem weniger subjectiven Gesichtspunkte aus betrachtet stellt sich indessen die Sache anders; wer den musikalischen Bestrebungen der letzten 30 Jahre mit ernster Aufmerksamkeit gefolgt ist, muß Mendelssohn's frühzeitigen Tod als einen unermeßlichen künstlerischen Verlust beklagen — ließ uns doch das Schaffen des Componisten ein stetiges Crescendo, eine ununterbrochen fortschreitende Kräftigung und Vertiefung erkennen. Unter seinen großen Schöpfungen war die letzte zugleich die bedeutendste. Ungleich näher als der „Paulus" reicht sein „Elias" an die hohen Gestalten der Vergangenheit hinan. Der gesammte Bildungsgang des Tondichters steht in einer gewissen Analogie zu dem seines ältern Freundes Immermann; beide hatte es, als echte Kinder ihrer Zeit, unwiderstehlich nach dem alten romantischen Lande getrieben, aber der eine wie der andere fand aus der mondbeglänzten Zaubernacht den Weg zurück in die tageshelle Welt. In dem letzten Vermächtniß des Dichters, seinem „Münchhausen", gelangte endlich jener gesunde Realismus zum Durchbruch, in welchem die ganze poetische Production unserer Tage ihr Heil erblickt. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte des deutschen Geistes ist die Periode, die den Freiheitskriegen unmittelbar folgte. Im Staate wie in der Kunst schlug urplötzlich die gewaltigste Anspannung aller Kräfte in thatlose Träumerei und brütende Beschaulichkeit um. Von den alten deutschen Recken wird erzählt, daß sie nach jedem ihrer blutigen Wagnisse der süßen Ruhe um so hartnäckiger pflegten, sich zum lecker bereiteten Mahle niedersetzten, die Zeit mit Gesang und Spiel verkürzten, die Früchte ihrer Arbeit aber andern überließen. Es hatte fast den Anschein, als ob das gesammte Volk es den Helden seiner Sagen und Balladen gleichthun wollte. Wir sind seitdem in eine andere Zeit getreten, im praktischen Leben wie in den idealen Regionen der Kunst weht schon längst eine weit frischere, kräftigere Luft und wir dürfen auf die romantischen Träumereien unserer Politiker und Dichter als auf eine abgeschlossene Episode zurückblicken, die den Genius der Nation eben nur um ein paar Schritte vom rechten Wege abführen konnte. Sie hat jetzt die gerade Bahn wiedergefunden und strebt auf ihr rüstig weiter. Jener Romantik, die uns in dem gesammten Denken und Empfinden der jüngsten Vergangenheit als charakteristischer Zug entgegentritt, lag indessen doch noch etwas Tieferes zu Grunde als eitle Spielselig-

keit. Von dem gemeinschaftlichen Kampf und Sieg, zu welchem sich das Volk in den Freiheitskriegen verbunden, hatte es wenigstens ein lebhaftes Gefühl der Zusammengehörigkeit heimgetragen. Dies Bedürfniß nach Einheit, dem die Wirklichkeit kein Genüge bot, mußte die Form der Sehnsucht annehmen, die aus Ahnung und Erinnerung eine Welt des Scheins aufbaute und in deren Genuß sich schwermüthig versenkte. Wie von einem unüberwindlichen Heimweh getrieben, wandte sich die Kunst von dem kosmopolitischen Beruf ab, den sie in unserer classischen Periode laut als den ihrigen bekannt hatte, um zurückzukehren zu den engsten Kreisen nationalen Lebens. Die Quellen des letztern mußte sie aber weit unten im verborgenen Grunde aufsuchen. Dort rauschten sie leise fort unter Schutt und Trümmern aller Art, welche der jeder volksthümlichen Entwickelung feindselige Verlauf der letzten Jahrhunderte aufgehäuft hatte. In den geheimsten Tiefen des deutschen Gemüths lebte noch immer jener liebevolle Zug zur Natur, der einst in dem bunten Sagen- und Märchenreich des Heidenthums so sinnigen Ausdruck gefunden. Poesie und Musik wetteiferten, von diesen echtesten Schöpfungen der dichtenden Volksseele Besitz zu ergreifen. Aus den Wäldern, die so lange geschwiegen, tönten wieder allerlei seltsame Stimmen, die Elfen raschelten im Laube, die wilde Jagd zog brausend durch die nächtlichen Gefilde, im Wasser plätscherten die Nixen, von jedem Felsen erscholl die verführerische Liebeslockung einer Loreley, kurz, durch die ganze Natur ging ein phantastisches Singen und Klingen. Kein anderer ist so heimisch gewesen in dieser verzauberten Welt wie Mendelssohn, hat so verständnißvoll hingehorcht auf die Sprache der Bäume und Wellen. Alle Feen waren ihm hold, Erlkönigs Töchter lehrten ihm ihre süßesten Weisen und die Zwerge zeigten ihm die Stellen, wo die verborgenen Schätze lagen. In dem Leben des Einzelnen wie der Nationen muß jedoch dies romantische Spiel, diese Flucht aus der Realität zu einem blos vorgestellten Ideal, Ziel und Grenze finden, soll nicht dabei alle Kraft und Mannhaftigkeit in schönselige Tändelei zerfließen. Mendelssohn träumte den poetischen Traum mit, aber er erwachte auch zu rechter Stunde.

---

# Culturgeschichtliche Skizzen.

Von Karl Ruß.

## 1) Die „Trockenwohner" in Berlin.

Eine kleine Geschichte machte neulich die Runde durch alle Zeitungen. Als nämlich zwei Frauen preußischer Abgeordneten ihrer Wohlthätigkeit an einer armen Familie in Berlin die Krone aufsetzen und die Miethe für sie im voraus bezahlen wollten, wehrte man dieser Absicht dankend ab, denn: Miethe gab es nicht.

Um dies verstehen zu können, müssen wir die sonderbaren, dort herrschenden Verhältnisse kurz überblicken. Berlin hat sich bekanntlich binnen überraschend kurzer Zeit fast verdoppelt. Seine Bewohnerzahl ist auf mehr als 600000 Köpfe gestiegen. Und in gleicher Weise erscheint auch sein Aufschwung in industrieller, gewerblicher, wissenschaftlicher u. s. w. Beziehung als ein außerordentlicher, noch stets wachsender.

Nächst manchem andern hatte sich der Unternehmungsgeist aber namentlich der Bauten bemächtigt. Ganze Stadttheile sind in überraschend kurzer Frist neu erstanden, förmlich pilzartig emporgewuchert. Eine wahrhafte „Bauwuth", ein leider nur zu verderbliches „Baufieber" grassirte seit einer kurzen Reihe von Jahren in der „Metropole der preußischen Intelligenz". Ungeheuere Gebäude, sehr treffend „Miethkasernen" genannt, sind rastlos, in fieberischer Hast geschaffen worden. Wir dürfen nun glücklicherweise nicht behaupten,

daß dieser Drang und Eifer nichts Gesundes, wirklich Lebens- oder vielmehr Bestandfähiges hervorgerufen habe, können aber nicht verhehlen, daß auch zahlreiche weniger solide, dauerhafte, gesunde und zweckmäßige Häuser emporwuchsen, unglückselige Speculationsbauten. Nicht gediegene Kapitalisten, einsichtige und biedere Männer haben die Stadt Berlin binnen kurzer Zeit nach allen Dimensionen hin um ein Ungeheueres vergrößert, sondern meistens leidige Industrieritter, unternehmende Proletarier, verkommene Schneider, Agenten, Barbiere, emporgekommene Hausknechte u. s. w. sind es, welche den nur zu leicht zu erlangenden Credit ausgenutzt und diese Schwindelbauten ausgeführt haben, lediglich zu dem Zwecke, um auf Kosten anderer sich zu bereichern. Manch einer von ihnen ist wirklich schnell reich geworden und verzehrt jetzt in Behaglichkeit die Früchte seines Strebens; gar mancher dagegen ist bei dem Glücksspiele zu Grunde gegangen und büßt in langer Schuldhaft sein vorwitziges Beginnen. Sie alle aber haben eine üble Saat ausgestreut, von der nicht blos die jetzige Generation, sondern noch späte Nachkommen zu leiden haben werden.

Unlängst hatte ich in der „Volkshalle" ein solches, von einem „Unternehmer" erbautes Haus geschildert, in welchem ich eine Zeit lang gewohnt; es sei mir gestattet, einige der gewöhnlichsten Symptome eines solchen berliner Schwindelbaues hier kurz zu wiederholen: Der brave Mann hatte es sofort nach der Vollendung vortheilhaft verkauft. Dann aber ermittelte sich, daß der Schwamm — infolge der übereilten, unvollkommenen Austrocknung des Gemäuers — sich darin entwickelt hatte, und er mußte es zurücknehmen. Bald ward's jedoch ausgebessert und schnell wieder verkauft. Mein Arbeitszimmer lag an der Wand des Nebenhauses — und ich hatte das Vergnügen, von dort (also durch zwei Brandmauern!) lautes Sprechen, Kinderweinen u. s. w. ganz deutlich zu hören. Auf der Kommode stand eine Lampe und wenn ich in der Stube auf- und abging, wurde der Cylinder in derselben durch die Erschütterung zu den lieblichsten Trillern veranlaßt. Eine zugeworfene Thür, gleichviel in welcher Etage, wiederhallte zitternd durch das ganze Haus. So lebte und webte, zitterte und bebte, wankte und schwankte alles rings um uns her in fortwährender Bewegung und unsere Nerven hüpften und tanzten in lebendigster Erregung unaufhörlich mit. Doch man gewöhnt sich ja bald an alles, selbst an das Unheimlichste und Gefährlichste. Nur die nächsten Tage nach der bekannten Wasserthorstraßenkatastrophe hatten uns ein wenig heiß ums Herz gemacht; bald aber fühlten wir uns wieder ganz behaglich. Freilich hatten wir überall in den Wänden hier und da recht bedenkliche Risse und Spalten vor Augen, freilich entwickelte sich in den Stuben, sobald die Fenster nur einige Tage verschlossen gehalten wurden, ein arger Modergeruch — doch, wie gesagt, Gewohnheit ist das halbe Leben.

Durch den Eclat der Häusereinstürze, namentlich durch das bereits erwähnte entsetzliche Unglück in der Wasserthorstraße, ist nun dem Bauschwindel wol ein für allemal die Möglichkeit abgeschnitten worden, sodaß selbst der habgierigste Bauspeculant fernerhin eine derartige Bereicherung auf Kosten des Lebens und der Gesundheit seiner Mitmenschen nicht mehr durchzusetzen vermag, und ebenso eine unachtsame oder lässige Baubeaufsichtigung von seiten der Behörden auch nicht mehr vorkommen kann.

Die nun aber bereits einmal bestehenden zahlreichen Speculationsgebäude Berlins haben ganz abnorme Verhältnisse hervorgerufen, zu deren Beleuchtung, als Hauptgegenstand dieser Skizze, wir uns jetzt wenden wollen.

Sobald ein solches Haus nur irgend die gesetzliche Frist erlangt hat — oft genug auch noch viel früher — ist es die größte Sorge des „Besitzers", es schleunigst und möglichst vollzählig zu bevölkern. Da ziehen sie nun ein, in die meistens wirklich wundervoll ausgestatteten Prunkgemächer — die Aermsten der Armen, der „süße Pöbel". Ein Theil des Hauses nach dem andern, eine Etage, eine Stube nach der andern wird be-

zogen von zerlumpten Familien mit vielen Kindern, und ein herrliches Leben beginnt nun für diese Proletarier. So trefflich haben die meisten von ihnen noch niemals gewohnt (denn es gibt ihrer ja gar viele) und auch niemals so billig — denn sie bezahlen gar nichts. Noch sind nämlich die Mauern naß, übler Schimmel überzieht die Wände — und diese armen Menschen müssen das Gebäude erst bewohnbar machen, es „wohnlich wohnen", auf Kosten ihrer Gesundheit und ihres Lebens. Dies sind die ersten und eigentlichen „Trockenwohner", die, namentlich in den Vorstädten, jedes Haus zuerst zu bevölkern pflegen. Mit ihnen schaltet und waltet der Hausherr nach Ermessen und Belieben, „setzt" sie hin, wo und wie er will, nach unten, nach oben, ihrer zwei, drei Familien in eine Stube oder auch allein, je nach Raum und Bedürfniß. Sie quartiert er auch um oder wirft sie ganz hinaus, wann und wie es seinem Vortheile entspricht.

Etwa in Jahresfrist nach dem ersten Beziehen, sobald das Haus einigermaßen „ausgewohnt" ist, wird eine große Veränderung unter der Bewohnerschaft vorgenommen. Alle die Erstlinge müssen jetzt aus ihren Heimstätten unerbittlich heraus, die Wohnungen werden dann sorgfältig gereinigt und erhalten nun erst die letzte Vollendung ihrer prächtigen Ausstattung: Tapeten, Doppelfenster, kostbare Oefen (bis dahin meistens blos eiserne), Wasserleitung, Gas, Waterclosets u. s. w. Jetzt langt auch eine ganz andere Bevölkerung an. Je nach den Etagen, von unten herauf, Kaufleute, Agenten, Makler, kleine Beamten, Handwerker, das ist jetzt die Bevölkerung des Hauses — die aber ebenfalls noch fast regelmäßig sammt und sonders völlig umsonst wohnt. Zunächst wird nämlich versucht, was sich irgend an Fremde vermiethen läßt, dann kommen die Vettern und Verwandten des Besitzers und schließlich wird aufgenommen, wer sich eben meldet. Hierbei ist nämlich Folgendes maßgebend: einmal wird das Haus im wohnlichen Zustande erhalten, zweitens werden leichter fremde Miether angelockt und drittens vor allem findet sich für ein vollbewohntes Haus ja viel leichter ein Käufer, auf den es doch hauptsächlich abgesehen ist. Sämmtliche Gratiswohner müssen von vornherein die Verpflichtung übernehmen, sofort aus-, bezüglich umzuziehen, sobald sich für ihre Wohnungen wirkliche Miether finden, sowie auszuziehen oder Miethe zu bezahlen, sobald das Haus verkauft wird. Sie sind also nur die Trockenwohner in zweiter Reihe.

Sehen wir uns indessen noch einmal nach unsern ersten, eigentlichen Trockenwohnern um. Sie sind höher, immer höher hinaufgedrängt worden, bis zur vierten, fünften bis sechsten Etage. Und auch hier bleiben sie schließlich nicht einmal mehr unbehelligt. Kaum der erste Wirth läßt sie zuletzt noch in ihren trübseligen, finstern und kalten Dachwohnungen ohne Miethe hausen und, sobald das Haus wirklich verkauft ist, wirft sie der neue Besitzer beim nächsten Quartalwechsel unfehlbar heraus. Wer noch niemals den Vergleich zwischen der äußersten Noth und Armuth des platten Landes und dem unendlich höhern Elend der großen Stadt gesehen, wer den Jammer jeglicher Art noch nicht in seinen höchsten Potenzen kennt, der findet bei unsern Trockenwohnern dazu Gelegenheit — und zugleich die, seine Menschenliebe in vollster Geltung zu bethätigen. Wahrlich, nur zu oft gibt's weder Möbel noch irgendwelche „Sachen" in diesen Dachwohnungen; Lumpen, faules Stroh, mehr als halbnackte Menschen, Hunger, Krankheit und natürlich auch Laster und Verbrechen, das sind die Gegenstände der Betrachtungen, die sich hier uns aufdrängen.

Damit ist sodann auch das, was im ersten Augenblick als eine Wohlthat für die Aermsten erscheinen konnte: die kostenlose Wohnung in lichten und geräumigen Zimmern, gerade umgekehrt zum Unsegen für sie ausgeschlagen, denn eben durch die nassen Wände, die übeln Ausdünstungen u. s. w. des Neubaues tragen sie und die Ihrigen ja ihre schlimmsten Uebel: Krankheiten und oft jahrelanges Siechthum davon.

Wie bedauernswerth sind diese armen Proletarier, denen die Wohlthat, durch welche

noch allein das verbrecherische Thun der Speculationsbauten einigermaßen gesühnt werden könnte, dennoch nicht einmal zum Guten, sondern zu ärgern Uebeln sich gestaltet!

Uebrigens sei noch ganz besonders darauf hingewiesen, daß man in den geschilderten Zuständen keineswegs die allgemeine Regel zu suchen hat. Schlimm genug freilich, daß dergleichen überhaupt existirt, doch einerseits birgt ja jede Großstadt in ihrem Häuser- und Menschenmeere dergleichen Nachtseiten und andererseits geht an Mildthätigkeit und Bereitwilligkeit zum Wohlthun die Bevölkerung Berlins denen vieler andern Städte voran.

### 2) Der „Armenunterstützungsverein“.

In keiner andern Stadt könnte das Bettlerwesen wol einen widerwärtigern Eindruck machen, unverschämter auftreten als dies in Bromberg der Fall war. Wehe dem Fremden, der auf dem Bahnhofe, bei der Post, auf den Promenaden u. s. w. einem der dort überall zahlreich umherlungernden Bettelbuben eine Gabe dargereicht; ihrer drei bis vier verfolgten ihn auf Schritt und Tritt durch die ganze Stadt. Keine Hausfrau durfte es wagen, in Abwesenheit ihres Mannes Bettler zurückzuweisen; sie setzte sich den ärgsten Grobheiten aus und mußte froh sein, wenn sie die Zudringlichen nur auf gute Art wieder los wurde.

Diese und zahllose andere derartige Uebelstände sind hier naturgemäß begründet. Wer jemals in jenen Grenztheilen des preußischen Staats geweilt, wo das deutsche und polnische Element sich berühren, der wird uns die Schilderung jener Krüppel- und Bettlerbanden erlassen, welche als wahrhafte Landplage diese Striche durchziehen und — noch jetzt! — fast terrorisiren. In Bromberg waren die Existenzbedingungen für das Bettlerwesen mehrfach günstig, einmal zeigte sich, in natürlicher Folge des außerordentlichen Emporblühens deutscher Industrie, Gewerbe- und Handelsthätigkeit u. s. w., auch ein außerordentlicher Wohlthätigkeitssinn, der nun wiederum die Bettlerbanden von weit und breit hierher zusammenzog, und dann liegt ja auch in dem Zurückdrängen des polnischen Elements durch das deutsche die Verarmung des erstern tief begründet.

In dem damals ausschließlich aus freisinnigen Elementen zusammengesetzten großen Handwerkerverein von Bromberg wurde diese Angelegenheit nach allen Seiten hin beleuchtet. Unter mancherlei ganz abnormen Verhältnissen des Bettlerwesens hier, die an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen wurden, wollen wir nur noch auf zwei Thatsachen hinweisen: es stellte sich heraus, daß eine große Anzahl von Bettlerkindern beim Betteln zugleich systematisch zum Stehlen angelernt wurden; man konnte die Fälle constatiren, in denen binnen kurzer Zeit fünf Jungen unter 13 Jahren, und drei davon sogar wegen gewaltsamen Diebstahls, vor Gericht gestanden hatten. Sodann mußten die Besitzer von Kuchenbäckereien, Branntwein- und Cigarrenläden es bezeugen, daß ihre fleißigsten Kunden Bettelkinder und Bettelweiber seien!

Hiernach faßte man den Beschluß, diesem Unwesen entschieden entgegenzutreten. Es wurde aus der Mitte des Handwerkervereins ein „Verein gegen Hausbettelei“ oder richtiger ein „Armenunterstützungsverein“ gegründet. Als die Grundprincipien eines solchen wurden folgende Punkte aufgestellt: 1) Die Mitglieder verabreichen durchaus keine Gaben mehr an Bettler, 2) sie zahlen einen bestimmten, ihrer bisherigen Wohlthätigkeit entsprechenden Beitrag und 3) mit diesem werden wahrhaft Bedürftige in zweckentsprechender Weise unterstützt. Um dies, namentlich ad 1 nun auch durchsetzen zu können, wurde ad 3 der Verein, mit Zugrundelegung der Statuten ähnlicher Vereine in andern Städten, in umfassender Weise constituirt.

Wenn es sich hier nun auch keineswegs um etwas durchaus Neues und Eigenthümliches handelt, so dürften die Grundzüge eines solchen Vereins in weitern Kreisen doch

wol noch nicht allgemein bekannt sein, sodaß man uns ein näheres Eingehen auf dieselben — vielleicht zur Nachahmung in andern Städten — gestatten wolle.

Vor allen Dingen war eine möglichst allgemeine, ausnahmelose Betheiligung der Stadtbevölkerung an dem Verein wünschenswerth, damit den böswilligen Bettlern jede Möglichkeit für ihr ferneres Treiben von vornherein abgeschnitten würde. Theils durch den großen Einfluß des Handwerkervereins, theils durch die Presse ließ sich das hier wirklich fast vollständig ermöglichen, sodaß die schwarzen Täfelchen mit der Inschrift „Armenunterstützungsverein" bald Haus bei Haus an jeder Wohnung zu finden waren. Dann wurden ehrenhafte und bereitwillige Männer erwählt, die sogenannten „Helfer", welche, durch die ganze Stadt hin möglichst regelmäßig zerstreut wohnend, sich zu der Aufgabe verpflichteten, die thatsächlichen Verhältnisse der Armen ihres Bezirks auf das genaueste zu ermitteln und auf das gewissenhafteste darüber zu berichten. Hierdurch wurden nun zunächst die durchaus Unterstützungsbedürftigen, d. h. die Arbeitsunfähigen ermittelt. Mit ihrer zweckmäßigen und sorgsamen Verpflegung wurde eine besondere Commission aus einsichtigen Männern betraut. Eine andere Commission hatte mit der Beschäftigung aller noch irgendwie arbeitsfähigen Armen zu thun; öffentliche Bekanntmachungen sowie private Thätigkeit schafften bald massenhafte Arbeit herbei, diese wurde zweckmäßig eingetheilt: Federnreißen, Holzkleinmachen, leichte und schwere Hausarbeit u. s. w., je nach Geschlecht, Alter, Arbeitsfähigkeit, Gesundheitszustand u. s. w.

Eine fast unglaubliche Veränderung in den Straßen Brombergs hatte dieser Verein binnen wenigen Wochen hervorgebracht. Von den zerlumpten und schmuzigen Bettlern, die jederzeit und Sonnabends (den bis dahin bestimmten Zahltagen für viele Familien und Geschäfte) scharenweise die Straßen durchfluteten, an den Ecken lungerten und, wie erwähnt, die friedlichen Wohnungen thatsächlich unsicher machten, war auch nicht das Geringste mehr zu entdecken. Eben durch diese energische und geregelte Thätigkeit des Vereins ward auch der Polizei ein kräftiges Einschreiten ermöglicht. Während dieselbe bis dahin nämlich, angesichts des Umstandes, daß die öffentliche städtische Armenpflege diesen übermäßig zahlreichen Bettlerscharen wirklich unmöglich genügen konnte, deren Inanspruchnahme der Privatwohlthätigkeit der Bürger, gleichviel ob die Armen Fremde oder Einheimische, freien Lauf lassen mußte, stellte sich das Verhältniß jetzt als ein ganz anderes heraus. Jetzt waren die noch auf den Straßen erscheinenden Bettler entweder umherstreichende Fremdlinge oder böswillige, arbeits- und ordnungsscheue Einheimische, und gegen beide in geeigneter Weise einzuschreiten fühlte sich die Polizei jetzt wol stark genug.

So hat dieser Verein jetzt bereits seit einer Reihe von Jahren segensreich gewirkt, indem er die thätige und intelligente Bewohnerschaft der Stadt von einer argen Plage befreite, ihren regen Wohlthätigkeitssinn erst recht zur vollen, ersprießlichen Geltung brachte und zugleich eine bedeutende Anzahl von sonst verlorenen, verkommenen Subjecten wieder zu thätigen, ordentlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu machen vermochte.

### 3) Der „Verein zur Förderung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts" in Berlin.

Das Ende des verflossenen Jahres und der Anfang des jetzigen sind eigentlich als der Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Frauenbewegung zu betrachten, als ein Wendepunkt nämlich, von dem man von der Theorie zur Praxis überging. Eine Anzahl Schriftsteller, welche der Zeit vorausgehen als Ackersleute, welche die Furchen ziehen und den Samen ausstreuen, hatten bereits seit Jahrzehnten für das Arbeitsrecht der Frau gekämpft, für die Nothwendigkeit, ihr ein größeres Feld gewerblicher Thätigkeit zu eröffnen, sie aber auch durch geeignete Unterweisung für diese neuen Berufszweige fähig und tüchtig zu machen. Dies und nichts anderes ist offenbar auch der Kernpunkt der heutigen Frauenfrage, die Achse, um die sich die ganze Bewegung dreht.

Jetzt endlich ist der Same aufgegangen, man regt sich an allen Orten, Hand ans Werk zu legen.

In Leipzig trat bekanntlich im October 1865 eine Frauenconferenz zur Besprechung dieses wichtigen Themas zusammen, ein „Allgemeiner deutscher Frauenverein" ward gegründet, der über ganz Deutschland sich verbreiten und, namentlich durch seine Zeitschrift „Neue Bahnen", überall für das Recht der Frau zur Arbeit, für ihre Tüchtigmachung dazu kämpfen sollte. Zum Theil durch die auf diese Weise gegebene Anregung, zum Theil aus eigenem Impulse sind an den verschiedensten Orten Frauen- und Frauenbildungsvereine entstanden, sämmtlich im wesentlichen dem gleichen Ziele zustrebend.

Ohne nun der Tüchtigkeit und Umsicht eines dieser Vereine im entferntesten nahe treten, ohne jeder dieser Bestrebungen ihr Verdienst schmälern zu wollen, müssen wir doch dem soeben in Berlin gegründeten, obengenannten Vereine von vornherein den Ruhm zusprechen, daß er zuerst die Frage recht in ihrem Innersten erfaßt und zugleich die am meisten praktischen Wege zu ihrer Lösung eingeschlagen hat.

Schon vor einigen Jahren ward in Berlin die Bildung eines den obengenannten Zwecken dienenden Vereins in Aussicht genommen und es waren bereits die einleitenden Schritte dazu geschehen. Leider aber hatten sich unlautere Elemente in diese Angelegenheit echter Humanität gemischt, die edlern und bessern zogen sich zurück und die Sache zerfiel; jedoch nur, um nach kurzer Frist, neu belebt von einem edlern Geiste, ein desto freudigeres Auferstehungsfest zu feiern.

Im October des vorigen Jahres veröffentlichte der preußische Abgeordnete, Präsident Dr. Lette, in dem Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen in Preußen, dessen Vorsitzender er ist, eine Denkschrift „Ueber die Eröffnung neuer und die Verbesserung der bisherigen Erwerbsquellen des weiblichen Geschlechts". In derselben legte er auf das klarste die dringende Nothwendigkeit dar, den unverheiratheten, auf selbständige Beschaffung ihrer Existenzmittel angewiesenen Frauen, besonders aus den mittlern und höhern Ständen neue und lohnendere Erwerbsquellen zu eröffnen. Er begründete diese Nothwendigkeit auf das klarste und schlagendste sowol durch statistische Angaben als auch durch unmittelbar aus dem Leben gegriffene Beispiele.

Nach einer kurzen, aber übersichtlichen Andeutung der Zwecke dieser Bewegung überhaupt, geht der Verfasser zunächst auf die Verhältnisse der Frauen in Nordamerika, Frankreich und England näher ein und weilt, während er allen zu ihren Gunsten in den beiden erstern Ländern getroffenen Einrichtungen die gebührende Würdigung angedeihen läßt, eingehender bei dem, was in dem letztern Lande für sie geschehen ist.

Als sich nämlich bei einer vor einigen Jahren in Großbritannien stattfindenden Volkszählung die ungeheuerliche Thatsache ergab, daß mehr als 2 Mill. unverheiratheter Frauen, die auf Selbsterhaltung angewiesen sind, im Reiche existirten, daß über 45000 als Nähterinnen und 15000 als Erzieherinnen ein zum großen Theile äußerst mühe- und kummervolles Dasein fristeten, da erkannte man sofort die Nothwendigkeit, hier energisch einzugreifen, und es bildete sich ein Verein, der es sich zur Aufgabe stellte, das Los dieser Frauen zu verbessern und der diese Aufgabe in anerkennenswerther Weise gelöst hat und noch dafür wirkt. Die Bestrebungen und Maßnahmen dieses Vereins sind im allgemeinen wol bekannt; man hat Anstalten gegründet, in denen Mädchen im Copiren, in der Stenographie, im Malen, Buchführen und mancherlei andern „männlichen" Arbeiten unterrichtet werden, eine eigene Druckerei, in der nur Frauen beschäftigt werden, ein eigenes Blatt ist gegründet worden u. s. w. Eine Zweiggesellschaft sorgt ferner dafür, daß Nähterinnen in und außer dem Hause einträgliche Arbeit finden; man richtete Häuser ein, um gewerblich beschäftigten Frauen für billige Preise anständige Wohnung und Beköstigung zu verschaffen.

Auf Deutschland und speciell auf Preußen übergehend, constatirt die Denkschrift, daß in Preußen 7366 Mädchen und Frauen ihren Lebensunterhalt durch Unterricht und Erziehung erwerben, 16547 sich der Krankenpflege und dem Gesundheitsdienste gewidmet haben, 565705 in der Landwirthschaft als Tagearbeiterinnen, 70752 als Dienstboten in Gewerben, 700000 als häusliche Dienstboten sich ihr Brot erwerben und 450000 dem Stande der Handarbeiterinnen angehören.

Aus den statistischen Tabellen ergibt sich zwar, daß in Preußen bisjetzt zwar nur ungefähr der sechste Theil der Männer unverheirathet ist und sich damit ein günstiges Verhältniß im Vergleich zu andern Ländern herausstellt, aber es fällt doch schwer ins Gewicht, daß dies eine die Gesammtbevölkerung umfassende Durchschnittssumme ist und daß sich ein ganz anderes Facit ergibt, wenn man die mittlern und höhern Stände und die größern Städte ins Auge faßt. Die Abnahme der Ehen in diesen Kreisen wird durch den Zustand unserer socialen Verhältnisse in eingehendster Weise erklärt und daraus die Folgerung der unabweisbaren Nothwendigkeit hergeleitet, die Frauen der mittlern und höhern Klassen in den Bereich technischer und gewerblicher Thätigkeit einzuführen, indem man ihnen Gelegenheit gibt, sich eine der männlichen nicht nachstehende Befähigung für derartige Beschäftigungen anzueignen.

Nach einer Schilderung des traurigen Loses der allein dastehenden Frau, welche auf die sogenannten weiblichen Arbeiten, die Arbeiten der Nadel, angewiesen ist (bei denen sie erweislich, in emsigster Arbeit, meistens nur 6 Pf. in der Stunde oder 5 bis höchstens 6 Sgr. im Tage zu erwerben vermag!), nach einer Darlegung der oft höchst unwürdigen Stellung der Gouvernante in ungebildeten Familien und dem Hinweis auf die unglaubliche Ueberfüllung dieses Berufs, wofür wol am schlagendsten spricht, daß zu einer in Berlin vacant gewordenen Stelle an einer Mädchenschule sich innerhalb acht Tagen 114 Bewerberinnen meldeten, geht die Denkschrift auf die verschiedenen Arten der Thätigkeit über, zu welchen die Frauen tüchtig gemacht werden könnten. Es kommen hiernach hauptsächlich fünf Gruppen in Betracht:

1) Auf dem Gebiete der Wissenschaft: die Medicin und die wundärztlichen Verrichtungen nach ihren verschiedenen einzelnen Zweigen, jedenfalls als Hülfsärzte in Frauenkrankheiten; Hebammen- und Krankenwärterdienste eignen den Frauen ja bereits gegenwärtig.

2) Auf dem Gebiete der Kunst: Malerei, Bildhauerei, Anfertigung von Modellen, Kupferstich, Lithographie, Holzschnitzerei, Illumination von Karten und Bildern, Musterzeichnen.

3) Auf dem technischen Gebiete: Anfertigung von chemischen und mikroskopischen Präparaten wie optischen Gegenständen — auch zählen wir ferner Telegraphie und Postdienst (in Sachsen u. s. w. den Frauen ja bereits eröffnet) und Verkauf von Eisenbahnbillets hierher.

4) Auf dem Gebiete des Handels: Buchhalterei, Kassenführung, Waarenverkauf, Buchhandlung und Leihbibliotheken.

5) Auf dem Gebiete des Handwerks, außer Schuhmacherei und Schneiderei: das Buchdrucken und Buchbinden, die Anfertigung von Uhren und ihrer Bestandtheile, verschiedene leichte Goldarbeiten, Lackiren, Drechseln u. s. w.

Die Art und Weise, wie die Frauen die Befähigung zu diesen Kenntnissen erlangen sollen, ist in der Denkschrift in allgemeinen Umrissen angegeben, indem die Errichtung von Instituten in Aussicht gestellt und in geeigneten Fällen die Möglichkeit nachgewiesen wird, junge Mädchen bei passenden Meistern unterzubringen. Ganz bestimmte Ansichten auszusprechen hielt der Verfasser noch für zu verfrüht; es kam vielmehr vor allen Dingen darauf an, es öffentlich zu betonen und die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hinzulenken:

welch dringendes Bedürfniß für Töchter der höhern und mittlern Stände vorhanden sei, nach Beendigung der Schulzeit für ihre Fortbildung zum Zweck der Begründung eines auskömmlichen, gewerblichen, mercantilen oder dergleichen Erwerbs Sorge zu tragen. Zur Anbahnung der Mittel und Wege für diese wichtige Angelegenheit ward die Bildung eines Vereins empfohlen.

Diese Worte des Präsidenten Dr. Lette fielen auf guten Boden. Wol fanden sie, wie die ganzen durch sie repräsentirten Bestrebungen, hier und da Gegner, aber doch weit mehr Anklang und Würdigung in allen Schichten der Gesellschaft. Ein aus hervorragenden Männern gebildetes Comité trat zusammen, die Statuten des neuzubegründenden Vereins zu berathen, und bereits zu Anfang dieses Jahres waren die Vorarbeiten so weit gediehen, daß zum Beitritt aufgefordert und kurze Zeit darauf die erste Versammlung abgehalten werden konnte. In dieser wurden die Statuten genehmigt und der Vorstand und Ausschuß gewählt. Auch wurde ein Schreiben der Frau Kronprinzessin von Preußen veröffentlicht, in welchem dieselbe ihre lebhafte Theilnahme an den Bestrebungen des Vereins aussprach und für seine Zwecke eine beträchtliche Geldsumme übersandte; sie übernahm bald darauf das Protectorat über den Verein.

Der nunmehr constituirte Verein hat jetzt bereits seine Wirksamkeit begonnen und ist zum Zweck einer gedeihlichen Thätigkeit in folgender Weise organisirt: die Leitung der Geschäfte besorgt ein aus fünf Männern bestehender Vorstand unter dem Vorsitz des Präsidenten Dr. Lette, und bei allen entscheidendern Angelegenheiten unter Zuziehung eines aus 20 Männern und 5 Frauen bestehenden Ausschusses. Das Amt einer Secretärin ist einer Frau übertragen.

Die einzelnen Zweige speciellerer Thätigkeit haben Commissionen übernommen, welche aus Männern und Frauen gebildet sind. Sie bestehen aus Commissionen:

1) Für die Begründung von Verkaufs- und Ausstellungsgelegenheiten für weibliche Handarbeiten und künstlerische Erzeugnisse.

2) Zum Schutze selbständig beschäftigter weiblicher Personen gegen Benachtheiligung in sittlicher und wirthschaftlicher Hinsicht, vorzugsweise durch Nachweisung geeigneter Gelegenheiten für Wohnung und Beköstigung.

3) Zur Vermittelung und Nachweisung gewerblicher Lehrgelegenheiten und Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmerinnen. Diese Commission zerfällt wiederum in drei Unterabtheilungen: a) für die Statistik, b) für gewerbliche Unterweisung, c) für Arbeitsnachweisung, für welche sie ein eigenes Bureau eingerichtet hat.

In solcher Weise frisch und freudig wirkend, dürfen die Mitglieder des Vereins einer Verwirklichung ihrer humanen Plane um so hoffnungsvoller entgegensehen, als ihnen aus dem Gewerbestande bereits zahlreiche Anerbietungen für Lehre und Unterweisung zugegangen sind und ebenso der in der Denkschrift ausgesprochene Wunsch hinsichtlich der Entstehung von Ausbildungsinstituten nach einer Seite hin sich bereits ebenfalls verwirklicht hat. Der Professor Clément hat, unter der speciellen Obhut des Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, ein Handels- und Gewerbeinstitut für erwachsene Töchter eröffnet, welches bei mäßigen Bedingungen die Möglichkeit einer gründlichen, allseitigen Ausbildung für den kaufmännischen und gewerblichen Beruf gewährt. Nach den günstigen Resultaten, welche die seit etwas über zwei Jahren in Leipzig bestehende ähnliche Anstalt des Dr. Fiebig ergeben hat, darf auch wol diesem Unternehmen ein günstiges Prognostikon gestellt werden. Auch ist die Theilnahme für dasselbe bereits eine sehr rege; von der Königin Augusta, von der Kronprinzessin und andern wohlhabenden Vereinsmitgliedern, sowie von dem Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen in Preußen wurden eine Anzahl von Freistellen gestiftet, welche bereits sämmtlich besetzt sind, und außerdem sind auch zahlreiche andere Schülerinnen eingetreten.

Möchte die kurze Schilderung der Entwickelung und Entstehung des Vereins doch dazu beitragen, für die Sache im ganzen deutschen Vaterlande warme Theilnahme und, wenn möglich, wenigstens hier und da Nachahmung erwecken! Die Frage der Frauenarbeit ist ja eine ebenso hochwichtige als drängende, die nicht verhallen darf im Lärmen des Kriegs und im Streit politischer Parteien, denn sie bildet einen integrirenden Theil der großen allgemeinen Arbeiterfrage.

---

# Chronik der Gegenwart.

## Nekrologe.

Am 29. Mai starb der nordamerikanische Generallieutenant Winfield Scott in Westpoint, der bekannten Militärschule der Vereinigten Staaten in Neuyork. Er war der Großsohn eines treuen Anhängers des Hauses Stuart, welcher von dem Schlachtfelde von Culloden nach Amerika floh, und der Sohn von William Scott, der in dem Unabhängigkeitskriege als Kapitän in der Revolutionsarmee diente. Winfield Scott ward am 13. Juni 1786 zu Petersburg im Staate Virginien geboren, und starb also nur wenige Tage vor vollendetem achtzigsten Lebensjahre.

Es ist hinlänglich bekannt, daß er sich in dem Kriege mit England, welcher 1812 ausbrach, in verschiedenen Schlachten durch Umsicht und Tapferkeit auszeichnete und vom Kapitän bis zum Generalmajor avancirte. Im Jahre 1825 schrieb er die in Amerika weit verbreiteten „General Regulations for the Army", war aber stets mit General Andrew Jackson, dem spätern Präsidenten der Vereinigten Staaten, in Conflict. Im Verein mit General Atkinson ward er im Jahre 1832 gegen die aufrührerischen Indianerstämme der Winnebagoes, Foxes und Sacs gesandt, welche unter ihrem kühnen Häuptling Black Hawk (der schwarze Falke) den obern Mississippi überschritten hatten und in das an die Union abgetretene Illinois eingefallen waren. Allein bevor Scott den Schauplatz des Kampfes erreichen konnte, hatte General Atkinson die Indianer vollständig geschlagen und den Black Hawk mit seinem Sohne gefangen genommen. Die Regierung der Vereinigten Staaten hielt diese Indianerhäuptlinge einige Monate in Fort Monroe gefangen, führte sie hierauf durch alle Hauptstädte der Union und durch die bevölkertsten Districte derselben, und entließ sie dann wieder frei und ungehindert, aber nicht, ohne in ihnen die Ueberzeugung befestigt zu haben, daß gegen ein so mächtiges und zahlreiches Volk weiterer Widerstand vollkommen unnütz sein würde.

Im Jahre 1835 ward Scott gegen die durch den gewandten Häuptling Osceola aufgereizten Seminolen in Florida gesandt; er wurde aber von dort bald zurückgerufen, um den Krieg gegen die ebenfalls aufrührerischen Creeks (im südlichen Georgien) zu führen. In einem Briefe vom 11. Febr. 1836 beschrieb er die Lage in Florida folgendermaßen: „Das ganze, südlich von diesem Platze (St.-Augustine) liegende Land ist in der letzten Woche total verwüstet worden, kein Gebäude von irgendeinem Werthe steht mehr. Nicht ein einziges Haus blieb zwischen dieser Stadt (St.-Augustine) und Cap Florida — eine Entfernung von 250 englischen Meilen — alle sind bis auf den Grund niedergebrannt." Scott hatte die Creeks im Jahre 1838 besiegt und nach dem westlich von Arkansas liegenden Territorium hingeschafft, während der Kampf gegen die Seminolen noch bis 1842 wüthete.

Im Jahre 1841 ward Scott an Stelle des gestorbenen Generals Macomb Oberbefehlshaber der nordamerikanischen Armee; er leistete der Union verschiedene wichtige

Dienste, vornehmlich aber in dem im Mai 1846 ausgebrochenen mexicanischen Kriege. Er nahm Veracruz am 8. April 1847 nach vierwöchentlicher Belagerung, schlug zehn Tage darauf Santa-Anna bei Cerro Gordo, nahm im raschen Siegeslaufe Jalapa (19. April), Perote (22. April) und Puebla (15. Mai), und warf den Feind, nachdem er ihn unter Santa-Anna und General Valencia am 19. und 20. Aug. bei Churubusco und Contreras geschlagen hatte, bis in die Nähe der Hauptstadt Mexico zurück. Anfang September eröffnete er die Operationen gegen diese Stadt selbst, erstürmte die bewaldeten Höhen von Chapultepec am 13. Sept. und zog am 14. und 15. desselben Monats in die eroberte Hauptstadt ein. Am 2. Febr. 1848 wurde der vorläufige Friedensvertrag von Guadelupe Hidalgo unterzeichnet, am 10. März vom Senat zu Washington und dem Präsidenten Polk mit geringen Abänderungen adoptirt und am 30. Mai zu Queretaro vom mexicanischen Congreß ratificirt.

Es verdient hier übrigens bemerkt zu werden, daß General Scott, als er am 15. Sept. 1847 mit dem Reste seines Heeres in die Hauptstadt der Azteken einzog, trotzdem, daß am Tage vorher 2000 Verbrecher, die man aus den Gefängnissen entlassen hatte, die einmarschirenden Amerikaner von den Dächern herab angriffen und dabei gleichzeitig in die Häuser einbrachen und Räubereien begingen, einen denkwürdigen Tagesbefehl an seine kleine, aber siegreiche Armee erließ. Nachdem er die Compagnien und Regimenter angewiesen hatte, sich zusammenzuhalten, fuhr er fort: „Vermeidet alle Unordnung, Streit und Trunkenheit; Marodeure werden kriegsgerichtlich bestraft werden. Die gute Ordnung, deren Befolgung zu Puebla der Armee zu hoher Ehre gereicht, muß auch hier befolgt werden. Die Ehre der Armee und des Vaterlandes fordert von uns, daß jeder sich bestmöglichst betrage. Der Tapfere und Starke ist vor Gott und seinem Lande dafür verantwortlich, daß er mit nüchterner Besonnenheit, ordentlich und schonungsvoll verfährt. Der Obergeneral hofft, daß seine edeln Waffenbrüder ihr Ohr der mahnenden Stimme ihres Commandeurs und Freundes nicht verschließen werden."

Die Soldaten folgten ihrem Führer und nahmen, als sie Mexico wieder verließen, die Achtung ihrer Feinde mit sich.

Bei seiner Rückkehr wurde General Scott von dem Volk der Vereinigten Staaten mit Begeisterung empfangen, die beiden Häuser des Congresses beschlossen, ihm einen öffentlichen Dank auszusprechen; zum Generallieutenant wurde er aber diesmal noch nicht erhoben, weil ihm namentlich Jefferson Davis, der spätere Präsident der sogenannten südlichen Conföderation, heftig opponirte. Erst 1855 erhielt er diese höchste militärische Würde der Vereinigten Staaten.

Als er im Jahre 1848 auf der Whigconvention als Candidat für die Präsidentschaft auftrat, wurde ihm General Taylor vorgezogen; im Jahre 1852 wurde er zwar von der Whigpartei als Präsidentschaftscandidat aufgestellt, unterlag aber bei der Wahl mit 1,386580 Stimmen gegen General Pierce, den demokratischen Candidaten, welcher 1,601274 Stimmen erhielt.

Im Jahre 1859 ward er an die äußerste nordwestliche Grenze der Union gesandt, um mit England die Grenzstreitigkeiten wegen Vancouvers Island zu schlichten.

Der Ausbruch der südlichen Rebellion fand General Scott noch immer an der Spitze der Armee; allein seine Gesundheit war schwach und er war auch sonst kaum mehr im Stande, einen ernsten Feldzug zu leiten. Indessen ward er von den militärischen Autoritäten und dem Cabinet zu Washington City noch häufig zu Rathe gezogen. Im October 1860 rieth er dem Präsidenten James Buchanan dringend, die südlichen Forts stark zu besetzen und die Häfen von Charleston, Pensacola und Mobile mit Unionstruppen zu versehen; und es ist bekannt, daß er aus diesen und ähnlichen Gründen mit Buchanan in einen scharfen Conflict gerieth. Am 3. März 1861 drang er brieflich in

William H. Seward, den voraussichtlichen Premierminister Abraham Lincoln's, die Parteibenennung „Republikaner" fallen zu lassen, eine große allgemeine Unionspartei zu gründen, den Vermittelungsvorschlag von Crittenden zu adoptiren, und bei den Häfen, deren Besitz die Unionsregierung verloren hatte, die Eingangszölle außerhalb derselben zu erheben oder dieselben zu blokiren. Wirklichen Krieg suchte er überall zu vermeiden und schloß deshalb seinen Brief an Seward mit folgenden Worten: „Sagen wir zu den ausgeschiedenen Staaten — verblendete Schwesterstaaten, ziehet in Frieden! (Say to the seceded States — Wayward sisters, depart in peace!)"

Den Einzug A. Lincoln's in Washington schützte General Scott durch gutgetroffene Vorsichtsmaßregeln, der Leitung des wirklichen Kampfes aber war er nicht gewachsen. Dies bewies in der traurigsten Weise die Niederlage bei Bull's Run am 21. Juli 1861. Auch bei andern Gelegenheiten zeigte es sich, daß Scott nicht mehr der Mann war, einen großen Krieg glücklich zu Ende zu führen. Nachdem Francis P. Blair, Vertreter des Staats Missouri, am 11. Aug. in einer ausführlichen Rede die Misgriffe Scott's im Congreß scharf gegeiselt hatte, ließ man ihn zwar nominell noch bis Ende October 1861 als Oberbefehlshaber gelten, entsetzte ihn aber doch thatsächlich sogleich seines Amts, indem ein neues Militärdepartement aus Washington und dem nordöstlichen Virginien errichtet und General George B. Mac Clellan von Westvirginien mit dem Commando desselben betraut ward.

Seit drei Jahren war General Scott nicht mehr im Stande gewesen, ohne fremde Hülfe umherzugehen; und so war es denn natürlich und wünschenswerth, daß er am 31. Oct. 1861 seinen Abschied nahm. In Anerkennung früher geleisteter Dienste besuchten ihn der Präsident Lincoln und alle Cabinetsmitglieder und sagten ihm, da er aus Gesundheitsrücksichten nach Europa reisen wollte, ein herzliches Lebewohl. Durch ein Specialgesetz des Congresses erhielt er auch noch ferner seinen vollen Gehalt ausgezahlt.

Im November segelte er nach Europa ab, kehrte indeß bald wieder nach Amerika zurück, da durch die Gefangennahme der südlichen Gesandten Mason und Slidell, die sich auf dem britischen Postdampfer Trent durchzustehlen versucht hatten, ein Krieg mit England auszubrechen drohte. Die nächsten drei Jahre arbeitete er an einer Autobiographie, die auch 1864 in Neuyork im Druck erschien.

General Scott war kein Staatsmann und überhaupt kein Politiker, obschon er sich wiederholt um das Präsidentenamt beworben hatte. Seine politische Stellung verdankte er wesentlich seinen militärischen Erfolgen. Er gehörte der alten Whigpartei an, hatte keine Sympathie für die republikanische Partei und haßte sogar die Abolitionisten. Im Jahre 1860 stimmte er gegen Lincoln, den er übrigens späterhin sehr schätzen und lieben lernte, und für Bell und Everett.

Die äußere Erscheinung des Generals Scott war stattlich und imponirend; seine Manieren aber waren nicht selten pomphaft und verletzend, doch konnte ihm wegen seiner dem Vaterlande geleisteten Dienste die allgemeine Achtung nicht versagt werden. Ueber Leute, die er nicht liebte, äußerte er sich so frei und unverhohlen, daß er sich leicht Feinde machte; allein seine Privatfeindschaften, so zahlreich sie auch sein mögen, werden nie im Stande sein, die hohe Stellung zu erschüttern, die ihm seine Tugenden in der achtungsvollen Dankbarkeit der nordamerikanischen Nation erworben haben.

General Scott heirathete im Jahre 1816 Fräulein Maria Mayo von Richmond in Virginien, die indeß in Rom 1862 starb. Aus dieser Ehe gingen sieben Kinder hervor, wovon aber unsers Wissens nur noch drei Töchter am Leben sind.

Am 17. Juni starb in Paris im Alter von 68 Jahren **Joseph Méry**, der sich als Dichter im Epos und Roman, in der Lyrik und im Drama einen Namen gemacht

hat. Méry war am 21. Jan. 1798 in Marseille geboren, wo er auch seine Studien begann und vollendete. Er war Zeuge der Gewaltsamkeiten, mit denen die zurückkehrenden Bourbons ihren Sieg namentlich in jener Stadt befleckten, und schloß sich ganz der bonapartistischen Partei an, welche unter der Restauration mit den Liberalen verschmolzen war. Eine Satire in Versen, die er im Jahre 1819 gegen den Abbé Elisagaray veröffentlichte, zog ihm eine funfzehnmonatliche Gefängnißstrafe zu. Später redigirte er nacheinander zwei Oppositionsblätter, den „Phocéen" und „La Méditerranée", siedelte 1824 nach Paris über, wo er Mitredacteur des „Nain jeune" wurde und sich an Victor Hugo, Armand, Carrel und Barthélémy anschloß. Mit letzterm begann er zusammen zu arbeiten und veröffentlichte zuerst politische Satiren: „Les Sidiennes", denen außer mehrern andern heftig polemischen Gedichten „La Villéliade" (1826) folgte, für welche die beiden Dichter von ihrem Verleger ein Honorar von 25000 Frs. erhielten. Ihr Ruf war nun begründet und sie setzten ihr gemeinsames Dichten auf einem Gebiet fort, wo es jedenfalls selbst in Frankreich zu den Ausnahmen gehörte, während die ästhetischen Grundsätze in Deutschland einen derartigen combinirten Angriff auf den Parnaß von Hause aus verdammen würden — auf dem Gebiete des nationalen Epos. Unter dem etwas liberalern Ministerium Martignac schrieben sie „Napoléon en Egypte", ein Werk, welches die Namen der Dichter in weitesten Kreisen bekannt machte. Noch einmal machte Méry's Muse gegen das Ministerium Polignac Opposition in den Gedichten „La Peyronnéide" und „La guerre d'Algèr" (1830), die kurz vor der Julirevolution erschienen. An dieser betheiligte sich Méry, die Waffen in der Hand, und feierte sie in einem Gedicht: „L'insurrection", und in einer von Halévy componirten Hymne: „La Tricolore." Nachdem er dann mit Barthélémy gemeinsam noch ein Jahr lang in Paris die Zeitschrift „Némesis" redigirt hatte, welche 1832 einging, weil sie die Caution von 100000 Frs. nicht bezahlen konnte, folgte er einer Einladung der Königin Hortense nach Italien. Seine lebendige Phantasie wurde hier mächtig angeregt, und eine beträchtliche Zahl von Romanen verwerthete die Eindrücke der italienischen Reise. Wir heben von diesen hervor: „Scènes de la vie italienne" (2 Bde., 1837), „Un amour dans l'avenir" (2 Bde., 1841), und „La juive au Vatican". Auf eine Reise nach England folgten „Les nuits de Londres". Auch den exotischen Roman baute er an und verlegte die Handlung nach Ostindien oder Florida. Nicht minder productiv war er im Drama, ohne sich durchgreifender Erfolge rühmen zu können. Eine Sammlung seiner Hauptlustspiele führt den Titel: „Théâtre du salon" (1861). Seiner politischen Muse wurde er indeß nicht untreu, er veröffentlichte die „Mélodies poétiques" (1853), eine Reihe politischer Gelegenheitsgedichte, die, anknüpfend an die neuesten militärischen Thaten, zum Theil im Theater vorgetragen oder als Cantaten in Musik gesetzt worden waren. Sein letztes Werk war „Napoléon en Italie" (1859); er begann und endete als bonapartistischer Poet und verknüpfte die Siegesära des ersten und dritten Napoleon. Méry ist auch als Dichter, wie er es in den Salons war, glänzender Improvisator; seine Einbildungskraft ist von südlicher Lebhaftigkeit, das Colorit seiner Beschreibungen warm, seine Form in Bezug auf Rhythmik und Reim untadelhaft. Doch fehlt ihm höhere Genialität und wahrhaft gestaltende Kraft, sowie Tiefe des Denkens und Empfindens.

Zu Cambridge im Staate Massachusetts starb am 14. März der amerikanische Historiker Jared Sparks. Er war am 10. Mai 1789 zu Willington in Connecticut von armen Aeltern geboren und erwarb sich als Tagelöhner und als Zimmermannsgesell die Mittel, um für seine Ausbildung Sorge zu tragen. Durch die Verwendung eines Geistlichen erhielt er einen Freiplatz an der Akademie zu Exeter, dann am Harvard's College

in Cambridge, wo er als Hörer der Theologie bereits mit dem Unterricht in einer Klasse betraut wurde und im Jahre 1817 definitiv die Lehrkanzel der Mathematik erhielt. Im Jahre 1819 wurde er Prediger an einer unitarischen Kirche zu Baltimore, nachdem er von dem berühmten Reformator Channing die Weihen erhalten. Die Theologie, von der er sich später ganz abwandte, verdankt ihm folgende Schriften: „Letters on the doctrines of the protestant episcopal church" (Baltimore 1820), die Monatsrevue „The Unitarian miscellany" (Baltimore 1820—22), „Comparative moral tendency of trinitarian and unitarian doctrines" (Boston 1823) und endlich „Collection of essays and tracts in theology" (6 Bde., Boston 1822—26). Nachdem Sparks sein geistliches Amt niedergelegt, widmete er seine Mußestunden fast ausschließlich der Geschichtsforschung. Im Jahre 1828 erwarb er das Eigenthum der Zeitschrift „North American Review", welche er sieben Jahre lang redigirte und zu deren Mitarbeitern er schon seit 1817 gehörte. Um für seine „Geschichte Washington's" zuverlässige Quellen zu besitzen und zugleich die amerikanischen Quellen zu ergänzen, scheute er (1828) die weite Reise nach Europa nicht. Er fand in den Archiven zu Paris und London, was er suchte. Nach mehrjähriger angestrengter Arbeit überlieferte er das mit seltener Gewissenhaftigkeit zu wiederholten malen durchgearbeitete Werk der Oeffentlichkeit. Es führte den Titel „The life and writings of G. Washington" (12 Bde., Boston 1833—40). Einen deutschen Auszug hiervon in zwei Bänden hat Friedrich von Raumer (1839), einen französischen Auszug dieses Werks Guizot herausgegeben. Außer den genannten Schriften hat Sparks noch veröffentlicht: „Diplomatic correspondence of the american revolution" (12 Bde., Boston 1829—31), eine werthvolle Sammlung von Actenstücken, die mit Unterstützung der Regierung herausgegeben wurde, ferner „The American almanac" (Boston 1830), „The life of governor Morris" (3 Bde., Boston 1832), „Works of B. Franklin" (10 Bde., Boston 1840), „The correspondence of American revolution" (4 Bde., Neuyork 1854, eine Sammlung aller interessanten Briefe an Washington) und endlich das große biographische Sammelwerk: „Library of American biography" (25 Bde., Neuyork 1834—50). Treue, Genauigkeit und ein guter, wenn auch keineswegs glänzender Stil sind die hauptsächlichsten Vorzüge aller dieser Schriften. Sparks, welcher 1839 zum Professor der alten und neuen Geschichte am Harward's College ernannt worden war, übte von 1849—52 auch die Function eines Präsidenten dieser Universität aus. Seit 1852 lebte er, von allen Aemtern zurückgezogen, in Cambridge, wo ihn auch der Tod ereilte.

---

## Literarische Revue.

Von dem Werke von Moriz Carriere: „Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit", dessen erster Band die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst behandelt, ist der zweite Band erschienen (Leipzig, F. A. Brockhaus), welcher der Darstellung des hellenischen Geistes gewidmet ist. Die Aufgabe, welche sich Carriere gestellt hat, ist, einen Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes zu liefern; es sind „Ideen zur Geschichte der Menschheit", mit überwiegender Betonung des künstlerischen Entwickelungsganges, der in seinem Zusammenhang mit dem allgemeinen Culturleben festgehalten wird. So klingt die Aufgabe an das Thema an, welches Herder zuerst mit edler Begeisterung ausgeführt hat, und wenn wir dem Werke von Carriere ein recht vollwichtiges Lob spenden wollen, so dürfen wir sagen, daß es im Herder'schen Geist gehalten ist. Ohne den Ballast der Gelehrsamkeit zur Schau zu tragen, ruht es auf gründlichen Studien; doch trägt es die

Resultate derselben mit Eleganz und in einer gefälligen Einkleidung vor. Unsere Zeit hat eine bedenkliche Hinneigung zu fachwissenschaftlicher Beschränkung; allerdings ist nur bei dieser eine gründliche Vertiefung in das Detail und nur durch sie eine Forschung möglich, die zu wahrhaft neuen Entdeckungen führt. Doch so hoch diese Gründlichkeit der Studien gestellt werden muß, durch welche das leere Gerede und vage Construiren, das sich lange Zeit für die allein berechtigte Wissenschaft ausgab, in seiner Hohlheit und Nichtigkeit nachgewiesen wird, so kann doch darüber das ebenfalls dem Geiste eingeborene Streben, das Ganze zu überschauen, das einzelne Glied dem allgemeinen wissenschaftlichen Organismus einzufügen und durch dessen Lebensströmungen befruchten zu lassen, nicht verloren gehen. Denn jede Specialität ist todt und muß verkümmern, wenn sie von dieser Verbindung abgeschnitten wird. Nur wollen wir keine Luft- und Phantasiebauten mehr, welche eine speculative Magie in den Wolken aufführt, sondern das Gebäude soll sich auf der sichern Grundlage der Specialstudien erheben und kein Stein in dasselbe eingemauert werden, den nicht gediegene Werkmeister erprobt haben.

Wir besitzen treffliche Geschichten der einzelnen Künste, der Baukunst, der Plastik, der Malerei, auch gründliche Geschichten der Kunst im engern Sinne, d. h. der bildenden Kunst, wie die von Schnaase, doch noch keine Kunstgeschichte, welche neben der bildenden Kunst auch der Dichtkunst und Musik ihre gebührende Stelle einräumt. Je mehr aber das künstlerische Schaffen in seiner Gesammtheit erfaßt wird, desto mehr ist es geboten, die allgemeinen Culturzusammenhänge, von denen es unzertrennlich ist, zu berücksichtigen. Die Kunst, als der Complex aller einzelnen Künste gefaßt, ist Ausfluß des nationalen Geistes der einzelnen Völker und steht und fällt mit demselben. Eine derartige Kunstgeschichte erweitert sich von selbst zur Culturgeschichte, und diese, wenn sie nicht ein todtes Repertorium äußerer Costüm- und Sittenkunde werden soll, zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit.

Carriere hat diese Aufgabe vollkommen erfaßt. Er sagt in der Einleitung zum ersten Bande: „Noch fehlt uns ein Geschichtswerk, welches die sämmtlichen Künste in ihrem Zusammenhange untereinander und mit der Culturentwickelung behandelt, welches darthut, wie unter verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten jetzt die eine und dann die andere Kunst die tonangebende ist und in dieser Aufeinanderfolge selbst ein Gesetz aufweist. Daß wir die Kunst vom Leben nicht lösen dürfen, vielmehr sie in Verbindung mit den religiösen Ideen und politischen Zuständen betrachten müssen, wenn wir ihre Werke recht verstehen und würdigen wollen, das ist bereits in das allgemeine Bewußtsein übergegangen.“ Und an einer andern Stelle heißt es: „Ich bin überall den Grundstimmungen und Grundgedanken der Völker und Zeiten nachgegangen, die großen Männer sind dadurch groß, daß sie dieselben ausgesprochen haben; ich habe sie nachzuempfinden, nachzudenken gesucht, ihren Wahrheitsgehalt und ihre bleibende Bedeutung darzulegen gestrebt und von ihnen aus die Schöpfungen der Phantasie, die Ideale der Menschheit betrachtet. Inwieweit dies gelungen ist, gibt mein Buch einen Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes.“

Während im ersten Bande neben den Naturvölkern, China, Aegypten und dem Semitenthum namentlich Indien mit besonderer Vorliebe behandelt ist und die reiche Fülle seiner geistigen Gestaltungen und oft übermächtigen Phantasiegebilde in lebensvoller Einheit vor uns hintritt, entrollt der zweite vorliegende Band uns ein Gemälde von Hellas und Rom und ihrer Kunst- und Culturentwickelung. Der Darstellung der geschichtlich-politischen Ereignisse, welche vorausgeschickt ist, darf man Klarheit und Prägnanz nicht absprechen, indem das Wesentliche und Unwesentliche taktvoll gesondert ist. Die allgemeine Charakteristik des römischen Geistes namentlich ist eine durchaus zutreffende. Der hellenische Genius ist von Hegel in so mustergültiger Weise geschildert worden, daß hier

nur noch eine wenig bedeutende Nachlese übrigbleibt. Von den einzelnen Abschnitten heben wir namentlich die Charakteristik der griechischen Plastik und der Werke des Phidias hervor, während die Darstellung der drei griechischen Tragiker sich im ganzen den bisher gültigen Anschauungen anschließt. Auch von den griechischen Gedankensystemen erhalten wir präcise Abrisse. Namentlich hier tritt die Gleichmäßigkeit des Stils, der nirgends eine stoffartige Trübung erleidet, vortheilhaft hervor; denn gerade die Reproduction philosophischer Anschauungen bringt leicht in die Darstellung eine gewisse Schwerfälligkeit und verdüsternde Terminologie. Doch Carriere bleibt klar und geschmackvoll, mag er uns Sophokles oder Aristoteles vorführen.

Solchen umfassenden Werken liegt ein unbegrenzter Stoff vor; die Kunst der Darstellung besteht in der Sichtung, denn der Autor darf keineswegs immer nur aufgreifen, was auf der Oberfläche liegt. Oft hat das speciellste Detail eine allgemeine Bedeutung und wirft ein schlagenderes Licht auf den nationalen Genius als das Bekanntere, was sich in dieser Hinsicht bereits legitimirt hat. Hier läßt sich über das Mehr oder *Weniger rechten*. Daß Carriere uns den gelehrten Apparat erspart hat und alle Controversen, indem er bei streitigen Fragen seine Ansicht als zweifellos hinstellt, ist anzuerkennen, denn selbst die Polemik hätte die harmonische und geschlossene Haltung des Werks gefährdet. Dagegen erscheint uns die Culturgeschichte in einzelnen Partien allzu sehr in der Literaturgeschichte aufzugehen. Dies gilt namentlich von den Römern, wenn wir von dem obengerühmten allgemeinen Abschnitt absehen. Literatur und Kunst blieben in Rom geistige Strömungen, die sich niemals ganz mit der nationalen Culturströmung mischten, die historischen und oratorischen Werke und allenfalls die Satire ausgenommen. Ein desto grandioseres menschheitliches Culturgemälde bietet uns das Rom der Imperatoren, und hier will es uns scheinen, als ob Carriere zu flüchtig skizzirt hätte und dem reichhaltigen Stoffe nicht vollkommen gerecht geworden wäre. Jedenfalls sind wir auf die Fortsetzung des interessanten Werks gespannt.

In neuerer Zeit ist der Essay nach englischem und französischem Muster in Deutschland mehr gepflegt worden als früher, obgleich die Zahl der Zeitschriften, welche, wie die Revuen der Nachbarländer, ihm einen Platz vergönnen, noch eine sehr spärliche ist. Namentlich ist diejenige Art des Essay, welche sich an ein bestimmtes Werk anlehnt, doch nur um sich über das Thema desselben in freien Variationen und Gedankenverknüpfungen zu ergehen, in Deutschland noch wenig angebaut worden. Da derartige Essays ihren Stoff selten erschöpfen, gelten sie den Männern der Wissenschaft für Spielereien des Esprit. Ueberdies fehlt es den Deutschen noch so sehr an Uebung darin, aus einem Werke die Quintessenz herauszubestilliren und diese in freiem Gebrauch zu verwerthen, sodaß sich die meisten dieser Essays in Kritiken verwandeln, welche dem Autor auf dem Fuße folgen, mögen sie nun seine Gedankenspäne auflesen oder seine Sünden einregistriren. Häufiger ist jener Essay gepflegt worden, der ein selbständiges Porträt einer bedeutenden Persönlichkeit entwirft. Solche Studienköpfe finden sich auf den Staffeleien vieler namhafter Schriftsteller, so verschieden in der Art der Zeichnung und Farbengebung wie diese selbst.

Einer der trefflichsten ist Gustav Kühne, von dessen „Deutschen Charakteren" soeben der vierte Theil: „Die Romantiker und Patrioten" (Leipzig, Ludwig Denicke) erschienen ist und uns die frühern Bände wieder in das Gedächtniß zurückruft, welche Charakterköpfe aus dem Zeitalter der Aufklärung, aus dem Zeitalter der Revolution, aus dem goldenen Zeitalter der Literatur enthalten. Friedrich der Große, Kant und Lessing, Kaiser Joseph, Mozart, Klinger, Hölderlin, Karl August von Weimar, Goethe und Schiller bilden eine Galerie cultur- und literaturgeschichtlicher Größen, welche von Kühne mit edelm Schwung dargestellt sind. Diesen reiht sich der vorliegende vierte Band

würdig an, der uns Jean Paul, Tieck und die Romantiker, Heinrich von Kleist, Fichte, Schleiermacher, Arndt und Uhland vorführt.

Die Beleuchtung der Kühne'schen Porträts ist eine warme, das Colorit frisch und glänzend; ein patriotischer Geist durchweht die deutsche Walhalla dieses Autors. Eine feine philosophische Dialektik führt seine Feder. Seine schwunghafte Anerkennung Schiller's ist wohlthuend, seitdem eine vornehme Gelehrsamkeit sich von diesem wahrhaften Volksdichter, welcher hohe Kunst mit volksthümlicher Wirkung vereinigte, abgewendet hat, um theils die sogenannte „Volkspoesie", die in der Regel nicht viel mehr ist als Bänkelsängerei, theils eine gänzlich dem Bewußtsein der Gegenwart entfremdete Kunst zu feiern. Ueberhaupt hat Kühne einen durchweg idealistischen Zug und gerade die Porträts solcher Männer wie Arndt und Fichte, deren geistiges Leben gleichsam voll kategorischer Imperative war, gelingen ihm am besten. Hier führt die Pietät seine Feder, wie auch bei der Schilderung Uhlands, dessen Muse „an keuscher Zartheit reiner, gesund-einfacher Gesinnung und Stimmung ihresgleichen sucht". Ueber Tieck und die Romantiker stimmen Kühne's Urtheile durchaus mit den Anschauungen der neuern Literarhistoriker überein; doch werden sie durch glänzende Lichter und glückliche Reflexe neu erhellt. Nicht ganz dagegen stimmen wir mit der Charakteristik Jean Paul's überein, sowenig sich die künstlerische Haltlosigkeit seiner Schöpfungen retten läßt. Wir müssen zugeben, daß die Natur diesem Dichter die Plastik versagte, daß er ein genialer Kleinstädter war, daß seine Polymeter und Streckverse schäumend aufgelöste Dithyrambensprache ohne Maß, Form und Halt sind, können auch das „Gewusel seiner gelehrten Citate" nicht in Abrede stellen, auch nicht „den Ungeschmack in Curiositäten", obgleich wir ihn mit Kühne nicht gerade „riesenhaft" finden. Dagegen möchten wir den Jean Paul'schen Witz nicht so gering schätzen, nicht behaupten, daß sein gelehrter, populärer, oft geschmackloser Tiefsinn an den Wahnwitz der Erlustigungen unter der Hirnschale seiner Riesen grenze, daß er blos eine Polterkammer von Seltsamkeiten liefere. Jean Paul's Witz ist oft gesucht und geschraubt, doch ebenso oft schlagend und den Nagel auf den Kopf treffend. Mit Recht nennt Kühne die idyllischen Klein- und Einzelbilder die wirklichen und echten Diamanten in Jean Paul's Dichterkrone, womit indeß wenig eine frühere Behauptung übereinstimmt, daß Jean Paul die einfachste Idylle mit Einfällen aller Weisen und aller Narren der Welt verbräme und verschachere und die klarste Scene eines simpeln Lebens, die er zeichne, mit Arabeskenschnörkeln erdrücke. In der That ist Jean Paul unser erster Idyllendichter, weil er das Wesen der Idylle richtig erfaßt hat. Nicht blos die Schilderung beschränkter Zustände, die als solche kleinlich und langweilig sein können, sondern das Gefühl des Glücks in dieser Beschränkung ruft die poetische Stimmung der Idylle hervor. Potter'sche Viehstücke in Verse gebracht geben noch keine Idylle.

Gustav Kühne ist als Essayist im ganzen positiv, bewundernd, begeistert; er füllt mit seinen edelgemeißelten Gestalten die Nischen der deutschen Walhalla. Ein anderer höchst feinsinniger Vertreter des Essay, Karl Frenzel, tritt mehr anatomisch zergliedernd auf; er ist ein Kosmopolit, der bei den verschiedensten Völkern und in den verschiedensten Zeiten seine Studienköpfe sucht. Seiner frühern Sammlung: „Bilder und Büsten", und zwei Sammlungen der „Dichter und Frauen" läßt er jetzt eine dritte folgen (Hannover, Rümpler), in welcher von den Frauen die Königin Elisabeth, von den Dichtern Terenz, Horaz, Shakspeare, Swift, Beaumarchais, Voltaire und Dante dargestellt werden. Wir bewegen uns bei diesem Autor nirgends in ausgefahrenen Gleisen; er versteht es, seinen Stoffen immer neue Gesichtspunkte abzugewinnen. Dann schafft er gerundete Gesammtbilder, fein pointirt und nuancirt; das Biographische ist mit Geschick in die Charakteristik verwebt und bildet nirgends todte Arme neben derselben. Am meisten stimmen wir der Charakteristik Shakspeare's bei. Er weist darauf hin, daß nach der

Seite der Erfindung keins seiner Schauspiele sein eigen sei, daß er in der Kunst des Fabulirens von Homer, Cervantes, Goethe, selbst von Boccaccio und Bojardo übertroffen worden und wie Molière groß im Plagiat sei. Dagegen hebt er die Macht seiner Charakteristik, seinen poetischen und philosophischen Tiefsinn hervor, während Rümelin auch in Bezug hierauf hinter die Bedeutung des Dichters ungerechtfertigte Fragezeichen macht. Auch Beaumarchais, dessen feine diplomatische Gestalt in neuern Memoirenromanen zur Caricatur verunstaltet wird, erhält bei Frenzel seine historischen Züge wieder.

Ein dritter Essayist schlägt gänzlich andere Töne an als diese beiden; er verschmäht die marmorne Plastik wie die feine Analyse; er zeichnet markig, bis an die Grenze des Carikirten; der Stoff blüht ihm unter den Händen aufs bunteste empor; Bilder reihen sich kaleidoskopisch an Bilder, Gedanken an Gedanken; der Radicalismus der Gesinnung und des Ausdrucks tritt ungenirt und keck auf. Wir meinen Johannes Scherr, von dessen „Studien" (Leipzig, Otto Wigand) eben der dritte Band erschienen ist. Alle die in demselben enthaltenen Studien sind historisch und culturhistorisch. Die heidnische Philosophin „Hypatia" und die schweizer „Hexe von Glarus" illustriren die Geschichte des Glaubensfanatismus und seiner Opfer; „Cromwell" wird auf ein erhabenes Piedestal gesetzt in bedeutender, markiger Attitude; „Peter der Große und sein Sohn Alexis", die moskowitische Brutustragödie, an der sich von Immermann bis zu Elise Schmidt so viele neuere Dramatiker versucht, in einem längern Artikel beleuchtet, mit kritischer Sichtung des Ueberlieferten. „Das Räthsel des Tempels", die geheimnißvolle Gestalt Ludwig's XVII., gibt zu Untersuchungen Veranlassung, deren Resultat ist, daß der junge Dauphin zwar aus dem Gefängniß entkam und ein anderer an seine Stelle trat, daß aber von allen den Prätendenten, welche auf seinen Namen und sein Recht Anspruch machten, keiner in hinlänglicher Weise beglaubigt war. Am lebendigsten erzählt ist „Voltaire's Krönung" und „Eine weltgeschichtliche Stunde". Namentlich die letzte Skizze, welche eine Scene aus der Februarrevolution behandelt, das Erscheinen der Herzogin von Orleans in der Deputirtenversammlung des Palais Bourbon, ist charakteristisch für die Darstellungsweise Scherr's, welche hier durchaus an die Manier erinnert, in welcher Carlyle Scenen der ersten Französischen Revolution schildert. Dieselbe vibrirende Unruhe der Darstellung, dieselbe nicht plastische, sondern wir möchten sagen magische Anschaulichkeit, hervorgerufen durch plötzliche und grelle Beleuchtung, dasselbe Abbrennen geistiger Feuerwerke, mit allen möglichen Sprühteufelchen, Flammenrädern und Feuerschlangen des Gedankens.

Eine durchaus eigenthümliche Physiognomie trägt ein Werk zur Schau, welches der Literatur der Gespräche angehört, ohne indeß an Platon oder an Lucian und Fontenelle zu erinnern. Die Scene dieser Gespräche ist nicht die Unterwelt; auch befleißigt sich der Held durchaus nicht eines sokratischen Dialogs, um durch kunstvolle Gedankengänge bei den Schülern die gleichen Resultate des Denkens zu entbinden, sondern er explodirt mit seinem eigenartigen Gedankeninhalt in rücksichtsloser Weise, ganz unbekümmert, wem die Splitter dieser platzenden Bomben an den Kopf fliegen. Die „Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde" (Leipzig, F. A. Brockhaus), als deren Verfasser der münchener Dichter und Schriftsteller Melchior Meyr genannt wird, enthalten in Gesprächsform eine scharfe Kritik der Gegenwart auf allen Gebieten und sind von Standpunkte eines über das Gebaren der Zeitgenossen misvergnügten Idealisten geschrieben. Man merkt es dem Verfasser an, daß er kein Grobian von Profession ist, am wenigsten ein Pessimist, der mit allem Behagen schwarz in schwarz malt. Seine Grobheit ist nur eine Art Panzer, ein Bauch- und Rückenschild für seine ideale Weichheit. Auch verharrt das Buch keineswegs bei der Negation. Der Freund des Grobians, das Opfer seiner Ergüsse, vertritt die entgegengesetzte Anschauung oft

mit einer dithyrambischen Wärme, welche dem echten Pessimisten als unangenehmes Salbadern erscheinen muß, mit dem pectus des Theologen, während der Grobian gegen den Schluß des Werks hin ein vollständiges Programm seiner Weltanschauung ausgibt, dessen Erfüllung freilich ein goldenes Zeitalter der Menschheit zur Voraussetzung haben müßte. Die Ausfälle des Grobians richten sich namentlich auch gegen die Zerfahrenheit und das Verderben auf dem Gebiete der schönen Literatur, gegen die Denkfaulheit und den Materialismus, gegen den geistlosen Atomismus im Reiche der Wissenschaft und das Handwerkerthum der Fachgelehrten, die Lüge der gesellschaftlichen Zustände wird gegeiselt, in der Politik das Privilegium des Adels, der sich zu einem Ritterthum des Geistes umbilden soll, angegriffen, ebenso der materielle Einheitsstaat als Ziel deutscher Politik. Wo immer der Grobian hingreift, da greift er tüchtig zu. Selbstverständlich sind seine Anschauungen nicht dazu angethan, ihm durchweg Freunde zu erwecken, und ein Theil der Kritik, dem er, und zwar nicht mit dem Spinnenwagen der Feenkönigin Mab, über die Nase fuhr, hat sich bereits des alten Spruchs erinnert: „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil." Am harmlosesten sind die „Beiträge zur Naturgeschichte des Grobians" und die Klassifikation der verschiedenen Sorten dieser Gattung, in welcher der gemüthliche Humor überwiegt.

In jüngster Zeit haben unsere Philosophen angefangen, sich mehr als früher dem Gebiete der Lebensphilosophie zuzuwenden, welches von den Metaphysikern de pur sang über die Achseln angesehen wird. Eine hauptsächliche Anregung ist von Schopenhauer ausgegangen, der seine Metaphysik gleichsam ganz mit praktischer Philosophie durchwirkte und in seinen Studien viele geistvolle Aufsätze über derartige Themata aus dem Gebiete der Moral und Lebensweisheit mittheilte. Sein entschiedener pessimistischer Standpunkt fand entweder ebenso entschiedene Zustimmung oder forderte den Widerspruch heraus. So entstand auch das Werk von Eugen Dühring: „Der Werth des Lebens. Eine philosophische Betrachtung" (Breslau, Trewendt), welches zwar weit entfernt ist von dem Optimismus, der von Leibniz und seinen Jüngern beliebt wurde, aber auch ebenso dem Pessimismus Schopenhauer's entgegentritt, welchem Philosophen er übrigens nach Kant eine einzige Stellung vindicirt. Eugen Dühring ist ein origineller, feinspüriger Kopf, der sich in aparten Gedankengängen gefällt. So sehr er in seiner natürlichen Dialektik gegen die Hegel'sche Fronte macht, sowenig ist selbst sein volksthümliches Werk frei von manchen dialektischen Spinnfäden, die zwar mit ausnehmender Feinheit gewebt sind, aber doch hin und wieder die Klarheit der Darstellung verdüstern. Im übrigen ist das Werk reich an geistvollen Anregungen. Dühring findet in einer gewissen Disharmonie, in der Mischung von Einstimmung und Widerstreit nicht blos die thatsächliche Form unsers Daseins, sondern die Voraussetzung alles Lebens. Gerade die Bewegung unterhalb der Grenze des Harmonischen verleiht dem Leben seinen Reiz. Wir schließen wie in der Musik die Dissonanzen nicht aus, wir verwerthen sie nur im Sinne der gesteigerten Empfindung der Einstimmungen. Die Affecte und Leidenschaften nimmt Dühring in Schutz gegen die Anklage, daß sie Störer des Lebensglücks seien. Die starken Affecte belehren uns erst, welcher Gehalt dem anscheinend so dürftig ausgestatteten Dasein innewohnt. Man kann behaupten, daß die Leidenschaften zum Leben gehören und daß abgesehen von ihnen keine wahre Befriedigung der menschlichen Natur möglich ist. Ueberhaupt ist die Manichfaltigkeit der Hebungen und Senkungen des Gefühls die unerläßliche Forderung eines lebenswerthen Daseins. Das menschliche Glück beruht zu einem großen Theil nur auf dem Zauber, der sich an die Veränderung als solche haftet. Die Liebe nimmt Dühring gegen die Schopenhauer'sche Ansicht von den Illusionen derselben in Schutz; Liebe und Ehre machen das Leben lebenswerth. Die sympathischen Affectionen erscheinen ihm als der Grund des intensivsten Lebensgenusses; unter ihnen aber

sind Liebe und Ehre wieder die vorzüglichsten. Unter Ehre versteht er aber nicht den schnörkelhaft entarteten Ehrbegriff der höhern Stände, sondern den Beifall, den unser Sein und Thun bei andern findet. Der Tod, selbst der gewaltsame, ist ein einfacher natürlicher Vorgang; wir sollen uns hüten, mit unserer Phantasie die Natur zu überbieten und den Tod zur versteinernden Gorgo des Lebens zu machen. Der Ernst und Gehalt des Daseins kommt erst zum Bewußtsein an der dunkeln Grenze der Vernichtung. Auch die Furcht vor dem socialen Gespenst widerlegt Dühring. Das sehr lesenswerthe Werk ist ein geistreicher Versuch, mit dem Leben auszusöhnen, ohne dabei die bräuchlichen und trivialen Argumente der alten Moral und Theologie zu Hülfe zu nehmen, ja oft in ausgesprochenem Widerspruch zu demselben.

Von andern Werken aus dem Kreise der Popularphilosophie erwähnen wir den Versuch Sigmund Schott's „Von den menschlichen Schwächen" (Breslau, Trewendt) und J. G. Kohl's „Am Wege. Blicke in Gemüth und Welt in Aphorismen" (Bremen, Müller). Schott ist ein durchaus verständiger klarer Autor, der über Unzufriedenheit und Neid, Ehrgeiz, Kleinmuth, Unduldsamkeit, Uebelstand sich in längern zusammenhängenden Aufsätzen in ruhig gediegener Weise ausspricht, indem er die Fehler und Ungezogenheiten der Menschen unter die Lupe nimmt und sie sorgsam hin und her wendet, um sowol ihre Wurzeln in der menschlichen Natur zu erkennen, als auch ihre Zusammenhänge mit den guten Seiten des Menschen. Auch ist er nicht ein Moralist à tout prix, der mit dem unerbittlichen Moralgesetz die Welt aus den Fugen heben will, er trägt den Bedingungen und Nöthigungen des Lebens Rechnung, wie er namentlich in dem Aufsatz „Ueber das Lügen", in den Betrachtungen über die Nothlüge zeigt, welche diesem Lieblingsthema der Casuisten doch manche neue Seite abgewinnen. Die Darstellungsweise Schott's wird durch eine Menge von Citaten charakterisirt, die nicht blos den Schriften seiner Vorgänger auf dem Gebiete der Moralphilosophie einem Montesquieu, Larochefoucauld und Labruyère, sondern auch den Werken der großen Dichter entnommen und immer an der rechten Stelle angebracht sind, wo sie die Gedankengänge des Autors zu erhellen vermögen. J. G. Kohl ist beweglicher, springender, sprühender als Schott, obgleich er uns nicht, wie man aus dem Titel seines Werks anmuthen sollte, eine bloße Blumenlese vereinzelter Aphorismen und Sentenzen bietet, sondern kleine Aufsätze über die verschiedenartigsten Themata. Die Beobachtungsgabe des vielgewanderten Reisenden zeigt sich in den psychologischen Bemerkungen, an denen das Werk reich ist. Zu den besten Abschnitten gehören die über Charakter und physiognomische Fragmente. Auch finden sich treffende Aperçus über die literarischen Zustände der Gegenwart, über die qualmenden Lichter unter den Schriftstellern, über das zweideutige Lob der Makellosigkeit, durch welches in der Regel die eminente Bedeutung ausgeschlossen wird u. a. m.

Zwei Hauptvertreter der junghegelschen Schule sind wiederum mit neuen Schriften hervorgetreten. David Strauß hat einer frühern Sammlung: „Kleine Schriften", eine neue folgen lassen: „Kleine Schriften von David Friedrich Strauß. Neue Folge" (Berlin, F. Duncker), und Ludwig Feuerbach hat die Sammlung seiner Werke durch einen neuen, den zehnten Band vervollständigt, welcher „Freiheit, Gottheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie" (Leipzig, Otto Wigand) behandelt. Beide Werke haben einen supplementären Charakter, das erstere noch dazu einen wesentlich fragmentarischen. Strauß bietet uns Tutti-frutti in des Werks verwegenster Bedeutung: Literarhistorisches, Autobiographisches, Politisches, Humoristisches, und das zusammenhaltende Band für diese auf allen Feldern gepflückten Blumen ist nur die Eigenthümlichkeit des Autors selbst, die wohlbekannt ist wegen ihrer Gediegenheit und maßvoll künstlerischen Haltung. Nur ist in Bezug auf die letzte Eigenschaft nicht zu verkennen, daß Strauß, wie auch schon der Vergleich zwischen seinem neuen, volksthümlichen „Leben

Jesu" und dem frühern wissenschaftlichen Werke ergibt, in jüngster Zeit einen Theil derselben eingebüßt hat, indem er in seiner Polemik hitziger, verbitterter und intoleranter geworden ist als früher, und der ehemals durchweg klare Strom seiner Darstellung jetzt mancherlei Strudel und Stromschnellen aufweist. Von den vorliegenden Essays sind einzelne zwar noch ganz mit der plastischen Ruhe geschrieben, welche die frühern Schriften von Strauß auszeichnet — so namentlich die Biographie von Klopstock's Jugend, die sorgsam aus den Quellen geschöpft und in durchsichtigem, sauber geordnetem Zusammenhang vor uns hintritt. Wir erhalten von dem etwas weltlichen Messiasjünger und besonders von seinen züricher Abenteuern ein recht pikantes Bild, ohne daß der Autor dazu nöthig hätte, durch besonders pikante Farbenmischung dies für sich selbst sprechende Gemälde noch wirksamer herauszuheben. Die biographischen Mittheilungen über die eigene Mutter sowie die Leichenrede am Grabe des Bruders athmen eine wohlthuende Pietät, welche um so mehr ins Gewicht fällt bei einem Autor, dessen Impietät von allen Hütern des theologischen Palladiums heruntergekanzelt wurde. Dagegen zeigt sich in den verschiedenen Gesprächen über politische und sonstige Themata eine gewisse Schroffheit und Starrheit der Polemik, die nicht ohne allen säuerlichen Beigeschmack ist. In dem Werke von Ludwig Feuerbach nehmen das Hauptinteresse die Untersuchungen über den freien Willen in Anspruch, die sich in den Aufsätzen über Spiritualismus und Materialismus finden. Diese Untersuchungen sind geistreich, schlaghaft, wie alle Schriften von Feuerbach. Der Philosoph hat sich dem Materialismus zugeneigt, wie dies schon in den Grundlagen seiner Philosophie eines concreten Seins ausgesprochen war. Doch unterscheidet er sich von den übrigen Materialisten dadurch, daß er seine Resultate durch eine Kritik unserer großen Gedankensysteme gewinnt, von denen die andern wenig genug wissen. Hegel bleibt immer die Voraussetzung Feuerbach's, wie viel oder wie wenig auch der kritische Radicalismus des Schülers von der Philosophie des Meisters übriglassen mag. Diese Kritik Hegel's zieht sich auch durch die vorliegenden Abhandlungen hindurch. Sein Begriff der Einheit von Seele und Leib, seine Kategorie des Unmittelbaren, mit der er in der That fast nie Ernst macht, werden scharf kritisirt. Namentlich aber hat Feuerbach darin recht, daß die Kant'sche, Fichte'sche, Hegel'sche Philosophie von Individualität nichts weiß, sondern dieselbe als ihre natürliche Gegnerin tödlich haßt. Das Individuum ist unübersetzbar, unnachahmlich, unbegreiflich, undefinirbar. Gerade da, wo der Unterschied für den Gedanken sich aufhebt, beginnt der Unterschied, welcher der Quell des Lebens, der Quell der Individualität ist. Den Willen identificirt Feuerbach mit dem Glückseligkeits- und Freiheitstriebe: „Ich will, heißt, ich will glücklich sein." Den Glückseligkeitstrieb der Menschen unterdrücken, heißt den Willen des Menschen unterdrücken. Willenlosigkeit ist widerstandlose Hingabe an die Miserabilitäten des menschlichen Lebens, seien diese Miserabilitäten orientalische Läuse und Flöhe oder occidentalische Eminenzen und Excellenzen. Diese schlaghaften Behauptungen werden indeß wesentlich durch die tiefern Untersuchungen über Freiheit und Nothwendigkeit modificirt. Die übrigen Beiträge des Bandes zur Unsterblichkeitsfrage und Theogonie sind nur neue Variationen auf das bekannte Lieblingsthema des Philosophen. Die Unsterblichkeit als Ausdruck des Wunsches eines Lebens nach dem Tode wird durch volks- und alterthümliche Unsterblichkeitsvorstellungen von neuem illustrirt, und eine Blumenlese aus lateinischen Schriftstellern soll von neuem den Beweis führen, daß der Götter Ursprung, Wesen und Schicksal der Menschen Wünsche und Bedürfnisse sind.

---

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Preußen in Waffen.

Erster Artikel.

Ein Krieg in den großartigsten Dimensionen ist im Sommer 1866 auf deutscher Erde entbrannt. Es wird unsere Aufgabe sein, die innern Gründe zu entwickeln, die den friedlichen Austrag der zwischen den beiden deutschen Großmächten schwebenden Streitfragen unmöglich werden ließen; wir werden darzulegen haben, wie sich aus den (früher bereits eingehend behandelten) politischen Verwickelungen der letzten Jahre die unmittelbare Veranlassung zum Kriege ergab; wir werden endlich das kriegerische Drama selbst und seine voraussichtlich großen Folgen zum Gegenstande unserer Darlegungen zu machen haben.

Das allgemein getheilte lebhafte Interesse an Ereignissen, die unsere Zeit zu einer der bedeutungsvollsten Epochen der Weltgeschichte stempeln, veranlaßt uns, früher an diese Aufgaben heranzutreten, als es mit dem Streben nach möglichst authentischer und gerechter Darstellung, das uns bei den seither gelieferten historischen Skizzen geleitet hat, durchweg vereinbar erscheinen dürfte. Wir hoffen indeß dem Charakter dieses Werks möglichst treu zu bleiben, wenn wir den Weg der Theilung dieses Stoffes wählen. Während einzelne interessante oder doch für das Gesammtbild wichtige Dinge zur Behandlung gelangen, dürfen wir erwarten, daß der Schleier hier und dort reißen werde, der die diplomatischen Verhandlungen sowol als die Vorgänge auf den Kriegsschauplätzen zur Zeit noch an manchen Punkten deckt. Immer aber müssen wir dabei auf die Nachsicht unserer Leser rechnen.

Wenn irgendetwas die Freunde des Friedens nicht nur in Deutschland, sondern in Europa bis in die letzten Wochen vor Ausbruch der Katastrophe zu der Hoffnung berechtigte, daß es nicht zu einem blutigen Zusammenstoß kommen werde, so war es der Glaube, daß Preußen, die kleinste der Großmächte, es nicht wagen könne, dem mächtigen Oesterreich den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Die rein dynastischen Institutionen des Deutschen Bundes und das in den letzten Jahren plötzlich entstandene unnatürliche Bündniß des süddeutschen Liberalismus mit dem Particularismus ließen voraussehen, daß Preußen bei erfolgendem Bruch in Deutschland fast ohne Bundesgenossen dastehen werde. Preußen ist, wie auch immer sein Regiment im Innern sich gestalten möge, in gleicher Weise die Negation des dynastischen Particularismus, wie es seit länger als anderthalb Jahrhunderten der natürliche Gegner der Herrschaft habsburgischer Hausmacht in Deutschland ist. Die von der Fremdherrschaft geschaffenen Sondersouveränetäten mußten daher ihren natürlichen Halt an Oesterreich suchen. Preußen konnte aber ebenso wenig auf die Unterstützung irgendeiner Großmacht Europas zählen, da ihm ein siegreicher Ausgang des Kampfes unfehlbar eine Machtverstärkung eintragen, also die natürliche Eifersucht der übrigen Staaten wecken mußte. Das ihm offen stehende Bündniß mit Italien bot geringe Garantien, da einestheils Italien für einen Sonderzweck eintrat, der mit den Zielen, die Preußen verfolgte, nur indirect zusammenhing, anderntheils aber das Königreich Victor Emanuel's noch unter französischer Vormundschaft stand.

Preußen, in der Hauptsache auf sich selbst angewiesen, hatte also zunächst nur seine eigene Wehrkraft in Betracht zu nehmen, wenn es auch hoffen durfte, daß seine ersten großen Erfolge derjenigen Sache, für die es focht, wenigstens in Deutschland Freunde erwerben würde. Diese Wehrkraft hat sich in einer ganz ungeahnten, selbst die eigenen Erwartungen des preußischen Volks weit übersteigenden Weise entfaltet. Das Staunen war um so größer, als Preußen es in erster Linie mit einem kriegserfahrenen Gegner zu thun hatte, der über die doppelte Menschenzahl und eine reiche Fülle kriegerischer Elemente verfügte, die kaum der Ausbildung bedürfen, um einen ausgezeichneten Platz in den Reihen der Streiter einzunehmen. Oesterreich mit seinen zahlreichen der modernen Cultur noch wenig erschlossenen Gebieten, mit seinen unablässigen innern und äußern Frictionen, die in der Armee stets das Bewußtsein ihres eigentlichsten Berufs wach halten, ist so recht ein Kriegerstaat. Die Organisation seines Heeres zeigt, daß es die ihm von der Natur gebotenen Vortheile nicht aus Liebe zum Schematismus geopfert hat, daß es die Eigenthümlichkeiten seiner Volksstämme zu verwerthen und selbst aus politischen Schwächen des Staats Vortheile zu ziehen gewußt hat. So gibt die aus politischen Gründen gebotene weite Entfernung der Stationsorte der Truppen von ihren Ersatzbezirken schon dem Friedensdienst einen kriegerischen Anstrich. Ueber welche Truppenmassen Oesterreich Preußen gegenüber zu gebieten haben würde, war bei der Undurchsichtigkeit seiner Organisation, bei der Möglichkeit, namentlich in den Grenzstaaten zu gewaltigen Aufgeboten und Neuformationen zu schreiten, nicht zu übersehen; daß es aber bei dem zur Wuth entflammten Haß gegen Preußen zu den äußersten Anstrengungen schreiten werde, daß es die ganze Fülle seiner mannichfaltigen Hülfsmittel aufbieten werde, um einen wahren Völkerkrieg gegen Preußen zu führen, mußte erwartet werden.

Den vollsten Gegensatz zu diesen in Oesterreich obwaltenden Verhältnissen bildeten diejenigen in Preußen. In Preußen ist alles System, alles gleichartig. Eine Kunstschöpfung, wie der Staat selbst, ist das Heer. Eine statistische Tafel genügt, um an der Hand des Gesetzes die Grenzen der Leistungsfähigkeit zu ermessen. Qualitative Unterschiede zwischen den einzelnen Truppentheilen gleicher Waffe und gleichen Heerbannes sind kaum zu erkennen. Besondere Eigenthümlichkeiten treten in dem weiten Flachlande, das sich von den Hochebenen Süddeutschlands bis zur Meeresküste abdacht, so wenig hervor, daß sie mit Recht bei der Organisation der Armee außer Acht gelassen wurden. Mag immerhin der Litauer mehr zum Reiter geboren sein als der Rheinländer, mag in dem rauhern Nordosten der Monarchie ein kriegerischeres Volk wohnen als in den von der Natur gesegneten Thälern des Westens, so sind diese Unterschiede doch nicht markirt genug, um mit denen in Vergleich gebracht zu werden, die in Oesterreich auf die Zusammensetzung des Heeres von maßgebendem Einfluß sind. Preußen hat kein Jägervolk wie die Tiroler, keine geborenen Reiter wie die Söhne der Puszten, aber auch keine Kroaten, die der Disciplin und Ausbildung moderner Heere unzugänglich, die heute noch das, aber auch ganz das sind, was sie in Wallenstein's Heer waren.

Ein poetisches, farbenreiches Bild ist daher von der preußischen Armee nicht zu liefern. Aber dennoch ein Bild, das unser ganzes Interesse fesseln muß, weil es dasjenige einer Heeresorganisation liefert, wie sie sich voraussichtlich in der nächsten geschichtlichen Epoche für alle größern Culturstaaten in ähnlicher Weise herausbilden wird. Der letzte Krieg in Nordamerika hat uns gezeigt, daß selbst bei der isolirten und gesicherten Lage der Vereinigten Staaten das reine Milizwesen seine bedenklichen Seiten hat. Für europäische Großstaaten wird man es noch viel weniger als auskömmlich erachten. Ohne eine welterschütternde Revolution, für die unser alterndes Jahrhundert noch nicht reif ist, wird das europäische Staatensystem sich der stehenden Heere nicht erwehren können. Dennoch aber sind Gründe genug vorhanden, die eine Rückkehr zu dem System

Ludwig's XIV. und Friedrich's II. unmöglich machen, die weiter und weiter der Verwirklichung der Idee allgemeinster Volksbewaffnung entgegendrängen. Der freiheitlich-politische, der sociale und der volkswirthschaftliche Entwickelungsproceß, in welchen Europa mit der Französischen Revolution eingetreten ist, mag hierfür in erster Linie als Grund genannt werden, nicht minder aber der furchtbare Ernst, den die Kriege angenommen haben, seitdem sie aufgehört haben Duelle der Fürsten zu sein. Kein Staat ist reich genug, im Frieden eine Armee zu unterhalten, die auch nur dem ersten Anprall einer Großmacht gewachsen wäre. Nimmt aber ein Krieg einen wahrhaft nationalen Charakter an, soll er vollständig ausgeschlagen werden, so wird er stets und überall ein Aufgebot von Kräften erheischen, deren dauernde Vereinigung zu einem stehenden Heere geradezu undenkbar wäre.

Die Aufgabe unserer Zeit ist es also, eine Form zu finden, die mit der durch eine stehende Armee gebotenen Schlagfertigkeit, mit der in ihr gegebenen Schule für die Ausbildung der Führer und die weitere Entwickelung der Kriegstechnik die Möglichkeit vereint, im Kriege mit unvergleichlich größern Kräften aufzutreten, als im Frieden der eigentlich productiven Thätigkeit entzogen werden.

Von allen Staaten der Welt hat Preußen diese Aufgabe am vollkommensten gelöst. Schon seit länger als einem halben Jahrhundert hat seine Heeresverfassung die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gelenkt. Eigentliche Nachahmung aber hat dieselbe bisjetzt nirgends gefunden. Zwar finden wir heute in fast allen Staaten ein Reservesystem, um die Friedensarmee rasch auf den Kriegsfuß zu erhöhen, wir finden selbst Landwehren dem Namen und theilweise auch dem Wesen nach; rein und streng durchgeführt ist aber das preußische System in keinem Lande. In den meisten sperrten sich politische Gründe dagegen, wie in Frankreich und Oesterreich, in andern sociale, wie in England und Rußland. In allen Staaten aber, und namentlich in den kleinern deutschen Landen, schreckte man davor zurück, die durch das System gebotenen, wenn auch auf den ersten Anblick mäßigen Anforderungen an sämmtliche Staatsbürger ohne Ausnahme zu stellen. Das System fordert eine unbeugsame Consequenz, die, bei aller Volksthümlichkeit in der Theorie, in der Praxis den Regierungen einen sehr schweren Stand gibt.

Der natürliche Egoismus des Individuums widerstrebt, namentlich in Zeiten tiefen Friedens, blühenden Wohlstandes, reger Geschäftsthätigkeit und materiellen und schöngeistigen Genusses, den starren Anforderungen, die Preußen zu Kriegszwecken an seine Unterthanen stellt. Es gereicht unbedingt der Regierung zur Ehre, daß sie es stets und unter allen politischen Conjecturen verstanden hat, an dieser Consequenz festzuhalten. Manche Misstimmung, die ihr in der Bevölkerung entgegentrat, hat einzig und allein in den lästigen, aber unnachsichtig durchgeführten Eingriffen ins bürgerliche Leben ihren Grund, wenn sie sich auch meist ein anderes Gebiet suchte, ihrem Unmuth Luft zu machen. Wo nur die ungebildetern und ärmern Klassen zum Kriegsdienst herangezogen werden, die selten in öffentlichen Dingen ihre Stimme erheben, die wenig oder gar nicht mit weitern Kreisen in Berührung treten, die überdies auch kein Leben voll Wohlbehagen, keine glückliche Unabhängigkeit mit den strengen Pflichten des Dienstes und der drückenden Disciplin vertauschen, da wird der Druck der Militärpflicht, wenn vielleicht auch nicht weniger fühlbar, so doch weniger verlautbar. Regierungen also, die einen Werth darauf legen, daß sich die allgemeine Stimme für eine recht behagliche Existenz im Lande ausspreche, können von dem preußischen System keinen Gebrauch machen. Der Bauersohn auf der Schwäbischen Alp und der arme Weingärtner in den Thälern Würtembergs raisonniren nicht oder werden nicht angehört, wenn sie raisonniren. Sie mögen dienen. Die Advocaten in Stuttgart aber, die kleine Bourgeoisie in den hübschen Städten des Landes,

selbst die angehenden Gelehrten oder Staatsmänner auf der tübinger Hochschule würden sich in dem gesegneten Lande minder behaglich fühlen und diese Unbehaglichkeit zuweilen kundgeben, würde ihnen zugemuthet, den Anforderungen des preußischen Linien- und Landwehrdienstes in eigenster Person exact zu genügen. Und nun erst die große und kleine Geldaristokratie unserer Hansestädte, der sportbeflissene junge Cavalier Wiens, der Flaneur auf den Boulevards von Paris und gar der britische Lord oder Mynheer von Amsterdam! Man mag über Preußen urtheilen wie man wolle, es gehörte Charakter dazu, und zwar von seiten der Regierung wie des Volks, das System nicht nur zu adoptiren, sondern beiderseits daran festzuhalten.

Neben den Ansprüchen an das Individuum sind diejenigen an die Finanzkraft des Landes sehr in Betracht zu ziehen, und zwar nicht wegen ihrer relativen Höhe, sondern gleichfalls wieder wegen der gebotenen strengen Consequenz. Weniger als jede andere Wehrverfassung ist die preußische dazu angethan, in Zeiten tiefen Friedens die normalen Ausgaben für die Armee zu reduciren. Solche Reductionen sind zwar auch in andern Staaten nie oder selten rationell, sie zeigen stets von Ungesundheit der Wehrverfassung und rächen sich in ihren Folgen meist bitter. Man denke an die Zeit Ludwig Philipp's, an Oesterreich vor den beiden letzten italienischen Kriegen. Was hat nicht Radetzky unter diesem irrationellen Ersparungssystem gelitten! Aber die Verlockung zu solchen Reductionen des Aufwandes für die Wehrhaftigkeit des Landes in ruhigen Zeiten ist doch ungemein groß. Ludwig I. von Baiern hat viel Beifall geerntet, als er in den dreißiger und vierziger Jahren München zum zweiten Athen umschuf, indem er die „unproductiven" Ausgaben für eine Friedensarmee beschränkte und Kunst und Wissenschaft förderte. Die Pfalz aber und die Baierns Schutz anvertraute Bundesfestung Landau mußten mit preußischem Blut gerettet werden. Preußens Wehrsystem ist, wie wir sehen werden, im Verhältniß zu der dadurch erzielten Wehrhaftigkeit keineswegs ein kostspieliges, aber es erfordert stets und zu allen Zeiten einen Aufwand, der unter Umständen recht misfallen kann.

Diese beiden Momente sind indeß nicht die einzigen, die von einer Nachahmung des preußischen Systems abhielten. Auch in die praktische Verwirklichung der Resultate, welche dieses System in der Theorie versprach, setzte man Zweifel. Den Berechnungen auf dem Papier traute man nicht und eine volle Probe auf das Exempel war noch nicht gemacht worden. Der Ursprung des Systems datirt zwar in die deutschen Befreiungskriege zurück, selbst der Erlaß desjenigen Gesetzes, welches noch heute die Grundlage des ausgebildeten Organismus bildet, ist schon am 3. Sept. 1814 erfolgt, also dem Feldzuge von 1815 vorangegangen. Das Wesen der Organisation aber ist ein solches, daß erst eine lange Reihe von Jahren dazu gehört, ehe es vollständig verwirklicht ist, weshalb ihm der damalige Krieg keine Gewähr verleihen konnte. Diese Reihe von Jahren ging vorüber, ohne einen Krieg aufzuweisen. Nur Mobilmachungen konnten als Prüfstein dienen. Abgesehen von den sehr verschiedenartig lautenden Beurtheilungen der dabei erzielten Resultate war zu berücksichtigen, daß keine dieser Mobilmachungen vollständig durchgeführt wurde. Sie umfaßten größtentheils nur Theile der Armee; in dem einzigen Falle, in dem ein Aufgebot der ganzen Streitkraft erfolgte (1850), kam es nicht zur schlagfertigen Aufstellung des Heeres. Eine vollständige oder doch möglichst vollständige Aufstellung des Heeres, und zwar zu Zwecken eines Kriegs im größten Maßstabe, war aber erforderlich, um ein Urtheil über die Bewährung der Institution zu gewinnen. Gelang diese Aufstellung, war allen Anforderungen in Rücksicht auf Vollständigkeit, Ausrüstung u. s. w. der Feldtruppen, auf Besetzung der Festungen, auf Vorbereitungen zum Ersatz der im Kriege zu gewärtigenden Abgänge, auf den nöthigen Schutz des Landes außerhalb der Operationssphäre der Feldarmee genügt, und zeigte sich dabei

gleichzeitig, daß sämmtliche Truppen durch normalmäßiges Durchlaufen der Schule im stehenden Heere die vorausgesetzten Garantien für ihre Ausbildung boten, dann erst hatte die Organisation als solche ihre Probe bestanden. Der Krieg selbst ist kaum geeignet, höhere Garantien zu liefern. Sieg und Niederlage hängen noch von andern Bedingungen ab, die mit der Organisation wenig gemein haben. Neben der Organisation wirken hier die Art der Führung, die Kriegserfahrung der Truppen, der Grad der Begeisterung für die Sache, der Haß gegen den Feind und zahlreiche andere Factoren entscheidend mit, sodaß kaum zu entscheiden sein dürfte, welchem derselben der Erfolg vorwiegend zuzuschreiben ist. Die etwa für den Verwaltungsorganismus sich herausstellenden Erfahrungen, soweit sie Verpflegung der Armee, Lazarethwesen u. dgl. betreffen, haben mit dem großen System der Heeresbildung, von dem hier allein die Rede ist, nichts gemein.

Eine solche schlagfertige Aufstellung der preußischen Armee ist jetzt im größten Maßstabe, wenn auch noch nicht bis zur Erschöpfung der verfügbaren Mittel, vollzogen und damit eine Erfahrung gewonnen worden, der eine sehr hohe Bedeutung nicht abgesprochen werden kann. Der organisatorische Mechanismus hat seine Schuldigkeit so vollständig gethan, sein Räderwerk hat so trefflich ineinandergegriffen, die Reibung sich so gering erwiesen, das Material so ausgiebig zur Verfügung gestanden, daß auch den entschiedensten Gegnern und Zweiflern Staunen und Bewunderung abgerungen werden muß.

Selten oder nie — jeder in der Kriegsgeschichte Bewanderte wird dies zugeben — haben sich die gewaltigen Zahlen, mit denen man im letzten Jahrhundert ins Feld zu rücken vorgab, als richtig erwiesen. Sie zeigten höchstens, was man erreichen wollte, nicht, was erreicht wurde. Der erste Actionsbericht der Feldherren nannte oft kaum die Hälfte der Truppenstärken als von vornherein verfügbar, die ihnen nach den Listen der Kriegsministerien zur Verfügung gestellt sein sollten. Davon kann bei den preußischerseits aufgestellten Feldarmeen nie die Rede sein. Außer dem normalmäßigen Krankenstande fehlt kein Mann, kein Roß. Keine unvollständigen Truppenkörper, keine unvollendeten Formationen sind zur Verwendung gelangt. Selbst solche Commandos, die fast überall durch Abgaben aus den Regimentern gebildet werden, sind, soweit sie sich voraussehen lassen, durch besondere Formationen gedeckt; so die Stabswachen bei den Corps- und Divisionsgeneralen, die Ordonnanzgensdarmen der übrigen Generalität, das Personal der Train- und Lazarethcolonnen u. s. w. Artillerie und Genie sind nicht durch Zurücklassung von Theilen der Feldtruppen in den Festungen geschwächt; die Cavalerie hat kein rohes Pferd in die Reihen gestellt, sie hat sogar angerittene Remonten zurückgelassen.

Das Ueberraschendste sind die Zahlenverhältnisse der Armee, die von einer Leistungsfähigkeit zeugen, welche relativ alles bisher von irgendeinem Staate Erreichte, vielleicht die Südstaaten Nordamerikas einzig ausgenommen, überbietet, aber auch absolut unter den Großstaaten Europas ohne größern Zeitaufwand und außerordentliche Rekrutirungen kaum übertroffen wird.

Man hat in Anbetracht dieser gewaltigen Kraftentwickelung allerdings den Einwand erhoben, daß dieselbe keine nachhaltige sei. Unbedingt hat ein Staat von nur 19 Mill. Einwohnern mit seinem Menschenmaterial zu rechnen; er kann, wenn er eine so bedeutende Armee vollständig oder großentheils verlieren sollte, nicht eine zweite gleich schlagfertige aufstellen. Ueber Hülfsmittel, wie sie dem ersten Napoleon nach der Katastrophe von Rußland zu Gebote standen, hätte Preußen in ähnlicher Lage nicht zu verfügen; das aber kann seiner Heeresorganisation nicht zur Last gelegt werden. Diese ist um so trefflicher, je mehr sie es ermöglicht, sofort mit der höchsten Kraftentwickelung aufzutreten. Nicht allein der Grund, daß dann ja immer noch eine successive Aufbietung und Verwendung derselben angänglich ist, ist hierfür bestimmend, sondern das Wesen der modernen Kriegführung, das auf möglichst rasche große Entscheidungen hindrängt, das mit gewal-

tigen Massen ins Feld rückt und den Kernpunkt der Strategie dahin formulirt, überall, wo eine taktische Entscheidung gegeben werden soll, mit überlegener Macht aufzutreten. Was für die Kriegführung gilt, gilt in diesem Sinne auch für die Organisation. Wie ein Feldherr, der 100000 Mann in seiner Hand vereinigt, über einen Gegner, der an vier weit voneinander liegenden Punkten je 50000 Mann aufgestellt hat, also über 200000 Mann gebietet, den Sieg erringen kann, indem er diese einzeln aufsucht und schlägt, ebenso würde ein Staat, der auf einmal, wenn auch ohne die Möglichkeit sofortiger Wiederholung, 100000 Mann ins Feld stellen kann, wahrscheinlich den Sieg über einen andern erlangen, dessen Organisation so beschaffen wäre, daß er in vier der Zeit nach voneinander geschiedenen Reprisen je 50000 Mann aufstellte.

Eine Heeresorganisation hat in Bezug auf Nachhaltigkeit der kriegerischen Kraft allen Ansprüchen genügt, wenn sie darauf berechnet ist, die Lücken, welche in der Armee entstehen, ohne Abweichung vom Gesetze in dem Maße zu füllen, in welchem streitbare Arme im Lande zur Verfügung stehen. Infolge der allgemeinen Dienstpflicht ist dies in Preußen selbstverständlich. Die strenge Durchführung des Princips eröffnet Hülfsquellen, die alle Erwartung übersteigen. Nicht nur alle Ausfälle, wie sie selbst bei einer großen Katastrophe entstehen dürften, können voraussichtlich gedeckt werden, sondern auch Neuformationen, deren Ausbildung vor der Verwendung abgewartet werden kann, sind noch möglich.

Es liegt nicht in unserer Absicht, den Leser durch Zahlen und Tabellen zu ermüden. Wir wollen nur charakterisirende Hauptzahlen herausgreifen und, um auch diese nicht in dürrer Nacktheit zu geben, die Entwickelung der Armee zu ihrer heutigen Stärke historisch skizziren. Ist doch die jüngste Reorganisation der preußischen Armee auch als innere politische Angelegenheit eine Streitfrage von allgemeinem Interesse geworden.

Zwischen dem Beginn des Dreißigjährigen Kriegs und dem Schluß des Spanischen Erbfolgekriegs (1618—1715) liegt ein Jahrhundert, während dessen Centraleuropa zwar zahlreiche Friedensschlüsse, nicht aber den eigentlichen Frieden gekannt hat. Während dieses Jahrhunderts bildete sich in Deutschland das System der stehenden Heere, dessen Ursprung auf Karl VII. von Frankreich zurückdatirt, erst vollständig aus. Die Ansprüche der Kaiser an die deutschen Reichsstände behufs Stellung von Hülfstruppen zur Bekämpfung von Türken und Franzosen steigerten sich in einem Maße und wiederholten sich so stetig, daß es nicht möglich war, denselben in jedem einzelnen Falle durch Werbungen und Aufgebote zu genügen. Bei der Mehrzahl der Reichsstände war es freilich weniger die Erkenntniß dieser Nothwendigkeit, also die Pflichttreue gegen Kaiser und Reich, was zur Aufstellung fest und bleibend organisirter Truppentheile veranlaßte, als die zum Unheil Deutschlands an den Höfen platzgreifende Nachahmungssucht französischen Wesens. Man wollte dem vierzehnten Ludwig weder in der Maitressenwirthschaft noch in prunkhafter Aufstellung von Trabanten und Leibgarden nachstehen. Die stehenden Truppenkörper, welche sich allmählich in Deutschland zu bilden begannen, zeichneten sich daher durchweg nicht durch Kriegstüchtigkeit aus. Den Pflichten genügte man schläfrig, dem Ueberflüssigen brachte man vielfach unverantwortliche Opfer. Nur einer der deutschen Reichsfürsten, der Große Kurfürst von Brandenburg, nahm es ernst mit dem Kriegswesen. Selbst ein kriegerischer und seiner Pflichten gegen Deutschland sich stets bewußter Fürst, wandte er seinem Heerwesen eine außerordentliche Sorgfalt zu. Mit seinen Leistungen auf militärischem Gebiete stieg in gleichem Maße die Bedeutung des Kurstaats in Deutschland, und je morscher die Zustände des letztern waren, um so mehr mußte in Brandenburg das Bewußtsein einer selbständigen politischen Macht Wurzel fassen. Darin lag ein mächtiger Sporn zu neuen und unablässigen Anstrengungen.

Das schwache, in jeder Hinsicht unter der Mittelmäßigkeit stehende Heer, welches

Georg Wilhelm (gest. 1640) seinem großen Nachfolger hinterließ, trug noch den breiten Stempel mittelalterlichen Söldnerwesens an der Stirn. Die Regimenter standen noch in directer Abhängigkeit von ihren Obersten, die dem Fürsten gegenüber nur durch die sogenannten Artikelsbriefe, also durch ein Contractverhältniß gebunden waren. Der Kurfürst brach kurz nach seiner Thronbesteigung diese Macht der Obersten und stellte sich in das moderne Verhältniß des Kriegsherrn zu seinen Truppen. Die Werbung erfolgte, wie in besondern Fällen das allgemeine Aufgebot, im Namen des Landesherrn, die Obersten und bald auch die übrigen Offiziere wurden von diesem ernannt. Damit trat das Heerwesen in die Reihe der staatlichen Organismen. Strenge Mannszucht, Gleichförmigkeit der Bewaffnung, Ausrüstung und Bekleidung, zweckmäßige Gliederung der verschiedenen Truppengattungen und regelmäßige Uebungen waren die nächsten Folgen. Daß die Organisation nicht in prunkvolle Spielerei ausartete, dafür sorgte nicht nur der ernste Sinn des Fürsten, sondern nicht minder seine kriegerische Bethätigung. Auf 30 Jahre seiner achtundvierzigjährigen Regierung kamen 20 Feldzüge, in denen das neugeschaffene, durchschnittlich 30000 Mann starke Heer Antheil nahm. Etwa 27000 Mann wurden in dem Kriege gegen Polen von 1656—57 verwandt, 25000 Mann 1658—60 gegen Schweden, ein Hülfscorps von 2—3000 Mann focht 1664 gegen die Türken, nahezu 25000 Mann 1670—73 gegen Frankreich, fast 40000 Mann wurden in dem 1674—79 gleichzeitig gegen Frankreich und Schweden geführten Kriege, der die glänzende Schlacht von Fehrbellin aufweist, ins Feld gestellt. In den Jahren 1683—86 stellte der Kurfürst abermals Hülfscorps von 10—12000 Mann gegen die Türken.

Unter Friedrich I., dem Nachfolger des Großen Kurfürsten und ersten König von Preußen, durchlebte die Armee eine ebenso kriegerische Zeit. In der Stärke von 28000 Mann mit einer Artillerie von mehr als 70 Feuerschlünden focht sie gegen Ende des 17. Jahrhunderts in dem neunjährigen Kriege gegen Frankreich. Sie nahm an den Schlachten von Fleurus, Neerwinden u. s. w., sowie an zahlreichen Belagerungen theil. Nach einer abermaligen Betheiligung am Türkenkriege fand sie in dem an Schlachten und Belagerungen reichen Spanischen Erbfolgekriege ein neues und ruhmreiches Feld kriegerischer Bethätigung. Auf das mit dem Jahre 1688 beginnende Vierteljahrhundert kam also abermals eine Kriegsschule von 24 Feldzügen.

In der Stärke von 40000 Mann ging die Armee an den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. über, der eine friedlichere Zeit durchlebte und, seiner Neigung folgend, dem Heere jenen strengen Formalismus aufdrückte, der es noch heute von den meisten übrigen Heeren Europas unterscheidet. Aber dieser zopfreiche Formalismus war doch kein Nachtheil für Preußen und sein Heer. Mochte die Bethätigung Friedrich Wilhelm's I. immerhin an Einseitigkeit und Pedanterie leiden, schon der Name Leopold's von Dessau und die Leistungsfähigkeit der Armee unter Friedrich Wilhelm's großem Nachfolger, Friedrich II., legen Zeugniß dafür ab, daß trotz mancher Verirrungen der ernste Hauptzweck nie aus dem Auge verloren wurde. Ohne die Incarnation jener eisernen Disciplin und jenes strengen Formenwesens würde Preußen vielleicht in unserm Jahrhundert nicht im Stande gewesen sein, sich mit gleich günstigem Erfolg auf die allerfreisinnigsten Grundlagen der Heeresbildung zu stellen. Die Welt hat über Friedrich Wilhelm's I. Soldatenliebhaberei viel gespottet, die Geschichte aber gibt diesem König das Zeugniß, daß er mit der pedantischen Strenge und Härte, die sich dieser Richtung seiner Interessen zugesellte, das brandenburgische Königshaus vor dem moralischen Verfall rettete, der in jener Zeit an den andern deutschen Höfen platzgriff und Deutschland auf die niedrigste Stufe, auf der es im Laufe seiner Geschichte je gestanden, herabsinken ließ. Die von Friedrich Wilhelm begründete Eigenart mit all ihren Einseitigkeiten und Härten, aber auch mit der daran haftenden nüchternen Tüchtigkeit, die sich von genialem Flitter nicht

bestechen läßt, die selten bewundert, noch seltener beliebt, aber stets geachtet dastehen wird, diese Eigenart ist dem preußischen Königshause und dem preußischen Staate bis auf den heutigen Tag als ein unveräußerliches Erbe verblieben.

Gegen Ende der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's I. hörte in Preußen das Wehrsystem auf, das ausschließliche Mittel zur Aufbringung des Mannschaftsstandes der Armee zu sein. Im Jahre 1738 wurde das Cantonsystem, nach welchem die Kreise des Landes alljährlich eine gewisse Anzahl von Ergänzungsmannschaften zu stellen hatten, eingeführt. War hierdurch ein wohlfeileres Mittel für die Aufbringung der an Zahl immer wachsenden Truppen gefunden, so war damit doch keineswegs der Uebelstand beseitigt, daß die Unterhaltung des Heeresstandes die Finanzkräfte über Gebühr in Anspruch nahm. Der sparsame und einsichtige Monarch that deshalb den weitern Schritt, gleichzeitig das System der Beurlaubungen im Frieden einzuführen. Das letztere, obgleich sich von vornherein nicht als unzweckmäßig erweisend, entartete später vollständig und hat nicht wenig dazu beigetragen, das Unheil heraufzubeschwören, welches Preußen im Jahre 1806 betraf. Es ist deshalb nicht ohne Interesse, die Frage in Erwägung zu ziehen, warum ein System, das dem modernen Kriegswesen so durchaus conform und heute von allen Staaten in mehr oder weniger veränderter Form adoptirt ist, sich ein Jahrhundert früher nicht nachhaltig bewährte. Die Antwort muß unbedingt dahin lauten, daß das Canton- und Urlaubersystem zu seiner consequenten und erfolgreichen Durchführung des modernen Staats als Grundlage bedarf. Die Zeit des ersten Friedrich Wilhelm und die ihr folgende bis zur Französischen Revolution war noch zu tief durchsetzt mit Resten der Feudalzeit, um ein so durchgreifendes, vielgliederiges Staatsregiment zuzulassen, wie es eine derartige Organisation unbedingt erfordert. Namentlich war es, um schreiende Misbräuche zu vermeiden, nothwendig, das militärische Verwaltungswesen den Führern gänzlich aus der Hand zu nehmen. Solange der Compagniechef gleichzeitig für Bereithaltung des Mannschaftsstandes, für Ausrüstung, Bekleidung und Löhnung zu sorgen hatte und dafür in Bausch und Bogen abgefunden wurde, war ein solches System vollständig unhaltbar.

Friedrich Wilhelm I. hatte so viel und bei allem Zopf so tüchtig organisirt und reformirt, daß sein Nachfolger, Friedrich der Große, in dieser Beziehung bei seinem Regierungsantritt wenig Neues zu schaffen hatte. Sein militärischer Geist stellte sich deshalb die Aufgabe, die vorgefundenen Organisationen kriegerisch zu beleben. Er wandte sich vorwiegend dem taktischen Moment zu. Sehr charakteristisch ist sein Reglement von 1743. Für seinen Vater war die Armee und speciell die Infanterie nur ein Mechanismus, der, durch das Commando des Führers in Bewegung gesetzt, allerdings Wunderbares leistete. Leopold von Dessau hatte durch Erfindung des Gleichschritts und pedantische Exercitien das Unglaubliche in Schnelligkeit und Präcision der Bewegungen sowol wie des Salvenfeuers in seinen verschiedenen Formen und Arten möglich gemacht. Friedrich II. war mit diesem an sich sehr werthvollen künstlichen Mechanismus nicht zufrieden, er appellirte gleichzeitig an die Individualität des niedern Führers und des gemeinen Mannes. So heißt es in seinem Reglement:

Es muß jeder Offizier, Unteroffizier und Gemeine sich die feste Impression machen, daß es weiter auf nichts ankomme, als wie den Feind zu zwingen, von dem Platze, wo er steht, zu weichen. Deshalb die ganze Gewinnung der Bataille darauf ankommt, daß man nicht sonder Ordre stille haltet, sondern ordentlich und geschlossen gegen den Feind avancirt und chargiret. Und weilen die Stärke der Leute und die gute Ordnung die preußische Infanterie unüberwindlich machet, so muß den Leuten wohl imprimiret werden, daß, wenn der Feind wider Alles Vermuthen stehen bleiben sollte, ihr sicherster und gewissester Vortheil wäre, mit gefälltem Bayonett in selbigen herein zu drängen — alsdann der König davor repondiret, daß keiner wider stechen wird.

Die Reiterei, welche Friedrich II. von seinem Vater übernahm, bestand nach des erstern eigenem Ausspruch aus „Kolossen auf Elefanten". Der frische Reitersinn fehlte ihr, sie operirte mehr zu Fuß als zu Pferde, erwartete den Feind meist stehend und legte mehr Werth auf ihr elendes Schießen als auf den Anprall der Rosse und den scharfen Hieb. Im Reglement von 1745 verfügte Friedrich dagegen, „daß kein Commandeur von einer Esquadron bei Ehre und Reputation sich unterstehen soll zu schießen", und daß die Reiterei sich nie dürfe attakiren lassen, sondern stets dem Feinde mit dem Degen in der Faust entgegengehen und womöglich zuerst attakiren müsse. Originell ist sein sehr einfaches Recept, den Geist der Waffe zu heben. Die Offiziere sollen ihren Kerls wohl imprimiren, daß sie sich den Feind viel schlechter, als sie selbst sind, vorzustellen haben. Die Leistungen der bis heute unübertroffenen Cavalerie des Siebenjährigen Kriegs bei Prag, Roßbach, Leuthen, Zorndorf sind Zeugnisse von der Trefflichkeit der fridericianischen Reformen.

Was die Artillerie anbelangt, so war sie nie Friedrich's Lieblingswaffe, obgleich auch sie durch ihn wesentlich gehoben wurde. Friedrich II. ist unter anderm der Gründer der reitenden Artillerie. Zu einer erheblichen Vermehrung der Geschützzahl entschloß er sich erst, als die kolossalen Verluste im Siebenjährigen Kriege und die dadurch bedingten Neubildungen seine Infanterie qualitativ sinken ließ. Im Jahre 1762 trat er mit 275 Geschützen auf, was bei einer Armee von zur Zeit nur noch 68000 Mann 4 Geschütze pro tausend Mann ergibt, während heute $2\frac{1}{2}$—3 die Normalzahl ist. Bei der 1778 aufgestellten Armee stieg die Zahl indeß noch höher; der Werth der Waffe war also anerkannt. Auf jene Armee von zusammen 180000 Mann kommen über 800 Geschütze, also $4\frac{1}{2}$ auf 1000 Mann.

Wir haben dieser, streng genommen nicht zu unserer Aufgabe gehörenden Momente nur gedacht, um einen Vergleichungspunkt für die beiden Epochen zu bieten, in denen die preußische Wehrkraft auf ihrer Höhe stand. Die eine derselben liegt vor der Französischen Revolution und ist unbedingt die Zeit nach dem Siebenjährigen Kriege, die andere fällt ein Jahrhundert später — in die unmittelbare Gegenwart.

Die Zeit der Geburt einer neuen Aera, die der französischen Revolutionskriege, war die des Zerfalls des preußischen Heeres. In dem Appell an die Individualität des einzelnen Mannes hatte Friedrich der Große ein wesentliches Förderungsmittel kriegerischer Tüchtigkeit erkannt. In seinen spätern Lebensjahren scheint er indeß selbst hiervon Abstand genommen und der Manövrirfähigkeit der Massen sein Hauptaugenmerk zugewandt zu haben. Nach seinem Tode ging jede Einwirkung auf die Persönlichkeit verloren und nur der äußere Apparat dessen, was der große König geschaffen hatte, wurde conservirt. Immer aber war die preußische Armee noch eine in Europa hochgeachtete; sie würde sich vielleicht noch lange als solche behauptet haben, wäre nicht in Frankreich ein Umschwung im Kriegswesen eingetreten, der den morschen Körper über den Haufen warf.

Frankreich hatte in dem Jahrzehnt, das dem Hubertsburger Frieden folgte, in seinen Wehreinrichtungen das preußische Vorbild vollständig copirt. Potsdam war überhaupt die hohe Schule für die Armeen Europas geworden. Dabei war aber die französische Armee verhältnißmäßig schwach, indem sie beim Ausbruch der Revolution kaum 150000 Mann zählte. Schon im Jahre 1790, als noch kein äußerer Krieg drohte, fühlte man die Unzulänglichkeit dieser Wehrkraft, gleichzeitig aber suchte man aus politischen Gründen ein Gegengewicht gegen das als eine Stütze der Gewalt der Krone betrachtete stehende Heer zu schaffen. Man schuf in dem genannten Jahre die erste Nationalgarde, ein Institut, das mit der spätern preußischen Landwehr von 1813 in manchen Punkten Aehnlichkeit hat. Diese Nationalgarde umfaßte in ihrem ersten Aufgebote alle unver-

heiratheten Männer von 18—45 Jahren, im zweiten die verheiratheten desselben Alters und in einem dritten sämmtliche Männer vom 45. bis zum 60. Lebensjahre. Obgleich ursprünglich nur für den Dienst im Lande bestimmt, gingen bald sogenannte Freiwilligenbataillone aus ihr hervor, die der Feldarmee einverleibt wurden. Frankreich gelangte dadurch zu der Möglichkeit, ein Heer von 750000 Mnnn ins Feld zu stellen.

Das sich hiermit zuerst geltend machende große Princip der allgemeinen Dienstpflicht sprengte die numerischen Schranken, in welche bisher die Armeen gebannt waren. Das System der Conscription, so vielfache Beschränkungen es auch erlitt, war fortan das herrschende. Gleichzeitig aber wurden noch andere Neuerungen durchgesetzt. Die Unmöglichkeit, so gewaltige Heere durch die seither übliche, das ganze Wesen der Kriegführung beherrschende Magazinverpflegung zu ernähren, führte zum Requisitionssystem, der Krieg mußte den Krieg ernähren. Die weitere Unmöglichkeit, so gewaltige in den ersten Revolutionskriegen zusammengeraffte Massen kunstgerecht auszubilden, führte endlich zu einer veränderten Taktik. Statt in der Linienstellung mit ihren künstlichen Aufmärschen, suchte man in der zerstreuten Fechtart sein Heil, die dem einzelnen Soldaten erlaubte, seine natürliche Gewandtheit zur Geltung zu bringen. Mit ungeheuern Tirailleurschwärmen wurde das Feuergefecht geführt, und dann mit tiefen Colonnen der entscheidende Stoß gegeben. An Menschen fehlte es nicht, man konnte also durch Quantität ersetzen, was an Qualität fehlte.

Während sich hieraus im Laufe der Zeit eine gänzlich veränderte Kriegskunst bildete, die sich bei genialer Führung und moralischer Präponderanz der Individuen auf dem Schlachtfelde erprobte, beharrte die preußische Armee noch immer bei dem, was sie von Friedrich II. überkommen hatte. Sie war eine modernde Ruine, die im Jahre 1806 bei Jena und Auerstädt in Stücke brach. Nie aber hat sich vielleicht ebenso wie in Preußen das Wort des Dichters bewährt:

> Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
> Und neues Leben blüht auf den Ruinen.

Mit dem Frieden von Tilsit, dem drückendsten und demüthigendsten, den je ein Volk hingenommen, erwachte Preußen moralisch und politisch. Die Ueberzeugung, daß nur die Gewalt die Gewalt brechen könne, ließ mit der sittlichen Läuterung, mit dem Drange nach politischer Freiheit das Streben nach Wehrhaftigkeit Hand in Hand gehen. Der kriegerische Sinn der Nation, geschürt durch den Haß gegen die Fremdherrschaft, getragen und gehoben durch die Erinnerung an die Zeit, da der preußische Kriegsruhm alle Lande erfüllte, erwachte zu einer Kraft, die der äußersten Anstrengungen fähig war.

Es war ein Glück für Preußen, daß es zu jener Zeit einen Monarchen hatte, der jeder Begeisterung, jedem kühnen Aufschwunge abhold, stets besorgt um seine Krone, keinerlei Wagniß gestattete. Ohne diesen Dämpfer würde die Hülle der mächtig sprossenden jungen Knospe zu früh geplatzt sein und der Sturm würde sie zu Boden geworfen haben. Nicht minder aber war es ein Glück für Preußen, daß es in Männern wie Stein, Scharnhorst, Gneisenau u. s. w. leitende und organisatorische Kräfte besaß, die reich an Einsicht und Besonnenheit, reich an Impuls und Thatkraft, den Geist, der in der Nation lebte, zu verwerthen wußten.

Das zerstückte und maßlos gedrückte Preußen durfte nach dem Tilsiter Frieden nur ein Heer von nicht mehr als 40000 Mann halten. Hätte diese entehrende Stipulation auch nicht bestanden, Preußen würde bei der übermäßigen finanziellen Belastung kaum über diese Grenze haben hinausgehen können. Bei dem Streben nach höherer Wehrbarkeit kam man daher bald auf den Gedanken, das stehende Heer in der Hauptsache nur als

die Schule zur kriegerischen Ausbildung des Volks zu betrachten, ein Gedanke, der in Preußen geboren ward, der seinen künftigen großartigen Wehreinrichtungen zu Grunde liegt und der unzweifelhaft in nicht ferner Zeit in allen civilisirten Staaten platzgreifen muß. Der Gedanke verwirklichte sich in dem sogenannten Krümpersystem, das darin bestand, die zum Dienst ausgehobenen Mannschaften nur so lange in Reih und Glied zu belassen, als zu ihrer militärischen Ausbildung erforderlich war, sie dann unter Vorbehalt zu entlassen und durch Neuausgehobene zu ersetzen. Die Neuheit der Idee und die Vorsicht, mit der sie verwirklicht wurde, auch wol der Glaube an die Unmöglichkeit einer Erhebung des auf die Grenzen eines Mittelstaats reducirten Preußen gegen das mächtige Frankreich, entzog die gewichtigen Vorgänge dem Späherauge des Feindes. So gelang es, unter den Augen des Gegners das Eisen zu schmieden, mit dem der Todesstoß gegen ihn geführt werden sollte.

Selbstverständlich war das Krümpersystem ein nur für den Moment geeignetes Auskunftsmittel, das sich für die damaligen besondern Verhältnisse Preußens allerdings trefflich bewährte, aber ohne weitere Durchbildung keineswegs aufrecht zu erhalten war. Preußen besaß aus der Zeit vor 1806 mehrere Tausende von Offizieren, die bei kärglichen Pensionen sehnsuchtsvoll dem Moment entgegenharrten, der sie wieder ins Amt bringen sollte. In diesem rein zufälligen Personalbestande lag die Deckung eines der wesentlichsten Bedürfnisse, für welches das Krümperwesen an sich keinen Ausweg geboten hätte.

Als Preußen im Frühjahr 1813 zu den ersten Rüstungen schritt, fand es das Material vor, um sofort mehr als 50 neue Bataillone aus vorgebildeten Leuten formiren zu können. Dieser ansehnliche Zuwachs aber genügte bei weitem nicht, um eine Armee aufzustellen, die der Riesenaufgabe gewachsen war, welche sich das kleine Land vorgezeichnet hatte. Man griff deshalb zu ähnlichen Mitteln, wie sich ihrer das Frankreich der Revolution bedient hatte, zum Aufgebot aller Wehrfähigen. Der Aufruf vom 3. Febr. 1813 erfolgte noch unter dem Drucke der Fremdherrschaft; es war darin nicht ausgesprochen, daß sich die Rüstungen gegen Frankreich wenden sollten, dennoch verstand das preußische Volk, daß es nicht anders war und gemeint sein konnte, und darum fand der Aufruf so ungemeinen Anklang in der Nation, die von einer an die Zeit der hellenischen Perserkriege erinnernden Vaterlandsliebe und Begeisterung ergriffen war.

Der Aufruf begann mit folgenden Worten:

Die eingetretene gefahrvolle Lage des Staats erfordert eine schnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen, während die Finanzverhältnisse keinen großen Kostenaufwand verstatten. Bei der Vaterlandsliebe und der treuen Anhänglichkeit an den König, welche die Bewohner der preußischen Monarchie von jeher beseelt und sich in den Zeiten der Gefahr immer am lebhaftigsten geäußert haben, bedarf es nur einer schicklichen Gelegenheit, diesen Gefühlen und dem Durst nach Thätigkeit, welcher so vielen braven jungen Leuten eigen ist, eine bestimmte Richtung anzuweisen, um durch sie die Reihen der ältern Vertheidiger des Vaterlandes zu verstärken, und mit diesen in der schönen Erfüllung der ersten von den uns obliegenden Pflichten zu wetteifern.

In dieser Hinsicht haben Se. Maj. der König die Formirung von Jägerdetachements bei den Infanteriebataillonen und Cavalerieregimentern der Armee zu befehlen geruht, um besonders diejenige Klasse der Staatsbewohner, welche nach den bisherigen Cantongesetzen vom Dienst befreit und wohlhabend genug sind, um sich selbst bekleiden und beritten machen zu können, in einer ihrer Erziehung und ihren übrigen Verhältnissen angemessenen Form zum Militärdienst aufzufordern, und dadurch vorzüglich solchen jungen Männern Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben, die durch ihre Bildung und ihren Verstand sogleich ohne vorherige Dressur gute Dienste leisten und demnächst geschickte Offiziere oder Unteroffiziere abgeben können.

Schon diese Einleitungsworte, nicht minder aber die ihnen folgenden speciellen Bestimmungen zeigen, daß es der Weg der Reform, nicht der der Revolution war, auf dem Preußen seine Wiedergeburt ins Leben rief. Die neue Institution, obgleich einen

der anbrechenden neuen Zeit entsprechenden liberalen Charakter tragend, warf die zur Zeit bestehenden socialen Unterschiede nicht wie die Französische Revolution plötzlich über den Haufen, sondern baute auf dem einmal Bestehenden in freisinniger Weise weiter. Schon die im Jahre 1808 erfolgte Heeresorganisation hatte jedem Soldaten den Weg zu den höchsten Ehrenstellen eröffnet, sofern ihn seine Leistungen und seine wissenschaftliche Bildung dazu befähigten. Die Offizierstellen im Heere hatten damit wenigstens im Princip aufgehört, fast ausschließliches Eigenthum des Adels zu sein. Neben das Recht der Geburt war das Recht der Bildung und des Verdienstes gestellt worden. Erst durch den Aufruf an die Freiwilligen verwirklichte sich thatsächlich, was früher bereits beabsichtigt war; die Offizierstellen wurden Gemeingut aller Gebildeten, soweit sie danach strebten.

Aber nicht nur rücksichtlich der Offizierstellen war der Aufruf ein Schritt von ungemeiner Tragweite, sondern in höherm Grade noch rücksichtlich der Gesammtstellung des Heeres zur bürgerlichen Gesellschaft. Soldat werden war bis dahin in Preußen wie in fast allen andern Staaten nur eine Last, keine Ehre. Nur die untersten Schichten der Gesellschaft hatten diese Last zu tragen; wer — abgesehen von den zu den Offizierstellen berufenen Ständen — freiwillig ins Heer trat, entschloß sich fast ausnahmslos zu diesem Schritt, weil ihm jeder andere Weg durchs Leben verschlossen war. „Wer Vater und Mutter nicht folgen will, muß dem Kalbfell folgen", so lautete ein Sprichwort, das namentlich in Preußen gäng und gebe war. Obgleich mit der Reorganisation von 1808—10 jene brutale Behandlung des Soldaten, jene schimpflichen Strafen, wie sie damals fast in allen Heeren bestanden und heute noch in vielen, namentlich im englischen fortbestehen, beseitigt waren, hatte sich dies Verhältniß thatsächlich wenig geändert. Der Aufruf vom 3. Febr. 1813 erhob den Kriegsdienst auch im Rock des Gemeinen plötzlich zu einer Ehre, an der sich die ganze Nation zu betheiligen hatte, er nannte die Vertheidigung des Vaterlandes „die erste der uns obliegenden Pflichten".

Das war unbedingt der großartigste Fortschritt. Er wurde in einer, wenn auch rasch weiter schreitenden, doch immer nur allmählichen Weise gemacht. Den zu den Waffen gerufenen Gesellschaftsklassen, die ja von den unter ihnen stehenden socialen Schichten weiter geschieden waren, als bis dahin der Adel von allen andern, würde es immerhin Ueberwindung gekostet haben, hätten sie sofort den verachteten „Commißrock", auf dessen Träger sie bis dahin mit Mitleid, wenn nicht Verachtung hinabgeblickt hatten, anlegen sollen. Dem Bürgersohne war auch wirklich kaum zuzumuthen, sich mit Leuten in Reih und Glied zu stellen, wie sie noch immer in der Armee zu finden waren. Die sociale Sphäre der alten Gefreiten und Unteroffiziere war noch immer eine unnahbare, soviel auch in den letzten Jahren geschehen war, sie zu heben. Die Scheidung der „freiwilligen Jägerdetachements" von dem Gros der Bataillone und Schwadronen, ihre besondere Uniform, ihre Bevorrechtigung war deshalb, mag man sie im Princip auch nicht billigen, eine durchaus zweckmäßige Uebergangsform. Beiläufig sei bemerkt, daß sich in der kriegerischen Praxis sehr ernste Bedenken gegen die Formirung besonderer Truppenabtheilungen aus Leuten, die ausschließlich den „bessern" Ständen angehören, geltend gemacht haben. Je mehr der Mensch sich geistiger Beschäftigung zuwendet und je mehr er durch seine äußern Lebensverhältnisse über Mangel und Noth hinweggehoben wird, um so mehr verliert er die Fähigkeit, sich dem elementaren rohen Bedürfniß gegenüber auf eigene Kraft zu stützen. Ein längerer Krieg aber bringt oft genug in diese Lage. Der Soldat muß seinen Schuh oft selbst flicken, will er nicht barfuß gehen, sein Hemde selbst waschen, seine Todten selbst begraben und tausend noch andere schlimmere Dinge thun. Ist ein Truppenkörper nicht mit Elementen gemischt, denen solche Arbeiten geläufig sind, so ergeben sich die schlimmsten Folgen. Einzelne, längere Zeit auf sich

selbst angewiesene Abtheilungen freiwilliger Jäger haben an einer schrecklichen Ungezieferkrankheit in einer Weise gelitten, wie kein anderer Truppenkörper der Armee.

Noch ein drittes Moment ist in dem großen reformatorischen Act des Aufrufs vom 3. Febr. 1813 hervorzuheben. Er enthält bereits eine Hindeutung auf die bald nachher zum Gesetz erhobene allgemeine Dienstpflicht. „Kein junger Mann", so heißt es im vierten Absatz der Specialbestimmungen, „welcher jetzt 17 Jahre erreicht und noch nicht das 24. zurückgelegt hat, und in keinem activen königlichen Dienst steht, kann, wenn der Krieg fortgesetzt werden sollte, zu irgendeiner Stelle, einer Würde, einer Auszeichnung (Orden) u. s. w. kommen, wenn er nicht ein Jahr bei den activen Truppen oder in diesen Jägerdetachements gedient hat." Selbstredend waren hiervon körperlich Unbrauchbare und evident Unabkömmliche ausgenommen. Die Fassung dieses Paragraphen ist auch darum von Interesse, weil er unverkennbar ein Echo des damals in Preußen überall laut werdenden Wahlspruchs: „Wehrlos, ehrlos", ist, eines Wahlspruchs, dem trotz des lauten Verlangens der Exaltirten der König seine officielle Sanction weislich verweigerte und den er durch das schöne Wort: „Mit Gott für König und Vaterland", ersetzte.

Die durch den Aufruf vom 3. Febr. 1813 zuerst verwirklichten neuen Principien haben der preußischen Armee den Stempel aufgedrückt, den sie noch heute trägt, während die Schöpfungen der Französischen Revolution schon vor Errichtung des Kaiserreichs ihre volksthümliche Grundlage, namentlich rücksichtlich der Realisirung allgemeiner Dienstpflicht, verloren. Organisatorische Weisheit, die mit den tief im Volksleben wurzelnden Bedingungen nicht bricht, sondern ihnen in großartiger Weise Rechnung trägt, gab den neuen preußischen Institutionen Lebenskraft und Bildungsfähigkeit.

Der rasche Umschwung der Dinge ließ schon am 17. März 1813 eine neue Institution ins Leben treten, welche die dem Aufrufe zu Grunde liegenden Ideen in weit größerm Maßstabe realisirte. Gleichzeitig mit dem classischen Manifest „An mein Volk", durch welches Friedrich Wilhelm gegen Frankreich zu den Waffen rief, erfolgte die Stiftung der Landwehr. Die betreffende Urkunde lautet wie folgt:

Ein vor Augen liegendes Beispiel hat gezeigt, daß Gott die Völker in seinen besondern Schutz nimmt, die ihr Vaterland in unbedingtem Vertrauen zu ihrem Beherrscher mit Standhaftigkeit und Kraft gegen fremde Unterdrückung vertheidigen.

Preußen! Würdig des Namens, theilt ihr dies Gefühl! Auch ihr hegt den Wunsch, von fremdem Druck euch zu befreien. Mit Rührung werde ich die Beweise davon gewahr, in dem Eifer, mit welchem die Jünglinge aus allen Ständen zu den Waffen greifen und unter die Fahnen meines Heeres sich stellen; in der Bereitwilligkeit, mit welcher gereifte Männer, voll Verachtung der Gefahr, sich zum Kriegsdienst erbieten, und in den Opfern, mit welchen alle Stände, Alter und Geschlechter wetteifern, ihre Vaterlandsliebe an den Tag zu legen.

Ein mit Muth erfülltes Heer steht mit siegreichen und mächtigen Bundesgenossen bereit, solche Anstrengungen zu unterstützen. Diese Krieger werden kämpfen für unsere Unabhängigkeit und für die Ehre des Volks. Gesichert aber werden beide nur werden, wenn jeder Sohn des Vaterlandes diesen Kampf für Freiheit und Ehre theilt.

Preußen! Zu diesem Zweck ist es nothwendig, daß eine allgemeine Landwehr aufs schleunigste errichtet und ein Landsturm eingeleitet werde. Ich befehle hiermit die erste und werde den letztern anordnen lassen. Die Zeit erlaubt nicht, mit meinen getreuen Ständen darüber in Berathung zu treten. Aber die Anweisung zur Errichtung der Landwehr ist nach den Kräften der Provinzen entworfen. Die Regierungen werden selbige den Ständen mittheilen. Eile ist nöthig. Der gute Wille jedes Einzelnen kann sich hier zeigen. Mit Recht vertraue ich auf ihn.

Mein getreues Volk wird in dem letzten entscheidenden Kampfe für Vaterland, Unabhängigkeit, Ehre und eigenen Herd alles anwenden, den alten Namen treu zu bewahren, den unsere Vorfahren uns mit ihrem Blute erkämpften.

Wer aber aus nichtigen Vorwänden und ohne Mangel körperlicher Kraft sich meinen Anordnungen zu entziehen suchen sollte, den treffe nicht nur die Strafe des Gesetzes, sondern die

Verachtung aller, die für das, was dem Menschen heilig ist, das Leben freudig zum Opfer bringen.

Meine Sache ist die Sache meines Volks und aller Gutgesinnten in Europa.

Gegeben Breslau, den 17. März 1813. Friedrich Wilhelm.

Diese Urkunde spricht implicite die allgemeine Dienstpflicht aus. Eine unter dem 31. März 1813 ergangene Cabinetsordre regelt die durch das allgemeine Landesinteresse gebotenen sehr beschränkten Ausnahmen. Gleichzeitig bestimmt dieselbe:

> daß der Ersatz des Abgangs der Armee aus der Gesammtheit des dazu geeigneten Theils der Nation, es mag sich derselbe in oder außer der Landwehr befinden, nach der bestehenden Verfassung geschehen soll. Der dadurch bei der letztern entstehende Abgang wird nach den Vorschriften der ersten Beilage zur Verordnung über die Organisation der Landwehr schleunig ersetzt.

Die allgemeine Dienstpflicht war also Gesetz und zwar ein Gesetz, das sich nicht allein auf den Buchstaben königlicher Erlasse gründete, sondern auf den Gesammtwillen des Volks, auf sein Gefühl für Ehre und Pflicht. In der nähern Ausführung des Gesetzes war dieser Grundgedanke so consequent festgehalten, daß einer der Paragraphen dahin lautete: „Die Landwehr besteht aus Freiwilligen und zunächst aus den wehrbaren Männern vom 17. bis 40. Jahre." Der Andrang dieser Freiwilligen wurde — und zwar mit Recht — als so groß angenommen, daß über den Eintritt bis zur Höhe der Truppenstärke „ohne Rücksicht auf Stand und Bedienung" das Los entscheiden sollte.

Eine weitere Ausdehnung der allgemeinen Dienstpflicht erfolgte durch die Errichtung des Landsturms. Der umfangreichen, später in manchen Punkten modificirten königlichen Verordnung vom 21. April 1813 entlehnen wir nachstehende den Geist der Zeit charakterisirende Stellen:

Ich habe meinem getreuen Volk die Vollendung der Landesbewaffnung durch den Landsturm verheißen. Die Landwehr ist, wie ich mit dankbarer Anerkennung solchen Eifers und solcher Anstrengungen erfahre, in allen Provinzen für errichtet anzunehmen. Es soll daher überall sofort zur Einrichtung des Landsturms mit der bisherigen Thätigkeit geschritten werden, damit der Feind, wie auch die Erfolge unserer Waffen, die in Gottes Hand liegen, sein mögen, gewahr werde, daß ein Volk nicht besiegt werden kann, welches eins mit seinem König ist.

Diese Unüberwindlichkeit hängt nicht von einer besondern Beschaffenheit eines Terrains ab. Die Sümpfe der alten Deutschen, die Gräben und Kanäle der Niederländer, die Hecken und das Buschwerk der Vendée, die Wüsten Arabiens, die Berge der Schweizer, der wechselnde Boden der Spanier und Portugiesen haben, vom Volk vertheidigt, stets ein und dieselbe Folge erzeugt.

Hat der Gebirgsbewohner den Vortheil unangreifbarer Höhen, Schlupfwinkel durch Felsen gesichert, so hat der Bewohner der bebauten Ebene seine Seen, Wälder und Sümpfe, und den Vortheil, leichter eine gewisse Menge auf einen Fleck zu versammeln, als die zerstreut liegenden Wohnungen in den Bergen dies gestatten.

Hat auch der Angreifer die Wahl des Angriffspunkts für sich, Vaterlandsliebe, Ausdauer, Erbitterung, nähere Hülfsquellen geben auf die Länge dem Vertheidiger das Uebergewicht.

§. 1. Jeder Staatsbürger ist verpflichtet, sich dem andringenden Feinde mit Waffen aller Art zu widersetzen, seinen Befehlen und Ausschreibungen nicht zu gehorchen, und wenn der Feind solche mit Gewalt beitreiben will, ihm durch alle nur aufzubietende Mittel zu schaden.

§. 2. Um diese Verpflichtungen mit mehr Zweckmäßigkeit zu erfüllen, sollen die im Lande befindlichen Streitkräfte, wenn der Feind dem Lande sich naht, zu einem Landsturm aufgeboten werden.

§. 3. Irrig ist deshalb die Meinung, die Wirksamkeit des Landsturms trete erst ein, wenn das stehende Heer und die Landwehr vergeblich versucht haben, den Feind zu besiegen. Selbst wenn diese noch unangetastet vom Feinde sein sollten, und die Corps- und Landwehrcommandanten finden es für nöthig, so ist der Landsturm verpflichtet, in Thätigkeit zu treten. Er bildet alsdann den Rückhalt und die Mauer, an welche das Heer und die schon ausgezogene Jugend sich lehnen; sowie, wenn sie im Lande augenblicklich zurückweichen müssen, die Macht, die in des Feindes Rücken ihm allen nur möglichen Abbruch zu thun verbunden ist.

§. 4. Der Landsturm tritt deshalb überall ein, wo der Feind versucht in unser Land einzudringen. Er kann bezirks-, kreis- oder provinzenweise aufgeboten werden.

§. 5. Jeder Staatsbürger, der nicht schon bei dem stehenden Heer oder der Landwehr wirklich fechtend gegen den Feind steht, ist verpflichtet, sich zum Landsturm zu stellen, wenn das Aufgebot eintrifft. Steht die Landwehr also noch nicht gegen den Feind, so gehört sie mit zum Landsturm.

§. 6. Nur die weiter unten zu bestimmenden Personen haben das Recht, den Landsturm aufzubieten. Ein Zusammenlaufen ohne Aufgebot wird als Meuterei bestraft.

§. 7. Ist der Fall des Aufgebots eingetreten, so ist der Kampf, wozu der Landsturm berufen wird, ein Kampf der Nothwehr, der alle Mittel heiligt. Die schneidendsten sind die vorzüglichsten, denn sie beenden die gerechte Sache am siegreichsten und schnellsten.

§. 8. Es ist daher die Bestimmung des Landsturms, dem Feinde den Einbruch wie den Rückzug zu versperren, ihn beständig außer Athem zu halten, seine Munition, Lebensmittel, Kuriere und Rekruten aufzufangen, seine Hospitäler aufzuheben, nächtliche Ueberfälle auszuführen, kurz ihn zu beunruhigen, zu peinigen, schlaflos zu machen, einzeln und in Trupps zu vernichten, wo es nur möglich ist. Dränge selbst der Feind vorwärts, und wäre 50 Meilen weit, so bringt es ihm geringen Vortheil, wenn der Strich, den er einnimmt, keine Breite hat, wenn er nicht mehr wagen darf, kleine Detachements zum Fourragiren und Recognosciren auszusenden, ohne die Gewißheit, daß sie ihm erschlagen werden, und wenn er nur in Masse oder auf gebahnten Wegen vordringen kann, wie das Beispiel von Spanien und Rußland lehrt.

§. 9. Wo nur Muth und Körperkraft gelten und entscheiden, bei nächtlichen Ueberfällen, bei Stürmen, wie auch beim hartnäckigen Behaupten von Verschanzungen und Wällen, kann der Landsturm vom regulären Militär zur Hülfe verlangt und aufgeboten werden.

§. 10. Ferner ist es seine Pflicht, alle Escorten an Geld, Proviant und Munition zur befreundeten Armee zu besorgen und die gefangenen Feinde von Bezirk zu Bezirk bis zu den ihnen angewiesenen Aufenthaltsorten zu bewachen und zu begleiten.

§. 23. Die Schutzdeputationen verfertigen genaue Listen aller zum Landsturm tauglichen Jünglinge und Männer von 15—60 Jahren. Nur Gebrechlichkeit, Kindes- und Greisenalter schließen davon aus. Sie notiren auch die Zahl der Pferde in ihren Districten.

§. 27. Feige und solche, die ihren anvertrauten Posten ohne Noth verlassen, sollen die Waffen verlieren. Ihre gewöhnlichen Abgaben und Leistungen sollen verdoppelt werden. Sie sollen der körperlichen Züchtigung unterworfen werden. Wer Sklavensinn zeigt, ist als Sklave zu behandeln.

§. 30. Verstümmelte haben Anwartschaften auf Bedienungen, Invalidenpensionen u. s. w., Witwen und Waisen derer, die auf dem Bett der Ehre gestorben, sollen wie die Witwen und Waisen der Soldaten aus dem stehenden Heere behandelt werden.

§. 31. Ueberhaupt sollen denen, die sich durch Heldenmuth beim Landsturm hervorthun, dieselben Würden und Auszeichnungen gewährt werden als dem stehenden Heere.

§. 38. Die Subordination unter den Offizieren währt nur so lange, als die Sturmmannschaft zum Uebungs- oder wirklichen Dienst gegen den Feind gesammelt ist; dann hingegen ist sie strenge, und die Offiziere lassen über Ungehorsam nach den beschworenen Artikeln auf der Stelle Standrecht halten.

§. 51. Der Landsturm ist von den Bezirkscommandanten in mobile Colonnen zu formiren (nach seiner Willkür, mehr oder minder zahlreich). Die Unterbezirkscommandanten führen sie an.

§. 52. Nach dem Muster spanischer Guerrillas werden jeder Colonne geübte Landwehrmänner, auch wol reguläres Militär oder Reserven beigegeben.

§. 53. Selbst ohne dringende Gefahr unternehmen die mobilen Colonnen bei Nacht und Tag häufige Streifzüge, auf Entfernung von 6—7 Meilen.

§. 59. Das System der Ordonnanzen, Boten, Späher, um fortwährend gute und häufige Nachrichten einzuholen, ist aufs schnellste und fleißigste zu verbreiten und in Ausführung zu bringen.

§. 60. Wie bei einer Fußpost sind täglich von Meile zu Meile Boten abzuschicken. Auch Weiber und Kinder von 12—15 Jahren sind hierzu brauchbar.

§. 61. Bei nahender Gefahr stellt man Späher auf alle Kreuzwege, Berge und Hügel. Genau ist zu berechnen, in wie viel Zeit jeder seinen Weg zurücklegen oder seine Ordre überbringen könne (auf welcher die Abgangsstunde stets zu notiren ist).

Dieselbe Verordnung enthält noch eine Reihe von Bestimmungen für das Verhalten der Bevölkerung in den vom Feinde besetzten Landstrichen. Wir entnehmen derselben nur die nachstehende, das ethische Moment der ganzen Gesetzgebung besonders bezeich-

nende Bestimmung: „§. 85. In einer vom Feinde besetzten Stadt wird, wie bei tiefster Trauer, verboten, irgendein Schauspiel, einen Ball oder eine öffentliche Lustbarkeit zu besuchen. Kein Geistlicher darf darin ohne besondere Erlaubniß einer dem Feinde nicht unterworfenen höhern Behörde ein Paar ehelich einsegnen."

Also eine Volksbewaffnung im vollsten Sinne des Worts war es, die im Jahre 1813 ins Leben trat. Was übrigens damals Landwehr hieß, ist weit verschieden von demjenigen großen Institute, das nach dem ersten Pariser Frieden ins Leben trat und noch heute in Preußen fortbesteht. Die spätere, in die Friedensorganisation übergegangene Landwehr ging aus dem stehenden Heere hervor, sie repräsentirte die ältern Klassen der in diesem für den Kriegsdienst geschulten und nach der Erfüllung ihrer Friedensdienstpflicht entlassenen Mannschaften, während die Landwehrformationen im Kriege selbst sich nur dadurch von allen andern Neuformationen unterschieden, daß sie nicht unmittelbar vom Staate, sondern von den Kreisen und Ständen ausgeführt wurden. Die Stände der Provinz Ostpreußen hatten nach York's kühnem Schritte die Initiative in der Bildung solcher neuen Truppen bereits ergriffen, ehe noch eine königliche Sanction, geschweige denn eine gesetzliche Bestimmung dafür ergangen war.

Die Subalternoffiziere der Landwehr wurden von den Kreisen „aus der ganzen Volksmenge" gewählt, die Stabsoffiziere und höhern Führer vom Könige ernannt, jedoch hatten die Kreise auch für diese ein Präsentationsrecht. Die Unteroffiziere wurden von den Offizieren gewählt. Der Staat gab nur die Bewaffnung, die Wehrleute hatten sich, soweit die Mittel reichten, selbst zu bekleiden resp. beritten zu machen, andernfalls geschah dies auf Kosten des Kreises. Besoldung und Verpflegung übernahm der Staat erst, wenn die Landwehr den heimatlichen Kreis verließ.

Alle Pedanterie war, wie schon diese Einzelbestimmungen zeigen, fern gehalten. Bezüglich der Bekleidung, auf deren Selbstbeschaffung ein besonderer Werth gelegt wurde, hieß es, daß der Sonntagsrock des Landmanns sich leicht zur Litewka umformen lasse. Als elementartaktische Vorbildung wurden 8 Tage im Compagnie- und 14 Tage im Bataillonsverbande für ausreichend erklärt.

Auf die einzelnen Provinzen vertheilten sich die Leistungen sehr ungleich. Eifer für die Sache war überall vorhanden, die Freiheit der Bewegung, die Zahl der zur Verfügung stehenden Menschen und Pferde, namentlich aber die der Geldmittel waren dagegen verschieden. Der Staat that wohl daran, den Provinzen möglichst freie Hand zu lassen und nicht durch Auferlegung bestimmter Normen die Lust der Selbstthätigkeit erkalten zu lassen. So waren denn die Bataillone und Escadrons, je nach den Provinzen und Kreisen, an Stärke sehr verschieden, eine Provinz stellte verhältnißmäßig viele, die andere weniger Truppen ins Feld, im ganzen aber war das Resultat ein ganz vortreffliches und außerordentlich großartiges. Noch ehe die Provinzen Sachsen, Rheinland und Westfalen hinzutraten, war die preußische Armee durch die Landwehr um 152 Bataillone und 150 Escadrons vermehrt. Im Jahre 1815 stieg deren Zahl auf 210 Bataillone und 174 Escadrons.

Wie Herrliches diese Landwehr im Kriege geleistet hat, ist allgemein bekannt. Dennoch hat der patriotische Zauber, der sich an ihren Namen heftete, zu manchen irrigen Vorstellungen Anlaß gegeben. Eine gewisse militärische Vorschule gehörte doch immer dazu, um diese improvisirten Truppenkörper mit Erfolg in den Kampf führen zu können. Waren im letzten nordamerikanischen Kriege Jahre dazu erforderlich, um die sogenannten Freiwilligenregimenter zu kriegstüchtigen Truppen zu bilden, so bedurfte die preußische Landwehr wenigstens Monate. Der Waffenstillstand, welcher der ziemlich unentschiedenen Schlacht von Bautzen folgte, gewährte eine willkommene Frist zur Vollendung der Organisation und der Vorübungen. Nach seinem Ablauf sehen wir die mit den Linien-

regimentern in den gleichen Brigadeverband eingereihten Landwehrtruppen schon sehr Bedeutendes leisten; die Schule des Kriegs reifte sie bald zu Veteranen. Dennoch aber muß zugestanden werden, daß namentlich in der ersten Zeit mancher schöne Erfolg von den ungeübten Truppen mit ganz unverhältnißmäßigen Opfern erkauft wurde.

Die verschiedenen Formen der Volksbewaffnung, welche das kleine Preußen im Jahre 1813 in schönem, großartigem Stile adoptirte, haben sich unzweifelhaft für jene große Zeit trefflich bewährt, sie waren aber keineswegs derart, um sie ohne weiteres in die Zukunft übertragen und unverändert als die Grundlagen einer neuen dauernden Kriegsfassung benutzen zu können. Aber der Geist, der jener Wehrbarmachung Preußens zu Grunde lag, konnte und sollte nicht sterben. Kaum war der erste Frieden von Paris geschlossen und das preußische Kriegsheer in die Heimat zurückgeführt, so ging man ans Werk, diesen Geist in eine neue Form zu gießen. Daraus entstand jener Wunderbau einer Heeresverfassung, die das preußische Volk zum streitbarsten aller Völker der Erde gemacht und die großen Triumphe ermöglicht hat, die es im Sommer 1866 in den Gefilden Böhmens über das gewaltige Oesterreich davongetragen.

Der Codex der neuen Heeresverfassung war das berühmte, von dem Volke so heilig gehaltene und in den politischen Kämpfen der letzten Jahre so nachhaltig vertheidigte Gesetz von 1814. An der Hand dieses Gesetzes wird es uns in einem folgenden Artikel leicht werden zu zeigen, wie das nur 19 Millionen zählende Preußen ein Heer ins Feld zu stellen vermocht hat, durch das es den mächtigsten Staaten der Welt ebenbürtig zur Seite tritt.

---

# Die Kaffeehäuser und Clubs von London.

Eine Studie von Julius Rodenberg.

## Erster Artikel.

### Die Kaffeehäuser.

Es war, wenn ich nicht irre, Madame von Sevigné, welche sagte: „daß der Kaffee und Racine zusammen vergessen sein würden". Dieser Ausspruch würde dem Prophetenblick dieser Dame sehr viel Ehre machen, wenn ihm nicht leider jener andere entgegenstände: „daß er seine Verse für die Champmêlé schreibe, nicht für die Zukunft".

Der Kaffee und Racine kamen fast gleichzeitig auf die Welt, so viel ist wahr. Racine ward im Jahre 1639 geboren und fünf Jahre später brachte Larogue den ersten Kaffee nach Marseille. Sein Empfang in Frankreich war kein enthusiastischer. Soliman-Aga, türkischer Gesandter am Hofe Ludwig's XIV. (zwischen welchem und dem Großherrn bekanntlich eine entente cordiale bestand), lud einmal, Anno 1669, die großen Herren von Paris ein in seine prächtigen Gemächer, Kaffee mit ihm zu nehmen. Die französische Noblesse kam und gerieth außer sich vor Entzücken über seine famosen — Pantoffeln; aber sie verzog das Gesicht über sein „bitteres und schwarzes" Getränk. Vielleicht hätte der Kaffee ihnen geschmeckt, sagt ein witziger Franzose, wenn er himmelblau oder wenigstens perlgrau gewesen wäre.

Trotz dieser nicht sehr ermunternden Erfahrung eröffnete der Diener des Gesandten, ein Armenier, den ich in den französischen Büchern Pasqual genannt finde, 1670 das erste Kaffeehaus in Paris, auf dem Markte St.-Germain. Jedoch ein wohlgeneigtes Publikum fand kein größeres Wohlgefallen an dem neuen Getränk als ein hoher Adel; und eines Tags daher schloß er sein Butike und wanderte nach London.

Wir dürfen uns dem beruhigenden Glauben hingeben, daß es dem strebsamen Armenier hier besser erging als in Paris. Wenn auch immerhin noch eine Neuigkeit, so lag

ihm doch das gefährliche Geschäft nicht ob, überhaupt der erste zu sein, der den Kaffee einführte. Schon 20 Jahre vor seiner Ankunft, während der Republik unter Cromwell, hatte ein jüdischer Mann, Namens Jacobs, ein Kaffeehaus zu Oxford etablirt und der „Mercurius Politicus" vom 30. Sept. 1658 nennt „The Sultanes' Copheehouse" in Sweeting's Lane zu London. Zwischen diesen beiden Daten, gleichfalls in den funfziger Jahren, entweder 1652 oder 1657 (die Quellenangaben differiren) hatte ein östlicher Landsmann und Namensvetter unsers Armeniers, ein gewisser Pasqua Rosee aus Ragusa, in Gemeinschaft mit einem londoner Kutscher, ein drittes Kaffeehaus zu London, nicht weit von der Börse, begründet, und dieses Compagniegeschäft war es, welches dank dem Eifer seines Chefs, zu einer großen Notorietät gelangte, und daher für eine Geschichte der Kaffeehäuser in London immer den Ausgangspunkt bilden wird.

Pasqua Rosee, der Ragusaner, war nach London gekommen, wie Pasqual, der Armenier, nach Paris, als Bedienter eines großen Herrn, der ihn zu einer gewissen Zeit entließ, um seinen Landsleuten die morgenländische Kunst der Kaffeebereitung zu lehren. Als Geschäftszeichen — denn damals hatten die Häuser nicht Schilder, sondern sehr augenfällige, buntbemalte Figuren, wie hier und da noch bei uns, z. B. bei den Apotheken — nahm der Ragusaner seinen eigenen Kopf, versteht sich in effigie. Daß ihn das Glück und die Umstände begünstigten, ist schon angedeutet worden; er ließ es aber auch nicht an ehrlicher Mühe fehlen, seinen Artikel gebührend herauszustreichen. Man machte damals nicht wie heute Reclame durch die Zeitungen, obwol Zeitungen schon existirten und auch Ankündigungen brachten.*) Indessen hielten es, bei der wahrscheinlich noch mäßigen Abonnentenzahl der damaligen Blätter und den Zwischenräumen von mindestens einer halben Woche, in denen sie erschienen, die Geschäftsleute jener Zeit für wirksamer, sogenannte „hand-bills" auszugeben, Billets, die, den Vorübergehenden an den Straßenecken, wie ihr Name sagt, „eingehändigt" wurden — eine Mode, noch heute in Uebung für gewisse Mittheilungen medicinischen und naturwissenschaftlichen Inhalts, denen sich sogar die sonst so liberalen Annoncespalten der englischen Blätter verschließen — ganz so, wie sie es auch schon zu Hogarth's Zeiten gewesen. (Vgl. „A Harlot's Progress", Platte 5.)

Eines von diesen Pasqua'schen Laden- und Handbillets ist auf die Nachwelt gekommen. Es trägt die Ueberschrift „Die Tugend des Kaffeegetränks". Dieser Tugenden sind mehr, als man sich heute, alle wohlthätigen Wirkungen einer guten Tasse Kaffee zugegeben, einbilden könnte. „Es ist ein einfaches, unschuldiges Ding", heißt es; „es macht das Herz fröhlich. Es ist gut gegen schlimme Augen, und um so besser, wenn man seinen Kopf darüber hält und den Dampf einathmet. Es ist gut gegen den Husten. Es ist ein vortreffliches Mittel, um zu verhüten und zu heilen die Wassersucht, die Gicht und den Scharbock; ebenso gegen das Königsübel, den Spleen, die hypochondrischen Winde u. dgl. Auch erhält es die Haut rein und weiß." Als ein besonderer Vortheil wurde noch angeführt, daß man den Kaffee so heiß, als man wolle, trinken könne, „ohne daß man Blasen auf die Zunge bekäme".

*) Von zwei merkwürdigen Blättern jener Zeit, die ich besitze, hat Roger L'Estrange's „Observator", eine Zeitung in Form von Frage und Antwort (1681), noch keine Annoncen, während die officielle „London Gazette" (1689) eine Rubrik: „Advertissements", mit acht Annoncen hat, von denen drei sich auf gestohlene und zwei auf verlorene Sachen beziehen. In einer sechsten wird ein entlaufener Sohn gesucht, Nr. 7 kündigt eine „Geschichte der Krönung Jakob's II." und Nr. 8 ein Erbauungsbuch unter dem Titel an: „Ernsthafte Betrachtungen über Zeit und Ewigkeit, nebst einer Einleitung über die Art, wie die Juden ihr Neujahr feiern." Die erste Theater-Anzeige (und zwar von Lincoln's Inn Theater) brachte die „English Post" von 1701, und das erste große Annoncenblatt nach Art der heutigen Zeitungen war der „General Advertiser" von 1745.

Die Unterschrift des Zettels besagt, daß dieses Getränk einzig gemacht und verkauft werde in St.-Michaels Alley in Cornhill, von Pasqua Rosee, „unter dem Zeichen seines eigenen Kopfes“.

Unter vielem andern enthält dieser Zettel auch noch eine Art von Recept über die Zubereitung des Kaffees, in welchem es heißt, daß „die Beere zuerst in einem Ofen getrocknet, dann zu Pulver gemahlen und mit Quellwasser aufgekocht werde“. Diese primitive Vorschrift, welche sich in der That sehr harmlos ausnimmt gegen das Wort Brillat-Savarin's: „daß schon das Talent zum Rösten des Kaffees ein angeborenes sein müsse“, bezeichnet noch den heutigen Standpunkt der Engländer. Weit entfernt von jener erhabenen, man könnte wol sagen idealen Auffassung des berühmten Physiologen des Geschmacks, ist der Kaffee in England durchschnittlich das Schlechteste, was man trinken kann; und dies, verbunden mit einigen andern Gründen klimatischer Natur, mag wol der Grund sein, weswegen man im allgemeinen in dem Lande, in welchem man ihm am frühesten huldigte, dem Kaffee wieder ungetreu worden und zu dem nationalern Thee zurückgekehrt ist.

Zu der angedeuteten Zeit jedoch war der Kaffee sehr en vogue und das Kaffeehaus wurde bald für den Engländer, namentlich Londoner eine Stätte bisher ungekannten Vergnügens und neuer Geselligkeit.

Es fehlte natürlich nicht an jener Opposition, welche jede Neuerung, wie es scheint, betreffe sie nun die Wissenschaft, die Mode oder die Küche, zu bestehen hat. Das Wenigste, was man sagen konnte, war: daß man sich trotz der Versicherung von Pasqua's Handbillets die Zunge verbrenne, wenn man den Kaffee zu heiß trinke. Es regnete Satiren und Pamphlets gegen „den neuen Liqueur, genannt Kaffee“ (a sort of liquor, called coffee), von denen uns einige bewahrt sind in der köstlichen Curiositätensammlung Isaak D'Israeli's („Curiosities of literature“, II, 322 fg.). In einer dieser Schriften: „Eine Tasse Kaffee oder Kaffee in all seinen Farben“, aus dem Jahre 1663, klagt der anonyme Verfasser über den Verfall seiner Generation, die er „englische Affen“ nennt; er beschwört die Schatten ihrer Vorfahren und ruft den männlichen Geist Ben Johnson's, die nobeln Erscheinungen Beaumont's und Fletcher's auf, welche reinen Nektar tranken, mit reichem Canariensect erhöht — während diese „Kaffeemänner“, diese „Söhne des Nichts“, des Weines reines Blut aufgeben für

Sirup von Ruß, Essenz von alten Sohlen,
Mit Zeitungen gequirlt in Nachtphiolen.

Noch weiter in seinem Zorn ging der Autor einer „Petition der Frauen gegen Kaffee“, 1674, welcher seine schönen Beschwerdeführerinnen klagen läßt, daß der Kaffee „die Männer so unfruchtbar mache als die Wüsten seien, aus welchen, dem Vernehmen nach, jene unglückselige Beere gebracht wird, und daß die Abkommenschaft unserer mächtigen Vorfahren in eine Nachfolge von Affen und Pygmäen zusammenschrumpfen werde“.

Wenn diese Petition gegen den Kaffee eine fingirte war, so sollte doch eine sehr ernsthaft gemeinte bald folgen. Es erschien nämlich unter dem 21. Dec. 1657 eine Anzahl von Bürgern der City vor dem Magistrat, um eine Beschwerdeschrift gegen einen gewissen Farr einzureichen, welcher, wie daraus hervorgeht, Barbier war, bevor er „Kaffeemann“ geworden. Dieser Mann, James Farr, Gründer des nachmals sehr berühmt gewordenen „Regenbogen“, wird beschuldigt: „zu machen und zu verkaufen einen Trank, genannt Kaffee, wodurch er, indem er denselben macht, seine Nachbarn mit übeln Gerüchen*) belästigt, und zu halten Feuer während des größten Theils des Tags und

*) Es ist überhaupt merkwürdig, daß der Geruch des Kaffees diesen biedern Briten so sehr unangenehm gewesen zu sein scheint, daß z. B. der oben citirte Pamphletist ihn geradezu einen

der Nacht, wodurch sein Schornstein und seine Wohnung in Brand gesetzt worden ist, zur großen Gefahr und zum Schreck seiner Nachbarn".

Allein diese Vorurtheile und Verfolgungen, zu welchen demnächst, wie wir sehen werden, noch ganz andere und aus ganz andern Regionen hinzukamen, waren nicht im Stande, der rasch wachsenden Popularität der neuen Institution Einhalt zu thun.

Noch vor Ablauf des (17.) Jahrhunderts bildeten die Kaffeehäuser eine Sehenswürdigkeit von London. Als solche sind sie notirt in den „Mémoires et observations faites par un voyageur en Angleterre" (Haag 1698), einem jener kleinen, aber hübsch mit Karten und Bildern ausgestatteten Bände, wie sie damals zahlreich aus den Pressen von Holland hervorgingen, um im Sinne Wilhelm's III. auf dem Continent Propaganda zu machen für die protestantische Succession und gegen die Jakobiten. In diesem Buch und in dem angegebenen Jahre heißt es unter „Caffez": „Diese Sorte von Häusern (auf englisch Coffee-houses), deren Zahl in London sehr groß ist, sind außerordentlich bequem. Man hat dort die Neuigkeiten; man wärmt sich dort, soviel man will; man trinkt dort eine Tasse Kaffee oder etwas anderes; man trifft sich dort, um Geschäfte zu machen, und alles dies für einen Sou, wenn man nicht mehr ausgeben will."

Dies Entrée von einem „Sou", oder richtiger „Penny", nach welchem die Kaffeehäuser in jener Zeit bald „Pfennigunversitäten" genannt wurden, scheint nach unsern Begriffen seltsam; doch existirt es noch heute in dem einen oder andern londoner Lesecabinet, wo man für diesen oder je nach dem Range höhern Preis „die Zeitung und eine Tasse Kaffee", hier und da sogar noch eine Cigarre dazu bekommt (z. B. Wylde's Coffee-house, Leicester Square, und Simson's Cigar Divan, Strand). Doch war dies nicht die einzige Verpflichtung für denjenigen, der damals ein Kaffeehaus besuchte. Sogleich beim Eintritt in dasselbe belehrte ihn ein großes, an der Wand hängendes Reglement in Versen, was er hier thun und nicht thun dürfe. John Timbs, in seiner Compilation: „Club life of London"*), deren wir uns im Verlauf unserer Untersuchung zuweilen bedienen werden, hat eine von diesen „civil orders" mitgetheilt. Wir lernen daraus zuerst, daß jeder, von welchem Stand immer, hier willkommen war; einen Vorrang der Sitze gab es nicht (wahrscheinlich hatten die continentalen Congresse das Beispiel gegeben, welches man nicht befolgen sollte); niemand brauchte aufzustehen, wenn eine „feinere Person" nach ihm hereinkam; wer sich so weit vergaß, zu fluchen oder gar Streit anzufangen, mußte zur Strafe im ersten Fall 12 Pence, im andern für jeden anwesenden Gast eine Tasse Kaffee zahlen. Man sollte heiter sein und plaudern, aber nicht zu laut; gänzlich verboten war es über Religion und Politik zu sprechen. Karten und Würfel waren nicht erlaubt; Wetten nur bis zum Betrag von 5 Shilling. Die letzte Vorschrift an die Gäste war: ihre Rechnungen zu bezahlen.

Das Verbot politischer Gespräche im Kaffeehause bezieht sich auf einen Vorfall während Danby's Ministerium (1673—78). Von dem Augenblick, wo Kaffeehäuser in London entstanden und in die Mode kamen, nahmen sie auch einen politischen Charakter an. Dies war nur zu natürlich unter den damaligen Umständen, wo seit Jahren kein

---

„Gestank" nennt und für die Kaffeetrinker das nicht eben sehr elegante Bild von „Pferden an der Tränke" gebraucht.

*) „Club life of London, with anecdotes of the clubs, coffee-houses and taverns of the metropolis during the 17., 18. and 19. centuries. By John Timbs, F. S. A." (2 Bde., London, Bentley, 1866). Nur als Nachschlagebuch zu gebrauchen; eine stellenweise sogar ziemlich ungenaue, aber im ganzen doch reichhaltige Zusammenstellung des fast unerschöpflichen Materials, von dem Timbs freilich das Beste (ohne es jedesmal anerkannt zu haben) dem trefflichen „Handbook of London" von Peter Cunningham verdankt. Man sehe die Recension im „Athenaeum" (March, 3, 1866, Nr. 2001), S. 294.

Parlament berufen, wo der Magistrat nicht mehr im Sinne der Bürger sprach, wo mit Einem Wort die verfassungsmäßigen Stimmen der drei Stände corrumpirt oder zum Schweigen gebracht, und die Stimme des neuen vierten Standes, der Presse, noch nicht mächtig genug geworden, um überall gehört zu werden; es blieb daher nichts übrig als die Kaffeehäuser, welche, wie Macaulay sagt („History of England", Kap. 3) „die Hauptorgane wurden, durch welche die öffentliche Meinung der Metropolis sich Luft machte".

Dem Hofe war das Entstehen „dieser neuen Macht im Staate" lange schon unbehaglich gewesen, und zu der angegebenen Zeit machte man den Versuch, die Kaffeehäuser von London zu schließen.

Unter den zahlreichen Acten tyrannischer und unweiser Politik, welche zuletzt den Sturz der Stuarts herbeiführten, ist vielleicht einer der tyrannischsten und unweisesten die Proclamation „betreffend die Unterdrückung der Kaffeehäuser" vom 20. Dec. 1675. In der Motivirung dieses Erlasses (mitgetheilt bei D'Israeli, III, 379; „Royal Proclamations") heißt es, daß er gegeben sei, weil „die Menge von Kaffeehäusern, neuerlich errichtet und gehalten innerhalb dieses Königreichs und der große Andrang müßiger und nichtsnutziger Personen zu ihnen, sehr böse und gefährliche Wirkungen hervorgebracht habe", indem sie besonders dazu dienten, Gerüchte zu verbreiten und Handelsleute zu verführen, ihr Geschäft zu vernachlässigen und daß durch diese müßige Verschwendung von Zeit und Geld dem Gemeinwesen ein Schaden erwachse. Es wird daher für alle Kaffeehausbesitzer verordnet, „daß sie oder irgendeiner von ihnen sich nicht unterfange (do not presume) vor oder nach dem künftigen 10. Jan. zu halten ein öffentliches Kaffeehaus oder zu verkaufen und verzehren zu lassen in seinem, ihrem oder ihren Haus oder Häusern Kaffee, Chocolade, Sorbet oder Thee, da sie mit ihrer äußersten Gefahr dafür verantwortlich sein sollen".

Aber es ist das Schicksal, wie man weiß, dieser ministeriellen Verbote stets gewesen, derartigen Versammlungen und Zusammenkünften, die ohne dieselben wahrscheinlich harmlos geblieben sein würden, einen Charakter zu verleihen, und dadurch genau das zu bewirken, was man vermeiden wollte. Schon ein sehr vernünftiger von den Kronjuristen jener Zeit, Kennet, urtheilte misfällig über die Maßregel; er sagt, daß die Unzufriedenen existirt hätten, bevor sie sich in den Kaffeehäusern getroffen hätten, und daß die Proclamation ein Uebel unterdrücken wollte, welches nicht zu unterdrücken sei. Hören wir, was Macaulay (a. a. O.) sagt: „Männer von allen Parteien vermißten ihre gewöhnlichen Plätze der Erholung so sehr, daß ein allgemeiner Schrei der Entrüstung gehört ward, und die Regierung wagte nicht, in Opposition mit einem so starken und gleichmäßig verbreiteten Gefühl, eine Maßregel zu erzwingen, deren Legalität wol in Frage gestellt werden konnte."

Das Resultat war, daß die Proclamation zurückgenommen und die Kaffeehäuser wieder geöffnet wurden, aber unter folgenden Restrictionen: „es sollte strafbar sein, und zwar sowol für die Sprecher als die Zuhörer, falsche Nachrichten zu verbreiten und unvorsichtige (licentious) Gespräche über Staat und Regierung zu führen."

Jedermann weiß, daß diese Strafandrohungen Danby's Sturz und das Exil der Stuarts nicht verhinderten, ja nicht einmal verzögerten; und es dürfte nicht sehr gewagt sein, zu behaupten, daß diejenigen, welche durch königlichen Erlaß gezwungen waren, in den Kaffeehäusern zu schweigen, den Befreier und zweiten Eroberer, Wilhelm von Oranien, um so stürmischer begrüßten, als er am 18. Dec. 1688 seinen Einzug in London hielt.

Seit jenem Tage sind die Kaffeehäuser eine feststehende Institution nicht nur des londoner, sondern des britischen Städtelebens im vorigen Jahrhundert überhaupt geworden; und sie hatten fortan bis in das letzte Drittel des genannten Jahrhunderts in socialer und poli-

tischer Hinsicht den Platz und die Bedeutung, welche seitdem bis auf die Gegenwart die Clubs haben. Wenn sich auch so spät wie 1708 noch eine Stimme hören läßt, welche klagend ausruft (Hatton, „New view of London"): „Wer hätte gedacht, daß London jemals dreitausend solcher Plagen (nuisances) haben, und daß Kaffee (wie nun der Fall) so viel von den besten Ständen und Aerzten getrunken werden würde?" — so geht doch daraus nur so viel hervor, daß im Verlauf von nicht viel mehr als 50 Jahren sich in London 3000 Kaffeehäuser etablirt hatten, und daß dieselben von allen besucht wurden, welche Anspruch auf Rang, Bildung und Einfluß machten. Mit Recht sagt daher D'Israeli, daß die Geschichte der Kaffeehäuser vor der Einführung der Clubs diejenige der Sitten, der Moral und Politik eines Volks sei; und von diesem Gesichtspunkt allein haben wir uns für berechtigt gehalten, den Leser zu einer so eingehenden Betrachtung derselben aufzufordern.

Obgleich jede Klasse der englischen Gesellschaft und jede Seite des englischen Lebens, der Handel, die Wissenschaft, die Literatur, die Kunst, das Theater, die Mode, ja sogar all jene Sonderbarkeiten und Excentricitäten, welche man vorzugsweise als „englische" bezeichnet, in den Kaffeehäusern wie später in den Clubs ihren Ausdruck gefunden: so war der erste und entscheidende Grundzug bei beiden doch die Politik.

Eine jede Partei, ja jede Schattirung einer Partei, hatte ihr besonderes Kaffeehaus, in welchem die Genossen derselben sich trafen. Es gab Whig- und Torykaffeehäuser, Kaffeehäuser für die Hochkirchenmänner, die Latitudinarier, die Papisten (denn bekanntlich fiel und fällt zum Theil noch in England der religiöse Glaube unter den Begriff des politischen — es gab Kaffeehäuser, in welchen die Schotten für oder gegen die Union mit England debattirten, und Kaffeehäuser, in welchen die Jakobiten auf den „schwarzen Gentleman" anstießen, worunter sie den Maulwurf verstanden, an dessen Hügel das Pferd König Wilhelm's gestrauchelt und dieser sich den Hals gebrochen hatte.

In Daniel Defoe's für die Culturgeschichte seiner Zeit unschätzbare „Reise durch England" („A journey through England", 1714) findet sich eine Stelle, in welcher der berühmte Verfasser von „Robinson Crusoe" das fashionable Leben in London zu Anfang des 18. Jahrhunderts schildert und welche daher zur Illustration der obigen allgemeinen Bemerkung dienen wird. „Wenn ihr unsere Lebensweise kennen lernen wollt", sagt der Tourist, „so ist sie folgendermaßen: wir stehen um 9 Uhr auf, und diejenigen, welche die Levees großer Leute besuchen, finden daselbst Unterhaltung bis 11, oder gehen wie in Holland zu den Theetischen; gegen 12 Uhr versammelt sich die beau monde in verschiedenen Kaffee- oder Chocoladehäusern, von denen die besten so nahe beieinander sind, daß man in weniger als einer Stunde die Gesellschaft von allen sehen kann. Wir werden nach diesen Plätzen in Portechaisen (oder Sänften) geführt, welche hier sehr billig sind, eine Guinee die Woche oder einen Shilling per Stunde, und die Sänftenträger dienen zugleich als Ausläufer, um Botengänge zu verrichten, wie die Gondoliers zu Venedig.... Ich darf nicht vergessen, zu erwähnen, daß die verschiedenen Parteien ihre verschiedenen Plätze haben, wo jedoch ein Fremder wohl aufgenommen ist; aber ein Whig würde so wenig nach dem Cacaobaume oder Ozindas gehen, als ein Tory sich sehen ließe in dem Kaffeehaus von St.-James. Die Schotten gehen gewöhnlich nach dem British-Kaffeehaus und eine Mischung aller Arten nach dem Smyrna. Es gibt noch andere kleine Kaffeehäuser in dieser Nachbarschaft, welche viel besucht werden" (der Tourist meint die Gegend von Pall Mall, damals nicht minder fashionable für die Kaffeehäuser, als heute für die Clubs) „der Junge Mann für Offiziere, der Alte Mann für Stockjobbers, Zahlmeister und Courtiers, der Kleine Mann für falsche Spieler."

Der Alte, Junge und Kleine Mann waren drei Etablissements, nicht weit von Charing Croß und Whitehall, an der Themse. Der Alte Mann oder Das königliche

Kaffeehaus war das älteste von den dreien, und schon unter Karl II. angelegt von Alexander Man, nach welchem es später genannt wurde. Der Junge Mann entstand erst unter der Regierung Wilhelm's III.; aber das erstere behielt immer den Vorrang, und wir besitzen eine Schilderung desselben von Ned Ward, einem der abenteuerlichsten und verrufensten Charaktere jener Zeit, einem boshaften Pamphletisten, wegen verleumderischer Libelle mehrfach mit dem Pranger bestraft, und zuletzt, da es mit der Schriftstellerei nicht mehr gehen wollte, Wirth einer Punschkneipe in Holborn, in welcher Eigenschaft er 1731 starb. Aber alles das verringert den Werth seiner Schriften, in welcher Misachtung sie auch bei den Zeitgenossen gestanden haben mögen, für uns nicht, und die Leser von Macaulay's „Geschichte“ werden sich gewiß seines „Spions von London“ („The London spy“) erinnern, einer Art von raisonnirender Beschreibung Londons, deren sich gelegentlich bei seinen bewunderungswürdigen Details zu bedienen der große Historiker nicht verschmäht hat. Ned Ward's Schriften sind äußerst selten, und nur einem glücklichen Zufall verdankt der Schreiber dieser Zeilen seine „Geheime Geschichte der Clubs“ (mit dem bezeichnenden Motto: „Poeta qui pavide cantat, rarissime placet“)*), ein Buch, schmuzig gebunden, schlecht gedruckt und voll der plumpsten Gemeinheiten; aber für den Gegenstand, den wir hier in Betrachtung ziehen, eine Quelle der reichsten Belehrung. Von den Buchhändlern verachtet, von den Schriftstellern entweder ignorirt oder verdientermaßen gegeiselt (so z. B. in Pope's satirischem Gedicht „Die Dunciade“), von der guten Gesellschaft gänzlich ausgeschlossen und perhorrescirt, war Ned Ward gerade der Mann, um dasjenige zu bemerken, was dem Mitlebenden zu entgehen pflegt und nur dem Auge des Außenstehenden auffällt, besonders wenn Malice seinen Blick geschärft: nämlich das Eigenthümliche, Charakteristische, das Lächerliche. Dieses in der That macht die Summe seines Buches aus, welches in der Dedicationsepistel nicht, wie die meisten andern seiner Zeit, irgendeinem großen Herrn, sondern „dem erhabenen Nachtwandler, dem Kaiser des Mondes, dem Beherrscher der Fluten, dem Corrector weiblicher Constitutionen und gehörnten Metropolitan der im Wandel begriffenen Städte“ gewidmet ist. Es sind nur die Irregularitäten des Kaffee- und Wirthshauslebens jener Zeit, die hier zum Theil unter höchst unanständigen und fingirten Namen behandelt werden, zuerst jedesmal in einer Art von prosaischer Entstehungsgeschichte, dem sich dann eine poetische Ergießung anschließt, beide voll von Schmähungen und Anzüglichkeiten, die uns kaum zur Hälfte noch verständlich sind. Indessen bleibt nach Abzug alles dessen, was wir angeführt, noch ein Rest übrig, welcher, wenn wir uns über den Ton hinwegsetzen, sehr lehrreich ist und mehr als einen Zug dem Bilde hinzufügen wird, welches wir hier zu entwerfen im Begriff sind, wenn wir nur nicht vergessen, daß wir es hier mit einem Menschen zu thun haben, der sich in guter Gesellschaft niemals wohl fühlen konnte.

Nach Ned Ward's Schilderung muß der Alte Mann eins der feinsten Kaffeehäuser Londons gewesen sein. „Wir stiegen nun“, sagt er, „ein paar Treppen hinauf, welche uns in einen altmodischen Raum brachten, wo ein geputzter Haufen wohlriechender Tom-Düftler rück- und vorwärts gingen mit ihren Hüten in ihren Händen, nicht wagend, dieselben zu ihrem beabsichtigten Gebrauch anzuwenden, aus Furcht, die Vorderspitzen ihrer Perrüken dadurch in Unordnung zu bringen. Wir drängten uns, bis wir an das Ende des Zimmers gelangten, wo wir an einem kleinen Tisch uns niedersetzten und bemerkten, daß es eine ebenso große Seltenheit war, wenn irgendjemand nach einem Getränk verlangte, als es für einen Stutzer ist, eine Pfeife Taback zu fordern. Ihre ganze Unterhaltung bestand darin, ihre Nasen zu füllen und zu leeren und die Locken ihrer

*) The secret history of Clubs. With their original and the characters of the most noted members thereof (London, printed and sold by the booksellers, 1709).

Perrüken in der gehörigen Ordnung zu halten. Der Deckel ihrer Schnupftabacksdosen machte beim Auf- und Zuklappen mehr Lärm als ihre Zungen. Verbeugungen und Kratzfüße nach der neuesten Mode wurden hier ausgetauscht zwischen Freund und Freund mit wundervoller Genauigkeit. Sie machten ein Gesumme gleich so vielen Hornissen in einem Dorfschornstein, nicht mit ihren Reden, sondern mit ihrem Geflüster über ihre neuen Menuets und Vories" (wahrscheinlich sind die „bourrées" gemeint, ein spanisch-französischer Modetanz, s. Czerwinski, „Geschichte der Tanzkunst", S. 90), „mit ihren Händen in den Taschen, wenn sie gerade keine Schnupftabacksdose darin hatten."

Was den „Spion von London" am meisten verdrossen zu haben scheint, war, daß er hier nicht ungenirt rauchen konnte. Als er nach Feuerzeug und Pfeife ruft, bringt man ihm zwar das Gewünschte; aber so unwillig, „als ob ihnen das Liebste gewesen wäre, uns los zu werden; denn ihre Tische waren so sehr reinlich und blank vom Reiben, wie das Oberleder von eines Alderman Schuhen, und so braun, wie die Oberfläche von einer Hausfrau Seitenbort auf dem Lande. Der Fußboden war so weiß gefegt wie eines Sir Höflich Speisesaal, was uns veranlaßte, rundum zu blicken, ob wir nicht irgendwo eine Ordre hängen sähen, mit einer Strafandrohung von so und so viel für jegliche Person, welche aus dem Kaminwinkel herausspeien sollte".

Wir sehen, Ned Ward ist hier in eine Gesellschaft gerathen, aus der er sich je eher je besser wieder entfernen würde. Die Modeherren jener Zeit schnupften wol, aber sie verabscheuten das Rauchen, und in den Kaffeehäusern, welche sie besuchten, wurde daher nicht geraucht. Hier war, wie Macaulay sagt und unser „Spion" bestätigt, „die Atmosphäre wie im Laden eines Parfumeurs, und wenn irgendein Tölpel, unbekannt mit der Sitte des Hauses, eine Pfeife verlangte, so überzeugten ihn die spöttischen Bemerkungen der ganzen Versammlung und die kurzen Antworten der Aufwärter bald, daß er besser thäte, irgendwo anders hinzugehen". Dies war ganz der Fall Ned Ward's, welcher seinen drastischen Bericht mit der Bemerkung abschließt, „daß sein Betragen im Alten Mann nicht weniger verwunderte Gesichter hervorgerufen habe, als die Maskerade jenes Gentleman, welcher mit einen Austernfaß und Rübenkorb in das Bowstreet-Kaffeehaus gekommen wäre, um die Stutzer lächerlich zu machen".

In den meisten Kaffeehäusern jedoch bildete das Rauchen ein Hauptmittel der Unterhaltung. Wir haben dafür, außer zahlreichen andern Zeugnissen, auch das des „Spectator", welcher unter dem Datum des 16. Juli 1714 (Nr. 568) schreibt: „Ich war gestern in einem Kaffeehause nicht weit von der königlichen Börse, wo ich drei Personen in lebhafter Conferenz bei einer Pfeife Taback bemerkte, worauf ich, nachdem ich mir eine für meinen eigenen Gebrauch gefüllt hatte, dieselbe an der kleinen Wachskerze anzündete, welche vor ihnen stand, und nachdem ich zwei oder drei Züge zwischen sie geblasen hatte, saß ich nieder und machte einen von der Gesellschaft. Ich brauche meinen Lesern nicht zu sagen, daß seine Pfeife an demselben Licht anzuzünden unter Rauchern als eine Eröffnung für Conversation und Freundschaft gilt."

Der „Spectator" sowol als sein Vorgänger, der „Tatler", und sein Nachfolger, der „Guardian", diese weltberühmten moralischen Zeitschriften*), welche, einige der interessantesten Jahre des ersten Drittels des vorigen Jahrhunderts umfassend und von den geistvollsten Männern derselben geschrieben, ein mit unvergleichlicher Feinheit und dem liebenswürdigsten Humor gezeichnetes Bild der damaligen Gesellschaft entwerfen, enthalten natürlicherweise auch unschätzbares Material für unser Thema. Denn ihre Verfasser waren

---

*) Ich möchte hier wegen einer deutschen Uebersetzung der besten Stücke dieser im Verlauf unserer Arbeit oft noch zu nennenden Zeitschriften auf die von Adolf Stern trefflich geleitete „Volksbibliothek der Literatur des 18. Jahrhunderts" (Berlin, A. Eichhoff) aufmerksam machen.

Männer von Welt, die sich ausschließlich auf den Höhen der Gesellschaft bewegten, Addison, Gemahl einer Gräfin und zeitweilig Staatssecretär, Sir Richard Steele, Parlamentsmitglied, Jonathan Swift, Dekan von St.-Patrick, und viele andere, die zu den bevorzugtesten der damaligen „wits" gehörten. Sie alle waren Freunde der Geselligkeit, Bonvivants bis zu einem gewissen Grade, und von Dick Steele ist es nur zu bekannt, daß er die Unterhaltung der Kaffeehäuser und den Rothwein der Tavernen mehr liebte, als für seinen häuslichen Frieden und für sein bürgerliches Auskommen zuträglich war. Allein um so größer wird das Vertrauen sein, mit welchem wir uns der Führung solcher Hände überlassen dürfen, und um so getreuer das Bild, zusammengesetzt aus jenen mannichfachen Andeutungen und Zügen der Wirklichkeit, mit welchen sie die classische Eleganz ihrer Schriften zu beleben verstanden.

In jener oft citirten Stelle des „Tatler", in welcher die Herausgeber desselben die verschiedenen Gegenstände, die sich ihrer Betrachtung im Verlauf ihres Unternehmens bieten werden, auf die verschiedenen Kaffeehäuser vertheilen, so zwar, daß eine bestimmte Topik immer unter dem Namen eines bestimmten Kaffeehauses zu erwarten sei, fällt die Politik dem Kaffeehause von St.-James zu. „Die Neuigkeiten von Aus- und Inland werdet ihr bekommen aus St.-James-Kaffeehaus", heißt es daselbst.

Als standhafte Whigs wählten Addison und Steele natürlich dieses Kaffeehaus, das Hauptquartier der Whigs in St.-James Street, nicht zehn Schritte von dem Palast gleichen Namens, in welchem von der Königin Anna bis zu Georg IV. die Monarchen von Großbritannien residirten. Hier war bis in das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts die Partei durch ihre hervorragendsten Mitglieder vertreten; hierher, so lang er noch ein Whig war, ließ Jonathan Swift (unter der Adresse von Addison) die Briefe von Stella gehen*), und hier, 60 Jahre später, bevor in ihm „der große Umschwung" stattgefunden, sah man den jugendlichen Burke. Damals allerdings hatte das Kaffeehaus sich bereits in einen Restaurant verwandelt — der gewöhnliche Weg der Kaffeehäuser vor ihrem gänzlichen Verschwinden bei der Entstehung der Clubs. Das St.-James-Kaffeehaus ward im Jahre 1806 geschlossen, und an der Stelle, wo es ehemals gestanden, steht jetzt eine Reihe stattlicher Gebäude, welche nach Pall Mall hinausschaut.

Eine Schilderung der vornehmsten politischen Kaffeehäuser, zur Zeit, wo das Kaffeehausleben den höchsten Grad seiner Ausbildung erreicht hatte, gibt der „Spectator", und zwar aus der Feder Addison's. Es scheint, daß sich im März 1712 in London das Gerücht verbreitet hatte, Ludwig XIV. sei gestorben. „Da ich voraussah", sagt der „Spectator" (Nr. 403), „daß dieses Ereigniß den Dingen in Europa ein neues Aussehen geben, und viele merkwürdige Betrachtungen in unsern britischen Kaffeehäusern hervorrufen würde, so war ich begierig, die Gedanken unserer eminentesten Politiker über diesen Fall zu hören." Denn, sagt der „Spectator", da jede Gegend der Stadt ihr Kaffeehaus und „jedes Kaffeehaus seinen besondern Staatsmann hat, der zu ihm gehört, und der Mund der Straße ist, in welcher er lebt", so ist dieses das sicherste Mittel, um die Meinung der Stadt zu erfahren.

Um der Hauptquelle aller Neuigkeiten so nahe als möglich anzufangen, beginnt der „Spectator" seine Wanderung mit dem Kaffeehaus von St.-James. „Hier fand ich das ganze vordere Zimmer in einem Gesumme von Politik. Das Gespräch in der Nähe der Thür war nur von sehr allgemeiner Natur, aber seine Bedeutung wuchs, indem man sich dem obern Ende des Zimmers nahte, und nahm in einer Gruppe von Theore-

*) „Ich fürchte, euere Sendung hat in Steele's Bureau gelegen und er hat sie vergessen. Nun, das soll ein Ende haben — adressirt an Mr. Addison in St. James-Kaffeehaus." Swift's „Tagebuch an Stella", 6. Brief, deutsch von Claire von Glümer in Stern's „Volksbibliothek". Dieses ist die erste deutsche Uebersetzung des merkwürdigen Buches.

tikern, welche in dem innern Zimmer, innerhalb der Dämpfe des Kaffeetopfes saß, einen so positiven Charakter an, daß dort, vor meinen Ohren, die ganze spanische Monarchie vertheilt und das Haus Bourbon besorgt ward in weniger als einer Viertelstunde."

In einem Kaffeehause von St.-Giles — heute, wie man weiß, eins von den verrufensten, wie es damals eins von den aristokratischsten Quartieren der Stadt war und seit der Aufhebung des Edicts von Nantes hauptsächlich bewohnt von den vornehmern französischen Réfugiés — fand der „Spectator" einen Tisch voll französischer Gentlemen, welche über Leben und Tod ihres „grand monarque" zu Gericht saßen; und in dem schon erwähnten Kleinen Mann, dem Sanctuarium der „Sharpers" oder falschen Spieler (dieses muß Addison gemeint haben, obgleich er es „Jenny Man's" nennt), sah er einen flinken jungen Burschen, welcher seinen dreieckigen Hut einem Freund aufsetzte, der zu gleicher Zeit mit dem „Zuschauer" eintrat und ihn in der folgenden Weise anredete: „Nun, Jack, der alte Knabe ist todt. Scharf ist die Losung!" (Sharp, falsches Spiel.) „Jetzt oder niemals, Kamerad. Auf nach den Mauern von Paris!"

Zwischen Charing Croß und Coventgarden war kein großer Unterschied in den Ansichten der Politiker und in einem von den Tempelkaffeehäusern hörte er den Fall vom juristischen Gesichtspunkt aus erörtern. Aber in dem innern Theil der City ward die Sache anders. Hier begab er sich nach einem Kaffeehause in Fish Street. Der Hauptpolitiker jener Gegend, als er die Neuigkeit vernommen (worauf er sich zuerst eine Pfeife Taback stopfte und dann einige Zeit nachdachte), sagte — „wenn", sagte er, „der König von Frankreich wirklich todt ist, so werden wir in diesem Sommer viele Makrelen haben; unsere Fischerei wird nicht durch Kaperschiffe gestört werden, wie es in den letzten zehn Jahren immer der Fall gewesen". In dem kleinen Kaffeehause eines benachbarten Gäßchens belauscht er hierauf das Gespräch eines theologischen Ultra und Hochkirchenmanns (non-juror) mit einem Spitzenhändler — wahrscheinlich ein Hugenotte aus Spitalsfield und jedenfalls ein starrer Protestant. „Das Thema der Debatte war, ob der französische König mehr Aehnlichkeit mit Augustus oder mit Nero gehabt habe?" Der Streit ward sehr hitzig von beiden Seiten geführt, und „da ich fürchtete, sie möchten an mich appelliren, so legte ich meinen Penny an der Barre nieder und machte mich eilig auf den Weg nach Cheapside." In dieser und den benachbarten Straßen der City, durch welche heute nur noch in den Geschäftsstunden der Strom des Weltverkehrs flutet, während sie nach Schluß derselben fast verödet liegen, lebten damals alle die großen Handelsherren, deren Wohnhäuser, fern von ihren Geschäftshäusern, heute in einer ganz andern Region der Metropolis stehen. Hier gab es daher in jener Zeit eine größere Menge von Kaffeehäusern als in irgendeinem andern Theile von London, und es wird dem „Spectator" nicht leicht, aus den zahlreichen „Zeichen", die ihn von allen Seiten einzuladen scheinen, das rechte zu finden. Die Politiker dieser Kaffeehäuser sind Geschäftsleute, und die Motive, welche sie für oder wider geltend machen, kaufmännische. Bei der Schwerfälligkeit, mit welcher damals die Nachrichten sich verbreiteten, konnte dasjenige, was wir jetzt ein „Börsengerücht" nennen würden, weder so allgemein noch so rasch wirken als heute. Wie aus dem vorliegenden Zeugniß des „Spectator" hervorgeht, dauert es acht Tage, bevor man in London weiß, ob der König von Frankreich todt sei oder nicht; und als endlich der Widerruf eintrifft, da ist diese wichtige politische Neuigkeit doch noch sehr weit davon entfernt, sogleich in den Händen aller derjenigen zu sein, welche sie am meisten interessirt. Bei seinem Eintritt in das Kaffeezimmer ist das erste, was der „Spectator" bemerkt, ein Mann, welcher sich sehr bekümmert über den Tod des Königs ausspricht; aber bei näherer Erklärung stellt sich heraus, daß sein Gram nicht sowol im Verlust des Monarchen seinen Grund habe, als vielmehr darin, daß er vor drei Tagen verkauft habe, anstatt zu kaufen, da, wenn die Nachricht sich bestätige, die Papiere unfehlbar steigen müß-

ten, „worauf ein Bandhändler, welcher das Orakel des Kaffeehauses war und seinen Cirkel von Bewunderern um sich hatte, verschiedene als Zeugen aufrief, daß er schon vor einer Woche seine Meinung dahin abgegeben habe, der französische König sei todt; hinzufügend, daß es in Anbetracht der letzten Nachrichten, die wir von Frankreich empfangen hätten, gar nicht anders sein könne". Indem er noch damit beschäftigt ist, seine Gründe zusammenzuzählen und seinen Zuhörern mit großer Autorität vorzudictiren, öffnet sich die Thür und ein Herr von Garaway's Kaffeehaus tritt herein, welcher erzählt, daß soeben verschiedene Briefe aus Frankreich angekommen seien, mit der Nachricht, daß der König auf die Jagd gegangen sei, an demselben Morgen, wo die Post expedirt worden, worauf der Bandhändler seinen Hut von dem hölzernen Nagel nahm und sich in großer Bestürzung in seinen Laden zurückzog, während der Stockjobber — obgleich wir es nicht ausdrücklich erfahren — sich wahrscheinlich vergnügt die Hände gerieben haben wird.

Hier bricht der „Spectator" ab; ihn hat es, wie er sagt, nicht wenig amusirt, gehört zu haben, wie verschiedenartig die Menschen über eine und dieselbe Nachricht, je nach ihren verschiedenen Interessen urtheilen, und uns, so hoffe ich, auf sehr plausible Weise gezeigt, daß es heute im Grunde nicht anders ist als damals, wo politische Nachrichten, welche Existenzfragen betrafen, ihren Weg ins Publikum fanden, indem sie langsam von einem Kaffeehaus der Residenz ins andere wanderten.

Daraus aber wird sich, bei der mangelhaften Beschaffenheit aller Correspondenzmittel, die wir heute in solch hoher Vollkommenheit besitzen, wieder rückwärts ein Schluß machen lassen auf die Wichtigkeit und Bedeutung der Kaffeehäuser für das ganze politische Leben der Nation.

Einen nicht minder interessanten und für die Entwickelung einer andern Seite des öffentlichen Lebens entscheidenden Zug bieten die literarischen Kaffeehäuser, welche das einleiteten, was die Clubs vollendeten und was uns aus vielen Gründen, politischen fast noch mehr als literarischen, fehlt: nämlich die Bildung eines Schriftstellerstandes und die Solidarität der schriftstellerischen Interessen.

Das älteste und ehrwürdigste von den der Literatur geheiligten Kaffeehäusern — „sacred to polite letters" sagt Macaulay — war dasjenige von Will's (also genannt nach seinem Besitzer William Urwin), an der Ecke von Bond und Russell Street, Coventgarden, in einer Gegend, welche noch heute einige von den Haupttheatern Londons schmücken, dazumal aber ganz besonders fashionable.

Macaulay's Beschreibung von Will's Kaffeehaus ist oft citirt worden — sie ist in ihrer Art so classisch, wie der classische Aufenthalt selber. „Da war die Unterhaltung", heißt es, „über poetische Gerechtigkeit und die Einheiten des Orts und der Zeit. Da war eine Partei für Perrault und die Neuern, eine Partei für Boileau und die Alten. Eine Gruppe debattirte, ob das «Verlorene Paradies» nicht hätte sollen in Reimen sein. Einer andern bewies ein neidischer Poetaster, daß das «Gerettete Venedig» hätte sollen von der Bühne heruntergezischt werden. Unter keinem Dach war eine größere Verschiedenheit von Figuren zu sehen, Grafen mit Stern und Hosenband, Geistliche mit Priesterrock und Schärpe, geschickte Juristen vom Tempel, blöde Jungen von der Universität, Uebersetzer und Indexmacher in lumpigen Friesröcken. Das große Gedränge war, in die Nähe des Stuhls zu gelangen, auf welchem John Dryden saß. Im Winter war dieser Stuhl immer im wärmsten Winkel bei dem Feuer; im Sommer stand er auf dem Balkon. Ihm eine Verbeugung zu machen und seine Meinung zu hören über Racine's letzte Tragödie oder Bossu's Abhandlung über epische Poesie, ward als ein Privileg erachtet. Eine Prise aus seiner Schnupftabacksdose war eine Ehre, welche hinreichte, den Kopf eines jungen Enthusiasten zu verdrehen."

Diesen letztern, höchst bezeichnenden Zug entlehnte der große Geschichtschreiber dem

„Londoner Spion", welcher wahrscheinlich nur eine sehr unglückliche Figur unter den Aristokraten der Literatur in Will's Kaffehaus („the Wit's Coffeehouse", nennt er es, machte, aber dennoch einmal dahin vordrang und seinen Besuch folgendermaßen schildert: „Wir stiegen ein paar Treppen hinan und fanden viel Gesellschaft, aber wenig Unterhaltung. Wir schritten durch diesen wogenden Haufen stummer Philosophen nach dem andern Ende des Gemachs, wo drei oder vier Schöngeister der bessern Klasse sich ein Stelldichein an einem Tische gegeben und die Asche der großen Dichter aufstörten, indem sie ihren Sinn verdrehten. . . . An einem andern Tische saß ein Pack von jungen, reichen Stutzern und Schöngeistern zweiten Ranges, welche den Schwindel bekamen, wenn sie nur die Ehre hatten, mit einem Finger und Daumen in Hrn. Dryden's Schnupftabacksdose zu tippen."

Es ist wahr, Dryden war der große Hausgott von Will; der Ruhm beider, des Dichters und des Kaffeehauses, war ungefähr von gleichem Alter und sollte zusammen in die Literaturgeschichte übergehen. Schon Samuel Pepys, der Diarist der Restauration und ersten Regierungsjahre Karl's, sah ihn, „Dryden, den Poeten (den ich zu Cambridge kannte) und alle die Schöngeister der Stadt und Harris den Schauspieler und Hrn. Hoole, von unserm Colleg" hier sitzen, „in dem großen Kaffeehause, in welchem ich nie zuvor gewesen", als er eines Abends (3. Febr. 1663) nach Coventgarden ging, um seine Gemahlin abzuholen, wahrscheinlich aus der Komödie, welche dieses Ehepaar sehr liebte. Die Gesellschaft jener Zeit wird wol noch nicht an späte Stunden gewöhnt gewesen sein, denn man war eben im Begriff aufzubrechen, als Pepys eintrat. Doch muß es dem würdigen Herrn sehr wohl gefallen haben, „denn daselbst ist, wie ich sehe, sehr geistreiche und angenehme Unterhaltung", sagt er, „und es wird gut sein, zu einer andern Zeit wieder hierher zu kommen". Doch scheint er seinen Entschluß nicht ausgeführt zu haben; denn in seinem mit minutiöser Genauigkeit geführten Tagebuch, in welchem sich jedes Schauspiel, das er gesehen, jeder Mann, den er gesprochen, und jedes Buch, das er gelesen, bemerkt findet, ist diese die einzige Notiz über Will's Kaffeehaus.

Als etwa hundert Jahre später (es muß in den funfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gewesen sein) ein anderer, nicht minder berühmter Samuel der englischen Literatur, der Doctor Johnson, „der große Lexikograph", damals ein noch unberühmter Mann, kam, um Materialien zu einem Leben Dryden's zu sammeln, da lebten nur noch zwei alte Leute, die sich der Glorie von Will's erinnern konnten, Mr. Swinney, nacheinander Director von Drurylane und Haymarket (gest. 1754) und Colley Cibber, Komödiant und Schauspieldichter (gest. 1757). Was er von beiden erfuhr, reducirt sich auf zwei Zeilen: „Cibber konnte nicht mehr erzählen, als daß er sich Dryden's erinnere als eines decenten alten Mannes, der den Schiedsrichter kritischer Streitigkeiten bei Will's gemacht"; und „Swinney's Information beschränkte sich darauf, daß Dryden in Will's Kaffeehaus einen besondern Stuhl für sich hatte, welcher an das Feuer gesetzt ward im Winter und dann sein Winterstuhl hieß, und für ihn hinausgetragen ward auf den Balkon im Sommer und dann sein Sommerstuhl genannt ward".*)

Diesen Stuhl, welcher seit Dryden's Tode, im Jahre 1700, verwaist gestanden, nahm noch einmal im Jahre 1709 eine Person von Ruf ein: kein Geringerer als Isaak Bickerstaff, Esq., „ein alter Mann, ein Philosoph, ein Humorist, ein Sterndeuter und Censor". Man weiß, daß diese die mannichfaltigen Eigenschaften waren, unter welchen Jonathan Swift den Wetter- und Kalendermacher Partridge dem Gelächter seiner Zeitgenossen überlieferte; und wir erfahren aus dem „Plauderer" („The preface"), daß der

---

*) Boswell's Life of Johnson. Routledge Edition (London 1863, III, 45).

Witz des Rectors von Laracor „in der Stadt eine Neigung für alles hervorgerufen hatte, was unter derselben Verkleidung erscheinen konnte". Der Figur dieses Unglücklichen, „berühmt in allen Gegenden Europas", bediente sich daher Steele, um ihn dem Publikum als Herausgeber der neuen Zeitschrift „Tatler" vorzustellen; und „dem Vortheil seiner Autorität" schrieb er später (in der Dedication des vierten Bandes) den plötzlichen Erfolg zu, welchen seine Arbeiten in der Welt errangen.

In der ersten Nummer des „Plauderer" (welcher in den Sammlungen des vorigen Jahrhunderts ebenso häufig unter dem Titel „The Lucubrations of Isaac Bickerstaff, Esq." erschienen ist) heißt es: „Alle Mittheilungen über Galanterie, Vergnügen und Unterhaltung werden stehen unter der Ueberschrift von White's Chocoladehaus; Dichtkunst unter der von Will's Kaffeehaus; Gelehrsamkeit unter dem Titel des Griechen; aus- und inländische Neuigkeiten werdet ihr haben von St.-James-Kaffeehaus und was ich sonst über irgendeinen andern Gegenstand zu bieten habe, soll datirt sein aus meiner eigenen Wohnung."

Es ist anzunehmen, daß nur ein Gefühl der Pietät, der Courteoisie, wenn man will, die Herausgeber des „Plauderer" veranlaßten, den Sitz der Dichtkunst nach Will's zu verlegen: das w a r einmal der Fall, aber der eigenthümliche Glanz dieses Kaffeehauses war doch, nachdem er 40 Jahre gedauert, mit Dryden dahingegangen. Denn obgleich Addison noch so höflich gegen den Schatten dieses Dichters ist, um in jenem Blatte des „Zuschauer", in welchem er die politischen Meinungen der verschiedenen Kaffeehäuser über den Tod Ludwig's XIV. registrirt, zu sagen: „Als ich zu Will's ging, fand ich, daß ihr Gespräch von dem Tode des französischen Königs auf den der Herren Boileau, Racine, Corneille und einiger andern Dichter übergegangen war, die sie bei dieser Gelegenheit bedauerten als Personen, welche die Welt verpflichtet haben würden mit sehr würdigen Elegien auf den Tod eines so großen Fürsten und so erhabenen Beschützers der Wissenschaft"; trotz dieser graziösen Verbeugung vor den Gräbern der Berühmten ist doch wahrscheinlich Steele aufrichtiger gewesen, wenn er sogleich in der ersten Nummer des „Plauderer" bekennt: „Dieser Ort hat sich sehr verändert, seitdem Hr. Dryden ihn frequentirte; wo man gewohnt war, Gesänge, Epigramme und Satiren in der Hand eines jeden Mannes zu sehen, dem man begegnete, da hat man nun ein Packet Karten; und anstatt der Spitzfindigkeiten über die Wahl des Ausdrucks, die Eleganz des Stils u. dgl., disputiren die Gelehrten jetzt nur noch über die Regeln des Spiels." Und in Nr. 16: „In alten Zeiten pflegten wir hier zu Gericht zu sitzen über ein Schauspiel, nachdem es aufgeführt worden war; aber nun hat die Unterhaltung eine andere Richtung eingeschlagen." Die Wahrheit ist, daß das Kaffeehaus nicht seiner Gesellschaft, sondern daß die Gesellschaft dem Kaffeehause untreu geworden war.

Als die Fortsetzung des „Plauderer" die Maske des „Censors von Großbritannien", die ihm lästig geworden war, „da jedermann wußte", wer darunter stecke, hatte fallen lassen, um fortan in dem neuen Charakter des „Herrn Zuschauer" („Mr. Spectator") seine Aufwartung zu machen: da war Button's Kaffeehaus an die Stelle von Will's Kaffeehaus getreten. Die neue Generation der Schöngeister sammelte sich hier um einen neuen Mittelpunkt: Addison. Als dieser nach dem Sturz des Whigministeriums und Marlborough's von seinem Posten in Dublin zurückkehrte, hatte Daniel Button, ein Bedienter der Gräfin Warwick, die später Addison heirathete, das neue Kaffeehaus dem alten in derselben Straße gerade gegenüber eröffnet, und Addison wurde der große Patron desselben. Dies ward Addison's Kaffeehaus, wie jenes Dryden's Kaffeehaus gewesen. Hier feierte der Dichter die Triumphe seines „Cato"; aber hierher auch kam er, nach seiner Verheirathung mit der Gräfin Warwick, um in der Mitte seiner guten Freunde von ehedem zu vergessen, „daß er Uneinigkeit im adelichen Leben erheirathet"

und die noble Gräfin ihm, wie einst Lady Howard Dryden, „die Heraldik der Hand, nicht des Herzens" gegeben habe. Oft saß er hier bis tief in die Nacht hinein — länger als Dryden einst in seinem Kaffeehause gesessen; die Rothweinflasche stand auf dem Tisch und wir können uns denken, wie der wackere Steele, honest Dick, ihr und ihm zusprach, dem alten Freunde, der unglücklich war, obgleich er eine Gräfin zur Frau, den Palast von Holland House zum Wohnsitz und keine Schulden hatte — weit unglücklicher als er, der Verfasser des „christlichen Helden", der seiner Frau die zärtlichsten Briefe schrieb — aus dem Schuldgefängniß. Nach Button's Kaffeehaus pflegte auch Pope zu kommen, bis er eines Tages von dem Idyllendichter Ambrosius Philips mit einem Birkenstock durchgeprügelt worden war wegen einer schlechten Kritik irgendeiner seiner Idyllen. Und hierher endlich kam Swift, „der verrückte Doctor", wie sie ihn nannten. Eines Abends, als Addison und die übrige Gesellschaft hier waren, hatte sich auch ein Mann in großen Stiefeln eingefunden, der offenbar frisch vom Lande hereingekommen. Swift sah ihn lange an, zuletzt näherte er sich ihm und ohne weitere Einleitung fragte er ihn: „Um Vergebung, mein Herr, haben Sie jemals so etwas wie gutes Wetter in der Welt gesehen?" Nachdem der also Angeredete sich zuerst ein wenig über die Seltsamkeit von Swift's Manier und seine Frage gewundert hatte, gab er zur Antwort: „Ja, mein Herr, ich habe Gott sei Dank schon manchen guten Tag erlebt." „Das ist mehr, als ich sagen kann", versetzte Swift; „ich erinnere mich keines Wetters, das nicht zu heiß oder zu kalt, zu naß oder zu trocken war; aber Gott der Allmächtige weiß es freilich so einzurichten, daß am Ende des Jahres alles auf eins herauskommt."

Button's Kaffeehaus wird im „Zuschauer" nur gelegentlich erwähnt; erst „Der Vormund" („The Guardian", die dritte und letzte der von Addison und Steele gemeinsam herausgegebenen Zeitschriften) stellte vor diesem Versammlungsort der Schöngeister jenen Briefkasten in Form eines Löwenkopfes mit offenem Rachen auf, welcher nicht geringes Aufsehen gemacht zu haben scheint im damaligen London. „Dieser Kopf, eine Nachahmung desjenigen am Dogenpalast von Venedig, durch welchen alle geheimen Nachrichten jener Republik gegangen sein sollen, wird einen sehr weiten und gefräßigen Rachen öffnen, um diejenigen Briefe und Aufsätze in sich aufzunehmen, welche meine Correspondenten für mich bestimmen" (Nr. 88). Dieser Löwenkopf, entworfen von Hogarth, von Steele (Nr. 114) als eine ausgezeichnete Arbeit beschrieben, und im Juli 1713 an der westlichen Seite des Kaffeehauses aufgestellt, ist das Einzige, was von Button's übriggeblieben: er ist, nachdem die Zeitschrift schon mit der Nummer vom 1. Oct. 1713 schloß, durch viele Hände zuletzt in den Besitz des Herzogs von Bedford übergegangen, auf dessen Landschloß Woburn er aufbewahrt wird. Das Kaffeehaus aber ist im vergangenen Jahre niedergerissen worden. Ich erinnere mich, dasselbe noch gesehen zu haben. Oftmals bin ich in diese Gegend gekommen, um zwischen beiden Häusern, in der verhältnißmäßig stillen Straße stehend, an die vergangenen Zeiten und Menschen zu denken. Links war Coventgarden, dessen Piazza, einst die Promenade schöner Damen und nobler Herren, heute sich in den berühmten Gemüsemarkt verwandelt hat; rechts war Drurylane, die alte Straße und das Theater, von Rauch und Ruß geschwärzt, wenn nicht von Alter, und vor mir über den Bögen von Adelphi erhob sich die Terrasse, auf welcher einst in der Königin Anna Zeiten, der Bazar der „Neuen Börse" seine verlockenden Schätze „Handschuhe, Bänder und Auswahl feiner Essenzen" für die schöne Welt in Reifrock und Perrüken ausgebreitet hatte. Will's Kaffeehaus allein steht noch aus jener Zeit, aber es wohnt jetzt ein ehrsamer Metzger darin.

Sic transit gloria mundi.

Unser Gegenstand ist noch bei weitem nicht erschöpft; wie könnte man auch an Vollständigkeit denken, wo das Namensverzeichniß der Kaffeehäuser in London mehr Blätter

füllen würde, als wir uns hier für die Geschichte derselben vorgesetzt haben? Die eigenthümliche Erscheinung einer gewissen Zeit charakterisirt, die Brennpunkte des öffentlichen Lebens nebst einigen der Personen gezeichnet zu haben, welche der Zeit die Signatur ihres Geistes aufgedrückt: das war vielmehr unsere selbstgestellte Aufgabe, nicht eine Nomenclatur. Wir wollten darthun, daß die Geschichte eines freien und in seinem Nationalgefühl starken Volks, mag man sie betrachten in welcher Phase seiner Entwickelung, unter welchem Gesichtspunkt und auf welchem Gebiet man will: immer dieselben Erscheinungen eines geregelten Kampfes gegen die Willkür, einer weisen Benutzung des Sieges und einer unerschütterlichen Tendenz zur Association der Interessen aufweist, welche das Wohl des einzelnen und zugleich die Größe der Gesammtheit verbürgt. Was hätten wir in Deutschlands Städten um dieselbe Zeit den londoner und auch den pariser Kaffeehäusern, wie wir sie aus „Rameau's Neffen", um ein Beispiel statt vieler anzuführen, kennen — an die Seite zu setzen; diesen Sammelplätzen politischer Anregung und geistigen Lebens, deren Radien und Strahlen nach allen Richtungen hin auslaufen, — *diesen* Lehrstätten eines gewählten Gesprächs und einer feinen Geselligkeit, in welchen die Wissenschaft und das Leben sich begegneten, — was hätten wir Aehnliches wol in Deutschland zu einer Zeit, wo in unsern Universitäten die Professoren sich in ihren Stuben und ihrer Stockgelehrsamkeit einspannen, während die Studenten sich bei brutalen Gelagen betranken und in unsern Städten das einzige Divertissement der Bürger gewesen zu sein scheint, die Pracht und Roheit der Höfe zu bewundern, deren geschmackloser Aufwand von den schwer erpreßten Steuern der Unterthanen bestritten wurde?

Und doch sind, wie gesagt, die politischen und die literarischen Kaffeehäuser nur ein kleiner Theil aus der Zahl der übrigen, in welchen jeder Stand und jeder Beruf seine Vertretung fand. Denn dieses Princip der gemeinsamen Interessen ist es, unter welchem die verschiedenartigen Formen derselben Erscheinung, weit über das Anekdotische hinaus, einen wahrhaft historischen Ausdruck gewinnen; indem es uns abermals nachdrücklich auf jene sogenannte praktische Seite der Engländer hinweist, welche sie zu allen Zeiten und überall so glücklich vor der Pedanterie bewahrt hat. Was hat es auch der Unsterblichkeit Sir Isaak Newton's geschadet, daß er sich nach den Sitzungen der Royal Society, deren Präsident, wie man weiß, er war, in „den Griechen" (the Grecian) begab, um hier in Gesellschaft mit seinen beiden Secretären Dr. Halley und Keil und andern Professoren von Oxford den Abend zu verbringen, an einem Tisch vielleicht mit dem „Herrn Zuschauer", dessen Gesicht, wie er uns in Nr. 1 berichtet, sehr wohl bekannt ist in diesem Kaffeehause — während an einem andern Tisch „Untersuchungen über das Alterthum" angestellt und „die Heldenthaten von Homer's Iliade" besprochen wurden? („Tatler", Nr. 6.) Ebenso wie die Theologen hatten die Doctoren der Gottesgelahrtheit ihr Kaffeehaus, Child's Coffee-house, in St.-Paul's Churchyard, hinter der Hauptkathedrale von London, und die Doctoren der Medicin bei Garaway's; die Juristen hatten die ihrigen in der Nähe der drei großen Innungen, Lincoln's Inn, Grey's Inn, vorzüglich aber bei dem Temple in Fleet Street. Das Kaffeehaus der Buchhänder (the Chapter Coffee-house) war natürlich in Paternoster Row, der Heimat des englischen Buchhandels, jener schmalen, düstern Straße, unter dem Schatten von St.-Paul's, in welcher, während ringsumher das mächtige Gebrüll von London gleich dem Ton eines ungesehenen Oceans ist, kein Wagen fährt, kein Lärm gehört wird, damit nichts das Nachdenken „der Väter der Reihe" (the fathers of the Row) oder die feierliche Stille der ungeheuern Magazine stört, in welcher die Bücherballen Haus an Haus, und Wand an Wand, hinter verstaubten Fenstern bis hoch unter das rußige Dach lagern. Das Chapter-Kaffeehaus stand, obgleich von seinem alten Geist längst verlassen, leer und unbewohnt noch im Jahre 1848, wo Mrs. Gaskell es besuchte. Es hatte das Ansehen eines Wohnhauses, 200

Jahre alt, so wie man es zuweilen in alten Landstädten sieht, — klein, niedrige Zimmer mit schweren Balken quer über die Decke — brusthoch getäfelte Wände, flache, breite und dunkle Treppen. Dieses war das Kaffeehaus, in welchem sich vor 100 Jahren alle Buchhändler und Verleger trafen und wohin die literarischen Miethschreiber, die Kritiker und sogar die Schöngeister zu gehen pflegten, um Ideen oder Beschäftigung zu suchen. Daß aber, wie die ehrsame Zunft sich auch geändert haben mag, ihre Ansichten über gewisse Vorzüge der Literatur die nämlichen geblieben sind, mag uns folgende Stelle aus der ersten Nummer des „Connoisseur" (einer Zeitschrift aus dem Jahre 1754) beweisen, wo es heißt: „Wenn sie (die Buchhändler) sagen, ein gutes Buch, so beabsichtigen sie nicht den Stil oder die Gesinnung zu loben, sondern den raschen und ausgedehnten Verkauf desselben. Das Buch ist das beste, welches sich am meisten verkauft."

Die einzigen Kaffeehäuser jener Periode, welche sich in ihrem Namen, in ihrer Bestimmung, ja mehrentheils in denselben Räumen erhalten haben, sind diejenigen der Kaufleute, in der Nachbarschaft der Börse und Change Alley. Da ist Garaway's Kaffeehaus, noch heute berühmt wegen seinen Mahagoni- und Farbehölzerauctionen und seiner „Sandwiches" (eigenthümliche Art von belegten Butterbroten); da ist ferner Jonathan's, ein Platz für Stockjobbers so frühe schon als zu der Zeit des „Mr. Spectator", welcher in jener Versammlung oft für einen Juden gehalten wurde (Nr. 1); und da ist endlich Lloyd's, von weltweitem Ruf, so weit Schiffe segeln und Waaren unter Assecuranz über die Meere gehen. Lloyd's Kaffeehaus ist eins von den ältesten in London; man findet den Namen schon im Jahre 1700, dann im „Tatler" und „Spectator" erwähnt. Im Jahre 1774 ward es in die Börse selbst verlegt und dort in der nordwestlichen Ecke, nachdem die Börse 1838 abgebrannt und 1841 wieder neu errichtet ist, befindet es sich heute noch. Eine stattliche Treppenflucht führt aus dem großen Quadrangel der königlichen Börse zu dem schönen Vestibule hinauf, wo zur Erinnerung an die Grundsteinlegung eine Statue des Prinzen Albert steht und eine in die Wand eingesenkte Marmortafel, das sogenannte „Times-tesmonial", die Geschichte jenes großen und weitverzweigten Betrugs erzählt, welcher die Existenz der Banken aller europäischen Handelsstädte bedrohte, aber glücklicherweise früh genug durch die „Times" ans Licht gebracht wurde. Da der Eigenthümer jede Geldentschädigung ausschlug, so setzte die dankbare City dem großen Blatte dies Denkmal und stiftete obendrein — aere perennius — zwei Timesstipendien. Lloyd's ist der große Mittelpunkt des Cityorganismus und all seiner Interessen, die über weite und stürmische Seen vertheilt bis an ferne Küsten reichen und deren ungeheuere Fäden, man könnte sagen das Nervensystem der Welt, welches sie umzweigt und jeden kleinsten Punkt darin berührt, hier auf einen Raum zusammenlaufen, der nicht größer ist als irgendein anderes Zimmer, in welchem Kaffee getrunken und Cigarren geraucht werden. Es ist sehr schwer, eine Vorstellung davon zu geben. Ein jeder der in diesem Zimmer ist, hat zu jeder Zeit und in den letzten Nachrichten, den Zustand des Erdballs vor seinen Augen: Handel und Politik, Wind und Wetter; er hört das Brausen des Sturmes, der den Indischen Ocean aufwühlt und er sieht den Eisberg, welcher an der Küste von Canada das liverpooler Packetschiff gefährdet. Ein Instrument, das sogenannte Anemometer, ist hier aufgestellt, mit einer sehr feinen Maschinerie, welche jeden Wechsel des Windes, seine Richtung und Stärke sowie die Quantität des gefallenen Regens anzeigt. Zwei große Folianten in Leder gebunden, zur Rechten und Linken des Eingangs auf hohen Gestellen, enthalten, das erstere die Nachrichten aller in allen Häfen der Welt eingelaufenen Schiffe, das andere die Unglücksfälle zur See. Nach einem Sturme drängen sich große Haufen um diese beiden Bücher, deren Inhalt an jedem Abend als Lloyd's Liste gedruckt ausgegeben wird. Hier sieht

man die Gesichter und Trachten aller Zonen. Hierher kommen die Kapitäne, um in ihrem Zimmer, The Captains Room, Contracte für neue Reisen abzuschließen; hierher die Schiffseigenthümer und die Assecuradeure, um in dem Underwriter's Room die Versicherungsgeschäfte zu machen. Hier werden die Körper der Schiffe gewogen, wie man eine Hand voll Getreide wiegt; die Namen, die Nummern, die Tonnenzahl, die Bemannung, die Schäden und Vortheile jedes einzelnen Schiffs in der britischen Handelsmarine sind hier genau bekannt. Kein englischer Kauffahrer darf aus einem englischen Hafen auslaufen, der nicht zuvor für seetüchtig erklärt und dann in Lloyd's Register eingetragen wäre; jedes Schiff führt sein Certificat und danach bestimmt sich die Versicherungssumme. Das dritte Zimmer von Lloyd's ist das Kaufmannszimmer, the Merchants Room, ein Lesecabinet mit einem Vorrath von Zeitungen, von welchem man sich schwerlich auch nur einen annähernden Begriff wird machen können. Die großen Kosten dieses Etablissements werden theils aus dem Ertrag von Lloyd's Liste, Abonnements und Inseraten, theils aus den Beiträgen der Mitglieder (circa 2000) bestritten. Denn obwol Lloyd's noch den Namen eines Kaffeehauses hat, so ist es seinem Wesen nach doch ein ganz moderner Club, mit Ballotement und Eintrittsgeld neuer Mitglieder und regelmäßigen Beiträgen der alten. Diesen Charakter hatte Lloyd's, seitdem es 1794 in die Börse übersiedelte; jenes Jahr bezeichnete ungefähr den Zeitpunkt, wo die alten Kaffeehäuser von London sich durchgängig in die modernen Clubs zu verwandeln begannen.

---

# Das Militärsanitätswesen

## und die neuen Reformbestrebungen auf diesem Gebiete.

Vierter Artikel.*)

Das Interesse an der Fürsorge für die im Felde erkrankten und verwundeten Krieger nimmt in neuester Zeit immer großartigere Dimensionen an und verspricht, indem es in die werkthätige mithelfende Action in den Kriegen der Neuzeit eingetreten ist, immer nachhaltigere Wirkungen für die Zukunft.

Hoffnungsvoll begrüßen wir dies gemeinsame Streben unter den Culturvölkern auf dem Boden werkthätiger Humanität, der Anfang ist gemacht, bei gegenseitigem redlichen, dabei einsichtsvollen Willen wird ein Hemmniß nach dem andern fallen und eine nie geahnte Thätigkeit mit segensreichen Folgen theoretisch und praktisch sich entwickeln.

Diese humanistischen Ideen wurden in dem Kriege der nordamerikanischen Freistaaten gegen die Südstaaten in einem Umfange verwirklicht, dessen Großartigkeit in der enormen Summe der freiwilligen Leistungen und der Schnelligkeit ihrer Herbeischaffung besteht.

Mit dem Angriff auf das Fort Sumter am 12. April 1861 begannen die Feindseligkeiten zwischen den Süd- und Nordstaaten. Das Volk sprach unverhohlen seine tiefe

*) Wir glauben unsere Leser um so dringender auf diesen Schlußartikel, welcher die großartigen Leistungen der nordamerikanischen Sanitätscommission und ihre bewunderswerthen Einrichtungen und Erfolge zum ersten mal im Zusammenhange darstellt, aufmerksam machen und die Organisation der freiwilligen Krankenpflege im ganzen und einzelnen zur eifrigen Nachahmung empfehlen zu müssen, je mehr die rasch aufeinanderfolgenden Schlachten des preußischen Feldzugs im Sommer 1866 abermals das Unzureichende der blos militärärztlichen Hülfe an den Tag gelegt haben und sich auch die edle Aufopferung des Johanniterordens, der Diakonissinnen und die gespendete freiwillige Hülfe bei dem Mangel einer großen einheitlichen Organisation noch immer nicht genügend zeigte. D. Red.

Misbilligung aus. Der ruhende Riese erhob sich in dem Gefühle seiner Kraft, beide Parteien begriffen, daß ihr Streit ein Kampf auf Leben und Tod werden und daß dieser Krieg unermeßliche Opfer an Gut und Blut erfordern und viel Leiden und Noth in seinem Gefolge haben würde.

Am folgenden Tage nach dem Bombardement auf das Fort Sumter erließ der Präsident Lincoln seine erste Proclamation, welche die Aushebung von 75000 Freiwilligen anordnete. Die Antwort auf diesen Aufruf war eine enthusiastische. Ueberall fanden umfassende Vorbereitungen zu diesem Zwecke statt. Der Kriegssecretär wurde mit Anerbietungen von ganzen Regimentern seitens der Patrioten belagert, welche ihren Eifer für eine ausreichende Garantie militärischer Fähigkeiten hielten. Es meldeten sich zu viel Freiwillige, sodaß die Regierung sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, eine größere Zahl abzulehnen. Jede Eisenbahnstation war überfüllt von Freiwilligen, welche herbeiströmten, um ihr Land in der Gefahr zu vertheidigen. Unter dem Antriebe glühender Vaterlandsliebe drängten sich die Männer der großen Masse des Volks ohne Rücksicht auf ihre Vermögensverhältnisse zum Dienste in der Landarmee und bei der Marine und boten ihr Leben für das öffentliche Wohl dar.

Es ist einleuchtend, daß zunächst mancherlei Unordnungen eintreten mußten, die Disciplin und die militärische Erfahrung fehlten vollständig. In der Eile rekrutirte und auf gut Glück organisirte Truppen wurden auf das Schlachtfeld geworfen. Diese aus den verschiedenartigsten Lebensverhältnissen zusammengewürfelten Mannschaften begriffen zwar die Bedeutung und den Werth der Grundsätze, für welche sie kämpfen wollten, aber es fehlte ihnen die intelligente Führung. Weder die Offiziere noch die Soldaten verstanden den militärischen Dienst, die Fouriere kannten nicht einmal das Verfahren, welches behufs der Beschaffung des Proviants und der Quartiere angewendet werden muß. Das Militärmedicinalwesen machte davon keine Ausnahme. Die Feldärzte wußten nicht, an wen sie sich zu wenden hatten, um Medicamente, Bandagen und chirurgische Instrumente zu erhalten; die Sachen, welche sie auf dem Medicinalbureau zu ihrer Feldausrüstung fordern mußten, konnte man ihnen nicht geben und sie waren gezwungen, wochenlang zu warten, bis ihre wohlbegründeten Forderungen ausgeführt worden waren.

In dieser wahrhaft beklagenswerthen Unordnung ergriffen einsichtsvolle Männer die Initiative. Man begann in den Familien mit der Beschaffung und Absendung von solchen Gegenständen an die Soldaten, welche diesen irgendwelchen Comfort gewähren konnten. In Kirchen, Schulen, Salons, Privatwohnungen zupfte man Charpie, fertigte Bandagen und Krankenkleider an. Geachtete Medicinalpersonen hielten Vorträge über die Anfertigung dieser Gegenstände. Ueberall in Städten, auf Dörfern, Gehöften bildeten sich Vereine, jeder verlangte eine Anweisung, auf welche Weise er helfen könne.

Am 25. April 1861, neun Tage nach der ersten Proclamation des Präsidenten, fand die erste Versammlung in dem Frauenhospital zu Neuyork statt, mehr als 100 Frauen aus den geachtetsten Familien hatten sich daselbst versammelt zu dem Zwecke, einen Centralverein zu gründen. Man ernannte alsbald ein Comité. Dieses erließ zunächst einen Aufruf an die Frauen Neuyorks, der insbesondere an diejenigen von ihnen gerichtet war, welche sich vorbereiteten, für die Kranken und Verwundeten im Kriege zu sorgen.

Dieser Aufruf, welcher in allen Zeitungen eine große Verbreitung fand, forderte für die Armee ausreichenden ärztlichen Beistand. Der Inhalt dieses Erlasses gründete sich auf die Thatsache, daß die zahlreichen Vereine, die ohne vorheriges Einverständniß, ohne Leitung und Organisation, ohne irgendeine Beziehung zu den militärischen Behörden und ohne Anweisung bezüglich der wahrscheinlichen und zunächst nothwendigen Bedürfnisse der Armee arbeiten, sehr leicht ihren Enthusiasmus in Anstrengungen verschwenden könnten, die in keinem Verhältniß zu ihrem Zweck stehen, daß sie gewisse sehr nöthige Bedürfnisse

vernachlässigen könnten, um andern weniger nöthigen eine übertriebene Aufmerksamkeit zuzuwenden, und endlich, daß sie die Medicinalbehörden ebenso sehr durch die Verschiedenheit wie Unregelmäßigkeit ihrer Anerbietungen in ärgerliche Verlegenheiten setzen könnten.

Der Aufruf war hauptsächlich an die amerikanischen Frauen gerichtet, ihr fürsorgliches Wohlwollen für die Armee fortzusetzen, zunächst durch Darreichung ihrer Geldspenden und ihrer Arbeit behufs Anfertigung von Charpie, Bandagen und anderer Hülfsmittel, welche man den Ambulancen zur Disposition stellen würde, und dann durch persönliche Anbietung zur Krankenpflege.

Absolut nothwendig war es, über diese beiden Punkte die genaueste und bestimmteste Anweisung zu erlangen, welche nur ein das ganze Land umfassender Centralverein geben konnte. Einundneunzig Damen von hervorragender Stellung hatten den Aufruf unterzeichnet, welcher zu einer neuen Versammlung am 29. April im Cooper Institut einlud.

Diese Frauenversammlung war die besuchteste, die je in den Vereinigten Staaten stattgefunden hat. Die Leitung der Debatte wurde hochgestellten Männern anvertraut. Mr. *Hamlin*, Vicepräsident der Vereinigten Staaten, hielt die Rede, die Doctoren Bellows, *Bethune*, Mott, sämmtlich als Philanthropen in Europa bekannt, nahmen lebhaften Antheil an der Debatte. Der Präsident ernannte ein Organisationscomité, welches die Damen Neuyorks zu einer Gesellschaft: „Frauencentralhülfsverein für ärztlichen Beistand“, vereinigte. Die Statuten setzten den Zweck und die Bedeutung des Vereins auseinander:

1) Sammlung und Verbreitung der aus den officiellen Quellen geschöpften Nachweise, betreffend die gegenwärtigen und wahrscheinlichen Bedürfnisse der Armee.

2) Gründung einer officiellen Correspondenz zwischen dem Verein und dem Medicinalstabe der Armee.

3) Vereinigung mit dem ärztlichen Verein zu Neuyork behufs Etablirung eines Centraldepots für Charpie und Bandagen.

4) Anregung und Entgegennahme der Unterstützung der Localvereine.

5) Eröffnung eines Bureau für die Prüfung und Eintragung der Aspiranten, welche sich für den Dienst als Heilgehülfen und Krankenpfleger ausbilden wollten.

6) Das Ergreifen der nöthigen Maßregeln, um sich einer genügenden Zahl von erfahrenen Krankenpflegern für die Bedürfnisse des Kriegs zu vergewissern.

Der berühmte Arzt Valentin Mott wurde zum Präsidenten, Dr. Bellows zum Vicepräsidenten und der ausgezeichnete Publicist Mr. T. Law Olmsted zum Generalsecretär des Vereins erwählt.

Die erste Arbeit des Centralvereins bestand darin, sich genaue authentische Nachweise über die Bedürfnisse der Armee zu verschaffen. Folgerichtig stellte man an den Generalproviantmeister und an die höchste Medicinalperson der regulären Armee wohlerwogene Fragen über zwei Punkte: erstens über die Function des Medicinalstabes der Armee und über die Möglichkeit eines Einverständnisses zwischen diesem Stabe und dem Centralhülfsverein hinsichtlich einer gemeinsamen Thätigkeit; zweitens über das Wesen und die Wichtigkeit der freiwilligen Hülfe, deren man wahrscheinlich bedürfen würde.

Außerdem verlangte das Comité kategorische Antworten auf verschiedene Fragen, von denen wir nur die folgenden anführen:

1) Welches sind die bestimmten Functionen des Medicinalstabes bei der Armee in Kriegszeiten? Wie können freiwillige Helfer nützlich sein, ohne die Anordnungen und Erfordernisse der Disciplin zu beeinträchtigen?

2) Welches sind die von der Regierung den Kranken und Verwundeten gewährten täglichen Nahrungsmittel? Können freiwillige Anerbietungen irgendeine Lücke ausfüllen?

3) Welches sind die dringlichsten Erfordernisse an ärztlichen Mitteln, welche noch nicht zur Disposition des Medicinalstabes der Armee stehen?

4) Ist es wünschenswerth, ist es überhaupt möglich, sich mit dem Medicinalstabe zu Washington, mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten und dem Kriegsminister officiell zu verständigen, um dauernde Beziehungen zwischen dem feldärztlichen Corps der Armee und den freiwilligen Hülfsvereinen zu unterhalten?

5) Wie viele Soldaten werden, aller Wahrscheinlichkeit nach, während des Kriegs im Felde sein?

6) Welches ist das Verhältniß der Krankheiten in unsern Armeen, ganz unabhängig von den klimatischen Verhältnissen und dem Lagerleben?

7) In welcher Weise werden unsere Soldaten von dem Wechsel des Klimas und des Landes berührt? Welches ist der Umfang und welches sind die wahrscheinlichen Folgen der verschiedenen Ortsveränderungen, denen sie unterworfen sein müssen?

8) Welches sind die außergewöhnlichen Krankheiten, denen unsere Armee ausgesetzt sein wird?

9) Welches ist das gewöhnliche Verhältniß der Krankheitsfälle, der Verwundungen und anderer Zufälle in den Feldarmeen?

10) Welches war das Verhältniß der Todten und der Krankheitsfälle bei den eingestellten Mannschaften in dem mexicanischen Kriege 1846?

11) Haben die gegenwärtigen Kriege in den Vereinigten Staaten oder anderweitig die Ansichten der Aerzte bezüglich der Gesundheitspflege bei den Armeen geändert?

12) Kann man die wahrscheinliche Zahl der Krankheitsfälle, den Charakter derselben nicht andeutungsweise vorausbestimmen und danach die geeigneten Mittel angeben?

13) Kann man sich mit Vorbeugungsmitteln beschäftigen? Könnten diese nicht vermittels einer Untersuchung der muthmaßlich vorkommenden Krankheiten gefunden werden, um dann diejenigen festzustellen, welche unabweislich nothwendigen, und diejenigen, welche nur zufälligen Ursachen zuzuschreiben sind? Welchen von diesen könnte man zuvorkommen, welchen abhelfen?

14) Wären alle diese erwähnten Erwägungen nicht auf die folgenden zurückzuführen: Welches ist der physische Zustand der Rekruten? Welches ist die Beschaffenheit ihrer Nahrungsmittel und die Mittel zur Zubereitung derselben? In welchem Zustande befindet sich die Bekleidung? Welches ist die Lage und Beschaffenheit der Lager?

15) Könnte man nicht den Procentsatz der Todten und Verwundeten auf ein Minimum herabsetzen, indem man die Kraft der Armee gleichzeitig auf das Maximum steigerte? Könnte man nicht zu diesem Resultat gelangen durch eine aufmerksamere Beaufsichtigung der Soldatenverpflegung, durch ein verbessertes Küchensystem, durch eine beständige Controle der Gesundheitspflege, der Bekleidung, der Marschvorbereitung u. s. w. bei den Truppen?

16) Sind auch die Truppenkörper mit praktischem, wissenschaftlich gebildetem und der Zahl nach ausreichendem ärztlichen Personal versehen? Auf welche Weise ist den freiwilligen Hospitalgehülfen die Kenntniß und die Praxis der Militärgesundheitspflege beizubringen?

17) Werden die Conscribirten oder die Freiwilligen Nutzen haben von den die Gesundheitspflege betreffenden Rathschlägen, die ihnen ans Herz gelegt werden, wenn man diese sanitätischen Vorsichtsmaßregeln nicht als einen durch Befehl des Kriegssecretärs obligatorisch hingestellten Gegenstand der Disciplin anzusehen braucht? Welches sind die praktisch bewährten Mittel, um die ernste Aufmerksamkeit der Soldaten auf dasjenige zu lenken, was ihrer Gesundheit dienlich ist?

Diese Fragen, durch ihre Einfachheit auch dem Laien verständlich, treffen doch die Kernpunkte der Sache. Sie zeugen ebenso von tiefer Kenntniß der realen, auf die Feldsanität bezüglichen Verhältnisse, wie von besonnener Erwägung alles dessen, was geschehen

muß, um dem Humanitätsprincip auf diesem Gebiete die volle Geltung zu verschaffen Sie sind mit solcher Sorgfalt abgefaßt, daß es dem Beantwortenden fast unmöglich wird, irgendeine wichtige Thatsache aus dem Bereich der Gesundheitspflege im Kriege zu verschweigen, und bekunden, daß an der Spitze des Comité sich Männer von Fach befanden, welche nicht allein ihre Aufgabe vollständig begriffen hatten, sondern derselben auch gewachsen waren; andererseits aber bestätigen sie auch, daß die amtlichen Sanitätseinrichtungen noch im höchsten Grade ungenügend gewesen sein müssen.

Der Chef des Militärmedicinalwesens ermangelte nicht, in seiner Erwiderung zu sagen, daß er, von der Wichtigkeit der Fragen überzeugt, den lobenswerthen Motiven der Fragesteller volle Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse, indessen zweifle er bei reiflicher Ueberlegung, daß das Comité seine Ueberzeugung in Rücksicht auf die Leistungen des ärztlichen Corps theile. Dasselbe habe in dem mexicanischen Feldzuge bewiesen, daß es den riesenhaften Schwierigkeiten seiner Aufgabe wohl gewachsen sei. Die öffentliche Meinung habe sich in Bezug auf den amtlichen Sanitätsdienst unnöthigerweise aufregen lassen, unter der Leitung eines competenten Medicinalbureau würde alles nach Wunsch gehen. Uebrigens wäre die Regierung vollkommen im Stande, den Truppen alles das zu liefern, was sie nöthig hätten oder haben könnten, und die Mühe, welche sich das Comité geben wollte, könnte nicht den geringsten Nutzen bringen. Um indeß nicht gänzlich das Anerbieten der Philanthropen abzulehnen, gestattete er, eine kleine Quantität secundärer Gegenstände zu liefern, wie Nachtkleider, Nachthemden, Flanellkittel, Schuhe, Pantoffeln, wollene Binden u. s. w. Er hoffte mit Bestimmtheit, dank dieser wenn auch geringfügigen Concession, daß das Hülfscentralcomité und seine Zweigvereine sich nach Lieferung dieser Kleinigkeiten von der bewunderungswürdigen Leistungsfähigkeit des Medicinaldepartements, allen nur möglichen Bedürfnissen abzuhelfen, überzeugt haben, sich nach und nach beruhigen und sich nicht in Sachen mischen würden, um die sie sich nicht zu kümmern brauchten. Alles war darauf berechnet, die unbefugte Ausübung eines vermeintlichen Rechts zu verhindern.

Diese Ablehnung wirkte indessen keineswegs entmuthigend, das Comité war auf dem einmal betretenen Wege zu weit vorgeschritten, die Vereinsstatuten waren bereits unterzeichnet und einer von den Paragraphen bestimmte ausdrücklich, daß das ausführende Comité directe Verbindungen mit dem Medicinalstabe der Armee einzurichten habe. Man beschloß daher nach langer Berathung und ernstem Meinungsaustausch, eine Deputation nach Washington abzusenden, um sich mit dem Kriegsminister und dem Chef des Militärmedicinalwesens zu verständigen. Diese Deputation bestand aus dem ehrenwerthen Bellows, den Doctoren Jakob Harsen, Elisha Harris und W. H. van Buren, aus Männern, ebenso ausgezeichnet durch ihre eminenten Kenntnisse wie durch ihre höchst einflußreiche und selbständige bürgerliche Stellung.

Die Verwaltung in Washington befand sich in der entsetzlichsten Verwirrung. Die Begebenheiten waren plötzlich hereingebrochen, die leitenden Persönlichkeiten konnten unvorbereitet bei der überwältigenden Macht derselben die Situation wenigstens für den Augenblick nicht in ihrem ganzen Umfange beherrschen. Die Ansprüche, welche an die Armee, an das Land und an die Leitung beider bei der zwingenden Nothwendigkeit der Gegenwart gemacht werden mußten, hatten riesige Dimensionen angenommen. Stunde auf Stunde kamen Tausende von Freiwilligen, ohne daß irgendeine Vorbereitung für ihre Unterkunft getroffen war. Man war aufgeregt durch die Ernennung einer Menge von Offizieren, denen es an speciellen Fachkenntnissen fehlte, es war nicht der zehnte Theil der nöthigen Beamten auf dem Kriegsministerium vorhanden.

Die Regierung war nicht im Stande, der Deputation auf ihre zahlreichen Fragen genügende Antworten zu ertheilen. Die Delegirten begriffen alsbald die Unmöglichkeit, die ihnen anvertraute Mission zu erfüllen.

Unter diesen Umständen kam die auf sich angewiesene Deputation auf die glückliche Idee, eine permanente Sanitätscommission mit einem vollständig organisirten Beamtenpersonal und beständigem Bureau in Washington, dem Sitz der Centralregierung, zu gründen; sie überzeugte sich, daß es nöthig war, in ihrer Thätigkeit unabhängig von der Administration allein vorzugehen. Die Delegirten begriffen alsbald, daß ein freiwilliges Corps durchaus verschieden sei von regulären Truppen, sowol dem Wesen wie den Bedürfnissen nach. Man konnte nicht erwarten, daß Menschen, welche von ihren bürgerlichen Gewohnheiten noch ganz erfüllt waren und nicht die geringste Vorstellung von dem Leben im Felde hatten, in eine gänzlich verschiedene Lebenssphäre eintreten würden, ohne ihre neuen Erfahrungen theuer zu erkaufen.

Es war daher geboten, die Armee vor der Vernachlässigung der Gesundheit zu warnen, ebenso auf die Vortheile hinzuweisen, welche derselben aus der stricten Befolgung der Gesundheitsmaßregeln erwachsen würden. Der erste Schritt bestand darin, bei der Regierung zu beantragen, daß sie eine Commission bilden dürften, welche speciell die militärische Gesundheitspflege studirte, um dann die gesammelten Berichte über diese Frage unter den Soldaten zu verbreiten. Damit aber diese Commission sich nützlich erweisen könnte, war es durchaus nothwendig, derselben eine gewisse Vollmacht zu übertragen, analog derjenigen, welche man in dem Krimkriege in Frankreich und in England einer ähnlichen Commission übertragen hatte. In der Armee werden Rathschläge nur respectirt, wenn sie von denen ausgehen, welche auch die Macht haben zu befehlen. Die Umstände forderten eine Institution, die gleichsam einen Theil der Regierung bildete und welche mit geeigneter Macht versehen war, um die für nöthig erachteten Reformen vorzuschlagen und auszuführen. Aber die Regierung war nicht befugt, solche Machtbefugnisse zu übertragen, und daher begnügte sich die Commission, da sie weder das Recht noch die Macht erlangen konnte, einfach die Dienste einer Sanitätscommission auszuüben. Besser allerdings hätte die Regierung gethan, wenn sie die Schwierigkeit eingesehen und dem Werke sofort die nöthige Organisation gegeben hätte.

Man gestattete der Commission, specielle Berichte zu sammeln, die Lager zu besuchen und durch ihren moralischen Einfluß diejenigen Maßregeln bei der Armee einzuführen, welche ihr für das Wohl derselben nützlich schienen. Diese halbofficielle Anerkennung der Commission erfolgte unter einer bestimmten Einschränkung. Die Regierung machte nämlich die Bedingung, daß der Medicinalstab zu allen zu ergreifenden Anordnungen seine Zustimmung geben müsse.

Der Chef des Militärmedicinalwesens, Dr. R. Wood, sympathisirte mit der Deputation und dem Verein, welchen sie repräsentirte. Seine Zustimmung wurde bald erreicht; auch darin stimmte Dr. Wood überein, daß der Kriegssecretär M. Cameron eine Commission ernannte, welche sich mit dem Comité in Verbindung setzte.

Als Zeichen der Absicht, in beständigem guten Einvernehmen zu bleiben, galt die Ernennung von intelligenten Offizieren der regulären Armee und zunächst des Generalchirurgen. Leider blieb die officielle Constituirung aus, weil der Chef des Militärmedicinalwesens, Lawson, infolge einer Erkrankung längere Zeit hindurch arbeitsunfähig war. Die Sache blieb liegen, sie schwebte zwischen dem Kriegssecretariat und dem Medicinalbureau. Dr. Finley, welcher infolge seiner Altersprärogative nach dem Tode Lawson's zum Chef des Militärmedicinalwesens ernannt worden war, hatte dieselben Vorurtheile wie sein Vorgänger und war fest entschlossen, nichts zu gestatten, was nicht von ihm oder von seinem Bureau veranlaßt worden wäre. Der Versuch, mit der Medicinalverwaltung des Staats in Verbindung zu treten, scheiterte für diesmal an einer bureaukratisch ablehnenden Antwort.

Nach einem Monat Zuwartens gewann die Deputation zum Theil den Kriegssecretär

für ihre Ansichten, aber selbst dann noch legte der Chef des Militärmedicinalwesens die bewilligte Autorisation lahm, indem er eine Clausel hinzufügte, welche die Thätigkeit der Commission auf die freiwilligen Truppen beschränkte. Die Offiziere der regulären Armee betrachteten die Milizen seit langer Zeit mit einer großen Geringschätzung und daher ist die vorhin genannte Stipulation vielleicht durch den Wunsch eingegeben worden, die Volontäre der Gnade einer Commission anheimzugeben, welche, davon war der Generalchirurg überzeugt, unfähig sein würde, den geringsten Dienst zu leisten.

Von dem Tage, an welchem sich das Comité an den Minister wandte, bis zum 9. Juni 1861, dem Tage der Unterzeichnung des Autorisationsdecrets, waren acht Wochen verflossen. Am 13. Juni erfolgte die officielle Zustimmung des Präsidenten und die Sanitätscommission war endlich gesetzlich constituirt. Der Kriegssecretär hatte gleichzeitig den Organisationsplan untersucht und diesem seine Zustimmung gegeben.

Der Charakter der 22 die Commission bildenden Mitglieder bürgte für den Erfolg.

Präsident und erster vollziehender Agent war Dr. William Bellows, ein gelehrter Theolog und bekannter Philanthrop.

Als Generalsecretär fungirte Mr. Frederic Olmsted, ein Mann von großer Erfahrung, begabt mit ausgesprochenem Organisationstalent und mit praktischem Sinn.

Von den Militärs war der eine Chef des Generalstabes des Generals Scott, des Höchstcommandirenden der Armee der Vereinigten Staaten, der zweite einer von den activen Beamten des Medicinalbureau, ein dritter stand an der Spitze des Commissariats, zwei andere waren frühere Beamte des Kriegssecretariats, ein sechster hatte in der Fremde gedient, ein siebenter erfreute sich eines gewissen Rufs in der Wissenschaft, ein achter, noch Beamter des Kriegssecretariats, war ein geschickter Mediciner mit specieller Erfahrung, die andern waren nicht minder durch ihre bürgerliche Lebensstellung ausgezeichnete Männer.

Das officielle ministerielle Document gab der neuen Institution den Titel: Sanitätscommission für Nachforschung und Rathertheilung im Interesse der Gesundheitspflege bei den Truppen der Vereinigten Staaten, oder: Untersuchende und rathertheilende Sanitätscommission u. s. w. Der officielle Titel der Commission war: A Sanitary Commission of inquiry and advice in respect of the sanitary interests of the United States forces.

Nach der Bezeichnung in der Autorisation hatte die Commission die Aufgabe, über die Anordnungen und militärischen Gebräuche bezüglich der Gesundheitspflege der Rekruten und der Soldaten im activen Dienst Untersuchungen anzustellen, den Gesundheitszustand der Freiwilligen sowie die Mittel zu studiren, deren Gesundheit zu erhalten oder wiederherzustellen, das allgemeine Wohlsein der Truppen und ihren guten Dienstzustand zu befestigen, darüber zu wachen, daß eine genügende Anzahl von Köchen, Krankenwärtern und Ambulancen vorhanden sei u. s. w.

Das officielle Document fügte hinzu, daß die Commission befugt sei, Reglements zu verfassen, wie sie derselben geeignet erschienen, und daß diese Reglements, nachdem sie durch den Kriegssecretär gebilligt worden, der Commission als allgemeine Richtschnur in ihren Untersuchungen dienen müßten.

Ferner wurde die Commission eingeladen, mit dem Kriegsministerium und dem Medicinalbureau in Correspondenz zu treten, um über die Resultate ihrer Untersuchung Rechenschaft zu geben und von Zeit zu Zeit die Beobachtungen und Folgerungen mitzutheilen, welche ihr wichtig erschienen.

Die Haltung des Chefs des Medicinalbureau ließ nicht große Cordialität zwischen den beiden Institutionen, der alten und neuen, erwarten. Der Fehler lag nicht auf seiten der Commission, die Mitglieder derselben hatten ihre delicate Stellung wohl begriffen, sie kannten die unvermeidliche Eifersucht, deren Opfer sie werden mußten, sie ließen dem

Bureau und seinem Chef volle Gerechtigkeit widerfahren, indem sie die Aufrichtigkeit seiner Motive und die Ehrlichkeit seiner Absichten anerkannten. Sie selbst hatten in Bezug auf die Erfüllung der ärztlichen Pflichten unbegrenztes Vertrauen zu diesem Corps; aber dieses Vertrauen wurde erschüttert, als sie die Unfähigkeit der öffentlichen Beamten und den Mangel an praktischen Kenntnissen bestätigen mußten, welche für die Armee die Ursache grausamer Leiden wurde. Ihre persönlichen Anstrengungen mußten sie verdoppeln, da sie nicht gemeinsam mit den medicinischen Autoritäten wirken konnten; sie mußten sich der Presse bedienen, um auf diesem Wege die Unfähigkeit und die schlagenden Irrthümer nachzuweisen, sie remonstrirten privatim, sie wandten sich auch an den Congreß, an die öffentliche Meinung. Die Ausgangspunkte beider Institutionen, der amtlichen und privaten, waren ganz verschieden, sie hatten miteinander nichts gemein bezüglich der Mittel und des Personals. Die Sanitätscommission war aus dem Volke hervorgegangen, stand in beständiger Verbindung mit demselben und kannte die Bedürfnisse des Freiwilligen besser als der Bureaukrat.

Entschlossen, keine Zeit mit unfruchtbaren Anklagen zu verlieren und jedes Misverständniß zu vermeiden, ging die Commission ans Werk. Sie eröffnete ohne Zögern ein Centralbureau zu Washington und wählte Agenten und Beamte. Der Präsident derselben und sein Secretär machten eine Reise nach dem Ohio und dem Mississippi, wo sich die Truppen sammelten, andere Agenten gingen zu gleicher Zeit zu den Armeen im Osten, um sich von den hygienischen und anderweitigen Zuständen Kenntniß zu verschaffen. Sie machten schon vor der ersten Schlacht von Bull's Run Anstrengungen, den Krankheiten zuvorzukommen durch eine ausgedehnte und gründliche Inspection der Sanitätszustände, durch Verbreitung von vielen tausend Broschüren über Gesundheitspflege an die Freiwilligen in jeder Division, in jedem Corps und Regiment zur Information über das diätetische Verhalten in ihren nunmehr neuen Verhältnissen. Zu diesen, wenn auch vielleicht anfangs beargwöhnten, so doch keineswegs überflüssigen, weil durch die Noth gebotenen Hülfsleistungen war die Sanitätscommission vollkommen berechtigt.

Nach der Schlacht von Bull's Run und Manasses fehlte es factisch an allem, selbst Schwämme und Wasser waren nicht vorhanden, sodaß die Aerzte auf dem Schlachtfelde und in den Ambulancen in ihrer Thätigkeit vollständig gelähmt waren, sie fühlten sich glücklich, wenn sie irgendwo noch zurückgelassene Bandagen vorfanden.

Die ganze Unionsarmee, vom panischen Schrecken ergriffen, nahm reißaus, selbst die Führer der Ambulancen waren nicht zu halten, nur die Militärärzte fuhren fort, ihre Pflicht an Freund und Feind zu üben. Dieses Verhalten bestätigen die Generale Johnston und Beauregard, sie bemerken dabei gleichzeitig, daß diese Handlungsweise mit Gefahren für das Leben der Aerzte verknüpft war. Thatsächlich steht es fest, daß Dr. Powell, ein vielbeschäftigter Chirurg in Neuyork, auf brutale Weise in dem Augenblick ermordet wurde, als er mit der Bettung der Verwundeten in den Ambulancen beschäftigt war. Sechs andere Militärärzte hatte man gefangen genommen, dieselben jedoch bald wieder freigegeben.

Den 9. Juli, drei Wochen nach der Constituirung, überreichte der Secretär einen umständlichen Bericht über den Gesundheitszustand der Armee und über die wahrscheinlichen Bedürfnisse der freiwilligen Regimenter. Darin wird besonders die praktische Wichtigkeit der Ordnung, der Disciplin und der militärischen Erziehung hervorgehoben als ein kräftiges Mittel, das Wohlsein und die physischen Fähigkeiten des Soldaten zu entwickeln. Speciell deutete man darauf hin, daß die Gesundheit, der Comfort und die moralische und physische Kraft der Kämpfenden größtentheils abhinge von der beständigen Besonnenheit, der persönlichen Wachsamkeit und unbestrittenen Autorität der Offiziere

und daß die größten Fehler des Commissariats und der Lagerpolizei in der laxen Disciplin und in Vernachlässigungen von seiten der Offiziere zu suchen wären.

Aeußerst schwierig war die Situation der amerikanischen Regierung im Vergleich zu derjenigen der europäischen Regierungen, welche stets bestrebt sind, die Ueberlieferungen des militärischen Geistes wieder neu zu beleben als ein Element nicht allein der Kraft, sondern auch der moralischen Erziehung, insofern dadurch die Nationen zur Zucht und zur Beobachtung der Pflicht herangebildet werden.

Die Commission organisirte ein vollständiges System zur Versorgung der Hospitäler mit Hülfsmitteln und alsbald wurden Verzweigungen dieses Systems bis zu jedem Armeeposten eingerichtet, um das, was das Medicinalbureau unvermeidlich vergessen mußte, zu ergänzen.

Die Commission gewährte oft den Kranken und Verwundeten den größten Theil der Hülfe. Sechs Monate nach ihrer Organisation zu einer Zeit, wo die militärischen Streitkräfte noch verhältnißmäßig gering waren, hatte die Commission 6000 Verwundete unterstützt und dieselben vom Schlachtfelde und aus den Hospitälern zu ihren Verwandten gebracht. Die Ereignisse des Kriegs steigerten die Energie und die Thätigkeit der Commission. Sie bewerkstelligte die Einrichtung einer Empfangsstation zu Washington, „Des Soldaten Ruhe“ genannt, um schneller den zahlreich eintreffenden Freiwilligen, welche jeder neue Zug brachte, die Mittel zu gewähren, sich zu waschen, auszuruhen und sich zu erfrischen. Im Westen wurden ähnliche Unterkunftsräume für die durchpassirenden Truppen errichtet. Eine fernere Einrichtung der Sanitätscommission bestand in der Vertheilung von Fragelisten. Jeder Lagerinspecteur hatte dasselbe Frageverzeichniß. Im September 1861 waren mehr als 400 solcher Formulare mit den verlangten Nachweisungen ausgefüllt, aus denen der Secretär eine klare Uebersicht aufstellen ließ.

Nachdem so der Gesundheitszustand, die Ursachen der Krankheiten in diesem und jenem Regiment constatirt worden waren, wußten die öffentlichen Behörden, welche Mittel anzuwenden seien.

Die Commission hatte bis dahin nur Nachforschungen anstellen und Rath ertheilen wollen, aber ihr Bericht konnte melden, daß sie vermittels der ihr durch die patriotische Opferwilligkeit zur Disposition gestellten Mittel den zunehmenden Bedürfnissen gewachsen war. 34500 Krankenbekleidungsstücke für Lazarethkranke wurden außer einer großen Anzahl von nicht specificirten Gegenständen im November 1861 durch das Depot in Washington allein an 836 Hospitäler vertheilt. Im Osten waren aus dem Depot zu Cleveland 69000 Artikel empfangen worden, dazu kamen noch 51000 Artikel, ohne daß dabei die mit Proviant für die Hospitäler gefüllten Tonnen gezählt wurden, welche nach verschiedenen Richtungen an die Armee im Mississippithale abgesandt worden waren.

Man mußte auch an die Wechselfälle des Kriegs, mithin auch daran denken, daß einmal der siegende Feind viel von solchen Beständen für den eigenen Bedarf mitnehmen kann. Die großartigen Leistungen ließen den gehofften Erfolg vermissen, weil einerseits die Organisation der Commission selbst der Situation nicht entsprach und demgemäß erweitert und vervollständigt werden mußte und andererseits, weil eine innige Uebereinstimmung mit der Heeresverwaltung nicht zu Stande gekommen war.

Die Commission sah immer mehr die Nothwendigkeit ein, daß das Medicinalbureau mit ihr Hand in Hand arbeiten müsse, aber der Chefarzt der Armee, alt und bureaukratisch, wollte von der Gemeinsamkeit mit der Commission nichts wissen. Diese beabsichtigte daher, in das bisherige System, welches bei Besetzung des wichtigsten Medicinalamtes der Armee die Alterspärogative stets als entscheidend in die Wagschale legte, eine Bresche zu schießen. Sie verlangte ein enges Zusammenwirken und erklärte, daß das Medicinalbureau so lange nicht in der erforderlichen Weise administrirt werden könne,

solange es von einem Manne geleitet würde, der es sich zur Aufgabe mache, den „Rath und den Beistand“ zu ignoriren und abzuweisen, den der Kriegssecretär ausdrücklich gefordert habe. Es wurde daher beschlossen, an den Congreß zu appelliren, damit das alte System reformirt und ein neuer Chefarzt der Armee ernannt würde. Die freie unabhängige Presse wurde benutzt, um die Frage vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Die Militärabtheilung in beiden Kammern des Congresses wurde mit dieser Angelegenheit überrascht, es wurde die Bill eingebracht: „Aufhebung des Princips der ausschließlichen Anciennetät und Wahl desjenigen Candidaten, welcher seitens des Medicinalcorps der ganzen Armee als der fähigste präsentirt werden würde.“ Nach gemeinschaftlicher Berathung wählte man einen jüngern Mann, Dr. William A. Hammond aus Pennsylvanien, der im Besitz des vollständigen Vertrauens beim Volke und bei der Armee war; Dr. Finley wurde auf seinen Antrag entlassen. Durch diesen Personenwechsel wurde der ersehnte Sieg errungen, eine gemeinsame Thätigkeit der Offiziere und der Behörden der Armee sowie der Beamten der Commission herbeigeführt.

Die Absicht der Commission bestand nicht darin, den Medicinalstab zu verdrängen, sondern dessen Thätigkeit zu vervollständigen, zu kräftigen, dem Soldaten zu zeigen, daß die Regierung sein wahrer Freund sei, und die amtliche Verwaltung allmählich zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Wenn die mächtige Verwaltungsmaschine allein im Stande gewesen wäre, das Werk der Sanitätscommission zu vollführen, so hätte letztere sich wol auflösen müssen. Es war nicht ohne Bedenken, die Arbeit der Regierung zu übernehmen. Die Frage stellte sich unwillkürlich von selbst: „Werden die Beamten nicht nachlässig, wenn sich Freiwillige in Masse finden, ihre Arbeit zu übernehmen?“ Eine gewisse Linie darf von seiten des öffentlichen Wohlwollens nicht überschritten werden, um den Eifer der officiellen Beamten für die Sache nicht erkalten zu lassen.

Der specielle Zweck der Sanitätscommission war, die Volkssympathien zu leiten, auf die unzähligen Anerbietungen von Dienstleistungen und Gegenständen aller Art zu antworten, kein Vorurtheil über die Zucht der Armee aufkommen zu lassen und zu gleicher Zeit den Soldaten die größte Summe von Vortheilen zu verschaffen. Es wäre grausam, ja ein Verbrechen gewesen, den nationalen Enthusiasmus festzuhalten, beklagenswerth aber auf der andern Seite auch die Entwickelung der administrativen Leitung zu vernachlässigen. Die Commission fand den Mittelweg, sie versöhnte beide Parteien, sie einigte sie zu gemeinsamem Handeln. Es gelang ihr, eine bedeutende Schwierigkeit geschickt hinwegzuräumen. Jeder Staat, jede Stadt, jedes Dorf wollte seine Contributionen durch Vertrauensagenten an bestimmte Compagnien und Regimenter vertheilt haben, den eigenen Freunden und Genossen den Nutzen der Gaben und Opfer zuwenden. Dieses Bestreben durchkreuzte die Anstrengungen des Centralcomité. Die Forderungen des Kriegs, der beständige Wechsel der Regimenter auf den Schlachtfeldern machte die Erfüllung der Wünsche der Localvereine zuletzt unmöglich.

An die Stelle dieses Vortheils der unabhängigen und isolirten Gesellschaft stellte die Commission ein weit patriotischeres Princip, nämlich dasjenige des Interesses der Zusammengehörigkeit.

Das Volk folgte den Vorstellungen der Commission und setzte sich über die Eitelkeit hinweg, zu diesem oder jenem Staate zu gehören, was zuletzt zu vielen Fatalitäten geführt hätte, es opferte die localen Vorurtheile auf dem Altar des Gemeinwohls und gab so den überzeugenden Beweis von seinem treuen Patriotismus und von einer Energie, die es befähigten, die Krisis glücklich zu überstehen.

Besonders war es die warme und edle Sympathie der amerikanischen Frauen, durch welche die Anstrengungen der Commission unterstützt wurden und welche denselben zum Sieg verhalfen.

So standen mit den 15 Nebenvereinen des Muttervereins nicht weniger als 32000 Hülfsgesellschaften in Verbindung, welche sämmtlich von den Frauen geleitet wurden und welche durch das gemeinsame Interesse für das große Nationalwerk miteinander verbunden waren.

Die „Quarterly Review" des Monats Januar 1864 berichtet über den großen Verkauf, der in Chicago zu Gunsten der Sanitätscommission stattfand. Die Bevölkerung des Nordwestens war eingeladen, Geschenke jeder Art zu bringen. Am 26. Oct. 1863 sah man in den Straßen von Chicago eine förmliche Procession von Wagen, 5 Kilometer lang, beladen mit Waaren, Vorräthen. Die Läden waren geschlossen, die Stadt in Festlichkeit. Zwei Wochen dauerte diese Manifestation. Diejenigen, welche nichts anderes geben konnten, brachten Geflügel von ihrem Hofe, Ochsen, Büffel, Färsen aus dem Stalle, die Farmer boten die Eigenthümerbriefe über einige Morgen Landes an, arme Landleute brachten einen Scheffel Getreide oder Kartoffeln, oder wol gar Schnüre mit Zwiebeln; selbst Karren voll Heu, 10 und 20 Kilometer weit gebracht, wurden auf dem *Markte* verkauft. Auf allen Wegen, welche nach der Stadt führten, begegnete man Wagen, beladen mit den verschiedenartigsten Gegenständen: Kohl, Fußbekleidung, Enten, mit Fässern mit Rüben, Töpfen mit Butter, Säcken mit Bohnen. Alles hielt vor dem Bazar, der geöffnet war zum Vortheil der Sanitätscommission.

Die Arbeiter und Handwerker der Stadt standen den Landleuten in Opferwilligkeit nicht nach; die Fabrikanten schickten ihr bestes Pianino, ihren besten Pflug, ihre besten Dreschflegel, ihre beste Nähmaschine. Alle Gegenstände des Landbaues, der Mechanik figurirten in dem Bazar. Alle Vorbereitungen waren den Frauen überlassen worden. Sie hatten auch die Leitung der anstoßenden großen Restauration übernommen. 1500 Personen wurden in dieser 14 Tage hindurch unentgeltlich bewirthet. Die Stadt war behufs der Lieferung der Verpflegung in Viertel getheilt. Die Arrangements waren *trefflich*, die Gegenstände übersichtlich geordnet, das Ganze war so recht geeignet, den bürgerlichen Gemeinsinn in das rechte Licht zu stellen.

Alle Trinkgelder kamen der Sanitätscommission zugute. Hundert junge Mädchen warteten auf, der pecuniäre Erfolg entsprach den Erwartungen. Mehr als 800000 Frs. kamen beim Verkauf heraus.

Solche Kundgebungen spornten den Eifer überall an und ermuthigten die Anstrengungen derjenigen, denen die Leitung der Sanitätscommission anvertraut war.

Der Operationsplan der Sanitätscommission, das große Geheimniß der Erfolge der Commission ist nicht allein in dem Enthusiasmus ihrer Freunde und Anhänger zu suchen, sondern hauptsächlich in dem systematischen Vorgehen und Handeln ihrer Agenten, in der Pünktlichkeit ihrer Anordnungen. Ueberall sind sie mit ihren Gehülfen gegenwärtig, überall in Thätigkeit, mitten in den Gefahren der Schlacht wie im Hospital. Die Commission wagt mehr als der Chefarzt der Armee, sie rückt mit ihren Wagen und ihren Hülfsmitteln bis zur Schlachtlinie vor, sie wagt den Verlust dieser Hülfsmittel an den Feind, um nur schneller den Freunden zu Hülfe zu kommen. Mehr als einmal waren die Ambulancen der Armee zu weit vom Orte der Action entfernt, sie kamen weit später an, nachdem die Agenten der Commission bereits ihre Mittel an die Blessirten und Sterbenden vertheilt hatten.

Zu jeder Zeit herrschte der Geist der systematischen Ordnung. Die Instructionen, welche den Agenten der Commission gegeben wurden, stimmten vollkommen mit denjenigen überein, welche zur Richtschnur in den Reihen der Armee dienen. Man hat den Agenten als erste Pflicht auferlegt, sich mit den Militärärzten in Einverständniß zu setzen; kein Artikel wurde ohne specielle Ordre der letztern gegeben. Keine Vertheilung von pharmaceutischen Artikeln wurde ohne Autorisation ausgeführt. Man bestand strenge auf

der Hospitaldisciplin und man erlaubte sich unter keinem Vorwande eine Uebertretung der Reglements. Hätte man die Agenten mit indiscretem Eifer sich in dies und das mischen lassen, so würde die Commission jeden Credit bei dem Kriegssecretariat und dem Chefarzt der Armee verloren haben. Sie ließ ihren Beamten durchaus nicht freie Hand, sie wählte geeignete Männer, um sie mit voller Zustimmung der dienstthuenden Militärärzte die Hospitäler inspiciren zu lassen, sie erlangte auf diese Weise die Mithülfe der Beamten, verständigte sich mit dem Medicinalpersonal, welches zu jeder Zeit nach Bedürfniß ihre Hülfsmittel in Anspruch nehmen konnte. Bei der Wahl der Krankenwärter war sie darauf bedacht, in Uebereinstimmung mit den Medicinalbeamten zu handeln. Unter den Tausenden von Candidaten nahm sie nur diejenigen an, die vollständig geeignet waren, sich den Vorschriften der Chirurgen zu fügen. Zweihundert Krankenwärterinnen und 2000 Krankenwärter blieben in Thätigkeit.

Behufs der Arbeitstheilung wurde eine Gliederung der Commission in vier Abtheilungen ins Leben gerufen. Die erste hatte die Sorge für die Ergänzung der Armee übernommen. Ihre Bemühungen sind dahin gerichtet gewesen, die Kriegsbureaux zu einer strengen Inspection der eintreffenden Freiwilligen zu veranlassen. Bei der oberflächlichen Untersuchung der Tausende von Freiwilligen durch nicht hinlänglich erfahrene Chirurgen konnte es nicht fehlen, daß eine Menge von Individuen in die Armee eingereiht wurden, deren physische Körperbeschaffenheit vieles zu wünschen übrigließ und die alsbald die Hospitäler füllten. Zahlreiche dahin zielende zweckmäßige Instructionen wurden durch die Kriegsbureaux verschickt, welche den Prüfungscommissionen bezüglich der physischen Leibesbeschaffenheit eines jeden Conscribirten als Richtschnur dienen sollten. Infolge dieses Verfahrens wurden Kämpfer mit gesunder Körperbeschaffenheit der Armee zugeführt und dadurch der Gesundheitszustand innerhalb der Armee wesentlich gekräftigt.

Die zweite Abtheilung der Commission beschäftigte sich mit den vorbeugenden Mitteln. Die Erfahrung der Sanitätscommission führte zu denselben Schlußfolgerungen, welche das englische Comité in Rücksicht auf die Medicinalreform in der großbritannischen Armee gemacht hatte. Man bestätigte von neuem das Urtheil der Miß Florence Nightingale: „Zur Zeit des Kriegs war und ist noch der Verlust an Menschenleben und die Zerstörung der Gesundheit mehr den Krankheiten als den Schlachten zuzuschreiben.“

Eine wahrheitsgetreue Geschichte aller Kriege würde die Geschichte von Krankheiten, Todesfällen und Leiden sein, denen man leicht hätte zuvorkommen können. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, beschäftigte sich eine Abtheilung mit der Diätetik der Armee, sie ging von der Voraussetzung aus, daß den Gesunden diejenige Pflege zugewendet werden müsse, welche die Widerstandsfähigkeit gegen die Schädlichkeiten steigere und dadurch die Disposition zu Erkrankungen in ihnen vermindere. Zur Ausführung dieses besondern präventiven Theils wurde ein Corps von Gesundheitsinspectoren gebildet aus einigen 20 Medicinern, welche ihrer lucrativen Stellung entsagten, um ihre Dienste fast ohne Remuneration anzubieten. Sie beschäftigten sich mit den Gesundheitsmaßregeln, da die Militärärzte nicht Zeit dazu hatten, weil sie durch die Behandlung der Krankheiten und Verwundungen in Anspruch genommen wurden. Sie stellten es sich zur Aufgabe, an Ort und Stelle sich von den Bedürfnissen der Truppen unter gleichzeitiger Berücksichtigung der verschiedenen Umstände Kenntniß zu verschaffen, um danach die zweckmäßigen Nahrungsmittel und Bekleidungen zu requiriren.

Ihre durch Autopsie gewonnene Ueberzeugung übermittelten sie in Berichten einem besonders constituirten statistischen Bureau, wohin auch die bestimmten und unter gewissen Gesichtspunkten aufgestellten und abgefaßten gutachtlichen Aeußerungen der Truppenbefehlshaber gelangten. Beide bildeten in ihrer Zusammenstellung und Vergleichung die Basis für die Beurtheilung der bis dahin erzielten Erfolge und für die in Zukunft zu

treffenden Veranstaltungen. Diese Abtheilung redigirte auch eine große Zahl von praktischen Handbüchern über verschiedene Gegenstände der militärischen Gesundheitspflege, der Medicin und Chirurgie, Broschüren, deren Inhalt theils auf das Verhalten der Truppen, theils auf das Publikum wirken und welche gratis unter die Agenten der Hospitäler der regulären Armee und der Freiwilligencorps vertheilt werden sollten.

Der Thätigkeitskreis der Sanitätsinspectoren wurde bis ins Detail in einem besondern Briefe des Generalsecretärs festgesetzt. Die hauptsächlichsten Punkte, auf welche sie ihre Untersuchung richten mußten, wurden in einem sorgfältig verfaßten Formular zusammengestellt, das 200 Fragen enthielt. Ihre Instruction lautete: „Ueberall Respect vor den Statutsbestimmungen." Sie mußten in der Ueberzeugung handeln, daß die Disciplin die erste Garantie für die Gesundheitspflege in einer Armee ist; sie selbst mußten sorgsam die militärische Rangordnung respectiren und diese auch durch andere respectiren lassen. Kommen sie bei einem Regiment an, so mußten die Inspectoren sich bei dem diensthuenden Offizier vorstellen, durch ihn sich zum Obersten oder Commandanten führen lassen, demselben ihr Certificat übergeben, sich bemühen sein Vertrauen zu gewinnen und ihn für die Ansichten der Commission günstig zu stimmen suchen.

Der Hauptmann, den man oft den Vater der Soldaten genannt hat, muß für alles Interesse zeigen, was die Wohlfahrt, den Comfort und die Gesundheit derselben betrifft. Von diesem Interesse hängt das Wohl der Compagnie ab. Daher mußten die Inspectoren die persönliche Bekanntschaft der Hauptleute machen, mit ihnen Freundschaftsbeziehungen pflegen, um ihren Rathschlägen eine herzliche Aufnahme zu verschaffen. Die Gesundheitscommissare mußten auch mit dem Regimentsarzt in Berufsverbindung und in einen moralischen Wettstreit treten, um denselben ein richtiges Verständniß von der Wichtigkeit ihrer Function zu verschaffen. Sie mußten ihn daran erinnern, daß er persönlich für die schlechte Gesundheitspflege verantwortlich ist, wenn er nicht mit Beharrlichkeit und Energie dagegen protestirt hat.

Das Instructionshandbuch, ein ganzer Band, war in 32 Kapitel eingetheilt, und handelte über den Zustand der Lager, über Drainage, Ventilation, Ansteckung, Diät, Portionen, Küche, Bekleidung u. s. w.

Um diesen Instructionen eine praktische Nützlichkeit zu verschaffen, empfahl man den Inspectoren, Conferenzen mit dem commandirenden Offizier abzuhalten und demselben geeignete Verbesserungen anzuempfehlen. Bei anhaltender Vernachlässigung der nothwendigen Vorsicht hatte der Inspector die Instruction, dem Offizier ein Schreiben zukommen zu lassen, welches die Motive jener Rathschläge enthielt, aber in Ausdrücken, die nicht unangenehm oder verletzend sein durften. Acht Tage später mußte eine Abschrift des Briefes und der Antwort, wenn eine erfolgt war, dem Centralbureau in Washington zugestellt werden. Bei dem folgenden Besuch hatte der Inspector auf die seit dem ersten Bericht vorgenommenen Veränderungen zu achten und die Größe und die Wichtigkeit der Erfolge zu constatiren, welche diese Veränderungen hervorgebracht haben. Je nach der Nothwendigkeit gab der Inspector die Mittel an, welche nach seinem Urtheil von der Sanitätscommission oder der Regierung ergriffen werden müssen.

Ein Begriff von der Organisation des statistischen Bureaux läßt sich nur durch einen Auszug einiger aufs gerathewohl aus dem Inspectionsbuche entnommenen Fragen geben:

Sind die Portionen der Quantität nach genügend?

Können dieselben, eine jede nach ihrer Art, als gut angesehen werden? Im Verneinungsfall, was ist schlecht daran?

Wie viel mal in der Woche gibt es frisches Fleisch, frisches oder trockenes Gemüse?

Befindet sich das Regimentshospital in einem Hause, in einem Zelte, in einem provisorischen Gebäude?

Ist es gut ventilirt? Wie ist es geheizt? Ist es reinlich gehalten?

Wenn es sich in einem Zelte befindet, ist der Wasserablauf gut eingerichtet?

Die Antworten auf diese und ähnliche Fragen befähigten die Commission, mit unbestrittenen statistischen Nachweisen versehen, bei der Regierung auf der Annahme neuer Reformen bestehen zu können. Durch wiederholte Warnungen lenkte die Commission die Aufmerksamkeit des Landes und der Verwaltung auf die Gefahr des Skorbuts, welcher mehr als einmal gedroht hatte, die große Armee des Westens zu demoralisiren. Ihren Aufrufen folgend, schickten die Landbewohner enorme Quantitäten von Zwiebeln, getrockneten Früchten und Kartoffeln. Competente Zeugen haben festgestellt, daß die Sendung von frischem Gemüse, durch die Vorsorge der Commission veranlaßt, einen entscheidenden Einfluß auf das Resultat der denkwürdigen Feldzüge von Cumberland und auf die Truppen, welche Vicksburg belagerten, ausübte.

Dr. Hamilton, ein ausgezeichneter Chirurg aus dem Hauptquartier des Generals Rosenkranz, läßt sich über diesen Gegenstand in einem officiellen Berichte folgendermaßen aus: „Ich bin überzeugt, daß ein Hektoliter Kartoffeln per Jahr der Regierung so viel werth ist als das Leben eines Soldaten. Die Sanitätscommission hat an alle Regierungshospitäler sowie an alle Generalhospitäler Gemüse für die Kranken geliefert, daher ist in unsern Regimentern kein Soldat am Skorbut gestorben."

Die Commission schickte der Armee Grant's, welche Vicksburg belagerte, bei welcher der Skorbut in furchtbarster Weise grassirte und die in Feindesland nur mit Gefahr und großen Schwierigkeiten sich verproviantiren konnte, 2000 Hektoliter Kartoffeln, 8000 Kilogramme trockene Früchte, 1300 Citronen, außerdem eine enorme Menge frische Hülsenfrüchte und andere Antiskorbutica und erreichte sehr bald die Beseitigung dieser Epidemie.

Dieselben Vorsichtsmaßregeln wurden im Frühjahr 1862 für die am Mississippi aufgestellten Truppen ergriffen.

Dr. Warriner, einer der Gesundheitsinspectoren, sagt: „Die gesendeten Gemüse haben den Lauf der Krankheitserscheinungen geändert." „Sanitary Reporter", ein officielles Organ der Commission, schreibt: „Als der Skorbut unsere Armee bedrohte, erließ ein Regierungscommissar einen Aufruf, die Zusendung von Zwiebeln und Kartoffeln betreffend, aber es erfolgte keine Antwort darauf. Man wagte nicht, die 18000 Hektoliter Kartoffeln und die entsprechende Menge der Hülsenfrüchte an einen so gefährlichen Ort zu senden, aber die Commission machte es möglich, im Laufe eines Monats 6000 Fässer mit Gemüse der Armee zu schicken und diese von einem großen Unglück zu retten. So bildete die Commission das Verbindungsmittel zwischen dem Volk und seinen Vertheidigern auf dem Schlachtfelde.

Alle Regierungshospitäler zu Washington sind während des Winters 1863 und während des Jahres 1864 mit Gemüse von Neuyork und Philadelphia aus versehen worden, dasselbe wurde in besonders dazu verfertigten sogenannten Kühlwagen verschickt. Während der drei letzten Monate 1863 hat die Commission mehr als 1030 Tonnen mit frischem Proviant, 700000 Frs. an Werth, der Armee zugehen lassen.

Mr. Woodward, einer der ausgezeichnetsten Chirurgen der Armee, sagt: „Die wesentlichsten Ursachen des Skorbuts können in Einem Wort resumirt werden: die schlechte Gesundheitspflege des Lagers. Wahrscheinlich würde man in einer mit frischem Gemüse gut versehenen Armee nicht ein einziges Beispiel von Skorbut anführen können."

Von den Monographien, welche unter die Armee vertheilt wurden, sind anzuführen:

Bericht über die Gesundheitspflege und die militärische Therapie.

Pflichten der Armeeärzte auf dem Schlachtfelde.

Vorschriften zur Erhaltung der Gesundheit des Soldaten u. s. w.

Mit gleicher Besonnenheit und Schnelligkeit richteten die Commissionen ihre Thätigkeit von Anfang an auf die Etablirung von geeigneten Hospitälern nach richtigen Principien, belehrt durch die schrecklichen Erscheinungen, welche in Skutari während der ersten Periode des Krimkriegs vorgekommen sind; sie sammelten zu diesem Zweck alle nothwendigen Nachweise durch das statistische Bureau und konnten bei der Ausführung auf die Mithülfe des Generalquartiermeisters der Armee, General M. C. Meigs, rechnen. Die Commission hatte die Absicht aufgegeben, alte Gebäude zu miethen, um sie in Hospitäler umzuwandeln. Nach ihrer Ansicht sollte die Regierung nach einem gleichen Plane Gruppen von heizbaren Holzbaracken bauen, eine jede groß genug, um 30—40 Betten aufzunehmen, mit ausreichendem Wasserzufluß für Bäder und Waschungen versehen, mit Waterclosets und mit vorzüglichen Ventilationseinrichtungen ausgestattet, heizbar im Winter und so weit auseinandergelegt, daß die eine Baracke die Luft der andern nicht zu verderben im Stande war. Diese Vorschläge wurden gut aufgenommen und der General Meigs gab Befehle zur sofortigen Ausführung.

Die Zahl der Hospitäler auf dem Kriegsschauplatze belief sich auf 214 mit 133800 Betten, von denen 97751 belegt waren.

Die baulichen Einrichtungen waren im allgemeinen überall dieselben. Die erste Idee, welche in allen Hospitälern realisirt wurde, bestand darin, für jeden Saal einen getrennten Pavillon von nur einer Etage zu bauen, welcher höchstens 60 Betten für die Kranken enthielt. In einer gewissen Entfernung von den Hospitälerpavillons erheben sich die verschiedenen nothwendigen Gebäude für die Direction und den übrigen Dienst, die Verwaltungsbureaux, Speisesaal und Küche der Kranken, Speisesaal und Küche der Beamten, die Waschküche, die Magazine des Commissariats und des Quartiermeisters, der Saal der Wärter, die Todtenhalle, die Zimmer der Wärterinnen, die Kapelle, der Hörsaal, die Ställe.

Diese verschiedenen Baulichkeiten sind durch gedeckte und gedielte Bogengänge miteinander verbunden.

An manchen Orten wurden die Pavillons auf zwei zusammenlaufenden Linien, die an den Buchstaben V erinnern, staffelförmig angebracht. In diesem Falle nimmt das Bureau der Direction den Scheitelpunkt des Dreiecks ein, während die andern Gebäude auf den beiden Flügeln rechtwinkelig aufgebaut sind.

Anderwärts hat man die Zirkel- oder Ellipsenform vorgezogen und das Centralbureau befindet sich dann am Ende eines Radius.

Die wesentlichen Punkte sind: genügende gegenseitige Entfernung, damit Sperrungen, Hemmungen nicht möglich sind und damit den Sälen eine vollkommene Ventilation gesichert ist. Zwischen allen Parallelgebäuden läßt man wenigstens 10 Meter Zwischenraum, die Pavillons sind in nördlicher und südlicher Richtung angebracht.

Der Speisesaal der Kranken, von oben gut ventilirt, hat die Form eines langen Parallelogramms. Die Küche, verbunden mit dem Speisesaal, besteht aus zwei ungleichen Theilen, der größere für die Zubereitung der gewöhnlichen, der kleinere für die Extradiät bestimmt. Das Kochen geschieht in eigenen für das Hospital bestimmten Oefen. Die Zahl der Plätze im Speisesaal ist gleich zwei Drittel der Zahl der Betten. Der Speisesaal und die Küche der Beamten nehmen einen kleinen Pavillon nahe dem Centralbureau ein.

Das Waschhaus besteht aus einem Erdgeschoß und einer Etage, welche als Schlafraum für das weibliche Dienstpersonal dient. Das Dach ist flach, überspannt mit einem Netz von Schnüren zum Aufhängen der Wäsche.

Das Magazin des Commissariats ist ein Haus von einer Etage; das Innere des Erdgeschosses besteht aus Abtheilungen, versehen mit Gestellen, worauf die Vorräthe in

größter Ordnung sich befinden; das Fleisch und andere leichtverderbliche Sachen werden in einem Eisbehälter neben dem Gebäude untergebracht; eine besondere Kammer dient zur Aufbewahrung von Bekleidungsgegenständen. Die erste Etage ist zur Wohnung für die Köche bestimmt.

Die Niederlage für Tornister ist, wie es der Name anzeigt, für die Effecten der Kranken bestimmt, sie enthält so viel kleine Fächer von 36 Decimeter Kubikraum, als es Betten in dem Hospital gibt.

Der Wärtersaal ist ein getrenntes Gebäude, in welchem die Krankenwärter des Hospitals wohnen, und enthält gleichzeitig ein Gelaß für Gefangene.

Die Todtenhalle, aus zwei Theilen bestehend, ist von oben erleuchtet, sodaß die Leichen von dem Pavillon aus nicht gesehen werden können.

Das Quartier für die Krankenwärterinnen, ein getrenntes Gebäude, enthält Schlaf-, Eßzimmer und Küche.

Die Kapelle für die Abhaltung des Gottesdienstes ist ganz entsprechend eingerichtet, sie kann auch als Lesesaal dienen und enthält eine Bibliothek.

Das Gebäude für die chirurgischen Operationen besteht aus zwei Sälen, der eine von oben erleuchtet dient als Hörsaal, der andere mit Fenstern versehen enthält die Verbandgegenstände u. s. w. Der Stall, worin sich die Pferde der Hospitalsbeamten befinden, umschließt auch die Ambulancen.

Eine Dampfmaschine versorgt mit Wasser, welches mittels Wasserpumpen in große Wasserbehälter geleitet wird. Die Maschine steht zwischen Küche und Waschhaus, um gleichzeitig beim Kochen der Speisen zu helfen und die verschiedenen Maschinen zum Waschen und Wäscherollen in Bewegung zu setzen. Jeder Hospitalsaal bietet auf jeden Kranken mehr als 27 Kubikmeter Luft. Ueberdies vermittelt ein sogenanntes falsches Dach 1 Meter, 20 unter dem obern Rande während der schönen Jahreszeit die Ventilation. Im Winter sind die Zwischenräume des Daches geschlossen und man unterhält die Erneuerung der Luft vermittels eigens zu dem Zweck construirter Kamine.

Jeder der vier Oefen, welche den Saal erwärmen, ist an seinem untern Theile mit einer Oeffnung versehen, welche der frischen Luft freien Zutritt gewährt und welche nach Belieben geschlossen werden kann. Ein Kamin, gedeckt mit Eisenblech, 45 Centimeter breit, geht durch das Gebälk bis 2 Meter, 40 über dem Ofen und nimmt die Röhre auf, durch welche Rauch und verdorbene Luft ausgeführt werden.

Theuere Etablissements, aber die Resultate haben die Kosten ausgeglichen. So bestand das Hospital in Westphiladelphia aus 34 Baracken, 7 Meter, 25 breit, 4 Meter hoch bis zum Dache, 45—75 Meter lang, 3124 Betten; die Kosten des Baues betrugen 1 Mill. Frs. Dasselbe hatte 52 Aerzte; die Krankenwärter, Köche, das Dienstpersonal bildeten ein Bataillon von 464 Personen.

Das Haupthospital von Philadelphia, für 3320 Kranke eingerichtet, umfaßte einen Raum von 50100 Meter ins Geviert. Die Zahl der Beamten belief sich auf 622, die Kosten betrugen mehr als 1,250000 Frs.

In mehrern Hospitälern hatten die Kranken selbst Journale gegründet, welche regelmäßig erschienen. Insbesondere hatten in Washington die Convalescenten des Arsenalhospitals, das 1000 Betten enthielt, die Idee gehabt, ein vollständiges Druckereimaterial zu kaufen, um ein Wochenblatt zu drucken und zu veröffentlichen, sämmtliche Artikel sollten von den Bewohnern des Hospitals redigirt werden. Die Abonnementsgelder sollten in die Hospitalkasse zum Vortheil aller Kranken fließen.

Miß Nightingale hat in dem letzten Krimkriege eine erschreckende Sterblichkeit unter den Kranken und Verwundeten constatirt: 46,7 Proc. in den Hospitälern von Skutari und Kulali im Februar 1855, fast ebenso beträchtlich als die Zahl der Heilungen. Als

die Ursachen dieser beklagenswerthen Gesundheitsverhältnisse der Truppen sind erwiesenermaßen nach dem „Medical and surgical History of the British Army during the Crimean war" der Mangel an Hospitaleinrichtungen und Transportmitteln für die Verwundeten, überhaupt die mangelhaften Verpflegungs- und Sanitätseinrichtungen, die Sorglosigkeit, Eigenwilligkeit und Schwerfälligkeit des Verwaltungsmechanismus anzuklagen.

In Varna hatte man zwar auf Dr. Hall's Verlangen die Ambulancen eingeschifft, damit sie der Armee nach der Krim folgen sollten, man hatte sie aber wieder ausgeschifft, um an ihrer Stelle Augmentationstruppen zu befördern. Die Armee war bei ihrer Landung in der Krim thatsächlich ohne Hospitaltransportmittel- und Ambulanceeinrichtungen; zehn Tragbahren pro Regiment, um die Kranken und Verwundeten auf den Schultern ihrer Kameraden transportiren zu können, ein Packpony pro Regiment zum Transport der sogenannten chirurgischen Feldkörbe mit chirurgischen Instrumenten, den nothwendigsten Verbandstücken und Medicamenten war alles. Daß diese Tragkörbe keine zu große Auswahl der vorbezeichneten Requisite enthalten konnten, wird jeder zugestehen müssen, der die Tragfähigkeit der dürftig gefütterten Thiere berücksichtigt, welche für diesen Zweck hergegeben worden waren.

In Bezug auf alle andern Transportmittel für Verwundete, Instrumente, chirurgische Geräthschaften, Bandagen und sonstige Bedürfnisse blieb die Armee ganz und gar auf die Hülfsquellen des Landes angewiesen. Das Fehlende zu ergänzen war eine Unmöglichkeit. Diesen Mangel an amtlicher Fürsorge haben die in der Almaschlacht Verwundeten schwer büßen müssen.

Die Schlacht dauerte von 1¼ Uhr nachmittags bis 5¼ Uhr. Die Verwundeten lagen in einer Distanz von ½ Meile zerstreut, die Verwundungen waren schwer, weil meist durch Kartätschen verursacht. Sechs Landkarren war alles, was man auftreiben konnte. Wegen der hereinbrechenden Dunkelheit der Nacht mußten viele Verwundete bis zum andern Tage auf dem Schlachtfelde, ihren Schmerzen überlassen, liegen bleiben; ohne die Unterstützung der Flottenmannschaft und eines geliehenen Theils der französischen Ambulancen hätten die Verwundeten noch mehrere Tage auf dem Schlachtfelde liegen müssen. Tags darauf wurden die Verwundeten gesammelt und in dem mit Heu bestreuten Hofe eines vom Feuer verschont gebliebenen Bauerhauses gelagert, dort verbunden und verpflegt und dann nach einem noch 3 englische Meilen entfernt gelegenen Gestade zum Transport nach Skutari befördert.

Bis zum Abende des folgenden Tages waren alle Verwundeten (englische und russische Blessirte), im ganzen 73 Offiziere und 1536 Gemeine verbunden und fortgeschafft.

Nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen hatten die Dänen 502 Todte, 602 Verwundete, die Preußen 229 Todte, 920 Verwundete. Im ganzen also 1522 Verwundete mit 76 Offizieren (54 preußischen Offizieren, 22 dänischen), mithin fast dieselbe Zahl wie in der Schlacht an der Alma.

Von den 1522 Verwundeten lag um 7 Uhr abends keiner mehr auf dem Kampfplatze. Die ernste Aufgabe des ruhmreichen Tages konnte nur durch die Hingebung und die praktischen Leistungen des Heilpersonals und durch hochherzige Vertreter des ritterlichen Johanniter-Malteserordens in Gemeinschaft mit den Sendlingen geistlicher Genossenschaften in dieser befriedigenden Weise gelöst werden.

Während des Winters 1854 befanden sich die englischen Streitkräfte infolge unzureichender Verpflegung und verdorbener Nahrung, sowie infolge der mangelhaften Bekleidung und der elementaren klimatischen Einflüsse in einem kachektischen Zustande. Diese traurigen Verhältnisse, das beständige Ertragen von Nässe und Kälte mußten die Lebenskraft der Truppen herabstimmen; die natürliche Folge davon war die Allgemeinerkran-

kung des Organismus in seinen Gesammtbestandtheilen und dadurch der gänzliche Mangel an Widerstandsfähigkeit gegen Schädlichkeiten. Daß unter solchen Umständen keine Heilerfolge erzielt werden konnten, ist einleuchtend. Die Mannschaften wurden infolge der gesunkenen Lebenskräfte schon nach den geringfügigsten Veranlassungen bettlägerig, sie klagten über kein bestimmtes Leid, sie sehnten sich nur nach Wärme und Ruhe. Bisweilen waren sie zu entkräftet, um Nahrung zu sich nehmen zu können, oder sie waren geistig zu abgestumpft, um dieselben zu begehren, sie starben an gänzlicher Erschöpfung der Kräfte. Diese Sterblichkeit wurde plötzlich durch sofortige Sanitätsreformen, die im December 1854 begannen und 1855 fortgesetzt wurden, aufgehalten, die Zahl der Todten belief sich dann auf nicht mehr als 2—3 Proc. Miß Nightingale berichtet, daß während der sieben ersten Monate des Krimkriegs die Sterblichkeit unter den Truppen 60 Proc. auf die Kranken allein betrug, und daß während der fünf letzten Monate der Campagne nach vollendeter Organisation der Sanitätseinrichtungen die Sterblichkeit unter den Truppen nicht die Ziffer 11,5 auf 1000 oder 1,1 Proc. per Jahr überstieg. Dank den Sanitätseinrichtungen war die Zahl der Todten 50 mal geringer geworden. Durch die Vorsichtsmaßregeln der Amerikaner wurde diesen Zuständen vorgebeugt.

Im Sommer 1861 sagte der damalige Hülfschirurg Dr. Hammond, welcher lange Zeit hindurch die Stelle des Generalchirurgen verwaltete, von den Hospitälern Marylands: „Ich stehe nicht an zu behaupten, daß dieser Zustand nicht seinesgleichen hat an irgendwelchem Orte der civilisirten Welt und daß dieses Hospital nahe bei Cumberland in einem schrecklichen Zustande sich befindet, ähnlich denjenigen, welche ein Schandfleck der Alliirten während des Krimkriegs waren.“

Dieser Zustand schwand unter dem Einflusse und durch die Bemühungen der Sanitätscommission mit Hülfe der Regierung; die umgewandelten Hospitäler konnten sehr gut einen Vergleich mit den schönsten Etablissements dieser Art in der ganzen Welt aushalten.

Der Zustand der Hospitäler bei den Conföderirten muß ein beklagenswerther gewesen sein. Der Bericht vom 1. April 1864 gibt eine officielle Statistik von den Monaten Januar, Februar und März desselben Jahres. Von den während dieser Periode im Hospital aufgenommenen 2279 Kranken starben nicht weniger als 1396, mithin mehr als 50 Proc. Von der ganzen Zahl der Kranken, 2121, litten mehr als drei Viertel an allgemeiner Schwäche, an adynamischen Fiebern, Diarrhöen und Ruhren, an Brustkrankheiten und an Skorbut, mithin an Krankheiten, als deren Ursache die Entkräftung infolge der schlechten und mangelhaften Nahrung, die Kälte, der Schmuz, der Mangel einer reinen Luft und der Bekleidung anzuklagen waren.

Die vierte Abtheilung beschäftigte sich mit dem eigentlichen Hülfsdienste in der Armee.

Die Hauptthätigkeit dieser Abtheilung galt der Armee im Felde selbst. Da die Militärverwaltungen nur nach bestimmten sich stets gleichbleibenden Normen verpflegen konnten, die Bedürfnisse der Armee sich aber nach Umständen richteten, so sorgte diese Abtheilung für die in dieser Beziehung nothwendige Ergänzung. Diese allgemeine Bezeichnung Hülfsdienst begreift die zahlreichen Agenturen behufs der Hülfsleistungen für die Freiwilligen, welche sich zum ersten mal zur Armee begaben, oder von derselben mit temporärem oder definitivem Abschiede zurückkamen. Man war bestrebt, durch die Verabreichung verschiedener Hülfsmittel Unterstützung den Soldaten angedeihen zu lassen, welche sich in den Reihen der Kämpfenden oder in den Divisions- oder Regimentslazarethen befanden. Eingetheilt wurde der Hülfsdienst in den speciellen oder außergewöhnlichen und den allgemeinen oder gewöhnlichen Hülfsdienst.

Der allgemeine Hülfsdienst hing ab von der Sanitätsinspection, er war in Rücksicht auf das Leben und die Gesundheit der Soldaten der Leitung der Inspectoren oder der

Beamten der Abtheilung für die Gesundheitspflege anvertraut. Alles andere gehörte zum speciellen Hülfsdienst.

Die Bedürfnisse, auf welche der specielle Hülfsdienst sein Augenmerk richtete, können wegen der Mannichfaltigkeit und Menge nicht klassificirt werden. Der interessante Auszug, den wir aus dem letzten Bericht der Commission entlehnen, gibt eine klare Idee von diesem Dienst.

Die Hauptziele, welche die Commission sich selbst gesteckt hatte, können in Folgendem zusammengefaßt werden:

1) Den Kranken der neuangekommenen Regimenter solche Arzneimittel, solche Nahrung und solche Verpflegung zu liefern, wie es ihre Aerzte und Chirurgen in Anbetracht der Verhältnisse nicht vermögen. Insbesondere betrifft das diejenigen Soldaten, welche nicht so krank sind, um die Berechtigung zu haben in ein allgemeines Hospital aufgenommen zu werden, aber welche eine solche Verpflegung direct empfangen müssen, um eben nicht ernstlich zu erkranken.

2) Nahrung, Quartier, Verpflegung und alle die nöthigen Hülfsmittel denjenigen Soldaten zu gewähren, die ihren ehrenden Abschied aus Krankheitsgründen empfangen haben und die oft genöthigt sind, mehrere Tage auf ihre Papiere, Pässe, ihren Sold, ihr Reisegeld zu warten, oder wol gar ihre Forderung mit Verlust an die Speculanten zu verkaufen.

3) In Verbindung zu treten mit den entfernten Regimentern im Interesse derjenigen Soldaten, deren Entlassungszeugnisse oder Marschrouten rücksichtlich der Soldzahlung mangelhaft ausgefertigt sind; der invalide Soldat vermag nicht selbst hinzugehen und muß, bis der Bescheid eingetroffen, verpflegt werden.

4) Als unentgeltlicher Rathgeber und Helfer derjenigen Soldaten zu handeln, welche zu krank oder unfähig sind, selbst zum Zahlmeister zu gehen.

5) Die ökonomischen Verhältnisse der temporär oder definitiv entlassenen Soldaten zu untersuchen, denen es unmöglich sein könnte, die Reisekosten zu decken, und denjenigen, die wirklich bedürftig und brav sind, die Reisemittel zu verschaffen.

6) Den kranken oder verabschiedeten Soldaten Eisenbahnbillets zum mäßigen Preise zu verschaffen und darüber zu wachen, daß sie auf der Abgangsstation nicht bestohlen oder betrogen werden.

7) Dafür zu sorgen, daß verabschiedete Soldaten sofort die Stadt, wo sie ihren Sold empfangen, verlassen, um sich in ihre Heimat zu begeben; wenn schlechte Kameraden sie zurückhalten, sie freizumachen und mit einem durchgehenden Billet bis zu ihrem Bestimmungsort zu versehen.

8) Dafür zu sorgen, daß definitiv oder wegen Krankheit entlassene Soldaten vor ihrer Abreise im reinlichen und comfortablen Zustande sich befinden.

9) Bereit zu sein, den Kranken, welche vom Schlachtfelde oder aus den Hospitälern kommen, sofort Nahrung und alles sonst Nöthige zu reichen.

10) Die Soldaten, welche aus den Hospitälern kommen und nicht zu ihren Regimentern zurückkehren, nicht aus den Augen zu verlieren und den zuständigen Behörden Nachrichten zukommen zu lassen über solche Individuen, die etwa geneigt sein könnten, sich dem Dienste zu entziehen oder zu desertiren, mit Rücksicht darauf, daß jene Tausende, welche, durch Krankheit oder Verwundung zeitweilig ihren Truppen entzogen, in den Lazarethen sich befinden, eine lebendige Reserve der kämpfenden Armee darstellen, und daß sich diese durch die aus den Lazarethen zurückkehrenden Geheilten fortwährend ergänzen muß.

Der specielle Hülfsdienst hatte auch mit dem Verpflegungssystem, überhaupt mit jeder durch Krankenwärter und andere Mittel zu leistenden Hülfe zu thun, welche den arre-

tirten oder auf Ehrenwort entlassenen Gefangenen zugute kommen sollen; und sich mit jedem besondern Fall zu beschäftigen, welcher im Armeereglement nicht vorgesehen war und welcher sich auf Kranke, Blessirte und ähnliche Kategorien bezog.

Die Hospitalagentur hatte mittels eines speciellen Bureau zunächst für genaue Auskunft über jeden in den Militärhospitälern behandelten Kranken zu sorgen. In einem so großen Lande mit einer Operationslinie von mehr als 3500 Kilometer Länge, mit einer mehr als 1 Million betragenden und auf diesem ungeheuern Schlachtgebiete zerstreuten Armee, die ohnehin ihre Stellung wechselte, wünschte ein jeder gern Nachricht über seine im Felde stehenden Verwandten zu erhalten. Eine derartige Correspondenz übernahm dieses Bureau auch, beschränkte sich aber doch bald ausschließlich auf die Nachrichten über die Kranken an die Freunde derselben. Vom 9. Juni bis 1. Oct. waren nicht weniger als 513000 Namen in die Register der Agentur eingetragen. In jedem Register befindet sich bei jedem Namen das Datum der Aufnahme des Patienten in das Hospital, sein Rang, seine Compagnie u. s. w. Seit der Organisation des Bureau bis zum 1. Oct. 1863 liefen mehr als 13000 Nachfragen ein, auf 1000 ungefähr konnten die Agenten hinreichende Auskunft geben.

Ein untergeordneter Zweig des speciellen Hülfsdienstes war die Einrichtung von Soldatenasylen. Seit der ersten Einrichtung dieser Asyle bis zum 1. Sept. 1863 haben diese mehr als 500000 Mahlzeiten geliefert und 250000 Mann Quartier gewährt. Sie wurden häufig bewohnt von Soldaten, die ihren Truppentheil verloren oder sich verspätet hatten, von Verabschiedeten und von Reconvalescenten, die noch nicht ihren Sold erhalten hatten. Der Aufenthalt derselben dauerte ungefähr drei Tage.

Zu den Obliegenheiten des speciellen Hülfsdienstes gehörte ferner die Führung der Todten- und Begräbnißregister. Diese Function desselben bezweckte, das Gedächtniß jener Braven zu bewahren, die ihr Leben für das Wohl des Vaterlandes geopfert haben. Infolge der Ordre und der Fürsorge des Kriegssecretariats wurde auf Veranlassung der Commission ein dreifaches Register für jeden auf dem Schlachtfelde gefallenen oder im Hospital verstorbenen Soldaten geführt. Man vermerkte in diesem Register den Namen des gefallenen Soldaten, das Datum seiner Aushebung, die Namen seiner Aeltern, seine Wunden, seine letzte Krankheit, seinen letzten Willen und die Ruhestätte.

Tausend und aber tausend Grabpfähle, nach Anordnung des Kriegssecretärs mit Inschriften versehen, bezeichnen die strategischen Linien und die Kirchhöfe der Hospitäler der Armee. Alle Sterbefälle sind in jedem Hospital, in jedem Begräbnißbureau verzeichnet, ebenso beim Generaladjutanten und in den Regimentslisten. Diese drei Register werden aufbewahrt: das eine im Hospital, das zweite in Washington und das dritte in dem Kirchspiel, wo sich der Kirchhof befindet, oder beim Commissariat des Regiments.

Der allgemeine oder gewöhnliche Hülfsdienst umfaßte den wichtigsten Theil der Arbeiten, welche jedem Soldaten ohne Unterschied zu Hülfe zu kommen beabsichtigten.

Nach dem Fall von Bull's Run im Juli 1861 erließ die Commission gleich nach ihrer Organisation ein Circular, worin sie das Volk aufforderte, Gegenstände aller Art für die Kranken und Verwundeten einzusenden. Dieses Circular wurde lebhaft unterstützt vom Präsidenten Lincoln und dem General Scott, dem Generalcommandanten der militärischen Streitkräfte. Um die Bildung von Hülfscomités in der ganzen Ausdehnung der Nordstaaten anzuregen, wandte sich der Generalpostmeister an alle Poststationen und an alle einflußreichen Bürger jeder Stadt in 80000 Circularen, begleitet von dem folgenden Briefe:

Generalpostdirection. Washington, 15. Oct. 1861.

Wir laden Sie ein, die geeigneten Maßregeln zu treffen, um bei der Organisation eines Damencomité zu helfen, wenn nicht schon bereits ein solches in Ihrer Stadt besteht, welches sich die Aufgabe stellt, dem beigefügten Aufrufe der Sanitätscommission zu entsprechen.

Die Executive wünscht lebhaft die thätige Mithülfe der amerikanischen Frauen für die heilige Sache der Union zu erlangen; sie zählt auf Sie, denselben ihren Wunsch mitzutheilen, und, soviel es Ihnen möglich sein wird, an der Ausführung dieses großen Werks zu arbeiten.

Mit Achtung

Montgomery Blair, Generalpostdirector.

Nach wenigen Wochen war das ganze Land mit einem Netz von Hülfsgesellschaften bedeckt, alle unterhielten directe und ununterbrochene Beziehungen mit den großen Centralcomités von Neuyork, Boston, Providence, Philadelphia, Cincinnati, Cleveland, Columbus, Chicago, Wheeling, Louisville, St.-Louis und Washington.

Der Generalsecretär Olmsted konnte bereits im Herbst 1861 berichten, daß 100000 Gegenstände eingegangen waren.

Man bekommt eine Einsicht in dies praktische System und in die geistreiche Methode, von welcher die Verproviantirung und Einrichtung der Magazine Beweise liefern, indem man sich die täglichen Operationen eines der Hauptdepots vorführt, z. B. derjenigen von Washington und Louisville, oder indem man darauf achtet, mit welcher Schnelligkeit die Gegenstände in die für die Feldarmee noch provisorisch eingerichteten Depots zu Chattanooga z. B. oder bei Charleston geschickt und dort vertheilt wurden.

Die Verfahrungsweise war folgende:

Zu Washington, Louisville und Neuyork hatte die Commission Centraletablissements gegründet, wo alle direct gekauften oder durch die Hülfsgesellschaften gesammelten Gegenstände zusammengebracht wurden.

Sobald diese Gegenstände entsprechend klassificirt, eingepackt und zur Versendung an die Armee fertig gemacht waren, um auf den ersten Befehl verschickt zu werden, wurden sie zur Disposition der Hospitäler gestellt, von diesen weiter gesandt und nach den verschiedenen Bewegungen und Bedürfnissen der Armee vertheilt.

Welches auch die Bedürfnisse der Kranken und Verwundeten waren und der Ort, an welchem diese Bedürfnisse sich herausstellten, immer war es die erste Pflicht der Inspectoren, diese zu befriedigen.

Um eine noch größere Schnelligkeit und Leichtigkeit bei dem Vertheilen zu erlangen, wurde ein bewegliches oder provisorisches Vertheilungsdepot für jedes Armeecorps und nach und nach auch für jede Division eingerichtet.

Die Commission vertheilte ihre Schätze nicht auf gut Glück. So sehr sie sich als unabänderliches Ziel gesteckt hatte, soviel wie nur irgendmöglich jedes Menschenopfer zu sparen, welches als die Folge des zu strengen Festhaltens an den Vorschriften einer bureaukratischen Gewöhnung oder an kleinlichen Rücksichten angesehen werden konnte, ebenso sehr befolgte sie eine gewissenhafte Genauigkeit in ihrem Vertheilungssystem bezüglich der Rechnungen, Bons, Quittungen, Bescheinigungen. Nicht ein einziger Artikel im Werth von 5 Frs. wurde geliefert, für den man nicht eine Bescheinigung gefordert oder gegeben hätte. Diese mußten von Aerzten, ihren Assistenten unterschrieben und durch einen Inspector gegengezeichnet sein, welcher letztere sich im voraus von der Nützlichkeit dieser Ausgabe überzeugt haben mußte. Die strengsten Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen, damit die edeln Gaben des Volks in der nützlichsten Weise verwendet und damit die zahlreichsten Bedürfnisse mit der größten Liberalität befriedigt werden konnten. Gleichzeitig wachte man darüber, daß kein Offizier der Armee von der Verantwortlichkeit entbunden wurde, sich an die Regierung zu wenden, welche das Recht und die Pflicht hatte, über alle als nothwendig begehrten Artikel eine Entscheidung zu treffen.

Die obengenannten Depots waren unter die unmittelbare Direction von besondern Beamten gestellt, welche ausschließlich zu diesem Zweck ausgewählt und in ihrer Handlungsweise von den Secretären und der Generalversammlung controlirt wurden.

Die seitens der ärztlichen Beamten der Armee oder der Sanitätsinspectoren an das Depot gerichteten Forderungen hatten die Hülfsagenten in ihre Bücher einzutragen, zu klassificiren, für die Anweisung des Verlangten zu sorgen und das Gelieferte zu notiren. Die Buchführung wurde auf das genaueste gehandhabt.

Die normirten Dienstreglements sind unvereinbar mit der Elasticität und Schnelligkeit, welche die speciellen und unvorhergesehenen Forderungen des Kriegs in der Darreichung der Hülfe erheischen. Wo die regelmäßigen Lieferungen der officiellen Verwaltung nicht mehr ausreichten, da trat die Sanitätscommission ein, begegnete diesen Schwierigkeiten und gab dem Soldaten den Beweis von der väterlichen Fürsorge der Regierung, indem sie selbst Unterstützung gewährte. Ihre vielen Agenten folgten dem Soldaten von Ort zu Ort ins Lager, ins Bivuak, auf dem Marsche, auf das Schlachtfeld, so weit Nichtcombattanten es überhaupt können, sie boten auch da die Gaben dar, die von dem Wohlwollen und der Liebe der Mitbürger für die Blessirten und Erretteten gesammelt worden waren. Da war auch Nachfrage nach den guten Diensten der Commission sowol bei den Ambulancen, wie im General- und Feldlazareth für Invaliden, Convalescenten und Verabschiedete. Die Commission war der große Vermittler zwischen dem Soldaten und seiner Familie, sie gab Zeugniß von der Sympathie des Landes für die Armee. Ihr Werk war die Entwickelung des Princips: „den Krieg zu führen mit Einsicht, mit Humanität, mit wahrer Fürsorge für die Gesundheit, das Wohl und die Sicherheit der Truppen.“

Die Commission hat auf dem Schlachtfelde, in den Ambulancen, in dem Hauptspital in ihrem Edelmuth keinen Unterschied gemacht zwischen Freund und Feind, sie sah in jedem Unglücklichen einen Bruder, einen Menschen.

Mehr vielleicht noch auf dem Schlachtfelde, wie in den friedlichen Räumen der Hospitäler, konnte man die ausgezeichneten Dienste der Commission schätzen lernen. Besonders, wenn die officielle Verwaltung nicht die erforderliche Zahl von Personen und Hülfsmittel nach einem blutigen Treffen sofort zur Hand hatte. Wie aufopferungswillig, wie unermüdlich auch das Corps der Aerzte sein möge, so ist doch die Hülfe von Freiwilligen nicht ganz zu entbehren. Man denke, welche Armee von Helfern eine Schlacht wie die von Solferino u. s. w. erfordert!

Durch ihre Transportmittel war die Commission im Stande, ihre Hülfsmittel nach allen Punkten hinzuschaffen, wo sich ernste Ereignisse vorbereiteten. Sobald die Beamten des Hülfsdienstes von den Gesundheitsinspectoren, welche der Armee folgten, über eine bevorstehende Action Kenntniß erhalten hatten, schickten sie, mit Instructionen des Centralbureau versehen, schon im voraus mit den marschirenden Truppen und nach den als geeignet bezeichneten Punkten nahe der Bewegungslinie solche Trains mit Hülfsmitteln, wie sie den Ambulancen und den Hospitälern für blessirte und erschöpfte Soldaten nöthig sind. Bei den Armeen, sei es im Lager, sei es auf dem Marsch, hatte man sogenannte fliegende Depots unter der Aufsicht der Inspectoren oder der Hülfsagenten. Die Commission verfügte über einen ganzen Eisenbahntrain oder über ganze Wagencolonnen, welche sie mit Erlaubniß des Generalquartiermeisters gleichzeitig mit den Truppen vorgehen ließ.

Zur Zeit der großen Schlacht bei Antietam hielt die Commission eine außerordentliche Sitzung zu Washington. Der Telegraph wurde in Anspruch genommen, um die ganze Thätigkeit der Agenten anzuregen, es wurde der Befehl an alle Hülfsdepots in der Nähe gegeben, ihre Hülfsmittel zu sofortiger Verwendung dahin zu schicken; vom

Orte der Sitzung selbst ließ man mehrere Ergänzungsgegenstände nach dem Schlachtfelde abgehen. Mehr als 30000 Bekleidungsartikel, mehrere Tonnen Nahrungsmittel, Erfrischungen im Uebermaß u. s. w. wurden in weniger als einer Woche vom Centraldepot zu Washington dahin geschafft.

Ein Agent spricht sich folgendermaßen darüber aus: „Die meisten der Blessirten wurden in Scheunen untergebracht, sie liegen in Höfen, Ställen, sie sind auf dichtem Strohlager und Heu untergebracht. Ich sah 1500 Blessirte auf dem Stroh liegen. Es ist kein Hof, kein Magazin, keine Küche, keine Schule, die nicht mit verwundeten Unionisten und Conföderirten angefüllt wäre. Korn- und Fruchtverschläge, Kuhställe, ja selbst Krippen sah ich belegt. Mehrere Tausend Unglückliche übernachteten in freier Luft auf Stroh, aber alle sind Gegenstände aufmerksamer Sorge von seiten der Aerzte, der Farmer und ihrer Familien. Dank der Schnelligkeit, mit welcher die Hülfsmittel von Washington zugesandt wurden, waren die Agenten überall die ersten, und dem Medicinalbureau um zwei Tage voraus."

Nach dieser Schlacht bei Antietam erfolgten die Zusammenstöße im Osten bei Corinthe, Inka und Perryville. Trotz der Entfernung dieser Orte von der Hauptlinie der Verproviantirung waren die Agenten der Commission zur rechten Zeit da und leisteten die größten Dienste. Dr. Reed schreibt von Perryville: „Bei unserer Ankunft hörten wir, daß wir die ersten waren, Hülfe dahin zu bringen, wo Hülfe ja noththat; wenigstens 2500 Soldaten der Union und Conföderirten lagen verwundet auf dem Schlachtfelde zwischen Perryville und Harrodsburg in den größten Leiden und ohne jegliche Hülfe. Mehrere von den Schwerverwundeten waren schon vom Schlachtfelde hinweggetragen, Leichtverwundete schleppten sich bettelnd die Straße entlang auf Louisville zu, welches 130 Kilometer von da entfernt ist. Die Commission half ihnen. Die Verwundeten befanden sich in einem beklagenswerthen unreinlichen Zustande. Einige ruhten aus auf Stroh oder auf einer Art Matratze, mehrere hatten keine Laken, andere kein Hemde, selbst am fünften Tage nach der Schlacht. Jedes Haus war ein Hospital, alle waren durch Schutt versperrt und die Nahrungsmittel fingen an zu fehlen." Während der schrecklichen Tage von Gettysburg wurden 30000 kampfunfähig. Eine Dame hat über die Leistungen der Commission eine Broschüre verfaßt: „Drei Wochen zu Gettysburg."

Bei der ersten Nachricht von der Schlacht wurde das Dorf Westminster, die nächste Eisenbahnstation beim Schlachtfelde, als Verproviantirungsort bestimmt. Die Commission durfte mit Erlaubniß der Behörde den Regierungszügen nach diesem Punkte einen Waggon anhängen. Kurz vor der Schlacht waren den Chirurgen zwei Ladungen übermacht worden, um etwaige Lücken in ihren Hülfsmitteln auszufüllen. Diese zwei Wagen kehrten nach Frederick zurück, um dort eine neue Ladung zu empfangen; sie langten in dem Augenblick an, wo Longstreet auf unserm linken Flügel fiel. Die Agenten versorgten selbst unter dem Feuer die Verwundeten, die aus dem Kampfe nach rückwärts getragen wurden. Ein Beamter kam an einen Ort, wo Hunderte von Patienten von den Ambulancen auf die Erde hinter einem Fruchthause abgeladen worden waren, ein Chirurg hob die Hände gen Himmel und rief: „Da ist die Sanitätscommission, jetzt können wir etwas machen!" Die angekommenen Hülfsmittel der Commission haben daselbst gewiß auch das Leben manches Unglücklichen gerettet.

Eine andere Mittheilung lautet: „Das Gefecht begann gegen 4 Uhr nachmittags. Nachdem die Feldärzte den Ort für die Ambulancen bestimmt hatten, ließ die Commission ihre Wagen vorfahren und lud ihre Vorräthe ab, wie concentrirte Kraftbrühe, Erfrischungen, Zwieback, Conserven von Milch und Kaffee, Kraftmehl, Mehl, Hemden, Unterhosen, Strümpfe, Handtücher, Leintücher, Daunen, Charpie und Bandagen. Wir gingen von einem Ort zum andern, lieferten so schnell als möglich an jeden Chirurgen

einen Theil unserer Vorräthe ab, bis dieselben beinahe erschöpft waren. Den folgenden Tag empfingen wir neue und ausreichende Vorräthe von Washington."

Die Stadt Gettysburg ist 4—5 Kilometer vom Hauptorte der Schlacht entfernt und liegt an einem Flusse, auf dessen anderer Seite sich die Eisenbahnstation befindet. Die Brücke war vom Feinde verbrannt, die Station, von welcher alles Material transportirt werden sollte, befand sich 1600 Meter von der Gegend von Gettysburg. Diese Station war gedrängt voll von Leichtbessirten, alle hinkend, sich mühsam dahinschleppend, schweigsam, bleich, erschöpft.

Die Commission richtete in dieser Gegend alsbald ein provisorisches Asyl ein, bestehend aus zwei Zelten, jedes groß genug für 75 Personen, die Hülfsagenten hörten nicht auf, den daselbst angesammelten Verwundeten kräftige, reichliche Nahrung zu verabreichen. Diese Zelte blieben bis nach dem Wiederaufbau der Brücke stehen.

Während eines Theils der ersten Woche des Juli vom Dienstag bis Samstag lieferte man an mehr als 3000 Schwer- und Leichtverwundete Obdach, gute Suppe, Kaffee, frisches Brot. In den regelmäßigen Hospitälern und den Feldambulancen, sowie in den Haupthospitälern zu Gettysburg befanden sich nach dem Berichte des Dr. Winslow, der mit der Inspection beauftragt war, nicht weniger als 5452 conföderirte Verwundete in Behandlung. Nach officiellen Berichten enthielten andere Hospitäler 13050 verwundete Unionisten und 1810 Conföderirte. Den Aerzten der Armee war die Hilfe der Commission sehr willkommen. Um einen ungefähren Begriff von den kolossalen Leistungen dieses Unternehmens zu geben, möge hier ein kleiner, sehr kleiner Theil derjenigen Gegenstände angeführt werden, welche die Sanitätscommission in den drei Wochen vom 25. Mai bis 15. Juni an die bei Washington lagernden Soldaten und an die Hospitäler vertheilte:

| | | |
|---|---|---|
| Wollene Decken | 1075 | |
| Steppdecken | 434 | |
| Bettlaken | 1464 | |
| Hemden | 33954 | |
| Strümpfe | 36335 | Paar |
| Hosenträger | 29312 | |
| Schlafröcke | 272 | |
| Schuhe | 7332 | Paar |
| Pantoffeln | 2968 | " |
| Kämme | 84436 | |
| Gaze (Mosquitonetze) | 174 | Stück |
| Unterhosen | 24261 | Paar |
| Handtücher | 56625 | |
| Schnupftücher | 62684 | |
| Tischbestecke | 95 | Dutzend |
| Blechnäpfe | 6230 | |
| Nähnadeln | 12614 | Dutzend |
| Zwirn | 464 | Pfund |
| Briefcouverts | 396305 | |
| Briefpapier | 906½ | Rieß |
| Stahlfedern | 648½ | Groß |
| Federhalter | 24370 | |
| Tinte | 4855 | Flaschen |
| Gedörrtes Obst | 6104 | berliner Scheffel |
| Obstwein, Branntwein, Cognac | 4049 | Flaschen |
| Chocolade | 1052 | Pfund |
| Condensirte Milch | 13169 | " |
| Zucker | 2626 | " |
| Thee | 1774 | " |

| | | |
|---|---|---|
| Taback | 20648 | Pfund |
| Citronen | 591 | Kisten |
| Apfelsinen | 341 | „ |
| Zwiebeln | 2762 | berliner Scheffel |
| Saure Gurken | 159 | Steinkrüge |
| Pickles | 1310 | Faß und 917 Gallonen. |
| Kartoffeln | 5460 | Scheffel |
| Eingemachte Pfirsiche | 7734 | Büchsen |
| Gelées und Confituren | 2151 | „ |
| Eau-de-Cologne | 135 | Flaschen |
| Kampherspiritus | 137 | „ |

Der ungefähre Werth der gelieferten Gegenstände beläuft sich auf 400000 Frs.

Die blutigen Kämpfe in der Gegend von Chattanooga gaben einen neuen Beweis von der Vorsorge der Commission und der Reichhaltigkeit ihrer Hülfsquellen.

Als Dr. Newberry, der Hauptleiter der Comitéarbeiten im Osten, voraussah, daß es dort zu einer Schlacht kommen würde, ließ er beträchtliche Vorräthe ansammeln, beorderte zahlreiche und vertrauenswürdige Gehülfen zu sich, um auf das erste Signal zur Arbeit fertig zu sein.

Aus seinem Berichte, der den Angriff beschreibt, entnehmen wir Folgendes:

„Zwei Wagen waren mit Vorräthen zurückbehalten worden, um sogleich dahin Hülfe zu bringen, wo sie nöthig war. Alle Maßregeln für den sofortigen Transport der Verwundeten nach dem Hospital waren von dem ärztlichen Dirigenten der Armee getroffen worden. Der Inhalt unserer Wagen war so ausgelegt, um sofort vertheilt werden zu können. Mr. Ch. Read und ich eilten mit einigen Mitteln über das Schlachtfeld, während Mr. Loomis von der nördlichen Seite kam, um nachzusehen, ob das Sherman'sche Corps irgendwelche Hülfe nöthig hätte. Um Mitternacht waren alle verwundeten Unionisten aufgenommen und nach dem Hospital gebracht. Diejenigen Feinde, welche in den Häusern verblieben, in denen sie gelagert worden waren, empfingen jeden nur möglichen Beistand, um 1 Uhr morgens kehrten wir wieder nach der Stadt zurück. Mr. Loomes langte gleichzeitig mit uns an, er berichtete, daß alle Verwundeten des 15. Armeecorps zwar in den Divisionshospitälern untergebracht seien, daß aber ihre Verpflegungsgegenstände noch erwartet würden und daß sie dringend unserer Hülfe bedürften. Ein Wagen beladen mit Milch, Fleisch, Semmel, Zucker, Thee, mit Stärkungsmitteln, Bandagen u. s. w. wurde sofort expedirt und als ein willkommenes Geschenk angenommen.

„Tags darauf besuchte ich mit Read frühzeitig die Hospitäler der 2., 3. und 4. Division des 13. Armeecorps, 5 Kilometer aufwärts am Flusse Tennessee. Wir fanden die 4. Division, welche eine große Zahl Verwundeter hatte, vielleicht 400, die, dank alledem, was wir den Tag vorher geschickt, ausreichend versorgt waren, aber nur für den ersten Augenblick, denn ihre Vorräthe erschöpften sich schnell und auf unsere Weisung wurde ihnen im Laufe des Tags eine andere Ladung zugeschickt.

„Die Hospitäler der 2. und 3. Division, am Ufer des Tennessee etablirt, hatten keine andern Vorräthe als diejenigen, welche die Chirurgen in ihren eigenen Wagen mitgebracht hatten, um die ersten Bedürfnisse zu befriedigen, ebenso war das Depot beinahe erschöpft. In dem Augenblick, als ich Dr. Rogers, dem Dirigenten des Hospitals der 3. Division, anbot, unsere Vorräthe zu seiner Verfügung zu stellen, kam ein Assistenzarzt und redete Dr. Rogers an: «Doctor, was fangen wir an? unsere Vorräthe sind noch nicht angekommen, unsere Leute liegen auf der Erde und haben nicht einmal Leintücher genug. Wir haben weder Erfrischungen, noch Bandagen, noch genügende Nahrungsmittel. Wenn die Sanitätscommission uns nur einen Agenten geschickt hätte, so

würde alles gut gehen.» Ich, Newberry, war glücklich ihm anzuzeigen, daß der gute Engel, den er eben angerufen, auf seinen Ruf antworte. Als ich ihm versicherte, daß er in einer Stunde Bouillon, Tafeln, Milch, Bekleidungsgegenstände, Bettzeug und einige Strohsäcke mit Baumwolle gefüllt erhalten würde, da verklärte sich sein Gesicht und er rief gleichzeitig mit dem Chefarzt: «Gesegnet sei die Sanitätscommission!»"

Die vollständigen Einzelheiten über die Hülfsleistungen auf dem Schlachtfelde würden ganze Bände füllen.

Ein besonders charakteristischer Zug des Systems des Hülfsvereins war, sich allen Verhältnissen anzupassen. Die Commission hat in Befolgung dieses richtigen Grundsatzes bei den großen Ausdehnungen des Landes, um in der Nähe der Soldaten zu sein, die auf den großen Flüssen Mississippi, Missouri, Ohio, Cumberland und Tennessee, auf dem Meere transportirt wurden, sich für ihren Dienst sogar eine Anzahl von Fahrzeugen käuflich verschafft: 2 große Dampfer für die atlantischen Küsten, 6 Küstendampfer und 2 schwimmende Hospitäler; auf den Flüssen des Westens hatte sie noch 8 Dampfer in Anspruch genommen, um ihre Vorräthe zu transportiren und den Kranken und Verwundeten alles zu liefern, was ein vollständiges Hospital bieten kann.

Da das Rütteln der gewöhnlichen Wagen den blessirten Soldaten schmerzliche Torturen verursachte, so zeichnete ein Mitglied der Commission das Modell eines Wagens, welcher durch mechanische Vorrichtungen den Transport comfortabler machte.

Zwölf oder noch mehrere dieser Wagen fahren auf den verschiedenen Eisenbahnlinien, die von der Armee nach den Hospitälern führen. Das Innere bietet allen Comfort eines guten Hospitals; Sänften, welche man beliebig, ohne den Kranken zu beunruhigen, herauf- und herablassen kann, befinden sich auf jeder Seite des Wagens, sie sind aufgehängt an starken Gummibändern, um den Stoß zu brechen. Gute Ventilation, das Licht sanft gemildert, Sprachrohre für den mündlichen Verkehr zwischen den Aerzten, Krankenwärtern und Krankenwärterinnen. Jede Kleinigkeit ist sorgsam beachtet, um dem Patienten die bequemste für ihn geeignete Lage zu geben. Die Agenten haben bei der Hand: warme Kleider, Nahrung, Thee, Kaffee, pharmaceutische Artikel, sie haben einen Kochofen als Küche, Wasservorräthe u. s. w.

Dr. Thurtson, der ärztliche Dirigent bei der Armee zu Nashville, sagt über den Nutzen der genannten Waggons: „Der schnelle Transport, die Behandlung der Patienten während und auf der Reise, der intelligente Dienst der Wärter, welche den Zug begleiten, haben, davon bin ich überzeugt, manches Leben gerettet. Die Kranken, die Blessirten, ich selbst, wir sind der Commission vielen Dank schuldig; nach meiner Meinung sind es diese Ambulancenwaggons, welche für das Wohlergehen der Kranken mehr gethan haben als jede andere Einrichtung."

Dr. Barnum, der mit diesem Dienst beauftragt war, sagt, daß er 20472 Patienten mit diesen Hospitalzügen spedirte und daß er nur einen Kranken verloren hatte, welcher trotz des Raths der Chirurgen und des Dr. Barnum bat, man möge ihn im Schose seiner Familie sterben lassen.

Der amtliche, dem amerikanischen Congreß unterbreitete Bericht des Chefs des Medicinalbureau im Kriegssecretariat vom Januar 1863 über das abgelaufene Jahr vom 1. Juli 1861 bis zum 30. Juni 1862 enthält Folgendes: Während des ersten Jahres schickten die Aerzte der freiwilligen Truppen noch nicht die statistischen Aufstellungen, welche seit der Zeit obligatorisch geworden sind. Der vorhin erwähnte jährliche Bericht des Generalchirurgen bezieht sich daher nicht auf die ganze Armee, sondern nur auf eine gewisse Zahl von Regimentern. Dessenungeachtet ist derselbe der ausgedehnteste und vollständigste Bericht dieser Art, angefertigt unter der speciellen Leitung des J. J. Woodward, Hülfschirurgen in der Armee der Vereinigten Staaten.

Ueber die Sterblichkeit im allgemeinen läßt sich Nachstehendes berichten: Während des ersten Kriegsjahres starben von 10000 676; davon an Krankheiten 504, an Blessuren 172. Während der 18 Friedensjahre belief sich die mittlere jährliche Sterblichkeit an Krankheiten in der amerikanischen Armee von 10000 auf 240; im Kriege der Vereinigten Staaten gegen Mexico von 10000 auf 1038; die Sterblichkeit an Krankheiten in der englischen Armee im spanischen Kriege gegen Napoleon I. von 10000 auf 1650; während des Krimkriegs von 10000 auf 2320; in der französischen Armee gegenwärtig nach dem Bericht des Marschalls Randon von 10000 auf 77,8. Die Zahl der Sterbefälle während des ersten Kriegsjahres an innern Krankheiten ist eine beachtenswerthe; sie war aber geringer als diejenige während des mexicanischen und Krimkriegs.

Dr. Woodward hat zum leichtern Vergleich die verschiedenen amerikanischen Armeen nach dem geographischen Standorte in drei Divisionen getheilt:

Die 1. Division auf den Küsten des Atlantischen Meeres zwischen dem Meere und dem Apalachengebirge, begreift die Potomac-Armee und die echelonweise auf der Seite aufgestellten verschiedenen Detachements. Die jährliche Sterblichkeit an Krankheiten bei diesen Truppen betrug von 10000 334. Die 2. Division begreift die Truppen, welche im Centralthale des Continents operirten, zwischen dem Apalachen- und Felsengebirge. Die jährliche Sterblichkeit an Krankheiten von 10000 821,9. Die 3. Division an der Küste des Großen Ocean zwischen dem Felsengebirge und dem Meere. Die Sterblichkeit per Jahr betrug hier nur von 10000 107,6.

Die Sterblichkeit war mithin auf der atlantischen Küste dreimal so stark als auf der Küste des Großen Ocean; im Mississippigebiete zweieinhalbmal so stark als auf der atlantischen Küste und achtmal so stark als auf der Küste des Großen Ocean. Letztere kaum beträchtlicher als diejenige der jungen Leute dieses Alters in bürgerlichen Verhältnissen nach englischen und amerikanischen Statistikern. Der Krieg zog sich allerdings nicht vorwiegend nach dem Großen Ocean hin, aber das angegebene Verhältniß läßt doch den Schluß auf das gesunde Klima am Großen Ocean zu. Die letzten Monate des ersten Kriegsjahres zeigen langsame, beständige Besserung in dem Gesundheitszustande.

Während der beiden letzten Jahre des Kriegs haben die Medicinalbehörden nicht die Zeit gehabt, alle Details, die ihnen über den Gesundheitszustand zugegangen sind, zusammenzustellen, und wenn dies auch der Fall gewesen wäre, so würden sie doch dazu nicht berechtigt gewesen sein, denn dieselben hätten dem Feinde zu wichtige Nachrichten geboten, weil dadurch die Stärke der Truppen, die Zahl der kampfunfähig Gemachten u. s. w. bekannt geworden wäre. Nur einiges ist über einzelne Corps bekannt geworden.

Dr. Crane, einer von den Inspectoren der Commission, liefert gegen Ende 1863 einen interessanten Bericht über die Gesundheitsverhältnisse des vom Generalmajor Banks befehligten Armeecorps, welches in Louisiana cantonnirte.

„Der Gesundheitszustand unserer Truppen ist auffallend günstig", schrieb dieser Arzt. „Ich habe niemals weniger Krankheitsfälle in einer Armee gesehen. Nach der Krankenliste können wir auf 10000 nur 430 rechnen; mit denen, welche seit dem 1. Oct. ins allgemeine Generalhospital geschickt worden sind, 540 auf 10000. Am intensivsten ist der Krankheitszustand bei der Cavalerie wegen der vielen Wachen. Eine Division von der Armee hat nur 140 Kranke auf 10000."

Der Bericht der Sanitätscommission für 1864 über die Gesundheitsverhältnisse der Armee von Südcarolina, Georgia und Florida lautet:

Die Armee dieser Staaten, beschäftigt mit anstrengenden Belagerungsarbeiten, mit der Aufstellung einer Postenkette, mit dem Aufwerfen von Schanzen in ungesunden Gegenden, von Morris-Island und von Beaufort bis nach St.-Augustin, in den sumpfigen Eingängen von Charleston, Savannah, Brunswick, St.-John, ist durch das ganz be-

sonders ungesunde Klima und die Rauhigkeiten des Lagerlebens in dieser Gegend nicht geschwächt worden, wir haben nicht mehr Krankheiten wie unter einer gleichen Zahl in den bürgerlichen Verhältnissen.

Dr. Marsh, ein sehr sorgsamer Beobachter und einer der fähigsten Gesundheitsinspectoren der Commission, berichtet im Januar 1864 über die Armee unter dem Befehl des Generals Seymour bei Jacksonville in Florida: „Die Krankheitsfälle sind auf ein Minimum reducirt, fast ohne Beispiel in der Geschichte der Armeen, gleichviel unter welcher Breite.“ Derselbe spricht in nicht minder günstigen Ausdrücken über die Gesundheitsverhältnisse der vor Charleston operirenden Truppen: „Eine nochmalige sorgsame Inspection der Truppen im letzten Monat constatirte ihre Bedürfnisse, die alsbald befriedigt wurden. Der Procentsatz der Krankheit ist unbedeutend, aber militärische Rücksichten untersagten uns zu bestimmen, wie wenig beträchtlich er ist.“

Jeder Staat, jeder District antwortete auf den Aufruf des Präsidenten, von jedem Berge, aus jedem Thale eilten Freiwillige herbei; in allen Städten, in allen Weilern hallte der Ruf wider: „Bereitet euch zur Schlacht vor.“ Man wartete nicht auf die Geldsummen der Regierung, um die Equipirung der 100000 Männer zu bezahlen, die auf den Kriegsschauplatz eilten. Jeder brachte sein Opfer, einen Theil seines Vermögens oder seine Ersparnisse auf den Altar des Vaterlandes. Ein Ueberschlag, angefertigt durch den neuyorker „Herald“ im Anfange von 1862, gibt eine Totalsumme von 1 Milliarde Frs. für Equipirung der Regimenter und ihren Transport nach dem Kriegsschauplatze; eine Summe, welche freiwillig ohne Anregung der Regierung gegeben wurde.

Die Sanitätscommission hat die Ehre, ihr Werk ohne einen Thaler von der Regierung realisirt zu haben.

Der letzte Jahresbericht vom 1. Oct. 1864 constatirt: Die verschiedenen durch die amerikanischen Frauen eingeschickten Gegenstände belaufen sich schon auf die Zahl von mehrern Millionen zu einem Gesammtwerthe von nicht weniger als 46 Mill. Frs. Diesen Artikeln sind hinzuzufügen die Geldsendungen von 18,330000 Frs. Seit dieser Aufstellung sind noch mehrere Millionen zusammengebracht worden durch große Verkäufe auf Industrieausstellungen, womit die Stadt Chicago, wie wir bereits erwähnt, den Anfang machte. Der Verkauf in Cincinnati lieferte 1,400000 Frs., in Brooklyn Mitte März 1864 2,100000 Frs., in Neuyork im April 7,000000, in Philadelphia im Juni beinahe 6,000000.

In London und Paris stellten die Amerikaner sich an die Spitze der Hülfsvereine. Von Paris und zwar fast ausschließlich von Amerikanern, wurden Anfang 1864 239000 Frs., von London 160000 Frs. beigesteuert.

Dabei ist noch besonders hervorzuheben, daß die Summe der Vertheilungskosten nicht auf 4 Proc. zu stehen kam.

Die Commission sagt schließlich: Alle unsere Urtheile über officielle Persönlichkeiten, Beamte, über politische Thatsachen sind aus dem einzigen Motiv hervorgegangen, der Sache der Wahrheit zu dienen, die Sache der Sanitätsreform in andern Ländern zu erleichtern. Die Fortschritte und der Erfolg unsers kolossalen Werks, durch welches man Hülfsmittel im Werth von über 60,000000 Frs. vertheilt hat, müssen als ein freiwilliges Ergebniß des Charakters und der nationalen Institutionen beurtheilt werden. Als die Nation das Werk zu dem ihrigen gemacht, war jeder Bürger in seiner Sphäre bereit, seine Dienste anzubieten. Der Arzt, der Rechtsgelehrte, der Geistliche, der Kaufmann, der Student, alle waren bereit, jeder wollte seine Zeit und seine Mittel der Erfüllung dieser gesegneten Mission weihen. Tausende von Freiwilligen, welche ihre Mitwirkung darboten, wurden freudig empfangen und unter die Leitung erfahrener Beamten

gestellt, deren Zahl nicht 200 überstieg und welche unter der Controle des Executivcomité standen. Mit diesem Personal, welches man mit dem Namen Sanitätscommission bezeichnete, hat man so Großes vollführt.

Ein zahlreiches und prunkendes Corps von Beamten ist also nicht nöthig, ein ähnliches Werk zu gutem Ende zu führen. Einige intelligente Leute, erfüllt von Liebe zu ihrem Werke, können mit einer vollständigen und erfahrenen Verwaltung Dinge ausführen, die auf den ersten Blick unmöglich erschienen. Die Commission hat ihr Humanitätsgefühl bewiesen, indem sie ihre Hülfsmittel ohne Unterschied an Freund und Feind, welche nebeneinander auf dem Schmerzenslager ruhten, vertheilte und sich durch keine Entfernung und durch keine klimatischen und Witterungsverhältnisse abhalten ließ. Sie harrte nur auf die Gelegenheit, um ihre Wohlthaten nah und fern zu spenden.

Die Erfordernisse des Kriegs treten so plötzlich, so unerwartet und so großartig auf, sie tragen immer so den Stempel des Ungewöhnlichen, daß die Regierung nur in Gemeinschaft mit dem ganzen Willen eines jeden zu helfen vermag, indem sie über ungeheuere Mittel verfügt, welche dem Anschein nach unerschöpfliche Hülfsquellen verschaffen. Es gibt immer und es wird immer Bedürfnisse geben, denen das Volk allein zu genügen im Stande ist. Die Erfahrung in den Vereinigten Staaten hat bewiesen, daß man recht gehabt hat, in Bezug auf die Unterstützung der Nation zu vertrauen, ungeachtet der unaufhörlichen durch einen ungereimten und rückwirkenden Schlendrian entgegengestellten Hindernisse. Alles war neu in Amerika, der Krieg selbst war eine Ausnahme. Als die Rebellion ausbrach, existirte in Wahrheit keine reguläre Armee. Der Unterricht im Lagerleben mußte zugleich für eine Million Conscribirter beginnen.

Die Armee, welche anfangs kaum einige Grundsätze der Disciplin kannte, hatte sich nach und nach bis dahin entwickelt, daß Offiziere und Soldaten gelernt hatten, die Reglements gern zu respectiren, denen sie unterworfen sein mußten. Mitten unter den verschiedenen und heterogenen Elementen mußte die Sanitätscommission ihre ersten Arbeiten beginnen. Weit entfernt, sich mit den regulären Offizieren in Gegensätzen zu bewegen, weit entfernt, das Band der militärischen Disciplin zu lockern, hat sie ihren Einfluß angewendet, die Hierarchie und die officielle Organisation der Armee zu stärken. Dieser Punkt ist wesentlich. Es ist nur gerecht, diese Handlungsweise rühmend zu erwähnen und als Beispiel anzuführen.

Mit den liberalen Institutionen der Vereinigten Staaten, mit dem Gefühl der Brüderlichkeit, welches zwischen dem Volk und der Armee bestand, hat das Centralcomité und seine Hülfsvereine ein so ausgebreitetes und so wichtiges Werk vollenden können, welches in Europa zu unternehmen nicht möglich wäre; indessen kann das Beispiel Amerikas in seinem Geiste eine Nachahmung finden, und man kann auf nicht minder herrliche Resultate auch in Europa rechnen.

Man hätte voraussetzen können, daß infolge der natürlichen Abneigung eines republikanischen Volks gegen alles, was einen Schein von Dictatur verräth, ein Conflict entstehen, oder wenigstens ein Mangel an Sympathie zwischen den Agenten der Commission und den Offizieren der Armee sich zeigen würde. Das Resultat hat indessen bewiesen, daß diese Besorgnisse eingebildet waren, die gegenseitigen Beziehungen zeugten von Wohlwollen, Entgegenkommen und Freundlichkeit. Diese glückliche Uebereinstimmung ist hauptsächlich dem richtigen Verständniß der Schöpfer dieses Werks zu verdanken. Wir sehen den Generalsecretär, indem derselbe an den ihm zugetheilten Secretär sich wendet, in einem der ersten Documente die nachfolgenden Grundsätze aufstellen: Das Hauptziel unserer Organisation ist, die Verschleppung und die unnützen Schreibereien zu vermeiden und auf einer prompten, directen und energischen Handhabung aller Vorschriften zu bestehen.

Das ärztliche Departement der Armee hat nichts verabsäumt, um allen Planen und allen Handlungen des Comité ihre Bestätigung und eine gesetzmäßige Vollmacht zu ertheilen.

Seinerseits war das Comité von Anfang an eifrigst bemüht, sein Verfahren und seine Arbeiten, sowol die fortdauernden als provisorischen, mit den Bestimmungen und den Bedürfnissen des ärztlichen Dienstes harmonisch in Einklang zu bringen. Diese Uebereinstimmung hat sich beständig und in jeder Weise erhalten.

Zum Ruhm der Armeeärzte müssen wir sagen, daß sie, ungeachtet aller Anreizungen im entgegengesetzten Sinne und ungeachtet aller in den Weg tretenden Schwierigkeiten, in den amtlichen Beziehungen eine herzliche Uebereinstimmung mit der Commission aufrecht erhalten haben, welche ihre Agenten und ihre Verproviantirung in allen Lagern, in allen Hospitälern und auf allen Schlachtfeldern als eine willkommene erscheinen ließ.

Aus allen Berichten geht hervor, wie vollständig der glückliche Erfolg ihrer Bemühungen gewesen ist, wie sie verstanden hat ihr Werk der Wohlthätigkeit zu vollenden, ohne sich der geringsten Verletzung der Ordnung schuldig zu machen, welche unter den Fahnen gehandhabt werden muß.

Es existirt kein Beispiel, daß Rathschläge oder Dienste der verschiedenen Agenten der Commission abgelehnt worden wären, es ist auch nie eine Klage gegen sie erhoben worden, keiner hat ihnen nachsagen können, daß sie einen einzigen Offizier der Armee in der Ausübung seines Dienstes gehemmt oder daß sie nachtheilig auf die Disciplin in der Armee eingewirkt hätten.

Verschiedene Zeugnisse bestätigen diese Verhältnisse, so dasjenige des ausgezeichneten Dr. Parrish, eines der Inspectoren der Commission, welcher nach einer speciellen Inspection in dem Departement von Nordcarolina Folgendes schrieb: „Ich bin glücklich zu constatiren, daß die herzlichsten Beziehungen zwischen den Armeeärzten und der Commission existiren und daß sie in den edeln Bemühungen für das Wohlergehen der Truppen miteinander wetteifern."

Der Dr. Page, ein Comitémitglied, begleitete den Medicinalstab auf seiner Inspectionsreise. Diese einfache Thatsache ist ein hinreichender Beweis von der Uebereinstimmung in den Ansichten, welche zwischen dem einen und dem andern in der Thätigkeit für das Wohl der Soldaten bestanden.

In seinem jährlichen Bericht schrieb Marsh in Betreff ihrer Leistungen in dem Departement von Carolina und Georgia: „Ich richte euere specielle Aufmerksamkeit auf das brüderliche Wohlwollen und die Unterstützung, welche uns behufs Erfüllung unserer Pflichten von dem ganzen ärztlichen Corps des Departements gewährt worden sind."

Der Dr. Newberry aus dem Departement Cumberland drückt sich in ähnlicher Weise aus: „Kein Theil unsers Werks ist systematischer und in befriedigenderer Weise ausgeführt worden. Das Lob hierfür gebührt nicht allein euerer Commission, es muß mit den ärztlichen und militärischen Autoritäten zur Hälfte getheilt werden, welche alle und zu jeder Zeit mit uns in der herzlichsten Weise zusammengewirkt haben, nicht allein gewährten sie uns ohne Aufschub unsere Anliegen, sondern sie kamen selbst unsern Wünschen zuvor. Ich kann sagen, daß alle unsere Beziehungen sehr angenehm gewesen sind. Die Sympathie war gegenseitig, die Chirurgen der Armee schätzten die Dienstleistungen, welche ihnen die Commission erwies, nach ihrem wahren Werthe."

Das wohlverdiente Lob drückte der General Grant am 28. Sept. 1863 folgendermaßen aus: „Die Commission hat dem Lande und der Armee so große Dienste geleistet, daß ich mit allen Mitteln, die mir zur Verfügung stehen, bereit bin, ihre Befugnisse zu erweitern, damit sie noch mehr Gutes thue."

Am 1. Aug. 1863 sagte der General Burnside in einem besondern Tagesbefehl:

„Alle Offiziere werden ersucht, den Agenten der Sanitätscommission jede Hülfe angedeihen zu lassen, die sich mit der Erfüllung ihrer eigenen Pflichten vereinbaren läßt; sie werden dieselben mit Achtung behandeln und ihnen in der Ausführung ihres Werks der Barmherzigkeit helfen."

Der Höchstcommandirende der Südarmee stellte folgendes Zeugniß aus: „Der Brigadegeneral erkennt öffentlich die von der Sanitätscommission der Vereinigten Staaten seiner Armee geleisteten Dienste an, und drückt seinen Dank aus für die Anstrengungen, welche sie behufs Herbeischaffung und Vertheilung der verschiedenen Verpflegungsgegenstände gemacht hat und welche für die blessirten und leidenden Soldaten eine kostbare Hülfe gewesen sind."

Aehnliche Zeugnisse, denen wir noch viele andere hinzufügen könnten, bedürfen keines Commentars. Sie befestigten das Vertrauen zu dem mit solcher Sorgfalt durchgeführten Werk der Krankenpflege seitens der Armee, ihrer Offiziere und Aerzte, und nicht minder die Herzlichkeit der Beziehungen, welche zwischen den officiösen und officiellen Agenten herrschte. Unterstützt durch die lebhafte Zustimmung der Nation, aufgemuntert durch die Segnungen der ganzen Armee, welche ihr für ihre Hingebung Dank wußte, des hülfreichen Beistandes aller Regierungsbehörden sicher, konnte die Sanitätscommission mit Ruhe und Heiterkeit das Urtheil abwarten, welches die unparteiische Geschichte über ihr Werk fällen wird.

Außer der Sanitätscommission bestanden in den Vereinigten Staaten mehrere andere Gesellschaften, welche sich mit dem Wohlbefinden des Soldaten beschäftigten.

Eine solche ist die Western-Sanitätscommission, welche der General Fremont im Anfange des Kriegs gründete, damit sie sich mit der nach den westlichen Staaten geschickten Armee beschäftigen sollte.

Ferner die christliche Commission, welche auf die Moralität der Truppen hinwirkte, indem sie Bücher und Broschüren in den Lagern vertheilte und indem sie unentgeltliche Lesecabinets in allen Garnisonstädten einrichtete und Abonnements für politische und religiöse Schriften eröffnete.

Aehnliche philanthropische Institutionen bestanden auch in den Südstaaten, bei der aufgehobenen Communication war es jedoch nicht möglich, sich die officiellen Quellen darüber zu verschaffen. Wir haben uns hierbei beschränken müssen, hier und da einige interessante Nachrichten von glaubwürdigen Personen zu sammeln.

Während der beiden ersten Kriegsjahre bestanden die dortigen zum Wohl der Kämpfenden gegründeten Institutionen in isolirten Gesellschaften in jeder Stadt und in jedem District, unter dem Namen Gesellschaften zur Unterstützung der Soldaten. Sie waren in aller Eile gegründet und zwar in dem Augenblick, als die ersten Freiwilligen ihren heimatlichen Herd verließen. Die ersten Regimenter enthielten den Kern der Jugend und eine Anzahl Soldaten gehörte den vornehmsten und achtbarsten Familien des Landes an. Dieser Umstand verfehlte nicht, den Eifer in den übrigen Ständen anzuregen. Auf den beredten Ruf der Frauen des Südens kamen im Anfang bedeutende Zusendungen von allen Klassen der Gesellschaft. Aber der Mangel einer centralen Organisation und Direction machte sich bald fühlbar. Die Gaben waren verschiedener Art und machten kleinen Gesellschaften Ehre, welche sie edelmüthig geschickt hatten, aber sie kamen in vielen Fällen weder zu den Compagnien noch zu den Regimentern, für welche sie bestimmt waren. Eine sehr große Anzahl Kisten mit Lazarethbedürfnissen verlor sich, sie wurden auf dem Transport gestohlen oder ihr Inhalt auf irgendeiner Station verschimmelte, aus Mangel an Agenten für die Expedition. Mehrmals wurden diese Gegenstände nach den bedrohten Punkten geschickt, aber man mußte sie zerstören, um zu verhindern, daß sie nicht in die Hände der Unionisten fielen. Der bei dieser Sachlage entstehende unver-

meidliche Verlust wies in überzeugender Weise auf die Nothwendigkeit der Centralisation der Anstrengungen hin.

Der Geschäftskreis wurde dann erweitert. In jedem Staat gründete man eine Centralgesellschaft, welche in directen Verkehr mit den kleinen Gesellschaften stand und deren Aufgabe darin bestand, sich nach den Bedürfnissen der zu jedem Staat gehörigen Soldaten zu erkundigen und ihnen die erforderliche Hülfe zu leisten. Die allgemeinen Grundbestimmungen dieser Gesellschaften waren überall fast dieselben, eine Skizze der Verfahrungsweise, welche die Centralgesellschaft von Südcarolina zur Unterstützung der Soldaten beobachtete, wird die Art ihres Verfahrens veranschaulichen.

Diese Gesellschaft war gebildet aus Männern, die von der Conscription befreit und einflußreich waren: Geistliche jeden Grades, Professoren, Verwaltungsbeamte, Rechtsgelehrte, Mediciner. Das vollziehende Comité war nur mit Verwaltungsgeschäften beauftragt. Zu diesem gehörten die eifrigsten und erfahrensten Mitglieder, welche beauftragt waren, die Hülfsgesellschaften zur Thätigkeit und zu Sammlungen für das Liebeswerk anzuregen.

In Columbia, der Hauptstadt des Landes, wurden große Depots zur Verproviantirung der Depots der Gesellschaft eingerichtet. Das Centralcomité hatte eine Anzahl Kuriere zu seiner Verfügung, großentheils ältere Leute und invalide Soldaten, deren Aufgabe es war, sich mit den commandirenden Offizieren der Truppen Südcarolinas in Verbindung zu setzen, ebenso mit den Agenten der Feldhospitäler, um diesen die requirirten Artikel zuzutheilen und dafür zu sorgen, daß sie auf dem Transport nicht verloren gingen. Bei weiten Etappen und entfernt gelegenen Magazinen schickte man bis zum Zusammentreffen mit dem Regiment einen Kurier mit Kisten und Packeten, die er von den Verwandten empfangen hatte, ihm folgte auch wol ein Wagen mit Vorräthen und Erfrischungen für die am meisten Ermatteten. Auf diese Weise wurden Decken, Schuhe, Bekleidungsgegenstände u. s. w. an diejenigen vertheilt, die deren am meisten bedurften. Der größte Theil der Truppen Südcarolinas stand in Virginien, darum hat das Centralcomité ein großes Haus zu Richmond gemiethet, bekannt unter dem Namen „Heimat an der Landstraße", wo große Verpflegungsvorräthe aufgestapelt waren. Jeder Soldat fand in diesem Hause auf dem Hin- und Herwege Bett und Nahrung.

Unter den Auspicien der Gesellschaft wahrten zu Richmond angesessene Agenten die Interessen der Soldaten, sie sorgten für die Empfangnahme ihres Soldes, für ihre Marschroute, ihren Paß u. s. w.

Mehrere dieser Häuser waren in den verschiedenen Staaten an den Haupteisenbahnlinien, an den Stationen, an den bedeutendsten Kreuzpunkten der Eisenbahnen und Landstraßen. Diese hatten Aehnlichkeit mit den bereits erwähnten Soldatenasylen und waren behufs der unmittelbaren Ueberwachung den Damen aus der Nachbarschaft anvertraut. Im Süden wie im Norden haben sich die Frauen an die Spitze aller dieser Werke der Barmherzigkeit gestellt.

Die Bedürfnisse des Kriegs machten für die Organisation von Ambulancen Comités nothwendig, bestehend aus Leuten reifern Alters oder aus Invaliden, welche einige Dienste in der Nähe oder auf dem Schlachtfelde selbst zu leisten im Stande waren und die sich zur Verfügung der Armeechirurgen stellten.

Mehrere Gesellschaften wachten über die religiösen Interessen der Soldaten. Verschiedenen Armeecorps wurden Bücher und Journale, besonders religiösen Inhalts zugeschickt. In Petersburg in Virginien druckte man eine religiöse Zeitschrift, der „Armee- und Flottenbote", welche nur in den Reihen der Truppen circulirte.

Wir unterlassen die Details über die finanzielle Organisation der verschiedenen freiwilligen Hülfsgesellschaften in den conföderirten Staaten. Man sagt, daß die dem

Comité von Südcarolina überschickten Gaben jährlich mehr als 500000 Frs. betragen haben. In jedem Falle hat der Süden bei den mislichen Umständen, in welchen sich die Bevölkerung befand, sein Bestes zu allen diesen Werken der Barmherzigkeit beigetragen. Dasselbe Humanitätsgefühl machte sich sowol im Süden als im Norden des Potomac geltend und fand Gelegenheit zu vollster Bethätigung.

Die Sanitätscommission hat sich noch die Aufgabe gestellt, den entlassenen Soldaten die Rückkehr aus den Militärverhältnissen in das bürgerliche Leben zu erleichtern, den Invaliden an ihren heimatlichen Herd zu folgen, um zu verhüten, daß diese nicht genöthigt wurden, ihre Zuflucht zum öffentlichen Mitleid zu nehmen und so die Nation zu entehren.

Die Verwaltung versorgte jeden Invaliden mit einem künstlichen Gliede für den verlorenen Arm oder das verlorene Bein und verschaffte ihm eine Pension von wenigstens 43 Frs. per Monat, welche von seiner Witwe und seinen minderjährigen Kindern bezogen wurde; außerdem kann der blessirte Soldat wie jedes andere Familienhaupt einen Besitz von 64 Hektaren aus der Nationaldomäne von der Regierung beanspruchen, doch ist die Pension in vielen Fällen ungenügend und nur eine schwache Minorität von Soldaten findet sich im Stande, das ihnen im Westen angebotene Land anzunehmen. Die nicht invaliden Soldaten beziehen keine Pension, obschon das Lagerleben ihre Arbeitsfähigkeit beträchtlich vermindert hat.

Die Commission hat sich daher die fernere Aufgabe gestellt, den verabschiedeten Freiwilligen, die dessen bedürftig sein könnten, friedliche Beschäftigungen zu besorgen, um sie auf diese Weise in den Schos der bürgerlichen Gesellschaft zurückzuführen. Die Erfahrung, welche die Gesundheitsagenten täglich machten, ließ sie in dieser Beziehung mit der größten Vorsicht handeln, jedenfalls ist es wahrscheinlich, daß sie die europäischen Einrichtungen durch Aufbau von Invalidenhäusern nicht nachahmen wird. Unterstützt in ihren Ansichten durch die allgemeine Anschauung der Amerikaner, behaupten die Mitglieder der Commission, mit Unrecht oder Recht, daß eine Anhäufung von müßigen Menschen ein Herd der Demoralisation sein und daß diese die ärgerliche Gewohnheit des Müßiggangs in einem Lande erzeugen würde, wo alle Bürger ihre Subsistenz bis auf diesen Tag in der Arbeit gesucht haben; sie rathen dem verstümmelten Soldaten in den Schos seiner Familie zurückzukehren und den Rest seiner Kräfte in nützlicher Arbeit zu verwenden, anstatt in einer großen Stadt ein unthätiges und langweiliges Leben zu führen.

Wenn die Sanitätscommission dennoch unternahm, sogenannte Verpflegungshäuser zu gründen, so beabsichtigte sie damit, Ersatzhospitäler einzurichten und den Dienst derjenigen, welche schon bestanden, zu erleichtern.

So ließ sie auf der östlichen Seite von Florida, in der Stadt St.-Augustin an dem amerikanischen Kanal eine Herberge erbauen, dahin schickte sie die brustkranken Invaliden, um sie zu heilen oder wenigstens ihr Leben zu verlängern.

Die Geschichte des amerikanischen Bürgerkriegs mit ihren großen Lehren und Wahrheiten, mit ihren überaus reichen Erfahrungen auf dem Gebiete der werkthätigen Humanität zeigt beweiskräftig, was eine einmüthige Vereinigung von praktischen Philanthropen mit einer auf klare Ziele gerichteten Concentration beharrlicher Thatkraft und mit treuester Hingebung an die Sache zu leisten vermag, wenn ein ganzes Volk mit Opferwilligkeit und Selbstverleugnung an der Lösung dieser freiwillig übernommenen Aufgabe mitwirkt. Wir haben dies alles aus der Darstellung der Thatsachen entnehmen können, welcher keine Uebertreibung, aber sachliche Wahrheit nach den übereinstimmenden Mittheilungen der verschiedenen Berichterstatter zu Grunde liegt.

Die Errichtung der Sanitätscommission in den Vereinigten Staaten ist das großartigste, in der That völlig ohne Beispiel dastehende Wohlthätigkeitsunternehmen der Philanthropie. Die Sanitätscommission hat die freiwillige Bethätigung nicht blos dem Begriff, sondern dem Wesen nach durch ihre Handlungsweise zur Geltung gebracht und in positiv fruchtbarer Weise nach allen Richtungen sich nützlich gemacht. Diesen Charakter hat sie während des ganzen Kriegs dauernd beibehalten und dadurch in culturhistorischer wie praktischer Beziehung sich ein Anrecht erworben, in den Annalen des Humanismus nach Gebühr gewürdigt zu werden. Ihr mächtiger und folgenreicher Einfluß auf die Milderung und Beseitigung der Leiden bei vielen, vielen Tausenden von im Felde erkrankten und verwundeten Soldaten, gleichviel ob sie zu den Unionisten oder Conföderirten zählten, hat sowol in den weiten Gebieten Amerikas als auch auf dem europäischen Continent nicht blos als ein abgeschlossenes Zeitereigniß die wohlverdiente Anerkennung in der Gegenwart gefunden, sondern es wird demselben auch stets eine culturgeschichtliche Bedeutung gesichert bleiben.

Durch diese amerikanische Institution, deren Verwirklichung von der Regierung anfangs nur unter sehr abschwächenden Zugeständnissen gestattet wurde und welcher beim Beginn ihrer Wirksamkeit das Element des Bestehens und der Erhaltung, die Autorität, ganz fehlte, ist eine neue Phase der freiwilligen Hülfe auf dem Gebiete der Krankenpflege im Felde inaugurirt worden, sie ist gleichzeitig als eine thatsächliche Verherrlichung der in den Vereinigten Staaten fortgeschrittenen Civilisation anzusehen.

Die Privathülfe hatte, nachdem ihr von der Regierung die Erlaubniß zum Beginn ihrer Thätigkeit unter der Bedingung, gegen die militärische Disciplin nicht zu verstoßen, ertheilt worden war, in ihrer gleichsam officiösen Stellung ganz außerhalb und unabhängig von der Militärhierarchie, nur dem Volke verantwortlich, ungeheuere Dimensionen angenommen. Sie gipfelte in der Sanitätscommission, dieser stand die ganze Nation vereint zur Seite, um sie in der Erfüllung ihrer freiwillig übernommenen edeln und patriotischen Arbeit kräftig zu unterstützen. Sie hatte unter der Leitung und Controle einer verhältnißmäßig geringen Zahl von Beamten eine durchaus praktische Auffassung in Betreff ihrer erforderlichen Leistungen sich angeeignet. Bei ihrer Organisation wurde nicht über Theorien discutirt, sondern das Programm für ihre Arbeiten war derartig, daß nur greifbare Resultate mit Vermeidung des schleppenden Verwaltungsmechanismus und der Vielschreiberei durch ein harmonisches Ineinandergreifen auf dem möglichst kürzesten Wege erzielt werden sollten. Gegenüber den riesenmäßig sich mehrenden Anforderungen war ihre Thätigkeit eine vielseitige, umsichtige und ununterbrochene.

Die Sanitätscommission beschäftigte sich während der ganzen Dauer des Kriegs nicht allein mit dem materiellen und Gesundheitswohl der Truppen, mit der Pflege der Kranken und Verwundeten, sondern auch mit der Polizei bei den Truppen, mit der Einrichtung und Versorgung von Hospitälern, von Herbergen, mit der Ueberwachung für die richtige Auszahlung des Soldes und des Servises, mit der Beschaffung und dem Ordnen der Entlassungspapiere, mit der Sorge für die Ausführung der Beförderung verwundeter und kranker Militärs, mit der Führung genauer Register über den Aufenthaltsort sämmtlicher entlassenen Soldaten, mit der Einbringung von Deserteuren, mit der Führung der Register und Beerdigung der Verstorbenen und Aufstellung der Merkzeichen auf den Grabstätten, sondern auch nach dem Frieden mit der Fürsorge für viele Tausende, die verkrüppelt und elend geworden, für andere, welche zu einem geregelten Leben zurückzuführen waren. Millionen über Millionen Dollars, sämmtlich freiwillige Gaben eines patriotisch fühlenden und dankbaren Volks, sind von der Sanitätscommission für die Pflege der verwundeten und kranken Soldaten im Felde, für die Equipirung von 100000 Freiwilligen, für die Gewährung solcher Lebensmittel, ja Luxusartikel, welche

die Regierung nicht lieferte und nicht liefern konnte, für die Beschaffung von körperlichen und geistigen Genüssen mit rechnungsmäßiger Genauigkeit verausgabt worden, eine Thätigkeit, welche bei den Soldaten im Felde nur die Vorstellung hervorrufen konnte, daß sie Kinder eines liebenden Vaterlandes seien.

Die Nation, welche durch ihren praktisch nüchternen Unternehmungsgeist sich so sehr auszeichnet, machte das Werk zu dem ihrigen, ein Werk, welches die großartigsten Dimensionen annahm und unbestreitbare Erfolge zu erzielen vermochte, weil es das Werk eines aus Patriotismus opferfähigen Volks war. Die Interessen der Armee waren durch die Solidarität der Gesammtheit gesichert. Der leitende Grundsatz bestand darin: die finanziellen Hülfsquellen der Privaten sollten die gerechten Wünsche der Armee in der Gegenwart befriedigen, ohne die Zukunft mit ihren Forderungen aus den Augen zu lassen. Alle Theile des Landes, alle Klassen der Bevölkerung, alle Körperschaften, ja jeder Bürger war bereit, in seiner Sphäre seine Dienste anzubieten.

Männer, welche ehemals vollständig die Sklaven ihrer Geschäfte waren, Damen aus den höchsten Ständen, welche den Zerstreuungen der vornehmen Welt, den Genüssen des Luxus huldigten, entsagten diesen weltlichen Nichtigkeiten. Sie fanden jetzt Zeit im Ueberfluß, um sich zu einer gemeinsamen Thätigkeit, die eine ernste Pflicht gebot, zu vereinigen und ihre Muße den Forderungen eines edeln Patriotismus und einer hochherzigen Philanthropie zu widmen. Den hochherzigen Frauen Amerikas im Norden und Süden gebührt die Ehre, sich an die Spitze der Werke der Barmherzigkeit gestellt zu haben. Sie waren es, welche den ersten Antrieb zu dem großen amerikanischen Nationalwerk gegeben haben, ihre edle Sympathie war es, welche durch Gründung von 32000 Frauencomités mit dem Ertrage von über 60,000000 Frs. die Anstrengungen der Sanitätscommission unterstützten. In allen Kriegen der Neuzeit haben die Frauen im Bereiche der Krankenpflege im Felde einen hervorragenden Platz eingenommen und denselben, indem sie die Interessen der Krankenpflege nach allen Richtungen hin förderten, würdig behauptet. Es würde zu weit führen, alle die Werke der Barmherzigkeit hier anführen zu wollen, die sie vollbracht; die Bemerkung möge hier indessen noch erlaubt sein, daß die Appellation an die Frauenherzen beim Ausbruch eines Kriegs bei der Tiefe und Innigkeit des weiblichen Gemüths stets die reichsten Früchte einer treuen Bundesgenossenschaft in ihrem Gefolge haben wird.

Die durch die Sanitätscommission erzielten Erfolge sind recht geeignet, die Kraft und Stetigkeit des amerikanischen Patriotismus in ein glänzendes Licht zu stellen. Die Sanitätscommission war sich dessen bewußt, daß der günstige Erfolg ihrer Bestrebungen in immer größerm Umfange nur von der ungetheilten Zustimmung des Volks und der Regierung abhing, und stets darauf bedacht, sich diese zu erhalten. Nur Besonnenheit mit Thatkraft durch stets frische Spannkraft unterhalten, konnte in dem Kriege so Großes vollbringen. Es herrscht nur Eine Stimme über ihre mit Ausdauer und Einsicht geleitete Thätigkeit, über die Trefflichkeit der Arrangements, über die Uebersichtlichkeit der praktischen Einrichtungen, welche den jedesmaligen Verhältnissen entsprechend modificirt oder erweitert wurden. In jeder Phase ihrer mit großen Mühen verknüpften, dabei an vielen Orten oft zu gleicher Zeit beanspruchten Thätigkeit zeigten sie sich ihrer Sache gewachsen.

Welche großartige Erfolge durch die Centralisation der Mittel erreicht werden können, hat uns die amerikanische Sanitätscommission bewiesen. Nicht unerwähnt kann es jedoch gelassen werden, daß sie trotz des Bestrebens, die Disciplin nicht zu verletzen, von Uebergriffen, welche in der Ausübung der nur einer amtlichen Behörde zustehenden Controle in Bezug auf die Ausführung der den Offizieren ertheilten Rathschläge bestand, nicht ganz freizusprechen ist. Wenn die Sanitätscommission sich indeß rühmt, bei ernsten

Ereignissen meistens die erste an Ort und Stelle gewesen zu sein, so dürfte darin für die Beamten kein Vorwurf erblickt werden, denn die Sanitätscommission handelte und konnte nach eigenem Ermessen handeln, die Beamten dagegen nur auf Befehl der ihnen vorgesetzten Behörden, der ihnen mit Recht als allein maßgebend galt.

Von diesen Einzelheiten abgesehen, können wir der von der Sanitätscommission geübten Mitwirkung unsere volle Anerkennung nicht versagen; sie zeugt im großen und ganzen von der richtigen Auffassung ihrer Stellung den Beamten gegenüber, ihre großartigen Leistungen sind ein vollgültiger Beweis dafür, daß die private Thätigkeit nur im Zusammenhang mit der amtlichen eine praktische Bedeutung gewinnen und nicht neben oder getrennt von dieser ihre Zwecke erreichen kann.

Unsere Mittheilungen über die großartige Unternehmung der amerikanischen Sanitätscommission können wir nicht besser schließen als mit den Worten eines ausgezeichneten Schriftstellers, welcher sich in dem „Atlantic Monthly Magazin" folgendermaßen ausdrückt:

„Die Größe und die Wichtigkeit des Werks, welches vollbracht worden ist, wird erst dann gewürdigt werden, wenn die Geschichte seinen Anfang, seine Fortschritte und seine Erfolge in ihren Einzelheiten veröffentlicht haben wird. Doch auch dann wird die Sanitätscommission nach ihren Verdiensten noch immer nicht nach Gebühr geschätzt werden. Dies würde erst der Fall sein, wenn für sie zu zeugen alle die Sterbenden kämen, denen sie die letzte Herzensangst versüßt hat, alle die Verwundeten, denen sie das bereits erkaltete Blut wieder erwärmt und die Lebensflamme, welche auszulöschen drohte, wieder angefacht hat; alle diejenigen, deren in Irrsinn übergehenden Verstand sie wieder zurückgerufen, deren erschöpften Körper sie genährt und wiederhergestellt, alle diejenigen, deren mattes Herz sie durch theilnehmenden Zuspruch gekräftigt hat. Sogar wenn alle diese die erwiesenen Wohlthaten anerkennen und den Gefühlen des Danks den vollsten Ausdruck verleihen könnten, würde diese Anerkennung immer noch unvollkommen bleiben."

---

# Chronik der Gegenwart.

## Theatralische Revue.

Die Lage, in welche das deutsche Theater im Sommer 1866 durch den Krieg versetzt wurde, weist abermals auf die Nothwendigkeit einer Reform unserer theatralischen Zustände hin. Einige Hoftheater wurden geschlossen, wie Dresden und Hannover; doch das trifft zunächst nicht die Darsteller, welche die ungewöhnlichen Ferien zu Urlaubs- und Kunstreisen benutzen können. Dagegen haben die Directoren mehrerer Stadttheater von ihrem Rechte Gebrauch gemacht, in Kriegszeiten ihren Mitgliedern zu kündigen, welche sich durch diese Kündigung vollständig in die Lage des arbeitslosen Proletariats versetzt sahen. Wohl ward an einzelnen Bühnen, wie in Stettin, Breslau u. a. auf Theilung gespielt; doch kann dies nur einen erbärmlichen Nothpfennig abwerfen. Es fehlt ja diesen nothgedrungenen Associationen der Gewinn der Wintersaison, durch den die Directionen die Ausfälle der Sommerzeit zu decken pflegen; sie sind auf die bedauerlichen Erträge angewiesen, welche in so ungünstigen Zeitläufen kaum die Tageskosten einbringen. Der Schauspielerstand empfindet jetzt schmerzlich den Mangel an allen Garantien, seine vollkommene Abhängigkeit von der Willkür der dirigirenden Brotherren. Die oft übertriebene Schätzung seiner Leistungen, der vergötternde Cultus, der einzelnen Lieblingen

zutheil wird — das steht in allzu schreiendem Widerspruch mit dieser Haltlosigkeit der ganzen Existenz. Wie auf der einen Seite zu wünschen ist, daß der Fanatismus der Anerkennung, durch welchen oft die Emancipation des Virtuosenthums von dem Geiste der Dichtung belohnt wird, auf ein geringeres Maß beschränkt werde, daß namentlich die Hervorrufe bei offener Scene, durch welche der Gang der Handlung, der Zusammenhang der Dichtung und jede künstlerische Illusion in brutaler Weise unterbrochen wird, der allgemeinen Aechtung verfallen, so ist andererseits darauf zu dringen, daß der Schauspielerstand und damit das ganze Theater eine solide Basis gewinne, wie sie den Directionsführungen der Privatimpresarios nicht zu Grunde liegen kann.

Es bleibt immer nur der Vorschlag übrig, daß die städtischen Communen selbst, die ja so imposante Theatergebäude aufführen, wie z. B. die leipziger, ihre Theater zu wahrhaften Stadttheatern machen, die Verwaltung selbst in die Hand nehmen, Kosten und Unkosten aus dem Gemeindeseckel bestreiten und die Leitung künstlerisch befähigten und erprobten Dramaturgen anvertrauen. Das Theater als eine Ehrensache der städtischen Commune, nicht als eine Dienerin der Speculation — das ist die Losung, die ihm allein eine nationale Bedeutung sichern kann.

Wer mag es den Privatdirectoren verargen, wenn sie in ungünstiger Zeit ihr Theater schließen oder mindestens auf den schlechtesten Geschmack des Publikums speculiren, um ihr Bühnenschifflein flott zu halten? Es ist dies ein Act der Nothwehr, der erlaubten Selbsthülfe, und weder das Publikum noch die Presse haben das Recht, ihn anzuklagen. Der Theaterdirector ist ein Geschäftsmann wie jeder andere — auch der Staat faßt bei den Concessionsertheilungen wenig mehr als die geschäftliche Reellität, allerhöchstens noch die politische Gesinnung ins Auge. Ein Geschäftsmann ist aber um so trefflicher, je glücklicher er in seinen Manipulationen ist. Solange er allen seinen Verbindlichkeiten nachkommt, solange er seine Kasse füllt und dadurch bequem in den Stand gesetzt ist, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, seine Pacht zu bezahlen, seinen Mitgliedern pünktlich die Gage zu gewähren — solange florirt sein Ruhm intra muros et extra und niemand zögert nur einen Augenblick, die stets gefüllten Häuser als einen Beweis ausgezeichneter Directionsführung anzuerkennen. Das Geschäft geht gut, folglich verdient der Geschäftsmann das höchste Lob.

Eine Commune, welche die Bedeutung des Theaters als einer künstlerischen und nationalen Bildungsanstalt kennt und anerkennt, wird aber andere Principien zur Geltung bringen als ein Privatdirector. Alle Communen sind zwar nicht gerade opferfreudig und manche schnüren ihren Seckel fest genug zu, wo kein Profit in Sicht ist. Dennoch wird derselbe Ehrgeiz, der die deutschen Städte miteinander wetteifern läßt in der landschaftlichen und architektonischen Ausschmückung, in der Anlage schöner Promenaden und imponirender Gebäude, den gleichen Wetteifer entzünden, wo es sich um den Besitz von Kunstanstalten handelt, welche eine lebensvollere Zierde, ein geistiger Schmuck des Gemeinwesens sind. Das Publikum muß erzogen werden; ein Privatdirector kann diese Verpflichtung nicht übernehmen; eine Commune darf sich nicht blos das materielle Wohl, sie darf sich auch die ästhetische Bildung ihrer Bürger etwas kosten lassen, um so mehr, als es sich hierbei nur um anfängliche Vorschüsse handelt, welche mit Zinsen zurückgezahlt werden, sobald sich die allgemeine Bildung auf das Niveau der Kunstleitung erhoben hat und der Zuspruch der Menge der wahrhaft begeisternden Dichtung, der edeln künstlerischen Leistung gilt.

Ohne Frage wird die politische Krisis, die bereits so großartige Opfer gekostet hat, nicht vorübergehen, ohne auch auf das deutsche Theater umgestaltend einzuwirken. Schon eine einheitlichere Centralisation der deutschen Machtverhältnisse wird einer Initiative in Sachen der Theaterreform wesentlich zu statten kommen. Sollte aber

die Frucht des Feldzugs die Annexion einiger Bundesstaaten von seiten Preußens sein, so würde damit von selbst ein Eingriff in die jetzt bestehenden Theaterverhältnisse stattfinden. Der Verlust mehrerer Hoftheater dürfte für die deutsche Kunst nicht als eine gleichgültige Sache angesehen werden. Wie man auch über die oft schläfrige, schleppende Leitung einzelner Hofbühnen denken mag — so viel steht fest, daß durch die oft reichen Unterstützungen, welche diesen Bühnen zufließen, die dramatische Kunst einen festen Halt gewinnt, die höhere Dichtung ein Asyl, der Schauspielerstand eine sichere Anlehnung. Diese Verluste dürften nicht ohne Deckung bleiben, eine Deckung, die nur ermöglicht wird durch eine vollständige Reorganisation des Theaterwesens auf Grundlage communaler Directionen unter höherer staatlicher Leitung.

Die dramatische Muse ist in letzter Zeit sehr stumm geworden; die politischen und kriegerischen Verhältnisse tragen nicht allein die Schuld daran. Das Publikum hat sich von den ernstern Dichtungen zwar nicht abgewendet; doch wird denselben von seiten der meisten Directionen eine so stiefmütterliche Behandlung zutheil, daß diese Kälte nothwendig auf die Zuschauer zurückwirken muß. Während bei Posse und Ausstattungsstück der kleinste Erfolg durch zahlreiche Wiederholungen gepflegt wird, wandern die Tragödien, selbst bei entschieden größerm Erfolg, rasch wieder in den Staub der Theaterbibliotheken. Die Directionen setzen kein Vertrauen in die Kinder der Melpomene; es kommt dies oft auf Rechnung ihres Privatgeschmacks. Hier und dort wird mit neuen Stücken experimentirt, um den Schein zu retten, oder um eine künstlerische Protectionsmiene anzunehmen; doch der Eifer ist nicht nachhaltig und trägt in der Regel keine Früchte. Ermuthigung unbekannter Talente ist gewiß lobenswerth; doch wenn darüber die Werke namhafter Dichter vernachlässigt werden, blos weil den Directionen aus ihrer Aufführung kein besonderer neuer Ruhm erwächst, so muß dies Lob eine wesentliche Einschränkung erfahren. Nicht wenig trägt zu dem geringen und nur sporadischen Erfolg neuer Tragödien die Vorliebe der Dichter für abgelegene und unsympathische Stoffe bei. Doch wurzelt dies so tief in den Ueberlieferungen deutscher Dichtkunst, daß das moderne Princip nur mit Mühe sich Bahn bricht und alle Niederlagen der romantischen und antiken Dramen unsere Poeten nicht bekehren.

Einige freilich! denen aber wieder die künstlerische Würde abhanden kommt, besitzen den populären Instinct und greifen frisch auf, was die höher gehenden Wogen der Zeit an den Strand spielen. Hierher ist namentlich Arthur Müller zu zählen, der in seinem „Preußenritt ins deutsche Land", einem an der berliner Friedrich-Wilhelmstadt mehrfach mit Beifall aufgeführten Lustspiel, in gewohnter resoluter Manier und holzschnittartiger Darstellungsweise die preußische Mission verherrlicht, mit dem miniaturstaatlichen deutschen Reichströdel aufzuräumen. Ein kleines Preußencommando, das in einem reichsunmittelbaren Staatenembryo alles Krumme gerade biegt, vertritt in der leichten Form des Lustspiels diese preußische Hegemonie. Ein Reichsgraf von Siegen, über welchen die eigene Gemahlin, insultirt durch seine Maitresse, bei Friedrich dem Großen Klage geführt hat, wird durch die militärische Execution preußischer Husaren in Angst und Schreck versetzt, ja sein Leben selbst erscheint bedroht, obgleich diese Krisis, wie es sich ziemt für ein lustiges Soldatenstück, nur als vorübergehender Incidenzfall behandelt ist. Die Behandlung des Ganzen ist holzschnittartig und burlesk; aber auch in dem kleinen Barockrahmen spiegelt sich der gegenwärtig sehr zeitgemäße Gegensatz zwischen dynastischer Miniaturherrlichkeit und einer von einem großen Staatsbewußtsein getragenen Volkskraft, mag die letztere immerhin in der Reiteruniform des Siebenjährigen Kriegs einen etwas brüsken Ausdruck finden. Arthur Müller hat schon in seinen frühern Lustspielen das Talent für drastische Zeichnung bewährt, und fast immer ganz glückliche Griffe gethan; nur verstattet der Mangel an künstlerischer Verfeinerung seinem Talent keinen höhern Auf-

schwung. Indeß ist auch das gesunde Volksstück ein ganz respectables Genre, da wir leider den Gegensatz zwischen Kunst- und Volksdichtung noch immer nicht überwunden haben.

Ein anderes Volksdrama ist das dritte Preisstück des münchener Actientheaters: „Ketten", von Emil Bacano, das aber keinen entschiedenen Erfolg davontrug. Emil Bacano ist bekannt als ein kecker Novellist, der sich in einer etwas wüsten Sturm- und Drangperiode befindet, voller Vorliebe für das Riesige, Ueberschwengliche, Extravagante, für Gefühls- und Phantasieerhitzungen; alle seine Productionen schießen wie die üppige Vegetation eines Treibhauses hervor. Auch das Stück ist excentrisch, von allerlei phosphorescirenden Adern kecken socialen Reformdrangs durchzogen, ohne künstlerische und ethische Lösung. So erregte es bei dem Publikum keine Sympathien und ist seinen beiden Vorgängern: „Das Haberfeldtreiben" und „Amnestie", in Bezug auf den Erfolg unterlegen. Doch auch diese Stücke scheinen keine Rundreise über die deutschen Bühnen anzutreten, ein Erfolg, den das erstere wol durch seine specifisch altbairische Haltung verscherzt hat.

Seit „Roxelane" von Theodor Schlemm auf dem berliner Hoftheater ihre Anstandsvisite gemacht hat — denn über Anstandsvisiten hinaus bringen es die wenigsten neuern Trauerspiele — und ihre Visitenkarte von einem Theil der Kritik mit wohlwollendem Lächeln begrüßt wurde, verlautete von keinem neuen Wagniß, das die großen Hoftheater mit einer Tragödie unternommen hätten. Nur in Dessau ist eine neue „Chriemhild" von Wilhelm Hosäus, dem Dichter des „Prinzen Louis Ferdinand", zur Aufführung gekommen, der man viel Gutes nachsagt, obgleich wir gegen die Nibelungentragödien und ihre den Sitten der Gegenwart ins Gesicht schlagenden Motive ein für allemal mit dreifachem Erze gewaffnet sind.

Inzwischen übte von den wiener Schauspielhäusern nur das Theater an der Wien durch die verdeutschte „Biche au bois" (die „Hirschkuh") noch einige Anziehungskraft aus. Nachdem die Sirenenlieder der wiener Presse verstummt sind, läßt man sich noch die badenden Sirenen der „Hirschkuh" gefallen, deren offenherzige Tricots keine Cabinetsgeheimnisse verbergen; man darf keine „faulen Fische" befürchten, wenn das Fischballet im Schuppengewande seine Sprünge macht; man freut sich, wenn der Herrscher des Gemüsereichs, der auch über Kohl und Rüben herrscht, König Plutzer der Sechsundfunfzigste, ausruft: „In meine Familie kommt ein Plutzer nach dem andern!" Und ist diese „Biche au bois" nicht eine abermalige, wenn auch unbewaffnete pariser Intervention, um den deutschen, halb bankrotten Schauspielmusen unter die Arme zu greifen?

Prüfen wir die darstellenden Kräfte, wie sie die letzte Saison uns zeigte, so sehen wir den jüngern Nachwuchs nicht gerade in günstigem Verhältniß zu den Veteranen der Kunst. Das Fach der Heroen, die sich auf den Schritt des tragischen Kothurns verstehen, deren Leistungen einen Zug von Größe und Wucht besitzen, um die Heldengestalten großer Dichter in ebenbürtiger Weise uns vorzuführen, tritt immer mehr gegen die geschickten Genremaler zurück, die durch eine Fülle virtuoser Züge blenden. Otto Lehfeld in Weimar gehört zu den deutschen Darstellern der Gegenwart, die für das Heroische und Große das meiste Zeug besitzen. Seine Gestalten haben nichts Einschmeichelndes, doch sie imponiren. Es ist etwas Herb-Trotziges in ihnen, was namentlich den Shakspeare'schen Heldengestalten ausnehmend zu statten kommt. Die graziöse Liebenswürdigkeit Emil Devrient's hat zahlreiche Nachahmer gefunden, wodurch der deutschen Schauspielkunst im Durchschnitt ein edler Ton gesichert worden, doch hielten sich diese Nachahmer nicht von Ausschreitungen nach der Seite des Affectirten und Elegant-Zierlichen hin frei.

Günstiger stellt sich dies Verhältniß in Bezug auf die jüngern Darstellerinnen. Zwar gilt auch hier das Wort Dingelstedt's: „Les dieux s'en vont", das er der dahinge-

schiedenen Julie Rettich nachgerufen hat. Die dämonische Tragik des Frl. Janauschek, das zartere und blassere Talent der Magyarin Lila von Bulyovszky, das maßvolle der Frau Bersing-Hauptmann haben die gewohnten Eroberungszüge durch Deutschland in den zahlreichen Gastspielen dieser Saison fortgesetzt. Eine hervorragende Erscheinung ist ohne Frage Frl. Pauline Ulrich vom dresdener Hoftheater, im Lustspiel von sprudelnder Frische und Heiterkeit und Meisterin des muntern Conversationstons, in der Tragödie von edelster Repräsentation und Wärme der Empfindung, überall natürlich und wahr. Diese Vorzüge hat sie namentlich als Katharina Howard in dem gleichnamigen Trauerspiel des Herausgebers dieser Zeitschrift bewährt, das ihrer Darstellung in Dresden im Laufe der letzten Saison einen glänzenden Erfolg verdankte. Als Trägerinnen derselben Rolle zeigten Frl. Wolff in Wiesbaden und Frl. Link in Leipzig ein verheißungsvolles Talent für die Tragödie. Die fein berechnende und oft zugleich machtvoll inspirirte Kunst der Frau Seebach-Niemann, das brillante Talent des Frl. Wolter, das graziöse der Frau Gabillon an dem wiener Burgtheater, die geschmackvoll verständige Begabung des Frl. Erhart in Berlin und andere zeigen, daß neben diesen jüngern nachstrebenden Kräften noch ein die dramatische Muse würdig vertretender Stamm von begabten Darstellerinnen vorhanden ist. Das Ensemble der Burg hat sich neuerdings durch das Engagement des Frl. Röckel vervollständigt, der Tochter des vielgeprüften dresdener Musikdirectors, die sich neuerdings in Schwerin unter Leitung Gustav's zu Putlitz herangebildet hat und deren Talent namentlich für das sentimentale Genre Bedeutendes verspricht.

Auch Frau Goßmann-Prokesch hat jüngst mit Erfolg wieder an mehrern Bühnen gastirt. Inzwischen ist ihr in Frl. Hedwig Raabe vom petersburger Hoftheater eine bedrohliche Nebenbuhlerin erwachsen, welche in Königsberg und Leipzig zu ungünstiger Zeit die erstaunlichsten Erfolge errungen hat. Ihr Genre ist das Genre der Goßmann, ihre Darstellungsweise wesentlich verschieden. Frl. Raabe ist eine ganz aparte Kunsterscheinung, eine kleine Blondine, wie geschaffen für Gamins und Kobolde und alle Arten naiver und hypernaiver Backfische, doch durch ihre Gestalt, ihr Organ und ihre Spielweise auf einen kleinen Rollenkreis beschränkt, ein sprühendes Talent, doch nicht frei von Manierirtheit, von Uebertreibungen, von herausfordernden Keckheiten, eine blonde Mignon, geübt in allen Eiertänzen des Virtuosenthums, doch durch die Eigenart ihres Wesens auf die Menge eine magnetische Anziehungskraft ausübend.

Von Paris ist wenig Neues zu melden — man gibt dort in der Sommersaison neue Bluetten und Operetten, von denen sich niemand sonderlichen Erfolg verspricht. In der Regel schießt Offenbach mit irgendeiner neuen Parodie den Vogel ab. Herrscht er doch in London nicht minder wie in Paris und Wien, und sein burlesker „Blaubart" macht im Théâtre olympic fortwährend volle Häuser. Auch „La famille Benoiton" ist in das Englische übersetzt und wird an dem neuen londoner Adelphitheater aufgeführt.

---

## Revue der Erd- und Völkerkunde.

Als die drei europäischen Monarchien einen Augenblick, wo die große Republik Nordamerikas vollauf mit sich selbst zu thun hatte, benutzten und gegen die Republik Mexico einschritten, mußte der eifrige Wunsch, die anarchischen Zustände jenes Landes abzustellen, als eine hauptsächliche Veranlassung ihrer Intervention gelten. Aehnliches kann nun jedenfalls nicht von Spanien bei seinem gegenwärtigen gewaltsamen Vorgehen gegen Chile vorgeschützt werden; denn es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß, wäh-

rend wir in jenem ganzen unermeßlichen Amerika, das zum spanischen Sprachgebiete gehört, fast überall Anarchie, Unordnung, Gewaltherrschaft erblicken, wir erst in Chile ein Volk antreffen, das wirkliche Fortschritte macht.

Es liegt dies wol zunächst darin, daß Chile, begrenzt im Norden von der Wüste von Atacama, im Osten von den Anden, im Süden und Westen vom Großen Ocean, ein in sich abgeschlossenes, sowol durch seine Bodenerzeugnisse wie seine Mineralschätze reiches Land ist, das seinen Bewohnern vielfältige Gelegenheit und mithin die Gewohnheit industrieller Beschäftigung bietet. Doch trägt offenbar wesentlich dazu bei, daß die Bevölkerung fast rein spanischen Bluts ist. Die Spanier trieben hier die Eingeborenen, die sie nicht zu vertilgen vermochten, in die Gebirge zurück, wo sie sich noch gegenwärtig in der Zahl von 20000 gehalten haben. Die Mestizen, auch hier wie überall sehr unruhiger Sinnesart, sind wenig zahlreich. Da das Klima nicht tropisch ist, so war keine beträchtliche Einführung von Negersklaven erforderlich. Seit der Trennung von Spanien haben allerdings viele nichtspanische Europäer sich mit Chilenas verehelicht, doch berechtigen ihre Abkömmlinge zu den besten Erwartungen.

Während die andern spanisch-amerikanischen Republiken eigentlich nur militärische Oligarchien sind, die kein Machtelement kennen als das Bajonnet, gehören in Chile die Präsidenten schon seit einer langen Reihe von Jahren dem Civilstande an. Seit 30 Jahren hat sich der Werth des Grundeigenthums verzehnfacht. In den Häfen herrscht das regsamste Leben. Die Getreideausfuhr ist bereits so bedeutend, daß sie unter andern den Landwirthen in Neuseeland in ihrem eigenen Markte die ernstlichste Concurrenz macht. Die Bergwerke ergeben eine glänzende Ausbeute. Die Schatzkammer hat fortwährend einen Ueberschuß aufzuweisen. Es werden ohne Unterbrechung großartige öffentliche Bauten ausgeführt. In der Hauptstadt erhebt sich eine Kathedrale, welche eins der schönsten Gebäude in Südamerika sein wird; das Schiff tragen 70 aus Italien verschriebene riesige Marmorsäulen. Santiago ist überhaupt eine Stadt von Palästen.

Ganz besondere Aufmerksamkeit wird dem öffentlichen Unterrichtswesen gewidmet, welches die leitenden Staatsmänner für die Basis alles Fortschritts erklärt haben. Jede Provinz hat ihr Gymnasium. Eine Normalschule für Schullehrer und Schullehrerinnen wurde noch früher als in den Vereinigten Staaten errichtet. Es gibt 938 Elementarschulen, welche durchschnittlich je 670 Thlr. kosten; nach dem neuesten Gesetz soll deren Zahl auf 1670 erhöht werden. Sie stehen unter der Aufsicht von Superintendenten und der Generalsuperintendent hat allmonatlich der Regierung Bericht zu erstatten, welche Berichte in dem „Monitor de las Escuelas", einer dem Schulwesen gewidmeten Monatsschrift, veröffentlicht werden. Die Anzahl der Schüler war Ende 1864 auf 47717 gestiegen. Die Gesammtkosten der Schulen belaufen sich auf $1\frac{1}{2}$ Mill. Thlr., ein enormer Betrag für ein so junges Land. Nach dem Census von 1854 konnte unter je $4{,}_{55}$ männlichen und unter je $8{,}_{28}$ weiblichen Personen 1 lesen und unter je $5{,}_{90}$ männlichen und je $10{,}_{95}$ weiblichen Personen 1 schreiben. Der neue Census wird aber gewiß viel günstigere Verhältnisse ergeben.

Die Nationalbibliothek zählt 35000 Bände ausgewählter Werke. Die Regierung läßt regelmäßig Werke für populäre Unterweisung auf ihre Kosten drucken, welche in zahlreichen Exemplaren in den Provinzialbibliotheken vertheilt werden. Unter dem Ministerium, später dem Präsidium Montt's ist die Landesuniversität reorganisirt worden. Mit ihr in Verbindung steht die Akademie, über deren Verhandlungen monatliche Annalen erscheinen. Im Auftrage der Regierung ist der Ingenieur Pissis seit 1848 mit einer großen topographischen und geologischen Karte des Landes beschäftigt, wobei er von einer Commission von Ingenieuren, der auch ein Astronom gesellt ist, unterstützt wird.

Wo es bis vor kurzem selbst in geringer Entfernung von Santiago nur Saumpfade gab, die für kein anderes Transportmittel als Pferde und Maulesel anwendbar waren, befahren jetzt große Postkutschen prachtvolle Straßen, die nach allen Richtungen durch das Land führen. Chile hat zuerst in Südamerika Eisenbahnen angelegt. Dabei waren die größten Terrainschwierigkeiten zu überwinden. In der Bahn von Valparaiso nach Santiago waren gewaltige Abgründe zu überspannen und in der Küstencordillere in geringem Abstande vom Meere ungeachtet einer Menge Tunnel und Durchschnitte eine Höhe von 2500 Fuß zu ersteigen. Die Centralbahn wird bis zur Stadt Concepcion im Süden von Chile in einer Länge von 4 Graden fortgeführt. Die Eisenbahn von Copiapo zahlt 20 Proc. Dividenden. Hoffentlich wird die Regierung demnächst eine nähere Erforschung des Passes von Villarica behufs Anlegung einer Eisenbahn nach den La-Plata-Ländern anordnen. Dieser Paß ist augenscheinlich dazu bestimmt, einst eine bedeutende Rolle im Weltverkehr zu spielen. An dieser Stelle befindet sich eine Hebungslücke in der großen Cordillere, und ein ebenes, eine deutsche Meile breites schönes Thal verbindet die beiden Republiken Chile und Argentina. Der dort befindliche große See (Lagune) fließt durch den Fluß Tolten nach Westen in den Stillen Ocean ab. Die Spanier unterhielten in früherer Zeit einen lebhaften Verkehr durch diesen Paß und es erstand hier die blühende Stadt Villarica, die aber im Jahre 1598 von den Araucanern (Indigenen) zerstört wurde und noch bis zu dieser Stunde in Ruinen liegt. Die Spanier haben seit jener Zeit diesen bequemen Weg aufgegeben, sodaß sie immer die Reise über Mendoza und die andern Päſſe machen mußten, wo der Uebergang über die Cordillere mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist, weil fast das ganze Jahr hindurch alle Wege mit Schnee angefüllt sind, und die feindlich gesinnten Araucaner sind seitdem im Besitz der Gegend von Villarica verblieben. Die dadurch bisher verhinderte nähere Erforschung derselben kann jedoch gegenwärtig unmöglich länger aufgeschoben werden. Eine Eisenbahn von Buenos-Ayres über Villarica nach Concepcion würde eine Verbindung zwischen dem südatlantischen und dem pacifischen Ocean herstellen, die für den gesammten, sich so schnell entwickelnden Verkehr jener Region von der höchsten Wichtigkeit werden müßte. Der Bau der Bahn über die Pampas würde dabei mit verhältnißmäßig so geringfügigen Schwierigkeiten verbunden sein, daß die Ausführung des Unternehmens sich bald als ein unabweisbares Bedürfniß herausstellen dürfte.

Das Klima Chiles südlich von der Wüste von Atacama zwischen dem 23. und 33.° südl. Br. ist trocken und dem der peruanischen Küste ähnlich. Doch bieten die Flüsse, obgleich nicht sehr wasserreich und schiffbar, den sehr wichtigen Vortheil, daß sie leicht zur Wässerung des Landes verwandt werden können. Die Flora ist mit endemischen Erzeugnissen reich ausgestattet, aber auch das große fruchtbare Längenthal am Fuße der Anden läßt keine Waldformation zu. Die Anden bleiben noch drei Breitengrade waldlos wie die Küste. Auch bei der Uebersteigung der Andenpässe in der Nähe von Santiago wird von Darwin und Macrae keine Waldregion erwähnt. In der Breite von Valparaiso, gerade da wo der austrocknende Humboldt-Strom des Stillen Ocean aufhört, die Küste zu berühren, beginnt das feuchte Klima der Westküste, welches von Concepcion bis zum Feuerland und auf den Archipelen von Chiloe bis Cap Hoorn unter dem Einfluß der Anden, die den Dunstreichthum des Stillen Ocean niederschlagen, dichte, zusammenhängende Wälder erzeugt hat (33—56° südl. Br.) Nach Süden geht mit rasch sinkender Temperatur der üppige Wald Valdivias, in welchem noch tropische Familien vertreten sind, in die reinen Bestände der antarktischen Buchenregion (45—56° südl. Br.) über, deren Baumgrenze in Feuerland schon bei 1500 Fuß Höhe erreicht wird. Hier aber ist die Region der alpinen Flora zwischen Baum- und Schneegrenze (1500—3500 Fuß Höhe) bedeutend.

Das bedeutendste Hinderniß der gedeihlichen Entwickelung Chiles ist gegenwärtig noch die Schwäche der Bevölkerung, weshalb die Regierung denn auch große Summen zu Gunsten einer deutschen Einwanderung ausgesetzt hat.

Neben Chile ist es das Kaiserthum Brasilien, das sich in Südamerika am meisten durch seine Förderung wissenschaftlicher Forschung und der intellectuellen Entwickelung der Nation im allgemeinen hervorgethan hat. Obgleich der Brasilier noch immer seine eigenthümliche Zurückhaltung gegen den Ausländer an den Tag legt, so ist doch der Verkehr mit Europa so lebhaft und leicht, daß sich dieser übertriebene Nationalstolz allmählich verliert. Im ganzen weichen die Sitten und Gewohnheiten des Landes nicht wesentlich von denen anderer gebildeter Länder ab. Die Neigung zu wissenschaftlichen Studien ist sehr weit verbreitet. Man treibt zwar die alten Sprachen nicht so viel wie in Europa, aber der Unterricht in den neuen Sprachen bildet einen wesentlichen Theil der Erziehung beider Geschlechter.

Die politischen Institutionen Brasiliens sind weit vorgeschritten. Das allgemeine Stimmrecht besteht seit dem Ursprung des Kaiserthums. Die Religionsfreiheit ist größer als selbst in England oder den Vereinigten Staaten, denn sie besteht nicht nur den Gesetzen, sondern auch den Sitten nach. Die katholische Religion ist zwar die Staatsreligion, die Processionen durchziehen die Straßen, allein alle andern Religionen genießen derselben Freiheit. Sowol die Mönchs- wie die Nonnenklöster sind verboten, wenigstens werden keine Novizen mehr angenommen, sodaß in wenigen Jahren diese Anstalten eingegangen sein werden. Uebrigens bezeigt sich die brasilische katholische Geistlichkeit viel weniger ultramontan als in den meisten Ländern Europas.

Das Rassenvorurtheil wie in den Vereinigten Staaten besteht hier nicht. Der freie Schwarze steht auf gleichem Fuße mit dem Weißen und kann in allen öffentlichen Anstalten unbehindert verkehren, was wenigstens bisher in den Vereinigten Staaten nicht der Fall war. Die Negersklaverei besteht freilich noch, allein es werden keine Neger eingeführt und Freilassung ist sehr häufig, sodaß die Zahl der Sklaven sich fortwährend vermindert. Der Emancipation der Sklaven stehen jedoch die ernstlichsten Schwierigkeiten entgegen; eine plötzliche Abschaffung der Sklaverei würde die gesammte bestehende sociale Ordnung umstürzen und allgemeinen Ruin verursachen, ohne den Schwarzen wesentlich zu nützen.

Die europäische Ansiedelung hat sich bisher kaum über die Küstenstufe ausgebreitet. Die weiten Campos des Innern durchstreifen nur die Horden der wilden Eingeborenen. Diese gehören zu zwei verschiedenen Völkern, den zahlreichen Stämmen der Guarani und den Botocudo. Die Guarani, welche schon früher einige Neigung zur Viehzucht bezeigten, haben durch die Bemühungen der Regierung theilweise in Aldeias oder Dörfern sich vereinigen lassen, wo sie sich als kleine Ackerbauer oder Handwerker nähren. Diese ansässigen Guarani, obwol im ganzen noch unvermischt, zeigen bereits Spuren von Vermischung mit Creolen und Negern. Sie sprechen bereits sämmtlich portugiesisch und mit ihrer eigenen Mundart haben sich auch sonst viele ihrer Eigenthümlichkeiten verloren. Die Guarani sind olivengelb, die schmalen Augen und die dünnen Lippen geben dem Gesichte einen keineswegs einnehmenden Ausdruck, das schwarze Haar hängt lang auf die Schultern herab, der Wuchs ist klein und der schwache Bart erscheint fast nur am Kinn. Sie sind sehr geschwätzig und unterreden sich sehr lebhaft, springen dabei aber fortwährend von einem Gegenstande zum andern über. Dieser Mangel eines geordneten Gedankenganges, Aberglaube, ein träges, aber trotziges Wesen sind ihre bezeichnenden Eigenthümlichkeiten.

Die Botocudo, von welchen einige Stämme auch noch in den Provinzen Minas-Geraes und Espirito-Santo hausen, sind in körperlicher Hinsicht den Guarani ähnlich,

jedoch stämmiger gebaut und entschiedenere Gegner aller Cultur. Sie durchbohren sich die Lippen und Ohren und stecken große Holzpflöcke hinein. Sie sind ausschließlich Nomaden. Von der vorschreitenden Colonisation seit vielen Jahren zurückgedrängt, verbleiben sie beharrlich bei ihren äußerst barbarischen, kannibalischen Gewohnheiten. Vollständig nackt, nur mit Schmuz bedeckt, täglich ihren Aufenthalt ändernd, um ihre Nahrung zu suchen, die gewöhnlich aus Wurzeln und niedrigem Gethier besteht, schweifen sie beständig unstet umher und lauern fortwährend auf Beute mit stets schußfertigem Bogen, ja sie stellen ohne Unterlaß jedem Menschen und sogar einander nach, um dann ihr Opfer zu verzehren. Nach dem scheußlichen Mahle, bei dem sie die Speise mit ihren langen Nägeln zerreißen, werfen sie sich auf den Erdboden nieder wie eine Heerde Wildschweine, indem einer dem andern zum Kopfkissen dient; denn sie bauen nicht einmal Hütten von Baumzweigen. So wenig gegen den Regen wie gegen den Hunger des folgenden Tags bereiten sie sich irgendwelchen Schutz. Ihre Industrie besteht einzig in der Verfertigung von Pfeilen und Bogen und von Halsbändern von Cabeai- und Jaguarzähnen. So steht hier, inmitten einer prachtvollen Natur, der Mensch auf der niedrigsten Stufe seiner Entwickelung, die es wol überhaupt gibt. Sind doch selbst die niedrigsten afrikanischen und australischen Wilden nicht so armselige und so feindselige Wesen.

Ueber dieses zuerst durch den Prinzen von Neuwied bekannt gewordene Volk finden wir nähere Angaben in dem interessanten Werke des französischen Astronomen Liais, vom kaiserlichen Observatorium zu Paris: „L'espace céleste et la nature tropicale" (Paris 1865), welches, halb eine populäre astronomische Abhandlung, halb eine Reisebeschreibung, über die Natur und die Volkszustände in Brasilien viele treffliche Schilderungen gibt. Das Werk wurde abgefaßt während der wissenschaftlichen Exploration des großen San-Franciscothals in Ostbrasilien, welche der Verfasser im Auftrage der brasilischen Regierung ausführte, und deren Resultate sich niedergelegt finden in Em. Liais' „Explorations scientifiques du Brésil; Hydrographie du haut San-Francisco et du rio das Velhas, ou résultats, au point de vue hydrographique, d'un voyage effectué dans la province de Minas-Geraes. Ouvrage publié par ordre du gouvernement impérial du Brésil et accompagné de cartes levées par l'auteur" (Paris 1865).

Es scheint, daß Brasilien gegenwärtig die Rolle der Vormacht in Südamerika trotz seiner von den spanischen Republiken abweichenden Nationalität und Regierungsform zufällt. Als Peru vor einigen Jahren mit der Idee einer Defensivallianz aller südamerikanischen Staaten gegen europäische Einmischung hervortrat, wandte man sich zuerst an das monarchische Brasilien und fand hier eine freundliche Aufnahme; denn in Brasilien will man so wenig von der Einmischung Europas in amerikanische Angelegenheiten wissen wie in der nordamerikanischen Union. Brasilien war bereit zu einer Conföderation, wollte jedoch die Abstimmung und Geschäftsführung nach den realen Machtverhältnissen geordnet haben. Das Project zerfiel damals, da man, besonders in Montevideo und Buenos-Ayres, besorgte, daß in einer solchen Conföderation dem Kaiserthum das unzweifelhafte Uebergewicht auf dem ganzen südamerikanischen Continent nicht nur factisch, sondern auch legal zufallen müsse. Die gegenwärtig und zwar gerade mit Argentina und der Banda-Oriental del Uruguay dennoch hergestellte Allianz ist nun ganz danach angethan, zum Nucleus einer solchen südamerikanischen Conföderation zu werden. Sie hat offenbar nicht allein den Zweck, den Unruhstifter Lopez aus seiner Dictatur in Paraguay zu vertreiben, sondern sie hat weit über diesen Zweck hinaus die Absicht, sich den gegenseitigen Besitzstand zu garantiren, die Regierungsgewalt zu befestigen und vor allen Dingen die Aera der Bürgerkriege, der Pronunciamentos und der Jagden auf Präsi-

dentenstühle zu schließen. Durch das rücksichtsvolle Verfahren Brasiliens gegen Uruguay, und seitdem erkannt worden ist, daß es keine Absichten gegen die republikanische Staatsform hat, haben sich die Besorgnisse, welche die Republiken gegen ein Bündniß mit Brasilien erfüllten, die Furcht vor Eingriffen des sie an Macht weit überragenden Kaiserreichs als ungegründet erwiesen. Obwol es nun allerdings Spanien gelungen ist, zwischen den westlichen Republiken, mit denen es sich im Kriege befindet, und den östlichen Zwiespalt anzustiften, so ist doch das Bedürfniß der Einigung zu dringend, als daß es nicht auch hier den Ausschlag und dem mächtigsten und am meisten entwickelten Staat die naturgemäße Hegemonie geben sollte.

Die neue, im Auftrage des Staats veröffentlichte Generalkarte von Bolivia („Mapa de la Republica de Bolivia, levantado y organisado en los años de 1842—59 por el Teniente Coronel Juan Ondarza, Comandante Juan Mariano Mujia y Mayor Lucio Camache. Engraved and printed by J. H. Colton", Neuyork), enthält zum ersten mal eine genaue Grenzangabe des Landes. Wie sehr unvollständig unsere bisherige Kenntniß dieser Länder ist, ersieht man auch hieraus wieder. Nach dieser Karte berechnet, beträgt der Flächeninhalt der Republik 70468 Quadratleguas oder 39638 deutsche Quadratmeilen, was sämmtliche bisherige Angaben um mehr als 10000 Quadratmeilen übertrifft. Die Größe Bolivias verhält sich demnach zu der der deutschen Bundeslande (11486 Quadratmeilen) wie 3,45 : 1, zu der Frankreichs wie 4,12 : 1.

Die orographische und hydrographische Gestaltung Bolivias, welche uns erst neuerdings, namentlich durch Hugo Reck's Forschungen, über welche uns ein ausführliches Werk versprochen ist, genauer bekannt geworden, gehört mit zu den interessantesten Südamerikas, sowol an sich, als weil hier auslaufende Theile des chilenischen und anlaufende der bolivisch-peruanischen Hebungsgebiets beisammenliegen. Ein Blick auf die allgemeine, so großartige Gliederung Südamerikas wird dies uns deutlich machen.

Nach der üblichen Ansicht ruht der Gesammtcontinent von Amerika auf der einzigen ununterbrochenen Meridionalkette der Anden und Rocky Mountains wie auf einem Rückgrat; es ist dies jedoch eine irrthümliche Ansicht, die vielleicht zumeist durch die Kartographen sich verbreitet hat, welche sich zu bemühen pflegen, diese Linie durch starke Schattirung mehr als an sich erforderlich hervorzuheben. Der Continent Südamerika setzt sich vielmehr in Wirklichkeit aus drei streng in sich abgeschlossenen beckenförmigen Hebungsgebieten zusammen, dem La-Plata-, dem Madeira- und dem Orinocobecken. Das La-Plata-Becken besteht aus drei gleichlangen Segmenten einer regelmäßigen Ellipsoide, die erstens vom Feuerland bis Atacama im Norden von Chile nördlich, zweitens von da bis Cap San-Roque nordöstlich und drittens von Cap San-Roque bis zur La-Plata-Mündung südlich streichen. Während der Längendurchmesser dieses Beckens sich nach Nordosten richtet, erstreckt der des nächsten sich nach Nordwesten, wie man leicht an der Küste von Arica bis zur Bucht von Guayaquil erkennt; dieses zweite Becken ist aber nur halb vollendet und beschreibt daher einen großen Halbkreis, dessen erstes Segment vom Madeiraknie unter 10° südl. Br. südöstlich bis zum Picolmayo, Hauptnebenfluß des Paraguay, und bis zum Rio-Grande, Hauptquellfluß des Madeira, und dessen zweites Segment von dort nordwestlich bis zum Hauptquellfluß des Amazonas zieht. Das dritte Becken endlich ist eine doppelte Ellipsoide, indem die Hebung erst von der Orinocoquelle bis rechts von der Orinocomündung, dann durch Guyana bis zurück zur Orinocoquelle verläuft, worauf sich ein zweiter weiterer Halbkreis von dort um das ganze Stromgebiet des Orinoco bis links von der Mündung dieses Flusses und weiter zur Insel Trinidad beschreibt.

Weil nun infolge dieser Anordnung der drei Hebungsbecken eine große Lücke, ur-

sprünglich ein weiter und tiefer Meerbusen, zwischen ihnen verblieben ist, so ist dieser Raum durch die Anschwemmungen des Amazonas ausgefüllt worden und dessen mächtiges Stromgebiet entstanden. Eigenthümlich ist hierbei, daß das prachtvolle Flußstraßensystem des Amazonas auch noch mit denen des Orinoco und des La-Plata in unmittelbaren Zusammenhang steht, sodaß der ganze Continent wie absichtlich für das großartigste Verkehrsleben eines hochentwickelten Culturvolks eingerichtet scheint; ein Gedanke, der uns um so mehr ergreift, wenn wir gerade hier den Menschen in seinem verkommensten Elend erblicken. Mit dem Orinoco steht der Amazonas vermittels der berühmten Gabelung des erstern in Verbindung, durch welche dieser den Cassequiare dem Amazonas zusendet. Mit dem obern Paraguay (La-Plata-System) liegt der Amazonas in derselben Tiefebene, ohne durch irgendeine Wasserscheide davon getrennt zu sein. Denn der Paraguay hat seinen Ursprung in der brasilischen Provinz Matto-Grosso am Westfuß der westbrasilischen Hochlande, also außerhalb der Nordberandung des La-Plata-Beckens, innerhalb des Amazonenthals; er tritt nur durch die Tiefebene zwischen den chilenischen Anden und deren Fortsetzung, jenem westbrasilischen Hochlande in die innere Tiefebene des La-Plata-Beckens ein. Die große Fruchtbarkeit des Paraguaythals hat die Republik Paraguay zu dem nach Verhältniß der Größe reichsten Lande in Südamerika gemacht, was dieselbe jedoch nur dazu benutzt hat, um sich selbstgenügsam in sich abzusperren und dem Verkehr des Ganzen hemmend entgegenzutreten. Der Betrieb der Dampfschiffahrt von der Mündung des La-Plata bis Cuyaba, 725 englische Meilen oberhalb Montevideo, ist bereits regelmäßig im Gange. Der nordamerikanische Kapitän Jefferson Page, welcher im Auftrage seiner Regierung die La-Plata-Länder untersuchte, brachte im Jahre 1853 den ersten Dampfer, die Water Witch, den Paraguay hinauf, und zwar bis Corumba (früher Albuquerque) in Matto-Grosso, worauf denn seit 1856 regelmäßige Fahrt nach Cuyaba stattfand, die nur durch den Krieg mit Paraguay unterbrochen worden ist. Es steht nun zu erwarten, daß nach dem Frieden ein Kanal zwischen dem Cuyaba und dem Araguaya gebaut wird, welcher den Amazonenstrom in directe Verbindung mit dem La-Plata setzt und somit jene ganze unvergleichliche Flußverbindung durch das gesammte Innere Südamerikas herstellt, sodaß auch hier mit der politischen Einigung eine größere Einigung und mithin eine schwunghaftere Entfaltung des gesammten materiellen Verkehrslebens stattfinden wird.

Der wichtigste Nebenfluß des Paraguay ist der unter 25° 30′, Asuncion, der Hauptstadt von Paraguay gegenüber mündende Pilcomayo. Sein entferntester Ursprung liegt unter 19° südl. Br., 69° westl. L. von Paris in der bolivischen Provinz Potosi, und sein tiefes Bette scheidet die nordöstlich auslaufenden Enden der chilenischen von den nordwestlich streichenden bolivisch-peruanischen Cordilleren. Bei Guarapetendi unter 21° südl. Br., 64° 25′ westl. L. verläßt der Pilcomayo das Hochland, wobei er einen Wasserfall bildet, und durchzieht nun in südöstlichen Lauf die Tiefebene des Gran-Chaco, wo er sich durch das lose Terrain nur mit Mühe hindurchwindet und die Bañados del Pilcomayo, einen tiefen Sumpf von 200 Quadratmeilen Ausdehnung bildet.

Der nächste große Nebenfluß des Paraguay, der Rio-Vermejo, welcher in der Cordillera de Tacsara, dem letzten Nordostende des chilenischen Gebirgsystems, entspringt, und dessen obere Quellflüsse die bolivischen Provinzen Concepcion und Salinas entwässern, tritt bei Juntas de San-Antonio unter 22° 55′ südl. Br., 64° 45′ westl. L. aus den Cordilleren heraus, durchfließt mit dem Pilcomayo parallel und in einer Entfernung von 34 Leguas von demselben den Gran-Chaco und mündet in 26° 57′ südl. Br., 59° 38′ westl. L. in den Paraguay; er bildet nach den neuesten officiellen Aufstellungen Bolivias die Südwestgrenze von Bolivia gegen Argentina, wie der Paraguay

von der Mündung des Jauru bis zu der des Vermejo die Ostgrenze von Bolivia gegen die Republik Paraguay.

Eine unmittelbare Fortsetzung der vom obern Pilcomayo eingenommenen Spalte zwischen der chilenischen und der bolivischen Hebung, sogar die besondern Schlingungen derselben genau wiederholend, ist die Linie Titicacasee, Desaguaderofluß und Laguna von Pampa Aullagas, welche die Scheide zwischen den beiden parallelen Hebungszügen von Bolivia-Peru, der westlichen Andenlinie, welche vom Huallatieri (18° 32′ südl. Br., 20604 Fuß hoch) nach Nordwesten zieht, und der östlichen, der der Cordillera Real, bildet. Der Titicacasee hat nach den neuesten Berechnungen eine Länge von Südsüdost nach Nordnordwest von 25½, eine mittlere Breite von 6¾ Meilen und eine Oberfläche von 151,3 Quadratmeilen (gleich der des Großherzogthums Hessen). Die Höhe über dem Meere, nach Pentland 12054, beträgt nach den neuesten Berechnungen 11827 pariser Fuß. Er entwässert sich im Süden durch den Rio-Desaguadero, der nach einer Stromlänge von 43½ Meilen in den See von Pampa Aullagas fällt. Dieser See liegt zwischen 18° 15′ und 19° 20′ südl. Br., hat eine Länge von 16⅛, eine Breite von 3¾ Meilen, eine Oberfläche von 50,6 Quadratmeilen (gleich Mecklenburg-Strelitz) und liegt 11390 pariser Fuß hoch. Seine Tiefe ist eine außerordentlich große. Der größte Theil der Gewässer der Cordillera Real und des nördlichen Theils der Anden (des Westzugs des peruanischen Hochlandes) vereinigt sich theils durch den Rio-Desaguadero, theils durch einzelne Flüsse in den See von Pampa Aullagas. Das sich darein ergießende Wasserquantum beträgt nach Hugo Reck's im Winter und Frühling des Jahres 1860, also vor Beginn der Regenzeit, angestellten speciellen Messungen 176152 pariser Kubikfuß pro Minute. Dennoch ist der einzige sichtbare Abfluß der verhältnißmäßig unbedeutende Rio-Laca-Ahuira, welcher nach einem westlichen Laufe von 10 Meilen sich in den großen Sumpf Cienega de Coipasa ergießt. Es ist diese westöstliche Wasserlinie ein auffallendes Beispiel des normal zwischen den verschiedenen Hebungsgebieten belegenen nichtgehobenen Grundes, indem sie nämlich hier eine solche Scheide zwischen dem Anfange der westperuanischen Anden (Madeirabecken) und dem Auslauf der chilenischen Anden (La-Plata-Becken) bildet. Der Rio-Laca-Ahuira hat nur eine unbeträchtliche Tiefe und Breite, die gewaltigen der Laguna de la Pampa Aullagas ununterbrochen zuströmenden Wassermassen müssen daher einen Abzug in der Tiefe finden, etwa unterirdisch mit der großen Cienega de Coipasa in Verbindung stehen. Dieselbe ist von Osten nach Westen 8 Meilen lang, von Norden nach Süden 5 Meilen breit und hat eine Ausdehnung von 34 Quadratmeilen (gleich Sachsen-Koburg-Gotha). Sie empfängt außer dem Rio-Laca-Ahuira an der Ostseite die Rios-de-Savaya, de-Llauca und de-Chipaya an der Westseite und nimmt (nach Hugo Reck), selbst in der trockenen Jahreszeit und völlig abgesehen von einem etwaigen unterirdischen Zusammenhang mit der Laguna de la Pampa Aullagas, in jeder Minute an 3000 Kubikmeter Wasser auf, ohne irgendeinen überirdisch sichtbaren Abzug zu haben. Es beweist dies jedenfalls eine gewaltige Tiefe des mit angespültem Schlamm gefüllten Schlundes. Die Oberfläche der Cienega de Coipasa liegt 11344 pariser Fuß hoch. Noch ein anderes, höchst merkwürdiges Stück nichtgehobenen Grundes ist die Pampa de Salinas. Dieselbe liegt zwischen den auslaufenden Enden des westlichen und des mittlern Armes der von der Breite von Copiapo aus in drei Arme gegabelten chilenischen Cordilleren. Die Oberfläche ist eine vollkommen ebene Fläche, hat die Größe von 140⅝ Quadratmeilen (gleich dem Großherzogthum Hessen) und ist mit reinem, krystallisirtem, blendend weißem Salz bedeckt. Sie ist jedoch nur eine Kruste von 12,3 pariser Fuß Dicke, zusammengesetzt aus 4—6 Zoll dicken Salzschichten, welche durch einen gelblichweißen Thon fest miteinander verkittet sind. Unter dieser Kruste liegt, wie

man durch den Salzgrubenbau der Eingeborenen entdeckt hat, ein Salzsee von unermessener Tiefe, die Laguna de Salinas. Die Pampa gleicht daher einer großen schwimmenden, obwol feststehenden Eisscholle. Sie hat 11335 pariser Fuß Seehöhe. In der trockenen Jahreszeit ist die Pampa passirbar, wenn auch immer mit einiger Gefahr, im Sumpfboden stecken zu bleiben. In der Regenzeit dagegen ist jede Passage unmöglich, weil nicht allein der weiche Boden noch mehr erweicht, sondern die ganze Ebene bis 3 Fuß hoch unter Wasser gesetzt wird.

In der Cordillera Real, der Ostlinie der bolivisch-peruanischen Anden, ist jetzt nach den letzten Berechnungen der Cerro de Illimani (16° 39′ südl. Br.) wieder der höchste, nämlich 20222 pariser Fuß, während er nach Pentland nur 19843 Fuß hatte. Der Cerro de Sorata (15° 52′ südl. Br.) hat 19974 pariser Fuß. In der Westlinie der bolivisch-peruanischen Anden haben der Vulkan de Huallatieri (18° 32′ südl. Br.) 20604, der Nevado de Parinacota (18° 14′) 19537 (nach Pentland 20670), der Nevado de Pomarape (18° 12′) 19274 (nach Pentland 20360) pariser Fuß.

Beide Ketten, die westlichen Anden und die Cordillera Real, bilden zu allen Jahreszeiten ununterbrochene Schneelinien. Die Schneegrenze am Illimani ist 16263 Fuß. In den Anden von Ecuador ist sie 4795, in Mexico 4580, im Himalaja-Südabhang 3956, Nordabhang 5067, in den Alpen 2700 Meter.

In klimatologischer Hinsicht unterscheidet man in Bolivia je nach der Höhe fünf Regionen. In der ersten Region, der Puna brava, 12000 Fuß bis zur Schneegrenze, finden sich von Pflanzen nur Yareta (ein harzreiches röthlich-gelbes Moos), Valeriana, Baldrian, Gentiana, Achicorias, von Thieren Vicuña, Guanaco, Llama, Alpaca, Viscacha, Chinchilla, Kondor, Kolibri (bis über 13600 Fuß). In der zweiten, der Puna, 10300—12000 Fuß, werden aber schon Kartoffeln, Ocas, Gerste, Kohl, Salat, Zwiebeln, Paja oder Ichugras, ein schilfähnliches Gras, von dem die Wollthiere, wie Schafe, Llama, Vicuña, sich ernähren, gewonnen. Die dritte, die Cabezera de valle, 9000—10300 Fuß, erzeugt sodann Weizen, Mais und gewöhnliche europäische Gemüse, hat eine angenehm warme Temperatur und ist überhaupt der am meisten bevölkerte und gesundeste Theil des Landes. In der vierten, dem Valle oder Medio Yunga, 5—9000 Fuß, gedeihen alle Feld- und Gartenfrüchte üppig. Und die fünfte Region, die der Yungas, unter 5000 Fuß, hat tropisches Klima und erzeugt Kaffee, Cacao, Coca (das Brot der Indigenen), Zuckerrohr, Banane, Ananas.

Der gesammte Westabhang von Südamerika von 4—21° südl. Br. ist in der untern Region bis 1500 Fuß Höhe regen- und waldlos, wird nur durch Nebel, die Garuas, befeuchtet und nur durch fließendes Wasser zu ergiebigem Pflanzenwuchs gebracht. Aufwärts bis zum Kamm der Anden verwandeln sich die Garuas in Niederschläge, die jedoch nur wenig intensiv sind. Die Trockenheit der peruanischen Küste ist eine Folge der Südwinde und wird noch gesteigert durch die unmittelbar längs der Küste ziehende kalte Humboldt-Strömung, an deren Oberfläche sich der Wasserdampf wie ein Thau aus wärmerer Luft niederschlägt, sodaß er nur schwache Nebel bilden kann. Von der Ostseite der Anden an verbreitet sich jedoch die Regenregion über ganz Bolivia. In den Tiefebenen wechselt Regen stets mit trockenem Wetter, in den höhern Regionen wird eine bestimmte Regen- und Trockenzeit unterschieden. In den Punas und den Cabezeras beginnt die Regenzeit Mitte November und schließt Ausgang März. Diese Jahreszeit ist die wärmste und schönste. Im Mai ist die Erntezeit.

---

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Freie Arbeit und Sklavenarbeit in Nordamerika.

Es ist eine allbekannte Thatsache, daß die Unterdrückung der südlichen Rebellion der nordamerikanischen Union kolossale Summen gekostet hat. Der Reichthum und der finanzielle Wohlstand der Vereinigten Staaten haben durch den Secessionskampf die härtesten Schläge erlitten, und in ökonomischer Beziehung finden wir auch hier die Wahrheit der allgemeinen Regel bestätigt, daß der Krieg durch Vernichtung von Eigenthum, durch große Ausgaben und durch die Entziehung productiver Arbeitskräfte den materiellen Interessen einer Nation empfindlichen Schaden verursacht. Wenn nun aber auf der einen Seite auch in keiner Weise geleugnet werden kann, daß der nachtheilige Einfluß der durch den Krieg hervorgerufenen Uebelstände in den Vereinigten Staaten sich in hohem Maße offenbart, so sind doch andererseits — abgesehen von dem idealern Aufschwunge, den die in materielle Bestrebungen übermäßig versenkte Union infolge des Bürgerkriegs genommen hat, der die in vieler Hinsicht verpestete Luft reinigte — die Resultate des dort geführten Kampfes sicherlich derart, daß sie die erlittenen herben Verluste nicht nur ausgleichen, sondern dieselben in eine fruchtbringende Segensquelle verwandeln. Die Erhaltung und Ausdehnung der Sklaverei bildeten die Hauptursachen der Rebellion; das Endresultat dieser Rebellion aber, die — obschon eine historische Nothwendigkeit — den Boden der nordamerikanischen Republik mit Strömen von Blut düngte und unsagliches Elend heraufbeschwor, ist oder wird doch zweifelsohne bald sein — die allgemeine, gründliche Vernichtung der Sklaverei und die darauf folgende Reconstruction der Union auf freistaatlicher Basis.*)

Die Sklaverei war der große Mißton in der nationalen Einheit und politischen Harmonie der Vereinigten Staaten; der Untergang derselben aber ist eine mächtige Garantie für das gesunde, kräftige Emporblühen einer starken, einheitlichen, nationalen Macht. Man darf übrigens unter keinen Umständen außer Acht lassen, daß der ursprüngliche und hauptsächliche Zweck des Secessionskriegs von seiten des Nordens nur dahin ging, die Union, d. h. die Einheit (unity) der verschiedenen Staaten, im Sinne ihrer Gründer dauernd wiederherzustellen und die Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit derselben aufrecht zu erhalten. Denn, wenn der Süden von Anfang des Kriegs an rücksichtslos und mit aller Energie eine Trennung der Union und die Errichtung eines

*) Am 18. Dec. 1865 machte der Staatssecretär William H. Seward officiell bekannt, daß das constitutionelle Amendement, welches nach einer Resolution des Vereinigten-Staaten-Congresses vom 1. Febr. 1865 die Sklaverei in den Vereinigten Staaten abschafft, von den nach der Constitution der Vereinigten Staaten erforderlichen drei Viertheilen aller Staaten der Union ratificirt worden sei. Somit kann unter den Freunden der Freiheit und der Humanität auf beiden Seiten des Atlantischen Ocean kein Zweifel mehr darüber herrschen, daß die Sklaverei constitutionell todt und von 27 Staaten aus den 36 Staaten der nordamerikanischen Union (der Staat Colorado konnte aus Gründen nicht mitgezählt werden) als von officiellen Todtengräbern am Schluß des Jahres 1865 begraben worden ist.

neuen Staatenbundes auf der Basis der Sklaverei*) erstrebte, so beweisen die Antrittsrede des Präsidenten Abraham Lincoln, seine Proclamation vom 15. April 1861, seine Botschaft an den Congreß vom 4. Juli desselben Jahres und unzählige andere Thatsachen und Documente doch hinlänglich, daß von seiten des Nordens in der rücksichtsvollsten Weise zunächst nur die Aufrechthaltung der Union das Hauptziel des Kampfes war. Allein bald zeigte sich, daß der wirkliche Kampf zwischen dem Norden und Süden der Kampf der Demokratie gegen die grundbesitzende Aristokratie, der freien Arbeit gegen die Sklavenarbeit sei, und daß eine wahre, auf soliden Grundlagen ruhende, politische Einheit nur durch die Freiheit aller erzielt werden konnte.

Es ist nun aber erklärlich, wenn jetzt nach dem Siege der Union und des freiheitlichen Princips einige Staaten noch mit der totalen Aufhebung der Sklaverei zögern. Wohl aber möchten viele — im Hinblick auf die durch die Initiative einer mehr oder weniger despotischen Regierung angebahnte Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland — geneigt sein zu glauben, daß unter gewissen Umständen die republikanische Repräsentativverfassung die Emancipation der Sklaven weniger begünstige, als dies unter einem monarchischen Regierungssystem der Fall gewesen wäre. Doch sei dem wie ihm wolle; was in Rußland durch das Machtgebot des kaiserlichen Einzelwillens geschah, das hat in Nordamerika zunächst der Krieg und dann der freie Volkswille, soweit die Majorität denselben repräsentirt, in der gründlichsten Weise entschieden. Denn ebenso wenig wie der russische Adel seinen Leibeigenen auf die Dauer die Freiheit entziehen konnte, ebenso wenig wird die besiegte Aristokratie der Südstaaten der nordamerikanischen Union den dort lebenden Schwarzen noch lange den Vollgenuß der Menschenrechte zu verweigern im Stande sein.

Wenn man nun deshalb auch noch nicht mit Thomas de Quincey den Krieg gerade unter allen Umständen für „ein heiliges Mittel" erkennt, welches zur Erhebung und Weiterentwickelung der Menschheit absolut nothwendig ist, oder nach dem Ausspruch des Dichters Coleridge: „Carnage is God's daughter", das Hinschlachten von vielen Tausenden von Menschen für ein Gott wohlgefälliges Werk erklärt, so darf man doch ohne alles Bedenken Friedrich List's Ausspruch als richtig gelten lassen: „Ein Krieg, der den Uebergang des Agriculturstaats in den Agriculturmanufacturstaat befördert, ist ein Segen für eine Nation." Wie der Unabhängigkeitskrieg der nordamerikanischen Freistaaten, trotz der ungeheuern Aufopferungen, die er forderte, ein Segen für alle künftigen Generationen geworden ist, so wird es auch mit dem glücklich beendigten Secessionskampfe der Fall sein; denn der Friede, welcher zwischen dem Süden und Norden der Union bestand, hielt seit langer Zeit die zur Entwickelung einer bedeutenden Manufacturkraft berufene Nation zum großen Theile mehr als billig und weise auf dem bloßen Agriculturstand zurück, mußte ihr in nationalökonomischer Beziehung zum Fluche werden und ohne allen Vergleich schädlicher sein als jener Erlösungskrieg, welcher den übermächtigen Einfluß des südlichen Plantagenbesitzers vernichtete, die Fesseln der schwarzen Sklaven brach und der Industrie und der Intelligenz neue Bahnen öffnete.

Unter solchen Umständen ist man sicherlich zu einer nähern Erörterung der Frage berechtigt: „Werden in den Vereinigten Staaten der nordamerikanischen Union durch Einführung der freien Arbeit an Stelle der Sklavenarbeit in dem ganzen Bereiche der

---

*) Alexander H. Stephens, der einstige Vicepräsident der südlichen Conföderation, erklärte z. B. ausdrücklich in einer beim Beginn der Rebellion gehaltenen Rede, daß die Sklaverei die „unmittelbare Ursache" (immediate cause) derselben gewesen und daß dieses „Institut der Eckstein (corner-stone) und die Lebensbedingung" (natural and normal condition) des neuen Staatsgebäudes sei.

Republik der Reichthum des Landes gehoben, die Arbeitskraft vermehrt, die Industrie gekräftigt, die Wissenschaft gefördert und die durch den Krieg erlittenen Verluste mehr als ausgeglichen werden oder nicht?"

Die mehr theoretische Betrachtung dieser Frage lehrt ohne Zweifel auf den ersten Blick, daß die freie Arbeit gebildeter und energischer Menschen geistig und materiell productiver sein muß als die gezwungene Arbeit unwissender, unwilliger und ungebildeter Sklaven. Ebenso gilt der Satz, daß Kenntnisse eine Macht bilden, ohne Widerrede in dem Reiche des Wissens wie auf dem Gebiete der mehr physischen Kraftentfaltung; denn Erziehung und Bildung stehen bekanntlich als correlative Begriffe mit Wohlstand und materiellem Fortschritt in engster Wechselbeziehung. Ja, man darf sogar noch einen Schritt weiter gehen und mit Fug und Recht der Behauptung Friedrich List's beistimmen, „daß die Kraft, Reichthümer zu schaffen, unendlich wichtiger ist als der Reichthum selbst". Verbürgt doch jene Kraft nicht nur den Besitz und die Vermehrung des Erworbenen, sondern auch den Ersatz des Verlorenen. Auch Adam Smith erkannte schon sehr gut den *Unterschied* zwischen dem Reichthum und seinen Ursachen, und den überwiegenden Einfluß dieser Ursachen auf den Zustand der Nationen, wenn er erklärte: „daß die Vermehrung der Reichthümer größtentheils abhänge von der productiven Kraft der Arbeit, nämlich von dem Grade der Kenntnisse, der Geschicklichkeit und der Zweckmäßigkeit, womit die Arbeit der Nation verwendet werde."

Vom theoretischen Standpunkte aus betrachtet dürfte also die Frage, ob freie Arbeit in den Vereinigten Staaten lohnender sei als Sklavenarbeit, entschieden dahin zu beantworten sein, daß, da nach nationalökonomischen Grundsätzen der Reichthum, die Industrie und die Bildung der Nationen nicht sowol durch rein äußere Kräfte oder Schätze der Natur und durch die bloße Menge von Tauschwerthen, welche vornehmlich nur einzelne Stände der Gesellschaft besitzen, bedingt werden, als vielmehr durch das geistige *Kapital* oder die Geistesbildung, welche die verschiedensten Klassen der Staatsmitglieder auszeichnen, und durch die bürgerliche Ordnung und politische Freiheit, welche ihre Thätigkeit und ihre Productivkraft befruchten und kräftigen, die freie Arbeit, eben weil Geistesbildung, bürgerliche Ordnung und politische Freiheit recht eigentlich ihr Lebenselement bilden, der Sklavenarbeit, die wesentlich auf die Anwendung roher Naturkräfte und auf Anhäufung bloßer Tauschwerthe hinausläuft, bei weitem vorzuziehen sei.

Mit Recht sagt deshalb auch Friedrich List, „daß der Sklavenbesitzer durch Sklavenzucht wol die Summe seiner Tauschwerthe vermehre, aber die productive Kraft künftiger Generationen ruinire". Kurzum, die Anerkennung der persönlichen Freiheit, die Sorge für allgemeine Volksbildung, die ungetrübte Pflege des Rechts, die Aufrechthaltung der Gedanken- und Gewissensfreiheit, das Vereinsrecht und die Einführung des freien Grundeigenthums und der Freiheit der Presse stellen sich nothwendigerweise als die kräftigsten Beförderungsmittel der nationalen Productivkraft dar.*)

*) Treffend äußert sich der schon öfter citirte Nationalökonom auch in dieser Beziehung in seinem bekannten Buche: „Das nationale System der politischen Oekonomie", I, 209: „Die Oeffentlichkeit der Rechtspflege, das Geschworenengericht, die parlamentarische Gesetzgebung, die öffentliche Controle der Staatsverwaltung, die Selbstadministration der Gemeinden und Corporationen, die Preßfreiheit, die Associationen zu gemeinnützigen Zwecken gewähren den Bürgern constitutioneller Staaten wie der Staatsgewalt eine Summe von Energie und Kraft, die sich schwerlich durch andere Mittel erzeugen läßt. Kaum ist ein Gesetz oder eine öffentliche Einrichtung denkbar, wodurch nicht auf die Vermehrung oder Verminderung der productiven Kraft ein größerer oder geringerer Einfluß geübt würde. Say sagt zwar in seiner «Economie politique pratique», III, 242: «Les lois ne peuvent pas créer des richesses.» Freilich können sie dies nicht, aber sie schaffen productive Kraft, die wichtiger ist als Reichthum, d. h. der Besitz von Tauschwerthen."

Was nun die mehr praktische oder inductive Seite der vorliegenden Frage betrifft, so lehrt die Geschichte tausendfach, daß die freie Arbeit gebildeter Nationen der unfreien Arbeit ungebildeter Nationen stets und überall überlegen war; namentlich aber weist der officielle amerikanische Censusreport schlagend nach, daß das Arbeitssystem, welches in den freien Staaten der nordamerikanischen Union herrscht, durch seine allseitige und tiefgreifende Productivkraft die Resultate der Sklavenarbeit, die so lange das Fundament der südlichen Unionsstaaten gebildet hat, gar sehr in den Schatten stellt, und daß die auf freistaatlicher Basis wiederhergestellte Union, wenn nicht besondere, anderweitige Unglücksfälle hindernd dazwischentreten, nach innen und außen eine Machtstellung einnehmen wird, wie sie solche vor dem Secessionskampfe niemals eingenommen hat und — solange die Sklaverei in einem Theile ihrer Staaten bestand — niemals einnehmen konnte.

Es soll nun in dem Nachstehenden der Versuch gemacht werden, mit Bezugnahme auf die officiellen Tabellen des Census von 1860*) und auf einzelne, in nationalökonomischer Beziehung sehr werthvolle Briefe von Robert J. Walker, der seinerzeit Congreßmitglied, später Finanzminister der Vereinigten Staaten und noch später (unter James Buchanan) Gouverneur von Kansas war, den möglichst genauen Beweis zu liefern, daß in der nordamerikanischen Union die jährlichen Producte der Sklavenarbeit, die Kopfzahl der Einwohner als Maßstab angenommen, durch die jährlichen Producte der freien Arbeit um mehr als das Doppelte übertroffen wurden, daß mithin das Endresultat des Secessionskriegs, durch welchen die Sklaverei in der ganzen Union auf den Tod verwundet worden ist, sowol in geistiger wie in materieller Beziehung ein für die Machtentfaltung der Vereinigten Staaten äußerst günstiges zu werden verspricht.

Aehnlich denkt auch Andrew Johnson, der jetzige Präsident der Vereinigten Staaten, wenn er in seiner Botschaft vom 4. Dec. 1865 den Congreß also anredet: „Jetzt, da die Sklaverei zu Ende oder bald zu Ende ist, wird die Größe des Uebels, vom Standpunkt der Nationalökonomie betrachtet, immer mehr einleuchtend. Die Sklaverei war wesentlich ein Arbeitsmonopol und verschloß als solches die Staaten, in denen sie herrschte, gegen den Eintritt freier Industrie. Wo Arbeit das Eigenthum des Kapitalisten war, da war der weiße Mann von der Beschäftigung (employment) ausgeschlossen, oder hatte doch nur eine untergeordnete Aussicht, sie zu finden; und der fremde Einwanderer wandte sich ab von einer Gegend, wo seine Lage so unsicher war. Mit der Vernichtung des Monopols wird die freie Arbeit (free labour) von allen Theilen der civilisirten Welt herbeieilen, um bei der Entwickelung der mannichfaltigen und nicht zu ermessenden Hillfsquellen, die bisjetzt unbenutzt dalagen, behülflich zu sein. Die acht oder neun Staaten zunächst dem Golf von Mexico haben einen ungemein fruchtbaren Boden, ein Klima, welches ein langes Leben begünstigt, und können eine dichtere Bevölkerung ernähren als jetzt noch in irgendeinem Theile unsers Landes zu finden ist. Und der zukünftige Zufluß der Bevölkerung in dieselben wird hauptsächlich vom Norden oder von den cultivirtesten Nationen Europas kommen. Von den Leiden, welche sie während unsers letzten Kampfes heimgesucht haben, lassen sie uns hinweg und in die Zukunft blicken, welche sicherlich ein größeres Glück (greater prosperity) für sie birgt, als sie zuvor gekannt haben. Die Beseitigung des Monopols der Sklavenarbeit (the removal

*) Bekanntlich wird der unter den Auspicien des Congresses verfaßte officielle Censusreport nur alle zehn Jahre publicirt; spätere statistische Data, als die in dem Censusreport von 1860 enthaltenen, durften hier übrigens schon aus dem Grunde selten oder nie benutzt werden, weil es wesentlich hier nur darauf ankam, die statistischen Verhältnisse der freien und Sklavenstaaten der nordamerikanischen Union vor der Rebellion festzustellen.

of the monopoly of slave labour) ist ein Unterpfand (a pledge), daß jene Gegenden von einer zahlreichen und unternehmenden Bevölkerung bewohnt sein werden, welche an Festigkeit, Erfindungsgeist, Wohlstand und Fleiß mit jeder andern in der Union sich wird messen können.

„Andere Nationen wurden Menschenalter hindurch von Bürgerkriegen verheert, bevor sie die nöthige Einheit (the necessary degree of unity) für sich herstellen konnten; die stille Ueberzeugung, daß unsere Regierungsform die beste ist, welche die Welt je kannte, hat uns in den Stand gesetzt, aus einem vierjährigen Bürgerkriege mit vollkommener Aufrechthaltung der verfassungsmäßigen Autorität der Bundesregierung und ohne Verletzung der localen Freiheiten und der Staatseinrichtungen hervorzugehen. Der Zudrang der Einwanderung, die nach unsern Küsten strömt, beweist das Vertrauen der Völker auf unsern Bestand. Hier ist das große Land der freien Arbeit, wo die Industrie mit unvergleichlicher Belohnung gesegnet und das Brot des Arbeiters durch das Bewußtsein versüßt wird, daß die Sache des Landes «seine eigene Sache, seine eigene Sicherheit, seine eigene Würde ist». Hier erfreut sich jeder des freien Gebrauchs seiner Fähigkeiten und der Wahl seiner Thätigkeit als eines natürlichen Rechts. Hier, unter dem gemeinschaftlichen Einfluß eines fruchtbaren Bodens, eines milden Klimas und glücklicher Institutionen, hat sich die Bevölkerung innerhalb eines Jahrhunderts verfunfzehnfacht. Hier hat, durch die leichte Entwickelung endloser Hülfsquellen, der Wohlstand doppelt so schnell zugenommen als die Zahl, sodaß wir gegen die finanziellen Wechselfälle anderer Länder gesichert sind und in Geschäften ebenso wie in unsern Meinungen unsern eigenen Mittelpunkt haben und wahrhaft unabhängig sind (that we are self-centered and truly independent). Hier wird mehr und mehr Sorgfalt darauf verwendet, jedem auf unserm Boden Geborenen Erziehung zu verschaffen. Hier weigert sich die, von politischer Verbindung mit der bürgerlichen Regierung befreite Religion, den Künsten der Staatsmänner zu dienen (refuses to subserve the craft of statesmen), und wird in ihrer Unabhängigkeit zum geistigen Leben des Volks. Hier existirt Duldung für jede Ansicht, in der ruhigen Gewißheit, daß die Wahrheit nur ein freies Feld bedarf, um den Sieg zu sichern. Hier schreitet der menschliche Geist ungefesselt in der Verfassung der Wissenschaft fort, um Schätze des Wissens zu sammeln und eine stets wachsende Herrschaft über die Kräfte der Natur zu erlangen. Hier wird die nationale Domäne angeboten und in Millionen einzelner freier Heimstätten besessen, sodaß unsere Mitbürger, den Inhabern aller andern Theile der Erde voraus, in Wirklichkeit ein Volk bilden. Hier besteht die demokratische Regierungsform; und diese Regierungsform, wie europäische Staatsmänner eingestehen, «verleiht eine Kraft, deren kein anderes Volk fähig ist, weil sie jeden Menschen mit dem Staat verbindet und alles, was dem Bereiche des Geistes angehört, aufweckt»."

Ein allgemeiner Vergleich der freien Staaten mit den frühern Sklavenstaaten führt nach Maßgabe des Census und anderer officieller Actenstücke und Documente zu folgendem Ergebnisse:

Freie Staaten im Jahre 1790.

Hierher gehören: Massachusetts (zu welchem damals das jetzige Maine gehörte), Rhode-Island, Connecticut, Newhampshire, Vermont, Newyork, Neujersey und Pennsylvanien.

| | | |
|---|---|---|
| Der Flächeninhalt aller dieser freien Staaten betrug ....... | 169668 | Quadratm.*) |
| Die Bevölkerung im Jahre 1790 war ............. | 1,968455 | Einw. |
| „ „ „ „ 1860 „ ............... | 10,594168 | „ |

*) Bei Angabe von Meilen sind stets englische Meilen gemeint, von denen etwa 4⅗ auf eine deutsche Meile gehen.

| | |
|---|---|
| Die Bevölkerung auf die Quadratmeile war im Jahre 1790 . . . | 11,60 Einw. |
| " " " " " " " " 1860 . . . | 62,44 " |
| Die Vermehrung der Bevölkerung per Quadratmeile vom Jahre 1790 bis 1860 betrug . . . | 50,84 Proc. |

## Sklavenstaaten im Jahre 1790.

Hierher gehören: Delaware, Maryland, Virginien, Nordcarolina, Georgien, Kentucky und Tennessee.

| | |
|---|---|
| Der Flächeninhalt der vorstehenden Sklavenstaaten betrug . . . . . | 300580 Quadratm. |
| Die Bevölkerung im Jahre 1790 war . . . | 1,961372 Einw. |
| " " " " 1860 " . . . | 7,414684 " |
| Die Bevölkerung auf die Quadratmeile im Jahre 1790 war . . . | 6,50 " |
| " " " " " " " 1860 " . . . | 24,66 " |
| Die Vermehrung der Bevölkerung per Quadratmeile vom Jahre 1790 bis 1860 betrug . . . | 18,14 Proc. |

## Freie Staaten im Jahre 1860.

| | |
|---|---|
| Der Flächeninhalt derselben betrug . . . | 835631 Quadratm. |
| Farmländereien . . . | 161,462000 Acker. |
| Werth der Farmländereien . . . | 4067,947286 Doll. |
| Werth der Farmen per Acker . . . | 25,19 " |
| Die Totalsumme der im Jahre 1859 erzielten Producte, namentlich derjenigen, die durch Ackerbau, Manufacturen, Bergbau und Fischereien gewonnen wurden, ist, in Geld ausgedrückt . . . . | 4150,000000 " |
| Werth der obengenannten Producte per Kopf . . . | 217 " |
| Zahl der im Jahre 1860 verbreiteten Exemplare von den verschiedenen Tages-, Wochen-, Monats-, Vierteljahrs- und Jahresschriften . | 760,034360 Exemplare. |
| Totalwerth aller im Jahre 1859 gewonnenen Agriculturproducte . . | 2527,676000 Doll. |
| Kopfwerth der " " " " " . . | 131,48 " |

## Sklavenstaaten im Jahre 1860.

| | |
|---|---|
| Der Flächeninhalt derselben betrug . . . | 888591 Quadratm. |
| Farmländereien . . . | 248,721062 Acker. |
| Werth der Farmländereien . . . | 2570,466935 Doll. |
| Werth der Farmen per Acker . . . | 10,46 " |
| Die Totalsumme der im Jahre 1859 erzielten Producte, namentlich derjenigen, die durch Ackerbau, Manufacturen, Bergbau und Fischereien gewonnen wurden, ist, in Geld ausgedrückt . . . . | 1140,000000 " |
| Werth der obengenannten Producte per Kopf . . . | 93 " |
| Zahl der im Jahre 1860 verbreiteten Exemplare von den verschiedenen Tages-, Wochen-, Monats-, Vierteljahrs- und Jahresschriften . | 167,917188 Exemplare. |
| Totalwerth aller im Jahre 1859 gewonnenen Agriculturproducte . . | 862,324000 Doll. |
| Kopfwerth der " " " " " . . | 70,56 " |

Der Totalwerth alles beweglichen und unbeweglichen Privateigenthums*) betrug in den freien Staaten im Jahre 1860 10852,081081 Doll., während derselbe in den Sklavenstaaten, den Werth der Sklaven mit eingerechnet, in demselben Jahre kaum die Höhe von 5225,307034 Doll. erreichte.

Der jährliche Bruttoverdienst an Kapitalien (annual gross profit of capital) war im Jahre 1860 in den freien Staaten 39 Proc., in den Sklavenstaaten 22 Proc.; hierbei muß jedoch bemerkt werden, daß, wenn wir die in den Censustabellen leider nicht mit aufgeführten jährlichen Handelsverdienste (annual earnings of commerce) ebenfalls hätten in Anschlag bringen können, die jährlichen Verdienste in den Freistaaten, nach der

*) Der Werth des Privateigenthums im Staate Neujersey konnte hier nur theilweise mit berechnet werden.

Kopfzahl der Einwohner berechnet, die jährlichen Verdienste der Sklavenstaaten fast um das Dreifache übertroffen hätten, da der Handel von Neuyork allein dem des ganzen Südens nahezu gleichkommt.

Außerdem stellt der Census von 1850 fest, daß von der erwachsenen weißen Bevölkerung der freien Staaten kaum 4,12 Proc. nicht lesen oder schreiben konnten, während in den Sklavenstaaten 17,23 Proc. des Lesens und Schreibens unkundig waren. Der Census von 1860 nimmt dagegen in dieser Beziehung in den freien Staaten 3,21 Proc., in den Sklavenstaaten aber 17,03 Proc. an, woraus sich zu Gunsten der freien Staaten ein Verhältniß von mehr als 5 zu 1 ergibt.

So geht also das Resultat einer allgemeinen, nicht gerade die Details berührenden Vergleichung der freien Staaten mit den Sklavenstaaten der Union dahin, daß der geistige und materielle Fortschritt in diesen bei weitem geringer ist als in jenen; oder mit andern Worten, daß die Union, sobald sie nur aus freien Staaten besteht, sehr wahrscheinlich viel bedeutendere Fortschritte in jeder Beziehung machen wird, als sie dies vermochte, solange sie aus freien Staaten und Sklavenstaaten zusammengesetzt war.

Stellen wir nun nach Maßgabe des Censusreports von 1860 eine kurze Vergleichung zwischen einzelnen freien Staaten und einzelnen Sklavenstaaten an, so gelangen wir zu folgendem Resultat:

Der Staat Neuyork (ein freier Staat).

| | | |
|---|---|---|
| Der Flächeninhalt dieses Staats beträgt | 47000 | Quadratm. |
| Die Bevölkerung*) betrug im Jahre 1790 | 340120 | Einw. |
| " " " " " 1860 | 3,880735 | " |
| Productenwerth vom Jahre 1859 | 606,000000 | Doll. |
| Productenwerth vom Jahre 1859 per Kopf | 156 | " |
| Bruttoverdienst an Kapitalien | 34 | Proc. |
| Werth der Farmen per Acker | 38,26 | Doll. |
| Eisenbahnen | 2842 | Meilen. |
| Kosten der Eisenbahnbauten | 138,395055 | Doll. |
| Frachtertrag auf den Eisenbahnen im Jahre 1860 | 579,681790 | " |
| Kanäle | 1038 | Meilen. |
| Kosten der Kanäle | 67,567972 | Doll. |
| Tonnengehalt der im Jahre 1860 gebauten Schiffe | 31936 | Tonnen. |
| Bankkapital | 111,441320 | Doll. |
| Export- und Importertrag im Jahre 1860 | 894,045326 | " |
| Exemplare von Zeitungen und Zeitschriften im Jahre 1860 | 320,980884 | Exemplare. |
| Zöglinge in den öffentlichen Schulen im Jahre 1860 | 675221 | |
| Anzahl der Bücher in öffentlichen Bibliotheken | 1,760820 | |
| Von den freien, im Staate geborenen Einwohnern können nicht lesen oder schreiben | 1,87 | Proc. |
| Werth der Kirchen | 21,539561 | Doll. |

Der Staat Virginien (Sklavenstaat).

| | | |
|---|---|---|
| Der Flächeninhalt beträgt | 61352 | Quadratm. |
| Die Bevölkerung im Jahre 1790 | 748308 | Einw. |
| " " " " 1860 | 1,596318 | " |
| Productenwerth vom Jahre 1859 | 120,000000 | Doll. |
| Productenwerth vom Jahre 1859 per Kopf | 75 | " |
| Bruttoverdienst an Kapitalien | 15 | Proc. |
| Werth der Farmen per Acker | 11,91 | Doll. |

*) Die Angaben über Bevölkerung und Flächeninhalt der einzelnen Staaten der Union, welche G. F. Kolb in seinem werthvollen „Handbuch der vergleichenden Statistik" (3. Aufl., S. 389 fg.) gibt, sind wol nicht ganz genau; wenigstens stimmen sie nicht mit den Angaben des Census von 1860.

| | | |
|---|---|---|
| Eisenbahnen | 1771 | Meilen. |
| Kosten der Eisenbahnbauten | 64,958807 | Doll. |
| Frachtertrag auf den Eisenbahnen im Jahre 1860 | 110,000000 | „ |
| Kanäle | 178 | Meilen. |
| Kosten der Kanäle | 7,817000 | Doll. |
| Tonnengehalt der im Jahre 1860 gebauten Schiffe | 4372 | Tonnen. |
| Bankkapital | 16,055156 | Doll. |
| Export- und Importertrag | 7,184273 | „ |
| Exemplare von Zeitungen und Zeitschriften im Jahre 1860 | 26,772518 | Exemplare. |
| Zöglinge der öffentlichen Schulen im Jahre 1860 | 67428 | |
| Anzahl der Bücher in öffentlichen Bibliotheken | 88462 | |
| Von den freien im Staate geborenen Einwohnern können nicht lesen oder schreiben | 19,90 | Proc. |
| Werth der Kirchen | 2,002220 | Doll. |

Wenn wir Pennsylvanien mit Virginien vergleichen, so kommen wir beinahe zu demselben Resultat, wie bei dem vorstehenden Vergleich von Neuyork mit Virginien. An Werth der Farmen per Acker und an Meilenzahl der Kanäle übertrifft Pennsylvanien sogar den Staat Neuyork.

### Vergleich des Staats Illinois mit dem Staat Missouri.

#### Illinois (freier Staat).

| | | |
|---|---|---|
| Der Flächeninhalt beträgt | 55405 | Quadratm. |
| Die Bevölkerung im Jahre 1810 | 12282 | Einw. |
| „ „ „ „ 1860 | 1,711951 | „ |
| Verhältniß der Bevölkerungszunahme von 1810—60 | 13,638 | Proc. |
| Ausdehnung der fahrbaren Eisenbahnen im Jahre 1860 | 2868 | Meilen. |
| Fahrbare Eisenbahnen am 1. Jan. 1864 | 3080 | „ |
| Werth der Farmländereien im Jahre 1860 | 432,531072 | Doll. |
| Kanäle | 102 | Meilen. |
| Steigen des Eigenthumswerthes von 1850—60 | 458 | Proc. |

#### Missouri (Sklavenstaat).

| | | |
|---|---|---|
| Der Flächeninhalt beträgt | 67380 | Quadratm. |
| Die Bevölkerung im Jahre 1810 | 20845 | Einw. |
| „ „ „ „ 1860 | 1,182012 | „ |
| Verhältniß der Bevölkerungszunahme von 1810—60 | 5,570 | Proc. |
| Ausdehnung der fahrbaren Eisenbahnen im Jahre 1860 | 817 | Meilen. |
| Fahrbare Eisenbahnen am 1. Jan. 1864 | 914 | „ |
| Werth der Farmländereien im Jahre 1860 | 230,632126 | Doll. |
| Kanäle | keine. | |
| Steigen des Eigenthumswerthes von 1850—60 | 265 | Proc. |

### Zusammenstellung von Rhode-Island mit Delaware.

#### Rhode-Island (freier Staat).

| | | |
|---|---|---|
| Der Flächeninhalt beträgt | 1306 | Quadratm. |
| Die Bevölkerung im Jahre 1792 | 69110 | Einw. |
| „ „ „ „ 1860 | 174520 | „ |
| Productenwerth im Jahre 1859 | 52,400000 | Doll. |
| Werth alles Privateigenthums im Jahre 1860 | 135,000000 | „ |
| Bankkapital | 20,865569 | „ |
| Exemplare von Zeitungen und Zeitschriften im Jahre 1860 | 5,289280 | Exemplare. |
| Zöglinge der öffentlichen Schulen | 23130 | |
| Anzahl der Bücher in öffentlichen Bibliotheken | 104342 | |
| Zöglinge auf Akademien und höhern Lehranstalten | 3664 | |
| Von den freien erwachsenen Eingeborenen können nicht lesen oder schreiben | 1,49 | Proc. |
| Werth der Kirchen | 1,293700 | Doll. |

## Delaware (Sklavenstaat).

| | | |
|---|---|---|
| Der Flächeninhalt beträgt | 2120 | Quadratm. |
| Die Bevölkerung im Jahre 1792 | 59096 | Einw. |
| " " " " 1860 | 112216 | " |
| Productenwerth im Jahre 1859 | 16,100000 | Doll. |
| Werth alles Privateigenthums im Jahre 1860 | 46,242181 | " |
| Bankkapital | 1,640675 | " |
| Exemplare von Zeitungen und Zeitschriften im Jahre 1860 | 1,010776 | Exemplare. |
| Zöglinge der öffentlichen Schulen | 8970 | |
| Anzahl der Bücher in öffentlichen Leihbibliotheken | 17950 | |
| Zöglinge auf Akademien und höhern Lehranstalten | 764 | |
| Von den freien erwachsenen Eingeborenen können nicht lesen oder schreiben | 23,03 | Proc. |
| Werth der Kirchen | 340345 | Doll. |

## Vergleich von Neujersey mit Südcarolina.

### Neujersey (freier Staat).

| | | |
|---|---|---|
| Der Flächeninhalt beträgt | 8320 | Quadratm. |
| Die Bevölkerung im Jahre 1790 | 184139 | Einw. |
| " " " " 1860 | 672035 | " |
| Verhältniß der Bevölkerungszunahme von 1790—1860 | 265 | Proc. |
| Einwohnerzahl per Quadratmeile im Jahre 1860 | 80,77 | Einw. |
| Bevölkerungszunahme per Quadratmeile von 1790—1860 | 58,64 | Proc. |
| " " " " 1850—60 | 21,93 | " |
| Productenwerth vom Jahre 1859 | 167,398003 | Doll. |
| " " " 1859 per Kopf | 249 | " |
| Cultivirte und uncultivirte Farmländereien im Jahre 1860 | 2,983531 | Acker. |
| Werth der cultivirten und uncultivirten Farmländereien | 180,250338 | Doll. |
| Agriculturproducte vom Jahre 1860 | 86,398000 | " |
| Ertragswerth per Acker | 28,96 | " |
| Cultivirte Ländereien | 1,944445 | Acker. |
| Ertragswerth per Acker | 44,43 | Doll. |
| Werth der Farmländereien per Acker | 60,42 | " |
| Exemplare von Zeitungen und Zeitschriften im Jahre 1860 | 12,801412 | Exemplare. |
| Von den freigeborenen Erwachsenen können nicht lesen oder schreiben | 5,10 | Proc. |
| Von den eingeborenen weißen Kindern besuchen die Schule | 80,56 | " |
| Zöglinge in öffentlichen Schulen, Akademien und höhern Lehranstalten | 88244 | |
| Werth der Kirchen | 3,712863 | Doll. |

### Südcarolina (Sklavenstaat).

| | | |
|---|---|---|
| Der Flächeninhalt beträgt | 24500 | Quadratm. |
| Die Bevölkerung im Jahre 1790 | 249073 | Einw. |
| " " " " 1860 | 703708 | " |
| Verhältniß der Bevölkerungszunahme von 1790—1860 | 182 | Proc. |
| Einwohnerzahl per Quadratmeile im Jahre 1860 | 28,72 | " |
| Bevölkerungszunahme per Quadratmeile von 1790—1860 | 18,55 | " |
| " " " " 1850—60 | 1,44 | " |
| Productenwerth vom Jahre 1859 | 46,445782 | Doll. |
| " " " 1859 per Kopf | 66 | " |
| Cultivirte und uncultivirte Farmländereien im Jahre 1860 | 15,595860 | Acker. |
| Werth der cultivirten und uncultivirten Farmländereien | 139,652508 | Doll. |
| Agriculturproducte vom Jahre 1860 | 39,645728 | " |
| Ertragswerth per Acker | 2,54 | " |
| Cultivirte Ländereien | 4,572060 | Acker. |
| Ertragswerth per Acker | 8,67 | Doll. |
| Werth der Farmländereien per Acker | 8,95 | " |
| Exemplare von Zeitungen und Zeitschriften im Jahre 1860 | 3,654840 | Exemplare. |
| Von den freigeborenen Erwachsenen können nicht lesen oder schreiben | 12,73 | Proc. |

| | |
|---|---|
| Zöglinge in öffentlichen Schulen, Akademien und höhern Lehranstalten | 26025 |
| Werth der Kirchen | 2,181476 Doll. |

Die vorstehenden statistischen Angaben beweisen unwiderleglich, daß die Productivkraft der freien Arbeit unendlich wirksamer und lohnender ist als die Productivkraft der Sklavenarbeit; denn daß das kleine Neujersey das über dreimal so große, stolze und übermüthige Südcarolina in geistiger und materieller Hinsicht so sehr übertrifft, das verdankt es im wesentlichen doch nur dem System der freien Arbeit.

## Vergleich von Michigan mit Florida.

### Michigan (freier Staat).

| | |
|---|---|
| Der Flächeninhalt beträgt | 56243 Quadratm. |
| Die Bevölkerung im Jahre 1810 | 4762 Einw. |
| „ „ „ „ 1820 | 8765 „ |
| „ „ „ „ 1830 | 31639 „ |
| „ „ „ „ 1860 | 749113 „ |
| Bevölkerung per Quadratmeile im Jahre 1810 | 0,08 „ |
| „ „ „ „ „ 1820 | 0,15 „ |
| „ „ „ „ „ 1830 | 0,56 „ |
| „ „ „ „ „ 1860 | 13,32 „ |
| Bevölkerungszunahme von 1830—60 | 717474 „ |
| „ „ 1850—60 per Quadratmeile | 6,25 Proc. |
| Productenwerth von 1859 | 99,200000 Doll. |
| Werth der Agriculturproducte allein | 64,000000 „ |
| Productenwerth per Kopf | 132,4 „ |
| Cultivirte und uncultivirte Farmländereien im Jahre 1860 | 6,931442 Acker. |
| Cultivirte Farmen im Jahre 1860 | 3,419861 „ |
| Werth der cultivirten und uncultivirten Ländereien im Jahre 1860 | 163,279087 Doll. |
| Ertragswerth per Acker | 9,23 „ |
| Ertragswerth der uncultivirten Ländereien | 18,71 „ |
| Werth der Farmländereien per Acker im Jahre 1860 | 23,55 „ |
| Exemplare von Zeitungen und Zeitschriften im Jahre 1860 | 11,606596 Exemplare. |
| Von den erwachsenen freien Eingeborenen können nicht lesen oder schreiben | 2,84 Proc. |
| Oeffentliche Bibliotheken | 107943 Bände. |
| Zöglinge in öffentlichen Schulen, Akademien und höhern Lehranstalten | 112382 |
| Schulbesuch von eingeborenen weißen Kindern | 99,53 Proc. |

### Florida (Sklavenstaat).

| | |
|---|---|
| Der Flächeninhalt beträgt | 59268 Quadratm. |
| Die Bevölkerung im Jahre 1810 | 16989 Einw. |
| „ „ „ „ 1820 | 23801 „ |
| „ „ „ „ 1830 | 34730 „ |
| „ „ „ „ 1860 | 140425 „ |
| Bevölkerung per Quadratmeile im Jahre 1810 | 0,28 „ |
| „ „ „ „ „ 1820 | 0,38 „ |
| „ „ „ „ „ 1830 | 0,58 „ |
| „ „ „ „ „ 1860 | 2,37 „ |
| Bevölkerungszunahme von 1830—60 | 105695 „ |
| „ „ 1850—60 per Quadratmeile | 0,89 Proc. |
| Productenwerth vom Jahre 1859 | 12,300000 Doll. |
| Werth der Agriculturproducte allein | 9,600000 „ |
| Productenwerth per Kopf | 87,59 „ |
| Cultivirte und uncultivirte Farmländereien im Jahre 1860 | 2,849572 Acker. |
| Cultivirte Farmen im Jahre 1860 | 676464 „ |
| Werth der cultivirten und uncultivirten Ländereien im Jahre 1860 | 16,371684 Doll. |
| Ertragswerth per Acker | 3,1 „ |

| | |
|---|---|
| Ertragswerth der uncultivirten Ländereien | 14,18 Doll. |
| Werth der Farmländereien per Acker im Jahre 1860 | 5,74 „ |
| Exemplare von Zeitungen und Zeitschriften im Jahre 1860 | 1,081601 Exemplare. |
| Von den erwachsenen freien Eingeborenen können nicht lesen oder schreiben | 9,18 Proc. |
| Oeffentliche Bibliotheken | 2660 Bände. |
| Zöglinge in öffentlichen Schulen, Akademien und höhern Lehranstalten | 3129 |
| Schulbesuch von eingeborenen weißen Kindern | 35,77 Proc. |

## Vergleich von den Staaten Wisconsin und Texas.

### Wisconsin (freier Staat).

| | |
|---|---|
| Der Flächeninhalt beträgt | 53924 Quadratm. |
| Die Bevölkerung im Jahre 1840 | 30749 Einw. |
| „ „ „ „ 1860 | 775881 „ |
| „ „ per Quadratmeile im Jahre 1840 | 0,57 „ |
| „ „ „ „ „ „ 1860 | 8,99 „ |
| Bevölkerungszunahme per Quadratmeile von 1840—60 | 8,42 Proc. |
| „ „ „ „ 1850—60 | 8,99 „ |
| Productenwerth vom Jahre 1859 | 101,375000 Doll. |
| Agriculturertrag | 72,875000 „ |
| Productenwerth per Kopf | 130,39 „ |
| Cultivirte und uncultivirte Farmländereien | 7,899170 Acker. |
| Cultivirte Farmländereien im Jahre 1860 | 3,746036 „ |
| Werth der cultivirten und uncultivirten Ländereien im Jahre 1860 | 131,117082 Doll. |
| Ertrag der cultivirten und uncultivirten Ländereien per Acker | 9,22 „ |
| Ertragswerth der uncultivirten Ländereien per Acker im Jahre 1859 | 19,45 „ |
| Werth der Farmländereien per Acker | 16,59 „ |
| Exemplare von Zeitungen und Zeitschriften im Jahre 1860 | 10,798670 Exemplare. |
| Von den erwachsenen freien Eingeborenen können nicht lesen oder schreiben | 1,04 Proc. |
| Oeffentliche Bibliotheken | 21020 Bände. |
| Zöglinge in öffentlichen Schulen und höhern Lehranstalten | 61615 |
| Schulbesuch von eingeborenen weißen Kindern | 74,90 Proc. |

### Texas (Sklavenstaat).

| | |
|---|---|
| Der Flächeninhalt beträgt | 274356 Quadratm. |
| Die Bevölkerung im Jahre 1840 | 80983 Einw. |
| „ „ „ „ 1860 | 604215 „ |
| „ „ per Quadratmeile im Jahre 1840 | 0,29 „ |
| „ „ „ „ „ „ 1860 | 2,20 „ |
| Bevölkerungszunahme per Quadratmeile von 1840—60 | 1,91 Proc. |
| „ „ „ „ 1850—60 | 1,41 „ |
| Productenwerth von 1859 | 52,749000 Doll. |
| Agriculturertrag | 46,499000 „ |
| Productenwerth per Kopf | 87,30 „ |
| Cultivirte und uncultivirte Farmländereien | 23,245433 Acker. |
| Cultivirte Farmländereien im Jahre 1860 | 2,649207 „ |
| Werth der cultivirten und uncultivirten Ländereien im Jahre 1860 | 104,007689 Doll. |
| Ertrag der cultivirten und uncultivirten Ländereien per Acker | 2 „ |
| Ertragswerth der uncultivirten Ländereien per Acker im Jahre 1859 | 17,55 „ |
| Werth der Farmländereien per Acker | 4,47 „ |
| Exemplare von Zeitungen und Zeitschriften im Jahre 1860 | 7,855808 Exemplare. |
| Von den erwachsenen freien Eingeborenen können nicht lesen oder schreiben | 11,84 Proc. |
| Oeffentliche Bibliotheken | 4230 Bände. |
| Zöglinge in öffentlichen Schulen und höhern Lehranstalten | 11500 |
| Schulbesuch von eingeborenen weißen Kindern | 45,82 Proc. |

Es ist eine Thatsache, daß die Vertheidiger der Sklaverei, welche bis zur Wahl Abraham Lincoln's im Jahre 1860 fast stets im Präsidentenwahlkampfe gesiegt und dadurch das Heft der Regierung in die Hände bekommen hatten, es verstanden haben, im In- und Auslande die Meinung zu verbreiten, daß die Producte der südlichen Staaten, wie z. B. die Baumwolle, Zucker u. s. w., schon des Klimas wegen nur durch Negersklaven vortheilhaft gewonnen werden könnten. Daß diese Meinung eine irrthümliche und nur aus selbstsüchtigen Vorurtheilen entsprungen sei, dies hat namentlich Augustin Cochin in seinem, von der französischen Akademie der Wissenschaften gekrönten Werke: „L'abolition de l'esclavage", schlagend nachgewiesen. Aber, wie es so häufig geschieht, so zeigt auch hier ein alter, weitverbreiteter Irrthum eine zähe Lebenskraft und will der Wahrheit, daß freie Arbeit überall lohnender sei als Sklavenarbeit, durchaus nicht das Feld räumen. Auch der obenerwähnte Robert J. Walker — wie Jefferson Davis ein Mississippier, aber ein weit bedeutenderer Staatsmann und Financier — legt seine Lanze für die Idee der freien Arbeit ein. In einem seiner, mit großer Sachkenntniß geschriebenen Briefe über die finanziellen und nationalökonomischen Zustände der Union sagt Walker: „Durch meinen langjährigen Aufenthalt im Süden und durch meine vielen Reisen in allen südlichen Staaten habe ich erfahren, daß Baumwolle in diesen Staaten mit bedeutendem Vortheile und in großartigem Maßstabe von Nichtsklavenhaltern, die auf ihren Farmen und Plantagen ausschließlich weiße Arbeiter beschäftigen, gebaut wird. Die auf den kleinern südlichen Farmen, auf denen es keine Negersklaven, sondern nur freie, weiße Arbeiter gibt, gewonnene Baumwolle wird mit einem 5—10 Proc. höhern Preise bezahlt als die durch Sklavenarbeit erzielte Baumwolle. Namentlich stellte es sich im Staate Texas heraus, daß die ausdauernde und fleißige Arbeit geschickter, gebildeter und freier Menschen, sei es, daß sie für Lohn oder für sich selbst die Baumwolle cultivirten, mit Hülfe der besten Maschinen eine größere und bessere Baumwollernte erzielte, als die gezwungene Arbeit unwissender Sklaven es vermochte. Dazu kam noch, daß die freie Arbeit billiger war als die Sklavenarbeit. Im westlichen Texas, welches etwa mit Neuorleans unter demselben Breitengrade liegt, fand ich mehrere Counties, die fast nur von Deutschen bewohnt waren. Diese Deutschen waren fleißige und betriebsame Menschen, die, obschon sie keine Sklaven besaßen, die beste Baumwolle in großer Quantität bauten. Ich rede aus eigener Erfahrung, denn ich war dreimal in Texas, und habe diesen großen und schönen Staat nach allen Richtungen hin durchkreuzt."

Es ist kaum nöthig, diesen Bemerkungen Walker's noch etwas hinzuzufügen, es sei denn, daß alles, was vom Baumwollbau gilt, auch auf den Zucker-, Kaffee- und Reisbau seine Anwendung findet.

## Vergleich der Staaten Indiana und Tennessee.

### Indiana (freier Staat).

| | |
|---|---|
| Der Flächeninhalt beträgt | 33809 Quadratm. |
| Die Bevölkerung im Jahre 1790 | nicht bekannt. |
| „ „ „ „ 1800 | 4875 Einw. |
| „ „ „ „ 1860 | 1,350428 „ |
| Productenwerth im Jahre 1859 | 175,690628 Doll. |
| Agriculturertrag | 132,440682 „ |
| Totaler Productenwerth per Kopf | 130,10 „ |
| Agriculturertrag per Kopf | 90,60 „ |
| Bevölkerung per Quadratmeile im Jahre 1800 | 0,14 Einw. |
| „ „ „ „ „ 1860 | 39,63 „ |
| Bevölkerungszuwachs vom Jahre 1850—60 per Quadratmeile | 10,72 Proc. |
| Cultivirte und uncultivirte Farmländereien | 16,315776 Acker. |

| | | |
|---|---|---|
| Cultivirte Farmländereien | 8,161717 | Acker. |
| Werth der Farmländereien | 344,903776 | Doll. |
| „ „ „ per Acker | 21,13 | „ |
| Productenwerth der cultivirten und uncultivirten Farmländereien per Acker | 8,17 | „ |
| Productenwerth der cultivirten Farmen per Acker | 16,26 | „ |
| Oeffentliche Bibliotheken | 68403 | Bände. |
| Zöglinge in öffentlichen Schulen und höhern Lehranstalten | 168754 | |

### Tennessee (Sklavenstaat).

| | | |
|---|---|---|
| Der Flächeninhalt beträgt | 45600 | Quadratm. |
| Die Bevölkerung im Jahre 1790 | 35791 | Einw. |
| „ „ „ „ 1800 | 105602 | „ |
| „ „ „ „ 1860 | 1,109801 | „ |
| Productenwerth im Jahre 1859 | 99,894070 | Doll. |
| Agriculturertrag | 82,792070 | „ |
| Totaler Productenwerth per Kopf | 90,1 | „ |
| Agriculturertrag per Kopf | 74,60 | „ |
| Bevölkerung per Quadratmeile im Jahre 1800 | 2,31 | Einw. |
| „ „ „ „ „ 1860 | 24,34 | „ |
| Bevölkerungszuwachs vom Jahre 1850—60 per Quadratmeile | 2,35 | Proc. |
| Cultivirte und uncultivirte Farmländereien | 20,355934 | Acker. |
| Cultivirte Farmländereien | 6,897974 | „ |
| Werth der Farmländereien | 272,555054 | Doll. |
| Werth der Farmländereien per Acker | 13,39 | „ |
| Productenwerth der cultivirten und uncultivirten Farmländereien per Acker | 4,6 | „ |
| Productenwerth der cultivirten Farmen per Acker | 12 | „ |
| Oeffentliche Bibliotheken | 22896 | Bände. |
| Zöglinge in öffentlichen Schulen und höhern Lehranstalten | 115750. | |

Der gegenwärtige Ackerbaucommissar der Vereinigten Staaten, Hr. Newton, spricht in seinem officiellen Berichte, welcher im December 1865 dem Congreß vorgelegt ward, die Ansicht aus, daß das Resultat des Secessionskriegs als ein entschiedener Triumph der freien Arbeit zu betrachten sei. „Ich glaube", sagt er, „daß der Süden eine höhere Stufe des Wohlstandes erreichen wird wie je zuvor. Zwar mag das System der freien Arbeit größern Gütercomplexen nicht gerade günstig sein, aber ich bin der festen Ueberzeugung, daß ein solches Resultat wohlthätig für die großen Massen und das Land im allgemeinen sein wird." Die durchschnittliche Größe der Farmen in den Vereinigten Staaten war im Jahre 1860 nicht weniger als 199 Acker, fast doppelt so viel wie in England, wo 1851 jede Farm durchschnittlich nur 102 Acker hielt. In den südlichen Staaten ist die durchschnittliche Größe der Farmen bedeutend höher als in den übrigen Staaten, wie die nachstehende Tabelle beweisen mag:

| Staaten. | Durchschnittliche Größe der Farmen. | Staaten. | Durchschnittliche Größe der Farmen. |
|---|---|---|---|
| Arkansas | 245 Acker. | Florida | 444 Acker. |
| Virginien | 304 „ | Georgia | 481 „ |
| Nordcarolina | 316 „ | Südcarolina | 488 „ |
| Alabama | 346 „ | Louisiana | 536 „ |
| Mississippi | 370 „ | Texas | 591 „ |

In den sogenannten Grenzstaaten, d. h. denjenigen (frühern) Sklavenstaaten, welche an die freien Staaten grenzen, fängt die durchschnittliche Größe der Farmen an abzunehmen; dies zeigt nachstehende Tabelle:

| Staaten. | Durchschnittliche Größe der Farmen. |
|---|---|
| Delaware | 151 Acker. |
| Maryland | 190 „ |
| Kentucky | 211 „ |
| Missouri | 215 „ |
| Tennessee | 281 „ |

In allen vorstehenden Staaten, in denen vor der letzten Rebellion die Sklaverei bestand, sind — wie Hr. Newton in seinem Bericht bemerkt — nur 74,362555 Acker Privateigenthum unter Cultur, während noch 171,101714 Acker Privateigenthum und alles öffentliche Eigenthum unbebaut sind. Dies große Misverhältniß zeigt, wie viel Arbeitskraft noch im Süden verwandt werden muß.

„Die bevölkertsten Staaten der Union", sagt der genannte Ackerbaucommissar, „haben die kleinsten Farmen, welche jedoch die höchsten Preise per Acker werth sind. So halten die Farmen in Massachusetts durchschnittlich 94, in Rhode-Island 96, in Connecticut 99, in Neuyork 106, in Pennsylvanien 109 und in Ohio 114 Acker."

Die vorstehenden, auf officiellen statistischen Angaben beruhenden kurzen Vergleichungen einzelner freier Staaten mit einzelnen (frühern) Sklavenstaaten beweisen den verderblichen Einfluß der Sklaverei auf das materielle Gedeihen und die sittlich-religiöse und intellectuelle Entwickelung des Volks in einer so unleugbaren Weise, daß man unwillkürlich an Goethe's Ausspruch erinnert wird: „Man sagt oft: Zahlen regieren die Welt. Das aber ist gewiß, Zahlen zeigen, wie sie regiert wird."

Gehen wir nun, um das verhängnißvolle Gesetz der destructiven Einwirkung der Sklaverei auf das Volksleben weiter zu erörtern, zu dem genauern Vergleiche zweier Staaten über, von denen der eine schon seit langen Jahren zu den freien Staaten, der andere jedoch bis vor kurzer Zeit noch zu den Sklavenstaaten gehörte, zu dem Vergleiche von Massachusetts mit Maryland.

Maryland, das noch bis zum October des Jahres 1864 ein Sklavenstaat war, besitzt in fast jeder Beziehung viel mehr natürliche Vortheile als irgendein anderer der sogenannten Sklavenstaaten der Union; wenn sich daher der Vergleich dieses Staats mit Massachusetts, einem der ältesten der freien Staaten, als durchaus ungünstig für Maryland herausstellt, so dürfte der Schluß nicht zu kühn sein, daß keiner der übrigen Sklavenstaaten hinsichtlich des Fortschritts in der staatlichen Entwickelung einen Vergleich mit Massachusetts auszuhalten im Stande ist, um so weniger, als der officielle Census von 1860 nachweist, daß die absolute Zunahme der Bevölkerung auf die Quadratmeile in Maryland stets — vornehmlich aber vom Jahre 1850—60 — viel bedeutender war als in irgendeinem andern Sklavenstaate.

Der Grund aber, daß ich gerade Massachusetts und Maryland einer genauern Vergleichung unterwerfe, liegt darin, daß beide in der That vielfache Vergleichungspunkte darbieten; sie sind z. B. beide Küstenländer und alte Staaten, beide hatten im Jahre 1790 nahezu gleichviel Einwohner, wobei nicht zu vergessen ist, daß Maryland durch seine geographische Lage, seine natürlichen Hülfsquellen und sonstige Vorzüge Massachusetts gegenüber in fast jeder Beziehung im Vortheil war; die ersten Ansiedler in beiden Staaten waren, bei aller Verschiedenheit ihres religiösen Bekenntnisses und sonstigen Charakters, doch darin ähnlich, daß sie keine Abenteurer waren, sondern mit Energie und Einsicht an der Gründung und Feststellung ihrer gesellschaftlichen Institutionen arbeiteten u. s. w.

Um nun einen gründlichen Vergleich zwischen den genannten beiden Staaten anzustellen, ist es nothwendig, daß wir den Flächeninhalt derselben, ihre Bodenbeschaffenheit, ihr Klima, ihre Bergwerke, ihre Wasserkraft, ihre Lage, ihre Küstenlänge, ihre Buchten, Meeresengen und Flüsse, kurz alles das betrachten, was auf den Fortschritt oder Rück-

schritt in dem geschichtlichen Entwickelungsgange dieser Staaten einen wesentlichen Einfluß ausübte oder ausüben konnte.

Der relative Fortschritt Marylands ist in der That nur ein langsamer gewesen. Nach dem Census vom Jahre 1790 war die Einwohnerzahl der Union 3,929827, wovon auf Maryland, welches damals 319728 Einwohner zählte, ungefähr der zwölfte Theil (12,29) kam. Im Jahre 1860 hatte jedoch die Union 31,445080 Einwohner, wovon auf Maryland 687049 Einwohner kamen, also etwa der fünfundvierzigste Theil (45,78). Im Jahre 1790 zählten die freien Staaten 1,968455 Einwohner, sodaß die damalige Bevölkerung Marylands den sechsten Theil (6,12) der Einwohnerzahl der freien Staaten betrug; im Jahre 1860 hatten aber sämmtliche freien Staaten eine Bevölkerung von 18,920078 Einwohnern, sodaß Marylands damalige Bevölkerung den siebenundzwanzigsten Theil (27,52) der Einwohnerzahl aller damaligen freien Staaten bildete. Wäre die Bevölkerung Marylands von 1790—1860 so schnell gewachsen wie die der ganzen Union, so würde dieser Staat im Jahre 1860 den zwölften Theil der Einwohnerzahl der ganzen Union, also 2,620315 Einwohner, besessen haben; und wäre der Bevölkerungszuwachs desselben mit demjenigen der freien Staaten in Proportion geblieben, so würde Maryland im Jahre 1860 dem Staate Neuyork nahe gekommen sein und 3,153392 Einwohner gezählt haben.

Der officielle Bericht des Commissars des Generallandamts vom 29. Nov. 1860, welcher zuerst in genauer und zuverlässiger Weise den Flächeninhalt der verschiedenen Staaten der Union angibt, stellt den Flächeninhalt von Maryland, mit Ausnahme der Wasseroberfläche, auf 11124 Quadratmeilen fest. Was die Küstenlänge Marylands betrifft, so beträgt dieselbe nach den Tabellen der officiellen Küstenvermessung der Vereinigten Staaten hinsichtlich der Hauptküste, mit Einschluß der Meerengen und Buchten, 503 Meilen, hinsichtlich der Inseln 298 Meilen, hinsichtlich der Flüsse, soweit dieselben Ebbe und Flut haben, 535 Meilen, also im ganzen 1336 Meilen.

Nach denselben officiellen Actenstücken ergibt der Flächeninhalt von Massachusetts 7800 Quadratmeilen; die Küstenlänge dieses Staats beträgt aber im ganzen nur 764 Meilen, wovon 435 Meilen auf die Hauptküsten, die Meerengen und Buchten, 259 auf Inseln und 70 auf Flüsse mit Ebbe und Flut kommen. Wenn wir den Potomac und seine Nebenflüsse, den untern Susquehanna, die tiefen und zahlreichen Ströme der Chesapeakebai betrachten, so können wir nicht leugnen, daß die commerziellen Vorzüge Marylands vor denen von Massachusetts in der That sehr bedeutend sind. Die Meeresküste von Maryland ist der Schiffahrt günstig; die Chesapeakebai aber, welche zu den größten und schönsten Seebuchten der Welt gehört und reich an schiffbaren Landungsplätzen und Einfahrten ist, bespült zu drei Viertheilen ihrer Länge diesen Staat. Vergleichen wir nun dieses tiefe, ruhige und geschützte Bassin, welches fast ganz und gar ein großer, prachtvoller Hafen ist, mit den felsigen, sturm- und meergepeitschten Ufern von Massachusetts, so muß sich die Wagschale entschieden zu Gunsten Marylands neigen.

Nach dem letzten Census kamen in Maryland vom 1. Juni 1859 bis zum 31. Mai 1860 7370 Sterbefälle vor, in Massachusetts dagegen während derselben Zeit 21303. Hieraus folgt, daß das Verhältniß der Todesfälle zu der Zahl der Lebenden in Maryland wie 1 zu 92, und in Massachusetts wie 1 zu 57 steht, daß also in Maryland 1,09, in Massachusetts aber 1,76 Proc. sterben. Die Angabe der Sterblichkeit in Massachusetts finden wir noch bestätigt durch den officiellen Bericht, den der Staatssecretär dieses Staats der Legislatur desselben vorlegte.

Nach den obigen, auf glaubwürdige, officielle Berichte gestützten Angaben übertrifft also Maryland hinsichtlich des Flächeninhalts Massachusetts um 43 Proc., hinsichtlich

der Küstenlinie aber um mehr als ein Drittheil. Was das Klima betrifft, so haben wir ebenfalls gesehen, daß Maryland bei weitem gesunder ist als Massachusetts. Hierin liegt aber ein doppelter, natürlicher Vortheil für Maryland; denn einerseits sollten wegen der nicht so häufigen Todesfälle daselbst die Einwohnerzahl und der Wohlstand steigen, andererseits Kapital und Einwanderer dorthin gezogen werden. Ein milderes und heilsameres Klima gönnt Maryland längere Zeiträume zum Bestellen des Ackers, zum Säen und Einheimsen der Früchte; eine freundlichere Sonne begünstigt das Erzielen der verschiedensten Producte, namentlich aber die Viehzucht, und ein kürzerer Winter läßt an Heizungsmaterial sparen, die Wasserkraft mehr benutzen und Kanäle und Flüsse für die Schiffahrt länger offen stehen. Die für Cultur besonders passende Bodenfläche ist in Maryland über das Doppelte größer als in Massachusetts, der Boden selbst ist dort fruchtbarer, und die Eisen- und Kohlenbergwerke sind daselbst reich und unerschöpflich; Massachusetts besitzt dagegen wenig oder gar keine Kohlen und nur sehr mittelmäßige Eisengruben. Bedenken wir nun, daß Kohlen und Eisen die großen Vehikel des modernen Fortschritts sind, und zur Machtentfaltung der Nationen wesentlich beitragen, so hat Maryland in dieser Beziehung einen unschätzbaren Vortheil vor Massachusetts voraus; ebenso verhält es sich hinsichtlich der Wasserkraft.

Nachdem wir so gesehen haben, daß die natürlichen Vortheile Marylands viel größer sind als die von Massachusetts, können wir mit Erfolg die Entwickelungsresultate beider Staaten miteinander vergleichen.

Die Bevölkerung von Maryland betrug, wie wir sahen, im Jahre 1790 319728 Einwohner, im Jahre 1860 687049 Einwohner; der Zuwachs an Bevölkerung war also 367321. Massachusetts zählte im Jahre 1790 378717 Einwohner, im Jahre 1860 aber 1,231066 Einwohner, was einen Zuwachs von 852344 Einwohnern ausmacht. Der Unterschied des Zuwachses beträgt zu Gunsten von Massachusetts 485049 Einwohner; ebenso übertrifft dasselbe Maryland im Jahre 1790 an Einwohnern um 58989, im Jahre 1860 dagegen um 544032. Dies Resultat ist staunenswerth in Anbetracht des viel größern Flächeninhalts und aller natürlichen Vortheile von Maryland. Im Jahre 1790 kamen in Maryland auf die Quadratmeile 28 (28,74), im Jahre 1860 aber 61 (61,76) Einwohner; Massachusetts zählte dagegen im Jahre 1790 auf die Quadratmeile 48 (48,55), und im Jahre 1860 sogar 157 (157,82) Einwohner. So wohnten im Jahre 1790 in Massachusetts 20, im Jahre 1860 jedoch 96 Menschen mehr auf der Quadratmeile, als dies in Maryland der Fall war. Denken wir uns aber den Flächeninhalt von beiden Staaten vertauscht, so würde Massachusetts mit seiner Quadratmeilenbevölkerung von 1860 und dem Flächeninhalte von Maryland im Jahre 1860 eine Einwohnerzahl von 1,755589 erreicht haben; Maryland aber würde mit seiner Quadratmeilenbevölkerung von 1860 und dem Flächeninhalte von Massachusetts, mit seiner Einwohnerzahl im Jahre 1860 auf 481728 herabgesunken sein, sodaß es in diesem Jahre unter solchen Verhältnissen von Massachusetts hinsichtlich der Einwohnerzahl durch ein Plus von 1,273861 Einwohnern übertroffen worden wäre.

Nach dem Census von 1790 war Massachusetts hinsichtlich der Bevölkerung der vierte von den damaligen Unionsstaaten, und Maryland der sechste; im Jahre 1860 aber war Massachusetts der siebente und Maryland der neunzehnte; und wenn die sämmtlichen Staaten der Union von 1860—70 in demselben Verhältniß an Bevölkerung zunehmen wie von 1850—60, so wird Maryland unter ihnen nur die fünfundzwanzigste Stelle einnehmen.

Alle diese auf die Bevölkerung Bezug nehmenden Thatsachen beweisen schlagend, daß Maryland in diesem Punkte unter den Wirkungen der Sklaverei litt, und doch besteht hierin nur eins jener traurigen Opfer, die dieser Staat brachte, um dies Institut

aufrecht zu erhalten. Was Reichthum, allgemeinen Wohlstand, Macht und geistigen Fortschritt anlangt, so wird dies betrübende Resultat noch mehr hervortreten.

Wir sahen bereits, daß Maryland für das Gedeihen und Emporblühen von Fabriken und Manufacturen weit mehr natürliche Vortheile besitzt als Massachusetts. Dazu kommt aber, daß ihm durch seine mehr centrale Lage der Handel mit der ganzen Union viel mehr erleichtert ist als Massachusetts. Die Hauptstadt Baltimore liegt dem Süden, dem Hauptstapelplatze des Baumwollhandels und dem großen Westen näher als Boston. Neuorleans, der Ohio bei Pittsburg und Cincinnati, der Mississippi bei St.-Louis und die Seen bei Cleveland, Toledo und Chicago sind von Maryland um einige hundert Meilen leichter zu erreichen als von Massachusetts. In der That, wäre die Sklaverei nicht gewesen, Maryland müßte durch Handel und Manufacturen viel blühender sein als Massachusetts; was aber Ackerbau und Viehzucht betrifft, so hätte es sich hierin vornehmlich hervorthun müssen.

Massachusetts trat eigentlich erst infolge des Tarifs von 1824 in die Reihe der *manufacturtreibenden* Staaten. Es hatte diesem Zollgesetze und der ganzen Schutzzollpolitik in den Jahren 1820 und 1824 opponirt und durch seinen berühmten Repräsentanten Daniel Webster alle hierher einschlagenden Gesetzesvorlagen als unconstitutionell bekämpft. Von 1790—1820 war Massachusetts ein Handelsstaat, aber kein Manufacturstaat; und doch stieg seine Bevölkerung in diesem Zeitraume um 144442 Einwohner, während Marylands Einwohnerzahl in derselben Zeit sich nur um 87622 vergrößerte. Uebrigens hatte Massachusetts als Handelsstaat durch das Embargo und den englischen Krieg, die beide während dieser Zeitperiode stattfanden, mehr als irgendein anderer Staat der Union zu leiden.

Es ist hiernach klar, daß die Anklage der Führer der Secessionsbewegung, welche stets behaupten, der Norden der Union prosperire eigentlich infolge des Tarifs nur auf Kosten des Südens, in keiner Weise auf den Fortschritt von Massachusetts und Maryland ihre Anwendung finden kann, weil der erstgenannte Staat den letztgenannten schon 30 Jahre vor Annahme der Schutzzollpolitik überflügelte. Außerdem aber steht diese Anklage des Südens gegen den Norden nur auf schwachen Füßen; auch führt ein Vergleich des relativen Fortschritts sämmtlicher freien und sämmtlicher Sklavenstaaten während derselben Zeitperiode zu demselben Resultat, wie der Vergleich von Massachusetts mit Maryland.

Wir sahen, daß die acht freien Staaten: Massachusetts (mit Einschluß von Maine), Rhode-Island, Connecticut, Neuhampshire, Vermont, Neuyork, Neujersey und Pennsylvanien, im Jahre 1790 die acht Sklavenstaaten: Delaware, Maryland, Virginien, Nord- und Südcarolina, Georgien, Tennessee und Kentucky, hinsichtlich der Bevölkerung um 7083 Einwohner übertrafen, und daß diese Mehrzahl im Jahre 1860 sogar auf 3,179484 stieg. Der positive Vorsprung der genannten freien Staaten über die genannten Sklavenstaaten war also im Jahre 1860 in Hinsicht auf die Einwohnerzahl 3,172401; und doch waren jene an Flächeninhalt um mehr als zwei Drittheile kleiner als diese. Auch darf hierbei nicht vergessen werden, daß jene freien Staaten nach dem officiellen Zeugniß des Consuls hinsichtlich der Fruchtbarkeit des Bodens und der Gesundheit des Klimas weit zurückstehen gegen die Sklavenstaaten, und daß die Küstenlinie dieser 6560 Meilen, die Küstenlinie jener aber nur 4480 Meilen beträgt.

Es tritt uns also nach den festgestellten Thatsachen wiederum das unabänderliche Gesetz entgegen, daß, gleichgültig, ob wir alle Sklavenstaaten mit allen freien Staaten, oder einzelne der erstern mit einzelnen der letztern vergleichen, die Sklaverei für die geistige und materielle Entwickelung eines Staats ein entschiedener Hemmschuh ist. Namentlich zeigen sich auch die Wirkungen dieses Gesetzes in der Geschichte von Maryland und Massachusetts.

Die ersten Colonisten Marylands zeichneten sich durch Erziehung, Intelligenz und allgemeine Bildung vor den meisten Colonisten anderer Staaten vortheilhaft aus. Ihr Führer, Lord Baltimore, war ein Menschenfreund und Staatsmann und seine Colonie, der er eine freie, repräsentative Verfassung gab, war die erste, welche die verderbliche Lehre von der Volksbesteuerung ohne Volksrepräsentation bekämpfte, und die erste, welche Duldsamkeit in religiöser Beziehung bei sich einführte. Während Maryland bedeutende Staatsmänner, tüchtige Soldaten und fähige Juristen hervorbrachte, sank seine Macht und seine Bevölkerung doch durch die Sklaverei vergleichsweise von Stufe zu Stufe.

Die Gründer der Colonie Massachusetts waren ernste und opfermüthige Männer, die schon einen gewissen republikanischen Freiheitssinn von Europa nach Amerika mitbrachten, wir nennen hier unter vielen andern nur: den kühnen Roger Conant, den energischen John White und den edeln Henry Vane. Unglücksfälle und Beschwerlichkeiten aller Art, namentlich die Rauheit des Klimas und die Unwirthbarkeit des Landes, entmuthigten keineswegs die Ansiedler, sondern stählten sie vielmehr in ihren Mühen und Arbeiten. Die Colonialversammlung traf ebenfalls Anstalten zur Abwehr willkürlicher Ausschreibungen von Zollgebühren, indem sie diesen Theil der Verwaltung an die Abgeordneten des Volks übertrug und zu dem Ende eine Repräsentativverfassung ins Leben rief. Schon im Jahre 1780 hob Massachusetts die Sklaverei auf und sicherte dadurch für alle Zukunft seine Freiheit und seinen Wohlstand, die von Jahr zu Jahr die schönsten Früchte trugen.

So geschah es denn, daß Maryland, dessen Bevölkerung auf die Quadratmeile unter den Sklavenstaaten von 1790—1860 am schnellsten zugenommen hatte, hinsichtlich der Population sich durchaus nicht messen konnte mit Massachusetts, dessen Bevölkerungszunahme mit der der andern freien Staaten verglichen noch durchaus keine schnelle genannt werden darf.

Der Census von 1860 weist nach, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von 1790—1860 um 35,59 Proc., der Reichthum aber um 126,45 Proc. gestiegen war. Darauf hin behauptet nun Robert J. Walker, der hiervon ohne allen Zweifel ein competentes Urtheil hat, daß, wenn der Reichthum der Vereinigten Staaten, welcher nach dem Census von 1860 in 16159,616068 Doll. bestand, in den nächsten zehn Jahren (von 1860 an gerechnet) nur um ein Zehntheil zunehmen würde, derselbe bei dem allmählichen Hinschwinden der Sklaverei im Jahre 1770, statt 36593,450585 Doll., mehr als 1600 Mill. größer sein dürfte, ja, daß der Reichthum der Union im Jahre 1880, anstatt in 82865,868849 Doll. zu bestehen, um mehr als 3600,000000 Doll. diese Summe übertreffen würde. Nehmen wir nun an, daß die Rechnung Walker's auch nur annähernd richtig ist, so dürfte die Nationalschuld der Union, die nach dem officiellen Bericht des Schatzsecretärs am 30. Oct. 1865 noch 2740,859758 Doll. 86 C. betrug, keine zu große Last für die Vereinigten Staaten sein.*)

*) Wir sahen, daß nach dem Censusreport für 1860, redigirt von Kennedy, dem Superintendenten des Censusbureau, die Bevölkerung der Vereinigten Staaten circa 31½ Millionen betrug. Superintendent Kennedy nimmt an, daß der jährliche Bevölkerungszuwachs auf 3 Proc. festzustellen sei, und gibt dann folgende Tabelle:

| Jahr. | Bevölkerung. |
|---|---|
| 1870 | 42,328432 |
| 1880 | 56,450241 |
| 1890 | 77,266989 |
| 1900 | 100,355802. |

Nehmen wir nun als richtig an, was neuere Nationalökonomen, wie Carey, Mac Culloch, Perchet und andere nachweisen, daß, während sich die Bevölkerung verdoppelt, die Production sich vervierfacht, so gehen die Vereinigten Staaten sicher einer glänzenden Zukunft entgegen. Bemerkens-

Es wird sich später zeigen, daß, nach der Kopfzahl der Einwohner beider Staaten gerechnet, Massachusetts an Werth der jährlichen Producte Maryland um mehr als 150 Doll. übertrifft. Ein Vergleich mit den andern südlichen Staaten würde diese Differenz nur noch größer erscheinen lassen. Es unterliegt nunmehr wol für jeden Denkenden keinem Zweifel, daß durch die Abschaffung der Sklaverei die Sklavenstaaten unter allen Umständen gewinnen müssen, daß die großen Plantagen auf die Dauer nicht bestehen können, und daß sich in nicht zu ferner Zeit auch in dem Süden der Union die Superiorität der freien Arbeit über die Sklavenarbeit glänzend bewähren wird.

Nachdem wir Massachusetts und Maryland hinsichtlich ihrer Population und der hiermit in Verbindung stehenden Verhältnisse näher betrachtet haben, wollen wir noch den Wohlstand und Reichthum beider Staaten genauer ins Auge fassen.

Nach dem Census von 1860 betrug der Werth der Producte von Massachusetts in diesem Jahre, in runder Summe ausgedrückt, 287,000000 Doll.; der Werth der Producte von Maryland aber war, ebenfalls in runder Summe, 66,000000 Doll. Die 33. Tabelle umfaßt die Producte der Manufacturen, des Bergbaues und der Fischereien, und die 36. Tabelle gibt die Agriculturproducte an. Theilen wir nun die genannten Summen durch die Totalbevölkerung der beiden Staaten, so kommen in Massachusetts von dem Werth der Producte des Jahres 1860 auf den Kopf 233 Doll., in Maryland aber nur 96 Doll. Hieraus folgt, daß der durchschnittliche Jahreswerth der Arbeit einer jeden Person in dem erstgenannten Staate weit über das Doppelte größer ist, als in dem letztgenannten, der Totalwerth der Producte aber von Massachusetts den von Maryland um mehr als das Vierfache übertrifft. Dies ist ein überraschendes Resultat, und doch wird es von den Thatsachen noch übertroffen. Die Verdienste des Handels und der Schiffahrt sind, wie gesagt, in dem officiellen Census, welcher die Producte des Ackerbaues, der Manufacturen, des Bergbaues und der Fischereien enthält, nicht aufgeführt. Möglicherweise tragen die Urheber der Secession die Schuld dieser beklagenswerthen Lücke; denn es lag in ihrem Interesse, den officiellen Census mehr oder weniger auf eine trockene Angabe der Population zu beschränken und alle andern großen, zehnjährigen Marksteine zu vernichten, die den Fortschritt der Cultur auf dem Siegesmarsche der Union kennzeichnen.

Die uns erhaltenen officiellen Angaben über Handel und Schiffahrt im Jahre 1860 sind folgende:

Die Totallänge der Eisenbahnen in Massachusetts im Jahre 1860 betrug mit Ein-

---

werth ist der Nachweis Kennedy's, daß rücksichtlich der Gesammtzahl der Neger, die 1860 4,435709 betrug, der Procentsatz von zehn zu zehn Jahren sich ebenso vermindert hat, wie der Procentsatz der weißen Bevölkerung gestiegen ist; namentlich zeigt sich diese Verminderung des Procentsatzes auffallend bei den freien Negern.

Nach dem am 4. Dec. 1865 abgefaßten Bericht des Schatzsecretärs Hugh Mac Culloch, welcher dem Congreß vorgelegt ward, betrug die Schuld der Vereinigten Staaten am 31. Oct. 1865 2808,549437 Doll. 55 C. Dabei sind aber auch alle Schulden, die schwebenden wie die consolidirten, die Bonds wie das Papiergeld der Vereinigten Staaten mit eingeschlossen, und der Schatzsecretär nimmt an, daß nach Hinzufügung der für Ansprüche (claims) verschiedener Art schuldigen, aber noch nicht festgestellten Summen die Totalschuld der Vereinigten Staaten am Ende des laufenden Fiscaljahres 3000 Mill. Doll. vorweisen werde.

Der Schatzsecretär stellt sodann nach dem niedrigen Procensatze eine Berechnung der Fortschritte des nationalen Reichthums der Vereinigten Staaten an, dessen Producte die Steuerkraft der Nation bestimmen. Die Zahlen, die dabei zum Vorschein kommen, sind kolossal; ohne auf die Details einzugehen, wollen wir nur bemerken, daß nach der Berechnung von Mac Culloch der Gesammtwerth des Nationalvermögens der Vereinigten Staaten im Jahre 1880 sich ohne allen Zweifel auf 62000 Mill. Doll. belaufen wird.

schluß der Stadteisenbahnen eine Strecke von 1340 Meilen, deren Kosten sich auf 61,857203 Doll. beliefen. Der Frachtwerth dieser Bahnen ist durch den Census von 1860 mit 500,524201 Doll. angegeben. In Maryland waren in demselben Jahre nur 380 Meilen Eisenbahn in Betrieb, deren Bau und Ausstattung 21,387157 Doll. gekostet hatten und die nach einer Durchschnittsrechnung an Fracht 141,111318 Doll. einbrachten. Es geht hieraus hervor, daß der durch die Eisenbahnen an Fracht erzielte Gewinn zu Gunsten von Massachusetts 359,412883 Doll. abwarf. Die Einnahme an Passagiergeld, welche der Census von 1860 nicht angibt, würden diese Zahl ohne Zweifel noch erhöht haben. Was übrigens das Eisenbahnnetz der ganzen Union betrifft, so können nur fünf Staaten eine Bahnlänge von über 2000 Meilen aufweisen, nämlich Pennsylvanien, Ohio, Illinois, Newyork und Indiana; und alle diese Staaten sind freie Staaten.

Der Tonnengehalt der in Massachusetts gebauten Schiffe und Seefahrzeuge betrug nach dem Census von 1860 33460 Tonnen; während Maryland in dieser Hinsicht nur 7798 Tonnen aufweisen konnte.

Die Zahl der Banken war 1860 in Massachusetts 174, mit 64,519200 Doll. Kapital und 107,417323 Doll. Anlehen. In Maryland gab es 31 Banken, mit 12,568962 Doll. Kapital und 20,898762 Doll. Anlehen.

Nach dem Census von 1860 hatte Massachusetts in diesem Jahre 117 Versicherungsgesellschaften mit einer Versicherungssumme von 450,896263 Doll.; Maryland kann, obschon der Census dafür kein officielles Zeugniß ablegt, in diesem Punkte durchaus nicht mit Massachusetts concurriren, da von der Totalversicherungssumme in der ganzen Union nahezu ein Sechstheil auf den letztgenannten Staat fällt.

Nach officiellen Berichten betrugen die Exporten von Massachusetts für das am 30. Juni 1860 endende Fiscaljahr 17,003277 Doll.; die fremde Einfuhr war aber 41,187539 Doll. werth. Der Totalwerth der Aus- und Einfuhr war mithin 58,190816 Doll. Die Klarirungen beliefen sich auf 746909 Tonnen, die Zolldeclarationen auf 849449 Tonnen; woraus sich eine Totalsumme von 1,596458 Tonnen ergibt. In Maryland betrugen die Exporten 9,001600 Doll., die fremde Einfuhr brachte 9,784773 Doll.; der Totalwerth von Ein- und Ausfuhr war mithin 18,786323 Doll. Die Klarirungen beliefen sich auf 174000 Tonnen, die Zolldeclarationen aber auf 186417 Tonnen; was eine Totalsumme von 360417 Tonnen ausmacht. So stellte sich heraus, daß die fremdländischen Importe und die heimischen Exporte von Massachusetts um mehr als das Dreifache größer sind als die von Maryland, die Klarirungen und Zolldeclarationen aber um mehr als das Vierfache. Leider sind keine officiellen Ausweise über den Küsten- und Binnenhandel vorhanden, obschon Robert J. Walker, als er Finanzminister war, solche zu geben empfohlen hatte; allein die Tabellen über den Eisenbahnverkehr deuten zur Genüge an, daß Massachusetts auch hier seine Superiorität in hohem Grade bewahrte.

Die genannten statistischen Thatsachen beweisen aber, daß, wenn der durch Handel und Schiffahrt erzielte Gewinn mitberechnet wäre, der jährliche Productivwerth von Massachusetts auf den Kopf wenigstens 300 Doll., d. h. dreimal so hoch wie der von Maryland sein würde.

Der öffentliche Census (Tabelle 35) lehrt uns, daß im Jahre 1860 der Totalwerth alles beweglichen und unbeweglichen Eigenthums in Massachusetts 815,237433 Doll., in Maryland aber 376,919944 Doll. betrug. Auch sahen wir, daß der Productenwerth jenes Jahres, den Handels- und Schiffahrtsgewinn nicht eingerechnet, für Massachusetts 287 Mill. Doll. und für Maryland 66 Mill. Doll. ergab. Hieraus folgt nun unwiderleglich, daß der Kapitalgewinn von Massachusetts 35 Proc. und der von

Maryland 17 Proc. war, oder mit andern Worten, daß die Producte der freien Arbeit sich zu den Producten der Sklavenarbeit wenigens wie 2 zu 1 verhalten. Wir finden dasselbe Gesetz, wenn wir alle freien Staaten mit allen Sklavenstaaten vergleichen, nur tritt es uns dann in noch eclatanterer Weise vor die Augen. So waren z. B. von allen übrigen Sklavenstaaten allein Delaware und Missouri, letzteres bekanntlich seit Januar 1865 ein freier Staat, hinsichtlich der genannten Ertragswerthe Maryland voraus, weil beide verhältnißmäßig weniger Sklaven besaßen; die andern Sklavenstaaten aber, welche Maryland verhältnißmäßig an Sklavenbevölkerung übertrafen, blieben noch weit hinter demselben zurück. Das genannte Gesetz erstreckt sich selbst auf die Counties, indem diejenigen, welche die relativ geringste Sklavenbevölkerung haben, an Reichthum und Population die schnellsten Fortschritte machen. Was erhalten demnach hinsichtlich der Erwerbs- und Populationskraft folgende maßgebende Formel: die erste Stufe nehmen die freien Staaten ein; die nächsthöchste die Staaten und Counties, welche die verhältnißmäßig geringste Sklavenbevölkerung aufzuweisen haben; die niedrigste Stufe bleibt dagegen den Staaten und Counties, welche sich der reichsten Sklavenbevölkerung erfreuen. Der officielle Census ist also gleichsam ein thatsächlicher Protest gegen die Sklaverei und seine Tabellen proclamiren Gesetze von unumstößlicher Wahrheit.

Seit 70 Jahren besitzen die Vereinigten Staaten jene Censustafeln, welche von zehn zu zehn Jahren erschienen als authentische Documente des Fortschritts und der Entwickelung der Nation und untrügliche Orakel ihrer Zukunft. Sie sind verlaßliche Prophezeiungen, denn jede folgende Dekade erfüllt die Vorhersagungen der vorangegangenen. Sie stellen nicht durch Menschenkunst und Menschenweisheit ersonnene Gesetze auf, sondern fixiren in unbestreitbarer Weise die unabänderlichen Regeln der Natur und der Vernunft. Kein Volk darf aber diesen Regeln und Gesetzen ungestraft den Gehorsam versagen. Jeder Verletzung derselben folgt die Strafe auf dem Fuße; denn eine gröbliche Nichtachtung der Natur- und Vernunftgesetze rächt sich zu allen Zeiten. Diese Gesetze verdammen aber die Sklaverei. Sklaverei und Freiheit sind antagonistische und unversöhnliche Elemente; der Conflict zwischen ihnen beiden bestand schon lange in der Union; er muß jetzt gelöst werden und zwar ohne alles und jedes falsche Compromiß. Sklaverei und Freiheit können zusammen nicht in Frieden bestehen, das hat die Geschichte des Secessionskampfes in blutigen Zügen festgestellt; das eine oder das andere System muß untergehen.

Wir haben gesehen, daß das Institut der Sklaverei dem Fortschritt des Reichthums und der Population feindlich war; es bleibt uns nun noch übrig, seinen Einfluß auf die moralische und intellectuelle Entwickelung des Menschen zu untersuchen.

Die 15. Tabelle des Census von 1860 stellt in dieser Beziehung Folgendes als Resultat für dieses Jahr hin: In Massachusetts war der Werth der gedruckten Bücher 397500 Doll., der Drucksachen aus den Kleindruckereien (jobs) 529347 Doll.; der Zeitungsblätter 1,979069 Doll.; woraus sich als Totalwerth die Summe von 2,905916 Doll. ergibt. In Maryland wurden in demselben Jahre für 58000 Doll. Bücher gedruckt; die Kleindruckereien oder Jobarbeiten ergaben 122800 Doll., die Zeitungsblätter aber sogar nur 169355 Doll. Die Totalsumme für Druckarbeiten war mithin in Maryland 350155 Doll. Die 37. Tabelle des Census von 1860 weist nach, daß Massachusetts in jenem Jahre 222 Zeitungen und Zeitschriften besaß, von denen 112 einen mehr politischen, 31 einen mehr religiösen, 51 einen mehr wissenschaftlichen und 28 einen gemischten Inhalt hatten. Maryland hatte zu derselben Zeit nur 57 Zeitungen, die sämmtlich einen politischen Charakter trugen. Die ganze Anzahl der Exemplare von den im Jahre 1860 in Massachusetts erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften belief sich auf 102,000760; in Maryland auf 20,721472. Monatliche Zeitschriften besaß Massa-

chusetts: 1 politische, 10 religiöse, 18 wissenschaftliche, 7 gemischten Inhalts; vierteljährliche Zeitschriften dagegen: 3 religiöse, 2 wissenschaftliche und 1 gemischten Inhalts; jährliche Zeitschriften gab es nur 1. Maryland besaß von diesem allem gar nichts. Es gab dort nicht ein einziges Journal religiösen oder wissenschaftlichen oder gemischten Inhalts in dem ganzen Staate. Welche traurigen Wahrheiten werden so durch die officiellen statistischen Berichte enthüllt! Nur eine politische Parteipresse fand sich im Jahre 1860 in Maryland, um für die Erhaltung, Ausdehnung und Verewigung der Sklaverei zu kämpfen; dies Institut hatte 57 Organe zu seiner Vertheidigung; die Wissenschaften, die Religion und die Literatur, sie alle zusammen besaßen kein einziges.

Der Census zeigte uns, daß im Jahre 1860 die Circulation der Presse in Massachusetts um mehr als 81 Mill. Exemplare die von Maryland übertraf. Alle diese Thatsachen liefern einen vollgültigen Beweis, daß die Sklaverei in unversöhnlicher Feindschaft steht mit den Kenntnissen und der allseitigen Verbreitung derselben, mit der Wissenschaft, der Literatur, der Religion, der Presse, kurz mit dem ganzen geistigen Leben eines freien Landes.

Was Schulen, höhere Bildungsanstalten (colleges), Bibliotheken und Kirchen anlangt, so müssen wir die Censustabellen von 1850 unserer Betrachtung zu Grunde legen, weil die von 1860 — unserm Wissen nach — noch nicht officiell publicirt sind. Demnach gab es im Jahre 1850 in Massachusetts 3679 öffentliche Schulen, 4443 Lehrer und 176475 Zöglinge; von den erwachsenen Eingeborenen konnten 1861 nicht schreiben oder lesen. In Maryland gab es zu derselben Zeit 907 öffentliche Schulen, 1005 Lehrer und 33254 Zöglinge; von den erwachsenen Eingeborenen konnten 38426 nicht schreiben oder lesen; natürlich sind die Sklaven in diese Zahl nicht miteingerechnet, da der Unterricht derselben mit Criminalstrafen bedroht war. Zu einer Zeit scheint sich übrigens in mehreren Sklavenstaaten die Meinung verbreitet zu haben, daß die Sklaven frei würden, sobald man sie taufen lasse. Maryland erließ daher ein besonderes Gesetz, worin es hieß, daß kein Neger durch das heilige Sakrament der Taufe in Freiheit gesetzt werde oder dadurch ein Recht auf Freilassung erhalte, und daß alle bestehenden Gesetze und Gewohnheiten, die das etwa vorgeschriebene haben möchten, ungültig sein sollten. (Vgl. Gesetz von 1717, Kap. 44, §. 23.)

Es ist nach dem Vorstehenden eine unumstößliche Thatsache, daß die Sklaverei dem Schul- und Unterrichtswesen in jeder Beziehung abhold ist, daß sie namentlich aber der Bildung der Armen nicht den geringsten Vorschub leistet.

Oeffentliche Bibliotheken gab es 1850 in Massachusetts 1462 mit 684015 Bänden, in Maryland 124 mit 125042 Bänden. Der Werth der Kirchen war im genannten Jahre in Massachusetts 10,206000 Doll., in Maryland dagegen nur 3,947884 Doll., wovon 2,541240 Doll. auf Baltimore kamen, wo nur wenige Sklaven lebten.

So steht es fest, daß hinsichtlich der Anzahl von Schulen, höhern Unterrichtsanstalten Büchern, Bibliotheken, Kirchen, Zeitungen und Zeitschriften, Maryland gegen Massachusetts sehr weit zurücksteht.

Zum Schlusse mag hier ein kurzer Vergleich des loyalen und unionstreuen Maryland mit dem rebellischen Südcarolina seinen Platz finden, mit jenem Brutneste der Secession, welches sich viele Jahre lang übermüthig die Rolle eines nationalen Lehrers und Leiters anmaßte. Nach dem Census von 1860 hatte Südcarolina eine Gesammtbevölkerung von 703708 Seelen, wovon 402406 Sklaven waren; Maryland hatte dagegen, wie wir gesehen haben, 687049 Einwohner, mit Einschluß der Sklaven, deren Zahl sich auf 87189 belief. An Zeitungen und Zeitschriften besaß Südcarolina in dem genannten Jahre nach Angabe des Census 45; die jährliche Circulation derselben bestand in 3,654840 Exemplaren. Demnach zählte Maryland 298558 freie Einwohner mehr als Südcaro-

lina, obschon letzteres 13876 Quadratmeilen größer ist. Was aber die Circulation der Zeitungen und Journale betrifft, so circulirten in Massachusetts 98 Mill. Exemplare mehr als in Südcarolina, und in Maryland 17 Mill. Exemplare. Und doch wollte Südcarolina so gern der politische Lehrer der übrigen Unionsstaaten sein. An öffentlichen Schulen zählte dieser stolzeste aller südlichen Staaten im Jahre 1850 nur 724, an Lehrern 739, an Zöglingen 17838. Danach hatten denn in jenem Jahre Massachusetts und Maryland in ihren öffentlichen Schulen, ersteres 158637 und letzteres 15416 Zöglinge mehr als das berühmte Südcarolina.

Die Zeitungspresse (mit Einschluß der Journale) hatte im Jahre 1860, wie wir sahen, in Massachusetts eine Circulation von über 102 Mill. Exemplaren. Es kommen mithin auf den Tag etwa 279454 Exemplare, wovon jedes im Durchschnitte von wenigstens zwei Personen gelesen wird. Hierbei sind die Bücher und Pamphlete nicht in Anschlag gebracht, sowie die sehr bedeutende Circulation von Zeitungen, welche von andern Staaten und von Europa in Massachusetts gelesen werden. So verbreitet hier die geistige Bildung durch die Presse ihre Segnungen unter arm und reich, in Hütten und Palästen.

Die Dauer unsers Lebens mag durch die Zauberkraft des wissenschaftlichen Fortschritts nicht verlängert sein und auch niemals verlängert werden können; aber für die Weiterentwickelung und die Ausbreitung der Kenntnisse in jeglichem Zweige des Wissens bedeutet in der Gegenwart ein Jahr so viel wie ein halbes Jahrhundert zu den Zeiten des Mittelalters. Das Ringen des Geistes nach den höchsten Zielen der Erkenntniß schreitet vorwärts; aber es gleicht der unendlichen Annäherung der Asymptote, die niemals die Hyperbel berührt. Das Vorrücken der Wissenschaft gehorcht den Gesetzen einer geometrischen Progression, sodaß der intellectuelle Fortschritt von einem Tage in der Zukunft dereinst den Fortschritt von einem Jahrhundert in der Vergangenheit übertreffen muß.

Die Erkenntniß und das Wissen, welche große Wahrheiten und neue Ideen zu Tage fördern, sind die wahrhaft herrschenden Mächte der Zeit. Wie die Wissenschaft die Schnelligkeit des Lichts mißt und mit dem Sonnenstrahl als Griffel uns das Antlitz des Menschen und die Schönheit der Erde im Bilde wiedergibt, so sucht sie auch die geheimsten Gesetze der politischen Entwickelungsphasen und socialen Umwälzungen der Völker zu erforschen und, den Lehren der Geschichte und den urewigen Regeln der Natur und der Vernunft folgend, in kräftigen und festen Zügen die staatlichen Formen zu verwirklichen, welche den Nationen das so schwer zu erringende Recht der Selbstbestimmung wahren helfen.

Der rastlosen Geistesarbeit werden auf keinem Gebiete die Erfolge fehlen. Nicht mit Unrecht sagt der Dichter von demjenigen, welcher langsam, aber mit nie ermattendem Eifer für das Wohl des Ganzen sinnt und schafft, daß er

> Zu dem Bau der Ewigkeiten
> Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
> Doch von der großen Schuld der Zeiten
> Minuten, Tage, Jahre streicht.

Die auf geistige Bildung basirte freie Arbeit von Massachusetts verdoppelte, wie wir gesehen haben, mit der von Maryland verglichen, ihre Producte, und vervierfachte sie beinahe, wie der officielle Census es bewies, wenn wir sie mit der von Südcarolina zusammenstellen. Hieraus folgt, daß in Massachusetts ein Mann sich an einem Tage so viel erarbeiten kann wie in Maryland an zwei und in Südcarolina an vier Tagen. Oder wenn wir die wilden Stämme der Indianer nehmen, mit ihren Hütten und Zelten, ihrem mangelhaften Ackerbau, ihrem geringen und einfachen Haushalt, ihren Jagd- und Fischereiapparaten, so würde doch der durchschnittliche Werth ihrer Jahresarbeit, zu 4 C.

den Tag gerechnet, auf den Kopf für das Jahr 14 Doll. 60 C., oder fast ein Viertel des Durchschnittswerths der jährlichen Arbeit in Südcarolina ausmachen; denn dieser betrug dort nur per Kopf die Summe von 66 Doll. Hinsichtlich des materiellen Fortschritts ist also der freie Staat Massachusetts dem sklavenhaltenden Südcarolina ziemlich ebenso weit voraus, wie dieser letztgenannte Staat den wilden Indianern, und wir erhalten gewissermaßen drei Stufen oder Grade der socialen Entwickelung: 1) Massachusetts, mit seinen freien Arbeitern und freien Schulen, nähert sich dem höchsten Grade der Civilisation; 2) Südcarolina, mit seiner Sklaverei und Unwissenheit (die wenigen privilegirten Ausnahmen nicht gerechnet), nimmt einen halbbarbarischen Bildungsstandpunkt ein; 3) die Indianer, mit ihren wenig oder gar nicht civilisirten Sitten und Gebräuchen, stehen auf der niedrigsten Stufe der Cultur.

So ist die Sklaverei, wie der Census es mit mathematischer Gewißheit beweist, feindlich den Segnungen des Reichthums, der productiven Arbeitskraft, dem Fortschritt in der Population, den Wissenschaften, der Literatur, der Erziehung, den Schulen, den Bibliotheken, der Religion und Moral, der Presse und der Lehrfreiheit, kurz, allen Wohlthaten einer freien Staatseinrichtung; sie ist feindlich den Armen, denn sie überläßt sie dem Mangel und der Unwissenheit; sie ist feindlich den Arbeitern, denn sie würdigt sie zu Sklaven herab und entzieht ihnen zwei Drittheile ihres Erwerbs; sie ist feindlich den guten Sitten und der Humanität, denn sie verweigert den Sklaven die wirklichen Ehe- und Aelternrechte, indem sie dieselben, und zwar im Namen des positiven Gesetzes, mit roher Willkür behandelt und trennt und überdies ihnen das Licht des Geistes verdunkelt und es zu einem Verbrechen stempelt, Millionen von menschlichen Wesen im Lesen und Schreiben zu unterweisen.

Uebrigens macht G. F. Kolb in seinem „Handbuch der vergleichenden Statistik" (S. 399) die zwar scharfe, aber nicht unrichtige Bemerkung: „Während man es dem Christenthum als eins seiner höchsten Verdienste anrechnet, die Sklaverei gebrochen und aufgehoben zu haben, wissen wir nicht nur aus der Geschichte, daß gerade bei den christlichen Völkern die Negersklaverei ihre Begründung fand, sondern wir haben auch das empörende Schauspiel vor Augen, daß namentlich Geistliche am eifrigsten sind in Vertheidigung und Aufrechthaltung jenes schändlichen Instituts. Nach Scherzer's Versicherung befanden sich unter den Sklavenzüchtern (in den südlichen Staaten der Union) nicht weniger als 1600 Geistliche, welche zusammen über 600000 Sklaven, also ein Fünftheil *) der Gesammtsklavenbevölkerung, als ihr Eigenthum besitzen." Es darf uns daher nicht wundern, wenn im Beginn der nordamerikanischen Rebellion ein einflußreicher Geistlicher in Charleston (Südcarolina), Dr. Smyth, in einer öffentlichen Rede erklärte: „Die Verwickelungen zwischen dem Norden und Süden der Union sind vornehmlich zu suchen in den atheistischen, rothrepublikanischen Grundsätzen der Unabhängigkeitserklärung (in that atheistic red republican doctrine of the declaration of independence). Solange diese Lehren nicht unter die Füße getreten sind (trampled under foot), kann von Frieden nicht die Rede sein."

Die Sklaverei, dieser Grundpfeiler der geistlichen und weltlichen Aristokratie der südlichen Staaten der Union, entzündete den Secessionskampf mit aller seiner Verwüstung. Allein das ist die Nemesis der Geschichte, daß die Selbstsucht, indem sie die niedrigsten Zwecke verfolgt, doch nur der guten Sache den Sieg bahnt. Die Sklaverei rief, wie gesagt, den Bürgerkrieg ins Leben, aber nur, um sich in demselben ihr Grab zu graben.

---

*) Nach dem Censusreport von 1860 besaßen die Geistlichen, wenn sie 600000 Sklaven eigneten, nicht ein Fünftheil, sondern über ein Sechstheil der gesammten Sklavenbevölkerung der Vereinigten Staaten.

Und nicht mit Unrecht sagte daher ein republikanischer Redner im 38. Congreß: „When slavery will be buried, upon its tombstone should be written, Slavery, — died of the rebellion.“ *) Der Sieg der Union über die Secession war aber nach der Logik der Weltgeschichte ein nothwendiger Sieg der Freiheit über die Knechtschaft, und die Niederlage des Südens in dem Secessionskampfe ist in Wahrheit nur ein Auferstehungsact zu einem frischern Leben. Die Begebenheiten des mächtigen Conflicts zwischen den Ideen des Nordens und des Südens der Vereinigten Staaten werden in der Geschichte fortleben, aber nur als feierliche Warnung für alle gewaltthätigen Staatsmänner und freiheitsfeindlichen Machthaber. Und wie der Unabhängigkeitskampf der 13 Republiken im vorigen Jahrhundert seinen wohlthuenden Einfluß auf Europa ausübte, so wird auch diesmal der Sieg, den die Freiheit über die Sklaverei in Nordamerika erfochten hat, nicht ohne segensreiche Rückwirkung auf die europäischen Verhältnisse bleiben. „Die Zeichen der Zeit winken“, sagt H. Th. Buckle („Geschichte der Civilisation in England“, II, 582), „von allen Seiten und wer da will, mag sie entziffern. Die feurige Schrift erscheint auf der Wand, der Spruch ist gesprochen, das alte Reich soll über den Haufen geworfen werden, die Herrschaft des Aberglaubens, die schon zerfällt, soll zusammenbrechen und in den Staub rollen.“

Der Schluß des alten Jahres hat die nordamerikanische Union von dem Alp der Sklaverei befreit und der Civilisation in den 37 Staaten (ich rechne Colorado, welches jeden Augenblick durch eine Proclamation des Präsidenten als Staat in die Union aufgenommen werden kann, schon mit) und Territorien der großen Republik für die Zukunft die Bahn des geistigen und materiellen Fortschritts geebnet.

---

# Die Kaffeehäuser und Clubs von London.

Eine Studie von Julius Rodenberg.

Zweiter Artikel.

## Die Clubs.

Es ist schwer zu sagen, wann dieser Umwandlungsproceß sich vollendete. Solche Termine lassen sich ganz genau nicht bestimmen. So viel ist gewiß, daß es keine Kaffeehäuser mehr in London gibt und daß der Name, wo er sich noch findet, etwas ganz anderes bezeichnet. Man trinkt in England keinen Kaffee mehr, obwol die Erinnerung geblieben ist. Ein Coffee-house im heutigen London ist ein Speisehaus dritten Ranges; in den Hotels zweiten Ranges bezeichnet das Coffee-room das Speisezimmer und in einem Hotel ersten Ranges das Zimmer für Frühstück und Souper. Das Coffee-room vertritt für die Fremden in dem Hotel, wo sie nur Betten haben, auch die Stelle des Wohnzimmers, in dem sie sich versammeln (zuweilen mit Pantoffeln), die Zeitungen lesen, ihre Briefe schreiben und auf Sofas oder in Sesseln ihr Nachmittagsschläfchen halten. Das sogenannte Kaffeezimmer ist in den großen Hotels ein höchst eleganter Salon, ausgestattet mit englischem Comfort und französischer Eleganz, wo man auf Teppichen wandelt und jedes Wort, das man sagt, nur flüstert; in den mittlern Hotels aber ist es wirklich noch eine Reminiscenz der alten Kaffeehäuser, eine Erbschaft der Tavernen, welche den Uebergang vom Kaffeehause zum Club vermittelten. Auch die Zahl der Tavernen in London ist im Abnehmen begriffen. „Unter diesem geheiligten Wort“, sagt ein Schriftsteller in „London Society“ (März 1866), „verstehen wir das reguläre, altmodische,

*) „Wenn die Sklaverei begraben sein wird, soll man auf ihren Grabstein schreiben: Die Sklaverei starb an der Rebellion.“

dunkelgetäfelte Zimmer, mit grünen oder rothen Gardinen, in welchem unsere Großväter, Urgroßväter und deren Urgroßväter vor ihnen ihre Abendmahlzeit aßen, Portwein und Punsch tranken, Pfeifen rauchten und über Politik und Literatur sprachen." Es gibt nur noch wenige dieser ehrwürdigen Häuser in London, aber es gibt ihrer doch noch in Drurylane und der Nachbarschaft vom Tempel; und wer, mit einer Vorliebe für das alte London, würde nicht einmal eins derselben besucht haben, den Hahn, oder den Cheshire, Käse, oder die Mitra, um aus dem reichgebräunten Kaffeezimmer auf einen ruhigen Hof des Tempels hinauszublicken, mit einer Reihe von Bäumen in der Mitte, um welche die träumerische Nachmittagssonne schimmert, während Erinnerung die Decke „sozusagen mit einer Guirlande von Tatler- und Spectatorblättern kränzt"?

„Sir", sagte Dr. Johnson zu seinem Eckermann, Boswell, „es gibt keinen andern Platz in der Welt, wo Ihr, je mehr Lärm Ihr macht, um so willkommener seid."

Der Doctor war der große Patron, der „vates sacer" der Tavernen, obwol er auch zur Ausbildung des Clublebens, wie man es jetzt versteht, das Seinige beigetragen.

Das Wort Klub oder Club ist ebenso wol deutsch als englisch; die angelsächsische Wurzel clypian oder clypan, englisch cleave, deutsch kleiben, davon Kluppe, Klubb, Club (etwas Gespaltenes und somit klemmend Festhaltendes; die Bedeutung in unserm abgeleiteten Sinne die einer geschlossenen Gesellschaft und ihres Locals: Sander, „Wörterbuch der deutschen Sprache", S. 944 und 946). Der Club ist eine Vereinigung, die auf Theilung beruht: d. h. der Zeche, der Kosten, der Rechnung; und deren erster natürlicher Mittelpunkt war: der gedeckte Tisch. „Unsere neuern berühmten Clubs", heißt es in Nr. 9 des „Zuschauer", „gründen sich auf Essen und Trinken, zwei Dinge, in welchen die meisten Menschen übereinstimmen und an welchen der Gelehrte und der Ungelehrte, der Kopfhänger und der Muntere, der Philosoph und der Hanswurst theilnehmen kann." Clubs dieser Art haben wir auch in Deutschland gehabt und haben sie noch heute; und historische Namen, wie der Jakobinerclub und die Clubisten von Mainz, denen die verschiedenen frankfurter Clubs aus den Jahren der deutschen Reichsversammlung hinzugefügt werden können, zeigen, daß der Begriff sich in politisch bewegter Zeit auch auf andern, höhern Gebieten geltend machte. Doch ist England der Boden, auf welchem der Club seine eigenthümliche Entwickelung nahm, und die einzige Heimat des modernen Clubs, den wir als ein populäres Element im öffentlichen Leben sonst nirgends finden.

Zwar bildeten sich und bestanden „diese kleinen nächtlichen Versammlungen, welche gemeiniglich bekannt sind unter den Namen der Clubs", neben den Kaffeehäusern und zur Zeit ihrer höchsten Blüte; doch war ihr ausgesprochener Zweck allein jenes erste und natürlichste Bindemittel der geselligen Thiere (sociable animal) — das Essen! In den Kaffeehäusern suchte man die geistige, in den Tavernen und Clubs die materielle Nahrung; die Taverne war der Ort, in welchem der Club gehalten wurde. Wie noch heute in manchen Gegenden Deutschlands man sich zur gemeinsamen Martinsgans vereinigt, so in London damals zu der mannichfachsten Gelegenheit, nur regelmäßig und häufiger. „Gründe sind so wohlfeil wie Brombeeren"; und die guten Londoner jener Zeit bedienten sich jeder Veranlassung „zu löblichem Thun", Staatsmänner, schlichte Bürger, Literaten, „histriones, balatrones et hoc genus omne": zuletzt hatte jede Straße ihre besondern Clubs, die sogenannten Street-Clubs. Dabei war von Anfang an das Merkmal, welches den Club vom Kaffeehaus unterschied und welches auch die Grundlage des modernen Clubsystems geblieben ist: Zutritt hatten nur Mitglieder, welche statutengemäß aufgenommen waren und ihre Beiträge zahlten. Vielleicht ist es diese Continuität in der Entwickelung einer gesellschaftlichen Institution, die sich dadurch als historisch darstellt, welche den Forscher am meisten anzieht, wie sie für den Leser die lehrreichste Seite unsers Themas bieten mag.

Der älteste und ehrwürdigste dieser Clubs war der Kit-Kat-Club, welcher, wie der „Spectator" sagt, seinen Ursprung einer Hammelpastete verdankt. Dies will so viel sagen, daß der Club sich zuerst versammelte in dem Hause eines Pastetenbäckers, Namens Christoph Katt, oder wie andere wollen, Namens Christoph, während das Schild seines Hauses eine jener unbegreiflichen, aber echt englischen Combinationen zeigte, nämlich die Katze und die Fiedel (the cat and fiddle), sodaß Kit (Abkürzung von Christoph) und Kat auf die eine oder andere Weise erklärt wäre. Jedenfalls scheint die Hammelpastete (mutton-pie) das große Medium gewesen zu sein, um welches die Mitglieder dieses Clubs zur Zeit der guten Königin Anna sich brüderlich zusammenthaten. Der Kit-Kat bestand aus 40 Mitgliedern, Edelleuten, Männern von Stand, Rang und Einfluß, Schriftstellern von Distinction; alle vierzig nicht minder aufrichtige Liebhaber von Pasteten als ergebene Freunde des Hauses Hannover und eifrige Stützen der protestantischen Thronfolge in Parlament und Presse. Sechs Herzoge (darunter der große Marlborough, deutscher Reichsfürst von Mindelheim) und fünf Grafen, — die Celebritäten der Whigs aus König Wilhelm's Zeit: Sunderland, Halifax und Somers und der leitende Minister der kommenden Aera, Sir Robert Walope, saßen, aßen und tranken hier einträchtiglich mit den beiden fashionablen Lustspieldichtern Vanbrugh und Congreve, mit Addison und Steele, diesen Dioskuren, deren Namen niemals fehlte in den geselligen Listen jener Zeit, nebst einer ganzen Reihe von andern witzigen Berühmtheiten, unter welchen Sir Samuel Garth, nachmals Leibarzt des Königs, nicht den geringsten Platz einnahm. Eines Abends kam er in den Club mit einem Verzeichniß von 15 Patienten, die er noch zu besuchen hatte. „Hol sie der Henker!" rief er, als Steele ihn boshafterweise darin erinnerte; „neun von ihnen sind so krank, daß kein Arzt ihnen helfen, und sechs so gesund, daß kein Arzt ihnen schaden kann." Auch Sir Gottfried Kneller, der Hofmaler zweier Majestäten und Verewiger zahlloser Schönheiten, die ohne ihn vergessen wären, ein geborener Lübecker, war von der Partie; und er porträtirte den ganzen Club in einer Reihe von Bildern, den sogenannten Kit-Kat-Porträts, die noch heute in einer Hand beisammen auf den beiden Ausstellungen von Manchester (1857) und Kensington (1862) zu sehen waren: in der That keine kleine Sehenswürdigkeit, die ersten Berühmtheiten einer historisch ausgezeichneten Zeit, und gemalt von dem ersten Maler derselben, welcher übrigens so wenig galant und dabei so geizig war, daß er von den großen Damen, die in sein Atelier kamen, nur das Gesicht skizzirte, um hernach die Figur und Hände seines Dienstmädchens hinzuzufügen. Vielleicht zu ihrem Vortheil, denn man weiß, wie sehr Kneller's Damenporträts sich namentlich durch die wundervollen Arme und Hände auszeichnen. Zu den Curiositäten des Clubs gehörten auch die sogenannten toasting-glasses, eine Anzahl von Gläsern, jedes einzelne davon mit einem Vers oder Toast auf eine der herrschenden Schönheiten der Zeit beschrieben. Unter diesen waren allein vier Töchter des in jeglicher Hinsicht gesegneten Herzogs von Marlborough; ferner eine Nichte von Sir Isaak Newton. Die Sitte des Toasttrinkens war damals noch neu; und jedes Glas hieß nach der Dame, der man den ersten Toast daraus getrunken, die Herzogin So-und-So oder die Gräfin So-und-So. Das Glas „Lady Mary Churchill" (nach der jüngsten von Marlborough's schönen Töchtern genannt) hatte folgende Inschrift:

Des lieblichen Geschlechtes schönstes, spätes Licht
Du, mit der Mutter Geist und holdem Angesicht:
Zu William's Zeiten wardst du uns geschenkt
Mit unsrer Freiheit, die — dein Auge nur beschränkt!

Der Verfasser dieser eleganten Poesien auf Glas war Lord Halifax; und der Secretär des Clubs der große Verlagsbuchhändler jener Zeit, Jakob Tonson, der unsterb-

liche Bocai (Anagramm von Jakob) in den Satiren des Ned Ward, welcher wol mehr als einen Grund hatte, dem vornehmen Verleger zu zürnen. Dieser Mann, Bocai, war im besten Falle nicht besser, als Gott die Verleger nun einmal gemacht zu haben scheint; mußte doch selbst Dryden ihn einmal durch ein sehr boshaftes Epigramm mit dem Postscriptum: „Sage dem Hund, daß derjenige, der diese drei Zeilen geschrieben hat, mehr schreiben kann", zwingen, ihm ein verabredetes Honorar zu zahlen (Dryden, „Poetical Works: Description of old Jacob Tonson"). Indessen geht doch Ned Ward vielleicht ein wenig zu hart mit ihm ins Gericht, wenn er ihn den „Oberkaufmann der Musen" nennt und von ihm behauptet, er habe einen seiner unglücklichen Autoren gezwungen, die Poesie aufzugeben und dafür einen Pastetenladen anzulegen, in welchem er, Bocai, wöchentlich einmal als „Chairman" des neuen Puddingetablissements präsidire. Hierher habe er darauf alle seine Autoren entboten und da er weislich bemerkt, daß Pasteten den Dichtern wären, was einst Ambrosia den Göttern gewesen, so habe er fortan die Früchte ihrer Begeisterung mit Pasteten bezahlt, sich des doppelten Vortheils dabei bedienend, daß ihnen sein Protégé, der Pastetenbäcker, was auf dem Wege des Buchhandels davon nicht verkauft worden, als Einwickelpapier abnahm. Auf diese Weise machte Bocai ein besseres Geschäft mit seinem Buchhandel als seine Autoren mit ihrem Witz; und obgleich er unter Edelleuten immer nur wie ein Buchhändler aussah, so betrug er sich doch, vice versa, wie ein Edelmann, wenn er unter Buchhändler kam.

Bei weitem glimpflicher urtheilt unser Biedermann über den Beefsteakclub, dieses „neue Rumpfparlament", wie er es nennt, dessen Mitglieder in seinen Augen den doppelten Vorzug haben, weder Buchhändler noch Schriftsteller zu sein. „Gleich echten Briten", sagt er, „und um ihre Verachtung für Kit-Kat-Pasteten zu zeigen, gaben sie einem Rumpsteak den Vorzug, indem sie weislich erwogen, daß das Wort Beef von einem männlichern Charakter sei und in dem Titel eines englischen Clubs besser klänge, als Pasteten oder Kit-Kat." Obwol dieser Club gleich dem vorigen gestiftet worden war, um eine Anzahl von Freunden an mehrern bestimmten Tagen zu den Freuden der Tafel zu versammeln, nicht zu politischen Zwecken: so nahm er doch sehr natürlich in diesem Lande, wo die Parteiunterschiede auch der Gesellschaft ihren Ausdruck geben und wie ein neuerer Schriftsteller (D'Israeli) bemerkt, „das öffentliche Leben vielleicht die einzige Grundlage wahrer Freundschaft ist", eine politische und zwar toryistische Färbung an, und lange blieben die Geistlichkeit und Beefsteak die treuesten Stützen der Opposition, während die herrschende Partei sich hinwiederum in ihren höchsten Stellen aus dem Kit-Kat rekrutirte. Der Präsident dieser Beefeaters, welche nach Ned Ward den substantiellen Kern der Nation so wacker repräsentirten, trug einen Bratrost von Gold an einem grünseidenen Band um den Hals und war, in den Worten unserer Autorität, auf dieses Zeichen seiner Würde so stolz, wie (man merke auf die Jahreszahl: 1709!) „ein deutscher Hansnarr auf den Orden eines Fürsten".

Das Beefsteak und der Club sind zwei so nationale Institutionen, daß man sie, einzeln und zusammen, im englischen Leben niemals wird aussterben lassen. Es gab zu verschiedenen Zeiten und gibt noch heute verschiedene Beefsteakclubs, von denen besonders einer, die sogenannte Erhabene Beefsteakgesellschaft, sich eines sehr ausgezeichneten Stammbaums erfreut. Gegründet von einem Coulissenmaler Mr. Lambert, dem Gropius seiner Zeit (1735) — und in dem Malerraum eines Theaters versammelte sich diese erhabene Gesellschaft, Sublime Beefsteak Society, treu ihrem ursprünglichen Boden, seit mehr denn hundert Jahren unveränderlich auf den „Bretern, die die Welt bedeuten", zuerst im Coventgardentheater, dann, als dieses Haus abbrannte, im englischen Opernhause und dann als auch dieses abbrannte, im Lyceumtheater, wo sie noch heute in den Monaten vom November bis Juni sich an jedem Sonnabend Nachmittag um 5 Uhr zu einem Beefsteakdiner ein-

findet, hinter den Coulissen in einem Zimmer, welches nach der Beschreibung von Mr. Cunningham „ein kleines Escurial ist, die Thüren, das Getäfel und die Decke von gutem alten englischen Eichenholz, verziert mit den Stufen des Bratrostes, so dicht wie die Kapelle Heinrich's VII. mit den Fallgattern des Gründers". Die Heimlichkeiten, Gebräuche und Zeichen einer Loge umkleiden die nächtlichen Sitzungen der Steaks; und was dem Freimaurer die Kelle, das ist ihnen der Bratrost. Die Damastgedecke, die Trinkgläser und das Silberzeug tragen eingewebt, eingeschliffen und eingegraben den Bratrost. Durch das Eisengitter eines großen Bratrostes sieht man den Koch bei seiner Arbeit, und der Originalbratrost (dieses Emblem, welches aus den beiden großen Theaterbränden gerettet wurde) hat seinen Ehrenplatz an — der Decke. Das Urkundenbuch dieses Clubs umfaßt die ersten Namen der britischen Aristokratie; hier konnte man Grafen und Herzoge sehen, die den Koch bedienten, Cabinetsmitglieder und Magistratspersonen der guten City, und hier sah man in der Blüte seiner Jugend und seines beginnenden Ruhms Brougham, den Arm mit Flaschen bepackt, die er aus dem Keller herauftrug. Die Zahl der Steaks war und ist noch auf 24 beschränkt, nur einmal wurde sie überschritten, als nämlich der Prinz von Wales, nachmals König Georg IV., aufgenommen zu sein wünschte. Dieses denkwürdige Ereigniß fand statt im Jahre 1785, und das „Annual Register" hielt es für wichtig genug, um ihm folgenden Paragraphen zu widmen: „Sonnabend, 14. Mai, ward der Prinz von Wales als Mitglied des Beefsteakclubs aufgenommen. Da keine Vacanz war, so ward vorgeschlagen, ihn zum Ehrenmitglied zu machen; als der Prinz dies ablehnte, so kam man überein, die Zahl von 24 auf 25 zu erhöhen und hierauf ward Se. königl. Hoheit einstimmig erwählt."

Entsprechend den zahlreichen Absonderlichkeiten und Excentricitäten des englischen Nationalcharakters hat eine Menge von allerlei wunderlichen, einem continentalen Verstand zuweilen gar unbegreiflichen Gesellschaften das Clubleben von seinem Anfang an begleitet. Bände könnten geschrieben werden über die merkwürdigen Einfälle, die sich auf diese Weise verkörperten, bis sie verschwanden, um vielleicht nur noch merkwürdigern Platz zu machen. Schon Ned Ward, der früheste Chronist der Clubs, hat eine ganz hübsche Summe des „blühenden Unsinns" zusammengebracht, wie wir es nennen würden, oder des „höhern Blödsinns", um in der allermodernsten Sprache zu reden. Er spricht von dem Club der Hellerspalter (Split-farthing), der falschen Helden, der Quacksalber, der Vögelliebhaber, der Atheisten, der Bettler, der Diebe; er spricht von dem Club der Nasenlosen und er spricht außerdem von einem oder zwei andern Clubs, deren Namen und Beschreibung man nicht wohl in anständiger Gesellschaft wiederholen kann.

Es gab einen Club von nächtlichen Ruhestörern, der sogenannte Mohocks, eine Réunion von jungen, meist den besten Ständen angehörigen Leuten, deren Clubfreuden damit begannen, daß sie sich betranken, und damit endeten, daß sie sich in die Straßen stürzten, Fenster zerschlugen, Nachtwächter prügelten, harmlose Wanderer anfielen, alte Frauen in Fässer packten und Snow oder Ludgate Hill hinabrollten, und andere dergleichen sinnreiche Scherze mehr trieben. Die Plage wurde zuletzt so groß, und die Furcht, wenn es dunkel geworden, sich auf die Straße zu wagen, so allgemein, daß unter dem 18. März 1712 eine königliche Proclamation erlassen ward, welche jedoch dem Unwesen nur so unvollkommen steuerte, daß es vielmehr erst zu Ende von König Georg's I. Regierung ausstarb. Ein anderer Club, der sogenannte Höllenfeuerclub, bestehend aus den Sprößlingen der ersten Adelsgeschlechter des Landes und berüchtigt durch seine Blasphemien und wilden Excesse, ist durch Beschluß des Oberhauses unterdrückt worden. Der Präsident dieses Clubs war der junge Herzog von Wharton, Sohn des Ministers unter Königin Anna, und der Geist desselben spiegelt sich in folgender Unterhaltung zwischen zwei ehemaligen Clubgenossen, Lord Sandwich und dem berühmten Wilkes. Als Lord Sandwich — so

erzählt Horace Walpole — die Frage an ihn richtete, was er wol glaube, ob er durch den Strang oder an einer gewissen Krankheit sterben werde, erwiderte er: „Das hängt davon ab, ob ich mir die Maitresse oder die Grundsätze Ew. Herrlichkeit aneigne.“

Ein wenig harmloser wird wol der Je ne sçai quoi-Club (im Star und Garter, Pall Mall) gewesen sein, obwol der Namen des Herzogs von Orleans, nachmals Philipp Egalité, der sich unter den Mitgliedern findet, darauf zu deuten scheint, daß Tugend und Sittsamkeit nicht die Devise desselben gewesen sei.

Ist aber Häßlichkeit eine nothwendige Eigenschaft für die Männer der Freiheit? Fast scheint es so. Honoré Gabriel Riquetti, Graf von Mirabeau, ward bei seinem Besuch in England einstimmig erwählt zum Ehrenmitglied des Clubs der häßlichen Gesichter, nachdem bereits früher dem großen Revolutionär von England, Jack Wilkes, dieselbe Auszeichnung zutheil geworden. Dieser Club verdankte seinen Ursprung einem unübertrefflich häßlichen Mann, Namens Hatchet, mit einer Nase von solch ungeheuerm Umfang, daß eines Tages ein Metzgerbursch schrie, er habe ihm das Bret mit Fleisch von der Schulter gestoßen, als sein Kopf noch wenigstens einen Fuß davon entfernt war. Der natürliche Gegensatz des häßlichen Clubs war der schöne Club, welcher ausschließlich aus Männern bestand, die in Cambridge studirt hatten und welche sich, bevor sie in den Club gingen, Grübchen auf die Wangen malten, wenn sie nicht von Natur damit gesegnet waren. Dieser Club stellte die goldene Regel auf, welche hernach Brummel, der König der Dandies, adoptirte: daß das Halstuch den Mann mache; und einer von ihnen sprach die ganze Wahrheit, als er eines Tages äußerte, daß es der Himmel sei, wenn er sich des Abends entkleide; daß ein Mann jedoch leiden müsse, um unwiderstehlich zu sein. Freilich, man wandelt nicht ungestraft unter Palmen!

Der Club der Unglücklichen recipirte kein Mitglied, welches nicht mindestens schon einmal bankrott gemacht oder sonst irgendwie mit dem Gesetz in Collision gekommen war; und der Lügenclub verordnete in einem Paragraphen seiner Statuten, daß der Präsident eine blaue Kappe und rothe Feder tragen und diese Zeichen seiner Würde nebst „dem Stuhl“ demjenigen abtreten müsse, welcher im Laufe des Abends eine größere und unverschämtere Lüge zu Stande gebracht, als ihm möglich gewesen. Zwischen 9 und 11 Uhr durfte, bei strenger Strafe, kein wahres Wort gesprochen werden, außer wenn eingeleitet durch die Worte: „Mit Euerer Erlaubniß, Sir Harry“ — da Sir Harry Gulliver, der Münchhausen von England, der Schutzpatron dieser auserlesenen Gesellschaft war. Es gab auch einen Club der Könige, bestehend aus den ungekrönten Häuptern, welche nicht die Würde, sondern nur den Familiennamen König hatten (King-Club); ferner einen Adamclub aus Mitgliedern bestehend, welche mit dem Gemahl Eva's den Vornamen theilten und sich demgemäß auch in Adam's Kaffeehaus, in Paul's Alley, versammelten. Von dem entgegengesetzten Gesichtspunkt des ersten Mannes ging der Club des letzten Mannes aus, welcher von Anfang an sogleich auf den Aussterbeetat gesetzt worden war, indem er aus einer bestimmten Anzahl von Mitgliedern bestand, welche durch Zulassung neuer unter keiner Bedingung vermehrt werden durfte. Eine Flasche Portwein ward in dem Zimmer versiegelt, in welchem der Club sich versammelte, und wenn nur noch ein Mitglied von allen geblieben, so sollte der letzte Mann in diesem Zimmer sitzen und diese Flasche entsiegeln und auf das Gedächtniß der Todten trinken. Doch ward, so heißt es, dies Statut nicht buchstäblich erfüllt; als die Zahl bis auf zwei zusammengeschmolzen war, sollen sich diese in dem Zimmer getroffen, die Flasche geleert und den Club für geschlossen erklärt haben. („Athenaeum“, Nr. 2001.)

Man könnte die Liste dieser excentrischen Clubs noch beträchtlich verlängern; aber es wird nun Zeit, daß wir uns demjenigen Manne nähern, welcher sich den Ehrennamen des most clubbable man gesichert hat und der in der That, wie er die Spuren seiner

Eigenthümlichkeit sehr tief in der englischen Literatur und dem englischen Leben überhaupt zurückgelassen, sie auch dem englischen Clubwesen aufgeprägt hat. Es kann kein Zweifel sein, daß wir Samuel Johnson meinen, den Doctor, wie er noch immer mit Vorliebe genannt wird.

Die Eigenthümlichkeit dieses Mannes bestand darin, daß er viel bedeutender war in seiner Persönlichkeit als in seinen Werken; und daß er weit nachhaltiger wirkte durch das, was er sprach, als durch das, was er schrieb. Starr in seinen politischen, beschränkt in seinen religiösen und durchaus veraltet in seinen ästhetischen Ansichten, ist er doch und wird er vermuthlich noch lange sein der populärste Charakter der englischen Literatur, von den Geschichtschreibern beider Parteien mit gleicher Zuneigung behandelt und den Herzen aller näher stehend als irgendein anderer englischer Classiker.

Jemand, der England nicht kennt, vermag sich schwerlich einen Begriff zu machen von dem Zauber, welchen der Name dieses Mannes noch immer auf jeden Engländer ausübt. Von der Schule, die der Knabe besucht, nimmt er unter seinen ersten Eindrücken diesen mit nach Cambridge oder Oxford, wo er wahrscheinlich nicht verfehlen wird, das Zimmer zu besuchen, in welchem Johnson als Student die Classiker gelesen, oder das Kaffeehaus, wo er fast 50 Jahre später, nachdem die Universität ihn zum Doctor honoris causa gemacht, seine Meinung über den Ossian des Macpherson aussprach. Das Bild Johnson's wird den Reisenden begleiten, der die fernen Hebriden aufsucht, und wiewol die Zerstörung alter und die Errichtung neuer Bauten so viel gethan hat, um die Ufer der Themse und das Innere der City zu verändern, so taucht doch immer noch aus den alten Höfen, welche zu beiden Seiten von Fleet Street liegen, die Figur des Doctors als ihr genius loci vor dem Geiste desjenigen auf, welcher diese Straße hinabgeht. Seine zur Corpulenz neigende Gestalt, sein unbeholfener Gang, sein aufgedunsenes Gesicht, sein dreieckiger Hut, sein brauner Frack und sein Rohrstock, sind vor den Augen von Tausenden, welche vielleicht außer seinem „Wörterbuch der englischen Sprache" und seinen „Lebensbeschreibungen der englischen Dichter" kein Buch von ihm je gesehen haben; und viele, die sein Trauerspiel „Irene" langweilig und seinen abyssinischen Roman „Rasselas" ungenießbar finden, sind entzückt von den Gesprächen, die er bei Tische geführt, von den schönen und erhebenden Betrachtungen, die ein Morgenspaziergang durch den Park in ihm angeregt, von den Belehrungen, die er in einer Postkutsche seinen Reisegefährten gab, oder von den glücklichen Bemerkungen, die er am Abend in der behaglichen Ruhe eines ländlichen Wirthshauses machte. Die kleinsten Umstände seines nicht sehr bewegten, aber an Beispielen der Tugend, der Menschenliebe, der Charakterstärke, sehr reichen Lebens sind bekannt, man wird nicht müde, sie zu citiren, sich an ihnen zu erfreuen, dank der köstlichen Biographie Johnson's von Boswell, diesem Buch, welches in jedem englischen Hause ist, wo die Bibel und Shakespeare sind.

Wenn Johnson schrieb, so war er stattlich, pedantisch, und strebte nach einer Grandeur, welche sehr oft zu einer pompösen, weitschweifigen und unenglischen Diction verführte; wenn er sprach, so war er einfach, kurz, gedrängt, natürlich und durchaus englisch: er traf den Nagel auf den Kopf. Er war kein Dichter, sondern ein Philosoph, ein Lehrer der Menschen; und wiewol die gedrückte Lage seiner Jugend und die Melancholie seiner spätern Jahre, verbunden mit einem sehr großen Stolz, ihn von demjenigen fern hielt, was man gemeiniglich die Gesellschaft nennt, so war er doch ein Meister der Geselligkeit in ihrem höhern und höchsten Sinne. Niemals sind inhaltvollere, tiefere Worte gewechselt und umfassendere Meinungen ausgetauscht worden als in den kleinen Kreisen, in welchen man Johnson verehrte. Ein ganzer Schatz von Lebensweisheit liegt in den Unterhaltungen, welche reich ausgestattet mit Anekdoten und glücklich gewählten Citaten aus den Dichtern, die bescheidenen Symposien verschönten,

denen Johnson präsidirte, sei es in dem Hause seines Buchhändlers Osborne, oder in der Villa seiner Freundin Thrale, oder in seinem eigenen Club.

Dieser, zuerst der Club par excellence, dann der Literarische Club genannt, besteht noch heute unter dem Namen von Johnson's Club. Er hat seit seiner mehr als hundertjährigen Existenz Quartier und Namen verschiedentlich gewechselt, aber seine Substanz sozusagen ist dieselbe geblieben. Als Johnson diesen Club im Jahre 1764 stiftete, da waren es nur seine nächsten Freunde, zusammen, ihn einbegriffen, nicht mehr als neun, welche sich an jedem Montag zu einem gemeinsamen Abendessen in einer Taverne versammelten. Hier sah man neben dem ehrwürdigen Dictator der englischen Sprache und Literatur einen jungen Mann, in jedem Betracht das Gegenstück zu dieser massiven Persönlichkeit, welche überall zu herrschen gewohnt war: einen schüchternen Dreißiger, des Wortes wenig mächtig, in den Gesellschaften von allen übersehen und von vielen übertroffen, die weit geringer waren als er, meistens stumm und wenn er sprach, verworren, unklar, unbedeutend und des treffenden Ausdrucks ermangelnd, aber voll Leben und Lieblichkeit, wenn er schrieb, ein feiner Kenner, ein milder Beurtheiler des menschlichen Herzens und in seinen Schilderungen von dem ganzen Heimatszauber der englischen Landschaft gleichsam umstrahlt: Oliver Goldsmith, der Sänger des „Verlassenen Dorfes“ und der Verfasser des „Landpredigers von Wakefield“, unsterblichen Andenkens. „Sir“, sagte Dr. Johnson, „kein Mann war ein solcher Narr, wenn er keine Feder in seiner Hand hatte.“ Aber er hat ihn doch sehr geliebt und in der lateinischen Grabschrift, die er dem Dahingeschiedenen in Westminster-Abtei widmete, gesagt: daß er keine Gattung der Literatur unberührt gelassen; keine, die er berührt, ungeschmückt durch seine Feder, und daß sein Gedächtniß so lange dauern werde als die Gesellschaft, die Freundschaft und die Literatur. Ferner war da ein Herr mit einer Brille auf der Nase und einer Trompete im Ohre: Sir Joshua Reynolds, der Nachfolger Kneller's und erste Präsident der königlichen Akademie der Künste, welcher die Wände der herrschaftlichen Schlösser und baronialen Hallen von England mit allem geschmückt hat, was während zweier Menschenalter vornehm, adelich und berühmt gewesen oder geworden, denn bekanntlich sind seine Kinderporträts das Ausgezeichnetste, was er geliefert. Einer von den Neunen war auch Burke, dessen feurige Beredsamkeit vielleicht nur vor der Superiorität Johnson's sich einen Zwang auferlegte. „Ich bin zufrieden ihm die Glocke geläutet zu haben“, sagte er. Auch ein junger Mann noch in den Zwanzigen, von nobelm und imposantem Aeußern, war hier, kürzlich zurückgekehrt aus Italien und in seinem Innern immer mit einem Gedanken, einem Bilde beschäftigt: wie er zu Rom unter den Trümmern des Capitols sitzend Barfüßermönche die Vesper singen hörte im Tempel des Jupiter. Dreiundzwanzig Jahre vergingen, bis er in einer Juninacht zwischen 11 und 12, in einem Sommerhause am Genfersee die letzten Zeilen der letzten Seite des Werks schrieb, dessen erste Idee jener Abend in Rom in ihm hervorgerufen. Der Name dieses Werkes, eines der größten in der historischen Literatur, ist die „Geschichte der Abnahme und des Falls des Römischen Reichs“, und der Name des Verfassers, damals noch jung und unberühmt und in seiner werdenden Größe nur vorausgesehen von der kleinen Schar erlesener Geister, war Edward Gibbon. Vielen berühmten Männern ward der Eintritt in den Club verwehrt; „zum Mitglied desselben gewählt zu werden, ist keine geringere Ehre, als der Vertreter von Westminster oder Surrey zu sein“, sagte einer von den Bischöfen jener Zeit, der so glücklich war dieser Ehre theilhaftig zu werden. Dem Director des Drurylanetheaters, David Garrick, ward es nicht so leicht gemacht. Obwol ein Schüler Johnson's, in der That einer von den dreien, welche der arme Pädagog in den Jahren seines Elends überhaupt zu unterrichten hatte, der einzige, welcher dieses Elend treulich mit seinem Meister theilend, ihn nach London begleitete und später seine „Irene“ auf

die Bühne brachte: so war doch Johnson jetzt gegen die Aufnahme des modernen Roscius, dessen Stirn die Lorbern von ganz England krönten und der nicht blos ein großer, sondern auch ein reicher Mann, auf persischen Teppichen wandelte und von silbernen Tellern speiste. „Sir", sagte Johnson, „ich liebe meinen kleinen David herzlich — mehr als alle oder viele von seinen Schmeichlern thun; aber sicherlich in einer Gesellschaft, wie der unserigen, sollte man sitzen «Ellnbogt nicht von Spielern, Kupplern, Mimen»."

Zuletzt jedoch gab Johnson den Argumenten seiner übrigen Freunde und wahrscheinlich auch seines eigenen Herzens nach; Garrick ward Mitglied und war bis an sein Ende nicht die geringste Zierde eines Clubs, der, nach und nach alle Celebritäten des Tages umschließend, eine Macht in den literarischen und künstlerischen Dingen geworden war, von dessen Verdict das Schicksal eines neuen Buchs oder eines neuen Stücks abhing. Erst mit Garrick's Tode, 1779, nahm der Club, der damals schon über 30 Mitglieder zählte, den Namen des Literarischen an, und fünf Jahre später speiste Johnson zum letzten mal in dem traulichen Freundesbund. „Er sah krank aus", bemerkt Boswell an dem Tage (es war der 22. Juni 1784), „aber er bewies eine solch männliche Stärke, daß er die Gesellschaft nicht mit melancholischen Klagen belästigte. Sie alle gaben ihm sichtbare Beweise freundlicher Theilnahme, worüber er sich sehr freute, und er bemühte sich, so unterhaltend zu sein, als sein Unwohlsein ihm erlaubte."

Am 13. Dec. desselben Jahres starb er. Weinend in der Thür stand Frances Burney, die Verfasserin von „Evelina", deren junger Ruhm die Seele des alten Mannes mit einer fast väterlichen Freude erfüllt hatte, und seine Hand wurde kalt in der Hand eines Freundes aus dem Club, des milden, enthusiastischen Bennet Langton, welcher einst, in seinem achtzehnten Jahre, entzückt von den Schriften Johnson's nach London gekommen, um ihn kennen zu lernen, und seitdem nicht aufgehört hatte, in bescheidener Weise denselben zu bewundern. Acht Tage später fand Johnson seine wohlverdiente Stätte in der Abtei, wo Englands große Todten ruhen, fast der letzte einer Generation von Schriftstellern, die vielleicht bedeutender sind für die Culturgeschichte als für die Literaturgeschichte ihrer Nation.

Unter den Mitgliedern des Literarischen Clubs sind die großen Männer Englands auf jedem Gebiete, der Literatur, der Kunst, der Wissenschaft, der Politik und Kirche. Bemerkenswerth ist es, daß ihm die großen Geschichtschreiber fast vollzählig angehörten, unter ihnen auch die beiden, welche dem Club in ihren Werken ein Blatt liebevollen Andenkens gewidmet: Lord Macaulay, welcher bei keinem seiner Diners während der Parlamentssaison fehlte, und Earl Stanhope (Lord Mahon), welcher unter den Gästen war, als die Gesellschaft 1864 ihr hundertjähriges Jubiläum feierte und dem Stifter zu Ehren den Namen Johnson's Club annahm.

Außer diesem Club, welcher sich erhalten hat, gab es eine Menge von ähnlichen Vereinen, welche ihren Tag hatten und dann verschwanden. Man könnte sie kaum Clubs in dem neuern und vervollkommneten Sinne nennen, denn sie waren nur auf gelegentliche Zusammenkünfte berechnet; doch befriedigten sie das Bedürfniß geselliger Vereinigung nach dieser Seite. Denn die vorherrschenden Neigungen jener Zeit, wir meinen das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts, waren Trinken und Spielen. Zwischen diesen beiden Leidenschaften theilten, wo sie sich nicht etwa vereinigen ließen, die nobeln Spitzen der Gesellschaft treulich ihre Muße, und die regelmäßigen Versammlungslocale derselben waren vorzugsweise der letztern gewidmet; die ersten wirklichen Clubs waren Spielclubs. Einige von diesen gingen aus den ehemaligen Kaffeehäusern hervor; nachdem das Augusteische Zeitalter vorüber war, wo jene „kleinen kreisförmigen Zuhörerschaften", von denen der „Spectator" gesprochen, sich um den Stuhl eines hervorragenden Politikers oder

Aesthetikers gruppirte, nachdem der Geschmack an diesen „eleganten" Unterhaltungen überhaupt einem andern substantiellern Geschmack gewichen war, wurden die Säle verändert, in welchen fortan nur die Würfelbecher klirrten und die Goldstücke roulirten, und statt wie sonst einem jeden offen zu stehen, der sein Entrée bezahlte, hatten nur noch Mitglieder Zutritt. So verwandelte sich der „Cacaobaum", ein Torykaffeehaus zur Zeit der Königin Anna und zur Zeit des Prätendenten, 1746, ein Kaffeehaus der Jakobiten, um 1780 in den Spielclub, wo man in spätern Jahren auch Lord Byron sehen konnte. Ebenso ward, nur noch früher, aus White's Chocoladehaus ein Spielclub und erst viel später, in unserm Jahrhundert, ein regulärer Club, der aber noch, zur Erinnerung an seine ehemalige Bestimmung, sein von Horace Walpole gezeichnetes Wappen, einen Würfelbecher mit der Devise „Cogit Amor Nummi" führt und in welchem noch heute ein Buch zur Eintragung von Wetten aufliegt.

Das Wetten und Hazardiren erreichte seinen Gipfel in jenen unnatürlich aufgeregten Zeitläufen, welche sich in der ostindischen Speculation und durch die Reichthümer der heimkehrenden Nabobs zu Fieberhitze steigerten, um endlich in dem Ereigniß der Französischen Revolution den allgemeinen Ausbruch zu erleben und im nachfolgenden Kriege die Stahl- und Eisencur zu finden, deren die Welt so sehr bedurfte. Man wettete bei White's um 100 Guineen, ob ein gewisses Mitglied des Clubs, welches ein Witwer war, sich früher eine zweite Frau nehmen würde als ein anderes Mitglied, welches gleichfalls ein Witwer; schwere Summen waren in der Schwebe, ob ein bestimmter Minister zu einer bestimmten Zeit noch im Amte sein, und eine junge Dame von Rang, welche sich eben vermählt, eher ein Kind bekommen werde als die Gräfin N. N., welche bereits seit vier oder fünf Monaten verheirathet war. „Einer von den jungen Leuten bei White's", schreibt Walpole, „hat einen Mord begangen und beabsichtigt ihn zu wiederholen. Er wettete 1500 Pfd. St., daß ein Mann zwölf Stunden unter Wasser leben könnte; miethete einen verzweifelten Burschen, versenkte ihn versuchsweise in einem Schiff, und weder Mann noch Schiff sind wieder zum Vorschein gekommen. Ein anderer Mann und ein anderes Schiff sollen den Versuch noch einmal machen." Lord Mountford wettete, daß der alte Nash den vierundachtzigjährigen Cibber überleben werde. Der Lord würde die Wette gewonnen haben, denn Cibber starb vier Jahre früher als Nash. Allein beide sollten das Ende des Lords überleben. Er hatte stupende Summen bei White's verloren und setzte seine letzte Hoffnung auf einen Regierungsposten. Als diese Hoffnung fehlschlug, lud er seine Freunde zu einem Diner bei White's. Es war an einem Sylvesterabend, und sie spielten hernach noch tief bis in den Neujahrsmorgen. Man trank sich „ein glückliches Neujahr" zu und der Lord ging nach Hause. Hierher ließ er einen Advocaten und drei Zeugen kommen, machte sein Testament, fragte den Juristen, ob das Testament auch gelten würde, wenn der Testator sich erschieße? und sagte, nachdem diese Frage bejaht: „Bitte, warten Sie einen Augenblick, bis ich in das andere Zimmer gehe", ging in das andere Zimmer und erschoß sich. In dem Cacaobaum wurden in einer einzigen Nacht 180000 Pfd. St. gewonnen und verloren; zwei Brüder, die Söhne von Lord Foley, hatten hier so viel verspielt, daß sie ihre Schuld mit jährlich 18000 Pfd. St. verzinsen mußten; der nachmals so berühmte Admiral Harvey, einer der Helden von Trafalgar, verlor in seiner Jugend als Seecadet auf einen Satz sein ganzes Vermögen im Werthe von 100000 Pfd. St. an einen irländischen Spieler von Profession, Namens O'Byrne, und gewann es wieder, als er auf einen zweiten Point sein eben von seinem Bruder ererbtes Gut setzte. Das Uebel wuchs, indem es sich, wie immer in den Fällen moralischer Verderbniß, rasch von oben nach unten verbreitete. Die E-O-Tische („Even" und „Odds", Paar und Unpaar, eine Art von Roulette) standen bald in jeder Kneipe; bei einer Parlamentsverhandlung (1782)

ward von einem Mitglied gesagt, daß sich in zwei Kirchspielen von Westminster allein 296 davon befänden, und ein anderer fügte hinzu, daß in ganz London nicht weniger als 500 seien. Dienstboten und Lehrlinge wurden verlockt, indem man ihnen Nummerkarten in die Küchen und Keller warf, und selbst an Sonntagen standen Spielhöllen der niedrigsten Art in ganz London auf.

Einige von den fashionabeln Spielclubs haben sich bis in den Anfang unsers Jahrhunderts erhalten, so der allgemein bekannte Almack's, in welchem Pitt und Wilberforce spielten, denn weder Hochtoryismus noch Humanität schützten vor der allgemeinen Leidenschaft; so Watier's, welcher erst 1819 geschlossen ward, als einer von den Zierden dieses Clubs, Beau Brummel, längst schon in das Exil und die Kümmerniß des Consulats von Caen gewandert war und längst schon zu Calais den vergeblichen Versuch gemacht hatte, die Gunst seines königlichen Freundes, „des feinsten Gentleman", durch ein Packet Schnupftabak, die famose Mischung Prinz-Regent, wiederzugewinnen. Obwol hier gelegentlich Summen im Betrag von 30000 und 40000 Pfd. St. in „Quitte ou double" verloren wurden, so war Watier's doch der große Club für Whist. „Mit keinem Packet ward zweimal gespielt und wenn ein Spiel vorüber, wurden die Karten auf den Boden geworfen, sodaß, wenn das Spiel am Morgen aufhörte, die Spieler, um des Beau eigene Worte zu gebrauchen, knietief in den Karten saßen." („Personal reminiscences of Beau Brummel" in „Chambers' Journal", 21. April 1866.)

Daß Männer von einer contemplativern Beschaffenheit des Geistes und einer Neigung für die ruhigern Genüsse des Lebens eine Lücke in dem gesellschaftlichen Verkehr empfinden mußten, ist sehr erklärlich. Der ältere D'Israeli sagt vom Jahre 1790 („Curiosities of literature"), daß der Besuch der Kaffeehäuser, solange er zurückdenken könne, immer mehr abgenommen habe, daß es damals eigentliche Clubs so gut wie nicht gegeben habe, literarische überhaupt nicht und politische sehr beschränkt und exclusiv. Die Freunde der Literatur hätten sich daher, fügt der jüngere D'Israeli in der Biographie seines Vaters hinzu, in den Buchhändlerläden getroffen, die Whigs bei Debrett, die Tories bei Hatchard.

Einer von den wenigen Clubs, die, sich aus den alten Kaffeehäusern entpuppend, nicht ausschließlich dem Würfelbecher und Kartentisch huldigten, war Tom's, ein ehemaliger Nachbar von Will's und Button's in Russell-Street. Hier trafen sich allerdings zu Ende des Jahrhunderts einige von den vornehmsten Leuten aus allen Zweigen des öffentlichen Lebens mit einigen von den geistreichsten Leuten; doch ward auch dieser Club schon 1814 geschlossen und das Haus, in welchem zuerst das Kaffeehaus und dann der Club fast ein Jahrhundert geblüht, ward kürzlich abgerissen. Denn inzwischen war ein anderer Geist erwacht, eine neue Mode war aufgekommen, das Westend war in seiner ganzen Glorie erstanden, und man hatte angefangen, jene Paläste zu errichten, in welchen das moderne Clubwesen die Annehmlichkeiten und Vortheile einer feinen und einflußreichen Geselligkeit mit jenem soliden Luxus und jenem höchsten Comfort vereinigte, welche der reichsten Stadt im reichsten Lande der Welt entsprechen und heutzutage den wahren und wohlberechtigten Stolz des londoner Lebens bilden.

Der Club ist eine so tiefgreifende und nationale Institution von echt britischem Geist und Gepräge geworden, daß man ihn als einen Factor nicht blos der Gesellschaft im allgemeinen, sondern ebenso sehr aller jener Interessen betrachten darf, welche die Menschen binden und trennen, und daß man von ihm wol sagen kann, er habe mehr als irgendeine andere Einrichtung socialer Natur auf das ganze Culturleben zurückgewirkt. Die zahlreichen Clubs von London und England bilden ebenso viele Centren, durch welche die Politik, die Wissenschaft und Literatur, diese die Bildung eines Volks bestimmenden Mächte, in stetem Zusammenhang untereinander und mit den verschiedenen Gesellschafts-

kreisen erhalten bleiben und welche, indem sie die Gruppirung nach Standes- und Berufsinteressen begünstigen, doch zugleich auch vor Isolirung schützen. Es ist das Princip der mittelalterlichen Corporationen, im Geist der neuen Zeit ausgebildet und angewandt; es ist das echt germanische Genossenschaftswesen in seiner modernsten Erscheinungsform. Sage man nicht, daß die deutsche Art der Geselligkeit die leichtere, zwanglosere, die freiere sei, weil jeder hier seinen Kreis sich bilden und wählen könne, wie ihm beliebe, nach Neigung und nicht nach Clubgesetzen. Diese individuelle Freiheit ist eine Täuschung; sie ist die Freiheit der freien Reichsstädte und hundert kleinen Souveränetäten, an denen das Deutsche Reich von jeher gekrankt hat, die Ursache seiner innern Zerrüttung und seines dauernden Verfalls. Die Concentration, die Einigkeit, die Einheit: das sind die wahren Schirmmächte der Freiheit; aber sie sind allerdings keine Geschenke des blinden Zufalls, sondern Errungenschaften, welche auf jedem Gebiete mit Bewußtsein gemacht und mit Eifersucht gewahrt sein wollen.

In England, wo es bisher außer dem Geschäft und der Familie, dem Haus und der Oeffentlichkeit kaum ein Drittes gab, ist der Club als ein neues vermittelndes Element hinzugetreten. Er steht zwischen beiden und hat etwas von beiden; er verbindet die Leichtigkeit des geselligen Austausches, wie sie in den altlondoner Kaffeehäusern herrschte, mit den solidern Genüssen der guten Tavernenzeit. Er ersetzt das continentale Wirthshaus, die Restauration, den Boulevard und die Conditorei; dies alles ist er dem Londoner und noch etwas mehr. Die Association der Standes- und Berufsinteressen war das erste und die Association der materiellen Interessen folgte nach. Mitglied eines Clubs zu sein, heißt: das Recht haben, eins der schönsten Gebäude in einer der vornehmsten Gegenden der Stadt als sein Haus und Diener in Plüschhosen als seine Diener zu betrachten; in einem Saale mit vergoldetem Plafond und schweren Teppichen die Zeitung und in einer Bibliothek mit eichengeschnitzten Schränken das „Magazine" oder die „Revue" zu lesen; in einem Salon, durch dessen halbherabgeschobene Fenster der Sommerwind aus dem Park heraufweht, von Silber und Wedgewood zu speisen und in einem behaglichen Rauchzimmer, in dessen antikem Kamin zur Winterszeit ein gutes Feuer brennt, nach dem Diner den Cavendish oder die Havaña zu rauchen, Punsch zu trinken und zu schlummern, wenn man will. Es heißt, außer dem Hause und in dem Kreis einer selbsterwählten Gesellschaft über alle jene Bequemlichkeiten und Genüsse zu verfügen, wie sie nur das Haus der Reichen und Feingebildeten zu gewähren vermöchte, und dies alles zu einem Preise, der fast mehr durch seine Billigkeit Staunen erregen könnte, als das, was dafür geboten wird, durch seine Vollendung bis ins Kleinste. Es war, wenn ich mich recht besinne, der Herzog von Wellington, welchem eines Tags in seinem Club für ein Mittagessen 15 Pence (12½ Sgr.) berechnet wurden, statt eines Shilling (10 Sgr.). Der Herzog weigerte sich, den willkürlichen Mehrbetrag zu zahlen, und beruhigte sich nicht eher, bis derselbe gestrichen war. „Es ist nicht wegen der Threepence", sagte er, „sondern wegen der Clubdisciplin." Diese wird mit äußerster Strenge gewahrt. Nichts geregelter, nichts besser verwaltet als das innere Leben des Clubs. Man hört kein lautes Wort, alles geht in musterhafter Ordnung. Jeder Diener hat seinen Posten, jedes Ding seinen Platz, und ein geräuschloser, ruhiger, „gentlemanliker" Ton, obwol frei von Zwang, herrscht überall. Die Rückwirkung ist augenfällig. Das Clubleben hat die Sitten der englischen Gesellschaft geradezu umgestaltet, verglichen mit dem Zustande, welcher noch vor 40 und 50 Jahren herrschte. Damals und in der That fast so lange, als „der feinste Gentleman" den Ton angab, war die Zeit wüster Gelage; wenn man sich versammelte, so war es, um sich zu betrinken, und wenn man aufbrach, konnte man manch einen großen Lord und manch ein ehrenwerthes Mitglied des Parlaments, von einem guten Genossen mitleidig am Arme geführt, unsicher über die Straße schwanken sehen, um von Schlim-

merm nicht zu reden. Heute würde ein betrunkener Mann in einem Club nur Verachtung erregen. Man hat inzwischen wieder jene feinern Genüsse schätzen gelernt, welche dem englischen Leben, den englischen Sitten und der englischen Literatur etwas wahrhaft Urbanes gegeben haben, ohne ihr einen glücklichen, überaus ansprechenden Zug von Realismus zu nehmen.

Aber die Veränderung, welche die Clubs in der Verfassung der britischen Gesellschaft hervorbrachte, ist kaum größer als diejenige, welche sie in der Architektur der Straßen von London hervorgebracht haben. Früher und genau bis zu dem Augenblick, wo die Clubs mit einem neuen Beispiel vorangingen, war das specifisch englische, in seinem Aeußern, wie behaglich sein Inneres auch beschaffen sein mochte, monotone, düstere, nüchterne Haus, eins wie das andere, das einzige in London. Die Clubs waren fast die ersten, continentale Muster nachzuahmen, und die Gegend von Pall Mall, St.-James und Westminster mit Bauwerken zu schmücken, deren classische Vorbilder in Venedig und Florenz standen. Welch eine Reihe nobler Fronten! Welch stattliche Façaden, ausgeführt von dem schönen rothen oder grauen Marmor, in dem edelsten Geist der Baukunst! Glänzende Säulen tragen die herrlich gemeißelten Friese; mitten in Londons Nebel ein Sonnenstrahl von Korinth oder Athen und über dem tausendräderigen Verkehr der modernen Metropolis eine Vision des Parthenon!

Obwol in seiner Totalwirkung immer noch unübertroffen, hat doch der weite, mächtige und imposante Bogen, welchen Regent Street beschreibt, längst aufgehört, das architektonische Wunder von London zu sein. Ueberall machen die engen und finstern Straßen Raum und neue herrliche Gebäude in Tudor- und Renaissancestil springen aus dem Boden, Parlaments- und Regierungsbauten im Stile der Westminsterabtei, gothische Kirchen, prachtvolle Schulen, Asyle, Wohlthätigkeitsanstalten, Banken und Hotels; aus einer Ziegel- und Mörtelstadt verwandelt sich London langsam, aber von Jahr zu Jahr mehr, in Stein und Marmor.

Die edle und stilvolle Behandlung der Clubgebäude, welche zu dieser großartigen Wandlung den Anstoß gaben, wetteifert mit der luxuriösen und behaglichen Einrichtung des Innern in allen seinen Theilen. Kein Wunder, daß bei den Verführungen, welche das Clubleben bietet, kaum ein Londoner von einigen Ansprüchen ist, der nicht Mitglied eines Clubs wäre. Nicht ganz mit Unrecht haben moderne Satiriker im londoner Clubleben ein neues Hinderniß für die Ehe gesehen und gesagt, daß der Club ein Aufenthalt irdischer Wonne sei, an den nur die Frauen nicht glauben wollten. Zum Glück jedoch ist häuslicher Comfort nicht der einzige Zweck, weswegen man heirathet; denn allerdings einen Comfort, wie der Club ihn bietet, könnte selbst dem reichsten Mann sein eigenes Haus nicht immer bieten. Dort hat er auch Diener in Plüschhosen, aber er hat zugleich die Mühe, sie zu regieren, und die Kosten, sie zu bezahlen; hier ist er Herr, ohne jede Last und Verantwortlichkeit. Er kann kommen, wann er will, und gehen, wann er will. Sein Ausbleiben ruft keine Unordnung hervor. Die kleinen Leiden des häuslichen Lebens erwarten ihn hier nicht. Man begegnet ihm immer mit der gleichen Höflichkeit. Wenn er nach mühevollem Tagewerk aus seiner dunkeln Office in der City oder seinem dumpfigen Amtsraum im Tempel in den Club geht, so ist er auf einmal in einer Welt, wo alles Ruhe und Behagen athmet, kühl und schattig im Sommer, brillant erleuchtet und wohl durchwärmt im Winter. Hier ist er immer sicher, einige von seinen Freunden, Erholung und ein vorzügliches Diner zu finden. Kleine Tische mit schneeweißem Linnen, funkelnden Krystallen und polirtem Silber und Stahl bedeckt, stehen überall fertig für die Gäste. Auf einem Mahagonipult in der Mitte liegt die Carte du jour und kleine Formulare daneben, welche man nach Belieben ausfüllt; Randbemerkungen geben an, wie viele Minuten die Zubereitung eines Gerichts erfordert. Man weiß nun genau,

über wie viel Zeit man noch zu verfügen hat, und kann den Zwischenraum benutzen, um in das Toilettezimmer zu gehen, wo alles bereit ist, was eines Menschen Herz erfreuen kann: duftende Windsorseife, Wasser so viel man will, frisches Leinen und türkische Handtücher in Fülle und jene tiefen, prächtigen Schalen, in denen Gesicht und Hände zu baden eine Lust für sich ist. „Ein anderer und ein besserer Mensch", geht man nun hinab in das Lesezimmer, blickt über eins von den Abendblättern, welche auf hohen Gerüsten überall ausgehängt sind, sucht sich einen Freund, um das Diner zu theilen, verabredet mit einem andern eine Cigarre oder einen Rubber für den Abend und begibt sich in den Speisesaal, nachdem der kleine Page in blauer Jacke mit Silberknöpfen gemeldet hat, daß „die Suppe auf dem Tisch, Sir!" Für 3 Sh. 6 P. (1 Thlr. 5 Sgr.) hat man ein Diner, so gediegen und luxuriös, wie in dem Haushalt eines Herzogs: Suppe, Fisch, Braten, Brot, Käse und Bier ad libitum, oder eine Flasche Rothwein, Burgunder und Bordeaux. Eine solche Bewirthung und Bedienung, mit einem Diener in Frack und weißer Cravatte hinter jedem Stuhl, läßt sich nur aus der vortrefflichen Oekonomie des Clubs erklären. Zwar beträgt das Eintrittsgeld nur zwischen 20 und 30 Pfd. St. und der jährliche Beitrag von 5 zu 10 Pfd. St.; aber bei einer Mitgliederzahl bis zu 1200 kann ein Club mit einem Einkommen von 5—15000 Pfd. St. des Jahres schon einen guten Koch, einen guten Keller und einen Stab guter Bedienten halten. An der Spitze des Clubs steht ein statutenmäßig erwähltes Verwaltungscomité, welchem besoldet und stufenmäßig untergeordnet sind: ein Secretär, ein Bibliothekar, ein Hofmeister, ein Haushälter, ein Portier, ein Kellermeister, ein Unterkellermeister, ein Zimmeraufseher, ein Küchenschreiber, ein Oberkoch als chef de cuisine, verschiedene Unterköche, Küchenmädchen, Hausmädchen, Aufwärter, Pagen und Bedienten. Dies in der That ist der Haushalt eines Fürsten, und wer weiß, ob mancher Fürst in Deutschland halb so gut bedient ist, wie das erste beste Mitglied eines Clubs in London. Hier zeigen sich die unberechenbaren Vortheile der Cooperation oder des Genossenschaftswesens nach zwei Seiten: erstens hat für die Ausgabe von wenigen Pfunden jährlich jedes Clubmitglied Bequemlichkeiten, welche kaum die größten Reichthümer in solcher Vollendung ihm zu verschaffen im Stande wären, und zweitens reichen 40 oder 50 Personen hin, um die Bedürfnisse von 1000—1200 Mitgliedern zu befriedigen, von denen ein jeder fünf bis sechs Personen gebrauchen würde, wenn er alles das in seinem Hause haben wollte, was er im Club hat.

Zu einem der großen Clubs von London zu gehören, gilt für ein Zeichen der Respectabilität und thut in manchen Fällen sogar den Dienst einer Empfehlung; daher kein Mitglied versäumt, auf seiner Visitenkarte neben seiner Wohnung auch seinen Club zu bemerken, und zuweilen (namentlich thun dies unverheirathete Herren, die vielleicht nicht besonders elegant wohnen) nur diesen als Adresse zu geben. Der Club ist seinem Mitgliede alles in allem, er kann dort seine Besuche und seine Briefe empfangen; er hat zu seiner Verfügung ein Drawing-room oder Empfangszimmer, ein Schreibzimmer, Schreibtisch, Briefpapier und Enveloppes mit dem Clubstempel, ein Spielzimmer, ein Billardzimmer, ein Badezimmer und in einigen politischen, namentlich den Toryclubs, auch ein Schlafzimmer, zur Bequemlichkeit für die „county gentlemen", welche von ihren Landsitzen in den Zeiten der Wahlbewegung häufig nach London entboten werden.

Von den beiden Toryclubs steht der eine, der Conservative, in St.-James Street, auf altem Toryboden, wo der Schatten Swift's noch den Ort der alten Thatched House Taverne bezeichnet, in welcher er einst, nach seinem politischen Uebertritt, mit den Torymagnaten dinirte, conferirte und conspirirte, ein imposanter Bau, am obern Stock mit korinthischen Säulen und Pilastern, in deren Friesschmuck die Krone und das Eichenblatt erscheinen, mit römisch-dorischen Säulen am untern Stock, aus welchem das massive Portal hervortritt und

ein mächtiges Bogenfenster im Morgenzimmer die architektonischen Schönheiten von Pall Mall, St.-James Street und der alten Palastpforte wie in ein Bild zusammenfaßt. Hier, in einen modernen Rahmen gesetzt, ist ein Stück Geschichte für jeden Engländer; auf diesem Fleck Erde, welchen sein Blick überschaut, haben sich Englands Geschicke zum Guten wie zum Bösen seit 200 Jahren abgespielt, die Aera der Stuarts und die Aera der George haben ihre Fußspuren hier zurückgelassen, hier standen oder stehen noch die Häuser, in welchen ihre glänzenden Männer, Redner und Schriftsteller, ihre berühmten Frauen gelebt, und hier sind die Straßen, in denen sie gewandelt. Ein vornehmes Schweigen, ein träumerisches Nachsinnen ruht auf dem Clublande von London und ringsum duften die Blumen und Rasenflächen, schimmern die Seen des Parks, rauschen und flüstern die Bäume der Squares, und den Horizont begrenzt, aus Grün auftauchend, das ehrwürdige Gemäuer der Abtei von Westminster und der neue Thurm des Parlaments, dessen goldstrahlende Spitze hoch emporragt über alle Thürme von London.

Als das eigentliche Hauptquartier und Centrum der conservativen Partei von England ist der Carlton Club anerkannt. In der politischen Welt sind Carlton und Tory zwei Schlagworte von ungefähr derselben Bedeutung. Unter allen Clubhäusern, welche die Reihe von Pall Mall zieren, ist dieses ohne Zweifel das prachtvollste, von einer entzückenden, fast üppigen Fülle der Formen, mit seinen Marmorbalustraden, polirten Säulen aus rothem Granit und kostbar ausgeführten Decorationen, ein Werk, welches in hohem Grade malerisch wirkt, eine Copie von Sansovino's Bibliothek von San-Marco, und aus der Nachbarschaft von Venedigs Piazzetta und bläulichem Lagunenmeer unter Londons feuchten Himmel gesetzt, ein Bild der Opulenz, die alles kann. Es ist der schwere Grundbesitz von England, der beispiellose Reichthum seiner fürstlichen Domänen und der mit dem Boden gleichsam verwachsene Einfluß seiner weitverzweigten Familien, welche den Vorübergehenden aus den tiefen Fenstern und den dorischen und ionischen Säulen dieses Palastes anblicken. Das Innere desselben bleibt nicht hinter dem Aeußern zurück. Die Zimmer, unter denen das Frühstückszimmer (Coffee-room) 92 Fuß lang, 37 Fuß breit und 21 Fuß 6 Zoll hoch ist, zeugen von der ausgesuchtesten Pracht. Hier versammeln sich Mitglieder beider Häuser, Männer, fast ohne Ausnahme von der höchsten gesellschaftlichen Stellung, die kleinen Könige, welche den Grund und Boden von England zwischen sich getheilt und den andern nichts gelassen haben als die beweglichen Güter, den Dampf, das Papier, die Schiffe und das Meer; die geborenen Vertreter der conservativen Interessen, von jenem altmodischen Landjunker, dessen Vorfahren noch vor hundert Jahren ihren Rothwein für den König „über dem Wasser" tranken und die jetzt regierende Dynastie „ein Pack von hannoverischen Ratten" nannten, bis zu jener modernsten Schattirung der Partei, deren Politik eine Färbung feudaler Romantik hat, dem „jungen England" D'Israeli's. Der „Conservative" ist jünger als der „Carlton Club" und gewissermaßen die Filiale desselben für diejenigen Tories, welche in diesem keine Aufnahme finden konnten. Der Stifter des Carlton Clubs ist „der eiserne Herzog", Wellington, und die Zahl seiner Mitglieder beschränkt sich auf 800. Obwol diese, wie gesagt, der reichsten Klasse von England angehören, so beträgt das Eintrittsgeld in den Club doch nur 15 Pfd. St., der jährliche Beitrag nur 10 Pfd. St., ersteres nicht mehr und letzteres weniger in der That als bei der Mehrzahl der andern Clubs, deren Stärke nicht gerade die Güter dieser Welt sind. Aber es bedarf nur einer Gelegenheit, um zu zeigen, was diese „Herren von England" vermögen. Wenn es den Sturz eines Whigministeriums gilt, dann kann man es wahrnehmen, daß die Triebräder dieser politischen Werkstatt von Gold sind. Wenn es darauf ankommt, neue Stimmen zu gewinnen oder alte zu sichern, und bei einer Wahlbewegung ganze Dörfer und Marktflecken in stattlichen Kutschen nach der Wahlurne transportirt und ganze Grafschaften betrunken gemacht werden

müssen, so werden in diesem Club an einem Abend an 40—50000 Pfd. St. gezeichnet, und bei einer der letzten Krisen, welche das herrschende Gouvernement bedrohten, soll er eine Summe von nicht weniger als einer halben Million zu seiner Verfügung gehabt haben.

Ein rechter Whig wird an einem rechten Tory niemals viel zu loben haben, und es versteht sich von selbst, daß ihm auch sein Clubhaus nur wenig gefällt. „Der Carlton ist ein auf die Sinne berechnetes Gebäude", sagt der Whig, „mit seinen pomphaften bunten Säulen und überladenem Zierath, wie ein Mann mit Ringen an allen Fingern, dicken goldenen Ketten und schwerem Petschaft, oder schlimmer noch, wie ein geputztes Frauenzimmer; seine Höhe stimmt nicht zu seiner Länge, seine Pracht nicht zu seinen Proportionen und alles zusammen nicht zu dem Klima von London, in welchem sein rother Granit bald genug verwittert sein wird." Diese letztere Behauptung hat sich nun zwar nicht bestätigt, denn der Glanz der Säulen hat sich seit 1854 um nichts verändert, doch ist so viel allerdings wahr, daß der Reformclub, der Hauptclub der Whigs, in einem viel ernstern Stil erbaut, fast schmucklos neben seinem prunkenden Nachbar erscheint. Beide Clubs stehen Seite an Seite, in Pall Mall, nur durch einen schmalen Gang getrennt, welcher nach Carlton Garden führt, und sie bilden in politischer Beziehung kaum einen stärkern Gegensatz als in architektonischer. Das Clubhaus der Whigs macht durchaus den Eindruck der Einfachheit, der planvollen Harmonie und einer gewissen nüchternen Grandeur; es sieht aus wie ein römischer Republikaner neben einem üppigen venetianischen Nobile, und es hat nichts in seinem Aeußern, was die Sinne anregt, nichts für die Phantasie, sondern allein etwas Strenges, was an die Pflichten des Lebens mehr erinnert als an dessen Genuß. Der Stil dieses Gebäudes ist der rein italienische des 16. Jahrhunderts, in welchem „jener mehr poetische Hauch, jene lebensvollere Phantasie der Werke des 15. Jahrhunderts schon etwas verringert erscheint" (Kugler), und in der That schwebte das Muster des Palazzo Farnese in Rom, von Sangallo begonnen und von Michel Angelo vollendet, dem londoner Architekten (Barry) vor, welcher namentlich die von Säulentabernakeln eingefaßten Fenster seinem Vorbild entlehnte.

Es ist keine Frage, daß von den beiden Clubs der beiden großen politischen Parteien derjenige der Whigs treuer dem englischen Nationalcharakter ist, welcher die Entfaltung nach außen, das Zurschautragen wenig liebt. Je maßvoller daher die Wirkung ihres Clubhauses ist, wenn man es von der Straße betrachtet, um so mehr überrascht den Eintretenden der wahrhaft fürstliche Luxus, der im Innern herrscht. Eine große Halle, von der ganzen Höhe des Gebäudes, empfängt ihn und ein Aufgang von wenigen Stufen führt ihn zu dem Salon, welcher von einer künstlerisch entworfenen Colonnade umgeben ist, deren Säulen von reichem Scagliolia-Marmor auf Basen von dunkelrothem Porphyr ruhen. Die Colonnade trägt eine Galerie, von welcher sich graziös die korinthischen Säulen erheben, und darüber wölbt sich wie eine schimmernde Kuppel das Krystalldach. Die Wände sind von farbigem Marmor, in welchen hinter der Colonnade lebensgroße Porträts der berühmtesten Reformer und über der Galerie Frescogemälde, die Poesie, die Musik, die Malerei und die Sculptur darstellend, eingesenkt sind. Der Fußboden ist Mosaik und das Ganze bildet einen Anblick von fast überwältigendem Glanz. Wie in einem italienischen Palast führt eine Treppe aus dieser Halle zu der obern Galerie, auf welche sich ringsum die verschiedenen Gemächer des Gebäudes öffnen, die Speisezimmer, die Karten- und Billardzimmer, die Gesellschaftszimmer u. s. w. Vielleicht das anziehendste von allen ist das Bibliothekzimmer, ein nobles Gemach, ein ganzes Stockwerk hoch, voll von Ruhe, Behaglichkeit und Büchern. Schöne Säulen tragen die Wölbungen der Decken, reiche Portièren verhüllen die Thüren, schwere Teppiche bedecken den Boden, kostbare Bücherreihen schmücken die Wände, weiche Sessel laden zum Nachdenken ein und durch

ein großes Fenster blickt und athmet die ganze Frische, der Schimmer des Grüns und der Resedageruch von Carlton Garden. Ein solches Zimmer und eine solche Bibliothek könnten wol den stillen Neid des Mannes erregen, welcher die Bücher liebt. Vielleicht gibt es kein schöneres Studirzimmer in der Welt. Eine wunderbar gute Luft, welche die Brust mit Behagen füllt, und eine den Augen und dem Geist wohlthätige Mischung von Licht und Schatten ist hier immer. Das tiefe Grau der Marmorwände, gehoben durch einen geringen, aber hinreichenden Schmuck goldener Ornamentik, scheint berechnet für jene Ruhe des Gemüths, welche dem Nachdenkenden so nothwendig, und das scharlachene Roth der Damastvorhänge, Saffiansessel und Ledereinfassungen der Bücherschränke bringt eben jenen Anhauch eines warmen Tons in die Temperatur des Zimmers, welcher sich unvermerkt der Temperatur der Seele mittheilt. Eine Sammlung von 10000 Bänden ist in den Fächern enthalten, prächtig gebunden, sorgfältig gewählt und übersichtlich geordnet nach dem System Panizzi's, des großen Reformers vom British Museum, und außer dem Theil, welcher die schönwissenschaftliche und Reiseliteratur begreift, soll hier die reichhaltigste politische Bibliothek des ganzen Königreichs aufgestellt sein.

Aber das wahre Wunder des Reformclubs ist seine Küche. Denn auch ein Mann von liberalen Grundsätzen kann die Freuden der Tafel lieben, wie ja bekanntlich noch kurz vor dem Hinscheiden Lord Palmerston's, „old Pam's", ein Mitglied der Diplomatie zur Entschuldigung für alles, was er sonst an dem alten Whig auszusetzen hatte, seinen österreichischen Collegen gesagt haben soll: „Mais on dîne fort bien chez lui." Nun, der Reformclub war glücklich genug, sich die Dienste eines solchen Künstlers zu sichern, wie Soyer, von unsterblichem Ruhm in den Annalen der Gastrosophie. Manche seiner gelungensten Erfindungen haben ihren Ursprung bei den Diners, welche dieser Club hervorragenden Gästen gab; denn es war der Ehrgeiz dieses seltenen Mannes, die Tafel bei solchen Gelegenheiten nicht nur mit guten, sondern auch mit neuen und zuweilen sogar mit witzigen Gerichten zu schmücken, und unter seinen größten Erfolgen waren die „Windbeutel à la Clontarf" zu Ehren O'Connell's und das „Eis à l'Ibrahim-Pascha" zu Ehren des Pascha von Aegypten, 1846. Das Atelier, in welchem dieser Meister arbeitete, mit andern Worten: die Küche des Reformclubs, soll eine von den größten Sehenswürdigkeiten Londons sein, nur mit dem Unterschiede, daß man sie nicht zu sehen bekommt. Doch war eine Dame, die Vicomtesse de Mallville, so begünstigt, in dieses Sanctuarium einzudringen, dessen Geheimnisse von ihr (im „Courrier de l'Europe") folgendermaßen geschildert werden:

„Diese Küche ist geräumig wie ein Ballsaal und weiß wie eine junge Braut. Der allmächtige Dampf, dessen Lärm das Ohr begrüßt, wenn man eintritt, verrichtet hier alle möglichen Dienste; er vertheilt eine gleichmäßige Hitze auf eine lange Reihe von Gerichten, wärmt die Metallschüsseln, in welche die verlangten Gerichte gelegt werden, dreht die Spieße, schöpft das Wasser, bringt die Kohlen herauf und das gebrauchte Geschirr hinunter, wie ein geschickter und unermüdlicher Diener. Hier sind wir vor einem achteckigen Apparat, welcher den Mittelpunkt des Etablissements einnimmt. Ringsum siedet das Wasser, brodeln die Schmorpfannen, und ein wenig weiter ist ein beweglicher Ofen, von welchem die Fleischstücke in saftigen Braten verwandelt werden. Hier sind Saucen und Brühen, Suppen und Bouillons. In der Entfernung sieht man holländische Oefen, Marmormörser, Kamine mit Holzfeuer, Eisplatten für Fische und verschiedene Abtheilungen für Vegetabilien, Früchte, Kraut und Gewürze. Man sollte nach dieser Aufzählung sich einen Zustand allgemeiner Confusion vorstellen. Doch würde man sich irren. Die Ordnung ist so vollständig, ihre Vertheilung als Ganzes und ihre Beziehungen zueinander im einzelnen so durchdacht, daß man wenig sieht und gar nichts hört von allen den obenbeschriebenen Dingen, daß man eines Führers bedarf, um sie zu entdecken,

und ein gut Theil Zeit und Nachdenken, um alle diese Entdeckungen im Geiste zu klassificiren."

Die übrigen Clubs von Pall Mall und den benachbarten Squares, deren Specialität meistens durch ihren Namen angedeutet wird, sind: der Armee- und Flottenclub (The Army and Navy Club), der Club der Garden, des Vereinigten Dienstes (United Service), der Oxford und Cambridge Club, der Orientalische Club, für die Mitglieder der ostindischen Armee und Verwaltung, der Union Club, eine Vereinigung von Kaufleuten, Juristen, Parlamentsmitgliedern und Gentlemen im allgemeinen, der Club der Reisenden (The Travellers), in welchen statutenmäßig niemand aufgenommen werden kann, „welcher nicht gereist ist aus den britischen Inseln auf eine Entfernung von wenigstens 500 (engl.) Meilen, in directer Linie von London".

Der Club der Literatur und Kunst ist das Athenäum, gegründet im Jahre 1827 von einer Anzahl von Notabilitäten, unter denen Walter Scott und Thomas Moore waren. Das Clubhaus, in griechischem Stil und mit einem säulengetragenen Fries, auf welchem in schöner Nachahmung die athenischen Jünglinge und herrlichen Rosse der panathenäischen Procession vom Parthenongiebel erscheinen, ist eins der bemerkenswerthesten Gebäude des Waterloo Place und bedeckt zum Theil denkwürdigen Boden, die Stelle, wo bis zum Jahre 1826 Carlton House, der Palast des Prinz-Regenten, gestanden. Weisheit und Tugend, der Ruhm der Schriftsteller, Maler und Bildhauer, in ehrlicher Arbeit gewonnen und makellos bewahrt, folgten hier auf dem Fuße jenen Irrthümern des Herzens, jenem Leben ohne Ernst und Weihe, jener Indifferenz gegen die öffentliche Meinung, welche sich immer rächen wird, so oft man den Namen Georg's IV. ausspricht. Eine Kolossalfigur der Minerva über der römisch-dorischen Eingangspforte hat das Wächteramt übernommen, welches einst, in den Blütetagen der Regentschaft, Big Ben, der kolossale Thürhüter des Prinzen, versah, und wo sich einst die Genossen seiner Feste trafen, da haben sich seitdem in der hohen Halle, unter den Säulen des Lysikrates, bessere Männer und zu bessern Zwecken versammelt. Keusche Statuen schmücken den Raum und eine vortreffliche Bibliothek, dem besondern Charakter dieses Clubs angemessen, ist auch hier. Der Club zählt 1200 Mitglieder, und es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn man sagt, daß alle Berühmtheiten der Gegenwart in dieser Zahl einbegriffen sind und daß nirgends sich so wie hier mit den eigentlichen Vertretern der Literatur und Kunst die Patrone derselben, geistliche und weltliche Peers, Bischöfe, Nobelmänner und Angehörige jeden Standes in freiem Verkehr bewegt hätten. Das Athenäum war lange der Mittelpunkt der schriftstellerischen Kreise von London; hier pflegte man immer die Fremden von Distinction zuerst einzuführen und den Eintritt zu erhalten ward für die Einheimischen immer mehr ein Ziel des Ehrgeizes. Vielleicht zu sehr für die ursprünglichen Tendenzen desselben, denn wenn wir dem Blatte glauben dürfen, welches man wol das Blatt dieses Clubs nennen kann, weil es aus der Mitte desselben hervorgegangen ist und unter Englands kritischen Journalen immer den Rang eingenommen hat, wie in Englands Gesellschaft der literarische Club, dessen Namen und Bild es trägt — wir meinen das Athenäum —, so hätte sich in letzter Zeit durch das Ueberwiegen jenes fremden Elements die Bedeutung desselben in etwas verringert. „Ein hervorragender Geistlicher", heißt es in dem genannten Blatt (Nr. 2001, S. 295), „dessen Namen zwei oder drei Jahre lang auf der Candidatenliste war, fragte neulich den Secretär, wann denn endlich für ihn eine Chance sei, Mitglied zu werden? «Werden Sie nur ein Bischof, Sir», war die Antwort, «und die Sache macht sich von selbst.»"

Mit bemerkenswerther Kühnheit wagt das Athenäum die Behauptung, daß es auch unter den Bischöfen der Kirche und den Richtern der hohen Höfe von England einige sehr langweilige, ungenießbare und ungesellige (unclubable) Leute gebe, und daß diese,

vereint mit dem reichen Kaufmannselement von London, das meiste dazu beigetragen hätten, die Natur eines Clubs zu verändern, welcher ursprünglich gegründet worden sei für die Mitglieder des Gelehrtenstandes, Künstler, Autoren und Männer mit verwandten Neigungen, und welcher, obwol die „Ritter vom Geiste" (the brotherhood of intellect) noch zahlreich genug vertreten und die Crême des Athenäum noch immer an der alten Stätte gefunden werden, doch aufgehört habe, das zu sein, was er einst gewesen.

Dies mag der Grund sein, weswegen man im Augenblick damit umgeht (wie aus dem Inseratentheil des Journals ersichtlich), einen Neuen Athenäum-Club zu gründen, wie es wol auch der Grund war, weswegen einige von den berühmtesten „Athenern" den Aufenthalt im Garrick-Club vorzogen. Dieser Club, zunächst für die Mitglieder und Freunde der Kunst, in welchem der Mann, dessen Namen er angenommen, so sehr geleuchtet hat, dann aber ein beliebtes Rendezvous für Schriftsteller und Künstler im allgemeinen, hat den alten Boden heilig gehalten, auf welchem zur Zeit des „kleinen David" noch Rang, Reichthum, Gesellschaft und Mode sich bewegten, die Gegend von Coventgarden.

In diesem Club sah man bis vor wenigen Jahren täglich einen Mann mit greisen Haaren, obwol seine Figur noch kräftig und sein Gesicht keine Spur außer der des gereiften Urtheils, des feinen Geistes und des Wohlwollens zeigte. Täglich aus den glänzenden Umgebungen des Westends kam er hierher, um diesen Fleck Erde zu betreten, den er liebte und kannte wie kein zweiter in London, und um sich an die großen englischen Humoristen, seine Vorbilder zu erinnern, er, der größte von Englands neuern Humoristen, Thackeray. Einen langen Zeitraum hatte er zu durchpilgern von jenen kleinen und räucherigen Stuben, „wo sich gewöhnlich die beste Gesellschaft nach dem Theater versammelte, um Piquet zu spielen und sich zu unterhalten, wo man blaue und grüne Bänder mit Sternen sah und nicht blos englische Blätter mit den auswärtigen Ereignissen, sondern auch moralische Zeitschriften hatte" (Defoe); weit war der Weg von jenen Tavernen, in denen „der jedesmalige Präsident immer den Wein mitbringen mußte" (Swift), bis zu den hohen Hallen und silberschimmernden Speisesälen der verschiedenen Clubs, denen Thackeray angehörte. Von allen diesen Clubs war der Garrick sein liebster Aufenthalt. Hier, umgeben von den letzten Erinnerungen an die Königin Anna und die vier George, war seine Welt. „Die beiden großen Nationaltheater auf der einen Seite, ein Kirchhof voll moderiger, aber nicht sterbender Berühmtheiten auf der andern; ein Saum von Häusern, in jedem Theil besetzt mit Anekdote und Geschichte; eine Arcade, oft düsterer und einsamer als ein Kathedralenflügel; ein reicher Haufe von alten braunen Tavernen, eine von ihnen gefüllt mit der bildlichen Darstellung vieler Schauspieler, lange schon schweigsam, welche noch einmal schmollen oder lächeln auf die Enkel ihrer todten Bewunderer; ein Etwas in der Luft, welches nach alten Büchern, alten Bildern, alten Malern und alten Schriftstellern riecht; ein Platz, den man vor allen Plätzen wählen würde, die Glocken um Mitternacht zu hören; ein Krystallpalast, der Repräsentant der Gegenwart, welcher schüchtern aus einem Winkel auf viele Dinge der Vergangenheit hereinblickt; eine verwelkte Bank, welche von einem betrügerischen Beamten trocken gesogen worden ist; ein plattes Gebäude, mit hundert Säulen und kapellenartigen Fronten, welche beständig knietief in Körben, Blumen und herumgestreuten Vegetabilien stehen; ein gemeinsamer Mittelpunkt, in welchen die Natur ihre gewähltesten Gaben ausschüttet und wo die freundlichen Früchte der Erde oftmals die schmalen Durchgänge fast verstopfen; eine Bevölkerung, welche niemals zu schlafen scheint und alles, was in ihrer Macht ist, thut, um andere am Schlafen zu verhindern; ein Platz, wo die spätesten Soupers und die frühesten Frühstücke einander auf den Fußwegen begegnen", das ist Coventgarden,

„mit einigen seiner umgebenden Züge", wie Thackeray ihn oft gesehen und zum letzten mal sah am 22. Dec. 1863.

Jene braune Taverne, „gefüllt mit der bildlichen Darstellung vieler Schauspieler, lange schon schweigsam", unter ihnen auch das Porträt von Perdita-Robinson, welche in dem Roman des Prinzen von Wales eine so lieblich-traurige Rolle gespielt, — der alte Garrick-Club ist nicht mehr und ein neuer steht einige hundert Schritte weiter westwärts. Wenige Monate, nachdem Thackeray für immer zu den Genossen seines Ruhms und seiner Unsterblichkeit gegangen, ist das alte Gemäuer gestürzt, niedergerissen und fortgeräumt worden, „und sein Ort wird ihn nicht mehr kennen".

Aber unter den großen Schatten, denen der Geschichtschreiber, der Novellist und Liebhaber der Vergangenheit dort begegnet, ist nun auch der von Thackeray.

---

# Die Betheiligung der preußischen Marine am preußisch-österreichischen Kriege von 1866.

Der gewaltige Kampf zwischen Preußen und Oesterreich um die Herrschaft in Deutschland konnte nur auf dem festen Lande entschieden werden. Die Marinen beider Länder mußten in demselben nur eine nebensächliche Rolle spielen, und wäre der Krieg auf Preußen und Oesterreich allein beschränkt geblieben, so würden höchst wahrscheinlich die beiderseitigen Flotten gar nicht in Action getreten sein. Der Mangel an Rückzugshäfen und der über 1000 Meilen weite Weg würde die einen ebenso wol von der Fahrt nach dem Mittelmeer, wie die andern von der nach der Nord- und Ostsee abgehalten haben. Die Betheiligung Italiens, in welchem der österreichischen Marine ein ebenbürtiger Gegner erwuchs, hielt diese außerdem vollständig im Süden fest. Bis zur Entscheidung Hannovers über seine zukünftige Stellung in dem Conflict wurde deshalb die Rüstung der preußischen Marine ziemlich lau und nur als Demonstration betrieben, um bei den Wechselfällen des Kriegs etwaigen Gelüsten Dänemarks entgegenzutreten. Zu diesem Zwecke wurde im Hafen von Kiel unter Contreadmiral Jachmann ein Geschwader aus fünf großen Dampfcorvetten, einem Panzerschiff und drei Kanonenbooten erster Klasse gebildet.

Die rasch fortschreitenden und theilweise unerwartet kommenden Ereignisse machten indessen bald eine Veränderung in diesen Dispositionen nöthig und führten Mitte Juni 1866 noch zur Bildung einer Nordseeflotille aus einer kleinen Corvette (Nymphe), zwei Panzerschiffen (Arminius und Prinz Adalbert) und fünf Kanonenbooten. Den Befehl über diese Flotille erhielt der Corvettenkapitän Hook, der mit der Nymphe aus dem Mittelmeer zurückerwartet wurde. Bis zu seinem Eintreffen im Anfang Juli wurde er vom Commandanten des Arminius, Corvettenkapitän Werner, vertreten.

Als die Preußen in Holstein einrückten, die Oesterreicher sich nach Altona zurückzogen und die Haltung Hannovers so zweideutig wurde, daß eine gegen Preußen gerichtete Vereinigung der hannoverischen Truppen mit der Brigade Kalik in Aussicht stand, erhielt die Flotille, soweit sie gefechtsfertig war, Befehl, nach der Elbe zu gehen, um dort die bevorstehenden kriegerischen Operationen des Generals von Manteuffel zu unterstützen. Bis zum 14. Juni waren bereits das Panzerschiff Arminius, der Aviso Loreley und die Kanonenboote Cyklop und Tiger vor Altona eingetroffen, während drei andere Kanonenboote: Blitz, Basilisk und Wolf, in den nächsten Tagen erwartet wurden.

Der Hauptzweck der Fahrzeuge war wol, der Brigade Kalik den Weg über die Elbe nach Hannover abzuschneiden, falls die jeden Augenblick erwartete Kriegserklärung ein-

treffen sollte, bevor Holstein von den Oesterreichern geräumt war. Nebenbei sollte gewiß auch auf das österreichischgesinnte Hamburg und auf Hannover ein Druck ausgeübt werden. Zu dem Abschneiden der Oesterreicher kam es jedoch nicht. Sie zogen bereits in der Nacht des 12. Juni stillschweigend, und, weil der Krieg noch nicht erklärt war, unbelästigt von der Flotille über die Elbe, während am 13. Juni Altona von den Preußen besetzt wurde.

Am 14. Juni abends war dedie Abstimmung Hannovers am Bundestage in Berlin bekannt und preußischerseits natürlich als Kriegserklärung aufgefaßt. Hätte die hannoverische Regierung ahnen können, daß damit ihr Schicksal besiegelt war und daß mit solcher Energie und Schnelligkeit gegen sie vorgegangen werden würde, sie hätte wol gezögert, eine so verhängnißvolle Entscheidung zu fassen.

Am 15. Juni mittags standen 6000 Mann Infanterie, ein Regiment Cavalerie und eine Abtheilung Artillerie in Altona. Nachmittags 5 Uhr an demselben Tage befand sich bereits diese ganze Heeresabtheilung, die Avantgarde des Manteuffel'schen Corps, auf hannoverischem Boden. Fünf Bataillone Infanterie wurden mit Hülfe der Flotille über die Elbe gesetzt, während Artillerie, Cavalerie und ein Bataillon Infanterie über die Elbinsel Wilhelmsburg marschirten, die mit dem hamburgischen und hannoverischen Ufer durch Dampffähren verbunden wird.

Den erstaunten Bewohnern Altonas, Hamburgs und Harburgs wurde es auf einmal klar, daß Preußen wirklich Ernst machte. Nach zuverlässigen Nachrichten hatten die Hannoveraner am 16. Juni Harburg mit 4000 Mann gemischter Truppen besetzen wollen, jetzt waren ihnen die Preußen mit 5000 Mann zuvorgekommen.

Jedes Kanonenboot nahm 500 Mann an Bord und außerdem noch drei Schuten mit je 100 Mann auf Schlepptau, sodaß 2500 Mann auf einmal, und die gesammten Truppen in zwei Fahrten über die dort $1\frac{1}{2}$ Meilen breite Elbe befördert wurden.

Schon bei dieser Gelegenheit zeigte sich die Energie, die musterhafte Ordnung, die umsichtige Führung und das tadellose Ineinandergreifen aller angeordneten Bewegungen, welche die ganze preußische Kriegführung seitdem gekennzeichnet und ihr so wunderbare Erfolge verschafft haben, in glänzendem Lichte.

Die Truppen standen an zwei verschiedenen Anlegeplätzen, wo die Kriegsfahrzeuge fertig lagen, aufmarschirt. An den zum Wasser führenden Treppen waren außerdem die Schuten so vertheilt, daß die Einschiffung an sechs verschiedenen Punkten gleichzeitig stattfinden konnte. Vorher war genau ermittelt, wieviel Mann jedes Fahrzeug aufnehmen konnte; sobald die Schuten gefüllt waren, wurden sie von den Seeleuten an den Dampfern befestigt, und diese verließen unter den Klängen der Regimentsmusiken und patriotischer Lieder mit ihrer kriegerischen Last das Bollwerk, um sie an das jenseitige feindliche Ufer zu tragen.

Tausende von Zuschauern hatten sich herbeigedrängt. Der größte Theil derselben gehörte nicht zu den Preußenfreunden, die Hurrahs der abfahrenden Truppen wurden nicht erwiedert; aber ein Blick auf die schweigende versammelte Menge genügte dennoch, um zu sehen, daß das vor ihren Augen sich vollziehende Schauspiel einen gewaltigen Eindruck auf sie machte.

Der kriegerische und gute Geist, die Ruhe und Disciplin, welche sich überall bei den Truppen kundgab, widersprach offenbar den Erwartungen der Menge und den durch eine verblendete Presse verbreiteten Schilderungen. Hier sahen die Holsteiner ein Regiment rheinische Landwehr vor sich vorüber und in Feindes Land ziehen — seit kaum acht Tagen war fast jeder Mann desselben aus dem Kreise seiner Familie, vom häuslichen Herd gerissen — aber zeugte der fröhliche Gesang, das Hurrahrufen von der Widerwilligkeit und dem schlechten Geiste, der in der Landwehr herrschen sollte? Wahrlich, wer

Zeuge dieser Einschiffung war, wer es sah, mit welcher Freudigkeit Linie und Landwehr dem Feinde entgegenzog, der konnte nicht mehr zweifeln, daß solche Truppen siegen mußten.

Am 16. Juni vormittags wiederholte sich das Schauspiel vom vorigen Tage. Neuntausendachthundert Mann, das Gros der Manteuffel'schen Division, wurde in vier Stunden über die Elbe gesetzt und das Hauptquartier des Generals in Harburg aufgeschlagen.

Hatte somit die Marine Gelegenheit gehabt, schon bei diesem Flußübergange wesentliche Dienste zu leisten und es möglich zu machen, daß derselbe mit solcher Präcision und so überraschender Schnelligkeit stattfinden konnte, so sollte sie auch an der ersten Waffenthat des Kriegs, an der Ueberrumpelung von Stade, einen ehrenvollen Antheil haben.

Schon seit mehrern Wochen vor Ausbruch des Kriegs war in den Zeitungen von bedeutenden Truppenconcentrationen bei Stade die Rede gewesen, man sprach von 6000 Mann und beträchtlichen Artilleriemassen. Zwar erhielten die Preußen Nachricht, daß nach der Besetzung Harburgs ein großer Theil dieser Truppen südwärts abgerückt sei, indessen war es doch nicht gerathen, bei dem beabsichtigten Vormarsch auf die Stadt Hannover feindliche Streitkräfte in der Flanke und im Rücken zu lassen, und General von Manteuffel beschloß deshalb, sich der Festung Stade zu bemächtigen, und zwar in echt preußischer Weise durch eine kühne nächtliche Ueberrumpelung. Es war beabsichtigt, diesen Handstreich von der Elbseite mit Hülfe der Flotille auszuführen und zwar je nach Umständen entweder bei Twielenfleth oder Brunshausen, beide eine halbe Stunde von Stade entfernt, zu landen. Bei Brunshausen befand sich jedoch eine Strandbatterie von acht schweren Geschützen, die sowol bei der Landung als bei einem etwaigen Rückzuge sehr gefährlich werden konnte und deshalb zuvor unschädlich gemacht werden mußte. Diese Aufgabe fiel der Flotille zu und wurde von den Seeleuten mit großer Freude begrüßt. Am Abend des 16. Juni verließen Arminius und Cyklop Altona; ersterer legte sich jenseit der Barre von Blankenese vor Anker, letzterer sollte die Expeditionsboote bis in die Nähe der Batterie schleppen, kam jedoch auf dem blankeneser Sande infolge der Dunkelheit fest, und so mußten die Boote die noch übrigen drei Meilen rudern. Mit der Ebbe und gutem Willen wurde diese Strapaze aber bald überwunden. Gegen 1 Uhr wurde unbemerkt gelandet. Die sträfliche Sorglosigkeit der Hannoveraner hatte nicht einmal einen Posten ausgestellt; die Batterie wurde vernagelt und auf mindestens 14 Tage unbrauchbar gemacht, in aller Eile noch die Zollkasse von Brunshausen und der Zollkutter mitgenommen, und noch vor Tagesanbruch waren die 50 Matrosen, welche unter Führung des Kapitäns Werner und Kapitänlieutenants Ulfers den Coup ausgeführt hatten, wieder eingeschifft und am Bord ihrer Fahrzeuge. Unmittelbar nachher kam Militär von Stade, allein wiederum zu spät. Der Arminius trieb mit geöffneten Stückpforten vor der jetzt harmlosen Batterie auf und nieder und detachirte den wieder flott gewordenen Cyklop nach Grauenort, eine halbe Stunde stromabwärts, um auch die dortige Batterie unbrauchbar zu machen. Hier fanden die Preußen jedoch nur Laffetten vor. Seit dem letzten dänischen Kriege, während dessen die Batterie angelegt war, hatten die Hannoveraner noch keine Zeit gehabt, auch die Geschützröhre hinzubringen.

Nachdem dieser Ueberfall so gut gelungen war, wurde die Ueberrumpelung von Stade auf die folgende Nacht des 17. Juni festgesetzt und ein Bataillon unter Oberstlieutenant von Kranach dazu bestimmt. Nach den eingezogenen Erkundigungen befanden sich etwa 500 Mann Besatzung in der Festung, sowie mehrere Batterien Feldartillerie. Die Einnahme der Stadt konnte nur durch Erstürmung der Thore geschehen und 30 Matrosen von der Loreley und dem Cyklop unter Führung des Commandanten der Loreley, Kapitänlieutenant Ratzeburg, erhielten den erbetenen ehrenvollen Auftrag, an der Spitze der Sturmcolonnen die Thore zu sprengen. Der Arminius nahm keinen Theil an dieser Action,

da er am 17. Juni abends Ordre erhielt, nach der Weser abzugehen und die dortigen drei Forts in der Nähe von Bremerhaven zu nehmen.

Mit Anbruch der Nacht schiffte sich das Kranach'sche Bataillon auf der Loreley, dem Cyklop und einem Privatdampfer ein und langte gegen 12 Uhr in der Nähe von Stade an. Der Cyklop machte mit seiner Abtheilung zuerst eine Scheinlandung bei Brunshausen, während die Loreley und der Privatdampfer bei Twielensfleth anlegten. Nirgends fand sich Widerstand, nicht einmal eine Schildwache war ausgestellt, und wenn man nicht vollständige Kopflosigkeit auf seiten der Hannoveraner voraussetzen will, so erklärt sich dieser Mangel an den allergewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln nur daraus, daß man an die preußische Militärverwaltung entweder den Maßstab des eigenen Landes anlegte oder sich der Tragweite des unheilvollen Bundesbeschlusses vom 14. Juni nicht im geringsten bewußt war und sich im tiefsten Frieden glaubte.

Als der Cyklop bei Brunshausen alles sicher fand, dampfte er nach Twielensfleth zurück, schiffte seine Truppen aus und das Bataillon konnte sich unbelästigt und vollständig unbemerkt für den Angriff von Stade formiren. Es wurden zwei Colonnen gebildet, an deren Spitze sich je 15 Matrosen mit den nöthigen Werkzeugen zum Sprengen der Thore befanden, und der Marsch begann. Die Loreley und der Privatdampfer blieben an der Brücke von Twielensfleth liegen, der Cyklop dagegen ging gefechtsfertig etwas weiter auf den Strom hinaus, um eventuell den Rückzug zu decken. Dazu kam es jedoch nicht. Etwa 1000 Schritt vor Stade, wo sich die Sturmcolonnen theilten, um zwei verschiedene Thore zu attakiren, hielt ein Cavalerievorposten auf der Chaussee. Als er die Preußen erblickte, sprengte er mit verhängten Zügeln zurück, allein abermals zu spät. Mit „Marsch, Marsch" folgten die Preußen, unter den wuchtigen Schlägen der Matrosen brachen die Eisenstäbe der Thore, und mit Hurrah drangen die Stürmenden in die Stadt, ehe die erschreckte Garnison Zeit gehabt hatte sich zu sammeln, geschweige denn einen wirksamen Widerstand zu leisten. Zwar fielen einige Schüsse, wodurch der preußische Bataillonsadjutant in der Schulter verwundet und ein Matrose an der Hand gestreift wurde, und auch die Preußen gaben eine Salve, indessen wurde ihrerseits befohlen hoch zu schießen, und nur ein Hannoveraner verwundet. Der Commandant der Stadt sah ein, daß fernerer Widerstand unnütz sei, und capitulirte. Die Offiziere wurden auf Ehrenwort verpflichtet, nicht weiter gegen Preußen zu kämpfen, und behielten ihre Waffen, die Mannschaften wurden entwaffnet und in ihre Heimat entlassen. Durch diesen kühnen und über alle Erwartung gelungenen Handstreich fiel den Preußen eine außerordentliche Menge von Kriegsmaterial in die Hände, im Werthe von fast 5 Mill. Thlrn., darunter auch 15000 neue Miniégewehre, die für die Bewaffnung einer schleswig-holsteinischen Armee bestimmt gewesen sein sollen.

In Stade erfuhren die Preußen auch genauere Details über die Stärke und die Rückzugslinie der hannoverischen Armee. Es ergab sich daraus, daß der ganze Norden von Hannover, außer den Besatzungen der Weser- und Emsbefestigungen, keine Truppentheile mehr enthielt, welche den Vormarsch des Manteuffel'schen Corps hätten gefährden können. Letzteres marschirte daher mit Zurücklassung einer schwachen Garnison in Stade auf Lüneburg, und da die kriegerische Wirksamkeit der Flotille auf der Elbe vorläufig beendet war, konnten Loreley und Cyklop bereits am 19. Juni dem Arminius nach der Weser folgen, während Tiger und Wolf vorläufig auf der Elbe blieben, um die Communication zwischen Stade, Harburg und Altona aufrecht zu erhalten und das erbeutete Kriegsmaterial nach letzterm Orte zu bringen.

Der Arminius war bis zum 19. Juni morgens durch stürmische Witterung in der Elbmündung festgehalten und langte erst um 2 Uhr mittags mit der Loreley auf der Weser an. In humaner Berücksichtigung neutralen Eigenthums war dem Chef der Flotille

von dem König von Preußen der Befehl ertheilt, bei etwaiger Beschießung der Forts unter keinen Umständen bremerhavener Eigenthum zu beschädigen. Sei dies nicht möglich, so solle eine Beschießung überhaupt nicht stattfinden. Bei der wunderbaren Anlage des Forts mußte aber bei einem Angriffe von der Weser aus nothwendig jeder Fehlschuß entweder in die Stadt Bremerhaven oder in den Hafen gehen, und da somit eine Beschießung nicht zulässig war, beschloß Kapitän Werner, die Forts zu überrumpeln und durch einen nächtlichen Angriff von der Landseite zu nehmen.

Es war jedoch der Marine bestimmt, in diesem Kriege ihre Lorbern auf höchst unblutige Weise zu ernten, denn die bis zur bremer Baake vorausgesandte Loreley erfuhr hier durch ein Telegramm des preußischen Consuls in Bremerhaven, daß die Besatzung der Forts am Morgen, als die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft preußischer Kriegsschiffe in Bremerhaven eingetroffen war, abmarschirt sei. Arminius und Loreley, denen einige Stunden später der Cyklop folgte, dampften nun die Weser hinauf, ankerten vor den Forts, nahmen sie in Besitz und hißten auf ihnen die preußische Flagge auf. Einundvierzig schwere Geschütze, gegen 10000 Geschosse und 4—5000 Pfd. Pulver nebst einer Menge sonstigen Artillerie- und Kasernenmaterials wurden vorgefunden und ohne Schwertstreich erbeutet. Da zur Besetzung der Forts und zur Sicherung des eroberten Terrains keine Landtruppen disponibel waren, mußten die Seeleute der Flotille diesen Dienst thun, der auch bis zum Friedensschlusse von ihnen versehen wurde.

Es blieb nun noch die Einnahme der Emsbefestigungen übrig, wozu am 21. Juni von der Weser die Loreley und von der Elbe der Tiger nach der Emsmündung detachirt wurden. Dort sollten sich bei Knocke eine Strandbatterie und bei der Nesserlandschleuse unterhalb der Stadt Emden noch anderweitige Befestigungen befinden, deren Bewaffnung jedoch nur aus glatten Geschützen bestand. Der Tiger führte zwei gezogene Vierundzwanzigpfünder und die Loreley zwei gezogene Zwölfpfünder, deren Treffähigkeit und Tragweite bei einem etwaigen Kampfe die Minderheit der Geschütze wol aufwog.

Der Tiger langte zwei Stunden vor der Loreley vor der Ems an, ergriff zunächst von der Insel Borkum Besitz, hemmte die Verbindung der Insel mit dem Festlande und nahm dann seinen Weg nach der Knocke. Durch den hannoverischen Lootsen erfuhr der Commandant des Kanonenboots, Lieutenant zur See Stenzel, daß die Batterien bei Emden noch besetzt seien, daß jedoch die gesammte ostfriesische Bevölkerung die regsten Sympathien für Preußen hege und nichts sehnlicher wünsche, als wieder mit dem Lande vereinigt zu werden, unter dessen Herrschaft die Provinz einst in so hoher Blüte gestanden habe.

Gegen 1 Uhr langte der Tiger in der Nähe der Knocke an und schickte ein bewaffnetes Boot ans Land, um die dortige Strandbatterie zu recognosciren, resp. zu vernageln. Diese Batterie war noch preußischen Ursprungs, während der Freiheitskriege auf Befehl Blücher's gegen die Franzosen angelegt und im ersten dänischen Kriege von Hannover renovirt und bewaffnet. Sie enthielt sechs Geschütze, zwei Vierundzwanzigpfünder und vier Zwölfpfünder, war jedoch nicht besetzt und wurde vernagelt. Der Tiger dampfte nun nach Emden hinauf, wo sich die Hauptbatterie befand. Schon aus weiter Ferne ließ sich mit Fernröhren erkennen, daß dieselbe von Truppen besetzt sei, welche sich offenbar zur Vertheidigung anschickten. An eine Ueberrumpelung war deshalb nicht zu denken und Lieutenant Stenzel ankerte zunächst in einer Entfernung von 6000 Schritt, um vor Eröffnung der Feindseligkeiten zu einer friedlichen Uebergabe aufzufordern. Während der Unterlieutenant Glomsda zu diesem Zwecke unter Parlamentärflagge ans Land fuhr, kam auch die Loreley beim Tiger vor Anker und beide Schiffe machten sich fertig, um nach etwaigem Mislingen der Unterhandlungen sofort näher heranzugehen und das Feuer auf die Batterie zu eröffnen.

Dem preußischen Parlamentärboote kam ein hannoverisches mit dem Commandanten der Batterie, Hauptmann von Düring, entgegen.

Der preußische Offizier richtete seinen Auftrag aus und forderte die Uebergabe der Batterie sowie der Stadt Emden unter denselben Bedingungen, wie sie in Stade bewilligt worden waren. Der Hauptmann erklärte sich nicht für ermächtigt, die Capitulation abzuschließen, gestattete aber Unterlieutenant Glomsda, in dem hannoverischen Boote zum Commandanten von Emden, Oberstlieutenant von Freitag, zu fahren. Die Forderung, sich die Augen verbinden zu lassen, lehnte Lieutenant Glomsda ab und es wurde auch nicht weiter darauf bestanden.

Beide Herren wurden bei ihrer Ankunft am Lande vom Bürgermeister von Emden empfangen, welcher den Hauptmann von Düring im Namen der Stadt auf das dringendste ersuchte, keinen unnützen Widerstand zu leisten und Emden nicht den Leiden einer Beschießung auszusetzen. Lieutenant Glomsda unterstützte dieses Gesuch bei dem Commandanten von Emden unter Hinweis auf die bevorstehende Ankunft des Arminius, auf die fast vollendete Besetzung von ganz Hannover durch die Preußen, und Oberstlieutenant von Freitag besaß den Muth, das Gelüst einer Wahrung militärischer Ehre, welches bei Langensalza so namenloses Elend schuf, einer bessern Einsicht zu opfern und zu capituliren. Die Besatzung der Batterie zog mit kriegerischen Ehren ab und legte in Emden die Waffen nieder, welche am 22. Juni morgens mit allen sonstigen Kriegsvorräthen an die Preußen übergeben wurden.

Beim Abrücken des hannoverischen Militärs hatte sich eine zahllose Menschenmenge in der Nähe der Batterie versammelt. Als die hannoverische Flagge heruntergeholt und die preußische aufgehißt wurde, begrüßten drei donnernde Hurrahs der Zuschauer den preußischen Adler und bekundeten dadurch die Sympathien der Ostfriesen für die einstigen Herrscher.

Nachmittags wurde noch die dritte, ebenfalls von ihrer Besatzung verlassene Batterie bei Petkum von 8 Geschützen in Besitz genommen. Außer 22 schweren Geschützen und einer großen Menge Munition erbeuteten die Preußen in Emden auch noch 1450 Gewehre, darunter mehrere hundert neue gezogene. Ebenso wurde in Leer die königliche Lustjacht Königin Marie als Prise und am 27. Juni auch die Insel Norderney für Preußen in Besitz genommen.

Hiermit war die Aufgabe der Nordseeflotille vorläufig erfüllt. Die gesammte hannoverische Küste und damit der Norden des Landes war von ihr erobert und militärisch besetzt. Ohne Blutvergießen hatte sie 8 Festungswerke und Batterien mit 71 Geschützen und einer ganz bedeutenden Masse Armeematerial genommen und dadurch den Landtruppen eine wesentliche Unterstützung bei ihren Operationen geleistet. Da alle genommenen Plätze besetzt werden mußten und Truppen der Landarmee dafür nicht entbehrlich waren, so hatten Offiziere und Mannschaften der Flotille, welche erst Anfang Juli durch die Ankunft der Corvette Nymphe und der Kanonenboote Blitz und Basilisk verstärkt wurden, einen sehr beschwerlichen Dienst. Sie unterzogen sich jedoch den Anstrengungen mit großer Freudigkeit und verstanden es gleichzeitig, durch ihre musterhafte Mannszucht und Humanität überall, wo sie erschienen, den vortheilhaftesten Eindruck zu hinterlassen.

Bei dieser Gelegenheit dürfte es von Interesse sein, einen genauern Blick auf die **nautisch-militärische Wichtigkeit** der von Preußen eroberten hannoverischen **Befestigungen und Häfen**, namentlich an der Weser, zu werfen und ihren Werth näher zu prüfen.

Was den Zustand der Befestigungen in dem Augenblick ihrer Einnahme durch die Preußen betrifft, so bot derselbe im allgemeinen ein trauriges Bild von der militärischen Verwaltung Hannovers. Theils befanden sich die Werke noch in einem ganz unfertigen

Zustande, theils bestand ihre Bewaffnung aus Geschützen, die den Anforderungen der Neuzeit an eine Küstenbefestigung durchaus nicht entsprechen. Unter den 71 genommenen Geschützen waren nur 14, welche sich einigermaßen mit den modernen Schiffsgeschützen hätten messen können, darunter 8 achtundsechzigpfündige Bombenkanonen und 4 gezogene Vierundzwanzigpfünder auf der Hauptweserbatterie bei Bremerhaven und 2 Achtundsechzigpfünder auf der Batterie bei Peikum. Alle übrigen Geschütze bestanden aus glatten Vierundzwanzig- und Zwölfpfündern aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, die den weitreichenden und treffähigen gezogenen Geschützen der preußischen Flotille (Vierundzwanzig-, Sechsunddreißig- und Zweiundsiebzigpfünder) gegenüber vollständig wehrlos waren.

Das einzige Werk, welches feindlichen Schiffen wirksamen Widerstand hätte entgegensetzen können, die Hauptweserbatterie, war noch nicht fertig, obwol seit vier Jahren daran gebaut wird. Die Laffetten standen auf ihren Plattformen, aber die Rohre waren noch nicht eingelegt. Die beiden andern Weserbefestigungen, die Dockbatterie und Fort Wilhelm, konnten bei einem Angriff der Flotille gar nicht in Betracht kommen. Ersteres war eine Strandbatterie von 6 alten glatten Zwölfpfündern, letzteres ein halbkreisförmiger Thurm mit 14 kasemattirten und 8 auf dem gedeckten Wege aufgestellten Geschützen, ebenfalls Zwölf- und Vierundzwanzigpfündern aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, in sehr desolatem Zustande, mit nicht passenden und verfaulten Laffetten, welche bei den ersten Schüssen unbrauchbar geworden wären. Der von Backsteinen aufgeführte und baufällige Thurm stammt aus den zwanziger Jahren und genügt natürlich den Ansprüchen der Neuzeit nicht im geringsten. Ein halbes Dutzend gezogener zweiundsiebzigpfündiger Granaten würden ihn in einen Schutthaufen verwandeln. Ueberhaupt konnte wol nichts die militärische Untüchtigkeit der Kleinstaaterei so schlagend nachweisen, als dieses sogenannte Fort Wilhelm mit seinen unbrauchbaren Geschützen, seinen vermorschten Laffetten, von denen keine zu dem betreffenden Rohre paßte, seiner verrosteten Munition und dem in den feuchten Caponièren aufbewahrten Pulver, das sämmtlich aus dem Jahre 1801 stammte und als eiserner Bestand nie berührt werden durfte. Wenn salutirt werden sollte, wurde neues Pulver gekauft; das alte feuchte und verkuckte durfte unter keiner Bedingung gebraucht werden, es mußte als eiserner Bestand weiter lagern, „bis an das Ende aller Dinge", wenn Preußen dieser Wirthschaft nicht ein Ende gemacht hätte. Die Besatzung konnte deshalb auch gar nichts Vernünftigeres thun, als bei Annäherung der Flotille abzuziehen, und es beweist militärischen Takt von seiten des hannoverischen Commandanten, daß er die Geschütze unvernagelt und unbeschädigt zurückließ. Er zeigte den einrückenden Preußen dadurch, daß er selbst den Geschützen keinen höhern Werth als den von altem Eisen beilegte.

Die Hauptweserbatterie genügt wenigstens in ihrem Bau den militärischen Ansprüchen der Neuzeit, wenn auch nicht in ihrer Armatur. Ihr Platz ist jedoch sehr unglücklich gewählt und es ist schwer zu begreifen, weshalb die Batterie hierher gelegt wurde. Der gesunde Menschenverstand gebietet doch, militärische Schutzwerke nicht in unmittelbarer Nähe vor denjenigen Punkten anzulegen, welche man schützen will. Bei den Weserbefestigungen scheint man jedoch diesem Grundsatze keine Rechnung getragen zu haben.

Wenn man auch die Behauptungen der durch zahllose Chicanen der Welfenherrschaft erbitterten Bremer und Bremerhavener kaum gelten lassen kann, daß die Forts so angelegt seien, um bei einer etwaigen Beschießung Stadt und Hafen von Bremerhaven zu ruiniren, so ist die Wahl der betreffenden Oertlichkeiten mindestens unverständig zu nennen und mit Bezug auf die Hauptweserbatterie jedenfalls auf welfischen Eigensinn zurückzuführen. In einer vom Bunde niedergesetzten Küstenbefestigungscommission, welche vor einigen Jahren die deutschen Küsten zur Bestimmung geeigneter Punkte für Anlage fortificatorischer Werke bereiste, wurde von dem preußischen Mitgliede Generallieutenant

von Moltke dringend befürwortet, die Batterie weiter stromabwärts zu legen, indessen der Vorschlag gerade deshalb von Hannover nicht berücksichtigt, weil er von Preußen kam.

Jetzt liegt die Batterie einige hundert Fuß vom neuen Hafen, nur ebenso weit von dem Petroleumschuppen und 1500 Fuß von der Stadt Bremerhaven entfernt. Bei einer feindlichen Beschießung würde deshalb jeder die Batterie fehlende Schuß nothwendigerweise in die Stadt und den Hafen schlagen und den unermeßlichsten Schaden anrichten.

In viel höherm Grade noch trifft dieser Vorwurf die Dockbatterie am Eingange des neuen und das Fort Wilhelm an der Einfahrt des alten bremer und des geestemünder Hafens. Beide Festungswerke sind unmittelbar von den Häusern der Stadt und den Schiffen des Hafens eingeschlossen und ihre Vertheidigung ließe sich nur unter Aufopferung enormen Privatguts bewerkstelligen.

Als Preußen in den Besitz der Weserforts gelangte, konnte es sich unmöglich der Wahrnehmung dieser Uebelstände verschließen und half ihnen sofort dadurch radical ab, daß es alle drei Befestigungen desarmirte, Fort Wilhelm zu einer Kaserne einrichtete, die Dockbatterie schleifte und die Hauptweserbatterie nur als Pulvermagazin fortbestehen ließ. Die Bremerhavener jauchzten laut auf, als sie ihre drei Zwinguris — wie sie die Forts nannten — so plötzlich unschädlich gemacht sahen und damit auch gleichzeitig alle Rayongesetze fielen, welche Hannover bisher in ausgedehntester Weise auf Bremerhaven angewandt hatte, um dessen Entwickelung zu hemmen und den Hafen von Geestemünde zu heben.

Wie verlautet, sollen preußischerseits die zukünftigen Weserbefestigungen weiter stromabwärts projectirt sein, in der Nähe von Brinkmannshof und Wremen, wo sie schon vor Jahren vom General von Moltke in Vorschlag gebracht waren. Dort wird ihre Vertheidigung keine Schädigung von Privateigenthum nach sich ziehen und ihre Wirksamkeit auch viel bedeutender sein, als in der Nähe von Bremerhaven, weil sich dort das Fahrwasser ganz nahe unter dem rechten Weserufer hinzieht und die Barre zur Ebbezeit größern Schiffen die Weiterfahrt stromaufwärts versperrt.

Natürlich werden diese Vertheidigungswerke so aufgeführt werden, daß sie allen Anforderungen der modernen Kriegführung zur See genügen und jedem feindlichen Kriegsschiffe die Annäherung an den neuerworbenen G e e s t e m ü n d e r H a f e n verbieten.

Letzterer ist wol die werthvollste Eroberung, welche Preußen an der ganzen Nordseeküste gemacht, und gerade jetzt für seine Flotte von größter Bedeutung.

Bekanntlich kaufte Bremen auf Betrieb seines berühmten Bürgermeisters Smidt vor 40 Jahren von Hannover das Terrain, auf dem jetzt Stadt und Hafen Bremerhaven liegen. Das schnelle Emporblühen dieser Colonie und ihre überraschend wachsende commerzielle Bedeutung, hauptsächlich eine Folge der ihren Hauptweg über Bremerhaven nehmenden Auswanderung, rechtfertigte bald glänzend den handelspolitischen Fernblick des klugen Bürgermeisters, öffnete aber gleichzeitig Hannover darüber die Augen, was es sich selbst durch jenen Gebietsverkauf aus den Händen gegeben hatte. Damit trat natürlich der Wunsch in den Vordergrund, aus Geestemünde einen Concurrenzhafen zu schaffen, und während Hannover einerseits alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwandte, um Bremen und Bremerhaven zu drücken, sparte es andererseits keine Mühe und Gelder, um bei Geestemünde einen Hafen zu schaffen, der in jeder Beziehung dem bremer Hafen gleichstehen und ihn vielfach, namentlich in Herstellung einer breitern Schleuse, übertreffen sollte.

Dieser Hafen ist nun seit einigen Jahren mit einem Kostenaufwande von nahezu 4 Mill. Thlrn. vollendet, mit Ausnahme einiger Fehler, wie die zu starke Biegung des Vorhafens, auch zweckmäßig, solid und gut gebaut, mit schönen geräumigen Packhäusern

und einer Eisenbahn nach Bremen versehen und geräumig genug angelegt, um den gesteigerten Anforderungen eines lebhaft erblühenden Handelsverkehrs genügen zu können.

Das Terrain zu einer doppelten Vergrößerung des Hauptbassins war außerdem schon von der hannoverischen Regierung erworben, sodaß dasselbe beliebig erweitert werden konnte.

Trotz dieser Anstrengungen wollte es Geestemünde nicht gelingen, Bremerhaven eine erfolgreiche Concurrenz zu machen. Die Schiffsfrequenz blieb bisher eine sehr mäßige und das langsame Emporkommen Geestemündes war mehr ein künstlich gemachtes als naturgemäßes. Indem daher Preußen den Hafen für Flottenzwecke in Beschlag genommen, schädigt es die Handelsinteressen Hannovers und speciell Geestemündes sehr wenig und um so weniger, als es vorläufig sich mit einem Seitenkanal für die Nordseeflotille und einer kleinen Abtheilung der mächtigen Packhäuser für Depotzwecke begnügt, das ganze Hauptbassin aber und neun Zehntel der vorhandenen geschlossenen und offenen Räumlichkeiten der Handelsschiffahrt gelassen hat. Wie gering die Frequenz im Hafen überhaupt ist, mag man daraus entnehmen, daß bei der Uebernahme durch Preußen sich nur fünf größere Handelsschiffe in demselben befanden und die Schiffahrtsbewegung in den darauffolgenden vier Wochen sich auf zwei Dampfschiffe der amerikanischen Linie und fünf Kauffahrteischiffe beschränkte. Erstere müssen nothgedrungen in Geestemünde einlaufen, weil sie als kolossale Räderschiffe nicht durch die etwas engere Schleuse des neuen bremer Hafens passiren können. Die amerikanische Linie, ein Concurrenzunternehmen des so außerordentlich prosperirenden Norddeutschen Lloyd, macht jedoch so schlechte Geschäfte, daß man ihrem demnächstigen Eingehen entgegensieht, und Geestemünde wird sie deshalb binnen kurzem verlieren.

Der Geestemünder Hafen besteht aus einem in die Weser mündenden Vorhafen, nebst einer doppelten Schleuse von je 80 Fuß Breite. Die Schleusenkammer hat eine Länge von 250 Fuß. An sie schließt sich das Hauptbassin, dessen Dimensionen 1734 Fuß Länge und 400 Fuß Breite bei 26 Fuß Tiefe sind. Gleich links am Eingange des Bassins zweigt sich der von den preußischen Kriegsschiffen jetzt besetzte Kanal rechtwinkelig ab. Er hat eine Länge von 1300, bei einer Breite von 150 und einer Tiefe von 21 Fuß, und an ihn stößt ein zweiter rückwärts bis in die Nähe der Geeste laufende Kanal von ebenfalls 1300 Fuß Länge und 21 Fuß Tiefe, jedoch nur 112 Fuß Breite. Diese beiden Kanäle allein bieten eine Wasserfläche von 338000 Quadratfuß und hinreichenden Platz für die gesammte preußische Dampferflotte, mit Ausnahme der vier großen gedeckten Corvetten. Das große Bassin weist ein Areal von 690000 Quadratfuß auf und kann 20—25 unserer größten Kriegsschiffe fassen. Die beiden mächtigen Packhäuser von je 300 Fuß Länge und 60 Fuß Tiefe sind für Arsenale und Magazine vollständig ausreichend, können aber bei dem vorhandenen Platze noch leicht auf die doppelte Zahl gebracht werden, und für Depots von Kohlen u. s. w. sind Räumlichkeiten genug vorhanden.

Geestemünde eignet sich mithin vortrefflich zu einer Flottenstation, und da der Hafen an der Jade bei den dortigen so außerordentlich schwierigen Bodenverhältnissen wahrscheinlich noch drei Jahre bis zu seiner Vollendung brauchen wird, so ist es für den maritimen Schutz der deutschen Nordseeküsten von größter Wichtigkeit, bis zu jenem Zeitpunkte einen sichern Hafen von hinreichender Tiefe und Geräumigkeit an der Weser zu besitzen.

Außer der erwähnten zu kurzen Biegung des Vorhafens, die nicht nur für lange und schwere Schiffe viel Unbequemes hat, sondern auch ein unausgesetztes Baggern zur Tiefhaltung erheischt, hat aber der Geestemünder Hafen noch einen größern Fehler, indem mit ihm kein Trockendock verbunden ist. Zwar befinden sich in dem Geesteflusse sechs solcher Etablissements, jedoch sind sie für größere Kriegsschiffe, namentlich Panzerschiffe, zu klein. Es ist deshalb erforderlich, ein oder mehrere Trockendocks zu bauen, was wenig

Schwierigkeiten machen wird, da das nothwendige günstige Terrain in der projectirten Verlängerung des Hauptbassins und der Umgebung desselben bereits vorhanden ist.

Die Biegung des Vorhafens freizuschaffen würde dagegen mit großen Hindernissen verknüpft sein, und es dürfte sich deshalb empfehlen, von der rechten vordern Ecke des Hauptbassins einen zweiten Ausgang als graden Durchstich nach der Weser zu schaffen.

Gegen den Jadehafen hat Geestemünde in nautischer Beziehung den Nachtheil, daß jener sich von der See aus bei jedem Wasserstande von den größten Kriegsschiffen erreichen läßt, dieser nur von halber Flut bis zu halber Ebbe, weil sich in der Weser eine Stunde unterhalb Bremerhavens eine Barre befindet. Werden aber in der Nähe derselben die obenerwähnten Festungswerke angelegt, so hat jener Uebelstand nur geringe Bedeutung. Die Schiffe können sich dann unter den Schutz der Batterien zurückziehen, bis sie Wassertiefe genug haben, und es ist nicht wahrscheinlich, daß eine feindliche Flotte rücksichtslos in einen verhältnißmäßig engen Fluß mit gewundenem Fahrwasser eindringen wird, wo sie ohne Lootsen und bei fortgenommenen Seezeichen sich nicht wenden und drehen kann, ohne sich jeden Augenblick der Gefahr des Strandens auszusetzen.

Aus diesem Grunde würden wir auch Geestemünde als Constructionshafen der Jade vorziehen, da es von feindlichen Seestreitkräften viel schwieriger zu erreichen ist als Heppens, dem sich eine Flotte in dem verhältnißmäßig breiten und tiefen Fahrwasser ohne weitere Gefahr als das feindliche Feuer nähern kann.

Bleibt aber Geestemünde neben Heppens Kriegshafen und wird die Nordseeflotte in beiden vertheilt, so wird ein angreifender Feind ein preußisches Geschwader stets im Rücken oder in der Flanke haben.

Hieraus ergibt sich, daß die Erwerbung von Geestemünde für Preußen eine höchst vortheilhafte und wichtige ist. Seine Bestimmung zum Kriegshafen fördert die allgemeinen Interessen Nordwestdeutschlands weit mehr als wenn es Handelshafen bliebe und so nur immer in kümmerlicher Weise fortvegetirte.

Bei der gegenwärtigen Bildung des großen norddeutschen Bundesstaats unter Preußens Aegide mit einer Küstenstrecke von über 200 deutschen Meilen und so großartigen Schifffahrtsinteressen ist die baldige Herstellung einer entsprechenden Flotte durchaus geboten. Allem Anschein nach ist durch den blutigen Krieg des Sommers 1866 Deutschlands Ziel, seine vollständige Einigung, noch nicht erreicht. Vielleicht wird sie sich im Laufe der Zeit auf friedlichem Wege vollziehen, möglicher- und sogar wahrscheinlicherweise steht uns aber deswegen noch ein schwerer Kampf bevor. Dieser Kampf wird dann nicht allein zwischen dem Norden und Süden ausgefochten werden, sondern die Einmischung des Auslandes nach sich ziehen, und dann kommt es darauf an, auch zur See gerüstet zu sein.

Die Bedingungen für die so lange und laut vom Volke herbeigesehnte deutsche Flotte sind jetzt endlich vorhanden. Von der Nordsee bis zum Main wenigstens herrscht jetzt Ein energischer Wille; was Preußen in seiner frühern Größe und bei den gewaltigen Anstrengungen für sein Heer nicht vermochte, auch noch eine mächtige Flotte neben dem letztern zu schaffen, wozu seine Geldmittel nicht ausreichten, das wird das geeinigte Norddeutschland leicht vollbringen können. Die norddeutschen Küsten zählen 50000 Seeleute, die anerkannt besten der Welt; wir besitzen in Kiel und Geestemünde zwei prächtige Häfen, in deren jedem eine Flotte zweiten Ranges Platz hat. In wenigen Jahren wird Heppens fertig und an der Ostküste Schleswigs bietet uns die Natur noch drei bis vier prachtvolle Flottenstationen. Die Elemente der deutschen Flotte sind somit gegeben und wir zweifeln nicht daran, daß sie jetzt bald erstehen und uns dieselbe Geltung zur See schaffen wird, welche der Muth und die Kraft unsers Landheeres zu Lande uns so glänzend errungen haben.

# Ueber die Productionsfähigkeit der drei turkestanischen Steppenländer.

Von Hermann Vámbéry.

Als ich aus Mittelasien zurückkehrte, war ich höchst erstaunt über die Gleichgültigkeit der englischen Politik gegenüber den russischen Eroberungsplanen am Jaxartes. Ich habe in Bezug hierauf im Schlußkapitel meines Reisewerks mich dahin ausgesprochen, daß in Anbetracht der unglücklichen Zustände in jenen Ländern den russischen Waffen der beste Erfolg zu wünschen wäre. Heute hat mich die Erfahrung überzeugt, daß die Sanftmuth des britischen Löwen theilweise ein Ergebniß früherer Fehler, theilweise aber auch dem ehernen Gesetze der Nothwendigkeit zuzuschreiben ist. Die Trostworte: „Wir wollen lieber Rußland zum nördlichen Nachbar in Indien haben als die rauhen Barbaren Mittelasiens!" bedürfen gewiß keines weitern Commentars; wir wollen daher diese Rivalitätsfrage ganz unberührt lassen, denn die Lösung derselben wird gewiß ein Resultat der nächsten Decennien sein; wir wollen uns lieber mit der Frage beschäftigen, was denn wol die unmittelbare Frucht der russischen Plane sein mag, oder, besser gesagt, wir wollen untersuchen, welchen Werth die fraglichen drei Khanate haben, was ihr Boden erzeugt oder bei zweckmäßiger Pflege erzeugen könnte und würde.

Schon der Name „Steppenländer" trägt viel dazu bei, daß der bewohnte Theil Turkestans in Bezug auf seine productive Kraft für unbedeutend gehalten wird; hierzu kommt noch die Armuth und höchst primitive, einfache Lebensweise seiner Bewohner; es ist daher gar nicht auffallend, wenn die zu große Entfernung und die daraus hervorgehende Unkunde irrige Begriffe geschaffen und verbreitet haben. Die Einheimischen, wie auch die orientalischen Reisenden und Geographen, so z. B. Idrisi, Ibni Haukal, Ebulfeda und der gelehrte Fürst Baber gerathen in das entgegengesetzte Extrem, indem sie Turkestan als eins der reichsten Länder der ganzen Erde darstellen und nur Indien einen Vorzug vor demselben zugestehen. Dieser Glaube war früher*) die herrschende Ansicht im westlichen Asien und ich bin demselben an vielen Orten noch in jüngster Zeit begegnet; besonders auffallend war es mir, den egoistischen Iranier zu hören, wie er den Reichthum des tödlich verhaßten Turkestan mit beredtem Munde rühmte. Was uns betrifft, so wollen wir nach Möglichkeit unparteiisch sein, können aber nicht umhin, schon von vornherein zu behaupten, daß Turkestan den uns bekannten Theil der europäischen und asiatischen Türkei, Afghanistan und Persien sowol an Reichthum als auch an Mannichfaltigkeit der Producte weit übertrifft, ja es wäre sogar schwer, in dem sonst so segensreichen und blühenden Europa ein Gebiet zu finden, das dem turkestanischen Steppenlande gleichgestellt werden könnte.

Die Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse ist wesentlich durch die klimatischen Verhältnisse bedingt, deren sich die Uferländer des Oxus und Jaxartes erfreuen. Das Klima ist nicht rauh, doch können wir es auch nicht milde nennen, und obwol es durchschnittlich dem Klima Mitteleuropas entspricht, so muß doch darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Winter an den Ufern des Aralsees und in den gebirgigen Theilen Khokands weit strenger, der Sommer hingegen in südlicher gelegenen Gebieten, besonders aber in Gegenden, welche in unmittelbarer Nähe der großen Sandwüsten liegen, oft ein beinahe tropischer, jedenfalls aber viel wärmer ist als in Mitteleuropa. Der Oxus ist von

*) Die Ebene von Sogdien oder das Zerefschathal zwischen Bokhara und Samarkand wird als ein irdisches Paradies gerühmt, und Hafiz nennt als den größten Schatz, welchen seine Geliebte aufwiegt, die Städte Bokhara und Samarkand.

Kerki und Tschardschu an bis zu den Mündungen fast jeden Winter zugefroren; in Kungrad, Khodscha Ili und am rechten Ufer, wo die Karakalpaks hausen, herrscht gewöhnlich ein sehr strenger Winter, der Schnee bleibt oft wochenlang liegen und stürmische Nordwinde (Ajamudschiz) gehören nicht zu den Seltenheiten. Unter solchen Verhältnissen kann von einem milden Klima nicht die Rede sein; doch habe ich die Sommerhitze in Khiwa schon Anfang Juni unerträglich gefunden und im August war es um Kerki und Belch herum selbst im Schatten so drückend und schwül, wie es kaum in wirklich tropischen Gegenden der Fall ist. Diese klimatischen Differenzen zeigen sich übrigens im Pflanzenreiche schon auf kleinern Strecken. So ist z. B. die Baumwolle von Jengi Uergends weit besser als die von nördlichern Districten, und die Seide von Hezaresp wird im Khanat von Khiwa für ein Product erster Qualität gehalten. Den besten Reis liefert Görlen und die vorzüglichsten Früchte sind in der Umgegend des südlicher gelegenen Khiwa zu Hause. Dieselben Verhältnisse finden wir auch in Bokhara und in Khokand, und nur durch Berücksichtigung derselben wird uns erklärlich, warum jedes der drei Khanate auf verhältnißmäßig kleinem Flächenraum so verschiedenartige Producte hervorbringt, wie man sie sonst nur in größern Ländern, die mehrere Zonen berühren, antrifft.*)

Was die in der That auffallende Ergiebigkeit des Bodens anbelangt, so ist diese — um mich des Ausdrucks der Eingeborenen zu bedienen — einestheils den segensreichen Flüssen, welche die Oasenländer durchschneiden, andererseits aber der Qualität des Bodens zuzuschreiben.

Von den erwähnten Flüssen ist besonders der Oxus sehr wichtig, der auch in Betreff seines befruchtenden Einflusses mit dem Nil verglichen werden kann, obwol sein Wasser noch schmackhafter als das des erstern ist. Ferner der Zerefschan, dessen Name: „Goldstreuer“, schon zur Genüge den Segen andeutet, den er über seine Ufer verbreitet. Auch die kleinern Flüsse, wie z. B. der Schehu Jebz und die Nebenarme des Jaxartes sind nicht minder bedeutend. Wenn wir dem Gesagten noch die Bemerkung hinzufügen, daß die Bewässerung der Felder mit genug Sorgfalt und mit größerer Leichtigkeit geschieht als in andern Theilen Westasiens, so werden wir den Reichthum des Bodens zwar noch immer bedeutend und großartig, aber nicht mehr wunderbar finden.

Wie ich schon in meiner „Reise in Mittelasien“ bemerkte, geschieht die Bewässerung erstens durch Naturkanäle, Arna genannt, welche der unregelmäßige Gang des Oxus sehr häufig mit sich bringt; zweitens durch Japs, gegrabene, kleinere Kanäle, von denen jedes Dorf und jede Colonie theils umgeben, theils mehrmals durchschnitten ist. In jedem Orte von Bedeutung befindet sich ein höherer Beamte, Mirab (Wasserfürst, Wasseraufseher) genannt, der die verschiedenen Wasserleitungen beaufsichtigt und die von Sand gefüllten Theile derselben im Frühjahr reinigen läßt. Während des Winters sind die mit Schleusen versehenen Hauptarnas geschlossen, um gegen Ueberschwemmungen, die beim Abgehen des Eisstoßes leicht vorfallen, geschützt zu sein. Die Reinigung der Kanäle, bei welcher immer mehr die Vertiefung und Verengerung derselben angestrebt wird, findet stets Anfang April statt. Der herausgenommene Sand wird auf beiden Ufern aufgehäuft, welche dadurch oft meilenlangen Schanzen gleichen und mit ihrem kühlenden Schatten das kostbare Naß gegen die heißen Strahlen der Sommersonne schützen.

Uebrigens sind diese verschanzten Gräben, so vortheilhaft sie auch für den Ackerbau sein mögen und wirklich sind, für den allgemeinen Verkehr doch von großem Nachtheil.

*) Die beste Illustration für das im Text Bemerkte ist die Verschiedenheit der Erntezeit in Turkestan. So erntet man z. B. in Belch und in der Umgegend von Andchuj Anfang Juni, in Hezaresp, Khiwa und Karaköl dagegen erst Ende Juni; in Wüstengegenden wird im Juli, in Kungnat und im Norden Khokands aber nur Anfang August geerntet.

Die kostspieligern Kahriz — unterirdische Gräben — in Persien sind daher auch bei weitem zweckmäßiger, da sie noch überdies ihr Wasser reiner und kühler bewahren. In Mittelasien sind die Japs und Arnas große Hindernisse für den Reisenden. Die Brücken sind entweder sehr schlecht oder sie fehlen ganz und gar. Man vergegenwärtige sich nun die Mühe und den schrecklichen Zeitverlust, wenn eine Karavane mit ihren schwer belasteten Kamelen an einem einzigen Tagesmarsche oft 10—15 derartige verschmuzte Kanäle überschreiten muß. Auch den Flüssen selbst sind die vielen Abzapfungen sehr nachtheilig, was wir am besten beim Oxus beobachten können, denn die große Veränderung seines Laufs — indem er früher ohne Zweifel in das Kaspische Meer mündete, heute sich aber in den Aralsee ergießt*) — ist, wenn auch nicht ganz, so doch zum großen Theile diesem Uebelstande zuzuschreiben.

Welches von den drei Khanaten das fruchtbarste sein mag, das ist in der That schwer zu entscheiden, besonders jetzt, wo außer dem beklagenswerthen Conolly niemand im Stande ist, einen Gesammtüberblick über die dortigen Bodenverhältnisse zu liefern. Nach alledem, was ich auf meiner Strecke bis Samarkand gesehen und in Khokand durch meine Reisegefährten, die meist dort zu Hause waren, vernommen habe, wäre ich geneigt — besonders was die Vegetation anbelangt — dem Khanate von Khiwa den Vorzug zu geben, welches zwar weniger bebautes Land hat als die beiden andern Khanate, dieselben aber an Fülle und Qualität der Erzeugnisse weit überragt; nur in der Mannichfaltigkeit und Vorzüglichkeit der Obstgattungen mag es von Bokhara übertroffen werden. In Betreff des Mineralreichs verdient ohne Zweifel Bokhara den Preis, während die vorzüglichste Thierzucht ausschließliches Eigenthum der Nomaden ist.

Der Boden, der nach Tanab (= Strick, ein Tanab zählt 60 Quadratellen) gemessen wird, ist in Khiwa und in Khokand a) Mülk, eigenes Gut, wovon Steuer gezahlt wird; b) Chanlik, Aerargüter, d. h. solches Land, welches entweder die Regierung urbar gemacht hat oder das ihr durch Confiscirung und Eroberung zugefallen ist; von diesem Lande muß ihr ein Drittel des reinen Ertrags abgeliefert werden; c) Jarimdschi, das ist solches Land, welches den Medresse (Schulen), Moscheen oder sonstigen frommen Stiftungen gehört und von welchem ein Viertel des reinen Ertrags gezahlt werden muß. Die Chanlikgüter sind in jedem District von einer gewissen Anzahl Beamten — Müschürüb**) genannt — beaufsichtigt, die zugleich die Taxen einsammeln; die Kirchengüter hingegen werden, wie in andern islamitischen Ländern, von den Mutevalis verwaltet.

Was die Qualität des Bodens im allgemeinen anbelangt, so werden die betreffenden Verhältnisse am besten klar werden, wenn ich sage, daß die erste Qualität culturfähigen Landes auf einen Tanab 100 Batman (ein Batman hat 40 Pfund), die letzte Qualität desselben nie weniger als 60 Batman erzeugt. Und wenn wir hierbei noch in Erwägung ziehen, daß die Bearbeitung des Bodens nicht nur wie überall in Asien eine sehr vernachlässigte, sondern überhaupt eine im höchsten Grade primitive ist, so wird sich der Sachkundige von der großen Fruchtbarkeit des Bodens leicht einen Begriff machen können.

Wieviel Quadratmeilen bebauten oder culturfähigen Landes die drei Khanate besitzen, das ist eine Frage, deren Beantwortung vorläufig noch ganz unmöglich ist. Die häufigen Kriege und Wirren erklären zur Genüge, daß man so zahlreiche Ruinen einst

*) Burnes (Travels in Bokhara, II, 188) bezweifelt überhaupt, daß der Oxus früher einen andern Weg ging, und stützt sich dabei unter anderm auch auf die Aussage der Eingeborenen. Es wird niemand wunderbar vorkommen, daß ich von den letztern eben das directe Gegentheil behaupten hörte. Ja unter den Turkomanen stehen sogar viele Fabeln mit dem frühern Lauf des Oxus in Verbindung.

**) Wie der Name andeutet, so waren diese früher auf die Hälfte des Gewinstes ausgemiethet.

blühender Colonien antrifft, und in Bezug auf das Khanat von Khiwa wenigstens könnte man leicht annehmen, daß der Flächenraum dieser verheerten und verwüsteten Gebiete größer ist als das gegenwärtig bebaute Land. Mit Ausnahme einiger weniger Producte, mit welchen die Khanate untereinander und mit Rußland Exporthandel treiben, wird in allem übrigen nur so viel erzeugt, wie viel der Hausbedarf verzehrt, und es leidet doch gewiß keinen Zweifel, daß die Qualität der heutigen Erzeugnisse nicht nur wesentlich verbessert, sondern auch bedeutend vervielfältigt werden könnte.

Ein kurzer Ueberblick der Producte in den drei Khanaten wird das bisher Gesagte auch speciell erläutern und bestätigen.

### 1) Pflanzenreich.

Unter den Cerealien, welche in den turkestanischen Steppenländern erzeugt werden, spielen Weizen und Gerste die Hauptrolle. Von ersterm existiren vier Gattungen:

1) Buchara budaja (Bokharaweizen) wird als erste Qualität betrachtet, hat lange und dünne röthliche Körner, deren Spitze grünlich ist. Diese Gattung liefert das schmackhafteste Brot, in dessen Zubereitung sich die Stadt Bokhara am meisten hervorthut; es ist unter dem Namen Schirmaje (Milchmark) weit und breit berühmt.

2) Tokmak basch (Keilhaupt) hat runde dicke Körner, ist sehr substantiell und unter allen vier Gattungen am meisten unserm Weizen ähnlich. Die beste Qualität dieser Frucht wird in Khiwa angetroffen.

3) Kara süllü (Schwarzhaarig) hat dünne, sehr braune Körner; da er nicht von besonders guter Qualität ist, wird er gewöhnlich als Pferdefutter verwendet.

4) Jazlik (Sommerfrucht) gedeiht in sehr kurzem Zeitraum, ist auffallend leicht und wird vermischt mit andern Gattungen gebraucht.

Die Gerste ist in Mittelasien nicht so gut wie in Persien oder in der Türkei. Es gibt neben der gewöhnlichen Gattung noch eine schlechtere — in Khiwa Karakalpak genannt, — welche wie überall im Osten als Pferdefutter verwendet wird. Was die Preise anbelangt, so sind die Cerealien unter normalen Verhältnissen im Vergleich mit andern Gebieten Westasiens erstaunlich billig. Der Preis eines khiwaer Batmans von bestem Weizen variirt zwischen 2 und 3 Tenge (à 75 Cent.), während die Gerste oft weniger, selten aber mehr als 1 Tenge kostet.

Reis wächst in großer Menge, doch ist er bei weitem nicht so gut wie der herater oder der vorzügliche schiraser, welcher Tschampa und Amberbuj (Ambrageruch) genannt wird. Am nächsten steht er dem ägyptischen, in der Türkei Dimjatti (Damintter) genannten Reis; doch könnte er vielleicht diesen letztern aufwiegen, wenn er sorgfältiger und nationaler behandelt würde.

Dschügeri (holcus sorghum) wird in den drei Khanaten viel angebaut und auch in größern Massen verwendet als anderswo in Asien. Im milchigen Zustande wird er gegessen, wenn er aber trocken ist als Futter verwendet und zwar größtentheils für Füllen, da er weniger erhitzt als die Gerste und infolge seiner reichlichen süßen Substanz auch nahrhafter ist. Auch wird diese Frucht allein oder mit Weizen vermengt zum Brotbacken verwendet.

Mekke Dschügeri (türkischer Weizen) wird nie größer als eine kleine Spanne und kommt in doppelter Gestalt vor, die eine mit gelblichen, die andere aber mit ganz rothen, kleinen Körnern. Er wird nie getrocknet, immer nur im milchigen Zustande theils gegessen, theils als Thierfutter verwendet.

Tari (Grütze) kommt in verschiedenen Gattungen vor und ist ein beträchtlicher Nahrungsartikel der Mittelasiaten, wird daher viel angebaut.

Von den Hülsenfrüchten gibt es außer den auch bei uns bekannten Gattungen, wie

Erbse (Burtschak), Bohne (Lubie), Linse (Jasmuk) u. s. w., noch mehrere andere, die wir nicht kennen, so z. B. das Konak, welches kleinere, aber dickere Körner hat als unsere Linse und auf einer niedern Staude wächst; Masch, etwas größer als die Hirse, von bräunlicher Farbe u. s. w., außerdem noch manche Species, welche aber blos für den speciellen Fachmann von Interesse sind.

Von den Oelpflanzen muß ich an erster Stelle des Kündschi-Sesame Erwähnung thun, welches sehr gut gedeiht und die Khanate reichlich mit Oel, für die Küche wie auch zum Brennen, versorgt. Außer diesem nenne ich noch das Zigir, eine hirsenähnliche Pflanze, welche auf einem Stengel mehrere äpfelartige Früchte trägt, in welchen die gelben Körner nicht größer als Mohn enthalten sind. Dieses Oel wird zu Speisen, besonders zu Bäckereien verwendet. Ferner Dschigit, die Saatkörner der Baumwollkapsel, dessen Oel jedoch nicht genießbar ist. Kender, Hanf, aus welchem eine schlechte Gattung Leinwand verfertigt wird; er liefert zugleich das sehr beliebte Narkotikum Beng. Endlich Idan, eine niedere Staude, aus deren kleinen grünlichen Körnern ein bitteres, übelriechendes Oel gewonnen wird, das als Heilmittel für Thiere, besonders aber für wunde Kamele verwendet wird.

Unter den Farbenpflanzen sind berühmt: Rujan oder Bojak, der Grapp, von dem in allen drei Khanaten eine gute Gattung gedeiht und in beträchtlicher Quantität nach Rußland ausgeführt wird. Im Jahre 1835 war dieser Artikel noch sehr wenig gesucht in Rußland und im Jahre 1860 sind schon 24523 russische Pud (883000 englische Pfund) importirt worden.*) Isbarak oder Barak, dessen gelbe Blümlein getrocknet und zerrieben eine schöne gelbe Farbe geben. Görtschük, eine kleeartige Pflanze, welche kleine rothe Blümlein hat, deren Blätter gekocht eine schöne schwarze Farbe geben. Buzgundsch, ein knoppernartiges Gewächs, welches nur im südlichen Maymene wächst und im Badgizgebirge (im Norden Herats) das beste Roth geben soll; es hat auch am Orte selbst einen hohen Preis. Obwol nicht in dieselbe Kategorie gehörend, muß ich hier doch das sonderbare Terendschebin, einer harzigen, sehr süßen Substanz Erwähnung thun, welche auf einem Dorne, genannt Chari Schutur (Kamelsdorn), wächst. Der Terendschebin zeigt sich gegen Ende des Sommers ganz unerwartet und plötzlich während der Nacht und muß sogleich in den frühen Morgenstunden, bevor er heiß wird, gesammelt werden. Dieser gummiähnliche, grauweißliche Stoff, welcher überaus süß ist und selbst im rohen Zustande gegessen werden kann, wird in Mittelasien zu Schire (Sirup), in Persien aber in den Zuckerfabriken von Meschéd und Jezd verbraucht.

Was das Obst betrifft, so sind in den Khanaten beinahe alle Gattungen derselben — die Südfrüchte ausgenommen — in großer Menge und vorzüglicher Qualität anzutreffen; es wird mit demselben ein beträchtlicher Exporthandel nach Rußland, ja sogar nach dem reichen Indien getrieben. Der Mittelasiate ist nicht wenig stolz auf diese Vorzüge seiner Obstgattungen, da in Asien die Herrlichkeit und der Werth eines Landes nach der Qualität seines Wassers, seiner Luft und seines Obstes bestimmt wird. Jedes der drei Khanate hat in dieser Beziehung eine Specialität: so sind in Khiwa die Melonen und Aepfel, in Bokhara die Trauben und Pfirsiche ausgezeichnet. Letzteres mag wol in den genannten Artikeln von vielen Gegenden Persiens und der Türkei übertroffen werden; Khiwa jedoch ist, was die Melonen anbelangt, nicht nur in Asien, sondern ich möchte sagen in der ganzen Welt unerreicht und unvergleichlich. Von der Schmackhaftigkeit dieser Frucht kann sich ein Europäer keinen Begriff machen. Das außerordentlich süße und aromatische Fleisch zerschmilzt im Munde und ist besonders erquickend; mit Brot genossen ist diese Frucht die beste Nahrung, welche uns die Natur

*) Mitchell, The Russians in Central-Asia, S. 462.

bietet. Nur die berühmte Nasrabadimelone, nahe bei Ispahan, erinnert — aber freilich nur sehr schwach — an diese in ihrer Art einzige Frucht Mittelasiens.

Es gibt zahlreiche Melonengattungen, von welchen unter dem Namen Sommermelonen folgende bezeichnet werden: 1) Zamtsche wird am frühesten reif, ist rund, von gelber Farbe und hat eine dünne Schale; 2) Görbel von grünlicher Farbe und weißem Fleisch; 3) Babascheichi klein, rund und von weißem Fleische; 4) Köktsche; 5) Schirin Petschek besonders mürbe und süß, von kleiner runder Form; 6) Schekerpare; 7) Chitaji; 8) Koknabat; 9) Aknabat; 10) Begzade.*)

Die Wintermelonen werden nur gegen Anfang October reif, halten sich aber den ganzen Winter hindurch und sind am schmackhaftesten im Monat Februar. Es gibt deren folgende Gattungen: 1) Karagulebi; 2) Kizilgolabi; 3) Beschek; 4) Pajandeki; 5) Saksaul Kavunu. Diese werden am meisten nach Rußland ausgeführt.

Zur Vorzüglichkeit der Melonen in Mittelasien trägt am meisten der Oxus bei, denn die beste Qualität gedeiht nur an seinen Ufern. Die Melonen Bokharas sind sehr mittelmäßig und stehen an Qualität sogar den khokander nach.

Von den Trauben hat Khanikoff in seinem interessanten Werke**) zehn Sorten genannt, welche er in Bokhara gefunden. Ich habe in Khiwa folgende gefunden:

1) Huseini, mit länglichen Körnern und dünnen Schalen, sehr süß und stehen den ganzen Winter durch; 2) Meske mit großen runden Körnern; 3) Sultani; 4) Khalide werden zuerst reif; 5) Schiborgani; 6) Taifi; 7) Chirmani; 8) Sajeke.

Alle diese Gattungen wachsen auf ebenem Lande, und da Wein nur in sehr kleiner Quantität von den Juden in Bokhara producirt wird, so verwendet man diese köstliche Frucht theils zu Schire (Sirup), theils wird sie getrocknet genossen.

Von Aepfeln gibt es vier Gattungen und die von Hezaresp könnten es kühn mit den Erzeugnissen unserer Horticultur aufnehmen. Auch die Maulbeere ist größer, manichfaltiger und süßer als die unserige, und dieser Superiorität mag es auch zuzuschreiben sein, daß die Seide Mittelasiens besser ist als die italienische und französische und daß die schon jahrelang bei uns heimische Krankheit der Seidenwürmer dort bis heute unbekannt ist.

Was die Seidenzucht anbelangt, so stammt diese aus der chinesischen Tatarei, besonders von Khoten, wohin sie, wie M. Reinaud***) richtig bemerkt, im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung aus dem Innern Chinas gebracht wurde. Einheimische Seidenstoffe waren in Bokhara, nach dem Zeugnisse eines Manuscripts†), das die ältere Geschichte Bokharas behandelt, schon in den vorislamitischen Zeiten bekannt, und es wird nicht übertrieben scheinen, wenn wir behaupten, daß die Cultur, das Spinnen und Färben der Seide in den drei Khanaten noch weit primitiver ist als in China selbst, da dort der industrielle Fortschritt wol manches verändert hat, hier aber alles beim alten geblieben ist. Rohe Seide wird am meisten im Khanat Bokhara erzeugt und zwar sowol in der Hauptstadt und in Samarkand als auch bei den Lebab-Turkomanen. Ebenfalls viel Seide wird im Khanat von Khokand und zwar in der Umgegend von Mergolan und Namengan producirt. Khiwa leistet wenig in diesem Artikel; auch an Qualität steht die dortige Seide den Producten der übrigen Khanate nach, ist aber dessenungeachtet, wie

*) Mit Freuden bemerke ich, daß von dem Samen, den ich aus Mittelasien mitgebracht, einige Gattungen in Ungarn gut gerathen sind. Es werden dies unstreitig die besten Melonen sein, welche wir in Europa haben.

**) Bokhara, its Emir and its people (übersetzt von B. Bode).

***) Relations politiques et commerciales de l'empire romain avec l'Asie orientale, S. 197.

†) Tarichi Narschachi.

mir Fachmänner versicherten, der Seide von Gilan und Mazendran (in Persien) weit überlegen. Die Manipulation ist jedoch sehr mangelhaft, besonders fiel mir das Abwinden von den Cocons auf, wobei diese in einem Kessel voll kochenden Wassers mit einem Ruthenbesen so lange umhergerührt werden, bis sich eine gewisse Anzahl von Fäden loswickelt, welche man dann um den Besen windet. Das Färben ist fast ausschließlich in den Händen der Juden, das Weben besorgen die Tadschik und Mervi, die dem Geschmack und der Mode des Landes gemäß nur grellfarbige Stoffe bereiten.

Früher, besonders zur Zeit der arabischen Occupation, waren die Seidenstoffe Mittelasiens im ganzen Osten hoch berühmt, doch als die geschicktern Meister von den Erobern nach Damaskus und Bagdad übersiedelt wurden, verschwand allmählich die alte Kunst, welche trotz aller Bemühungen Timur's, sie aus Transoxanien zurückzuverpflanzen, für immer dahin ist. In welcher Quantität hier die Seide erzeugt wird, kann am besten aus den Umständen erhellen, daß ein großer Theil der allgemein getragenen Baumwollstoffe — Aladscha genannt — stark mit Seide untermischt ist; daß nicht nur die Reichen, sondern auch jeder Mann des Mittelstandes ein oder mehrere Kleider, einige Tisch- und Sacktücher aus Seidenstoffen besitzt und daß schließlich nicht nur mit Persien, Indien und Afghanistan ein bedeutender Exporthandel getrieben wird, sondern große Quantitäten dieser Producte auch nach Rußland exportirt werden.

Ein Artikel von großer Zukunft ist die Baumwolle in Mittelasien. Sie wird in den drei Khanaten in großer Quantität gebaut, da sie den Stoff zu Kleidungsstücken aller Stände, zu Wäsche, Bettzeug und Tücher aller Art liefert. Die Baumwolle Turkestans ist besser als die indische, persische und ägyptische, ja sie wird sogar der weitberühmten amerikanischen gleichgestellt. Bis heute ist es jedoch nur Rußland, das diesen Artikel in seinen Fabriken zu Moskau, Wladimir, Tverskoy u. s. w. consumirt und in einer, in überraschender Weise wachsenden Quantität. Während in den zehn Jahren von 1840—50 um 412150 Pfd. St. Wolle aus den Khanaten ausgeführt wurde*), weist das Jahr 1861 allein schon einen Export von 76500 Pfd. St. auf.**) Natürlich klagen die Fabrikanten sehr über das mangelhafte Verfahren der Pflanzer, namentlich über die unzureichende Reinigung von Saatkörnern, über Fälschungen der Kaufleute, welche die Ballen befeuchten oder mit Steinen anfüllen, um sie schwerer zu machen. Doch ist die Baumwolle, welche aus Khiwa und Bokhara über Orenburg importirt wird, beinahe unentbehrlich für die russische Industrie.

Die Cultur der Baumwolle hat in Mittelasien ein um so bequemeres und leichteres Gebiet, da die Baumwollfelder keine Bewässerung nöthig haben und der Regen auch immer, selbst im Frühling, für nachtheilig gehalten wird. Man wählt dazu stets den harten, steinigen Boden, Soga genannt, welcher blos einmal geackert wird; die Bearbeitung und Bebauung ist im allgemeinen die am wenigsten mühsame von allen Feldbeschäftigungen. Auf Grund der statistischen Daten des orenburger Zollhauses sollte man glauben, daß die größte Quantität Baumwolle im Khanat von Bokhara erzeugt wird; doch scheint dies auf einem Irrthum zu beruhen, indem die khiwaer Karavanen, wenn sie den Jaxartes überschritten, sich sehr häufig mit den Bokharioten vereinigen oder sich wenigstens für Bokharioten ausgeben, da diese mit den Russen auf viel besserm Fuße stehen und nicht so schlecht angeschrieben sind wie sie. Wie ich aus eigener Erfahrung weiß und mich durch mehrfache Nachfragen überzeugt habe, ist die Baumwollcultur in Khiwa nicht nur weit blühender, sondern steht an Qualität auch viel höher als die der beiden

*) Vgl. Report by Her Majesty's Secretaries of Embassy and Legations on manufactures, commerce, Nr. 5, S. 313.

**) Vgl. The Russians in Central-Asia (aus russischen Quellen übersetzt von John und Robert Mitchell), S. 474, wo 500000 Pud zum Verkaufspreise von 3 Sh. diese Summe geben.

Schwesterkhanate. Die Frucht — hier Garadsche genannt — ist kleiner als die von Bokhara, aber auch viel feiner und weißer als selbst die Guzei Sefid, d. h. die erste Qualität bokhariotischer Baumwollindustrie. Uebrigens wird unsere Ansicht auch noch durch den Umstand bestätigt, daß die Mittelasiaten selbst dem khiwaer Product den Vorzug geben. Im Färben und Weben hat Bokhara einen bessern Ruf, doch werden selbst in der Hauptstadt die Stoffe von Khiwa besser gezahlt als die einheimischen Producte; sie werden nach Afghanistan, Indien und Nordpersien exportirt und sind selbst unter den Nomaden ein stets hochgeschätzter Artikel.

Es ist daher kein Zweifel, daß dieses Product der mittelasiatischen Steppenländer einst bedeutend im Werthe wachsen wird; freilich sind dazu mehrfache fördernde Umstände dringend nothwendig; vor allem müssen in der Cultur Verbesserungen eingeführt, in der Reinigung und Verpackung unsere europäischen Maschinen zu Hülfe genommen und die Straßen möglichst sichergestellt werden. Dann würde sich nicht blos die Qualität der Producte verbessern, auch die Quantität derselben ließe sich ohne besondern Prachtaufwand in bedeutender Weise vervielfältigen. Es ist möglich, wenn auch nicht in nächster Zukunft, daß Mittelasien für Rußland einst das wird, was Neucarolina heute für die Fabrikstädte Englands ist.

2) Das Thierreich.

Hier sind vor allem die Hausthiere und unter diesen in erster Linie das Schaf zu nennen. Man unterscheidet gewöhnlich zwei Gattungen desselben: 1) Kazak koj (das Kirgisenschaf) und 2) Oezbeg koj (das Oezbegenschaf). Das Kirgisenschaf wird sowol was die Wolle als auch das Fleisch anbelangt dem letztern vorgezogen. In Mittelasien sind durchschnittlich die Fettschwänze anzutreffen, und die scheinbar unglaubliche Behauptung, daß man diesen Thieren oft unter den breiten, auf der Erde nachschleppenden dicken Schweif Walzen anbinden oder irgendein Räderwerk befestigen muß, um ihnen das Gehen zu ermöglichen oder doch zu erleichtern, ist keineswegs übertrieben. Besonders sind es die sogenannten Bakkan koj, die genährten oder gemästeten Schafe, welche sehr oft 3—4 Batman reines Fett geben. Was den Geschmack des Fleisches anbelangt, so habe ich es als das beste in den mir bekannten Theilen Asiens gefunden, mit welchem sich die in der Türkei hochberühmten Kivirdschik und Karaman gar nicht vergleichen lassen und auch die südpersischen Schafe, auf welche die Perser so außerordentlich stolz sind, stehen ihnen nach.

Die Wolle erfreut sich nicht derselben Vorzüglichkeit und wird auch weniger zu Kleidungsstücken — wahrscheinlich wegen Unkenntniß der Zubereitung — als zu Teppichen, Reisesäcken, Pferdedecken und andern gröbern Geweben verwendet; auch im Exporthandel figurirt sie wenig. Ein bedeutender Handelsartikel ist hingegen das schwarze, krausige Lammfell, dessen einzige Hauptquelle Bokhara, namentlich Karaköl ist; von hier wird es weit und breit über Asien, ja sogar nach Europa, wo es unter dem Namen Astrachan berühmt ist, ausgeführt. Das Fell, welches dem jungen Lamm zwei oder drei Tage nach der Geburt abgezogen wird, muß einige Tage in Gerstenmehl und Salz weich werden und soll den besten Glanz erhalten, wenn es in dem Wasser des Zerefschan gewaschen wird, an dessen Ufern man auch zwischen Bokhara und Bareddin im Monat Juli Hunderttausende zum Trocknen ausgebreitet sehen kann. Beliebt ist das Fell überall, am meisten jedoch wird es in Persien gesucht, wo es zur fashionablen Kopfbedeckung dient, und wenn wir bedenken, daß dort ein Külah (Hut, zu welchem drei oder vier Felle genügen) 10—15 Dukaten kostet, so werden wir uns überzeugen, daß unser Astrachan, der doch bedeutend weniger kostet, gewiß kein bokharisches Product ist. Da die Schafzucht ein Hauptnahrungsmittel für die Nomaden Mittelasiens ist, so kann man

sich leicht eine Vorstellung machen von der unermeßlichen Anzahl von Heerden, welche auf den Steppen weiden und herumwandern. Die Kirgisen senden viele Schafe nach den Khanaten und besonders auch nach Rußland, wo der Import fortwährend im Wachsen begriffen ist. Im Jahre 1835 wurden um 850000, im Jahre 1860 schon um 3,644000 Rubel Schafe eingeführt.*) In demselben Jahre haben außer dieser großartigen Quantität von Schafen auch noch rohe Schafhäute um 750000 und Wolle um 86000 Silberrubel bei Orenburg die russische Grenze passirt.

Nach dem Schafe ist die Ziege eins der wichtigsten Hausthiere. Das Ziegenfleisch ist zwar nicht so gut wie das Schaffleisch, doch ist es hier besser als anderswo in Asien. Die Wolle, welche die Ziege liefert, steht nach der Aussage von Burnes zwar weit hinter der kaschmirer zurück, doch verfertigt man aus derselben ziemlich gute, wasserdichte Stoffe.

Die vorzüglichsten Pferde sind bei den Turkomanen anzutreffen, von denen die bessern nach Afghanistan, Indien und Persien ausgeführt werden. Das turkomanische Pferd, namentlich die Achal- und Jomutrasse**), steht sowol an Schnelligkeit und Ausdauer als auch an Schönheit der Gestalt dem arabischen Pferde nur wenig nach. Das özbegische Pferd oder die Gattung, welche in Bokhara, Khiwa und Maymene anzutreffen ist, hat mehr Stärke als Schnelligkeit.

Die Kamele Mittelasiens, unter denen die Zucht von Bokhara und das doppelthöckerige Kirgisenkamel als vorzüglichste Art gelten, werden an Stärke und Schnelligkeit nur von den arabischen, namentlich von den hedschazer übertroffen. Die Fabel, daß die Kamele in ihrem Doppelmagen das Wasser rein und kühl aufbewahren, und daß die von Durst gequälten Reisenden dasselbe im äußersten Falle gebrauchen, ist hier ganz unbekannt und meine betreffenden Fragen haben bei den Nomaden nur Lachen erregt. Desto berühmter sind diese Thiere in Mittelasien durch ihre seltene Genügsamkeit, indem sie mit dem allerschlechtesten Wasser zufrieden sind, und trotz dem oft ärmlichen Futter, das zuweilen nur in Disteln und Gesträuchen besteht, doch tagelang unter der schwersten Bürde ausharren. Dabei sind sie von der Tücke und Bosheit des arabischen Kamels ganz frei. Exporthandel wird mit denselben nach Persien und Afghanistan, weniger aber nach Rußland getrieben. Einen beträchtlichen Nutzen gewähren überdies die jährlich zweimal geschorenen Haare, aus denen Stricke und viele andere grobe und auch ziemlich feine Stoffe bereitet werden.

Das Rindvieh ist im allgemeinen nicht sehr zahlreich und befindet sich in einem ärmlichen Zustande. Das schönste Vieh soll in Khokand zu finden sein; am Oxus sind es die Karakalpaks, die sich ausschließlich mit Viehzucht beschäftigen. Das Rindfleisch ist in Mittelasien noch zäher und ungenießbarer als in Persien oder in der Türkei, und wird deshalb auch nur von der ärmsten Volksklasse gegessen. Auch Butter und Käse wird in verhältnißmäßig nur geringen Quantitäten von Kuhmilch erzeugt. Maulthiere werden aus religiösem Eifer, da man das Pferd, das edle Thier par excellence nicht schänden will, in Mittelasien nicht gefunden, desto mehr Sorgfalt wird hier auf die Zucht des Esels verwendet, der hier auch der schönste und beste ist von allen, die ich in Asien gesehen habe. Der Esel in Bokhara ist nicht nur kräftig und hoch gewachsen, sondern auch von auffallender Behendigkeit. Er bewährt sich auf langen Karavanenzügen ebenso gut wie das Pferd.

Von Geflügel gibt es hier Hühner, die langbeinige chinesische Brut; Gänse, kleiner als die unserigen in Europa und verschiedene Gattungen von Enten. Außerdem noch

---

*) Vgl. The Russians in Central-Asia, S. 462.

**) Vgl. Travels in Central-Asia, S. 420.

Schwäne, Rebhühner, Perlhühner und Fasanen, von denen die vorzüglichsten in Khokand anzutreffen sind.

3) Mineralreich.

Daß wir von den im Busen der Erde verborgenen Reichthümern der drei Khanate heutzutage nur sehr weniges wissen, wird gewiß niemand wundernehmen. Lehmann und andere russische Reisende, die, mit genügenden geologischen Kenntnissen ausgerüstet, eingehendere Forschungen hätten machen können, waren durch die Eifersucht der tatarischen Behörden auf Schritt und Tritt in ihren Bestrebungen gehemmt. Dessenungeachtet bin ich nicht geneigt, mich der Ansicht von Burnes anzuschließen, daß Mittelasien gar keine oder nur äußerst wenige edle Metalle besitze, und daß der Goldsand im Zerefschan nicht Eigenthum des eigenen Landes sei, sondern aus andern im Hindukusch entspringenden kleinen Flüssen dahin komme. Nach den Aussagen der Mittelasiaten wäre die Gebirgsgegend um Samarkand und in Bedachschan, das Oveis-Karajne-Gebirge am linken Ufer des Oxus im Gebiete von Khiwa und der Große Balkan in der Wüste am Kaspischen See reich an edeln Metallen; und daß am obern Laufe des Oxus in der That Goldminen existiren, beweist der Umstand, daß daselbst trotz der sehr primitiven und vernachlässigten Weise, mit welcher die Goldwaschungen betrieben werden, dennoch jährlich eine nicht unbedeutende Quantität Goldes gefunden wird.

Das Goldwaschen oder vielmehr besser gesagt das Goldfischen geschieht mit mehrern Kamelschwänzen, welche nebeneinander zwischen zwei Stangen aufgehängt werden. Mit diesen wird längere Zeit im Wasser herumgeplätschert oder sie werden an einer Stelle in die Flut getaucht und so aufgehängt. Immer werden die trübern Stellen ausgesucht und die Arbeit gewöhnlich in den zu diesem Zwecke besten Monaten des Jahres, nämlich im Juni und Juli vorgenommen. Ob der Goldstaub ausgeführt wird, das ist zu bezweifeln; sehr wahrscheinlich ist es eben nicht, da — wie ich von persischen Goldarbeitern in Bokhara gehört habe — die kleinen Schmuckgegenstände aus einheimischem Metalle verfertigt werden. Silber gibt es in Khiwa in dem obengenannten Gebirge, und zur Zeit Allahkuli-Khan's ist während einer dreijährigen Bearbeitung, welche ein in diesem Fache gebildeter Indier leitete, wirklich eine beträchtliche Quantität dieses werthvollen Erzes gewonnen werden. Nach dem Tode des genannten Fürsten soll der Indier entflohen oder ermordet worden sein. Seitdem wurden die Minen wieder sehr vernachlässigt. Auch um Schehri Sebz herum soll es Silberminen geben, doch habe ich hierüber nur vage Gerüchte gehört.

Unter den Edelsteinen sind vor allem erwähnenswerth die Rubinen von Bedachschan, welche früher unter dem Namen Laoli Bedachschan hochberühmt waren in Asien; heute werden sie nur noch sehr spärlich gefunden. Karniol existirt in bedeutenden Quantitäten in den Bergflüssen von Bedachschan. Er ist sehr billig und wird nach Arabien, Persien und der Türkei ausgeführt. Lapis Lazuli, welcher zum Färben verwendet wird, hat in Mittelasien geringen Werth und wird nach Rußland und Persien exportirt. Der Türkis von Bedachschan und Khokand steht dem nischapurer (in Persien) an Farbe weit nach und wird nur von den Nomaden und den nogajischen Silberarbeitern gekauft; er ist von grüner und nicht blauer Farbe und weit weniger beliebt als jener.*)

Diese Skizze von den Erzeugnissen der mittelasiatischen Steppenländer wird den Leser, besonders aber jenen, der asiatische Länder und Zustände kennt, überzeugt haben, daß Turkestan nicht zu den unfruchtbaren Ländern gerechnet werden kann. Von den Eingeborenen seines eigenen Werths und der dürren Umgebung wegen ein in Sand gefaßter Edelstein genannt, wird Mittelasien gewiß unter den Ländern des fernen Ostens

*) Vgl. Ritter, Erdkunde, VIII, 326.

eine bedeutende Rolle spielen und eine hervorragende Stellung einnehmen, wenn die wohlthuenden Strahlen unserer europäischen Civilisation den Sumpf der dortigen unglücklichen socialen Verhältnisse ausgetrocknet, wenn die großartigen Errungenschaften unsers Jahrhunderts auf dem Felde der Industrie und Agricultur sich auch dort werden Bahn gebrochen haben. Raub, Krieg und Mord, nicht aber die Oeden der umgebenden Natur, machen die Gestade des Oxus und Jaxartes zur Wüste. In Bokhara, besonders aber in Khiwa ist der Ackerbau beinahe ausschließlich in den Händen der Sklaven, deren es in letzterm Khanat mehr als 80000 gibt. Die rauhen Sitten haben dem Eingeborenen das Schwert in die Hand gedrückt, — der Pflug gilt für entehrend, er wird den Händen des Sklaven übergeben. Wann werden endlich die Khanate einsehen, daß ein großer Theil ihres Unglücks und ihrer zerrütteten Verhältnisse in dieser verkehrten Anschauungsweise wurzelt?

Die Regierung, welche die dortigen Verhältnisse zu erleichtern und zu mildern bestrebt ist (denn von einer Aenderung derselben kann nicht sobald die Rede sein), verdient unsere volle Anerkennung und unsere ungetheilten Wünsche für einen glücklichen Erfolg. Der Reichthum des Bodens darf ihr nicht misgönnt werden. Wenn wir den moralischen Einfluß der Regierung und ihre etwaigen politischen Zukunftsplane beiseitelassen, so ist ja ihr materieller Vortheil im allgemeinen nicht groß, ja wir können behaupten, er ist gering im Verhältnisse zu den Mühen und Kosten, welche die Occupation und Verwaltung einer solchen Provinz erfordern, einer Provinz, zu welcher die Communication immer mit unsäglichen Beschwerden verbunden sein wird.

---

# Bilder aus der Volksheilmittelkunde.

Von Karl Ruß.

### 3) Die Blutreinigungsmittel.*)

Es ist erstaunlich, mit welcher zähen Hartnäckigkeit einmal gefaßte Ansichten und Meinungen im deutschen Volksleben festhaften und sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben. Namentlich auf dem Gebiete der Volksheilmittelkunde lassen sich solche Züge unschwer durch ganze Zeitalter verfolgen.

Leider können wir für diese Bilder aus dem Volksleben nicht den Raum in Anspruch nehmen, um in historischen Schilderungen uns zu ergehen; wir können uns nur an die Gegenwart halten.

Aus alter düsterer Zeit schreibt sich der Glaube her, daß sich alle oder doch viele Krankheitsstoffe durch Abführen aus dem Körper entfernen lassen. Ihm entsprechend zeigen die meisten Heilvorschriften und Recepte der Alten große Anhäufungen von Laxirmitteln, und deshalb werden die beiden Worte Laxiren (abführen) und Purgiren (reinigen) bekanntlich als gleichbedeutend angesehen. Diese, eine der rohesten medicinischen Lehren, steht bei der großen Masse des Volks noch im vollsten, unerschütterlichen Vertrauen und leider auch weitere gebildetere bürgerliche Kreise hängen ihr nur zu vielfach noch an.

In ihr sind nun die Blutreinigungscuren begründet. Verfolgen wir diese einmal kurz: ein junges Mädchen hat einen unreinen Teint, bekommt einige Bläschen — sie muß Blutreinigungsthee trinken oder wol gar Bittersalz einnehmen. Dieser Bauer hat ein Geschwür, jener Ausschlag, noch ein anderer Hämorrhoiden, Fieber u. s. w. — sie alle müssen Blutreinigungsmittel, Pillen, Pulver, Tropfen u. dgl. einnehmen. Und so geht's durch das ganze Leben. Frau und Mann, alt und jung, ja wol ganz zarte Kinder, sie alle brauchen bei unzähligen Leiden Blutreinigungsmittel. Die am häufigsten

*) Vgl. Nr. 1 und 2, Bd. 2, Erste Hälfte, S. 307—312.

für diesen Zweck angewandten Volksarzneimittel sind: Aloë, Pulver, welches im wesentlichen aus Jalappe besteht, Pillen, welche oft die schärfsten Abführstoffe enthalten, Thee, Tropfen, dann Glauber- und Bittersalz, Sennesblätter, Manna, Rhabarber, Ricinusöl. Betrachten wir nun eins derselben nach dem andern.

„Die Aloë ist ein vielgebrauchter und viel misbrauchter Arzneikörper. Sie äußert auf den menschlichen Körper eine ganz verschiedene Wirkung, je nach der Menge, welche eingenommen wird, und nach dem Körperzustande des Einnehmenden. In kleinen Gaben wirkt sie kräftigend, befördert die Schleimabsonderung des Darmkanals, die Gallenabsonderung und belebt die Verdauung. In größern Gaben wirkt sie mehr oder weniger heftig purgirend. Dies sind nun allerdings sehr empfehlende Eigenschaften, welche vielen Leidenden erwünscht scheinen — doch dahinter hält sich ein böser Dämon versteckt, der, Schädliches und Böses brütend, wiederum lehrt, welche große Vorsicht die Anwendung der Aloë erfordert, und daß sie nur in der Hand des verständigen Arztes ein vortreffliches Heilmittel sein kann. Ein langer und unzeitiger Gebrauch dieses Mittels in kleinen Gaben oder ein kürzerer in größern Dosen hat sehr nachtheilige Folgen, welche nicht immer sofort erscheinen oder in kurzer Zeit darauf sich fühlbar machen, nein, die sehr häufig erst nach längern Zeiträumen hervortreten und die Patienten die Ursache ihrer neuen Uebel gar nicht ahnen lassen. Wenn die Arzneimittellehrer sagen, die Aloë bewirke, unzeitig und nicht im richtigen Maße gegeben, besonders bei blutreichen, straffen und trockenen, reizbaren Körperconstitutionen Wallungen, Beängstigungen und mancherlei andere Leiden, so sind das nur Nebenerscheinungen von Congestionszuständen, die der unzeitige Aloëgebrauch mit sich bringt und die vorübergehend sind; das Schlimmste ist aber, daß der Aloëgebrauch sehr häufig die Ursache andauernden Blutzudranges zu einzelnen Organen des Körpers wird, der zwar keinen tödlichen Ausgang, aber jahrelange Beschwerden und Leiden im Gefolge hat.

„Die erste Wirkung der Aloë berechtigt gemeiniglich den Kranken zu den besten Hoffnungen auf Beseitigung seines Leidens. Die vermehrte Thätigkeit seiner Verdauung, die verengende Wirkung auf die Blutgefäße und Schleimhäute des Unterleibes schaffen momentan eine gewisse Erleichterung und erzeugen Wohlbehagen; dann ahnt er aber nicht, in dem Fortgebrauch der Aloë bestärkt, welchen neuen Krankheitsherd er sich aufbaut. Nach Monaten, selbst nach Jahren treten Leiden auf, deren Ursprung der Arzt, der von dem Aloëgebrauch nichts weiß, nicht zu deuten vermag. An der Spitze dieser Leiden stehen die Hämorrhoiden, vulgo Goldene Ader genannt. Dies Leiden entsteht sogar dann dort, wo bis dahin im Körper nicht die geringste Anlage dazu vorhanden war. Es ist bekanntlich eine Krankheitsform mit unendlich vielen Abweichungen, die ihren Sitz in den verschiedensten Körpertheilen hat und daher unter mannichfachen Leidenssymptomen auftritt. Der menschliche Körper ist ja nicht immer gleich organisirt; bei dem einen herrscht die Anlage zum Blutandrange nach diesem, bei dem andern nach jenem Organe vor. Daher wird die Aloë, als ein die Thätigkeit des Blutgefäßsystems mächtig anregendes Mittel, für jedermann ein unbekanntes Gift, dessen Nachwirkung völlig außer der Beurtheilung des Nichtarztes liegt. Vor dem Gebrauch der Aloë ohne Vorwissen des Arztes sei dringend gewarnt!

„Die Aerzte haben ein langes Verzeichniß von Umständen, unter welchen die Anwendung von Aloë durchaus verboten ist. Hierher gehören: Vollblütigkeit, entzündliche Zustände, Fieber, Blutflüsse, schmerzhafte und stockende Hämorrhoiden, Neigung zum Durchfall, ältere Anschoppungen, Stockungen und Abnormitäten der Eingeweide u. s. w., ferner jugendliches Alter oder hohes Greisenalter, alle Frauenkrankheiten u. s. w. Im übrigen sind mehrere Fälle bekannt geworden, in welchen der Aloëgebrauch tödlichen Ausgang hatte. Mir selbst sind deren zwei vorgekommen: ein junger Bauer, der un-

gefähr ½ Loth Aloë gegen Wechselfieber genommen, starb an einer am Tage darauf eingetretenen Unterleibsentzündung, und ein junges Mädchen, nach Aloëgenuß, an plötzlichem Blutverlust." *)

Nach diesen Ausführungen eines Sachverständigen, denen jeder erfahrene Arzt zustimmen muß, dürfen wir die Aloë wol als genugsam zur Warnung gekennzeichnet erachten. Wir mußten Eingehenderes über sie anführen, da in ihrer Wirkung auf den menschlichen Körper sich mehr oder minder die Wirkung der sämmtlichen „Blutreinigungsmittel" wiederspiegelt. Jedes „Purgir"-Mittel wirkt nämlich dadurch abführend, daß es einen Katarrh der Schleimhäute des Darmkanals (also einen krankhaften Zustand) infolge der Reizung erzeugt, und in diesem Purgiren ist ja das Blutreinigen begründet. In jedem Falle wird durch dasselbe aber eine Abschwächung, Erschöpfung und Erschlaffung des Verdauungsapparats bewirkt.

Nebenbei, wenn auch nicht direct hierher gehörend, so doch der Bezeichnung werth, seien hier auch die Geheimmittel angeführt, welche Aloë enthalten und deren Gebrauch daher zu vermeiden ist oder doch Vorsicht erfordert: das Schwedische Lebenselixir, die Morison'schen Pillen, Kaiserpillen, Kiesons'sches Lebenselixir, Stongthon'sches Magenelixir („Menschenfreund"), Hilton's Nervenpillen, Seiffert's Reinigungspillen, Daubitz' Hämorrhoidal-Kräuter-Liqueur und einige andere, minder bedeutende.

Die Blutreinigungspillen und Pulver enthalten als Hauptbestandtheil das Pulver der Jalappewurzel, welche ebenfalls zu den drastischen, außerordentlich energischen Abführmitteln gehört, und vor deren unvorsichtigem, namentlich öfterm Gebrauch nicht minder dringend zu warnen ist. Unter der Masse mancher Blutreinigungspillen, besonders aber mehrere der soeben unter den Geheimmitteln genannten Pillen, kommen Abführstoffe vor, z. B. Gummigutt, Coloquintenextract oder -Pulver, die geradezu als Gift wirken.

Als Blutreinigungsthee erhält man in den Apotheken den Holzthee, Species ad decoctum lignorum, welcher aus einer Mischung von mehrern Hölzern und Wurzeln besteht. Er hat, außer für den Geldbeutel, keinerlei üble Einwirkung auf den menschlichen Körper und darf immerhin getrunken werden, ganz nach Glauben und Behagen.

Ganz dasselbe ist mit den Blutreinigungstropfen der Fall, einem unschuldigen weingeistigen Auszuge von Fichtenschößlingen, Wachholderbeeren und Holzarten. Obwol diese Tinctur — T. pini composita — von der preußischen Arzneimittellehre bereits aus dem gesetzlichen Heilmittelschatze gestrichen ist, so spielt sie doch im Volksleben noch eine große Rolle und wird in den Apotheken sehr viel gekauft.

Unter den Blutreinigungsmitteln spielen auch Glauber- und Bittersalz eine große Rolle. Aber auch diese, schwefelsaures Natron und schwefelsaure Magnesia, wirken keineswegs wohlthätig auf den menschlichen Körper ein. Selbst im besten Falle erkälten, schwächen und erschlaffen sie die Verdauungsorgane und legen bei häufigem, wol gar regelmäßigem Gebrauch unfehlbar den Grund zu mancherlei Leiden. Auch mit den Sennesblättern und deren Zubereitungen wird, vornehmlich Kindern und Frauen gegenüber, viel zu leichtsinnig umgegangen. Dasselbe gilt vom Ricinusöl, Manna und selbst vom Rhabarber. Man sollte doch immer bedenken, daß alle diese gewaltsamen Bekämpfungen eines Uebels jederzeit unausbleiblich ein noch viel ärgeres im Gefolge haben, daß nämlich auf die Wirkung jedes Abführmittels nachher Verstopfung folgt und daß diese desto hartnäckiger ist, je heftiger wirkend das erstere war. Schon deshalb, abgesehen von ihren übrigen übeln Folgen, sollte man alle derartigen drastischen Mittel durchaus vermeiden.

*) Dr. Hager in den „Industrie-Blättern".

Außer diesen werden noch fast zahllose Hausmittel für den angedeuteten Zweck gebraucht. Unzweifelhaft aber geht durch solche Curen sogar manches Menschenleben zu Grunde, kränkelt und siecht mindestens zeitlebens. Nimmermehr wünschen wir, daß man bei jeder geringfügigen Gelegenheit Arzneien brauche und sich selbst zur lebendigen Apotheke mache; im Gegentheil, wir legen immerfort besondern Nachdruck darauf, daß in der Pharmacie noch ein außerordentlicher Wust von werthlosen und überflüssigen Stoffen ausgemerzt werden muß. Zugleich weisen wir aber auch recht ernstlich darauf hin: daß dies in Betreff der Volksheil- und Hausmittel ganz besonders der Fall ist. Nur von der Hand eines vertrauenswürdigen Arztes und nur mit den nach seinem sachverständigen Urtheil verordneten, wirklich heilkräftigen Mitteln sollte man die Schmerzen und Leiden seines Körpers zu heben suchen! Nur dann können wir dahin gelangen, daß jedermann, auch der Allerärmste, an dem Arzt einen theilnehmenden Freund besitzt, der nicht erst im Dunkeln zu tappen braucht, sondern aus der ihm bereits bekannten Körperconstitution leicht und sicher jedes Leiden zu erkennen und wenn möglich zu heilen vermag. Dann brauchen wir keine andern Arzneien und Mittel mehr zu kaufen als solche, die wir auch brauchen können und die doch wenigstens die bestimmte Aussicht auf Hülfe bieten. Und daß dieser Weg, die Gesundheit zu bewahren und wiederzuerlangen, wie der sicherste so auch der billigste ist, das wird niemand bestreiten können.

### 4) Pferdecuren oder Gewaltmittel.

Je drückender ein Leiden auftritt, je schmerzhafter, schwerer oder langwieriger eine Krankheit, desto mehr sehnt man sich natürlich nach Hülfe und Heilung. Daher ist es ja erklärlich, daß, wenn der hochstehende Gebildete den schmerzlichsten und widerwärtigsten Curen sich fügt, der unwissende und rohe Mensch weder vor ekelhaften noch Gewaltmitteln zurückschreckt. Den Gebrauch beider, namentlich aber der letztern, bezeichnet man im gewöhnlichen Leben als „Pferdecuren".

Zu einer auch nur übersichtlichen Schilderung derselben bedarf es ebenfalls einer kurzen Vorbemerkung. Es ist ja bekannt, daß, gleich der Medicin und Pharmacie im allgemeinen, auch die Anwendung der Haus- und Volksheilmittel im Laufe der Zeit sich außerordentlich vereinfacht und den Ansichten und dem Geschmacke unserer Zeit entsprechend umgewandelt hat. Dennoch ist bei ihr, in den niedersten Volksschichten, noch ganz unglaublich viel von mittelalterlicher Unklarheit zurückgeblieben. Ohne nur in ferne Vergangenheit zurückzugreifen, ohne auch alles Hierhergehörige erschöpfend behandeln zu können, sei es uns nur vergönnt, den Lesern eine Anzahl hierher gehörender, recht eclatanter Bilder aus dem alltäglichen Leben aufzurollen.

In niedrig gelegenen und sumpfigen Gegenden herrschen die Wechselfieber oft mit außerordentlicher Hartnäckigkeit. Dazu kommt, daß die Hauptbestandtheile aller Fieberheilmittel, die Präparate der Chinarinde, das Chinin und Chiniadin, sehr hohe Preise haben. So holen sich nun die ärmern Leute für wenige Groschen Fiebertropfen oder dergleichen, die ihnen aber kaum oder doch nur auf kurze Zeit helfen, weil es zu schwache Gaben sind. Wieder und immer wieder müssen sie ihre sauer verdienten Groschen nach der Apotheke tragen, blos um sich eine Galgenfrist zu erkaufen, bis zuletzt die Ausgaben sich zu einer erklecklichen Summe angehäuft haben und noch dazu das Mittel jetzt gar nicht mehr hilft, weil sich die Natur daran gewöhnt hat. In Verzweiflung greifen jetzt die Aermsten zu Gewaltmitteln. Salpetersäure oder Scheidewasser in wenig verdünntem Zustande ist eins der gewöhnlichsten — man denke sich die Wirkung dieser „Pferdecur" auf die bereits durch das lange dauernde Fieber geschwächten Organe! Bittere Mandeln in ziemlich großer Masse ist ein ferneres derartiges Fiebermittel; weiter die Abkochung von Weidenrinde, die allerdings nicht leicht gefährlich werden kann. Nach

unzähligen andern, theils noch immer pharmaceutischen, theils Hausmitteln, z. B. Buttermilch in Unmasse, Heringslake, Tinte, Essig, Schwefel, Terpentinöl, Pfeffer, Meerrettich in Bier gekocht, starker Kaffee mit Citronensaft, Lorbern, Zeitlosenblumen, Wermut, Dreiblatt, kommen dann die Sympathie- und Wundercuren: Besprechungen, Verschreibungen u. s. w. und schließlich die unsinnigsten Gewaltmittel. Als ein solches der letztern weiß der Verfasser einen Fall, in dem ein starker kräftiger Mensch nach dem Genuß von „Pfeifenseiber" starb, jener schwarzen scheußlichen, viel Nicotin enthaltenden Flüssigkeit, die sich in den Pfeifenabgüssen ansammelt. Zu sonstigen wunderlichen Fiebercuren gehören noch: die innere Haut eines Hühnermagens zu Pulver gebrannt und in Wein genommen, Hunde-, Gänse-, Sperlingskoth, Spinnweben auf Butterbrot, ein äußerst hart gekochtes Ei des Morgens nüchtern (!), Silberfeilspäne, Tischlerleim, Sägespäne, Ziegelsteinpulver u. s. w.

Niemand wird es widerlegen können, daß dergleichen wie auch die Sympathiecuren in den untern Volksklassen leider fast noch zu den Alltäglichkeiten gehören. Alle wohlmeinenden Menschenfreunde, namentlich die Gutsbesitzer und Lehrer auf dem Lande, sollten speciell dem Wechselfieber gegenüber dahin zu wirken suchen, daß die armen Leute gleich von vornherein ein kräftiges durchschlagendes Mittel gebrauchen, wodurch ihnen unbedingt im ganzen höhere Ausgaben und viel Leid und Weh erspart werden könnte.

Gegen die namentlich für die Umstehenden entsetzliche Epilepsie werden im Volke von vornherein Gewaltmittel angewandt, die um so nothwendiger, ja gleichsam berechtigt erscheinen, da des Arztes Kunst sich hier leider nur zu oft als völlig machtlos zeigt. Noch sind die allbekannten und geschätzten unheimlichsten Epilepsieheilmittel, wie Pulver von gebrannten Kröten, geraspelter Menschenschädel u. s. w., wol kaum allenthalben vom Schauplatz der Volksheilmittelkunde verschwunden. Ganz bestimmt kann ich dagegen behaupten, daß folgende noch gebräuchlich sind: Eine frischgefangene Rauchschwalbe wird zu Pulver verbrannt und dies eingenommen; dasselbe geschieht mit einem in Essig gelegten Maulwurf; Päonienwurzel, Zaunrübenwurzel, Mistel, Mauerpfeffer, Labkraut, Wiesenkresse, Wurzel des großblätterigen Huflattichs, Zwiebelsaft, Blütenstaub von weißen Lilien, Gartenraute, Saft von unreifen Trauben, gepulverter Indigo u. s. w. sind sämmtlich vielgebrauchte und zum Theil recht unheimliche und drastische Epilepsiemittel. Als eigentliche Gewaltmittel müssen wir es ansehen, wenn einem solchen Schwerkranken die Galle einer Schlange eingezwungen wird, wenn man ihn vor dem Anfalle mit starkem, wol gar mit scharfen Stoffen versetztem Branntwein berauscht, wenn ihm ein Glied unterbunden, wol gar ein Einschnitt tief ins Fleisch gemacht und ein zauberhafter Stein hineingesetzt, oder schließlich er von alten Weibern während des Anfalls mit glühenden Eisen gebrannt wird.

Von den unzähligen Haus- und Volksheilmitteln gegen Husten und Schnupfen können wir die ausschließlich hierher gehörenden oder sonst interessanten aufzählen: In manchen Gegenden hält man eine glühende Kohle dicht vors Gesicht und bläst lange Zeit anhaltend darauf; oder man steckt die Füße in Tücher, die mit heißem Sande oder erhitzter Kleie gefüllt sind; auch brennt man mit einem großen Brennglase gelinde auf den Füßen herum. Offenbar können diese drei Curen unter Umständen recht gefährlich werden. Harmloser sind: Thee aus Kirschenstielen, Heringsmilch, Zwiebelsaft mit Zuckerkand, obwol sie, namentlich das letztere, das Uebel doch leicht verschlimmern können.

„Der Ertrinkende greift nach einem Strohhalm" — darum gibt es zahlreiche Mittel gegen die Schwindsucht, bei der oft genug der Arzt vergeblich seine Kunst aufbietet, um ein junges hoffnungsreiches Leben zu retten. Als das erste Volksheilmittel, dem man mit außerordentlichem Vertrauen anhängt, steht das Hundefett da; ihm schließt sich das Isländische Moos in verschiedenen Zubereitungen an; ferner der Aufenthalt in Kuhställen,

Lohmühlen, Orten wo Theer geräuchert wird, Wachs- oder Schwefelleberdünste erzeugt werden. Fast alle diese Mittel sind von der wissenschaftlichen Medicin in die Praxis der Volksheilmittel übergegangen, können aber, ohne Aufsicht eines Arztes gebraucht, sämmtlich mehr oder weniger leicht zu schädlichen Gewaltmitteln ausarten. Aus der unendlichen Reihe weiterer Mittel wollen wir keine aufzählen, dagegen noch vor einigen warnen, welche einen hier besonders bedenklichen Pferdecurcharakter zeigen. Hierher sind zu zählen: die vielgebräuchliche Abkochung von Knoblauch und Faulbaumrinde mit Honig, Aloë und andere abführende und schwächende Mittel, namentlich auch die Anwendung in kaltes Wasser getauchter Tücher um den Hals und auf der Brust, wenn sie nicht mit hinreichender Vorsicht und Sachkenntniß vorgenommen wird. Als Curiosität sei noch erwähnt, daß amerikanische Aerzte gegen Schwindsucht auch Spinnweben einnehmen lassen. Ein seidenes Bändchen oder Tuch oder das in Norddeutschland gebräuchliche blaue oder schwarze Flockseidenbändchen gelten als sichere Schwindsuchtsheilmittel — können aber leicht sehr schädlich werden, wenn man nämlich darüber die Anwendung wirklich heilkräftiger Mittel vernachlässigt.

Gegen Magenleiden aller Art, auch Magenkrampf u. s. w. haben sich allenthalben bittere Branntweine, aus Wermut (Absynth), Enzian, Tausendgüldenkraut u. s. w., eingebürgert, welche oft genug, theils durch den Alkohol, theils durch die bittern Stoffe, zu wahren Pferdecurmitteln werden mögen. Eigentliche derartige Mittel gibt es aber auch hier in Fülle: Ein ungewaschener Hering, so wie er aus der Salzlake kommt und sammt den Gräten gegessen, gilt als unfehlbares Magenkrampfmittel; ferner ein Eßlöffel voll Kochsalz in ein wenig Wasser aufgelöst, morgens nüchtern 10—12 unzerkleinerte Pfefferkörner zu verschlucken, dann in schärfstem Essig eingemachte schärfste Pfefferpickles, namentlich auch mit Spanischem Pfeffer und Paprika, Essig für sich, Citronensaft, Salz- oder Salpetersäure, feingepulverte Feuersteine u. s. w. Wie alle diese Stoffe dem kranken, wunden oder sonst leidenden Magen bekommen, kann man sich wol denken.

Wiederum eine große Anzahl sehr drastischer Curen treten uns bei der Wassersucht entgegen, weil diese eben zu den schwersten Krankheiten gehört. Wachholderbeeren, Senf, Meerrettich, Knoblauch, Fliederbeeren und -Blüten, das sind die hier am häufigsten gebrauchten und auch wol am meisten Erfolg versprechenden Hausmittel. Ihnen reihen sich nun Wolfsmilch- und Schöllkrautwurzeln, Gnadenkraut, Seidelbastbeeren, Schwertlilienwurzeln, Coloquinten u. s. w. an, die in Abkochungen oder verschiedenen andern Zubereitungen eingenommen werden und allesammt mehr oder weniger arge Gefahren bergen. Dann kommen die unheimlichen und auch zum Theil recht bedenklichen Wassersuchtheilmittel: Tabacksasche oder Asche vom Weinstock, Asche von verbrannten Kröten, Saft von Kellerasseln, Ofenruß und Urin von Thieren (!), Rindern oder Schafen. Eine der heroischsten Pferdecuren begegnet uns dann aber hier, indem man einen Wassersuchtskranken überall mit Birkenblättern, auch mit heißem Sand, Salz oder Asche bepackt, dann fest einhüllt und bebindet, wodurch er in solchen Schweiß geräth, daß im wahren Sinne des Worts das Wasser stromweise fließt.

Merkwürdigerweise gibt es bei der Cholera nur äußerst wenige Haus- und gar keine Volksheilmittel. Sie erscheint doch wol zu ernst, diese furchtbare Gefahr, als daß man erst noch zu eigenen Versuchen und nicht vielmehr sofort zu der Hülfe eines tüchtigen Arztes die Zuflucht nehmen sollte! Pfefferminz-, Flieder- und Kamillenthee, Erwärmungen der Füße und des Magens, heißes Wasser, Reis- und Eiweißwasser, das sind die einzigen vor der Ankunft des Arztes gewagten Mittel. Ein sehr drastisches oder gewaltsames Mittel wendet hierbei aber die Heilkunde an, dessen wir flüchtig erwähnen wollen, das Brennen mit einem Eisen an den Waden, oder „Moxen", d. h. Abbrennen eines mit Spiritus getränkten Läppchens in der Magen- und Nabelgegend.

Außer den bereits bei den Blutreinigungsmitteln genannten gibt es noch eine Anzahl recht drastischer Abführmittel in der Volksheilkunde. Hierher gehören: Beeren des Seidelbast oder Kellerhals, Liebesäpfel, die Früchte des bekannten Solanum, Kreuzdornbeeren, Faulbaumrinde oder wol gar Krotonsamen. Alle diese und ähnliche Mittel, namentlich das letztere, können recht gefährlich werden.

Gegen rheumatische Leiden und Gicht finden wir wieder eine große Anzahl allenthalben gebräuchlicher Volksheilmittel. Mehr curios als bedenklich erscheinen folgende: Räuchern von Schnupftaback auf glühenden Kohlen, Strümpfe aus Hundehaaren, eine Mütze von Zunder, bei Gesichtreißen u. s. w., Ziegenmilch aufträufeln, Knoblauch essen, kleine Thiere, besonders Hunde, ins Bett nehmen und auf die leidenden Theile legen, weil dieselben „die Krankheitsstoffe abziehen". Dann folgen die energischern, unter denen das früher sogar von Aerzten zuweilen angewandte Peitschen mit Ruthen oder selbst Brennesseln obenansteht; ferner das bereits bei der Wassersucht erwähnte Einpacken in Birkenlaub oder auch heiße Bäder aus Birkenblätterbrühe. Weiter eine Volkscur, die in Berlin sehr gangbar sein soll und bei der ein Flanellstück auf den leidenden Theil gelegt und mit einem heißen Bügeleisen darübergeplättet wird, so heiß als der Patient es nur irgend ertragen kann. Dann Umschläge von Meerrettichbrei, gewaltige Pech- oder Terpentinpflaster, Umschläge von noch sehr heißer Brotrinde, von heißer Asche oder geröstetem Kochsalz, Einreiben von Spiritus, welcher am Feuer, möglichst nahe an strahlender Glut „einziehen" muß, wobei schon oft genug Unglücksfälle entstanden sind, indem der Spiritus sich entzündete und den Patienten arg verbrannte, wol gar seinen Tod herbeiführte. Daß die Rinde, Blätter und Beeren der schwarzen Johannisbeere (Gichtbeere, Ribes nigrum), Saueramphterwurzeln u. s. w. Lieblingsmittel des Volks gegen die Gicht sind und daß man außerdem gegen sie wahrhaft unzählige Sympathiecuren, Besprechungen, Abstreichen u. s. w. braucht, müssen wir als bekannt voraussetzen.

Diese letztern Curen erstrecken sich bekanntlich auch noch auf eine große Anzahl anderer Leiden und Uebel, als Rose, Warzen, Muttermale, Hühneraugen, ja sogar Verbrennungen oder schwere Leiden, wie Krebs u. s. w. Leider oft genug sind dann auch Gewalt- oder andere unheimliche Mittel damit verbunden.

Als ein sehr beliebtes und recht heroisches Volksheilmittel sind auch die Schwitzcuren zu betrachten, mit denen die Landleute bei gar mannichfachen Krankheitserscheinungen schnell bei der Hand sind. Sie rufen dieselben durch innerliche Mittel, besonders Walrath in heißem Bier, Fliederthee, heißes Weinessigwasser u. s. w., oder durch äußere Mittel, die Birkenlaubcur, Einpacken in erhitzte Betten, wollene Decken u. s. w. hervor. Offenbar kann aber durch unverständige Anwendung, z. B. bei beginnenden Entzündungskrankheiten, oder durch Erkältungen bei mangelnder Vorsicht viel Unheil mit ihnen angerichtet werden.

Die zahlreichen Ausschlag- und Schmuzkrankheiten haben leider nur zu viele wahre Pferdecuren aufzuweisen. Wir dürfen die Leser unmöglich mit der Schilderung aller dieser unheimlichen und ekelhaften Dinge behelligen und wollen daher möglichst flüchtig an ihnen vorübereilen. Schwefel in Salben und innerlich gilt als das hauptsächlichste Volksheilmittel gegen die Krätze. Er hat auch keinerlei Gefahr, nur die Unannehmlichkeit seines Geruchs, wodurch das schimpfliche Uebel leicht verrathen werden kann. Ihm schließen sich an: Abkochungen, Salben u. s. w. aus Alantwurzeln, Rauchtaback, Sumpfporst, Eibenbaum, ferner Heringslake u. s. w. Unmittelbare, oft sehr arge Gefahren bringen die Quecksilberzubereitungen mit sich, welche gegen Ausschlagkrankheiten und namentlich auch gegen die Parasiten des Menschenkörpers gebraucht werden. Unter ihnen am gefährlichsten ist die gelbe Quecksilbersalbe (Ungt. hydrargyri citrinum), aus salpetersaurem Quecksilberoxyd, zumal sich die Landleute dieselbe aus Quecksilber und Scheidewasser oft selbst bereiten.

Bei den Hals- und Hustenkrankheiten begegnen uns wieder eine Anzahl der bereits bei der Schwindsucht geschilderten Mittel. Außerdem gibt es hier noch einige recht drastische und wunderliche Curen. Bei sehr argem Stickhusten bläst man in manchen Gegenden dem Kranken (auch Kindern) mit einer Federspule Taback tief in die Nase, oder man gibt Kügelchen aus Senfmehl und Honig, Theer mit Eigelb, Seehundsfett (in den Apotheken Schweineschmalz), oder man übergießt ein Schwalbennest mit heißer Milch und schlägt dies um den Hals, legt ein Schnupftabackspflaster auf die Herzgrube, bestreut rothe oder schwarze Schnecken mit gepulvertem Zucker oder kocht sie in Bier und läßt den Saft oder die Brühe einnehmen u. s. w.

Gegen Eingeweidewürmer, sowol Spulwürmer u. s. w., als auch gegen den Bandwurm, hat die Volksheilmittelkunde einige sehr heilkräftige Mittel, z. B. Zittwersamen, Wurmfarrn und neuerdings auch Kusso, die aus der Medicin bereits fast allgemein in den Volksgebrauch übergegangen sind. Dessenungeachtet gibt es auch hier unnöthige, widrige oder direct nachtheilige Dinge in Menge. Um uns nicht zu weit auszudehnen, *können wir* wiederum nur die eclatantesten anführen: Morgens nüchtern je einen Theelöffel voll Schießpulver und Kochsalz, Kirschen sammt den Steinen hinabzuschlingen, einige Knoblauchzwiebeln morgens zu verschlucken, viel Essig oder starkes Kochsalzwasser nüchtern zu trinken, warme Milch mit viel Aloë, Mäusenrath in Wasser gekocht, als Klystier und auch zum Trinken, zum erstern Gebrauch auch starke Tabacksabkochungen, Wasser, in welches brennender Schwefel geträufelt oder in dem Quecksilber abgekocht worden ist. Schließlich Einreibungen aus Terpentinöl, Ochsengalle, Knoblauchssaft oder einer Salbe aus Tabackspulver mit Essig auf den Unterleib. Die wahrhafte Pferdecur, einen ganzen unabgewaschenen Hering früh nüchtern zu verspeisen, gilt als Vorcur meistens für unerläßlich.

Es gibt Uebel und Leiden, die uns durch die Fülle und Mannichfaltigkeit der gegen sie im Volke üblichen Abhülfsmittel förmlich populär erscheinen müssen. Hierher gehört wiederum der Biß des tollen Hundes. Als ziemlich bekannt dürfen wir wol jenes Mittel gegen ihn betrachten, welches Preußens großer König einem Schäfer abkaufte und veröffentlichen ließ. Dasselbe, ein in Honig gelegter Maiwurm, hat sich nebst der dazu gehörenden und neuerdings wieder von Autoritäten angewandten Schwitzcur doch keineswegs stichhaltig erwiesen. Ihm gleichen folgende: Ein Brei aus gepulverten Walnußkernen und Raute mit Honig, frisches Thierblut, große Massen von Essig, Taxusblätter mit Bier und mancherlei andere innerliche Mittel, die sämmtlich allerdings nichts schaden, aber doch insofern gefährlich werden können, als durch ihren Gebrauch eine wirklich erfolgreiche Cur vielleicht versäumt wird. Ihnen reihen sich nun die eigentlichen Pferdecuren an, die in diesem Falle jedoch immerhin als entschieden hülfeversprechend zu betrachten sind: Man bestreut den Biß mit Schießpulver und entzündet dies, oder man brennt die Wunde mit einem glühenden Eisen aus, man schneidet sie tief aus; nach alledem bringt und erhält man die Wunde in Eiterung, wozu zuweilen ein durchgeschnittener Hering mit der inwendigen Seite aufgelegt wird. Dann kommen die unheimlichen Mittel: Der Gebissene muß das Blut des tollen Hundes trinken (in Rußland und den darangrenzenden deutschen Gegenden), oder ihm werden die „unter der Zunge befindlichen Wuthbläschen" ausgeschnitten oder gebrannt; bereits von der Wuthkrankheit (und Wasserscheu) Befallene stürzt man wol plötzlich kopfüber ins Wasser u. s. w.

Fast bei keinem Leiden werden so viele ekelhafte Dinge noch im Volke gebraucht als bei der Gelbsucht: Gänsekoth in Wein, lebend (!) geröstete und gepulverte Kellerasseln, in kochendem Weißbier gebrüht, Schafthäken (Parasiten) auf Butterbrot u. s. w.; außerdem recht gefährliche Mittel: Wolfsmilchsaft, Mauerpfeffer u. s. w. Auch das Verschlucken von zwei bis drei rohen Eidottern des Morgens nüchtern dürfte für manchen Magen als eine Pferdecur erscheinen.

Ohne auf die meistens von vornherein sehr bedenklichen Hausmittelcuren an kleinen Kindern weiter einzugehen, sei nur auf einige recht arge Misbräuche hingewiesen. Der in vielen Familien übliche zu übermäßige Gebrauch des Kamillenthees dürfte in der That mehr an die Pferdecurmittel streifen als man glaubt. Entschieden unheilvoll ist aber das leider noch immer hier und da gebräuchliche Betäuben unruhiger, wol gar schmerzlich leidender Kinder mit Mohnabkochungen, Mohn- oder Beruhigungssaft, Branntwein u. s. w. Bei den Skrofeln der Kinder ist der Leberthran aus der medicinischen Anwendung bereits vollständig in den Volksgebrauch übergegangen. Aber ach! wie oft lassen sich sogar Gebildete noch von Geheimmittelkrämern u. s. w. täuschen, sodaß die sonst wohlthätige Cur erfolglos oder gar schädlich wird. Man sollte stets nur reinen guten Leberthran aus der Apotheke kaufen, von allen übrigen angepriesenen Sorten aber durchaus absehen. Andere gebräuchliche, größtentheils bedenkliche Volksheilmittel bei skrofulösen Geschwülsten u. s. w. sind: Brei aus Seife und Wasser, Umschlag von Salz und Urin, Schwertliliensaft, gebratene Zwiebeln, Abkochung von Holzasche, grüne Holunderrinde u. s. w.

Wiederum eins der allerpopulärsten Uebel, die Trunksucht, zeigt uns die barbarischsten aller Pferde- oder Gewaltcuren. Den Säufer einzusperren und ihm jede Speise und jedes Getränk nur mit Branntwein vermischt zu reichen, ist eine aus Rußland zu uns gekommene entsetzliche Gewaltcur, die thatsächlich hin und wieder ausgeübt wird und dann sicher helfen soll. Eine andere ist das heimliche Zumischen von einigen Gran Brechweinstein unter das Getränk, wodurch dasselbe ebenfalls verleidet werden soll. Auch das Einnehmen von verdünnter Schwefelsäure gehört hierher. Um sich vom Rausch und dessen Folgen zu heilen, werden bittere Mandeln, ein Theelöffel voll Kochsalz in Wasser und der bekannte sauere Hering oder sauere Gurken genossen. Auf einen höchst bedenklichen Misbrauch sei hier zugleich hingewiesen, die Sitte nämlich, daß man in Norddeutschland den Bäuerinnen im Wochenbett und bald nach der Geburt stets eine bedeutende Quantität Branntwein oder Wein oder heißes Bier mit Walrath „zur Reinigung“ zu trinken gibt, wodurch thatsächlich gar manches Menschenleben dort an entzündlichen und tödlichen Wochenbettskrankheiten zu Grunde geht.

Auch bei Augenkrankheiten gibt es sogar Gewaltvolksheilmittel. Bei ins Auge geflogenen Körperchen ist es noch vielfach gebräuchlich, einen Krebsstein hineinzubringen. Bedenklicher ist beim Gerstenkorn das Auflegen von Zwiebelschnitten, ekelhaft das Einreiben mit einer Schnecke oder zerquetschten Fliege oder Hausgrillen. Flecken und Verdunkelungen der Hornhaut sucht man mit Hecht- oder Aalgalle (nach Tobias' Beispiel), auch Rinder- oder Schafgalle zu vertreiben oder wendet gar mystische Mittel an, wie das Blut aus dem Flügel einer jungen Taube, Asche von Menschenkoth, oder mit Rosenblättern zerstoßene Kellerasseln, welche letztere eingenommen werden. Als vielgebräuchliche und unbedenkliche Augenheilmittel sind überall Zinkvitriol, Zinkoxyd (weißes Augennichts) bekannt. Auch ein hartgekochtes, in der Mitte durchgeschnittenes Ei, recht warm aufgelegt, wird viel und mit gutem Erfolg gebraucht.

Selbstverständlich konnten wir in dem Obigen nur eine Blumenlese der häufigsten alltäglichsten derartigen Curen geben. Wir mußten eine Anzahl von Krankheiten völlig übergehen, weil sich die Besprechung der gegen sie angewandten Heilmittel für eine populäre Darstellung nicht eignete. Bei andern wiederum mußten wir unter der wahrhaft ungeheuern Fülle von Mitteln sorgsam sichten, theils um keine der wissenschaftlichen Medicin noch vorzugsweise angehörenden zu berühren, theils um nicht zu tief hinabzugreifen in das unendliche Chaos des bereits Abgethanen, sondern ausschließlich nur solche Gegenstände hervorzugreifen, deren noch thatsächlicher Gebrauch uns bekannt ist. Darum kann aber diese Darstellung eben auch immer nur als eine einseitige auf dem individuellen Wissen und Anschauen eines einzelnen beruhende angesehen werden. Möchte

sie nun aber nicht ihre Zwecke verfehlen, einmal als Anregung zu dienen für berufenere Kräfte, zur umfassenden und erschöpfenden Zusammenstellung dieses Materials, sodann mindestens im beschränkten Kreise für Warnungen und Belehrungen von seiten einflußreicher Menschenfreunde, den armen Menschen gegenüber, die durch diese Gebräuche und Curen unbewußt ihr kostbarstes Gut gefährden.

---

# Chronik der Gegenwart.

## Nekrologe.

Am 7. Juli verschied in Berlin der pädagogische Altmeister, Seminardirector Adolf Diesterweg, ein Opfer jener pestartigen Krankheit, die leider auch in diesem Jahre wieder in deutschen Landen ihren Einzug gehalten hat, um gleichsam das Maß der Leiden unsers Volks voll zu machen. Wenige Tage vorher war ihm seine Gattin gestorben. Dem Verschiedenen war auch bei den neuesten Kammerwahlen wieder der schon seit Jahren innegehabte Vertrauensposten als Abgeordneter der Zweiten Kammer übertragen worden (vgl. Diesterweg's Wahlrede im „Pädagogischen Jahrbuch", 1861); es sollte ihm jedoch nicht bestimmt sein, in dem jedenfalls einer ganz neuen Aera seiner Geschichte entgegengehenden preußischen Staate noch einmal die Pflicht eines Volksvertreters auszuüben. In denselben Tagen, wo das preußische Volk die kühnsten Thaten auf dem Schlachtfelde vollbrachte, schied einer der verdienstvollsten und muthigsten Kämpfer im Gebiete des Geisteslebens aus unserer und der Seinigen Mitte.

Friedrich Adolf Wilhelm Diesterweg wurde am 29. Oct. 1790 in Siegen geboren. Nach Beendigung seiner theologischen Studien in Herborn und in Tübingen übernahm er eine Hauslehrerstelle in Manheim. Nachdem er dann in Worms an der École secondaire die Stelle eines zweiten Lehrers bekleidet und 1813—18 an der Musterschule zu Frankfurt a. M. thätig gewesen war, übernahm er im letztgenannten Jahre das Amt eines zweiten Rectors an der Lateinischen Stadtschule zu Elberfeld und wurde 1820 Director des Seminars zu Mörs. Hier war es, wo er sein Interesse und seine Kraft der Sache des Volksschulwesens völlig zu widmen begann und wo er im Jahre 1827 jene „Rheinischen Blätter" begründete, welche neben dem seit 1850 erscheinenden „Pädagogischen Jahrbuch", das Hauptorgan seines unermüdlichen Kampfes für den rationalen Pestalozzianismus (vgl. seine Pestalozzi-Rede vom Jahre 1845) werden sollten.*) Von dem Ministerium Altenstein berufen, trat er 1832 die Stelle eines Seminardirectors in Berlin an, um hier theils in diesem Amte, theils nach seiner Versetzung in den Ruhestand als pädagogischer Schriftsteller bis an sein Ende thätig zu sein.**) Besonders infolge seiner freien kirchlichen Richtung wurde er 1847 vom Ministerium Eichhorn seines Staatsdienstes — mit Belassung seines Gehalts — entbunden, dann 1848 vom Ministerium Schwerin und Rodbertus noch einmal zu Arbeiten im Gebiete des Unterrichtswesens herangezogen, um 1850 pensionirt und in Ruhestand versetzt zu werden (vgl. den von Diesterweg gegebenen vollständigen Bericht über diese Vorgänge im „Pädagogischen Jahrbuch" von 1851).

Diesterweg's Bedeutung für die deutsche Pädagogik liegt weder in der Neuheit oder Ursprünglichkeit der von ihm verkündigten und vertretenen pädagogischen Grundsätze, noch in der sogenannten wissenschaftlichen Bedeutung seiner Schriften, noch auch in einer un-

*) Ein schönes Vermächtniß seiner Wirksamkeit in Mörs sind seine „Schulreden und pädagogischen Abhandlungen" (Krefeld 1832). Wir finden in denselben mit das Innigste und zugleich Schwungvollste, was er gesprochen und geschrieben.

**) Außer den „Rheinischen Blättern" enthält sein „Pädagogisches Jahrbuch" die meisten Erzeugnisse seiner bis an seinen Tod fortgesetzten literarisch-pädagogischen Thätigkeit.

bedingt epochemachenden praktischen Berufsthätigkeit. Das erstere anlangend, so steht er bekanntlich auf den Schultern Rousseau's und Pestalozzi's, schließt sich an die würdigen Vorgänger und Zeitgenossen, einen Harnisch, Denzel, Dinter und Graser und erscheint mehr als der Receptive und Reproducirende, denn als der Productive, Schöpferische. Seine Schriften tragen durchaus den Stempel der populären, journalistischen Darstellung und entbehren das von vielen gepriesene wuchtige Einhergehen in streng systematischer Form, sowie die von allen Zunftgelehrten in den Himmel erhobene Centnerschwere des gelehrten Apparats. Nur in dem „Wegweiser" (Bd. 1) finden wir Abhandlungen von ihm, welche den Charakter einer strengern wissenschaftlichen Form an sich tragen. Seine praktische Berufsthätigkeit ferner wurde doch zu früh gewaltsam unterbrochen, als daß sie eine sehr große Tragweite hätte gewinnen können. Was gleichwol Diesterweg eine epochemachende Wichtigkeit verleiht, das ist die im höchsten Grade energische, rastlose und muthvolle Verkündigung und Vertretung der von ihm ergriffenen pädagogischen Idee, das ist seine beweiskräftige Kampfbereitschaft im Interesse eben dieser Ideen, wie seine Aufsätze gegen die Regulative, gegen den confessionellen Religionsunterricht beweisen, das ist die ungemein frische, fortreißende Conception seiner zahlreichen Aufsätze, das ist endlich aber auch die in seinen Schriften überall durchbrechende Sympathie für die Lösung der namentlich von Frankreich her angeregten wichtigsten socialen Fragen. Ist es doch sicherlich das zuletzt Erwähnte, was dem pensionirten Seminardirector die wiederholte Mitgliedschaft in der preußischen Kammer verschaffte. Wir nennen Diesterweg gewiß nicht mit Unrecht den Socialpädagogen (vgl. seine Abhandlung über „Die sociale Stellung des Lehrers", „Pädagogisches Jahrbuch", 1855). Vielleicht in keiner seiner Schriften tritt er als solcher entschiedener, wärmer und glühender auf als in seinen „Lebensfragen der Civilisation", deren Inhalt unbedingt als ein Reflex der Julirevolution sowie als Vorbote des Jahres 1848 angesehen werden darf.

Diesterweg's Ringen und Kämpfen galt, wenn wir es kurz zusammenfassen wollen, zuerst dem Communismus der Bildung, d. h. einer Volkserziehung, welche die niedern Klassen aus demoralisirender Dürftigkeit, aus entehrender Unwissenheit und elender Charakterlosigkeit befreien soll. An allen soll erzieherisch gearbeitet werden, bis man sie als intellectuell und moralisch würdig aus der Erziehungsarbeit entlassen kann. In der Volksschule soll an die Stelle des oberflächlichen Berührens des kindlichen Geistes mit mechanischen Gedächtnißübungen und wenigen Fertigkeiten, welche die sogenannte Elementarbildung ausmachen, die Weckung und Belebung des Geistes zum Denken, zu selbständiger Thätigkeit, zur Urtheilsfähigkeit treten. An die Volksschule muß sich die Fortbildungsschule als unentbehrliches Correlat anreihen. Gerade die beginnende Jugendzeit bedarf der Führung im höhern Maße. Den unbesonnenen, unwissenden Jüngling sich selbst und der bloßen banausischen Arbeit des Handwerks überantworten: heißt ihn gewissenlos allen feindlichen Mächten eines an Versuchungen reichen Lebens preisgeben.

Neben der Volksschule ist es hauptsächlich die höhere Bürgerschule, für welche Diesterweg ganz im Sinne der neuern Pädagogik eintritt. Es gilt, in dieser Art von Schulen die männliche Jugend, die sich einem Gewerbe widmen will, auf das wirkliche Leben und dessen mannichfache Bedürfnisse vorzubereiten. Nicht wie in den gelehrten Schulen soll für sie das Latein einen Haupttheil der Unterrichtsgegenstände bilden, sondern die Naturwissenschaften, Mathematik und neuern Sprachen treten hier in den Vordergrund. Wir dürfen Diesterweg, wenn auch mit Einschränkung, zu den entschiedenen Verfechtern der Realschulbildung rechnen. Denn er bekämpft energisch eine verfrühte einseitige Fachbildung sowie nicht minder das bunte Allerlei der Unterrichtsfächer; er verlangt das Nacheinander, statt des Nebeneinander der Disciplinen; aus seinen pädagogischen Grundanschauungen, wie sie unter andern im ersten Bande des „Wegweisers für Lehrer"

ausgesprochen werden, ergibt sich, daß er dem nur zu reich ausgestatteten Lehrplan der Realschule nicht zustimmen kann.

Die Bekämpfung einer übermäßigen Bevorzugung der altclassischen Bildung auf unsern Gymnasien zog Diesterweg harte Anfechtungen, namentlich von seiten Friedrich Thiersch's, zu; er richtet gegen dessen überschwenglichen „Hellenismus" als Unterrichtsprincip wiederholt die schärfsten Waffen seiner beißenden Beurtheilung. Wie die Büchergelehrsamkeit ihm überhaupt ein Greuel war, so wendet er sich auch mit Vorliebe gegen den übertriebenen Cultus des Unterrichts in den alten Sprachen.

Daß Diesterweg das ganze große Gebiet der Unterrichtsanstalten zum Gegenstand seiner Betrachtung und Begutachtung machte, ersehen wir aus seinen Abhandlungen über das Universitätswesen in Deutschland, welche in den „Lebensfragen der Civilisation" enthalten sind. Die Wirksamkeit der Universitäten will er nicht minder wie die aller andern öffentlichen Bildungsinstitute der pädagogischen Beurtheilung unterzogen wissen. Er findet da tiefe Gebrechen, deren Aufdeckung ihm als heilige Pflicht erscheint. Die akademischen Lehrer entbehren nach seiner Meinung nur zu sehr des pädagogischen Triebes und der pädagogischen Befähigung, vermöge deren sie doch allein den Studirenden die zu wünschende geistige Bildung gewähren könnten. Der Universitätslehrer hat wie jeder andere Lehrer den Regeln einer auf Psychologie begründeten Didaktik und Methodik nachzugehen; auch er muß in seinem Schüler vornehmlich die Selbstthätigkeit und Selbständigkeit des Geistes wecken, auch er darf nicht mechanisch mittheilen, sondern soll seine Zuhörer Kenntnisse und Erkenntnisse „erleben" lassen, auch ihm muß die entwickelnd-vortragende und entwickelnd-fragende Methode zu Gebote stehen, damit sein Lehren die unerläßliche geistige Selbständigkeit hervorbringe. Der alte Schlendrian des Heftedictirens, des todten Mittheilens einer Masse historischen Materials ist ihm ein Greuel. Die Professoren sollen den Studenten auch im Privatleben als freundliche Berather zur Seite stehen, sich nicht vornehm in ihren gelehrten Nimbus einhüllen. Ohne der akademischen Freiheit durchaus den Krieg zu erklären, ist Diesterweg doch für eine weise Beschränkung derselben. Durch Gelegenheit zu Familienumgang sollen die Sitten der Studirenden veredelt, soll ihrem moralischen Verkommen entgegengearbeitet werden. Der harmonischen, Geist und Leib umfassenden Bildung der Studirenden muß durch eine systematische Pflege der Gymnastik aufgeholfen werden u. s. w. Außer Heinrich Leo ist es besonders Friedrich Thiersch gewesen, welcher auch hier Diesterweg's Anschauungen und kritischen Ausfällen mit heftigen Invectiven entgegentrat.

Was aber unstreitig Diesterweg die meisten und schonungslosesten Angriffe zuzog, war einestheils seine Meinung über die religiöse Bildung der Jugend (vgl. „Pädagogisches Jahrbuch", 1855, „Mein Religionsunterricht", 1856, „Der confessionelle Religionsunterricht in der Volksschule" u. s. w.), anderntheils sein Kampf für die Trennung der Schule von der Kirche (vgl. z. B. „Pädagogisches Jahrbuch", 1864, „Die Emancipation der Schule"). Wir würden Diesterweg's Bedeutung in der Geschichte der deutschen Pädagogik in ihrer Hauptseite übersehen, wollten wir nicht gerade diesen beiden Richtungen seines Strebens eine besondere Aufmerksamkeit schenken.

Diesterweg war ein unbedingter Gegner des confessionellen Religionsunterrichts. Nur die allen gemeinsame religiöse Anlage soll im Kinde geweckt und belebt werden; die Besonderheit der Religion möge der Mündiggewordene sich selbst aneignen. Es streitet durchaus gegen die Natur des Kindes, wenn man seine Naivetät, sein harmloses Gemüth gleichsam entzweien will durch eine verfrühte Octroyirung bestimmt formulirter Glaubenssätze. So wenig wir im Kinde eine politische, so wenig können wir in ihm eine bestimmte religiöse Parteistellung mechanisch erzeugen und künstlich hervorbringen wollen. Beides heißt: der von Diesterweg durchweg geforderten Selbstthätigkeit des ein-

zelnen vorgreifen und dieselbe negiren. Es wäre im höchsten Grade ungerecht, wollten wir Diesterweg in die Reihe der Erzketzer, der Religionsspötter und Antichristen verweisen; er hält vielmehr die Religiosität für eine Cardinaltugend des Lehrers, und wer könnte einem Manne Christlichkeit absprechen, welcher sein Leben lang „in seiner Weise" mit wahrer Begeisterung und unermüdlichem Eifer zum Wohle der Mit- und Nachwelt gearbeit hat! Das Christenthum ist ihm „die Religion Christi" und zugleich das Princip der Wahrheit, Freiheit und unbedingt hingebenden Menschenliebe. Nur das mit dem äußern starren Kirchenthum identificirte Christenthum, nur die Vergötterung des Dogmas, nur die gänzliche Gefangengebung der Vernunft unter die Herrschaft blinden Fürwahrhaltens, nur die Verirrung des Religiösen in das Gebiet des Mystischen, nur die Loslösung des Religiösen vom Gebiete des Sittlichen verwirft und bekämpft Diesterweg mit Aufbietung aller Beweiskraft. Er kämpft zwar gegen einen Pieper (vgl. „Der wiedererstandene Hauptpastor Melchior Götze", Essen 1844), gegen einen Bischof Ketteler (vgl. „Bischof und Pädagog", 1858) und Heinrich Leo; er wird zwar von einem K. von Raumer (vgl. dessen „Geschichte der Pädagogik", IV, 379 fg.), Palmer (vgl. dessen „Evangelische Pädagogik", I, 62, 89, 104, 131 fg.) und vielen andern Vertretern eines „katholisirenden" Protestantismus heftig angegriffen und verlästert; aber er fühlt sich geistesverwandt mit der Schule der philosophischen Theologen, er ist begeistert für Schleiermacher's Religionsbegriff, und die Männer, welche gegenwärtig den Protestantenverein repräsentiren, würden an ihm wie er an ihnen entschiedene Gesinnungsgenossen haben. Weder unter Friedrich II. noch unter Friedrich Wilhelm III. würden Diesterweg's Ansichten von der religiösen Bildung der Jugend Anstoß erregt haben — es war der Reactionsperiode der vormärzlichen Zeit, es war der Epoche der Eichhorn, der von Raumer vorbehalten, in Diesterweg, dem berliner Seminardirector, den Antichrist, den Jugendverderber, den Communisten, das Gift der Lehrerwelt zu wittern und ihm eine Anklage oder vielmehr Chicanen zu bereiten, „vor denen er verstummen mußte". Diesterweg darf sich der Gesinnungsgenossen nicht schämen, welche ihm hinsichtlich seines religiösen Standpunktes zur Seite stehen: wir wüßten kaum einen epochemachenden Theologen, Philosophen und Pädagogen der neuern Geschichte, dem er nicht geistesverwandt gewesen wäre. Seine heftigsten Gegner gehören in die Kategorie der Hoogstraten, Pfefferkorn, Götze — oder der Kliefoth und Hengstenberg; darf er sich der Feindschaft eines Stahl, so auch der Freundschaft eines Bunsen rühmen, und wenn der „Amaranth" von Redwitz ihm zuwider war, so erglühte er dagegen für Lessing's „Nathan".

Selbstverständlich steht Diesterweg in der Reihe der Vorkämpfer für „die Emancipation" der Schule, doch nicht von „der Religion", sondern nur von der Aufsicht der Geistlichen. Auch er will gleich hundert andern die Thätigkeit der Lehrer nur von solchen geleitet wissen, welche nicht durch bloße Inspiration, sondern durch regelrechte und regelmäßige Studien und Uebungen dazu berufen sind. Eben weil er ein Gegner aller Autoritäten ist, welche höchstens ein historisches Recht für ihre Functionen in Anspruch nehmen können, eben darum verlangt er mit unzähligen andern, daß das Amt der Pädagogen nur von ihresgleichen beaufsichtigt werde. Was er da fordert, hat sich bereits mehrfach Anerkennung und Geltung verschafft — trotz der Tycho de Brahe mußte doch das Kopernicanische System durchdringen.

Wir kennen denselben Mann als einen der treuesten Schüler Pestalozzi's, welcher dessen Unterrichts- und Bildungsprincipien mit rastlosem Eifer Geltung zu verschaffen versuchte, als einen unerschrockenen Vertheidiger der naturgemäßen Entwickelung des Menschen, als einen warmen Anwalt der Armen und Verlassenen, als den begeisterten Förderer des deutschen Lehrerstandes nach seiner materiellen Lage wie geistig-ethischen Beschaffenheit. Unvergessen bleibt, was Diesterweg nicht blos zur Heran-

bildung eines an Kenntnissen reichen, in Urtheilskraft und Verstandesklarheit gediegenen, an Charakter und Ueberzeugung starken, im Streben nach Weiterentwickelung unermüdlichen Lehrerstandes, sondern auch für dessen äußere Förderung gewirkt hat. Er regte unablässig die Gründung von Lehrervereinen an; in seinem Geiste erwachte die Idee der Pestalozzistiftungen u. s. w. Ebenso hoch steht er als gediegener Kenner namentlich der mathematisch-naturwissenschaftlichen Schuldisciplinen (vgl. seine Lehrbücher „Populäre Astronomie und astronomische Geographie", „Geometrie für Volksschulen", „Praktisches Rechenbuch" u. s. w.), und nicht minder als langjähriger Vertrauensmann und Vertreter seiner Mitbürger, als unerbittlicher Streiter wider die Raumer'schen „Preußischen Regulative" (vgl. seine drei Schriften über die „Regulative" u. s. w.)

Abgesehen von kleinern Broschüren sind von Diesterweg's Werken im Vorstehenden nur folgende unerwähnt geblieben: 1) „Bemerkungen und Ansichten auf einer pädagogischen Reise nach den dänischen Staaten im Sommer 1836" (Berlin 1836). (Diese Reise wurde Veranlassung zu einer ausführlichern Darlegung und Widerlegung der „wechselseitigen Schuleinrichtung", welche wiederum von Hartwig Peter in einer besondern Schrift, Altona 1836, „in Erwägung gezogen" wurde.) 2) „Ueber Erziehung im allgemeinen und Schulerziehung im besondern" (2. Aufl., Elberfeld 1839). 3) „Pädagogisches Wollen und Sollen" (2. Aufl., Leipzig 1857). 4) „Schullesebuch" (2 Bde., Bielefeld). Sowol diese Lehrbücher wie auch sein „Rechenbuch" und seine „Populäre Astronomie" haben alle zahlreiche Auflagen erlebt.

---

## Musikalische Revue.

Erwähnung verdienen diesmal die Musikfeste, welche (einschließlich der Männergesangfeste) in Lüttich, Aachen, Düsseldorf, Pyrmont, Hamburg, Lübeck, Güstrow, Hannover, Braunschweig, Potsdam, Koburg, Ratibor, Eschweiler, Gonsenheim, Zofingen u. s. w. veranstaltet werden sollten. Doch hatte man infolge des auf allen Gemüthern lastenden Drucks der Zeitverhältnisse nur in Zofingen, Düsseldorf, Hamburg und Güstrow den Muth, auf deren Ausführung zu beharren. Alle übrigen sind auf günstigere Zeiten vertagt worden. Dies rechtfertigte sich allerdings augenscheinlich durch den diesmal bemerklich schwächern Besuch der wirklich ermöglichten, und es verdient daher der Muth ihrer Unternehmer um so mehr ein Wort warmer Anerkennung.

Auf dem Gebiete dieser, man könnte sagen, internationalen Veranstaltungen haben sich allmählich hauptsächlich zwei Gattungen herausgebildet, nämlich eigentliche Tonkünstlerversammlungen, auf denen die Interessen der Künstler wie der Kunst ernsten Berathungen unterworfen werden, und sogenannte „Musikfeste" zur Massenaufführung bedeutender classischer Werke und zur Concentrirung von Virtuosenleistungen; die Musikfeste aber sondern sich wiederum in Massenaufführungen mit gemischtem Chor und in solche für Männerchor, sogenannte „Sängerfeste".

Die Tonkünstlerversammlungen wurden bisher lediglich vom Allgemeinen deutschen Musikverein veranstaltet, einer Vereinigung, welche die bei der Zerrissenheit unserer Verhältnisse gewiß respectable Zahl von ungefähr 500 Tonkünstlern als Mitglieder zählt.

Durchgängig auf jedem Gebiete entstehen ab und zu Conflicte zwischen dem Streben nach weiterer Vervollkommnung und dem ebenso tief und berechtigt in uns wurzelnden Triebe nach Conservirung des durch die Vergangenheit Gewonnenen und Sanctionirten. Nicht nur in der Politik finden sich conservativ gesinnte und vorwärts drängende Geister, sondern ganz ähnlich auch in der Kunst, in der Wissenschaft, Technik, Nationalökonomie u. s. w. Nur entgehen uns die meisten Conflicte auf diesen Gebieten, weil letztere ent-

weder dem allgemeinern Interesse nicht so nahe liegen, oder weil sie mit größerer Ruhe und Bildung ausgefochten werden. Den meisten Musikern dagegen, auch solchen, die Bedeutendes leisten, mangelt leider noch hinreichende Geistes- und Herzensbildung, um sich an dergleichen Conflicten mit objectivem Interesse zu betheiligen, der Musiker als specifischer Gefühlsmensch faßt überhaupt alles viel zu animos und nervös an; sodann berührt die Musik unsere Empfindung, unser gesellschaftliches Leben viel directer und lebhafter als andere Gebiete, endlich aber befindet sich die musikalische Presse, deren höchst wichtige Aufgabe bei solchen Conflicten eigentlich die wissenschaftlich objective Klärung der Begriffe sein sollte, noch überwiegend in den Händen von Männern, die ihre keineswegs geläuterten rein persönlichen Neigungen und Abneigungen für gediegene Kritik ausgeben, die streitigen Begriffe durch Verbissenheit nur noch mehr verwirren und um so mehr Unheil anrichten, je mehr sie mit gelehrtem Apparate imponiren.

Unter der leidenschaftlichen Erregung eines solchen Conflicts erblickte der Allgemeine deutsche Musikverein das Licht der Welt, hauptsächlich mit dem Doppelstreben gegründet, die Kunst aus engen traditionellen Fesseln heraus weiter zu fördern und den materiellen wie geistigen Interessen der Künstler eine praktische Basis zu schaffen. Jener mit den erstern Gesichtspunkte aber unvermeidlich in die Vereinsinteressen übertragene, damals gerade mit erster Heftigkeit entbrannte Kampf zwischen conservativen und „Zukunfts"-Musikern erschwerte natürlich die Entfaltung des jungen Vereins, und zwar um so mehr, als ein großer Theil der Fortschrittsmänner, besonders die jüngern, wenn auch noch so ehrlich für die Sache begeistert, in die obenbeleuchteten Einseitigkeiten verfiel, viel zu schroff für das als nothwendig erkannte Princip Partei ergriff und überhaupt in Wort und That die Bewegung zu sehr überstürzte, anstatt zuerst das in den Schlendrian süßer Gewohnheit eingewiegte Ohr des Publikums und eines großen Theils der Musiker selbst schrittweise für den beabsichtigten Fortschritt heranzubilden. Das in solchen Fällen stets nur zu bereitwillig sich regende Vorurtheil sah allerlei Ausschreitungen dieser Richtung für Grundsätze derselben an und übertrug eine derartige höchst voreilige Anschauung auf eine Vereinsgenossenschaft, die allerdings aus der immer bedenklicher gewordenen Stagnation heraus für frische Weiterentwickelung der Kunst thätig, andererseits aber zugleich auch ganz entschieden darauf bedacht ist, Vermittelung und Aussöhnung der durch ihr Streben entstandenen Gegensätze anzubahnen, deren Anhänger sich daher auch längst nicht mehr als „Partei" geriren, ja dies nicht einmal mehr können, seit sich das Streben nach Fortschritt in eine Anzahl verschiedener Ansichten, die sich zum Theil sogar ziemlich grell in einzelnen Punkten gegenübertreten, zerfasert hat, während die starr Conservativen sich zu einer so engherzig verbissenen Partei zusammendrängen, daß sie alles als „Zukunftsmusik" verdammen, was sich nicht in glatter Gewohnheitsschablone abwickelt, und in komischer Verwechselung schon wiederholt Anhänger ihrer Richtung als „Zukunftsmusiker" gebrandmarkt haben. Die Einsichtsvollern unter den Gemäßigten dagegen besiegten, als die Fortschrittsmänner frühere Excentricitäten mehr und mehr abstreiften, ihr ursprüngliches Mistrauen, begeisterten sich immer zahlreicher für allgemeine Vereinigung und traten dem Verein so zahlreich bei, daß derselbe jetzt überwiegend aus besonnenen Verehrern einer gediegenen ästhetischen Basis besteht und beiläufig auch über eine bedeutende Anzahl zum Theil sehr namhafter virtuoser Kräfte verfügt. Kurz, obgleich sich der größte Theil der hochgestellten „Aristokraten" unter den Musikern von dem Verein wegen seiner liberalen Tendenzen consequent fern hält, ist derselbe zu einer höchst stattlichen Ausdehnung erstarkt (seit kurzem werden auch Nichtmusiker als inactive Mitglieder aufgenommen) und erfreut sich der speciellen Protection der Fürsten von Baiern, Baden, Weimar, Koburg, Dessau, Sondershausen und Hohenzollern sowie der Königin von Preußen. Größere Versammlungen, auf denen Berathun-

gen über die Weiterentwickelung der sachlichen wie persönlichen Interessen stattfinden und größere kunstwissenschaftliche Vorträge gehalten werden, wurden bisjetzt unter starkem Zusammenfluß von Künstlern und Künstlerinnen aus den verschiedensten Ländern abgehalten in Leipzig, Weimar, Karlsruhe und Dessau, während die dieses Jahr für Koburg bereits vollständig vorbereitete Versammlung durch den Ausbruch des Krieges unmöglich wurde. Beiläufig gaben die Concertprogramme der letzten Versammlungen bereits ein schönes Zeugniß von der Unparteilichkeit gegen neue, in älterer Richtung gehaltene Werke.

Was nun die eigentlichen Musikfeste betrifft, so vertreten dieselben und zwar mit voller Berechtigung überwiegend das conservative Princip. Während es sich bei den Veranstaltungen des Allgemeinen deutschen Musikvereins in erster Reihe um berathende Versammlungen der deutschen u. s. w. Tonkünstler und um Einführung von Compositionen der Mitglieder handelt, bestehen die Hauptgesichtspunkte der Musikfeste in Massenaufführung eines oder mehrerer classischen Oratorien und in Heranziehung von möglichst vielen Virtuosen ersten Ranges zu Solovorträgen. Letzterm Zwecke ist gewöhnlich der dritte Tag ausschließlich gewidmet. Selbstverständlich vereinigt sich auch hier eine namhafte Anzahl von Künstlern aus nah und fern; erstens aber geschieht dies ohne die Absicht ernster Berathungen und eines umfassendern Meinungsaustausches, und zweitens haben diese Feste stets einen überwiegend localen Charakter. Während der Deutsche Musikverein als festgeschlossene Corporation einen günstigen Ort ermittelt und dorthin die Versammlung seiner speciellen Mitglieder überträgt, gehen gerade umgekehrt Musikfeste von einem Orte aus, der seine Umgebung zu demselben einladet. Während bei den Tonkünstlerversammlungen die Zuhörerschaft in erster Reihe aus Hunderten von Künstlern aus allen Gegenden besteht, wird dieselbe bei den Musikfesten überwiegend aus dem Publikum des Orts und der Nachbarschaft gebildet.

Was indeß das Segensreiche der Musikfeste wesentlich beeinträchtigt, sind die bei Feststellung des Programms herrschenden Rücksichten und Ansichten. Concessionen werden sich nie ganz aus den Augen setzen lassen. Es heißt aber die zu großartiger Massenwirkung vereinigten Kräfte stark misbrauchen, wenn man mit denselben Stücke aufführt, die sich in einem kleinen Rahmen ungleich günstiger ausnehmen, oder solche, die man fortwährend zu hören bekommt. So hat sich z. B. von jeher fast durchgängig der Wahn eingebürgert, es lasse sich kein genialer Dirigent gewinnen, ohne daß ein großes (vielleicht recht unerquickliches) Werk von demselben aufgeführt werde. Das Seltsamste aber ist die Aufführung von bekannten Opern oder Fragmenten daraus, die mit einem kleinern Chor viel angemessener wirken. Kurz hier müssen endlich einmal in ganz anderm Grade leitende künstlerische Gesichtspunkte zur Richtschnur genommen werden, um diese Feste aus dem bisherigen oft willkürlich dilettantischen Durcheinander zu großen künstlerischen Thaten zu erheben.

Die Sängerfeste der Männergesangvereine blieben bisjetzt von untergeordneter Bedeutung für die Kunst, weil die Theilnehmenden auch da, wo man Höheres erstrebte, stets fröhliches Zusammensein als Hauptzweck herauskehrten. Viel Schuld trägt auch hier die Anordnung. Würden künstlerische Gesichtspunkte mit Energie durchgeführt, nur gediegene Stücke gewählt, Kirchenconcerte veranstaltet, bedeutende Sänger und Virtuosen herangezogen, so würden auch die Theilnehmenden mit ganz anderm Ernste mitwirken. Ja bei der Wahl geeigneter Werke könnten diese Vereinigungen sich sogar zu ziemlich hoher nationaler Bedeutung aufschwingen, während man bisher höchstens im unermüdlichen Absingen wässeriger oder eisenfresserischer politischer Phrasen stecken geblieben ist, welche die Unklarheit auf nationalem Gebiete eher noch verschlimmert haben.

Auf dem Gebiete der Oper tauchten in letzter Zeit zwei neue beachtenswerthe Er-

scheinungen auf, nämlich Götze's „Corsen“ in Weimar und Abert's „Astorga“ in Stuttgart.

Beide Werke haben, eigenthümlich genug, von der Pike auf dienende Talente zu Verfassern. Götze nämlich ist Chorist an der weimarischen, Abert Contrabassist an der stuttgarter Oper. Beide Werke verdienen mehr als gewöhnliche Beachtung. Götze, ein Schüler Liszt's, documentirt in seiner Oper, deren Text eine der vielen Streitigkeiten zwischen corsischen der Blutrache huldigenden Adelsfamilien zur Grundlage hat, den unmittelbarsten Einfluß der neudeutschen Schule, ohne sich jedoch in grelle Ausschreitungen zu verlieren. Seine Melodik, welche sich in vielen reizvollen Zügen des Werks äußert, wird sich, wie auch die dramatische Seite seines Talents, hoffentlich noch concentrirter und ausgeprägter gestalten. Recht glückliche Würfe sind einige der kleinern Cavatinen, Balladen, Lieder, Balletstücke u. s. w. Meisterhaft ist die Instrumentirung, keineswegs überladen und wirklich wohlthuend in der Gesangbegleitung. Auch hat diese Oper einmal wieder eine anständige Ouverture.

Abert's Oper hat den altitalienischen Kirchencomponisten und Sänger Astorga zum Helden. Die Musik bewegt sich überwiegend auf dem Boden süddeutscher Unmittelbarkeit und schließt sich der der Classiker an. Noch ist in dieser Beziehung starker Eklekticismus vorherrschend, andererseits deuten bereits einzelne Züge auf allmähliches Herausarbeiten einer selbständigern Individualität und auf mäßiges Hinneigen zur neudeutschen Schule hin. Hauptvorzüge des Werks sind ausgezeichnete Sangbarkeit und Dankbarkeit für die Sänger, überhaupt meisterhafte Handhabung aller Mittel. Beide Werke, besonders das letztere, erfreuten sich sehr warmer Aufnahme.

Ebenfalls auf dem Gebiete der Oper spielte sich in letzter Zeit in München das Nachspiel eines keineswegs erquicklichen Dramas ab. Bekanntlich hatte man dem jungen König von Baiern seine musikalischen Neigungen durch Aufhetzereien des Volks und durch total unmotivirtes Hineinmengen von allerlei staatsgefährlichen Motiven in dem Grade zu verleiden gewußt, daß er Richard Wagner bewog, Baiern zu verlassen. Vor diesem Componisten hatten besonders die Ultramontanen dem Volk eine so kindische Gespensterfurcht eingejagt, daß, als eines Tages ein unschuldiger Tourist durch München wanderte, welcher dem Bedienten Wagner's sehr ähnlich sah, sofort ungewöhnliche Aufregung durch die hieraus entsprungene Verwechselung entstand. Dagegen ließ sich der König zum Aerger der angesehensten dortigen musikalischen Autorität nicht abhalten, nach wie vor Wagner'sche, Liszt'sche und Berlioz'sche Musik unter Bülow's genialer Leitung aufführen zu lassen, und gab auch Befehl, im Sommer sämmtliche Wagner'sche Opern in musterhafter Besetzung, prachtvoll ausgestattet, zu insceniren. Die ersten Sänger in Deutschland wurden für diese Mustervorstellungen gewonnen und neue Decorationen und Costüme mit großartiger Pracht ausgeführt. Da konnte es der König nicht unterlassen, Wagner an dessen Geburtstage in Zürich zu beglückwünschen, und diese harmlose Vergnügungstour war das Signal zu einer Aufregung in München, als ob das Vaterland in höchster Gefahr sei. Da aber Wagner selbst abwesend war, so wurde das volle Maß der Erbitterung und der Intrigue über den Dirigenten seiner Werke, Hrn. von Bülow, ausgeschüttet, und diesem durch unablässige Schmähungen der münchener Presse u. s. f. der dortige Aufenthalt so verleidet, daß er den König um seine Entlassung bat, die ihm in ehrenvoller Weise gewährt wurde. Die beabsichtigten Opernaufführungen aber waren somit theils durch Bülow's Uebersiedelung nach Berlin, theils durch die unterdeß ausgebrochenen Kriegsunruhen zur Freude aller dortigen Stockphilister glücklich beseitigt.

---

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Preußen in Waffen.

Zweiter Artikel.

Die Gesetzgebung des Jahres 1813 über allgemeine Dienstpflicht, Landwehr und Landsturm war, wie der Wortlaut zeigt, nur auf den bevorstehenden Krieg berechnet. Aber sie hatte sich so trefflich bewährt, die ganze Nation hatte in ihr einen so großen socialen und politischen Fortschritt erkannt, daß es kaum möglich gewesen wäre, mit ihren Grundlagen zu brechen. So schwer auch die Lasten waren, die sie unter gewaltiger moralischer Pression dem einzelnen auferlegte, so verändert auch die Sachlage war, nachdem der hergestellte Frieden die großen Anregungen in Wegfall kommen ließ, welche im Moment, als es galt die Fremdherrschaft abzuschütteln, wirksam waren, so erblickte das preußische Volk doch nach wie vor in den schweren Forderungen, die jene Gesetzgebung an alle Staatsbürger ohne Ausnahme stellte, nur eine Gewährung von Ehrenrechten, deren es sich würdig gezeigt und von denen es nicht lassen wollte. Es ist dies einer der überzeugendsten Beweise, daß die großartigen Erscheinungen des Befreiungsjahres nicht das Product des Rausches augenblicklicher Begeisterung, sondern tiefwurzelnder, unter schweren Prüfungen gereifter Ueberzeugungen waren. Der König konnte in dem betreffenden legislatorischen Acte die dauernde Verhängung einer so schwerwiegenden und tief in das bürgerliche Leben eingreifenden Verpflichtung abermals als die Erfüllung eines „von der ganzen Nation gehegten Wunsches" bezeichnen. Höchstens die neuerworbenen Provinzen, insbesondere das zu jener Zeit gegen deutsches Wesen und deutsche Ehre sehr indifferente Rheinland, mochten eine Ausnahme machen. Wer bedenkt, was die alten Provinzen des Landes seit einem Jahrzehnt gelitten hatten, welche schweren Wunden ein unglücklicher und wiederum ein glücklicher Krieg geschlagen, wie tief zerrüttet der Wohlstand des Landes war, das unter der Fremdherrschaft zertreten worden wie kein anderes, wer ferner erwägt, daß auch der letzte Krieg keine ununterbrochene Reihe glücklicher Siegeszüge bildete, vielmehr von schweren Unglücksfällen durchwoben war, und daß trotz der unverhältnißmäßig großen Ströme von Blut, die Preußen an der Seite seiner stärkern Bundesgenossen vergossen, bereits vorauszusehen war, wie seine gerechtesten Hoffnungen und Forderungen großentheils unerfüllt bleiben würden, — der wird einem Volke, das in solchem Augenblick sich vom Wunsche nach friedlicher Behaglichkeit und ungestörter materieller Entwickelung nicht fortreißen läßt und, um seiner Wehrhaftigkeit willen, die schwersten Lasten freudig hinnimmt, gerechte Anerkennung nicht versagen. Ein solches Volk hat eine Zukunft.

Jenes heute noch gültige Wehrgesetz vom 3. Sept. 1814 hebt also an:

Die allgemeine Anstrengung unsers treuen Volks ohne Ausnahme und Unterschied hat in dem soeben glücklich beendeten Kriege die Befreiung des Vaterlandes bewirkt; und nur auf solchem Wege ist die Behauptung dieser Freiheit und der ehrenvolle Standpunkt, den sich Preußen erwarb, fortwährend zu sichern.

Die Einrichtungen also, die diesen glücklichen Erfolg hervorgebracht, und deren Beibehaltung von der ganzen Nation gewünscht wird, sollen die Grundgesetze der Kriegsverfassung des Staats bilden und als Grundlage für alle Kriegseinrichtungen dienen; denn in einer gesetzmäßig geordneten Bewaffnung der Nation liegt die sicherste Bürgschaft für einen dauernden Frieden.

Die wichtigsten Paragraphen lauten:

§. 1. Jeder Eingeborene, sobald er das 20. Jahr vollendet hat, ist zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet. Um diese allgemeine Verpflichtung indeß, besonders im Frieden, auf eine solche Art auszuführen, daß dadurch die Fortschritte der Wissenschaften und Gewerbe nicht gestört werden, so sollen in Hinsicht der Dienstleistung und Dienstzeit folgende Abstufungen stattfinden:

§. 2. Die bewaffnete Macht soll bestehen: a) aus dem stehenden Heere; b) der Landwehr des ersten Aufgebots; c) der Landwehr des zweiten Aufgebots; d) aus dem Landsturm.

§. 3. Die Stärke des stehenden Heeres und der Landwehr wird nach den jedesmaligen Staatsverhältnissen bestimmt.

§. 4. Die stehende Armee ist beständig bereit, ins Feld zu rücken, sie ist die Hauptbildungsschule der Nation für den Krieg und umfaßt alle wissenschaftlichen Abtheilungen des Heeres.

§. 5. Das stehende Heer besteht: 1) aus denjenigen, die sich mit Rücksicht auf weitere Beförderung zum Dienst melden und den in dieser Hinsicht vorgeschriebenen Prüfungen unterwerfen; 2) aus den Freiwilligen, die sich dem Kriegsdienst widmen wollen, aber keine Prüfung bestehen können; und 3) aus einem Theil der jungen Mannschaft der Nation vom 20. bis zum 25. Jahre.

§. 6. Die drei ersten Jahre befindet sich die Mannschaft des stehenden Heeres durchgängig bei ihren Fahnen, die beiden letzten Jahre wird sie in ihre Heimat entlassen und dient im Fall eines entstehenden Kriegs zum Ersatz des stehenden Heeres (Reserve).

§. 8. Die Landwehr ersten Aufgebots ist bei entstehendem Kriege zur Unterstützung des stehenden Heeres bestimmt, sie dient gleich diesem, im Kriege, im In- und Auslande; im Frieden ist sie dagegen, die zur Bildung und Uebung nöthige Zeit ausgenommen, in ihre Heimat zu entlassen. Sie wird ausgewählt: a) aus allen jungen Männern vom 20. bis 25. Jahre, die nicht in der stehenden Armee dienen; b) aus denen, die in den Jäger- und Schützenbataillonen ausgebildet werden; c) aus der Mannschaft von dem 26. bis zum zurückgelegten 32. Jahre.

Die Uebungen der Landwehr des ersten Aufgebots sind zwiefach: a) zu gewissen Tagen in kleinen Abtheilungen in der Heimat; b) einmal des Jahres in größern Abtheilungen in Verbindung mit Theilen des stehenden Heeres, welche zu diesem Zweck auf den Sammelplatz der Landwehr rücken.

§. 10. Die Landwehr des zweiten Aufgebots ist im Kriege entweder bestimmt die Garnisonen oder Garnisonbataillone durch einzelne Theile zu verstärken, oder sie wird nach dem augenblicklichen Bedürfniß auch im Ganzen zu Besatzungen und Verstärkungen des Heeres gebraucht. Sie wird aus allen Männern, die sowol aus der stehenden Armee als aus der Landwehr des ersten Aufgebots heraustreten, und aus den Waffenfähigen bis zum zurückgelegten 39. Jahre ausgewählt.

§. 13. Der Landsturm tritt nur in dem Augenblick, wenn ein feindlicher Anfall die Provinzen überzieht, auf meinen Befehl zusammen; im Frieden ist es einer besondern Bestimmung unterworfen, wie er von der Regierung zur Unterstützung der öffentlichen Ordnung in einzelnen Fällen gebraucht werden kann; er besteht aus allen Männern a) bis zum 50. Jahre, die nicht in die stehenden Heere und die Landwehr eingetheilt sind; b) aus allen Männern, die aus der Landwehr herausgetreten sind; c) aus allen rüstigen Jünglingen vom 17. Jahre an.

§. 15. Im Frieden bestimmen als Regel die in den obigen Gesetzen angegebenen Jahre den Ein- und Austritt in die verschiedenen Heeresabtheilungen, im Kriege hingegen begründet sich dies durch das Bedürfniß, und alle zum Dienst aufgerufenen Abtheilungen werden von den Zurückgebliebenen und Herangewachsenen nach Verhältniß des Abgangs ergänzt.

Der Kernpunkt des Gesetzes ist die zum unumstößlichen Princip erhobene allgemeine Dienstpflicht. Mit Ausnahme des ehemals reichsunmittelbaren hohen Adels, der in Preußen nur durch wenige fürstliche Familien repräsentirt wird, ist niemand vom Kriegsdienst entbunden. Diese einzige verschwindende Ausnahme beruht auf internationalen Verträgen, eine andere findet nicht statt. Kein Stand, kein Reichthum entbindet von der Erfüllung der Kriegspflicht, ein Umstand von ebenso hoher socialer und politischer als militärischer Bedeutung.

Frankreich kann freilich das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, in seiner Revolution den Grundsatz von neuem zur Geltung gebracht zu haben, daß jedem Bürger die Verpflichtung zur Vertheidigung des Staats obliegt, aber es hat diesen Grundsatz schon als Republik nicht zu wahren vermocht. Noch während der Revolutionsperiode trat die Befreiung vom persönlichen Kriegsdienst für Geld ein, also von allen Exemtionen die verwerflichste. Bis in die neueste Zeit hinein wurden die Stellvertreter größtentheils durch Entrepreneurs geliefert, die sich in der Armee des Namens Marchands de chair humaine erfreuten. Hochgestellte Personen haben sich ebenso wenig gescheut von dieser einträglichen Erwerbsquelle Vortheil zu ziehen, wie die britische Regierung und ihre Aristokratie jahrhundertelang vom Handel mit „Ebenholz". Zur Zeit der Aushebung zogen in ganz Frankreich Agenten mit ihren Leuten umher, um sie nach Bedarf abzulassen. Die Menschen wurden, wie sich ein hervorragender Militärschriftsteller treffend ausdrückt, gleich dem Mastvieh eingestellt und nahrhaft gefüttert, um ihnen ein gutes Aussehen zu geben. Viele Elsasser und Lothringer wurden dabei betrogen, weil sie der Sprache nicht vollständig mächtig waren. Die Remplaçants waren ihrer schlechten Führung wegen lange Zeit verachtet. Drei Viertel aller kriegsgerichtlich Verurtheilten gehörte in diese Kategorie. Dennoch mußten die Truppentheile sie annehmen, solange sie keine entehrende Strafen erlitten hatten. Die Nationalversammlung von 1848 hat sich das Verdienst erworben, die großen Schäden jener Institution aufzudecken, aber sie hat dieselben nicht zu heben verstanden. Die organisatorische Kraft Napoleon's III. hat manche widerwärtigen Auswüchse der Institution beseitigt, die tiefe Unsittlichkeit ihres Wesens konnte auch sie nicht hinwegheben. Wo die Armee die Stütze einer jungen, von Parteien bedrohten Dynastie ist, da kann die allgemeine Dienstpflicht nicht platzgreifen. Die sogenannten Gebildeten der großen Städte wären ein gefährliches Element im Heere. Armee und Nation können sich im kaiserlichen Frankreich noch auf viele Jahrzehnte hinaus nicht identificiren. Wie in Frankreich das Geld, sind es in andern Staaten Standesunterschiede und Rangverhältnisse, die der allgemeinen Dienstpflicht entgegenstehen. In Deutschland hat ein charakterloser Egoismus der Gesammtheit aller Exemtionsmomente Geltung verschafft. Gerade in denjenigen Staaten, die in allen Versammlungen, wo der liberalen und socialen Phrase gehuldigt wird, die zahlreichsten Wortführer stellen, ist man stets am weitesten davon entfernt geblieben, ein System zu adoptiren, das einzig und allein dem volltönenden „Einstehen mit Gut und Blut" Wahrheit verleihen kann.

Die ausnahmslose Durchführung des Princips der allgemeinen Dienstpflicht hat das Landwehrsystem, wie es sich durch das Gesetz von 1814 gestaltete, erst ermöglicht. Einzig dadurch, daß die gebildeten und wohlhabenden Klassen im Heere vertreten sind, können für die Landwehr Offiziere gewonnen werden. Ein besonderes Corps von Berufsoffizieren für dieselbe zu erhalten, wäre schon aus finanziellen Gründen unmöglich, würde aber auch den Charakter des Instituts alteriren und während des langen Friedens zahlreiche Kräfte zu entnervendem Müßiggange verurtheilen, die sich anderweit nützlich machen und selbst für den kriegerischen Beruf tüchtiger erhalten können. Allgemeine Bildung und sociale Stellung im bürgerlichen Leben müssen in der Landwehr also ersetzen, was an militärischer Routine dem nach kurzer Dienstzeit im stehenden Heer nur selten zu militärischen Uebungen heranzuziehenden Offizier in der Regel fehlen wird. Wissenschaftlich gebildete und geistig regsame junge Leute gelangen leicht zu demjenigen fachmäßigen Wissen und Können, das dem Subalternoffizier durchaus nothwendig ist, während es bei Leuten aus den niedern Volksschichten dazu oft einer langen Reihe von Dienstjahren bedarf. Dieses Wissen und Können ist aber weit weniger von Belang als diejenige Autorität, mit welcher der Offizier nothwendig auftreten muß und die durch eine mit allgemeiner Bildung meist Hand in Hand gehende sociale Stellung am zu-

reichendsten gewährt wird. Wo allgemeine Dienstpflicht herrscht, wo das Heer nicht ausschließlich aus den untern Schichten der Gesellschaft rekrutirt wird, ist es überdies schon Aufgabe des Staats und Gebot der Nothwendigkeit, durch ein gebildetes Offiziercorps Garantien für eine taktvolle, anständige Behandlung der Mannschaft und die Aufrechterhaltung eines angemessenen Tones im gesammten Dienstverkehr Sorge zu tragen. Die Besetzung der Offizierstellen aus der Zahl der Unteroffiziere kann deshalb in Preußen immer nur in Ausnahmefällen als zulässig erachtet werden.

Der §. 7 des Gesetzes von 1814 enthält die Grundbestimmung für die Bildung des Offiziercorps der Landwehr. Die in jenem Paragraphen nur für das Jägercorps gestattete Annahme gebildeter junger Leute zum einjährigen Dienst im stehenden Heere ist später auf alle Truppentheile der Armee ausgedehnt worden und hat das bekannte Institut der „Einjährig Freiwilligen" zur Folge gehabt. Heute wird als wissenschaftliche Vorbildung etwa das gefordert, was in der zweiten Klasse der Gymnasien oder höhern Realschulen erlernt wird, also ein sehr mäßiges, für die Folgezeit wol kaum zureichendes Pensum. In der Begünstigung, nur Ein Jahr im stehenden Heere dienen zu dürfen, während andere drei Jahre dienen müssen, kann keine Rechtsungleichheit erkannt werden. Der Dienst im stehenden Heere soll nur eine Schule sein, die der Gebildete in kürzerer Zeit absolviren kann als der Mindergebildete. Außerdem muß billigerweise in Anschlag gebracht werden, daß die betreffenden Lebensjahre für solche, die eine wissenschaftliche Laufbahn verfolgen, einen wesentlich höhern Werth haben als für die einem mechanischen Berufe Obliegenden. Daß die Selbstbestreitung der Bekleidung, Remontirung, und nach weiterer Ausführung des Gesetzes auch der Verzicht auf Löhnung und Unterhalt gefordert wird, ist nur vom Standpunkte der Theorie anzugreifen. In der Praxis findet dies um so mehr Billigung, als in ausnahmsweisen wohlbegründeten Fällen der Staat die Verpflichtung zum Selbstunterhalt erläßt.

Diese „Einjährig Freiwilligen" genießen während ihrer Dienstzeit einer besondern, auf ihre künftige Bestimmung zu Landwehroffizieren berechnete Ausbildung und machen dann meist ein oder zwei Jahre nach ihrer Entlassung noch eine mehrwöchentliche Vorübung im Offizierdienste bei der Linie durch, worauf sie im Fall nachgewiesener Qualification dem Offiziercorps der Landwehr zur Wahl präsentirt werden. In dieser Weise deckt sich das Bedürfniß an Subalternoffizieren, während die höhern Führerstellen gegenwärtig ausschließlich mit Berufsoffizieren besetzt werden. Sollte ein längerer Krieg einzelnen Landwehroffizieren Gelegenheit bieten, ihre Qualification auch für diese Stellen darzulegen, so würde ihre weitere Beförderung natürlich keinem Zweifel unterliegen.

Durch die in dem Gesetz von 1814 begründeten Wehrinstitutionen ist für Preußen die Gefahr reiner Cabinetskriege wirksamer beseitigt, als es durch Verfassungsparagraphen und parlamentarisches Regiment irgend geschehen kann. Ein nicht volksthümlicher Krieg ist für Preußen kaum möglich, und die lange Friedenszeit, deren sich der Staat zu erfreuen gehabt hat, ist hierin wesentlich mit begründet. Nur wenn hohe nationale Interessen im Spiele sind, wenn der Krieg den Charakter eines Volkskriegs hat, kann die Regierung so große Ansprüche an das Land erheben, wie sie in Preußen durch die allgemeine Wehrpflicht und die darauf beruhende Organisation bedingt werden. Treffen diese Umstände aber zu, dann ist die Einheit zwischen Volk und Heer auch ein gewaltiger moralischer Hebel für die kriegerische Action. Die Armee weiß, daß Herz und Auge des Landes stets bei ihr sind, die einzelnen Truppenkörper betrachten sich auch auf dem Schlachtfelde als die Repräsentanten ihrer Heimatsbezirke, das Ehrgefühl wird lebhafter entflammt und ein schimpfliches Weichen ist geradezu unmöglich. In Unglück und Gefahr macht sich das moralische Uebergewicht der in den Reihen der Armee vertretenen höhern socialen Schichten um so mehr geltend, als deren Autorität vielfach

schon durch die bürgerlichen Verhältnisse in der Heimat gesichert ist. Sind doch die Leute eines Bataillons meist aus demselben Kreise, oft aus einer und derselben Stadt. Wie unendlich die Sorge für das Wohl der Armee, für Kranke und Verwundete infolge der allgemeinen Dienstpflicht steigt, hat namentlich der jüngste Krieg lebendig vors Auge geführt. Der reiche Bürger unserer Handelsstädte wird nicht nur freigebiger, er wird auch werkthätiger, wenn er zwei oder drei Söhne, oft genug als gemeine Soldaten, mit den heimatlichen Regimentern ins Feld sendet. Berlin, ganz besonders aber Breslau, haben dies in großem Maßstabe bewiesen.

War die dauernde Einführung der allgemeinen Dienstpflicht nur die Conservirung eines einmal angenommenen großen Princips, so war die neue Gliederung der bewaffneten Macht in stehendes Heer und die verschiedenen Aufgebote der Landwehr — der Landsturm ist als organische Institution nicht weiter ausgebaut worden — eine tiefgreifende Reform.

Fast nur der Name des Instituts ist in die Zeit nach dem Kriege mit hinübergenommen worden und das wol mit Recht. Die Landwehr von 1813 ist, wie der Kriegsminister von Roon einmal bezeichnend sagte, die „historische“ Landwehr und eine andere als die durch das Gesetz von 1814 geschaffene. Nur der Umstand, daß es naturgemäß dieselben Individuen waren, die unmittelbar vor und nach der Einführung des Gesetzes die Landwehr bildeten, ließ den Reformact zur Zeit weniger scharf hervortreten. Die Landwehr von 1813 ging aus Neuformationen hervor, deren charakteristische Momente in einer gewissen, wenn auch keineswegs unbedingten Freiwilligkeit der Eingereihten und darin bestanden, daß das Formationswerk mehr den Provinzen und Kreisen als dem Staate unmittelbar anheimfiel. Die durch das Gesetz vom Jahre 1814 geschaffene Landwehr war ein dauerndes, mit der gesammten Heeresorganisation innig zusammenhängendes Institut. Im Jahre 1813 war das stehende Heer noch Berufsarmee, fortan sollte es „Hauptbildungsschule der Nation für den Krieg“ sein. Aus dieser Schule sollte die Landwehr hervorgehen und damit die Nothwendigkeit, bei ausbrechendem Kriege zur Formirung neuer Truppenkörper aus rohen Rekruten schreiten zu müssen, vollständig beseitigt sein. Der Regel nach sollte fortan jeder Waffenfähige zunächst seiner Dienstpflicht in der Linie genügen und demnächst erst derjenigen in der Landwehr. Der §. 8 des Gesetzes, namentlich die Fassung der Position c läßt dies sofort erkennen. Als das Gesetz gegeben wurde, war Preußen aber weit weniger als in spätern Jahren in der Lage, ein stehendes Heer zu halten, das stark genug gewesen wäre, als Bildungsschule der gesammten männlichen Jugend für den Krieg zu dienen. Die Erfahrungen aber, die es gemacht hatte, und die Wahrscheinlichkeit, daß es in nicht ferner Zeit einen neuen großen Krieg zu bestehen haben würde*), zwangen deshalb dazu, auch solchen Wehrpflichtigen, die nicht im stehenden Heere gedient hatten, ihren Platz in der Landwehr anzuweisen. Damit war äußerlich wenigstens etwas von dem Wesen der ältern Institution gewahrt. Lange Jahre hindurch hat man zu diesem Zwecke sogenannte Landwehrrekruten (§. 8, Pos. 1) eingezogen, die nach einer Exercirzeit von wenigen Wochen sofort dem ersten Aufgebot überwiesen wurden. Es liegt nahe, daß durch dieses Auskunftsmittel die Landwehr qualitativ gegen die Linie zurückgedrängt wurde, ein Uebelstand, der erst durch die später eingetretene strenge Durchführung des Grundsatzes beseitigt wurde, daß nur solche Leute in die Landwehr traten, die ihre volle Kriegsschule im stehenden Heere durchgemacht hatten.

*) Bereits vor Eröffnung des Wiener Congresses stand Preußen wegen seiner Ansprüche auf Sachsen, für die es die beste Begründung aufzuweisen vermochte, ein Krieg in Aussicht. Im Januar 1815 kam dieserhalb auch eine Allianz Oesterreichs mit Frankreich und England gegen Preußen und Rußland zu Stande; diesem Kriege selbst wurde indeß durch ein Compromiß, nach welchem Sachsen getheilt wurde, vorgebeugt.

Jeder Ausgehobene gehörte drei Jahre (resp. ein Jahr) in Reih und Glied und demnächst zwei Jahre im Reserveverhältniß dem stehenden Heere an. Dann trat er auf sieben Jahre in das erste Aufgebot und zuletzt auf sieben Jahre in das zweite Aufgebot der Landwehr.

Wir gehen kurz über die mehrfachen minder tiefgreifenden Reformen hinweg, welchen das Landwehrinstitut noch unterworfen worden ist. Sie laufen im wesentlichen auf eine innigere Verbindung derselben mit der Linie hinaus. Die Landwehrordnung vom 21. Nov. 1815, durch welche das Institut im gesetzlichen Wege erst vollständig ausgebildet wurde, und die auf Grund derselben erfolgte Eintheilung des Landes in 38 Landwehrinspectionsbezirke, gaben der Landwehr eine Organisation, die ihr noch eine gewisse Sonderung sicherte, jedoch hatte dies nur auf das Friedensverhältniß Bezug. Für den Krieg enthielt schon das obenerwähnte Gesetz von 1815 im §. 58 die ausdrückliche Bestimmung:

Wie die Landwehr bei einem entstehenden Kriege ins Feld rücken und mit den Linienregimentern in Brigaden formirt werden soll, darüber werden noch besondere Anweisungen erfolgen.

Theils im Wege der Gesetzgebung, theils in dem königlicher Verordnung — beide vor Erlaß der Verfassung in militärischen Dingen nicht streng voneinander geschieden — gelangte man im Laufe der Zeit dahin, daß jedem Infanterieregiment des stehenden Heeres ein Landwehrregiment entsprach und mit diesem eine Brigade bildete. Dasselbe Verhältniß fand bei der Cavalerie statt, nur war hier in Rücksicht auf die im Kriege jederzeit eintretende Bildung einer besondern Divisions- und einer Reservecavalerie die Brigadeformation nicht vorgesehen. In administrativer Beziehung ressortirte die Landwehr aller Waffen von den Landwehrbataillons- und den Brigadecommandeuren der Infanterie der betreffenden Territorialbezirke. Für Jäger, Schützen, Artillerie und Pionniere hatte die Landwehr im allgemeinen nur die Bedeutung einer weitern Reserve des stehenden Heeres.

In der Hauptsache war also die eigentliche Feldarmee Preußens nach erfolgter Mobilmachung aus dem stehenden Heere und der Landwehr ersten Aufgebots gleichmäßig und zwar unter engster Verbindung beider Heerbanne formirt. Diese Feldarmee umfaßte unmittelbar vor der Reorganisation folgende Truppenkörper:

a) Infanterie.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Garde-Infanterie | 4 | Regimenter | = | 12 | Bataillone. |
| Garde-Landwehrinfanterie, 1. Aufg. | 4 | " | = | 12 | " |
| Linien-Infanterie | 32 | " | = | 96 | " |
| Landwehr-Infanterie, 1. Aufg. | 32 | " | = | 96 | " |
| Reserve-Infanterie | 9 | " | = | 18 | " |
| Reserve-Landwehrinfanterie | | | = | 9 | " |
| Jäger und Schützen | | | | 10 | " |

Zusammen: 253 Bataillone zu ungefähr 1000 Mann = 253000 Mann.

b) Cavalerie.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Garde-Cavalerie | 4 | Regimenter | = | 16 | Schwadronen. |
| Garde-(Landwehr-)Ulanen | 2 | " | = | 8 | " |
| Linien-Cavalerie | 32 | " | = | 128 | " |
| Landwehr-Cavalerie, 1. Aufg. | 32 | " | = | 96 | " |
| Landwehr-Cavalerie-Reserve | | | | 8 | " |

Zusammen: 256 Schwadronen zu ungefähr 150 Mann = 38500 Reiter.

c) Artillerie und technische Truppen.

Feldartillerie 99 Batterien à 8 Geschütze = 30000 Mann.
(Festungsartillerie 51 Compagnien).
Pionniere 9 Abtheilungen à 2 Compagnien = 4500 Mann.

Diese Truppen bildeten 9 Armeecorps, deren jedes nach Abrechnung der vorwiegend für die Bundesfestungen u. s. w. bestimmten Reserveregimenter eine Feldstärke von durchschnittlich 33000 Mann hatte. Die eigentliche Feldarmee betrug also etwa 300000 Mann. Durch die Ersatztruppen und die Landwehr zweiten Aufgebots, die hauptsächlich für die Festungen bestimmt war, erhöhte sich die Stärke der Armee um etwa 200000 Mann, sodaß sich die Gesammtzahl der Armee auf nahezu 500000 Köpfe berechnen ließ.

Die Möglichkeit, diese große Macht aufzustellen, war durch eine 1857 noch nicht überschrittene Friedensstärke von nur 140000 Mann (incl. der Offiziere u. s. w.) erzielt. Die Linieninfanteriebataillone hatten etwa zwei Drittel der Kriegsstärke präsent und mobilisirten sich durch Einziehung des im zweijährigen Reserveverhältniß stehenden letzten Drittels. Die Landwehrbataillone hatten nur Cadres von wenigen Köpfen, für die ganze Armee circa 3000 Mann, alles übrige war „beurlaubt" und wurde nur etwa alle zwei Jahre zu einer mehrwöchentlichen Uebung versammelt. Die Cavalerie der Linie war nahezu ganz complet, die Landwehr dieser Waffe aber nur durch noch schwächerer Cadres repräsentirt als die der Infanterie. In dieser Weise genügte eine jährliche Aushebung von ungefähr 40000 Mann, um die Möglichkeit der großen Aufstellung im Kriege zu gewähren. Daß die für letztere angegebene Zahl nicht übertrieben, erweist ein einfacher Calcul. Bei der gesetzlichen Dienstzeit von 19 Jahren durch Linie und beide Landwehraufgebote hindurch ergibt die jährliche Aushebung von 40000 Mann 760000 Köpfe. Um auf die ungefähre Heeresstärke im mobilen Zustande, abzüglich die für die Ersatztruppen sofort auszuhebenden Rekruten, von circa 450000 Mann zu kommen, blieb also ein Ausfall von drei Siebenteln zulässig. Allen statistischen Nachweisen zufolge hat der Abgang durch Tod, Krankheit, Auswanderung, Unabkömmlichkeit u. s. w. diese Höhe nicht erreicht.

So sehr diese Heeresorganisation also der Anforderung entsprach, mit möglichst geringem Aufwande im Frieden ein starkes durchweg militärisch vorgebildetes Kriegsheer aufstellen zu können, so sehr sie allen finanziellen und volkswirthschaftlichen Rücksichten zusagte, so zeigte sie im Laufe der Zeit doch Mängel, deren Abhülfe dringend wünschenswerth wurde.

Vor allen Dingen konnte dem Princip allgemeiner Dienstpflicht durch eine jährliche Aushebung von blos 40000 Mann nur sehr unvollkommen entsprochen werden. Nach Abschaffung der Landwehrrekruten und infolge der in den letzten 50 Jahren eingetretenen Steigerung der Bevölkerungszahl von 10 auf 19 Mill. blieb mehr als die Hälfte der Dienstbrauchbaren von der Erfüllung ihrer Wehrpflicht ausgeschlossen. Alljährlich traten in neuester Zeit etwa 200000 Jünglinge in das den Beginn der Dienstpflicht bezeichnende 20. Lebensjahr. Aus dieser Zahl und denjenigen Individuen, die wegen nicht vollendeter Körperausbildung bei vorangegangenen Aushebungen um ein oder ein paar Jahre zurückgestellt waren, sich aber inzwischen kräftig formirt hatten, ließen sich jährlich ungefähr 90000 Mann Kriegsbrauchbare ausheben. Bei einem Zurückgehen auf das in Frankreich vorgeschriebene Körpermaß hätten sogar gegen 110000 Mann zur Verfügung gestanden. Es lag also unbedingt eine Unbilligkeit und Principienverletzung darin, von den mindestens 70000 Mann, die sofort beim Antritt des 20. Lebensjahrs kriegsbrauchbar erschienen, die volle Hälfte leer ausgehen zu lassen und die andere Hälfte auf 19 Jahre zu verpflichten. Wenn Familienväter im Alter von 30—39 Jahren bei einer Mobilmachung Haus und Hof verlassen mußten, während Hunderttausende jüngerer, kerngesunder Männer ruhig daheimblieben, mußte nothwendig Misvergnügen und Unzufriedenheit entstehen. Im Interesse der Armee selbst wie im wirthschaftlichen Interesse des Landes lag es überdies, mehr junge Kräfte heranzuziehen und die ältern zu schonen.

Ein weiterer Uebelstand lag darin, daß die sofortige Versetzung der Landwehrtruppen

vom Formationsplatz auf das Schlachtfeld seine Bedenken hatte. Bei der Cavalerie, die mit rohen, von den Kreisen gestellten Pferden beritten gemacht wurde, lag dieser Uebelstand auf der Hand, aber auch bei der Infanterie trat er trotz der musterhaften Organisation mehr und mehr zu Tage. Ehe wir ihm näher treten, erscheint ein Blick auf diese Organisation am Orte.

Schon die Landwehr von 1813, die „historische", hing eng mit der Territorialeintheilung des Landes zusammen; war doch ihre Errichtung in der Hauptsache das Werk der Kreise. Diesen Zusammenhang wahrte man auch dem reformirten Institut und je inniger sich dasselbe im Laufe der Zeit an die Linie anfügte, um so enger ward auch der Anschluß der Landwehrbezirke an die politische Landeseintheilung. So ward denn der Landwehrbataillonsbezirk der Schos für die Aushebung der Mannschaften des correspondirenden Linienbataillons. Der in seinem Bezirke garnisonirende Landwehrbataillonscommandeur ist neben den Civilbehörden gleichzeitig leitender Beamter für diese Aushebung. Sein Bureau führt die Controle über die nach Erfüllung der Friedensdienstzeit im stehenden Heere in das Reserveverhältniß und aus diesem in die verschiedenen Aufgebote der Landwehr übertretenden Mannschaften. Für jede Augmentation des Heeres, auch wenn sie nur in Einziehung von Reserven u. s. w. besteht, ist der Landwehrbataillonscommandeur das ausführende Organ. Da in Preußen der Regel nach die Linientruppen in oder nahe bei ihren Aushebungsbezirken garnisoniren, ist hierdurch der Uebergang aus der Friedens- in die Kriegsformation sehr erleichtert. Reserve- und Landwehrleute haben zwar die Freiheit des Domicilwechsels, sie treten aber — die Offiziere nicht ausgenommen — bei jeder bleibenden Ortsveränderung zu demjenigen Landwehrbataillon über, in dessen Bezirk ihr neuer Wohnsitz gelegen. Da es nun bei der ältern Organisation weder an der ausreichenden Zahl von Reserve- noch Landwehrleuten fehlte, beispielsweise für die auf circa 1000 Mann normirten Bataillone ersten Aufgebots meist 1500 und mehr Leute zur Verfügung standen, da sich ferner das nicht nur mit Waffen und Munition, sondern auch mit allen Bekleidungs- und Ausrüstungsstücken reichlichst ausgestattete Zeughaus am Sitze des Landwehrbataillonsstabes, also in der Mitte des Bezirks befindet, so lag die vollständige kriegsmäßige Aufstellung eines Bataillons ersten Aufgebots binnen wenigen, selbst nur drei oder vier Tagen in den Grenzen der Möglichkeit. Dem Mangel geschulter Offiziere wurde durch Austausch eines Theils der Landwehroffiziere gegen solche von der Linie nach Kräften begegnet. Die Compagniechefs, jene Stützen der preußischen Armee, bestanden in letzter Zeit fast nur aus Linienoffizieren.

In frühern Zeiten, als Eisenbahnen und Dampfboote auf die Kriegführung noch keinen bestimmenden Einfluß übten, als die Zeit für die Aufstellung kampfbereiter Heere auf den Kriegsschauplätzen noch nach Wochen und Monaten, nicht nach Tagen und Stunden gemessen wurde, war es stets möglich, die in fabelhafter Geschwindigkeit formirten Bataillone einige Tage lang in den Bataillonsstabsquartieren wieder in die militärische Zucht und Uebung einzuführen und das dann noch Fehlende auf den ersten Märschen nachzuholen. Der Marsch selbst ist ja ein wichtiger Theil kriegerischer Schule und kriegerischer Leistung. Heute aber, wo, wie wir es im schleswig-holsteinischen Kriege gesehen, Truppen aus der Garnison in 24—48 Stunden aus dem Formationsort vor den Feind gebracht werden, ist diese Möglichkeit allmählicher Wiedereinführung in militärische Formen und Normen verloren gegangen. Dieser Verlust machte sich um so fühlbarer, je mehr die Fortschritte in Taktik und Bewaffnung eine erneuerte Uebung stets wünschenswerth machen. Unbeschadet der vollsten Anerkennung der Trefflichkeit des Landwehrinstituts war daher der Wunsch gerechtfertigt, die Landwehr aus demjenigen Theile der Armee ausscheiden zu sehen, dessen sofortige Schlagfertigkeit Hauptbedingung war.

Ohne eine tiefgreifende Aenderung der auf den engsten Zusammenschluß von Landwehr und Linie basirten Heeresformation war dies unmöglich. Selbst wenn es sich um Rüstungen und Truppenaufstellungen handelte, für welche ihrer Stärke nach die durch Einziehung der Reserven augmentirten Linientruppen allenfalls genügt hätten, war es doch unmöglich, sich hierauf zu beschränken. Nicht nur der taktische Verband der ganzen Armee wäre zerrissen worden, sondern auch der organische. Für die vorläufig zurückbleibende aus Landwehr bestehende Hälfte der Armee ließen sich unmöglich eine besondere Reserveartillerie, besondere Administrationen u. s. w. schaffen. Die Armee hätte dann in zwei vollständig geschiedene Theile zerrissen werden müssen, was dem Ganzen durchaus schädlich und kaum ausführbar gewesen wäre.

Die beiden angeführten Hauptmängel der ältern Organisation reichen aus zur Begründung der im Jahre 1859 angebahnten und 1860 durchgeführten Umformung, die noch heute der Genehmigung seitens der Landesvertretung ermangelt. Vielleicht wird sie ihr während des Druckes dieser Zeilen, unfehlbar aber in nicht ferner Zeit zutheil.

Der erste Hauptpunkt dieser Reorganisation bestand darin, daß man die Jahresaushebung von 40000 auf 63000 Mann erhöhte. Indem man gleichzeitig die Cadres der Bataillone des stehenden Heeres von circa zwei Dritteln der Kriegsstärke auf durchschnittlich wenig über die Hälfte reducirte (auf 18 Offiziere, 54 Unteroffiziere und 460 Gemeine, statt 22 Offiziere, 70 Unteroffiziere und 592 Gemeine), gewann man die nöthige Anzahl von Köpfen, um die Zahl der Linieninfanterieregimenter zu verdoppeln. Dadurch war es möglich, die gesammte Landwehr gewissermaßen in ein Reserveverhältniß zurücktreten zu lassen und die in erster Linie auftretende Feldarmee ausschließlich aus Truppen des stehenden Heeres zu bilden. Diese großartige Reform würde die Normen des Fundamentalgesetzes vom 3. Sept. 1814 nicht erschüttert haben, wäre es möglich gewesen, mit denjenigen Mannschaften, die gesetzlich im Reserveverhältniß standen, die Cadres des stehenden Heeres eintretendenfalls auf die Kriegsstärke zu bringen. Da indeß die Vermehrung der Aushebung nur etwa 50 Proc. betrug, die Zahl der Infanterieregimenter aber unter gleichzeitiger Reduction ihrer Friedensstärke verdoppelt worden war, so war der Bedarf von Reserven in solchem Maße gewachsen, daß er durch die im Gesetze zu diesem Zwecke bestimmten beiden ersten aus dem stehenden Heere entlassenen Jahrgänge (viertes und fünftes Dienstjahr) nicht mehr gedeckt werden konnte. Es war also unumgänglich, die Reservepflicht um mindestens zwei Jahre zu verlängern, oder die beiden jüngsten Jahrgänge der Landwehr zur Completirung des stehenden Heeres auf Kriegsstärke zu verwenden.

Rücksichtlich der Cavalerie beabsichtigte die Regierung anfänglich die Landwehrformationen bis auf die für den Festungsdienst bestimmten Abtheilungen ganz wegfallen zu lassen, dagegen 18 neue Reiterregimenter mit einer vierjährigen Dienstzeit in der Linie zu errichten. Auch für die Artillerie ward eine größere Reform eingeleitet, die indeß das Landwehrsystem wenig berührte, da diese Waffe im allgemeinen auf das Reservesystem angewiesen war und blieb.

Mit der Verdoppelung der Linieninfanterieregimenter, der Errichtung von 10 neuen Cavalerieregimentern, der Erhöhung der Stärke (circa Verdoppelung) der Jäger-, Schützen- und Pionnierbataillone ging die Regierung sofort vor. Sie benutzte dazu das Uebergangsstadium aus der Mobilmachung von 1859 in das Friedensverhältniß und nannte ihr Werk eine „erhöhte Kriegsbereitschaft", wie sie durch die zeitigen politischen Verhältnisse geboten erschien. Hierdurch gelang es ihr, eine provisorische Bewilligung der erforderlichen Kosten von der Landesvertretung zu erlangen. Als letztere später die von vornherein erhobene Einsprache gegen das Reformwerk hartnäckig festhielt, erklärte die Regierung, dasselbe nicht mehr rückgängig machen zu können. Die Verweigerung der

Mittel führte zum budgetlosen Regiment, dieses zur Infragestellung des Budgetrechts, d. h. zu einem tiefgreifenden Verfassungsconflict, aus dem nach vieljährigem Kampfe erst ein großer Krieg Preußen erlösen zu wollen scheint. Vielleicht nie ist das Wort Virgil's: „Iliacos muros intra peccatur et extra", treffender angewandt worden als auf jene Preußens inneres Staatsleben, sein Ansehen in Deutschland und in Europa tieferschütternden Kämpfe eines in seinen Rechtstheorien vollständig befangenen Parlamentarismus und einer Regierung, die sich in dem Bewußtsein — wenn auch unter Verletzung der Rechtsformen — Zweckmäßiges, ja Nothwendiges geschaffen zu haben, zu einem durchaus absolutistischen System fortreißen ließ.

Die Opposition hat allen Scharfsinn aufgeboten, der neuen Heeresverfassung, an der die Regierung, was die einmal vollzogene Vermehrung der Linientruppen anbelangt, festhielt und — wol unverkennbar — festhalten mußte, zu bekämpfen.

Ihrer Hauptargumente sei kurz gedacht.

Eine Anzahl ehrenwerther, aber unpraktischer Idealisten, die indeß größtentheils der Opposition quand-même angehörten, sah das Volksthümliche der preußischen Heeresverfassung als gänzlich verloren an, seitdem die Landwehr aufgehört hatte, in den Reihen der zuerst aufzustellenden Feldarmee zu stehen. Die Verwechselung der durch das Gesetz von 1814 geschaffenen und bereits weiter durchgebildeten Institution mit der „historischen" Landwehr von 1813 war die Hauptveranlassung zu diesem Einwande. Die Grundlosigkeit lag nahe. Das Volksthümliche der Heeresinstitution liegt unbedingt in der allgemeinen Dienstpflicht und der vorwiegenden Bedeutung der auf eine möglichst geringe Stärke beschränkten Friedensarmee als Waffenschule. Welcher Theil des Kriegsheeres unter dem Namen Landwehr, welcher Theil verschmolzen mit der Linie dient, ist im Princip gewiß nicht entscheidend. Daß die Linie durch die Schwächung ihrer Cadres und die Nothwendigkeit, sie im Kriege zur vollen Hälfte durch Einberufung Entlassener auf die nothwendige Stärke zu bringen, den Charakter einer stehenden Berufsarmee noch in höherm Grade als vorher verloren und sich dem Wesen der Volksbewaffnung entsprechender gestaltet hatte, wurde dabei absichtlich übersehen.

Wenig begründeter war ein Einwurf, den ein sehr geistvoller Abgeordneter, leider nicht im Interesse der Verständigung und im vollem Widerspruch mit seinem sonstigen fruchtbringenden Wirken in der Kammer jahrelang hartnäckig vertrat. Derselbe stützte sich auf eine in der Gesetzgebung veröffentlichte und darum das Kriterium des Gesetzes tragende Cabinetsordre vom Jahre 1819, welche einige Modificationen der Landwehrordnung enthielt und gleichzeitig ein Tableau für die fernere Organisation der Armee aufstellte, nach welchem die Zahl der Truppenkörper des stehenden Heeres mit der der Landwehr ersten Aufgebots im ganzen genau übereinstimmte. Hieraus leitete der betreffende Abgeordnete nicht ohne Scharfsinn „das System der Correspondenz" her und erklärte diese Correspondenz selbst für Gesetz. Bei der Neuformation war nun aber die Zahl der Landwehrregimenter dieselbe geblieben, während sich die der Linienregimenter verdoppelt hatte; das Correspondenzsystem war also verletzt. Abgesehen davon, daß dieser Grund nur allenfalls ausreichen konnte, die Gesetzmäßigkeit des eigenmächtigen Vorgehens der Regierung zu bestreiten, keineswegs aber die Zweckmäßigkeit der Maßregel, muß daran erinnert werden, daß die absolute Monarchie in Angelegenheiten der Armee, namentlich in reinen Formationsfragen, eine Scheidung zwischen Gesetz und Verordnung nie streng festgehalten hat und daß jenes Tableau im Laufe der Zeit bereits erheblich im Verordnungswege modificirt worden war.

Der letzterwähnte Einwurf zeigt nicht minder wie der zuerst angeführte die Tendenz, einen schroffen, durch nichts gerechtfertigten Unterschied zwischen Landwehr und Linie festzuhalten. Solange diese Tendenz vorwaltete, war nun nicht daran zu denken, daß man

der Regierung die Verlängerung der Reservepflicht um zwei Jahre oder, um in der Sprache des Gesetzes zu reden, die Verlängerung der Dienstzeit im stehenden Heere von fünf auf sieben Jahre bewilligen werde. Das aber war ein Kernpunkt, an dem die Möglichkeit haftete, die Reorganisation ohne flagrante Gesetzesverletzung aufrecht zu erhalten. Mochte der §. 15 des Gesetzes von 1814 der Regierung immerhin die Befugniß ertheilen, im Kriege fehlende Reserven durch Landwehrleute zu ersetzen, so kann man ihre Berufung auf diesen Paragraphen vom Rechtsstandpunkte aus doch nicht gelten lassen. Jedenfalls widersprach die ratio legis einer Organisation, die den Mangel der vollen Hälfte der zur Ausfüllung der Cadres des stehenden Heeres erforderlichen Reservisten und ihren Ersatz durch Landwehrleute zur Regel erhob. Die Opposition war also formell durchaus in ihrem Rechte. Die Erfahrungen bei der jüngsten großen Mobilisirung des Heeres, deren wir noch zu gedenken haben werden, zeigen indeß, daß gerade aus dem, was man der Regierung am meisten zum Vorwurfe gemacht hat, aus dem Wegräumen der scharfen Unterscheidung zwischen Landwehr und Linie, dem Heere und dem Volke der größte Segen erwuchs.

Von materiellem Gewicht und darum recht eigentlich vor das Forum der Volksvertretung gehörend, war die Frage, ob die durch die erhöhte Aushebung und die mit der Vermehrung der Cadres verbundene Anstellung einer größern Zahl von Offizieren und Unteroffizieren erwachsene Verstärkung der Friedensstärke das Land wirthschaftlich und finanziell nicht zu sehr belaste. Ursprünglich circa 130000 Mann stark, war die Friedensarmee bis 1859 schon auf mehr als 150000 Mann angewachsen; die Reorganisation, nach dem ersten Entwurfe der Regierung vollständig durchgeführt, würde sie auf 230000 Mann erhöht haben. Die bisher erfolgten Ausführungen ihres Planes steigerten sie auf 210—213000 Mann.

Der enormen Kriegsstärke gegenüber, die Preußen zu entwickeln vermag, ist dieser Präsenzstand noch immer verhältnißmäßig gering. Unter allen Staaten, die nicht das Milizsystem adoptirt haben, was bei der politischen Aufgabe Preußens doch entschieden unmöglich ist und auch selbst von den „Vorgeschrittensten" der Opposition nicht verlangt wurde, weist kein Staat seiner eventuellen Kriegsstärke gegenüber in Wahrheit einen geringern Präsenzstand auf. Wo dies scheinbar der Fall ist, wie in Baiern u. s. w., ist es eben mit der Kriegsstärke nur Schein. Zur wirklichen Kriegsstärke können unbedingt nur diejenigen Leute gezählt werden, welche im Frieden die volle Waffenschule durchgemacht haben und für welche dauernd die gesammte Ausrüstung bereit gehalten wird. Aber die Stärke des Friedensstandes eines Heeres darf nicht allein zu der dadurch ermöglichten Machtentfaltung in Vergleich gebracht werden, sie muß auch der Leistungsfähigkeit des Landes entsprechen. Zu große materielle Opfer für die Wehrkraft würden schließlich ein Land wehrlos machen. Preußen darf das Wort des alten Fritz, daß am Ende der Sieger bleibe, der den letzten Thaler in der Tasche habe, am wenigsten vergessen.

Den finanziellen Punkt anlangend, ist es schwer Parallelen mit andern Staaten zu ziehen, da die Berechnung der Quoten der Ausgaben für die Armee gegenüber der gesammten Staatsausgabe keinen sichern Anhalt gewährt. In Frankreich steht beispielsweise manches auf dem Staatsbudget, was in Preußen die Communalbudgets tragen.*)

*) Wir lassen, obgleich streng genommen außer dem Bereiche unserer Themas liegend, einige Zahlen folgen, welche dem Werke von Czörnig: „Das österreichische Budget für 1862, in Vergleichung mit jenem der vorzüglichsten andern europäischen Staaten" (Wien 1862), entnommen sind. Die Geldsummen sind in österreichischen Gulden (à ⅔ Thlr.) angegeben. Für Preußen ist das Budget von 1861 (weil das von 1862 nicht zu Stande gekommen), für Frankreich und Oesterreich das Budget von 1862 zur Vergleichung gezogen.

An sich ist die Ausgabe für das Heerwesen in Preußen ziemlich hoch, dennoch ist der Aufwand von jährlich ungefähr 9 Mill., den die Reorganisation etwa herbeiführen dürfte — in den Regierungsvorlagen wird er bisher niedriger berechnet —, keineswegs unerschwinglich. Er wird durch die Vortheile derselben gewiß reichlich aufgewogen und schon ehe der jüngste große Krieg dies erwiesen hatte, waren die rein finanziellen Bedenken im Lande längst beseitigt.

Schwerer zu überwinden ist die wirthschaftliche Frage, ob nicht die durch den erhöhten Präsenzstand bedingte Entziehung zahlreicherer Kräfte von productiver Thätigkeit für den Nationalwohlstand zu sehr ins Gewicht falle. Wir dürfen dieser, einer besondern Abhandlung würdigen und bei der Reconstruction Deutschlands oder doch Norddeutschlands jedenfalls wieder in den Vordergrund tretenden Frage diesmal ebenso wenig näher treten wie der vorhin angeregten rein finanziellen. Es möge darum der Kürze wegen ein den Standpunkt der in nationalökonomischen Angelegenheiten sachverständigen Oppositionsmitglieder kennzeichnender Auszug aus dem Commissionsbericht des Abgeordnetenhauses folgen:

Berechne man die im Lande vorhandene Arbeitskraft nach Maßgabe der 180000 (?) alljährlich in das 20. Lebensjahr eintretenden Jünglinge, so stelle sich heraus, daß durch die stehende Armee 10 Proc. der überhaupt vorhandenen Arbeitskraft der Productivthätigkeit entzogen werde. Um nun zu prüfen, ob durch Lahmlegung dieser 10 Proc. die Staatswirthschaft nicht schon unverhältnißmäßig geschädigt werde, sei zu erwägen, daß die gewöhnliche Berechnung, nach welcher der Ausfall an der in der Friedensarmee latenten Arbeitskraft auf circa 20 Mill. Thlr. geschätzt

---

| Es betragen in | Frankreich | Preußen | Oesterreich |
|---|---|---|---|
| die Staatseinnahmen | 668,915000 | 217,030000 | 398,658000 |
| die Staatsausgaben | 665,370000 | 220,230000 | 457,240000 |

Es kommen danach auf den Kopf der Bevölkerung an Staatsausgaben in Frankreich 18,10, in Preußen 12,41, in Oesterreich 12,70 Fl.

Von den Staatseinnahmen werden durch Steuern (Brutto) aufgebracht, bilden also die eigentliche Belastung des Landes in

| | Frankreich | Preußen | Oesterreich |
|---|---|---|---|
| directe Steuern . . . | 135,386982 | 43,764982 | 110,796400 |
| indirecte „ . . . | 434,912177 | 112,169727 | 232,369267 |
| Summa beider | 570,299159 | 155,934709 | 343,165667 |
| Die Bevölkerung ist, nach Czörnig angenommen . . . . . . . . . | 36,760788 | 17,745707 | 36,003173 |
| Die Besteuerung pro Kopf ist also | 15,51 | 8,79 | 9,53 Fl., |
| oder . . . . . . . . | 10 Thlr. 6 Sgr. | 5 Thlr. 25 Sgr. 10 Pf. | 6 Thlr. 10 Sgr. 3 Pf. |
| Von den Staatsausgaben werden verwendet: | | | |
| Auf das Landheer . . . . . . . | 171,461903 | 60,477310 | 103,070500 |
| Für die Flotte . . . . . . . . | 55,070403 | 3,170892 | 6,000000 |
| Summa auf die bewaffnete Macht | 226,532306 | 63,648202 | 109,070500 |
| Also nach Procenten der Gesammtausgabe: | | | |
| Landheer . . . . . . . . . . . | 25,77 | 27,46 | 22,54 |
| Flotte . . . . . . . . . . . . | 8,28 | 1,43 | 1,31 |
| Summa für die bewaffnete Macht | 34,05 Proc. | 28,89 Proc. | 23,85 Pro. |
| Und es fällt auf den Kopf der Bevölkerung: | | | |
| Für das Landheer . . . . . . . | 4,67 | 3,41 | 3,03 |
| Für die Flotte . . . . . . . . | 1,50 | 0,18 | 0,17 |
| Summa für die bewaffnete Macht | 6,17 | 3,59 | 3,03 |
| Oder in preußischen Thalern . . | 4,11 | 2,39 | 2,03 |

werde, schon längst nicht mehr zutreffend erachtet werden könne; die stehende Armee absorbire nämlich nicht nur die physische Arbeitskraft von 200000 Männern, sondern auch das Productionsvermögen derjenigen Kapitalsummen, welche diese Männer als Arbeiter mindestens in demselben Maße fruchtbar machen würden, wie ihre physischen Kräfte. In England und Frankreich sei das Bewußtsein ganz allgemein, daß Schonung der Wehrkraft und Schonung der Arbeitskraft völlig identisch seien, woher sich auch erkläre, daß in Frankreich, dem mächtigen Staate, die Stärke der Friedensarmee mit circa 350000 Mann nicht entfernt in gleich ungünstigem Verhältniß zur Arbeitskraft stehe. Wogegen der Herr Kriegsminister bemerkte, daß es nicht die höchste Aufgabe des Staats sei, Kapital zu machen, und daß das gegenwärtige Verhältniß der Armeestärke zur Gesammtbevölkerung nicht ungünstiger sei als im Jahre 1850.

Wir bemerken dazu, daß Frankreich ein stehendes Heer von circa 400000 Mann im Frieden auf den Beinen hat — bei durchschnittlicher Verrechnung der Uebungszeit der Armeereserven auf das ganze Jahr wol noch etwas mehr — daß also das Verhältniß zur Bevölkerung mit dem in Preußen ziemlich genau übereinstimmt, daß aber Preußen seiner Wehrhaftigkeit verhältnißmäßig größere Opfer bringen muß als Frankreich, eben weil dies bereits das „mächtige Frankreich" ist. Dennoch wollen wir dem volkswirthschaftlichen Standpunkte seine volle Berechtigung gern zuerkennen und deshalb das Mittel ins Auge fassen, ihm gerecht zu werden, ein Mittel, das — hätte die Regierung sich nicht energisch dagegen gewehrt — den Frieden zwischen Krone und Volk längst hergestellt haben würde.

Dieses Mittel wäre in einer Reduction der Friedensdienstzeit im stehenden Heere von drei auf zwei Jahre gefunden. Auch nur für die Hauptmasse des Heeres, die Infanterie, angewandt, würde dasselbe genügen, um die finanziellen Lasten und die volkswirthschaftlichen Bedenken so weit zu reduciren, daß in Anbetracht der gewachsenen Bevölkerung ein wesentlich günstigeres Verhältniß hergestellt würde, als es in den frühern Jahrzehnten obwaltete. Die Friedensarmee würde alsdann, selbst eine wesentliche Erhöhung der Lehrkräfte (Unteroffiziere und Capitulanten) angenommen, eine Stärke von 180- bis höchstens 190000 Mann haben.

Die Last des Ganzen wäre infolge dessen, ganz dem Reorganisationsplane entsprechend, gerechter vertheilt, die Last des Einzelnen aber ganz erheblich gemindert. Das ganze Land war bis auf verschwindende Ausnahmen von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es gelingen müsse, den Infanteristen in zwei Jahren für den Krieg vollständig durchzubilden. Ein Weiteres aber ist nicht erforderlich. Wenn eine kleine, in dem Offiziercorps der Armee freilich stark vertretene Partei behauptet, daß es nicht nur der Ausbildung im Waffendienste, sondern auch der Anerziehung eines gewissen militärischen Geistes bedürfe, unter dem leider vielfach eine politische Meinung verstanden wurde, so ließ sich dem entgegenstellen, daß nur der Geist, der ganz Preußen beseele, seiner Vertretung in der Armee bedürfe. Anerkannte Autoritäten, Grolman, Müffling, Krauseneck u. a. haben sich ausdrücklich für das Ausreichen einer zweijährigen Dienstzeit ausgesprochen. General Krauseneck, zuletzt Chef des Generalstabs der Armee, äußerte sich unter anderm wie folgt: „Das Treffliche des preußischen Militärsystems hängt unmittelbar mit der Stellung des Heeres zum Staat zusammen, mit der allgemeinen Verpflichtung zum Wehrdienst auf eine bestimmte Zeit, mit der, nicht von andern Klassen der Staatsbürger abgesonderten Lage, in welcher der Soldat während der Dauer seines Dienstes sich befindet. Von diesem System erwarten zu wollen, daß es auch noch die Gewohnheiten, Fertigkeiten und Standesbegriffe erzeuge, die man als Tugenden eines alten Soldaten anrechnet, würde beweisen, daß man den Geist, in welchem dasselbe geschaffen und in dem es allein gedeihen kann, nicht eingesehen habe. Auch dürfte man auf die Dauer der Dienstzeit im Frieden nicht einen zu hohen Werth legen; die Kriegsgeschichte der letzten vierzig Jahre zeigt hinlänglich, daß junge Soldaten nicht selten den

gehegten Erwartungen besser entsprochen haben als alte. Ein Mann von gewöhnlichem natürlichen Geschick kann in 18—20 Monaten, also in zwei Sommern und einem Winter, zum Infanteristen für alles ausgebildet werden, was er im Kriege und Frieden zu leisten hat."

Der letzte Satz wird nun von den Fachtechnikern entschieden angefochten. Sie behaupten, eine zweijährige Dienstzeit, möge sie früher auch genügt haben, reiche heute nicht mehr aus, um dem einzelnen Mann diejenige gründliche Durchbildung zu geben, deren er zur vollen Verwerthung der verbesserten Feuerwaffe bedürfe. Nicht nur der Gebrauch der neuen Waffe an sich (der freilich die Ausbildung jedes einzelnen Mannes zum Scharfschützen wünschenswerth macht) entscheide dabei, sondern auch die damit zusammenhängende und durch die Form der heutigen Schlacht bedingte zahlreiche Verwendung von Tirailleurschwärmen, die größere Anforderungen an die Individualitäten stelle als die frühern Kampfesformen.

In den Jahren von 1833—52 hat die zweijährige Präsenzzeit in Preußen thatsächlich bestanden, seit 1852 ist die zweiundeinhalbjährige und seit 1856 die dreijährige in gesetzlicher Form wiederhergestellt worden. Man behauptet, letztere Restauration sei speciell auf Betreiben des jetzigen Königs, damaligen Generalobersten der Infanterie, erfolgt. Ein absolutes Urtheil über die Auskömmlichkeit zweijähriger Präsenzzeit läßt sich unbedingt nicht abgeben. Eine dreijährige Schulzeit bildet nicht nur bessere Soldaten, sondern hat auch noch andere Vorzüge. Truppenkörper, die nur ein Drittel Rekruten, d. h. Leute im ersten Dienstjahr enthalten, während ein Drittel im zweiten, das andere Drittel im dritten Jahre dient, bilden festere Cadres für die Kriegsformation als solche, in denen die Hälfte der Leute Rekruten und die andere erst im zweiten Dienstjahre befindlich sind. Die Ausbildung der Neueintretenden selbst wird erleichtert, wenn sie sich von vornherein an eine größere Zahl älterer Soldaten anschließen. Außerdem kommt die absolute Stärke der Cadres, die bei zweijähriger Friedensdienstzeit um ein volles Drittel sinken würde, in Betracht. Noch haben diese Cadres eine „übungsfähige" Stärke, d. h. das Friedensbataillon kann noch die dem Kriegsbataillon obliegenden Formationen üben und als Repräsentant eines vollen Bataillons bei Manövern verwandt werden. Nach Wegfall des dritten Jahrgangs würde ein Kriegsbataillon nur durch Combination zweier Friedensbataillone repräsentirt werden können.

Alle diese Einwürfe sind an sich unbestreitbar, aber sie haben doch nur eine relative, keine entscheidende Bedeutung. In der Mehrzahl würden sie auch zur Rechtfertigung der Forderung geltend gemacht werden können, im Frieden die gesammte Kriegsstärke auf den Beinen zu halten. In einem Staat mit allgemeiner Dienstpflicht muß unbedingt die von der weit überwiegenden Mehrheit der Nation getheilte Ueberzeugung von der Auskömmlichkeit zweijähriger Schuldienstzeit für die Infanterie schwer ins Gewicht fallen. Will Preußen einmal den durch die Reorganisation des Heeres wesentlich erhöhten finanziellen und personellen Aufwand für Kriegszwecke machen, so würde es unbedingt mehr gewinnen, wenn es das System allgemeiner Wehrpflicht noch consequenter verwirklichte und, statt die neuerdings jährlich ausgehobenen 63000 Mann auf drei Jahre, einzustellen, die volle Zahl kriegstüchtiger Mannschaften von alljährlich 80—90000 Mann unter Reduction der Dienstzeit der Infanterie auf zwei Jahre zur Einstellung brächte. Weder finanziell noch volkswirthschaftlich würde dadurch ein erheblicher Mehraufwand gegenüber dem jetzt factisch stattfindenden bedingt, im Fall eines Kriegs aber die Möglichkeit geboten sein, entweder die Stärke der Armee um ein Drittel zu erhöhen oder die ältern Jahrgänge der Dienstpflichtigen in gleichem Verhältniß zu schonen. Schon die consequentere Durchführung des Princips der allgemeinen Wehrpflicht wäre an sich ein höchst schätzenswerther Gewinn.

Bei der Tüchtigkeit und Pflichttreue des preußischen Offiziercorps, bei der gesteigerten Intelligenz des Ersatzes durch ein gutes Elementarschulwesen, bei der Vorbereitung, die der obligatorische Turnunterricht der Jugend gewährt, und insbesondere auch bei der unbestreitbaren Möglichkeit, auf einzelne Ausbildungszweige weniger Zeit zu verwenden, kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß in zwei Jahren der Infanterist zum kriegstüchtigen Soldaten auszubilden sein würde. Unsere Generation geizt überhaupt mit der Zeit in allen Disciplinen (die Gymnasien und lateinischen Schulen vielleicht einzig ausgenommen); in kürzerer Zeit muß heute überall mehr geleistet werden als vor 50 Jahren in erheblich längerer — warum soll in einer Armee, wie der preußischen, nicht dieselbe Anforderung gestellt werden? Man hebe nur manches Unzeitgemäße auf und es wird sich sogar ein bedeutendes Plus an Ausbildungszeit herausstellen, das bisher ungenutzt blieb.*)

---

*) An der Hand einer größern Sammlung von Tagesrapporten läßt sich berechnen, daß die eigentliche Ausbildungszeit des auf drei Jahre eingestellten preußischen Infanteristen in Wirklichkeit durchschnittlich kaum zwei Jahre erreicht. Von dem Ausfall durch Krankheiten und Beurlaubungen ist dabei abgesehen. In Rechnung aber kommen:

1) Der unnütze Wachtdienst behufs Stellung von Ehrenposten, Thorwachen u. s. w. Daß dieser Wachtdienst nicht als nothwendige Uebung betrachtet werden kann, zeigt der Umstand, daß er in kleinen Garnisonen fast vollständig wegfällt. In einzelnen Festungen geht durch diesen Wachtdienst ein volles Viertel und, die nach jeder Wache zu gewährende Ruhe eingerechnet, ein Drittel der Uebungszeit verloren. Rücken die in solchen Festungen garnisonirenden Truppen zu einem großen Manöver aus, so zeigt sich stets plötzlich die Möglichkeit, den Wachtdienst auf die Hälfte zu reduciren. Jede einzelne Schildwache consumirt jahraus jahrein den Uebungsdienst von drei Mann; die Ruhe nach der Wache und das Putzen vorher eingerechnet sogar von vier Mann. Das wirft ein großes Gewicht in die Rechnung.

2) Der Burschendienst. Vom Lieutenant bis zum Obersten einschließlich hat jeder Offizier einen Burschen. Nur die der jüngern Offiziere thun einigen, die meisten keinen Dienst. Die Redensart lautet, es seien ausgebildete Leute; dann könnten sie ja entlassen werden. Auch Aerzten, Zahlmeistern u. s. w. werden per fas et nefas dienstfreie Burschen gestellt. Läßt sich einmal das unserer Zeit wenig entsprechende und keineswegs zur Hebung militärischen Geistes beitragende Burschenwesen nicht beseitigen, so läßt es sich doch reformiren. Die Leute bei den Trainbataillons dienen nur sechs Monate, mögen aber weitere sechs Monate als Burschen ihrer Dienstpflicht genügen. Vor allem aber möge das Burschenwesen strenger überwacht werden. Vielfach halten die berittenen Compagniechefs noch einen zweiten „freiwilligen" Burschen, der natürlich an Inspicirungstagen und bei größern Uebungen eintritt. Daß auch der Feldwebel jeder Compagnie einen von vielem Dienst befreiten Burschen hält, ist selbstverständlich. In den Privatunterhaltungen der Unteroffiziere ist der Ausdruck „mein Bursche" gleichfalls keine Seltenheit.

3) Das Ordonnanzwesen. Vom Bataillonscommandeur aufwärts hat alles Ordonnanzen, der Bataillonscommandeur schon eine persönliche Ordonnanz neben dem Burschen, und ferner eine Ordonnanz fürs Bureau. Oft hat der Adjutant dann noch eine solche, und zuweilen kommt der Bataillonszahlmeister, der ein besonderes Bureau hält, mit seinem Burschen auch nicht aus. Daß Regimentscommandeure und Generale Ordonnanzen in Livree stecken, um auf dem Wagen oder in Gesellschaften als Bediente zu fungiren, ist nichts Seltenes. Nach oben wächst die Zahl der Ordonnanzen in praxi überhaupt sehr, wenn auch nicht nach der Vorschrift. Dies Ordonnanzwesen erstreckt sich auch auf Behörden und Beamte. Beispielsweise erhalten die Intendanturen, die sich wie jedes Gerichts- und Verwaltungscollegium mit fest angestellten Boten behelfen könnten, zahlreiche Ordonnanzen, die zuweilen „aus Gefälligkeit und gegen besondere Vergütigung" bei Räthen und Secretären nebenbei Bedientendienste verrichten.

4) Die ökonomische Verwaltung der Armee. Das in mancher Beziehung, namentlich rücksichtlich der Bekleidung, treffliche Selbstbewirthschaftungssystem, und das sehr lobenswerthe Streben nach Ersparnissen und möglichster Ausnutzung des gelieferten Materials, führen dahin, die etatsmäßige Zahl der Handwerker stets durch Commandirungen aus der Fronte zu vermehren. Während ausgiebiger Perioden im Jahre stehen sämmtliche ihrer Dienstpflicht genügende Schneider, Schuster, Sattler, kurz alle, deren Handwerk zu verwerthen ist, im Dienst der ökonomischen Ver-

Bisher war im allgemeinen nur von der Mehrbelastung die Rede, gegen welche theils aus principiellen Gründen, theils in Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit des Landes von der Volksvertretung Bedenken erhoben wurden. Die Regierung hat indeß gleichzeitig mit dem Reorganisationsentwurfe auch Erleichterungen der militärischen Dienstpflicht angeboten, die unbedingt dazu angethan waren, den Druck derselben wesentlich zu mindern. Der Verlängerung der Reservepflichtigkeit um zwei Jahre, oder, was dasselbe besagt, der Gesammtverpflichtung für das stehende Heer von 5 auf 7 Jahre, stellte sie eine Reduction der Dienstpflicht in der Landwehr ersten Aufgebots von 7 auf 4 Jahre und in der Landwehr zweiten Aufgebots von 7 auf 5 Jahre gegenüber; die gesammte Dienstverpflichtung in Linie und Landwehr wurde also von 19 auf 16 Jahre herabgesetzt. Infolge der vermehrten Aushebung verlor die Landwehr dabei nichts an ihrer seitherigen Stärke.

Der große Dienst, der dadurch dem Lande erwiesen wurde, ist von diesem selbst, nicht aber von seinen Vertretern, vollständig gewürdigt worden. Während früher, um eine Feldarmee von ungefähr 300000 Mann aufzustellen, oder auch nur um einzelne Corps ohne Zerreißung des organischen Verbandes der Armee mobil zu machen, jedesmal die Landwehr ersten Aufgebots sofort mit herangezogen werden mußte, also alle Leute bis zum 32. Lebensjahre zu den Fahnen gerufen wurden, genügt fortan zur Erreichung der gleichen Stärke die Mobilisirung des stehenden Heeres, also die Heranziehung der Mannschaften bis zum 27. Lebensjahre. Bricht also nicht ein Krieg in den größten Dimensionen aus, so können die fast durchweg verheiratheten Leute im Lebensalter von 27 Jahren und darüber geschont werden. Aber auch bei großen Kriegen kann, wie dies der jüngste Feldzug gegen Oesterreich gezeigt hat, eine Schonung noch insofern eintreten, als man die

---

waltung, sodaß dem Compagniechef oft Flickschneider und Flickschuster weggenommen werden. „Er soll sich einen anlernen", wird dann auf Beschwerden und Vorstellungen geantwortet. Ganz zu beseitigen mögen diese aus dem einmal adoptirten ökonomischen System entspringenden Uebelstände nicht sein. Volkswirthschaftlich aber würde es jedenfalls gerathener erscheinen, die Neuanfertigung von Bekleidungsstücken an Civilhandwerker zu vergeben. Die Ersparnisse, die der Truppentheil bei der Selbstanfertigung gewinnt, sind rein illusorischer Natur und werden großentheils von Staat und Nation in erhöhtem Maße als Lasten getragen.

5) Das übermäßige Schreibwesen. Die laufende Verwaltung eines Bataillons absorbirt durchweg einen etatsmäßigen Bataillonsschreiber, dem in bedrängten Zeiten noch ein Hülfsschreiber zur Seite tritt; ferner meist an außeretatsmäßigen Schreibhelden: einen Hülfsschreiber beim Zahlmeister, vier Schreibgehülfen der Feldwebel und in einzelnen Fällen noch einen solchen beim Capitän d'armes. Ueberdies müssen auch die etatsmäßigen Schreibkräfte der höhern Instanzen noch zeitweilig aus der Fronte verstärkt werden. Und was wird dabei geschrieben? Meist sind es Verfügungen der höhern Stellen, die der Einfachheit und Bequemlichkeit wegen von Instanz zu Instanz brevi manu weiter gereicht und nach genommener Abschrift „ganz gehorsamst remittirt" werden. Auszugsweise Mittheilungen würden den Adjutanten mehr Arbeit machen und Verantwortlichkeit herbeiführen. Infolge dieses Geschäftsganges gelangt manche Originalverfügung des Kriegsministers an den commandirenden General, mit einem Anhang von vier Brevi-manu-Verfügungen seitens der Zwischeninstanzen, mit und ohne Erläuterungen an die Bataillone, zuweilen sogar an die Compagnien. In jeder Instanz wird vollständige Abschrift zu den Acten genommen. Ein polygraphischer Apparat könnte hier manche Kraft ersparen.

Infolge der durch diese und ähnliche Umstände herbeigeführten Entfremdung zahlreicher Soldaten von dem eigentlichen Zweck ihres Dienens, der militärischen Ausbildung, kommt es denn, daß, die kurze Hauptexercirzeit im Jahre ausgenommen, die Friedenscompagnie, statt 100 Mann in der Fronte zu zählen, meist nur in der Zahl von 50—60 Gemeinen ihre Uebungen vornimmt. Es heißt dies aber nichts anderes, als daß in Wirklichkeit kaum zwei Drittel der dreijährigen Dienstzeit zu Ausbildungszwecken verwandt wird, bei welcher Rechnung der Ausfall durch den Wachtdienst noch gar nicht in Anschlag kommt. Diesen eingerechnet reducirt sich die Ausbildungszeit für einige Garnisonen auf weniger als die Hälfte.

Landwehr gleich einer erst im äußersten Fall gegen den Feind zu verwendenden Reserve behandelt. Gleichzeitig mit den Individuen und den wirthschaftlichen Verhältnissen des Landes gewinnt hierbei auch die Armee. Wie der Kriegsminister richtig bemerkte, bedarf es für die in erster Linie zu verwendende Feldarmee neben vollkommener Sicherheit im Waffengebrauch eines Grades von geistiger und körperlicher Frische, den die Volksschichten, welche dem Heere doch immer die größte Zahl ihrer Bestandtheile liefern, nicht in das vierte Lebensdecennium hinüberzunehmen pflegen. Das aber ist nicht der einzige Grund, der es vom militärischen Gesichtspunkte aus dringend wünschenswerth macht, der Nothwendigkeit enthoben zu sein, bei jeder Mobilmachung sofort auf die ganze Landwehr ersten Aufgebots recurriren zu müssen.

Wer in frühern Zeiten einen Blick in die Armee zu werfen Gelegenheit hatte, wird sich der Erkenntniß der großen Inconvenienzen, welche die Einreihung der Landwehr in die erste Feldarmee hatte, nicht verschließen. Die Politik unserer Zeit bringt es einmal mit sich, daß vielfach Rüstungen vorgenommen werden müssen, die nicht zum Kriege führen, deren wahrscheinlich friedliches Ende sogar meist schon im voraus erkannt wird. In solchen Fällen fehlte der Landwehr allemal der moralische Impuls, der über das schwere Opfer, Haus und Hof, Weib und Kind zu verlassen, hinweghob. Während die Wehrleute tausend und aber tausend kriegstüchtige jüngere Männer, die gar nicht zur Aushebung gekommen waren, daheimbleiben sahen, folgten sie nur mismuthig dem Rufe zu den Waffen. Und dieser Mismuth wirkte auf Haltung und Disciplin nachtheilig ein. Selbst im schleswig-holsteinischen Kriege von 1849 und in dem gleichzeitigen badischen Feldzuge — beide nicht dazu angethan, den erforderlichen Impuls zu wecken — traten Erscheinungen zu Tage, die um der Ehre der Institution an sich willen mit dem Mantel der Liebe bedeckt wurden. In den höhern Kreisen der Armee betrachtete man die Landwehr in der Stellung, die sie damals einnahm, fast nur als ein nothwendiges Uebel. Zu demonstrativen Mobilmachungen und Bagatellkriegen war die Landwehr einmal nicht geeignet, es mußte ihr unbedingt eine Stelle in der Armee angewiesen werden, in der sie um solcher Zwecke willen nicht belästigt wurde. Dies ist durch die Reorganisation von 1860 mit Glück und Geschick erreicht worden.

Außer der bereits erwähnten, einer Verdoppelung nahezu gleichkommenden Vermehrung der Infanterieregimenter des stehenden Heeres und der Errichtung von zehn neuen Cavalerieregimentern hat die Regierung auch die zur Zeit noch unvollständigen Jäger- und Pionnierbataillone auf volle Bataillonsstärke gesetzt, außerdem aber ist sie auch in der Artillerie mit bedeutenden Reformen vorgegangen. Letztere sind, da das vollständige Material an gezogenen Geschützen bisher nicht beschafft werden konnte, noch unvollendet. Wichtig ist aber, daß die Artilleriebrigade jedes Armeecorps in ein Feld- und ein Festungsregiment getheilt wurde. Mit den principiellen Kämpfen gegen das Reorganisationswerk hat diese Umformung der Artillerie nichts gemein, da die Landwehr dabei nicht ins Spiel kam, auch der Friedenspräsenzstand nur wenig erhöht wurde.

Das ganze Reformwerk ist — wie heute allgemein anerkannt wird — zum Glück für Preußen durch den Widerstand des Abgeordnetenhauses im allgemeinen nicht alterirt worden. Nur die Vermehrung der Liniencavalerie hat, ob in Rücksicht auf die Geldbewilligung mag dahingestellt bleiben, eine engere Grenze gefunden, als anfänglich beabsichtigt war. Der bedeutende Zuwachs der preußischen Wehrkraft infolge der Reorganisation hat sich während des jüngsten Kriegs in der imposantesten Weise geltend gemacht. Ingleichen aber hat auch der Einspruch der Kammern zu Gunsten derselben gewirkt. Die von der Regierung beabsichtigte Abschaffung oder doch wesentliche Zurückschiebung der Landwehrcavalerie hat, weil der Reorganisationsplan keine Genehmigung

fand, nicht stattgefunden und ebenso wenig die Reduction der Dienstpflichtigkeit in der Landwehr. Die Regierung verfügte also über ein fast verdoppeltes stehendes Heer und über die gesammte frühere Landwehr. Obgleich die Reorganisation insofern noch nicht ihre volle Wirkung äußern konnte, als die seit 1859 um ungefähr 23000 Mann vermehrte Aushebung erst auf sieben Jahrgänge, nicht aber auf die ganze Jahresreihe der Militärdienstpflichtigkeit Einfluß übte, stand doch bereits das ansehnliche Plus von 150000 jungen tüchtig ausgebildeten streitbaren Männern zur Verfügung.

Am segensreichsten für Land und Armee hat es unbedingt eingewirkt, daß sich die Regierung über die Schranken zwischen Linie und Landwehr bei der Mobilmachung vollständig hinweggesetzt hat. Sie hat nicht nur die fehlenden Reserven für das stehende Heer durch die beiden jüngsten Jahrgänge der Landwehr gedeckt, sondern ist bei ihren Rüstungen ganz allgemein dem Grundsatz gefolgt: erst die jüngern Leute ins Feuer, dann erst die ältern. Dieses Princip wird voraussichtlich für alle Zukunft platzgreifen und über Vorurtheile, die sich nur an Namen klammern, hinwegschreiten. Ein charakteristischer Unterschied zwischen einem Reservisten und einem Landwehrmann ist ja überdies nicht zu erkennen. Beide müssen der Fahne folgen, wenn das Vaterland ihrer bedarf. Zur völligen Gleichstellung ihrer bürgerlichen Rechte und Pflichten hat die Regierung im Jahre 1865 bereits die Hand geboten, indem sie dem Reservisten wie dem Landwehrmann das unbedingte Recht der Auswanderung zuzuerkennen sich bereit erklärte. Daß die Regierung bei der Freiheit, mit der sie über die verschiedenen Altersklassen ohne Unterschied der Aufgebote verfügte, sich bei der Mobilmachung mit größerm Rechte auf den §. 15 des Gesetzes von 1814 berufen konnte, als bei Vorlage des Reorganisationsentwurfs, wird kaum zu bestreiten sein. Das in jenem Paragraphen gebrauchte Wort „im Kriege" muß auf Rüstungen, die unmittelbar zum Kriege führen, jedenfalls Anwendung finden.

Die gewaltigen personellen Kräfte, über welche Preußen bei Ausbruch des Kriegs disponirte, sind oberflächlich leicht zu berechnen. Es standen an ausgebildeten Dienstpflichtigen zur Verfügung:

| | | |
|---|---|---|
| a) | Zwölf Jahrgänge aus der Zeit jährlicher Aushebungen von durchschnittlich 40000 Mann. Diese ergeben 480000 Mann, von welcher Zahl indeß 25 Proc. als (hochangeschlagener) Abgang abgerechnet sind. Es bleiben also . . . . . . . . . . | 360000 Mann. |
| b) | Sieben Jahrgänge seit Einführung der Aushebung von ungefähr 63000 Mann = 441000. Hiervon sind (Maximum) 12½ Proc. in Abzug zu bringen, folglich bleiben circa . . . . . . . | 386000 „ |
| | Zusammen | 746000 Mann. |

Also fast ¾ Mill. militärisch vollständig ausgebildete Dienstpflichtige waren als effectiv vorhanden zu betrachten. Der König wünschte indeß nicht, daß vorläufig eine weitere Zahl von Jahrgängen in Anspruch genommen würde, als nach dem Reorganisationsplane dienstpflichtig sein sollten. Es wurden daher mit fast einziger Ausnahme der Festungsartillerie, für die wegen erst spät durchgeführter Reorganisation nicht die erforderliche Anzahl an jüngerer Mannschaft vorhanden war, der 17., 18. und 19. Jahrgang geschont. Da diese Jahrgänge naturgemäß die gelichtetsten und nur auf je 20000 Mann zu berechnen waren, so läßt sich die Gesammtzahl der als verfügbar anzunehmenden ausgebildeten Soldaten auf 686000 berechnen. Die letzte der Mobilmachung vorangegangene Rekruteneinstellung fiel in den October des Jahres 1865; es betrug also die Dienstzeit der jüngsten Soldaten bei Eintritt der Mobilmachung schon circa acht Monate. Eine gleiche Anzahl in den Waffen geübter Männer stehen zur Zeit unbedingt keinem Staat in ähnlicher Weise zur Verfügung, selbst Frankreich nicht.

Da die französische Regierung gesetzlich nur über sieben Jahrgänge von 100000 Mann, also über 700000 Mann für den Militärdienst verfügen kann, so ergibt sich, daß die Landarmee, auch wenn man nur 10 Proc. Abgang durch Tod, Krankheit u. s. w. rechnet, und dazu in Rechnung zieht, daß auch die Marinetruppen aus jenen sieben Contingenten ersetzt werden müssen, nicht stärker als 600000 Mann auf dem Kriegsfuß anzunehmen sein wird. So hoch wird die Kriegsstärke der französischen Landmacht auch in der Legislativen durch den Regierungscommissar angegeben, der allerdings ein Interesse haben konnte, dieselbe nicht zu stark erscheinen zu lassen. Indeß ist eine Verstärkung dieser Zahl im Kriegsfall durch engagirte Freiwillige und andere Mittel auf 650000 Mann, vielleicht auch etwas darüber, nicht ausgeschlossen; dies aber sind dann rohe Rekruten.

Jene 600000 Mann der französischen Armee auf dem Kriegsfuß bestehen:

| | |
|---|---|
| 1) aus über sieben Jahre Dienenden . . . . . . . . . . . | 183000, |
| 2) aus Mannschaften im ersten bis siebenten Dienstjahre . . . . | 217000, |
| 3) aus Mannschaften mit drei- bis sechsmonatlicher Ausbildung . . | 200000, |
| Summa | 600000. |

Wäre die Reorganisation in Preußen bereits seit 17 Jahren in Kraft, so würde entweder eine noch bedeutend größere Anzahl militärisch vorgebildeter Leute verfügbar oder eine größere Schonung der ältern Altersklassen ermöglicht sein.

Neben den sofort verfügbaren ausgebildeten Kräften, kommt nun die Möglichkeit des etwa nothwendig werdenden Ersatzes immer noch in Betracht. Wir haben bereits erwähnt, daß bei einer Reduction des geforderten Körpermaßes auf die in Frankreich geltende Norm jährlich über 100000 dienstbrauchbare Jünglinge ausgehoben werden könnten, daß aber auch ohne diesen Verzicht auf Körperlänge jährlich füglich 90000 Mann disponibel sind. Abgänge in der Armee, die nicht ganz abnormer Natur sind, würden hierdurch um so mehr gedeckt werden können, als man ja die drei letzten Jahrgänge der Landwehr zweiten Aufgebots nicht herangezogen hat, also fürs erste nicht gezwungen gewesen wäre, Entlassungen wegen vorgerückten Lebensalters vorzunehmen. Aber es stand noch ein ganz anderes Mittel zur Erzielung ausreichenden Nachschubs offen. Die große Zahl derjenigen, welche wegen mangelnden Bedarfs oder nicht vollständig entwickelten Körpers seit einer Reihe von Jahren der regelmäßigen Aushebung entgangen waren, war darum ihrer Pflicht, im Kriege dem Vaterlande zu dienen, nicht enthoben. Diese Individuen waren vielmehr nur zur Ersatz-, resp. zur Armeereserve entlassen und konnten jeden Augenblick herangezogen werden. Im Beginn des Kriegs ordnete deshalb die Regierung eine neue Revision aller derjenigen Männer an, welche bis dahin nicht gedient hatten, aber noch in demjenigen Alter waren, welches die Dienstpflicht in der Reserve oder in der Landwehr ersten Aufgebots bedingt. Dadurch hätte sich ein außerordentlicher Ersatz von circa 150000 Mann ergeben, womit voraussichtlich auch für einen lange währenden Krieg jeder ungewöhnliche Abgang gedeckt oder die Entlassung älterer Leute ermöglicht worden wäre.

Die Wirkungen des preußischen Wehrgesetzes erweisen sich hiermit als ganz außerordentliche.

Es erübrigt uns jetzt zur Vervollständigung unserer Skizze darzuthun, in welcher Weise über diese imposanten personellen Kräfte verfügt wurde. Wir können dabei für jetzt nur in ganz allgemeinen Umrissen zeichnen, das Detail der historischen Darstellung des letzten Kriegs vorbehaltend.

Zunächst stellte man das Garde- und die acht Provinzialarmeecorps auf Kriegsfuß. Jedes der letztern Corps umfaßt normalmäßig:

| | |
|---|---|
| 1) Zwei Infanteriedivisionen zu je 2 Infanteriebrigaden, deren jede 2 Regimenter à 3 Bataillone zählt. Einer dieser Divisionen wird außerdem noch 1 Füsilierregiment, der andern 1 Jägerbataillon zugetheilt. (Außerdem stoßen zur Division noch 1 Cavalerieregiment und 1 Artillerieabtheilung à 3 Batterien, welche Truppen weiter unten in Rechnung gestellt sind.) Die Stärke einer Division an Infanterie beträgt 13—15000 Mann, beide zusammen zählen also . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 28000 Mann. |
| 2) Eine Cavaleriedivision, bestehend aus 4—5 Regimentern (und einer Reiterbatterie); durchschnittlich . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 2700 „ |
| 3) Die Reserveartillerie, einschließlich der zu den Divisionen abzugebenden Batterien, 3 Fußabtheilungen à 3 Batterien und 1 Reiterabtheilung à 4 Batterien zählend. Dazu gehören 9 Munitionscolonnen. Die gesammte Artillerie eines Armeecorps umfaßt 108 Geschütze, 480 Fahrzeuge, 3860 Pferde und . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 4700 „ |
| 4) Ein Pionnierbataillon . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 600 „ |
| 5) Ein Trainbataillon, die Lazarethe, Verpflegungscolonnen, Feldpost u. s. w. | |
| Combattantenzahl: | 36000 Mann. |
| Das Gardecorps zählt noch ein besonderes Schützenbataillon und statt 4—5 Cavalerieregimentern deren 8, seine Stärke beträgt daher nahezu . . . . . | 40000 Mann. |
| Dazu 8 mal 36000 Mann in den Provinzialarmeecorps . . . . . . . . . . | 288000 „ |
| Gesammtstärke der ersten Feldarmee | 328000 Mann. |

In dieser Zahl sind also keine Landwehrtruppen einbegriffen, bei der Infanterie vertreten indeß die jüngern Jahrgänge der Landwehr die fehlenden Reservisten. Nur bei der Artillerie und den Trains sind ältere Landwehrleute verwandt, was seinen Grund in der erst vor kurzem vollendeten Neuformation dieser Waffe hat. Wir sahen also in den Reihen derjenigen Truppen, die zunächst bestimmt waren die Schlachten zu schlagen, die ungeheuern Strapazen auf Märschen und in Bivuaks zu tragen und sich schließlich leider noch von der Cholera decimiren zu lassen, durchschnittlich Leute im Alter von 21—27 Jahren, also solche, die großentheils noch unverheirathet sind und noch keine Stellung im Leben einnehmen, in der sie als leitende Häupter unersetzlich sind. Die Zusammenstellung der Altersklassen war eine durchaus zweckmäßige, während nach der ältern Organisation neben jedem aus halbreifen Männern bestehenden Linienregiment ein zumeist aus Familienvätern bestehendes Landwehrregiment gestanden hätte, um mit ihm gleiche Gefahren und gleiche Fatiguen zu bestehen.

Die Augmentirung der Linie konnte der Einberufung der Landwehr meistens auch der Zeit nach vorausgehen, da letztere zunächst zu Zwecken bestimmt war, bei denen keine Gefahr im Verzuge war. Mit Ausnahme der zur Armirung der Festungen unentbehrlichen Artilleristen blieben also die Wehrleute längere Zeit am heimatlichen Herde, als es bei der ältern Organisation zulässig war. Als es endlich Ernst wurde und die Regierung die vollständige Einberufung der Landwehren verfügen mußte, bediente man sich ihrer immer noch in einer Weise, die ihren besondern Verhältnissen durchaus entsprach.

Zunächst bildeten Landwehrleute den Kern der gleichzeitig mit der Mobilmachung zu errichtenden Ersatztruppen. Jedes Infanterieregiment formirte ein Ersatzbataillon von 1000 Köpfen, wovon etwa ein Drittel Landwehr ersten Aufgebots, ein Drittel zurückgelassene (und durch Reserven u. s. w. ersetzte) Leute des Regiments und der Rest Freiwillige und Rekruten waren. Diese Ersatztruppen versahen zunächst Garnison- und Besatzungsdienst. Demnächst formirte man die sämmtlichen 116 Landwehrbataillone in der Stärke von 800 Mann, wobei man das, was an Leuten ersten Aufgebots fehlte, durch die jüngern Jahrgänge zweiten Aufgebots ersetzte. Hier fiel also auch die Scheidewand zwischen den Aufgeboten; nur das Lebensalter entschied. Die ersten Formationen dieser Art fanden zumeist in den Festungen ihre Verwendung. Hier war ihnen Zeit

geboten, sich wieder in militärische Formen einzugewöhnen, ihre Rüstungen in Ruhe zu vollenden, hier wartete ihrer ein ruhigerer, dem ältern Manne mehr zusagender Dienst, hier auch war der Landwehr voraussichtlich beschieden, Leben und Gesundheit erst aufs Spiel zu setzen, wenn es sich unmittelbar um Vertheidigung des Vaterlandes handelte.

Der Krieg nahm indeß infolge des zahlreichen Auftretens von Feinden Preußens, infolge seines durchaus offensiven Charakters und der dadurch nothwendig werdenden großartigen Occupationen Dimensionen an, welche die Verwendung der Landwehr auch außerhalb des Landes nothwendig machte. Innerhalb desselben wurde sie ja mehr und mehr entbehrlich. Man schritt zunächst zur Bildung eines „Reservecorps“ aus Landwehren, das (unter Befehl des Generals von der Mülbe gestellt) mit der Occupation Sachsens und später eines Theils von Böhmen betraut ward. Auch diese Verwendung entsprach ganz dem Charakter des Instituts. Die Landwehr erfüllte dabei eine Aufgabe, die anderweitig nur durch eine bedenkliche Schwächung der eigentlichen Feldarmee hätte gelöst werden können. Hier theilte sie die volle Freude des Sieges, die ganze Poesie des Kriegslebens, dauernd aber wurde sie dabei von dem Bewußtsein gehoben, daß im Moment wachsender Gefahr an sie, die Reserven, die Veteranen, appellirt werden würde. Dieser Moment kam gottlob nicht; auch in diesem, ihnen durchaus angemessenen Verhältnisse blieben die Landwehren geschont. Nur wenige Regimenter der inzwischen gleichfalls formirten Landwehrcavalerie stießen sofort zur fechtenden Armee.

Der Bedarf an Truppen stieg. Man bedurfte in Mähren Verstärkungen und insbesondere Besatzungstruppen. Außerdem aber wurde ein zweites Reservecorps (unter dem Großherzog von Mecklenburg) gebildet, zu welchem Preußen Contingente stellen mußte. Auch am Rhein, wo die Landwehr bereits in kleinere Gefechte verwickelt wurde, stellte sich ein weiterer Bedarf heraus. Da plötzlich erstanden 81 neue Feldbataillone, jedes in der Stärke von 1000 Mann. Aus den 81 Ersatzbataillonen, die sich inzwischen fest formirt hatten, schied man nämlich einen Theil zur Bildung neuer Ersatzcadres aus, ersetzte denselben durch weitere Einberufung von Landwehrleuten beider Aufgebote und in kürzester Frist standen 81000 Mann bereit ins Feld zu rücken. Es handelte sich möglicherweise um die letzten Entscheidungen, der Moment war also gekommen, auch die Veteranen zu verwenden.

Wir haben in diesem flüchtigen Bilde alle Details übergangen, selbst von dem Landesvertheidigungscorps in Oberschlesien u. s. w. nicht gesprochen. Es kam uns nur darauf an, die allmähliche Entfaltung der preußischen Wehrkraft zu zeigen und der organisatorischen Einsicht gerecht zu werden, die sich bei der praktischen Verwerthung der Heeresinstitutionen geltend machte. Auch das Reorganisationswerk hat dabei seine Probe bestanden. Daß dem Staate infolge des Festhaltens an der Reorganisation bereits 150000 ausgebildete und dabei jugendliche Männer mehr zur Verfügung standen, als es andernfalls der Fall gewesen wäre, hat sich unzweifelhaft als segensreich erwiesen. Unbestreitbar hat es auch den militärischen Zwecken und den Rücksichten der Humanität in hohem Grade entsprochen, daß die Regierung sich von der schablonenmäßigen Einberufung der einzelnen Aufgebote losgesagt und im großen und ganzen nur die verschiedenen Altersklassen in Berücksichtigung gezogen hat. Dies Verfahren hat namentlich in den Kreisen der von der Einberufung betroffenen Wehrleute so hohe Anerkennung gefunden, daß der sachlich wesentlichste Punkt der Reorganisation damit als entschieden betrachtet werden muß. Die Nebeneinanderstellung der Linie und der Landwehr ersten Aufgebots ist wol auf alle Zeiten beseitigt. Aber auch die Scheidung der Landwehr selbst in verschiedene Aufgebote dürfte sich überlebt haben. Hält die Regierung daran noch fest, so wird dies immer nur eine der Opposition oder dem pietätvollen Beharren bei dem Hergebrachten gewährte Scheinconcession sein. Die Grenzen zwischen den verschiedenen Heerbannen er-

scheinen in keiner Weise mehr gerechtfertigt. Im Kriege ist die Bedürfnißfrage allein maßgebend, das Bedürfniß aber ist durchaus unabhängig von der groben Scala der Aufgebote. Soll ihm gradatim, dem Gebot der Nothwendigkeit entsprechend, ohne deren Grenzen zu überschreiten, genügt werden, so können die Altersklassen einzig und allein maßgebend sein.

Genaue Zahlenangaben für den Umfang der preußischen Rüstungen im Moment ihrer weitesten Entfaltung liegen noch nicht vor. Namentlich fehlen uns dieselben bezüglich der Landwehrcavalerie und der neuformirten Artillerie für die beiden Reservecorps. Einen sehr zuverlässigen Anhalt aber gewährt nachstehender Ueberblick über die Aufstellung an schlagfertiger Infanterie:

| | | |
|---|---|---|
| 81 | Regimenter des stehenden Heeres à 3 Bataillone zu 1000 Mann . . | 243000 Mann. |
| 11 | Jägerbataillone à 1000 Mann . . . . . . . . . . . . . . . . | 11000 „ |
| 81 | mobilisirte 4. Bataillone (aus den Ersatzbataillonen hervorgegangen) à 1000 Mann . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 81000 „ |
| 116 | Landwehrbataillone, zumeist aus Leuten ersten Aufgebots, à 800 Mann | 92800 „ |
| | Zusammen | 427800 Mann. |

Darunter kein Mann, der nicht seine Kriegsschule im stehenden Heere durchgemacht hätte. Was als Stamm der neuen Ersatzbataillone zurückgelassen war, ist nicht eingerechnet. Zu letztern Bataillonen wären, wenn der Waffenstillstand nicht eingetreten wäre, sofort 80000 Rekruten gestoßen, wodurch die Gesammtstärke allein der Infanterie über eine halbe Million betragen hätte. Diese Rekruteneinstellung ist vorläufig sistirt worden, dennoch wurde nach Abschluß des Waffenstillstandes der Effectivstand der Armee auf 630000 Mann berechnet. Die Verluste auf dem Schlachtfelde eingerechnet, hat also Preußen eine wohlausgerüstete, vollständig durchgebildete Armee von etwa 650000 Mann aufgestellt.

Angesichts dieser ungeheuern Leistung erscheinen die Opfer, welche der Staat während des Friedens für seine Wehrhaftigkeit gebracht hat, keineswegs zu hoch bemessen. Preußen hat sich schon durch seine Rüstungen als eine Großmacht bewährt. Seine Siege haben dann den qualitativen Werth seiner Armee in ein so glänzendes Licht gestellt, daß das alte Vorurtheil von der Nothwendigkeit langer Dienstzeit und kriegerischer Erfahrung des Soldaten völlig schwinden muß. Kein anderes System kann sich dem in Preußen seit einem halben Jahrhundert bestehenden ferner ebenbürtig zur Seite stellen.

Die preußische Armee repräsentirt dabei vom socialen und politischen Gesichtspunkte aus ein Volksheer im vollsten Sinne des Worts. An dieses Volksheer aber knüpft sich keins jener Bedenken, die vom militärischen und humanistischen Standpunkte an jede andere Form desselben geknüpft werden müssen. Nicht schlechtbewaffnete, ungeübte und unlenksame Massen werden hier dem Feinde entgegengeworfen, wie es unbekümmert um die Zahl der Opfer stets geschieht, wenn durch Quantität ersetzt werden muß, was an Organisation und Ausbildung mangelt. Ohne Entfremdung vom bürgerlichen Berufe, ohne Verschiebung der politischen und socialen Stellung hat jedes Glied der preußischen Armee seine volle Waffenschule im stehenden Heere durchlaufen und sich zum ganzen Soldaten ausgebildet.

Wie sehr dabei der Armee der Charakter des Volksheeres geblieben ist, zeigt ein einfacher Calcul. Unter jener riesenhaften Zahl von allermindestens 600000 Streitbaren befinden sich nur 40000 Berufssoldaten.*) Diese repräsentiren also nur den funfzehnten Theil des Ganzen, ein Verhältniß, das jedenfalls überraschen muß. Von den übrigen 14 Funfzehnteln kehren 3 Viertel sofort nach hergestelltem Frieden, der Rest binnen

*) Ungefähr 9000 Linienoffiziere, 30000 Unteroffiziere und Spielleute und 1000 Capitulanten.

längstens 1—1½ Jahren in das bürgerliche Leben zurück. Die Befürchtung, die Armee könne je ein Werkzeug des Despotismus werden, erscheint hiernach für keinen Staat der Welt weniger gerechtfertigt als für Preußen. Die Siege des Heeres sind Siege der Nation, denn das Heer ist in Wahrheit das Volk in Waffen!

---

# Kohlen und Eisen.

Während die Geschichte ihre Jahrbücher mit den Drangsalen und dem Blute der Völker füllte, ist sie an der friedlichen Entwickelung des Handels und namentlich der Gewerbe fast achtlos vorübergegangen. Die Lücken der Vergangenheit können wir nicht mehr ausfüllen, allein es ist um so mehr unsere Pflicht, der Gegenwart volle Rechnung zu tragen.

Obschon der Unwissende auch heute noch jene Länder beneidet, die in ihren Bergen Gold und Silber bergen, preist der Aufgeklärte jenes Reich glücklich, wo der unschätzbare Brennstoff sich findet, den die Engländer mit Recht „schwarze Diamanten" („black diamonds") nennen.

Wir erörtern daher zunächst die Frage, was denn eigentlich die „schwarzen Diamanten" sind, was dieses Zauberwort für alle Industriellen und zahlreiche Speculanten bedeutet? Die Antwort lautet: Es ist dies ein fossiles Brennmaterial, welches zwischen grauen Schieferthonen und Sandsteinen in Schichten oder Flötzen eingebettet ist, das Product der Zersetzung von Vegetabilien, welche innerhalb einer bestimmten Erdschöpfungsepoche entstanden und unter sandigem oder thonigem Schlamm begraben worden sind. Wer je in einem Steinkohlenwerk gewesen und die zahllose Menge von wohlerhaltenen Pflanzenresten gesehen hat, welche namentlich an der Decke oder dem Dache eines Kohlenflötzes so häufig gefunden werden, oder wer auch nur die zu Tage geförderten Kohlen etwas aufmerksamer betrachtet und sich überzeugt hat, daß fast jede härtere Kohle wenigstens mehr oder minder deutliche Spuren noch erkennbarer Pflanzen enthält, wer endlich sieht, daß selbst die weichste Steinkohle zuweilen nicht ganz frei von Abdrücken jener Pflanzen ist, wird den ersten Theil der obengegebenen Antwort sicher anerkennen.

Nicht das gleißende Gold, nach dem alles sich drängt, und ebenso wenig die Edelsteine sind das Kostbarste, das der Schos der Erde liefert, sondern die schwarze Kohle und das unscheinbare Eisen. Steinkohlen und Eisen sind in unsern Tagen die mächtigsten Hebel der Gewerbe.

Die Wichtigkeit der Steinkohlen, dieses täglichen Brotes der Industrie, trat mit der Abnahme des Holzes stets mehr in den Vordergrund. Im Jahre 1201 wurden sie bereits in Belgien verwendet. In England war schon 1305 unter Eduard III. von diesem Mineral in öffentlichen Urkunden die Rede. Aelter sind die deutschen Nachrichten; im Jahre 1129 schon bestätigte Kaiser Lothar II. der Stadt Duisburg das Recht der Steinkohlengewinnung. Die Annalen der Stadt Essen erwähnen 1317 dieses Minerals; im 17. Jahrhundert fand Bergbau bei Hörde statt.

Großbritannien steuert nur 0,02 Proc. zur Goldproduction der Erde bei und zur Silberproduction nur 2,6 Proc., und doch ist es das reichste Land auf Erden, denn es besitzt 8139 englische Quadratmeilen erdharzige und mit Irland 3720 englische Meilen Anthracit- und Schmiedekohlen. Die Vereinigten Staaten besitzen ein Areal von 133132 englischen Quadratmeilen erdharzige Kohlen, Pennsylvanien 3337 Quadratmeilen Anthracitkohlen. Englisch-Nordamerika hat 18000 Quadratmeilen erdharzige Kohlen.

Von dem Kohlenreichthum der Vereinigten Staaten liegen 124735 Quadratmeilen östlich vom Mississippi und 8397 Quadratmeilen westlich vom Missouri. Frankreich besitzt 2000 Quadratmeilen, Spanien 3408 Quadratmeilen, Preußen 2200 Quadratmeilen, Belgien 518 Quadratmeilen.

Das Gesetz, welches vor mehrern Jahren den Schornsteinen in England das Rauchen verbot und das alte Sprichwort: „Wo Feuer ist, da ist auch Rauch", Lügen strafen wollte, ist nur die verbesserte Auflage jenes andern Gesetzes aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, durch welches „die hochweise Polizey Jedermänniglich in London Kund und zu Wissen that, bei Leibe keine Steinkohlen zu brennen, alldieweil dazu die Luft mit Rauch verpestet werde". Wahrlich eine seltsame Illustration der so sehr gerühmten englischen Freiheit. Dieses Gesetz gibt uns die tröstliche Gewißheit, daß es in der Welt trotz aller Hemmnisse doch vorwärts geht. Wie haben sich nicht in dieser Zeit unsere Anschauungen gewaltig geändert; nicht allein bemüht man sich heute zu beweisen, daß nicht der Rauch, der allerdings in den Fabrikdistricten keine erfreuliche Erscheinung ist, sondern die Rauchverbrennung die Luft verpestet; was wäre überhaupt Großbritannien, ja die gesammte Industrie ohne die belebende Kraft der Steinkohlen? Ja, wo sollte man nur das Holz hernehmen, um sich im Winter vor der Kälte zu schützen?

Die beste Kohle in England ist die Wallsendkohle, deren Revier östlich von der Brücke über den Tyne liegt. Noch heutigentags wird in London meistens Wallsendkohle verbrannt; allein strenggenommen gibt es eine solche Kohle nicht mehr, denn die wallsender Gruben sind eigentlich längst abgebaut und die heutigen sogenannten Wallsendkohlen kommen aus den Gruben von Northumberland und Durham, welche sich vom Flusse Tees im Süden bis zur Mündung des Coquet im Norden erstreckt. Den größten Durchmesser haben sie im Centrum längs des Tyneflusses, der die große Straße für den Export der Kohle nach dem londoner Markt bildet. Ein wesentlicher Vortheil ist, daß diese nördlichen Grubenfelder von drei beträchtlichen Flüssen durchschnitten werden und somit die Producte auf eine leichte und billige Weise nach allen Märkten entsandt werden können. Diese Flüsse heißen: Tyne, Wear und Tees. Jede der Kohlengruben hat in möglichst directer Richtung einen Schienenweg nahe den Ufern eines dieser Flüsse. Die gesammte Mächtigkeit dieses Kohlengebirges ist circa 2000 Fuß und enthält 600 einzelne Kohlenflötze, während es im Jahre 1773 kaum 13 Kohlengruben am Tyne gab. Diese Kohle gilt für den häuslichen Zweck als die beste der Welt. Nach einer Schätzung aus dem Jahre 1856 enthält dieses Kohlenbecken noch 5123 Mill. Tonnen zu 20 Ctr. Kohlen.

Großbritannien verdankt theilweise seinen erhabenen Stand unter den Nationen und seinen Namen „Mighty England" diesem großen Reichthum an bituminösen Kohlen. Wenn man Englands Gesammtbesitz an Steinkohlen auf 200000 Mill. Tonnen schätzen hört, so erscheint die Gesammtausbeute, welche jetzt die Höhe von 85 Mill. Tonnen erreicht hat, noch immer sehr gering, denn wenn der Verbrauch sich nicht steigern würde, so überdauerten die Vorräthe noch 25 Jahrhunderte. Der Verbrauch aber steigert sich fortwährend und wenn die Entwickelung so fortgeht, so dürfte die jährliche Ausbeute schon am Ende des Jahrhunderts 110 Mill. und im nächsten 250 Mill. Tonnen betragen.

Die Steinkohlen sind nicht allein die mächtigsten Hülfstruppen der modernen Industrie und des Maschinenwesens, sondern schon an sich geben sie einen sehr wichtigen Factor der Volkswirthschaft ab. Dem Gewicht nach betrug die gesammte Metallproduction Europas im Jahre 1854: 166,929729 Ctr., nur 9,39 Proc. der geförderten Steinkohlen. Im Werthe standen jedoch diese Steinkohlen der Metallproduction um 41 Proc. nach, jener betrug 166½ Millionen, dieser dagegen 284 Millionen. Indessen war der Werth der in Großbritannien allein geförderten Steinkohlen doch mehr als dreimal so groß wie der gesammte Werth der Metallproduction Rußlands, trotz der

Goldausbeute im Ural, die doppelt so groß war als die der alten Goldgruben in Südamerika. Ja die reichen Goldfelder Australiens und Californiens haben in ihrem Ertrag nie die Steinkohlenfelder Großbritanniens erreicht.

Hr. Mirian hat dem britischen Unterhause die Versicherung gegeben, Südwales allein berge einen Schatz von 540000 Mill. Tonnen und könne Großbritannien auf 5000 Jahre mit Kohlen versehen. Er rechnete nämlich auf 90 Fuß Mächtigkeit, wenn er die Dicke der einzelnen Flötze zusammenzählte. Allein diese Flötze liegen stufenweise im Muttergestein eingeschlossen bis zu einer senkrechten Tiefe von 10000 Fuß übereinander. Die Flötze, welche man dort unten vermuthen darf, wird aber der Mensch wol unbetastet lassen. Die tiefsten Kohlengruben in Großbritannien reichen bis 1800, höchstens bis zu 2050 Fuß. Ob man jemals bis auf 5000 Fuß vordringen werde, erscheint sehr zweifelhaft oder kaum noch zweifelhaft, sondern viel eher unmöglich. Es ist nämlich zuerst zu berücksichtigen, daß die Wärme im Innern der Erde mit der Tiefe wächst. Wenn auch die ersten 50 Fuß die mittlere Wärme 50 Grad F. (8 Grad R.) beträgt, so wächst sie auf je 70 Fuß Tiefe um 1 Grad F. In der Dukinfieldgrube fand man am 17. Juli 1857 auf 2049 Fuß Tiefe eine Temperatur von 75 Grad F. (19⅓ Grad R.); in einer andern Grube erhob sie sich dagegen bei 1800 Fuß Tiefe schon auf 85 Grad F. (24 Grad R.). So heiß ist es bei uns im Schatten kaum an einem Julitage und bei einer solchen erschlaffenden Wärme kann der Bergmann nicht stundenlang angestrengt arbeiten. Bei 3000 Fuß Tiefe würde aber die Temperatur 102 Grad F. (31 Grad R.) und bei 4000 Fuß Tiefe 120 Grad F. (39 Grad R.) betragen. Auch der Luftdruck ist natürlich in der Tiefe viel stärker, und da ohnehin die Bergleute von Lungenleiden heimgesucht werden, so hat dieser Umstand ebenfalls viel Bedenkliches. Endlich aber wächst mit der Tiefe auch der Druck der Gesteinsmassen.

Ueber die Zeit, innerhalb welcher die zugänglichen Kohlenlager auf den britischen Inseln erschöpft sein würden, sind zu verschiedenen Perioden Schätzungen vorgenommen worden. Diese Schätzungen stimmen gar nicht miteinander überein. Sir William Armstrong, Mayor von Newcastle, sagte im Jahre 1864 in einer Sitzung der British Association for the advancement of Science: „Die von Hrn. Hunt in dem Bergamtsbureau gesammelten officiellen statistischen Berichte weisen nach, daß im Laufe des Jahres 1861 die in dem Vereinigten Königreich gewonnene Kohlenmenge die enorme Summe von 86 Mill. Tonnen erreicht und daß die jährliche durchschnittliche Zunahme während der letzten acht Jahre sich auf 2,750000 Tonnen belaufen hätte. Lassen Sie uns daher die Frage stellen, wie lange unsere Kohlenfelder noch dauern werden, wenn dieser gemäßigtere Grad der Zunahme beibehalten wird. Wenn wir die Mächtigkeit der verschiedenen Kohlenfelder, die bearbeitet werden können, zusammenstellen und den Umfang der Oberfläche, unter der sie liegen, berechnen, so gelangt man mit Leichtigkeit zur Schätzung der Gesammtmasse von Kohlen, die sich in unsern Kohlenlagern findet. Angenommen daß 4000 Fuß die größte Tiefe ist, bis zu welcher die Operationen des Kohlengrabens betrieben werden können, so beträgt der Kohlenreichthum Großbritanniens, wenn man die Kohlenlager, die keine zwei Fuß mächtig sind, nicht in Anschlag bringt, 80000 Mill. Tonnen, welche, wenn der jetzige Verbrauch beibehalten würde, in 930 Jahren erschöpft sein würden; wenn der jährliche Verbrauch dagegen auch ferner fortwährend sich um 2¾ Mill. Tonnen höher stellte, so würde der ganze Vorrath nur noch 212 Jahre dauern."

Vergleicht man die Steinkohlenförderung zur Zeit der pariser Ausstellung mit der vom Jahre 1860, so ergeben sich die nachstehenden Verhältnisse:

| | 1854. | 1860. | Steigerung. |
|---|---|---|---|
| | Ctr. | Ctr. | Proc. |
| Großbritannien | 1393,971387 | 1624,866800 | 23,66 |
| Belgien | 143,431000 | 167,680000 | 16,85 |
| Preußen | 136,250000 | 275,815300 | 102,43 |
| Frankreich | 98,078528 | 149,651400 | 52,58 |
| Oesterreich | 55,700000 | 62,637600 | 24,99 |
| Sachsen | 17,783706 | 30,390400 | 70,83 |
| Das übrige Deutschland | 9,000000 | 5,293900 | — |
| Das übrige Europa | 4,420000 | 1,046000 | — |
| Total | 1773,434621 | 2317,371400 | 30,67. |

Die vorstehenden Zahlen geben Veranlassung zu interessanten Vergleichen. Zunächst bezeugen sie die ungeheuere Ueberlegenheit Englands. Fast drei Viertel der gesammten Steinkohlenproduction von Europa fällt auf dieses Inselreich, ja hier werden selbst mehr Steinkohlen zu Tage gefördert als in allen Ländern unserer Erde zusammengenommen. Die Steigerung der Steinkohlenproduction in Großbritannien belief sich 1860 gegen das Vorjahr auf 263 Mill. Ctr., soviel wie die gesammte Steinkohlenproduction in Preußen beträgt. Trotz der bedeutenden Steigerung der Kohlengewinnung in fast allen Ländern Europas ist dennoch die Ausfuhr der Steinkohlen aus England in dem Zeitraum von 1854—60 bedeutend in die Höhe gegangen und zwar von 73 Mill. auf 151 Mill. Ctr., also um 105 Proc.

In Großbritannien waren 1854 2397 Steinkohlenbergwerke im Betrieb und 229995 Arbeiter darin beschäftigt, während der Transport der Steinkohlen 8000 Schiffe, die mit 60000 Matrosen bemannt waren, in Anspruch nahm. Im Jahre 1860 war diese Zahl auf 2654 gestiegen, davon kamen 1944 auf England, 235 auf das nur 340 Quadratmeilen große Wales, 405 auf Schottland und 70 auf Irland. Großbritannien verbrauchte schon 1854 93,84 Proc. der geförderten Steinkohlen mit 1203,627860 Ctrn. im eigenen Lande. Die Hohöfen der englischen Eisenhüttenwerke verzehren jährlich allein 120 Mill. Ctr. Steinkohlen. Den Verbrauch der Gasbeleuchtungsanstalten in Großbritannien, 775 an der Zahl, schätzte man schon im Jahre 1850 auf 22 Mill. Ctr. Daraus wurden 9000 Mill. Kubikfuß Leuchtgas bereitet. Durch das Leuchtgas wurden 130,904400 Quart Brennöl ersetzt, deren Preis sich auf 86,580000 Thlr. beläuft, während das Leuchtgas nur 10 Mill. Thlr. kostet.

In Manchester und dessen Umgegend bis zu einer Entfernung von ungefähr vier Meilen arbeiten unausgesetzt die Dampfmaschinen mit einer Kraft von 1⅕ Mill. Pferden. Um dieses Heer der eisernen, nie ermüdenden Rosse zu ernähren, sind Tag für Tag 600000 Ctr. Steinkohlen erforderlich; das beträgt für das Jahr 180 Mill. Ctr., also mehr als die gesammte Steinkohlenförderung von 1854 in Belgien und fast doppelt so viel wie die Frankreichs. Die Salzproduction in England nimmt täglich 60000 Ctr. Steinkohlen in Anspruch, also im Jahre 19 Mill. Ctr. Die transatlantischen Dampfschiffe, die von Liverpool und andern britischen Häfen aus in alle Welt gehen, consumiren jährlich 15—20 Mill. Ctr.

Man kann annehmen, daß ein Sechstel der Gesammtförderung, mithin 386,228566 Ctr., zur Kraftentwickelung verwendet, also unter den Dampfkesseln verbrannt werden und dadurch eine Kraft verfügbar wird, die der von 55 Mill. Menschen gleich ist. Jedes Steinkohlenflötz, das eine Fläche von einem preußischen Morgen einnimmt, liefert bei nur 3 Fuß Dicke 48080 Ctr. Steinkohlen und diese entwickeln eine Kraft, die gleich ist der Arbeit, welche 720 Männer während ihres ganzen Lebens verrichten. Wollte man die sämmtlichen Steinkohlen, die während eines Jahres in Großbritannien gefördert

werden, zur Kraftentwickelung verwenden, so würde die dadurch vermehrte Arbeit der von 400 Mill. erwachsenen Menschen gleich sein.

Das „Pratical Mechanics Journal“ vom Februar 1863 brachte über die kolossale englische Kohlenförderung folgende Mittheilung: Die gesammte Steinkohlenförderung Englands im Jahre 1861 wird zu 83,635214 Tonnen à 20 englische Ctr. angegeben. Hiervon kommen auf

| | Gruben. | Tonnen. |
|---|---|---|
| Durham und Northumberland | 271 | 19,144965 |
| Cumberland | 28 | 1,255644 |
| Yorkshire | 397 | 9,374600 |
| Derbyshire und Nottinghamshire | 180 | 5,116319 |
| Leicestershire | 11 | 740000 |
| Warwickshire | 16 | 647000 |
| Staffordshire und Worcestershire | 580 | 7,253750 |
| Lancashire | 373 | 12,195500 |
| Cheshire | 39 | 801570 |
| Shropshire | 66 | 829750 |
| Gloucestershire, Somersetshire und Devonshire | 112 | 6,514025 |
| Wales | 398 | 8,561021 |
| Schottland | 424 | 11,081021 |
| Irland | 46 | 123070. |

Exportirt wurden im Jahre 1861: 7,560758 Tonnen Kohlen, 286150 Tonnen Coaks und 79717 Tonnen Patentkohle. Die stärksten Abnehmer waren: Amerika mit 1,063756 Tonnen, Frankreich mit 1,436160 Tonnen, Dänemark mit 542567 Tonnen, Hamburg mit 414427 Tonnen, Preußen mit 439096 Tonnen, Italien mit 417629 Tonnen, Spanien und die Canarischen Inseln mit 403238 Tonnen, Rußland mit 342513 Tonnen, Holland mit 262868 Tonnen, Schweden mit 214004 Tonnen, Ostindien mit 199069 Tonnen, Portugal mit 108794 Tonnen, Hannover mit 100312 Tonnen, Brasilien mit 169718 Tonnen, britische nordamerikanische Colonien mit 150565 Tonnen, China mit 141019 Tonnen, Malta mit 129958 und Aegypten mit 111997 Tonnen.

Das „Annuaire de mines“ brachte über Englands Kohlenreichthum folgende zuverlässige Zahlen:

| Steinkohlenlager. | | Flächen. Quadratm. | Steinkohlenmenge. Mill. Tonnen. | Jetzige Production. Tonnen. |
|---|---|---|---|---|
| Im Norden: | Schottland | 1920 | 25300 | 11,081000 |
| „ Osten: | Newcastle | 1845 | 24000 | 34,635384 |
| „ Westen: | Lancashire | 535 | 7594 | 25,643000 |
| „ Süden: | Wales | 1094 | 26750 | 13,201796 |
| Cumberland | | 25 | 90 | 1,255644 |
| | Total | 5419 | 83534 | 58,817324 |

Alle diese Lager befinden sich nicht unter 1200 Meter Tiefe und werden nach der gegenwärtigen Productionsweise vor 970 Jahren nicht ausgebeutet sein.

Die vergleichende statistische Zusammenstellung des Kohlenexports Großbritanniens zeigt, daß das aus sämmtlichen Häfen ausgeführte Quantum im Jahre 1864 dasjenige des Jahres 1863 um 544984 Tonnen übersteigt. Die Gesammtmasse während 1863 betrug 7,529341 Tonnen und im Jahre 1864 8,074325 Tonnen. Der Export hat also um 6 Proc. zugenommen, größtentheils infolge der Ausdehnung, welche die Dampfschiffahrt gewonnen hat.

Frankreichs Kohlenreichthum vertheilt sich auf drei große Gruppen, die nach ihrer Lage und commerziellen Beziehung sehr verschieden sind, nämlich die Gruppen des Nordens, des Centrums und des Südens.

Die erstere versorgt die Märkte des Nordens sowie den von Paris, in Concurrenz mit englischen und belgischen Steinkohlen.

Die Gruppe des Centrums, die wichtigste nach Ausdehnung und Gehalt, entsendet ihre Producte auf der Loire, wo sie in Tours, Angers und Nantes mit englischen Steinkohlen zusammentreffen, ferner auf den Kanälen de Centre, de Bourgogne, de la Loire, de Briare und du Loing, welche sie nach der Seine und nach Paris führen, auf der Saône und dem Kanal der Rhône nach dem Rhein, woselbst sie auf dem Markte von Mühlhausen mit der preußischen Einfuhr concurriren, endlich auf der Saône und Rhône, welche sie nach den Märkten des Südens führen.

Von den Steinkohlenwerken, welche die Südgruppen bilden, senden zwei ihre Producte nach Bordeaux, die andern nach Marseille. Beide haben gegen die englische Einfuhr zu kämpfen.

Eine wesentliche Erleichterung der Kohlenversendung fehlt Frankreich ganz, nämlich die Küstenschiffahrt, welche in England eine so wichtige Rolle spielt. Die Lage der französischen Kohlenlager ist eine solche, daß ihnen diese Schiffahrt nur eine unvollkommene und theuere Communication bietet.

Bei den mannichfachen Beziehungen Frankreichs zu England, bei der wohlbekannten, mitunter neidischen Rivalität, die zwischen den beiden Nationen diesseit und jenseit des Kanals besteht, knüpft sich ein besonderes Interesse an die Gegenüberstellung der auf die Kohlenförderung bezüglichen Daten.

In England finden sich sehr viele natürliche Vortheile, die für die Abfuhr der Kohle von hoher Bedeutung sind. Einige der reichsten Kohlendistricte liegen am Meere, wodurch die billigste Versendung nach allen Orten ermöglicht wird; andere werden von schiffbaren Flüssen durchkreuzt oder begrenzt, die wieder durch zahlreiche Kanäle verbunden sind, und zu diesem Reichthum an Versendungswegen gesellen sich noch die Eisenbahnen, die wie ein engmaschiges Netz über das ganze Land verbreitet sind.

Zur Verminderung der Uebelstände und der vielen Kosten, welche der Transport in Frankreich verschlingt, schlug daher der französische Handelsminister in seinem Bericht vom 20. Febr. 1860 diejenigen Steinkohlenbecken vor, denen der Staat neue Abfuhrwege eröffnen sollte. Zunächst das Loirebecken mit einer Production von 22,426000 metrischen Ctrn., ferner das Becken von Valenciennes mit 19,600000 Ctrn., das von Alais mit 7,500000 Ctrn., das von Blanzy mit 5,806000 Ctrn., das von Comentry mit 4,845000 Ctrn. und das von Aubin mit 4,635000 Ctrn. Production; ferner elf andere Becken, deren jedes weniger als 2 Mill., das kleinste aber doch noch immer etwas mehr als 400000 Ctr. jährlich liefert.

In Betreff der Production und Consumtion ergeben sich für beide Länder die nachstehenden Verhältnisse:

Frankreich producirte im Jahre 1858 in runder Zahl 65 Mill. metrische Ctr. oder 130 Mill. Zollctr. Das Gebiet, für welches Kohlenbauconcessionen ertheilt sind, umfaßt eigentlich 500000 Hektaren, davon waren 340000 Hektaren in Betrieb.

Großbritannien producirte dagegen nach den englischen Quellen im Jahre 1858 65,021179 Tonnen oder 650,211790 metrische oder 1300,423580 Zollctr. und zwar in 2937 Kohlenwerken auf einer Oberfläche von 4499 englischen Quadratmeilen.

Somit beträgt die Ergänzung Englands ungefähr das Zehnfache der französischen Production, nämlich in England auf 1,151000 Hektaren 650,211790 metrische Ctr., in Frankreich auf 320000 Hektaren 65 Mill. metrische Ctr. Die jährliche Förderung per Hektare beträgt mithin in England 565 metrische Ctr. und in Frankreich 190 metrische Ctr.

Die Consumtion beträgt in Frankreich jährlich 119,364000 metrische Ctr., darunter sind 54,364100 fremde Kohlen und 65 Mill. einheimische.

Die englische Consumtion wird auf 600 Mill. metrische Ctr. im Jahre 1858 angegeben. Eine Vergleichung beider Länder ergibt demnach auf 1000 Einwohner eine jährliche Production von 2000 metrischen Ctrn. in England, 180 metrischen Ctrn. in Frankreich; auf 1000 Einwohner eine jährliche Consumtion von 1600 metrischen Ctrn. in England, 350 metrischen Ctrn. in Frankreich. Frankreichs Consumtion wird also beinahe zur Hälfte mit fremden Kohlen gedeckt. Die Haupteinfuhrländer sind Belgien, England und Preußen und zwar in folgendem Verhältniß:

| | | |
|---|---|---|
| Belgien . . . . | 30,893950 | metrische Ctr. |
| England . . . . | 13,152976 | " " |
| Preußen . . . . | 10,283228 | " " |
| Andere Länder . | 33946 | " " |
| Total . . . | 54,364100 | metrische Ctr. |

Für seine Marine allein bezieht Frankreich von England 1,694800 metrische Ctr. Kohlen. Man hat das Bedenkliche dieser Abhängigkeit in Frankreich gar wohl erkannt, auch bereits in sehr detaillirter Weise die Mittel angegeben, wie diesem Uebelstande abzuhelfen sei, Mittel, die selbstverständlich alle auf Hebung und Ausdehnung der inländischen Production hinauslaufen. Dazu kommt noch, daß ein Comité französischer Marineoffiziere im Jahre 1849 einstimmig erklärt hat, französische Kriegsdampfer mit ihren Maschinen jetziger Construction könnten bei stürmischem Wetter nur mit Hülfe fremder Kohlen die See halten. Frankreich ist also immerhin gezwungen, sich bei allen seinen Flottenbewegungen der ausländischen Kohle zu bedienen; deshalb werden selbst in Toulon, nur wenige Meilen von den französischen Kohlengruben von Grande-Combe, am Bord der französischen Kriegsdampfer nur britische Kohlen verwandt, obgleich dieselben sich per Tonne von 20 Ctrn. auf 35 Frs., d. h. noch einmal so theuer als französische Kohlen stellen. Während der Feindseligkeiten gegen Rußland, 1854—55, zahlte die französische Regierung für die Tonne waliser Kohlen 75—80 Frs. Man mußte sich zu diesem hohen Preise bequemen, weil die inländische französische Kohle für sich allein zu Marinezwecken durchaus unbrauchbar befunden ward. Die Kohle ist die Waffe des Kriegs wie die des Friedens, und wenn die französische Marine schon in Friedenszeiten $1^3/_4$ Mill. metrische Ctr. Kohlen bedarf, wie ungemein viel würde sie während eines Kriegs gebrauchen? Man hat nach sorgfältigen Untersuchungen berechnet, daß französische Schiffsmaschinen, wenn sie mit voller Kraft arbeiten, 220 Pfd. Kohlen auf jede Pferdekraft per Stunde gebrauchen. Da eine solche Ueberanstrengung der Maschinen aber nur in dringenden Fällen vorkommt, so kann man den stündlichen Kohlenbedarf auf jede Pferdekraft zu 1 Ctr. annehmen. Eine Flotte von nur 10 Kriegsdampfern, jeder zu 900 Pferdekraft, würde also bei halber Kraftentwickelung von Toulon nach Algier 18000 Ctr. und von Toulon nach Brest mehr als 100000 Ctr. Kohlen verbrennen. Die bloße Fahrt einer Flotte von vierfacher Stärke auf dem letztern Seewege würde mithin, wenn der Preis per Tonne nur 35 Frs. wäre, 240000 Thlr., nach dem Kohlentarif aber während des russischen Kriegs eine halbe Million Thaler kosten. In diesen Verhältnissen liegt auch der Grund, weshalb Frankreich in allen Handelsverträgen die Bestimmung einschaltet, daß die Ausfuhr der Steinkohlen niemals mit Verbot oder Ausgangszöllen belegt werden dürfe.

Was nun die Herstellungskosten betrifft, so hat Frankreich zwar seit 18 Jahren bedeutende Fortschritte gemacht, denn die Kohlen galten damals noch $3^1/_2$—4 Frs. durchschnittlich, kosteten aber beim Abschluß des französisch-englischen Handelsvertrags nur 2 und $2^1/_2$ Frs. die 100 Kilogramme. Von diesen 2 Frs. betrugen die Transportkosten

120—150 Cent. Steinkohlen von St.-Etienne, welche an der Grube 80—90 Cent. kosten, galten in Mühlhausen 2 Frs. 50 Cent.

In England stellen sich dagegen die Productionskosten sehr niedrig. Im Newcastlerevier betragen die sämmtlichen Gewinnungs- und Förderungskosten im Durchschnitt 16 Sgr. per Tonne, ferner der Materialverbrauch $9^1/_2$ Sgr., Platz- und allgemeine Verwaltungskosten $6^1/_2$ Sgr., mithin ist der Betrag sämmtlicher Productionskosten 1 Thlr. 10 Sgr. per Tonne unter mittlern Verhältnissen. Unter den günstigsten Umständen betragen sie 1 Thlr. 2 Sgr., unter den schwierigsten 1 Thlr. 18 Sgr., also per Zollcentner $2^1/_2$ Sgr. oder 20—22 Cent., mithin 40—45 Cent. die 100 Kilogramme.

Der mittlere Verkaufpreis stellt sich in England auf 2 Thlr. 6 Sgr. per Tonne von 20 Ctrn. Der Gewinn für viele englische Gruben ist also zwischen 15—20 Sgr. per Tonne. Rechnet man hierzu noch den Tonnenzins (Rogalty), der den englischen Grubeneigenthümern, wenn sie zugleich die Eigner der Oberfläche sind, in die Tasche fällt und der sich zwischen 4—8 Sgr. per Tonne stellt, so beträgt der volle Gewinn zwischen 19—28 Sgr. per Tonne.

Der Unterschied zwischen den französischen und englischen Preisen ist somit ein höchst bedeutender. Eine Preiserniedrigung ermöglicht sich hauptsächlich in der Reduction der Transportkosten. Ein Tarif des Eisenbahntransports von 10 Cent. per Tonne und per Kilometer besteht in Frankreich seit 1829 und ist bis 1860 mit großer Hartnäckigkeit aufrecht erhalten worden; dies machte ziemlich genau $3^1/_2$ Pf. per Centner und Meile. Seitdem aber hat das kaiserliche Programm vom 3. Febr. 1860 eine Reduction bis zu 1 Pf. per Centner und Meile verheißen und es transportiren nun auch mehrere Eisenbahnen die Kohlen zu diesem Preise von $3^1/_4$ Cent. per Tonne und Kilometer oder 1 Pf. per Centner und Meile.

Obgleich man übrigens auch in Frankreich anerkennt, daß die Steinkohle das tägliche Brot der Industrie ist und daß das Herabsetzen der Kohlenpreise auf alles einwirkt, was sich überhaupt produciren und consumiren läßt, so kommt man hierin doch nicht sehr weit, weil man vielfach mit natürlichen Hindernissen zu kämpfen hat. Dies beweist schon die ungemein große Steigerung der Einfuhr, daß indeß die französische Steinkohlenindustrie einer intensiven Erweiterung fähig ist, ergibt der Umstand, daß die Production 1852 nur 4,900000 Tonnen und 1857 7,900000 Tonnen betrug, sich also in fünf Jahren um 60 Proc. vermehrt hat.

Das entschiedene Uebergewicht Englands beruht neben den vortheilhaften Transportbedingungen in den ungemein günstigen Lagerungs- und Abbauverhältnissen. Sehr viele Schwierigkeiten, wie sie in Frankreich zu Tage treten, kennt man in England gar nicht. Wasserzuflüsse sind so gering, daß man auf englischen Schachten sehr wenig Wasserhaltungsmaschinen von der Stärke antrifft, wie sie in Frankreich als Regel nöthig sind.

Je näher die Fundorte von Steinkohlen und Erzen zusammenliegen, desto leichter ist ihre Gewinnung; je weniger die innere Natur der Kohle und der Erze der Erzeugung selbst Schwierigkeiten in den Weg legt, desto großartiger ist der Verbrauch in den Productionsländern selbst, desto größer die Bedeutung derselben. Dem Vorhandensein dieser günstigen Bedingungen verdankt Großbritannien, bei einer Production auf den Kopf seiner Bevölkerung von über 5000 Zollpfd. Steinkohlen gegen 410 Zollpfd. in Frankreich, vor allem seinen Reichthum, und dieser Reichthum ist der Grundpfeiler seiner Macht.

Frankreich producirte im Jahre 1787 2,150000 Ctr. Steinkohlen; 1802 8,441000 Ctr.; 1825 14,913000 Ctr.; 1835 25,064000 Ctr.; 1844 37,827000 Ctr.; 1847 51,532000 Ctr.; 1857 79 Mill. Ctr.; 1860 80 Mill. Ctr.; 1862 90 Mill. Ctr. Die jährliche Consumtion beträgt 150 Mill. Ctr.

In unserm deutschen Vaterlande ist Preußen besonders reich mit Kohlenlagern bedacht. Die Bergwerke in Schlesien, in Rheinland und Westfalen sind die wichtigsten in Deutschland.

Obschon es feststeht, daß im Ruhrbecken bereits seit einem Jahrtausend Steinkohlen gewonnen worden, so war doch so lange, als dieselben hauptsächlich nur dazu dienten, den Verbrauch des damals noch reichlicher vorhandenen Holzes zum Hausbedarf und zu Schmiedefeuern zu ersetzen, Absatz und Förderung nur höchst unbedeutend. Statistische Aufzeichnungen fanden in jenen Zeiten nicht statt. Die ältesten Nachrichten reichen in der Grafschaft Mark nur bis 1739; von Ibbenbüren stehen uns die Zahlen erst seit 1780 zu Gebote; im Essenschen datiren erschöpfendere Nachrichten erst seit der 1802 erfolgten preußischen Besitznahme.

Das eigentliche Aufblühen des westfälischen Bergbaues hängt eng mit der Schiffbarmachung der Ruhr zusammen. Im Jahre 1769 weckte Engels in Werden diese Idee beim Abt von Werden, während gleichzeitig der Lehrer Müser in Blankenstein die Anlage der Galen'schen Kohlenstraße, aus dem Revier Stiepel zur Lippe, ins Leben rief, um den Absatz nach Holland zu befördern. Im Jahre 1780 nahm der unvergeßliche von Heinetz, Minister Friedrich's des Großen, die vollständige Schiffbarmachung der Ruhr von Hardenstein bei Witten bis Ruhrort in die Hand und leitete so den großartigen Verkehr ein, welcher sich in unsern Tagen auf diesem Flusse bewegt.

Immerhin sind die ältern Nachrichten interessant genug, da eben vor jener Zeit die Production überhaupt nur unbedeutend war. Wir geben daher nachstehend eine Tabelle, welche die Entwickelung der Production von 10 zu 10 Jahren zeigt.

| Jahr. | Production in Tonnen à 4 Scheffel. Im Märkischen. | Essenschen. | Ibbenbüren. | Summa des Oberbergamtsbezirks Dortmund. |
|---|---|---|---|---|
| 1739/40 | 148413 | | | |
| 1740/50 | 162158 | | | |
| 1759/60 | 215544 | | | |
| 1767/68 | 308457 | | | |
| 1769/70 | 366646 | | | |
| 1779/80 | 475101 | 1780 | 17942 | |
| 1790 | 663214 | — | 24875 | |
| 1800 | 885406 | 865215 | 45953 | 1,900000 |
| 1810 | 999101 | 606910 | 59144 | 1,800000 |
| 1820 | 1,117319 | 931736 | 93238 | 2,142293 |
| 1830 | 1,481069 | 1,236212 | 107027 | 2,824308 |
| 1840 | 2,654807 | 2,132276 | 123876 | 4,965539 |
| 1850 | 4,409351 | 3,903553 | 111764 | 8,471041 |
| 1860 | 10,455181 | 10,926088 | 398754 | 21,829172 |
| 1861 | 12,428478 | 12,394627 | 470608 | 25,348667 |
| 1862 | 14,550285 | 13,955722 | 482991 | 29,034168 |
| 1863 | 16,583805 | 14,917785 | 427223 | 31,977307 |

Wie vorstehende Tabelle zeigt, betrug 1739 die Production im Märkischen 148413 Tonnen. Nach den spätern Zahlen dürften wir der Wahrheit nahe kommen, wenn wir die Production des heutigen Bezirks des ganzen Oberbergamts Dortmund damals auf ungefähr 300000 Tonnen annehmen. Dies Quantum hat sich nur wenig erhöht, bis im Jahre 1767/68 die Benutzung der Ruhr als Abfuhrweg eine Erhöhung des Debits nach dem Rhein hin anbahnte. Die Ruhrschiffahrt trug einen rein provinziellen Charakter; die Abgaben wurden zur Unterhaltung der Strombauten und Verbesserungen verwendet, der Ueberschuß sollte ein Reservekapital bilden, dessen Zinsen einst die Ermäßigung oder Erlassung der Abgaben erlaubten. Diese Erwartung ist theilweise in Erfüllung gegangen. Das angesammelte Kapital beträgt weit über eine halbe Million

Thlr. und ist, gegen sehr billige Zinsen, zur Anlage des duisburger Kanals und des Hafens in Ruhrort verwendet. Die Zinsen ertragen jährlich 24000 Thlr. und die Schiffahrtsabgaben circa 84600 Thlr., während die Unterhaltung nur 80000 Thlr. in Anspruch nimmt.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts waren noch nicht ganz 2 Mill. Tonnen gefördert, bis 1830 war die Förderung beinahe auf 3 Mill. gestiegen, 1840 auf nahe 5 Mill.; 1850 machte sich bereits der Einfluß der 1846 eröffneten Köln-Mindener Eisenbahn geltend, die Förderung erreichte 8½ Mill. Weitere Bahnen, zunächst die Bergisch-Märkische, traten als Transportmittel hinzu und wir finden 1860 die Förderung auf nahe 22 Mill. angewachsen. Seit jener Zeit steigerte sich dieselbe von Jahr zu Jahr in rapider Weise und zeigt eine Production, die heute 120 mal mehr Kohlen liefert als vor 125 Jahren und erst noch in den Anfängen ihrer Entwickelung steht, einst aber eine der bedeutendsten der Erde zu werden verspricht.

Der stets wachsende Absatz der Steinkohlen ging gleichzeitig mit den Verschiffungen auf der Ruhr aus dem Verbrauch der mannichfachsten Fabriken, der außerordentlichen Verbreitung der Dampfmaschinen, der Eisenbahnen und dem Entstehen der großen Eisenwerke hervor. Es ist berechnet worden, daß bei einer Förderung von 40 Mill. Scheffeln der westfälische Kohlenbezirk noch auf 5000 Jahre hin aushalten werde, mithin bei der gegenwärtigen Förderung noch 1670 Jahre.

Wie bedeutend der Aufschwung gewesen, den die Steinkohlenproduction in Preußen überhaupt in der neuesten Zeit genommen hat, zeigt folgende Zusammenstellung. Es wurden in dem Jahrzehnt von 1854—63 gewonnen:

| | | |
|---|---|---|
| 1854 | 34,056274 | Tonnen. |
| 1855 | 40,739129 | „ |
| 1856 | 41,288456 | „ |
| 1857 | 47,363716 | „ |
| 1858 | 52,086479 | „ |
| 1859 | 48,604182 | „ |
| 1860 | 53,283626 | „ |
| 1861 | 58,896261 | „ |
| 1862 | 65,394470 | „ |
| 1863 | 71,654578 | „ |

Im Jahre 1860 betrug die Kohlenförderung im preußischen Staate 203 Mill. Ctr. Steinkohlen und 63 Mill. Ctr. Braunkohlen. Von der Summe beider kamen 32 Proc. auf die Ruhr, 13 Proc. auf Oberschlesien, 15 Proc. auf die Saar, 5 Proc. auf Waldenburg, 5 Proc. auf Aachen und der Rest vertheilte sich auf mehrere kleine Kohlenbecken. Die Einfuhr verhielt sich zur Production wie 6 zu 100. Von der ganzen Einfuhr kamen drei Viertel auf englische Steinkohlen. Der Export betrug 52 Mill. Ctr. Davon gingen circa 50 Proc. nach Frankreich, 25 Proc. nach Süddeutschland, 18 Proc. nach Holland und 5 Proc. nach Oesterreich. Auf den Eisenbahnen bewegten sich die größten Quantitäten, und zwar zwischen Borbech und Oberhausen 22 Mill. Ctr., zwischen Saarbrück und Metz 20 Mill. Ctr., zwischen Reimkirchen und Homburg 7½ Mill. Ctr., zwischen Ruda und Gleiwitz in Oberschlesien 7 Mill. Ctr., zwischen Waldenburg und Breslau beinahe 7 Mill. Ctr. Auf der Ruhr wurden 17 Mill. Ctr. transportirt; auf dem Rhein zwischen Ruhrort und Köln 15½ Mill. Ctr.; nach Holland 10 Mill. Ctr.; auf der Elbe zwischen Hamburg und Magdeburg 4 Mill. Ctr.; zwischen dem Königreich Sachsen und Magdeburg 3 Mill. Ctr. Die Consumtion war am stärksten in der Gegend von Köln, nämlich 7 Mill. Ctr. Berlin brauchte 7 Mill. Ctr., Magdeburg 6 Mill. Ctr., Breslau 3,765000 Ctr., Elberfeld und Barmen 3½ Mill. Ctr. Von der Consumtion Berlins waren zwei Drittel englische Steinkohlen mit 4,600000 Ctr.,

ein Siebentel oberschlesische mit 1,300000 Ctr.; 540000 Ctr. kamen von Waldenburg; 200000 Ctr. waren böhmische Braunkohlen und 40000 Ctr. sächsische Steinkohlen.

Auch in Schlesien besitzt Preußen reiche Kohlenfelder; ihr Abbau ist erst im Jahre 1784 begonnen worden und nur der kleinste Theil zur Ausbeute gelangt. Die Schwierigkeit der Transportmittel steht ihrem Aufblühen entgegen. Die Hauptlager in Oberschlesien sind im Regierungsbezirk Oppeln um Ratibor, Rybnick, Pleß, Beuthen und Tost. Meistens findet sich nur eine gute und gasreiche Art Sinterkohle, die bei Königshütte vorzüglich rein erscheint. Die Gesammtproduction belief sich im Jahre 1860 auf 2,365000 Tonnen, von denen 1,796000 Tonnen im Grubenbezirk verbraucht wurden.

Schöne Kohlen liegen im Regierungsbezirk Aachen, bei Eschweiler, in einem Gebiete von circa $^3/_4$ Quadratmeilen. Hier finden sich Backkohlen mit hohem Brennstoffgehalt. Die Gesammtproduction betrug im Jahre 1860 632000 Tonnen.

Die Kohlenfelder im Saarbecken haben eine besondere Wichtigkeit durch die Nähe von Frankreich, an dessen unmittelbarer Grenze sie sich hinziehen. Die Gruben sind Eigenthum der Staatsregierung. Die Förderung ist hier schwieriger als im Ruhrbezirk, indem die beste Kohle am tiefsten liegt. Es wurden 1860 2,019500 Tonnen gewonnen.

Noch ein anderes Kohlenlager von geringerm Umfang besitzt Preußen am Teutoburgerwalde, bei Ibbenbüren im tecklenburger Kreise in Westfalen. Es erstreckt sich über vier bis fünf Quadratmeilen. In den tiefern Schichten liegen vorzüglich Backkohlen. Im Jahre 1860 wurden 89800 Tonnen gefördert.

Das niederschlesische Kohlenbecken in den östlichen Abhängen des Riesengebirges ist von größerer Bedeutung. Die Lager erstrecken sich von der böhmischen Grenze bis Altwasser. Die hier gewonnene Kohle zählt zu den besten Arten; meist ist es Backkohle. Der Ertrag war 1860: 741900 Tonnen.

Sachsen besitzt im Erzgebirge bei Zwickau sehr reiche Kohlenlager, die schon seit 1348 im Abbau sind. Die „Statistische Zeitschrift“ vom Jahre 1860 gibt folgende Tabelle in Betreff der Production. Sie betrug:

| Jahre. | Centner. | Werth. Thlr. | Werke. |
|---|---|---|---|
| 1845 . . . . . | 8,836322 | 1,014541 | 109 |
| 1850 . . . . . | 13,047474 | 1,435222 | 108 |
| 1855 . . . . . | 21,023482 | 2,248567 | 83 |
| 1858 . . . . . | 24,119625 | 3,261331 | 81 |

Im Jahre 1858 wurden im zwickauer Bezirk 7,895015 Scheffel gefördert und im dresdener Bezirk 5,504777 Scheffel. Die Mächtigkeit ist sehr verschieden. Eine neuere Angabe setzt die sächsische Steinkohlenproduction auf 32,010025 Ctr. an und die Zahl der Werke auf 86. Die Kreise Leipzig und Budissin haben nur Braunkohle.

Baiern hat verschiedene Lager in der Rheinpfalz, namentlich bei St.-Ingbert, und in Altbaiern an der Isar; der Ertrag war 1860 auf 45 Gruben 187450 Tonnen.

Kurhessen hat in der Grafschaft Schaumburg ein Kohlenwerk, das gute Steinkohlen liefert. Die Production war 1857 153219 Tonnen.

Hannover und Braunschweig liefern jährlich ungefähr 100000 Tonnen. Im Jahre 1861 stellte sich die Förderung im Zollverein in folgender Weise heraus, und zwar

| | | |
|---|---|---|
| Preußen . . . . | 101,238890 | Doppelcentner. |
| Baiern . . . . . | 1,757636 | „ |
| Sachsen . . . . | 16,005013 | „ |
| Hannover . . . . | 3,216709 | „ |
| Baden . . . . . | 106197 | „ |
| Hessen-Kassel . . | 964296 | „ |
| Thüringen . . . . | 189539 | „ |
| Total . . . . | 223,478280 | Doppelcentner. |

Für die Verbreitung der Steinkohlen, die von dem billigen Transport abhängt, ist der Zustand, in dem sich unsere Flüsse, die uns von der Natur geschenkten Verkehrswege, befinden, und der Mangel an Kanälen ein wesentliches Hinderniß. In beiden Beziehungen ist Deutschland weit hinter den übrigen Ländern zurückgeblieben. Frankreich hat seit 1822 ein 597 Meilen umfassendes Netz von Kanälen erbaut und außerdem bedeutende Summen für die Regulirung der Flüsse ausgegeben. In Deutschland dagegen läßt man die Flüsse theilweise versanden und belastet sie mit manchen Abgaben. Und was den Kanalbau betrifft, so ist mit Ausnahme des Ludwig-Kanals, der die Donau mit dem Main verbindet und 1844 vollendet wurde, in der Neuzeit nichts Bemerkenswerthes geschehen. Wie sehr Deutschland in Hinsicht dieses wichtigen Verkehrsmittels zurückgeblieben ist, lehrt folgende Zusammenstellung. Auf je eine Quadratmeile Flächeninhalt kommen an schiffbaren Kanälen in:

| | | |
|---|---|---|
| England und Schottland | 0,3150 | Meilen. |
| Großbritannien und Irland | 0,1040 | „ |
| Belgien | 0,1070 | „ |
| Frankreich | 0,0620 | „ |
| Deutschland | 0,0005 | „ |

Die Gesammtlänge der schiffbaren Kanäle beläuft sich in ganz Deutschland nur auf 68½ Meilen, während Frankreich deren 598 Meilen, Großbritannien und Irland 750 Meilen und selbst das kleine Belgien 57½ Meilen besitzt. Das Ausland wird nicht eher mit seinen Kohlen aus unserm Vaterlande hinausgeschlagen werden, ehe nicht der Pfennigtarif überall eingeführt worden ist und dem Kanalwesen eine planmäßige Durchführung wird zutheil geworden sein.

An der Baumwolle erlebten wir die traurige Erfahrung, wie unsicher das Schicksal einer Industrie ist, welche sich darauf beschränkt sieht, ihren Rohstoff auf einem einzigen Markte zu suchen, dessen sämmtlichen Wechselfällen sie unterliegt. Diese Thatsache mußte uns lehren, wie wichtig jede Industrie ist, deren Rohstoff das Land selbst erzeugt, wie unendlich werthvoll mithin unsere Kohlenförderung uns sein muß, wofür das Material noch für Jahrtausende in den Schachten unserer Berge lagert.

Deutschland hat den Ruhm, in den frühern Jahrhunderten in der Berg- und Montanindustrie der Lehrmeister aller Völker gewesen zu sein. Der erste Anstoß zu den wichtigen Aenderungen im Eisenhüttengewerke, die Einführung und Ausbildung der Hohöfen mit Holzkohlen, ging von Deutschland aus und nach allen Ländern wurden in frühern Zeiten Deutsche berufen, um diese wichtige Neuerung einzuführen. Kohle und Eisen verleihen heute den Völkern Kraft und Stärke, und mit beiden ist Deutschland reichlich gesegnet.

Auch in Oesterreich ist die Kohle und der Dampf stets eng verschwistert gewesen. Die ersten Eisenbahnen waren Kohlenbahnen, ohne Kohlen gäbe es weder Eisenbahnen noch Dampfschiffe, aber auch ohne Eisenbahnen bleiben viele Kohlenlager unfruchtbarer Reichthum, verzauberte Schätze. Ursache und Wirkung sind hier im innigsten Zusammenhang. Die Erweiterung der Schienenwege und die Ausbreitung der Flußdampfschiffahrt machten eine Erweiterung des Kohlenbetriebs um so nothwendiger, als der Holzmangel von Jahr zu Jahr fühlbarer wurde.

Oesterreichs bedeutendste Kohlenlager liegen in Böhmen, sie fördern fast die Hälfte der in Oesterreich gewonnenen Kohlen. Die hauptsächlichsten Lager sind die der prager Eisenindustriegesellschaft in Kladno, Rappitz, Rakonitz, Wilkischen, Blattnitz und Dobraken, aus welchen Gruben 1860 382069 Tonnen gefördert wurden. Die Gruben von Wiklitz und Karbitz, welche dem Grafen Westphalen-Fürstenberg gehören, liefern vorzügliche Backkohlen. In den Gruben von Bormbeisl, der k. k. Staatsbahngesellschaft zugehörig,

wurden 1860 96000 Tonnen gefördert und auf der Besitzung des Kaisers Ferdinand I., Buschtehrad, 196000 Tonnen Sinter- und Backkohlen gewonnen. Im ganzen betrug der Ertrag in Böhmen 1860 1,074900 Tonnen.

Mähren und Schlesien besitzen ebenfalls bedeutende Kohlenlager. Man kann den Ertrag derselben im Jahre 1860 auf 719300 Tonnen veranschlagen. In Ungarn sind es namentlich die Grubenwerke von Fünfkirchen, welche einen außergewöhnlichen Aufschwung genommen haben.

Die „Statistik Oesterreichs" vom Freiherrn von Czörnig gibt für die einzelnen Provinzen im Jahre 1859 folgende Zahlen an:

| | | |
|---|---|---|
| Oesterreich unter der Enns | 2,053665 | Ctr. |
| Oesterreich ob der Enns | 802022 | „ |
| Salzburg | — | „ |
| Steiermark | 5,516652 | „ |
| Kärnten | 570400 | „ |
| Krain | 838257 | „ |
| Görz, Gradiska, Istrien, Triest | 229592 | „ |
| Tirol und Vorarlberg | 99276 | „ |
| Böhmen | 29,229932 | „ |
| Mähren | 4,548186 | „ |
| Schlesien | 7,667125 | „ |
| Galizien | 1,863948 | „ |
| Bukowina | — | „ |
| Dalmatien | 96557 | „ |
| Lombardei | 132864 | „ |
| Ungarn | 6,521647 | „ |
| Serbien, Wojwodschaft, Militärgrenze | 1,433693 | „ |
| Siebenbürgen | 16048 | „ |
| Kroatien, Slawonien | 7500 | „ |
| Total | 62,637686 | Ctr. |

worunter sich aber 16544 Zollctr. steirischer Anthracit und 26,546719 Ctr. Braunkohlen befinden.

Belgien hat eine bedeutende Kohlenproduction, die Hälfte des Ertrags sind anthracitische Backkohlen. Die Kohlenlager sind im Hennegau, um Lüttich und Namur gelegen und umfaßten 1860 127950 Hektaren. Es waren 140 Lagerstätten in Abbruch und 355 Grubenwerke in Betrieb, die einen Ertrag von 9,610895 Tonnen ergaben. Den Hauptertrag lieferte das Lager von Mons. Auf den Kopf der Bevölkerung kommen in Belgien 35 Ctr.

Spanien producirte nach einer vom Ministerium des Ackerbaues und des Handels veröffentlichten Uebersicht im Jahre 1854 147552 Tonnen Steinkohlen und Coaks. Gegenwärtig kann man das Ergebniß auf 200000 Tonnen anschlagen; Asturien liefert hierzu mehr als die Hälfte.

Italien fördert nur 90000 Tonnen Kohlen, die zumeist in Calabrien und Sicilien gewonnen werden.

Rußlands Production beläuft sich auf 120000 Tonnen. Im Ural besitzt es sehr bedeutende Kohlenfelder, ebenso im Kaukasus und in Sibirien, die noch der Ausbeute warten.

Wenn die Kohle der Maschine ihren Feuergeist als Arbeitskraft einhaucht, so hilft das Eisen die meisten Maschinen construiren. Das Eisen baut Bahnen, welche nebst den Kanälen das wichtigste und in einem vorwiegend hügeligen und gebirgigen

Lande durch Kanäle nicht zu ersetzendes Communicationsmittel geworden sind. Das Eisen ist in den Schiffbau eingedrungen und mit den Eisenbahnen und Eisenschiffen hat sich das Eisen zum Range eines Kriegsmittels emporgehoben. Die Güte und Menge der Eisenschiffe und Panzerfregatten, der gezogenen stählernen Kanonen werden künftig die Schlachten und mit ihnen die Geschicke der Staaten entscheiden. Ohne Eisen keine Eisenbahnen, ohne Steinkohlen kein billiges Eisen. Dieses Metall ist die Stütze der materiellen Production unserer Tage.

Welch ein ungemein wichtiger Factor ist das Eisen nicht in der Weltgeschichte! Als Cook und die andern Entdecker zuerst die Südsee befuhren, überraschte sie nichts so sehr, wie die unbeschreibliche Gier der Eingeborenen nach Eisen, — dem Eisen vermochten sie nicht zu widerstehen und Cook's Leute erhandelten häufig für einen Nagel oder für ein paar alte Messer die nützlichsten Dinge. Für eiserne Geräthschaften war auf den Freewilleninseln alles zu haben; auf Tahiti fand man eine wohlhäbige und gesittete Bevölkerung, aber dem Zauber des Eisens vermochten sie sich nicht zu entziehen. Cook erzählt, wie einer, der allen andern Versuchungen beharrlich Widerstand geleistet, durch ein Körbchen voll Nägel sich doch schließlich berücken ließ. Andere legten sich mehrere Tage lang unverdrossen in einen Hinterhalt und lauerten auf die Gelegenheit, eine alte Kohlenschaufel zu stehlen. Bald fanden die Schiffahrer, daß sie die Kosten ihrer Fahrt von einer Insel zur andern mit Stückchen Eisen bestreiten konnten, denn sie richteten mit diesen gerade so viel aus, als sie in Europa mit Goldstücken hätten erreichen können. Als der Eisenvorrath zu Ende ging, war Cook sehr bekümmert um das Versiegen dieses köstlichen Quells. Als er eines Tags einen alten Anker entdeckte, den der französische Kapitän Bougainville auf Bokahala zurückgelassen hatte, freute er sich darüber nicht minder, als es ein Bankier gethan haben würde, der bei starker Nachfrage nach Gold plötzlich einen Haufen Goldbarren erhielt.

Als Krösus dem Solon seine Schatzkammer zeigte, meinte der griechische Weise: „Wenn einer kommt, der besseres Eisen als du hat, so wird er schnell Herr deines Goldes sein", und als im Siebenjährigen Kriege ein Gauner dem Herzog von Braunschweig die Offenbarung des Geheimnisses, Eisen in Gold zu verwandeln, anbot, entgegnete der Haudegen: „Gott bewahre! Alles Eisen, dessen ich habhaft werden kann, brauche ich gegen den Feind, das Gold, das ich brauche, kriege ich aus England."

Die Kunst des Schmelzens und der Bearbeitung des Eisens ist, gleich den meisten andern Künsten, aus dem Osten zu uns gekommen. Ursprünglich wurde Eisen meist nur zu Kriegszwecken verwendet, und die Römer gaben ihm, als dem Symbol des Kriegs, sogar den Namen Mars. Der Schmied war in den Tagen des Alterthums ein mächtiger Mann, er wurde als ein Genosse des höchsten Ranges behandelt, nach ihm kam der Brauer und dann erst der Arzt. Am königlichen Hofe von Wales saß der Schmied in der großen Halle bei König und Königin, zunächst dem Hauskaplan, und es scheint, als ob man angenommen habe, daß seine Kehle — heiß wie sein Ofen — einer häufigen Anfeuchtung bedürfe, denn er war berechtigt, von jeder Ladung Branntwein, die in die Halle gebracht wurde, einen tüchtigen Zug zu thun. Am größten stand der Schmied da als der Künstler, welcher das Schwert schuf, dessen Vorzüge die Barden in ihren Gesängen priesen. Die Schärfe der Stahlklinge stach so bedeutend von der des Bronzeschwertes ab, daß in den Zeiten, wo der Stahl zuerst in Aufnahme kam, demselben die wunderbarsten und geheimnißvollsten Eigenschaften angedichtet wurden. In den schottischen Hochlanden leben noch heutzutage unzählige Sagen von den übernatürlichen Künsten alter Meister vom Amboß.

Es hat sicherlich nicht geringer Mühe und langer Zeit bedurft, ehe die verschiedenen Methoden der Darstellung und Verarbeitung des Eisens, durch welche dies letztere ganz

neue und nutzbare Eigenthümlichkeiten erhält, erfunden und praktisch geübt wurden, namentlich bei der Kunstfertigkeit unserer Tage, welche die allerverschiedenartigsten Dinge aus dem Eisen zu schaffen weiß, als z. B. Stahlfedern und Eisenbahnschienen, Kompaßnadeln und Armstrong-Kanonen, die Lanzette des Arztes und eine Dampfmaschine, eine Uhrfeder und ein Eisenschiff, eine Schere und einen Riesendampfhammer, einen Ohrring und eine Röhrenbrücke. Ja das Eisen ist die Kraft, welche dem Manne die edelsten Werkzeuge seiner Thatkraft reicht, den Pflug und das Schwert.

Treffend sagt die bekannte Denkschrift über die künftige Zolleinigung Deutschlands: „Was ist der Ackerbau, der Bergbau, der Schiffbau, was ist die Industrie und das Fabrikwesen mit ihren Maschinen, was alle Verkehrsmittel ohne Eisen? An die Verwendung des Eisens ist die Gesammtentwickelung der Cultur eines Volks geknüpft. Ohne Eisen ist das ganze national-gewerbliche Leben gelähmt, sind unsere Soldaten wehrlos. Ohne Eisen daher kein Wohlstand, kein Volksglück, keine Freiheit im Innern, keine Selbständigkeit und Unabhängigkeit nach außen."

Großbritannien war noch im 14. Jahrhundert so arm an Eisen, daß es die Ausfuhr dieses so nothwendigen Metalls verbieten zu müssen glaubte. Im Jahre 1740 producirte das britische Europa nur 340000 Ctr. Eisen und mußte den größten Theil seines Bedarfs aus Nordamerika, Schweden und Rußland beziehen. Im Jahre 1827 war die Production schon 14 Mill. Ctr. und stieg bis 1845 auf 30, bis 1852 auf 45 und bis 1858 auf 71 Mill. Ctr. Von welcher Ausdehnung die Production von Metallen und die mit diesen in Verbindung stehenden Industriezweige sind, geht aus der Thatsache hervor, daß, unabhängig von dem ungeheuern innern Verbrauch, der Export von Metallfabrikaten aller Art sich gegenwärtig auf 16 Mill. Pfd. St. beläuft. Die aus Eisen und Stahl oder in Verbindung mit andern Metallen fabricirten Artikel, nämlich die sogenannten Kurzen Waaren, werden ihrem Werthe nach auf jährlich 30 Mill. Pfd. St. geschätzt. Der Werth der Exporte von Eisen- und Stahlmanufacturen allein beläuft sich auf 8 Mill. Pfd. St., sowie der Maschinen und Mühlenwerke auf 2 Mill. Pfd. St. Wenn das Roheisen in allen größern Zweigen der Eisenindustrie verarbeitet ist, so steigen ihre Kosten auf das Fünffache. Vom Ende des vorigen Jahrhunderts an, wo die britische Eisenindustrie ihren Aufschwung nahm, bisjetzt betrug die Production wenigstens für 8000 Mill. Thlr. Erst 1819 entdeckte Mushed den Blackbandeisenstein und 1855 wurde dieses Erz selbständig verschmolzen und von da an sind in 40 Jahren solche staunenswerthe Resultate erreicht worden.

Die natürlichen Vorzüge Englands und Schottlands in Betreff der Eisenindustrie sind bekannt. Man zieht dort die Kohlen, die Eisenerze und den Schmelzzuschlag aus Einem Schachte heraus und hat alle möglichen Hülfsmittel durch die zahllosen Kanäle und Eisenbahnen, durch die Nähe der See und großen Reichthum an Kapitalien. Wie groß die Schwankungen der englischen Preise oft sind, beweist das Jahr 1852. So kostete z. B. eine Tonne Roheisen in Schottland:

| | |
|---|---|
| im Januar 1852 . . . . . | 37 Shilling |
| „ Juni „ . . . . . . | 39 „ |
| „ October „ . . . . . | 54 „ |
| „ December „ . . . . . | 64 und 76 Shilling, |

mithin eine Steigerung um 100 Proc. in Einem Jahre. Es betrug in Schottland:

| | 1857 Tonnen. | 1858 Tonnen. | 1859 Tonnen. | 1860 Tonnen. |
|---|---|---|---|---|
| Die Production . . . . . . . . . | 918000 | 990000 | 960000 | 1,000000 |
| Die Totalversendung . . . . . . | 528000 | 565000 | 570000 | 575000 |
| Die Localconsumtion . . . . . . . | 315000 | 275000 | 340000 | 355000 |

| | 1857 | 1858 | 1859 | 1860 |
|---|---|---|---|---|
| | Tonnen. | Tonnen. | Tonnen. | Tonnen. |
| Der Export nach fremden Häfen . . | 294000 | 274000 | 254800 | 253400 |
| Die Versendung nach dem Inlande . | 233900 | 290500 | 315160 | 319500 |
| Vorrath Ende December . . . . . | 490000 | 340000 | 390000 | 460000. |

Es wurden davon nach dem Auslande versandt, nach

| | 1859 | 1860 |
|---|---|---|
| | Tonnen. | Tonnen. |
| Deutschland . . . . . . . . . . | 34454 | 37426 |
| Holland . . . . . . . . . . . | 28429 | 32108 |
| Dänemark . . . . . . . . . . | 5665 | 4901 |
| Schweden . . . . . . . . . . | 1886 | 1207 |
| Rußland . . . . . . . . . . | 5669 | 3925 |
| Belgien . . . . . . . . . . . | 1137 | 1100 |
| Frankreich . . . . . . . . . . | 51365 | 50941 |
| Italien . . . . . . . . . . . | 10520 | 15865 |
| Spanien und Portugal . . . . | 8617 | 9704 |
| Gibraltar . . . . . . . . . . | 2 | 160 |
| Jersey . . . . . . . . . . . | 235 | 195 |
| Türkei . . . . . . . . . . . | 393 | 70 |
| Aegypten . . . . . . . . . . | 225 | 100 |
| Algier . . . . . . . . . . . | 3 | 10 |
| Nordamerika . . . . . . . . . | 85687 | 77272 |
| Britisch-Amerika . . . . . . . | 10777 | 15165 |
| Südamerika . . . . . . . . . | 2247 | 1749 |
| Westindien . . . . . . . . . . | 138 | 243 |
| Ostindien . . . . . . . . . . | 3539 | 1739 |
| China . . . . . . . . . . . | 30 | 30 |
| Australien . . . . . . . . . . | 3560 | 3198 |
| Gesammtausfuhr . . | 570000 | 575000. |

England ist das üppige Feld des gewerblichen Fortschritts. Fast täglich werden neue Maschinen, neue Kräfte und Instrumente, ein verbessertes Verfahren gefunden, mit Energie in Anwendung gebracht und dadurch im gewerblichen Gebiete Ergebnisse erreicht, welche die ganze Menschheit bewundern und anerkennen muß.

„Das Eisen", sagt der Engländer, „ist eins unserer Lebensbedürfnisse, die civilisatorische Weltmacht und das Hauptinstrument in der Kürzung und Erleichterung der menschlichen Arbeit geworden. Fast ist es unmöglich, noch einen Gebrauch aufzuzählen, wozu es gegenwärtig nicht verwendet wird. Wir reisen auf unsern Straßen, gezogen von eisernen Rossen; wir durchfurchen den Ocean in eisernen Schiffen und Dampfern mit eisernem Takelwerk und getrieben von eisernen Maschinen; wir werfen große eiserne Brücken und Tunnels über und unter Flüsse und Straßen, die Themse und den St.-Lorenz, Conway und Menai; wir errichten Wohnungen und Packhäuser von Eisen für unsere Colonialbesitzungen und schließen unser Geld und unser Fleisch in eiserne Safes ein. Sogar die platten Pflastersteine werden von eisernen Pflastern in Glasgow, Albany, Neuyork und andern Städten abgelöst. Riesenhafte Anker werden für Leviathanschiffe geschmiedet, Dampfkesselplatten verfertigt, die $1\frac{1}{2}$ Tonnen oder 30 Ctr. wiegen, sowie Maschinenschafte von 4 Tonnen und Cylinder von 28—30 Tonnen. Hunderte von Meilen elektrischen Drahts und unterseeischen Kabeln werden abgehaspelt mit magischer Eile, eingefaßt, aufgewunden und verschifft. Tausende von Wasserröhren und Meilen von Gasröhren werden von unsern Verschiffungshäfen aus nach allen Colonien und Ländern auf dem Erdball versandt. Ueber 3 Mill. Tonnen Eisen sind zu unsern eigenen Eisenbahnlinien gebraucht worden und 300000 Tonnen sind alljährlich erforderlich, um

sie in Stand zu halten. So geschickt sind unsere Werkleute, daß sie das dehnbare Erz in fast infinitesimale Drähte ausziehen können, und Stücke Eisen werden so dünn gemacht, daß sie sich zu unzerstörbaren Massen zusammenbinden lassen. Auch hat sich der Hausverbrauch um das Dreifache vermehrt. Ueberhaupt ist der Geschäftsbetrieb allein in seiner Exportbranche in fünf Jahren um 75 Proc. und in einem Vierteljahrhundert um 850 Proc. angewachsen!"

So spricht der Engländer gegenwärtig von der Großartigkeit seiner Metallindustrie, welche mehr als die Hälfte der Eisenproduction der Welt, alljährlich ungefähr 4 Mill. Tonnen, umfaßt. Der Eisenverbrauch war im britischen Reiche 1827 noch 50 Pfd. per Kopf der Bevölkerung und stieg bis 1858 schon auf 150 Pfd.

Ueber die Minenproduction des Vereinigten Königreichs im Jahre 1862, verglichen mit dem Jahre 1854, in dem zuerst diese Ermittelungen begannen, entnehmen wir dem „Statistical Abstract" nachstehende Angaben:

| | Roheisen | Werth | Minenproduction in Goldwerth |
|---|---|---|---|
| | Pfd. St. | Pfd. St. | Pfd. St. |
| 1854 . . . | 3,069838 | 7,674595 | 29,155701 |
| 1862 . . . | 3,943409 | 9,858672 | 34,691037. |

Die Quantität des im Jahre 1862 gewonnenen Eisenerzes war 7,562240 Tonnen, dazu wurden noch importirt 36270 Tonnen. Dieses Erz speiste 561 Schmelzöfen, davon in England 306, in Wales 130, in Schottland 125. Das Gesammtresultat der britischen Metallproduction ergab im Jahre 1862:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Gold . . . | 5209 | Unzen im Werthe von | 20390 | Pfd. St. |
| Zinn . . . | 8476 | Tonnen „ „ „ | 983216 | „ |
| Kupfer . . | 14843 | „ „ „ „ | 1,493241 | „ |
| Blei . . . | 99031 | „ „ „ „ | 1,436345 | „ |
| Silber . . | 686123 | Unzen „ „ „ | 189041 | „ |
| Zink . . . | 2151 | Tonnen „ „ „ | 50548 | „ |
| Roheisen . . | 3,943469 | „ „ „ „ | 9,358672 | „ |
| Andere Metalle, geschätzt zum Werthe von . . | | | 250000 | „ |
| | | Total . . . | 14,281453 | Pfd. St. |
| Kohlen 81,638338 Tonnen im Werthe von . . | | | 20,409584 | „ |
| | | Summa . . . | 34,691584 | Pfd. St. |

Rechnet man hierzu den Schätzungswerth erdiger Mineralien, wie Baryt, Kalk, Salz, Thon, welcher 1,750000 Pfd. St. beträgt, und den auf 7,954075 Pfd. St. berechneten Werth der gehauenen Bausteine und Schiefer, so erhalten wir eine Gesammtsumme von nahezu 45 Mill. Pfd. St., welche den Felsen der britischen Inseln jährlich zum Besten des nationalen Wohlstandes abgerungen werden.

Der „Economist", das berühmte englische Handelsblatt, sprach sich über die Periode des Jahres 1863 wie folgt aus: „Daß eine neue Periode der Prosperität für den Eisenhandel tagt, ergibt sich aus vielen Anzeichen. Eben erst hat es eine ungewöhnlich reiche Ernte gegeben; Geld ist eine Zeit lang wohlfeil und in Fülle vorhanden gewesen und mit Benutzung dieser Verhältnisse sind eine große Menge Plane, besonders Bank- und Creditgesellschaften, aufgetaucht, die auf Förderung des Unternehmungsgeistes abzielen; ein unermeßlicher Begehr nach Eisen für Schiffsbauzwecke sowol als ein allgemeiner Begehr nach allen Sorten verarbeiteten Eisens ist vorhanden und ausgedehnte Eisenbahnplane über die ganze Welt, besonders in Rußland und Amerika, sind entworfen. Während der letzten zwölf Monate sind eiserne Schiffe, die im ganzen 240000 Tonnen absorbirten, vom Stapel gelassen worden. Eisen verdrängt in der That das Holz vollständig im Schiffbau. Was die Eisenbahnen betrifft, so sind einer Schätzung zufolge jetzt 20000

englische Meilen in verschiedenen Theilen in Angriff genommen und projectirt, was nahezu das Doppelte der in dem Vereinigten Königreich dem Verkehr geöffneten Meilenzahl ist. Das Eisenbahninteresse in Amerika ist gegenwärtig ein höchst lebendiges; infolge der vermehrten Erzeugungskosten in diesem Lande (die Löhne der Eisenarbeiter sind auf 5—6 Doll. per Tag gestiegen) hat es in diesem Jahre von England eine sehr vermehrte Quantität Eisen genommen und für das nächste Jahr massenhaft gekauft und kauft sie noch immer. Ein anderer der Preiserhöhung günstiger Umstand ist, daß die Löhne in allen Eisendistricten in stetigem Steigen begriffen sind."

Ueber die Erzeugnisse des englischen Bergbaues während des Jahres 1863 haben die statistischen Tabellen Folgendes veröffentlicht:

Es wurden für 29,151976 Pfd. St. Mineralien zu Tage gefördert, aus denen Metalle im Werthe von 36,364372 Pfd. St. dargestellt worden sind. Und zwar:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Goldquarz . . . | 385 | Tonnen im Werthe von | 1500 | Pfd. St. |
| Zinnerze . . . . | 15575 | " " " " | 963985 | " |
| Kupfererze . . . | 212947 | " " " " | 1,000545 | " |
| Bleierze . . . . | 91283 | " " " " | 1,193530 | " |
| Silbererze . . . | 88 | " " " " | 5703 | " |
| Zinkerze . . . . | 12149 | " " " " | 29968 | " |
| Arsenikkiese . . . . . . . . . . . . | | " " " | 62035 | " |
| Wolfram, Uran u. s. w. . . . . . . | | " " " | 1,980816 | " |
| Eisenerze . . . . | 9,101552 | Tonnen " " " | 3,340890 | " |
| Kohlen . . . . | 86,292215 | " " " " | 20,572945 | " |
| | | Zusammen . . | 29,151976 | Pfd. St. |

Etwa 500000 Arbeiter waren zur Erzeugung der hier genannten Mineralien verwendet; somit läßt sich annehmen, daß gegen 3 Mill. Menschen vom Bergbau lebten.

Wo die Eisenproduction wahre Fortschritte macht, da steigert sich mehr die Größe als die Anzahl der einzelnen Unternehmungen. So kamen auf einen englischen Hohofen durchschnittlich im Jahre 1740 288 Tonnen Eisen; 1788 800 Tonnen; 1796 1600 Tonnen; 1806 1785 Tonnen; 1827 2460 Tonnen; 1840 3480 Tonnen; 1848 4630 Tonnen und 1858 5600 Tonnen.

Frankreichs Eisengewerbe ist ebenfalls in Zunahme begriffen. Im Jahre 1821 besaß es nur 348 Hohöfen, die 183700 Tonnen Eisen erzeugten, darunter nur 3000 Tonnen Coakseisen. Im Jahre 1859 wurden dagegen 938371 Tonnen Coaks- und 443879 Tonnen Holzkohleneisen erzeugt. Die innere Concurrenz hatte örtlich bewirkt, was die internationale Concurrenz zwischen den Völkern bewirken soll. Die Preise waren gegen 1821 fast um die Hälfte billiger geworden. Das Holzkohleneisen war von 600 Frs. auf 250 Frs. die Tonne und das Kohleneisen von 500 auf 200 Frs. gefallen. Alle örtlich ungünstig gelegenen Gruben und Oefen verödeten gänzlich und die Arbeit wendete sich nur den bevorzugten Punkten zu. Auch wurde durch technische Fortschritte der Aufwand von Holzkohlen beim Ausbringen des Metalls von 30 auf 22 Ctr. für die englische Tonne beschränkt. Außerdem hat man ein gemischtes System eingeführt; die Erze werden im Holzkohlenfeuer in Gußeisen verwandelt, bei der Reducirung zu Stabeisen aber Kohlen verwendet. In Frankreich ist es den Hohofenbesitzern seit 1810 untersagt, Eisen- oder Kohlengruben zu besitzen. Dieses Gesetz sollte seltsamerweise der Gefahr vorbeugen, daß durch eine Coalition der Brennstoff- und Metallproducenten ein gefährliches Monopol entstehen könnte. Kohlen kosten dessenungeachtet in Frankreich an der Grube das Doppelte wie in England, ihre Qualität aber ist eher geringer als besser. Die Eisenindustrie ist obendrein genöthigt, diese doppelt theuern Kohlen noch große Strecken zu bewegen, und obwol der Frachtaufwand per Meile in Frankreich auf ein

staunenswerthes Minimum herabgesetzt worden, so kosten doch bisweilen an Ort und Stelle den Hohöfen die Kohlen, welche nöthig sind, um eine Tonne Gußeisen auszuschmelzen, 150 Frs., d. h. so viel, als in Wales eine Tonne Stabeisen kostet!

Unter solchen Umständen ist es begreiflich, wenn Frankreichs Eisenproduction jener von Großbritannien nachsteht. Während Großbritannien im Jahre 1859 an Roheisen 3,712904 Tonnen oder 74 Mill. Zollctr. erzeugte, erreichte die Production in Frankreich nur 17 Mill. Zollctr. und es mußte seinen Bedarf, der fast das Doppelte betrug, durch die Einfuhr decken.

Die Ursache liegt in den unbesiegbaren Naturverhältnissen. Frankreich hat sein Gebirge von seinen Geologen prüfen lassen, begünstigte Unternehmer haben hoffnungsreiche Gegenden erschürft und es hat sich herausgestellt, daß Frankreich bei weitem nicht genug Kohlen und Eisenerze besitzt.

Die Eisenproduction betrug in Frankreich 1820 140 Mill., 1830 160 Mill., 1847 376 Mill.; 1859 600 Mill. Kilogrammme.

So unvortheilhaft nun auch die Roherzeugung der Eisenwerke in Frankreich dem Auslande gegenüber ist, so hoch steht die französische Eisenverarbeitung. Verfeinerte Eisenwaaren werden in Frankreich, trotz der vertheuerten Rohstoffe, wohlfeiler erzeugt als in England. Eisenplatten von 4 Ctrn. Schwere werden in Wales zwar um 200—255 Frs. per Tonne geliefert und kosten in Frankreich noch 300 Frs. Bei Platten von 8 Ctrn. Schwere hört aber jeder Preisunterschied zwischen englischer und französischer Waare auf. Bei Eisenwaaren tritt derselbe Fall ein. Was nämlich das verarbeitete Eisen betrifft, so liefert es der französische Arbeiter wohlfeiler als der englische und der belgische. Eine englische Monatsschrift: „Rentley's Miscellanies", nennt die Preise für Locomotiv- und Brückenbestandtheile in Frankreich „zum Erstaunen wohlfeil". Ein zweiter Beweis ist folgender: Die Gesellschaft der transatlantischen Packetboote hatte dem Hause Scott u. Comp. in Greenock den Bau mehrerer großer Dampfschiffe übertragen und hierzu waren schmiedeeiserne Platten von nicht weniger als 24¼ Fuß Länge, 6⅙ Fuß Breite und 2⅓ Zoll Dicke erforderlich. Jede dieser Platten hatte ein Gewicht von 11000 Pfd. In den englischen Eisenhütten forderte man für die Ausführung dieser Platten 5 Ngr. pro Pfund, sodaß also jede Platte 1833 Thlr. gekostet hätte. Die französischen Eisenhütten zu Rive de Gies und St.-Chamond, im Besitz von Petin u. Gaudet, lieferten aber diese Platten um 40 Proc. billiger, also zu ungefähr 3 Ngr. pro Pfund, nach dem Einschiffungshafen St.-Nazaire. Rechnet man hierzu noch die Kosten der Einschiffung, die Schiffsfracht und die Assecuranz, so kommen diese Platten in Greenock immer noch um 510⅔ Thlr. per Stück oder 27,85 Proc. des in England dafür geforderten Preises billiger zu stehen. In neuester Zeit haben die Herren Schneider u. Comp., Eigenthümer der großen Werke zu Cremot, von der Great Eastern Railway Company den Zuschlag zu einer Lieferung von 15 großen Locomotiven erhalten, um zum ersten mal den Dienst auf englischen Eisenbahnen zu versehen. Sonst sind für Schmiedeeisen die Werke von Perigueux, Euxville, die von Niederbrane und St.-Sauvin-sur-l'Isle für Stahl zu nennen.

Welch einen wichtigen Antheil die menschliche Arbeit an allen diesen Werthverhältnissen hat, wie bedeutend die Wertherhöhung der Rohstoffe durch die Arbeit ist, geben eine Menge beachtungswerther Beispiele an. Ein Stück Eisen, das roh 1 Thlr. kostet, gilt zu

| | | |
|---|---|---|
| Hufeisen verarbeitet . . . . . . | 3 | Thlr. |
| Gewöhnlichem Handwerksgeräth . | 4 | „ |
| Gußeisernen Zierathen . . . . | 45 | „ |
| Nadeln . . . . . . . . . | 75 | „ |
| Tischmesserklingen . . . . . . | 90 | „ |
| Federmesserklingen . . . . . . | 700 | „ |

| | | |
|---|---|---|
| Stahlschnallen und Knöpfen | 900 | Thlr. |
| Feinerm Stahlschmuck | 2000 | „ |
| Hemdenknöpfen | 6000 | „ |
| Uhrfedern | 50000 | „ |

Die Spiralfeder einer Taschenuhr, welche die Schwingungen der Unruhe regulirt, kostet nämlich einzeln 5 Sgr. und wiegt $^{15}/_{100}$ Gran. Aus einem Pfund Eisen können 50000 Spindeln gemacht werden. Das Pfund Eisen kostet 5 Sgr. und da nun aus diesem Pfunde 50000 Spiralfedern gefertigt werden können, so wird der Werth des Eisens durch diese Verwandlung in Federn 50000 mal erhöht.

Die Zahl der Arbeiter in dem Eisengewerbe beträgt in Frankreich 150000.

Frankreich producirte an Roheisen im Jahre 1859 856152 Tonnen, 1861 880000, 1862 1,053000 Tonnen, und hatte mithin in drei Jahren eine Zunahme von 25 Proc. Es producirte an Schmiede- und Stabeisen im Jahre 1859 520000 Tonnen, 1861 602700, 1862 700500 Tonnen; auch hier war der Zuwachs in drei Jahren circa 33 Proc.

Frankreich ist sehr reich an Lagerstätten von vorzüglichem Brauneisenstein in dem Oolith des französischen Jura und der Côte-d'Or und ebenso sind reiche Minen in der Umgegend von Caen, und weiter von sehr gutem Spateisenstein in den Nordabhängen der Pyrenäen. In den berühmten catalonischen Hüttenwerken leistet Frankreich in der Eisenindustrie Bedeutendes.

Aus einem Bericht vom 4. Febr. 1861, der dem Senat und dem Gesetzgebenden Körper vorgelegt worden ist, entnehmen wir die folgenden Zahlen:

| | 1853. | | 1859. | |
|---|---|---|---|---|
| Production von Holzkohlenroheisen | 5,848560 | Ctr. | 6,720360 | Ctr. |
| Werth desselben | 14,501790 | Thlr. | 14,251410 | Thlr. |
| Preis eines Centners | 2,48 | „ | 2,12 | „ |
| Production von Coaksroheisen | 7,375740 | Ctr. | 10,522680 | Ctr. |
| Werth desselben | 13,461994 | Thlr. | 16,857359 | Thlr. |
| Preis eines Centners | 1,97 | „ | 1,60 | „ |
| Totalproduction von Roheisen | 13,224300 | Ctr. | 17,243040 | Ctr. |
| Werth desselben | 27,963780 | Thlr. | 31,108769 | Thlr. |
| Totalproduction von Schmiedeeisen | 8,997660 | Ctr. | 10,401980 | Ctr. |
| Werth desselben | 39,579293 | Thlr. | 45,066855 | Thlr. |

„Wer Eisen hat, gebietet über Gold", sagt Johannes Müller — und von diesem Golde hat unser deutsches Vaterland, namentlich aber Preußen recht viel. Schon in den Zeiten der Römer war deutsches Eisen berühmt und im Mittelalter erschien es auf den flandrischen Märkten, ehe England an Ausfuhr dachte.

Die Geschichte schweigt über die Eisenschlacken, welche bis auf die Höhen unserer Berge zerstreut liegen, sie scheinen einer Zeit anzugehören, in welcher das Roheisen noch nicht in flüssiger Form dargestellt wurde; bei kleinen Handgebläsen wurde wahrscheinlich die Luppe direct aus dem Erze gewonnen. Im 13. Jahrhundert behielt sich der Graf von der Mark ein Drittel des Eisensteins in der siegener Mark vor; 1334 wurden bereits viele Holzkohlen im Süderlande geschwelt.

Unsere Eisenindustrie ist einst auf waldigen Gebirgsrücken geboren worden; dann hat sie sich niedersteigend an den Bächen, später an kleinen Flüssen und in neuerer Zeit, durch Hülfe der gesammelten Intelligenz und Kapitalien, an den Strömen angesiedelt. In unsern Tagen, unabhängig von der Wasserkraft, unterstützt durch die gewaltige Macht des Dampfes, ragen ihre Essen, diese Obelisken der neuern Zeit, in der Ebene inmitten der dichtesten Bevölkerung!

Den Namen Ozamund (Osamund) finden wir in den Tagen des Hansabundes in den alten flandrischen Zollrollen. Die Anfertigung geschah schon im 15. Jahrhundert in Westfalen bei Kierspe und Halves; bis zum 18. Jahrhundert stieg das jährliche Quantum auf 3 Mill. Pfd.

Im 14. und 15. Jahrhundert erschienen die siegensche Kuxbriefe. Stahl wurde zuerst bei Plettenberg geschmiedet. Hermann Schmöle brachte 1615 die Fabrikation des Kratzendrahts nach Iserlohn, das wahrscheinlich seinen Namen nach der Eisengewinnung trägt. Grober Draht wurde schon 1534 in Altena in Menge gefertigt. Der Große Kurfürst führte 1661 die ersten Klingenschmiede nach Eilpe. Im Jahre 1687 wanderte die Sensenfabrik in Kronenberg ein.

Die Fabrikation der blauen Sensen (steirischen) brachte Gottfried Hallbach nach Remscheid und später J. H. Elbers nach Hagen. Braunstahl verfertigten zuerst im 18. Jahrhundert die Gebrüder Busch in Remscheid; Gußstahl Krupp in Essen und Lohmann in Witten. Die auf Eisenguß betriebenen Hohöfen in Sterkrade, Isselburg, Lünen, Warstein und Dülmen, welche durch ihren Poteriegutz einen europäischen Ruf erlangt haben, sind erst in neuerer Zeit entstanden.

In Deutschland finden sich hauptsächlich sechs Arten von Eisenstein: Magneteisenstein, Rotheisenstein, Brauneisenstein, Raseneisenstein, Thoneisenstein und Spateisenstein, während der für Englands Eisenindustrie wichtigste „Blackband" (Kohleneisenstein) sich nur in einzelnen Gangarten vorfindet und in größern Quantitäten erst seit einigen Jahren in Westfalen gefunden wurde. Gute Qualitäten haben auch die schlesischen Bergwerke und die habelschwerdter Gruben. Häufig ist auch das Hämathitgestein (Blutstein), dessen schon Theophrast aus dem Alterthum erwähnt, die weichere Art ist die geschätztere. Die Roth- und Brauneisensteine finden sich hauptsächlich in der weiten rheinisch-westfälischen Hügelgegend, im Lahn- und Sieggebiete. Hier sind die reichsten und ergiebigsten Bergwerke des ganzen Landes. Am wichtigsten für die deutsche Fabrikation ist der Spateisenstein, der seines Mangangehalts wegen sich vorzüglich zur Stahlfabrikation eignet. Er findet sich hauptsächlich in Westfalen. Das beste Roheisen liefern die siegener Hüttenwerke, namentlich das zur Stahlbereitung vorzügliche Spiegeleisen; hierzu trug vornehmlich der Holzreichthum der Gegend bei. Die schlesischen Hütten liefern fast durchgängig nur Graneisen, welches zur Stahlfabrikation nicht gut genug ist; die mittelschlesischen Erze aus der simianowitzer Hütte sind besser.

In Schmiedeeisen leisten die westfälischen Hütten bei weitem das Bedeutendste. Die Stahlfabrikation hat sich namentlich in den rheinisch-westfälischen Districten außerordentlich gehoben und kann die Concurrenz mit dem Auslande vollständig bestehen. Die Ausfuhr ist schon jetzt bedeutend. Vorzüglich verdienen hier die großen Gußstahlfabriken alle Aufmerksamkeit, da sie das Vortrefflichste leisten, was die moderne Fabrikation hervorbringt. Die unumwundene Anerkennung der Engländer wurde bei der letzten londoner Ausstellung diesen Leistungen zutheil; alle andern Staaten sind hier durch die Deutschen übertroffen worden. Die großartigsten Schöpfungen hat die Krupp'sche Stahlfabrik geliefert. Sie stellte einen Stahlblock von 40000 Pfd. aus, den größten der Ausstellung, ausgezeichnet durch Gleichmäßigkeit des Materials, frei von allen Gußblasen und an Zähigkeit und Feinheit des Rohgusses alle ähnliche Fabrikate hinter sich lassend.

Auch die übrigen Staaten des Zollvereins haben nicht unbedeutende Hüttenwerke. Im Jahre 1853 betrug die Production des Zollvereins an

| | Hohofenproducten | Stabeisenproduction |
|---|---|---|
| Preußen | 4,099932 Ctr. | 4,062547 Ctr. |
| Baiern | 485978 „ | 359991 „ |
| Sachsen | 175637 „ | 195322 „ |
| Würtemberg | 124465 „ | 87315 „ |
| Baden | 102351 „ | 80806 „ |
| Kurfürstenthum Hessen | 87923 „ | 33376 „ |
| Großherzogthum Hessen | 144770 „ | 58422 „ |
| Nassau | 398276 „ | 61540 „ |
| Braunschweig | 79890 „ | 27138 „ |
| Luxemburg | 280000 „ | 16000 „ |
| Thüringen | 75000 „ | 40000 „ |
| Die andern Staaten | 72235 „ | 34029 „ |
| Total | 6,126457 Ctr. | 5,056486 Ctr. |

Nach amtlichen Berichten wurden im Jahre 1860 im ganzen Zollverein auf den Bergwerken gefördert:

| | |
|---|---|
| Eisenerze | 28,015637 Ctr. |
| Zinkerze | 6,203268 „ |
| Kupfererze | 1,858948 „ |
| Bleierze | 2,968490 „ |

Von der Production der Hütten fielen im Jahre 1860 auf den ganzen Zollverein:

| | |
|---|---|
| Roheisen | 9,429471 Ctr. |
| Stabeisen | 6,702223 „ |
| Eisenblech und Draht | 1,320976 „ |
| Andere Metalle | 2,296475 „ |

Preußen producirte in dem Jahrzehnt 1854—63:

| | Roheisen | Rohstahleisen | Roheisen im Gußstück | Stabeisen |
|---|---|---|---|---|
| | Ctr. | Ctr. | Ctr. | Ctr. |
| 1854 | 4,345897 | 144764 | 592761 | 4,165054 |
| 1855 | 5,114955 | 145770 | 597347 | 4,810868 |
| 1856 | 6,252726 | 176060 | 643971 | 5,333730 |
| 1857 | 6,946422 | 128571 | 651840 | 5,194100 |
| 1858 | 7,438370 | 158346 | 670150 | 6,057122 |
| 1859 | 7,329711 | 106585 | 501538 | 5,366951 |
| 1860 | 7,236964 | 87182 | 570055 | 5,313642 |
| 1861 | 8,249863 | 152153 | 584391 | 8,733789 |
| 1862 | 9,836496 | 155363 | 529683 | 6,919989 |
| 1863 | 11,651007 | 339946 | 682629 | 6,959439 |

Auch möge hier die interessante, mit dem Berg- und Hüttenwesen so eng zusammenhängende Notiz eine Stelle finden, daß Preußen 1846 1139 Dampfmaschinen mit 21715 Pferdekraft, 1861 6669 Dampfmaschinen mit 137377 Pferdekraft zählte. Zahl und Kraft haben sich demnach von 1846—61 versechsfacht.

Oesterreich ist bekanntlich reich gesegnet mit mineralischen Schätzen. Hämathit findet sich in den krystallinischen Schiefergebirgen von Böhmen, Mähren, Schlesien und Ungarn, während in der Steinkohlenformation von Steiermark, Kärnten, Krain und Tirol mehr Spateisenstein vorherrscht.

Vom Jahre 1838 an, wo überhaupt erst mit dem Beginn der Eisenbahnen auch in Oesterreich die Eisenindustrie in eine neue Aera eintrat, bis zum Jahre 1858 ist die Eisenproduction von 1,800000 Ctrn. auf 5,900000 Ctr. und der dadurch geschaffene Werth von 7 Mill. Fl. auf 23 Mill. Fl. gestiegen.

In dem darauf folgenden Jahre, wo in der Form von Ausnahmsermäßigungen der Zolltarif für Eisen aufgehoben wurde, sank die Production ebenso rasch. Die Eisenindustrie und der damit zusammenhängende Erz- und Kohlenbergbau mußten 20000 Arbeiter entlassen und aus Oesterreich gingen statt Eisenwaaren Silberbarren im Werthe von 84 Mill. Fl. hinaus. Die Production von Roheisen fiel im Jahre 1858 auf 3,835710 Ctr. und im Jahre 1859 auf 3,488097 Ctr. zurück.

Doch bald nachher nahm die Industrie einen neuen Aufschwung. Im Jahre 1860—61 betrug die Eisenerzförderung wieder 18—20,000000 Ctr.; es wurden an Roheisen 6,200000 Ctr. producirt und aus demselben 2,000000 Ctr. Stabeisen und 25000 Ctr. Stahl erzeugt.

Vorzügliches Roheisen, zur Stahlfabrikation besonders geeignet, liefern die steirischen Hüttenwerke zu Krems. Niederösterreich und Ungarn in gleicher Weise, gutes Schmiedeeisen besonders die mährischen und oberschlesischen Werke. In Stahl sind die Hütten von Steiermark und Tirol seit alter Zeit berühmt, unter denen die vereinigten Werke der leobner Gewerkschaft eine namhafte Rangstufe einnehmen.

Belgien gilt in wirthschaftlicher Beziehung schon lange als einer der fortgeschrittensten Staaten auf dem europäischen Festlande. Es hat nahezu 1200 Eisenhütten, deren Producte die hohe Entwickelung der Fabrikation wie die Vortrefflichkeit des Materials zeigen. Bei der großartigen Concurrenz sind ziemlich alle Arten der Fabrikation im Lande eingeführt und durch die gesunde volkswirthschaftliche Politik, die alle Betriebszweige, welche auf Landesproduction beruhen, durch Prämien und Verkehrserleichterungen unterstützt, heben sich die Fabriken zusehends. Die hauptsächlichsten Hüttenwerke liegen in Flandern und der Umgebung von Tournay. Die Gesammtproduction belief sich 1859 auf 294270 Tonnen Gußeisen und 144551 Tonnen Stabeisen. Seine Ausfuhr betrug nach dem

| | 1859 Tonnen. | 1858 Tonnen. | 1857 Tonnen. |
|---|---|---|---|
| Zollverein | 1485 | 3689 | 7875 |
| Holland | 11930 | 6107 | 7875 |
| Frankreich | 10171 | 11425 | 13725 |
| Spanien | 17271 | 212 | 178 |
| Sicilien | 5608 | 10114 | 5991 |
| Andere Länder | 14311 | 8652 | 11358 |
| Gußeisen | 60776 | 40199 | 47415 |
| Eisenschienen | 34233 | 32250 | 29138 |
| Schmiedeeisen | 3612 | 6483 | 4557 |
| Maschinen | 8011 | 9679 | 8888 |
| Diverse Sorten | 2669 | 2054 | 859 |
| Total | 109301 | 90665 | 91255. |

Schweden ist seit alter Zeit berühmt in der Eisen- und Stahlfabrikation. Es hat in diesem Mineral einen reichen Schatz, und wußte sich, da es meist auf den Absatz nach außen angewiesen ist, alle Verbesserungen in der Fabrikation rasch anzueignen. Besonders reich ist das Land an Magneteisenstein, berühmt sind die Gruben in Dannemor; sie liefern den besten Stahl. Der Reichthum an manganreichen und phosphorfreien Eisenstein führte zu einer vorzüglichen Stahlfabrikation, die seit den letzten Jahren durch Einführung und Verbesserung des Bessemer'schen Verfahrens sich zu einer bedeutenden Höhe erhoben hat. Interessant ist aus neuerer Zeit die Auffindung einer Art von Raseneisenstein, in Gestalt von kleinen platten Kuchen auf dem Grund der Seen; er besteht hauptsächlich aus einem leichtflüssigen Rotheisenstein, der zu keinem Guß verwandt wird. Man sammelt ihn im Winter in ziemlich ansehnlichen Quantitäten. Im

Jahre 1860 wurden nicht weniger als 22000 Tonnen gefunden. Schweden hat wenigstens 280 Hohöfen. Im Jahre 1859 betrug seine Roheisenproduction 4,300000 Ctr.

Die Eisenindustrie in den übrigen europäischen Staaten, wie Rußland, Italien und Spanien, ist noch nicht von Bedeutung.

Die Industrie erzeugt jetzt in Europa siebenmal soviel Eisen als im Beginne des Jahrhunderts. Es findet seine Verwendung an der Stelle des Holzes und Steins immer größere Ausdehnung. Früher fast ausschließlich zu Werkzeugen verwandt, dient es jetzt der Architektur, dem Straßen- und Brückenbau. Die Eisenbahnen und neuerdings die Schiffspanzerung haben einen gewaltigen Einfluß geübt auf die Dimensionen der Industrie; welche fort und fort ihre Einwirkung auf die Culturentwickelung und das materielle Leben der Völker äußern wird.

Erst das 19. Jahrhundert schuf jene großartige Entwickelung mechanischer Kräfte, welche die Natur zur Mitarbeit zwingt und durch die scheinbar schwache Kraft des Dampfes die Schranken der Zeit und des Raumes aufgehoben hat, schuf die Riesenwerke zahlloser Eisenbahnen mit ihren Dampfern und neben diesen künstlichen Bahnen nicht minder zahlreiche Dampfflotten auf allen Wasserstraßen der Neuen wie der Alten Welt.

Seit Robert Fulton, der Nordamerikaner, am 3. Oct. 1807 in dem Hafen von Neuyork das erste Dampfschiff führte, haben die Zustände auf unserm Planeten sich sehr wesentlich verändert. Das kreisende Rad, welches früher schon das ganze unermeßliche Feld der Industrie in seinen Wirbel gezogen, theilte gar bald die Meeresfluten; das Wasserroß durchkreuzte mit seinen Furchen die entlegensten Oceane, und als man die Anwendung dieser bewegenden Kraft in dem Feuerwagen erblickte, da erscholl allenthalben die Losung: „Das Alte ist vergangen, die Welt und das Leben sind verändert."

Wer bei so gewaltiger Schöpfung, die sich überall in der mannichfachsten Weise entwickelt und tausend neue Bahnen sich schuf, dem Geiste des Fortschritts zum Hohne noch an den alten Hohlwegen lagern wollte, mußte nothwendig der Erstarrung unterliegen.

Von diesen Ansichten durchdrungen, erkannte man zur guten Stunde, wie jeder Stillstand nur Rückgang ist, und ging muthig in den Kampf für die Durchführung der großen Aufgabe. Dieser Kampf mit den Vorurtheilen der Zeit, mit fremdartigen Interessen, mit den Trugbildern irriger Darstellungen, mit den Irrlichtern falscher Zahlen, mit der scheinbar treuen Sorge der Zaghaften, mit dem Irrthum und dem Wahne, endlich mit den Hindernissen der Natur, mit den Scheiteln der Gebirge und ihrem festen Gestein, den wirklich vorhandenen technischen Schwierigkeiten — kostete viel Arbeit, Anstrengung und Ausdauer, um so manchen Gordischen Knoten im Laufe der Zeit zu lösen und so viele kunstvolle Werke zu vollenden.

Doch allenthalben im deutschen Vaterlande ward das Bedürfniß der Gemeinschaft gefühlt. Von dem Niemen bis zum Rhein, von den Grenzen der Winterregionen bis zu den Rebengewinden des großen deutschen Stroms strebten deutsche Männer mit vereinter Kraft, die Völker einander näher zu bringen.

In solcher Weise sind Kohlen und Eisen in unsern Tagen in jeglicher Richtung das mächtigste Culturmittel der Völker geworden. Die Zukunft wird dem begonnenen Werke die höhere Weihe nicht vorenthalten, bereits haben Zeit und Raum ihre Geltung verloren, Kohlen und Eisen verändern die Welt und das Leben!

---

# Die italienische Lyrik seit Manzoni.

Daß Ruth seine „Geschichte der italienischen Poesie" *) mit dem Zeitalter Torquato Tasso's schloß, beruhte nicht auf subjectiver Anschauung, sondern auf thatsächlicher Begründung; er sagte mit Recht, daß damit der Faden einer eigentlichen Geschichte der Entwickelung der schönen Literatur Italiens abbreche. Und auch die übrigen daran geknüpften Bemerkungen sind nur zu unterschreiben und in keiner Hinsicht antiquirt. Man könnte eine solche Geschichte allenfalls noch bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts fortspinnen; allein wir würden dabei keine Entwickelung, sondern ein allmähliches Absterben der poetischen Kräfte, eine Fortsetzung aller der traurigen und hemmenden Erscheinungen beobachten, die sich in dem classischen 16. Jahrhundert bemerklich machten. Erst im 18. Jahrhundert fand eine Rückwirkung statt, welche eine ganz neue Zeit für die Geschichte der italienischen Poesie vorbereitete. Diese Vorbereitungsepoche, die sich durch heftige Opposition gegen alles Veraltete und Hemmende ankündigte, ist aber noch nicht vorüber; noch immer dauern die Kämpfe in der Politik, Kirche und Poesie fort, und es läßt sich noch keineswegs bestimmen, welches Resultat für die letztere daraus hervorgehen wird. Dieses Durcheinanderwogen alter und neuer Zeit indeß, freisinnigster und rückschrittlicher, dunkler hierarchischer und heller wissenschaftlicher Elemente, das sich in der Dichtkunst auf so mannichfaltige Art zu erkennen gibt, läßt sich wol in einem Gemälde zusammenfassen, allein eine eigentliche Geschichte bietet es nicht. Keine Richtung ist vollendet worden, ja auch nur zur Stetigkeit gelangt, und die Einflüsse der modernen Zeitströmungen sind unberechenbar. Eins nur läßt sich voraussehen, nämlich daß die politischen und materiellen Interessen auch in Italien zu einer Wucht gelangen werden, welche die Poesie, trotz der steigenden Menge der Dichter, an denen es dort überhaupt nie gemangelt hat, von einer neuen Glanzperiode, von einer Blüte, wie sie vom Ende des 15. bis 16. Jahrhunderts vorhanden, auf noch lange Zeit fern halten muß.

Was hier im allgemeinen bemerkt worden, gilt für die Lyrik insbesondere. Ja der Aufschwung, welchen Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften im vorigen Jahrhundert nahmen, scheint gerade ihr nachtheilig gewesen zu sein. Sie wurde bloßes Formenwesen, affectirte Künstelei, leeres Reimgeklingel. Die hervorragendsten dichterischen Capacitäten wendeten sich völlig von ihr ab, um sich lediglich dem Drama in seinen verschiedenen Formen zu widmen. Erst in den beiden letzten Decennien gewahrt man ein energisches Erheben aus afterclassischer Formenhohlheit und innerster Verflachung, und seitdem hat die Lyrik einen immerhin bewunderungswürdigen Gipfelpunkt fast mit Riesenschritten erstiegen. Aber zur Erreichung eines bestimmten allgemeinen Charakters gingen ihr die Kräfte ab. Die Lyrik des 18. und 19. Jahrhunderts hat nur die Gemeinsamkeit des negativen, revolutionären Elements, einen politischen Zug.

Der erste wahrhaft verdienstvolle Dichter unsers Jahrhunderts und das genialste Formtalent, das Italien seit dem beginnenden Umschwung der Nationalliteratur besaß, war Vincenzo Monti aus Altonsine in der Romagna (1754—1828). Er setzte das Werk fort, das sein älterer Zeitgenosse Giuseppe Parini (gest. 1799) mit Eifer begonnen, indem er die Poesie zu größerer Würde, ernster männlicher Gesinnung und veredelndem Einfluß hob. Aufgewachsen in der Liebe zu Dante hielt er die Rückkehr zu diesem Vater und Meister nöthig, die Dichtung herauszuziehen aus dem Schlamme, in dem sie versunken. Dante war das Feuer, in welchem sie von neuem sich stählte. Diejenigen der Monti'schen Werke, worin seine Gesinnung sich am reinsten ausspricht, sind seine frühern,

*) 2 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus, 1847.

von denen die größern unvollendet blieben: die „Basvilliana", jener von dem Haß gegen den revolutionären Terrorismus inspirirte Gesang auf den Tod des französischen Revolutionspropagandisten, den das römische Volk auf dem Corso mordete, und die „Mascheroniana" (3 Gesänge, Reggio 1801), eine großartige Elegie auf den gestörten und haltungslosen Zustand Italiens beim Anfang unsers Jahrhunderts. Leider aber, und dies beeinträchtigte seinen Einfluß, war Monti auch der charakterloseste unter den Dichtern des modernen Italien, der es vortrefflich verstand, sich den bestehenden Verhältnissen anzuschmiegen und dabei seine Rechnung zu finden. Er, der das Wesen des Franzosenthums so gut kannte, fluchte ihrer Propaganda und dem Unglück, das sie über sein Vaterland gebracht; dann aber verherrlicht er Bonaparte in einem, freilich unvollendeten „Poema epico lirico" (Parma 1806) und identificirt ihn mit der Freiheit; er dichtete Oden auf die Niederlage der Barbaren und pries dann die Deutschen als Heroen, welche Italien vor des Galliers Verrath und Tücke schützten, ein Chamäleonismus, der viele seiner Landsleute für seine sonstigen Verdienste blind machte.

In dem Irrthum jedoch, daß Italiens Heil durch die freiheitlichen Ideen der Französischen Revolution erblühen könne und werde, waren die edelsten und besten Geister befangen. Statt aller möge hier Ugo Foscolo aus Zante (1777—1827, in London gestorben) genannt werden. Von seinen Dichtungen sind „Die Gräber" („Carme dei Sepolcri", Brescia 1807) die berühmteste, ein beredtes und hochsinniges Strafgedicht auf die Vernachlässigung der Wohnstätten der Entschlafenen, welche eine damals neue Verordnung weit weg verwies aus der Nähe und den Augen und damit vielfach aus dem Andenken der Lebenden. Wie befangen aber sein politischer Standpunkt, lehrt am besten ein Vergleich seiner Freiheitslieder und der Satiren gegen die Anhänger der französischen Gewaltherrschaft („Didymi Clerici prophetae minimi hypercalypsos liber singularis", Pisa 1815). Den „Gräbern" trat Ippolito Pindemonte (aus Verona, 1753—1828) entgegen; aber die Antwort ist farblos neben der kräftigen und gewaltigen Sprache und antiken Gesinnung Foscolo's. Pindemonte's Poesie ist zart, anmuthig, gefühlvoll; die Harmonie seiner Verse steht im vollkommensten Einklang mit der milden Wärme seiner Gefühle, die in den Idyllen, Heroiden und Episteln am eigenthümlichsten und reinsten sich aussprechen („Epistole in versi", Verona 1817; „Sermoni", 1819; „Le epistole ed i sermoni", Mailand 1829; „C. le prose e poesi campestri", 1830; „Le epistole, sermoni, prose e poesie", 2 Bde., 1845).

Monti's, Foscolo's und Pindemonte's Einfluß ist, genau abgewogen, ein sporadischer und früh verschwindender gewesen, und strenggenommen gehören sie nach ihrer Bildung wie nach ihren Anschauungen und Tendenzen großentheils noch dem vorigen Jahrhundert an. Monti's so hell aufgegangenes Gestirn namentlich erlosch schon völlig, als die erste französische Kaiserepoche im Zenith stand. Die ersten Lyriker, welche als vollkommene Träger der Gesinnungen und Empfindungen, Ansichten und Forderungen unserer Zeit gelten können und zugleich Vorbilder der Richtungen geworden sind, die sich in der italienischen Lyrik bis auf diese Tage behauptet haben, ohne dabei eigentliche Schulen zu bilden, sind Alessandro Manzoni aus Mailand (geb. 1784) und Giacomo Leopardi.

Bereits bei seinem ersten Auftreten ließ Manzoni nicht blos den ihm innewohnenden großen dichterischen Fonds errathen, sondern auch einigermaßen die Richtung ahnen, nach welcher seine Muse den Flug hinnehmen würde. Es war im Jahre 1806, inmitten der Entfaltung der ganzen Glorie des kaiserlichen Frankreich, als er in Paris, wo er damals lebte, die tiefpoetische Ode „In morte di Carlo Imbonati" abfaßte und veröffentlichte. So frei von aller Gemüthsweichlichkeit, aller politischen Sentimentalität, so völlig abstrahirend und unbeeinflußt von den Begebenheiten der Gegenwart hatte noch kein junger Dichter debutirt, und dies schon reichte hin, um in Italien Aufsehen zu erregen.

Der Dichter schilderte, wie ihm der geschiedene Freund im Traume erschien, um ihm und seiner edeln Mutter, einer Beccaria, einen Trost zuzusprechen, der durch himmlisches Wallen von der Wehmuth und dem Schmerze des Erdenpilgers geläutert ist. Und indem er ihm Homer als leuchtendes Vorbild für seine poetischen Bestrebungen hinstellt, schildert er ihm zugleich die Welt in ihrem wüsten Treiben und fordert ihn auf, sich freizuhalten von den verderblichen Strömungen der Zeit. Für ein feines Gehör also erklangen in diesen Versen bereits einzelne Töne der Accorde, in denen seine Poesie gar bald aufrauschte. Sein dem Erscheinen nach zweites Gedicht, die „Urania“ (Mailand 1809) ist zwar ein ziemlich unbedeutendes, noch ganz auf dem Standpunkte der verknöcherten italienischen Akademien befindliches Product; aber es vereinigt sich alles zu der Annahme, daß diese Dichtung vor jener Ode entstanden und ihre spätere Veröffentlichung wahrscheinlich eine rein zufällige gewesen.

Von vornherein trachtete Manzoni nach der Sphäre, in welcher wahrhaft große und befruchtende Gebilde der Kunst erstehen. Er schaute um sich und sah die Menschen von dem Fieber verkehrter und getäuschter Erwartungen, des Zweifels und der Verzweiflung verzehrt; er wollte sie nun durch eine von sinnlichen und materiellen Einwirkungen geläuterte Poesie heilen und damit zugleich eine echte Poesie schaffen, da die Dichtung der Zeitgenossen ihm bis dahin blos ausländisch, nicht national, nicht italienisch dünkte. Allein er verwechselte das eigene Vermögen mit dem Bedürfniß seines Volks; ihm war nur eine einseitige Erkenntniß der Dinge beschieden und bei allen Reichthümern des Geistes und allem Schwunge dennoch nicht die Kraft, nach Abstreifung der Fesseln gemeiner Wirklichkeit zum Lichte der Absolutheit reiner Schönheit aufzusteigen und die kranken Gemüther seiner Nation dahin nachzuziehen. Statt dessen tauchte er mit dem Panier des Glaubens in die nebelige Tiefe einer schwärmerischen mittelalterlichen Religiosität und errichtete Hütten im Schatten des Kreuzes, indem er hier allein das höchste Glück und die Panacee für Leben und Kunst suchte. Und da er den Eingang zu diesen Hütten wunderbar ausschmückte und so deren factische innere Leerheit verbarg, geschah es, daß die ohnehin zum Extrem geneigten und leicht trunkenen italischen Gemüther in Menge hier die nach langer Nacht ersehnte Poesie des Heils aufgegangen wähnten. Wir reden von den „Inni sacri“, die das Jahr 1810 brachte, von den Weihegesängen auf die Geburt Jesu, die Passion, Auferstehung, auf das Pfingstfest und den Namen Maria's, durch welche er sich zum Stifter des ultramontanen Romanticismus in der italienischen Poesie machte. An und für sich betrachtet indeß, wie vom kirchlichen Standpunkte sind diese Hymnen nicht blos blendende Ergüsse einer wirklichen Dichterbrust, sondern auch das Höchste, was in der katholischen Hymnologie Italiens jemals geleistet worden. In ihnen athmet der Geist, der einst gothische Dome schuf, der sie mit den Farben Rafael's schmückte und mit den sinneumstrickenden Klängen der Oratorien eines Palestrina durchwehte. Aber ihrer nationalen Tendenz nach waren sie von einer verwerflichen Engherzigkeit, welche auch aus dem letzten und größten Erzeugniß seiner lyrischen Muse: „Il cinque Maggio“ *), spricht, wo er den Gefangenen von St.-Helena in einer alle Menschen oder Parteien befriedigenden Weise zu besingen nicht anders für möglich hält, als daß er die Religion dabei anruft, des niedergeschmetterten Titanen Haupt vor Golgatha sich beugen läßt, während das Symbol der Erlösung auf seiner ausathmenden Brust ruht. Die ganze Zahl der der Lyrik angehörenden Dichtungen Manzoni's beträgt übrigens nur acht, wofür wir unter den deutschen Dichtern wol kein Beispiel kennen.

*) Diese Ode ist nicht weniger als achtmal übersetzt worden, zuletzt und am trefflichsten von Paul Heyse.

Welche Bahnen er für das Drama und den Roman in Italien eröffnete, liegt außerhalb unserer Betrachtnahme. („Opere Fir. 1828/29", 6 Bde., Paris 1843; „Opere var.", Mailand 1845.)

Es versteht sich wol von selbst, daß wir ebenfalls die vielen „Inni sacri", welche nur in zweiter Linie gesungen wurden, ganz unbeachtet lassen. Nur die bedeutendsten der Dichter, die der Richtung Manzoni's mehr oder weniger folgten, können uns beschäftigen. Und hier ist zuvörderst Giovanni Berchet aus Mailand zu nennen, der nach einheimischen, französischen und deutschen Angaben 1851 im 73. Lebensjahre als Mitglied der zweiten sardinischen Kammer verschieden sein sollte, in der That aber noch zehn Jahre später lebte, wenngleich in äußerster Zurückgezogenheit. In seinen Dichtungen, die sich vorwiegend der Romanzenform nähern, herrscht ungemeines Leben und Bewegung, Haß und Liebe gelangen zur prägnantesten Darstellung und fast immer gestaltet er anschauliche Gemälde. Vornehmlich gilt dies von seinem unstreitig bedeutendsten Poem „I Profughi di Parga" („Die Flüchtlinge von Parga"), der bekannten thessalischen Stadt, welche von England verrathen und verkauft wurde. Alle Empfindungen, die er hier den unglücklichen Kindern Griechenlands in die Seele legt, wendete er in der leidenschaftlich düstern Phantasie „Der Verbannte" auf das eigene Vaterland und die eigenen Verhältnisse an. Man wird sich erinnern, daß Goethe denselben Stoff Manzoni's Aufmerksamkeit empfahl. Auch die Stoffe seiner andern Romanzen, z. B. „Julia", „Die Gewissensqual", „Mathilde" u. a. stehen in Beziehung zu den Leiden des italienischen Volks. Zugleich charakterisiren sie den Dichter durch seinen eigenthümlichen Appell an die Frauenwelt, dem Vaterlande patriotische Söhne zu erziehen und auf die politischen Leidenschaften der Männer einzuwirken. Er hat den Namen eines italienischen Béranger in mehr als Einer Hinsicht verdient und jedenfalls mit größerm Recht als Giusti, der ihn zuerst von Gustave Planche erhielt.

Was Berchet mit Manzoni gemein hat, ist die Schlichtheit, Ungesuchtheit im Ausdruck der Gefühle, die katholische Gläubigkeit und der Mangel an einer gewissen Tragweite der Gedanken. Was er vor ihm voraushat, ist, daß er selbst in der gesteigertsten Melancholie noch einen Grad von Natürlichkeit festhält. Aber die hohe Formvollendung des Meisters erreichte er nicht, er wird nicht selten incorrect und sogar prosaisch, wenn auch dieser Prosaismus der vulgären Empfänglichkeit unkenntlich bleibt, weil er unter allen Umständen mit einer Art edler Schicklichkeit verdeckt ist. („Opere, ed. compl.", Neapel 1861.)

Tommaso Grossi aus Mailand (1799—1853), Manzoni's geliebtester Schüler, ist als Lyriker kaum der Rede werth und hat nur in der poetischen Erzählung Talent bewiesen. Erfolgreicher als er repräsentiren nach seinem und Berchet's Tode Niccolo Tommaseo, der bekannte Revolutionsmann, und Giovanni Prati jene Schule. Ersterer hat als Romanschriftsteller, Philolog und Lyriker, obschon er auf keinem Gebiete den ersten Rang einnimmt, gleichmäßig reussirt. Seine Verse sind geschmeidig und auch empfindungsvoll, indeß fühlt man es ihnen doch an, daß sie weniger das Product unmittelbarer Inspiration als der Speculation sind, zumal in der politischen Lyrik. Seine unglückliche politische Thätigkeit, die ihn 1832 aus Florenz über die Berge von Pistoja trieb, wurde übrigens die Veranlassung zu seinem verdienstvollsten poetischen Unternehmen, indem er dort inmitten einer ländlichen Bevölkerung, welche im 19. Jahrhundert noch die Sprache des 15. redete, zuerst auf den Gedanken seiner vorzüglichen Sammlung volksthümlicher Lieder kam („Canti popolari Toscani, Corsi, Illirici, Greci, raccolti e illustrati etc.", 4 Bde., Venedig 1841—42), und damit einen Anstoß gab, der sehr bald die eifrigsten Nachfolger fand, wie Oreste Marcoaldi („Canti popolari inediti Umbri, Liguri, Piceni, Piemontesi, Latini etc.", Genua 1855), Giuseppe

Tigri („Canti popolari Toscani", Florenz 1856) und Nigra (zerstreut in der „Rivista contemporanea").

Ein weit entschiedeneres Dichtertalent als Tommaseo ist Prati, und in demselben Maße als die Kritik sich gegen Grossi feindselig zeigte, fand er eine Menge Enthusiasten, die ihm Weihrauch über Weihrauch streuten und sein Gehirn so verwirrten, daß er schließlich einmal keinen Anstand nahm, sich über Châteaubriand, Byron und Goethe zu stellen und sie zu meistern. Nie aber hat es eine verkehrtere Anschauung vom menschlichen Herzen und der Welt gegeben als die, welche in seinen Dichtungen hervortritt, und wenn er Ansprüche auf einen Philosophen macht, muß man gestehen, daß es nie eine bequemere und oberflächlichere Art zu denken gegeben, als die seinige. Fast scheint es, als ob er im Leben nichts Poetisches anerkenne außer der Sündhaftigkeit und deren übeln Folgen. Vom Standpunkte der technischen Kunst aus ist sein größter Fehler, daß er alles der gefälligen Form, dem Ohrenkitzel opfert und in seinem Haß gegen die rhetorische Figur, deren Vermeiden bei Manzoni etwas ganz Absichtsloses, das specifisch Erhabene oft in den Staub wirft. Wir nennen hier von ihm die „Nuovi canti" (Turin 1844), „Memorie e lacrime e nuovi canti" (Palermo 1845), „Poesie politiche" (Italien 1850), „Canti lirici" (Mailand 1853). Seine spätern Leistungen stehen theils tiefer, theils interessiren sie uns hier nicht.

Andere religiöse Lyriker, welche dieser Schule zugezählt werden dürfen, sind Cesare Arici aus Brescia (1782—1837), dessen „Versi sacri" (Brescia 1828; Mailand 1835) aber gar keinen Vergleich mit seinem classischen Lehrgedicht „La Pastorigia" (1814, 1818, 1824 und öfter) aushalten; ferner der Advocat Vindocci (gest. 1844), auch bekannter Improvisator; Giuseppe Borghi (gest. 1847) mit seinen „Liriche" (Palermo 1834) und „Inni sacri" (1843); Cesare Cantù aus Brivio im Mailändischen (1805—64), der unter den Katholiken so hochgeschätzte Historiker; Guglielmo Raisini („Madonna", Modena 1845) und Giacomo Vittorelli (gest. 1835). Nicht zu obiger Richtung, aber in der Reihe dieser Dichter erwähnenswerth ist Alfonso Muzzarelli aus Ferrara (1750—1813).

Im strictesten Gegensatz zu jener Schule, um diese uneigentliche Bezeichnung noch beizubehalten, und in unverhohlener Geringschätzung einer Kunst, die alles Schöne in das Religiöse und Ethische verlegte und hauptsächlich mittels des Moralprincips die Nation zu heben trachtete, wirkte eine kleine Schar, die ihren Meister in einem unendlich reichern Geiste als Manzoni erkannte, in dem Grafen Giacomo Leopardi. Geboren am 29. Juni 1798 zu Recanati in der Mark Ancona, aus einer altadelichen, aber unbedeutenden Familie, schon in früher Jugend durch ausgezeichnete philologische Gelehrsamkeit von seinen Landsleuten und auch in Frankreich und Deutschland bewundert, sodaß Niebuhr, der die Bekanntschaft des fünfundzwanzigjährigen Gelehrten in Rom machte, ihn zu einer Uebersiedelung nach Berlin zu bestimmen suchte, abwechselnd im Kirchenstaat und im Toscanischen, je nach den Bedürfnissen seiner fortwährend leidenden Gesundheit, und zuletzt in der Nähe von Neapel lebend, wo er 1837 beim Herannahen der Cholera starb, die den ihm in einer Rücksicht geistesverwandten Platen im benachbarten Sicilien wenige Monate später hinraffte — würde Leopardi unbedingt als der erste Poet des neuen Italien anerkannt worden sein, wenn vornehmlich die Herbigkeit seines Geistes ihm mehr Sympathien, namentlich in Deutschland, hätte erwerben können. Bei ihm hatte sich der Schmerz um die unglücklichen Geschicke seines Vaterlandes, der aus dem Genie eines Foscolo, Pindemonte und Mamiani die Funken einer patriotischen Lyrik des Zorns und der Verachtung der Zeitgenossen herausschlug, zur Verzweiflung an der Welt und dem Leben überhaupt vertieft. So wurde er wider Willen der Hauptrepräsentant eines pessimistisch-materialistischen Classicismus. Mit einem wunderbar feinen Organ für die Auf-

fassung des Antiken, ja mit einer so sympathetischen Ader für die Anschauungs- und Denkformen des Alterthums begabt, daß Leopardi als Jüngling durch Hymnen in altgriechischer Sprache die gelehrtesten Philologen täuschte, reproducirte er in der lebendigsten Durchdringung mit der philosophischen Bildung der neuen Welt den antiken Stoicismus, wie derselbe sich eben im Zeitalter der ersten Imperatoren ausgebildet hatte. Doch ist sein Standpunkt eklektisch, sofern er zwar das Tugendideal auf dem Boden der praktischen Politik und innerhalb der Schranken der Nationalität verfolgte, jedoch aus den maßlosen Leiden seines Vaterlandes ein so tiefes Gefühl des Unglücks und der Nichtigkeit aller Dinge in sich aufnahm, daß er, an der Rettung seiner heimatlichen Erde verzweifelnd, sich zu der Ansicht erhob, alles Erschaffene überhaupt dem Elend verfallen zu betrachten, aus dem er keine Rettung sah als den Tod. Er vertiefte sich in die Betrachtung des Dualismus von Geist und Natur und datirte die Selbstentzweiung vom Untergange der Alten Welt an. So wurde seine Lyrik zugleich eine Feier des Alterthums und der glücklichern Vergangenheit seines Vaterlandes, wie sie sich in das Räthsel der ewigen Gegensätze versenkte, welche der Schöpfung innewohnen. Dieses Räthsel löste er aber nicht in symbolischer oder mystischer Weise, wie ein großer Theil der modernen Romantiker etwa, sondern, durchaus classisch in Sprache, Mythologie, Philosophie, kam er mit voller Klarheit bei der Negation alles Seienden, bei der Leugnung einer sichern Erkenntniß und der Möglichkeit des Glücks an und blieb nur darin modern, daß diese patriotisch-philosophische Weltanschauung sich mit allen Strahlen im Focus seines persönlichen Misgeschicks concentrirte. So kommen allgemein philosophische Gedanken in seiner Lyrik nie anders als in einem concreten Verhältniß zur Erscheinung, sei es, daß er den Verfall Griechenlands und des alten Rom, oder den Untergang der Freiheit des neuern Italien, oder endlich sein eigenes Misgeschick in Liebe und getäuschten Hoffnungen beweint. Mit nicht geringerer Virtuosität, als er den Geist des classischen Alterthums wiedergibt, beherrscht und setzt er auch die Richtung besonders Dante's und Petrarca's fort, Meister der italienischen Sprache sowol in Prosa als Poesie. Keinem der alten oder neuern Dichter steht er an Kunst der Darstellung und Größe der Gedanken nach; es ist unmöglich, etwas Klareres, Gediegeneres und bei der vollen Consequenz des Skepticismus Maßvolleres zu lesen als seine „Canti", die seine Landsleute, freilich nur die hochgebildeten, bezauberten und in Deutschland mehrere Uebersetzungen hervorriefen.

Eine solche hat Kannegießer gegeben, dem Umfange nach die vollständigste. Die großen Schwierigkeiten, welche die Leopardi'schen Gedichte, namentlich die Canzonen, darbieten, haben allen Uebertragungen eine gewisse Schwerfälligkeit und Härte angeheftet und die folgenden vier sind unsers Wissens noch in gar keiner Uebertragung bekannt geworden, trotzdem sie zu den bedeutendsten gehören. Ob sie in der Originalausgabe von 1836 enthalten, vermögen wir nicht zu sagen; vor uns lag die von des Dichters mehrjährigem Freunde Antonio Ranieri auf ausdrücklichen Wunsch besorgte (2 Bde., Florenz 1845), und in dieser ist wenigstens das Gedicht „Mondesuntergang", worin die Verzweiflung an Welt und Leben sich zur bittersten Ironie gegen das Göttliche steigert, zum ersten mal aufgenommen. Unbestreitbar sind die hier übertragenen die schwierigsten in der ganzen Sammlung.

## Liebe und Tod.

„Früh sinket, wen die Götter lieben, in den Tod."
Menander.

Ein Zwillingspaar, wand sich aus Schicksals Schos
Einst Tod und Liebe los.
Nicht wird ein schönres Wesen
Auf Erden noch im Sternenkranz erlesen.

Von dieser stammt das Beste,
Entquillt die höchste Lust,
Die sich im Meer der ird'schen Dinge findet;
Der andre heilt die Brust
Von jedem Leid geschwind.
Ein wunderlieblich Kind,
Süß anzuschaun, nicht wie
Ihn sich der Wahn der feigen Menge denkt,
Wird von den Kindesscherzen
Der Lieb' er oft gelenkt,
Und ob der Menschen Pfad entschweben sie,
Der erste Trost in jedem weisen Herzen.
Nie ward, als wo entzündet
Das Herz in Liebe war, mehr Weisheit, noch
Das Leben mehr verachtet,
Noch zu Gefahr und Schmerzen
Mehr Willigkeit in andrem Dienst erwiesen.
Wo Liebessehnsucht schmachtet
Wird neu der Muth gegründet,
Wird wach vom Schlummer, und zu weiser That;
Nicht mehr von der Gedanken Trug bemeistert,
Hebt sich der Mensch begeistert.

Wenn tief im Herzensgrunde
Der junge Keim sich regt
Von zärtlichem Verlangen,
Entfärben welkend sich zugleich die Wangen
Und Todessehnen bebt aus müdem Munde;
Nicht weiß ich wie: doch so
Ist stets der Stern der Liebe aufgegangen.
Vielleicht daß dann entsetzt
Die Augen in der Leere starrend ruhn,
Vielleicht daß unbewohnbar dann die Erde
Dem Menschen däucht, beraubt
Des neuen, unermessnen
Gefühls, das seinen Geist mit Wonne letzt.
Doch merket dann er, wie sein dräuend Haupt
Der Sturm der Liebe schüttelt, sucht er Frieden,
Entflieht vor der empörten
Begierde in den Hafen,
Die brüllend schon mit Schaum den Himmel netzt.

Wenn alles dann in Aufruhr
Die wilde Macht gestürzt,
Und nimmersatt der Gram im Herzen blitzt,
Wie oft mit brünst'gem Flehen
Wirst du dann angerufen,
O Tod, vom Liebenden in seiner Pein!
Wenn er der Nacht, dem Schein
Des Frühroths überläßt die matten Glieder,
Wie oft preist er sich glücklich, wenn vom Lager
Er nie aufstünde wieder,
Und nie das bittre Licht säh wieder scheinen.
Oft wenn beim Klang der düstren Trauerglocken
Die Menschen ihrer einen
Geleiten mit Gesang zum ew'gen Schlummer,
Ach, wie mit heißen Seufzern
Aus tiefster Brust beneidet er das Glück,
Hinabzusteigen zu der Schatten Strande.

Ja selbst der rohe Haufe
Der Pflüger, dem sonst nichts
Von Tugend beiwohnt oder vom Verstande,
Sogar des Mädchens Furcht, der ohne Schande,
Sobald von Tod sie hörte,
Das Haar sich sträubend kehrte,
Wagt auf das Grab, wagt auf der Leiche Zier
Den Blick zu heften standhaft auf einmal,
Denkt jetzt an Gift und Stahl
Am liebsten, und im Geist,
Dem ungelehrten, heißt
Holdselig jetzt der Tod und sein Revier.
So wünscht den Tod betrübt,
Wer sich der Lieb' ergibt. Oft auch erweise
Sich so in Qualen die bedrängte Seele,
Daß fürder nichts vermag des Menschen Wille,
Und die gebrochne Hülle
Den furchtbaren Kämpfen weicht; in diesem Fall
Beugt sich des Bruders Macht die Liebe stille.
Ach, so treibt Liebe ihren Stachel spitz
Ins Leben ein, daß der unkund'ge Landmann
So wie das zarte Mädchen
Mit blut'ger Hand die müden
Gebeine leblos auf die Erde betten.
Dort trifft sie dessen Witz,
Dem Ruh und Alter vom Geschick beschieden.

Den glühenden voll Entzücken,
Den hochgesinnten Geistern
Hat euer einen das Geschick bestimmt,
Ihr gnäd'gen, die beglücken
Die unterworfnen Knechte
Des Menschenstammes; ach, wer ist's, der möchte
Sich wol entziehen eurem Herrscherblick,
Da ihr allein gehorchet dem Geschick.
Und du, den ich von meines Seins Beginn
In Demuth stets anrufe,
Anmuth'ger Tod, dem einzig
Mit unsrer Trübsal Mitleid wohnt im Sinn,
Wenn je dein Lob ertönte
Von mir, wenn je in deinem Himmelsreiche
Des Pöbels Haß und Streiche
Du sühnst, gieb, daß ich stöhnte
Nicht länger mehr, gewähre
Die oft verschmähte Bitte,
Schließ dieses gramgewöhnte
Auge für immer, König unsrer Erde.
Mich findest du gewiß, zu welcher Stunde
Den Flügelschlag ich hör' bei deinem Tritte,
Mit stolzer Stirn, gerüstet,
Ob auch nach Kampf gelüstet
Dem Schicksal selbst, die Hand, die in der Wunde
Von meinem reinen Blute
Mit frechem Schwung sich röthet,
Nie, wie die Menschen pflegen,
In Lob zu baden mit verworfnem Muthe.
Jedwede Hoffnung, deren nicht'ger Schimmer
Die Welt wie Kinder tröstet,

Jedwede Stütz' im Kummer
Werf' ich zu Boden jetzt, auf andre Erlösung
Als deine, hoff' ich nimmer
Und flehe nur: O fliege
Der Tag herbei, wo ich mein Haupt im Schlummer
An deinen Busen schmiege.

## Mondesuntergang.

Gleichwie in stiller Nacht
Ob Wassern und Gefild im Silberglanze,
Darauf der Zephyr flattert,
Und tausend wunderliche
Gestalten, Kreis' und Striche
Die fernen Schatten ziehn,
Hier in den klaren Bächen,
Auf Hügeln dort, Landhäusern, Zäunen, Flächen
Jenseits der Alpen oder
Des Apennin, oder zum Wogenbrande
Der Bucht am Himmelsrande,
Der Mond hinabsteigt, die entfärbte Erde,
Der Schatten Spiel, gestreckt
Auf Höh' und Thal, die Nacht mit Dunkel deckt,
Verwaist die Lüfte träumen,
Wofern nicht mit schwermüthigem Gesange
Den letzten Schein des Lichts, das, eh sich's neigte,
Die Pfad' ihm leuchtend zeigte,
Der Kärrner grüßt auf seinem öden Gange.

So, wenn von dannen zieht
Das Menschenleben, flieht
Die Jugend. Dann erbleichen
Die Schatten, das Gefunkel
Der holden Irrungen, die Hoffnungsträume
Entschlüpfen in das Dunkel,
Daran die sterbliche Natur sich nährt,
Und traur'ge Ruhe kehrt
Ins Leben ein. Umsonst, daß bei dem Anblick
Der Wanderer verwirrt Beschluß und Grund
Von seines langen Weges Wachsthum sucht;
Daß er des Menschen Hause,
Ihm ihre leere Klause
Nun fremd geworden, wird allein ihm kund.

Zu heiter und zu tröstlich
Erschien dies jammervolle
Dasein dort oben, wenn der Stand der Jugend,
Wo jedes Gut die Frucht von tausend Schmerzen,
Dem ganzen Lebenslauf erhalten bliebe.
Zu gnädig ist der Spruch,
Der jeden Schöpfungskeim mit Tod belastet,
Wenn von der Tage Mitte
Nicht vor dem furchtbaren Schritte
Des sichern Todes Grausen überfällt.
O daß stets ihrem Throne
Anbetung werd' erwiesen,
Zu aller Mühen Krone schufen gnädig
Die Ewigen das Alter,
Wo wach der Trieb, der Hoffnungsrausch verglommen,

Versiegt der Quell der Freuden, an Beschwer
Das Leben reicher und an Labung leer.

Ihr sanften Höhn und Auen,
Nachdem der Schimmer, der mit Silberlicht
Der Erde dichte Schleier überzogen,
Zerfloß, bleibt ihr nicht lange
Im Waisenflor, eh, auf den andern Rand
Gedreht, der Himmelsbogen
Sich in des Frühroths klarer Welle badet.
Und bald beschreitet das Gebirg die Sonne,
Und alles ringsum treffend
Mit feurigen Geschossen,
Schwimmt dann ihr übergossen
In goldnem Strome sammt des Aethers Fluren.
Doch unser Leben, wenn der Lenz einmal
Die Blüten abgeschüttelt, färbt sich nimmer
In andern Tags noch andern Frühlichts Schimmer,
Bleibt Witwe bis zum Ende, und der Nacht,
Die frühres Sein vernichtet,
Entsteigt das Grab zum Zeichen aufgerichtet.

## Der einsame Sperling.

Dort von der Höhe jenes alten Thurms,
Einsamer Sperling, kehrst du mit Gesang
Ins Land, und weilest bis die Sonne sinkt,
Und durch das Thal irrt deine Harmonie.
Der Frühling neubeschwingt
Glänzt in den Lüften, durch die Felder jauchzt,
Wer ihn begrüßt, mit sehnendem Gemüthe.
Die Heerde blökt, die Rinder hör' ich brüllen,
Die andern Vögel schwärmen lustentbrannt
In tausend Kreisen durch den offnen Himmel,
Lobpreisend der Natur lebend'ge Güte.
Du schaust nachdenklich drein in das Gewimmel.
Gefährten nicht, noch Flüge,
Noch froher Sinn ist's, was dein Herz erweicht;
Du singst — und so verstreicht
Des Jahrs und deines Lebens schönste Blüte.

Weh mir, wie gleicht mein Leben
So sehr dem deinen! Frohen Blick und Muth,
Die wahlverwandt den jungen Busen heben,
Und dich, der Jugend holde Zwillingsschwester,
O Lieb', und bittrer Seufzer, wenn sie floh,
Nicht weiß ich wie — doch ich begehr' sie nicht;
Ich fliehe sie sogar.
Dem Ort, der mich gebar,
Bald unbekannt und fremde,
Bring ich den Frühling meines Lebens hin.
Alljährlich herrscht im Flecken muntrer Sinn
An diesem Tage, der zum Abend eilt:
Ich hör' das Glöcklein durch die Lüfte schallen,
Ich hör' der Eisenröhre Donnergruß,
Von Haus zu Haus gesendet, wiederhallen;
Aus Hof und Hütte tritt
Geputzt im Feierkleid
Die Jugend, und erfüllet alle Wege,
Und sieht und wird gesehn und ist beseligt.

Ich, den einsamen Schritt
Zu diesen still entlegnen Auen kehrend,
Verschieb' auf andre Zeit
Scherz und Genuß, und während sich der Blick
In Sommerluft ertränket,
Mahnt mich die Sonne, die vom Felsenhaupt,
Vom Mittagsglanz entkleidet,
Abgleitend in der Berge Schos sich senket,
Daß die beglückte Jugend bleicht und scheidet.

Einsames Vöglein! Wenn am Sternenhimmel
Einst deines Lebens müder Abend dämmert,
Dann reuet dich gewiß
Nicht deiner Sitte: gab euch doch Natur
Zum Ziel dies euer Irren.
Wenn ich nach bangen Wirren
Nicht der verhaßten Schwelle
Des Alters mehr entgehe,
Für jedes fremde Herz dies Auge stumpf,
Die Welt ihm leer, und jeder nächste Tag
Mit mehr Verdruß belastet und mehr Wehe,
Wie schätz' ich dann, was helle
Mir heut im dunkeln Leben däucht, wie mich?
Ach! reuevoll bleib' ich
Dann ohne Trost, wenn ich zurücke sehe.

## An sich.

Bald ruhest du für immer,
Mein müdes Herz. Hin ist der letzte Trug,
Der ewig däuchte; er ist hin. An allen
Den theuren Truggebilden
Ist mit der Hoffnung auch die Lust gefallen.
Ruh' aus für immer; viel
Hast du gezittert; deine Nöthe wiegt
Kein Ding auf, noch ist deiner Seufzer werth
Die Erde. Schal und bitter
Das Leben — und sonst nichts. Die Welt ist Staub.
Gib dich zur Ruh'. Verzweifle
Zum letzten mal! Nichts gab als Tod das Schicksal
Unsrem Geschlecht. Verachte die Natur,
Dich, die Gewalt, die blinde,
Die Unheil stiftend im Verborgnen herrscht,
Und was vom nicht'gen Schein des All's sich finde!

Der Hauptsitz der Jünger Leopardi's war Bologna, sie gruppiren sich um Giovanni Marchetti (1790—1852), Papst Pius' IX. Jugendfreund und Minister der auswärtigen Angelegenheiten in den Tagen der höchsten Gefahr. Er ist berühmt geworden namentlich durch ein Gedicht in Terzinen: „Una notte di Dante", das gleichwol nur einen mittlern Werth in Anspruch nehmen kann. Insbesondere geht ihm die Einheit ab, und Dante's Figur ist hier eine so abenteuerliche, daß wir uns schlechterdings nicht mit ihr befreunden können. Ebenso sind seine Canzonen, Oden und Sonette weit über Gebühr gelobt worden. Allein dies darf uns nicht hindern zu bekennen, daß er gerade in der Canzone eine große Gewandtheit offenbarte und in mehrern sich durch unvergleichliche Einfachheit des Gedankens und musterhafte Reinheit des Stils auszeichnete. Dahin zählen wir die würdevolle Todtenfeier des Bildhauers Visconti und der Dichter Perticari, Petrarca und Tasso, wie einige Canzonen, in denen er sich für all=

gemeine Ideen begeistert, wie die Frömmigkeit, Hoffnung und Dankbarkeit, wo man zugleich die Erhebung über das Gewöhnte anerkennen muß. In den Oden erscheint uns die Simplicität des Ausdrucks allzu gesucht, und die geflissentliche Nüchternheit des Colorits übertrieben. Nichts einzuwenden ist gegen die Form seiner buntstoffigen Sonette, doch möchten wir nur dem auf Pius IX. eine ausnahmsweise Anziehungskraft zuschreiben.

Mit höhern Naturgaben ausgestattet, obgleich minder berühmt war Alessandro Poerio, ein Bruder des unglücklichen neapolitanischen Ministers und ein Glied jener edeln Familie, die von jeher für ihre Vaterlandsliebe unsagliches Elend ausgestanden. Auch Alexander wanderte bereits im 13. Lebensjahre (1815) in die Verbannung, aus welcher er erst 1820, zur Zeit der neapolitanischen Revolution, zurückkehrte. Bald aber trieben ihn die politischen Verhältnisse wiederum fort, und er durchwanderte nun ganz Europa, einen merkwürdigen Schatz von Sprachkenntnissen sammelnd, durch welchen er mit einer Reihe der berühmtesten Männer in Beziehung trat. Von seinen Landsleuten nennen wir Giordani, Leopardi, Manzoni, Niccolini, Tommaseo, von den Franzosen Lamartine, von den Deutschen Goethe, der einen dauernden Briefwechsel mit ihm unterhielt. Durch das Jahr 1848 endlich wieder in sein Vaterland zurückgerufen, nahm er unter General Pepe an den dortigen kriegerischen Actionen theil, wurde in dem Kampfe bei Mestre am 23. Oct. d. J. schwer verwundet und starb infolge dessen bereits am 3. Nov. zu Venedig, beweint von vielen, die ihn als Patrioten kannten, von einer kleinen Zahl, die ihn als Dichter schätzte. Denn das Exil und seine eigene Bescheidenheit, die ihn 1843 zum ersten mal blos 40 kleine Gedichte veröffentlichen ließ, waren seinem poetischen Ruhme nichts weniger als förderlich, zumal auch die Verbreitung der Gedichte verboten wurde. Italien konnte ihm aber unter seinen zeitgenössischen Dichtern einen hervorragenden Platz anweisen. Kraft und Anmuth vereinigen sich namentlich in seinen Oden auf Michel Angelo, Canova, Dante, Dandolo, und das kleine Gedicht „Il Risorgimento" ist ein wahres Juwel. In der Ode „Il Feruccio" ist er insofern auf sehr undichterische Abwege gerathen, als er sich nicht blos ängstlich an den gewählten Stoff klammert, sondern sogar Varchi's Darstellung von dem Todeskampfe der toscanischen Freiheit zu ergänzen und zu berichtigen sucht. Um auch beiläufig seiner Untersuchungen über ästhetische und psychologische Fragen zu gedenken, zu welchen er sich durch Bekanntschaft mit der deutschen Literatur angeregt fühlte, so sind diese doch sehr unerheblich; und wenn sie in Italien Aufsehen machten, so muß man nicht vergessen, wie erstaunlich schwach das speculative Wissen dort von jeher beschaffen war.

Der dritte im Bunde derer, die sich selbst zu den Jüngern Leopardi's zählen, ist der Graf Terenzio Mamiani della Rovere, ein vielseitig gebildeter und erfahrener Mann, der aber wol einen großen Theil seines literarischen Ruhmes der Rolle verdankt, die er in den Geschicken seines Vaterlandes spielte. Geboren 1800 zu Pesaro am Adriatischen Meere, bekam er frühzeitig Gelegenheit, seinen Eifer für die Nationalunabhängigkeit zu bethätigen, obwol nie im Einklange mit den Intentionen Mazzini's, die er sogar stets als höchst gefährlich für die italienische Sache gehalten. Infolge der Bewegungen in der Romagna und der Wiederherstellung des absoluten Papstthums durch Oesterreich in das Exil getrieben, ward ihm erst 1847, nach fast fünfundzwanzigjähriger Verbannung, durch Pius IX. bedingungslose Rückkehr in das Vaterland verstattet. Bald darauf, im März 1848, unter den schwierigsten Verhältnissen nach Rom an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten berufen, richtete sich sein Hauptstreben nach einer ehrlichen constitutionell-monarchischen Verfassung, andererseits nach Befreiung Italiens von der executorischen Gewalt der Heiligen Allianz und einer Separatverbindung der einzelnen italienischen Staaten gegen Oesterreich. Pius' IX. Inconsequenz veranlaßte ihn sein Portefeuille abzugeben, nach Sardinien zu gehen und dort mit Gioberti die

Gesellschaft der italienischen Einheit zu stiften. Nach der Ermordung Rossi's im November 1848 ließ er sich jedoch wieder bewegen, in Rom neben Rosmini in das Ministerium Coletti einzutreten. Streng constitutionell widersetzte er sich der Absetzung des Papstes durch die demokratische Partei und der Proclamirung der Republik. Als er sich aber zu schwach sah, ging er nach Genua, wo er 1856 das sardinische Staatsbürgerrecht erlangte und von der Stadt zum Abgeordneten für das turiner Parlament erwählt wurde, in welcher Eigenschaft er die Partei Cavour's lebhaft unterstützte. Im Jahre 1860 sehen wir ihn dann als Minister des öffentlichen Unterrichts im Cabinet des Königs von Sardinien. Bei aller politischen Thätigkeit jedoch brachte er sich fortwährend als Philosoph und Dichter in Erinnerung. In ersterer Hinsicht wiegt er nicht schwer, und wenn er früher dem Skepticismus zugeneigt war, hat er diesem nachmals ebenso wie dem Mysticismus entgegenzuarbeiten gesucht. Die Mannichfaltigkeit seiner Wandlungen in Betreff philosophischer Principien wird man indeß auch an dem Dichter gewahr. Man muß sich wirklich überrascht fühlen, bei ihm Hymnen zu finden, die meist nur gläubige Lebensbeschreibungen von Heiligen enthalten, überdies aber blos rhetorischen Uebungen gleichen. Dagegen machen seine sogenannten Idyllen sowol durch die Angemessenheit der Gegenstände als durch anmuthige und natürliche Behandlung einen meist vortheilhaften Eindruck. Wir heben namentlich das Gedicht „La Villetta" hervor, wo in dem Spiele des Engels Ituriel mit einer Sylphe die Religion der vergangenen und gegenwärtigen Welt dargestellt wird. Nicht zur Idylle möchten wir ferner den reizenden Liebesgesang „Rispetti di un Trasteverin" rechnen: es ist eine Romanze, deren bezaubernde Einfachheit sich nicht so harmonisch erreichen läßt, wenn man nicht wie der Dichter den improvisirten Ritornellen der italischen Landleute gelauscht hat. Noch viel weniger gehört das allerliebste Gedicht „Una Madre" zu den Idyllen. Mamiani's Hauptwerth als Dichter aber beruht in einer ungewöhnlichen Schönheit und Reinheit der Sprache und einer Virtuosität des poetischen Ausdrucks, die sich selbst in nüchternen Abhandlungen nicht zurückzuhalten weiß, und dadurch eben die jeweilige Nüchternheit der Gedanken zu verkleiden versteht. Eine Gesammtausgabe seiner Gedichte erschien zu Florenz 1857.

Auch eine in Italien ihres patriotischen Charakters und ihrer Talente willen hochgeachtete Frau, die Ferucci, schloß sich der Richtung Leopardi's an, und man muß gestehen, daß es ihr ebenso wenig an Eleganz und Reinheit der Versification als Originalität und Begeisterung fehlt. Ihre politische Lyrik ist ergreifend, aber Lieder wie der „Hymnus an die Sonne" zeigen deutlich, daß die Lichtpunkte ihrer Poesie nicht in der elegischen Beschränkung zu suchen sind.

Mit ihr sind inzwischen die namhaften Anhänger Leopardi's nicht erschöpft. In jüngster Zeit hat der Fürst Giovanni Torlonia in Rom, durch Geburt und Reichthum ebenso wie durch Begabung und innere Neigung zum Mäcen aufstrebender poetischer Talente berufen, einen Dichterkreis um sich versammelt, der sich ebenfalls jenen Meister zum Vorbild genommen hat, zugleich aber auch an deutschen Dichtern seine Kraft übt. Das Organ dieser Vereinigung ist der sogenannte römische Musenalmanach, der sich jedoch genöthigt sieht in Florenz zu erscheinen (zuerst 1858). Torlonia und Paolo Emilio Castagnola sind als Herausgeber genannt, und, wie kaum anders zu erwarten, hat Lenau vor allen deutschen Dichtern eine besondere Anziehungskraft auf diese Poeten ausgeübt. Die tiefste Vertrautheit mit der deutschen Poesie weist Fabio Nannarelli auf („Poesie", Florenz 1853 und 1856), in der Gemüthsstimmung Leopardi am ähnlichsten, ernst, melancholisch, pessimistisch, aber mitunter in sentimentale Naturvergötterung gerathend. Frei von seinem Cultus des Schmerzes, der Gegenwart und ihren Bestrebungen näher stehend sind Giambattista Maccari und der schon genannte Castagnola. Zwar die Romanze „Emellina", in welcher Castagnola das tragische Ende Konradin's, seine Gefangennahme im Schloß

Astura durch den verrätherischen Frangipani besingt, behandelt diesen Gegenstand mit allem Aufwande romantischer Schwärmerei; aber hier und da findet in seinen Gedichten die Politik der Gegenwart ihre Stelle, und mehr noch in denen des geistverwandten Maccari, der auch sonst in seinen „Balladen“ aus dem Leben zu schöpfen liebt und versteht, und in der „Erdbeerenverkäuferin“, der „Pastorella“, der „Cicoriara“ mit großem Reiz jene volksthümlichen Gestalten vorführt, die aus den Bergen und der Campagna in die Ewige Stadt und von da in den Mappen der Maler durch die ganze Welt ziehen. Der heitersten Individualität erfreut sich der Advocat Ignacio Ciampi, der mit romantischen Novellen in Ottave rime aufgetreten ist, Liebesgeschichten mit abenteuerlichen Schicksalen und phantastischen Scenen. Unter seinen Gedichten im Musenalmanach finden sich wunderlich genug Nachahmungen russischer Lieder, aber auch manches Eigene, das erfreulicher ist als dieser Versuch, der bei der unausfüllbaren Kluft, die Slawisches und Romanisches scheidet, doch nur als literarische Curiosität betrachtet werden kann. Noch gehört zu diesem Dichterbunde eine Dame, Frl. Teresa Guoli, die sowol den Almanach mit einigen zum Theil vortrefflichen Gedichten bereichert, als auch sich in einer umfänglichern Production: „Tasso in Sorrent“, versucht hat, einer Art Melodram mit dem idyllischen Apparate der Schäfer und Schäferinnen, der im Vaterlande des „Pastor fido“ noch immer nicht in die Rumpelkammer geworfen ist. Ihre Stellung zu den Vorgenannten und die Einwirkung der Deutschen auf sie ergibt sich am klarsten aus den Zeilen, die Torlonia an sie gerichtet:

E delle idee Germaniche
Seguendo il volo, libero, sublime,
Prendi soggetto alle tue nuove rime.

Gegen Ausgang der funfziger Jahre zeigte sich endlich in Oberitalien eine dritte Richtung, nämlich eine Fusion der Manzoni'schen und Leopardi'schen Schule, hauptsächlich vertreten durch den Veronesen Aleardo Aleardi (geb. 1827), Giulio Carcano, Scolari und Bellini. Ein endgültiges Urtheil läßt sich über sie noch nicht fällen; wir unsererseits sträuben uns bisjetzt gegen den Glauben, aus dieser Verschmelzung werde das Gold der Zukunft der italienischen Poesie hervorgehen. Aleardi namentlich ist sein politisches Märtyrerthum sehr zu statten gekommen. Da er im Alter von kaum 23 Jahren schon ins Gefängniß geworfen worden war, verstand es sich bei seinen Landsleuten ganz von selbst, daß er ein bedeutender Dichter sei, um so mehr, als man vernahm, seine Schwester habe es verstanden, der Polizei alle Papiere des Bruders, die in lauter ungedruckten Gedichten bestanden, durch sofortige Verbrennung zu entziehen. Wir sind weit entfernt, ihn mit gewöhnlichen Versemachern in Reihe und Glied zu stellen; aber von der Größe der Gedanken, der Majestät seiner Verse, der Harmonie seines Stils und der Anmuth seiner Sprache, welche die Italiener preisen, müssen wir Barbaren mit kühlerm Blute und unbestochenen Anforderungen viel hinwegnehmen. Noch weit weniger können wir darin ein Verdienst finden, daß er ohne Anwendung des Reims rhythmisch dichtete; gerade seine gereimten Gesänge sind die lieblichsten. Was wir ihm als ein Verdienst anrechnen, ist das Freihalten von Verbitterung selbst in den tiefsten Ausbrüchen von Düsterheit und Melancholie. Freilich vermissen wir oft sehr die Energie des Gedankens, die Entschiedenheit des Ausdrucks — allein es muß ihm zur Entschuldigung gereichen, daß er bis diesen Augenblick, da wir unsere Meinung über ihn abgeben, angesichts der österreichischen Kanonen dichtete. Vielleicht erhebt sich nunmehr seine Muse aus der Trauer zur jubelvollsten Hoffnung, welche zeither kaum einen Strahl in seine Gesänge geworfen; vielleicht aber auch, nach analogen Beispielen zu schließen, sind ihr die Schwingen zu höherm und geläutertem Fluge schon erlahmt. Wie sehr seine eigenste Stärke im Pathos beruht, beweist sein Gesang auf den Monte-Circello, jenes Vorgebirge am äußersten Punkte der Pontinischen Sümpfe,

wo man die Ueberreste eines Sonnentempels gefunden, welche die Phantasie des Dichters in die entferntesten Jahrhunderte tragen. Von den andern Dichtern der erwähnten Fraction erweckt Carcano, vornehmlich durch seine „Angiola-Maria", die meisten Hoffnungen. Es fehlt ihm an Correctheit und Klarheit, der Kreis seiner Phantasie ist ein beengter, seine Hinneigung zum Romanticismus eine zu starke, aber für das Zarte und Sinnige hat er ein ungewöhnliches inbrünstiges Erfassen. Bellini ist der Sänger der Gleichheit und Freiheit, des Rechts und der absoluten Vernunft, tüchtig geschult an den Werken der Alten; seine erschöpfendste Leistung jedoch war eine Verirrung, da er sich für einen durchaus unpoetischen Stoff begeisterte, nämlich für das piemontesische Parlament, und die constitutionellen Einrichtungen besang. Was Scolari betrifft, so genügt es, ihn genannt zu haben.

Italien erfreut sich aber noch einer Anzahl beachtenswerther Lyriker, welche entweder ihre eigenen Bahnen wandelten, oder nur so schwach an die eine oder die andere jener drei Richtungen erinnern, daß sie ihnen nicht beigezählt werden konnten. Wenn wir sie blos in aller Kürze erwähnen, leitet uns mehr der Umstand, daß sie auf die poetische Entwickelung ohne Einfluß geblieben, als die Rücksicht auf gebotene räumliche Einschränkung. Zu diesen gehört Agostino Cagnoli, dessen gesammelte Gedichte zu Reggio 1844 in zwei Bänden erschienen; Luigi Ciampolini („Prose e Poesie", Florenz 1838); der mehr im naiven und heitern Genre fertige Casiglieri aus Mantua; Paolo Fumeo („Il bardo del Lario", Bergamo 1838); Carlo Guaita („Inspirazioni Viennesi" und „Versi giovanili", Mailand 1842), sammt den Vorgenannten 1846 gestorben; und Luigi Carrer aus Venedig (1801—50), ein vielseitiges Talent, das namentlich in der Romanze mit großem Reichthum der Phantasie beinahe blendenden Glanz der Darstellung vereinigte („Sonetti, Ode e Ballate", Padua 1831; „Prose e Poesie", Verona 1837, IV). Ferner: Pietro Asti-Magno („Versi", Parma 1843); Luigi Bado („Poesie latine ed italiane", Genua 1846); Giambattista Cereseto („Poesie", Savona 1845); Domenico de Crollis („Alcuni versi", Rom 1844); Luigi Gaiter („Poesie", Florenz 1859); Francisco Gritti („Poesie", Venedig 1844); Andrea Antonio Guadagnoli aus Arezzo („Raccolta delle poesie giocose", Florenz 1843); Antonio Gazzoletti („Poesie", Triest 1847); Luigi Longoni („Saggio lirico", Mailand 1845); Andrea Maffei, der treffliche Uebersetzer Schiller's, in dessen Dichtungen (Mailand 1837, 1842) ein reines Gemüth in harmonischer Form sich kundgibt; Cesare Masini („Poesie giocose", Bologna 1845); Girolamo Orti („Opere", Padua 1834, III; „Prose, poesi e traduzioni", Mailand 1840); Antonio Peretti („Versi", Modena 1843, II); Gangiacomo Pezzi („Fiori e spine", Mailand 1842); Filippo Luigi Polidori („Alcuni versi", Florenz 1842); Dominico Radich („Poesie varie", Venedig 1844); Francesco Regonati („Primizie poetiche", Cremona 1844); Angelo Maria Ricci (gest. 1850), größer zwar als epischer Dichter, doch auch wie Jacopo Vittorelli in seinen anakreontischen Gesängen lesbar; Giovanni Roverella („Rime", Florenz 1842); Pietro Bernardo Silorata („Canti patriotici", Turin 1854); Giovanni Torti aus Mailand (1774—1852), weit glücklicher als Didaktiker denn als politischer Lyriker; Antonio Zoncada („Saggio di poesie", Mailand 1837; „Poesie", Mailand 1843), und auch Parzanese in Neapel, Giulio Uberti in Mailand und Piero Zorutt. Während des italienischen Kriegs von 1859 that sich dann noch Goffredo Mamelli durch seine Lieder so hervor, daß man ihn den italienischen Theodor Körner nannte, doch kommt dies Compliment sehr auf Rechnung des damals so willfährigen patriotischen Enthusiasmus.

Um nicht den Vorwurf der Einseitigkeit auf uns zu laden, sei es endlich gestattet, auch auf einige Dichterinnen hinzuweisen, die in Italien lebhaften Anklang gefunden, wobei freilich Courtoisie und Abgehen von strenger Kritik bisweilen ihr Möglichstes er-

probt haben. Wir nennen Adele Curti („Poetici experimenti" und „Modesti pensieri", Mailand 1836, 1842), Giuseppina Turrigi Colonna („Alcune poesie", Palermo 1844), Maria Giuseppina Guazzi („Rime", Neapel 1847), beide aus Neapel, sodann Rosa Taddei, Beatrice Oliva Mancini und Monna Nina, welche die Ehre genießt, die moderne sicilianische Sappho genannt zu werden.

Zum Schluß gedenken wir noch des verdienstvollsten der Dichter, die außerhalb der Schulen stehen: wir meinen Giuseppe Giusti, geboren am 13. Mai 1809 zu Monsumano, einem Orte an der Straße zwischen Pescia und Pistoja, gebildet auf der Universität Pisa, und leider schon im 41. Lebensjahre verstorben. Seine Stärke wurzelt keineswegs in den wenigen rein lyrischen Gedichten, die wir von ihm haben, sondern wie schon Ruth vortrefflich ausführte („Jahrbuch für romanische und englische Literatur", IV, 241—259) in der Satire. Vielleicht ist es nicht ganz überflüssig, darauf hinzuweisen, daß der satirische Dichter die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideal in der Form des Lächerlichen wie Ernsten, Scherzenden und Strafenden darzustellen zur Aufgabe hat, und sie episch, dramatisch oder auch im lyrischen Ergusse erfüllt, nur dann indeß in vollendeter Weise, wenn sein ethischer Eifer nicht die ästhetische Geistesfreiheit stört, wenn er aus einem über den besondern Beziehungen gelegenen, höhern Standpunkte die Thorheit und Verworrenheit oder Verderbtheit der Menschen und menschlichen Zustände überschaut. Indeß ein Lyriker ist der Satiriker κατ' ἐξοχήν unter allen Umständen nicht. Der lyrische Dichter soll die der Menschheit würdigsten Gefühle jedes Zeitalters und jedes Volks in sich hegen, und dann von Land zu Land, von Zone zu Zone, von Pol zu Pol, von Jahrtausend zu Jahrtausend in harmonischen Strophen verkündigen und so als Genius gleichsam über der Menschheit walten, als Lehrer, Freund, Führer, Berather, Tröster. Und so unendlich die Sphäre der lyrischen Poesie ist, bei aller Individualität des Gepräges darf sie doch nie durch die Persönlichkeit und persönlichen Beziehungen des Dichters bedingt und nur in diesem Kreise gültig erscheinen, sondern der lyrische Strom muß nach seinem Zusammenhange mit den höchsten Idealen der Menschheit als ein geläuterter, rein menschlichem Gefühle entquollen so dargestellt werden, daß sich jedes gebildete Individuum in demselben als in seinem eigenen zu erkennen vermag. Wo also das lyrische Element nicht der gesammten Menschheit angehört, oder wo das Verhältniß des Objects zu dem Dichter gewissen Bedingungen und bestimmten realen Verhältnissen unterliegt, da ist die Lyrik in der That zu Ende. Somit entzieht sich Giusti jeder detaillirten Betrachtung in dem hier abgegrenzten Kreise. Doch zur Vorbeugung eines jeden Misverständnisses mag es wiederholt werden, daß er nicht blos einer der ersten Satiriker und der eigentliche Schöpfer der politischen Satire in Italien, sondern auch, was seinen Einfluß auf die religiöse, politische und sociale Erleuchtung erhöhte, einer der vorzüglichsten Menschen gewesen, die jenes Land hervorgebracht hat. Niemand war so wie er zum Lehrer seiner Nation geeignet, denn niemand besaß in dem Grade tiefe wahrhaft religiöse, von confessioneller Befangenheit befreite Bildung, solide Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit und scharfen Blick für die Gebrechen des Staats und der Gesellschaft. Einige seiner Gedichte, deren Mehrzahl in die Zeit von 1832—47 fällt, in die Zeit der vollständigsten Reaction und scheinbaren politischen Agonie des Volks, sind von Krafft und Paul Heyse in den „Blumen aus der Fremde" (Stuttgart 1862) sehr gelungen übersetzt.

Beträchtlich ist, wie man gesehen, die Zahl der von uns theils eingehender charakterisirten, theils einfach vorgeführten Dichter, ohne daß wir zu denen dritten und noch tiefern Ranges herabstiegen, oder zu solchen, welchen auf anderm als rein lyrischem Felde unverwelkliche Ehrenkränze geflochten worden sind. In Uebereinstimmung mit jeder gültigen Kunsttheorie wurde die epische, didaktische und beschreibende Poesie ausgeschlossen,

wo also Namen zu suchen sind, die hier in etwaiger Verwischung der Grenzen vermißt werden sollten. Ja, im Vergleich zu frühern Zeiten hat eine erhebliche Vermehrung stattgefunden. Und wenn denn unsere im Eingange ausgesprochenen Befürchtungen sich erfüllen, wenn ein künftiger Flor, wie ihn die historisch abgeschlossenen Jahrhunderte zeitigten, jenseits menschlicher Voraussicht liegt, zumal falls die tonangebenden Poeten die vornehmliche Nachahmung alt- und neuclassischer Muster nicht aufgeben, so berechtigt die eben angeführte Thatsache doch zu der Hoffnung, daß auch in Italien der göttliche Quell der Poesie nimmer gänzlich versiegen werde.*)

---

# Chronik der Gegenwart.

## Nekrologe.

Obgleich die Kriege, die auf deutschem und italienischem Boden im Monat Juni entbrannt sind, einen unerwartet raschen Abschluß gefunden haben, so ist doch die Zahl derer, welche in diesen Feldzügen für ihr Vaterland den Heldentod starben, eine sehr bedeutende.

Unter den Gefallenen auf preußischer Seite heben wir zuerst den Generallieutenant Wilhelm Freiherrn Hiller von Gärtringen hervor, weil dieser General an der Spitze seiner Truppen (der 1. Garde-Infanteriedivision) in der Schlacht bei Königgrätz nicht wenig dazu beigetragen hat, den Sieg an die preußischen Fahnen zu fesseln.

Geboren am 28. Aug. 1809 zu Pasewalk in Pommern, war General Hiller von Gärtringen der zweite Sohn des am 17. Jan. 1856 in Berlin verstorbenen preußischen Generals der Infanterie und Ritters des Schwarzen Adlerordens Johann August Friedrich Freiherrn Hiller von Gärtringen, welcher in den Schlachten bei Leipzig und Waterloo mit großer Auszeichnung gekämpft hatte. Von seinem Vater zum Militärdienste bestimmt, genoß der junge Baron unter der Leitung ausgezeichneter Lehrer eine sorgfältige Erziehung und erreichte namentlich in den Kriegswissenschaften einen hohen Grad der Vollkommenheit. So vorbereitet für seinen Lebensberuf, trat Freiherr Hiller von Gärtringen nach zurückgelegtem 18. Lebensjahre in die preußische Armee und wurde am 15. Mai 1828 Secondelieutenant. Die langen Friedensjahre boten dem intelligenten Offizier keine Gelegenheit, sich irgendwo auszuzeichnen, und waren auch schuld daran, daß er 16 Jahre lang nicht avancirte. Erst am 13. April 1844 wurde Hiller von Gärtringen zum Premierlieutenant befördert. Wenn man berücksichtigt, daß sein Vater in der Armee einen so hohen Posten bekleidete und der Sohn dessenungeachtet doch nicht schneller vorwärts kam als die übrigen Offiziere, so leidet es keinen Zweifel, daß er nicht durch Protection gehoben wurde und daher auch seine spätere hohe Stellung in der militärischen Hierarchie einzig und allein nur sich selbst und seinen eigenen Fähigkeiten verdankt. Nachdem er es einmal zum Premierlieutenant gebracht, war sein Avancement bereits ein rascheres. Am 15. Oct. 1846 rückte er zum Hauptmann vor, erhielt später den Charakter als Major und begleitete im Juni 1849 den Prinzen von Preußen (den jetzigen König Wilhelm), dessen Flügeladjutant er war, auf den Kriegszug gegen die badischen Insurgenten.

*) Bei der Stiefmütterlichkeit, mit welcher in unsern öffentlichen Bibliotheken die neuere poetische Literatur der Italiener bedacht worden ist, mußten die einschlägigen, theils zerstreuten, theils selbständigen Aufsätze von Blanc, Clarus, Gregorovius, Heyse, Mund, Reumont, Ruth, Sauer, Brisset, Etienne, Gustave Planche, Cantù u. a. mit benutzt werden. Damit ist zugleich angedeutet, was über einzelne Dichter des modernen Italien Brauchbares geschrieben worden, so fragmentarisch es auch an sich ist.

Bekanntlich hielt der Prinz von Preußen, welcher den Titel eines Oberbefehlshabers der Operationsarmee am Rhein führte, nach der Erstürmung von Durlach bereits am 25. Juni seinen Einzug in Karlsruhe und stellte dort die großherzogliche Regierung wieder her. Freiherr Hiller von Gärtringen lenkte auf diesem Zuge durch seinen rastlosen Eifer und seine vielseitige Brauchbarkeit die Aufmerksamkeit des commandirenden Prinzen immer mehr auf sich und gewann dessen Zutrauen in hohem Grade. Nach der Pacification Badens erhielt Hiller von Gärtringen vom Großherzog am 18. Aug. das Ritterkreuz des militärischen Karl-Friedrich-Verdienstordens und das Commandeurkreuz vom Zähringer Löwenorden. Außerdem wurde er am 10. Sept. 1849 zum wirklichen Major ernannt. Immerwährend als Flügeladjutant fungirend, wurde er am 22. März 1853 Oberstlieutenant und übernahm später das Commando des 1. Garderegiments zu Fuß. Am 15. Oct. 1856 wurde er Oberst. In dieser Eigenschaft commandirte er eine Zeit lang die 31. Infanteriebrigade und wurde am 31. Mai 1859 zum Generalmajor befördert und an die Spitze der 1. Garde-Infanteriebrigade gestellt. Am 25. Juni 1864 erfolgte seine Ernennung zum Generallieutenant. Als solcher führte er bis zum Ausbruche des preußisch-österreichischen Krieges das Commando der 15. Infanteriedivision in Köln. Als General von der Mülbe im Juni 1866 den Oberbefehl über das 1. Reservearmeecorps erhielt, wurde Freiherr Hiller von Gärtringen an dessen Stelle Commandeur der 1. Garde-Infanteriedivision. An der Spitze dieser Elitetruppe nahm er am 28. Juni bei Trautenau an der Action des Gardecorps gegen die Oesterreicher unter Gablenz rühmlichen Antheil. Noch mehr zeichnete sich der tapfere General am 3. Juli bei Königgrätz aus, fiel aber, während er mit großem Ungestüm vorwärts stürmte, nicht weit von dem Dorfe Chlum, von einem Granatschuß in die Brust getroffen. König Wilhelm hat in ihm nicht nur einen geschickten Heerführer, sondern auch einen treuen, ihm bis in den Tod ergebenen Freund verloren. Mit Recht hat daher der König in seinem Briefe, den er am Tage nach der Schlacht von Horzitz aus an die Königin schrieb, den Verlust dieses Generals einen großen Verlust genannt. Hiller von Gärtringen war ein biederer, ehrenhafter, fester Charakter, im Dienste gegen seine Untergebenen gerecht, leutselig und deshalb von allen wie ein Vater geliebt. Georg Hesekiel hat dem „lieben, treuen und tapfern General“ (den er aber irrthümlich Rudolf statt Wilhelm nennt) ein Gedicht gewidmet, welchem wir folgende zwei Strophen entnehmen:

Ein Kriegsmann, schneidig und blank wie Stahl,
Den Sieg, den wußt' er zu zwingen —
So führte die Garde des Königs zum Kampf
Herr Hiller von Gärtringen!

Den frischen Lorber von Trautenau
Um die Heldenstirne gewunden —
Den Tod für König und Vaterland
Hat er bei Chlum gefunden.

Nicht minder reich an Kriegsruhm war der preußische General der Cavalerie **Louis von Mutius**, Commandeur des 6. (schlesischen) Armeecorps, welcher zu Austerlitz in Mähren nach viertägiger Erkrankung am 6. Aug. einem rheumatisch-entzündlichen Fieber erlag, das ihn infolge der Kriegsstrapazen befallen hatte. Im Jahre 1797 in Schlesien geboren, wo seine Familie begütert war, machte Mutius, kaum zum Jünglinge herangereift, die Befreiungskriege mit, nachdem er infolge des königlichen Aufrufs vom 3. Febr. 1813 bei der in Juliusburg stationirten Schwadron des schlesischen Kürassierregiments eingetreten war. Er kämpfte mit Auszeichnung bei Groß-Görschen (2. Mai) und wurde auf dem Schlachtfelde von Bautzen (20. Mai) wegen seines tapfern Verhaltens zum Secondelieutenant befördert. In dem Gefechte bei Hainau, in welchem am

26. Mai 1813 die französische Division Maison von der preußischen Reiterei großentheils zusammengehauen wurde, that Lieutenant von Mutius sich so hervor, daß ihm dafür das Eiserne Kreuz verliehen wurde. Musterhaft war sein Verhalten vor dem Feinde auch in den Schlachten bei Kulm (30. Aug.), Leipzig (18. Oct.) und Montmirail (11. Febr. 1814). Am 6. Juli 1818 avancirte Mutius zum Premierlieutenant, am 30. März 1829 zum Rittmeister und 25. Nov. 1840 zum Major. Als solcher erhielt er später das Commando des 8. Ulanenregiments, welches er auch führte, nachdem er am 19. Nov. 1849 zum Oberstlieutenant und am 19. April 1851 zum Obersten vorgerückt war. Am 13. Juli 1854 erfolgte seine Beförderung zum Generalmajor. In dieser Eigenschaft commandirte er erst eine Brigade, dann die 13. Division in Münster, worauf er (am 22. Nov. 1858) zum Generallieutenant ernannt wurde. Im Jahre 1860 wurde ihm das Commando der 12. Division in Neisse anvertraut. Bei Gelegenheit der Krönungsfestlichkeiten in Königsberg (18. Oct. 1861) wurde ihm der Rothe Adlerorden 1. Klasse mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe verliehen. Im folgenden Jahre an Stelle des verstorbenen Generals von Lindheim interimistisch mit der Führung des 6. Armeecorps betraut, wurde er im Februar 1863, als er sein funfzigjähriges Dienstjubiläum feierte, definitiv Commandeur des 6. Armeecorps in Breslau und 16 Monate später, am 25. Juni 1864, zum General der Cavalerie befördert. In dem preußisch-österreichischen Kriege und namentlich in der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 machte General von Mutius unter dem Oberbefehl des Kronprinzen sich so sehr um sein Vaterland verdient, daß er wenige Tage vor seinem Tode aus der Hand seines Königs den Orden pour le mérite empfing. Der Verblichene galt für einen der besten Reitergenerale der preußischen Armee. Militär mit Leib und Seele hat er auch von seinen fünf Söhnen nicht weniger als vier (Paul, Peter, Julius und Wilhelm) zu tüchtigen Offizieren herangebildet. Der fünfte Sohn Ehrhard ist Regierungsrath und bei der Verwaltung der Warschau-Wiener Bahn angestellt.

Einen braven, kenntnißreichen und talentvollen General hat die preußische Armee auch an Generallieutenant Friedrich Wilhelm von Clausewitz verloren, welcher im Cantonnementsquartier Tscheitsch in Mähren am 31. Juli 1866 durch die Cholera hinweggerafft wurde. Er hatte in dem Kriege gegen Oesterreich die 2. Infanteriedivision befehligt. Träger eines Namens, welcher in ganz Europa einen guten Klang hatte, seitdem Karl von Clausewitz, der berühmte Taktiker und Militärschriftsteller, durch seine Schriften zu einer gründlichen Umgestaltung in dem Exercitium der Truppen den Impuls gegeben, war Generallieutenant von Clausewitz im Jahre 1807 geboren. In das Heer eintretend, avancirte er am 10. März 1826 zum Secondelieutenant, am 18. Sept. 1842 zum Premierlieutenant und am 4. April 1844 zum Hauptmann im Generalquartiermeisterstabe. Am 29. Nov. 1849 wurde er Major im großen Generalstabe, am 12. Juli 1855 Oberstlieutenant, später wurde er Abtheilungschef im Kriegsministerium. Seine Beförderung zum Obersten erfolgte am 22. Nov. 1858, die zum Generalmajor am 18. Oct. 1861 (am Tage der Krönung des Königs Wilhelm), die zum Generallieutenant am 18. Juni 1865. Bis kurz vor dem Ausbruche des preußisch-österreichischen Krieges bekleidete von Clausewitz den Posten eines Inspectors der Besatzungen in den Bundesfestungen Mainz und Rastadt. Als aber die preußischen Truppen aus diesen Bundesfestungen abzogen, übernahm General Clausewitz an Stelle des Freiherrn von der Goltz das Commando der 2. Division, deren Stab in Friedenszeiten sich in Danzig befindet. Ritterlich kämpfte er in allen Gefechten und Schlachten, bei welchen sein Armeecorps (das 1.) betheiligt war, und erwarb sich durch seine Leistungen bei Trautenau und Kö-

niggrätz die Zufriedenheit sowol des Corpscommandanten Generals von Bonin als auch des Königs. Ebenso geachtet und geliebt war General von Clausewitz von allen seinen Untergebenen, die er zwar strenge, aber vorsorgend behandelte.

Am 5. Aug. 1866 starb im Lazareth zu Königinhof (in Böhmen) der bei Königgrätz mehrfach verwundete Prinz Anton zu Hohenzollern-Sigmaringen, der dritte Sohn des ehemaligen preußischen Ministerpräsidenten Fürsten Karl Anton zu Hohenzollern-Sigmaringen und der jüngere Bruder des zum Fürsten von Rumänien gewählten Prinzen Karl. Am 7. Oct. 1841 geboren, war Prinz Anton (dessen voller Name Prinz Anton Egon Karl Friedrich ist) am 12. April 1859 als Secondelieutenant à la suite des 1. Garderegiments zu Fuß in die preußische Armee eingetreten, und hatte bei Trautenau und Königgrätz (28. Juni und 3. Juli) mit solcher Bravour gekämpft, daß ihm der König von Nikolsburg aus den Orden pour le mérite übersandte. In der letztgenannten Schlacht wurde der Prinz, als er, den dichten Kugelregen nicht scheuend, mit der 9. Compagnie seines Regiments den Feind angriff, durch vier Gewehrschüsse in den Oberschenkel schwer verwundet. Mit stoischer Ruhe und heldenmüthiger Ergebung ertrug der jugendliche Prinz, ohne zu jammern, die größten Schmerzen, bis er nach dreiunddreißigtägigem Leiden am 5. Aug. abends sein Leben aushauchte. Seine letzten Worte waren, dem „Preußischen Staats-Anzeiger" zufolge: „Es gereicht mir zur großen Beruhigung, unter den Hohenzollern derjenige zu sein, welcher durch seinen Tod neues Zeugniß ablegt von der Tapferkeit unserer braven Armee."

Einen herben Verlust hat in dem kurzen Sommerfeldzuge 1866 die militärische Literatur erlitten. Von den drei Brüdern Rüstow nämlich, welche durch ihre publicistischen Leistungen auch außerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes rühmlichst bekannt waren, sind zwei, Cäsar und Alexander Rüstow, vor dem Feinde geblieben und nur Wilhelm Rüstow, der älteste und bedeutendste der Brüder, ist derzeit noch unter den Lebenden.

Cäsar Karl Hermann Rüstow, welcher in der preußischen Armee den Rang eines Majors bekleidete und im Gefechte bei Wiesenthal am 4. Juli durch bairische Kugeln den Heldentod fand, war im Jahre 1826 zu Brandenburg im Regierungsbezirk Potsdam geboren. Seine militärische Ausbildung erlangte er im preußischen Cadettencorps, worauf er am 20. Sept. 1843 als Secondelieutenant in die Armee eintrat. Später zum Lehrbataillon versetzt, breitete er durch Privatstudium seine Kenntnisse immer mehr aus und galt bald für einen der einsichtsvollsten und theoretisch wie praktisch gebildetsten Offiziere. Am 7. Juni 1853 zum Premierlieutenant befördert und bei der Gewehrfabrik zu Suhl (im Regierungsbezirk Erfurt) angestellt, warf er sich mit besonderm Eifer auf das Studium der Handfeuerwaffen und legte die auf diesem Gebiete gemachten Erfahrungen in mehrern Schriften nieder, welche nicht verfehlten, sofort nach ihrem Erscheinen auch in weitern Kreisen gerechtes Aufsehen zu erregen. Diese Schriften sind: „Leitfaden durch die Waffenlehre. Nach den über den Unterricht an den königlichen Divisionsschulen gegebenen allerhöchsten Bestimmungen bearbeitet" (Erfurt 1852; 2. Aufl., 1855); „Das Miniégewehr und seine Bedeutung für den Kriegsgebrauch" (Berlin 1855, mit 22 in den Text eingedruckten Holzschnitten). Das letztgenannte Werk machte Cäsar Rüstow schnell auch außerhalb Deutschlands bekannt. In Preußen erzielte Rüstow mit diesem Buche, daß bei der Umänderung der preußischen glatten Gewehre in gezogene auf ihn Bedacht genommen und er, als ein so ausgezeichneter Kenner aller Waffengattungen, im Jahre 1856 zum Vorstand der in Suhl fungirenden Umänderungscommission ernannt wurde. Wichtiger noch als die beiden obengenannten Schriften ist das Werk „Die Kriegshandfeuerwaffen" (Bd. 1, Berlin 1857, mit 201 Holzschnitten; Bd. 2, Berlin

1864, mit 151 Holzschnitten und 3 angehängten Tabellen). Dieses mit ungemeiner Sachkenntniß geschriebene Werk ist eine genaue Darstellung der Einrichtung der verschiedenen Handfeuerwaffen in den europäischen Armeen und enthält auch die Beschreibung der Anfertigung, des Gebrauchs und der allmählichen Enwickelung einer jeden einzelnen Waffe. In einem vierten Werke endlich: „Die neuern gezogenen Infanteriegewehre" (Darmstadt 1861; 2. Aufl. in demselben Jahre), stellt Cäsar Rüstow Betrachtungen an über die wahre Leistungsfähigkeit dieser Gewehre und gibt zugleich die Mittel an die Hand, diese Leistungsfähigkeit zu sichern. Einem jeden Militär, der über alle Zweige der Gewehrtechnik, über die Eigenschaften und den Werth der verschiedenen Waffen sich genau unterrichten möchte, können Cäsar Rüstow's Schriften nicht warm genug empfohlen werden. Aber seine Verdienste bestehen nicht allein in diesen Leistungen auf dem Gebiet der militärischen Literatur. Er war auch ein tapferer, umsichtiger und entschlossener Offizier und ein im Dienste eifriger, thätiger und pflichtgetreuer Soldat. In den letzten Jahren commandirte er, nachdem er am 14. Sept. 1858 zum Hauptmann vorgerückt war, zuerst eine Landwehrcompagnie, war dann dem 32. Infanterieregiment zugetheilt und lehrte an der Kriegsschule zu Erfurt die Taktik. Zum Major avancirte er am 22. Sept. 1863 und war bis zum Frühjahr 1866 im Generalstabe angestellt. Bei Beginn des Krieges wurde er zum Commandeur des 2. Bataillons des 2. westfälischen Infanterieregiments Nr. 15 (Prinz Friedrich der Niederlande) ernannt. Im Gefecht bei Wiesenthal (4. Juli 1866) bildete sein Bataillon, das in Compagniecolonnen auseinandergezogen war, den linken Flügel. Als die Baiern mit verstärkten Kräften das Bataillon angriffen, hielt Rüstow wacker stand, bis eine Kugel ihm in den Unterleib drang und ihn schwer verwundete. Vielleicht wäre der tapfere Offizier trotz dieser Verwundung doch noch mit dem Leben davongekommen, denn er besaß noch Kraft und Energie genug, den Feind zurückzuwerfen, indem er seiner Mannschaft befahl, die Baiern mit einem mörderischen Feuer zu empfangen; da traf, während er sich verbinden ließ, eine zweite Kugel ihn in den Kopf und machte dem Leben des Helden ein Ende.

Sein Bruder, der Artilleriemajor Alexander Rüstow, that sich auf einem andern Kriegsschauplatze, auf dem in Böhmen, nicht weniger hervor und starb infolge der in der Schlacht bei Königgrätz erhaltenen schweren Verwundung am 30. Juli 1866 im Lazareth zu Horzitz. Alexander Rüstow war im Jahre 1824 zu Brandenburg geboren und hatte seit 1842 in der preußischen Artillerie gedient. Am 18. Aug. 1844 zum Secondelieutenant befördert, trat er 1849 mit Genehmigung seiner Regierung auf unbestimmte Zeit in schleswig-holsteinische Dienste über und machte als Batteriechef den Feldzug im folgenden Jahre mit Auszeichnung mit. Im Jahre 1852 trat er in den preußischen Kriegsdienst zurück, vervollkommnete seine Kenntnisse in der Kriegsakademie und lenkte die Aufmerksamkeit bald in so hohem Grade auf sich, daß ihm als Geschenk des Königs ein Ehrensäbel verliehen wurde. Fachmänner waren übrigens auch schon früher auf den intelligenten Offizier aufmerksam geworden, indem er durch eine treffliche Monographie: „Der Küstenkrieg" (Berlin 1849), sich das Verdienst erworben hatte, auf einem bisher noch wenig cultivirten Gebiete der Literatur Tüchtiges zu leisten. Am 29. März 1855 avancirte er zum Premierlieutenant, am 31. Mai 1859 zum Hauptmann im 8. Artillerieregiment. Bei Beginn des Krieges wurde er Major und Commandeur der 1. Fußabtheilung des brandenburgischen Feldartillerieregiment Nr. 3 (Generalfeldzeugmeister), welche der 5. Division (Generallieutenant von Tümpling) beigegeben war. Im Treffen bei Gitschin (29. Juni) wählte Rüstow für seine Geschütze eine so gut ausgesuchte Position, daß er sechs feindliche gezogene und eine Raketenbatterie zum Schweigen brachte, wodurch das allgemeine Vorgehen der Infanterie und das Zurückwerfen des feindlichen

Angriffs ermöglicht wurde. In der Schlacht bei Königgrätz (am 3. Juli) bahnte sich Rüstow mit einer sechspfündigen Batterie den Weg durch das mit Truppenmassen angefüllte Dorf Sadowa, nahm auf einer kleinen Anhöhe Position und brachte auch hier eine österreichische Batterie nach der andern zum Schweigen. Als bei dem lange andauernden Geschützkampf gegen 2 Uhr vollständige Erschöpfung der Batterie an solchen Geschossen, die auf die betreffende Entfernung zu verwenden waren, eintrat, verließ Rüstow die so wichtige, man kann sagen, entscheidende Position nicht, sondern wußte sich, indem er berittene Unteroffiziere nach Munition ausschickte, nicht nur in seiner Stellung zu behaupten, sondern auch das Feuer des Feindes immer mehr zu dämpfen, sodaß ein allgemeines Avancement der Truppen bei Sadowa erfolgen konnte. Leider wurde Major Rüstow durch ein feindliches Geschoß hierbei so schwer verletzt, daß er, wie schon erwähnt, am 30. Juli zu Horzitz seinen Geist aufgab. Er war, wie die unter ihm dienenden Offiziere bezeugten, ein leuchtendes Vorbild frischen Muthes und persönlicher Hingebung, ein Mann, der durch seine Persönlichkeit als Commandeur wie als Kamerad sich ein bleibendes Andenken in den Herzen aller gesichert hat, die ihn gekannt haben.

Während so zwei Brüder Rüstow ihre Mitwirkung an den glorreichen Kämpfen ihres Vaterlandes mit ihrem Leben besiegelten, fiel bei Kissingen, am 10. Juli 1866, ein Mitglied der auf einem andern Gebiete nicht minder berühmten Familie Schlagintweit. Es ist dies der königlich bairische Hauptmann **Eduard Schlagintweit**. Im Jahre 1830 zu München geboren, war Schlagintweit ein Bruder der durch ihre wissenschaftlichen Erforschungsreisen bekannten Gebrüder Schlagintweit. Wie diese, erhielt auch er unter der Leitung des Vaters, des bairischen Wirklichen Raths Joseph Schlagintweit, eine sehr sorgfältige Erziehung, worauf er in den Militärdienst eintrat. Bis zum Oberlieutenant vorgerückt, suchte Schlagintweit im Jahre 1859 bei der bairischen Regierung um die Bewilligung nach, den spanisch-marokkanischen Krieg mitmachen zu dürfen. Im Hauptquartier des Marschalls O'Donnell, welcher die spanischen Streitkräfte befehligte, war Schlagintweit bei allen Gefechten dieses Feldzugs, vom December 1859 bis zum Friedensschlusse (26. April 1860) gegenwärtig und leistete der spanischen Regierung so gute Dienste, daß auf den Vorschlag des Marschalls O'Donnell, Herzogs von Tetuan, die Königin ihm nicht nur die Medaille der Campaña de Africa, sondern auch das Ritterkreuz des St.-Ferdinandsordens mit dem Sterne verlieh. Nach Baiern zurückgekehrt, schrieb er „mit Benutzung der vorhandenen Quellen und nach eigenen Beobachtungen" das Werk: „Der spanisch-marokkanische Krieg in den Jahren 1859 und 1860" (Leipzig 1863, mit einer lithographirten Terrainkarte). Zum Hauptmann befördert, machte er im Generalstabe der 3. Division (General Zoller) das Gefecht bei Kissingen (10. Juli) mit, wurde aber nach tapferstem Kampf nicht weit von dem Dörfchen Winkels durch einen Schuß in die Brust getödtet. Er galt für einen der begabtesten Offiziere des bairischen Heeres und war auch Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

In demselben Gefechte, bei Kissingen, fiel auch der Generallieutenant **Oskar Freiherr von Zoller**, Commandant der 3. bairischen Infanteriedivision, den die gewiegtesten bairischen Militärs als den tüchtigsten Führer in ihrer Armee bezeichnen. General Zoller stammte aus einer altlothringischen Familie, welche 1674 vom Kaiser Leopold I. die Reichsfreiherrenwürde erhielt. Sein Großvater war Oberst in französischen Diensten, sein Vater Friedrich starb als bairischer Generallieutenant im Jahre 1821 zu Regensburg. Oskar Freiherr von Zoller war am 13. Nov. 1809 zu Straubing geboren. Nachdem er mit gutem Erfolge seine Gymnasialstudien beendet und an der Universität in München einen philosophischen Cursus gehört hatte, trat er im Jahre 1827 in die bairische Armee

ein, wurde sofort Junker beim königlichen Infanterieleibregiment, avancirte 1828 zum Lieutenant, 1840 zum Oberlieutenant und 1842 zum Hauptmann. In dieser Eigenschaft fungirte er zuerst als Ordonnanzoffizier, dann als Flügeladjutant und endlich, nachdem er 1844 zum Major ernannt worden war, auch als Hofmarschall des Kronprinzen und nachmaligen Königs Maximilian. Im Jahre 1848 erfolgte seine Beförderung zum Oberstlieutenant. Als solcher wurde er am 3. Juli 1850 dem 3. Infanterieregiment (Prinz Karl von Baiern), das in Augsburg garnisonirte, zugetheilt. Im Jahre 1853 erhielt er mit dem Range eines Obersten auch das Commando dieses Regiments. Am 31. März 1855 wurde er Generalmajor und Commandant der 6. Infanteriebrigade in Baireuth, 1859 Commandant der Infanteriebrigade zu Schifferstadt in der Pfalz. In demselben Jahre entsandte ihn König Maximilian II. als Bundesinspector nach Würtemberg und im folgenden Jahre nach Frankfurt an der Oder, um den dortigen Manövern beizuwohnen. Im Februar 1861 wurde er Generallieutenant und Generalcommandant in Nürnberg, auch erhielt er das Ritterkreuz des Verdienstordens der bairischen Krone. Beim Ausbruch des Kriegs mit Preußen wurde ihm die Führung der 3. Infanteriedivision anvertraut, an deren Spitze er bei Kissingen, nur wenige Schritte von dem Feldmarschall Prinzen Karl von Baiern, durch eine Granate getödtet wurde, nachdem er sich während des Gefechts mit seinem Stabe fortwährend mitten im Kugelregen befunden hatte. Die officielle „Bayerische Zeitung" widmete ihm folgenden Nachruf: „Er war ein echt militärischer Charakter, wegen seiner Gewissenhaftigkeit und Strenge im Dienst ebenso wie wegen seines leutseligen Benehmens allgemein beliebt."

Unter den Gefallenen bei Laufach (13. Juli) verdient der großherzoglich hessische Hauptmann im 3. Infanterieregiment Julius Königer hervorgehoben zu werden, welcher, obwol er im ganzen nicht mehr als zwei Werke geschrieben hat, doch den besten militärischen Publicisten beigezählt werden darf. Das erste Werk ist „Die Völkerschlacht bei Leipzig nach den Hauptzügen ihres Verlaufs und ihrer Bedeutung. Für Deutschlands Schule und Haus zusammengestellt" (mit einer Uebersichtskarte für die Schlacht und einem Plane für die Einnahme der Stadt, Leipzig 1864). Das zweite Buch führt den Titel: „Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris" (mit einer Karte, Leipzig 1865). Diese beiden Schriften, in denen sich eine glühende Vaterlandsliebe, eine außerordentliche Begeisterung für die edeln Kämpfer der Befreiungskriege kundgibt, haben in Deutschland erstaunliches Glück gemacht und dem Namen des Verfassers bald auch in weitern Kreisen Ruf verschafft. Außer diesen selbständigen literarischen Arbeiten hat Königer auch in mehrere der gelesensten Journale und Zeitschriften Beiträge geliefert und namentlich die preußische Armeeorganisation, den amerikanischen Bürgerkrieg und die mexicanische Expedition einer eingehenden Besprechung unterzogen. Die „Grenzboten" haben sich über Königer in folgender Weise ausgesprochen: „Sein Verlust erregt auch in dieser Zeit, wo eine Flut von großen und niederbeugenden Eindrücken durch die Seele zieht, ein besonderes Schmerzgefühl. Er war ein hochverdienter militärischer Schriftsteller und nicht nur von Männern seines Faches geehrt, er hatte in den letzten Jahren durch seine zwei vortrefflichen Bücher: «Die Völkerschlacht bei Leipzig» und «Der Feldzug von 1815», auch in weitern Kreisen sich die Herzen der Leser gewonnen. Wer sich der herzlichen Wärme erinnert und des edeln Stolzes, womit er in diesen Büchern die Erfolge der preußischen Waffen und das Aufglühen der preußischen Volkskraft schildert, der theilt auch unsere Empfindung, daß es kaum möglich ist, höher und patriotischer von dem Berufe Preußens für Deutschland zu denken als der Verfasser. Und demselben Manne wurde das Schicksal, durch preußische Kugeln getödtet zu werden! Er starb bei seiner Fahne, indem er seine Pflicht that, als wackerer Offizier;

wir aber ahnen traurig, welcher Schmerz und welche stille Resignation in seiner Seele arbeitete, wenn ihm nach den ersten Siegen der Preußen die Ahnung kam, daß jetzt eine neue Zeit über Deutschland heraufsteige, und wenn er wieder an die eiserne Pflicht dachte, die ihn zwang, gegen das Heer zu kämpfen, dem sonst seine besten Wünsche gehört hatten."

Ein anderer verdienstvoller Schriftsteller, der im Kampfe gegen Preußen getödtet wurde, war der königlich sächsische Oberlieutenant Woldemar Schultz, welcher am 14. Juli 1866 infolge der bei Königgrätz erhaltenen schweren Wunde verschied. Er hat sich hauptsächlich durch seine Werke über Brasilien einen geachteten Namen erworben. Um das Jahr 1833 geboren, hatte Schultz 15 Monate lang, in den Jahren 1859 und 1860, die Provinzen São Pedro do Rio-Grande-do-Sul, Santa-Catharina und Parana in Brasilien bereist und durch seine Forschungen sich um die Wissenschaft namhafte Verdienste erworben. Sein Bestreben war, wie er selbst in einem Aufsatz: „Geographisches Material aus den brasilianischen Südprovinzen" (Petermann's „Mittheilungen", 1865, Heft 4, S. 128), auseinandergesetzt hat, geodätisches Material zu sammeln, um den Entwurf einer Karte der genannten brasilischen Gebiete und die Einzeichnung der zahlreichen deutschen Colonien in dieselbe möglich zu machen. In den Bureaux der Landämter von Rio-Grande und Santa-Catharina, zu Porto-Allegre und Desterro fand er einige zusammenhangslose Manuscriptkarten und Pläne von einzelnen Districten der genannten Provinzen. Soweit Zeit und Kraft es ihm erlaubten, suchte er, unterstützt von einem Begleiter, die vorhandenen Lücken in diesem Material durch Kartirungen zu beseitigen. Vorwiegend in dieser Absicht, legte er einen Landweg von 600 Leguas zurück, besuchte fast alle deutschen Colonien, drang bis San-Borja am Uruguay vor und beschloß seine Reise in Paranagua, nachdem er das Randgebirge des Hochlandes, die Serra-Geral, an verschiedenen Punkten viermal überschritten hatte. Auf diesem Zuge croquirte er einen großen Theil der Reiseroute, außerdem gelang es ihm aber auch, eine nicht unbeträchtliche Menge geographischer Notizen zu sammeln. Dadurch wurde es ihm möglich, eine Karte von den genannten Gebieten, in dem verhältnißmäßig großen Maßstabe von 1 : 1,000000 der natürlichen Größe, zusammenzustellen. Sie gewährte eine Uebersicht über die Küstengebiete vom 25.—30.° 30′ südl. Br. und über die deutschen Ansiedelungen, die in bedeutender Zahl in diesem Theile Brasiliens, in dem Randgebirge verstreut liegen, sowie über das Hinterland bis zum Parana und Uruguay. Leidet auch diese Arbeit noch an vielen Unvollkommenheiten, wie Schultz selbst gesteht, so gibt sie doch Aufschlüsse über bisher noch wenig gekannte Raumverhältnisse, über die gegenseitige Lage der deutschen Ansiedelungen und ihre Ausdehnung, über Gegenstände, von denen diesseit des Oceans bisher meist eine unklare Vorstellung vorhanden war, die aber das ungetheilte Interesse des deutschen Volks verdienen. Diese im Jahre 1863 in Dresden erschienene Karte führt den Namen „Mappa da provincia de Santa-Catharina do Imperio do Brasil com as partes adjacentes das provincias do Parana e de São Pedro do Rio-Grande do Sul, traçado e desenhado por Woldemar Schultz e completado com os novos trabalhos feitos pelo mesmo e seu companheiro o Barão O'Byrn durante as excursões que fizeram nos annos 1859 e 1860" (Dresden 1863). Sie ist in der Lithographischen Anstalt von Brockhaus sehr sauber ausgeführt und als wesentlicher Fortschritt in der Kartographie Südbrasiliens willkommen, da sie namentlich für die Küstenstriche und Serra-Geral viel Neues enthält. Zugleich hat Schultz eine „Specialkarte der deutschen Colonien und der vermessenen Ländereien im nördlichen Theile der brasilischen Provinz São Pedro do Rio-Grande-do-Sul zwischen dem Jacuhy und Sino" im Maßstab von 1 : 400000 gezeichnet und publicirt, auf deren unterm Theile

angebracht sind: ein idealer Durchschnitt der Serra-Geral, ein Plan und Profil der Kohlenfelder am obern Tubarão in der Provinz Santa-Catharina, endlich ein Plan und Profil des Kohlenfeldes am Jacuhy in der Provinz Rio-Grande-do-Sul. Alles das ist, wie Petermann, eine Autorität in solchen Dingen, anerkennt, dankenswerthes Material. In Petermann's „Mittheilungen" (1865, Heft 4) hat Schultz publicirt: eine Zusammenstellung von 38 astronomisch bestimmten Punkten aus der brasilischen Provinz Rio-Grande-do-Sul, von 17 solchen Punkten aus der Provinz Santa-Catharina und von 3 aus der Provinz Parana, dann einige Entfernungen aus den Provinzen Santa-Catharina und Parana, endlich hat Schultz mehrere Höhen angegeben, die mit einem englischen Aneroïd-Barometer gemessen sind. Ein treffliches Werk sind seine „Studien über agrarische und physikalische Verhältnisse in Südbrasilien, in Hinblick auf die Colonisation und die freie Einwanderung" (Leipzig 1865). Diesen Studien ist ein aus drei lithographirten Blättern bestehender Atlas beigegeben, der den Titel führt: „Die gemäßigten Brasilländer der kaiserlichen Provinzen São Pedro do Rio-Grande-do-Sul, Santa-Catharina und Parana am Atlantischen Ocean und im Stromgebiet des Plata von 35° bis 30° 31′ südl. Br. und den deutschen Colonien" (Leipzig 1865). Außerdem schrieb Schultz „Einige Andeutungen über gleiche Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Urbewohner des centralen Südamerika" (enthalten in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde", August 1865, S. 81—97). Das letzte, was Schultz veröffentlichte, war der Aufsatz: „Von der Küste von Santa-Catharina nach dem Hochland von Parana. Aus meinem brasilischen Tagebuche" (enthalten im „Ausland", 1866, Nr. 24). Wenige Tage nach Erscheinen dieses Aufsatzes verließ Schultz als Oberlieutenant des 14. sächsischen Infanteriebataillons das Königreich Sachsen und machte in der Leibbrigade sowol das Gefecht bei Gitschin (29. Juni) als auch die Schlacht bei Königgrätz (3. Juli) mit. In der letztern wurde er durch einen Schuß in den Oberschenkel schwer verletzt und erlag nach elftägigen Leiden in einem böhmischen Lazareth seinen Wunden. Die Wissenschaft verliert in ihm einen gründlich gebildeten Geographen.

Pier Carlo Boggio, der bekannte italienische Deputirte und edle Patriot, hat am 20. Juli 1866 in den Wellen des Adriatischen Meeres sein Grab gefunden, indem er während der Seeschlacht bei Lissa mit der in Grund gebohrten italienischen Panzerfregatte Rè d'Italia untersank. Geboren zu Turin im Jahre 1828, hatte Boggio an der Universität seiner Vaterstadt glänzende Studien gemacht und sich eine Fülle von Kenntnissen angeeignet. Als Student bereits machte er die Bekanntschaft des Grafen Cavour, der ihn stets hoch schätzte und, wiewol Boggio um 18 Jahre jünger war, auf seine Meinungen nicht wenig Gewicht legte. Als Cavour und Balbo am 17. Sept. 1847 das constitutionelle Blatt „Il Risorgimento" gründeten, wurde Boggio einer der fleißigsten Mitarbeiter dieses Journals. Auch gab er mehrere Flugschriften politischen Inhalts heraus, die nicht ohne Wirkung blieben und seinen Namen immer bekannter machten. Die bedeutendste von seinen Schriften sind seine „Studien über die absolute Freiheit der Kirche und des Staats" (Turin 1854), ein aus mehrern Bänden bestehendes Werk. Zum Doctor der Rechte promovirt, war Boggio in den letzten Jahren auch Professor des constitutionellen Rechts an der turiner Universität. Da er einen anziehenden Vortrag hatte, seinen Hörern gegenüber sich auch stets wie ein väterlicher Freund benahm, so waren seine Vorlesungen immer sehr zahlreich besucht und aufmerksam lauschten alle seinen Auseinandersetzungen. In das politische Leben trat Boggio sehr bald ein, indem er von dem Wahlbezirke Voghera in die sardinische Deputirtenkammer entsendet wurde. Später ward Boggio Deputirter von Cuneo im italienischen Parlament. Er

gehörte, wenn auch nicht zu den glänzendsten, jedenfalls zu den hervorragendern Rednern der Kammer; sein caeterum censeo war die in seinen Parlamentsreden sowol als auch in seinen Universitätsvorträgen stets durchschimmernde Ueberzeugung, daß das Werk der Einheit Italiens vollendet werden müsse. Um dieses Ziel zu erreichen, ging er im vorigen Jahre nach Rom und hatte Audienzen bei dem Papste und dem Cardinalstaatssecretär Antonelli, um eine Verständigung mit dem päpstlichen Stuhle anzubahnen. Als der Krieg gegen Oesterreich begonnen ward, ließ Boggio es sich nicht nehmen, die italienische Flotte zu begleiten. Er begab sich an Bord des gepanzerten Admiralschiffs Rè d'Italia und gedachte, nicht nur die Eroberung Venedigs, sondern auch die des dalmatinischen Küstenlandes mit anzusehen. Doch die Italiener hatten sich den Sieg gar zu leicht gedacht, und so geschah das Unerwartete, daß die Expedition nicht nur ihren Zweck nicht erreichte, sondern auch das herrliche Admiralschiff, die mit 44 Kanonen armirte Panzerfregatte Rè d'Italia, von der österreichischen Panzerfregatte Ferdinand Max in den Grund gebohrt wurde. Mit dem größten Theile der Mannschaft verlor auch Boggio sein Leben; er hatte sich geweigert, mit Persano das Schiff zu verlassen. Ueber die letzten Augenblicke Boggio's sind, wie eine Correspondenz der „Allgemeinen Zeitung" berichtet, seinen Angehörigen in Turin folgende Einzelheiten zugegangen: Als Admiral Persano mit seinem Stabschef d'Amico sich auf den Affondatore begab, lud er den Deputirten Boggio ein, ihm zu folgen, eine Einladung, welche dieser muthig zurückwies. Bald darauf war die österreichische Flotte näher gekommen und es nahmen mehrere Schiffe derselben den allen vorausgehenden Rè d'Italia in ihre Mitte und sandten ihm fast gleichzeitig 150 Kugeln im Kreuzfeuer zu, welche das Vordertheil schwer verletzten. Anfänglich glaubte man, den Schaden bewältigen zu können, allein bald überzeugte man sich vom Gegentheil. Das Wasser strömte um so mächtiger herein, als das Schiff mit vollem Dampfe vorging. Da stieg Boggio, welcher in der Admiralitätskajüte gewesen war, auf das Verdeck, drückte einem ihm bekannten Offizier die Hand und sprach, die Lorgnette vor dem Auge, mit großer Seelenruhe: „Es scheint, daß der Admiral recht hatte und daß ich besser gethan hätte, ihm auf den Affondatore zu folgen, denn hier läuft man Gefahr, das Activum in ein Passivum zu verwandeln." (Er meinte: man läuft Gefahr, in Grund gebohrt zu werden, statt in Grund zu bohren.) Wenige Minuten später wurde er durch einen Granatsplitter schwer verwundet und mußte fast mit Gewalt unter Deck gebracht werden; sonst wäre es möglich gewesen, daß er sich hätte retten können, da er ein guter Schwimmer war. Die juristische Facultät der turiner Universität, welcher Boggio als aggregirter Doctor und Professor angehörte, will ihrem dahingeschiedenen Mitgliede im Atrium der Universität eine Gedenktafel setzen lassen. Ein Gleiches will die turiner Nationalgarde unter den Arcaden des Camposanto thun.

In Frankfurt am Main starb am 25. Juli der Componist Aloys Schmitt, zugleich ein großer Meister auf dem Piano. Schmitt war im Jahre 1789 zu Erlenbach am Main geboren und hatte schon 1803, im Alter von 14 Jahren, die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, indem er es schon damals zu einer außerordentlichen Fertigkeit im Klavierspiel gebracht hatte. Er machte unter Johann Anton André zu Offenbach frühzeitig eingehende Studien in der Tonsetzkunst und ließ sich 1816 in Frankfurt als Musiklehrer nieder. Bald darauf wurde er als Organist an den königlichen Hof nach Hannover berufen, doch schied er schon 1829 aus dieser Stellung, um unabhängig theils zu Paris, theils zu Frankfurt zu leben. Außer seinen gediegenen „Etuden" (von denen es vier Hefte gibt) hat Schmitt zwei Ouverturen für Orchester, eine Symphonie „Die Tonmalerei", mehrere Quartette, Concerte (D-moll und Es-dur), zahlreiche Sonaten, viele Variationen, Märsche, Phantasien und Solostücke für Piano componirt. Sein Sohn,

Gustav Aloys Schmitt (geb. 1828), Hofkapellmeister in Schwerin, ist Componist der Oper „Triby“.

Am 30. Juli starb in Pesth, auf der Bühne selbst, der größte Schauspieler des heutigen Ungarn, Gabriel Egressy, in der Rolle des Brankovich in Obernyi's Trauerspiel „Brankovich György“. Egressy hatte seinen Freunden schon öfter vorausgesagt, daß er einmal in dieser Rolle, die er mit glühender Leidenschaft und innigster Empfindung durchzuführen pflegte, sterben werde. Diese Prophezeiung sollte in Erfüllung gehen. Gegen den Schluß des dritten Acts, in der effectvollen Scene, in welcher der treulose Serbenfürst dem Ungarhelden die als Geisel überlieferten beiden Söhne geblendet zurückschickt und der verzweifelte Vater in den Schmerzensschrei ausbricht: „Weh, könnt' ich sterben“, begann Egressy, nachdem er diesen Schrei ausgestoßen, zu wanken, stammelte noch einige unverständliche Worte und brach dann auf der Bühne zusammen. Der Vorhang mußte fallen; das Publikum entfernte sich tieferschüttert; alle Belebungsversuche blieben vergeblich. Egressy, wenn er auch noch athmend nach seiner Wohnung gebracht wurde, kam nicht mehr zum Bewußtsein und verschied bald darauf. Eine Erhöhung des erschütternden Eindrucks, den dieser Vorfall auf das Publikum machte, lag in der Thatsache, daß der eigene Sohn des Verstorbenen, Arpad Egressy, an diesem Abend einen der Söhne des Brankovich spielte, und so auf der Bühne dem sterbenden Vater gegenüberstand.

Gabriel Egressy war 1804 zu Läßlofalu im borsoder Comitat geboren und hatte sich bereits mit dem 18. Jahre der Bühne zugewendet. Natürlich begann er seine Laufbahn bei jenen reisenden Gesellschaften, denen auch Ungarns größter Lyriker Petöfi eine Zeit lang angehörte. In nicht allzu langer Zeit schwang er sich indeß zu solcher Bedeutung auf, daß die Direction des Nationaltheaters in der Ankündigung seines Todes mit Recht von ihm sagen konnte, er sei 41 Jahre lang der Stolz der ungarischen Bühne gewesen. Dem pesther Landes- und Nationaltheater gehörte er seit der Eröffnung desselben an, indem er gleichzeitig die Stelle eines Professors an dem Conservatorium dieses Theaters bekleidete. Egressy's Mittel waren die glänzendsten, sein Gesicht edel und ausdrucksvoll, mit lebendigen Augen und einer gebogenen Adlernase, seine Gestalt hoch und kräftig, sein Organ prächtig und machtvoll. Dabei konnte man seiner Darstellung keine Manierirtheit zum Vorwurf machen; seine Declamation war, bei allem Feuer, einfach und von wahrhaft antikem Adel. Ebenso wenig gehörte Egressy zu den Naturalisten, welche, auf ihre Mittel vertrauend, wohlfeile Effecte durch glücklichen Wurf erzielen. Zu jener Inspiration, ohne welche eine wahrhaft geniale Auffassung nicht möglich ist, kam bei ihm echt künstlerische wohlgeschulte Besonnenheit hinzu; er hatte die großen Aufgaben der dramatischen Kunst, namentlich die Shakspeare'schen, einen Richard und König Lear, in deren Darstellung er mit den größten deutschen Künstlern wetteiferte, tief durchdacht und war auch mit den dramaturgischen Werken über diese Charaktere vertraut. Er hatte die Rötscher'sche Dramaturgie und auch Shakspeare's „König Lear“ in das Ungarische übersetzt, und selbst ein „System der Schauspielkunst“ in Versen verfaßt. Das Beispiel dieses bedeutenden Künstlers bewies, daß nicht alle Theorie „grau“ ist, wie es der bequeme Schlendrian der meisten Darsteller anzunehmen pflegt, sondern daß die Theorie auf eine geniale Praxis befruchtend wirkt.

Das Leichenbegängniß Egressy's war eins der großartigsten, welches Pesth gesehen, und ließ sich nur mit dem Vörösmarty's (1855) und Teleky's (1861) vergleichen. Viele Tausende erwiesen dem großen Künstler die letzte Ehre. Gegenüber einem in deutschen Landen tiefeingewurzelten Zelotismus, der bei solchen Gelegenheiten oft unerwartet zu Tage tritt, macht es einen um so erfreulichern Eindruck, daß hier ein Geistlicher, der

Superintendent Toerek, dem Dahingeschiedenen eine tiefempfundene Leichenrede hielt, in welcher er den unersetzlichen Verlust hervorhob, den die Nation durch Egressy's Tod erlitten habe. Ein zweiter Prediger Ferkas hielt eine Rede an der Statue Landvai's, eines ebenbürtigen Darstellers, und am Grabe selbst sprach der ungarische Schauspiel- und Lustspieldichter Szigligeti.

Am 3. Aug. 1866 starb zu Wiesbaden im 69. Lebensjahre Franz Eduard Genast, ein bekannter deutscher Schauspieler aus der Schule Goethe's. Er war am 15. Juli 1797 zu Weimar geboren, ein Sohn Anton Genast's, der als Regisseur 20 Jahre lang Goethe zur Seite stand und dessen Verdienste oft von dem gefeierten Dichter mit Anerkennung erwähnt wurden. Eduard Genast bildete sich unter der dramaturgischen Leitung Goethe's und Tieck's, der musikalischen Eberwein's und Maria von Weber's zum Schauspieler und Sänger heran. Er betrat zuerst im Jahre 1814 als Sänger die Bühne und wurde 1817 in Dresden engagirt, nachdem er vorher in Stuttgart bei dem als Gesanglehrer damals hochgeschätzten Häser weitern Unterricht im Gesang genommen hatte. Von Dresden begab er sich 1818 nach Hannover, gab indeß hier seine Stelle auf, um nach Leipzig zu gehen, wo damals das Theater unter Küstner's Direction einen neuen Aufschwung nahm. Hier vermählte er sich mit Karolina Christine Böhler, einer bedeutenden Schauspielerin, deren Anregungen und Fingerzeigen er, wie er selbst bekennt, viel zu verdanken hatte. Als Küstner die leipziger Direction aufgab, übernahm Genast auf kurze Zeit die Leitung der magdeburger Bühne und siedelte dann mit seiner Frau 1829 nach Weimar über, wo er ein lebenslängliches Engagement fand. Im Jahre 1858 trat er von seiner Wirksamkeit in der Oper zurück, 1860 wurde er pensionirt und Ehrenmitglied des weimarischen Hoftheaters. In dieser Eigenschaft trat er zum letzten male 1864 zu seinem funfzigjährigen Künstlerjubiläum auf. Durch schöne Mittel, namentlich ein kräftiges Organ unterstützt, war er in Bezug auf seine künstlerische Richtung ein maßvoller Vertreter des Schiller'schen Idealismus. Groß war seine Vielseitigkeit, er spielte Mozart's „Don Juan" wie Schiller's „Wallenstein".

Genast hat einzelne Lieder und Balladen, auch eine Oper: „Der Verräther in den Alpen", componirt. Am meisten bekannt machte er sich durch seine Memoiren: „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers" (4 Bde., 1862—65). Namentlich sind die ersten Bände dieses Werks ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß der Schiller-Goethe-Epoche in Weimar und berühren mit anekdotischen Streiflichtern auch viele andere namhafte Persönlichkeiten der deutschen Literatur. Minder interessant sind die letzten Bände, doch werden auch hier einzelne literarische Größen der Epigonenzeit, z. B. Ernst Raupach, in ansprechender Weise charakterisirt.

Der Sohn Eduard Genast's, Karl Albert Wilhelm Genast, Staatsanwalt in Weimar, als Vorkämpfer liberaler und humaner Principien geachtet, hat mehrere Dramen: „Bernhard von Weimar" (1853), „Florian Geyer" (1857), einen Roman: „Das hohe Haus", und zahlreiche Novellen verfaßt, und setzt so, trotz seiner juristisch-politischen Carrière, die künstlerischen Traditionen der Familie fort.

Zu Monrepos bei Viborg in Finland starb am 28. April 1866 im Alter von 89 Jahren der russische Diplomat Freiherr Paul von Nicolay. Seine Familie stammte aus dem Elsaß, er selbst war aber in Rußland geboren.

Seine Gymnasial- und Universitätsbildung erhielt er in Deutschland, die erste bei Johann Heinrich Voß in Eutin, wohin im Jahre 1785 der achtjährige Knabe durch Graf Stolberg geführt worden war. Ohne Zweifel ist Paul von Nicolay der letzte der

Zöglinge jenes großen Kenners der hellenischen Dichter, dem er auch bis zu seinem Ende eine dankbare Erinnerung bewahrt hatte.

Die Universitätsstudien machte er in Erlangen, von wo er (nach einem zehnjährigen Aufenthalt in Deutschland) direct nach Rußland zurückkehrte, um in die diplomatische Carrière einzutreten. In dieser fungirte er zunächst als Legationssecretär, später als Legationsrath, Ministerresident und bevollmächtigter Minister an den Höfen zu London, Stockholm, Berlin und Kopenhagen, an letztem Orte während 30 Jahre bis 1847. In dem letztgenannten Jahre verließ er für immer den kaiserlichen Dienst, um sich auf seine reizende Besitzung Monrepos in Finland zurückzuziehen, auf welcher er seine letzten 19 Jahre verlebte.

Aus seiner Ehe mit der ihm im Tode vorangegangenen Fürstin Alexandrine von Broglie-Revel wurden ihm drei Söhne und vier Töchter geboren. Der älteste Sohn ist kaiserlicher Gesandter in Kopenhagen, früher in Bern, der zweite ist Generalgouverneur in Tiflis, früher Curator des Lehrbezirks Kiew und Gehülfe des Ministers des Unterrichts, der dritte General bei der Armee im Kaukasus.

---

## Revue der bildenden Künste.

Die alle Schichten der Bevölkerung und alle Sphären des öffentlichen Lebens durchdringende Theilnahme für die mannichfachen Opfer, welche die preußische Armee gebracht, hat auch auf dem Gebiet der Kunst einen praktischen und bedeutenden Ausdruck gefunden. Zunächst hat sich ein aus mehrern Besitzern von Privatgemäldegalerien, denen sich auch der Geheimrath Waagen und der Generalsecretär der Museen Dielitz angeschlossen, bestehendes Comité gebildet, welches in der berliner Centralausstellung von Werken bildender Kunst des Hrn. Karfunkel, der sein schönes Local mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit für den patriotischen Zweck zur Disposition gestellt hat, eine in der That seltene Ausstellung von Meisterwerken ersten Ranges veranstaltete, deren Ertrag „für die Verwundeten und die Familien der gefallenen Krieger" bestimmt ist. An der Spitze der Aussteller stehen der König und die Königin, welche nicht weniger als zwanzig der schönsten Gemälde der königlichen Privatgalerien hergegeben, darunter Werke von Rosa Bonheur, Camphausen, Bleibtreu, Aiwasowski, Achenbach u. s. w., sowie mehrere Bildhauerwerke von E. Wolff in Rom, Cauer in Kreuznach u. a. Ihnen schließen sich dann die renommirtesten Besitzer von Privatgalerien an, wie Gerson, Reichenheim, Bleichröder, Anker, Mühlberg, Mendelssohn, Gilka u. m. a. Werke, wie das berühmte Bild von Knaus: Nach der Taufe, drei große Schlachtenbilder von Camphausen, der Candidat von Vautier, der Russische Schlitten von Vernet, Die Rückkehr der Verbannten des Herzogs Alba von Pauwels, ferner die besten Bilder von Steffeck, von dem ältern Meyerheim (nicht weniger als neun), sodann die berühmtesten Landschaften von E. Hildebrandt, Lessing, den beiden Achenbach, Schirmer, Gude, Pettenkofer, Max Schmidt u. s. w., die zum Theil auf einer Reihe von akademischen Ausstellungen die Haupt- und Zugbilder gewesen sind, verleihen dieser Ausstellung eine Bedeutung, welche bisher noch keine andere hier gehabt hat. Es ist eine wahrhafte Eliteausstellung, die daher auch ihre Zugkraft auf das Publikum in hohem Grade ausübt. Der Ertrag wird voraussichtlich ein sehr bedeutender sein. Mit dieser Ausstellung ist zugleich eine Verlosung von Kunstgegenständen, bestehend aus Gemälden, Kunstblättern, kunstindustriellen Gegenständen u. s. w. verbunden, welche zu diesem Zweck geschenkt worden sind. Ein zweiter Verlosungs-

verein ist aus dem Schos der Künstlerschaft selbst hervorgegangen. Das aus den Professoren Ed. Magnus, Karl Becker, Steffeck, Triebel, G. Richter und A. Wolff zusammengesetzte Comité, dem sich der Kunsthändler Lepke angeschlossen hat, erließ einen Aufruf zur Beisteuerung mit Werken der Oelmalerei, der Aquarellistik, des Kupferstichs u. s. w. Bereits sind eine namhafte Anzahl von Gemälden, zum Theil von größerm Umfang, wie das bekannte Bild von Cretius: Friedrich Wilhelm I. empfängt die einwandernden Salzburger, dann Bilder und Croquis von Knaus, Becker, Steffeck, Amberg, Arons u. s. w. eingeliefert und in einer Beletage (unter den Linden) zu einer Ausstellung zusammengestellt worden, deren Besuch unentgeltlich ist. Endlich hat die königliche Akademie der Künste bekannt gemacht, daß sie die Einnahme von ihrer diesjährigen, am 2. Sept. zu eröffnenden Ausstellung für denselben patriotischen Zweck zur Disposition stellen werde. Leider dürfte bei der geringen Betheiligung auswärtiger Künstler diese akademische Ausstellung ziemlich dürftig ausfallen und kein zahlreicher Besuch in Aussicht stehen.

Zu den herbsten Verlusten, welche die Kunst in der letzten Zeit erlitten hat, gehört der Tod F. Wilhelm Schirmer's, des „berliner Schirmer", wie er zum Unterschiede von dem vor zwei Jahren ebenfalls verstorbenen karlsruher J. W. Schirmer, dem bekannten Autor der Biblischen Landschaften, genannt wurde. Schirmer gehörte zu den immer seltener werdenden Künstlern, deren ganzes Leben und Trachten in der Kunst aufgeht, denen die Kunst ein Priesterthum ist, welchem sie sich geweiht, aber auch ein Märtyrerthum, dem sie sich hingegeben. Obschon er eine durchaus eigenartige Natur und eine gegen die Bestrebungen der modernen Landschaftsmalerei sich bis zur Isolirung abschließende Richtung verfolgte, kann man ihn doch in Rücksicht auf die Größe und poetische Tiefe seiner Naturanschauung den großen Landschaftern, wie Poussin, Claude Lorrain, Rottmann, Blechen, anreihen, denen die Technik stets nur als handwerkliches Mittel zum Ausdruck der Idee galt und die vor allem danach strebten, das in ihnen selbst lebendige und werkthätige poetische Gefühl aus der Natur reflectiren zu lassen und auf ihren Bildern zu fixiren. Bei Schirmer ging die Unterordnung der bloßen Naturrealität unter den mystischen Zauber der Gefühlspoesie so weit, daß der Stimmungston, welchen er oft in seinen Bildern anschlug, den Charakter eines fast märchenhaften Reizes offenbarte. Der Eindruck, den sie machte, war daher ein vorwaltend musikalischer, d. h. er verband das Geheimnißvolle der Aeolsharfe mit der entschiedenen Subjectivität lyrischer Anschauung. Die große Bedeutung des Künstlers wird es — bei der ohnehin stattfindenden Ebbe an Kunstereignissen — gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn hier einige biographische Notizen über den Dahingeschiedenen gegeben werden. Ferdinand Wilhelm Schirmer war am 6. Mai 1802 zu Berlin geboren und trat, nachdem er auf dem Werder'schen Gymnasium den Schulunterricht genossen, im 15. Jahre als Eleve bei der königlichen Porzellanfabrik ein, wo er unter Leitung des Professors Völker, des Dirigenten der Abtheilung für Malerei, Blumen malte. Indeß zeigte sich schon früh seine Neigung für Landschaftsmalerei, weshalb ihm gestattet wurde, zu seiner Ausbildung in diesem Fache die Akademie zu besuchen. Im Jahre 1823 verließ er das Institut gänzlich, um sich ausschließlich der Oelmalerei zu widmen. Noch in demselben Jahre machte er eine Studienreise nach Thüringen, wo seine ersten Bilder entstanden. Die Werke Schinkel's, mit dem er bald darauf bekannt wurde, machten einen großen Eindruck auf ihn und veranlaßten ihn, nachdem ihm Schinkel einige Aufträge für den Kronprinzen verschafft hatte, 1827 nach Italien zu gehen, wo er Koch, Reinhardt und Turner kennen lernte, die nunmehr seine Vorbilder wurden. In dieser Zeit entstanden seine Landschaften Narni, Monte-Soracte, Villa d'Este, Hafen von Genua, Neapel, welche Werke sich auf den königlichen Schlössern zu Berlin und Potsdam befinden. Als er 1831 nach Berlin

zurückkehrte, gründete er ein Atelier, aus dem viele bedeutende Schüler, wie Bellermann, Pape u. s. w., hervorgingen. Im Jahre 1835 wurde er zum Mitglied der Akademie, 1839 an Stelle Blechen's zum Professor der Landschaftsmalerei ernannt. Im Jahre 1845 trat er seine zweite italienische Reise an, von wo er schon im folgenden Jahre zurückkehrte. Im Anfang der funfziger Jahre entstanden seine Wandgemälde in der ägyptischen und griechischen Abtheilung des Neuen Museums zu Berlin. Im Jahre 1852 wurde er zum Mitgliede des Senats der Akademie ernannt. Noch einmal trieb es ihn nach Italien. Im vorigen Jahre trat er mit seiner Gattin die Reise an. In Neapel vertrieb ihn die Cholera; in Rom überfiel ihn eine tödliche Krankheit. Kaum genesen, trieb ihn eine unbezwingliche Sehnsucht nach der Heimat. Aber er vermochte nur bis zum Genfersee zu gelangen. Hier starb er in einem kleinen Orte am 8. Juni 1866. Schirmer war eine dichterisch empfindende Natur und darum ein großer Künstler, als Mensch und Lehrer geachtet und geliebt von allen seinen zahlreichen Freunden und Schülern. In ihm verliert die heutige Landschaftsmalerei und insbesondere die berliner Akademie einen ihrer hervorragendsten Vertreter.

In Düsseldorf wird gegenwärtig für die Zurückforderung der nach München entführten werthvollen Bildergalerie agitirt. Der Zeitpunkt scheint allerdings sehr geeignet dazu. Bekanntlich ist der Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz, der als Kurprinz mehrere Jahre auf seinen Reisen nach Italien, den Niederlanden und Frankreich eine reiche Sammlung von Gemälden und andern Kunstgegenständen zusammenbrachte, der Begründer der düsseldorfer Galerie. Der statt anderer „nobeln Passionen", wie Maitressen, Hunde und Pferde, in dem Kurfürsten stark hervortretenden Neigung zur Kunst trugen die Landstände Rechnung und bewilligten dem Fürsten bedeutende Summen zum Ankauf von Gemälden, seltenen Handzeichnungen und Kupferstichen, sowie auch zur Berufung von namhaften Künstlern nach Düsseldorf. Auf seine Veranlassung kamen z. B. van der Werff, Weenix, Schalken, van der Neer und mehrere andere Künstler dorthin. Als der Nachfolger des Kurfürsten, Karl Philipp, seine Residenz nach Manheim verlegte, blieb die Bildergalerie, als anerkanntes Landeseigenthum, gleichwol in Düsseldorf. Später wurde durch den Kurfürsten Karl Theodor 1777 die Akademie der Künste in Düsseldorf gegründet, zugleich bewilligten die Landstände 30000 Thlr. zum Ankauf der Sammlungen des zum Akademiedirector ernannten Historienmalers Krahn, welche aus circa 38000 Handzeichnungen und Kupferstichen bestanden, darunter seltene Blätter von Rafael, Giulio Romano, Mantegna, Carracci, Guido Reni, Michel Angelo, Tizian, A. Dürer, Lukas Cranach, Rembrandt, Rubens, van Dyck u. s. w. Das Eigenthumsrecht des bergischen Landes an diesen Sammlungen, welche ohnehin ja für die speciell zu diesem Zweck bewilligten Gelder angeschafft waren, hatten die Kurfürsten selbst also aufs bestimmteste anerkannt, da sie, selbst wenn sie ihre Residenz verlegten, doch die Sammlungen in Düsseldorf beließen, ja, als sie während des Siebenjährigen Kriegs vor dem Einfall der Franzosen zur Sicherheit nach Manheim gebracht worden waren, nach Beendigung des Kriegs sofort wieder durch Karl Theodor nach Düsseldorf zurückgeschafft wurden. Noch einmal, als der Krieg gegen die französische Republik bevorstand, wanderten die Sammlungen aus, und zwar nach Glückstadt; aber auch von hier kehrten sie wohlbehalten zurück. Als aber die Nothwendigkeit einer Fortschaffung zum dritten male eintrat, da kehrten sie nicht wieder zurück. Es war im Jahre 1805, als die Sammlungen wegen des Kriegs mit Napoleon zuerst nach Mainz und dann nach München gebracht wurden. Als nun der von Napoleon's Gnaden zum König ernannte Kurfürst Maximilian 1806 das Herzogthum Berg an Napoleon abtrat und dafür die brandenburgischen Stammlande Ansbach und Baireuth erhielt, blieb die düsseldorfer Bildergalerie in München zurück und konnte auch trotz mehrfacher dringender Reclamationen der

rheinischen Landstände bisjetzt nicht zurückerlangt werden. Was das Recht Baierns betrifft, so konnte es — vom sittlich-politischen Standpunkt ganz zu schweigen — höchstens auf Grund des Verjährungsprincips geltend gemacht werden. Wie die Sachen aber jetzt liegen, so möchte dies Princip nicht zureichen. Wenn Preußen seine alten Stammlande Ansbach und Baireuth wiedererhält, so dürfte um so mehr die Auslieferung der so lange widerrechtlich behaltenen Galerie, welche für München ein reiche Zinsen tragendes Kapital gewesen ist, verlangt werden müssen. Diesen Thatsachen gegenüber macht es nun einen eigenthümlichen Eindruck, wenn von Düsseldorf gemeldet wird, daß in der am 25. Juli stattgefundenen Generalversammlung des Künstlerunterstützungsvereins die mit vielem Beifall aufgenommene Ansicht geltend gemacht worden ist, daß die Künstler jetzt am allerwenigsten eine Petition um Zurückforderung der Galerie unterstützen würden, weil dies einen Zankapfel in die Deutsche Kunstgenossenschaft werfen hieße. Das collegialische Verhältniß der düsseldorfer zu den münchener Künstlern verböte eine solche Betheiligung an der Agitation für die Zurückbringung der Galerie. Man könnte nun fragen, ob etwa die münchener Künstler und nicht Baiern sich im Besitz der Galerie befinden, und was also das collegialische Verhältniß damit zu thun habe? Aber abgesehen davon, scheint es, daß die düsseldorfer Künstler ihren Kosmopolitismus etwas allzu weit ausdehnen, indem sie das patriotische Gefühl für die Rechtsverletzung nationaler Interessen (und zwar auf einem die Kunst selbst unmittelbar berührenden Gebiet) einer bloßen sentimentalen Rücksicht auf collegialische Gemüthlichkeit opfern. Darf es einem preußischen Künstler gleichgültig sein, ob eine große Kunstsammlung widerrechtlich von einem Staat, dem sie in Zeiten der Noth anvertraut wurde, als gute Beute zurückbehalten wird, einem Staat, der gegen Preußen mit Oesterreich gemeinschaftliche Sache macht?

Der Krieg in Böhmen hat auch mehrere Künstler ins Feldlager geführt. Von seiten Oesterreichs waren es namentlich Gaul und L'Allemand, welche dem Hauptquartier Benedek's gefolgt sind, um sich Stoff zu Illustrationen für die kriegerischen Thaten der kaiserlichen Armee zu sammeln; von seiten Preußens hatten sich Camphausen, Bleibtreu und Burger dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl angeschlossen. In Prag fanden unangenehme Vorgänge in den kunstwissenschaftlichen Kreisen statt, die so skandalös sind, daß sie möglicherweise zu criminalgerichtlicher Untersuchung Anlaß geben dürften. Es existirt dort nämlich seit langer Zeit ein deutscher Geschichts- und Alterthumsverein, unter dessen Mitgliedern sich Fürst Auersperg, General Clam-Gallas, Altgraf Salm-Reifferscheidt sowie die Gelehrten und Künstler Professor Grueber, Herbst, Haushofer, Max u. s. w. befinden. Der Thätigkeit dieses Geschichtsvereins verdankt das wissenschaftliche Leben Prags sehr viel. Den Czechen war derselbe daher schon lange ein Dorn im Auge. Im vorigen Jahre gründeten sie einen czechischen Geschichtsverein, der es sich zur Hauptaufgabe machte, den Nachweis zu führen, daß alle Bildung in Böhmen nicht, wie man bisher glaubte, dem deutschen Element zu verdanken, sondern durchaus nationalen Ursprungs sei. Die Mittel, welche zu diesen Nachweis gebraucht wurden, waren indeß sehr bedenklicher Natur. Dennoch wollte die Sache nicht recht vorwärts und so griff man denn das Uebel an der Wurzel an: man versuchte den deutschen Geschichtsverein zu ruiniren. Durch Machinationen aller Art gelang es, einige Deutsche für sich zu gewinnen und bei der Neuwahl des Comité in den Ausschuß zu bringen. Aber was waren dies für Leute: Eisenbahnschreiber, Handelsgerichtsschreiber, Privatlehrer, Handlungscommis, Gastwirthe u. dgl. Man hatte es auf das bedeutende Stiftungsvermögen des Vereins abgesehen, wie durch ein schriftliches Document, das bereits zu den gerichtlichen Acten gegeben ist, bewiesen wird. Die beiden Präsidenten, welche sich um das Treiben der Leute zu wenig gekümmert, haben sich veranlaßt gesehen, eine strenge Untersuchung anstellen zu lassen. Hoffentlich wird dies jetzt auch anders.

Die Overbeck'schen Cartons Die Sieben Sakramente sind gegenwärtig in Brüssel ausgestellt und machen dort großes Aufsehen. In Utrecht hat die große internationale Aquarellausstellung der Gesellschaft Kunstliefde bedeutenden Erfolg gehabt. Um so mehr ist zu bedauern, daß die für diesen Herbst projectirte berliner Aquarellausstellung, über die wir in unserm letzten Bericht eine Notiz gaben, durch die Zeitverhältnisse verhindert worden ist. Es waren der Redaction der deutschen Kunstzeitung „Die Dioskuren", welche bekanntlich diese sehr zeitgemäße Idee zuerst angeregt hat, vor Ausbruch des Kriegs bereits eine Menge Zuschriften zugekommen, welche eine lebhafte und zahlreiche Betheiligung der Künstler an dieser Ausstellung in sichere Aussicht stellten.

Aus Paris wird der Tod des seinerzeit sehr berühmten Landschaftsmalers Watelet gemeldet. Der Bau der Großen Oper schreitet so rüstig vorwärts, daß man schon jetzt behaupten kann, dieses Prachtgebäude werde nicht nur in Paris, sondern überhaupt zu den großartigsten und namentlich in Bezug auf plastische und malerische Ausschmückung prächtigsten und glänzendsten Bauwerken der neuern Zeit zu zählen sein. Das ausschließliche Material bilden Eisen, Quadersteine und Marmor; Holz ist gar nicht angewendet, außer zu decorativen Zwecken und im Innern. Von den 25 Mill. Frs., die der Staat dem Baumeister Garnier zur Verfügung gestellt hat, sind bereits 16 Mill. verausgabt. Unter den veranschlagten Kosten befinden sich 2 Mill. für Eisenwerk, 8 Mill. für Marmor und 15 Mill. für Bildhauerarbeiten und sonstige künstlerische Ausschmückungen. Die malerische Ausschmückung haben Gérome, Pils, Boulanger, Baudry und andere Künstler von Renommée übernommen. Zu den edlern Steinsorten ist Marmor aus den Pyrenäen, dem Jura, Schweden und aus Carrara verwendet, wozu noch Onyx aus Algier, schottischer Granit und Jaspis vom Montblanc kommt. Von der Größe des Gebäudes kann man sich eine Vorstellung machen durch den Umstand, daß die Höhe desselben die der Thürme von Notre-Dame erreicht. Die Bühne erhält 17 Meter Höhe, soweit sie sichtbar ist, da die Versenkungen sowie der Raum oberhalb des Vorhangs ebenfalls je 17 Meter beträgt. Die Scene erhält eine Breite von 52 Meter und eine Tiefe von 35 Meter. Alle Logen sind von Salons umgeben, welche dreimal so geräumig sind als jene. Man hofft, daß die Vollendung des Ganzen im Jahre 1869 stattfinden wird.

Unter den Prämiirten des nun geschlossenen pariser Salons befinden sich auch folgende deutsche Künstler: Paul Meyerheim (aus Berlin), Vauteur, Saal und Baader aus Düsseldorf. Die große Weltausstellung von 1867 beginnt nunmehr, nachdem der Friede gesichert erscheint, das Interesse wieder in erhöhtem Maße anzuregen. Man deutet sogar darauf hin, daß der Kaiser, der diesem Plan eine ganz besondere Theilnahme schenkt, hauptsächlich auch deshalb so energisch für den Frieden gewirkt, um die Ausführung desselben zu ermöglichen. Infolge dessen hat die artistische Commission für die pariser Weltausstellung von 1867 in Brüssel bereits an alle belgischen Künstler ein Circular erlassen, worin sie zu rechtzeitiger Betheiligung auffordert und über die Jury sowie über die Einsendungsmodalitäten Mittheilung macht.

In London findet gegenwärtig eine große historische Porträtausstellung statt; doch wird sie im ganzen wenig besucht, was wol auch dem durch die politischen Ereignisse auf dem Festlande absorbirten Interesse zuzuschreiben ist. Nächst diesen übt das atlantische Kabel die meiste Zugkraft. Man ventilirt hier jetzt sehr die Frage der Reform der königlichen Akademie der Künste. Wie fast immer, gab in diesem ebenso praktischen wie conservativen Lande — zwei Eigenschaften, die sich nicht selten widersprechen — den ersten Anstoß dazu der rein materielle Grund, daß das von der Akademie und der Nationalgalerie zusammen benutzte Gebäude am Trafalgar Square kaum für eins der beiden Institute, geschweige denn für beide zureichende Räumlichkeiten besitzt. Als nun auf

Anlaß des Präsidiums der Akademie die Regierung den Vorschlag machte, der Akademie ein Grundstück zu überlassen, um sich darauf ein eigenes Gebäude zu errichten, knüpfte sie daran die Bedingung, daß die Statuten und die Organisation der Akademie einer Revision und Reform unterworfen werden möchten. Hiergegen remonstrirte die Akademie aus dem Princip des Selfgovernment, verwarf die Vorschläge der Regierung, namentlich in Betreff der Vermehrung der Mitgliederzahl, und reichte selbst einen, auf ganz anderer Basis begründeten Reformplan ein, der nun auch die Bestätigung der Regierung erhielt.

Schließlich sei hier noch eines interessanten und seit kurzem eine bedeutende Ausdehnung gewinnenden Streits auf dem Gebiet der historischen Kunstforschung erwähnt, der die wahre Bedeutung der bekannten Holbein'schen Madonna in der dresdener Galerie betrifft. Die Ursache des Streits schreibt sich bereits aus der Schlegel-Tieck'schen Zeit her. Damals sollen Schlegel oder Tieck — es ist nicht mehr zu entscheiden, wer von beiden — die Vermuthung ausgesprochen haben, das Kind auf den Armen der Madonna sei nicht das Christuskind, sondern ein (von der Madonna geheiltes) krankes Kind des Bürgermeisters Meyer. Inzwischen war diese Vermuthung fast zu einer Mythe geworden, bis im vorigen Jahre der Professor Victor Jacobi in Leipzig in seiner Schrift: „Die beiden nackten Knaben auf der Holbein'schen Madonna", nicht nur die obige Behauptung von neuem aufstellte, sondern auch die andere hinzufügte, daß der unten stehende Knabe als dasselbe Kind, aber in geheiltem Zustande zu betrachten sei. Schon vorher hatten zwei englische Schriftsteller, Blake in seinem Buche: „A long vocation in continental picture Galeries" (London 1858), und Mrs. Jameson in ihrem mit zahlreichen Illustrationen ausgestatteten Werke: „Legends of the Madonna as represented in the fine Arts" (London 1864), dieselbe Ansicht aufgestellt. Hiergegen erhoben sich nun zahlreiche Stimmen aus dem Lager der „Kunsthistoriker von Fach", welche zum Theil, wie Woltmann (in den „Recensionen für bildende Kunst", dem „Holbein-Album" und zuletzt in seinem Buche: „Holbein und seine Zeit"), so entschieden diese Ansicht als „absurd" und „aus trauriger Frivolität stammend" bezeichneten, daß von dieser Seite her eine weitere gründliche Erörterung der Frage um so weniger erwartet werden konnte, als man sich auf eine ernsthafte Widerlegung gar nicht einließ, sondern die „thörichte Sage", als gar keiner Widerlegung werth, vornehm von der Hand wies. Infolge dessen hat nun die „Deutsche Kunstzeitung" in einem längern kritischen Aufsatz: „Die Holbein'sche Madonna und ihre Ausleger", die Geschichte der Deutungen des Bildes dargelegt und gezeigt, daß in der That überwiegende sachliche wie ästhetische Gründe für die Richtigkeit der Jacobi'schen Auslegung sprachen, namentlich nachdem durch Professor Fechner (in seiner Schrift: „Zur Deutungsfrage und Geschichte der Holbein'schen Madonna") auf eine Skizze Holbein's zu diesem Bilde hingewiesen wurde, welche durch die Bemühungen des Professors His-Heusler in Basel aufgefunden ist, und worin das Kind auf den Armen der Madonna ganz unzweifelhaft als ein krankes dargestellt ist. Der Artikel in der „Deutschen Kunstzeitung" weist mit schlagenden und zum Theil einschneidenden Gründen die Haltlosigkeit der sich in Widersprüchen und bloßen Behauptungen ergehenden Opposition nach. Demnach kann diese Frage nunmehr wol als entschieden und abgeschlossen betrachtet werden, wenn diese Lösung auch voraussichtlich noch manchen Widerstand finden wird.

---

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Wiens Architektur in der Gegenwart.

Von Alfred Woltmann.

Bei der Charakteristik Rahl's, die wir in der ersten Hälfte dieses Jahrgangs (S. 401) gaben, ließ sich deutlich erkennen, wie entschieden die politischen Verhältnisse auf die Kunst wirken. Der große Maler war unter der Herrschaft der Reaction äußerlich und innerlich gehemmt. Er fand weder die Anerkennung von oben noch die Theilnahme und das Verständniß im Publikum, die er verdient, ihm fehlten die großen Aufgaben und mit diesen die Gelegenheit, Kraft und Begabung ganz zu entwickeln. Und erst als in der jüngsten Zeit eine Wendung zum Bessern auf politischem Gebiete eintrat, änderten sich auch für den Künstler die Verhältnisse. Die ersten Anfänge einer gesunden, freiern Entwickelung im Staat befreiten ihn von dem Druck, der auf ihm lastete, und machten es ihm möglich, sich in kürzester Frist auf die Höhe, die ihm bestimmt war, zu schwingen. Fast noch sichtbarer tritt uns dieser Einfluß der politischen Verhältnisse Oesterreichs auf die Kunst bei einem Blick auf die Architektur der Gegenwart in Wien entgegen. Jahrzehntelang war die Entwickelung derselben von der Kunstentwickelung des übrigen Deutschland durch eine tiefe Kluft geschieden; Wien blieb um eine ganze Epoche zurück, an allen Bewegungen und Bestrebungen auf dem Gebiete der vaterländischen Kunst nicht theilnehmend, ja selbst von ihnen nicht einmal berührt. Das Jahr 1848 bot für eine Wendung zum Bessern die erste Gelegenheit. Dann trat zwar die erneute Reaction noch einmal hemmend dazwischen; aber sie vermochte nicht mehr alle Keime zu ersticken. Die Bahn war doch einmal gebrochen, und als endlich nach dem italienischen Kriege der Systemwechsel eintrat, begann eine neue Epoche für die wiener Architektur, welche schnell das Versäumte nachholte, und deren Entwickelungsgang reiche Hoffnungen erwecken muß und lebhafte Beachtung verdient.*)

Die architektonische Vergangenheit der Stadt ist bedeutend. An dieser Stelle hatten schon die Römer ein Grenzcastell gebaut, an das sich allmählich Ansiedelungen der Einheimischen schlossen. Der Sturm der Völkerwanderung freilich wehte über diesen Boden besonders vernichtend hin. Erst als im 10. Jahrhundert die Grafen aus dem Hause Babenberg die Ostmark zum Lehn empfingen, schwang sich nach und nach die alte Vindebona wieder empor. Hier schlugen die Markgrafen ihren bleibenden Wohnsitz auf; ebenso wichtig wie in politischer wurde die Stadt in commerzieller Beziehung. Sie vermittelte den Verkehr zwischen Ost und West, was ihre Lage am großen Strome und an den Ausläufern der Alpen bedingt. Schon unter Markgraf Heinrich Jasomirgott, Mitte des 12. Jahrhunderts, entwickelte die Bauthätigkeit große Energie. Etwas später, Anfang des 13. Jahrhunderts etwa, sind einige romanische Baudenkmäler entstanden,

*) Für alles Thatsächliche stützen wir uns wesentlich auf das Werk: „Alt- und Neu-Wien in seinen Bauwerken. Herausgegeben vom österreichischen Ingenieur- und Architektenverein. Redigirt von Karl Weiß. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage" (Wien 1865). Dies treffliche, reich illustrirte Werk zur Hand zu haben, möchten wir den Lesern unsers Aufsatzes bestens empfehlen.

welche noch jetzt erhalten dastehen, die Hofpfarrkirche von St.-Michael und die Westfaçade des Stephansdomes. Immer lebhafter wird das architektonische Schaffen im 14. Jahrhundert, als das Herzogthum den Habsburgern gehört, welche gewöhnlich dem Deutschen Reich seine Kaiser geben und dauernd in Wien residiren. Eine von Deutschlands namhaftesten Bauhütten hat hier ihren Sitz, und Langhaus und Thurm zu St.-Stephan stehen unter den glänzendsten Leistungen der vaterländischen Gothik da. Aermer ist die Periode der Renaissance. Aber seit dem Schluß des 17. Jahrhunderts, sobald die Folgen des Dreißigjährigen Kriegs überwunden sind, beginnt es sich wieder zu regen. Prachtbauten entstehen, Kirchen wie Paläste, Baumeister ersten Ranges sind hier zu finden wie Martinelli und Fischer von Erlach, der unter allen deutschen Architekten seiner Zeit nur von Andreas Schlüter übertroffen wird. Und noch die folgende Generation brachte so großartige Schöpfungen hervor, wie das 1775 von Hohenberg errichtete Gloriett von Schönbrunn.

Desto schlimmer aber war es in Wien mit der Baukunst am Wendepunkt des 18. und 19. Jahrhunderts bestellt. Das war die Zeit, wo in Europa die allgemeine Zersetzung in Staat und Gesellschaft, in Sitte und Geschmack zu einer Revolution auf allen Gebieten führte. Im vollständigen und rückhaltslosen Anschluß an das classische Alterthum begann man das Heil für die Kunst zu suchen. Ein Hauptsitz dieser neuen classischen Richtung war die wiener Akademie. Aber der Classicismus, wie er an Akademien herrschte, hat nicht viel mit der Richtung eines Carstens und später eines Thorwaldsen und Schinkel gemein, welche die Kunst in neue Bahnen wiesen, indem sie dieselbe mit dem Geist des Alterthums erfüllten. Der akademische Classicismus war im Grunde nichts anderes als der ausgedörrte und abgestorbene Zopfgeschmack, nur mit veränderter Etikette, nur mit einigen antiken Elementen versetzt, aber in sehr schwacher Dosis und sehr verfälschter Qualität. Für gesundes und selbständiges Streben war hier kein Raum; jeder Schritt zum Bessern, mochte er von den Classikern oder von den Romantikern ausgehen, konnte nur im Widerspruch gegen die Akademien geschehen. Gerade in Wien spielte einer der entschiedensten Oppositionsacte gegen den akademischen Zwang. Hier war es, wo im Jahre 1810 die Akademie eine Anzahl frischer und selbständig strebender Jünglinge, die sich ihrem Druck nicht fügen wollten, relegirte, welche, den einundzwanzigjährigen Friedrich Overbeck an der Spitze, nach Rom zogen, das durch sie zur Geburtsstätte der neuesten deutschen Malerei ward.

An der wiener Akademie wurde damals die classische Richtung in der Architektur durch Peter von Nobile vertreten, der, ein Schweizer von Geburt, seine Studien in Rom gemacht hatte und mit dem Beginn dieses Jahrhunderts nach Wien gekommen war. Er wurde zunächst Professor an der Architekturschule der Akademie, später Director dieser Schule und Hofbaurath. Seine Stellung war derartig, daß er auf alle öffentlichen Bauunternehmungen Einfluß hatte und seinen Theorien praktische Geltung zu verschaffen vermochte. Er war ein talentvoller, fein gebildeter Künstler, und seine Richtung ging derjenigen eines Inwood und J. Nash in London, eines Percier und Fontaine in Paris parallel. Wie für jene, so waren auch für ihn die Formen der antiken Kunst, und speciell der griechischen, soweit man sie kennt, die einzig berechtigten. Solche Grundsätze waren am besten geeignet, um nach aller Zerfahrenheit und allen Ausschweifungen des Rococo, nach aller aufgespreizten Nüchternheit des Zopfes die Baukunst zur Besinnung zurückzuführen. Aber was sie hervorbrachten, hatte mehr ein negatives als ein positives Verdienst. Sie verstanden es, in der Baukunst das Abgestorbene zu beseitigen, aber dieselbe mit neuem Leben zu durchdringen vermochten sie nicht. Sie kamen nicht hinaus über die bloße Nachahmung des Antiken, auch in dieser noch durch mangelhafte Kenntniß der alten Kunst beschränkt. Statt vom Alterthum zu lernen, den Geschmack

an seinen Vorbildern zu läutern, sich mit seinen Principien zu erfüllen, dann aber aus diesen heraus Neues und Besonderes zu schaffen, beruhigten sie sich bei todter, akademischer Wiederholung der classischen Formen und Bauwerke.

So gab Nobile in seinem Theseustempel im Volksgarten, welcher die 1819 vollendete Theseusgruppe von Canova enthält, eine getreue Nachbildung des Theseion zu Athen. Ebenso unfrei steht das Burgthor, sein Hauptwerk, der classischen Kunst gegenüber. Die äußere Seite, schlicht und ernst, sich in einer Rundbogenarchitektur gegen die Vorstadt öffnend, hat ihre Wirkung eingebüßt, seit die Gräben ausgefüllt und die Basteien verschwunden und der festungsartige Charakter überflüssig geworden ist. Schöner ist die innere Façade mit der dorischen Säulenhalle, durch zwei Seitenflügel mit kleinern Vorhallen eingefaßt. Wenn man das 1824 errichtete Burgthor mit dem 1793 begonnenen Brandenburger Thor in Berlin von Johann Gotthard Langhans vergleicht, so wird man kaum finden können, daß die Reihe von Jahren, welche zwischen beiden liegen, sich durch entwickeltern Charakter des spätern Werks bemerklich machte. In manchen Beziehungen freilich bildet Nobile die griechischen Formen treuer nach als Langhans, welcher seinen dorischen Säulen ionische Cannelüren und ionische Basen gab. Aber im großen und ganzen ist das Prachtthor Berlins dem wiener weit überlegen, ist seiner großen Vorbilder weit würdiger als dies. Die ganzen Verhältnisse sind bei jenem freier und imposanter. Höher und mächtiger steigt das Thor selbst gegen seine Nebenbauten empor und weiß sie zu beherrschen, durch Gottfried Schadow's Siegesgöttin auf der Quadriga prächtig gekrönt. Das Burgthor dagegen hat gedrückte Verhältnisse, die Säulen scheinen zu weit in ihren Abständen und das Gebälk, das sie zu tragen haben, lastet auf ihnen zu schwer; die Flügel sind in ihrer ganzen Gestalt eine langweilige Wiederholung des Hauptbaues, der sie nicht einmal ausreichend beherrscht. Dabei fällt die Erbauung des Burgthors schon in die Zeit, wo Schinkel seine Neue Wache und sein Schauspielhaus geschaffen und den Bau seines Museums begonnen hatte. Von diesen großen reformatorischen Thaten auf deutschem Boden ist in Wien nicht der mindeste Einfluß zu spüren. Nobile steht in kunstgeschichtlicher Hinsicht ähnlich in Wien da wie Langhans in Berlin, nur mit dem Unterschiede, daß er später kam wie dieser, und daß auf ihn nicht wie auf Langhans ein Schinkel gefolgt ist.

Nobile's Einfluß zeigen das Gebäude der Universitätsbibliothek, das alte Musikconservatorium, das Polytechnische Institut, 1815—18 vom Hofbaudirector Schemerl von Leytenbach errichtet. In der Periode, welche nach ihm kam, ist eher ein Rückschritt in der Kunst als ein Fortschritt bemerklich. Die vollkommene Isolirung Oesterreichs vom Geistesleben des übrigen Deutschland, wie sie das Metternich'sche System mit sich brachte, war auch in der Baukunst zu empfinden. Nobile's Nachfolger unterschieden sich von ihm nur dadurch, daß sie ihm an Kenntniß, Ernst und Consequenz nachstanden; das schematische, trockene Antikisiren behielt nach wie vor die Oberhand. Das Bedenklichste aber war, daß auch auf die Architektur das ausgebildete bureaukratische System übertragen wurde, durch welches die einmal herrschende Richtung überall aufgenöthigt und keiner freien, selbständigen Regung Raum gegeben ward. Paul Sprenger folgte in der Stelle eines Hofbauraths auf Nobile und war in einem noch höhern Grade als sein Vorgänger Bureaukrat. Jeder Sinn dafür, daß die Architektur eine Kunst sei, war verloren gegangen; sie wurde in rein geschäftlicher Weise von Beamten betrieben. Es war die Sache der obersten Behörde, Sprenger an der Spitze, für alle öffentlichen Gebäude die Pläne zu liefern oder wenigstens zu revidiren. Später empfand Sprenger eine große Hinneigung zum Jesuitenstil, was seine Leistungen nicht eben origineller und lebensfähiger machte. Sein Werk ist z. B. das 1841—47 errichtete Hauptzollgebäude, in der Vorstadt Landstraße, am ehemaligen Glacis, hart an der Radetzkybrücke gelegen, von mäch-

tiger Ausdehnung, aber langweilig und wirkungslos. Das nach seinen Plänen im Jahre 1845 errichtete Statthaltereigebäude in der Herrengasse ist nicht viel besser. Eine der würdigsten Schöpfungen dieses Zeitraums ist das niederösterreichische Landhaus in der Herrengasse, in den Jahren 1834—38 durch Ludwig Pichl mit Benutzung älterer Bestandtheile erbaut. Aber die ganze Gestalt der Façade, mit den giebeltragenden Säulen am Portal und dem ärmlichen Detail, ist derartig, daß man sich versucht fühlt zu glauben, das Gebäude sei um mehrere Jahrzehnte früher entstanden. Gleiches gilt vom herzoglich koburgischen Palast, der in den Verhältnissen dem ebengenannten Bauwerk nachsteht, aber durch seine hohe und stattliche Lage von erheblicher Wirkung ist. Er wurde in den Jahren 1843—47 von Schleps erbaut.

Damals waren indeß schon einige selbständigere Regungen aufgetaucht. Im Jahre 1845 waren die Architekten van der Nüll und Siccardsburg an die Kunstakademie berufen worden, die einen weitern Gesichtskreis hatten und anzuregen verstanden, mochte auch das, was sie praktisch leisteten, z. B. das Carltheater in der Praterstraße mit seiner für romanisch ausgegebenen, barocken Façade, 1847 gebaut, von sehr zweifelhaftem Werth sein. Die Begeisterung für mittelalterliche Baukunst, welche sie ganz besonders nährten, wurde lebendiger. Etwas spät drangen jetzt in Wien die Einflüsse der Romantik durch, welche früher in der Zeit akademischer Erstarrung nicht hatte zu Worte kommen können. Aber ihre ersten Lebensäußerungen waren sehr primitiver Natur und zeugten von mangelhafter Kenntniß der mittelalterlichen Bauart, die man nachzuahmen strebte, von Zerfahrenheit des Geschmacks und geringer productiver Kraft. Es gibt kein sprechenderes Beispiel dafür als die Pfarrkirche von St.-Johann in der Praterstraße, in den Jahren 1842—45 vom Professor Karl Rösner erbaut. Der Architekt, mit Entwürfen für den Neubau beauftragt, hatte erst einen gothischen, und als dieser nicht Anklang fand, einen romanischen und einen Renaissanceplan gemacht. Als auch von diesen keiner völlig entsprach, wurde das sicherlich am mindesten empfehlenswertheste Auskunftsmittel gefunden und alle drei Entwürfe in einen combinirt. Ein Resultat, welches an das neueste Architekturragout der münchener Maximilianstraße erinnert, war dabei selbstverständlich. Zu den Proben des neuerfundenen königlich bairischen Baustils würde die nüchterne, schwächliche, mit dem Flickwerk aller möglichen Reminiscenzen ausstaffirte und mit einem spindeldürren, schwindsüchtigen, bis in das Aengstliche zugespitzten Thurm gekrönte Kirche vortrefflich passen.

Es waren erst die Bewegungen des Jahres 1848, welche auch auf diesem Gebiete plötzlich entscheidend und umgestaltend eingriffen. Ebenso wenig wie der alte Staatsorganismus überhaupt konnte der alte Hofbaurath ihnen widerstehen. Der reformatorische Vorkämpfer war ein junger, zu früh verstorbener schweizer Künstler, Johann Georg Müller aus Wyl. Im Jahre 1822 geboren und zu München in Ziebland's Schule gebildet, hatte er schon früh eine selbständige Begabung gezeigt. In Italien bildete er sich weiter aus, gab sich namentlich dem Studium der mittelalterlichen Baukunst hin und wandte sein Hauptstreben darauf, für den Dom von Florenz eine Façade zu entwerfen. In der Förster'schen „Bauzeitung" waren seine verschiedenen Versuche herausgegeben worden, deren letzter die Aufgabe in vollendeter Weise und ganz im Geist des ursprünglichen Baustils löst. Nach der Rückkehr von Italien ging er nach Wien, und hielt hier in einer Versammlung des neugegründeten Ingenieurvereins einen Vortrag über den Kirchenbau des Mittelalters, in welchem er auf völliges Sichlossagen vom Zopf- und Jesuiterstil und auf Anlehnen an die mittelalterlichen Traditionen drang. Müller's geistvolles und feuriges Wort hatte eingeschlagen und wurde, da es in das Revolutionsjahr fiel, auch gleich zur That. Der Ingenieurverein trat seinen Principien vollkommen bei

und bestrebte sich sogar, ihnen in einem gerade vorliegenden concreten Fall sofort Geltung zu verschaffen. Im Jahre 1847 war der lange beschlossene Neubau der altlerchenfelder Kirche unter Sprenger's Auspicien im Jesuiterstil in Angriff genommen und schon bis zur Sockelhöhe aufgeführt worden. Der Verein reichte jetzt dem Ministerium eine Petition um Sistirung des Baues und um Ausschreibung einer Concurrenz ein. Dem Gesuch wurde Folge geleistet, die Arbeiten wurden eingestellt, und da die Sache drängte, ward gleich eine Concurrenz mit der kurzen Frist von 14 Tagen eröffnet, bei welcher Müller, der Urheber der Bewegung, den Preis errang. Ja noch mehr, das Ministerium ertheilte die bestimmte Zusicherung, von dem bisher bei Staatsbauten üblichen Verfahren überhaupt absehen und an dessen Stelle ein den Wünschen der Künstlerschaft mehr zusagendes System treten lassen zu wollen.

Daß indeß Aufregung und Streit mit dieser Entscheidung nicht ihr Ende erreichten, ist natürlich. Auch die Gegenpartei rührte sich, und Müller hatte unausgesetzt mit zahllosen Intriguen zu kämpfen. Diesen vermochte er körperlich nicht zu widerstehen, seine Kränklichkeit, schon früher Besorgniß erregend, steigerte sich. Am 2. Mai 1849 unterlag er der Lungensucht. Sein Werk, das er kaum zu beginnen vermocht hatte, führte Franz Sitte, der unter ihm Bauführer gewesen war, im Verein mit dem Ingenieur Fiedler fort.

Der junge Künstler hatte gleich darin richtigen Takt gezeigt, daß er zwar mittelalterlichen Traditionen folgte, aber dabei sich nicht dem gothischen Stil, sondern dem romanischen anschloß. Die italienischen wie die deutschen Formen dieses Stils wußte Müller geschickt zu verbinden, ja, was noch wichtiger ist, er begnügt sich nicht mit der Reproduction mittelalterlicher Architektur, sondern blieb dem Ueberlieferten gegenüber stets selbständig, wußte es dem Geist der Gegenwart anzupassen und nach ihren Anforderungen zu erweitern. Er verfuhr hier entsprechend den Grundsätzen, welche eine Aufzeichnung Schinkel's aufstellt, Worte, die das Verhältniß des Architekten zur künstlerischen Tradition so einfach, schön und überzeugend aussprechen, daß man immer wieder an sie erinnern muß. Schinkel sagt, daß der Architekt zuvörderst zu erwägen habe, was unsere Zeit nach ihrem Geist verlange, daß aber zugleich ein Rückblick auf die Vorzeit nothwendig sei, um zu sehen, was schon zu ähnlichen Zwecken vormals ermittelt worden und was als ein Vollendetgestaltetes davon für uns brauchbar und willkommen sein könne. Bei dem günstig Aufgefundenen aber seien für uns Modificationen nothwendig, und so sei es nun die Hauptaufgabe der Phantasie, für diese Modificationen ganz Neues zu erfinden, aber das neu Erdachte in seiner Form so zu behandeln, daß es mit dem geschichtlich Alten in einen harmonischen Zusammenklang komme und den Eindruck des Stils in dem Werke nicht nur nicht aufhebe, sondern erhöhe, indem es die Wirkung eines Primitiven hinzutreten lasse. So könne eine glückliche Schöpfung unserer Tage entstehen.*)

Das Gepräge eines verwandten Strebens ist der Schöpfung Müller's aufgedrückt. Nicht immer war er vollkommen glücklich und tadellos in den Modificationen des Alten, die er versuchte. Aber das Streben, mag es sich auch mit dem Irren paaren, ist doch mehr werth, als die träge Correctheit, die sich einfach mit dem Vorhandenen begnügt. Im Innern mag die Art kaum zu billigen sein, mit welcher der Architekt der bogentragenden Stützenstellung, die das Mittelschiff von beiden Seitenschiffen sondert, eine lebendigere Gruppirung zu geben suchte. Dieselbe ist jederseits in zwei gleiche Gruppen gesondert, die aus einem höhern Bogen von einem kleinern eingefaßt bestehen. Daß dies einen eigenthümlichen und interessanten Effect hervorbringt, läßt sich nicht leugnen; aber

*) Schinkel's Nachlaß. Herausgegeben von Alfred Freiherrn von Wolzogen, III, 375.

es wird diesem zu viel geopfert. Die Anordnung stört im Schiff den Eindruck des ungetheilten, gleichmäßigen Hinstrebens nach dem Chor als dem Schluß- und Zielpunkt des Ganzen. Ein Langbau ist behandelt als ob er ein Centralbau wäre, und dieses Schwanken hat etwas Bedenkliches. Desto schöner sind im übrigen die Verhältnisse des Innern; namentlich ist die Wirkung der achteckigen Kuppel über der Kreuzung bedeutend; ihr Ansatz ist so geschickt und so organisch, wie man es selten in der mittelalterlichen Kunst trifft. Daß die Kuppel von außen mit einem Quadrat umkleidet ist, durch vier kleine mit der Hauptmasse durch Bögen verbundene Eckthürmchen, wirkt etwas tändelnd. Auch die schweren Strebepfeiler möchte man fortwünschen, besonders weil diese gothische Hülfsconstruction bei einem romanischen Bau ganz überflüssig ist. Hier war sie wol nur einer Einwirkung der münchener Ludwigskirche zu danken, welcher sonst die altlerchenfelder Kirche weit überlegen ist. Münchener Beispiele haben auch die Ausschmückung des Innern durch monumentale Malereien hervorgerufen, deren Eindruck freilich viel zu wünschen übrigläßt; es fehlt vor allem die Einheit, weil so viele Künstler in einem und demselben Raum dicht nebeneinander schufen. Immerhin wurde hier auch für eine würdige Beschäftigung der Malerei der Anfang gemacht, und so blieb die Kirche während eines Zeitraums von 14 Jahren der Centralpunkt mannichfachen künstlerischen Schaffens in Wien. Entsprechender als die Gemälde ist im wesentlichen die decorative Ausstattung des Raumes, die vom Oberbaurath van der Nüll entworfen ist, mag es gleich kaum zu billigen sein, daß auch Constructionstheile, wie die Säulenschäfte, mit wechselnden Mustern bemalt sind. Es ist zu bedauern, daß man das auf Backsteinarchitektur angelegte Bauwerk äußerlich nicht consequent im Rohbau gehalten hat. Dieser erstreckt sich nur auf die hervorragendern Architekturtheile, wie Pfeiler, Lisenen, Gesimse. Sonst hat man leider, weil die bei Wien gebrannten Ziegel sich weniger zu Formsteinen eignen, die Wandflächen überputzt.

Die altlerchenfelder Kirche bezeichnet den Uebergang zu einer neuen Epoche, aber was deren Eintritt möglich machte, die freiere Bewegung im Staat, fand schon ihr Ende, nachdem der Bau selbst kaum begonnen hatte. Alles höhere Leben wurde von der Reaction gehemmt, und besonders die Kunst hatte unter derselben zu leiden. Manche Errungenschaften aus der kurzen Zeit des Aufschwungs waren indeß ein bleibender Gewinn. So besonders das neue System, das bei allen Staatsbauten eingeführt worden war, die Concurrenz, welche die verschiedensten Künstler zu lebhaftem Wettstreit herausforderte und sich an große Aufgaben wagen ließ. Dann die gesteigerte Aufmerksamkeit, welche auf die Studien verwandt ward. Die Architekturschule der Akademie wurde mehr gepflegt als zuvor; es wurde hier Gelegenheit geboten, die verschiedensten Baustile der Vorzeit in ihrem Wesen kennen zu lernen. Die Einsetzung der k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche wissenschaftlich durch ihre trefflichen Publicationen, praktisch durch Restaurationen eine große Thätigkeit entfaltete, war für Erkenntniß der mittelalterlichen Architektur von höchster Bedeutung. Dasjenige aber, was einem lebhaften Aufschwung der Kunst am meisten hätte entgegenkommen können, wurde von der Reaction nicht, oder wenigstens nur in sehr einseitiger Weise gewährt, nämlich große und würdige Aufgaben für die Architektur. Oesterreich wurde immer entschiedener zum Militärstaat ausgebildet und so dienten alle großen Bauunternehmungen, welche der Staat jetzt in Angriff nahm, fast lediglich militärischen Zwecken. Diesen wendeten sich alle Mittel zu; in großartigster Ausdehnung, mit unerhörtem Luxus wurden solche Gebäude aufgeführt, während die Rücksicht auf alle andern Bedürfnisse und Zwecke in den Hintergrund trat. In Wien selbst entstanden die kolossale Anlage des Artilleriearsenals und die beiden Kasernen am Franz-Joseph-Thor. Diese wie jenes

waren dazu bestimmt, die ganze Stadt militärisch zu beherrschen und bei einem Aufstande völlig in der Gewalt zu haben.

Das Arsenal ist eine Stadt neben der Stadt. Auf hochgelegener Fläche vor der Belvederelinie nimmt es ein Rechteck von 363 Klaftern Länge und 253 Klaftern Breite ein, 16 Gebäude, durch Mauern miteinander verbunden, bilden die Umfassung, die Hauptfronte wendet sich gegen die Stadt. Für diesen Bau wurde Concurrenz eröffnet, schließlich indeß combinirte man die Concurrenzentwürfe von Hansen, Förster, Rösner, Siccardsburg und von der Nüll und schmolz sie zu einem einheitlichen Plane um. Vom künstlerischen Gesichtspunkt wäre solch ein Verfahren nicht ganz gerechtfertigt gewesen. Dieser aber stand hier nicht in erster Linie. Uebrigens muß man zugeben, daß alle Theile miteinander weit mehr, als man nach diesem verschiedenartigen Ursprung vermuthen sollte, in Harmonie stehen. Am wenigsten vermag in künstlerischer Hinsicht die Mittelkaserne der Rückfronte mit der Kirche, die sie umschließt, das Werk Rösner's, zu befriedigen. Das romanisch sein sollende Gotteshaus zeigt eine barbarische Willkür der Formen und ist der Johanniskirche desselben Architekten nur wenig überlegen. Die übrigen Umfassungsgebäude sowie die Mehrzahl der Werkstätten rühren von van der Nüll und Siccardsburg her, den stets gemeinsam schaffenden Architekten, von denen der erste die ästhetische, der zweite die constructive Seite der Aufgaben zu bearbeiten pflegt. Diese Theile der Anlagen offenbaren Rührigkeit und Strebsamkeit, aber keine große Selbständigkeit der Erfindung und kommen über eine gewisse Unsicherheit, ein nie überwundenes Schwanken in der Formbehandlung nicht hinaus. Man hatte vorzugsweise den Eindruck imposanter Festigkeit erzielen wollen, aber hatte den Fehler begangen, dies nicht durch wirksame Gruppirung großer kräftig gegliederter Massen, sondern durch übermäßig mächtige Ausbildung einzelner Architekturtheile zu versuchen. Das Portal des Commandanturgebäudes, der Haupteingang des Ganzen, in Gestalt eines Dreiviertelkreises, wirkt in seiner übertriebenen Schwerfälligkeit unorganisch und geschmacklos; die zahlreichen runden Eckthürmchen sind zu schmächtig, um den Eindruck festen Zusammenhaltens hervorzubringen. Vollends ungehörig und willkürlich ist es, wenn im obersten Stockwerk die Fenster sich gerade da befinden, wo in den untern Geschossen die Pfeiler sind. Gewehrfabrik und Schießstätte sind nach den gemeinschaftlichen Plänen von Förster und Hansen angelegt. Das Waffenmuseum ist die Schöpfung von Hansen allein (nicht von ihm und Förster gemeinsam, wie Lübke in der dritten Auflage seiner „Architekturgeschichte" angibt), und bildet in künstlerischer Hinsicht die Krone des Ganzen. Später, im Zusammenhang mit den übrigen Schöpfungen Hansen's, soll ausführlicher davon die Rede sein.

Einen Nutzen, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann, hat der Arsenalbau im ganzen für die wiener Architektur gehabt, wie verschieden auch der künstlerische Werth seiner einzelnen Theile sein mag. Es wurde bei der ganzen Anlage zum Princip erhoben, das Material unverhüllt zu zeigen und seinem Charakter gemäß zu verwerthen. Der Backsteinbau ist consequent und mit Geschick durchgeführt, und diejenigen Industriezweige, welche im Dienste der Architektur stehen, wurden durch die großartige Thätigkeit, die sie hier fanden, reichlich gefördert.

Auch einige andere öffentliche Gebäude entstanden während dieser Zeit, aber nur in geringer Anzahl. Erst mit dem Beginn der Stadterweiterung wurde für eine größere Bauthätigkeit die Bahn frei. Wien war keine Festung mehr, aber noch immer bestanden trotz dessen die alten Bestimmungen fort, welche mit Bezug auf die fortificatorischen Werke des 16. Jahrhunderts erlassen worden waren. Das Verbot, innerhalb der Entfernung von 50 Klaftern ein Gebäude vor den Stadtgräben aufzuführen, war noch immer in Kraft, und die Stadt blieb völlig von den Vorstädten getrennt. Der immer steigende Verkehr mit diesen war gehemmt und innen hatte man unter dem Mangel an

Luft und Licht zu leiden. Schon 1815 waren Pläne zur Stadterweiterung gemacht worden, von denen aber Kaiser Franz nichts wissen wollte. Und auch später, als jene Forderungen immer gebieterischer wurden, mochte man sich schwer zur Aufopferung der Wälle und Mauern entschließen. Hatten sie auch gegen äußere Feinde keine Bedeutung mehr, so desto mehr gegen innere; man wollte sie bewahren als Stützpunkte revolutionären Bewegungen gegenüber. Die Reaction nach 1848 hielt diesen Gesichtspunkt zähe fest. Erst im Jahre 1857 wurden die dringenden Ansprüche des modernen Lebens und der immer wachsenden Großstadt ihr Recht zutheil. Vom 20. Dec. 1857 datirt das an den Minister des Innern, Freiherrn von Bach, gerichtete Handschreiben des Kaisers Franz Joseph, welches die Erweiterung der Stadt und ihre Verbindung mit den Vorstädten proclamirt und im Anschluß hieran auch für die Verschönerung Wiens neue Gesichtspunkte aufstellt. Die Abtragung der Wälle und Basteien und die Verwendung der Glacis zu Baugründen wurde angeordnet und vom Erlös derselben sollte ein Baufonds gebildet werden, der sowol die Kosten der Anlage decken als auch die Mittel zur Herstellung großer öffentlicher Gebäude gewähren sollte. Eine Concurrenz für einen Grundplan wurde am 30. Jan. 1858 ausgeschrieben; 85 Entwürfe liefen ein und unter diesen wurden die Pläne von Friedrich Stache, Ludwig Förster und Siccardsburg und van der Nüll als die vorzüglichsten gekrönt. Da diese Projecte indeß nicht allen Bedingungen des Programms entsprachen, arbeiteten mit ihrer Benutzung die technischen Organe des Ministeriums einen neuen Plan aus, der am 1. Sept. 1859 die Genehmigung des Kaisers erhielt. Mit den Demolirungsarbeiten hatte man schon im vorigen Jahre begonnen und fuhr nun desto eifriger in ihnen fort. Es wurde gleichzeitig eine neue Bauordnung für Wien erlassen, die Baulust der Privatleute durch besondere Begünstigung von seiten der Regierung vermehrt. Am linken Ufer des Donaukanals wurde eine Kaistraße hergestellt. An den übrigen Seiten der innern Stadt ward die stattliche, breite Ringstraße angelegt, welche das alte Wien zu drei Viertheilen umspannte. Zahlreiche und organische Verbindungen der Stadt mit den Vorstädten wurden gewonnen. Für einen schönen Park, welchen die Commune ihren Bürgern zum Geschenk machte, sowie für öffentliche Bauwerke der verschiedensten Art wurden die Plätze erübrigt. Diese lagen sämmtlich dem Herzen der Stadt nahe und es brauchte an ihnen nicht geknausert zu werden; das waren Bedingungen, wie sie für eine reiche Entwickelung der Architektur nicht günstiger gedacht werden konnten. Und zu dem allen kam dann noch der politische Umschwung, welcher dem italienischen Kriege folgte. Er machte eine freiere Lebensäußerung auf allen Gebieten möglich.

Fassen wir jetzt die einzelnen künstlerischen Kräfte in das Auge, welche auf dem neu gewonnenen Boden zu wirken begannen, so tritt uns zunächst eine Richtung entgegen, die in dem jungen Wien bereits als eine ältere dasteht, diejenige von Siccardsburg und van der Nüll. Schon bei Gelegenheit des Arsenals ließ sich erkennen, was ihre Vorzüge, ihre Mängel, ihre Eigenthümlichkeiten sind. Sie haben das große Verdienst, für technische Gediegenheit und für sachgemäße Behandlung des Materials einzutreten. Dabei läßt sich van der Nüll — denn ihm fällt die künstlerische Seite der gemeinsamen Thätigkeit zu — eine bewegliche Phantasie nicht absprechen; daß er aber gleichzeitig immer in einem gewissen unklaren Schwanken befangen blieb, haben wir gesehen. Auf van der Nüll und Siccardsburg hat der wiener Volkswitz ein bekanntes Schnadehüpfl mit „Romanisch, Gothisch, Renaissance“ gemacht, was nämlich beiden alles eins oder wie der Dialekt reimt, „ans“ sei. Von der Antike ist in den Versen nicht die Rede, und in der That ist es das tiefere Studium des Alterthums, welches diesen Architekten am meisten fehlt. Dies hätte sie leiten und innerhalb der richtigen Schranken halten können

auch wo sie sich in andern Stilgattungen versuchten. Ohne diese Stütze aber kamen sie nirgends zu einer wahrhaft organischen Durchbildung in den verschiedenen Bauarten. Im Romanischen verloren sie sich, von der Auffassung des Stils, wie sie in München herrschte, beeinflußt, zu sehr in das Tändelnde und ihre Renaissance sank, wie das ohne die strenge Schule des Alterthums unvermeidlich war, rettungslos zum Rococo herab.

Dieses haben sie bei der Errichtung des neuen Opernhauses, welches nach ihren Plänen an der Mündung der Kärntnerstraße emporwächst, auf das Panier geschrieben. Keinem andern Bau ist ein so günstiger Platz, ein so bedeutender Umfang, ein so großartiger Luxus der Ausführung zugestanden worden, kein anderer hatte sich eines so lebhaften Interesses an höchster Stelle zu erfreuen. Die Summe von 7 Mill. Fl. ist dem Vernehmen nach dafür bewilligt worden. Die Wahl der Architekten war das Ergebniß eines Concurses, aber das jetzt in der Ausführung begriffene Project entstand erst nach einer neuen sorgfältigen Durcharbeitung, welche durch die Besichtigung der wichtigsten vorhandenen Theatergebäude unterstützt worden war. Schade, daß der künstlerische Werth des Ganzen zu diesen Mitteln und diesen Vorbereitungen in keinem Verhältniß steht. Ueber die Gestaltung des Innern haben wir kein Urtheil; wohl aber ist das Aeußere so weit vollendet, daß eine Kritik desselben möglich ist. Außer der Bühne und dem Zuschauerraum mußten noch die mannichfaltigsten Nebenräume Platz finden, Magazine für die Decorationen, Bureaux für die Intendanz u. s. w. Diese sind in zwei Flügelanlagen untergebracht, welche annähernd quadratisch zwei innere Höfe umschließen und rückwärts zur Seite des Bühnenraums liegen, während die vordere Hälfte des Hauptgebäudes aus dieser Gruppe heraustritt und ihre Façade gegen die Ringstraße hat. Hier ist dem höhern Mittelkörper des Gebäudes ein stattlicher Portalbau vorgelegt, bestehend aus zwei offenen Bogenhallen übereinander, von denen die untere die Durchfahrt, die obere eine Loggia neben dem Foyer bildet. Was bei ähnlichen Anlagen in künstlerischer Hinsicht die Hauptsache sein muß, eine wirksame Gruppirung der einzelnen Theile, sodaß sie sich klar und lebhaft voneinander sondern, sich aber doch wieder übersichtlich und organisch zum Ganzen verbinden und von einem Punkte kräftig beherrscht werden — wie das Schinkel's berliner Schauspielhaus in so wunderbarer Weise zeigt — ist hier nicht in hohem Grade vorhanden. Und nicht minder als die Gestaltung des Ganzen läßt die Behandlung des Einzelnen zu wünschen. In erster Linie das schwerfällige Dach und die unglückliche Balustrade, die es umgibt; dann die gedrückte Rococoform, welche bei allen Bogen des untern Stockwerks durchgeht und die ebenso überflüssig als unschön ist. Unschön ist nicht minder die nüchterne und ermüdende Theilung dieser Bogen, sowie die Gliederung und Füllung der Flächen, die Anordnung der Wandpfeiler. Das alles nimmt sich wie Schreinerarbeit aus. Und so verdient wol, soweit man jetzt urtheilen kann, bei dem Opernhause nur zweierlei Lob: der schöne weiße Sandstein, der am Aeußern zur Verwendung gekommen, und der großartige Maßstab, in welchem Plastik und Malerei zur Ausschmückung des Gebäudes herangezogen worden. Die Entwürfe zur Ausmalung des Zuschauerraums waren eine der letzten Schöpfungen Rahl's und sollen von seinen Schülern verwirklicht werden; die Ausschmückung von Loggia und Foyer ist Moritz von Schwind übertragen. Wer indeß Schwind's Entwürfe gesehen hat, wird finden, daß es die Architekten dem Maler nicht eben leicht gemacht. Die Gestalt der Decke, ein Tonnengewölbe mit einschneidenden Kappen, kommt der malerischen Ausschmückung wenig entgegen und es bedurfte der ganzen Feinsinnigkeit des Künstlers, um dieser Schwierigkeiten Herr zu werden.

Van der Nüll ist von jüngern Kräften überholt worden, unter denen namentlich Heinrich Ferstel Anerkennung verdient. Kurz vor Beginn der Stadterweiterung machte er sich bekannt als ein Künstler, der von der herrschenden romantischen Richtung aus-

ging, dieser jedoch an Kenntniß der mittelalterlichen Kunst überlegen und deshalb fähig war, über sie hinauszukommen. Zuerst trat er bei der Concurrenz für die Votivkirche hervor. Im Jahre 1853, nach Errettung des Kaisers vom Attentat, erließ Erzherzog Maximilian, der jetzige Kaiser von Mexico, eine öffentliche Aufforderung, durch Errichtung einer Kirche der Freude hierüber Ausdruck zu geben. Die Sammlung in allen Theilen der Monarchie trug 1,300000 Fl. ein, und alle Architekten des In- und Auslandes wurden zu freier Bewerbung aufgefordert. Die Bedingungen der Concurrenz bestanden darin, daß die Kirche 4—5000 Menschen fassen, im gothischen Stile errichtet werden und zwei Thürme erhalten sollte. Im März 1855 gingen 75 Pläne ein; der Entwurf Ferstel's wurde gekrönt und zur Ausführung bestimmt. Als Baugrund war früher ein Platz in der Nähe des Belvedere gewählt worden; die in Aussicht genommene Erweiterung der Stadt machte es indeß möglich, eine minder entlegene Stelle auf den Glacis vor dem Schottenthor zu gewinnen. Am 24. April 1856 wurde der Grundstein gelegt. Der Bau hat in der letzten Zeit leider nur langsam fortgeführt werden können, weil die Mittel erschöpft waren, bis kürzlich neue Bewilligungen von seiten der Commune die Vollendung näher gerückt haben.

Die Votivkirche gehört zu den edelsten Leistungen der modernen Gothik. In Anlage und Behandlung der Formen schließt sie sich streng den französischen Kathedralen aus dem Schluß des 13. und der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts an. Der Grundriß ist reich ausgebildet: dreischiffiges Langhaus, Querschiff, ein aus sieben Seiten des Zwölfecks gebildeter Chor mit Umgang und Kapellenkranz, außerdem mehrere Nebenkapellen. Das Mittelschiff hat die doppelte Höhe der Seitenschiffe. Diesen zur Seite liegen Reihen kleiner Kapellen, dadurch gebildet, daß der Raum zwischen den einzelnen Strebepfeilern in das Innere hineingezogen ist. Die Façade mit den Doppelthürmen und der großen Rose verheißt eine mächtige Wirkung; den drei Schiffen entsprechen drei Portale; vor den Thüren des Querhauses liegen offene Hallen. Die Verhältnisse des ganzen Baues sind von seltener Schönheit, auch das Einzelne entspricht dem Gesammteindruck. Da die Kirche im Vergleich zu jenen Kathedralen, die ihr zum Vorbilde dienen, von sehr mäßigen Dimensionen ist (größte Länge 47, Mittelschiffhöhe 15, Thurmhöhe 50 Klafter), wird das Detail und Ornament in großer Einfachheit gehalten, ist dafür aber in der Arbeit durchgängig von bewundernswerther Zartheit und Präcision und von reichem Wechsel der Motive. Das Ganze wird in einem harten, weißen Kalkstein ausgeführt.

Ferstel's zweites Hauptwerk ist das Bank- und Börsengebäude in der innern Stadt. Der Künstler wurde aufgefordert, an dem Concurse theilzunehmen; man wählte seinen Entwurf für die Ausführung und diese konnte anfangs des Jahres 1856 beginnen. Der Bauplatz ist im höchsten Grade unregelmäßig und beschränkt. An der Ecke der Herren- und der Strauchgasse, beide sehr eng, sind die Hauptfaçaden gelegen. Das entgegengesetzte Ende des Grundstücks reicht bis zur Freiung, hat aber hier gegen den offenen Platz nur eine ganz schmale Façade, die indeß mit ihrer offenen, drei Bogen breiten Halle im Erdgeschoß ungemein stattlich wirkt. Von hier aus führt ein eleganter Bazar, ein mit Glas gedeckter Gang, welcher Läden zu seinen Seiten hat, nach der Herrengasse. An der Stelle, wo er wegen der Unregelmäßigkeit des Grundstücks eine Wendung macht, ist dies sehr geschickt durch einen kleinen polygonen Hof vermittelt, in dessen Centrum eine Fontaine steht, eine reizvolle Anlage. Gegen die Freiung zu liegen die für die Bank verlangten Räume, namentlich der Sitzungssaal des Bankausschusses. Der Eingang zur Börse liegt an der Strauchgasse. Hier befindet sich der große Börsensaal mit interessanter Holzconstruction der Decke im ersten Stock. Die hierzu emporführende Haupttreppe ist wegen der Raumbeschränkung in den mit Glas bedeckten Börsenhof verlegt, in

welchem sie offen emporsteigt. Die Wirkung dieser Stiegenanlage ist eigenthümlich und bedeutend. Der echte Künstler weiß überall gerade aus dem Schwierigen und Ungünstigen Motive für neue und besondere Schönheiten zu entwickeln.

In stilistischer Hinsicht zeigt sich Ferstel frei von der damals in Wien herrschenden unklaren Romantik. Als er die Einladung zum Concurriren erhielt, befand er sich gerade auf einer Studienreise in Florenz, und die hier empfangenen Eindrücke wurden bestimmend für sein Werk. Es ist im Charakter florentinischer Palastarchitektur gehalten, welche noch die feinern Elemente der romanischen Kunst in sich trägt, aber gleichzeitig die erste Lebensäußerung der Renaissance ist. Wie gut die edle und maßvolle Schönheit dieser Bauart für die Gegenwart zu verwerthen ist, läßt namentlich die anmuthig-prächtige Façade nach der Freiung sehen. Aber auch die beiden andern Fronten sind von schönen Verhältnissen, und fehlt ihnen auch der Raum, um zur vollen Geltung zu kommen, so wird der Beschauer dadurch um so mehr veranlaßt, nicht nur den Gesammteffect, sondern auch die gediegene und meisterhafte Durchführung ins Auge zu fassen. Es ist ein ausgezeichnetes Verdienst der Bankverwaltung wie des Baumeisters, so sehr auf Solidität und technische Vollendung geachtet zu haben. Die Façaden sind ganz in Quaderbau durchgeführt, sämmtliche Ornamente an Friesen und Capitälen, auch im Innern, aus Stein gehauen, Pfeiler und Balustraden der Börsentreppe aus Untersberger Marmor gebildet. Auch sonst ist das Innere mit Pracht und künstlerischem Sinn decorirt. In vielen Räumen sind die Wände mit Marmorstuck, die der Vestibule und Stiegenhäuser mit geglättetem Cementüberzug bekleidet. Die Gewölbe der Vorhallen und anderer Localitäten sind mit ornamentalen Malereien al fresco geziert. Nach den Zeichnungen der Architekten ist die ganze innere Ausstattung, sind die Ledertapeten des Banksaales, die Möbel hergestellt. Namentlich dadurch hat der Börsenbau eine segensreiche Wirkung geübt, daß er das Handwerk hob und förderte, indem er es unter strenger künstlerischer Leitung arbeiten ließ. Die Arbeiten der Schlosser, namentlich an den Gittern des Bazars und den Fenstern nach der Herrengasse, die der Tischler an den Thüren und Holzdecken mit ihren Schnitzereien sind musterhaft und gehören zum Besten, was bei Bauwerken der Gegenwart in dieser Hinsicht geleistet worden ist. Die Gesammtkosten des 1860 vollendeten Bauwerks, die ganze Einrichtung eingeschlossen, haben 1,500000 Fl. betragen.

Eine neue Schöpfung Ferstel's ist der Palast des Erzherzogs Ludwig Victor, an der Ecke des Kolowratringes und des Schwarzenbergplatzes so gelegen, daß er mit seiner schmalen Hauptfaçade den ganzen Kärntnerring beherrscht. Die Grundfläche bildet ein unregelmäßiges, nach drei Seiten von Straßen umschlossenes Trapez. Der Künstler hat den für Paläste wohl geeigneten Stil der italienischen Spätrenaissance gewählt. Erdgeschoß und Mezzanin bilden gemeinschaftlich einen in rustiker Architektur gehaltenen Unterbau, über welchem das 24 Fuß hohe Hauptgeschoß und das niedrigere Obergeschoß stattlich emporragen. Der vortretende Mittelrisalit der Hauptfronte ist im Erdgeschoß durch Säulen mit kräftigen Bossagen geschmückt. Darüber ragen schlanke korinthische Säulen auf, über deren verkropftem Gebälk sich Statuen erheben und welche die im Halbkreis geschlossenen Fenster des Festsaals einfassen. Der Eindruck dieses Vorbaues ist imposant. Im Detail, namentlich bei den Fensterumrahmungen herrscht oft das Willkürliche und Barocke vor, wie der gewählte Stil es mit sich bringt. Hier wäre eine den Principien des Alterthums entsprechende strengere Durchbildung vielleicht am Platze gewesen. Aber gerade das Studium der antiken Kunst tritt bei Ferstel vielleicht am meisten in den Hintergrund, wie sehr dieser reichbegabte, hochgebildete und besonnene Künstler es auch sonst versteht, die verschiedensten Baustile der Vergangenheit in ihrem Kern zu erfassen und mit den Bedürfnissen der Gegenwart in Einklang zu bringen.

Wie es bei der Votivkirche geschehen war, so wurde auch bei allen folgenden Kirchenbauten Wiens auf die Gothik zurückgegriffen. Und zwar trat hier neben Ferstel noch ein anderer Architekt auf den Schauplatz, der nicht wie jener unter anderm auch gothisch baut, sondern vielmehr nichts als die Gothik kennt und vertritt. Es ist der Würtemberger Friedrich Schmidt, 1825 geboren, der sich zu Köln in der Schule Zwirner's gebildet, aber den Meister bald überflügelt hatte, 1857 als Lehrer an die Kunstakademie nach Mailand berufen wurde, nach dem italienischen Kriege aber, als die Lombardei für Oesterreich verloren ging, als Akademieprofessor und Oberbaurath nach Wien kam.

Daß Schmidt nur im gothischen Stil schafft und alles andere von sich weist, ist von seinem Standpunkt aus vollkommen richtig und consequent. Denn es liegt im Wesen der Gothik, daß sie nichts anderes neben sich duldet. Sie muß sich abschließen, sonst ist ihre Existenz gefährdet. Ihre Formen können sich in keiner Weise mit denen anderer Stile vermischen, ohne daß dies unmittelbar zur Auflösung führt. Der Boden, dem der gothische Stil entwächst, ist von dem Boden, auf welchem alle andern Baustile fußen, durchaus verschieden, sein Princip ist dem aller andern Stile diametral entgegengesetzt. Jeder andere Stil sucht, wie es den natürlichen Bedingungen entspricht, in dem Bauwerk den Gegensatz von Kraft und Last zum Ausdruck zu bringen. Die Gothik verleugnet die natürlichen Bedingungen und offenbart diesen zum Trotz in ihren Schöpfungen die Kraft allein, eine Kraft, die sich von der Erde loszuringen scheint. Sie ist die völlig entsprechende künstlerische Aeußerung des mittelalterlichen Christenthums, dem das Natürliche als verworfen gilt, das in dieser Welt nicht Befriedigung findet und in der Sehnsucht nach einer höhern Welt lebt. Der Geist der Reformation und der Renaissance gebot diesem Glauben und dieser Kunst vor Jahrhunderten halt. Derselbe Geist ist heute noch in Kraft. Mag der exclusive Katholicismus, welcher die Gothik in Staat und Kirche auf das Panier schreibt, sich zur Gothik in der Kunst bekennen! Alle diejenigen, welche in Leben und Kunst auf der Seite des Fortschritts stehen, welche von den künstlerischen Leistungen unserer Zeit etwas Neues und Eigenes erwarten, können mit der Gothik ihr Ziel nicht erreichen.

Ein künstlerischer Gewinn wird also selbst von den besten Schöpfungen der heutigen Gothik nicht zu erwarten sein. Dennoch wird auch derjenige, welcher hiervon überzeugt ist, ihren Leistungen als solchen gerecht werden können, ja er wird ihr sogar zugestehen, daß sie da ganz an ihrem Platze ist, wo sie den kirchlichen Bedürfnissen des Katholicismus dient. Die neuesten Schöpfungen der wiener Gothik gehören aber zweifellos zum Besten, was die gothischen Bestrebungen unserer Zeit überhaupt hervorgebracht, nicht nur im Vergleich mit so dilettantischen Versuchen wie die der berliner Architekten oder wie die berühmte münchener Aukirche, sondern auch wenn man sie mit den Leistungen der strengen und eigentlichen Gothiker zusammenstellt. Bei allen sonstigen Bauwerken, mögen sie in diesem oder in jenem Stil gehalten sein, werden wir, um sie zu würdigen, vorzugsweise danach fragen, was das Neue und Eigenthümliche, das über den gewählten Stil Hinausgehende bei ihnen ist; ein gothisches Bauwerk aber ist um so werthvoller, je strenger und ausschließlicher es sich an die alten Vorbilder hält. Solche Vorzüge zeichneten Ferstel's Votivkirche aus, und dieselben finden wir auch in den Bauwerken von Friedrich Schmidt. Er war es, der bei der Concurrenz zum berliner Rathhausbau den ersten Preis durch seinen prachtvollen gothischen Plan errang. Daß man in Berlin nicht gothisch bauen wollte, ist natürlich und sachgemäß. Hätte man nur zur Ausführung einen Plan, der in künstlerischer Hinsicht des vorigen einigermaßen werth wäre, gewählt. War es nun Schmidt auch nicht vergönnt, ein Bauwerk von solchem Umfang und solcher Bedeutung zu errichten, so spricht er doch auch in den kleinern Werken, die er zu verwirklichen Gelegenheit fand, seine Begabung und Richtung deutlich aus. Das erste, was

er in Wien selbständig ausführte, war die Lazzaristenkirche, in der Vorstadt Neubau, nahe beim Westbahnhof gelegen, in den Jahren 1860—62 vollendet. Es war hier die Aufgabe des Künstlers, bei mäßigen Mitteln etwas Würdiges herzustellen; die Baukosten betrugen im ganzen 250000 Fl. Schmidt hatte den bei den modernen Gothikern seltenen Takt, für diese bescheidenen Verhältnisse nicht die Formen großer Kathedralen zu verwenden. Das ist ein Fehler, dem man sonst heutzutage allerorten begegnen kann; das Mittelalter aber wußte auch Aufgaben kleinerer Art in entsprechender und eigenthümlicher Weise zu lösen. Der Grundriß der Lazzaristenkirche, welche ein dreischiffiges Langhaus, ein Querhaus mit nur einem Seitenschiff, einen Chor ohne Umgang, mit drei Seiten des Achtecks geschlossen, aufweist, ist einfach, aber geistvoll entwickelt. Ueber der Kreuzung steigt der starke achteckige Thurm auf, kurz, mit spitzem Helm, zu den gedrungenen und schlichten Verhältnissen des Ganzen trefflich passend und dem Bauwerk von weitem her ein malerisches Ansehen verleihend. Das Bauwerk, eine Hallenkirche, ist in lichtem Backstein durchgeführt, in einem Formencharakter, welcher dem 13. Jahrhundert entspricht. Mag auch am Aeußern die einzige nicht gerade constructiv bedingte Zuthat in den schmucklosen Giebeln über den Fenstern der Seitenschiffe, den höchst einfachen Fialen am Chor und dem etwas reichern Hauptportal bestehen, das Gebäude wirkt dennoch schon durch die glückliche Anordnung der Massen reizvoll und originell; nirgends macht es den Eindruck des Nüchternen und Kargen. Auch ohne reichere Decoration bringen die gediegene Art, in welcher das Material sich selber vorzutragen weiß, sowie die klare und bestimmte Ausprägung des constructiven Gedankens, eine künstlerische Wirkung hervor.

Gothische Leistungen anderer Architekten, wie die von Bergmann erbaute Elisabethkirche in der Nähe des Belvedere, haben neben solchen Schöpfungen einen schweren Stand. Dies noch im Bau begriffene Gotteshaus, das sich ebenfalls den Mustern der Frühgothik anschließt, ist ganz tüchtig, aber etwas zu schwerfällig im Eindruck. Ein sehr gediegenes Werk dagegen verspricht die eben begonnene Pfarrkirche der Vorstadt Weißgerber zu werden, zu der ebenfalls Friedrich Schmidt den Plan gemacht. Sie zeichnet sich durch eine reichere interessante Choranlage und einen schönen sechseckigen Thurm aus, welcher der Façade vorliegt. Gleichzeitig leitet Schmidt die Restauration des Stephansdoms, mit der er seit dem Anfang des Jahres 1863 betraut ist. So befindet sich jetzt dieses Herstellungswerk, das anfangs in durchaus nicht vorwurfsfreier Weise betrieben wurde, in den rechten Händen, was zunächst der im letzten Sommer beendigte Wiederaufbau des Thurms beweist.

Seit kurzem ist Schmidt nun auch mit einem Profanbau, dem von der Regierung errichteten akademischen Gymnasium, beschäftigt. Den gothischen Stil bei Schulgebäuden zu verwenden, ist gegenwärtig Mode geworden, aber gerade für solche Aufgaben ist diese Bauart besonders ungeeignet.

> Gothisch baut ihr das Haus und gothisch zieht ihr die Jugend;
> Mittelalter, o sei unseren Gothen gegrüßt!

So heißt es in des tiroler Dichters Adolf Pichler neu erschienenen Epigrammen. Selbst Dresden, die Stadt der Renaissance und des Rococo, in welcher Semper seine neuen Schöpfungen so ganz dem Geist der Vergangenheit anzupassen gewußt hat, muß seine neue Kreuzschule gothisch bauen, zur Freude aller dortigen Philister, aber unter dem Kopfschütteln eines jeden, der etwas von der Kunst versteht, denn diese Gothik ist eine herzlich schlechte Gothik, nicht nur unpraktisch, sondern auch unschön. Hiermit wollen wir das Gebäude von Schmidt freilich in keiner Weise zusammenstellen. Dennoch zeigt auch dies gediegene und tüchtige Bauwerk, wie wenig der gothische Stil überhaupt den

Ansprüchen der Gegenwart im Profanbau genügen kann, für welchen er nie eine selbstständige und ausgebildete Formsprache besessen hat. Neben- und Rückfronten sind sehr nüchtern; die Hauptfronte, deren Mittelbau unten das dreifache Eingangsportal, oben die Spitzbogenfenster des Prüfungssaals enthält, ist etwas reicher. Aber wie sehr auch die in Fialen auslaufenden Strebpfeiler, welche hier zwischen den Fenstern aufschießen, und die schmalen Spitzgiebel, die den Hauptbau krönen, dem Geiste des gothischen Stils entsprechen, schön sind sie nicht. Hier springt das einseitig constructive Princip der Gothik, welche am Aeußern das bloße Knochengerüst zeigt, ohne es mit Fleisch zu umkleiden, klar in die Augen. Das akademische Gymnasium ist eben vorzugsweise ein Innenbau. Das Vestibule, die daranstoßende zweischiffige auf Säulen ruhende Halle mit den beiderseits sich anschließenden Treppenhäusern, die Gänge, die sich wie in Klosteranlagen um den Hof ziehen, sind von stattlicher Wirkung. Auch der Prüfungssaal im zweiten Stock, den wir noch nicht vollendet sahen, ist geschickt und glücklich angelegt. Der Raum, welchen unten die Halle bildet, ist um eine größere Tiefe zu gewinnen mit hineingezogen; die an den Hof stoßende Hälfte derselben stellt sich dar als ein Seitenschiff, durch Marmorsäulen geschieden von dem Hauptraum, der durch eine Holzconstruction in Bogenform überspannt wird. Eigenthümlich und reizvoll ist die Anlage eines Erkers, welcher dem Haupteingang des Gebäudes gegenüber in den Hofraum hinausspringt. In den beiden untern Stockwerken dient er als Brunnenhaus, in dem obern als Altarnische des auch für gottesdienstliche Zwecke bestimmten Saals. Auf quadratischem Grundriß angelegt, geht derselbe in polygone Form über und ist mit einem spitzen Thurmhelm gekrönt. Er verhilft der Ansicht des Hofes zu einer malerischen Wirkung.

Ganz besonders interessant und anerkennenswerth ist bei diesem Bau die Art und Weise, mit welcher die Steinmetzarbeit betrieben wird. Dieses bis dahin vernachlässigte Handwerk war schon beim Bau der Votivkirche durch Ferstel zu einer ganz neuen Thätigkeit herangezogen worden. Ebenso große Aufmerksamkeit wendet ihm Schmidt zu, der es durch Energie und Consequenz sogar dahin gebracht hat, diejenige Art des Betriebes, wie sie im Mittelalter bei solchen Arbeiten Gebrauch war, wieder aufzunehmen. Nach einem ganz allgemein gehaltenen Muster läßt er die einzelnen ornamentalen Theile, die Säulencapitäle u. dgl., von den Steinmetzen selbständig bearbeiten. So wird der künstlerische Sinn in den Handwerkern geweckt. Sie folgen der eigenen Erfindung und Phantasie bei der reichern Ausbildung der gegebenen Grundform, während sie zugleich so wohlgeschult sind, daß sie über die Grenzen, zwischen welchen sie sich bewegen können, nicht hinausgehen. Das belebende und anregende Element ist bei Schmidt überhaupt hervorragend. An der Akademie hat er in kurzer Frist einen großen Kreis von Schülern um sich zu versammeln gewußt, die alle für Lehre und Lehrer begeistert sind. Ein mit rechter Kenntniß verbundenes kräftiges und frisches Angreifen der Sache, wie wir es bei Schmidt finden, verfehlt niemals seine Wirkung.

Der dritte wahrhaft künstlerisch begabte Architekt, welcher neben Ferstel und Schmidt seinen Wirkungskreis in Wien hat, ist Theophil Hansen, ein Däne von Geburt. Den beiden andern ist er an Jahren überlegen, und theilt darin das Schicksal der wiener Kunst überhaupt, daß es ihm erst spät vergönnt war, zur selbständigen Thätigkeit durchzudringen. Auch ihn zwängten die Verhältnisse ein, denen der einzelne sich trotz Talent und Eifer schwer entziehen kann, denn um wahrhaft große künstlerische Thaten zu vollbringen, sind würdige Aufgaben und freie Lebensluft nothwendig. Lange Zeit wirkte er mit dem 1863 gestorbenen Ludwig Förster, dem Herausgeber der „Bauzeitung“, zusammen, und manches, was an dessen Schöpfungen besonders anerkennenswerth ist, mag auf Hansen's Rechnung zu setzen sein. Bei mehreren Privathäusern sowie bei der 1849

vollendeten evangelischen Kirche in Gumpendorf waren sie gemeinsam thätig. Auch bei der 1853—58 nach Förster's Plänen ausgeführten Synagoge in der Leopoldstadt möchte man Hansen's Einfluß voraussetzen. Manches wenigstens, was bei dessen spätern Bauwerken besonders hervorstechend ist, finden wir auch hier schon: die geistvolle Durchführung des Backsteinbaues, die schöne Gegeneinanderstellung verschiedenfarbigen Materials und einen Stilcharakter, welcher zwischen dem Byzantinischen und dem Maurischen mitteninne steht und das Gemeinsame aus beiden Bauweisen vereinigt. Danach zu streben ist eine schöne und erfolgreiche Aufgabe, die Hansen sich gesetzt hat; geschichtlich entwickelt sich ja die Baukunst der Völker des Islam aus der byzantinischen, mit der sie in den Hauptzügen zusammentrifft. Das erste bedeutende Werk, in welchem Hansen selbständig auftrat, ist das Waffenmuseum des Arsenals, dessen Stil auf ebendiesen Principien basirt ist. Die Façade des Museums macht einen großartigen Eindruck. Das Ganze lagert breit und mächtig da, zugleich Festung und Palast, die Verhältnisse sind gedrungen. Zwischen den breiten Bogenfenstern der beiden Stockwerke wachsen Strebepfeiler auf. Kleine Flügelbauten mit Eckthürmen schließen beiderseits das Ganze. In Backstein, mit Anwendung von Haustein an hervorragendern Architekturtheilen, ist das Gebäude ausgeführt; schon die kräftige Farbe des Materials ist von wohlthuender Wirkung. Nur an dem kuppelgekrönten Mittelbau mit der stattlichen Portalanlage und reichen Fensterbildung ist größere Pracht entfaltet. Höchst eigenthümlich sind die Säulencapitäle des Innern durchgebildet. Von der Phantastik des maurischen Stils angeregt, gab der Architekt ihnen eine ganz neue und originelle Gestalt. Es ist eine krystallinische Form, in welcher die Rippen der auf der Säule ruhenden Wölbung bereits anklingen. Die Wirkung ist überraschend, mag auch das eigentliche Wesen des Säulencapitäls bei dieser Bildung vollkommen aufgeopfert sein.

Was neben den schönen Verhältnissen und den ausdrucksvollen Formen das Innere so schön macht, ist die Farbe, für welche Hansen mit so wunderbarem Sinn begabt ist wie kein anderer heutiger Architekt. Nichts fehlt der Gegenwart so sehr wie dies; ihr ist die leidige Farbenscheu in der Baukunst, der Tracht, dem ganzen Leben eigen, als eine Nachwirkung der schwachherzigen Rococo- und Zopfperiode, welche farblos war, weil sie überhaupt für die Fülle und Ursprünglichkeit der natürlichen Schönheit keinen Sinn hatte. Es gehört nicht nur Kenntniß und Geschmack, sondern auch Muth dazu, um so wie Hansen, dem Vorurtheil der Gegenwart gegenüber, der Farbe ihr Recht zu erstreiten. Er geht mit Consequenz auf die Anwendung voller, entschiedener und gesättigter Farben aus. Diese gerade wirken ruhig und harmonisch, diese werden in richtiger Zusammenstellung niemals bunt, während dagegen die schwächlichen, halben und gebrochenen Farben, zu welchen unsere meisten Architekten sich allenfalls versteigen, in das Grelle und Bunte verfallen. Das immer noch beliebte Weiß vermeidet Hansen in Farbenzusammenstellung womöglich ganz, denn es hat überall eine unterbrechende Wirkung. Desto entschiedener kehrt er zur Anwendung des Goldes zurück. In allen großen Epochen der Kunst, mochten sie voneinander noch so verschieden sein, wurde es in ausgedehntester Weise verwendet; gewiß auch im classischen Alterthum weit mehr als wir heute denken. Woher hätte die byzantinische Kunst ihre Goldflächen und Goldverzierungen als von der Antike? Hansen ist der sicherlich richtigen Ansicht, in vielen Fällen seien die Spuren von roth, die wir bei classischen Denkmälern finden, der Untergrund des Goldes.

Es läßt sich denken, daß es Hansen nicht immer leicht wird, hinsichtlich der farbigen Ausschmückung von Bauwerken seinen Principien volle Geltung zu schaffen, da ja die Gegenwart ihrer noch so wenig gewohnt ist. Er hat in dieser Beziehung manche harten Kämpfe zu bestehen. Beim Vestibule des Waffenmuseums wurde er trotz aller Vorstellungen genöthigt, die Decoration in Weiß und Gold zu halten. Auch einer andern Lieb-

lingsidee des Architekten gab man hier nicht nach. Er hatte gewünscht, die alten Rüstungen des Museums, welche jetzt in den anstoßenden Räumen des Erdgeschosses stehen, an den Säulen der Eingangshalle aufzustellen. Man hat statt dessen begonnen, ziemlich handwerksmäßig ausgeführte Marmorstatuen von Feldherren an diese Stelle zu setzen. Der Eindruck kriegerischer Festlichkeit, welchen der Baumeister erzielen wollte, wird dadurch nicht erreicht.

Desto großartiger wirkt das anstoßende Treppenhaus, in welchem er ungehindert schalten durfte. Es ist ein quadratischer, von drei Seiten beleuchteter Raum mit Kreuzgewölben, die in der Mitte von vier starken, reich gegliederten Pfeilern getragen werden. Hier hebt sich das Goldornament mit seinen immer mannichfaltigen Mustern und hundertfachen Verschlingungen nicht von weißem, sondern von schwarzem Grunde ab, glanzvoll, aber nicht blendend, prächtig und doch zugleich ruhig, und von den Bogenfeldern über den Fenstern wie von den Mittelflächen der Decke strahlen die Gemälde Rahl's. Das ist ein Zusammenwirken, wie es nicht zum zweiten mal in Deutschland vorkommt. Im anstoßenden Hauptsaal, dem prächtigen Kuppelraum, malt freilich Blaas an der Stelle, welche Rahl gebührt hätte. Dies Fabrikat trägt weder in Linien noch in Farben zum Schmuck des Bauwerks bei. Es vereitelt die Idee Hansen's, der nicht nur in den Verhältnissen, sondern auch in der Decoration eine fortwährende Steigerung vom Aeußern zur Vorhalle, vom Treppenhause bis zum Kuppelsaal beabsichtigt hatte.

In zwei kirchlichen Bauwerken, welche bald darauf entstanden, wußte Hansen gleichfalls den byzantinischen Stil in besonders geistvoller Weise anzuwenden. Das eine ist die Friedhofskapelle der evangelischen Gemeinden. Als im Jahre 1857 den Protestanten durch das Concordat untersagt wurde, die Kirchhöfe der Katholiken mitzubenutzen, und sie genöthigt waren, einen neuen Begräbnißplatz anzulegen, erbot sich Hansen, unentgeltlich den Plan zu entwerfen und die Ausführung zu leiten. Eine im Ziegelrohbau aufgeführte Mauer umgibt den vor der Matzleinsdorfer Linie gelegenen Platz. Zwei Gebäude, Leichenhaus und Todtengräberwohnung, schließen den Eingang ein. Diesem gegenüber erhebt sich die Kapelle, ebenfalls im Ziegelbau durchgeführt und von ansprechender Farbenwirkung. Es ist eine kleine Centralkirche, von einer Kuppel gekrönt. Das Frescobild über dem Portal, der Engel am Grabe Christi, ist ein Geschenk von Rahl. Man sieht bei der Abfahrt vom Südbahnhof den Friedhof zur Linken liegen.

Im folgenden Jahre, 1858, faßte der Kirchenvorstand der nichtunirten Griechengemeinde den Plan, das am Alten Fleischmarkt gelegene griechische Kirchen- und Schulgebäude zu verschönern. Baron Sina, der edle Kunstfreund, machte der Gemeinde das Anerbieten, selbst die Kosten zu tragen, wenn man ihm freie Hand ließe. Man ging auf diesen Vorschlag natürlich gern ein, und Hansen wurde beauftragt, die Entwürfe zu machen. Es handelte sich im wesentlichen nur um eine Umgestaltung der Façade, die einen wirklich kirchlichen Charakter erhalten sollte, was bei den Gotteshäusern der Nichtkatholiken nach den frühern Gesetzen nicht erlaubt gewesen war. Die Aufgabe bot dadurch eigenthümliche Schwierigkeiten, daß im vordern Gebäude, welches die Schule und die Wohnung der Geistlichen enthielt, die nicht ganz günstigen Höhenverhältnisse der Stockwerke beibehalten werden mußten. Auch durften die Läden zu beiden Seiten des Eingangs wegen ihres hohen Miethsertrags nicht geopfert werden. Aller dieser hindernden Bedingungen wußte Hansen in großartiger Weise Herr zu werden. Trotz der Läden und der drei Geschosse macht das im byzantinischen Stil gehaltene Aeußere, im Backsteinrohbau, mit Fenster- und Thürumfassungen von Sandstein und mit farbigem, reich vergoldetem Ornament in gebranntem Thon, einen kirchlichen Eindruck. Ueber dem mittlern Vorsprung, welcher das Portal enthält und mit Rahl'schen Gemälden geschmückt ist, steigt der achteckige, mit einer Kuppel gekrönte Thurm empor. Außerdem ist ein würdiges

Vestibule hergestellt worden, auf Säulen mit vergoldeten Capitälen ruhend, die Wände mit Marmorstuck bekleidet und mit Gemälden von Rahl's Schülern, Bitterlich und Eisenmenger, geziert. Durch seine glückliche Anlage weiß es die schiefe Lage der Kirche gegen ihren Vorbau zu verbergen.

Baron Sina, welcher, mit seltenem Geschmack begabt, die echten Künstler, Rahl und Hansen, heranzog und beschäftigte, beauftragte diesen auch mit dem Umbau seines am Hohen Markt gelegenen Hauses. Auch hier war der Architekt zur Benutzung des Alten genöthigt, aber er wußte dem Bauwerk mit seinen edeln Verhältnissen, den schlichten, aber wirkungsvollen Renaissanceformen, den kräftigen Profilen und namentlich dem entschieden ausladenden Hauptgesims einen echt palastartigen Charakter zu geben. Am meisten kommt dem schönen Gesammteindruck der ansprechende und lebhafte Gegensatz zwischen der rothen Backsteinfarbe der Wandflächen und dem gelben Sandstein an den hervorragendern Architekturtheilen zu statten.

Das nämliche Mittel, um auf die einfachste Weise eine angenehme Farbenwirkung zu erreichen, auch in andern Fällen mit dem Renaissancestil verbunden, hat Hansen noch bei vielen in Wien ausgeführten Gebäuden mit Glück verwendet, besonders schön beim evangelischen Schulhause, welches an einem höchst günstigen Platze an der Ecke der Wiedener Hauptstraße und der Technikerstraße liegt. Es wurde in den Jahren 1860—62 erbaut. Das Gebäude bildet ein von drei Seiten freiliegendes Viereck, im Mittelbau vier Stock, sonst drei Stock hoch. Der dunkelrothe Ziegelton der Wände ist hier, wie in einigen andern Fällen, leider nur durch Anstrich hergestellt, weil der um Wien gebrannte Backstein nicht fähig ist, eine solche Farbe anzunehmen. Lebhaft heben sich gegen diese die weißen Steineinfassungen der Fenster und das weit vorspringende Gesims ab. Das dreifache Portal, zu dem eine Freitreppe emporführt, ist reich ausgebildet. Aber das Aeußere, wie schön es auch sein mag, bleibt dennoch hinter dem mit Glas gedeckten innern Hofe zurück, welchen offene Bogenhallen in drei Geschossen übereinander umgeben und aus welchem, dem Haupteingange gegenüber, die Treppe emporsteigt. Da ist kein Aufwand gemacht, kein Reichthum entfaltet, die Anlage ist schmucklos und schlicht; aber der Wohlklang der Verhältnisse, die edle, ruhige Größe rufen Bewunderung hervor.

Nicht weit davon, nach den verschiedensten Seiten fernhin sichtbar und überall einen schönen Anblick gewährend, an der Ringstraße, dem neuen Opernhause gegenüber gelegen, welches dagegen schweren Stand haben wird, steigt der sogenannte „Heinrichshof" empor, den Hansen in den Jahren 1861—63 errichtet hat. Es ist ein kolossales Miethshaus, oder vielmehr ein Complex von Miethshäusern, auf einem von vier Straßen umschlossenen Rechteck von 50 Klaftern Breite und 25 Klaftern Tiefe aufgeführt. Da die ganze Baufläche einem Besitzer, Heinrich Drasche, gehört, war es natürlich, die Anlage in architektonischer Hinsicht als einheitliches Ganzes aufzufassen. In drei große Häuser, die sich um einen innern Hofraum gruppiren und von denen jedes gesondert verkauft werden kann, theilte Hansen den Bau, aber nach außen faßte er ihn zusammen und gestaltete ihn zu einem großartigen Palast. Wie genial wußte er die kolossale Masse zu bewältigen! Das Mittelhaus ließ er nach der Vorder- und Rückfronte als Risalit heraustreten und führte es um ein Stockwerk höher empor. Gleiche Höhe erhielten vier Eckthürme, welche die gesammte Anlage umfaßten. Ebenso glücklich wurde der Künstler über die zahlreichen Stockwerke Herr. Das Erdgeschoß, Läden enthaltend, deren Thüren sich im Halbkreis schließen, ist mit der darüberliegenden Mezzanine zu einem kräftigen Unterbau in Quaderarchitektur vereinigt. Darüber steigen die beiden Hauptgeschosse empor, durch keine durchgehende Horizontaltheilung voneinander geschieden und gleichfalls als ein Ganzes in der Architektur ihrer Fenster behandelt, deren Verdachung im ersten

auf Pilastern, im zweiten auf Hermen ruht. Das oberste Geschoß zieht sich dagegen wie ein Fries um das ganze Bauwerk, zwischen den im Halbkreis geschlossenen Fenstern mit den Frescobildern Rahl's, theils Blumengewinden, theils Gestalten der Künste, geschmückt. Fortwährend Steigerung von unten nach oben, nicht nur im Reichthum der Form, sondern auch in der Farbe. Der Unterbau zeigt einfache gelbliche Sandsteinfarbe; in den Hauptgeschossen ist die Wandfläche wieder im rothen Ziegelton gehalten; ganz oben aber leuchtet die Farbenglut Rahl's vom Goldgrund herab. Miethshäuser künstlerisch zu gestalten, ihnen den Charakter des Kasernenmäßigen zu nehmen, ist eine der schwierigsten Aufgaben. So wie hier ist sie in keinem zweiten Falle gelöst worden. Die meisten Architekten suchen sich in solchen Fällen durch angehäuftes Ornament zu helfen. Hansen ging in erster Linie auf Größe der Verhältnisse und Kraft der Formen aus. So überwuchert der reiche Schmuck nicht, sondern fügt sich harmonisch dem Ganzen, und dies steht in der imposanten, doch zugleich heitern Schönheit da, welche der Renaissancestil möglich macht, als das herrlichste Miethshaus der Welt.

Weit kleiner an Umfang, an Reichthum der Ausführung, aber glänzender ist der im Bau begriffene Palast des Erzherzogs Wilhelm, in der Ringstraße, dem Stadtpark gegenüber. Er hat nur eine freiliegende Fronte und diese zählt nur elf Fenster in der Breite. Glücklicherweise war es möglich, daß der Architekt die zwei anstoßenden Privathäuser in Uebereinstimmung mit dem Palast bringen konnte, der sich nun als das Hauptobject einer geschmackvollen Baugruppe darstellt. Es lag in den Bedingungen, daß der Bau aus nur einem Hauptgeschoß und vielen Nebengeschossen zu bestehen hatte. Hansen hat diese Schwierigkeit in glänzender Weise überwunden. Zwei gleichhohe Geschosse, nur durch einen Gesimsstreifen getrennt, faßte er zu einem Unterbau in rustiker Architektur zusammen; das dreifache Mittelportal, im Halbkreis geschlossen, in der Ausstattung schlicht, geht durch dessen gesammte Höhe. Das Hauptgeschoß darüber dominirt durch Umfang und Schmuck. Cannelirte ionische Halbsäulen, am Mittelbau freistehende Säulen stehen zwischen den hohen, giebelgekrönten Fenstern und tragen das Gebälk. Im Fries desselben sind die Fenster einer Mezzanine geschickt zwischen reichen Ornamenten angebracht, sodaß sie nicht stören. Darüber schließt ein kräftig ausladendes Gesims, auf dem sich eine Balustrade erhebt, an den Flügeln beiderseits mit Statuen gekrönt. Noch um ein Geschoß höher steigt der fünf Fenster breite Mittelbau empor, dessen verkropftes Gebälk von Karyatiden getragen wird — oder vielmehr nicht wird, sondern werden sollte. Der hohe Bauherr, welcher Großmeister des Deutschen Ordens ist und die Reserve, die seine Stellung ihm auferlegt, nicht zu verletzen wünscht, hat erklärt, er wünsche keine „Frauenzimmer“ an seinem Hause, sodaß der Architekt sich genöthigt sah, dieselben durch Wappenherolde zu ersetzen.

Ein wunderbarer Rhythmus geht durch diese Façade. Sie hält das Auge unwiderstehlich gebannt. Nirgends hascht der Künstler nach besondern Effecten, nirgends geht er darauf aus, im ganzen oder im einzelnen besonders neu zu sein. Aber welch ein Wohlklang der Verhältnisse ist dem Bauwerk eigen, welch adeliche Gediegenheit! Zur Schönheit der Formen kommt außerdem noch die Pracht des Materials. Da die Façade nicht groß ist, war etwas möglich, an das wir in Deutschland sonst nicht gewöhnt sind: das Aeußere wird ganz in Marmor ausgeführt. Das kostbare Material allein wird freilich kein Bauwerk schön machen, aber es ist nicht so ganz nebensächlich in der Architektur. Das Schöne und Vollendete sieht man gern so gediegen und prächtig wie möglich verwirklicht. Für die Stellung, welche die Baukunst im nationalen Leben einnimmt, ist es nicht gleichgültig, ob man Tünche, Putz und Verkleisterung ausreichend findet, um ihre Ideen in das Leben zu rufen, oder ob man sie des rechten Aufwandes am rechten Orte werth hält. Das Innere des Palastes entspricht dem Aeußern. Ein geräumiges

Vestibule führt zu einem glasbedeckten Hofraum, den offene Arcaden umziehen und um welchen die Räume sich gruppiren.

Der Neubau für die Gesellschaft der Musikfreunde, gleichfalls in der Nähe des Stadtparks, ward nach den Plänen Hansen's eben begonnen. Wie im vorigen Bauwerk den Eindruck fürstlicher Pracht, so weiß er hier den Eindruck heiterer Festlichkeit zu erzielen. Mannichfachen Ansprüchen muß das Gebäude genügen. Ein großer und ein kleiner Concertsaal mit Foyers, Versammlungsräumen, Garderoben und Nebenlocalitäten, außerdem Räume für die Unterrichtsanstalt, für die Direction, für Bibliothek und Musikaliensammlung, endlich Miethswohnungen und eine große Zahl von Verkaufsläden waren zu vereinigen. Der Baumeister legte den großen Saal in den höhern Mittelbau, welcher das Gebäude in seiner ganzen Tiefe durchschneidet und es um ein Stockwerk überragt. Gegen vorn springt dieser bedeutend vor, sich in drei übereinander gelegenen Arcaden öffnend und von einem Flachgiebel gekrönt. Im übrigen ist das Gebäude durch Pilasterstellungen zwischen den Fenstern gegliedert.

Wenn wir die Gesammtheit dessen, was Hansen für Wien geschaffen hat, Fertiges und Begonnenes, in das Auge fassen, so wird es uns scheinen, als wäre der Künstler, ähnlich wie Semper, vorzugsweise ein Vertreter der Renaissance. Aber seine Stellung zur Renaissance ist von derjenigen Semper's wesentlich verschieden. Dieser will die Renaissance des 16. Jahrhunderts, so wie sie war, in die Gegenwart wieder einführen und sondert nur manche zu barocke Details, die in hier vorkommen, aus. Hansen tritt nicht eigentlich für die Renaissance als solche ein; er geht aus von der Antike und kommt durch diese zur Renaissance. Auf griechischem Boden selbst hat er die dortige Kunst studirt und sich völlig mit ihrem Geist durchdrungen. Nichts ist ihm lieber, als wenn er sie einmal für Zwecke der Gegenwart wieder wach rufen kann. Nicht nur die herrliche Akademie der Wissenschaften in Athen, welche dort auf Kosten des Barons Sina gebaut wird, hat er im griechischen Stil entworfen, sondern auch mehrere Bauwerke für Wien. Und so mag es gestattet sein, von einigen Plänen dieser Art, welche Geist und Richtung des Künstlers besonders deutlich zeigen, zu reden, mag auch ihre Ausführung überhaupt sehr zweifelhaft sein. Von höchstem Interesse ist sein Entwurf zur Umgestaltung des Burgthores, das heute, wo Basteien und Gräben verschwunden sind, nicht mehr geeignet für seinen Platz ist. Hansen geht darauf aus, den Charakter von Nobile's Bauwerk so sehr als möglich zu wahren und ihm mit den bescheidensten Mitteln ein für die jetzige Umgebung passendes Aussehen zu geben. Die schweren Rundbogen, in denen das Thor sich festungsartig nach außen öffnet, beseitigt er und setzt eine Reihe dorischer Säulen, denen auf der innern Seite entsprechend, an diese Stelle. Die Flügel, welche bisher eine ermüdende Wiederholung des Mittelbaues, nur in kleinerm Maßstabe, bildeten, ordnete er in lebendigem Rhythmus an. Sie schließen auf jeder Seite in einem Tempelchen mit einer von vier Säulen getragenen Vorhalle. Zwischen diesem und dem Hauptbau steigt jedesmal ein zierlicher Thurm, im ganzen also vier, empor, durch kleine Zwischenbauten vom Mittelbau wie von den Eckflügeln geschieden. Die einzelnen Theile sondern sich klar und schließen sich zugleich in malerischer Anordnung einheitlich zusammen, und dabei trägt das Thor so ganz das Gepräge des Lebendigen und Lustigen, wie es für das lustige, lebendige Wien gehört. Es ist nicht mehr ein Thor, wie es in frühern Zeiten nöthig war; seine Bestimmung ist nicht, den Eingang, den es erschließt, zu bewachen, sondern es erscheint als das, was es ist, als eine monumentale Ehrenpforte. Hätte Klenze bei seinen Propyläen in München ebenfalls nichts als dies erstrebt, hätte er sich nicht zwecklos abgemüht, seinem Thore wenigstens in idealer Hinsicht den Charakter des Vertheidigungsbaues zu geben, so würde sein Werk ihm weit besser gelungen sein.

Hansen's Project hat, dem Vernehmen nach, dem Kaiser sehr gefallen, ist später aber von der Stadterweiterungscommission abgelehnt worden.

Vollkommen ausgearbeitet sind auch die Entwürfe für die Parlamentshäuser. Auf eine Aufforderung des Ministeriums concurrirten zu diesem Zwecke die drei ersten Architekten Wiens, Ferstel, Schmidt und Hansen, nebst einigen andern österreichischen Baumeistern. Ferstel hielt seine Pläne im Stil französischer Renaissance, Schmidt natürlich gothisch, Hansen entwarf das Abgeordnetenhaus in einem strengern Renaissancegeschmack, das Herrenhaus im griechischen Stil. Beides nämlich sind gesonderte Gebäude, welche an zwei verschiedenen Punkten der Ringstraße ihren Platz finden sollten. Beide sind in der Anlage einander insofern ähnlich, als jedes aus einem höhern Mittelbau und Seitenflügeln, die sich beiderseits um innere Höfe gruppiren, besteht. Der Hauptkörper enthält jedesmal den Sitzungssaal, welcher in den beiden Häusern die für solche Zwecke allein geeignete Form des Halbkreises zeigt. Das Abgeordnetenhaus mit seinem prächtigen Portalbau, zwei Bogenhallen mit Säulenstellungen übereinander, durch einen Giebel gekrönt, ist von stattlichem Gesammteindruck und einfacher Schönheit im Detail. Vielleicht nähert es sich zu sehr dem Charakter eines Theaters. Nun, die Wiener haben ihr bisheriges Abgeordnetenhaus „Schmerling-Theater“ genannt, sie könnten also ein solches Aeußere schon ertragen. Das Herrenhaus ist dem vorigen weit überlegen, der hellenische Stil macht es distinguirter; seine ganze Erscheinung spricht aus, daß es ein Haus von Pairs ist. Das Gebäude hat nur ein Hauptgeschoß, welches sich über einem niedrigern Unterbau erhebt. Der ganzen Breite des Mittelbaues liegt eine offene Halle von zwölf korinthischen Säulen vor. Ueber dem Gebälk eine Attika, mit Statuen gekrönt. Die Nebenflügel, ihre von Halbsäulen getragenen Giebel gegen vorn wendend, haben das Ansehen kleiner Tempel. Durch zurücktretende Zwischenbauten sind sie mit dem Hauptkörper der Anlage verbunden. Bei diesem, dessen ganze Façade aus einer langgestreckten Säulenhalle besteht, denkt man unwillkürlich an Schinkel's Museum zu Berlin. Aber diesen genialen Gedanken prägt Hansen hier selbständig aus und in manchen Beziehungen möchte man seine Schöpfung der Schinkel'schen überlegen finden. Diese Gestalt der Façade ist erstens hier weit organischer, weil die einstöckige Halle einem gleichfalls einstöckigen Innern entspricht. Zweitens wird dieser Hauptbau dadurch imposanter, daß ihm die kleinern Nebenflügel untergeordnet werden. Sie bilden mit ihm eine malerische Gruppe, die von verschiedenen Gesichtspunkten her reich und lebendig wirkt, dies um so mehr, als die Seitenfronten — bei Schinkel's Museum, um der Kargheit der Mittel willen, gar zu einfach gehalten — hier durch Pilasterstellungen ein entsprechendes Aussehen gewinnen. Auch das haben die beiden Bauwerke gemein, daß ihre Architekten verstanden, sie wirkungsvoll aus dem Boden heraus und gegen ihre Umgebung hervorzuheben. Hansen thut dies, der verschiedenen Bestimmung seines Werks entsprechend, in anderer Weise und, in Rücksicht auf die reichern Mittel, die er voraussetzen durfte, noch stattlicher als Schinkel. Der Sockel ist noch höher als der des berliner Museums. Eine breite, doppelte Auffahrt von elliptischer Form führt zum Mittelbau empor. Sie umschließt ein weites Wasserbecken, in dessen Mitte sich eine großartige Fontainenanlage befindet. Cascaden rauschen in mehrern Stufen hinab. Ruhende Flußgötter, die sich auf ihre Urnen lehnen, Seerosse, von Tritonen gebändigt, bauen sich darüber empor, nach allen Richtungen ihre Wasserstrahlen versendend. Mitten aus diesen ehernen Gruppen aber ragt eine riesige Denksäule empor, welche das Standbild der Austria trägt.

Die Verfassungssuspension in Oesterreich hat jetzt den Bau der Parlamentshäuser wieder völlig in den Hintergrund treten lassen. Ja, es ist zweifelhaft, ob die staatliche Organisation, welche einst aus den jetzigen Verwickelungen hervorgeht, überhaupt noch so umfangreiche Parlamentshäuser nöthig machen wird. Auch die Wahl zwischen den Ent-

würfen von Ferstel, Schmidt und Hansen war noch nicht entschieden. Ob die prachtvollen Entwürfe des letztern jemals ins Leben treten werden, ist daher sehr problematisch. Aber soviel Bedeutendes im heutigen Wien entstanden ist, es besitzt doch nichts, was diesem Herrenhause gleichkommt.

Wenn die drei Künstler, von denen wir sprachen, jeder in seiner Richtung, auch noch so ausgezeichnet sind, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß keineswegs alles, was in der heutigen wiener Baukunst geleistet wird, auf einer solchen Höhe steht. Geschmack und Kenntniß sind noch nicht sehr allgemein; noch immer ist zu merken, daß der architektonische Aufschwung überhaupt von noch sehr jungem Datum ist. Noch ist es nicht dahin gekommen, daß der Sinn für die künstlerische Seite der Architektur in die weitern Kreise gedrungen wäre. Noch ist es, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, nicht allgemeiner Gebrauch, daß der Privatmann, wenn er bauen will, sich an künstlerisch gebildete Architekten wendet. Da macht sich die Modebarbarei an allen Orten und Enden breit. Aufwand und Flitter wird von der Menge für Kunst gehalten, wird protegirt von unten und von oben. Wo die Privatspeculation schafft, herrscht der Maurermeister, und im Dienste des Staats führt der nicht künstlerisch gebildete Ingenieur das große Wort; es ist nur ein Glück, daß die staatliche Bevormundung der Kunst seit dem Stoß, den sie 1848 erhielt, nie wieder ganz in ihre frühern Rechte eingetreten ist.

Die Fortschritte, die in jüngster Zeit gemacht wurden, sind eben noch nicht genug in die Breite gegangen. Noch fehlt es im allgemeinen an der hinreichenden Schule, und unter den Architekten, welche nicht in erster Linie stehen, herrscht im allgemeinen eine große ästhetische Confusion. Da kommen romanische Anwandlungen vor, beeinflußt durch die münchener Schule und durch die schwankende Auffassung van der Nüll's. Wieviel unverstandenes Mittelalter machte sich z. B. an dem von Ehrenhaus und F. Hoffmann erbauten Nordbahnhof breit, dessen Vorhallen und Treppen dabei ganz stattlich wirken, während das gar zu lustige Aeußere in ein Spielwaarenmagazin zu gehören scheint. Eine solche Romantik schlägt dann besonders leicht in das Rococo um, das besonders im Privatbau Mode geworden ist und sich auf Schritt und Tritt aufdrängt in all seiner Zerfahrenheit, aber ohne die Kraft, Naivetät und Keckheit, welche diesem Stil in der Vergangenheit eigen waren. Da häuft sich meist ein Uebermaß unverstandener, von allen Seiten her geborgter Decoration. Mit antiken Palmetten und Acanthusblättern mischen sich gothisches Maßwerk und maurische Bandverschlingungen, und die „Façadengymnastik", wie man in Berlin den Misbrauch von Atlanten und Karyatiden zu nennen pflegt, ist hier aufdringlicher als irgendwo anders. Wozu sollen wir Beispiele solcher Verirrungen aus dem Gebiete des Privatbaues aufzählen? Sie sind zu zahlreich und zu unbedeutend dazu. Nur können wir nicht unser Bedauern darüber unterdrücken, daß selbst ein prinzlicher Palast, das kolossale Hofstaatsgebäude des Erzherzogs Albrecht von Heft, in allen Unfug der gewöhnlichen Zinshausarchitektur mit einstimmt, nüchtern in der Massengliederung wie im Detail, und ganz im Geschmack jenes „von Commis-Voyageurs unter der falschen Etikette Renaissance importirten Rococo", wie der verstorbene Heinrich Hübsch es nannte. Je mehr nun solche architektonische Unfähigkeit und stilistische Kenntnißlosigkeit mit Aufwand und Prunk gepaart ist, desto widerwärtiger ist der Eindruck, den sie macht. Das zeigt, um nur eine Probe namhaft zu machen, das große Zinshaus des Hrn. Hainisch in der Opernhausgasse. Das ganze Untergeschoß ist mit grauem Marmor bekleidet, Karyatiden von weißem Carraramarmor stützen den Erker, Marmorsäulen tragen die Wölbung des Vestibule, welche mit vergoldetem Ornament bedeckt ist. Dies alles aber versöhnt uns nicht mit der architekto-

nischen Mittelmäßigkeit des Hauses, dessen Erbauer Fellner ist, der Schöpfer der trostlos-nüchternen Handelsakademie.

Uebrigens sei es zur Ehre Wiens bemerkt, daß das Bedenklichste und Trostloseste, was hier die neueste Baukunst geschaffen, keinem wiener, sondern einem münchener Künstler angehört, welcher den unglücklichen Einfall gehabt hat, den in München auf Befehl des verstorbenen Königs erfundenen neuen Baustil nach Wien zu verpflanzen. Dies ist im Palais des Herzogs Philipp von Würtemberg von Arnold Zanetti geschehen; dasselbe, im Bau noch nicht ganz vollendet, nimmt ein ganzes Quadrat zwischen vier Straßen ein. Von den Producten der münchener Maximilianstraße unterscheidet es sich nur dadurch, daß der gothische Schwindel, der dort eine Hauptrolle spielt, fortgeblieben ist, dagegen das Rococo mehr dominirt. Im übrigen sind ganz wie in München die abgerissenen bunten Fetzen aller möglichen Bauarten der Vergangenheit zu einem architektonischen Harlekinscostüm zusammengeflickt. Und all der Aufwand hilft nicht einmal, weder die schweren Rusticowürfel am Erdgeschoß, noch die Kuppel über dem Mittelbau, noch auch der anspruchsvolle Portalbau mit Wappen und Bildwerken. Der Mangel an Kraft und Verhältniß, an kräftigen Ausladungen und energischen Profilen gibt dem Ganzen das Aussehen eines Buchbinderfabrikats. Und zum Aeußern paßt das Innere vollkommen; ein übermäßig pomphaftes Vestibule, in welchem, nach Art romanischer Kirchen, Säulen mit Pfeilern abwechseln, unglaublich roh im Detail und unerträglich in der Farbe.

Nächst diesem Palast ist dann besonders das Gebäude der Gartenbaugesellschaft als warnendes Beispiel zu nennen, der an einem der günstigsten Plätze, dem Stadtpark gegenüber, gelegen, gleichzeitig nüchtern und zerfahren, die ausdruckslose Probe eines Ragouts aller möglichen Stile, Rococo und Romanisch in erster Linie, ist und den Gesetzen der Schönheit ebenso sehr wie denen der Zweckmäßigkeit Hohn spricht. Aber diese Verirrung rief auch Entrüstung hervor, und der Erbauer, ein junger Architekt Namens August Weber, welchem gleichzeitig der Bau des Künstlerhauses übertragen worden war, fand es nöthig, vor dessen Ausführung nach Italien zu gehen. Sein umgearbeiteter Entwurf soll denn auch die Früchte dieser Studienreise zeigen und dem frühern weit überlegen sein. Wir kennen nur diesen, der einen bei vielem Aufwand schwerfälligen und im Detail etwas trockenen Renaissancepalast zeigte.

Zu den bessern Arbeiten solcher Architekten, die nicht in erster Linie stehen, gehört, soweit das noch unvollendete Gebäude ein Urtheil zuläßt, der Cursalon im Stadtpark von Johannes Garben, ein zwar nicht gerade hervorragender und von Willkürlichkeiten nicht freier, aber in den Verhältnissen sonst glücklicher, reich decorirter Bau im Stil der Spätrenaissance. Die für diese Unternehmung eröffnete Concurrenz hatte keinen günstigen Erfolg, sodaß der Gemeinderath sich nicht entschließen konnte, einen der drei vom Schiedsgericht empfohlenen Pläne ausführen zu lassen und dann den nicht gekrönten Entwurf Garben's vorzog. Dies Verfahren ist sicherlich nicht gerechtfertigt, hatte indeß einen bessern Erfolg, als sich bei solcher Sachlage hätte erwarten lassen, indem der Architekt sein Project einer sorgsamen Durcharbeitung unterzog. Ein stattliches Privathaus ist das des Ritters von Schey am Opernring, von den Architekten Romano und Schwendenwein, mit prächtiger Portalanlage und stark ausladendem Gesims, aber von der herrschenden Rococoliebhaberei gleichfalls beeinflußt, sodaß sich neben glücklicher Massenwirkung ein oft sehr willkürliches Detail zeigt. Anerkennung verdienen einige von K. Tietz aus Berlin gebaute Häuser, so namentlich das Schneider'sche am Kärntnerring, welches sich durch Klarheit der Gruppirung auszeichnet.

Mag nun die neueste wiener Baukunst, wie wir sehen, neben dem Guten und Bedeutenden auch noch so vieles Mittelmäßige produciren, so ist ihr doch im allgemeinen

ein Vorzug nachzurühmen, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann: der Sinn für solides, gutes Material. Dieser Sinn ist hier von Anfang an zu Hause. Das treffliche Baumaterial der verschiedensten Art, welches die Umgebung bietet, nährte ihn. Gleichzeitig sorgten die Baugesetze, allerdings in einer etwas gar zu strengen und übertriebenen Weise, für Solidität der Herstellung und der Construction. In jüngster Zeit freilich hat diese Solidität, namentlich bei den kolossalen Zinshausbauten, etwas nachgelassen, und andererseits ist sie manchmal auch auf die Spitze getrieben worden durch gar zu großen Luxus im Material bei geringem Werth der Architektur. Pracht ohne Schönheit, Aufwand ohne Kunst — das ist das Product eines gleißenden Materialismus, ist ein Zeichen von Barbarei. Aber über diese Ausartungen darf man das Gute der Sache selbst nicht vergessen. Zu einem solchen Grade von Knauserei, von Putz- und Surrogatwesen, wie es in der berliner Architektur häufig ist, wird man in Wien sich schwerlich verirren.

Einen andern Vorzug, welcher in der wiener Architektur beinahe allgemein ist, müssen wir darin erblicken, daß sich überall, selbst bei Leistungen, die sonst keineswegs tadelfrei sind, ein Streben nach Größe, nach wirksamer Massenentfaltung offenbart. Dadurch ist die gewöhnliche Masse des in Wien Gebauten der gewöhnlichen Masse des in Berlin Gebauten meist überlegen, mag diese ihrerseits an Richtigkeit, Eleganz und Geschmack im einzelnen auch noch so viel voraushaben. Aber weit besser läßt sich nachholen, was im kleinen und einzelnen als was im großen fehlt. Der Schulung bedarf die wiener Architektur noch, langer, anhaltender Schulung. Wenn sie diese in rechter Weise fände, so würde sie bald alles überflügeln können, was das übrige Deutschland auf diesem Gebiete hervorbringt. Das Wichtigste für eine große Entfaltung der Baukunst ist ja vorhanden: Bewegung und Leben, frisches, fröhliches Leben auf diesem Gebiete. Der schöpferischen Thätigkeit ist hier ein weiter Spielraum gegeben, welcher den Talenten Gelegenheit gibt sich frei zu entfalten. Solche Gelegenheiten werden sich immer vermehren. So steht jetzt der Bau eines neuen Stadthauses bevor, so sind ganz kürzlich Ferstel und Hansen von der Regierung aufgefordert worden, Entwürfe für zwei Museumsgebäude zu machen. Auch an ein neues Gebäude für die Börse, welche in dem unlängst von Ferstel errichteten Palast nicht mehr Raum hat, wird schon wieder gedacht. Dieser große und freie Spielraum ist aber die Hauptsache für die Kunst. Kein größeres Glück gibt es, als daß in der Baukunst das bureaukratische System im Jahre 1848 mit dem alten Hofbaurath ein für allemal zu Grabe getragen ist. Eine rein bureaukratische Erziehung des Architekten, eine bureaukratische Behandlung aller architektonischen Angelegenheiten im Staat gibt es in Oesterreich nicht. Die österreichischen Architekten sind in der schönen Lage, das sein zu können, was die preußischen Architekten mit ihren wohlbestandenen Prüfungen, ihrer sichern Beamtencarrière, ihren Titeln oft gar nicht, auf alle Fälle aber nicht in erster Linie sind und sein dürfen, nämlich Künstler.

Wie sehr es aber auch zu billigen ist, daß der Staat nicht auf bureaukratischem Wege in die Entwickelung der Architektur eingreift, in einer andern Beziehung müßte er dennoch mehr für sie thun. Was der Staat für die Kunst zu thun hat, besteht in zweierlei: erstens muß er für Lehre und Unterricht sorgen, zweitens würdige Aufgaben stellen. Das zweite erfüllt der österreichische Staat seit kurzer Zeit, das erste aber noch nicht in hinreichender Weise. Der architektonische Unterricht an der Akademie bedarf der Verbesserung, namentlich was das Studium der Antike betrifft, das wir im allgemeinen bei den praktischen Leistungen der wiener Architektur noch am meisten zurückbleiben sahen. Gerade hier wäre die Abhülfe leicht, da Wien einen der ersten Kenner und Vertreter der classischen Richtung in Hansen besitzt, seltsamerweise aber eine solche Kraft bei der Akademie zu verwerthen bisjetzt versäumt hat.

Denn die classische Kunst, das muß immer und immer wiederholt werden, gehört nicht blos der einen Zeit und dem einen Volk an, sondern das, was das Wesentliche an ihr ist, ist ein Unverändert-Gültiges für alle Zeiten, unter allen Bedingungen und Verhältnissen. Es ist die formell vollendete und deshalb, wenn einmal gefunden, die nothwendige Gestalt für bestimmte Ideen und Gesetze, die im Wesen der Baukunst selbst begründet sind, und die sich von hier nicht scheiden lassen, solange sie sich nicht selbst verleugnet. Deshalb griff alle folgende Kunst, die alexandrinische, die römische, selbst die frühere des Mittelalters, auf die griechische Kunst zurück, und nur die Gothik unterließ das, weil sie eben die natürlichen Bedingungen der Architektur zu verleugnen suchte. Aber als nun dieser Stil zugleich mit der einseitigen Weltanschauung, deren Product er war, verfiel, war erneuerter und desto entschiedenerer Anschluß an das Alterthum das einzige Heil für die Baukunst. Das war das Ziel für die großen Baumeister der italienischen Renaissance, das war in neuester Zeit, nach wiederholter Entartung der Architektur, Schinkel's Ziel, der ganz wie die Künstler des 16. Jahrhunderts nicht eine bloße Nachahmung classischer Werke, sondern eine Wiedergeburt classischer Principien erstrebte, und sich nur dadurch von ihnen unterschied, daß er, dem erweiterten Gesichtskreis seiner Zeit entsprechend, nicht auf das römische Alterthum, das jenen vor Augen lag, sondern auf das griechische zurückgriff.

Hansen's Streben ist demjenigen Schinkel's nahe verwandt. Keiner weiß seit Schinkel so sehr in das Wesen der griechischen Kunst einzudringen, sich ganz mit demselben zu erfüllen als er. Ja selbst das, worin Hansen von Schinkel abweicht, bezeichnet nur einen Fortschritt der Zeit. Schinkel's geschichtliche Stellung brachte es mit sich, daß er, indem er auf die ursprüngliche Quelle hinwies, sich gegen die Renaissance des 16. Jahrhunderts, die aus der abgeleiteten geschöpft hatte, gar zu ablehnend verhielt. Dies gleicht Hansen aus, der klar erkennt, was die Gegenwart von der Renaissance lernen und brauchen kann, nicht in ihren abgeleiteten, an das Römische sich lehnenden Formen, sondern in der Art, wie sie überhaupt die alten Formen und Principien für neue Zwecke verwerthet und umprägt. Eine solche Renaissance, wie Hansen sie vertritt, birgt die meisten Hoffnungen für die Baukunst der Gegenwart. Wir sind noch immer nicht davon zurückgekommen, das classische Element für jede höhere Ausbildung des heutigen Menschen als nothwendig vorauszusetzen. Ebenso müssen wir an der Ueberzeugung festhalten, daß die classische Kunst für die Kunst unserer Zeit unabweislich die Schule bilden muß.

---

# Kurhessen seit 1860.*)

Erster Artikel.

Die kurhessische Verfassungsangelegenheit hat sich die ihr von Anfang an innewohnende große Bedeutung für ganz Deutschland auch in ihren neuesten Stadien bewahrt, wenn dies auch nicht so oft und so grell wie im Anfang hervorgetreten ist; das Steigen und Fallen der Aussichten für eine national-deutsche Entwickelung wie für die freiheitlichen Bestrebungen in Deutschland spiegelt sich fortwährend in den Angelegenheiten des vielgeprüften Kurhessen, ohne daß übrigens dieses Schwanken der Zähigkeit und Ausdauer in den innern Kämpfen Abbruch gethan hätte.

*) Vgl. die Darstellung der kurhessischen Verfassungsangelegenheit bis zum Jahre 1860 in „Unsere Zeit", Erste Folge, Bd. 4, S. 226—266.

Durch den nationalen Aufschwung im Jahre 1859 und durch das allmähliche Verfliegen der langjährigen Apathie gegen die öffentlichen Zustände war in Kurhessen der Keim zur Wiederaufnahme des Kampfes gegen den nur mit fremder Hülfe siegreich gewesenen innern Feind, gegen die eigene Staatsregierung, gelegt worden. In der liberalen Partei Deutschlands wurden die Zustände Kurhessens für am meisten geeignet gehalten, eine Wiederaufrichtung des fast überall gestürzten Rechtszustandes anzubahnen, und in Kurhessen selbst ward, wenn auch zunächst nur bei wenigen, die Kampfeslust besonders durch die vielen Blößen gereizt, welche der bestehende, mehrfach auf plumpe und unvorsichtige Weise geschaffene neue Verfassungszustand darbot. Bei den ersten schwachen Anzeichen solchen Vorhabens sagte mehr das böse Gewissen als kluge Einsicht der Staatsregierung, daß es jetzt gerathener für sie sei, einen formellen Abschluß des von ihr erstrebten Verfassungsideals herbeizuführen, als in Erwartung größerer Willfährigkeit der selbstgeschaffenen Kammern einem heranwachsenden stärkern Widersacher gegenüber vielleicht noch mehr nachgeben zu müssen. Fast zwei Jahre schon lagen der Regierung die vom Bundestage gewünschten Erklärungen dieser Kammern über die provisorische Verfassung vor, und in den stärksten Ausdrücken hatte sie dieselben, die sie erst als wahre Musterkammer gepriesen hatte, wegen ihrer noch zu liberalen Gesinnung getadelt. Erst die Furcht vor dem heranziehenden neuen Geiste bewog sie, diese Erklärungen dem Bundestage mitzutheilen. Sie hoffte dabei, der Bund werde in Rücksicht auf dies Motiv über das Ungenügende der Mittheilung hinwegsehen. Aber wider alles Erwarten war der Bundestag aus ähnlichem Motiv diesmal gewissenhaft und bestand darauf, daß seinem 1852 gestellten Verlangen hinsichtlich der ständischen Wünsche wirklich entsprochen werde. Das war eine arge Täuschung für die Regierung, die mehr als irgendeine bis dahin gewohnt war, gerade vom Bunde in einer ihrem eigenen Wesen verwandten Weise durch ein leichtfertiges Verfahren unterstützt zu werden. Doch die eigene Angst des Bundestags bestätigte nur noch mehr die Ansicht der Regierung, daß es jetzt blos darauf ankomme, so gut es gehe das Verfassungswerk unter Dach zu bringen, und so ward die Verfassung von 1860 publicirt. Zwar geschah dies in einer Weise, welche abermals das Verlangen des Bundes nicht völlig berücksichtigte, dieser glaubte aber sein Gewissen hinreichend salvirt zu haben und wollte der vollendeten Thatsache weiter keine Schwierigkeiten bereiten.

Im Volke aber wollte man gerade von einer vollendeten Thatsache nichts wissen, zumal in einem Moment, der die Opposition reifte. Diese ward daher hierdurch innerlich sehr gekräftigt, und auch in weitern Volkskreisen raffte man sich auf die Nachricht, daß der bisherige provisorische Zustand, den man gleichgültig mit angesehen hatte, ein definitiver werden sollte, zum Widerstand auf. Derselbe konnte natürlich blos ein passiver sein. Mit kluger Berechnung hatte die Regierung alles vermieden, zu diesem Widerstande unnöthig aufzureizen und daher insbesondere vom Verlangen eines Eides auf die neue Verfassung Abstand genommen, auch den Eid für die Abgeordneten durch die Allgemeinheit seiner Fassung selbst dem Widerstrebendsten möglich gemacht. Der eigentliche Widerstand konnte, der Natur der Sache nach, nur von den neuen Kammern ausgehen, denen er ungemein leicht gemacht war, indem dieselben zu der verhaßten Neuerung einfach Nein zu sagen brauchten; hieran mußte, aller Voraussicht nach, das Werk der Regierung scheitern. Die Parole hierzu gab Friedrich Oetker aus, welcher schon seit November 1859 durch die von ihm begründete „Hessische Morgen-Zeitung" und durch Flugblätter die vielen verwundbaren Blößen der Regierung und ihres neuen Rechtszustandes aufgesucht, verfolgt und einen ebenso hartnäckigen wie erfolgreichen literarischen Guerrillakrieg gegen die unrechtmäßigen Ordnungen geführt hatte. Oetker hatte schon in den vierziger Jahren als Anwalt in Kassel wegen Kränklichkeit von Jugend an seine

bedeutenden Kräfte nur auf literarische Arbeiten verwenden können. Von 1848—50 war von ihm, in Gemeinschaft mit dem jetzigen Professor der Geschichte zu Basel, Pfaff, die ganz mit der Richtung des damaligen Märzministeriums übereinstimmende „Neue Hessische Zeitung" herausgegeben worden, bis ihm die Strafbaiern die Fortsetzung des Unternehmens unmöglich machten. Während der Reactionszeit lebte er verbannt auf Helgoland, in Brüssel, Mecheln und Ostende. Nach Verjährung der gegen ihn wegen Preßvergehen 1851 erkannten Strafe kehrte er nach Kassel zurück und begann die geschilderte Thätigkeit. Obwol die Vorschläge, welche er zum Kampfe gegen die neue Verfassung machte, die sachlichsten und besten waren, so erschienen dieselben doch vielen der Abgeordneten, auf die nun alles ankam, dennoch als unliebsame Bevormundung; es waren dies meistens einfache Landleute, welche in der Zwischenzeit, wo die eigentliche Intelligenz aus den Kammern verbannt war, in diesen die Hauptrolle zu spielen gewohnt waren, und welche das Landesrecht, soweit es eben der herrschende Zwang zuließ, nach Kräften gewahrt hatten. Sie glaubten in jenen Vorschlägen insofern eine Art von Vorwurf zu erblicken, als sie nicht schon früher von selbst so gehandelt hatten; sie bedachten aber nicht, daß erst die Beseitigung des Drucks während der funfziger Jahre dieselben hatte ausführbarer machen können. Der hervorstechendste dieser Abgeordneten war der Gutsbesitzer Herrlein aus dem Fuldaschen, welcher durch eine gewisse Dreistigkeit zu einer Art Autorität unter seinen ländlichen Collegen gekommen, auf Erhaltung dieser Stellung sorgsam bedacht und bei äußerst gereiztem und leidenschaftlichem Wesen von nicht geringem Einfluß war. Aber die öffentliche Meinung, welche sich besonders auch in zahlreichen öffentlichen Erklärungen für die Verfassung von 1831 kundgab, ließ jenen Abgeordneten am Ende keine andere Form des Widerstands übrig als die Incompetenzerklärung; um so mehr widerstrebten dieselben aber dem Oetker'schen Vorschlage, mit dem zugleich zu stellenden positiven Verlangen nach Herstellung der Verfassung das nach dem Wahlgesetz von 1849 zu verbinden. Dieses letztere mit seinen directen Wahlen erschien jenen Abgeordneten, die meistentheils große Gutsbesitzer waren, nicht zusagend; Oetker dagegen verharrte aufs festeste dabei, weil nur so die Continuität des wiederherzustellenden Rechts gewahrt wurde und dies für den übrigen Rechtskampf in Deutschland von höchster Bedeutung erschien. Freilich hatten die liberalen Elemente am Ende der funfziger Jahre den Abgeordneten zur damaligen Ersten Kammer, in welcher der nachherige badische Minister von Edelsheim eine der einsichtsvollsten Persönlichkeiten war, ihre Bereitwilligkeit angedeutet, sich mit Herstellung des ordnungsmäßig abgeschafften Wahlgesetzes von 1831 zu begnügen, allein es war dies nur geschehen, weil niemand damals an die Möglichkeit geglaubt, daß das Recht dereinst siegen werde, und man deshalb nur auf das Zweckmäßigste gesehen hatte, was sich erreichen ließ; jetzt aber war die Lage eine andere, denn es stand zu hoffen, daß bei fortgesetztem Ringen dem Rechtsprincip an sich der Sieg zutheil werden und der große Verfassungsumsturz glänzend gesühnt werden könne. Jene Richtung der ländlichen Abgeordneten fand eine Stütze an einigen nicht unbedeutenden Elementen der liberalen Partei, denen von Anfang an ein Wahlgesetz von 1849, der Mangel einer Vertretung der Ritterschaft und die besondere Vertretung der Höchstbesteuerten unlieb gewesen war und welche namentlich die bei Hofe einflußreichen Adelichen für weit gefährlicher außer- als innerhalb der Kammer hielten; ferner gehörten dieser Richtung einige der bedeutendsten Staatsdiener an, denen es überhaupt mehr auf die Zweckmäßigkeit als auf den Sieg des Rechtsprincips in Deutschland ankam, ein Gedanke, den sie für eine Marotte hielten. Das Hauptverdienst, die ländlichen Abgeordneten für die Auffassung der größern Bedeutung jenes Wahlgesetzes zu gewinnen, gebührt dem damaligen Oberbürgermeister von Kassel, Hartwig. Dieser Mann war einer der edelsten Charaktere, der die

Lauterkeit seiner Gesinnung wie seine felsenfeste Anhänglichkeit an Recht und Verfassung unter den schwierigsten Verhältnissen treu bewährt hatte. Nach dem Tode Schomburg's, des bekannten Landtagspräsidenten in den vierziger Jahren, und nach Nichtbestätigung der Wahl Wippermann's, des nachherigen Märzministers, war Hartwig an die Spitze der Hauptstadt berufen. Er hatte als solcher 1850 den Anordnungen des verfassungswidrigen Oberbefehlshabers Haynau kühnen Widerstand geleistet, hatte dafür infolge kriegsgerichtlichen Urtheils strafbairischer Soldaten jahrelang auf der ordnungswidrig unter den directen Befehlen des Kurfürsten stehenden Bergfestung Spangenberg unter schmählicher Behandlung gebüßt und trat nun als Greis mit Jugendfrische und nicht ohne einen Anflug herber Verbitterung in die ersten Reihen der Kämpfer. Da es schon vor Eröffnung der nach der Verfassung von 1860 berufenen Kammern feststand, und auch der Regierung bekannt war, daß die Incompetenzerklärung der Zweiten Kammer erfolgen werde, so gewährten alle die Eröffnung derselben betreffenden Schritte der Residenzbevölkerung ein ungemein interessantes Schauspiel.

Der Zweiten Kammer stellte die Regierung als ihre Vertreter die Herren von Dehn-Rotfelser und Spohr gegenüber. Der erstere hatte sich seit Jahrzehnten als einer der ergebensten Anhänger des illiberalen Systems und als getreuester Helfer bei den verwegensten Interpretationskünsten bewiesen; dieser Richtung hatte er seine Carrière zu verdanken; als Vertreter eines Standesherrn in der Ständeversammlung hatte er sich dazu hergegeben, behufs Ausschließung gefürchteter freisinniger Abgeordneten als Vertheidiger des vom Staatsrath Scheffer, diesem plumpen Nacheiferer Hassenpflug's, erfundenen „Standesbewußtseins" aufzutreten; als Lohn dafür war von Dehn, mit Uebergehung einer ganzen Reihe der tüchtigsten Obergerichtsräthe, zum Mitglied des höchsten Gerichts ernannt, ein Fall, der später in dem Streite um das ständische Mitwirkungsrecht bei Besetzung des letztern Gerichts mit zum Beweise der Regierungsmisbräuche diente. Zur Zeit General-Staatsprocurator, trat dieser Mann als Landtagscommissar dem Antrage Ziegler's von Hanau auf Incompetenzerklärung entgegen. Er führte zu diesem Zweck die gesuchtesten abenteuerlichsten Gründe ins Feld und zog sich allen noch so gegründeten Einwürfen gegenüber nur auf das formellste Gebiet zurück; es machte den Eindruck, als sei sich die Regierung der Hohlheit ihrer Gründe vollkommen bewußt, wolle aber, gerade blos aus eigensinnigem Zorn über die in letzter Stunde ihre Plane durchkreuzende Opposition, gegen die Landeswünsche ganz taub bleiben. Der zweite Commissar, Spohr, Neffe des großen Componisten, war früher sehr liberal aufgetreten und entledigte sich jetzt der freiwillig übernommenen Aufgabe der Vertheidigung der neuen Verfassung ohne sonderliche Wärme der Ueberzeugung, worauf er, in die Residenz versetzt, eine einträglichere Stelle erhielt und alsdann wieder liberal und ein ausgesprochener Gegner des Ministeriums wurde.

Die Incompetenzerklärung der Zweiten Kammer vom 8. Dec. 1860 fand den größten Beifall im Lande und mehrte die Schar der Verfassungsfreunde, die nun immer fester auftraten. Die sieben Abgeordneten der Minderheit wurden selbst in ihrer Heimat desavouirt. Nur zur Befestigung der Opposition trug es bei, als zur Einwirkung auf neue Wahlen der Kurfürst eine Proclamation erließ, in welcher er das Land aufforderte, seine wahre Meinung kundzugeben; denselben Erfolg hatte eine Belehrung, welche das Ministerium über die Bedeutung der Wahlen publicirte, sowie mehrere Schriften, in denen die Regierung umständlich ihre ganze künftige Rechtsdeduction entwickeln ließ. In allen diesen Versuchen trat in schlecht verhohlener Weise die Absicht hervor, dem Willen des Landes direct entgegenzuhandeln und den Standpunkt eines Lehrmeisters gegenüber einem ungezogenen Kinde einnehmen zu wollen. Nicht im geringsten änderte die Regierung diesen Standpunkt, als sie am 11. Juni 1861 durch die Incompetenz-

erklärung einer neuen Zweiten Kammer aufs neue gänzlich compromittirt wurde und mit ihrem Verfassungswerke wieder in der Luft schwebte. Unbekümmert darum, daß ihre Unnachgiebigkeit bereits anfing lächerlich zu werden, suchte die Regierung zum dritten male neue Wahlen mit allerhand kleinen Mitteln zu beeinflussen. Zunächst machte sich Staatsrath a. D. Scheffer auf zu Rundreisen in die Gegenden, welche für die loyalsten galten. Scheffer war in den dreißiger Jahren als Anwalt in einem kleinen Orte revolutionär aufgetreten, hatte aber, seit durch Hassenpflug ihn die fürstliche Sonne beschienen, ein gewisses Althessenthum zur Schau getragen, dann als Landtagscommissar sich die empörendste Behandlung der Ständeversammlung zu Schulden kommen lassen, als Minister sich durch Verfolgung aller liberalen Richtungen und durch Gewaltmaßregeln, wie die Anordnung der Ausgrabung der Deutschkatholiken in Hanau, einen traurigen Namen gemacht, und 1855, nach Hassenpflug's Entlassung, ebenfalls vergeblich versucht, auf den Trümmern der Verfassung einen Neubau zum Abschluß zu bringen; er glaubte, nun noch einmal sein Gut verlassen und einen letzten Versuch machen zu müssen, die Vereitelung seiner langjährigen Bestrebungen zu verhindern. Auch den Kürfürsten ließ man eine Reise nach der für sehr loyal geltenden Stadt Eschwege unternehmen; die Freude war bei diesen Kleinstädtern allerdings groß, als sie in ihren Mauern den Fürsten sahen, der in seiner dreißigjährigen Regierung bis dahin ihre Stadt nicht betreten hatte, vom Recht ließen sie sich aber nicht abbringen. Kein unglücklicheres Mittel konnte ferner von den Anhängern der Regierung gewählt werden, als die Wiedererneuerung des sogenannten Treubundes. Der frühere von 1850 hatte sich aufgelöst, weil hervorragende Mitglieder desselben in verschiedenen Criminalprocessen verurtheilt worden waren. Scheffer und der bekannte Vilmar in Marburg waren jetzt die Neubegründer des Bundes; letzterer gründete als Vereinsorgan die „Hessenzeitung“. Für die in dem Hessenverein vertretene sogenannte „Musterrichtung“ hat sich indeß im ganzen Lande niemals jemand anders als einige Pfarrer und Landräthe Nieder- und Oberhessens interessirt, und es hat wol nie eine Richtung im Lande gegeben, gegen welche in größerm Maße allgemeiner Abscheu herrschte. Der Kurfürst selbst war dieser Partei in religiöser Beziehung nicht hold, und es trug der Verein nur dazu bei, die Regierung noch mehr zu discreditiren. Die neue Zweite Kammer bestand, wie die vorige, aus lauter Verfassungstreuen; neue Elemente in derselben waren der Oberpostmeister Nebelthau und Dr. Wippermann. Nebelthau, bekannt durch sehr rege Thätigkeit auf fast allen Landtagen seit 1833, hatte sich 1846 und 1847 durch seine in einzelnen Fragen bemerklich gewordene Hinneigung zur Regierung, ob mit Recht oder mit Unrecht möge dahingestellt sein, bei der kasseler Bürgerschaft so unbeliebt gemacht, daß er in den Märztagen von 1848 nur mit Mühe und in Verkleidung vor zürnenden Volkshaufen aus dem Rathhause durch Hintergebäude gerettet werden konnte. Von intelligentern Persönlichkeiten hatten sich offen nur wenige bis dahin wieder hervorgewagt; man glaubte aber in dem hartnäckiger werdenden Kampfe ihrer zu bedürfen, und so war Nebelthau trotz mancher in der Bürgerschaft noch vorhandener Abneigung in die städtische Behörde gewählt. Da er sodann unbedingt für die Verfassung auftrat, wählte man ihn auch in jene Kammer. Der andere neu in dieselbe eintretende Abgeordnete war Wippermann, Sohn des verstorbenen langjährigen Abgeordneten und Märzministers; ihm war als Jurist der Eintritt in den Staatsdienst vom Kurfürsten abgeschlagen worden, weil der Vater liberal war; er theilte dies Schicksal mit mehrern andern, die aus ähnlichen Gründen sich aus Hessen ausgestoßen sahen, eine Art von kurfürstlicher Verfolgung, die schon in den vierziger Jahren üblich gewesen war. Wippermann war Privatdocent in Heidelberg, vereinigte sich aber, eine Wirksamkeit in Hessen vorziehend, mit Oetker in der Leitung der für das Verfassungsrecht so wesentlich eintretenden „Hessischen

Morgen-Zeitung"; er war gewählt worden von der Klasse der Großgrundbesitzer, nachdem ihn diese bei den Wahlen zur vorigen Kammer aus Unwillen über die tonangebende Richtung Oetker's hatten durchfallen lassen. Die ganze Weisheit der Regierung gegenüber der wiederum durchweg oppositionellen Kammer bestand darin, daß sie auf die Verhinderung des Incompetenzbeschlusses ausging, ohne zu bedenken, daß diese zum mindesten einen gleichen Eindruck machen mußte wie der Beschluß. Die Auflösung der Zweiten Kammer wurde am 8. Jan. 1862 schon vor ihrer Eröffnung ausgesprochen, als sie bei der Präsidentenwahl eine Verwahrung zu Gunsten der Verfassung von 1831 eingelegt hatte. Außerdem hatte die Kammer, besonders veranlaßt durch Hartwig, Wippermann und den Oberbürgermeister Rudolf von Marburg, in Voraussicht eines derartigen Vorfalls durch eine nun veröffentlichte Erklärung dafür gesorgt, daß die Welt über ihre Haltung nicht in Zweifel bliebe. Die Regierung dagegen steigerte ihre Widerspenstigkeit noch mehr, sie ignorirte noch immer den ganzen offen ausgesprochenen Zweck des ständischen Verhaltens durch wiederholte Hinweisungen auf die formelle Unstatthaftigkeit der Annahme eines Mandats, das man nachher auszuführen sich weigere. Auch drohte Hr. von Dehn-Rotfelser als Staatsprocurator dem Hrn. Nebelthau mit Erhebung einer Anklage auf Majestätsbeleidigung, weil dieser in der Kammer, in welcher von Dehn wieder die Regierung vertreten hatte, von dem Verhalten der Minister behauptete, sie treten das Landesrecht mit Füßen; es blieb aber bei der Drohung, weil die Verfassung freie Meinungsäußerung der Abgeordneten gestattete.

Doch, auf dem besten Wege, ihre Haltung fortzusetzen, stieß die Regierung plötzlich auf den Widerspruch deutscher Fürsten, die ein besseres Einsehen hatten, zu welch namenloser Herabsetzung der fürstlichen Autorität eine solche nur kindlichem Eigensinn noch zu vergleichende Verstocktheit führen mußte; durch die Unhaltbarkeit der Stellung, welche die Regierung sich selbst bereitete, fühlten sich alle deutschen Fürsten mit getroffen, wenn sie keine Aenderung herbeiführten, indem sie wohl einsahen, daß ein Eingehen auf die Landeswünsche die Monarchie keineswegs, am wenigsten so sehr schädigen würde, wie jene hartnäckige Taubheit gegen dieselben. Einigen deutschen Regierungen kam es zwar immer noch darauf an, wenigstens eine wirkliche Niederlage der kurhessischen Regierung zu vereiteln, allein in Wien, wo man eben einen von Preußen im December 1861 zur Reform des Bundes gemachten Vorschlag hatte scheitern lassen, wollte man doch nicht gern Preußen Gelegenheit geben, an der kurhessischen Sache die Reformbedürftigkeit des Deutschen Bundes nachzuweisen, dessen Organ durch seine bundesrechtswidrigen Beschlüsse einen so traurigen Zustand in Kurhessen herbeigeführt hatte; auch schien es in Wien gerathener, ein entschiedeneres Auftreten Preußens, das sich in den deutschen Angelegenheiten immer noch höchst respectvoll gegen die abgelebten Formen des Bundesrechts benahm, zu vermeiden, nachdem es bereits hinlänglich gezeigt hatte, daß es eine olmützer Niederlage nicht nochmals über sich ergehen lassen werde. Erkannte man in Wien aus diesen Gründen die Nothwendigkeit einer Herstellung der kurhessischen Verfassung, so suchte man dort die Abneigung des Königs von Preußen gegen das Wahlgesetz von 1849, das er anfänglich für ein sehr demokratisches zu halten schien, auszubeuten und so Preußen wenigstens das Verdienst zu verleiden, bei den Liberalen in Deutschland als Hersteller des Rechtsprincips zu gelten. Die Ansicht, daß die Verfassung rückhaltslos hergestellt werden müsse, schien bei den meisten deutschen Regierungen durch die klaren Nachweise der badischen Denkschrift vollends durchgedrungen zu sein, die Frage wegen des Wahlgesetzes und der sogenannten Bundeswidrigkeiten wurde aber durch erneute lebhafte Kundgebungen, welche in Kurhessen für das Wahlgesetz von 1849 erfolgten, sowie durch Baierns und Würtembergs Erklärung für das letztere nur so weit gebracht, daß man in Berlin, wo inzwischen ein reactionäres Ministerium ans Ruder gelangt war, bei der

Entscheidung durch den Bundestag diese Fragen absichtlich umgehen und in Zweifel ziehen wollte. Die kurfürstliche Regierung suchte noch in der letzten Stunde auf alle mögliche Weise eine solche Beendigung ihres jahrzehntelangen Strebens nach einer total nichtssagenden Verfassung fern zu halten; sie behauptete in einer Denkschrift am Bundestage mit größter Dreistigkeit und allen Thatsachen zum Trotz, die Verfassungsagitation sei blos künstlich, sie selbst kenne am besten die Stimmung des Landes, und es sei eine unerhörte Frechheit, ihre Selbständigkeit vergewaltigen zu wollen. Die Krone von allem bildete aber die Zwangswahlverordnung, wonach jeder Wähler zunächst die Verfassung anerkennen sollte, behufs deren Beseitigung er gerade zur Urne schritt; gleichzeitig wurden Agitationen des Hessenvereins und der Landräthe, sowie verschiedenartige Drohungen in Scene gesetzt. Dieses Verfahren drückte dem Faß vollends den Boden ein.

Am Bundestage sah man zwar ein, daß nun alsbald eingeschritten werden müsse; als man dort aber Miene machte, in einer kleinen die Angelegenheit betreffenden Frage gegen Preußens Willen zu handeln, riß diesem zum ersten mal die Geduld; es ließ die lange genug bewahrte Nachsicht gegen die ihr unverhältnißmäßiges Stimmrecht wahrenden Bundesgenossen außer Acht und verlangte am 12. Mai 1862 durch den nach Kassel gesandten General von Willisen die Sistirung jenes Wahlverfahrens, das zur größten Belustigung aller Welt in der erheiterndsten Weise bereits vor sich gegangen war, meistens nach dem Muster jenes Wahldistricts, wo blos Ein Wähler, der Ortsbürgermeister, erschienen war und sich selbst gewählt hatte. Mit ganz ungewohnter Eile hinkte der Bundestag durch die Aufforderung zur Sistirung dieser Wahlen nach; der Eindruck von Preußens selbständigem Vorgehen sollte dadurch alsbald verwischt und der Schein angenommen werden, als ob der Bundestag keinen Augenblick dies minder entschieden gewollt habe als Preußen. Die kurfürstliche Regierung sah zwar ein, daß sie Folge leisten müsse, sie erwies sich aber selbst beim Nachgeben so widerspenstig als nur möglich: sie erklärte, der Aufforderung nicht Folge zu leisten, weil dieselbe ein bloßes Ersuchen sei, das sie, festhaltend am Recht, nicht zu befolgen brauche. Hierdurch setzte sie sich einer neuen Demüthigung aus, indem Preußen sich veranlaßt sah, nochmals direct gegen die kurfürstliche Regierung in gebieterischer Weise aufzutreten. Es war dies eine Eigenmacht, aber eine solche, welche hervorgerufen war durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit dieses Landes mit den es umschließenden preußischen Landestheilen, eine Ankündigung des später immer deutlicher hervortretenden Bewußtseins, daß die Interessen Preußens Kurhessen gegenüber zuletzt alle Schranken durchbrechen müßten. Erst nachdem auch die preußische Forderung der Entlassung des unheilvollen Ministeriums Abee-Vilmar gestellt, wegen Ablehnung derselben die diplomatischen Beziehungen abgebrochen und von Preußen auf eine definitive Erledigung der ganzen Verfassungsfrage gedrungen war, wurden die Wahlen eingestellt. Noch einmal beeilte sich der Bundestag, nachträglich Preußens Vorgehen gutzuheißen (24. Mai 1862), indem er den Beschluß wegen Herstellung der kurhessischen Verfassung in jener unvollkommenen und unklaren Form annahm, welche auf dem Compromiß zwischen damaliger preußischer Schwäche und Halbheit mit österreichischer Perfidie beruhte.

Mit diesem Beschlusse hielten Preußen und Oesterreich die kurhessische Frage für beendet; sie gaben sich der Hoffnung hin, daß diese Angelegenheit, welche sie 1850 aus Rivalität und infolge der verwickelten deutschen Verhältnisse in so schiefe Bahnen geleitet hatten, nun nicht mehr an die deutsche Frage heranstreifen und dadurch ihre Eifersucht wach rufen werde. Mit diesem Troste sah denn auch Preußen darüber hinweg, daß der Kurfürst durch die erst am 26. Mai erfolgte Entlassung der Minister zeigen wollte, er leiste nur dem Bundestage Folge. Derselbe setzte aber nicht blos diese Demonstration in Scene, sondern unternahm auch durch österreichischen Einfluß einen Racheact.

Während es auf der Hand lag, daß die Herstellung der Verfassung lediglich durch ein aus Anhängern derselben bestehendes Ministerium erfolgen und daß deshalb nur durch ein solches eine redliche, befriedigende und definitive Erledigung der Verfassungswirren erzielt werden könne, ernannte der Kurfürst am 21. Juni 1862 ein aus den erklärtesten Feinden der Verfassung von 1831 bestehendes Ministerium. Dieser Act entsprach vollständig dem Charakter des Kurfürsten. Von jeher hatte derselbe in kleinen wie in großen Dingen ihm widerfahrene Widersprüche endlos nachgetragen; so schwach sein Gedächtniß für die frühern Zeichen der Anhänglichkeit des Volks an den Thron war, so stark war es für die kleinlichsten Hindernisse, die seinem launischen Willen entgegengetreten waren. Unzählige Beispiele dieser Art weist das öffentliche Leben Kurhessens und das Privatleben vieler Familien auf. Die Bestürzung über solche kurfürstliche Entscheidungen gereichte dann dem Urheber zu ganz besonderer Schadenfreude, welche um so größer war, je überraschender so kleinliche Maßregeln gekommen waren. Wie 1850 niemand eine Ahnung hatte von der bevorstehenden Ernennung des im Lande verhaßtesten Mannes zum Minister, so dachte man auch im Juni 1862 an die Einsetzung jenes Ministeriums um so weniger, als der Kurfürst zum Zweck der Herstellung der Verfassung mit Männern der liberalen Richtung sehr weitgehende Verhandlungen anscheinend ganz ernster Art angeknüpft hatte. War auch der Generaladjutant von Loßberg, welcher diese Verhandlungen mit dem Regierungsrath Wiegand vermittelte, weil er sich jahrzehntelang den fürstlichen Launen anzuschmiegen verstanden hatte, durchaus nicht der Mann, der die Liberalen zu besondern Hoffnungen hätte berechtigen können, so war doch im Volke der Glaube, daß die schwere Zeit der langen Kämpfe und des langen Duldens mit der Wiedereinführung der Verfassung beendet sein müsse, zu fest gewurzelt und die Thatsache der Heranziehung Wiegand's und Zuschlag's, des frühern Referenten im Märzministerium, zu offenkundig, als daß man auch in dieser Stunde, wo man des endlichen Sieges sich freute, an eine Täuschung hätte glauben mögen. Die Täuschung war aber groß in mehrfacher Beziehung. Die jetzige Grundtendenz der Staatsregierung ging darauf hin, den Bundesbeschluß äußerlich zu befolgen, doch nun dem Volke die Verfassung erst vollständig zu verleiden. Hierzu bot zunächst die Unklarheit in der Fassung des Bundesbeschlusses die willkommenste Handhabe. Es war in diesem die ganze Art und Weise der Wiedereinführung der Verfassung dem freien Ermessen derjenigen, gegen welche das ganze Verdict erging, völlig überlassen, und hinsichtlich der Behandlung der bundeswidrigen Theile der Verfassung, in Betreff derer der Bund nur wollte, daß sie überhaupt entfernt werden sollten, war der Regierung ebenfalls ein solcher Spielraum freigegeben, daß schon bei mäßig böswilliger Absicht derselben das dem Recht am meisten entsprechende Verfahren umgangen oder zum mindesten neue unabsehbare Streitigkeiten mit den Ständen hervorgerufen werden konnten. Dazu kam noch ein ganz besonderer Groll auf die liberale Verfassungspartei. Es lag nämlich der eigenthümliche Fall vor, daß gerade diejenigen Personen, auf welche wegen ihrer großen Fachkenntnisse für die Stellen der neuen Minister jene Partei ihr Auge geworfen hatte, zu den obenerwähnten Staatsdienern gehörten, die, mehr nach Gründen der Zweckmäßigkeit handelnd, von den Folgen der strengen Rechtscontinuität nicht viel wissen wollten. Wiegand ist ein äußerst kenntnißreicher, vielseitiger und praktischer Mann; er war früher Landtagscommissar des Märzministeriums, worauf er 1850, wie so manche entschiedene Verfassungstreue, mit drei Vierteln des Gehalts zur Verfügung gestellt und jahrelang zu untergeordneten Aufträgen unter vielfacher Versetzung verwendet war. Zuschlag war Referent im Finanzministerium von 1848 gewesen; ein durchaus rechtschaffener Mann, aber aus Kränklichkeit ziemlich lethargischer Natur. In den mit diesen Männern blos zum Schein geführten Verhandlungen ging man so weit, daß man sie ein vollständiges

Programm für die Art der Herstellung der Verfassung aufstellen ließ. Dieses Programm entsprach durchaus nicht den Anschauungen der Verfassungspartei, insofern nämlich darin die in der Zwischenzeit illegal ergangenen Anordnungen, welche einfach zurückgezogen werden konnten, stehen gelassen und wie ordentliche Gesetze behandelt wurden. Nur in Betreff einiger jener Erlasse war auf Beseitigung ihres nach dieser Auffassung blos formellen Mangels gedrungen, in Betreff anderer, deren Inhalt für zweckmäßig gehalten wurde, auch nicht einmal diese Rücksicht genommen worden. Was konnte der Regierung in ihrem Bestreben, die hergestellte Verfassung dem Volke gründlich zu verleiden und dessen Sieg zu einem blos formellen herabzudrücken, willkommener sein, als der in solcher Weise offen gelegte Zwiespalt innerhalb der Verfassungspartei? Endlich suchte die Regierung in Ausführung des Bundesbeschlusses auch gegen Preußen einen Trumpf auszuspielen. Die Herstellung des Wahlgesetzes von 1849 war nun einmal von der liberalen Partei in ganz Deutschland für nothwendig erklärt worden. Der Regierung konnte an sich die Wahlgesetzfrage ganz gleichgültig sein; war sie doch auf Grund der Erfahrungen der letzten Jahre überzeugt, daß bei jedem Wahlgesetz so ziemlich dieselben Personen gewählt, wenigstens die liberale Richtung maßgebend sein werde. Nichts hätte, da der Bund in seinem unklaren Beschlusse sich über das Wahlgesetz gar nicht geäußert hatte, eine Proclamirung des Gesetzes von 1831 gehindert, man benutzte aber diese Gelegenheit, um Preußen als minder liberal hinzustellen. Diese Anschauung rettete die thatsächliche Wahrung der Rechtscontinuität. Im übrigen wurde der hochwichtige Act der Herstellung der Verfassung in der wegwerfendsten, kältesten Weise vollzogen und am 22. Juni 1862 erst abends gegen 10 Uhr die betreffende Nummer des Gesetzblattes von Polizeidienern in die Wirthshäuser geworfen. Selbst diese Sorge für die alsbaldige Verbreitung der Nachricht würde man sich nicht im entferntesten gemacht haben, wäre es nicht auf die größte Ueberraschung durch die Namen der neuen Minister abgesehen gewesen. Diese Namen schon allein deuteten zum Ueberfluß die ganze jetzt maßgebende Tendenz an; derselbe Hr. von Dehn-Rotfelser, der eben noch mit größtem Eifer die Verfassung von 1860 gepriesen und in der Kammer behauptet hatte, dieselbe sei in Fleisch und Blut des Volks übergegangen, sollte jetzt die Aufgabe übernehmen, die neue Aera herbeizuführen! Sein Genosse Pfeiffer, neuer Vorstand des Justizministeriums, mehr wegen seiner überaus loyalen Richtung als wegen hervorragender Fähigkeiten bisher langjähriger Referent in diesem Ministerium, war Mitglied des Hessenvereins, ein trockener Mann mit beschränktem Gesichtskreis, das einzige Mitglied des rotenburger Obergerichts, das die Septemberordonnanzen befolgt hatte. Vorstand des Ministeriums des Innern war von Stiernberg. Derselbe war bis dahin Regierungscommissar in Schmalkalden gewesen; er trug eine auffallende Nonchalance zur Schau, war nicht im entferntesten der frömmelnden Richtung zugethan und hatte von früher her in einigen Landestheilen, in denen er Landrath gewesen war, sich als guter Gesellschafter viele Freunde erworben; in Ermangelung anderer geeigneter Personen hatte man ihn auf eigenthümliche Weise herangezogen. Die Stelle eines Privatbriefes von ihm, worin er im allgemeinen alles, was der Bund beschließe, für maßgebend erklärt hatte, fand sich plötzlich mit seiner Namensunterschrift ohne seinen Auftrag als offene Erklärung in der amtlichen Zeitung, worauf Hr. von Dehn ihn alsbald sich als Minister zugesellte. Die ersten beiden Minister waren als so verfassungsfeindlich bekannt, daß Preußen auf ihre Ernennung hin schon Miene machte, nochmals selbständig und kräftig in Kassel aufzutreten; da aber inzwischen die Herstellung der Verfassung zu einer Thatsache geworden war, mußte es sich beruhigen.

Die Herstellung der Verfassung war nun zwar nicht blos auf Grund des Wiegand'schen Programms, sondern auch in höchst willkürlicher Weise durch Unterstellung angeblicher

Ansichten des Bundestags wie durch Fingirung von Thatsachen ins Werk gesetzt worden, es fühlten sich die Minister aber doch in gewisser Weise zu sehr an ihre im Patent vom 21. Juni gegebenen Verheißungen gebunden, als daß sie nach Maßgabe ihrer seitherigen Richtung an eine neue Untergrabung der Verfassung hätten denken können. Dieses Ziel hatte man aber um so mehr an höchster Stelle im Auge, doch fand man es dort sehr schwer, das ebengegebene Wort schon wieder illusorisch zu machen. Um dies zu ermöglichen, entwickelte die Vilmar'sche „Hessenzeitung" in Marburg eine große Thätigkeit. Die Mitglieder des Vereins, als dessen Organ dieses Blatt auftrat, waren, etwa abgesehen von dem Staatsrath a. D. Scheffer, höchst unbedeutende Persönlichkeiten und wurden nur durch die Person Vilmar's selbst zu einer Art Gemeinschaft zusammengehalten. Vilmar ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung. In den dreißiger Jahren sehr liberaler Landtagsabgeordneter, hatte er sich bald der Richtung Hassenpflug's angeschlossen. Als langjähriger Director des Gymnasiums zu Marburg war er ein hervorragendes Mitglied der mit dem Namen „Mucker" bezeichneten Ultrafrommen, mischte sich aber nicht in politische Dinge. Im Jahre 1846 hielt er daselbst vor einem gemischten Publikum Vorlesungen über deutsche Literaturgeschichte, welche nach ihrem Druck überall das größte Interesse erregten; nicht minder zeichnete sich Vilmar als Philosoph aus. Allgemeines Erstaunen erregte daher sein plötzliches politisches Auftreten, als er im März 1848 ein politisches Blatt, den „Hessischen Volksfreund", gründete, in welchem er sich zwar zur conservativen Richtung bekannte, aber entschieden für eine kräftige ehrliche Handhabung der Verfassung aussprach. Man fand es nicht eben rühmenswerth, daß er diese Schwenkung gerade zu jener Zeit vornahm, und verkündete, ja man glaubte nicht an die Aufrichtigkeit derselben. Mit steigender Reaction wurde dann das Blatt immer antiliberaler, erging sich in heftigen Schmähungen der freisinnigen Männer des Landes, stellte zur Vertheidigung der Ordonnanzen vom September 1850 die abenteuerlichsten Doctrinen auf, unter denen die Eidestheorie die berüchtigtste ist, und ward schließlich von Hassenpflug zum amtlichen Blatte der Regierung gemacht. Vilmar selbst, von Hassenpflug ins Ministerium gezogen, suchte durch seine Rathschläge des letztern volksfeindliche Richtung noch zu überbieten und in fanatischer Weise den traurigen Zustand der Zwischenzeit zu befestigen, er machte aber seiner und seines Freundes Hassenpflug Herrschaft selbst ein Ende durch sein Streben, der reformirten Landeskirche einen von ihm erfundenen, höchst sonderbaren katholischen Charakter beizulegen und eine formell lutherische, jedenfalls aber jesuitische Priesterherrschaft in Staat und Kirche einzuführen; Vilmar kleidete sich sogar ganz in Jesuitentracht. Dies war dem Kurfürsten zuwider; er versetzte Vilmar als Professor der Theologie nach Marburg, wo dieser, als der Verfassungskampf anfing, seine Wühlereien begann. Die „Hessenzeitung" erging sich in allen möglichen Verdächtigungen der liberalen Partei, in widerlichen Lobpreisungen der kurfürstlichen Machtvollkommenheit, sie lehrte offen, Recht, Verfassung und Eid zu verachten, und das alles mit so raffinirter Sophistik in so plebejen Wendungen, daß selbst Männer von der Partei Vilmar's den Fanatismus, der sich so weit hinreißen ließ, nicht begreifen konnten und deshalb jede Verbindung mit ihm und mit dem Blatte verleugneten. Dazu kam, daß die Wahl der Themata und die ganze Darstellungsweise sorgfältig nur auf den Eindruck berechnet war, welcher auf den Kurfürsten damit gemacht werden sollte; kasseler Freunde am Hofe setzten das Blatt zeitig von den kurfürstlichen Intentionen in Kenntniß, worauf diese mit publicistischer Beredsamkeit vertreten wurden. Die Ministerien hatten seit der Herstellung der Verfassung in dem Bundesbeschluß und dem Patent vom 21. Juni 1862 schon hinreichenden Spielraum, dem Volke die Rechte vorzuenthalten oder zu verkümmern, auf welche es das größte Gewicht legte; um so

schwieriger wurde ihnen daher das Festhalten am Junipatent durch die Versuchung gemacht, in welche die „Hessenzeitung" sie unausgesetzt führte, sie hatten daher viele der Oeffentlichkeit sich entziehende Kämpfe gegen jene Richtung zu bestehen, welche immer nur auf den beseitigten Verfassungszustand zurückging und die jeden, auch den unschuldigsten Fortschritt in Gesetzgebung und Verwaltung zu hindern suchte, ein Bestreben, welches bei dem Kurfürsten auf den fruchtbarsten Boden fiel. Gleich nachdem die Stände nach dem Wahlgesetz von 1849 berufen waren, wurde diese unselige Richtung maßgebend. Es trat dies hervor in der ungebührlichen Verzögerung der Landtagsberufung, namentlich aber in der sofort wieder einen flagranten Streit zwischen Regierung und Ständen hervorrufenden Erklärung der Thronrede, daß die Versammlung blos zur Aenderung des Wahlgesetzes von 1849 berufen sei. Das war eine verwegene, in der ständischen Antwort auf die Thronrede mit Leichtigkeit widerlegte Behauptung, welche so recht die ganze Unwillfährigkeit der Regierung zeigte. In dem Bestreben, die Ständeversammlung von aller gesetzgeberischen Thätigkeit abzuhalten, wagte die Regierung die Behauptung, daß die Bundeswidrigkeit des Wahlgesetzes dies erheische; sie glaubte, daß die Antwort der Stände in jedem Falle eine Heimsendung derselben rechtfertigen werde, und vom Aufschub erwartete sie zuerst immer noch das Beste. In der am 30. Oct. 1862 eröffneten Ständeversammlung hatte aber die Regierung einen Gegner gefunden, dessen geistiger Ueberlegenheit und ruhiger Besonnenheit sie nicht entfernt gewachsen war.

Die Wahlen zu dieser Versammlung hatten im ganzen Lande eine Bewegung hervorgerufen, wie sie seit langer Zeit nicht mehr stattgefunden hatte. Von ihr erwartete man nun alles, was man von der Regierung selbst nach der wiederhergestellten Verfassung nicht erwarten zu können glaubte. Viele Candidaten hatten sich herbeigedrängt, man stritt und befehdete sich heftig um die Mandate. Die Wahl war durchweg auf entschieden verfassungstreue Männer gefallen, von denen die meisten zu den grundbesitzenden Landleuten gehörten, welche den Kern der seitherigen Zweiten Kammer gebildet hatten; gleichwol ließen sich gar bald zwei Grundrichtungen unterscheiden: eine entschiedenere und eine gemäßigtere; zu ersterer gehörte Friedrich Oetker, welchen die zur radicalsten Richtung neigende Stadt Schmalkaden gewählt hatte, weil sie in ihm noch den nächsten Berührungspunkt mit den übrigen Liberalen erblickte; ein Bruder F. Oetker's, Karl, Anwalt in Kassel, dessen Wahl bei den schaumburger Höchstbesteuerten bewirkt war; der greise Hartwig als Vertreter von Kassel, Wippermann, welchen die nördlichen schaumburger Landgemeinden wählten; Knobel, ein durch seine Belehrung des Bauernstandes über die Bedeutung des Verfassungsstreits so beliebter Landbürgermeister, an dessen Adresse erst kurz vorher von allen Seiten so viele Beiträge für die Hagelbeschädigten seines Kreises eingegangen waren, nachdem der im Juni 1862 abgetretene Minister Volmar die Hülfeflehenden höhnisch an Knobel, ihren frühern Vertreter, gewiesen hatte; Loth, 1848 ein Radicaler, aber belehrt durch die Ereignisse in der Zwischenzeit; endlich Hellwig, ein Dorfbürgermeister aus der Gegend von Fritzlar, der sich aus schlicht bäuerlichen Verhältnissen zu großer Bildung emporgearbeitet hatte. Auf der gemäßigten Seite standen die meisten Juristen, vor allem Nebelthau, der immer nur mit größter Behutsamkeit zu Werke geht, eine ausschließlich vermittelnde Natur; er wurde zum Präsidenten gewählt, weil er vorzüglich hierzu geeignet war; ferner der diplomatisch gewandte Geheimrath von Schenck zu Schweinsberg, einst Minister in Sigmaringen, 1848 auf kurze Zeit Minister des Aeußern in Kurhessen, Vorstand des zu Haina für unheilbare Irren bestehenden Landeshospitals, das liberalste Mitglied der Ritterschaft; sodann Wiegand mit seinen bedeutenden und umfassenden Kenntnissen in allen Zweigen der Verwaltung, aber auch mit einer an Rücksichtslosigkeit streifenden Herrschsucht; weiter der vorsichtige Zuschlag, der gewaltig derbe, nonchalante, naiv-unvorsichtige, breitrednerische, trotz seiner

Thätigkeit auf allen Landtagen seit 1831 zu parlamentarischem Wesen nicht ganz passende Henkel, der exacte, reichbegabte Harnier, der im Märzministerium des Innern Referent war, der gutmüthige Finanzmann Ziegler aus Hanau, der besonders der Bearbeitung volkswirthschaftlicher Fächer zugewandte, einer radicalern Richtung nicht fern stehende Hupfeld und der staatsmännisch feine Regierungsrath von Bischofshausen aus Fulda.

Alle diese verschiedenen Elemente traten lange Zeit in erhebender und erfolgreicher Weise einstimmig auf. Das geschah zunächst in der Beantwortung der Eröffnungsrede. Man deckte darin in schonender Weise den großen Widerspruch auf, welcher in der Berufung dieser Versammlung und der Behauptung lag, daß das Wahlgesetz von 1849 als bundeswidrig beseitigt werden müsse; man schob dem Vorwurfe, vor dem man sich als vor dem gefährlichsten glaubte am meisten hüten zu müssen, dem Vorwurfe, dem Bundesverlangen nicht nachkommen zu wollen, durch eine offene Erklärung einen starken Riegel vor, behauptete dann aber entschieden die allgemeine Zuständigkeit der Versammlung. Eine der ersten Berathungen betraf die Legitimation des Abgeordneten Trabert. Dieselbe wurde von der Regierung bestritten, weil Trabert 1850 zum Verlust der Nationalcocarde verurtheilt worden war. Diese Verurtheilung war aber von einem Kriegsgerichte ausgegangen. Die Frage war also gleichbedeutend mit der über die Rechtmäßigkeit der Septemberverordnungen von 1850. Sehr unlieb war es den versöhnlich gestimmten Ständen, gleich so entschieden ihren principiellen Standpunkt betonen zu müssen, es blieb aber nichts anderes übrig, und einstimmig wurde Trabert als legitimirt erkannt, zum größten Aerger des Regierungsblattes, welches behauptete, die Stände maßten sich eine oberstrichterliche Thätigkeit oder das Begnadigungsrecht an. Trabert trat in einer dankenden Ansprache anscheinend gemäßigt und bescheiden auf und ließ durchblicken, daß er nicht mehr so extravagante Ansichten wie 1850 habe.

Der nächste Schritt der Versammlung war, daß sie ihr wichtigstes Recht, das Steuerbewilligungsrecht, auszuüben verlangte; Karl Oetker führte als einer der besten Redner diese Sache durch. Auf die Adresse hätten die Minister schweigen können, durch dies Verlangen aber wurden sie genöthigt, der ihnen von oben feindlich widerstrebenden Richtung entgegenzutreten; es war nicht ihre Art und soll ihren Grundsätzen widersprochen haben, durch Forderung ihrer Entlassung etwas durchzusetzen; sie pflegten das ihrer Ansicht nach Schädliche und Unstatthafte geschehen zu lassen, nachdem sie ihr Gewissen durch den Vorschlag des Gegentheils beruhigt hatten. In vorliegender Frage war der Erfolg der, daß beide Elemente der Regierung sich in der Vertagung der Stände versöhnten.

Die preußische Regierung mußte in dieser Vertagung einen Versuch erblicken, die noch übrige Erledigung der Verfassungsangelegenheiten abzuweisen. Zum dritten mal griff daher Preußen aus eigener Machtvollkommenheit, ohne den Bundestag zu fragen, ein, indem die Feldjägernote vom 24. Nov. 1862 die kurhessische Regierung scharf tadelte, daß sie die Schwierigkeiten einer befriedigenden Lösung im Gegensatze zu dem sichtlich großen Maß der ständischen Bereitwilligkeit steigere, und ihr erklärte, daß Preußen einen bleibenden Herd von Unruhen inmitten seiner Provinzen nicht dulden könne. Hiermit war die kurhessische Regierung auf den Punkt hingewiesen, welcher bei Fortsetzung des Haders mit dem Lande eine entschiedene preußische Regierung nothwendigerweise zu Schritten treiben mußte, die der Dynastie oder der Selbständigkeit Kurhessens gefährlich werden konnten. Und eine solche auch in Zukunft entschiedene Richtung war hinlänglich angekündigt durch die in jener Note enthaltene Drohung mit anderweiten Schritten unter Zuziehung der Agnaten des Kurfürsten. Die Antwort der kurfürstlichen Regierung bestand in einer Hinweisung auf die Unklarheit des Bundesbeschlusses; indessen wurde doch

die Ständeversammlung schon auf den 4. Dec. 1862 wieder einberufen. Nachdem das Ministerium auf diese eigenthümliche Art dem Kurfürsten gegenüber mit seiner ehrlichen Ausführung des Bundesbeschlusses durchgedrungen war, suchte es diese Stellung zu befestigen, indem es den Ständen ein ausführliches Programm vortragen ließ, demzufolge alle während der Suspension der Verfassung von 1831 vorgenommenen gesetzgeberischen Acte für vollkommen rechtmäßig erklärt wurden, während einige derselben wegen formeller Mängel den Ständen behufs Zustimmung, andere blos behufs zweckmäßiger Aenderungen vorgelegt werden sollten. Dieser Standpunkt war aber in solcher Allgemeinheit selbst jener Staatsdienerclique nicht zusagend, welche die Rechtmäßigkeit blos für diejenigen gesetzlichen Erlasse der Zwischenzeit in Anspruch nahm, denen die damals bestehende Landesvertretung, wenn auch unter dem Kriegszustande und infolge des Terrorismus des sie schulmeisternden Landtagscommissars, Staatsraths Scheffer, zugestimmt hatte; doch die Ständeversammlung ließ diese rein principiellen Fragen ganz auf sich beruhen und suchte sich durch mühsames, geduldiges Ringen, unter geschickter Benutzung mancher sich darbietenden günstigen Positionen, in den Besitz der noch vorenthaltenen Landesrechte zu setzen. Das sehr wichtige Steuerbewilligungsrecht schien im December 1862 durch den Standpunkt des Ministeriums stark bedroht. Die Berathung des ersten ordentlichen Budgets erforderte längere Zeit, vom 1. Jan. 1863 an aber durfte die Regierung nach Bestimmung der Verfassung einseitig keine Steuern mehr erheben lassen, das Ministerium aber stellte über die Verfassung das Patent, durch welches letztere hergestellt war. Dies war eine Consequenz der Ansicht, daß diese Herstellung aus Gnade, mithin nur mit der im Patent enthaltenen Beschränkung erfolgt sei. Wenn nun die Regierung aus diesem Grunde dem ständischen Verlangen vom 9. Dec. 1862 nach Vorlegung eines besondern Gesetzes zur Forterhebung der Steuern nicht entsprechen wollte, so mußte sie sich bei der Collision, in welche sie dadurch sofort wieder mit den Ständen sich setzte, selbst gestehen, daß dies allgemein, namentlich aber in Berlin als zu weit getriebene Principienreiterei würde angesehen werden. Sie legte daher ein solches Gesetz vor, bemerkte aber dabei, sie habe dies eigentlich gar nicht nöthig gehabt, da dem Patent zufolge die Steuern auch fernerhin einseitig forterhoben werden dürften. Die Stände ließen die letzte Behauptung ganz unberücksichtigt, verschmähten sogar die Hinweisung, daß in diesem Fall die Vorlage nach Ansicht der Regierung eine Inconsequenz sei, und genehmigten dieselbe in der nächsten Stunde. Dabei traten, wenn auch hinter den Coulissen, die in der Versammlung herrschenden Hauptgegensätze zum ersten mal zu Tage. Der Entwurf hatte nämlich eine Verwilligung auf sechs Monate vorgeschlagen, ein Theil der Abgeordneten wollte einen kleinern Zeitraum, weil als das beste Mittel, die Regierung zur Erfüllung ihrer in jenem Programm gemachten Zusagen zu nöthigen, ihnen schien, die Hand auf dem Beutel zu halten; es siegte aber der andere, besonders durch Wiegand und Nebelthau vertretene Theil, welcher solche Mittel scheute und ihre Wirkung bezweifelte.

Das Ministerium fühlte sich durch die Rücksicht der Stände, mit der sie unfruchtbare Principienstreitigkeiten vermieden, offenbar gestärkt in seiner Opposition gegen die Tendenz des Kurfürsten. Eine noch erheblichere Unterstützung erhielt es aber hierin durch die Stände, als sie am 3. Jan. 1863 um Vorlage eines Gesetzes wegen Zuziehung der Standesherren und der Reichsritter zur Ständeversammlung ersuchten. Das war ein feiner, kluger, vom Geheimrath von Schenck ersonnener Schritt. Man mußte sich nämlich sagen, daß die Stände gar nicht umhin könnten, die Aufnahme jener Personen in die Landesvertretung zu verweigern, denn der Bundestag hatte dies verlangt und das hauptsächlichste Streben der Ständeversammlung ging dahin, sorgsam alle Löcher der Verfassung zuzustopfen, durch welche der Bundestag wieder in dieselbe eingreifen konnte;

war man doch 1850 in Vertheidigung der Landesrechte nicht der Regierung, sondern jener äußern Macht erlegen, und die Regierung hoffte man, wenn man mit ihr allein im Kampfe bleibe, durch Beharrlichkeit zu besiegen. Daneben herrschte in der Versammlung eine große Abneigung, das Wahlgesetz von 1849 in seinem ganzen Umfange abzuändern, wie die Regierung es gewünscht und noch bei der Proclamirung ihres Programms als Hauptaufgabe der Stände bezeichnet hatte. Diese Abneigung kam daher, daß bei der Agitation für die letzten Wahlen sich große Meinungsverschiedenheiten über die einzelnen Punkte des Wahlgesetzes, besonders über die Frage der Beibehaltung der directen Wahlen gezeigt hatten, und man, bei der Böswilligkeit der Regierung, es nicht für räthlich hielt, durch Zwiespalt innerhalb der Versammlung die mühsame Wiedereroberung einzelner Landesrechte sich zu erschweren. Aus diesen beiden Gesichtspunkten ergab sich jenes ständische Ersuchen, dem sich, wenn auch das Streben, eine Aenderung des Wahlgesetzes abzuweisen, durchblickte, nichts weniger als der Mangel an Bereitwilligkeit zur Erfüllung eines Wunsches des Bundes und der Regierung vorwerfen ließ, und dies um so weniger, als das Ersuchen damit begründet wurde, daß die Standesherren u. s. w. noch an der Berathung des vorgelegten Wahlgesetzentwurfs theilnehmen könnten, welcher im wesentlichen auf Herstellung des Wahlgesetzes von 1831 ging.

Die den Kurfürsten fortwährend aufreizende Hessenzeitungspartei durchschaute die Schlauheit der Stände, die ihre Bestrebungen durchkreuzte. Sie bewirkte daher am 10. Jan. 1863 die Entlassung von Dehn-Rotfelser's als Ministers des Aeußern und der Finanzen, da dieser unter den Ministern derjenige war, welcher dem Kurfürsten gegenüber durch eine gewisse freimüthige, übrigens in die Formen gewandtester Höflichkeit gekleidete Entschiedenheit noch am meisten imponirte. Diese Entschiedenheit war von der freisinnigen Presse ausdrücklich anerkannt worden, und so mußte er fallen als ausgesprochenster Vertreter derjenigen Anhänger der Regierung, welche eine wohlwollende Einigung mit den Ständen erstrebten. Seine Collegen, die mit ihm das Junipatent unterschrieben hatten, sahen ruhig seinem Fall zu; freilich wollten dieselben grundsätzlich von der constitutionellen Stellung eines Ministers nichts wissen, aber sie hatten doch ein gemeinsames Programm aufgestellt, und gerade wegen Festhaltung an demselben mußte Hr. von Dehn fallen. Solche ministerielle Schwäche hat nachweisbar nur dazu beigetragen, den Eigensinn des Kurfürsten noch zu vergrößern. Eben um diese Zeit hatte die Anschauung der „Hessenzeitung" in den obern Regionen bedeutenden Einfluß erlangt. Dieses Blatt predigte eindringlichst die Lehre, daß der die Herstellung der Verfassung betreffende Bundesbeschluß blos wegen des äußern Zwangs befolgt werden müsse, und ließ durchblicken, daß der Beschluß, soweit der Zwang nachgelassen habe, nicht mehr befolgt zu werden brauche; sie nannte den Beschluß ein Brandstifterrecht, behauptete, die Verfassung von 1860 sei das letzte Bollwerk des Fürstenrechts in Deutschland, ihren Untergang verschulde eigentlich der Abfall von Gott, sie suchte des Kurfürsten Widerstreben gegen eine Regierung im Sinne der einunddreißiger Verfassung als eine heilige Pflicht für die Monarchie überhaupt darzustellen, deren Schicksal für Deutschland gerade in Kurhessen zur Entscheidung komme; sie stellte als Glaubensbekenntniß auf, daß „Jesus Christus der himmlische und Kurfürst Friedrich Wilhelm I. der irdische Herr" Kurhessens sei, sie suchte die im Junipatent enthaltenen Verheißungen als unverbindlich hinzustellen, indem „Veränderungen innerhalb der Schranken des Junipatents nicht vom revolutionären Geiste geboren oder dictirt werden" dürften; sie stellte die Verfassungspartei als Revolutionspartei dar, „der alle Mittel recht" und welche die Meisterin sei in der Kunst, Gesetze zu umgehen, deren Verlangen nach ehrlicher Ausführung der Versprechen nichts als „teuflische List" sei und nur ihre Unersättlichkeit beweise. Dabei schmähte das Blatt die Abgeordneten in der heftigsten Weise; da die Staatsbehörde nicht gegen diese

Zügellosigkeiten einschritt, glaubten viele Landpfarrer Vilmar'scher Richtung einen Freibrief zu gleichen Schmähungen von der Kanzel herab zu haben; den Garnisonspfarrer in Kassel, Consistorialrath Reimann, stellte der Landtagspräsident Nebelthau wegen allzu weit gehender Verleumdungen auf der Kanzel zur Rede, worauf sich derselbe durch eine komische Interpretation seiner Worte zu retten suchte.

Die Ständeversammlung ließ sich durch die neue reactionäre Strömung durchaus nicht beirren; sie brachte die vielen dringenden Wünsche des Landes in gemessener, entschiedener Weise vor und bewahrte dabei augenscheinlich doch die Neigung zur Versöhnung; sie ging in Kundgebung der letztern einigen Abgeordneten sogar zu weit. Diese hielten es für nicht passend, daß der Verfassungsausschuß, dessen Vorsitzender der diplomatisirende und den Ministern nahe stehende Hr. von Schenck war, den Bericht über den von F. Oetker alsbald nach Eröffnung der Versammlung gestellten Antrag wegen Herstellung des ganzen noch gestörten öffentlichen Rechtszustandes allzu lange verzögerte, als wenn auf diesen Antrag kein sonderliches Gewicht zu legen wäre. Und doch war es von höchster Bedeutung, daß der Landtag, wie von Oetker verlangt wurde, die Ordnung der gesetzlichen Erlasse der Zwischenzeit so fordere, wie die Consequenz der Rechtscontinuität es erheische. Die Mehrheit jenes Ausschusses aber bestand gerade aus Persönlichkeiten, welche nicht alle Folgen dieses Grundsatzes zugeben wollten; daher kam es, daß der Ausschuß nicht widersprach, als die Leiter desselben in der Annahme des Antrags eine mögliche Gefahr für die im Schose der Regierung wieder auftauchende versöhnliche Stimmung finden wollten. So wurden denn im Landtage zunächst viele dringende Anliegen, das materielle Wohl des Landes betreffend, vorgebracht, ja es ward ein fast unerschöpflich scheinendes Füllhorn solcher frommen Wünsche in der Versammlung ausgeschüttet. Da wurde verlangt, es sollten die 1850 wegen Eides- und Verfassungstreue entlassenen und auf Grund eines provisorischen Gesetzes um ein Viertel ihres Gehalts seit Jahren verkürzten Staatsdiener aus der Staatskasse entschädigt werden; ferner, daß die Kosten der Bundesexecution von 1850 endlich repartirt, eine Eisenbahn von Bebra über Fulda nach Hanau gebaut, die Verkoppelung und die Gewerbefreiheit eingeführt, die jahrzehntelang mit Einquartierung bedachten Ortschaften um Kassel entschädigt, das Eisenbahn- und Telegraphennetz vervollständigt, die Actuare fixirt, das Deutsche Handelsgesetzbuch publicirt, der Güterschluß im Fuldaischen und Hanauischen aufgehoben würde u. s. f. Es war hierzu eine so große Menge gesetzgeberischer Arbeiten erforderlich, daß es seltsam erschienen wäre, dieselben auf einmal einem solchen Ministerium zuzumuthen, dessen Mitglieder weniger nach den Fähigkeiten als nach der Gesinnung ernannt waren; allein doch konnte man keinen der zahllosen Gegenstände ausschließen, sie waren sämmtlich schon seit Jahren dringlich, sodaß selbst ein liberales Ministerium in Zweifel hätte gerathen können, welchem der Vorzug gegeben werden müsse. Erst später erschien dann der Bericht des Verfassungsausschusses über den wichtigsten, den das Verfassungsrecht betreffenden Antrag F. Oetker's. Hier wurde dann einmüthig und kräftig der Standpunkt des Landes gewahrt; Hr. von Schenck selbst war es, der den Mangel aller Versöhnlichkeit auf seiten der Regierung beklagte, die Unwillfährigkeit derselben bitter tadelte und zeigte, wie sie sich zur Erledigung aller angeregten Punkte längst von selbst hätte sollen angetrieben fühlen. Von allen Seiten der Versammlung wurden Klagen laut über den langsamen Gang der Gesetzgebung, über Aufrechthaltung der illegalen provisorischen Gesetze und Verordnungen, sogar derjenigen, die durchaus keine politischen Gegenstände betrafen. Dennoch ersuchte man die Regierung nicht blos um formelle Beseitigung jener Erlasse, sondern zugleich auch um die „entsprechenden Mittheilungen oder Vorlagen". Diese Fassung des Zusatzes war ein Zugeständniß seitens der entschiedenern Richtung; denn Vorlagen zur Entfernung

der unrechtmäßigen Erlasse mußten ihr unnöthig scheinen, weil dieselben ja dadurch gerade als rechtmäßig würden anerkannt worden sein. Da indeß eine einfache Zurückziehung der Verordnungen geradezu Störungen empfindlicher Art im Rechtsleben hervorgebracht haben würde, mußten neue Normen nöthig erscheinen. Man umschiffte diese Klippe dadurch, daß man die Vorlagen zu neuen Gesetzen über jene Punkte als Revision der unrechtmäßig suspendirten Gesetze auffaßte. Nur solche Vorlagen konnte die entschiedene Richtung im Sinne haben, sie ließ aber zur Erhaltung der Einmüthigkeit sich jene allgemeinere Fassung gefallen. War auch diese Verschiedenheit des Standpunktes innerhalb derselben Partei nicht so bedeutend, daß eigentliche Zerwürfnisse daraus entspringen durften, so führte doch die Festigkeit, mit der beide Theile an ihrer Auffassung festhielten, zu mancherlei störenden, für die Haltung des ganzen Landtags wichtigen Mishelligkeiten. Um so bedauerlicher war daher, daß der allgemein geachtete Hartwig, der über den Parteien stand, plötzlich starb. Nebelthau hielt ihm einen warmen Nachruf in der Kammer und folgte ihm dann in der Vorsteherschaft der Stadt; Hartwig aber hatte sich gar oft gegen Nebelthau's ganze Richtung ausgesprochen.

Um die Mitte des Februar 1863 wurde, nachdem der liberale Finanzrath Schnackenberg das erbetene Portefeuille der Finanzen eine kurze Zeit innegehabt hatte, dann von der „Hessenzeitung" verdrängt worden und ihm der höchst unbedeutende Finanzrath Bode gefolgt war, Hr. von Dehn wieder mit diesem Departement betraut. Die Unmöglichkeit, den Rathschlägen der „Hessenzeitung" zu folgen, verbunden mit den Vorstellungen des allezeit geschmeidigsten Ministers Abee, eines Schwagers Dehn's, scheint den Wiedereintritt des letztern bewirkt zu haben. Sofort kam eine neue Zahl ständischer Verlangen, wozu besonders die Beseitigung der sogar nach dem Verfassungsrecht von 1852 unrechtmäßigen Verordnungen gehörte, durch welche das 1848 gegen Entschädigung gesetzlich aufgehobene Jagdrecht auf fremdem Boden hergestellt war; ferner die Beseitigung der 1853 zur Herstellung einer gefügigern Zweiten Kammer von Hassenpflug gefälschten Gemeindeordnung von 1834, auch die Aenderung der 1853 einseitig geänderten Steuergesetze. Wirklich brachte das Ministerium einige Vorlagen zu Stande, von denen aber nur eine einzige von Wichtigkeit war: die Herstellung jener Gemeindeordnung. Bereitwillig nahmen die Stände die Erfüllung dieses ihres Wunsches auf, doch schien gerade die Freude hierüber das Ministerium zu einer störenden Hervorkehrung seines Rechtsstandpunktes bewogen zu haben, indem es die ständischerseits als nothwendige Folge verlangte Neuwahl der unrechtmäßig gewählten Ortsvorstände auf eine Neuwahl aller Bürgermeister ausgedehnt wissen und keine Bestimmung wegen Entschädigung der etwa nicht wiedergewählten Bürgermeister zulassen wollte. Schwer wurde es den Ständen nachzugeben; es steigerte sich das Misverhältniß unter den einer versöhnlichern Haltung mehr zu- als abgeneigten Abgeordneten, aber durchschlagend war der Wunsch, wenigstens die bisherigen ominösen Bestimmungen entfernt zu sehen, durch welche die Ortsvorstände in gänzliche Abhängigkeit von den Verwaltungsbehörden gebracht waren. Die Folge war, daß zwar alle Bürgermeister, die Hassenpflug als gefügige Werkzeuge hatte wählen lassen, ihre Stellen verloren, daß aber die Gemeinden von dem aus Regierungsanhängern bestehenden Oberappellationsgericht zur Entschädigung der „Abgewählten" verurtheilt wurden. Das machte böses Blut im Lande gegen die Stände. Zwar ging die Aufregung aus Unklarheit hervor, die demokratische frankfurter Presse aber suchte sie gehässig auszubeuten. Auch die Art, wie die Angelegenheit der falliten Leih- und Commerzbank erledigt wurde, erwarb den Ständen Feinde; nach gewissenhafter Prüfung hatte sich herausgestellt, daß der Staat zu keiner Entschädigung verpflichtet, sondern daß es Leichtsinn war, wenn man den großartigen Schwindeleien dieser Anstalt Vertrauen geschenkt hatte. Es war schon nicht gesetzlich geboten, daß die Stände wenigstens einer theilweisen Entschädigung der Papier-

geldbesitzer zustimmten; die große Menge sah dies nicht ein und in frankfurter Blättern wurden die Stände auch dieserhalb verdächtigt. Auf Wiederholung aller schon vorgebrachten ständischen Verlangen und nachdem der Wunsch nach einer Eisenbahn von Bebra über Eschwege nach Witzenhausen erfüllt war, nach Erlaß eines Landwegebaugesetzes, nach Beseitigung des auf unverantwortliche Weise von der Regierung herbeigeführten Nothstandes der fuldaer Civil-, Witwen- und Waisenanstalt, und nachdem K. Oetker einen längern Kampf um Herstellung des die ständische Mitwirkung bei Besetzung des Oberappellationsgerichts enthaltenden Gesetzes von 1848 mit schwunghafter Beredsamkeit eröffnet hatte, erfolgte statt des Eingehens auf alle andern Wünsche blos die Vorlage des Gesetzentwurfs, der die erbetene Ergänzung des Wahlgesetzes betraf. In diesem war weit über das obenberührte ständische Erbieten hinausgegangen, welches sich blos auf Zuziehung der vom Bundestage für nothwendig gehaltenen Vertretung der Standesherren und der ehemaligen Reichsritterschaft erstreckt hatte. Die Regierung verlangte nun auch noch eine Zuziehung von Vertretern des landsässigen Adels, der Prinzen des Kurhauses, der Universität und der adelichen Stifter. Wider alle Vermuthung erklärte sich der gemäßigtere Theil der Abgeordneten für eine Zuziehung von Vertretern der Prinzen und des Adels, der für alles Althessische begeisterte Henkel sogar für eine Annahme des ganzen Entwurfs. In dreitägigen vertraulichen Besprechungen suchten die Abgeordneten dieser Richtung das Gefahrvolle einer Ablehnung der Adelsvertretung darzulegen. Obwol der Bundestag die letztere nicht verlangt hatte, auch nicht das mindeste Anzeichen vorlag, derselbe halte sie für so nothwendig, daß sonst weitere Einmischungen zu besorgen ständen, wirkte doch die Erinnerung an die Bundesexecution von 1850 bei den ländlichen Abgeordneten so stark, daß sie, mit der Minderheit, in der die bevorrechteten Klassen sein würden, sich tröstend, der Adelsvertretung zustimmten. Die Mitglieder der entschiedenern Richtung stimmten schließlich ebenfalls bei, weil es ihnen dringend geboten erschien, den Ansprüchen der Standesherren u. s. w. einhellig zu genügen, und es unmöglich war, die desfallsigen Bestimmungen abgesondert von den Beschlüssen der Mehrheit zu genehmigen; doch hatten sie erst eine Reducirung der Adelsvertreter von den vorgeschlagenen 8 auf 6 durchgesetzt. Die Einstimmigkeit hielten sie für nöthig, weil diese zur sofortigen verfassungsmäßigen Aenderung des Wahlgesetzes erforderlich war. So kam die Wahlgesetznovelle vom 6. Mai 1863 zu Stande.

Trotz dieser erneuten, im Lande mehrfach verargten Willfährigkeit der Stände war eine gleiche bei der Regierung noch immer nicht zu treffen; dringende ständische Vorstellungen wegen Erlasses eines Volksschulgesetzes, welches seit 1831 auf fast allen Landtagen zugesagt war, wegen Einführung der Gewerbefreiheit und Regelung des Vereinswesens verhallten wie die frühern erfolglos; nicht einmal eine Antwort wurde auf die meisten Ersuchen gegeben; kam aber einmal eine Antwort, so war sie in der Regel ein Meisterstück in der Kunst, eine sachliche Erwiderung zu umgehen; die gewöhnlichsten Antworten gingen dahin, man sei noch nicht in der Lage, einen Zeitpunkt der Vorlage angeben zu können, oder man sei noch mit Vorarbeiten beschäftigt, die Sache sei noch nicht in das Stadium getreten, das eine bestimmte Antwort zuließ; dabei wurde arger Misbrauch mit den Ausdrücken „demnächstiger“ und „baldthunlichster“ Vorlage getrieben, und dies alles in Angelegenheiten, die eine nur halbwegs sorgsame Regierung schon längst hinreichend hätte vorbereiten müssen. Außerdem waren in vielen Fällen die Vorarbeiten, in andern die Sache selbst bis zur kurfürstlichen Genehmigung fertig zur Vorlage, diese aber war nicht zu erlangen. Die Minister erschienen niemals in der Kammer, um nicht wegen näherer Aufschlüsse befragt zu werden, und der Landtagscommissar konnte keine andere Auskunft geben, als in der ihm schriftlich ertheilten ungenügenden Antwort enthalten war. Das Ersuchen wegen Entschädigung der Verfassungstreuen von

1850 wurde aus den allerformellsten Gründen und in höhnischer Weise abgelehnt. Ein neues Staatsdienstgesetz wurde vorgelegt, es war aber derart, daß die Vorlage als Beleidigung gelten konnte. Die Regierung schien wirklich dabei von der Voraussetzung ausgegangen zu sein, daß große Ungehörigkeiten von seiten der Staatsdiener vorgekommen wären, und man durchschaute auch, daß hiermit nur das verfassungstreue Verhalten derselben im Jahre 1850 gemeint war. Dennoch trug der Entwurf einen durchaus gehässigen Charakter. In demselben stand noch in erster Linie das dehnbare Vergehen einer feindseligen Parteinahme gegen die Regierung und die Staatsordnung, sowie das der mangelnden Energie. Dazu sollten die Bestimmungen des bisherigen provisorischen Gesetzes, das also blos formell beseitigt werden sollte, mithin die Loslösung der Staatsdiener aus der Gemeinde, die Ausschließung derselben von den öffentlichen Angelegenheiten und die Beibehaltung der Disciplinargerichtshöfe bestehen bleiben. Nach scharfer Kritik wiesen die Stände den Vorschlag zurück. Trotzdem fuhr die Regierung, da sie sich ihrer Pflicht zu Vorlagen in Betreff der provisorischen Gesetze nur zu gut bewußt war, mit einigen Vorlagen fort, die ihres Inhalts wegen total unannehmbar waren; auf diese Weise glaubte sie sich jener Pflicht überheben zu können. Eine dieser Vorlagen, die über das Oberappellationsgericht, trieb den Streit zwischen Regierung und Ständen auf die höchste Spitze. Zahllose Misbräuche bei Besetzung des höchsten Gerichts hatten 1848 die ständische Mitwirkung bei dieser Besetzung hervorgerufen, 1851 war sie beseitigt worden und der neue Vorschlag der Regierung ging dahin, die Eigenschaft eines Staatsgerichtshofs vom höchsten Gerichte zu trennen, hierfür ein besonderes Gericht zu bilden und in Betreff des Oberappellationsgerichts den Inhalt des provisorischen Gesetzes zu genehmigen. Die Stände waren, um eine befriedigende Regelung dieser Angelegenheit wieder zu erlangen, bereit, einige der Regierung anstößige Punkte des Gesetzes aufzugeben, wenn nur anderweitige Garantien für eine unparteiische Stellenbesetzung festgestellt würden. Die Regierung erklärte aber in einer Denkschrift, das ständische Mitwirkungsrecht sei überhaupt unvereinbar mit dem monarchischen Princip und das Gesetz von 1848 könne nicht wiederhergestellt werden, weil es mit Zustimmung der Bundescommission von 1851 beseitigt sei. Die Anschauungen der Regierung wurden am 12. Juni 1863 in der Ständeversammlung einer vernichtenden Kritik unterzogen; namentlich die Behauptung der Bundeswidrigkeit, welche sich lediglich auf die neuerfundene Lehre eines Professors von Kaltenborn in Königsberg stützte. Man wies nach, daß es auch in Hannover, Mecklenburg und Braunschweig ein ähnliches Mitwirkungsrecht gebe, und erinnerte an die badische Denkschrift, nach welcher die Bundescommissare ihre Befugnisse in der bedenklichsten Weise überschritten hätten; man machte die Regierung darauf aufmerksam, daß schon Landgraf Friedrich II. 1743 bei Gründung des Oberappellationsgerichts erklärt hatte, er wolle eine reine und unparteiische Justiz. Preußen hatte in frühern Berathungen am Bunde erklärt und die amtliche „Kasseler Zeitung" hatte es nach Erlaß des Junipatents eingeräumt, daß die provisorischen Gesetze mit dem Willen der Stände stehen und fallen müßten. Um daher keinen Zweifel übrigzulassen, fügten die Stände ihrer Ablehnung des Vorschlags die Erklärung bei, daß sie dem fraglichen provisorischen Gesetze ausdrücklich die Zustimmung versagten und daß keine Ernennungen nach Maßgabe desselben mehr erfolgen dürften.

So stand man sich denn wieder so schroff gegenüber wie jemals und die Stände ließen jenem ihrem Hauptverlangen, das bald wieder durch weitere einseitige Ernennungen von Mitgliedern zum höchsten Gericht verhöhnt wurde, neue Mahnungen an früher Verlangtes folgen, stellten auch neue Forderungen in Bezug auf Einführung des Einpfennigtarifs, auf eine Eisenbahn vom gewerbreichen Schmalkalden nach einer Station der Werrabahn, auf den preußisch-französischen Handelsvertrag und Aufhebung einer

Reihe lästiger und überlebter Verordnungen aus frühern Jahrhunderten. Darauf beschäftigten sie sich mit der Berathung des Budgets, setzten dabei unter auffallendem Widerspruch der meisten ländlichen Abgeordneten sehr nothwendige Erhöhungen im Gehalte vieler Staatsdiener durch und lehnten die für den Kasernenbau u. dgl. veranschlagten Summen wegen der schon enormen Höhe des Kriegsbudgets ab; blos die Gehaltserhöhungen der militärischen Umgebung des Kurfürsten wurden aus Klugheitsgründen genehmigt. In Betreff der zu Anfang Juli 1863 eintretenden Vertagung der Stände machte die Regierung, obwol so viel mit denselben zu vereinbaren war und mit Ende October der gesetzliche Landtagsschluß eintreten mußte, von der längsten ihr verfassungsmäßig zustehenden Frist von drei Monaten Gebrauch, sodaß es den Ständen nicht möglich war, die Gesetze der neuen Gerichtsorganisation bis zu dem ins Auge gefaßten passenden Zeitpunkte zu vollenden. Die Folge davon war, daß die durch diese neuen Einrichtungen nothwendig gewordenen Versetzungen gerade in eine höchst unpassende Zeit fielen.

Im October 1863 traten auch einige Abgeordnete der Ritterschaft in die Ständeversammlung. Die hessische Ritterschaft hatte sich zu allen Zeiten durch einen übergroßen Egoismus charakterisirt; sie hatte zwar in der Landgrafenzeit neben Vortheilen für sich auch manche für das Land errungen, als sie aber mehr und mehr verarmte, um die Gunst Jérôme's gebuhlt und bei den nachfolgenden Kurfürsten sich als reactionäres Element geltend gemacht. Mit eifriger Hast hatte sie die von Hassenpflug auf den Trümmern der Verfassung begründeten Zustände acceptirt, war dann aber im Streben nach immer größern Vortheilen mit der Regierung in Streit gerathen. Ihre Opposition gegen die Wiederherstellung der Verfassung bestand bei der Mehrzahl auch der vollbrachten Thatsache gegenüber fort; nur ein kleiner Theil derselben sah ein, daß es räthlicher wäre, das jetzt Gebotene, so wenig es sei, zu ergreifen, als jedem ordnungsmäßigen Einflusse auf den Gang der öffentlichen Dinge zu entsagen. Darüber gerieth der Rest des Adels in höchsten Zorn; die „Hessenzeitung" konnte nicht genug herabwürdigende Ausdrücke für diese Abtrünnigen finden. Die Gewählten waren: von der Malsburg, ein ganz junger Mann mit bedeutendem Grundbesitz, Sohn eines Freundes des Königs Jérôme; von Milchling, der sein ganzes Leben lang mit Erfolg auf Wiedergewinnung eines ansehnlichen Grundbesitzes ausging, nachdem seine früher sehr angesehene Familie bedeutend verarmt war. Zu diesem Zwecke hatte er auch seine Stelle als Obergerichtsrath in Kassel niedergelegt, als ihm der Tod seines Schwiegervaters Gelegenheit bot, in Hannoverisch-Münden das große Tabacksgeschäft desselben fortzuführen und so jenes Ziel besser zu verfolgen. Als früherer Präsident der Ersten Kammer, in welcher er neben dem spätern badischen Minister von Edelsheim eine Hauptrolle gespielt hatte, war er eine Art Autorität unter den Adelichen. Ferner der größte Grundbesitzer im Lande, von Berlepsch, ein Bruder der bei ihrer Verheirathung mit dem vorigen Kurfürsten zur Gräfin Bergen erhobenen Dame, zugleich Schwiegersohn des Geheimraths Koch, eines derjenigen Minister aus der traurigen Reactionszeit der vierziger Jahre, der durch seine Schwäche am meisten dazu beigetragen hatte, den Eigensinn des Kurfürsten in öffentlichen Dingen großzuziehen. Berlepsch war der einzige in der Kammer, der mit den Militärangelegenheiten ordentlich Bescheid wußte. Die übrigen Adelichen waren unbedeutend. Sie alle aber traten mit der seltsamen Erklärung in die Versammlung, daß sie die Zuziehung noch weiterer adelicher Abgeordneten und der sonstigen früher Privilegirten für nöthig hielten; doch würdigte die Versammlung diese wol nur zur Beschwichtigung des übrigen Adels abgegebene Erklärung keines Wortes, wie sie auch eine Erklärung der Regierung, wonach diese die Angelegenheit des Wahlgesetzes noch nicht für abgeschlossen ansehe, zu den Acten legte.

Sehr bezeichnend für die Situation war es, daß der bisherige Landtagscommissar Schüler, ein äußerst humaner Mann, es ablehnte, fernerhin diese Stelle zu bekleiden, sobald es feststand, daß die Regierung von ihren Verheißungen abgegangen war und ihre Verpflichtungen abgeleugnet hatte. Schüler hatte sich von vornherein mit den Abgeordneten auf einen sehr freundschaftlichen Fuß gesetzt und war ihnen in jeder Weise versöhnlich entgegengekommen, ein Verhalten, das man freilich an dieser Stelle längst nicht gewohnt war, das aber durch die Lage geboten erschien. Eine solche Haltung paßte aber schon lange nicht mehr zu der der Regierung. An Schüler's Stelle trat Möli, ein Mann, von dem man dies nicht erwartet hatte. Einer der tüchtigsten Beamten, die 1850 wegen Verfassungstreue den Abschied genommen hatten, galt Möli auch später als ein entschiedener Liberaler, ja selbst dann noch, als er sich bewogen gefühlt hatte, zum Zweck der Wiederanstellung eine Art von Reuebekenntniß wegen seiner Haltung von 1850 zu unterschreiben.

Die Erfolglosigkeit der vielen ständischen Forderungen rief zahlreiche Berathungen über die Mittel zur Abhülfe hervor, durchgreifende verfassungsmäßige Mittel aber ließen sich nicht auffinden. Gleichwol glaubte der Abgeordnete Trabert, einen entscheidenden Schritt in dieser Beziehung anregen zu müssen; da aber auch er kein Mittel anzugeben vermochte, so beschränkte er sich auf den Antrag, ein Ausschuß möge den Rechtszustand des Landes prüfen und die geeigneten Mittel zur Beseitigung der fortdauernden Rechtsverletzungen vorschlagen. Bei Berathung dieses Antrags wurde das Verhalten des Antragstellers, der offenbar nach Popularität hasche, während er recht wohl wisse, daß die ganze Versammlung ihre Schuldigkeit gethan habe und ihm an Entschiedenheit nicht nachstehe, scharf kritisirt und der Antrag abgelehnt. Namentlich sprach man sich auch gegen die vom Antragsteller verlangte Verzichtleistung auf die Ministeranklage aus; er wollte, daß man diese den nächsten Ständen ausdrücklich vorbehalte und das Ministerium für die aus der Aufrechthaltung der unrechtmäßigen Anordnungen hervorgehenden Folgen verantwortlich erkläre.

Die letzten Tage vor dem Landtagsschluß waren noch mit vielen ständischen Mahnungen erfüllt, besonders hinsichtlich des aus unbegreiflichen Gründen und gegen zahllose feierliche Verheißungen verschleppten Baues der Bebra-Fulda-Hanauer Eisenbahn, dessen Unternehmung mit vieler Mühe von den Ständen durchgesetzt und wofür der sehr reichlich gegriffene Betrag (10 Mill. Thlr.) einer Anleihe trotz allen Mistrauens genehmigt war. Die Bauverzögerung bewirkte täglich einen großen Zinsenverlust. In Betreff des Staatsdienstgesetzes hatte die Regierung sich wirklich zu einer neuen Vorlage verstanden, jedoch, wie es schien, nur weil die Minister besorgten, daß die drakonischen Bestimmungen des ersten Entwurfs gerade gegen sie selbst am ehesten hätten angewandt werden können. Ueber den neuen Entwurf fand eine Einigung statt. In Betreff des Religionsgesetzes war dies nicht der Fall; das von 1848, welches die obligatorische Civilehe wieder eingeführt hatte, war 1853, nachdem Vilmar es als einen rauhhaarigen Wechselbalg bezeichnet hatte, durch eine Verordnung suspendirt worden; die Stände konnten sich aber nicht dazu verstehen, wie vorgeschlagen wurde, die barbarischen Bestimmungen über das unehrliche Begräbniß und die sonstigen Härten der bestehenden Verordnung zu genehmigen. Auch ein Preßgesetzentwurf, der die Fortdauer der einseitig und auf Grund eines Bundesbeschlusses von 1854 eingeführten Neuerungen bezweckte, wurde abgelehnt. Erst ganz am Schluß der Session verwendeten sich die Stände für die von der Wiederherstellung ausgenommenen angeblich bundeswidrigen Theile der Verfassung. Dieselben betrafen den Verfassungseid der Offiziere und die Nichtverbindlichkeit verfassungswidriger Anordnungen der obern Behörden für die untern. Die fortdauernde Suspendirung dieser Bestimmungen war auf den Bundesbeschluß von 1862 gegründet, der indessen blos ganz allgemein von

Bundeswidrigkeiten derselben gesprochen hatte und die Beseitigung derselben nur vorbehalten wissen wollte. In getreuer Ausführung dieses Beschlusses hätte also die ganze Verfassung hergestellt und dann erst mit den Ständen eine Festsetzung jener Punkte und eine Vereinbarung über deren Aenderung versucht werden müssen. Statt dessen waren diese Punkte von der Regierung nicht nur einseitig herausgehoben, sondern sogar jede Vorlage zu deren Aenderung unterlassen worden. Dies widersprach auf jeden Fall dem Bundesbeschluß. So sehr sie auch davon überzeugt waren, so hatten die Stände doch eine Berührung dieses Gegenstandes absichtlich aus Versöhnlichkeitssinn bis zuletzt verschoben. Ihr Ersuchen ging jetzt auf Herstellung oder Vorlage zur Aenderung.

Was ihnen bis dahin nicht gelungen war, das hofften die Stände nun durch den Landtagsabschied zu erzielen. Das Zustandekommen eines solchen am Schluß der Landtagsperiode ist von jeher von der größten Wichtigkeit gewesen und Regierung wie Stände waren immer gleichmäßig dafür bemüht. Denn dieser Abschied hatte die Natur eines Vertrags, und zwar einer Erneuerung der Vereinbarung über die Verfassung, er hatte Gesetzeskraft und wurde immer zur Ausgleichung von Differenzen benutzt. Bei den Kämpfen in den dreißiger und vierziger Jahren war einigemal der Abschied nicht zu Stande gekommen; dies jetzt zu verhüten, war beiderseits eifrigstes Bestreben. Die Stände schoben in den dürftigen Entwurf einige der wichtigsten Punkte ein, nämlich die Aufnahme der im Regierungsprogramm vom 5. Dec. 1862 ausgesprochenen Erklärung, daß verschiedene Verordnungen weggefallen seien; ferner, daß die Stände die formelle Beseitigung der provisorischen Gesetze begehrt hätten, daß aber nicht diese, sondern selbständige Gesetze vorgelegt worden, von denen einige erledigt, andere abgelehnt seien, auch daß die Stände wiederholt die Wiederanwendung des Gesetzes von 1848 über das Oberappellationsgericht mit der Erklärung begehrt hätten, daß Ernennungen nur nach diesem Gesetze zulässig sein sollten, ebenso die ständische Erklärung der fernern Unstatthaftigkeit der Jagdverordnungen. Diese Punkte waren für die Gerichte sehr wichtig und konnten für letztere als Anhalt zur Erringung weiterer Rechte dienen. Die Minister wollten auf den also geänderten Entwurf eingehen, der Kurfürst nicht; die Minister schwangen sich sogar zu dem Entschlusse auf, ihre Entlassung zu begehren, der Kurfürst aber gab keine Antwort; indessen drängte die Zeit, verfassungsmäßig hörte der Landtag mit dem Ablauf des 31. Oct. 1863 auf; auf 5 Uhr nachmittags war die Sitzung der Stände zur Entgegennahme der Entschließung der Regierung anberaumt; die Stände harrten zwei Stunden vergeblich und begaben sich dann in ein benachbartes Local, wo der Präsident ihnen ein Abschiedsmahl gab. Erst nach 11 Uhr nachts kam die Nachricht von der kurfürstlichen Genehmigung an; man verfügte sich wieder in den Sitzungssaal, in welchem sich inzwischen trotz später Stunde ein zahlreiches Publikum versammelt hatte, und genehmigte die wenigen vom Kurfürsten noch gewünschten Aenderungen. So trübselig schloß der erste Landtag nach Wiederherstellung der Verfassung; das Land hatte Großes von ihm verlangt, aber er hatte wenig erreichen können; das Uebelwollen der Regierung trug hieran die alleinige Schuld.

---

# August Comte und seine positive Philosophie.

Mancher, der die Art betrachtet, in welcher die Deutschen anfangen, sich um fremdländische Philosophie zu bekümmern, dürfte geneigt sein, an jenen Verfall der römischen Kraft zu denken, welcher von der gefälligen Aufnahme aller Götter des Auslandes und von der Verworrenheit eines in allen Farben schillernden, halb rationalen, halb mystischen

Cultus begleitet wurde. Wenn wir auch nur einen flüchtigen Blick auf die Bestandtheile werfen, die gegenwärtig in dem philosophischen Bewußtsein unserer Nation Bedeutung haben, so müssen wir uns gestehen, daß es uns an einem zweideutigen Pantheon aller möglichen Ideen und Standpunkte nicht fehlt. Auch die orientalischen Motive sind bekanntlich unserm Fühlen und Denken in sehr ernster Weise nahe gerückt worden; die Vedas haben die Vertretung einer mächtigen philosophirenden Kraft aufzuweisen. Wenn also das Eindringen des Asiatismus bei uns einen ähnlichen Sinn wie für die letzte Existenz der antiken Welt hätte, so könnten wir nur getrost den Bastardkreuzungen aller möglichen Rassen von Weltanschauungen und Lebensbetrachtungen zusehen. Wir hätten uns einfach in das Unvermeidliche zu ergeben, den Charakter der Philosophie einer in allen Richtungen naschenden Zerstreutheit verfallen zu lassen und das Heil von einer künftigen, unter andern realen Verhältnissen erfolgenden Wiederherstellung des wissenschaftlich-philosophischen Geistes zu erwarten.

Indessen sind diese düstern Aussichten doch nur Vermuthungen. Die individuelle Willkür und die Hingebung an mystische Ueberlieferung sind angesichts der ihren festen Gang gehenden modernen Wissenschaft von verhältnißmäßig unschuldiger Natur. Sie sind mehr Zeichen des Absterbens einer falschen Methode, als Vorboten eines Verfalls der wesentlichen Kraft. Wir haben in der neuern Zeit unter andern Richtungen stets auch eine philosophische Anschauung gehabt, der, um mit den Worten Kant's zu reden, die Geschichte der Philosophie die Philosophie ist. Zu diesem historischen Eklekticismus scheint nun jetzt noch die Gefahr eines geographischen hinzutreten zu sollen. England sendet uns seinen Stuart Mill und Frankreich seinen Comte. In der merkwürdigen Schichtenbildung, in welcher sich die niedern und höhern philosophischen Anschauungen innerhalb derselben Nation übereinanderlagern, finden sich nothwendigerweise auch Interessen vor, denen das fremde Niveau angemessener ist als der jeweilig höchste Standpunkt der eigenen Errungenschaften. Hieraus erklärt sich wenigstens zum Theil die Anziehungskraft, welche die in der Hauptsache unserm eigenen Besitz gar sehr nachstehenden Leistungen der übrigen philosophischen Welt auf Glieder unserer wissenschaftlichen Gemeinschaft ausüben. Sehen wir jedoch diesen Hergang nicht als einen eigentlichen Rückschritt an, wenigstens nicht, solange wir noch eine überlegene Kritik haben, welche die Anmaßungen der niedern Stufe gegen die höhere in Schranken zu halten vermag. Die philosophische Bildung einer Nation muß die Gestalt des vorher angedeuteten Systems übereinandergelagerter Schichten haben; das Niveau der philosophischen Erkenntniß kann nicht überall dasselbe sein. Die Wahrheit, daß die höhere Stufe der Existenz die niedere voraussetzt, ist keine blos auf die Geschichte, sondern auch sozusagen auf die Geographie und Statistik der Philosophie anwendbare Einsicht. Die philosophische Unbildung und Wildheit wird nicht auf einmal abgethan, sondern erfordert eine Reihe von Vermittelungen. Die philosophische Civilisation gleicht hierin aller übrigen Civilisation. Von der ursprünglichen Roheit bis zu dem höchsten Stande einer Cultur ist ein langer Weg, und betrachtet man dasselbe Volk, so ist ein Analogon der ehemaligen Uncultur in der niedrigsten, aber breitesten und massenhaftesten Schicht in einem gewissen Maße vertreten. Das Niveau der Bildung hebt sich allerdings; aber es geschieht dies nur vermöge einer Strömung, welche den niedern Stufen höhere Impulse mittheilt und zugleich den höchsten Stand über sich selbst hinausführt. In dieser Bewegung leisten die verhältnißmäßig untergeordneten Systeme die besten Dienste. Sie helfen zur Vollziehung einer nothwendigen Entwickelung und sie haben außerdem noch die vortheilhafte Eigenschaft, in ihrer Art und in ihrem engen Kreise das zu vertreten, wozu sich der mit andern Functionen reichlich bedachte höhere Standpunkt nicht herbeilassen kann. Man kann, um ein etwas grobes Bild zu brauchen, dem Gehirn nicht zumuthen, zu verdauen, und man kann von

den mit den subtilern Problemen beschäftigten Elementen der philosophischen Gesellschaft nicht erwarten, daß sie die Kärrner spielen oder den Beruf philosophischer Holzhacker und Wasserträger pflegen sollen. Die erste Zustutzung und Disciplinirung des philosophischen Denkens niederer Stufen mag daher ganz wohl dem philosophischen Barbarenthum zufallen, und insoweit innerhalb unserer philosophischen Gesellschaft selbst noch eine Grenze anzutreffen ist, bei welcher die Barbarei beginnt, müssen wir dankbar sein, wenn uns Fremde den Dienst leisten, unser ungehobeltes Holz ein wenig zu beizen und zu glätten. Unter einer kräftigen Herrschaft lassen sich alle Elemente verwerthen und kann jede Capacität ihr Amt erhalten. Das mächtige System braucht sich nicht zu scheuen, die besten Kräfte in Dienst zu nehmen und sie innerhalb der ihnen angemessenen Grenzen frei gewähren zu lassen. In dieser Weise, scheint es, können wir in Deutschland, aller oben angedeuteten widrigen Anzeichen ungeachtet, noch immer über unsere Philosophie gegenüber den fremdländischen Leistungen denken. Indem wir uns daher an die bedeutendste der fremden philosophischen Formulirungen machen, welche dieses Jahrhundert aufzuweisen hat, können wir darüber ruhig sein, daß von dem, was wirklich unsere Größe ausmacht und unsern Anspruch auf die philosophische Suprematie der Welt begründet, nicht ein Titelchen in Gefahr geräth. Im Gegentheil wird uns jede Umschau auf dem fremden Gebiete nur lehren können, über welche Kräfte wir gebieten. Diese relative Subalternität schließt nun aber eine absolute Bedeutung nicht aus, und es wird sich, sobald wir den Maßstab des deutschen Ideals fallen lassen und innerhalb der secundären Gattung selbst bleiben, deutlich genug bekunden, daß ein großes Maß von philosophischer Energie und sogar Schöpferkraft in einem verhältnißmäßig engen Rahmen Platz gefunden hat.

Bei dem Philosophen, der mehr als bloßer Denker ist, kommt es nicht blos auf den Kopf, sondern auch auf das Herz, nicht blos auf die Wissenschaft, sondern auch auf die Gesinnung an. Auch die praktische Haltung den Schwierigkeiten des Lebens gegenüber ist sicherlich nicht zu den gleichgültigen Umständen zu rechnen. Gerade aber was Comte betrifft, haben wir uns vor einer falschen Sentimentalität, d. h. vor einer Täuschung des Gefühls, zu hüten. Die äußerlich am meisten hervortretenden Züge des Schicksals des pariser Philosophen nehmen unsere Theilnahme im höchsten Grade in Anspruch. Wir finden einen Mann, der seiner philosophischen Grundanschauung sein Leben nicht blos weiht, sondern auch in einem gewissen Sinne opfert, einen Mann, der sich dem modernen Märtyrerthum, welches bekanntlich meist sehr unscheinbar und nur selten ein jäher Tod ist, bis auf wenige Schritte genähert hat. Ja, wir müssen vielleicht eingestehen, daß seine Thätigkeit wirklich als ein langsames Opfer im Dienste der Wahrheit betrachtet werden kann. Dennoch lehrt uns das nähere Eingehen auf die Details seines Lebens, daß wir uns zwar der Sympathie für den Kampf dieses in hohem Maße gequälten Daseins und dem Groll gegen die kleinlichen Widersacher einer die Umgebung gewaltig überragenden Erscheinung hingeben dürfen, aber doch zugleich Acht haben müssen, die Persönlichkeit, der wir unsere Verehrung zollen, nicht allzu voreilig mit der Glorie jener höchsten Resignation zu umgeben, deren Früchte in unserer modernen Zeit so überaus selten reifen. Der edle Aufschwung des französischen Philosophen beseitigte manchen Widerstand und sein Verhalten hat manchen Zug mit demjenigen Spinoza's gemein. Allein es fehlt doch mancherlei, was uns berechtigen würde, bei voller Nüchternheit des Urtheils ein Martyrium der höhern Gattung anzuerkennen. Die Gerechtigkeit fordert, daß wir uns für Comte und gegen die Unbilden, ja Verfolgungen entscheiden, denen er von seiten der gelehrten Körperschaften ausgesetzt war. Die Gerechtigkeit fordert, daß wir seinen ursprünglichen Entschluß, Philosophie und Erwerb zu trennen, und die verhältnißmäßig strenge Ausführung dieses Grundsatzes werth halten. Die Gerechtigkeit

fordert auch, daß wir den Mann ehren, der aus den furchtbarsten Krisen des innern und äußern Lebens noch mit einem nachhaltigen Trieb zu neuen Gestaltungen hervorging. Allein dieselbe Gerechtigkeit nöthigt uns auch, auf die bedenkliche Richtung hinzuweisen, der sich, um den Ausdruck Mill's zu brauchen, die einst so „mächtige Intelligenz" in dem zweiten Stadium ihrer Bethätigung hingegeben hat. Dieselbe Gerechtigkeit nöthigt uns, auch die Züge von Ueberhebung in Anschlag zu bringen, durch welche den Feinden des pariser Philosophen ein willkommener Vorwand und eine leichte Handhabe zu Verfolgungen gegeben wurde. Der Gesammteindruck, den ein näheres Eingehen auf den Lebensgang des Urhebers der positiven Philosophie hinterläßt, ist, wie wir gestehen müssen, mehr niederschlagend als tragisch. Indessen gibt es einen Standpunkt, von welchem man sich sowol mit dem, was Comte gethan, als mit dem, was er erlitten hat, einigermaßen aussöhnen kann.

Nachdem wir das äußere und innere Leben in den Hauptzügen dargestellt haben werden, dürfte eine Auseinandersetzung der interessantern und glücklicherweise auch zugleich faßlichern Hauptpunkte des Gedankenkreises am Platze sein.

### 1) Aeußeres Leben und innere Entwickelung.

August Comte wurde am 19. Jan. 1798 zu Montpellier geboren, wo sein Vater öffentlicher Kassirer war. In seinem neunten Jahre wurde der Knabe in das Collége des Orts gebracht. Er zeichnete sich auf der Schule durch besondern Fleiß, aber auch ebenso durch eine gewisse Widerstandslust gegen ungerechte Willkür der Lehrer aus. Er war von verhältnißmäßig kleiner Statur und zarter Constitution, aber nicht kränklich. Vom Spiel seiner Kameraden hielt er sich fern und ertrug nicht leicht Zwang. Dennoch war er bei seinen Mitschülern beliebt und geachtet. Im Jahre 1814 trat er in die pariser Polytechnische Schule ein, jenes berühmte Institut, in welchem noch etwas von dem Geiste der Monge und Lagrange übrig war. Dort sollte er jedoch den bekannten zweijährigen Cursus nicht vollständig absolviren. Ein Act gegen die Disciplin, welcher von den jungen Leuten unternommen wurde und bei welchem sich Comte, der auch hier bei seinen Kameraden Ansehen und Einfluß hatte, in hervorragender Weise betheiligte, führte zu sehr durchgreifenden Maßregeln der Autoritäten. Ein Repetent war den Studirenden in einer Weise entgegengetreten, die zu einer Massendemonstration Veranlassung gab. Man überreichte der misliebigen Persönlichkeit eine Adresse, in welcher dieselbe zur Niederlegung ihrer Functionen aufgefordert wurde. Unser Comte war der Verfasser dieses Schriftstücks und stand mit seinem Namen an der Spitze der Unterschriften. Die hierauf verfügte Strafmaßregel, die sehr ausgedehnt war, traf ihn zwar nicht härter als seine Mitschuldigen, aber doch noch hart genug, um seine ursprünglich beabsichtigte Laufbahn ohne Aussicht auf Beseitigung der Hindernisse ein für allemal unmöglich zu machen. Er mußte das Institut verlassen und unter dem damals (1816) herrschenden Régime darauf gefaßt sein, daß man einem durch eine solche Probe des Oppositionsgeistes ausgezeichneten jungen Mann die Wege in andern Richtungen ebenfalls verschließen würde.

Von seiner Familie hatte er keine nachhaltige Unterstützung zu erwarten, zumal da er den Absichten derselben, ihn der geistlichen Laufbahn zuzuführen, nicht entsprochen hatte und sich überhaupt mit dem scharf ausgeprägten Katholicismus seiner Angehörigen in Widerstreit befand. Wie wir später sehen werden, entbehrte er sogar jedes moralischen Rückhalts, den ihm das Bewußtsein der Beistimmung seiner Familie hätte gewähren können. So sah sich der achtzehnjährige Relegirte der Polytechnischen Schule mit einem mal ganz und gar auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Ein gewisser Studentenruf, dessen er sich bezüglich der Tüchtigkeit seiner mathematischen Kenntnisse erfreute, kam ihm

ein wenig zu Hülfe. Es wurde ihm möglich, für seine Existenz vorläufig durch mathematischen Privatunterricht Sorge zu tragen. Ein Anerbieten des Generals Bernard, der über eine in den Vereinigten Staaten nach dem Vorbild der Polytechnischen Schule zu errichtende Anstalt unterhandelte, bekundet die große Anerkennung, die Comte da, wo man seine Talente und Kenntnisse specieller prüfte, zu finden pflegte. Der noch äußerst junge Privatlehrer der Mathematik und der widerspenstige Aufwiegler, dessen sich die Polytechnische Schule entledigt hatte, sollte nun jenseit des Oceans ordentlicher Professor der Analysis und Mechanik werden, und wäre es auch in der That geworden, wenn nicht der damals noch etwas urwaldmäßig praktische Sinn der Amerikaner die projectirte Anstalt schließlich doch wegdecretirt hätte. Der General Bernard soll auf die Nachricht, daß die Behörden das Project endlich doch verworfen, geäußert haben, daß, wenn Lagrange selbst nach Amerika käme, er genöthigt sein würde, als Zimmermann sein Brot zu suchen. Eine derartige Nothwendigkeit wird uns freilich als sehr unschuldiges Uebel erscheinen, wenn wir uns bei den spätern Schicksalen der pariser Candidaturen unsers Philosophen etwa noch jener transatlantischen erinnern sollten.

Comte hatte sich frühzeitig mit den von der großen Französischen Revolution überlieferten Ideen erfüllt und seine auf tieferes Nachdenken gerichteten Neigungen hatten schon sehr frühzeitig zur Conception treibender Grundgedanken geführt. Er fand in der geistigen Atmosphäre, die er athmete, keine Befriedigung, und gelangte sehr bald zu einer gewissen Entfaltung der Keime seiner Anschauungen. Doch war er noch sehr entschieden in dem einseitig revolutionären Geiste befangen, als die Bekanntschaft mit Saint-Simon, dem berühmten socialistischen Denker, die Veranlassung zu einer neuen und seinen Horizont erweiternden Wendung seines Nachdenkens gab. Sieben Jahre hatte er zu dieser Celebrität engere Beziehungen. Während der ersten Zeit seines Verkehrs mit dem merkwürdigen Grafen (1818—20) machte er, man könnte sagen, eine Art Lehrzeit durch. Saint-Simon war bekanntlich einer der Hauptvertreter derjenigen socialen Richtung, die sich nicht mit den blos verneinenden und zersetzenden Mächten der Revolution und Kritik begnügen wollte, sondern auf positive und organische Gestaltungen ausblickte. Unser Comte, der sich bis dahin vorherrschend auf die Pflege der mehr negativen politischen und socialen Ideen beschränkt hatte, wurde nun gewahr, daß der Fortschritt der Gesellschaft nicht auf dem Wege der bloßen Auflösung, sondern auch auf dem der Neubildung organischer Einrichtungen zu suchen sei. So schnell er auch erkannte, daß Saint-Simon, in dessen Denken die Imagination eine unverhältnißmäßige Rolle spielte, nicht im Stande war, etwas Haltbares vorzuzeichnen, so würdigte er doch den organisatorischen Standpunkt im Gegensatz des rein kritischen hinlänglich, um sich von nun an nie mehr den einseitigen Zersetzungsbestrebungen hinzugeben. Vielleicht ist aus dieser Phase der Comte'schen Entwickelung auch seine Verachtung der herrschenden Nationalökonomie und seine Ansicht über den Constitutionalismus zu datiren.

Sein äußeres Verhältniß zu Saint-Simon war das eines Schülers und Mitarbeiters. Mehrere kleinere Veröffentlichungen erschienen in Verbindung mit den Arbeiten des berühmten Socialisten. Die dritte Abtheilung des Saint-Simon'schen „Catéchisme des industriels" war Comte übertragen. Indessen zeigten sich schon in dieser Angelegenheit die Vorboten des definitiven Bruchs. Comte war, wenigstens im Vergleich mit dem phantasiereichen Grafen, zu sehr abstracter und logischer Denker, um nicht die Unzulänglichkeit des vorwiegend imaginatorischen Verhaltens wahrzunehmen. Eine Unterordnung der Logik unter die Phantasie war eine Unmöglichkeit und der Schüler mußte sich daher unvermeidlich von den Ansichten desjenigen trennen, der in einer gewissen Richtung eine Zeit lang wirklich sein Lehrer gewesen war.

Bezeichnend ist die übrigens sehr gleichgültige Veranlassung, die zur Lockerung des

Verhältnisses führte. Es war ein Streit über die verhältnißmäßige gesellschaftliche Stellung der Künste gegenüber der Wissenschaft. Saint-Simon, der die Industrie für die eminent berechtigte Macht erklärte und allen übrigen Kategorien der Gesellschaft zumuthete, die Herrschaft des industriellen Régime anzuerkennen, mußte einer Idee feindlich sein, die, wie der Grundgedanke Comte's, auf eine fast umgekehrte Rangordnung der gesellschaftlichen Potenzen abzielte. Für Comte war die Macht der abstracten Wissenschaft und des verstandesmäßig herrschenden Geistes die höchste. Ganz wie er sich die Rangordnung der Wissenschaften dachte, so wollte er auch die Hierarchie der gesellschaftlichen Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse geregelt wissen. Die Präponderanz der wissenschaftlichen Bestandtheile der Gesellschaft wurde von ihm sogar noch in der letzten Periode seines bereits abirrenden Philosophirens als leitender Grundsatz festgehalten.

Während der sieben Jahre, in denen Comte mit seinem socialistischen Meister verkehrte, verschaffte er sich seine Existenzmittel zum Theil durch mathematischen Privatunterricht, nahm jedoch auch an den Zuwendungen theil, durch welche die Unternehmungen Saint-Simon's unterstützt wurden. Später versuchte er, mathematischen Unterricht in größerm Maßstabe zu betreiben und durch Eröffnung von Pensionen seine Existenz zu verbessern. Indessen blieb dieselbe doch so lange verhältnißmäßig sehr precär, bis er sich entschloß, von der Strenge seines ursprünglichen Vorhabens, vom Staate völlig unabhängig zu bleiben, in einer wenn auch nicht sehr erheblichen Richtung abzuweichen. Schon sehr früh hatte er deutlich erkannt, daß seine philosophischen Bestrebungen, welche zugleich die Theologie und die Metaphysik als von der höchsten Culturentwickelung überwundene Standpunkte betrachteten, mit keiner politisch abhängigen Stellung verträglich sein würden. Er hatte sich daher vorgesetzt, die Sache seiner Philosophie und die seines Erwerbs vollständig zu trennen und sich zu hüten, seine Existenz von dem Ausfall seines philosophischen Verhaltens abhängig werden zu lassen. In einem gewissen Sinne hat er dieses Programm seiner Jugend auch wirklich erfüllt; indessen wurde er, wie wir später sehen werden, doch genöthigt, der Gewalt der Umstände ein Zugeständniß zu machen und an der Polytechnischen Schule zunächst die Rolle eines Repetenten der Mathematik und Mechanik und später diejenige eines Aufnahmeexaminators zu spielen. Die schweren Schicksale, die ihn jedoch vorher betrafen, dürften über jene Concessionen an die Verhältnisse mehr als genügende Aufklärung geben.

Im Jahre 1825 hatte er sich verheirathet und hierbei zugleich die Entschiedenheit bekundet, mit welcher er für seine Ideen auch praktisch einzutreten gedachte. Er hatte sich auf die gerichtliche Abschließung der Ehe beschränkt und die kirchliche Ceremonie im schärfsten Gegensatz gegen die Wünsche seiner ungewöhnlich bigoten Mutter zurückgewiesen. Die feierliche Einsegnung seiner Ehe wurde ihm jedoch nicht auf die Dauer erlassen. Die Kirche bemächtigte sich, wie nachher zu erzählen sein wird, schon im Laufe der nächsten Jahre in einem günstigen Augenblick, nämlich im Zustande der Geistesstörung und Gehirnzerrüttung, desjenigen, über den sie mit seinem eigenen Willen weder früher noch später jemals zu verfügen vermocht hat.

Greifen wir jedoch nicht vor; der Inhalt der ersten Phase der Comte'schen Entwickelung ist so gewichtig, daß wir den einzelnen Ereignissen aufmerksam folgen müssen. Schon im Jahre 1822 waren die Grundgedanken der eigenthümlichen, von ihrem Urheber als „positiv" bezeichneten Philosophie erfaßt worden. In diesem Jahre erschien der erste Abschnitt der „Positiven Politik" in einer Broschüre Saint-Simon's. Der vierundzwanzigjährige Comte hatte bereits seine schematischen Grundgedanken über die geschichtliche Entwickelung in bestimmten Umrissen fixirt. Das, was man sein System nennen könnte, war also in einem gewissen Sinne fertig und es handelte sich später nur

um die Ausarbeitung und um die Bewältigung des massenhaften Stoffs, den der junge Denker schon sehr frühzeitig durch ausgedehnte historische und wissenschaftliche Lektüre beschafft und zu künftiger, von den Büchern unabhängiger Benutzung in seinem Geiste gleichsam niedergelegt hatte.

Nachdem 1824 die erwähnte in der Schrift Saint-Simon's erschienene Arbeit eine neue Veröffentlichung erfahren und sich der Name Comte's schon ein wenig bekannt gemacht hatte, versuchte der jetzt zugleich um seine Philosophie und Existenz kämpfende Privatmann, seine Sache durch die Eröffnung eines Cursus der positiven Philosophie zu fördern, und in der That versprach die Betheiligung hochberühmter Namen einen günstigen Erfolg. Bei den am 1. April 1826 eröffneten Vorträgen waren unter andern ebenfalls nicht unbedeutenden Persönlichkeiten auch A. von Humboldt, der renommirte synthetische Mechaniker Poinsot und der ausgezeichnete Mathematiker und ehemalige Kriegsminister der Revolution Carnot anwesend. Allein bereits nach der ersten Einleitung wurde diese vielversprechende Bemühung grausam gekreuzt. Comte wurde von einer Geistesstörung befallen, die ihn anstatt vor das ausgewählte Publikum, welches den ersten paar Vorträgen beigewohnt hatte, zu Esquirol führte. Dieser harte Schlag, dessen ganze Schwere er erst im Zustande der Reconvalescenz empfinden sollte, war durch das Zusammentreffen großer geistiger Ueberanstrengung mit Verdauungsbeschwerden und Aerger über das literarische Benehmen eines Saint-Simonisten veranlaßt worden. Die Cur bei Esquirol fruchtete gar nichts und nur der Entschluß der Frau Comte's, es mit einer Behandlung im eigenen Hause zu versuchen, scheint ihren Gatten gerettet zu haben. Ehe jedoch unser Philosoph zurückkehrte, ereignete sich der oben angedeutete Zwischenfall, und der Abbé Lamennais, der die von ihm gewürdigte bedeutende Capacität gern dem Katholicismus erworben hätte, kam den Wünschen der Mutter des jetzt völlig unzurechnungsfähigen Mannes zu Hülfe. Die der Ehe des letztern noch abgehende religiöse Ceremonie wurde vorgenommen, während derjenige, an dem man diesen Act vollstreckte, seine Ohnmacht durch Aeußerungen der tollsten Art bekundete. Der fungirende Priester bewies wenig Takt und ließ sich auf einen sehr langen Sermon ein. Comte wurde aufgeregt, sprach dazwischen und setzte seinerseits antireligiöse Reden entgegen. Bei der schließlichen Unterzeichnung schrieb Comte noch den Namen „Brutus Bonaparte" hinzu. Hiermit war denn die positive Philosophie von seiten der Kirche überwunden. Der unversöhnliche Gegner, dessen oberster Grundsatz die Annahme war, daß die Herrschaft der Theologie wenigstens theoretisch nicht mehr in Frage kommen könne, war wenigstens in denjenigen Theilen seiner Persönlichkeit, die sich von den gesunden Functionen des Gehirns trennen lassen, botmäßig geworden, obwol auch noch der gestörte Geist seine eigentliche Meinung klar genug kundgegeben hatte.

Die Kirche hatte das Ihrige gethan und es blieb nun der Gattin Comte's die schwere Aufgabe, die nöthigsten Maßregeln für das „Heil in dieser Welt" zu treffen. Die Fenster waren mit Eisenstangen versehen worden und es handelte sich fortan mehr um häusliche Ueberwachung als um medicinische Behandlung. Sorgfältige Pflege und zweckmäßige Diät leisteten, was den ärztlichen Bemühungen unmöglich gewesen war. Ruhe und Schonung der Eigenheiten des Kranken genügten, um in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine entschiedene Besserung einzuleiten. Noch ehe seit jener Eröffnung des philosophischen Cursus ein volles Jahr verflossen war, fand sich Comte in der Hauptsache wiederhergestellt und bei wesentlich gesundem Bewußtsein. Aber gerade nun mußte für ihn eine andere Art von Krisis gefährlich werden. Er hatte jetzt das volle Bewußtsein seiner Lage. Er fühlte sich in jeder Beziehung außerordentlich schwach und man kann sich nicht wundern, daß er sich über den künftigen Zustand seiner geistigen Arbeitskraft beunruhigte.

Hierzu kam noch die niederschlagende Einsicht in die Bedenklichkeit seiner ökonomischen Verhältnisse. Es wäre auch für jeden fremden Beobachter sehr schwer zu entscheiden gewesen, ob die fragliche Situation noch innerhalb derjenigen Grenzen lag, an welchen die Widerstandskraft des Gemüths sicher brechen muß. Von dem Standpunkt Comte's selbst aus, dessen allgemeine Schwäche allen Eindrücken eine größere Wirksamkeit verstattete, mußte das Schlimme noch weit schlimmer aussehen, als es in Wirklichkeit war, und wir würden uns daher weit mehr zu wundern haben, wenn ausgeblieben wäre, was geschah, als wir jetzt daran Anstoß zu nehmen haben, daß es überhaupt geschah. Im Frühling 1827 benutzte Comte eines Tags eine kurze Abwesenheit seiner Frau, um sich nach dem Pont des Arts zu begeben und dort in die Seine zu stürzen. Ein Gardist sprang nach und rettete ihn.

Comte hatte sich über die Aussichten seiner geistigen Disposition getäuscht. Die Kräfte kehrten, wenn auch langsam, so doch schließlich vollständig wieder. Schon im Jahre 1828 war er im Stande, einen neuen Cursus zu eröffnen, an welchem Fourier, der berühmte Verfasser der „Analytischen Theorie der Wärme", sowie Blainville und Broussais theilnahmen. Gerade jetzt begann diejenige Periode im Leben des Philosophen, in welcher er mit der verhältnißmäßig größten Ruhe und Concentration sein Hauptwerk, den „Cursus der positiven Philosophie", ausarbeitete. Auch gelangte er im Laufe der nächsten Jahre zu einer Verbesserung seiner ökonomischen Lage.

Nicht unpassend theilt der ausführlichste Biograph Comte's, sein Schüler Littré, die Laufbahn des Philosophen in drei Perioden. Die erste derselben umfaßt die Zeit, in welcher die Grundgedanken der „Positiven Philosophie" concipirt wurden. Die zweite Periode fällt ungefähr mit dem Jahrzehnt von 1830—40 zusammen und ist der Redaction und Veröffentlichung der sechs Bände des angeführten Grundwerks gewidmet. Nach dem Erscheinen des letzten Bandes, 1842, beginnt für den Denker in mehrfachen Beziehungen eine neue Krisis, die mit einer ganz neuen Wendung seiner Speculationen endigt. Die dritte Periode, die man von 1845 datiren kann und welcher die Herausgabe eines zweiten größern Werks, der „Positiven Politik" angehört, zeigt uns den Verfall der positiven Philosophie in ihrem ursprünglichen Sinne und die Annäherung an Methoden und Standpunkte, die unserm Philosophen nicht gemäß waren, und in deren Vertretung sich nun die Mängel des positiven Systems und die selbst in den Verirrungen noch immer imponirenden Eigenschaften seines Urhebers bekundeten.

Indem wir eine Kennzeichnung der Grundgedanken des Comte'schen Systems auf eine besondere Darstellung verschieben, beschränken wir uns hier auf eine Skizzirung der geistigen Aeußerlichkeiten. Die Art, wie Comte arbeitete, bezeugt eine verhältnißmäßig große Beherrschung des Stoffs und eine ungewöhnliche logische Capacität. Ein Band wurde stets in einem gewissen Sinne fertig, ehe der Autor die Feder ansetzte. Comte vermochte, Plan und Ausführung bis in die kleinern Details im Kopf durchzuarbeiten, und er hat, wie er uns selbst versichert, die einzelnen Bände seines „Cursus" nicht nur unmittelbar in die Presse, sondern auch ohne vorgängiges Concept sogleich für den unmittelbaren Druck niedergeschrieben. Diese Art zu produciren verdient um so mehr Beachtung, als der durch Berufsgeschäfte für den Tag reichlich in Anspruch genommene Mann nur die übrigbleibenden Stunden der Hauptaufgabe seines Lebens widmen konnte. Es war die Zeit der Ermüdung durch vorangehende mathematische Lectionen, welche ihm als Muße für diejenige Thätigkeit zufiel, die den Schwerpunkt seines Strebens bildete.

Einen weitern Einblick in die eigenthümliche Geistesverfassung des Urhebers der „Positiven Philosophie" gewährt uns seine von ihm selbst so genannte geistige Diät. Er verstand unter derselben hauptsächlich die Enthaltung von störender Lektüre, ja fast die gänzliche Ausschließung des Bücherlesens während der Zeit eigener Production. Er ging in

der Bethätigung dieses Grundsatzes so weit, sogar auf die Beschaffung neuen Stoffs zu verzichten. Er glaubte in dieser Hinsicht in seiner ersten Bildungsperiode für seinen Zweck genuggethan zu haben und sich nun ganz und gar den Antrieben seines eigenen Geistes überlassen zu müssen. Stuart Mill tadelt dieses Verhalten mit einigem Recht, urtheilt aber viel zu einseitig im Geiste seiner eigenen eklektisch-compilatorischen Reviewer-Neigungen. Der französische Denker that in der Hauptsache das, was jeder echte Philosoph in einem gewissen Maß zu thun genöthigt sein wird. Er verhielt sich zu den Büchern annähernd wie Galilei und blieb sich stets bewußt, daß die passive Hingebung an einen fremden Geist unvermeidlich zu einer Beeinträchtigung des originalen Schaffens werden muß. Die geistige Diät, die Comte während seines ganzen weitern Lebens so streng als irgendmöglich beobachtete, schloß jedoch positive Anregungen durch Dichterwerke nicht aus. Selbst wenn er es verschmähte, Bearbeitungen seines eigenen Systems, z. B. 1853 die englische der Miß Martineau näher zu prüfen, betrieb er grundsätzlich die Lektüre der großen Denkmale der Poesie aller Zeiten. In diesem Verfahren bekundete sich ein tiefes Verständniß für die Bedürfnisse des abstracten Gedankenlebens, welches ohne den Verkehr mit der mächtigen Vermittlerin zwischen Wirklichkeit und Verstand, mit der schöpferischen Phantasie der Dichter, leicht seine natürliche Spannkraft abnutzt.

Man hat Comte den Vorwurf gemacht, daß er sich in seinen Formulirungen der Bestände der verschiedenen Zweige der wissenschaftlichen Erkenntniß nicht gehörig auf der Höhe der Entwickelung gehalten habe. In der That hatte er den Vorhang gleichsam fallen lassen; er hatte ein für allemal mit dem wissenschaftlichen Stoff abgerechnet und die Größe seiner Leistung in der formalen Durchdringung des bis zu einem gewissen Zeitpunkt zugänglich gewordenen Materials gesucht. Allein kann man dem Philosophen hieraus einen ernstlichen Vorwurf machen? Er that nur in einer extremen Weise, was er in einem gewissen Maß auch wider seinen Willen hätte thun müssen. Bisjetzt hat noch kein Philosoph dem wirklichen gleichzeitigen Stande des Wissens auch nur annähernd entsprochen. Die Themata, welche die Denker aus der positiven Wissenschaft entnahmen, gehörten mehr oder minder einer Vergangenheit an, über die bereits entschieden war. Ein lebendiger Verkehr mit der Gegenwart ist bis auf den heutigen Tag ein frommer Wunsch geblieben. Comte hatte sich zur Aufgabe gemacht, die Methoden und den Inhalt der einzelnen soliden Wissenschaften organisch zusammenzufassen. Ist nun etwa dieses Ziel verfehlt, weil der ehemalige Zögling der Polytechnischen Schule bei den Ueberlieferungen und Studienergebnissen stehen blieb, zu denen er in der Jugend, d. h. in der Zeit der lebendigsten Aneignung gelangt war?

Wir haben schon angeführt, daß sich die ökonomische Situation unsers Denkers im Laufe der Veröffentlichung seines Hauptwerks verhältnißmäßig günstig gestaltete, um dann allerdings mit der Beendigung desselben wieder eine jähe Wendung zum Schlimmen zu nehmen. Im Jahre 1832 erhielt Comte durch den Beistand Navier's, eines sehr tüchtigen Professors der Analysis und Mechanik, bei der Polytechnischen Schule eine Stelle als Repetent. Als später zu diesen Functionen noch diejenigen eines Examinators der in die Anstalt Eintretenden hinzugekommen, beliefen sich Comte's Einnahmen auf nahezu 10000 Frs. (über 2500 Thlr.) Man glaube jedoch nicht, daß dieses nur eine kleine Anzahl von Jahren dauernde Maß des Wohlstandes allzu leicht errungen worden sei. Außer der Besorgung der beiden amtlichen Verrichtungen an der Polytechnischen Schule mußte Comte noch an einem Privatinstitut mathematischen Unterricht geben. Nur auf diese Weise gelangte er zu dem angegebenen mäßigen Wohlstande seiner häuslichen Einrichtung.

Die Stellung eines Repetenten an der Polytechnischen Schule ist im eigentlichen Sinne des Worts von der precärsten Art. Man besitzt sie gleichsam leihweise und zwar stets

nur ein Jahr. Alsdann muß sie wie eine Polizeiconcession positiv erneuert werden. Mit der Situation eines deutschen Privatdocenten ist sie kaum vergleichbar; sie steht derselben in der Hauptsache nach und zeichnet sich nur dadurch vor ihr aus, daß sie eine Einkommensquelle ist. Der Repetent steht nicht auf gleicher Linie mit den eigentlichen Lehrern, sondern ist eine Art Hintersasse des ordentlicherweise functionirenden Professors. Er hat sich nach dessen Cursus zu richten und unter Umständen die Ehre, ihn direct zu vertreten. Eine gewisse Uebung stellt dem Repetenten, falls nicht besondere Gründe für anderweitige Dispositionen vorhanden sind, das schließliche Einrücken in die Professur, der er adjungirt war, in Aussicht.

In der That hatte auch Comte die Unannehmlichkeiten fruchtloser Candidaturen durchzumachen. Obwol er in den entscheidenden Körperschaften nicht ohne Unterstützung blieb, triumphirten dennoch die zahlreichen Gegner und Feinde, die er sich sowol durch seine Philosophie als durch seine speciellern Urtheile über die Behandlung einzelner Wissenschaftszweige gemacht hatte. Seine Tüchtigkeit als Lehrer der höhern Mathematik und Mechanik konnte nicht bestritten werden. Die Studirenden bewiesen ihm die höchste Achtung, ja er erfreute sich ihrer Anhänglichkeit und Hingebung. Indessen die sehr erklärlichen Regungen der Widersacher, welche die philosophische Kühnheit des Mannes, der bisher in äußerlich niedrigen Functionen gelebt hatte, nicht ertragen konnten, behielten stets die Oberhand, und es gelang den sich in dieser Richtung bewegenden Intriguen nicht nur, die mit Haß und Neid betrachtete Persönlichkeit von einer bedeutendern amtlichen Rolle fern zu halten, sondern ihr auch schließlich in einem passenden Augenblick die bisherigen Grundlagen ihrer Existenz zu entziehen. Die letzte Katastrophe wurde noch durch die Chancen, welche das erwähnte Privatinstitut betrafen, jäher gemacht. Allerdings muß zugestanden werden, daß es einige Unvorsichtigkeiten oder besser gesagt taktische Verstöße Comte's selbst gewesen sind, die seinen Feinden das Spiel erleichterten.

Im Jahre 1842 wurde der sechste und letzte Band des „Cursus der positiven Philosophie" veröffentlicht. Derselbe enthielt eine „persönliche Vorrede", durch welche Comte, wie er selbst ausdrücklich aussprach, den unerträglichen Zustand, in welchem er das Damoklesschwert stets über seinem Haupte sah, zu einer gut oder übel entscheidenden Krisis treiben wollte. Beließ man ihm auch nach dieser Auslassung seine Functionen, so war er unabhängig geworden und hatte von den Wirkungen seiner philosophischen Haltung nichts mehr zu besorgen. Geschah, wie es wirklich später der Fall war, das Gegentheil, so hatte er doch wenigstens den Hals aus einer Schlinge gezogen, in der ihn zu lassen für den jetzt nach Vollendung seiner großen Arbeit von einem nicht unberechtigten Selbstgefühl getragenen Vertreter der positiven Philosophie nicht mehr sonderlich anständig war. Die Urtheile derjenigen, welche Comte nahe standen, sind in dieser Beziehung nicht von Einseitigkeit frei und trugen dem Ehrenpunkt zu wenig Rechnung. Sie mögen darin recht haben, daß eine klügere Taktik zu andern Erfolgen hätte führen können. Allein in irgendeiner Weise mußte sich die schmähliche Situation umgestalten. Ein Mann wie Comte mußte seine Ansprüche geltend machen, auf die Gefahr hin, selbst das zu verlieren, was ihm eine zweideutige Gunst der Umstände und die bisherige Scheu seiner Gegner vor ernstlichem Anstoß noch immer gelassen hatte.

Die Geschichte des Comte'schen Lebens ist voll von Widerwärtigkeiten, die sich in dem Maße steigern, als der Philosoph die selbständige Verwirklichung seiner literarischen Bestrebungen entschiedener und vollständiger durchführt. Eine Aeußerung, die er im letzten Bande seines „Cursus" über den renommirten Physiker Arago gemacht hatte, veranlaßte den Verleger zur heimlichen Einrückung einer den Verfasser beleidigenden Vorbemerkung. Der Gewinn des Processes, der sich hieraus ergab, konnte selbstverständlich keine vollständige Entschädigung sein. Obwol Hr. Bachelier unter anderm auch zur Ver-

nichtung der vorgedruckten Pièce und zur Beseitigung derselben aus den Exemplaren verurtheilt wurde, so findet man doch in der ersten Ausgabe Vorbemerkung und Proceßentscheidung. Der üble Eindruck, den noch heute auf den mit den Verhältnissen nicht genau vertrauten Leser die in der Vorbemerkung des Verlegers enthaltene Anführung einer Gegenäußerung Arago's über Comte machen muß, dürfte schwerlich durch die Beurkundung des gerichtlichen Triumphs aufgewogen werden.

In diese schlimmste Zeit, in welcher sich die Chicanen häuften und die äußere Lage des Philosophen immer bedrohlicher wurde, fällt auch ein Ereigniß, welches man unter allen übrigen am wenigsten gleichgültig betrachten kann, nämlich die thatsächliche Trennung Comte's von seiner Frau, oder wenn man will, der letztern von ihm. Hr. Littré erzählt uns die äußerlichen Veranlassungen des Zerwürfnisses sehr ausführlich; aber er läßt uns über den tiefern Grund im Unklaren. Der Philosoph, der sonst von allem, mochte es literarische oder nicht literarische Angelegenheiten betreffen, seiner Frau Mittheilung und bisweilen auch deren Ansichten praktische Zugeständnisse gemacht hatte, soll plötzlich angefangen haben, sich gänzlich auf sich zu beschränken und nichts von Rathschlägen wissen zu wollen. Bei einem solchen Verhalten, welches offenbar nicht ohne Grund sein konnte, wurde das Zusammenleben eine Last und trotz einer vorgängigen Dauer von beinahe zwei Jahrzehnten für immer aufgegeben. Dies Ereigniß hinderte jedoch nicht, daß Comte mit seiner Frau in brieflichem Verkehr blieb und daß die letztere seinen öffentlichen Vorträgen vielfältig beiwohnte, sowie überhaupt in seinen Angelegenheiten noch häufig mit Nutzen intervenirte.

Ueber den Fortbestand dieses eigenthümlichen Verhältnisses und über den Umstand, daß der blos thatsächlichen Trennung keine Wiedervereinigung folgte, erhalten wir einiges Licht, indem wir erfahren, daß Comte noch sehr spät einer schwer erklärbaren Herzensaffection anheimfiel. Obwol der Gegenstand seiner Verehrung kaum ein Jahr am Leben blieb, so erhielt sich diese psychologisch merkwürdige und in ihrer eigenthümlichen Gestaltung gar nicht mit den gewöhnlichen Zuständen der Liebe vergleichbare Gemüthserregung in erheblicher Stärke und beherrschte das ganze Denken und Empfinden des Philosophen während seiner letzten Periode. Sein vorher genannter Schüler und Biograph erklärt die abweichende Gestaltung, welche die Philosophie seines Meisters nun erhielt, ausschließlich aus der erwähnten abnormen Wendung des Gemüthslebens eines Denkers, der sich bis dahin in ungewöhnlichem Maß der rein verstandesmäßigen Cultur völlig abstracter Vorstellungen ergeben und, wie wir hinzusetzen, den Einfluß der Gemüthsseite des menschlichen Wesens unterschätzt hatte.

Eine vollständige Rechenschaft ist jedoch durch diese Hinweisung auf den allerdings entscheidenden Grund nicht gegeben. Vergessen wir nicht, daß sich außer der innern auch die äußere Lage des Philosophen vollkommen umgestaltete. Er verlor seine beiden öffentlichen Aemter und sah sich plötzlich, als durch einen ungünstigen Zufall auch seine Privateinnahme aufhörte, aller Mittel beraubt. Zum gewöhnlichen mathematischen Privatunterricht konnte er, wenn er sich auch zu diesem Schritt hätte entschließen wollen, nicht zurückkehren, da sich die einmal unterbrochenen, zu diesem Zweck unentbehrlichen Verbindungen nicht sogleich erneuern oder ersetzen ließen. Eine von einigen Anhängern in Vorschlag gebrachte Subscription wurde von ihm ohne Bedenken genehmigt, und während des letzten Dutzend Jahre seines Lebens beruhte die Existenz des Philosophen gänzlich auf der erwähnten Art von Unterstützungen. Die Ansicht, die er selbst von diesen Subventionen hatte, ist nicht im geringsten zweifelhaft. Die harten Schläge scheinen seine frühere Anschauungsweise umgestoßen zu haben. Er fing an, sich als eine Art Priester seiner Philosophie zu betrachten und sich über seine Existenzquellen in einer Weise zu äußern, die uns unwillkürlich an manches Kapitel der päpstlichen Finanzen erinnert.

Comte sah in der alljährlich ausgeschriebenen Subscription eine ordnungsmäßige Einrichtung, die dem Priester der positiven Philosophie nur eine wohlbegründete Beisteuer eintreibe. Etwas erklärbarer wird diese uns überraschende Idee, wenn wir uns erinnern, daß Comte von seinen Beziehungen zu Saint-Simon her mit dem Gedanken fremder Subventionen vertrauter sein mußte, als es unter andern Umständen der Fall gewesen sein würde. Hatte er doch schon an den Fonds Antheil gehabt, die von dem berühmten Socialisten auf einen ähnlichen Rechtstitel hin, wie ihn jetzt Comte geltend machte, eingezogen worden waren.

Wer angesichts dieser Vorgänge der positiven Philosophie seine Achtung zu entziehen versucht sein sollte, möge bedenken, daß wir es seit dem Jahre 1845 nicht mehr eigentlich mit dieser Philosophie, sondern mit ihrer Auflösung zu thun haben. Die Kraft ihres Urhebers war offenbar in dem entscheidenden Hauptpunkt gebrochen. Eine verschwommene, zu einer eigenthümlichen Art von Mysticismus neigende Gemüthsauffassung triumphirte über den zergliedernden und unterscheidenden Verstand. Der letztere sollte, wie die eigenen Worte Comte's aussprechen, dem Herzen untergeordnet werden. Von jetzt an plaidirte der einst unversöhnliche Gegner aller Theologie und Metaphysik gegen den „modernen Aufstand des Verstandes wider das Herz" (insurrection moderne de l'esprit contre le coeur). Eine Menschheitsreligion mit einem detaillirten Cultus wurde ausgedacht, und obwol Comte in vielen Beziehungen die Rückkehr auf einen ältern Standpunkt verschmähte, so sind doch die sämmtlichen hier angedeuteten Erscheinungen überzeugende Beurkundungen einer ernstlichen Störung des Gleichgewichts zwischen Phantasie und Verstand. So wenig wir die einseitigen Urtheile der Herren Littré und Stuart Mill über die letzte Periode ohne sehr erhebliche Einschränkungen zu theilen vermögen, so glauben wir doch, voraussetzen zu können, daß die vielfachen äußern und innern Angriffe, die Comte erleben mußte, eine zum Theil auch physiologisch zu erklärende Beirrung zur Folge gehabt haben. Diese Annahme schließt aber eine gewisse Bedeutung seiner spätern Schriften nicht aus. Im Gegentheil möchten dieselben gerade denen zur Beherzigung zu empfehlen sein, welche mit der unbedingten Verneinung jeder gemüthsmäßigen Auffassung der Welt eine unerschütterliche Position gewonnen zu haben vermeinen. Das Schicksal des Comte'schen Geistes ist um so lehrreicher, als unser Philosoph nicht etwa, wie dies im Alter häufig vorkommt, unbedingt auf den Kindheitsstandpunkt zurückkehrte, sondern sich in sehr wichtigen Richtungen der Ergebnisse seiner positiven Philosophie bewußt blieb. So ist es ihm z. B. nie eingefallen, aller seiner Ideen über einen neuen Cultus ungeachtet, dem Gebet eine objective, d. h. die Gesetzmäßigkeit der Natur alterirende Wirkung zuzuschreiben. Dasselbe blieb ihm, obwol er es in seinen neuen Cultus mit aufnahm, stets nur der Ausdruck eines Wunsches.

Ehe wir die letzten Ereignisse berühren, müssen wir auf das öffentliche Schicksal des in dem Cursus der positiven Philosophie niedergelegten Systems eingehen. Dasselbe erregte eine nachhaltigere Aufmerksamkeit zuerst in England. In einem Artikel der „Edinburgh Review" vom Juli 1838 spricht sich Brewster, dem die zwei ersten, vorwiegend mathematischen und physikalischen Bände des Cursus vorlagen, im allgemeinen höchst anerkennend aus, erlaubt sich jedoch einen Protest gegen die verderbliche Ungläubigkeit des Verfassers und, was von mehr Bedeutung ist, Ausstellungen gegen die philosophische Skizze des Standes der Optik. In der letztern Beziehung hatte er unzweifelhaft recht. Comte hatte die Wellentheorie, deren Sieg damals gerade gesichert worden war, seinen ältern Anschauungen folgend, für ein Phantasiestück erklärt und noch obenein die positiven Leistungen Fresnel's unbeachtet gelassen.

Die nächste entschiedenere Anerkennung erfolgte ebenfalls auf englischem Boden und zwar in der Logik Stuart Mill's (1843). Von dieser Seite war eine im einzelnen

mäkelnde Kritik nicht zu erwarten, und wenn sich auch der englische Logiker keineswegs zu ungetheilter Annahme des Comte'schen Gedankenkreises herbeiließ, so proclamirte er doch den französischen Philosophen als einen Denker höhern Ranges und räumte ihm in der Zusammenstellung mit Herschel und Whewell den ersten Platz ein. Später entwickelte sich zwischen Comte und Mill ein ziemlich intimer Briefverkehr, der sich nicht ausschließlich auf wissenschaftliche Fragen beschränkte. Beiläufig mag hier diejenige in der Littré'schen Schrift abgedruckte Correspondenz Erwähnung finden, in welcher die beiden Philosophen über die Stellung der Frauen völlig entgegengesetzte Ansichten vertreten. Comte berief sich auf die Fingerzeige der Anatomie und protestirte gegen eine Verkennung des wesentlichen Unterschiedes, den die Natur zwischen beiden Geschlechtern eingerichtet hätte.

Während in England die Arbeiten Comte's einen verhältnißmäßig großen Beifall fanden, verlautete von ihnen in seinem Vaterlande sehr wenig. Der Vertrieb der einzelnen Bände des umfangreichen Werks ging einen sehr gemessenen Gang. Indessen verkauften sich die Bücher doch allmählich, sodaß der erwähnte Biograph Comte's in seiner Schrift von 1863 mit einer gewissen Genugthuung darauf hinweisen konnte, daß der „Cursus" im Buchhandel nicht mehr zu haben sei, bei gelegentlichem Verkauf sehr theuer bezahlt werde und sichtlich eine neue Ausgabe erfahren könne. Die letztere wurde dann auch 1864 veranstaltet. Im Hinblick auf den ungewöhnlichen Umfang des Werkes und sein sehr kleines über die Welt zerstreutes Publikum mag der im Laufe eines Vierteljahrhunderts bewerkstelligte Ausverkauf noch als eine Art Erfolg angesehen werden können.

Wie groß der Enthusiasmus für Comte's System in englischen Kreisen zu gewissen Zeiten gewesen sein müsse, bekunden zwei durch eine Reihe von Jahren getrennte Thatsachen. Als Comte seine Aemter verlor, kam die entscheidende Hülfe zunächst von drei Engländern. Als sich weit später im Jahre 1853 Miß Martineau mit einer englischen Bearbeitung der Comte'schen Philosopheme beschäftigte, erhielt sie als Beitrag zu den Kosten der Arbeit von einem ihrer Landsleute eine Zusendung von 500 Pfd. St. nebst dem Erbieten des Gebers, erforderlichenfalls noch mehr zur Verfügung zu stellen.

Kehren wir von dieser auswärtigen Umschau zu den letzten persönlichen Schicksalen des Philosophen zurück. Dieselben haben für die Welt wenig Interesse. Die „Positive Politik", eine bändereiche Arbeit, in welcher die subjectivistische und sentimentale Methode zum störenden Durchbruch kam, wurde herausgegeben. Das Jahr 1848 veranlaßte ihn zur Gründung einer positivistischen Gesellschaft, die sich mit Volksbildung beschäftigen sollte. Comte glaubte seine Zukunftsreligion und Zukunftspolitik damals besonders für die Proletarier geeignet, und aus diesem Gedanken erwuchs jene Gesellschaft, die allem Anschein nach die Färbung einer religiösen Sekte hatte, und nie über einen sehr engen Kreis und eine äußerst geringe Wirksamkeit hinauskam. Es ist nicht sonderlich anmuthend, den „Priester der positiven Philosophie" durch seine letzte Periode zu begleiten. Wir verzichten daher auf unerhebliche Details. Wäre der Tod, der infolge einer krebsartigen Magenkrankheit am 5. Sept. 1857 erfolgte, ein Dutzend Jahre früher eingetreten, so würde das Ansehen der positiven Philosophie und ihres Begründers weit weniger compromittirt sein. Doch auch so haben wir wenigstens die Genugthuung, daß keine unwürdige Verhaltungsart die letzten Augenblicke des Philosophen erfüllt hat. Er starb ohne besondere Kundgebung und auch ohne Todeskampf im Beisein einiger seiner Lieblingsschüler.

### 2) Eigenthümlichkeiten der „positiven" Philosophie.

Was Comte seinen Positivismus nannte, muß aus zwei Gesichtspunkten betrachtet und in zwei Gruppen von Anschauungen zerlegt werden. Erstens hat unser Denker eine

Philosophie der rein theoretischen, oder mit andern Worten, der mathematischen und Naturwissenschaften versucht; zweitens hat er aber auch die sociale Welt und namentlich in ihrer geschichtlichen Entwickelung zu systematisiren unternommen. Jede dieser beiden Bemühungen will aus einem ihr angemessenen Standpunkt beurtheilt sein. Was zunächst die allgemeine Theorie der Wissenschaften anbetrifft, so lag ihr die Idee zu Grunde, daß es außer durch die Methoden und nach den Kategorien der einzelnen bewährten exacten Forschungsgebiete überhaupt keine solide Erkenntniß der Dinge geben könne. Etwa ein halbes Dutzend Specialwissenschaften (Mathematik, Mechanik und Physik, Astronomie, Chemie und schließlich Physiologie) erschöpften den Kreis der möglichen Naturerkenntniß, und das positive Verhalten bestehe eben darin, innerhalb des Rahmens dieser Untersuchungskategorien zu verbleiben und auf eine weitere Ergründung als auf etwas der menschlichen Einsicht wesentlich Unzugängliches zu verzichten.

Hiermit schränkte Comte die theoretische Forschung auf die Feststellung einer Anzahl von Stufen der Gesetzmäßigkeit ein und schloß jede Bestrebung aus, die etwa das Ansehen einer Frage nach letzten oder wenigstens höhern Gründen haben möchte. Diese große Lücke hat sich, wie wir schon angedeutet haben, später sehr fühlbar gemacht, und es hat sich die Leichtfertigkeit, mit welcher der Philosoph über die Metaphysik hinwegschritt und sich ganz einfach mit der skeptischen Beiseiteschiebung der Ursächlichkeitsvorstellung begnügte, hinterher ernstlich gerächt. Ohne diese Lücke wäre die ganze letzte Periode des Verfalls nicht möglich gewesen. Nehmen wir nun aber an, Comte hätte die metaphysische Festung, die er umgehen zu können vermeinte, erobert, oder es hätte dies ein anderer für ihn gethan, so erscheint die Formulirung des Positivismus und die specielle Ausführung derselben als etwas nicht Unbedeutendes. Es war in der That eine anerkennenswerthe Leistung, die wesentlichen Methoden, den hauptsächlichsten Inhalt, und was noch wichtiger ist, den Zusammenhang der verschiedenen strengern Wissensgebiete darzustellen und so in einer, vom Gedanken durchdrungenen und durchaus nicht compilatorischen Gesammtübersicht gleichsam das Fachwerk der wohlbegründeten Erkenntniß vor Augen zu legen. Der Zögling der Polytechnischen Schule brachte hierzu gerade die für die Erfassung der modernen Wissenschaft unentbehrliche Ausstattung in hinreichendem Maße mit. Ohne von der Mathematik und Mechanik den Ausgangspunkt zu nehmen, ist in unserm Jahrhundert eine Theorie der Wissenschaft gar nicht mit soliden Grundlagen zu versehen. Auch sind in der That diejenigen Partien, in denen Comte seine mathematischen und analytisch-mechanischen Specialkenntnisse zu Grunde zu legen vermochte, verhältnißmäßig die gelungensten. Hier ist er von jedem Dilettantismus vollkommen frei, und es bekunden sogar einige seiner Specialurtheile ungewöhnliche Unterscheidungskraft, die sich an keine Autorität der Gewohnheit bindet. So wird z. B. die ungeheuere Kluft zwischen der frei genialen und fast spielend zu nennenden Production eines Lagrange und der schwerfälligen Massenwälzung eines Laplace hervorgehoben. Ebenso erkennt Comte die Tragweite der synthetischen Bestrebungen einzelner Mathematiker und Mechaniker. Einen Poinsot und einen Poisson konnte er voneinander unterscheiden. Er hatte den Takt oder, wenn man will, den Instinct des Bedeutenden in allen Zweigen, die er wirklich gründlich verstand. Er hatte selbst etwas von Schöpferkraft, und vermochte so das Gleiche oder Aehnliche auch in andern zu erkennen.

Diese Sicherheit des Urtheils verließ ihn jedoch augenblicklich, sobald ihm die Specialkenntnisse nicht mehr gehörig zu Gebote standen, oder sobald er ein Gebiet betrat, in welchem strenge Methoden noch nicht ausgebildet waren. Wo der Inhalt der Wissenschaft, deren Philosophie er zu geben versuchte, selbst noch nicht gehörig festgestellt war, da schwankte auch das Urtheil des Denkers und verirrte sich bisweilen zu Irrthümern, die unter dem Niveau der bereits erreichten Specialeinsichten zurückblieben.

Es sei hier wieder an die von Brewster gekennzeichnete Behandlung der Optik und an die Bemühungen um die Philosophie der Gall'schen Schädellehre erinnert. Auszüge und Skizzen aus der Geschichte einer Wissenschaft, z. B. der Optik, haben nur dann philosophischen Werth, wenn sie zwischen den einzelnen Bestandtheilen einen bisher unerkannten Zusammenhang aufdecken. Andernfalls kann man es keinem positiven Forscher oder etwa gar Specialisten zumuthen, derartiges zu beachten. Ein anderes Publikum wird sich aber, falls es das erforderliche Urtheil hat, lieber an die Leute von Fach und deren populäre Darstellungen halten, als sich auf die unvermeidlich unvollkommenen und unzuverlässigen Berichte eines Philosophen einlassen, der im besten Fall für ein Zehntel der von ihm behandelten Wissenschaftszweige wirklich competent gewesen ist. Aus diesem Gesichtspunkt sind in der That neun Zehntel der in dem Comte'schen Cursus enthaltenen Auslassungen überflüssig oder wenigstens, wenn man sie aus einem höhern Standpunkt betrachtet, verhältnißmäßig werthlos. Ein einziger mäßiger Band hätte alles Originale und eigentlich Philosophische, was Comte mitzutheilen hatte, concentrirt enthalten können. Die Theorie der Wissenschaft konnte sich auf den Specialinhalt der einzelnen Wissensgebiete berufen und hatte nicht nöthig, sich ihre eigene Wirksamkeit durch eine wohlgefällige, sehr breite und eitle Einlassung auf Dinge zu erschweren, die kein Verständiger erst von dem Philosophen zu lernen beabsichtigt. Bringt man außerdem noch das unzweckmäßige Pochen auf Anzahl und Ausdehnung der Bände in Anschlag, durch die sich der Autor eine merkwürdige Blöße gibt, so findet man sich versucht, dem Begründer der positiven Philosophie unrecht zu thun. „Diese große Ausarbeitung" („cette grande élaboration") — solche Bezeichnung seines Werks begegnet uns in allen Theilen des Cursus nur allzu häufig. Einem derartigen priesterhaften Dünkel gegenüber muß der sachkundigen Prüfung unwillkürlich das in der obenerwähnten Vorbemerkung gebrauchte Wort Arago's: „Ce misérable", einfallen. Indessen die Vorzüge einer Leistung, die derartige Schwächen zu überwiegen vermögen, müssen sehr groß sein, und in der That ist jene ganze unbegründete Ueberhebung doch zugleich mit denjenigen Eigenschaften verbunden, die den bedeutendern Denker auszeichnen. Es findet sich in der Gesammtbehandlung der Wissenschaft etwas Eigenthümliches, was recht eigentlich dem philosophirenden Geiste angehört und durch keine fachwissenschaftliche Virtuosität ersetzt werden kann. Comte hatte ungewöhnlichen Sinn für Logik und Ordnung; es kam ihm auf eine schematische Bewältigung des Stoffs und auf die Bloßlegung einer Art von Hierarchie der einzelnen Wissenschaften an. In dieser Richtung hat er im wesentlichen das Wahre getroffen und denen, die sich um einen Einblick in die Gesammtverfassung des strengern Wissens bemühen, einen in der Hauptsache sehr nützlichen Leitfaden in die Hand gegeben.

Er beginnt mit den mathematischen Hülfsmitteln der Erkenntniß und bewegt sich alsdann durch die bestimmtern Gebiete, indem er gradweise zu immer verwickeltern Disciplinen gelangt. Die natürliche Reihe dieser wissenschaftlichen Stufen ist die schon oben angegebene. Auf die Mathematik folgen Mechanik und Physik, Astronomie, Chemie, Physiologie und schließlich die Wissenschaften der socialen Welt, von denen wir jedoch als von einer ganz besondern, nicht rein theoretischen Gruppe hier noch nicht zu reden haben. Comte bemüht sich, in der Behandlung eines jeden dieser einzelnen Zweige die ihm eigenthümliche Methode und Tragweite festzustellen. In dieser Beziehung kann uns manches gute Aperçu mit der bisweilen schleppenden Darstellung aussöhnen. Gerade die besten Theile der Comte'schen Arbeit, nämlich diejenigen, welche die Constitution der Mathematik und höhern Mechanik betreffen, können leider nur von einem Publikum gelesen werden, welches eine über die gewöhnliche Realbildung weit hinausgehende Vorschule durchgemacht hat. Sie sind nur für Kreise mit sehr hoher mathematischer Vorbildung geeignet, und wir beschränken uns hier auf die Bemerkung, daß Comte auch in

diesem ihm vertrautesten Gebiet den metaphysischen oder eigentlich logischen Problemen keine ernstere Aufmerksamkeit gewidmet, sondern sich auf die Zeichnung eines Bildes beschränkt hat, welches den Zusammenhang der einzelnen Bestandtheile erkennen läßt. Freilich hat er die metaphysischen Schwierigkeiten der Mathematik und Mechanik berührt, aber nur um zu zeigen, daß sein Denken in diesen Angelegenheiten eine unübersteigliche Schranke antraf. Kein Mathematiker wird ihm einräumen, daß er durch seine Behandlung der Schwierigkeiten, die der Begriff des Unendlichkleinen verursacht, auch nur den geringsten fördernden Beitrag geliefert habe. Dagegen wird anzuerkennen sein, daß sein Tableau eine verhältnißmäßig populäre Philosophie der Mathematik vertrete, insofern man von derselben nichts weiter als eine Aufklärung über eine Anzahl methodischer Gesichtspunkte und über den Zusammenhang der einzelnen Fächer erwartet.

Indem wir uns hüten, ein Urtheil über Comte's Specialbehandlung derjenigen Gebiete auszusprechen, in denen wir weniger in das Einzelne eingehen können, wenden wir uns zu der zweiten Gruppe von Leistungen. Während der pariser Philosoph den solidern Fonds an Specialkenntnissen gerade im abstracten Gebiet besaß, befand er sich doch von Anfang an in der Gewalt eines Dranges, der ihn auf das Gebiet von Politik und Gesellschaft trieb und ihn dort seine wissenschaftlichen Eroberungen suchen ließ. Eine Art von Philosophie der Geschichte war unverkennbar das nächste Ziel. Aus ihr sollten sich dann die Regeln für die praktische Politik und für die gesellschaftlichen Organisationen ergeben, mit denen sich zu jener Zeit, in welcher Comte mit Saint-Simon verkehrte, bekanntlich die Phantasie so manches jungen Talents beschäftigte. Die Grundidee Comte's soll nicht ohne Beziehung zu den Vorstellungen von einer Entwickelung, wie sie von einzelnen Socialisten gedacht wurde, entstanden sein. Doch ist sie eigenthümlich genug, um allenfalls den besondern Namen zu entschuldigen, den unser Denker gerade auf diese Fundamentalidee hin seiner Philosophie geben zu müssen glaubte.

Nach Comte durchläuft die innere geistige und äußerlich politische Entwickelung der Menschheit drei Zustände, deren jeder eine bestimmte Eigenthümlichkeit der Weltauffassung ausdrückt, aber auch zugleich eine ebenso eigenthümliche, analoge Gestaltung des politischen und gesellschaftlichen Régime mit sich bringt. Gerade die Behauptung der Zusammengehörigkeit eines geistigen und eines ihm analogen politischen Zustandes bildet einen derjenigen Punkte des Systems, auf welchen Comte ganz besonders stolz ist, und die er als geschichtsphilosophische Entdeckungen ansieht.

Das erste der drei Stadien, welche die Völkerentwickelung zu durchlaufen hat, ist die Vorherrschaft der theologischen Betrachtung der Dinge, und ihr entsprechend ein Vorwalten der militärischen Macht und der patriarchalischen Regierungsweise. Dieser erste Standpunkt wird als derjenige der Kindheit unsers Geschlechts bezeichnet. Er wird zum Theil auch noch auf den spätern Culturstufen eingenommen, aber doch nur in solcher Weise, daß er zugleich mit den vorgeschrittenern Mächten besteht. Comte weist ausdrücklich die Unterschiebung ab, als falle es ihm ein, für seine Schemata ungemischte Verwirklichungen vorauszusetzen und die Combinationen oder Kreuzungen leugnen zu wollen. Den zweiten Zustand nennt unser Geschichtsphilosoph den metaphysischen, und meint hiermit die Periode, in welcher die philosophische Kritik die theologischen Ueberlieferungen in der Form metaphysischer Systeme reproducirt, und so ein Gleichgewicht der fortgeschrittenen positiven Erkenntniß mit der theologischen Denkungsart hervorzubringen strebt. Dieses ganze Stadium, so lang es sich ausdehnen mag, ist in den Augen Comte's nur eine Uebergangsepoche. Die Metaphysik ist ihm eine bloße Scheinvereinbarung an sich unverträglicher Bestandtheile; sie ist ihm eine Kritik an einem fingirten Gegenstande, mit dem sich der menschliche Verstand bei gereifterer Einsicht gar nicht mehr befaßt. Sie ist ihm eine Halbheit, ein unhaltbares Compromiß, eine

aus widersprechenden Bestandtheilen zusammengefügte und daher lebensunfähige — Chimäre.

Diesem wunderlichen Wesen im Reiche des Geistes, dieser Mischgattung in den Grundgestalten der Weltauffassung soll nun in gesellschaftlicher und politischer Hinsicht eine Formation entsprechen, die wir gegenwärtig durchschnittlich als die zeitgemäßeste vertheidigen sehen. Der Constitutionalismus ist nach Comte Gegenstück und Zubehör der Metaphysik und ihres geistigen Régime. Die constitutionelle Doctrin ist in den Augen des pariser Philosophen die Metaphysik der Politik. Sie ist ganz in derselben Weise chimärisch und haltungslos, wie die eigentliche auf die Kritik der theologischen Weltansicht hinauslaufende Metaphysik. Sie ist wie die letztere eine bloße Vereinigung, die nichts schafft; sie ist ein Wesen, welches seine Gattung nicht lange fortpflanzen kann. Ihre Herrschaft ist daher vorübergehend, und die constitutionellen Verfassungen spielen nach der Meinung Comte's nur die Rolle von Uebergangsbildungen zur Vermittelung einer auf positive Zustände hinarbeitenden Gestaltung.

Der Leser, den diese Charakteristik der constitutionellen Einrichtungen befrembet, möge an die Zeit und die Eindrücke denken, unter denen sie entstand. Comte begann seine Laufbahn unter der Restauration und arbeitete sein Hauptwerk unter dem Julikönigthum. Er war von den entschiedensten Ideen der großen Revolution ausgegangen und hatte dieselben nur durch die Einnahme eines gewissermaßen socialistischen Standpunkts modificirt. Die Ansicht, die ein Saint-Simon über den britischen Constitutionalismus hegte, war auch nicht geeignet, den jungen Zögling mit Sympathien für diese Art des Verfassungslebens zu erfüllen. Es scheint sogar, daß er sich einen drastischen Ausspruch seines ehemaligen Lehrers gemerkt und zum Theil zur Richtschnur genommen habe. Saint-Simon nannte die englische Regierungsweise einen Bastard des Feudalismus und des industriellen Régime. Wenn nun auch das letztere von unserm Philosophen keineswegs wie von seinem socialistischen Meister betrachtet wurde, so scheint doch die allgemeine Idee eines falschen Compromisses gehaftet und zu jener Theorie geführt zu haben, welche in der constitutionellen Opposition eine halbe, dem metaphysischen Verhalten entsprechende und sich selbst schließlich unmöglich machende Function sah. Der Gegensatz der Comte'schen Auffassung zu der constitutionellen Doctrin erfuhr übrigens auch eine persönliche Illustrirung, indem die Verhandlungen Comte's mit Guizot über Errichtung eines Lehrstuhls der Geschichte der Wissenschaften zu nichts weiter als zu definitiver gegenseitiger Spannung der beiden Persönlichkeiten führten.

Unterbrechen wir jedoch die weitere Darstellung der Fundamentalidee nicht durch diese Nebensächlichkeiten. Comte mag, wie dies unvermeidlich ist, durch persönliche Reibungen zu mancher schärfern Wendung seiner Kritik veranlaßt worden sein. Allein seine ganze Auffassungsart, um nicht zu sagen Verachtung der constitutionellen Opposition war höchst aufrichtig gemeint und ein Bestandtheil seines Systems. Der Parallelismus zwischen Metaphysik und Constitutionalismus war ihm ein Dogma, welches er nur mit arger Verletzung seines gesammten Gedankengebäudes hätte aufgeben können. Sein politischer Positivismus bestand eben in der Annahme, daß das dritte vollkommnere Stadium des menschheitlichen Daseins keinen blos verneinenden Charakter haben könne, sondern ein natürliches Ineinandergreifen und eine natürliche Rangordnung der positiv wirksamen politischen Functionen mit sich bringe. Greifen wir jedoch nicht vor und erkundigen wir uns erst nach dem geistigen Gepräge der dritten Periode.

Das erste Zeitalter hat die Dinge im Lichte theologischer Conceptionen oder durch das Medium der Dichtung betrachtet. Die Gebilde der Dichtung sind für Realitäten genommen worden. Nun kommt der durch eine reichere Erfahrung orientirte Verstand und nöthigt zu einer stückweisen Preisgebung der ursprünglichen Erdichtungen. In diesem

Hergang, in welchem die Metaphysik entsteht, wird jedesmal das kritisch entfernt, was durchaus unhaltbar ist. Das alte System der Denkweise bleibt bestehen, insofern ihm nicht geradezu und gleichsam greifbar durch die vom sichtenden Verstande festgestellten Thatsachen widersprochen wird. Es muß nun nach der Ansicht Comte's ein Punkt erreicht werden, bei welchem sich die bisher blos als kritisches Princip wirksame Macht emancipirt, das Entgegenstehende vollständig beseitigt und ihr eigenes positives Fundament als die ausschließliche Grundlage der fernern Welt- und Lebensansicht zur Geltung bringt. Hierdurch ergibt sich das, was Comte den Positivismus des wissenschaftlichen Verhaltens nennt. Der positive Geist im Sinne unsers Philosophen hat mit aller Erdichtung gebrochen; er kennt nur seine eigenen strengen Kategorien oder Forschungsgesichtspunkte und weiß oder will nichts von einer Einsicht wissen, die außerhalb des Rahmens dieser Rubriken der Natur- und Menschenbetrachtung belegen sein müßte. Die positive Philosophie ist auch die Vorstellung von der wissenschaftlichen Hierarchie oder mit andern Worten von der Ueber- und Unterordnung oder Rangordnung der einzelnen Forschungskategorien. Die positive Philosophie hört auf, metaphysische Kritik zu üben; sie ist über den Standpunkt der Opposition gegen das System der widerstreitenden Vorstellungsweise hinaus und sucht ihre Stärke in der unmittelbaren Darlegung der Gliederung und des wesentlichen Bestandes des menschlichen Wissens. Indem sie diese Gliederung verzeichnet, steckt sie auch zugleich die Grenzen ab, bei denen das positive Wissen und mit ihm überhaupt jedes mögliche Wissen aufhört. In dieser Geistesverfassung steht der Mensch der Natur als einem Inbegriff von Gesetzmäßigkeiten gegenüber, an deren Wirksamkeit kein frommer Wunsch etwas zu ändern vermag. Die Aufgabe der Wissenschaft ist die Feststellung jener Gesetzmäßigkeiten und zwar zu dem praktischen Zweck, die Vorgänge immer beherrschbarer zu machen.

Die einzige Brücke, die uns von dem Positivismus der Naturwissenschaft zu demjenigen der socialen Welt und mithin auch zu dem praktischen der Politik führt, ist der Gedanke der Ueber- und Unterordnung. Der gleichsam logischen Gliederung der Wissensgebiete entspricht die positive Gestaltung einer Rangordnung der politischen Functionen und socialen Verhältnisse. Aus guten Gründen bleibt der letztere Positivismus oder positive Zustand der Gesellschaft bei Comte ein bloßer Rahmen, in welchem man das Bild vermißt. Es bleibt bei bloßen logischen Schablonen, und so zutreffend derartige Schematisirungen auch bisweilen ausgefallen sein mögen, so sieht man sich doch im ganzen Verlauf des „Cursus“ vergebens nach bestimmtern Anhaltspunkten um. Niemand kann angeben, und Comte hätte es sicherlich selbst nicht zu verrathen vermocht, wie sich der positive Zustand social und politisch ausnehmen soll. Was in der letzten Periode des Philosophen in dieser Richtung zu Tage getreten ist, muß selbstverständlich außer Anschlag bleiben und bestätigt durch seine unzurechnungsfähige Beschaffenheit nur die natürlichen Verlegenheiten der politischen Theorie. Die letztere war offenbar unfähig, sich über sich selbst gehörige Rechenschaft zu geben. Sie war die Verneinung einer Verneinung, die selbst noch von der Geschichte Aufklärung über ihr positives Wesen zu erwarten schien, ohne sich doch zu bescheiden, die vage Allgemeinheit und gedankliche Verschwommenheit ihrer Conceptionen einzugestehen.

Hätte sich Comte mit allem Bewußtsein darauf beschränkt, den Schematismus des positiven Zustandes, wie er sich denselben dachte, zu skizziren und übrigens die concreten Gestaltungen für offene Fragen zu erklären, so würde er seinen Entwurf weit nutzbarer und weniger vexatorisch eingerichtet haben. So aber glauben wir stets die Ufer der Positivität erreichen zu müssen, während wir doch thatsächlich denselben sehr fern bleiben. Das Einzige, was in den auf die sociale Welt bezüglichen Theorien Comte's wirklich positiv ergriffen werden kann, ist befremdlicherweise die Zergliederung und negative Kritik

der als Gegenstücke der Metaphysik bezeichneten Institutionen und der ihnen vorangehenden Zustände. Als Geschichtsphilosoph von soliderm Charakter hat Comte eine gewisse Bedeutung, und der Umstand, daß wir allen voreiligen Schematisirungen und Formulirungen gegenwärtig mit großem Mistrauen entgegentreten, kann den Werth der fraglichen Versuche nicht auf Null reduciren. Das Bedürfniß einer Geschichtsphilosophie wird stets in irgendeiner Form Befriedigung suchen, und es dürfte eine Voreiligkeit sein, die Bemühungen um ein Verständniß des geschichtlichen Gesammtlebens verwerfen zu wollen. Die Comte'sche Geschichtsphilosophie hat wie jede andere ihre Willkürlichkeiten und Unhaltbarkeiten; allein sie besitzt auch einen soliden Fonds von Anschauungen und Urtheilen, neben denen die unvermeidlichen Abirrungen und Ausschweifungen der construirenden Phantasie als die natürlichen Mitgaben eines noch unfertigen Gedankengebiets gleichsam mit in den Kauf genommen werden müssen. Die Comte'sche Betrachtungsart der socialen Welt und ihrer Geschichte hat einen methodischen Vorzug, der die übrigens unleugbare Unzulänglichkeit der ganzen positiven Philosophie einigermaßen aufwiegt und schon allein als ein entscheidendes Verdienst gelten könnte. Dieser Vorzug besteht in der Handhabung einer objectiven Methode, die den psychologischen Standpunkt verschmäht und außerhalb des Rahmens einer blos subjectiven Erwägung der menschlichen Antriebe gleich inmitten der äußerlich maßgebenden Bestimmungsgründe Stellung nimmt. Um diese im ganzen Comte'schen System und nicht blos in Beziehung auf die Geschichte geübte Untersuchungsmethode gehörig zu charakterisiren und hiermit zugleich die beste Seite der positiven Philosophie auszuzeichnen, widmen wir ihr zum Schluß unserer Darstellung noch einen besondern kleinen Abschnitt.

### 3) Objective Methode.

In den frühern Entwickelungsperioden deutet der Mensch Welt und Dinge aus seinem eigenen Wesen und betrachtet auch sich selbst vorherrschend vom Standpunkte des subjectiven Innern. Diese Anschauungsweise findet sich auch noch in denjenigen Theilen der vorgerückten Wissenschaft, in denen die eigentliche Philosophie, oder, mit Comte zu reden, die Metaphysik das Scepter führt. Die psychologische Methode ist hier recht eigentlich der Gipfel des subjectiven Verfahrens. Ebenso haben die Theorien der individuellen Moral die sehr erklärliche Neigung, in der Enge des subjectiv beschränkten Bewußtseins zu verbleiben. Mit der Naturwissenschaft wird nun aber eine gleichsam von außen erfolgende Betrachtung der Dinge und des Menschen eingeführt, und von dem Augenblick an, in welchem die Bedeutung der Stellungnahme auf einem objectiven Standpunkte auch für die sociale Welt und die Geschichte erkannt ist, hört der Absolutismus der subjectiven Beschränktheit auf, für die wissenschaftlichen Entscheidungen der philosophischen Disciplinen maßgebend zu bleiben. Man erklärt die Welt nicht mehr aus dem Menschen, sondern den Menschen aus der Welt. Man erkennt die engen Grenzen bloßer Psychologie und psychologischer Deductionen und betritt den Weg der äußerlichen Feststellungen. Man behandelt den Menschen als bloßes Object und läßt eine Weile außer Acht, daß er auch Subject ist und bis zu einem gewissen Grade in das Innere der geschichtlichen Vorgänge einzudringen vermöge. Comte hat sich nun theoretisch für die unbedingt objective Methode ausgesprochen und ist erst in seiner letzten Periode auch zur grundsätzlichen, aber leider vielfach verfehlten Cultur des subjectiven Standpunkts übergegangen. Aber auch von letzterer Wendung ganz abgesehen, war Comte doch stets specifischer Philosoph, und konnte als solcher, wenn er es auch gewollt hätte, die subjective Methode nicht ganz verleugnen. Zwar wirft er aller Philosophie und Metaphysik vor, daß sie bisher einem unfruchtbaren Subjectivismus gehuldigt habe, allein er selbst sieht sich denn doch auch gezwungen, in der Erklärung der Kindheits-

anschauungen der Völker die Psychologie zu Hülfe zu rufen. Seine Kennzeichnung der objectiven Methode ist eine Kritik der subjectivistischen Einseitigkeiten und Beschränktheiten. Er beginnt mit der Naturwissenschaft, oder, wenn man will, mit der Erkenntniß des Kosmos, und nähert sich dann so stufenweise dem organischen und vitalen Leben, um dann die Menschenwelt selbst wiederum in ihren großen Dimensionen, also nicht etwa als einen Mikrokosmos, sondern als einen Theil der objectiven Welt einer grundsätzlich von den Naturwissenschaften entlehnten Betrachtungsweise zu unterwerfen. Sein oben charakterisirtes Gesetz der drei Entwickelungsstufen soll ebenfalls als eine Frucht jener objectiven Methode aufgefaßt werden, und in der That beruhen die geschichtlichen Analysen, die er uns in reichlichem Maße vorführt, meist auf objectiven Ausgangspunkten. Man vergleiche z. B. seine Untersuchung der Entwickelung des gegenwärtig in England geltenden Verfassungssystems. Allein der „positive Zustand" im eminenten Sinne des Worts war doch (wenigstens in politischer Beziehung) eine Sache der Zukunft, und hier mußte offenbar die objective Methode über sich selbst hinausgehen. Ueberhaupt ist die ganze Idee, die socialen und politischen Formationen von der Entwickelung gleichsam der geistigen Constitutionen abhängig zu machen, äußerst subjectivistisch, um nicht zu sagen ideologisch. Wenn also Comte die objective Methode charakterisirt und empfohlen hat, so ist dies ein philosophisches Verdienst, welches, wenn man es hoch anschlägt, demjenigen Bacon's verglichen werden könnte. Allein auch ein Bacon, der einer sehr oberflächlichen Ueberlieferung zufolge als glänzendster Vertreter der inductiven Forschungsgrundsätze gefeiert wird, hat, wie einzelne Specialisten und auch gründlichere philosophische Kenner der Geschichte der Wissenschaften sehr wohl wissen, den Geist des inductiven Verhaltens und der modernen Untersuchungsmittel nur sehr unvollkommen und einseitig aufgefaßt. Etwas Aehnliches wird nun auch von Comte's Stellung zur objectiven Methode anzunehmen sein. Die letztere ist in vielen Zweigen thatsächlich in Uebung, in andern erst im Begriff eingeführt zu werden. Comte hat ihre Vorzüge im Gegensatz zur gesammten übrigen Philosophie vertreten und das Bewußtsein des Gegensatzes der zwei Methoden außerordentlich geschärft. Er hat außerdem einen gewissen Einfluß auf specialistische und positivistische Forschungen geübt, deren Resultate ein weit anschaulicheres Bild von den Consequenzen des objectiven Standpunkts gewähren, als dies sämmtliche Schriften des Philosophen selbst vermögen. Buckle's „Geschichte der Civilisation" ist ein glänzendes Beispiel der Anwendung der objectiven Methode, wie sie von Comte gedacht, aber doch von ihm selbst nur unzulänglich geübt wurde. Der englische Historiker hat übrigens auch entschieden genug bekundet, daß er der Lektüre des Comte'schen „Cursus" fruchtbare Anregungen zu verdanken habe. Letzteres ist auch in mehrern Beziehungen für den amerikanischen Begründer der ökonomischen Socialwissenschaft gültig. Auch Carey hat innerhalb gewisser Grenzen den Einwirkungen der Comte'schen Philosophie nachgegeben und dies namentlich in seinem letzten großen Werk, den „Principien der Socialwissenschaft", gethan. Freilich sind diese Adoptionen von seiten der Specialwissenschaften in einer sehr freien Weise erfolgt; allein gerade dieser Umstand ist ein glücklicher zu nennen. Was objective Methode in der Nationalökonomie und Socialwissenschaft sei, läßt sich aus Carey's Schriften jedenfalls besser als aus denen Comte's lernen, und wenn wir wissen wollen, wie eine Geschichtsphilosophie auf der Grundlage einer gewissen Objectivität der Untersuchung aussehe, so ist Buckle's Werk ohne Zweifel eine lehrreichere Probe als die eigenen Versuche Comte's, die speciellen historischen Erscheinungen zu zergliedern. Dennoch hat auch die abstracte Formulirung und das trockene Schema seinen Werth, und solange wir von dem objectiven und exacten Verhalten keine bessere Charakteristik besitzen als die von dem französischen Denker unternommene, dürfte diese Seite des französischen Positivismus selbst bei uns in Deutschland einer nähern Beachtung

würdig sein. Es ist keinen Augenblick zweifelhaft, daß die objective Methode schließlich nur zu einer Bereicherung des subjectiven Verständnisses führen werde; allein sie ist eine unentbehrliche Ergänzung, über welche sich auch unsere eigentliche Philosophie nicht wird hinwegsetzen können. Vergessen wir nicht, daß Comte in den Anerkennungen von seiten des talentvollen Buckle und, was mehr bedeutet, von seiten des genialen und epochemachenden Carey Erfolge aufzuweisen hat, um die sich zu bemühen auch die deutsche Philosophie nicht zu vornehm sein sollte. Sollte sich der großartige Subjectivismus des deutschen Denkens nur ein wenig durch Rücksichtnahme auf die objective Methode ergänzen, so würden wir die wissenschaftliche Welt im eminenten Sinne des Worts philosophisch beherrschen und auch im speciellen Hinblick auf Comte und seine objective Methode den Völkern das Verständniß des französischen Denkers besser aufschließen, als es der subjectivistische und psychologische Stuart Mill neuerdings mit seiner „Review" gethan hat.

---

# Chronik der Gegenwart.

## Theatralische Revue.

Durch die jetzt thatsächliche Annexion des Königreichs Hannover, des Kurfürstenthums Hessen und des Herzogthums Nassau sind drei Hoftheater eingegangen; unsere in der letzten Revue ausgesprochenen Vermuthungen haben damit eine Bestätigung erhalten. Wir sind nicht im Stande, einen Panegyrikus auf die Leitungen dieser Bühnen zu schreiben, obwol das wiesbadener Theater, an welchem Eduard von Bequignolles als Dramaturg thätig war, in jüngster Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen hat; die beiden andern haben sich niemals durch eine nennenswerthe Initiative im Interesse der dramatischen Dichtkunst hervorgethan, und zeigten sich in Bezug auf das Repertoire ganz abhängig von dem berliner Hoftheater. Doch die bedeutenden Mittel, die diesen Bühnen zu Gebote standen, machten sie immerhin zu Freistätten der darstellenden Kunst, und ermöglichten eine Emancipation von der Misère der dramatischen Fabrikarbeiten, welcher die Privatbühnen mehr oder weniger verfallen sind. Es ist über das Geschick dieser Bühnen noch nichts entschieden. Die hannoverische Bühne sollte den ganzen Winter über geschlossen bleiben; die Schauspieler waren auf den halben Gehalt gesetzt. Von seiten der preußischen Verwaltung wird die baldige Eröffnung des Theaters gewünscht, doch stößt dieselbe auf Schwierigkeiten, indem dazu die Einwilligung des Königs Georg, dem das ganze Inventar der Bühne als Privateigenthum gehört, erforderlich ist. Die Nachricht, Hannover und Kassel würden Filialen der berliner Theaterintendanz werden, ist widerrufen worden. Sollten diese Bühnen ohne jede Staatssubvention und officielle dramaturgische Leitung in die Hände von Privatdirectionen gerathen, so würde die deutsche Kunst dies zu beklagen haben und dafür nur durch die Aussicht auf eine vollkommene Reorganisation der Bühnenverhältnisse entschädigt werden können.

Das Theater in Dresden, das ebenfalls längere Zeit geschlossen war, hat seine Vorstellungen wieder eröffnet, allerdings unter geringer Theilnahme des Publikums, indem das Königreich Sachsen sich noch mitten in einer Krisis befindet, welche die Gemüther zu sehr beunruhigt, die Stimmung zu sehr aufregt, um eine unbefangene Hingabe an den Eindruck künstlerischer Leistungen zu gestatten.

Ob das deutsche Theater überhaupt gegenüber den weltgeschichtlichen Ereignissen der jüngsten Zeit und den politischen Umwälzungen im deutschen Vaterlande in seiner bisherigen Nichtigkeit verharren, ob es nicht aus diesen großen Bewegungen Motive eines neuen Aufschwungs schöpfen wird, das muß die nächste Zukunft lehren. An Symptomen eines solchen Aufschwungs und Umschwungs fehlt es nicht.

In Oesterreich, das durch den Frieden politisch von Deutschland losgetrennt ist, fühlt die deutsche Bevölkerung, namentlich in Wien, das um so dringendere Bedürfniß eines geistigen Anschlusses, der nur durch Literatur und Kunst vermittelt werden kann. Zu den wenigen Freistätten dieses nationalen Cultus gehört die Bühne der Residenz, das Burgtheater. Fast einstimmig erkennt die Presse dies an und beginnt das Joch der französischen Dramatik abzuschütteln, welches theils durch die Stimmung und Neigung des Publikums, theils durch die rücksichtslose Grausamkeit, mit der die Kritik den deutschen Dramen gegenübertrat, der Direction dieses Theaters aufgenöthigt wurde. Die Umwandlung in dem Ton, den die Kritik anschlägt, ist jetzt eine vollständige. Die „Presse“ verlangt, daß das Burgtheater neben den künstlerischen Zielen das nationale festhalte und deutsche Sitte und deutsche Bildung pflege. Jedes Band, auch das geringste, das Oesterreich mit dem deutschen Geiste verknüpft, sei in Ehren zu halten. Gegen die pariser Ausstattungsstücke der Mode und raffinirten Sinnlichkeit, gegen die pariser Schilderungen der brandigen Ehe legt dieselbe Kritik jetzt Protest ein, welche bisher nur die deutschen Dichter zu scalpiren pflegte. Auch die „Wiener Zeitung“, welche den Cultus des Französischen mit besonderer Andacht betrieben und die deutsche Dramatik mit Skorpionen gezüchtigt hatte, während sie der französischen nicht einmal Ruthen, sondern Lorberkränze wand, schlägt einen gänzlich veränderten Ton an. „Es wache“, ruft sie aus, „eine Nation, welcher das Gefühl innerer Tüchtigkeit und das sittliche Bewußtsein, die Bürgschaft ihrer künftigen socialen und politischen Entwickelung nicht abhanden gekommen ist, mit Eifersucht über ihre Literatur; sie erhebe dieselbe zum Palladium, an das sich ihre Existenz knüpft. Darum verschließe ein noch gesundes Volk das Ohr nicht der warnenden Stimme einer Moral, welche ebenso hoch über der Alltagsmoral steht, als die Muse eines Sophokles, Schiller, Goethe, Shakspeare, Milton, Klopstock und Dante über das Zwerggeschlecht der modernsten französischen Bühnendichter aus der Schule von Dumas père et fils und Consorten ragt und ragen wird.“ Da die Direction einer großen Bühne indeß nicht auf Sophokles, Milton, Klopstock und Dante, sondern auf die Dramatiker der Gegenwart angewiesen ist, so möge vor allem die wiener Kritik für das Talent und das redliche Streben der neuen deutschen Dichter eine wärmere Anerkennung finden und das Schätzenswerthe, wenn es auch nicht hypergenialen Ansprüchen genügt, würdigen, denn wie sollte es sonst der Direction möglich gemacht werden, deutsche dramatische Novitäten an die Stelle der französischen zu setzen, solange die Kritik gegen die erstern nicht nur ein beständiges Mistrauen bei dem Publikum nährt, sondern auch durch ein wahres Abschreckungssystem von dem Besuch derartiger Vorstellungen zurückhält?

Ein zweites Symptom, das auf eine Besserung unserer Bühnenzustände hinweist, ist die wachsende Gleichgiltigkeit gegen die jetzt grassirende Posse. Sie wird als das einzige Nahrungsmittel der zahlreichen Volksbühnen zwar noch überall gepflegt, doch in immer weitern Kreisen bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß ihr Bankrott vor der Thür steht. Die Schablone hat sich erschöpft; die Abdrücke werden täglich matter. Eine Reform der Posse findet jetzt einen vorbereiteten Boden. Es wäre auch bedauerlich, wenn so viele neue großartige, mit den seltensten scenischen Mitteln ausgerüstete Schauspielhäuser, wie das münchener Actientheater, das Victoria- und Wallnertheater in Berlin, die großen Volksbühnen in Wien nur die glänzende Schale für einen durchaus faulen Kern darböten, wenn die brillanten Ausstattungen der Directionen fortwährend verschwendet würden an sinn- und geistlose Productionen. In Wien hat Director Strampfer im Theater auf der Wieden an „Schafhaxl“, an die „Prinzessin Hirschkuh“ u. a. einen Glanz der Costüme und Decorationen verschwendet, durch den er selbst geistreiche Stücke dem großen Publikum hätte annehmbar machen können. Es war im Werke, daß Strampfer auch das Carltheater übernehmen sollte, wodurch er eine uneingeschränkte vorstädtische Theater-

dictatur in Wien ausgeübt hätte. Doch hat die Behörde nicht ihre Einwilligung zu dieser Monopolisirung der wiener Volkstheater gegeben — die Direction des Carltheaters ist in die Hände Anton Ascher's übergegangen.

Von Novitäten der ernsten Dichtung verlautet wenig. In Wien soll Friedrich Halm's Drama „Begum Sumro", in Berlin Paul Heyse's „Maria Moroni", ein sehr schwächliches Stück, zur Aufführung kommen. Ebenso stehen zwei Lustspiele von Benedix: „Die Epigramme" und „Das Muttersöhnchen", an ersten Bühnen in Aussicht, und ein neues Drama der Frau Birch: „Die Dame in Weiß." Auch „Katharina Howard" und „Der Nabob", zwei Dramen vom Herausgeber dieser Zeitschrift, werden in der nächsten Saison ihren Rundlauf über mehrere Bühnen fortsetzen.

Während die deutschen Directionen selbst namhaften Dichtern gegenüber sich sehr spröde zeigen und die Möglichkeiten eines guten Erfolgs der eingereichten Stücke mit scrupulöser Aengstlichkeit erwägen, rechnen die französischen Bühnen es sich ohne Ausnahme zur Ehre, wenn anerkannte Autoren ihnen ihre Werke zuwenden. George Sand darf sich keines eigentlichen Kassenerfolgs rühmen; dennoch bringen die Theater jedes neue Drama der gefeierten Schriftstellerin zur Aufführung. So ist neuerdings am Vaudevilletheater ein Schauspiel: „Die Don Juans vom Dorfe", von George Sand gegeben worden, das zwar ebenfalls keinen eclatanten Bühnenerfolg hatte, aber sich doch einer mit jedem Abend wachsenden Theilnahme des Publikums erfreute. George Sand schreibt keine Idyllen — das Vollglück der Beschränkung, wie es Jean Paul theoretisch und praktisch als den Grundzug der Idylle hinstellte, werden wir in diesen arkadischen Dramen vergeblich suchen. Der Held des neuen Stücks ist ein Don Juan, ein reicher und hübscher Bursche, der aber ganz wie ein Roué der Hauptstadt allen Mädchen nachstellt und an der Spitze einer gleichgesinnten Bande steht, die ihm bei seinen kecken Unternehmungen behülflich ist. Jean Robin heißt dieser Don Juan, für den die Dorftracht jedenfalls ein sehr zufälliges Costüm ist. Ein gutmüthiger Knappe dieses Casanova, ein gewisser Blanchon, liebt Robin's Schwester und dieser trägt Bedenken, das holde Kind einem seiner Helfershelfer in die Arme zu führen. Als Robin wieder mit Freund Blanchon im Begriff ist, eine stattliche Dorfschöne zu kapern, wird dem letztern, der im Grunde ein gutmüthiger Bursche ist, durch eine Begegnung mit seiner Geliebten das Gewissen rege gemacht, während auch der Anführer dieser Bande auf unerwartete Hindernisse stößt und in schlauer Weise von dem Vater der Schönen, die er rauben will, mattgesetzt wird. Man rühmt die Wahrheit der Charaktere, den lebendigen Gang der Handlung. Der Stoff selbst erscheint für eine Dorfgeschichte wenig geeignet. Mag auch die städtische Corruption längst in die Dörfer eingedrungen sein — in der Idylle wollen wir uns ausruhen von dem Drang und Sturm des städtischen Lebens — wozu die Decoration der Kuhställe und Misthaufen für die Laster der Champs Elysées?

Ein anderer Act der Pietät der französischen Bühnen gegen namhafte Dichter war die Aufführung des Lustspiels „Fantasio" von Alfred de Musset auf dem Théâtre français. Freilich kam diese Anerkennung von Musset's Talent spät genug, so spät, wie man in Deutschland hervorragenden Talenten gerecht zu werden pflegt, nämlich erst nach ihrem Tode. Das Lustspiel erinnert an die romantischen Dramen, auch an Shakspeare's Lustspiele, sodaß die günstige Aufnahme desselben an dem ersten Theater Frankreichs für den erweiterten ästhetischen Horizont des Publikums spricht. Fantasio ist ein Humorist, der in grauer Vorzeit eine bairische Prinzessin von der lästigen Bewerbung eines Herzogs von Mantua befreit, indem er selbst in die bunte Jacke des bairischen Hofnarren kriecht. Dieser Herzog von Mantua spielt die Rolle seines Adjutanten, um sich unerkannt seiner Braut zu nähern. Dadurch entwickelt sich ein Feld der Thätigkeit für Fantasio. Die In-

triguen selbst sind weder neu noch spannend; doch die treffende Schärfe der Charakteristik, der launig-geistvolle Dialog und der Hauch von echtem Humor, der das Ganze durchweht, lassen das Stück als eine Bereicherung der französischen Bühne erscheinen und durchbrechen überdies die classischen Traditionen des Théâtre français in erfreulicher Weise.

Von der dramatischen englischen Nationalmuse läßt sich wenig Erfreuliches berichten. Der Gegensatz zwischen Buch- und Bühnendrama, der in Deutschland doch im ganzen überwunden ist, besteht in England noch in vollster Kraft. Man braucht blos die Nummern des „Athenaeum" zu durchblättern, um sich zu überzeugen, welche Menge von Bücherdramen dort wöchentlich erscheint, die alle durch Wahl der Stoffe oder durch die dichterische, d. h. undramatische Ausführung auf die Bühne verzichten. Natürlich fehlen dem Gegenbild nicht die entsprechenden Züge. Die Bühnenstücke selbst sind von Theaterroturiers auf den Effect zugeschnitten. So ist neuerdings Dickens' jüngster Roman „Our mutual friend" von einem Mr. Farnie für das Sattler's Wells-Theater zugeschnitten worden unter dem Titel „The golden dustman". Doch ist der Zuschnitt etwas zu umfangreich gerathen; die erste Aufführung dauerte vier und eine halbe Stunde. Als eine der Frau Birch zur Nachahmung zu empfehlende Neuerung muß der Prolog erwähnt werden, der alle Voraussetzungen der Handlung mit durchsichtiger Klarheit zur Kenntniß des Publikums bringt. Es werden durch solche euripideischen Prologe die spätern, in das Stück selbst hineingestopften Erzählungen vermieden, an denen einige Lieblingsdramen der Frau Birch leiden. Auch wird dem Bearbeiter vom „Athenaeum" nachgerühmt, daß er dem Publikum den Schlüssel zu den Geheimnissen des Romans rechtzeitig in die Hand gegeben. Dies zeigt von einem Instinct, welcher den Hauptunterschied zwischen Drama und Roman richtig erfaßt hat, während unsere deutschen Dramaturgen und Dramaturginnen derartige Mysterien, ohne sie dem Publikum aufzuklären, ohne weiteres aus dem Roman in das Drama mit hinübernehmen und auf diese „Geheimnisse" noch als auf besondere Effectmittel rechnen.

Als ein Originalstück, das noch am Schluß der Saison am Haymarkettheater in Scene ging, wird Marston's „Günstling des Glücks" gerühmt. Der Held dieses Stücks hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Helden des Bulwer'schen Schauspiels: Geld, der seine Geliebte und seine Freunde auf die Probe setzt, indem er vorgibt, zu Grunde gerichtet zu sein, mit dem Unterschied, daß Marston's Frank-Ammeley diese Probe macht, nachdem er in Wahrheit zu Grunde gerichtet ist. Marston hat sich früher durch ein Trauerspiel: „Die Tochter des Patriciers", und durch ein Lustspiel: „Herz und Welt", den Theaterfreunden bekannt gemacht.

---

## Technologische Revue.

Die Zeit drückt schwer auf alle Industrie; seitdem die letztere sich consolidirt hat, ist ihr ein derartiger Stillstand noch nicht begegnet, wie ihn das verhängnißvolle Jahr 1866 und sein Völkerkrieg im Herzen Europas gebracht hat. Und doch erträgt sie ihn und seine Folgen mit merkwürdiger Standhaftigkeit und Ausdauer; sie zeigt eben, daß sie erstarkt genug ist, um auch der äußersten Ungunst die Spitze bieten zu können. Hoffen wir, daß sie das nicht allzu lange zu thun braucht, denn auch die gewaltigste Kraft erlahmt unter steter Spannung, und daß ein gesegneter, den Wünschen des deutschen Volks entsprechender Frieden der vaterländischen Industrie mit vollen Händen wiedergibt, was sie mit vollen Händen seiner Erstrebung geopfert hat. Man sollte meinen, in so bewegten Epochen stünde das Rad des menschlichen Erfindungsgeistes still und es wäre nur wenig aufzuzeichnen von seinen Leistungen auf unserm Gebiet. Doch dem ist glück-

licherweise nicht so; im Gegentheil haben wir diesmal ungewöhnlich viel zu berichten und darunter so Wichtiges und Interessantes, daß unsere technische Rundschau sich noch mehr als zuvor darauf beschränken muß, nur das wirklich Bedeutende oder große Folgen Versprechende hervorzuheben.

Schon früher haben wir wiederholt auf die Bemühungen hingewiesen, welche gegenwärtig überall darauf ausgehen, bessere und billigere Sprengmittel als das Schießpulver aufzufinden und nutzbar zu machen. Als ein solches von bedeutender Wirksamkeit hat sich das Nobel'sche Sprengöl oder Nitroglycerin erwiesen; bei den damit gemachten Proben stellte sich aber seither heraus, daß seine Anwendung mit vieler Gefahr verknüpft ist, indem es sehr leicht explodirt. Daher sind binnen kurzer Zeit so viele Unglücksfälle damit vorgekommen, daß überall polizeiliche Verordnungen den Verbrauch des Nitroglycerin wesentlich beschränkt haben. So ist in Nordamerika der Transport des gefährlichen Stoffs mittels Personenzügen auf der Eisenbahn bei 5000 Doll. Strafe verboten worden und wenn durch Ueberschreitung des Verbots ein Todesfall vorkommt, soll die Klage auf Mord erhoben werden. Nichtsdestoweniger ist das Nitroglycerin schon dermaßen in die Praxis übergegangen, daß trotz aller Gefahr stets neue Fabriken desselben entstehen; und Professor Ch. Seely in Neuyork, welcher selbst nachgewiesen hat, daß Sprengöl ebenso wie Schießbaumwolle sich infolge einer Zersetzung von selbst entzünden kann, bemerkt doch sehr richtig, daß es höchst unzweckmäßig sein würde, auf eine so nützliche Substanz zu verzichten. Er sagte voraus, daß man in kurzer Zeit Nitroglycerin für viel gefahrloser als Schießpulver halten, ersteres das letztere vielfach verdrängen und sein Verbrauch allein in den Vereinigten Staaten bald auf 1 Mill. Pfd. jährlich steigen werde. Das erstere scheint schon eingetroffen, denn es ist dem Erfinder Nobel kürzlich gelungen, sein Sprengöl in einen Zustand zu versetzen, in dem es alle explodirenden Eigenschaften verloren hat, aus dem es aber leicht in seinen frühern Zustand zurückversetzt werden kann. Es geschieht dies durch Zusatz von wasserfreiem Methylalkohol, wodurch das Gemenge vollkommen ungefährlich wird. Seine Explosionskraft erhält es einfach wieder durch Behandlung mit Wasser. Ein zweites neues Sprengmittel, das Haloxylin, erfunden von W. u. E. Fehleisen zu Cilli in Steiermark, besteht aus Kalisalpeter mit organischer Kohle, ist durch Stoß unentzündbar und bringt eine fast geräuschlose, trotzdem hinreichend mächtige Explosion hervor. Versuche in dem Bergbau Liescha bei Prevali sowie in Idria erwiesen sich günstig für die Wirkung des Haloxylin, welche zweieinhalbfach größer als die des Pulvers und dabei um 60 Proc. billiger war. Die Rauchentwickelung des erstern ist dabei gering und gar nicht lästig; auch erfolgt weder Schwärzung und Färbung des Gesteins noch bleiben Rückstände. Ferner neue Sprengmittel sind: Augendre's weißes Sprengpulver aus chromsaurem Kali, Blutlaugensalz und Zucker; Schultze's weißes Schießpulver mit annähernd derselben Zusammensetzung und die englische Schießbaumwolle. Letztere wird in den Gruben von Californien und Nevada ganz allgemein und mit dem besten Erfolge angewendet. Als wesentlichen Vorzug derselben scheint man den anzusehen, daß sie keinen Rauch erzeugt, was bei mangelhafter Wetterführung von großer Wichtigkeit ist; ihr Preis stellt sich jedoch bedeutend höher als der des Sprengpulvers.

Verschiedene in letzter Zeit vorgekommene Explosionen von Schießpulver haben so verhängnißvolle Folgen gehabt, daß man eifrig danach gesucht hat, ein Mittel zu finden, welches die Explosionsfähigkeit aufhebt, ohne dem Pulver und seiner Wirkung zu schaden. Nach englischen Berichten ist dem Chemiker Gale diese Erfindung gelungen durch Isolirung der Pulverkörner mittels Vermischung mit Glasstaub. Zwar wurde behauptet, daß der letztere beim spätern Absieben die Körner verletze, dies scheint aber nach den amtlichen Versuchen des britischen Feldzeugamts durchaus nicht der Fall zu

sein; im Gegentheil spricht sich dieses höchst günstig über die neue Erfindung aus, welche berufen ist, jährlich viele Menschenleben zu retten, die früher, wie bekannt, regelmäßig durch Auffliegen von Pulvermühlen zu Grunde gingen. Die Ausführung der genannten Experimente war höchst interessant. Um sie in größerer Ausdehnung anstellen zu können, wurde einer der Marsellothürme an der Küste unweit Hastings dazu benutzt und nicht weniger als 5 Tonnen Schießpulver verwendet, die mit 20 Tonnen von Gale's Erfindung vermischt waren. Es wurden die verschiedenartigsten Versuche angestellt, um die Mischung zum Explodiren zu bringen: alle waren gleich vergeblich. Nachdem man die Masse in 338 Fäßchen verpackt und deren 100 in dem Magazin des Thurms, die übrigen in dem obern, hölzernen Stock untergebracht, versuchte man zuerst dieselben mittels Elektricität zu entzünden, und als dies fehlschlug, wurde das Holzwerk des Thurms in Brand gesteckt. Bald drangen dichte Rauchwolken aus Thür und Fenstern hervor und aus der Farbe des Rauchs war ersichtlich, daß das Pulver langsam verzehrt wurde, während man nichts gewahrte, was nur entfernt einer Explosion ähnlich gewesen wäre. Um das zuschauende Publikum in sicherer Entfernung von dem Thurm zu halten, war zuerst eine starke Abtheilung Polizei um denselben aufgestellt, eine Vorsicht, die sich bald als überflüssig erwies, sodaß der die Experimente leitende General jedermann nach Belieben sich dem brennenden Thurme zu nähern gestattete. Schließlich wurden noch zwei Fäßchen auf einen Haufen Reisig gelegt und dieser angesteckt. Bald stieg eine starke Flamme empor, die Fäßchen gingen auseinander und ergossen ihren Inhalt in das Feuer, aber auch hier keine Spur von Explosion, vielmehr wurde die Flamme dadurch gedämpft, kurz überall derselbe Erfolg, der die Behauptung des Erfinders vollständig rechtfertigte: es könne vermittels seiner Mischung das stärkste Pulver nicht nur inexplosiv, sondern sogar fast unverbrennlich gemacht werden. Die Wichtigkeit der Erfindung ist so groß und einleuchtend, daß es darüber keiner Auseinandersetzung bedarf. Das Mittel selber ist das einfachste von der Welt: pulverisirtes Glas in eigenthümlicher Weise präparirt. Ordinäres Glas wird bis zur Weißglühhitze erhitzt und dann mit kaltem Wasser abgeschreckt, wodurch es alle Cohäsion verliert, sodaß es zwischen den Fingern zu Staub zerrieben werden kann. In diesem Zustande wird es mit gußeisernen Kugeln, gleich wie in einer Kohlenmühle, in ein Drehfaß gebracht und darin mittels Rotation binnen 1—1½ Minuten in ein feineres Pulver, als das feinste Weizenmehl, verwandelt. Soll das Schießpulver blos nicht explodirend gemacht werden, so reichen zwei Theile Glasstaub auf einen Theil Pulver aus; drei Theile des erstern machen das letztere nahezu unverbrennlich. Die Entmischung, zur Wiedergewinnung des Pulvers, geschieht in groben Kupfersieben binnen einigen Secunden und es hat sich bei den angestellten Versuchen ergeben, daß die den Pulverkörnern etwa noch anhaftenden Glastheilchen die explosive Kraft des Schießpulvers nicht im geringsten beeinträchtigen.

Bei der ungemeinen Wichtigkeit, welche die Güte des Schießpulvers für Kriegszwecke hat, sind in neuerer Zeit mehrfach Bestrebungen darauf hin gerichtet worden, ihm theils seine Mängel zu benehmen, theils es durch andere Explosionsmittel zu ersetzen. Dahin gehört das Schießpulver von Melland in London, welches aus Papier besteht, das mit chlorsaurem Kali, salpetersaurem Kali, Cyankalium, Holzkohlenpulver, Stärkemehl und chromsaurem Kali imprägnirt ist. Dies Papier wird in Patronen zusammengerollt und soll verschiedene Vorzüge haben: es explodirt nur bei sehr hoher Temperatur oder durch Berührung mit Feuer, läßt sich leicht mit der Hand in Patronen schneiden, verunreinigt die Gewehre weniger, erzeugt mindern Rauch, läßt sich besser vor Nässe schützen und ist bei gleicher Explosionskraft billiger als Schießpulver.

Das Studium der Ursachen der Dampfkesselexplosionen und der Mittel zu ihrer Verhütung beschäftigt unausgesetzt viele der besten Kräfte in der Ingenieurwelt.

Von 55 Dampfkesselexplosionen, welche im Jahre 1865 in England stattfanden und bei denen 50 Personen getödtet, 92 verletzt wurden, waren veranlaßt: 17 durch fehlerhafte Construction der Kessel; 16 durch zu große Abnutzung; 9 durch Ueberhitzung der Bleche infolge von Wassermangel oder Kesselstein, 6 durch Abnutzung an unzugänglichen Stellen, 3 durch zu hohe Dampfspannung, wobei die Sicherheitsventile versagten, 4 durch unbekannte Ursachen. Von den explodirten Kesseln waren 22 Flammenrohrkessel mit innerer Feuerung, 13 Cylinderkessel mit äußerer Feuerung, 11 Locomotivkessel, 5 Röhrenkessel, 2 Kugelkessel, 1 Verticalkessel, 1 Wirthschaftskessel. Als ein besonders wirksames Mittel zur Entfernung und Verhütung des Kesselsteins wird neuerdings W. Hewitt's Patentcomposition, auf dem Continent vertreten durch Joh. F. Praeger in Leipzig, dringend empfohlen, und liegen in der That sehr günstig lautende Zeugnisse von seiten der größten britischen Etablissements und Autoritäten darüber vor. Die Composition besteht vorzugsweise aus animalischen Bestandtheilen, ist gänzlich frei von Soda, Mineralsäuren und Salmiak, und wirkt in keiner Weise abnutzend auf den Kessel oder die Hähne. Ihr Hauptbestandtheil sind Lederabfälle, welche die Absonderung des Kalks als gerbsaurer Kalk in Schlammform bewirken. Theilweise ist ihre Wirkung mechanisch, und in diesem Falle bedeckt sie die Wände des Kessels und des Cylinders mit einem öligen Ueberzug, welcher den Ansatz und die Incrustirung verhindert; ist der Kessel bereits incrustirt, so wirkt sie chemisch zersetzend und ermöglicht die Ablösung und leichte Entfernung des Steins. Die Composition wird in Form eines soliden Blocks gefertigt und bei der Anwendung ein Theil derselben durch das Mannloch in den Kessel gebracht, wo sie sich durch die Hitze allmählich zersetzt und ihre Wirkung äußert. Ein Pfund der Composition ist pro nominale Pferdekraft auf sechs Wochen genügend. Die Fabrikation der Dampfkessel aus Gußstahl nimmt neuerdings ungemein überhand. In Deutschland stellte den ersten tüchtigen her die Fabrik von Stuckenholz zu Wetter a. d. Ruhr im Jahre 1860; gegenwärtig sind solche schon zahlreich im Betrieb trotz der höhern Anlagekosten, weil sie sich auszeichnen durch größere Sicherheit, höhere Leistungsfähigkeit, also Dekonomie im Betrieb und vorzüglich die Möglichkeit, auch Kessel im größern Durchmesser, wie die Cornwallkessel, für Spannungen bis zu 7 und 8 Atmosphären herzustellen. Für die Sicherheit ist besonders wichtig, daß die Gußstahlbleche sich stets besser erhalten als die Eisenkesselbleche; durch die geringere Wandstärke wird größere Verdampfungsfähigkeit und Brennmaterialersparniß bedingt. Die Erfahrung hat endlich nachgewiesen, daß gußstählerne Kessel weit weniger Kesselstein ansetzen als eiserne, was der mindern Porosität der erstern Bleche zugeschrieben wird. Nach soeben veröffentlichten Versuchen von P. Harkort u. Sohn in Wetter a. d. Ruhr, welche mittels des Giffard'schen Apparats sorgfältigst ausgeführt wurden, betrug die Verdampfungsfähigkeit des gußstählernen Dampfkessels im Vergleich zu einem schmiedeeisernen 5 gegen 4, in Bezug auf die Zeit ergab sich zu Gunsten des Gußstahlkessels eine Mehrproduction von 25, in Bezug auf das verbrauchte Brennmaterial eine Ersparniß von 28 Proc. Danach ist wol kein Zweifel, daß die Gußstahldampfkessel bald eine allgemeine Verbreitung finden werden. Eine wichtige neue Erfindung ist der Dampferzeuger von T. Romminger in Dresden. Er besteht aus einem System von zwei übereinander liegenden Stufen horizontaler Röhren, welche unter sich verbunden sind und äußerlich von dem Feuer bestrichen und erhitzt werden, während das Wasser mittels einer Pumpe hindurchgedrückt und dabei in Dampf verwandelt wird. Gegenüber den Dampfkesseln erweist sich dieser Apparat als vollkommen ungefährlich, kann daher in jedem beliebigen Local aufgestellt werden, sofern dasselbe nur feuersichern Fußboden und durchgängig massive Wände besitzt, und entweder überwölbt ist oder noch einen Abstand von mindestens 3 Ellen von der obern Fläche des Heizapparats bis zu dem Holzwerke der Decke darbietet. Auch ist bei diesem Dampferzeuger

die Anlage eines besondern erhöhten Schornsteins nicht nothwendig, ebenso ist die Vornahme einer Festigkeitsprobe vor der Gestattung des Gebrauchs, sowie die Anbringung von Sicherheitsventilen und Manometern daran unnöthig, diejenige von Wasserstandszeigern aber unausführbar. Es scheinen sich die Romminger'schen Dampferzeuger für den kleinern Bedarf sowol der Landwirthschaft als auch der Gewerbe in den Städten wohl zu eignen.

In verschiedenen großen Fabriken zu Sheffield in England ist eine neue Erfindung von Pridaux zur Verzehrung des Rauchs und Brennmaterialersparung mit bemerkenswerthem Erfolg angewandt worden. Sie besteht darin, daß die Dampfmaschine mit erwärmter, statt mit kalter Luft, und mit siedendem, statt mit kaltem Wasser versehen wird. Die Luft wird erhitzt, indem sie durch Feuerzüge längs der beiden Seiten des Dampfkessels und von dort durch kleine Oeffnungen in dem Mauerwerk, das die Wände der Esse bildet, in die letztere geführt wird; sie verbreitet sich auf diese Weise gleichmäßig über das ganze Feuer und bewirkt die vollständigste Verbrennung. Die Erhitzung des Wassers, bevor es in den Kessel eingelassen wird, geschieht, indem der ausgelassene Dampf vom Kessel in eine Art Cisterne geführt wird, welche eine Anzahl Röhren enthält. Durch diese geht das Wasser auf seinem Wege vom Behälter nach dem Kessel und wird durch die Wirkung des ausgelassenen Dampfes auf die Röhren bis zum Siedepunkt erhitzt. Das Resultat beider Vorrichtungen ist, daß volle Dampfkraft mit der Hälfte des gewöhnlichen Brennmaterials und der gewöhnlichen Arbeit erhalten und der Rauch in wirksamer Weise vertilgt wird. Mit der Freudenthal-Daelen'schen rauchverbrennenden Kesselfeuerung, bei welcher zwei Feuer derartig combinirt sind, daß die aus dem Brennmaterial des einen entwickelten brennbaren Gase durch das zweite vollständig verbrannt werden, sind neuerdings von Rühlmann in der Flachsspinnerei von Stelling, Gräber u. Comp. Versuche angestellt worden, wonach mit dieser Feuerung pro 1 Pfd. Kohle 7,809 Pfd. Wasser verdampft wurden, während dies bei der früher angewandten Feuerung pro Pfund Kohle nur mit 6,731 Pfd. Wasser der Fall war. Es ist daher dies Rauchverzehrungssystem, dessen Brennmaterialersparniß notorisch $9\frac{1}{2}$—31 Proc. beträgt, in den größten Etablissements Deutschlands eingeführt worden; so bei Krupp in Essen, Hörder Werk und Dortmunder Hütte, A. Borsig in Moabit, F. A. Egells in Berlin, G. Egestorff in Linden, J. Theuer u. Sohn in Wien.

Eine Erfindung, welche die Hauswirthschaft zu Dank verpflichtet, ist diejenige des Wasserofens vom Pfarrer Clöter in Emskirchen, ausgeführt von Mayer u. Mensig in Nürnberg. Der Grundsatz seiner Construction beruht auf der bekannten großen Wärmecapacität des Wassers; der Ofen enthält vier Reservoirs, in welchem sich Wasser befindet. Das Feuer erwärmt durch directe Heizflächen das Zimmer von der Zeit des Anheizens an, erhitzt aber zugleich das im Ofen enthaltene Wasser; sobald das Feuer abgebrannt ist, kann der Ofen ohne alle Gefahr geschlossen werden. Alsdann erhält die ausstrahlende Wärme des erhitzten Wassers das Zimmer in völlig gleichmäßiger Temperatur mindestens sechs Stunden lang; durch diese Vermittelung des Wassers kann weder im Anfang bei Heizung des Ofens eine grelle Hitze ausströmen, noch ist eine vollständige Erkaltung des Ofens und dadurch des Zimmers selbst nach zwölf Stunden möglich, es herrscht im Gegentheil eine stetige, nicht zu trockene Temperatur. Eine Belästigung durch Ueberströmen des heißen Wassers oder Dampfentwickelung ist durch entsprechende Vorrichtungen unmöglich gemacht. Dicht über dem Boden der Wasserräume sind Hähne angebracht, durch welche das Wasser bei längerer Unterbrechung abgelassen und warmes Wasser für beliebigen Gebrauch entnommen werden kann. Der Ofen kann mit Steinkohlen oder Holz geheizt werden, ist einfach und sehr dauerhaft construirt, kann auch nicht durch Ueberhitzung in seinem Material beschädigt werden, die Heizmaterialien ver-

brennen durch besondere Führung der Verbrennungsgase vollständig, sodaß der Ofen nicht leicht verrußen kann. Durch dies alles sind die durch längern Gebrauch erwachsenden Reparaturkosten auf ein Minimum beschränkt. Klett u. Comp. in Nürnberg haben mit dem Wasserofen überraschend günstige Resultate erzielt. Wasserheizungen nach eigenem System liefern unter andern Florian Liebert u. Comp. in Chemnitz.

Zur Messung der Umdrehungsgeschwindigkeit von Wellen hat Spinnereibesitzer E. Zimmermann in Wolkenburg einen neuen Geschwindigkeitsmesser, Tachometer, erfunden, dessen Princip auf dem Verhalten einer, in einem rotirenden cylinderischen Gefäße befindlichen Flüssigkeitsmasse beruht, welche, je nach der stattfindenden Winkelgeschwindigkeit, an der Wand mehr oder weniger aufsteigt und dabei im Innern eine Höhlung von parabolischer Form bildet. In allen Fabrikationsbranchen, wo es nöthig ist, daß die Arbeitsmaschinen eine gewisse Geschwindigkeit einhalten, wenn sie möglichst vortheilhaft arbeiten sollen, wie dies z. B. in Spinnereien, Webereien u. s. w. der Fall ist, leistet das Tachometer treffliche Dienste. Man kann es zunächst im Locale der Betriebsmotoren anbringen, wo der Wärter den Gang der Dampfmaschine oder des Wasserrades danach zu reguliren hat, ferner in den Hauptsälen der Fabrik, wo ein Werkführer die Controle übernimmt. Da der Apparat ganz geräuschlos arbeitet, so läßt er sich sogar im Comptoir aufstellen, was für den Chef jedenfalls eine sehr wünschenswerthe Möglichkeit fortwährender Beobachtung über den Gang des Werks bietet. Das Tachometer wird ausgeführt von Riedig u. Wünschmann in Leipzig.

Eine noch junge, aber verheißungsvolle Industrie ist das neue Verfahren der Oelgewinnung mittels Schwefelkohlenstoff, wie es in großartigster Weise von E. O. Heyl in Moabit bei Berlin ausgeführt wird. Es beruht dasselbe auf der Fähigkeit des Schwefelkohlenstoffs, fette Oele vollständig zu lösen und durch Destillation ohne nennenswerthen Verlust wieder von denselben abgeschieden werden zu können. In der genannten Fabrik zu Moabit werden täglich 50 Ctr. reinstes Oel aus Raps, Rübsen, Dotter, Senf, Leinsamen u. s. w. gewonnen und nebenbei Rückstände in grob gepulvertem Zustande, welche ein ganz vorzügliches Viehfutter bilden. Die Oelsamen werden zwischen Quetschwalzen zerkleinert, in Trommeln getrocknet und sodann in Bottichen mit Schwefelkohlenstoff übergossen, von welchem zu dem genannten Quantum täglich 15000 Pfd. erforderlich sind, wovon der Abgang nur 60 Pfd. oder 0,4 Proc. täglich beträgt. Das Samenmehl ist entölt, sobald der Schwefelkohlenstoff ganz rein wieder abfließt. Das Gemisch wird mit Wasserdampf gereinigt und zweimal destillirt, dann gekühlt und rectificirt, sodaß derselbe Schwefelkohlenstoff zu neuen Diensten fähig in eben demselben Reservoir wieder anlangt, aus dem er geflossen ist. Das gewonnene Oel wird entfärbt als Brennöl verkauft, kann aber auch durch einen chemischen Proceß zum schönsten Maschinenöl gemacht werden. Die Oelfruchtmasse wird in Hopperboys mittels Dampf getrocknet und als Futter verwendet. Zur Darstellung von 50 Ctrn. Oel täglich bedarf es nur der Arbeitskraft von sechs Menschen, und in den Rückständen haben die genauesten Analysen nie mehr als 2 Proc. Oel und 7 Proc. Wasser gefunden, während das gewöhnliche Preßverfahren immer noch gegen 9 Proc. Oel und 15 Proc. Wasser zurückläßt.

In der Bierbrauerei hat man durch Einführung von gläsernen Gärgefäßen versucht, die Uebelstände der Unreinlichkeit, Säuerung, Abnutzung und Einwirkung auf die Würzen zu umgehen, und es scheint dies besser gelungen zu sein als mit Metall, welches Einfluß auf den Geschmack äußert, oder mit Schiefer, Granit, Cementmauerwerk mit Wasserglas u. s. w. Nach dem intelligenten Praktiker G. Sedlmayr in München gibt es nur drei Stoffe, welche alle Uebelstände vermeiden: Steingut, Porzellan und Glas. Da die beiden erstern aber in größern Dimensionen nicht gut herzustellen sind und es ein geeignetes Bindungsmaterial für kleinere Platten nicht gibt, so bleibt blos das

Glas, dessen Verwendung in dicken Spiegelscheiben mit der nöthigen Vorsicht keine Schwierigkeiten bietet. Die Fugen werden mittels Kautschukbändern gedichtet und das zusammengefügte Gefäß sorgfältig mit Cement umgossen. Am meisten Schwierigkeiten und Nachtheile verursachen die Oeffnungen zum Ablassen des Biers und der Hefe; hier entstehen leicht Sprünge. Ungeachtet diese nicht zu vermeiden gewesen sind, waren im praktischen Betrieb die Gärungen in Glasgefäßen immer die schönsten; sie sind regelmäßiger, steigen nicht so hoch als in hölzernen Bottichen, lassen beim Abziehen an Klarheit nichts zu wünschen übrig und bilden einen sehr schönen Zeug. Das Bier ist im Geschmack sehr rein und wenn sonst alles in Ordnung, untadelhaft. Auch in Branntweinbrennereien haben sich ähnliche Glasgefäße schon aufs vollkommenste bewährt, wahrscheinlich weil eine Säureeinwirkung auf folgende Gärungen nicht stattfindet und deshalb eine größere Ausbeute erzielt wird.

Die Alchemisten, welche den Stein der Weisen suchen, sind noch nicht ausgestorben. Die französischen Chemiker H. Favre und J. Frantz glauben ein Verfahren zur Darstellung von künstlichem Gold oder vielmehr zur Umwandlung des Silbers in Gold gefunden zu haben. Sie haben dasselbe zwar veröffentlicht, allein es ist so verwickelt und liefert mit Zuhülfenahme der Elektricität nur so verschwindend kleine Spuren von Metall, daß an eine wirkliche Erzeugung desselben vorläufig nicht zu denken ist. Uebrigens steht Gold in seinem Werthe längst nicht mehr an der Spitze der Metalle. Das Zollpfund kostet jetzt circa 450 Thlr., Silber circa 30 Thlr.; dagegen werden bezahlt für das Zollpfund Indium 10000 Thlr., Palladium 928 Thlr.; dem Golde zunächst in absteigender Scala stehen dann Osmium mit 428 Thlrn.; Iridium, Thallium und Osmium-Iridium mit 285 Thlrn.; Magnesium (in Draht und Band) mit 114 Thlrn. Aluminium kostet in Barren nur 27 Thlr., in Draht und Blech 57 Thlr., Natrium $5^5/_6$ Thlr. per Pfund.

Die Festigkeit des Gußeisens wird erhöht, überhaupt dasselbe verbessert durch einen Zusatz von Bessemermetall beim Gießen; da sich jedoch dabei viel Gas entwickelt, so bilden sich leicht Blasen im Guß. Dieser Fehler wird nach einem neuern Patent Bessemer's dadurch vermieden, daß man aus dem zusammengemischten Bessemermetall und Gußeisen Gänze gießt und diese nun in der Gießerei verwendet; damit wird nicht nur ein blasenfreieres, sondern auch ein gleichartigeres Gußstück erhalten. Zur Darstellung des Bessemermetalls für dieses Gemisch wird Hämatitroheisen oder schwedisches oder anderes Holzkohleneisen mit oder ohne Zusatz von manganhaltigem Roheisen vorgezogen und als Zusatz ein Roheisen von guter, starker Beschaffenheit gewählt. Für viele Zwecke entspricht sehr gut ein Gemisch von 10—20 Proc. Bessemermetall und 80—90 grauem Roheisen; für Gußstücke aber, die sehr fest und hart sein sollen, ist ein Gemisch von 20—60 Bessemermetall und 40—80 gutem grauen Roheisen anzuwenden.

Aus der vom Centralbureau des Zollvereins jüngst veröffentlichten Uebersicht der Production des Bergwerks-, Salinen- und Hüttenbetriebs im Jahre 1864 entnehmen wir folgende den letztern betreffende Ziffern. Die Hütten lieferten folgende Ausbeute: Roheisen in Gänzen und Masseln 16,162897 Ctr., Rohstahleisen 790114, Gußwaaren unmittelbar aus Erzen gewonnen 1,140150, Gußwaaren aus Roheisen 3,814737, Stabeisen und gewalztes Eisen 9,286708, Eisenblech 1,386006, Eisendraht 701342, Stahl 1,427179 Zollctr.; ferner Gold 84276 und Silber 148689 Zollpfd.; sodann Quecksilber 54 Zollctr., Kaufblei 713163, Bleiglätte 74140, gewalzte Bleiplatten 15992, Garkupfer 66768, verarbeitetes Kupfer 52895, Messing 43402, Platten- oder Barrenzink 1,184956, Zinkblech 349509, Zinn 2370, Blaufarbenwerksproducte 10510, Nickel 9822, Arsenik 11761, Antimonium 1532, Alaun

44722, Kupfervitriol 26293, Eisenvitriol 60280, gemischten Vitriol 8622, Schwefel 2372 Zollctr., sodaß also die Hütteninduſtrie des Zollvereins im ganzen 37,389783 Ctr. Waaren erzeugte, welche einen Werth von 118,482531 Thlrn. hatten und sich auf 1744 Werke mit 97103 Arbeitern vertheilten. Ein großer Theil der deutschen verarbeitenden Eiseninduſtrie ist übrigens trotz oder infolge der Zölle noch von Großbritannien abhängig, dessen Ausfuhr von Roh- und Puddeleisen von Jahr zu Jahr zunimmt. Während im Jahre 1850 erst 141973 Tonnen im Werthe von 348074 Pfd. St., 1851 201264 Tonnen zu 452119 Pfd. St. Werth ausgeführt wurden, betrug die Ausfuhr 1865 543018 Tonnen für 1,591063 Pfd. St. und im ersten Quartal des laufenden Jahres 87271 Tonnen zu 298452 Pfd. St. gegen 88993 Tonnen für 252686 Pfd. St. im ersten Quartal von 1865. Aus einem Bericht der Revenuencommission der Vereinigten Staaten von Nordamerika geht übrigens hervor, daß seit dem Jahre 1830 der Verbrauch der Union an Eisen und Stahl stärker gewesen ist als in irgendeinem andern Lande der Welt; man hofft zuversichtlich, dies in wenigen Jahren auch von der Production sagen zu können. Es werden gegenwärtig an Eisen alljährlich 1½ Mill. Tonnen producirt und außerdem gegen 300000 Tonnen eingeführt.

Durch den Krieg sind überall die Eisenbahnunternehmungen in Stocken gerathen. Ob auch die Durchbohrung des Mont-Cenis darunter leidet, ist nicht bekannt geworden; wohl aber hat das italienische Ministerium jüngst den Beschluß gefaßt, die Arbeiten mit äußerster Beschleunigung zu fördern. Der Termin, bis zu welchem der ganze Tunnel vollendet übergeben werden muß, ist unabänderlich auf den 1. Oct. 1871 festgesetzt. Um dies Ziel zu erreichen, ist den leitenden Ingenieuren Sommeiller, Grandis und Grattoni ein Prämienantheil von 50 Proc. vom Gewinn des Staats verheißen worden. Bisjetzt beträgt die Gesammtlänge des fertigen Tunnelbaues 5500 Meter; auf der Seite von Bardonnèche hat man es schon zum Durchschnitt von 2,5 Meter täglich gebracht und hofft, es auf 5 Meter zu bringen. Ein noch riesigeres Unternehmen scheint England nunmehr im Ernste vorbereiten zu wollen, die Landverbindung zwischen Dover und Calais durch eine Tunnelirung des Kanals zwischen beiden Orten. Ein erfahrener Ingenieur, Hawkshaw, hat seit langer Zeit die Ausführbarkeit des Projects ins Auge gefaßt und ist schon seit zwei Jahren mit geologischer Untersuchung des Terrains beschäftigt. Es werden gegenwärtig mit beträchtlichen Kosten Bohrversuche in der Umgebung von Dover und mit Bewilligung der französischen Regierung zwischen Calais und Boulogne angestellt; noch im Laufe dieses Jahres sollen sie auf den Kanal selber ausgedehnt werden. Solche Versuche sind unumgänglich, um über die Natur, Ausdehnung und Dichtigkeit der Bodenschichten sichere Kenntniß zu erlangen. Der Vorschlag des genannten Ingenieurs geht dahin, die Tunnelaushöhlung sowol gleichzeitig an beiden Enden als auch mittels Schachten im Kanal selber vorzunehmen. Mächtige Dampfmaschinen auf dem Gipfel dieser Schachten sollen das Wasser auspumpen, das ausgehobene Material fördern und ihre Kessel sollen zugleich den Bohrmaschinen in der Tiefe den Dampf liefern. Auf der französischen Seite soll der Tunnel mit der Nordbahn in Verbindung treten, auf englischer mit der Südostbahn und den Bahnen von Dover, Chatham und London, sodaß eine ununterbrochene Verbindung zwischen London und Paris dadurch erreicht wird. Sobald das Resultat der Bohrversuche den gehegten Erwartungen entspricht, zweifelt man in England keinen Augenblick am Zustandekommen des Riesenwerks, das die Wunder der Welt um eins der größten vermehren wird.

Mittlerweile ist ein anderes großartiges Unternehmen, nachdem es schon zweimal misglückt war, mit der den Briten eigenthümlichen Zähigkeit und Energie zum dritten mal aufgenommen und durchgeführt worden, wir meinen die Legung des transatlantischen Kabels. Am 27. Juli 1866 ist die Legung vollendet worden. Am 1. Juni

1866 war der Great Eastern mit dem neuen Kabel und dem Reste des alten an Bord von Sheerneß ausgelaufen, und hatte die Legung wiederum von der kleinen Insel Valentia an der Westküste der irischen Grafschaft Kerry aus begonnen. Es ist ihm gelungen, das Rißende des im Sommer 1865 gelegten Kabels aufzunehmen und damit das an Bord befindliche Stück desselben alten Kabels zu verknüpfen, dadurch ist eine doppelte telegraphische Verbindungslinie zwischen der Alten und Neuen Welt hergestellt. Trotz der Spannung, welche die kriegerischen Ereignisse wach erhalten, ruhten die Augen der ganzen civilisirten Welt auf der so ersehnten Vollendung des grandiosen Werks! So ist jetzt die Verbindung zwischen der Alten und Neuen Welt vollkommen hergestellt und der unterseeische Telegraph in voller Thätigkeit.*)

Der in der Anlage begriffene nordische Ueberlandtelegraph ist gleichfalls eine Unternehmung von riesigen Dimensionen. Seine Länge durch Britisch-Amerika beträgt nicht weniger als 1200 englische Meilen, durch Russisch-Amerika 900 Meilen, über die Beringsstraße 184 und über den Golf von Anadyr 300 Meilen, von dort aus bis zur Mündung des Amur 1800 Meilen, im ganzen also über 4000 Meilen. Weiter wird dann die Linie durch Sibirien bis Petersburg geführt werden; das Anlagekapital beträgt 10 Mill. Doll. Im preußischen Staate stellte sich im Jahre 1865 das Telegraphennetz auf 1754 geographische Meilen mit 5473 geographischen Meilen Drahtlänge. Im ganzen waren 388 Stationen im Betrieb und auf formell 12 Stationen 972 Morseapparate und 3 Zeigerapparate in Thätigkeit. Den Dienst versahen 1020 Beamte. Die Gesammtzahl der auf den preußischen Stationen aufgegebenen Depeschen hat sich von 877583 in 1864 auf 1,259590 in 1865, also um 43,5 Proc., die der angekommenen von 876318 auf 1,267978, also um 44,7 Proc. vermehrt, die Zahl der Transitdepeschen betrug 214274. Auch in Würtemberg hat das Telegraphenwesen auffallend große Fortschritte gemacht. Am 1. Jan. 1866 besaß das Königreich 144 Stationen, im Durchschnitt also auf $2^1/_2$ Quadratmeilen je eine, im ganzen 251 Meilen Telegraphenlinien mit der durchschnittlichen Entfernung von 1,7 Meilen einer von der andern. Die Zahl der Depeschen hat seit 1864 um 19 Proc. zugenommen und betrug 450000. Welche Ausdehnung das Telegraphennetz in den drei telegraphisch verbundenen Erdtheilen Europa, Asien und Afrika bereits gewonnen, erhellt aus nachstehender Zusammenstellung. Es beträgt gegenwärtig die Zahl der Stationen in Europa: a) Deutsch-Oesterreichischer Telegraphenverein 2696, b) übrigens 5286, zusammen 7982; in Asien 190; in Afrika 48. Summa aller Stationen 8220. Auf jeder Station kann man also nach und mit ebenso viel Orten correspondiren. Der höchste Gebührensatz ist für Depeschen nach China zu bezahlen, nämlich ab Chemnitz 31 Thlr. 16 Ngr., wonach jedes Wort 1 Thlr. 17 Ngr. 3 Pf. zu befördern kostet. Unter Protection des königlich preußischen Telegraphendirectors Chauvin zu Berlin beabsichtigt man daselbst eine Actiengesellschaft zu bilden, welche die neuesten Erfahrungen und Erfindungen im Gebiete der Telegraphie und der Elektricität auszubeuten bezweckt. Für unterirdische Telegraphenleitungen finden jetzt Asphaltröhren gern Anwendung und hat sowol die hannoverische als auch die holländische Telegraphendirection derartige Leitungen mit vielem Erfolg ausgeführt. Die Röhren dazu werden in Hamburg angefertigt.

Die Theerfarbenindustrie gewinnt immer mehr Boden, je besser man lernt, die prächtigen Producte, die sie liefert, zu fixiren und je mehr ihre Darstellung sich vereinfacht, je wohlfeiler sie demnach werden. Der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen hat seine große goldene Denkmünze und einen Preis von 1000 Thlrn. aus-

*) Wir werden demnächst einen genauern Bericht über die Legung des transatlantischen Kabels, diese wichtige culturgeschichtliche Thatsache der Gegenwart, bringen.

gesetzt für denjenigen, welcher 1) eine Methode angibt, um im käuflichen Anilinöl leicht und sicher den Gehalt an Anilin und Toluidin zu bestimmen; ferner 2) zugleich den Einfluß bestimmt, welchen die Verschiedenheit des Mischungsverhältnisses beider Bestandtheile auf die Ausbeute an Fuchsin ausübt; endlich 3) das Gewicht festsetzt, das die größte Menge krystallisirten Farbestoffs liefert. Es geht daraus schon hinreichend die ungemeine Wichtigkeit hervor, welche man gegenwärtig der Erzeugung und Verwendung der Anilinfarben beilegt. Unter dem Namen „Cerise“ bringt die Anilinfarbenfabrik von R. Geigy in Basel jetzt schon ein Anilinroth in der Form von Pulver oder Krystallen zu dem höchst billigen Preise von 25—30 Sgr. in den Handel. Verfahren zur Prüfung der Anilinöle auf ihre Brauchbarkeit zur Fabrikation der Anilinfarben hat neuerdings Reimann in Berlin angegeben; der Braunstein ist ein bewährtes Mittel dazu. Ein neues Verfahren zur Darstellung von blauen und violetten Anilinfarben durch Erhitzung von Rosanilin mit Anilin und Chinin oder einem Salz dieser Basis erhielt L. Schad zu Warrington in England patentirt. Lauth in Strasburg stellt ein billiges Anilinschwarz her. Neu ist das photographische Anilindruckverfahren zur Vervielfältigung von Karten, Planen und Zeichnungen aller Art, das sich durch große Billigkeit auszeichnet. Ein neues Extract des Krapp stellen Dollfus Mieg u. Comp. in Mühlhausen dar unter dem Namen „modificirtes Garancin“, durch Behandlung des Garancins mit Ammoniakdämpfen und Wasserdampf von unter 100 Grad C. Temperatur. Dasselbe soll nicht blos lebhaftere und sattere, sondern auch echtere Farben erzeugen als das gewöhnliche; namentlich soll der Unterschied in den violetten sehr auffallend sein. Das Orcin, Extract der Orseilleflechten, wird neuerdings gereinigt durch Lösung in siedendem Wasser und Kochen mit Thierkohle. Man hat gefunden, daß dasselbe die Fäulniß thierischer Stoffe verhindert. Um aus Farbhölzern einen schnellern und ergiebigern Auszug des Farbestoffs zu erhalten, wird wiederholt empfohlen, sie mit lauem Wasser anzufeuchten und so längere Zeit vor dem Auskochen an der Luft liegen zu lassen. Dadurch soll mit Ersparniß eine viel schönere, gesättigtere Flotte erzeugt werden.

Wie sehr das Gewicht der verschiedenen Baumwollsorten differirt, bestätigen folgende Angaben der durchschnittlichen Schwere eines Ballens aus: Aegypten 492 Pfd. englisch, Amerika 423, Surate 390, Smyrna 350, Madras 300, Bengalen 300, China 240, Westindien 180, Brasilien 160 Pfd. englisch. In Großbritannien wurden im Jahre 1865 circa 820000 Ballen Jute (Corchorus capsularis) eingeführt und verarbeitet, in Deutschland jährlich 26000 Ctr. Juteleinen oder Hessiens. In Ostindien werden alljährlich circa 6 Mill. Ctr. Jutefaser producirt, wovon nur ein Drittel zur Ausfuhr gelangt. Daselbst wird die von holzigen Theilen völlig freie Faser seit urvordenklichen Zeiten versponnen und verarbeitet, die feinern Gewebe verwendet man zur Kleidung, die groben zu Segeltuch und Säcken aller Art für Reis, Zucker, Baumwolle u. s. w. Diese Säcke sind ihrer Billigkeit wegen auf allen größern Märkten gesucht, unter dem Namen „Gunny bags“ im Handel bekannt und gehören zu den wichtigern Exportartikeln Ostindiens. Die Juteindustrie hat allem nach eine große Zukunft und ihre Einbürgerung in Deutschland ist in vermehrtem Maße sehr wünschenswerth. Außer dem Etablissement zu Vechelde gibt es daselbst nur noch zwei Jutespinnereien in Hof und Hirschfelde, welche sämmtlich ihr Verfahren geheim halten. Indessen kann man alle Maschinen dazu aus Schottland erhalten und zwar von Maclea und March in Leeds. Einen sowol zu Gespinst als zu Papierzeug tauglichen Faserstoff hat Cabanis in Paris aus der Rinde des Moulbeerbaums dargestellt; der hohe Preis desselben widerstrebt aber seiner Einführung in die Praxis. Ein Meisterstück der Webekunst haben die Webermeister Dittrich und Lippold in Chemnitz geliefert: die Darstellung der Industrieausstellungshalle in Seide! Die Musterzeichnung beanspruchte 10000 Stück Karten; der

Webestuhl ist ein 800er Jacquard. Das Kunstwerk ist höchst gelungen ausgefallen; leider haben die Zeitverhältnisse die Verschiebung der Ausstellung, für die es zunächst bestimmt war, um ein Jahr veranlaßt.

Ueber den neuen Gasbrenner von Brönner haben wir schon früher, Bd. 2, erste Hälfte, S. 632, berichtet. Nach neulich angestellten vergleichenden Versuchen von Dr. Kohlrausch erwies sich die Leuchtstärke desselben um viermal so groß als diejenige gewöhnlicher Brenner; dies Verhältniß bezieht sich indessen nur auf kleinere Brenner, im Mittel stellt sich die Ersparniß etwa auf 50 Proc. heraus (Versuche in Nürnberg und Fürth wollen blos circa 33 Proc. constatiren). Die geringere Hitze dieser Patentbrenner bedingt ein etwas gelberes Licht, das übrigens für Beleuchtungszwecke nicht schädlich ist. Ein neuer derartiger Apparat ist der Ventilgasbrenner von Zborowski in Wien, der in einem Doppelventil besteht, das den Zustrom des Gases regelt, sodaß der Flamme stets dasselbe Quantum zugeführt wird. Der billige Preis und völlige Gefahrlosigkeit empfehlen diesen Brenner. Eine neue Lampe für flüssige Kohlenwasserstoffe, wie Photogen, Benzin, Petroleum u. s. w. ohne Docht und Glascylinder haben Herzog u. Cohn in Wien geliefert; das Wesen derselben besteht in einem Ventilator mit Uhrwerk; comprimirte Luft sättigt sich mit entzündlichen Dämpfen und brennt oben aus einem Brenner wie Gas. Der Namen „Hydrocarbon-Lunar-Gaslampe“ wird das Geräth nicht regulärer machen. Die Verwendung des Petroleum nimmt ungeheuer zu; Amerikas Ausbeute daran im Jahre 1864 wird auf mehr als 100 Mill. Doll. geschätzt, wovon 47 Mill. auf Pennsylvanien kommen. Galizien liefert seit 1861 etwa 250000 Ctr. Steinöl jährlich; dasselbe wird voraussichtlich im Stande sein, später den gesammten Bedarf des Continents zu decken. Große Schwierigkeiten hat bisher die Dichtung der Petroleumfässer verursacht, da dieses Oel durch die Poren des Holzes dringt. Metallene Gefäße haben sich unpraktisch erwiesen. Robin hat nunmehr die besonders für Amerika wichtige Erfindung gemacht, hölzerne Fässer vollkommen öldicht zu machen, indem sie zuerst von außen mit trocknendem Leinöle getränkt, dann inwendig mit einer starken Pottaschelösung ausgeschwenkt werden. Fässer, welche auf diese Weise vorbereitet, mit Petroleum gefüllt worden waren, blieben auf wochenlängem Transport von außen vollständig trocken und geruchlos gleich wie Mehlfässer, und kein Tropfen Oel ging verloren. Hieran reihe sich die Notiz über ein neues Flammenschutzmittel für Kleiderstoffe. Als solches empfiehlt Kletzinsky in Wien gleiche Gewichtstheile käuflichen Zinkvitriol, Bittersalz und Salmiakblumen innig zusammenzureiben und das Gemenge mit seinem dreifachen Gewicht Ammoniakalaun zu vermischen; dies gibt einen feuchten Brei, den man bei gelinder Wärme austrocknet. Setzt man der zum Schlichtemachen bestimmten Stärke ihr halbes Gewicht von dieser Composition bei und appretirt oder steift man die leicht entflammbaren Stoffe mit solcher auf gewöhnliche Weise mittels warmen Wassers bereiteter Schlichte, so verlieren dieselben ohne sonstige Nachtheile ihre leichte Entzündbarkeit. Avis für Balletänzerinnen und Bühnendamen.

Als interessant notiren wir hier ferner die von B. Richter gegebenen Einzelheiten über Darstellung und Verwendung des Blutalbumin in der Technik. Es bildet einen Ersatz des Eieralbumin und wird dargestellt aus dem Serum des Blutes der Schlachtthiere. Das Serum ist nicht von allen Thieren gleich hell, der südeuropäische Büffel liefert das farbloseste, daher auch das beste Albumin. Der rückständige Blutkuchen wird getrocknet als Blutdünger verwerthet. Das Albumin ist in der Zeugdruckerei, besonders zur Fixation der neuen Anilinfarben, unentbehrlich. Außer von Eiern und Blut gewinnt man es noch aus Kleber, Quark und Fischrogen. Die größte Fabrik für Eier- und Blutalbumin, Lactin u. s. w. ist diejenige von J. Hofmeier in Prag und Wien. Für die Fabrikation künstlicher Augen ist Paris der einzige

Platz in der Welt. Es werden daselbst im Durchschnitt wöchentlich 400 Stück Augen, für Menschen bestimmt, verkauft; mit der Anfertigung derselben, in welcher man es sehr weit gebracht hat, beschäftigen sich im ganzen 12 Augenfabriken, welche zusammen gegen 250 Arbeiter haben. Als einer praktischen Kleinigkeit, welche während letzter Messe in Leipzig sich bewährt und vielen Beifall gefunden hat, erwähnen wir einer Patentbrief- und Geldtasche mit Sicherheitsvorrichtung gegen das Entwenden. In dem Deckel derselben befinden sich ein paar gebogene Nadeln, welche um eine Achse drehbar sind, und beim Vordrehen in das Futter der Rocktasche greifen, sodaß die Tasche befestigt wird; durch Zurückdrehen löst man sie. Zu haben sind diese Patentbrieftaschen in der Permanenten Industrieausstellung zu Leipzig. Eine Erwähnung verdienen hier auch die so schnell beliebt gewordenen Zauberphotographien, eine Erfindung des Chemikers W. Grüne in Berlin. Bei denselben erscheint nämlich durch Befeuchten einer anscheinend weißen Karte mit Wasser ein photographisches Bild; dasselbe ist mit einer Auflösung von unterschwefligsaurem Natron fixirt, und verschwindet, wenn es in eine solche von Sublimat gebracht wird. Soll das latent oder unsichtbar gewordene Bild wieder erscheinen, so bedeckt man es blos mit einem Stück Fließpapier, das mit unterschwefligsaurem Natron präparirt ist, und feuchtet es an, worauf es alsbald wie durch Zauber deutlich hervortritt.

Von neuen Maschinen und Apparaten zeichnen wir aus: Einen Webstuhl für schmale Stoffe, wie Borten und Bänder, um das Abwickeln der Kette und das Aufwickeln des fertigen Gewebes in demselben Verhältniß zu bewirken, wie das Weben vor sich geht, von Vincent in Saut de Vaucluse („Génie industriel", April 1866); Maschinen zum Vorbereiten der Gespinstfasern Flachs, Hanf, Jute, Chinagras, von Dickson in London; sie bestehen aus einer Brechmaschine zur Entfernung der Samenkapseln, einer Bastbrechmaschine, einer Hechelmaschine, endlich einer Flachsschneidemaschine zur Verkürzung der Fasern, wenn mit Baumwolle, Wolle, Alpaca, Seide u. s. w. gemischte Gewebe erzeugt werden sollen („London Journal", Juni 1866). Eine Seilspinnmaschine von Tragneau in Bordeaux ermöglicht die Darstellung von Bindfaden und Stricken aus beliebigem Material in kleinen Räumen; am Vordertheil derselben befindet sich zugleich ein kleines Becken mit Theer, der mittels einer Schlangenröhre mit Dampf geheizt wird. Die Fäden können durch denselben gehen; das Niveau des Theers wird durch einen Schwimmer so regulirt, daß die Fäden mehr oder wenig davon aufnehmen. Die Maschine soll sehr Gutes leisten, sowol in Bezug auf Quantität als Qualität der Arbeit, welche letztere von Handarbeit nicht sehr verschieden sein soll („Deutsche Industriezeitung", Nr. 25, 1866). (Wir erlauben uns hier darauf aufmerksam zu machen, daß die Fabrikation der Seilerwaaren in Deutschland noch auf verhältnißmäßig tiefer Stufe steht und weitaus übertroffen wird von derjenigen in Großbritannien, besonders Irland, Frankreich, Rußland, Schweden und Italien.) Die patentirte Wollwaschmaschine von Donisthorpe in Leeds zeichnet sich vor andern Constructionen dieser Art dadurch aus, daß am Ende des Bades, woraus die zu waschende Wolle entnommen wird, eine Scheidewand angebracht ist, sodaß die von den Walzen ausgequetschte schmuzige Waschlauge nicht auf die den Walzen frisch zugeführte Wolle zurückfließen kann, sondern unter einem falschen Boden gesammelt wird („London Journal", Nr. 210, 1866). Einen neuen Bleichapparat für Flachsgarne hat Malmédie beschrieben; derselbe erlaubt, die rohen Garne der Einwirkung von verschiedenen Flüssigkeiten zum Bleichen oder Reinigen — Chlorlösung, alkalische Laugen, verdünnte Säuren — nacheinander auszusetzen, ohne daß die Garne in verschiedene Gefäße gebracht werden müssen („Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure", April 1866). Die Vortheile der Maschinenbleiche haben die Erfindung einer neuen Bleichmaschine für Webwaaren von H. Scharf in Löbau veranlaßt; ein

Knabe ist im Stande, dieselbe in Bewegung zu setzen, sie vermag bei zwölfstündiger Arbeit täglich 50 Weben von 70 Ellen Länge zu bleichen, wobei sie die Waare in gleichmäßig schöner Bleiche vollkommen geruchlos abliefert. Durch die Maschine werden rohe Baumwollgewebe mit einmaligem Durchwinden schön weiß; ebenso gelangen gemischte Waaren aus roher Baumwolle und weißem Leinengarn mit einmaligem Durchwinden zur Bleiche; Zeuge aus gebleichten Garnen erlangen durch einmaliges Durchwinden schöne Nachbleiche; aus halb gebleichtem Leinengarn erlangen Gewebe nach zweimaligem Durchwinden hohe Bleiche; endlich werden Stoffe aus rohem Leinengarn unter Entfernung alles Schilfes nach dreimaligem Durchwinden genügend weiß gefärbt („Deutsche Industriezeitung", Nr. 25, 1866). Auf eine Sengmaschine für Appreteure haben Florian Liebelt u. Comp. in Chemnitz Patent erhalten; dieselbe sengt bei geringem Kostenaufwand über Spiritusflammen alle Stoffe, selbst die feinsten Gardinen und zartesten Farben sehr gut; mit 3 Liter Weingeist von 80 Grad können je nach der verschiedenen Gattung binnen 6 Stunden 30—60 Stück Waare zweimal gesengt werden. Zur Bedienung ist nur eine Person nöthig, die Kosten belaufen sich auf höchstens 5 Pf. per Stück. Von Bewegungsmaschinen notiren wir eine neue Gaskraftmaschine von Hugon in Paris, bei welcher das Gas durch Schieber mit Gasbrenner entzündet, zur Abkühlung Wasser in den Cylinder gebracht wird, letzterer aber mit einem Mantel versehen ist, in welchem Wasser circulirt. Die Maschine soll sehr ruhig und ohne Schmierebedarf arbeiten („Les Mondes", Nr. 390, 1866). Als sehr einfach und solid wird gerühmt eine Locomobile mit Schleifenbewegung vom Ingenieur Stigler in Mailand. Die Einführung der Dampffeuerspritzen geht in Deutschland nur sehr langsam vor sich, bisjetzt sind nur wenige deutsche Städte damit versehen. Nach einem Berichte des Commandanten der londoner Feuerwehr, Kapitän Shaw, wurden bei dem Brande der Ostindiadocks von den Dampffeuerspritzen 3,143799 Gallonen (zu $4^1/_2$ Liter) Wasser geschleudert mit einem Aufwand von etwa 80 Thlr. für Kohlen und Oel. Um dieselbe Leistung mit Handspritzen zu erreichen, wären 204 Spritzen mit 5712 Mann Bedienung nöthig gewesen und die Kosten würden über 9200 Thlr., also circa 115 mal so viel betragen haben. Der Extincteur ist ein von Dr. Carlier erfundener Feuerlöschapparat, dessen Princip auf mächtiger Entwickelung von Kohlensäure mittels doppeltkohlensaurem Natron, Weinsteinsäure und Wasser besteht. Für Magazine zur Aufbewahrung von leichtbrennbaren Stoffen, für Eisenbahnwaggons zum Transport von solchen, sowie beim ersten Ausbruch von Bränden soll der Apparat geeignet sein; er wird gerechtfertigt von Courtines u. Monnes in Paris („Annales de Génie civil"). In Hannover werden Dampfchausseewalzen nach französischem Muster eingeführt. Sie bestehen aus zwei Cylindern, von welchen der vordere hauptsächlich zur Steuerung dient; zwischen beiden ist ein verticaler Röhrenkessel befindlich, an dem unmittelbar zwei vertical gerichtete Dampfcylinder befestigt sind, deren jeder zur Aufnahme von etwa fünf Pferdekräften bestimmt ist. Die Uebertragung der Bewegung von der Kurbelwelle auf die Walzen geschieht durch Zahnrad- und Kettenvorgelege. Die Ausführung hat die Egestorff'sche Maschinenfabrik in Linden übernommen („Mittheilungen des hannoverischen Gewerbvereins"). Eine Schmiedemaschine mit vier rechtwinkelig gegeneinanderstehenden Hämmern hat J. Wright in Dudley patentirt erhalten; sie scheint ähnlicher Construction wie der doppelt wirkende Krafthammer von Schönherr in Chemnitz. L. Schwartzkopff in Berlin hat eine Steinbrechmaschine mit Grundlage des Blake'schen Princips gebaut, welche zweckmäßig arbeiten soll; sie steht auf einem vierräderigen Wagen („Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen"). Eine Braunkohlenformmaschine von Hertel u. Comp. in Nienburg an der Saale verarbeitet nach Versuchen des sachsen-anhaltischen Ingenieurvereins die Braunkohlen nach rationeller und zweckentsprechender Methode zu Formsteinen, welche die Handform-

steine hinsichtlich der Festigkeit und Dichtigkeit weit übertreffen, ohne daß die Fabrikation kostspieliger wäre. Zum Ausschneiden von Schweifungen und Ornamenten aus Metall und Holz hat Kennan in Dublin eine Schweifsäge construirt, welche mehrere neue Momente in glücklicher Zusammenstellung bietet („Mechanic Magazine", Nr. 233, 1866). Eine neue Teigknetemaschine, welche die gesammte Teigmasse nicht auf einmal, sondern in Abtheilungen nacheinander durchknetet, ist von J. J. E. Lenoir in Paris ausgeführt worden („Génie industriel", 1866). Die Filtermaschine des Russen Mankowski soll sich auszeichnen durch große filtrirende Flächen und Brauchbarkeit für die verschiedensten Stoffe („Deutsche Industriezeitung", Nr. 254, 1866). Einen Universalmaisch- und Kühlapparat für Spiritusbrennereien haben die Gebrüder Hampel in Dresden erfunden. Derselbe hat sich in der Praxis bereits erprobt, spart die Anlage eines Kühlschiffs, verringert die Dauer der Kühlperiode und nimmt sehr wenig Raum ein. Auf dem Gute Kobitzsch bei Meißen ist ein derartiger Apparat in Thätigkeit. Zur Erzeugung von Gefrorenem hat Puntschert in Wien eine selbstthätige Eismaschine dargestellt, welche mittels eines die Kurbel bewegenden Uhrwerks binnen 8—16 Minuten, je nach Größe des Apparats, die Masse zum Gefrieren bringt („Wochenschrift des niederösterreichischen Gewerbvereins", Nr. 377, 1866). Dehnt sich ja sogar der Erfindungsgeist aus auf die Kinderwiege, an der ein Deutsch-Amerikaner, Helmkamp in Reading, Ohio, gleichfalls ein starkes Uhrwerk anbringt, um mittels eines zweitheiligen Stangenhebels die schaukelnde Bewegung zu bewirken, ohne daß jemand dabei zu sitzen braucht („Scientific American", Nr. 314, 1866). Pneumatische Klingelzüge fertigt E. Stöhrer in Leipzig; sie sind eine sinnreiche Anwendung des Luftdrucks und ermöglichen ein sofortiges Signal von der Ankunft der Botschaft („Blätter der leipziger Polytechnischen Gesellschaft", Nr. 9, 1866). Ein Apparat zur Vertilgung von Raupen und allem andern Ungeziefer, erfunden von Czerny, wird von Hoffpengler Reiß in Wien geliefert; er besteht im wesentlichen aus einem kleinen, durch Spiritus erhitzten Dampfkessel mit engem Ausströmungsrohr; die Vehemenz des ausströmenden Dampfes vernichtet sofort das Ungeziefer, dessen Larven, Puppen und Eier. Der Kessel hängt in einer Gabel an beliebig langer Stange und kann in verschiedenen Größen angefertigt werden („Wochenschrift des niederösterreichischen Gewerbvereins", Nr. 377, 1866). Der neue Curvenmesser des Uhrmachers Bilstein in Darmstadt soll zum Messen krummer Linien auf Landkarten, Plänen, also zur Ermittelung der Länge von Landesgrenzen, Küsten, Eisenbahnen, Flußläufen dienen und besteht aus einem Scalenrädchen nach Art des Schlagintweit'schen oder gleich dem Opisometer oder Perambulator von Elliot. Elastische Amboßstöcke fertigt Wolf in Memmingen durch Unterlage von Zöpfen aus chemisch präparirtem Stroh („Züricher Gewerbblatt"). Zeitgemäß beschließen wir unsere Umschau mit einer neuen Waffe, dem Revolversäbel von Mohr u. Speyer in Berlin. Derselbe soll Hieb-, Stoß- und Feuerwaffe vereinigen; zu dem Ende liegt neben dem untern Theil der Klinge ein kurzer Pistolenlauf, während oberhalb des Griffs eine Revolverkammer angebracht ist, der Drücker liegt in dem mit Bügeln geschützten Griff dem Zeigefinger gerecht. Ein Gutachten sächsischer Offiziere sagt über den Revolversäbel: „Sein kleines Kaliber (mit Stahlgeschoß) macht die Wirkung fraglich. Der Infanterieoffizier, der beide Hände zum Kampfe frei hat, dürfte einen in der linken Hand geführten großkaliberigen Revolver vorziehen. Der Cavaleriesäbel erscheint in seiner Construction zweckmäßiger und dürfte seine Anwendung bei der Attake sowie beim Durchhauen durch sich vorstellende Abtheilungen von großem Nutzen sein."

---

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Byron und die Gegenwart.

Eine Studie von Rudolf Gottschall.

Lord Byron's Werke. Uebersetzt von Otto Gildemeister (6 Bde., Berlin, Georg Reimer, 1865).

Die neue ausgezeichnete Uebersetzung der Byron'schen Werke, welche in Fluß und Guß, in Schwung und Wohlklang ebenso wie in den kecken Eigenthümlichkeiten der humoristischen Wendungen dem Original nahe kommt, rückt diesen Dichter von neuem unserer Theilnahme näher und rechtfertigt die Frage, ob die Bedeutung desselben nur eine vorübergehende gewesen sei, ob er nur als der Vertreter einer krankhaften Uebergangsepoche eine weitreichende Wirkung ausgeübt habe, oder ob sein Genius jene eingeborene Macht besitze, welche nicht nur für unser bereits wesentlich umgewandeltes Zeitalter, sondern auch für die Zukunft die Bürgschaft nachhaltiger Erfolge in sich trage. Ueberwiegt in Byron's Dichtungen das Bleibende oder das Vergängliche?

Diese Frage ist eine „wohl aufzuwerfende", um so mehr, als unsere sogenannte wissenschaftliche Kritik geneigt scheint, sie zu Ungunsten des Dichters zu entscheiden. Der Historiker des 19. Jahrhunderts, Gervinus, hat in dem achten Bande seines Werks eine Charakteristik Lord Byron's entworfen, welche zwar den Zusammenhang des Dichters mit seiner Zeit, namentlich mit den politischen Bewegungen derselben, in ein klares Licht stellt, doch der Bedeutung seines Genius in keiner Weise gerecht wird. Der krittelnde Literarhistoriker, der ja auch in seinen Urtheilen über unsere großen Dichter so viel sauertöpfische Kleinlichkeit an den Tag legte, geht so weit, die poetischen Erzählungen Byron's ästhetisch betrachtet einen einzigen Geschmacksfehler, psychologisch betrachtet einen einzigen Naturfehler zu nennen, und meint, das dichterische Unwesen sei in ihnen zum Wesen gemacht. Die Halbheit seiner Geistesbildung, die Zerfahrenheit und Haltlosigkeit seiner skeptischen Wühlerei, das poetische Behagen in Kummer und Weh wird ihm selbst, und seiner Schule das kälteste Gewissen, die pessimistischste Weltverekelung, die üppigsten Schwelgereien der geistigen und sinnlichen Orgien zum Vorwurf gemacht. Gervinus bekreuzt sich vor der „satanischen Schule" und nennt Byron ein höchst unvollkommenes Exemplar der Menschheit, einen Sonderling, der in keinem denkbaren Lebensverhältniß irgendeinen sichern Rückhalt bietet und sittlich wie politisch nur negative oppositionelle Kräfte ohne bestimmte Ausgangs- und Zielpunkte zu verbinden verstand.

Hiernach hatte Byron nur eine ephemere Bedeutung gehabt, höchstens die Bedeutung eines Meteors, das nach dem kurzen Leuchten eines wilden Flugs in den Lüften zerplatzt, das, die Zeitgenossen blendend, keine Spur seines Laufes zurückläßt.

Allerdings war Lord Byron, wie jeder echte Genius, ein Kind seiner Zeit; aber er erhob ihre flüchtig vorüberrauschenden Stimmungen durch die Macht seiner Poesie zu allgemeiner Bedeutung, er erhob sie zu jener Höhe, wo sie neben den andern großen

Gedanken der Menschheit wie in einem gemeinsamen Pantheon sich ebenbürtig versammelten.

Es ist jetzt Sache des guten Geschmacks und der gediegenen Bildung, auf Byron als auf den Vertreter des „Weltschmerzes" vornehm herabzusehen; denn unsere Gegenwart, die nur auf bestimmte und greifbare nächste Ziele losgeht, hält sich ja für so kerngesund, daß ihr derlei Phantastereien nichts mehr anhaben können. Es ist allerdings in der Poesie mit dem „Weltschmerz" viel Misbrauch getrieben worden; er wurde zu einer modischen Attitude; die Poeten lehnten sich darauf wie die photographischen Kniebilder auf ihre Säulen; die schöne Gabe des Gesangs wurde für einen unheilvollen Fluch erklärt. Doch wenn wir uns jetzt so erstaunlich sicher fühlen, weil wir jedes Leid in eine Formel bringen und den ganzen Jammer der Menschheit wissenschaftlich erklären können, wenn wir glauben, mit den kategorischen Imperativen der Politik über alle Abgründe des Daseins hinwegzuspringen, so sollten wir doch nicht vergessen, daß die großen Dichter und Denker aller Zeiten dies Gefühl vornehmer Sicherheit keineswegs getheilt haben, sondern sich durch die Welt und das Leben, durch das ganze Los der Menschheit beängstigt fühlten. Hat doch schon der alte Homer den Menschen das bejammernswertheste aller Wesen genannt, die auf der Erde athmen und sich bewegen, hat doch schon Sophokles es für den einzigen Triumph über das Schicksal erklärt, nicht geboren zu werden. Euripides bekannte, daß alles Menschenleben schmerzvoll sei, Lucrez klagte, durch welches Dunkel wir tappen, in welchen Gefahren wir leben. Und ähnlich sprechen Hiob, die Psalmen und Luther, Dante und Shakspeare! Der geistvolle Spötter Voltaire verlacht im „Candide" die Lehre von der besten Welt, und Arthur Schopenhauer nennt den Optimismus eine ruchlose Gesinnung.

Wenn daher die Klage über Welt und Leben von so uraltem Datum ist, so muß es mit dem Weltschmerz eine ganz besondere Bewandtniß haben, daß unsere in ihren Kenntnissen und in ihrem Glauben so taktfesten Historiker darüber in einen solchen heftigen Eifer gerathen. Dies muß daher in der besondern Gestalt liegen, in welcher dieser moderne Weltschmerz zur Erscheinung kam, in den Elementen, mit denen er versetzt wird und die ihm den „satanischen" Beigeschmack geben, der auf jene soliden Männer wie ein unheimliches Irritans wirkt. Da Lord Byron für den Vater dieses modernen Weltschmerzes gilt, so werden wir aus seinen Dichtungen die Eigenthümlichkeit dieses geistigen Phänomens und umgekehrt aus der letztern wieder die Eigenthümlichkeit des Dichters leicht erkennen.

Lord Byron ist ein echter Sohn des Nebellandes, das in seiner geschichtlichen Entwickelung die größten Extreme aufweist, und dessen Erbweisheit keineswegs so fix und fertig auf die Welt gekommen ist, wie sie in Blackstone und Gneist gesammelt zu Tage liegt. Wie ein rother Faden zieht sich durch die englische Geschichte der Puritanismus und die Prüderie auf der einen, die Liederlichkeit und Freigeisterei auf der andern Seite. Neben den Cromwells und Miltons stehen die Bolingbrokes und die Prinzen von Wales in alter und neuer Zeit. In Byron's Jugend fällt die Blüte des fashionabeln Rouéthums der Hofkreise, während sich daneben in der gesellschaftlichen Sitte eine Prüderie verfestigte, die großentheils einen heuchlerischen Anstrich gewann. Diese Contraste spielen in Byron's Leben bedeutsam mit hinein, ja sie bestimmen den Charakter seiner Dichtungen. Er selbst, allzu früh diesem genialen Rouéthum huldigend, hatte zeitlebens in den Orgien von Newstead-Abbey unliebsame Erinnerungen an eine Jugend, welche in wildem Taumel die höchsten Genüsse des Lebens vorweggenommen hatte, als sie noch wenig mehr für sie sein konnten als Befriedigungen einer frühreifen Feinschmeckerei. Er hatte die Geheimnisse der englischen Aristokratie kennen lernen — um so mehr mußte ihn die Zimperlichkeit der Sittengerichte anwidern, die sich an den englischen Theetischen

constituirten und über jeden kleinen Fehl, der zu Tage kam, feierlich zu Gericht saßen, während es ihnen doch nicht verborgen sein konnte, wieviel schwerere Versündigungen insgeheim die gesammte feine Welt auf dem Gewissen hatte.

Der „Weltschmerz“ hatte daher von Haus aus bei Byron nicht den Charakter einer reinen Elegie über das Los der Sterblichen, wie sie aus einer frei über demselben schwebenden Betrachtung hervorgeht; er war durch die frühen Jugendgenüsse mit einem andern Element versetzt, mit dem der Blasirtheit, einer frühen Abgestumpftheit gegen die Reize des Lebens. Ohne Frage ist dies ein krankhaftes Element, das, wenn es allein zur Herrschaft kommt, der Poesie durchaus fremdartig ist, denn es müßte ihren Lebensnerv lähmen, das aber bei Byron selbst nie diese Alleinherrschaft gewonnen hat, indem der Genius des Dichters stets siegreich aus dem Kampfe mit dieser geistigen Lähmung, mit dieser Dumpfheit persönlicher Zerrüttung hervorging und freien Aufschwung nahm zum Preis der Natur und der Geschichte. So wurde die Blasirtheit nur ein pikantes, hin und wieder nachschmeckendes Arom, das ja doch ebenso wenig bei Shakspeare fehlt, wenn auch der Dramatiker sich hinter seinen Gestalten verstecken durfte. Doch, wenn Hamlet mit Recht für Shakspeare's subjectivste Dichtung gilt, in welche er das meiste von dem Inhalt seines eigenen Denkens und Empfindens hineingeheimnißt hat, so muß man bekennen, daß auch dieser große und vielseitige Dichter für blasirte Stimmungen eine Prägnanz des Ausdrucks besaß, die nur aus den Tiefen der Seele und der eigenen Empfindung kommen konnte.

Man hat den „Childe Harold“ mit Byron identificirt, trotz des Protestes der Vorrede: „Ein fingirter Charakter dient dazu, dem Ganzen, welches übrigens auf Regelmäßigkeit keinen Anspruch macht, einen gewissen Zusammenhang zu verleihen. Freunde, auf deren Meinung ich hohen Werth lege, haben mir vorgestellt, daß ich mich dem Verdachte aussetze, mit jenem fingirten Charakter irgendeine wirkliche Persönlichkeit gemeint zu haben; dies erlaube ich mir ein für allemal in Abrede zu stellen. Harold ist das Kind der Phantasie zu dem angegebenen Zwecke.“ Und in dem „Nachträglichen zur Vorrede“ sagt Byron: „Jetzt lasse ich Harold seinen Tag leben, so wie er ist. Es wäre angenehmer und sicherlich leichter gewesen, einen liebenswürdigern Charakter zu zeichnen. Es wäre leicht gewesen, seine Fehler zu überfirnissen, ihn weniger reden und mehr thun zu lassen, aber er war niemals als ein Muster angelegt; höchstens sollte er zeigen, daß frühes Verderbniß des Geistes und der Sitten zur Uebersättigung an den alten und zur Enttäuschung in neuen Genüssen führt, und daß selbst die Schönheiten der Natur und der Stimulus des Reisens (nächst dem Ehrgeiz die mächtigste Anregung) an einer so organisirten oder vielmehr misleiteten Seele verloren sind.“

Ein lyrischer Charakter trägt jedenfalls eine bei weitem durchsichtigere Maske, als ein dramatischer; dennoch ist es nicht geboten, in ihm ohne weiteres den Dichter selbst zu sehen. So sklavisch schreibt kein Poet das Leben, nicht einmal sich selbst ab. Wir sprechen natürlich nicht von den realistischen Photographen; denn das sind überhaupt keine Dichter. Nun enthält allerdings der „Childe Harold“ zahlreiche Selbstgeständnisse: Newstead-Abbey mit seinen Orgien steht im Hintergrunde der ganzen Dichtung und wirft einen tiefen Schatten über alle Welt- und Lebensbilder. Gleichwol enthält die Dichtung auch manches Thatsächliche, das auf Byron's Leben nicht paßt, und so mochte wol der Dichter auch seine Empfindungen oft über das Maß gesteigert haben, was er um so eher thun durfte, als nicht er, sondern sein Held die Verantwortlichkeit für dieselben zu tragen hatte.

„Childe Harold“, obgleich die erste Dichtung Byron's, ist diejenige, in welcher der Weltschmerz des Dichters am meisten die Farbe der Blasirtheit trägt. Der Ritter ist satt von dem ewigen Einerlei; der Ekel treibt ihn, sein Land zu fliehen. Bar aller

Sühne, war er durch das lange Labyrinth der Sünder gewandert; mit Zechern und Buhlerinnen hatte er die Hallen der Väter entweiht.

Oft aber, wenn die Lust am tollsten stieg,
Flog seltsam Schmerz hin über seine Brauen,
Wie ein Gedank' an tödlich grimmen Krieg
Oder der Leidenschaft enttäuschtes Grauen.
Doch Keiner sah es oder mocht' es schauen;
Das kindlich offne Herz war niemals sein,
Das seinen Kummer ausströmt' in Vertrauen.
Nie sucht' er Freundes Trost in tiefster Pein;
Den Schmerz, dem er erlag, er trug ihn ganz allein.

Hier haben wir den Weltschmerz in seiner blasirten Gestalt: Ekel am Leben aus Uebersättigung. Es ist der horror vacui, dem Byron oft einen tiefergreifenden Ausdruck gibt:

Wollust, die selbst ihr üppig Grab sich gräbt,
Begrub sein Hoffen all, das längst verschied;
Der Sattheit Opfer! Graun, das knirschend lebt,
Wie Kain's unsteter Fluch die welke Stirn umschwebt.

Melodisch tönt dieser Geist der Blasirtheit in dem Liede an Ines aus:

Es ist nicht Lieb', es ist nicht Haß,
Nicht um verlornen Ruhm die Reue,
Wenn lebenssatt ich alles, was
Ich köstlich fand, nun flieh' und scheue.

Es ist der volle Ueberdruß,
Den ich aus allen Dingen sauge:
Mich lockt nicht Schönheit zum Genuß,
Und kaum bezaubert mich dein Auge.

Es ist das tiefe ew'ge Graun,
Das Judas Flüchtling einst getroffen,
Das über's Grab nicht wagt zu schaun,
Und kann doch hier nicht Ruhe hoffen.

Kann vor sich selbst der Flüchtling fliehn?
Ob er von Land zu Lande wanke.
Des Daseins Fluch begleitet ihn,
Der finstre Dämon, der Gedanke.

In dieser letzten Strophe erweitert sich der persönliche Weltschmerz gleichsam zum allgemeinen. Doch diese hier nur flüchtig angeschlagenen Klänge fanden erst in „Kain" und „Manfred" einen tiefern Zusammenklang.

Mit dieser Uebersättigung am Leben hängt es zusammen, daß der junge Childe Harold bereits ein vollständiger „Timon" geworden ist. Die Freunde sind Schmarotzer beim Pokal, herzlose Schmeichler, und von den Freundinnen heißt es:

Des Weibes Sinn liebt Pomp und Macht allein,
Wo die sind, kommt dem Eros manche Kunde;
Die Mädchen wie die Motten fängt der Schein,
Und wo ein Seraph seufzt, zieht Mammon singend ein.

Jene Wahrheit, die sich auch minder blasirten Gemüthern so oft aufdrängt, daß nämlich der Gewinn im Leben selten den Einsatz lohne, daß das erreichte Ziel nicht die ersehnte Befriedigung gewähre, spricht Childe Harold mit Bezug auf die Liebe in der folgenden Spenserstrophe aus:

Es ist ein alter Satz erprobt im Leben,
Und vielbeweint von jedem, der's erfährt,
Wenn alles ist erlangt, was all' erstreben,
So ist der dürft'ge Lohn den Preis nicht werth.
Jugend vergeudet, Geist und Kraft verzehrt,
Das ist die Frucht, wo Lieb' erfolgreich ist,
Und wird ihr frühstes Hoffen schon verheert,
So wird's ein tödlich Gift, das weiter frißt,
Unheilbar noch, wenn Lieb' ihr Schmeicheln längst vergißt.

Es ist das Geheimniß des Genius, wodurch er sich vom Stümper und Fabrikanten unterscheidet, daß er selbst noch in das anscheinend Abnorme etwas Allgemeingültiges zu legen weiß. Byron's Blasirtheit und Uebersättigung hat an und für sich keine Berechtigung; die stumpfe Gleichgültigkeit gegen die Welt ist eigentlich der Tod aller Poesie. Doch von dieser befremdenden, vielleicht anwidernden Grundstimmung aus weiß der Dichter sich zu jenen Gedanken zu erheben, welche jedes Gemüth, wie es auch gestimmt sei, durch ihre tiefe Wahrheit und durch den sich unauslöschlich einprägenden Lapidarstil des Ausdrucks ergreifen. Die Muse des Dichters gleicht hierin jenen im Schlamm wurzelnden Lotosblumen, in deren Kelch wie in eine Wiege der Glaube der östlichen Völker seine Götter bettet. Wen hat nicht einmal, mitten in der Gesellschaft, das Gefühl jener Vereinsamung beschlichen, welches Byron so classisch in der Antistrophe der beiden folgenden Verse schildert:

Auf Felsen sitzen, über Wellen träumen,
Lustwandeln unter schatt'gem Waldesgraun,
Wo freies Leben wohnt in freien Räumen,
Wohin sich Menschentritte nie getraun,
Auf Berge klettern ohne Pfad und Zaun,
Mit wilden Heerden, die der Hürd' entbehren;
Allein in Schlucht und Gießbach niederschaun —
Das ist nicht Einsamkeit, das heißt verkehren
Mit Reizen der Natur und ihre Wunder ehren.

Dagegen im Gewühl und Lärm mit andern
Sehn, hören, fühlen, sorgen ohne Rast,
Ein müder Pilger durch das Leben wandern,
Wo nichts dich liebt, du nichts zu lieben hast,
Schoskind des Prunks, das vor der Noth erblaßt,
Wo niemand mit verwandter Freundlichkeit,
Kein Schmeichler, kein Gespiele, Freund und Gast
Einst weniger lächelt, wenn ihr nicht mehr seid —
Das heißt allein sein, das, o das ist Einsamkeit!

Gleichzeitig sehen wir aus diesen Versen auch die Correctur der Blasirtheit, wie sie im ganzen „Childe Harold" zu finden ist. Ein Gemüth, das für die Wunder der Natur sich begeistert, ist noch nicht lebenssatt; im Gegentheil, es hat einen echten Quell des Lebens, an dem es sich erquickt. Childe Harold, der gern mit den Reizen der Natur verkehrt, ist noch lange nicht so blasirt wie jener Dänenprinz, dem die Erde, dieser treffliche Bau, nur wie ein kahles Vorgebirge erscheint, und der herrliche Baldachin, die Luft, das wackere umwölbende Firmament, dies majestätische Dach mit goldenem Feuer ausgelegt, nur wie ein fauler verpesteter Haufe von Dünsten.

Die beiden letzten Gesänge des „Childe Harold" sind bekanntlich einige Jahre später geschrieben als die ersten. In die Zwischenzeit fällt ein bedeutendes Ereigniß im Leben des Dichters — seine Ehe mit Lady Milbank, die nach einem Jahre wieder geschieden wurde. Die Verbitterung des Dichters gegen die Engherzigkeit der fashionabeln londoner

Welt hatte noch durch diese Erfahrung zugenommen; doch jene Blasirtheit aus Uebersättigung mußte einem tiefern, inhaltsreichern Schmerze weichen:

Des Lebens Zauberkelch schäumt oben nur am Rand.

Einst schlürft' er ihn und fand, der Bodensatz
War Wermut; dennoch schenkt' er wieder ein,
An reinrem Born, an einem heil'gen Platz,
Und hielt den Kelch für ewig — aber nein!
Stets schleppt' er seine Kette hinterdrein,
Die unsichtbar und nagend ihn umfing,
Schwer, ob sie gleich nicht klirrte, scharfe Pein,
Obwol sie niemals sprach, die ihren Ring
Eingrub mit jedem Schritt, wohin sein Weg auch ging.

Doch noch einmal lockt den Dichter die Schönheit der Natur, der Reiz des Lebens:

Wer aber sieht die volle Rose prangen
Und trüge sie nicht gern im eignen Kranz?
Wer prüft den Schmelz und Schimmer schöner Wangen
Und fühlte nicht, das Herz welkt niemals ganz?
Wer kann den Ruhm sehn, dessen Sternenglanz
Durch Wolken winkt und klömme nicht empor?
Noch einmal hat der lust'ge Wirbeltanz
Ihn fortgerissen; aber er erkor
Ein edler Ziel als einst in seiner Jugend Flor.

Der Dichter hat inzwischen zweierlei gelernt, Reue und Maß:

So weit von neuem führt' ich mein Gedicht,
Nicht unter günst'gen Sternen; denn zu finden,
Daß wir nicht sind, was wir gewesen, nicht,
Was wir sein sollten; Zorn und Groll verwinden,
Mit stolzer Vorsicht einen Schleier binden
Um jede Leidenschaft, um Lieb' und Haß,
Um Gram und Eifer, Streben und Empfinden,
Damit es nicht zu wild die Seel' erfaß' —
Es ist ein schweres Werk! Jedoch, ich lernt' auch das.

Im vierten Gesange (1818) tritt der subjective Zug immer mehr zurück. Der Dichter räumt dies selbst in der Widmung an Hobhouse ein: „Was die Führung des letzten Gesanges betrifft, so wird man in demselben von dem Pilger weniger finden als in den vorhergehenden, und dies Wenige nur unmerklich, wenn überhaupt, von demjenigen getrennt, was der Dichter in eigener Person sagt. Die Wahrheit ist, ich war es müde geworden eine Linie zu ziehen, welche nicht zu bemerken jedermann entschlossen schien. Wie dem Chinesen in Goldsmith's «Weltbürger», welchem kein Mensch, daß er ein Chinese sei, glauben wollte, half es mir nichts, daß ich betheuerte und mir einbildete, einen Unterschied zwischen dem Verfasser und dem Pilger gemacht zu haben. Eben das ängstliche Bestreben, diesen Unterschied durchzuführen und der Verdruß, meine Mühe fruchtlos zu finden, lähmte mich beim Schreiben dergestalt, daß ich ganz davon abzustehen beschloß, und das habe ich gethan."

Der Einfluß des „Childe Harold" auf die Literatur der Folgezeit ist nachweisbar. Gerade der vierte Gesang hat Dichtern, welche sich im Genre reflectirender Schilderung gefielen, vielfach vorgeschwebt. Platen's venetianische Sonette sind unter seinen Einflüssen entstanden, und die „Todtenkränze" von Zedlitz tragen das Gepräge und Colorit des „Childe Harold". Doch nicht blos die Poesie, auch die Prosa hat von ihm gelernt. Die vornehme Blasirtheit des „Childe Harold" stand dem Verstorbenen in England und

dem Semilasso in Algier nicht übel zu Gesicht und das Geschlecht der jungen Weltfahrer, welche zugleich als Weltstürmer auftraten, lernte von ihm gewisse Attituden für Behandlung moderner Lebensfragen, in düsterer Beleuchtung oder in vornehm abwehrender Haltung. Wenn schon Goethe Byron einen „theuern Zeitgenossen“ nannte, so stellte sich Heinrich Heine mit ihm ganz auf Du und Du und trat in den „Reisebildern“ die Erbschaft des Childe Harold an. Doch bei Heine überwog das studentische Aplomb über die vornehme Haltung, die romantische Schule über die satanische, der Ton des deutschen Liedes über den der englischen Elegie; doch seine Blasirtheit war mehr Koketterie, und nur ernst gemeint, wenn er an Kopfschmerz litt.

In der Regel gilt nicht das erste Gedicht Byron's, der „Childe Harold“, für sein am meisten blasirtes, sondern das letzte und umfangreichste, der „Don Juan“, das Gedicht, das ein Freund Byron's ganz Grubstreet nannte, und von dem Gervinus behauptet, ästhetischer Unbedacht habe es als das größte des Dichters bezeichnet. Zu diesen ästhetisch Unbedachtsamen scheint indeß auch Goethe zu gehören, der über die Dichtung bekanntlich das folgende Urtheil fällte: „«Don Juan» ist ein grenzenlos geniales Werk, menschenfeindlich bis zur herbsten Grausamkeit, menschenfreundlich in die Tiefen süßester Neigung sich versenkend, und da wir den Verfasser nun einmal kennen und schätzen, ihn auch nicht anders wollen, als er ist, so genießen wir dankbar, was er uns mit übermäßiger Freiheit, ja mit Frechheit vorzuführen wagt. Dem wunderlichen, wilden, schonungslosen Inhalt ist auch die technische Behandlung der Verse ganz gemäß; der Dichter schont die Sprache so wenig als die Menschen, und wenn wir näher hinzutreten, so sehen wir freilich, daß die englische Poesie schon eine gebildete komische Sprache hat, welcher wir Deutschen ganz ermangeln.“

Wir wollen zunächst mit Goethe den „Don Juan“ für ein grenzenlos geniales Gedicht halten, indem wir dem Urtheil eines großen Dichters mehr Vertrauen schenken als dem eines Historikers und Literarhistorikers, der das „Geniale“ bisher nirgends zu entdecken wußte und selbst den Shakspeare verphilisterte. Dennoch ist die Genialität dieser Dichtung von der Blasirtheit des „Childe Harold“ sehr weit verschieden. Hier ist nichts vom subjectiven Ringen, von vibrirender Unruhe, von innerer Verbitterung, von Verzweiflung an Welt und Leben — der Dichter führt uns mit vollem Behagen vor einen satirischen Weltspiegel, und man muß von den großen satirischen Dichtern aller Zeiten eine sehr geringe Kenntniß haben, wenn man über dies satirische Gedicht wegen seiner poetischen und sittlichen Licenzen die Nase rümpft. Daß das prüde England, das seiner literarischen Antecedentien allzu oft uneingedenk ist, davon nichts wissen will oder bei seinem Erscheinen nichts wissen wollte, läßt sich leicht denken und erklären; daß aber unsere Literarhistoriker, die bei ihren Wanderungen durch die Weltliteratur sich und uns zu oft mit allem möglichen Schlamm bespritzen, gerade an den „Don Juan“ so rigoristische Maßstäbe anlegen; das zeugt weniger für eine wunderliche Inconsequenz, als für den Mangel an jeder freien, echt dichterischen Auffassung. Und doch sagt schon Goethe: „Wer den Dichter will verstehen, muß auf Dichters Wegen gehen.“

Byron selbst ist sehr unwirsch zu sprechen über den Vorwurf der „licentiousness“, die er ein großes peut-être nennt, je nach dem Wandel der Zeiten. „Ward nicht“, ruft er aus, „Anakreon in unsern Schulen gelehrt, übersetzt, gepriesen, herausgegeben? Und sind deshalb die englischen Schulen oder die englischen Weiber verderbter? Wenn ihr die Alten ins Feuer geworfen habt, wird es an der Zeit sein, die Neuen anzuklagen. «Licentiousness» — da ist mehr wirkliches Unheil und bedrohliche Ueppigkeit in einer einzigen französischen Prosanovelle, in einer Moranischen Hymne, oder einem deutschen Lustspiel, als in aller wahrhaften Poesie, welche je seit den Rhapsodien des Orpheus niedergeschrieben oder ausgeströmt wurde. Die sentimentale Anatomie Rousseau's und

der Madame de Staël ist viel gefährlicher als irgendwelche Verse und sie ist es, weil sie die Principien erschüttert, indem sie über die Leidenschaften raisonnirt, während die Poesie an und für sich selbst Leidenschaft ist und nichts von Systemen weiß. Sie greift an, aber sie beschuldigt nicht; sie mag im Unrecht sein, doch sie erhebt keine Ansprüche auf den Optimismus."

Man kann Byron's „Don Juan" nicht einmal frivol nennen; denn er beutet nicht wie die frivolen Dichter den Reiz der sinnlichen Situation aus, um durch die Schilderung die entsprechenden Stimmungen hervorzurufen. Er gibt sie nur als Thatsachen, welche seiner Satire willkommenen Stoff geben. Hierüber spricht sich ein Aesthetiker, der Gervinus bedeutend an Feinheit und Schärfe des Urtheils überlegen ist, Karl Rosenkranz in seiner „Aesthetik des Häßlichen" folgendermaßen aus:

„Die ganze Region der sexuellen Gemeinheit kann nur durch die Komik ästhetisch befreit werden. Die ethische Seite muß in diesem Fall ignorirt und nur der thatsächliche Widerspruch, der in der Situation als solcher liegt, festgehalten werden. Die Komik muß sich nur dem Geschehen als solchem zuwenden, denn jede tiefere Auffassung würde sie stören. Byron hat in seinem «Don Juan» diese Komik in sehr pikanten Scenen geübt, die uns lachen lassen, ohne uns zu entrüsten. Julie, die üppige Spanierin, stopft, als ihr Mann mit den Alguazils ins Zimmer dringt, Don Juan unter das Bettdeck und hält nun eine fulminante Predigt, wie man so schamlos sein kann, bis an ihr Bett zu dringen. Man durchsucht alles in der Stube bis unter das Bett und findet nichts Verdächtiges, während der Schuldige im Bette schwitzt. Oder Don Juan wird von der Sultanin in Konstantinopel als Sklave gekauft, als Mädchen verkleidet, in den Harem gesteckt, da es aber noch an einem Bett für ihn fehlt, provisorisch für die erste Nacht einer der Odalisken zugesellt, welche dann einen so sonderbaren und lebhaften Traum träumt, daß ihr Aufschrei den ganzen Schlafsaal in Aufruhr bringt. In diesen Fällen muß die Komik, wie gesagt, von aller sittlichen Kritik abstrahiren, allein die Möglichkeit dieser Abstraction muß auch in dem ganzen übrigen Complex der Umstände liegen, wie wir z. B. hier in einem Harem von einem als Mädchen verkleideten Don Juan, der ohne sein Zuthun einer Odaliske als Bettgenosse zuertheilt wird, die Vergessenheit der ethischen Postulate nicht überraschend finden werden. Byron malt in seinem «Don Juan» niemals in der Weise mit lüsternen Farben, wie es Wieland thut, der sich im Auskosten des Sinnlichen gefällt."

In der That ist die Tendenz des Dichters eine satirische, die auch aus den Arabesken der keckſten Phantasiespiele herausblickt. Wenn der Dichter einmal die Licenz als die Seele dieser Dichtung von Ariostischer Ueppigkeit und Berneskischer Ironie betrachtete, ein andermal, um sich von dem Geschrei der fanatisirten Prüderie zu retten, dem Werke eine moralische Etikette geben wollte, als habe er nachzuweisen versucht, daß die überstürzte Leidenschaft sich ihre eigenen Qualen schaffe, so darf man diesen gelegentlichen Aeußerungen nicht den Werth gewichtiger Commentare geben. Einen bessern Anhalt für die Würdigung von Byron's Intentionen gibt ein Brief an seinen Verleger Murray, den er nach Vollendung des fünften Gesanges schrieb: „Der fünfte Gesang des «Don Juan» ist keineswegs der letzte, er ist kaum der Anfang. Der Held sollte die Tour durch ganz Europa machen, mit nöthigem Zusatz von Belagerungen, Schlachten, Abenteuern und dann wie Anacharsis Clootz in der Französischen Revolution enden. Wie viel Gesänge das geben kann, weiß ich nicht, ebenso wenig, ob ich, selbst wenn ich am Leben bleibe, es durchführe; wenigstens war dies meine Idee. Er sollte ein cavalier servente in Italien sein, in England eine Ehescheidung veranlassen, in Deutschland als ein sentimentaler Mann mit einem Werther-Gesichte auftreten, um so die verschiedenen Lächerlichkeiten der Gesellschaft in allen diesen Ländern zu zeigen und ihn selbst der Natur

gemäß mit zunehmendem Alter als allmählich gâté oder blasé darzustellen. Ich war jedoch nicht ganz im Reinen, ob ich ihn in der Hölle oder in einer unglücklichen Ehe enden lassen sollte; ich weiß nicht, was das Härtere sein würde."

Gervinus nennt die Tendenz des „Don Juan", der Leidenschaft der Liebe (dem ewigen Gegenstand der poetischen Verklärung) den täuschenden Schleier abzureißen, mit dem sie die Heuchelei umkleidet, eine herabziehende; wir würden dies Urtheil nicht begreifen, selbst wenn die Tendenz des Gedichts in solcher Weise richtig bezeichnet wäre. Doch das Wesen desselben wird durch diese Auslegung nur oberflächlich berührt. „Don Juan" ist eine ironische Polemik gegen die Herrschaft der Sitte, welche in jedem Lande mit dem Anspruch der Allgemeingültigkeit auftritt, während doch, was in dem einen von ihren Gesetzen geboten wird, in dem andern für verpönt und strafbar gilt. Gegenüber diesem Sittengesetz, das sich oft so tyrannisch geberdet, während es so für einen höhern Standpunkt sich selbst aufhebt, macht der Dichter, mit dem uralten Recht des Satirikers, durch alle Verschleierungen hindurch hinzuweisen auf die nackte menschliche Bedürftigkeit, die Gewalt des sinnlichen Triebes geltend, der in dieser ironischen Beleuchtung als der Kern, als das Bleibende in den Wechsel der Erscheinungen, in der Maskerade der sittlichen Costüme erscheint. Die Situationen, in denen der Dichter seine Macht darstellt, mögen anstößig erscheinen, wie überhaupt „Don Juan" keine Lektüre für junge Mädchen ist; aber sie sind nicht frivol ausgemalt, um die Phantasie zu reizen; der Eindruck, den sie hervorbringen, ist ein durchaus erheiternder. „Don Juan" ist ein satirischer Beitrag zur Geschichte der Frauen, eine ironische Darstellung der Liebe in den verschiedenen Nationalcostümen.

Wie „Don Juan" mit dem innersten Leben des Dichters zusammenhängt, ist unschwer zu erkennen. Die terroristische Herrschaft der Sitte an den englischen Theetischen hatte den Dichter geächtet und zeitlebens mit unerbittlichem Haß verfolgt, ja sie war sogar mehr oder weniger die Ursache seiner Ehescheidung gewesen. An dieser Sitte rächte er sich im „Don Juan", und es gewährte ihm ein besonderes Vergnügen, durch die Keckheit seiner Darstellung der englischen Prüderie ins Gesicht zu schlagen. Er weilt daher auch mit epischem Behagen gerade bei der Darstellung des englischen Lebens und der englischen Gesellschaft. Köstlich hat er dieser Prüderie Fleisch und Blut gegeben in jenem Geist im Mönchsgewand, welcher den Helden erschreckt und von dem es in der letzten Strophe des Gedichts heißt:

> Der Geist (wenn Geist) scheint eine süße Seele,
> Wie sie nur je im Mönchsrock Buße thut;
> Ein Grübchenkinn und eine weiße Kehle
> Stiehlt sich hervor und wird wie Fleisch und Blut;
> Als ob ein Leib aus finstrem Kleid sich stehle,
> Schlüpft aus der Kutte — ach, es war nicht gut!
> Voll, üppig, doch nicht überreif, der Spuk
> Der lebenslust'gen Herzogin — Fitz Fulke!

Dieser üppige, lebenslustige Geist im Mönchskleide, diese Verbildlichung der englischen Prüderie, welche köstliche Schlußvignette des Byron'schen „Don Juan"!

„Don Juan" trägt übrigens durchaus nicht den Stempel der Blasirtheit; der Held ist ein ganz frischer Junge, der sich bei allen seinen Abenteuern nicht aus der Stimmung bringen läßt. Der Dichter hatte, wie er selbst bekennt, die Absicht, ihn später mit zunehmendem Alter un peu blasé zu machen — doch dazu war in den Gesängen, die der Dichter vollendete, noch keine Veranlassung. „Don Juan" gehört nicht wie „Childe Harold" zu Byron's weltschmerzlichen Gedichten, wie überhaupt nicht in die Literatur des Weltschmerzes und der Blasirtheit, sondern in die der Satire und des Humors, was

schon seine äußerlich barocke, in hundert Excursen und Abschweifungen sich ergehende, mit absonderlichen Reimen spielende Form hinlänglich documentirt. In den Nachdichtungen, freilich, die sich an „Don Juan" anlehnten, wurde die Blasirtheit chronisch. So ist namentlich Puschkin's „Eugen Onägin" eine Mischung von „Childe Harold" und „Don Juan", ein blasirter Held des Slawenthums, welches, berauscht vom Schaume der europäischen Civilisation, mit seinem Katzenjammer kokettirt.

Außer im „Don Juan" hat man auch in den Helden der Byron'schen „Erzählungen" Vertreter des Weltschmerzes und der Blasirtheit finden wollen. Diese Giaurs und Piraten haben allerdings einen düstern Zug; doch es ist nicht die Folie der Uebersättigung, durch welche sie hervorgehoben werden; sie haben etwas wild Leidenschaftliches; die finstere Energie eines abenteuerlichen Lebens prägt sich in ihren Zügen, in ihren Empfindungen und Handlungen aus. Sie haben früh verstockte Herzen wie der Korsar — doch nur, damit die blitzartige Beleuchtung der Leidenschaft um so größere Wirkung mache. Oder es sind geheimnißvolle Erscheinungen, wie Lara, der allerdings mehrere Züge hat, die an Childe Harold erinnern:

Er war verwandelt, ja — es war nicht schwer
Zu sehn, er sei ein andrer als vorher:
Die Stirn in ihren tiefen Furchen ruht,
Glut zeigt sich noch, doch ist's erloschne Glut;
Der alte Stolz — das alte Feuer nicht;
Ein kaltes, Lob verachtendes Gesicht,
Ein hohes Wesen und ein Blick dazu,
Der die Gedanken andrer liest im Nu;
Ein bittrer Spott, wenn er sein Schweigen brach,
Der Stachel dessen, den die Welt zerstach,
Der Stachel, der verwundet, wenn er scherzt,
Und wen er trifft, der sagt nicht, wie er schmerzt:
All dies war sein, doch unter diesem schlief
Ein Etwas noch, für Wort und Blick zu tief.
Lieb', Ehrgeiz, Ruhm, das Ziel, das jedermann
Begehrt und einer kaum gewinnen kann,
Dies kämpft in seiner Brust nicht mehr, und doch,
Es schien, als lebt' es dort vor kurzem noch,
Und manchmal in dem hohlen Antlitz flammte
Seltsamer Blitz — wer weiß, woher er stammte?

Doch dieser Lara ist kein blasirter Modeheld; er hat etwas von Timon; er ist ein enttäuschter Idealist, der als Knabe das Gute träumte, das nie ist, und dann ein bitterer Mann wurde; er ist ein Fatalist, der des Willens Thaten Schicksal nennt; sein Wahnsinn sitzt im Herzen, nicht im Hirn; es ist eine der Erscheinungen, deren Bild sich unauslöschlich einprägt, ein dämonischer Held, aber voll Thatkraft, keine Hamlet-Natur.

Wenn der Weltschmerz aus Blasirtheit, der sich eine modisch interessante Positur gibt, eigentlich für das aus Byron's Gedichten in die Weltliteratur ausströmende geistige Miasma gilt, wenn Byron's Porträt mit dem vornehmen Air und dem kühngeschlungenen Halstuch gleichsam die Idealfigur war, der eine Zeit lang das fashionabe Rouéthum in ganz Europa nachstrebte, so können wir außer dem Childe Harold doch keine Gestalt in seinen Dichtungen finden, welche für diese Poesie des moralischen Katzenjammers irgendeinen Anhalt böte. Ganz anders verhält es sich mit jenem Weltschmerz des Skepticismus, der, wir möchten sagen, einen allgemeingültigen Charakter trägt, der nicht aus persönlicher Verekelung an Welt und Leben hervorgeht, sondern hinter beide nur seine großen Fragezeichen setzt. Dieser Skepticismus ist allerdings der durchgehende Zug aller Byron'scher Dichtungen und die theologischen und philosophischen Generalpächter

der Wahrheit haben ein Recht, sie deshalb zu verdammen — vorausgesetzt, daß sie „Hamlet“ und andere Shakspeare'schen Dichtungen und Goethe's „Faust“ mit in den Sündenfall des Lords von Newstead-Abbey verwickeln.

Mindestens müssen auch sie doch den Zweifel als den Weg zur Wahrheit anerkennen, als den Weg, den die tiefern Geister einschlagen, die kühnern Schwimmer, wie Byron selbst im „Don Juan“ andeutet:

„Que sçais-je?“ war Montaigne's Spruch; das Gleiche
Lehrt' auch die älteste Akademie;
Daß Zweifel alles sei, was man erreiche,
War immer ihre Lieblingstheorie.
Eins ist gewiß in diesem Erdenreiche,
Der eine Satz: „Gewißheit gibt es nie.“
Die Welt ist solch ein Räthsellabyrinth,
Daß ich bezweifl', ob Zweifel Zweifel sind.

Mit Pyrrho segeln ohne alle Schranken
Durchs Meer des Grübelns, ist vielleicht charmant,
Wie aber, wenn das Boot umschlägt beim Schwanken?
Ihr Denker seid im Steuern nie gewandt,
Und schwimmt man lang im Abgrund der Gedanken,
So wird man matt. Ein stiller, seichter Strand,
Wo man sich bückt und bunte Muscheln immer
Auffischen kann, das paßt für mäß'ge Schwimmer.

Der Zweifel gilt zunächst den höchsten Gütern des Lebens, dann aber dem Leben selbst. Jener zieht sich durch sämmtliche Dichtungen Byron's, dieser hat sich in „Manfred“ und „Kain“ tiefsinnige Faustiaden von hohem Schwung gedichtet. Der erstere, der ethische Skepticismus, hat bei Byron bisweilen einen spielerischen, frivolen Anstrich; der zweite, der metaphysische, hält sich immer auf freier, lichter Höhe der Dichtung.

Zu jenen höchsten Gütern des Lebens zählt vor allem der Ruhm, namentlich der Kriegsruhm. Trotz Elihu Burrit's Friedenstauben hat der blutige Lorber noch immer eine weit höhere Geltung als der friedliche Oelzweig. Für Lord Byron war Krieg und Schlächterei ziemlich gleichbedeutend; er war wie Victor Hugo ein Verächter des Schlachtenruhms, den er mit bitterm Sarkasmus antastete. So singt er im „Childe Harold“ auf dem Schlachtfeld von Talavera:

Da faulen sie — des Ruhms geehrte Narren!
Was? Ihren Staub umstrahlt doch Ehre licht! —
O Wahn! .. Werkzeuge seht ihr hier verscharren,
Wie ein Tyrann sie tausendfach zerbricht,
Wenn über Schädel er den Weg erficht,
Den Weg wohin? Zu leerem Traum und Schein.

Und weiterhin schlägt er beinahe Falstaff'sche Klänge an:

Genug von Königs Schooskindern! Mögt ihr spielen
Das blut'ge Spiel! Tauscht Ruhm um Odem ein!
Ruhm? — Wenn auch Tausende für einen fielen,
Lebendig macht er niemals ihr Gebein.

Wol erkennt der Dichter einen Ruhm an, doch nur den der Volksbefreier. So singt er auf dem Schlachtfelde von Waterloo:

Echter Art
Ist Ruhm, wenn er sein Schwert mit Myrten schmückt
Und wie Harmodius auf Athens Tyrannen zückt.

Und im „Don Juan“:

> Krieg ist, wenn ihn das Recht nicht heilig macht,
> Blos Hirnzerschmettern und Luftröhrenschneiden.

Die Eroberung Ismails im russisch-türkischen Kriege unter Katharina II. gibt dem Dichter des „Don Juan“ die reichlichste Gelegenheit, seine Satire auf die militärische Herrlichkeit spielen zu lassen. Diese Schilderung, obgleich sie einige poetisch glänzende Züge hat, ist im ganzen nur eine Parodie auf die brillanten Schilderungen der militärischen Epopöen. Da gibt der Dichter einen Schiffskatalog seiner Helden, doch er verzweifelt, die Namen aller tapfern Kosacken, die leider unaussprechlich waren, zu buchstabiren. Welch beißender Hohn auf den Ruhm — wer kann diese Strackonoffs und Struckenstows und Tschitsschakoffs, „zwölf Consonanten größtentheils per Mann“, sich einprägen?

Noch schlimmer geht es dem Schock englischer Volontärs, unter denen 16 Thomsons, 19 Smiths mitkämpften:

> Der Rest hieß Jack und Will und Bill und Bob Smith,
> Und die Notiz, daß Jack Smith Senior
> Aus Cumberland war und sein Vater Grobschmied,
> Ist alles, was ich weiß von diesem Corps.
> Er nahm drei Zeilen officiellen Lobs mit
> Aus diesem Leben, als er seins verlor
> Vor irgendeinem Nest, woselbst er fiel —
> „Unsterblich“ nennt man das im Zeitungsstil.

Noch schlimmer erging es dem Helden, von welchem Byron in der folgenden Strophe singt:

> Die Mehrzahl überlaß' ich einer Nummer
> Der Zeitung, die sie, hoff' ich, richtig schätzt,
> Die Helden, welche ruhn in stolzem Schlummer
> In Gräbern, Feldern, oder wo zuletzt
> Die Seel' empfand des Fleisches Noth und Kummer.
> Beglückt ist, wen der Setzer richtig setzt!
> Ich kannte einen Mann, der sehr famos war,
> Sie druckten Grove, obwol sein Name Grose war.

Als Vertreter der crassen, blutsaufenden militärischen Bravour erscheint der kleine Suworow, der seine Rekruten im Hemde exercirt. Auch der kriegerische Muth wird persiflirt:

> Mit den Vordersten beschritt
> Den Wall auch unser kleiner Freund Juan,
> Als mach' er täglich solche Scenen mit,
> Und fing doch eben erst das Handwerk an.
> Indeß der Durst nach Ruhm und nach Credit,
> Der unsre Herzen ganz durchbohren kann,
> Stach ihn, obwol er sonst kein Bösewicht war,
> Und weiblich weich von Herzen und Gesicht war.

Der fliehende Johnson, der nur weglief, wenn Fliehen nichts weiter war als eine heldenmüthige Art von „List“, ist das Gegenbild zu Don Juan's todesmuthigem Heldenthum.

Der Dichter nennt den Stoff dieser Gesänge grausig und das Epos selbst

> ein wenig angebrannt
> Vom Glanz des Siegs und seinen Consequenzen,
> Durch welche Heldenlieder blühn und glänzen.

Wir könnten noch genug der Strophen anführen als Beweise für die beißende Persiflage, mit welcher der Dichter die Metzeleien der Schlachten und den Kriegsruhm verspottet.

Besser als vom Kriegsruhm dachte Byron vom Dichterruhm. Im vierten Gesang von „Childe Harold's Pilgerfahrt" feiert er einen Petrarca, einen Tasso, dessen Namen der Nachwelt Thrän' und Jubel preist, und die andern Größen Italiens und singt von sich selbst:

Ich habe doch gelebt und nicht vergebens:
Ob dieser Geist erlahmt, dies Herz versiegt,
Ob dieser Leib zerbricht im Kampf des Lebens,
Eins ist in mir, was Zeit und Qual besiegt,
Was athmen wird, wenn dieser Hauch verfliegt.

Byron hegte diese Ueberzeugung, obgleich er von seiten der Kritik manche trübe Erfahrung gemacht hatte. Seine ersten Gedichte waren grausam in der „Edinburgh Review" verfolgt worden, und daß sein „Don Juan" keinen Anklang fand, darüber spricht er sich selbst in den Gesängen dieses Gedichts zu wiederholten malen aus; er jammert ironisch darüber, daß die „wohlwollenden azurnen, schönen Richter" ihn vom Thee der Hippokrene verdammen. Ruhmsucht ist Wollust ohne Gegenstand; Ruhm ist Rauch, aber Weihrauch für die Phantasie. Bei den Schoskindern Famas, die auf die Enkel kamen, da sammeln sich um einen Namen Zeitalter; doch der Dichter selbst ist bei allem Glauben an seinen Nachruhm auch wieder resignirt:

Ob meiner Verse Ruhm und Glanz verglimmt,
Eh diese Hand erlahmt, mit der ich schreibe,
Ob er Jahrhunderte in Pachtung nimmt,
Das Gras auf meiner Gruft wächst just so lang
Und seufzt zum Nachtwind, schwerlich zum Gesang.

Am wenigsten, trotz seines „Don Juan", wagte sich Byron's Skepticismus an die Liebe; er war von ihrer Allmacht als einer vollen, den ganzen Menschen erfassenden Leidenschaft überzeugt und hat sie in seinen sämmtlichen poetischen Erzählungen verherrlicht; sie ist das dunkle Räthsel der Vergangenheit, das seinem „Manfred" und seinem „Lara" zu Grunde liegt; sie tönt selbst in die blasirten Klänge seines „Childe Harold" mit elegischem Zauber herein. In „Don Juan" freilich scheint die alles aufwühlende Satire sich auch an die Wurzeln dieser Leidenschaft zu wagen; doch es ist das Recht des Satirikers, einseitig zu sein und sich diejenigen Seiten der Erscheinungen herauszusuchen, an denen er seine satirische Ader bewähren kann:

Lieb' ist Eitelkeit
Und Selbstsucht ist ihr Anfang und ihr Ende,
Falls sie nicht Wahnsinn ist, Verschrobenheit,
Die gerne ganz verschmölz' und sich verbände
Mit nicht'ger Schönheit.

Und weiterhin ruft der Satiriker aus:

Die ganze Art, wie Seel' und Erdenkloß
Vereinigt wird, ist äußerst curios.

Gleichwol ist die Tendenz dieser Stellen wie die des ganzen Gedichts nicht miszuverstehen. Der Dichter nimmt sich eben der Sinne an als eines stets vernachlässigten „Titels für die Minne", der höchstens da anerkannt wird, wo sie unerlaubte Wege wandelt; er klassificirt die Liebe wie Polonius die dramatischen Dichtungen:

Die reinste Art der Lieb' ist die platonische,
Für End' und Anfang, und die nächste dann
Ist eine Sort', ich nenn' sie die „kanonische“,
Der Klerus nämlich nimmt sich ihrer an;
Die dritte Gattung blüht als autochthonische
In jedem Christenland und zeigt sich, wann
Ehrbare Frau'n zu andern Banden noch
Hinzuthun — nennt's „verkapptes Ehejoch“.

Gegen diese platonische und kanonische Liebe führt Byron nun die nicht anerkannte Sinnlichkeit, die sich oft recht cynisch geberdet, ins Feld; er zeigt uns, wie sie durch die englische Blaustrümpflichkeit und Theetischprüderie hindurchblickt; er führt uns eine Galerie sinnlich-üppiger Frauengestalten vor, von der spanischen Gardinenpredigerin Juanna, welche das Corpus delicti so geschickt unterschlägt, während sie ihre Unschuld betheuert, von der türkischen Sultanin Gulbeyaz, der Potiphar des Harems, bis zur Semiramis des Nordens und dem üppigen Geist im Mönchsgewand, der Lady Fitz Fuke.

Doch daß er auch jene echt menschliche Liebe zu schildern versteht, in welcher sich Geistiges und Sinnliches zu harmonischer Einheit vermählt, das beweist die reizende Piratenidylle des zweiten und dritten Gesangs, die Liebe Don Juan's und der holden Haidi, um welche der Hauch der Freiheit und die Poesie des Meeres mit berauschendem Zauber weht und durch welche sich Byron den großen Liebesdichtern aller Zeiten würdig an die Seite gestellt hat.

Und wie hoch Byron von der Liebe dachte, beweist auch das Mysterium „Himmel und Erde“, ein Dithyrambus auf die Liebe, welche Himmel und Erde vermählt und sich bei dem Untergang der Creaturen in höhere Regionen flüchtete, wo ihr ein ewiges Leben gesichert ist.

Wenden wir uns nun zu Byron's metaphysischen Skepticismus, so ist es sehr leicht, im sichern Besitz der absoluten Wahrheit, so verschieden auch die Formkasten der einzelnen Systeme sind, in denen sie zum Gusse kam, auf diesen ganzen Standpunkt als auf einen längst überwundenen herabzusehen. Hat ihm doch Hegel in jenem Reigen geistiger Gestalten, den er in seiner „Phönommologie“ uns vorführt, nur eine untergeordnete Stelle eingeräumt und dies unglückliche in sich entzweite Selbstbewußtsein den Schwindel einer sich immer erzeugenden Unordnung genannt. Doch der Skepticismus der Dichter ist ein anderer als der philosophische; er ist die Seele aller Gedankenpoesie; er ist die poetische Dialektik. Eine Poesie, welche an die großen Probleme der Welt und des Lebens mit den metaphysischen Fangwerkzeugen herangehen wollte, würde sich bald Indigestionsbeschwerden zuziehen; auch braucht sie das geistige Facit ihres Werks nicht wie eine blankgeschälte philosophische Formel auf den Teller zu legen. Im Streben und Ringen im Kampfe selbst liegt das Anziehende der Dichtung, der eben nichts zu einer todten Formel erstarren darf.

Von den zwei Gedankendramen Byron's ist „Manfred“ das am meisten subjective; hier geht die skeptische Stimmung des Helden aus persönlichem Schicksal hervor. Kain dagegen ist ein Skeptiker von Hause aus, und wenn in „Manfred“ die Probleme mehr lyrisch gestreift werden, so geht in „Kain“ ein zernagender und zerfleischender Zweifel ihnen bis ans Herz. „Manfred“ ist mehr die Oper des Skepticismus, „Kain“ sein eigentliches Trauerspiel.

Manfred ist eine Faust-Natur; doch ein Faust, dem keine Elfen die Vergangenheit aus der Seele baden, der nach den Tiefen der Erkenntniß sucht, um durch sie seine Verzweiflung über ein vergangenes Erlebniß auszulöschen. Nirgends zeigt sich in „Manfred“ das Streben, „sein eigen Selbst zum Selbst der Menschheit zu erweitern“, nirgends geht „Manfred“ über persönliche Stimmungen hinaus.

Goethe selbst sagt über das Drama: „Dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigene Weise benutzt, sodaß keins mehr dasselbige ist, und gerade deshalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Diese Umbildung ist aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchst interessante Vorlesungen halten könnte, wobei ich freilich nicht leugne, daß uns die düstere Glut einer grenzenlosen reichen Verzweiflung am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft. Wir finden also in dieser Tragödie ganz eigentlich die Quintessenz der Gesinnungen und Leidenschaften des wunderbarsten, zur eigenen Qual geborenen Talents."

Gemeinsam ist nun Manfred mit Faust das rastlose Streben zur Erkenntniß des Weltgeheimnisses und die innere Unbefriedigung über dessen Erfolglosigkeit:

Wer am meisten weiß,
Beklagt am meisten die unsel'ge Wahrheit:
Der Baum des Wissens ist kein Baum des Lebens.
Philosophie und Forschung und die Quellen
Der Wunder und der Weisheit dieser Welt
Hab' ich versucht, und fühl' in meinem Geist
Die Macht, ihm diese unterthan zu machen.
Sie helfen nichts.

Er treibt Magie wie Faust:

Jahrelang verlebt' ich
Die Nacht mit Wissenschaft, die nie gelehrt ward,
Außer in alter Zeit. Mit Schweiß und Harren
Und schrecklichem Kastein und solcher Buße,
Die schon an sich die Luft und alle Geister,
So Luft und Erd' umfangen, Raum und selbst
Das unbegrenzte All bewältigt, macht' ich
Mein Auge mit der Ewigkeit vertraut.

Er taucht unter in Phantasie, in Dichtung, in alle Reichthümer seiner Seele, „die sonst ein Krösus war im Schaffen". Als einen Faust bezeichnet ihn auch das „erste Schicksal":

Sein Leiden ist
Unsterblicher Natur, wie unsres ist.
Sein Wissen und sein Können und sein Wollen
(Soweit nicht Staub den Aetherfunken hemmt)
Ist so gewesen, wie es Staub nur selten
Geboren hat. Sein Streben und sein Forschen
Lag jenseit dessen, was auf Erden wohnt,
Und hat ihm nur gelehrt, was wir schon wissen,
Daß Wissen nicht Glück ist und Wissenschaft
Nur Austausch unserer Unwissenheit
Gegen Unwissenheit von neuer Art.

Doch diese Gemeinsamkeit und Aehnlichkeit zwischen Manfred und Faust tritt gegen den einen großen Unterschied zurück: Manfred ist eine schuldbeladene Seele, die von den Qualen des Gewissens gepeitscht wird; Faust kennt weder Schuld noch Gewissen. Es ist ein offenbarer Fehler in Byron's Dichtung, der mit ihrem lyrisch-opernhaften Charakter zusammenhängt, daß diese Schuld des Helden, um welche sich das ganze Drama ausschließlich dreht, uns nicht mit vollkommener Klarheit enthüllt, sondern nur mit Räthselworten angedeutet wird. Manfred's Geliebte ist ermordet worden um seinetwillen —

auch er hat einen Mord begangen. Mehr erfahren wir nicht von den Voraussetzungen des Gedichts. Ein derartiges Geheimniß mit allen seinen magischen Reizen ist undramatisch, als Grundlage eines Dramas unbedingt verwerflich. Wie dem auch sei, die Schuld des Faust ist keine geringere; ja sie ließe sich ungefähr mit denselben Worten bezeichnen. Doch während Manfred bis zu peinlicher Ermüdung alle Foltern seines Schuldbewußtseins durchmacht, läßt Goethe seinen Helden gleich in der nächsten Scene nach Gretchen's tragischem Untergange von allen unliebsamen Erinnerungen auf die comfortabelste Weise von der Welt erlöst werden. Der Gegensatz zwischen den beiden Dichtungen ist ein so bedeutender, daß man sagen kann, im „Manfred" sei die Achillesferse des Goethe'schen „Faust" aufgedeckt worden, der Mangel des sittlichen Gewissens im Helden. Wenn daher Goethe selbst weiterhin über den Manfred sagt: „Kaum hat irgendjemand Mitleid mit seinem unerträglichen Schmerz, mit dem er sich immer wiederkäuend herumarbeitet", so merkt man ihm die Unlust an, mit welcher er sich in eine den Grundanschauungen des „Faust" so widerstrebende Dichtung hineinarbeitet.

Selbstverständlich ist in Bezug auf die Ausbreitung des geistigen Inhalts der „Manfred" dem „Faust" gegenüber arm zu nennen. Die Liebe, die im „Faust" in ihrem Werden und Wachsen sich so lebensvoll vor unsern Augen gestaltet, lauert hier wie ein Schatten nur im Hintergrunde des Dramas. Die reiche Welt, die Goethe vor uns entrollt, die rührende Idylle des kleinbürgerlichen Lebens, die frischen Züge studentischen und soldatischen Behagens, all die Hof- und Kriegsscenen bis zur Bethätigung des Helden in nützlich-schöpferischer Thätigkeit, ganz abgesehen von der Romantik der Walpurgisnächte und der kunstgeschichtlichen Allegorik, wird uns im „Manfred" in keiner Weise erschlossen, ja wir blicken nicht einmal durch eine angelehnte Thür in dieselbe hinaus, „Manfred" ist nur ein großer Monolog mit lyrischen Intermezzos. Die Magie des ersten Faust-Monologs wie die Naturpoesie jenes Selbstgesprächs, in welchem der Denker seinen stillen Verkehr mit der Natur Worte leiht, geben die Farben her zu einem hier mit reichem und glühendem Colorit ausgeführten Panorama. Manfred will von den Geistern Vergessenheit und Vergebung; er will den innern Frieden der Seele wiedererhalten. Alle Erkenntniß des Geheimnißvollen ist ihm nur Mittel, nicht Zweck. Doch die Geister Byron's sind nicht Goethe's gütige Elfen; sie jammert nicht der Unglücksmann, ob er heilig sei oder böse; sie versagen ihm den ersehnten Trost.

„Manfred" mag wol als die Dichtung erscheinen, in welcher Byron dem „Weltschmerz" den dichterisch schönsten Ausdruck gegeben. Doch es ist nicht die Blasirtheit, die aus vergeudeter Kraft hervorgeht; es ist ein Rechten mit der Macht, welche den armen Sterblichen schuldig werden läßt; es ist die Verzweiflung über eine vollbrachte That, welche dem Helden die Welt in eine Einöde verwandelt. Dann sieht er sie freilich in der Beleuchtung der vom Glutensturm gepeitschten Wüste:

> Mein Wesen war dem Leben abgewandt,
> Und doch nicht grausam. Denn ich machte nicht,
> Ich fand Verödung, wie der glühend rothe
> Einsame Odem des Simum, der nur
> In Wüsten wohnt und hinstreicht über Sand,
> Darauf kein Strauch gedeiht, um zu verdorren,
> Und sich auf Wellen kahler Asche tummelt,
> Und keinen suchet, welcher ihn nicht sucht,
> Doch tödlich ist, wenn man ihn antrifft — so
> War auch mein Dasein.

In dieser Stimmung entwirft er auch eine poetische Statistik des Todes, der die Jugend dahinrafft:

Es gibt auf Erden eine
Gattung von Menschen, die in ihrer Jugend
Alt sind und sterben vor des Lebens Mitte
Ohne Gewalt des kriegerischen Todes.
Die einen tödtet Wollust, andre Forschen,
Die Arbeit, jene bloße Müdigkeit,
Die einen Krankheit, andere der Wahnsinn,
Ein'ge ein welkend oder brechend Herz: —
Denn dies ist eine Krankheit, welche mehr
Erschlägt, als in des Schicksals Buch gezählt sind,
Die jede Form und viele Namen trägt.
Siehe mich an! Von allen diesen Dingen
War eins genug, drum staune nicht, daß ich
Bin, was ich bin — nein, daß ich jemals war,
Und da ich war, daß ich noch bin auf Erden.

Auch der Kampf zwischen Lebenssattheit und Furcht vor dem Tode wird in jenem Monologe, von dem schon Goethe mit Recht sagt, daß Hamlet's Monolog in ihm gesteigert erscheine, mit classischer Prägnanz dargestellt:

Wir sind die Narr'n der Zeit und Angst: die Tage
Beschleichen uns, entschleichen uns — wir leben,
Das Leben fassend, doch voll Furcht zu sterben.
In allen Tagen dieses ekeln Jochs
(Das unser ringend Herz einschnürt, das Herz,
Das bald in Gram versinkt, bald pocht vor Weh,
Und Wonne, die in Qual und Schwachheit endet),
In allen Tagen, künft'gen und vergangnen
(Denn Gegenwart gibt's nicht für uns), wie wen'ge,
Wie weniger als wen'ge zählen wir,
Wo nicht die Seele nach dem Tode lechzt,
Und doch zurückfährt, wie aus einem Strom
Im Winter, ob das Frösteln schon im Nu
Vorbei ist.

Dieser Manfred würde uns zuletzt in dem fortwährenden Jammern nach Vergebung und Vergessenheit als ein Schwächling erscheinen, wenn er sich nicht am imposanten Schluß der Dichtung zu titanischer Kraft erhöbe. Goethe läßt seinen Faust durch den Teufel holen, aber durch eine cynische Escamotage aus seiner Hand in die Hand der erlösenden Engel fallen. Hierin liegt kein Zug von Größe. Und wenn den Don Juan der Teufel holt, so ist das so selbstverständlich, daß der Held selbst dagegen nicht einmal zu protestiren wagt. Manfred aber überwindet den Teufel und die Macht der Hölle durch die selbstbewußte Größe des Menschengeistes — das ist ein Zug, um welche alle Faustiaden den Dichter beneiden könnten:

Nicht mit dem Tode kämpf' ich, nur mit dir
Und deinen Engeln. Meine frühre Macht
Erkaufte kein Vertrag mit deiner Rotte,
Nein, hohe Wissenschaft, Kasteiung, Wagniß,
Und langes Wachen, starker Geist, Erfahrung
Im Wissen unsrer Väter — als die Erde
Menschen und Geister sah beisammen wandeln
Und euch kein Vorrecht gab. Ich stehe hier
Auf eigner Kraft — verleugne, trotze, spotte,
Veracht' euch.

Und als der Geist ihm seine vielen Sünden vorwirft, entgegnet er:

Was kümmern diese dich?
Bestraft man Sünde nur durch neue Sünden,
Und nur durch größre Sünder? Fort zur Hölle!
Du hast nicht Obmacht über mich, das fühl' ich;
Du wirst mich nie besitzen, das erkenn' ich.
Was ich gethan hab', ist gethan. Ich trage
Qual in mir, die nichts borgen kann von deiner.
Der Geist, der ewig ist, macht aus sich selber
Den Lohn für gut' und sündige Gedanken,
Ist selbst des Bösen Ursprung und das Ende,
Sich selber Raum und Zeit: sein innres Fühlen,
Wenn erst vom Fleisch erlöst, borgt keine Farben
Von den vergänglichen Gestalten draußen,
Nein, gehet auf in Leiden oder Wonne,
Die das Bewußtsein seines Werths gebiert.
Du hast mich nie versucht, du konntest nie;
Du warst mein Sieger nicht, bist nicht mein Herr.
Ich selbst war mein Zerstörer und ich will's
Auch künftig sein. Zurück, besiegte Teufel,
Die Hand des Todes liegt auf mir, nicht eure.

In diese herrliche Hymne auf die Autonomie des Menschengeistes mündet der Weltschmerz und Skepticismus des Byron'schen Manfred in einer, mit dem unsäglichen Jammer der Selbstmarterung versöhnenden Weise.

Die zweite, in ihrer Haltung noch mehr metaphysische Dichtung ist das Mysterium „Kain", von dem Goethe sagt, daß es ihn zum Erstaunen und Bewundern aufgeregt habe und welches selbst Gervinus das tiefste von Byron's Werken nennt, „das in einem ungewöhnlich keuschen, einfachen, ernstwürdigen Tone gehalten ist, in dem er selbst sich neben die Dante und Salomo zu stellen dachte, die über das Nichts des Lebens geschrieben".

Kain hat nicht wie Manfred Erlebnisse hinter sich, die sein Gemüth zerrütten; er ist von Hause aus ein Held des Gedankens; der Zweifel ist das Gift, das an ihm nagt. Als Adam ihn auffordert, Gott zu danken für sein Leben, entgegnet er:

Muß ich nicht sterben?

Der Gedanke an den Tod quält ihn; er muß sterben, wie er arbeiten muß. Warum muß er für die Schuld anderer büßen?

Und dies ist Leben!
Arbeit! Und warum arbeit' ich? — Weil sich
Mein Vater nicht behaupten konnt' in Eden.
Was geht es mich an? Ich war ungeboren
Und suchte nicht zu leben, noch den Zustand
Zu lieben, den mir die Geburt vermachte,
Weshalb wich er der Schlange und dem Weibe?
Und da er wich, weswegen muß er büßen?
Was lag daran? Der Baum war doch gepflanzt?
Und warum nicht für ihn? Wo nicht, weshalb
In seine Näh' ihn setzen, wo er wuchs?
Der schönst' im Mittelpunkt? Sie haben immer
Nur Eine Antwort, wenn man fragt. Er wollt' es
Und er ist gut. Wie wissen sie's? Weil er
Allmächtig ist, muß drum allgütig folgen?
Ich seh' die Frucht nur an, und die ist bitter;
Ich muß sie essen, um Verschuldung andrer.

Das sind Kain's Gedankengänge, ehe er mit Lucifer seine Weltreise antritt. Dieser Lucifer ist nicht Mephistopheles, die Spottgeburt von Dreck und Feuer, der von Zeit zu Zeit den Alten gern sieht und sich hütet, mit ihm zu brechen; er steht keineswegs auf einem cordialen Fuße mit dem Allmächtigen; er ist nicht der verneinende Geist, der seine Verirrungen wie Witzfunken mit jovialem Behagen ausstreut — er ist ein schöner Engel, eine Idealgestalt voll Erhabenheit des Denkens und Empfindens, voll grandiosen titanischen Trotzes, ein Apostel des freien Gedankens, der an dem Throne der himmlischen Allmacht rüttelt. Gott ist ihm ein großer Tyrann, der auf seinem einsamen ungeheuern Throne Welten erschafft, um die Ewigkeit erträglicher für seine ungetheilte Einsamkeit zu machen.

Lucifer, der Genius des Zweifels, einer Skepsis, die ihren Schatten über das Universum wirft, nährt in seinem Schüler das verwegenste Selbstdenken, er verhängt nicht Torturen über den Zweifel, die noch über das kleine Leben hinausgehen, wie der andere Gott, der diesen halbfertigen Planeten zum Sitze von Geschöpfen gemacht, deren Glück darin bestehen sollte, blind zu sein in einem Paradiese der Beschränktheit, wo Wissen wie Gift verpönt war; er hinterläßt scheidend dem Erdensohn als Vermächtniß in classischem Lapidarstil abgefaßte Lehren von der Herrlichkeit der menschlichen Vernunft.

Ein Gutes gab der Schicksalsapfel euch —
Vernunft: — laßt nie sie durch tyrannisch Drohn
Ersticken und zum Glauben zwingen wider
All äußern Sinn und inneres Gefühl.
Denkt und ertragt, schafft eine inn're Welt
In eurer Brust, wenn äußre Welt verödet;
So werdet ihr der geistigen Natur
Euch nähern und die eigne überwinden.

Lucifer zeigt Kain auf seiner Wanderung die Geschichte vergangener, lebender und künftiger Welten. Dieser zweite Act ist eine moderne divina commedia, allerdings ohne Dante's Plastik, aber auch ohne seinen Scholasticismus, er ist ein Hymnus auf die Unendlichkeit der Welt, deren Glorie nur durch den fahlen Schein der Skepsis abgedämpft wird. Leiden und Sterben — das ist die Passion des Universums; auf größern Welten, über größere Wesen, zahllos wie der Staub auf der faden Erde, waltet das gleiche Schicksal. Das ist die düstere Lehre Lucifer's, der selbst den Stolz des Denkens, seines eigenen Wesens Kern, sein Schlußevangelium, hier dadurch herabsetzt, daß er sie gekettet zeigt an die niedere Leiblichkeit:

Und wenn dies stolze Denken
Gefesselt wär' an knechtisch groben Stoff;
Wenn, wissend und nach höhrem Wissen strebend,
Es sich gekettet säh' an klägliche,
Armsel'ge niedrige Bedürfnisse,
Voll Ekels — und dein köstlichster Genuß
Nur eine süße Selbsterniedrigung,
Ein höchst entnervend schmuzig Blendwerk, das
Dich anlockt zur Erneuung frischer Seelen
Und frischer Körper, alle schwach wie du
Und wenige so glücklich.

Lucifer und Kain besuchen auch den „Hades", die Welt voll gigantischer Schatten, vorzeitlicher Leviathanriesen, mammuthartiger Phantome — das Reich des Todes! Die ganze tiefsinnige Dichtung ist die Tragödie des Todes — der Tod erscheint als das Fatum der Menschheit. Darum ist diesem Besuch in den Schattenreichen ein so weiter Raum vergönnt; darum culminirt die Skepsis des Helden in der furchtbaren Blasphemie:

Sei verflucht, wer Leben
Erfunden hat, das zu dem Tode führt.
Den Klumpen Leben, welcher Leben ist
Und kann's nicht halten, muß es fallen lassen.

Es sind namentlich zwei Vorwürfe, welche man diesen Unterredungen Kain's mit Lucifer gemacht hat. Gervinus meint, es mache einen seltsamen Eindruck, wie hier die spätesten Qualen des Bewußtseins Neugierde, Wissensdurst, Zweifelsucht, die Folgen erst einer tausendjährigen Bildung der Menschheit, auf ihren Erstgeborenen zurückgetragen werden. Auf uns macht diese Bemerkung einen seltsamen Eindruck. Als wenn in jener altbiblischen Mythe vom Baum der Erkenntniß und vom Baum des Lebens, vom Sündenfall und vom Tode nicht derselbe Gedankeninhalt wäre, den der Dichter hier reich gestaltet und ausgearbeitet hat! Hierin liegt kein anderer Anachronismus als derjenige, dessen sich alle echte Poesie schuldig machen muß, indem sie die überkommenen Stoffe im Geiste ihrer Zeit ausweitet und vertieft. Doch hier ist nicht einmal neuer Wein in alte Schläuche gegossen; hier haben wir es nur mit einer poetischen und dabei vollkommen sachgemäßen Interpretation des alten Mythus zu thun.

Ein zweiter Vorwurf, welchen derselbe Historiker und Literarhistoriker der Dichtung macht, besteht darin, „daß diesen dämonischen Lehren auch nicht das geringste Gegengewicht, auch nicht der nahe liegendsten Einwände gegeben sei"! Keine Gegengründe, die doch gewiß so wohlfeil wie Brombeeren sind bei dieser „Kinderlehre des gefallenen Engels, einem gelehrigen Schüler gegenüber, der in einer gewissen gutartigen Gefühlseinfalt die halben Wahrheiten der satanischen Diction wie ein Schwamm einsaugt!" Ohne Frage würde ein Kain von Gervinus ein anderes Aussehen gehabt haben als der Byron'sche — der wohlmeinende Autor hätte keinen Augenblick gezögert, seinen Skeptikern den teleologischen Kürbis auf die Nase fallen zu lassen. Und um ein Motto für diesen Kain, der die „nahe liegendsten Einreden" stets bei der Hand hat, sodaß Lucifer gewiß bei dieser Disputation den kürzern gezogen hätte, wären wir auch nicht verlegen gewesen, wir hätten dreist den Heine'schen Vers gewählt:

Zu fragmentarisch ist Welt und Leben,
Du mußt dich zum deutschen Professor begeben,
Der weiß das Leben zusammenzusetzen
Und er macht ein verständlich System daraus;
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus.

Der dritte Act des „Kain" ist in dramatischer Hinsicht das Bedeutendste, was Byron gedichtet hat; er hat Nerv und Mark des dramatischen Talents. Wir lassen statt der engherzigen Verkleinerer des Dichters hier selbst einen großen Dichter sprechen. Goethe nennt die Scene, in welcher Abel umkommt, auf das köstlichste motivirt und auch das folgende gleich groß und unschätzbar. Der Brudermord, Eva's Fluch und die Schlußwendung — es ist alles im großen Stil der echten Tragödie.

Ohne Frage ist in den Dichtungen, die wir bisher betrachtet haben, der verneinende Geist vorherrschend — eine nagende, wühlende, bohrende Skepsis, die sich gleichzeitig in gigantischen Fresken wie in sarkastischen Arabesken ausprägt. Diese Skepsis würde ohne ein entschiedenes Gegengewicht monoton werden und das Krankhafte in Byron's Schöpfungen überwiegen lassen — man würde einen Dichter, bei dem die fortwährende Nergelei über den Weltlauf ausschließlich das Wort führt, nicht zu den wahrhaft großen Dichtern zählen können. Doch in Byron sind die positiven Elemente von gleicher Energie wie die zersetzenden. Man hat dies oft übersehen und unsere „harmonischen" Gelehrten, deren Harmonie oft weiter nichts ist als der Gleichklang des tönenden Erzes

und der klingenden Schelle, haben sich im Bewußtsein ihrer Vortrefflichkeit in die Brust geworfen und auf den disharmonischen Dichter, wie auf einen armen Zöllner, herabgesehen.

Die Verherrlichung der Autonomie des Menschengeistes ist in den Gedankendichtungen „Kain" und „Manfred" der positive Gegenschlag gegen den Zweifel und die Verzweiflung; sie ist voll Schwung, Adel und Kraft und obwol sie, gegenüber den Ausbreitungen und Ergüssen der dämonischen Skepsis nur einen geringen Raum einnimmt, doch voll tiefer Bedeutung. In Kain wird die Macht der Vernunft, welche die Welt überwindet, in Manfred die Macht des Willens, welche der Hölle trotzt, verherrlicht.

Ein zweites durch alle Dichtungen Byron's hindurchgehendes, oft ihren Reiz bestimmendes Moment ist ebenfalls positiver Art; es ist die Begeisterung für die Schönheit der Natur. Wenn des Dichters Lyra diese Klänge anschlägt, da ist sie stets harmonisch gestimmt und ein melodischer Fluß von Gedanken und Empfindungen flutet uns entgegen. In der stimmungsvollen Naturmalerei ist Byron unübertrefflich; seine Phantasie ist bevölkert mit einer Fülle von Anschauungen; Spanien, Italien, Griechenland, die Küsten des Mittelländischen Meeres hat er bereist und die Bilder in lebendiger Phantasie aufgenommen; doch nirgends wird er zum bloßen Vedutemaler, nirgends verfällt er einer, in der Poesie unberechtigten Landschafterei; es ist immer seine eigene große Seele, die sich in allen diesen Bildern spiegelt.

Selbstverständlich sind die Kritiker, welche Byron den Preis des wahrhaften Künstlers absprechen, rasch zur Hand, diese Vorzüge der Byron'schen Dichtungen in Fehler zu verwandeln. „Die Beschreibung", sagt Gervinus, „diese poetische Landschafterei, die der Instinct der Alten, die Uebung der großen Dramatiker Englands und Deutschlands, die Kritik eines Lessing verschmähte, war der beste Theil von Byron's Dichtung; er selber nannte sie sein Forte. Sie geht oft genreartig bis zur kleinlichsten Abschrift überlieferter Berichte, bei grausigen Gegenständen oft durch die anatomische Genauigkeit der Schilderung bis zum Ekelhaften."

Dieser Tadel ist ganz unbegründet und die Berufung auf Lessing's „Laokoon", die sonst sehr ins Gewicht fallen würde, eine durchaus misbräuchliche. Lessing hat durchaus nicht die dichterische Schilderung verurtheilt; er hat nur hervorgehoben, wie sich das Bild des Dichters von dem Gemälde des Malers unterscheiden müsse; er wandte sich gegen die damalige descriptive Poesie eines Haller und Kleist, welche durch die Aufzählung einzelner Merkmale der Dinge, durch das todte räumliche Nebeneinander, das nur für den, von der malenden Kunst verlangten Gesammtblick berechtigt ist, ein Bild vor die Phantasie zaubern wollte. Weit entfernt, daß Byron in den Sündenfall dieser beschreibenden Poeten mitverwickelt sei, kann er im Gegentheil für ein Muster der von Lessing aufgestellten Regeln der Schilderung gelten, ja diese Regeln können, was den von Lessing noch nicht genugsam hervorgehobenen Hauch der dichterischen Stimmung betrifft, aus dem Byron'schen Vorbild eine Erweiterung und Vertiefung schöpfen. Freilich ist es bequemer, die Dichter ungehört nach den Paragraphen der maßgebenden ästhetischen Gesetzbücher zu verdammen, als sie selbst zu Worte kommen zu lassen und jene Paragraphen zu interpretiren, wie es theils der eigene ursprüngliche Sinn derselben, theils die an großen Mustern sich fortbildende Zeit verlangt.

Gleich Byron's erste Dichtung: „Childe Harold", war im Grunde ein beschreibendes Gedicht; doch wenn man sie mit Thomson's „Jahreszeiten", mit Kleist's „Frühling", mit Haller's „Alpen" vergleicht, so erkennt man alsbald den bedeutenden Unterschied nicht blos dem Grade, sondern der Art nach. Jene trockenen descriptiven Gedichte verhalten sich zu diesem lyrisch durchgeistigten Werke, wie die sauber ausgeführten Bildertafeln einer Botanik zu einem stimmungsvollen Landschaftsbild. Was man auch mit Recht

gegen die Blasirtheit des Helden einwenden mag — die bestimmte Individualität desselben, mag sie noch so sehr mit den bleichen Farben der Reflexion angekränkelt sein, schützt doch davor, daß die Seele des aufnehmenden Dichters oder seines Stellvertreters wie ein leeres Blatt erscheint, auf das sich die Außendinge in äußerlicher Weise abdrücken. Zu dieser Verinnerlichung durch die aus der Seele des Helden über die Landschaftsbilder ausströmende düstere Färbung kommen noch die historischen Perspectiven, welche sich ebenfalls niemals in antiquarisches Detail anzetteln, sondern stets in den vollen Strom der Begeisterung einer für die Freiheit der Völker warm empfindenden Seele getaucht sind. Hierzu tritt die Elegie über die Vergänglichkeit des irdischen Ruhms und Glanzes, wie sie aus den Schilderungen Athens, Roms und Venedigs uns machtvoll ergreifend entgegenweht. Wir stoßen daher nirgends im „Childe Harold“ auf todte Beschreibungen, wie sie etwa für einen todten Nebenarm der epischen Poesie gelten können, sondern überall auf lebensvolle lyrische Schilderungen. Der Stoff, den der Dichter wählte, brachte allerdings die Gefahr mit sich, bei weniger glücklicher Behandlung sich in ein versificirtes Reisehandbuch zu verwandeln; doch der Dichter hat ihn an seinen geistigen Enden angefaßt und mit seinem Genius elektrisirt.

Ein Kleist und Thomson hätte mit uns z. B. die Trümmerstätten von Hellas an der Hand von Fallmerayer und Welcker besucht, jeden Tempel mit seinen Säulenreihen und Architraven mühsam vor unserer Phantasie aufgebaut, ganz in der Weise des Architekten, der den Riß eines Gebäudes macht; uns wären weder die Schnecken und Voluten der ionischen Säulen, noch der starke Abakus der dorischen erlassen und von irgendeinem Trümmerhügel die Rundschau über die schöne Gegend durch Aufzählung aller interessanter Punkte, welche der Blick streift, in lehrreich erschöpfender Weise dargestellt worden. Das ist jene beschreibende Poesie, welche Lessing verurtheilt hat, weil sie ihre Wirkungen mit den Mitteln der Malerei zu erreichen sucht.

Ganz anders Lord Byron! Ihm ist die elegische Stimmung der Seele das Element, in welcher Hellas mit seinen Tempeln und Trümmern und erinnerungsreichen Landschaften untertaucht; der große Gegensatz zwischen Natur und Geschichte, als ein Gegensatz zwischen dem Bleibenden und Vergänglichen, ist der volle Gedankenaccord, zu dem zuletzt alle diese Tonfolgen der Schilderung und Betrachtung zusammenklingen:

Und doch, wie bist du schön in deinem Weh!
Heimat der Götter und der Göttergleichen!
Der Thäler ewig Grün, der Berge Schnee
Trägt noch der alten Anmuth Adelszeichen.
Langsam vermischt mit Staub der Heldenleichen
Beugt sich der Tempel auf dein Angesicht,
Vom Pflug zerbröckelt mit stumpfsinn'gen Streichen.
So brechen Menschenwerke, so zerbricht
Alles — nur eins, der Ruhm der echten Tugend, nicht.

Nur eine Säule steht wol noch und klagt
Um die gestürzten Schwestern aus der Kluft;
Nur noch Tritonia's luft'ger Tempel ragt
Vom Cap Colonna in die blaue Luft;
Nur eines Kriegers halbverschollne Gruft
Trotzt (dem Vergessen nicht) der Zeit noch schwach
Mit grauem Stein und grünem Rosenduft;
Der Wandrer geht vorbei, er schaut danach
Und steht wol still wie ich und seufzt ein tiefes Ach!

Blau sind die Himmel und die Klippen wild,
Hold sind die Hain' und die Gefilde grün,

Als lächle Pallas noch; die Oelfrucht schwillt;
Die Biene, wo Hymettos Kräuter blühn,
Baut noch ihr duftig Schloß mit emſ'gem Mühn,
Die freie Seglerin der Bergeshöhn;
Vom Gold Apoll's die Marmorbrüche glühn,
Als ob die langen Sommer nie entflöhn; —
Kunst, Freiheit, Ruhm verwelkt, — Natur ist ewig schön.

Wenn Byron im dritten Gesange des „Childe Harold" den Gewittersturm im Jura schildert, so liegt die berauschende Pracht dieser Schilderung nicht blos in der kühnen bildlichen Belebung der Natur, von der die alten descriptiven Dichter freilich auch nichts verstanden, sondern noch viel mehr in der Spiegelung und im Zusammenklang des innern und äußern Lebens. Der Sturm in der Natur und der Sturm in der Seele des Dichters grüßen sich, wie sich zwei verwandte Dämonen grüßen.

Der Himmel ist verwandelt! — Sturm und Nacht
Und Dunkel, furchtbar seid ihr von Gewalt,
Doch schön in eurer Stärke, wie die Pracht
Des dunklen Weiberaug's. Von Spalt zu Spalt
Springt über krachendes Gefels und hallt
Der Donner — nicht aus Einer Wolke blos,
Nein, das Gebirg' von tausend Stimmen schallt,
Die Alpen jauchzen und auf ihr Getos
Antwortend bricht von fern des Jura Donner los.

Und das ist in der Nacht. Erhabne Nacht!
Du bist zum Schlummer viel zu groß und hehr!
Laß mich genießen deiner Wetter Schlacht,
Ein Theil vom Sturm und dir! Ein Phosphormeer
Leuchtet der See, und nun kommt dicht und schwer
Der Regen tanzend auf die Erde nieder,
Und nun ist alles schwarz, und rings umher
Hallen die Höhn vom Bergesjubel wieder,
Als säng' er für ein jung' Erdbeben Wiegenlieder.

Und weiterhin heißt es:

Himmel, Gebirge, Strom, See, Blitz und Winde,
Und Nacht und Donner und der Wolken Schwall!
Dazu ein Geist, der alles dies empfinde —
Wohl mag ich wachen! Euer ferner Hall
Im Scheiden tönt mir wie Sturmglockenschall
Dessen, was schlaflos ist in meiner Rast.
Und du, o Sturm, wo ist dein Ziel im All?
Gleichst du dem Sturm im Herzen? Oder hast
Du Adlern gleich ein Nest im hohen Bergpalast?

Wenn Claude Lorrain und Poussin ihren Landschaften durch antike Tempel und mythologische Gruppen einen stilvollen Charakter zu geben verstanden, so läßt sich Aehnliches auch von Byron's dichterischer Landschaftsmalerei sagen, nur mit dem Unterschiede, daß der Dichter diese historischen Reminiscenzen nicht blos als Staffage benutzt, sondern daß er sie zur innersten Seele des dichterischen Gemäldes macht. Dies gilt namentlich von seinen türkisch-griechischen Erzählungen, in denen die orientalische Räuberromantik, an und für sich fesselnd durch die wilde und trotzige Freiheit der Action, durch den großen Hintergrund des althellenischen Lebens bedeutsam gehoben wird. Die Paradiese im Aegeussee schildert die Einleitung zum „Giaur", doch über die Flut ragt des Atheners Grab und über die Lande, die er vergebens befreit, und wenn uns der Dichter

im „Korsar" schildert, wie schön die Sonne hinter Moreas Höhen versinkt, da gedenkt er des alten Gottes der Freude:

> Hier, wenn auch seiner Tempel Pracht verschwand,
> Verweilt er gern und grüßt sein Heimatland.

Und zu den kleinen Kämpfen der Piraten beschwört er die Erinnerung an die große Seeschlacht des alten Hellas herauf:

> Schon küßt der Bergesschatten Finsterniß
> Dein glorreich Meer, unsterblich Salamis.

Die ganze Ueppigkeit und Grausamkeit des Orients aber, sein wollüstiger Hauch, seine lodernde und versengende Glut spiegeln sich in der lyrischen Ouverture der „Braut von Abydos", in jenen wunderbar schönen Versen:

> Kennt ihr das Land, das Cypressen und Myrten,
> Sinnbilder des Glücks und des Todes, umgürten?

Doch wie Byron seine Naturschilderungen dadurch belebt, daß er die Natur sub specie der Geschichte ansieht, so beseelt er sie auch durch die romantische Mythe, namentlich in seiner Gedankendichtung „Manfred". Die Geister der Alpen, der Wassertiefen, des unterirdischen Feuers, des Sturmes verkünden mit feuriger Beredsamkeit die elementarischen Großthaten der Natur, und jener unheimliche Beschwörungsgesang, der in der meisterhaften Gildemeister'schen Uebersetzung den ganzen Zauber der Byron'schen Lyrik athmet, vereinigt das Dämonische des Natur- und Geisteslebens wie mit geheimnißvoller Magie:

> Wann der Mond im Strome schwimmt,
> Wann ums Grab das Meteor
> Und im Gras der Glühwurm glimmt,
> Und das Irrlicht auf dem Moor,
> Wann die Schnuppensterne fallen,
> Wann der Eule Klagen hallen,
> Wann das Laub auf stillem Baum
> Schläft am dunkeln Hügelsaum,
> Dann soll meine Seele sich
> Leise senken über dich.
>
> Ob du tief im Schlafe seist,
> Nimmer schlafen soll dein Geist;
> Schatten gibt's, die nicht erbleichen,
> Und Gedanken, die nicht weichen.
> Macht, die dir ein Räthsel ist,
> Will, daß du nie einsam bist.
> Wie gehüllt in Grabgewand,
> Wie von einer Woll' umspannt,
> Weilest ewig du fortan
> Unter dieses Zaubers Bann.

Wenn in Schiller's „Tell" das Naturleben der Schweiz mehr in realistischen Zügen trefflich erfaßt ist, so enthält Byron's „Manfred" die grandioseste Lyrik der Alpenwelt, ihrer Bergesriesen und Gletscher, ihrer schäumenden Wasserfälle. Sie erscheint in der Beleuchtung durch den kämpfenden, dem Himmel trotzenden Menschengeist selbst wie eine titanische Dichtung der Natur.

Doch die Naturpoesie des Dichters hat noch eine andere, wir möchten sagen eine ethische Bedeutung. Nicht umsonst feiert Byron im zweiten Gesange des „Childe Harold" das holdselige Clarens, die Heimat tiefster Liebe, die Stätte, wo Rousseau gewandelt ist, wo er mit der Natur der Menschheit Leid floh. Ihm ist mit Rousseau

gemein das tiefe Naturempfinden und der Haß gegen die Civilisation, der er im „Don Juan" ein satirisches Denkmal gesetzt hat. Dieser Gegensatz zwischen dem Naturleben und der verderbten fashionablen Cultur ist das eigenthümliche Pathos seiner Dichtungen; es ist die Seele der meisten und schönsten Reflexionen des „Childe Harold", es ist der geistige Kern, der im „Don Juan" so üppige Schößlinge treibt. Was uns an dem abenteuerlichen Helden seiner poetischen Erzählungen fesselt, ist weniger ihre geheimnißvolle Vergangenheit als die frische Naturkraft ihres Lebens und Treibens, die von allen Voraussetzungen der Gesellschaft unabhängig ist. Die Rousseau'sche Naturpoesie, mit Anklängen an Bernardin de Saint-Pierre's Inselidylle und Liebes-Robinsonade, findet sich am glücklichsten in zwei Episoden der Byron'schen Poesie ausgeprägt, die zu dem Reizendsten gehören, was der Dichter überhaupt geschaffen hat. Die Liebe von Hayde und Don Juan im zweiten Gesange dieser Dichtung ist die eine, die andere die Liebe von Torquil und Nuha im dritten und vierten Gesange der „Insel", gewiß der werthvollsten von Byron's poetischen Erzählungen, weil sie aus diesem Kern seiner Weltanschauung herausgeschaffen ist. Denn was diese Matrosen antreibt zur Empörung gegen das Gesetz und zur Meuterei: das ist ja eben das einmal gekostete Glück eines freien, utopischen Naturlebens; diese Inseln des pacific ocean, abgesperrt von der Welt hinter ihren Korallenriffen und überreich an allen freiwilligen Spenden der Natur, Genuß ohne Arbeit, Glück ohne Schranken verheißend, erscheinen ihnen als die lockenden Inseln der Seligen. Doch die Kinder der modernen Welt können dies Glück nur erkaufen um den Preis des Verbrechens, und die Angst vor der Strafe stört sie empor aus seiner paradiesischen Ruhe. Nur das Liebespaar rettet sich aus der Gefahr in die krystallne Meeresgrotte, die schon einmal das Asyl verfemter Liebe gewesen. Die „Insel" ist die schönste Nachdichtung von „Paul und Virginie" und hat unserer deutschen exotischen Lyrik, von Freiligrath's Gedichten bis zu Böttger's poetischen Erzählungen, die bedeutsamsten Anregungen gegeben.

Auch durch „Manfred" zieht sich der Gegensatz zwischen menschlicher Zerrüttung und der Harmonie der Natur hindurch:

Schön, wie schön
Ist diese ganze sichtbarliche Welt!
Wie hehr in ihrem Thun und in sich selbst!
Wir aber, die wir ihre Herrn uns wähnen,
Halb Staub, halb Gottheit, wir, zu Fall und Flug
Gleich machtlos, sind mit unsrem Mischlingswesen
Ein Widerstreit der Element', und athmen
Den Athem der Erniedrigung, des Stolzes.

Nicht minder durch „Kain", wo die Erhabenheit des Alls den hindurchschwebenden Zweifler zu machtvollem Hymnenschwung einer kosmischen Lyrik begeistert:

O du schöner,
Du unnachahmlicher Aether! o ihr Heere
Vermehrter, stets sich mehrender Lichter, sagt,
Was seid ihr? Was ist diese blaue Wildniß
Endloser Luft, in welcher ihr dahinrollt,
Wie ich die Blätter habe schwimmen sehn
In den krystallenen Gewässern Edens?
Ist eure Bahn gemessen oder stürmt ihr
In eurem schrankenlosen Jubel durch
Ein luftig Weltall unbegrenzter Weite,
Daran zu denken meine Seele fiebert,
Erfüllt vom Rausche der Unendlichkeit?
O Gott, o Götter! Oder was ihr sein mögt,

Wie schön ihr seid! Wie schön sind eure Werke,
Verkörperungen oder was es sein mag!

Das dritte positive Element in Lord Byron ist politischer Art; es ist seine Begeisterung für die Freiheit, sein Tyrannenhaß, der in die dumpfe geistverlassene Epoche der europäischen Restauration seine Blitze schleuderte. Daß diese Begeisterung keine Koketterie war, hat Byron durch sein Leben und seinen Tod bewährt. In Italien schloß er sich eifrig den Bestrebungen an, welche auf die nationale Unabhängigkeit dieses schönen Landes gerichtet waren, welche damals für politische Umtriebe galten, neuerdings aber, mit vollständigem Siege gekrönt, ihre geschichtliche Berechtigung bewährt haben. Mit der Geschichte des griechischen Freiheitskampfes ist Byron's Namen unlöslich verknüpft.

Byron kann als der Vater unserer modernen politischen Lyrik gelten. Nicht blos Victor Hugo, Delavigne, Alfred de Musset, auch Wilhelm Müller, der des Dichters Tod in Missolonghi in so begeistert volltönenden Versen besungen, Graf Platen, Zedlitz, Anastasius Grün, dessen „Schutt", namentlich in seinem ersten Theil, an Byron's „Gefangenen von Chillon" so unabweisbar erinnert, Herwegh, Lenau, Meißner — fast unsere ganze jüngere Dichterschule steht in einem magnetischen Rapport mit diesem Großmeister des politischen Pathos, dessen zornfunkelnde Rhythmen so bewältigend auf die nächsten Generationen wirkten.

Der dumpfe Druck der Restauration vermochte freilich nur die den Gewalthabern feindliche Entrüstung der politischen Lyrik zu entbinden; denn zu den gleichberechtigten Klängen der Verherrlichung wahrhafter Großthaten und freiheitlicher Siege gab jene Epoche wenig Gelegenheit. Gleichwol fehlte der Byron'schen politischen Poesie nicht der positive Pol. Die Helden des alten Hellas, die er dem neuen Geschlecht als Muster vorhielt, die er heraufbeschwor gegen die auf dem schönen Lande lastende Sultanswirthschaft, die Helden des nordamerikanischen Unabhängigkeitskriegs, wie Washington und Franklin — das waren die Götter in den Nischen seiner politischen Walhalla, die Großmächte der Vergangenheit, die er zugleich als Leuchten für die Zukunft der Menschheit hinstellte.

Napoleon war in seinen Augen ein Tyrann; aber ebenso wenig konnte er sich für seine Ueberwinder begeistern. Ein Waterloo, welches einen Congreß von Verona zur Folge haben konnte, galt ihm nicht als ein Sieg der Menschheit. Lord Wellington aber, dem jeder geniale Zug fehlte, war ihm persönlich verhaßt, und gerade den Siegen seiner eigenen Nation schenkte er die geringste Sympathie. Er war, den Engländern gegenüber, kein Pindar und Tyrtäos, sondern ein Archilochos. Einen Georg III., einen Castlereagh verfolgte er bis auf das Blut in satirischen Versen. Als Don Juan bei seiner Ankunft in England ausbricht in das begeisterte Lob der großen Nation:

Hier hat die Freiheit ihren Thron!
Hier schallt des Volkes Wort! Kein Schergenheer,
Nicht Hermandad noch Folter drückt es nieder;
Mit jeder neuen Wahl ersteht es wieder.

Hier sind die Frauen keusch und rein das Leben,
Hier zahlt das Volk nicht mehr, als ihm gefällt,
Und wenn's hier theuer ist, so zeigt das eben,
Sie können großthun, denn sie haben Geld.
Hier herrscht das Recht; kein Wandrer braucht zu beben,
Weil hier kein Räuber Wandrern Fallen stellt —

wird er alsbald durch den Ueberfall von vier Straßenräubern in seinem Hymnus auf die Herrlichkeit Altenglands unterbrochen.

Das bedeutendste politische Gedicht Byron's ist seine „Ode auf Napoleon", die in

einem unverlöschlichen Lapidarstil abgefaßt ist. Von Victor Hugo's Begeisterung für die Größe des Helden findet sich bei Byron kaum eine Spur, wenn er auch in der „Bronzenen Zeit" bedauert, daß auch Napoleon, dessen Morgenflug, dessen hundert siegreiche Schlachten die Alpen gesehen, den Rubikon der Tyrannei überschritten habe, wenn er es auch liebt, den kriegsgewaltigen Mann seinen kleinen Ueberwindern als verhältnißmäßig groß gegenüberzustellen. Doch die geschichtliche Nemsis spricht aus Byron's Munde:

Nie fiel seit jenem Lucifer
Teufel noch Mensch so tief wie er.

Zertreten, der die Welt zertrat,
Gekettet der Despot.

Er nennt sein Herz groß an Kraft, doch arm an Werth; auch der später in deutschen Versen müdgehetzte Vergleich mit dem festgeschmiedeten Prometheus findet sich zuerst in diesem Gedicht. Napoleon vermochte nicht dem Flitter von Purpur, Stern, Binde und Hermelin zu entsagen. Deshalb wird ihm der reine Held der Freiheit gegenübergestellt:

Du eitles Kind der Kaisermacht,
Stahl man dein Spielzeug über Nacht?
Der müde Blick, der Größe sucht,
Wo wird ihm Ruh' beschert?
Wo ist die Hoheit nicht verrucht
Und nicht verachtenswerth?
Ja Einer war groß, gut und fest,
Der Cincinnatus fern im West,
Den selbst der Neid verehrt,
Ein Name, Washington! — ist rein —
Erröthe, Menschheit! — er allein!

Aehnlicher heißt es in der „Bronzenen Zeit", daß ein einziger Schritt für das Recht Napoleon zum Washington der von ihm verheerten Welt erhoben hätte, daß er so aber geblieben sei:

Das Rohr des Glücks, die Ruthe fremder Throne,
Ein Stück vom Moloch und vom Göttersohne,
Cäsar daheim, Europas Hannibal,
Ohn' ihre anstandsvolle Würd' im Fall.
Ja selbst zu solchem Ruhm, wie er begehrt,
Hätt' Eitelkeit ihm bessern Weg gelehrt;
Denn der Geschicht' unnütze Bücher melden
Auf einen Weisen tausend Säbelhelden,
Indeß sich Franklin's sanfter Nam' empor
Zum Himmel schwingt, daß Welten er beschwor,
Oder aus der nicht minder glühnden Erde
Freiheit und Frieden schöpft für stille Heerde;
Indessen Washington ein Nam' ist, den
Die Zeit bewahrt, so lang' die Winde wehn.

In den grausamsten Sarkasmus verfällt der Dichter, wenn er die „Heilige Allianz", die irdische, Gott nachgeschaffene Trinität verspottet, den „Geckenzaren, Selbstherrscher aller Walzer und Barbaren", die Kalmückenschönheit, den Kosackengeist, dem er den Rath ertheilt, seine Baschkirenhorden zn rasiren und zu waschen, dann aber auch den classischen guten Ludwig XVIII.:

Wo ist der König? Spricht er? Zahlt er schon
Die schwere Schuld der Indigestion?
Nahm ein Pastetenaufruhr frevelhaft
Die allerhöchsten Eingeweid' in Haft?

Nur die neuen Numantiner Altcastiliens, die Vertheidiger von Saragossa und Kosciuszko's tapfere Scharen finden Gnade vor den Augen des Dichters. Seinen Kosmopolitismus hätte man ihm in England wol verziehen; hielt er doch nur das Banner seiner Partei hoch, der Whigpartei, die im wesentlichen mit allen seinen Anschauungen, mit seinen Verherrlichungen und Verkleinerungen übereinstimmte; doch seine schon erwähnten Angriffe auf England selbst, wie sie außer dem „Don Juan" sowol die „Bronzene Zeit" als auch „Der Fluch der Minerva" enthält, kränkten und reizten das britische Nationalgefühl. Den Hohn auf „Mylord Villainton", der den legitimen Krückenstiel geflickt und in kräftigem Stil restaurirt, hätten sich die Parteigenossen gefallen lassen. Doch der Dichter wandte sich im allgemeinen gegen den britischen Nationalcharakter und Nationalruhm, namentlich als die Erbitterung über Lord Elgin's Räubereien in Athen seine Feder in ein Gift tauchte, das er dem ganzen englischen Volke ins Gesicht spritzte. Byron bewährte indeß bei diesen Angriffen die prophetische Ader, die allen echten Dichtern eigen ist und welche auch der vielgeschmähten politischen Lyrik am Anfange der vierziger Jahre, in der die vornehme Aesthetik nichts als blauen Dunst sah, in hohem Maße eigen war, wie eine unbefangene Lektüre der Herwegh'schen Gedichte, z. B. desjenigen an „Den König von Preußen" und eine Vergleichung derselben mit den jüngsten Ereignissen in Deutschland leicht ergibt. Auch Byron's Prophezeiungen sind eingetroffen; er hat in seinem „Fluch Minerva's" den indischen Aufstand vorausverkündet:

Blick nach dem Ganges — dessen Sklavenheerden
Den Grundbau eures Reichs erschüttern werden;
Sieh da! die Rache für Erschlagne schnaubt,
Der Aufruhr hebt sein geisterbleiches Haupt,
Der Indus wälzt scharlachne dunkle Flut,
Und heischt als Schuldrückstand Europas Blut.

So hat sich der blasirte Lord, der lebensmüde Ritter in einen begeisterten Anwalt der Freiheit und der Menschenrechte verwandelt; die Schlacken seiner Blasirtheit sind von ihm abgefallen; wir begrüßen den leuchtenden Kern eines echten Genius.

Es ist hier nicht unsere Absicht, den Entwickelungsgang des Dichters zu schildern oder eine Analyse seiner einzelnen Werke zu geben; wir wollten nur den geistigen Inhalt derselben, dessen tiefe Bedeutung für unsere Gegenwart aus jeder Zeile spricht, zusammenstellen und zwar meistens mit des Dichters eigenen Worten, nicht mit jener selbstgefälligen Phrasenhaftigkeit, welche Eignes und Fremdes durcheinandermischt, sodaß man alles, was der Kritiker in den Dichter hinein- und aus ihm herausgelesen hat, aus erster Hand miterhält. Im guten und schlimmen Sinn bildet sich über jeden Poeten eine Tradition, deren Voraussetzungen zuletzt so mächtig werden, daß kaum ein Leser unbefangen genug ist, sich von ihr loszusagen, wenn er an die Lektüre der Dichtungen geht. Und doch ist diese Tradition oft eine durchaus irrige, ihre noch so verbreiteten Stichwörter sind oft so unwahr, daß es Pflicht echter Kritik ist, immer wieder die Werke voraussetzungslos in die Hand zu nehmen und mit den Mythen zu vergleichen, die sich über dieselben gebildet haben. So sind auch viele Anklagen gegen die Richtung Lord Byron's von uns auf das rechte Maß zurückgeführt worden; wir konnten das negative Element in derselben keineswegs überall unberechtigt finden und haben namentlich die bedeutsamen positiven Gegengewichte hervorgehoben, welche Byron den, nur von echter Begeisterung ertheilten dichterischen Lorber sichern.

Gleichwol behauptet Gervinus, daß der Preis des wahrhaften Künstlers Byron nie zuzuerkennen sei, „der nicht nur für das Größte, was die Dichtung geleistet, kein Urtheil,

nein, der auch für das Höchste, was überhaupt die Kunst in aller Welt geschaffen hat, für die griechischen Bildwerke nicht den geringsten Sinn gehabt habe". Weil also Byron kein Shakspearomane war, weil er keinen Sinn für hellenistische Plastik hatte — deshalb soll er kein wahrhafter Künstler gewesen sein? Als wenn nicht gerade die Bedeutung eines künstlerischen Genies, und zwar um so mehr je energischer sie ausgeprägt ist, nothwendig eine gewisse Einseitigkeit zur Folge haben müsse, wie das z. B. auch das Beispiel Schiller's beweist. Derartige Beurtheilungen gehen aus der Manie hervor, einen Dichter nach allem Erdenklichen, nach den zufälligsten Aeußerungen u. s. f. zu beurtheilen, nur nicht nach dem, wonach er allein beurtheilt werden kann, nach seinen Werken. Diese Manie, die eine Marotte der deutschen Literarhistoriker ist, macht fortwährend die Nebensache zur Hauptsache, und zeigt, daß sie keine Ahnung hat von dem Proceß des Dichtens.

Byron ist ein wahrhafter Künstler, ein echter Dichter. Jede Zeile, die er geschrieben, trägt den Stempel des Genius, das unnachahmliche Gepräge des ἁπαξ λεγομενον. Alle seine Gedichte athmen eine Prägnanz des Gedankens und der Empfindung, welche nicht äußerlich in eine schöne Form gekleidet sind, sondern mit voller Ursprünglichkeit diese Form aus sich erzeugen. Die Classicität seiner Form haben auch seine Gegner anerkannt; gegen den melodiösen Zauber derselben vermag sich nur die Stumpfheit zu verblenden — aber man hat ihm selbst diesen Vorzug zum Fehler gestempelt, ihn dargestellt als Ausfluß einseitiger Geschmacksrichtung, die sich an das vergötterte Muster Pope's anlehne. Mit dieser Afterweisheit läßt sich ein für allemal nicht rechten:

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.

Wer den Hauch des Genius nicht in jeder Zeile spürt, die der Feder desselben entströmt, der sollte über Kammerverhandlungen, über Dreifelder- und Stallwirthschaft schreiben, nicht aber über Poesie.

Der Haupteinwurf, den man gegen Byron's Künstlerschaft richtet, ist die Subjectivität des Dichters. Auch in Bezug hierauf herrschen seltsame Vorurtheile. Der Dichter sei nur etwas Rechtes, Großes, Bedeutendes; dann wollen wir ihm gern überall selbst begegnen. Viele Schriftsteller besitzen das Talent, Gestalten von eigener Schwerkraft zu zeichnen, die sich mit größter Naturwahrheit räuspern und spucken und so voneinander verschieden sind, daß man sie gleichsam schon am Gang und von hinten an den Frackknöpfen unterscheiden kann. Dergleichen Meisterschaft in der Zeichnung der Persönlichkeiten findet man nicht nur in den photographischen Ateliers unserer Realisten, nein, oft bei Romanschriftstellern niedrigster Art. Wäre diese Objectivität das Maß der dichterischen Begabung — so müßte Schiller vor Clauren und Spieß, Vulpius und Lafontaine die Segel streichen. Doch alle diese Werke sind durch den Mangel an jedem tiefern geistigen Inhalt zur Nichtigkeit verurtheilt, und selbst Shakspeare ist nicht durch die Lebenswahrheit seiner Clowns, Kröner, Rüpels und Tölpels, deren oft abschmeckende Volkswitze nur für eine ausgehungerte Gelehrtenphantasie verdaulich sind, unsterblich geworden, sondern nur durch seine geistige Tiefe, durch den Reichthum seiner Weltanschauung, am unsterblichsten durch sein am meisten subjectives Werk, den Hamlet.

Auch muß man zwischen den einzelnen Gattungen der Poesie unterscheiden. Der Lyriker ist immer subjectiv; als Lyriker läßt man auch Byron gelten. Wir sind überhaupt mistrauisch gegen alle Dichter, deren Ruhm nicht auch auf ihrer Lyrik ruht. Die antiken Tragöden waren zugleich große Lyriker, ebenso Dante und Shakspeare, Schiller und Goethe, Victor Hugo und Byron. Die Lyrik ist die allgemeine Form der dichterischen Inspiration, welche überhaupt allen Dichtwerken zu Grunde liegen muß. Es gilt heutzutage mancher für einen gefeierten Dichter, dem die Musen ausgeblieben sind und

der seine innere Nüchternheit schwach hinter ironischem Gekicher und geschickten Durchzeichnungen lebender Bilder verbirgt.

Läßt man nun Byron's Lyrik gelten, so verfallen dagegen seine poetischen „Erzählungen“ desto strengerm Gericht. Aus ihnen gerade beweist man seinen Mangel an Gestaltungsfähigkeit; man verurtheilt sie, indem man den epischen Maßstab an sie anlegt, dies geschieht mit Unrecht. Die poetische Erzählung ist eine Mischform, in der das Lyrische überwiegt; sie ist nicht eine Abbreviatur des Epos, sondern eine weitere Ausführung der Ballade; liebevoll eingehende Charakterzeichnung würde in ihr als eine Weitschweifigkeit und Härte empfunden werden. Der Dichter entläßt seine Gestalten nicht zur vollen Freiheit des Epos, sie hängen noch durch eine Nabelschnur mit seinem Wesen, mit seiner Stimmung zusammen. Man mag die künstlerische Berechtigung dieser Gattung bezweifeln; wie sie einmal ist, reizt sie gerade durch den Zauber persönlicher Stimmungen, durch die Macht persönlicher Leidenschaft, die in sie ausströmen kann. Byron darf als der Schöpfer dieser modernen poetischen Erzählung gelten; sein Genie gab ihr das Gepräge und alle europäischen Nationen haben sie adoptirt, nicht blos die Deutschen und Franzosen, auch die Russen, deren größter Dichter Puschkin in dieser Form am liebsten dichtete, die Polen (Mickiewicz, Zaleski, Malczewski, Garczynski, Goszczynski u. a.), die Ungarn (Petöfi, der auch als Lyriker namentlich in seinen „Düstern Sternen“ im Byron'schen Geist gedichtet hat, Vörösmarty, Arany u. a.). Eine poetische Gattung, die eine so weitreichende Wirkung ausgeübt und die ganze Dichtung des europäischen Ostens bestimmt hat, muß auf einen tiefern Grund zurückgeführt, sie darf nicht nach der alten ästhetischen Schablone gemessen werden. Die Mischung des Epischen und Lyrischen in ihr mag an frühere ähnliche Gattungen, wie z. B. die römische Elegie des Tibull und Properz erinnern; ja wenn diese Mischung auch dieselbe wäre, so würde es damit ergehen wie mit den isomeren Körpern der Chemie, bei denen die Analyse dieselben Bestandtheile, die gleichen Gewichtsverhältnisse ergibt und welche doch ganz verschiedene Eigenschaften zeigen. Die innere Gruppirung der Elemente ist eben eine andere — und dies ist durch den modernen Geist bedingt. Wer daher mit dem Bewußtsein eines infallibeln Literaturpapstes diese Dichtungen einen „einzigen Geschmacksfehler“ nennt, der hätte vor allem die Pflicht, nachzuweisen, was denn diesem Geschmacksfehler eine so ausgebreitete Herrschaft über die dichterischen Gemüther Europas verschafft hat.

Auch ist es nicht immer wahr, daß es diesen Erzählungen an jeder Charakteristik fehle. „Lara“ ist z. B. eine andere, innerlich vertieftere Gestalt als der „Korsar“. Eine schärfere Ausführung mit den dramatischen Ecken und Kanten läßt die Gattung nicht zu. Gleichwol herrscht in der „Insel“ an geeigneter Stelle ein recht frischer Theerjackenhumor von Marryat'scher Lebenswahrheit und in „Beppo“, dieser satirischen Skizze, ist eine scharfe, wenngleich italienische Psychologie unverkennbar.

Noch mehr trifft der gleiche Tadel die Dramen Byron's. Man hat ihn einen Nachfolger Alfieri's, einen Nachbeter der falschen Classicität genannt, ihm seine Anhänglichkeit an die drei Einheiten, sogar seinen bilderlosen Stil zum Vorwurf gemacht. Ohne Frage muß der Dichter im Drama sich selbst an seine Gestalten entäußern und diesen Fleisch und Blut geben. Doch über die Grenze, wie weit derartige Charakteristik in das Detail zu gehen habe, ist das Urtheil der Zeitalter ein verschiedenes. Das Alterthum überschritt namentlich in der ernsten Dichtung nie ein gewisses allgemeines Maß; die Shakspeare'sche Zeit ging dagegen bis zur Ueberladung mit oft unschönen Detailzügen fort. Unsere Zeit sucht die Mitte zwischen beiden. Es ist wahr, daß Byron sich mehr der antiken Dichtkunst anschloß; doch nur die blinden Shakspearomanen können ihn deshalb von den Pforten des Dramas zurückweisen. Es ist wahr, daß seine Mysterien „Kain“, „Himmel und Erde“ und auch „Manfred“ wenig an das bunte und gestalten-

reiche Treiben eines „Sturms" und „Sommernachtstraums" erinnern. Dafür wird man sie mit den großen Aeschyleischen Dichtungen in Tiefe des Gedankens und Erhabenheit weltweiten Schwunges wol in Eine Linie stellen können — und solange man den Dichter des „Prometheus" einen Dramatiker nennt, solange wird auch Byron auf diesen Namen Anspruch machen können.

Man mag die venetianischen Dramen mit ihrer etwas kalten Correctheit, man mag den „Werner" mit seiner Diebesromantik den Verkleinern des Dichters preisgeben, obgleich sich auch in diesen Stücken Züge von echt dramatischer Gestaltungskraft finden — es bleibt noch ein Drama Byron's übrig, das sich sogar auf der englischen Bühne der Gegenwart erhalten hat, allerdings nur mit Hülfe jener glänzenden Ausstattungen, durch welche indeß auch nur Shakspeare's „Wintermärchen" und „Sommernachtstraum" für den Geschmack des heutigen Theaterpublikums genießbar werden — der „Sardanapal". Wir unterschreiben in Bezug auf dies vortreffliche Charaktergemälde ganz das Urtheil, das Karl Rosenkranz in seiner „Aesthetik des Häßlichen" fällt: „Im Sardanapal erhebt sich eine an sich edle, aber zu weiche, humane, aber zu nachsichtige Natur, von sorglos heiterer Hingebung an den Genuß des Lebens Schritt um Schritt zur wahrhaft königlichen Würde, zum Heldenmuth, zur Tapferkeit, zur Erhabenheit des Opfertodes; ein Seelengemälde von so unvergleichlicher Tiefe und Schönheit, daß es völlig räthselhaft bleibt, warum keine Bühne uns dasselbe vorführt."

Was aber schließlich das Epos betrifft, so ist Byron auf dem Gebiete des modernen satirischen Epos ein bahnbrechendes Muster zu nennen.

Ein wahrhafter Künstler, ein Dichter von Gottes Gnaden wie er, prägt das innerste Leben seiner Zeit aus. Byron ist ein echt moderner Dichter. Wir verstehen unter „modern" nicht ein Analagon von „modisch", sondern das dritte Congruum des Antiken und Romantischen, wie es einst Gutzkow, wenngleich mit zu ausschließlicher Beziehung auf das damals übliche jungdeutsche aphoristische Genre definirt hat. Byron hat keinen einzigen Stoff gewählt, dessen Interesse ein antiquarisches gewesen, der unsympathisch wäre für die Geister unserer Zeit. Alle Grundzüge seiner Dichtung sind modern: der Kampf zwischen dem denkenden Menschengeist und der äußerlichen Satzung, der Kampf zwischen der Natur, ihren beseelenden Zauber, ihrer göttlichen Freiheit und Leidenschaft auf der einen, der Civilisation mit ihrer Heuchelei, ihren überfirnißten Lastern auf der andern Seite, der Kampf zwischen politischer Freiheit, nationaler Unabhängigkeit und aufdringlicher Tyrannei. Es sind die großen Probleme des 19. Jahrhunderts, die sich in seinen Dichtungen spiegeln. Was er in der Restaurationsepoche sang, ist nicht veraltet für unsere Zeit. In Byron's Werken braucht man keine einzige Zeile auszumerzen als ungenießbar für die Gegenwart. Die Altklugheit unserer Literarhistoriker ist weder vox populi noch vox Dei. Byron's Dichtergestirn wird in diesem ganzen Säculum culminiren und noch hinausleuchten in die Zukunft; denn alle wahrhaft großen Dichter sind unvergänglich.

---

# Kurhessen seit 1860.

Zweiter Artikel.

Bei den Wahlen zum neuen Landtage war kein Bedürfniß nach andern Persönlichkeiten hervorgetreten, da es ein bloßer Zufall war, daß die ständischen Arbeiten schon nach anderthalbjähriger Dauer durch den Schluß der Landtagsperiode unterbrochen wurden. Gleichwol wies die neue Ständeversammlung einige neue Elemente auf. Als Ver-

treter Marburgs erschien der greise Vicekanzler der Universität, der ehrliche, brave Professor Löbell, der zwar conservativ und auch nur wegen der Uneinigkeit der demokratischen Marburger gewählt war, aber doch unerwartet in vielen Hauptpunkten mit der entschieden liberalen Mehrheit ging. Als zweiter Abgeordneter von Kassel trat der schon am Ende des vorigen Landtags an Hartwig's Stelle gewählte Anwalt Weigel auf, ein in volkswirthschaftlichen Fächern infolge längerer Beschäftigung am „Bremer Handelsblatt“, an der Meininger Bank und bei der breslauer Handelskammer sehr bewanderter junger Mann mit elegantem Pathos. Derselbe hatte sich durch sein Auftreten auf den Deutschen Handelstagen in weitern Kreisen bekannt gemacht, und als er sich trotz glänzender Anerbietungen nach auswärts als einziger Sohn eines früh verstorbenen reichen kasseler Goldarbeiters in Kassel niedergelassen hatte, wünschten viele dortige Bürger, diese Kraft in der Kammer thätig zu sehen. Bei den Wahlen zu beiden Landtagen siegte er über den von der entschiedenern Fortschrittspartei aufgestellten, ihm an Festigkeit des Charakters zum mindesten nicht nachstehenden Hauptmann a. D. Renouard, einen der Offiziere, die 1850 wegen Verfassungstreue um ihr Brot gekommen waren. Renouard hatte sich seitdem als Militärschriftsteller ausgezeichnet, und wäre auch in der Kammer, die keinen Ueberfluß an sachkundigen Militärs aufzuweisen hatte, sehr am Platz gewesen, wenigstens weit mehr als der aus gleicher Rücksicht von den Höchstbesteuerten zu Eschwege gewählte Hauptmann a. D. Dörr, der wegen seines erfolgreichen Auftretens gegen den General von Haynau, den Vertreter der pietistischen Richtung, welche die hessischen Offiziere sehr wider Willen in eine mehrfach unpassende Lage versetzt hatte, für eine bedeutende Kraft gehalten wurde. Eine andere neue Persönlichkeit war Falkenhainer, Pfarrer an der französischen Kirche zu Kassel, Vorstand und Hauptförderer des dortigen Arbeiterfortbildungsvereins, welcher einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte. Er bewährte die Festigkeit seines Charakters und seinen geraden Sinn, stumpfte jedoch durch die große Weitschweifigkeit seiner Vorträge, die er noch dazu fast über jeden zur Berathung kommenden Gegenstand hielt, die Bedeutung seines Auftretens leider allzu sehr ab. Ferner ist zu nennen Derhard, ein Volksschullehrer aus dem Hanauischen, der durch sein offenes und gerades Wesen manchen scharfen Gegensatz unter den Abgeordneten milderte; endlich der sehr gelehrte, schlaue, unter kalter Oberfläche höchst leidenschaftliche Domkapitular Malkmus von Fulda, gewählt durch die Bemühungen Herrlein's an Stelle des trefflichen von Bischofshausen, der nun anderwärts ein Mandat erhielt. Malkmus war 1848 im Landtage ein Genosse Bayrhoffer's gewesen, vertrat jetzt aber mit Müller und Rübsam die ultramontane Partei. Die beiden letztern waren blos wegen unbegreiflicher, gänzlicher Unthätigkeit der liberalen Partei in ländlichen Bezirken Oberhessens mit winziger relativer Mehrheit durchgedrungen; Müller war Dechant zu Amöneburg, eine starre Natur; Rübsam, Amtmann zu Naumburg, zeigte sich in allen Fragen als fanatischer Katholik. Endlich trat neu in die Versammlung W. Jungermann. Sohn eines Försters, hatte er anfangs Naturwissenschaften studirt, dies Studium aber wieder aufgegeben, dann Jura, aber auch hiervon, nachdem er nach langen Jahren des Vorbereitungsdienstes endlich die Stelle eines Assessors beim kasseler Stadtgericht erlangt hatte, sich wieder losgesagt; er nahm dann theil an der Redaction der in Frankfurt erscheinenden „Zeit“, wurde aber genöthigt auch diese Thätigkeit wieder aufzugeben. Zur Zeit des Verfassungsstreits trat er ohne Auftrag in Berlin als Vertreter Kurhessens auf und forderte dann in Kassel im Namen Preußens zur Steuerverweigerung auf, damit letzteres einen Anlaß zur Beseitigung des Kurfürsten bekomme, doch gingen die zahlreichen kasseler Bürger, denen diese Zumuthung in sehr geheimer nächtlicher Zusammenkunft gemacht wurde, nicht darauf ein; nachher desavouirte Jungermann dieses sein ganzes Verhalten. Von Frankfurt aus hatte er sich im nahen Bockenheim

bekannt gemacht und wurde daselbst zum Bürgermeister, zugleich in den übrigen kleinen hanauischen Städten zum Abgeordneten gewählt, in welcher Eigenschaft er, nachdem der Kurfürst die Bürgermeisterwahl zu genehmigen beharrlich abgelehnt hatte, die Redaction des „Frankfurter Journal“ übernahm. Jungermann ist von einer nicht gewöhnlichen Kühnheit und läßt sich leicht zu nicht ganz vorsichtigen Schritten hinreißen.

Zum Präsidenten wählte die Versammlung wiederum Nebelthau, zum Vicepräsidenten von Bischofshausen. In der Rede, mit welcher am 22. Dec. 1863 der Minister des Innern, von Stiernberg, nachdem er bei der Landtagswahl im Kreise Homberg durchgefallen war, den Landtag eröffnete, war besonders die Lage Schleswig-Holsteins hervorgehoben, für dessen Recht die Regierung noch wenige Monate vorher, als sie von der Ständeversammlung zu dessen Wahrung aufgefordert wurde, kaum ein Verständniß zu haben schien. Jetzt hieß es, die Regierung sei sich der durch das deutsche Recht und Interesse gebotenen Verpflichtung bewußt, für das Schicksal des in seinen Einrichtungen und legitimen Ansprüchen schwer bedrängten deutschen Volksstamms aufzutreten. Die vielen Worte über diesen Punkt halfen einigermaßen hinweg über die Verlegenheit, in welche die Regierung durch ihr Schuldbewußtsein hinsichtlich der innern Angelegenheiten versetzt wurde; unerwähnt konnten dieselben nicht bleiben und so beschränkt sie sich denn blos auf ein Bedauern darüber wie über etwas Alltägliches, ein Bedauern, daß der Abschluß des Verfassungszustandes noch nicht bewirkt sei. Daran wurde die Zusicherung der Vorlagen geknüpft, die dem vorigen Landtage nicht mehr hätten gemacht werden können. Dieselben jetzt zu machen, habe es übrigens auch an Zeit gefehlt. Freilich waren seit dem Schluß des vorigen Landtags erst acht Wochen verflossen, allein die Regierung war seit Jahren in Verzug. Die ständische Antwort vom 23. Dec. 1863 suchte die Regierung aus ihrer vagen Erklärung für die Herzogthümer durch Hervorhebung der Unverbindlichkeit des Londoner Protokolls zu einer bestimmtern Haltung zu drängen. Kaum war die Adresse übersandt und eben hatten die ersten Klagen über Verschleppungen als die voraussichtlichen Vorläufer noch gar vieler Beschwerden im Landtage begonnen, als sich die Regierung schon wieder am 31. Dec. 1863 durch Vertagung auf drei Monate, die längste statthafte Zeit, von ihm befreite und so die Stände hinderte, die Berathung des ihnen eben erst vorgelegten Budgets für die neue Finanzperiode zeitig zu beginnen; gleichwol schob sie später den Ständen die Schuld zu, das Zustandekommen des Budgets verzögert zu haben. Gegen Ende März 1864 begannen die Stände wieder ihre Anträge und Anfragen in Betreff der unbedingt nothwendigen Dinge. Wirklich wurden Gesetzentwürfe vorgelegt, die meisten und wichtigsten derselben aber ständischerseits als ganz unannehmbar abgelehnt oder von Grund aus modificirt und dann nicht publicirt. Ganz verworfen wurde der Entwurf eines Preßgesetzes und dagegen die Herstellung des Gesetzes von 1848 verlangt, welches 1854 einseitig geändert war. Die Regierung erklärte, der Bundestag habe 1854 bestimmte Vorschriften in Betreff der Preßgesetzgebung gemacht, von denen sie nicht abweichen dürfe; hiergegen wurde nachgewiesen, daß der Entwurf auf Grundlagen beruhe, die mit mehrern Verfassungsbestimmungen in Widerspruch standen, daß ferner die Regierung, wie sie auch früher gethan, sich über den Bundesbeschluß hinwegsetzen könne, zumal am Bundestage ein Antrag auf Beseitigung jenes Bundesbeschlusses vorlag, der ohnehin nicht überall publicirt und nur für kurze Zeit bestimmt war.

Die Hartnäckigkeit der Regierung in ihrer Opposition gegen die Landeswünsche gründete sich darauf, daß sie des Schutzes der deutschen Großmächte sicher zu sein glaubte, weil sie in der schleswig-holsteinischen Sache zu ihnen stand. Es stach gegen ihr früheres wie gegen ihr späteres Verhalten sehr ab, daß sie nicht für den Bund und sein Recht,

sondern für die Vergewaltigung des Bundes auftrat; es schien aber von vornherein sehr zweifelhaft, ob Preußen dieses „Hängen an die Fersen der Großmächte", wie Minister Abee sich den Ständen gegenüber selbst ausdrückte, später mit Billigung derjenigen innern Politik belohnen werde, die es 1862 endlich gestürzt zu haben glaubte.

Da alle ständischen Bitten ungehört verhallten, so gestaltete sich die Lage der Stände zu einer höchst unangenehmen. Auf der einen Seite sahen sich dieselben durch ihre Pflicht angetrieben, unermüdlich immer von neuem auf die Erfüllung des Unerlaßlichen zu dringen, auf der andern Seite aber empfanden die Abgeordneten doch zu schmerzlich ihre gänzliche Ohnmacht, die bei jeder neuen Interpellation aufs neue zu Tage trat. Dazu kam, daß die Antworten der Regierung fortwährend so meisterhaft nichtssagend gehalten waren, daß es fast wie Selbstherabwürdigung aussah, noch ferner mit ihr zu verhandeln. Der eine Theil der Abgeordneten wollte, daß sich die Versammlung möglichst passiv verhalte, der andere, daß die Regierung nur um so eifriger unablässig mit Forderungen bestürmt werde; das letztere fand denn in der That auch ferner statt, wenn auch manche neue Anträge auf allerdings sehr nöthige, aber gegen die zuerst zu erledigenden Gegenstände unbedeutendere Dinge gingen, wie die Berufung einer Synode, die Aenderung der Berggesetzgebung von 1616 u. dgl., welche wegen der Fülle des vorliegenden Materials zurückgezogen wurden.

Ueber die gegen die Regierung einzuschlagende Politik war wieder eine Art Spannung zwischen den beiden Hauptrichtungen entstanden, die vom vorigen Landtage her sich in dem neuen fortsetzten. Geschärft wurde dieser Gegensatz durch die Frage nach der Legitimation des zum Eintritt in die Versammlung sich meldenden Forstmeisters von Buttlar als Vertreter des Grafen von Solms-Rödelheim. Die Mehrheit der Versammlung nahm nämlich an und der andere Theil bestritt, daß unter den 200 Ackern, welche dieser auch nicht einmal mehr im Besitze der niedern Hoheitsrechte befindliche Graf als Theile seiner frühern Herrschaft in Kurhessen besitzt, eine Herrschaft zu verstehen sei, auf welche hin er als Standesherr zu betrachten wäre. Die Minderheit hielt diese Entscheidung für so unbegründet gegenüber dem klaren Nachweis des Gegentheils, daß sie bei der Mehrheit eine weit conservativere Richtung glaubte voraussetzen zu dürfen als seither. Als immer neue Beschwerden gegen die Regierung entstanden, kam dann auch wieder eine Zeit, wo man einmüthig Forderungen wieder geltend machte. So z. B. in Betreff einiger veralteter, gegenwärtig höchst lästiger Bestimmungen, zu deren Beseitigung es nur eines Federstrichs bedurft hätte, den die Regierung „wegen Beschäftigung mit wichtigern Gegenständen" scheute; oder in Betreff der Nichtpublicirung eines für den Fortbestand aller Fabriken des Landes höchst wichtigen Gesetzes, über welches Regierung und Stände sich geeinigt hatten. Eine wahre Indignation rief bei den letztern die Behandlung des Religionsgesetzentwurfs von seiten der Regierung hervor. Durch das Gesetz von 1848 war die obligatorische Civilehe eingeführt; Hassenpflug und Vilmar setzten dies Gesetz einseitig außer Kraft und führten die kirchliche Ehe wieder ein. Der jetzige Entwurf fiel mit der Verordnung dem Inhalt nach so ziemlich zusammen. Die Stände wiesen sehr ausführlich die Zuträglichkeiten der Civilehe nach und emendirten, da die frühere obligatorische Civilehe infolge der Entstellungen und Hetzereien vilmarisch gesinnter Landpfarrer mehrfach aus Unverstand misfällig aufgenommen worden war, den Entwurf im Sinne einer einzuführenden facultativen Civilehe. Da erklärte der zu den sogenannten Erzfrommen gerechnete Rath Lotz namens der Regierung dem ständischen Ausschusse, daß diese die Civilehe für ein Concubinat halte, daß sie indeß, wenn sie dafür sein müsse, die obligatorische Civilehe der facultativen vorziehe, weil die Civilehe überhaupt hierdurch noch am ehesten verhaßt werden würde. Dieser unpatriotische Pessimismus, zu welchem sich der religiöse Fanatismus der Regierung verstieg, rief großes Staunen hervor. Eine

noch größere Kühnheit in Verleugnung ihrer Pflichten zeigte die Regierung gegenüber dem am 7. Juni 1864 wiederholt geäußerten ständischen Wunsche, die suspendirten Verfassungsbestimmungen entweder herzustellen oder zu ihrer Aenderung Vorlagen zu machen. Ihre Pflicht zur letztern konnte die Regierung nicht leugnen; sie ließ daher durch den Landtagscommissar erklären, es sei im Junipatent nicht gesagt, ob und wann eine Vorlage dieserhalb erfolgen solle, sondern es heiße dort blos, es bestände jene Suspendirung fort bis zur verfassungsmäßigen Aenderung der fraglichen Bestimmungen. Das konnte aber nur mittels Vorlagen geschehen, und man konnte doch nicht annehmen, daß man mit jenem Ausdruck das Land am Narrenseile habe führen wollen. Heimlichkeit und Heuchelei war es, auf diese Art ein Definitivum schaffen zu wollen. Weiter trat die Richtung der Regierung am 10. Juni 1864 hervor bei abermaliger ständischer Berathung der Frage über Besetzung des Oberappellationsgerichts. Lange hatte die Regierung keine einzige juristische Autorität für ihre Auffassung dieser Sache gewinnen können; da trat in Königsberg ein ziemlich obscurer junger Professor, von Kaltenborn, zur Vertheidigung jener Auffassung auf, indem er eine sogenannte Aemterhoheit erfand und in einer Schrift philosophisch zu begründen suchte. Obwol derselbe sich nicht scheute, das versöhnliche Auftreten der Stände als ein zweckloses „Forthadern, Nergeln, Silbenstechen, Opponiren und Agitiren“ zu bezeichnen, verschmähte die Regierung nicht, den Ständen gegenüber diese Autorität geltend zu machen. Der Abgeordnete Wiegand unterzog aber jene Schrift einer vernichtenden Kritik. Dazu lehnte die Regierung die sehr zweckmäßigen Concessionen, welche die Stände in dieser Angelegenheit gemacht hatten, in einer Weise ab, welche eine grobe Beleidigung der allezeit so trefflich bewährten Juristen des Landes enthielt; sie setzte nämlich als selbstverständlich voraus, daß die letztern sich in der Hoffnung auf Stellen im höchsten Gericht durch die in der Kammer herrschende Stimmung würden bewegen lassen, von dem für Recht Erkannten abzuweichen. Weiter bekundete die Regierung einen eigenthümlichen Mangel an Sorgfalt für das Land dadurch, daß sie am 22. Juni 1864 ausdrücklich ablehnte, wegen der von ihr und den Ständen als sehr nützlich erkannten Bestimmungen des Entwurfs eines Rekrutirungsgesetzes eine neue Vorlage zu machen, nachdem die erste abgelehnt worden war, weil sie dem Lande in Betreff der Aushebung eine Ueberbürdung zumuthete. Ein besonderer Racheact sollte dadurch gegen die Stände ausgeführt werden, obwol derselbe doch lediglich das Land selbst traf.

Gegen Ende Juni 1864 stand eine Vertagung der Stände nahe bevor. Obwol an ihnen die Schuld nicht lag, daß nichts zu Stande gekommen, scheuten sie sich doch, sich so unverrichteter Sache nach Hause schicken zu lassen, ohne wenigstens einen Versuch gemacht zu haben, ein äußerstes Mittel zu ergreifen. Da aber die Zeit vor der Vertagung hierzu zu kurz war, suchten einige Abgeordnete den Theil der Versammlung, welcher bisher einer Ministeranklage, trotzdem diese eine verfassungsmäßige Pflicht der Stände bildete, abgeneigt war, halbwegs dafür zu verpflichten. So entstand der Antrag, den permanenten Ausschuß mit Begutachtung der Frage zu beauftragen, ob wegen Nichtbeseitigung der wichtigsten noch bestehenden Verordnungen und provisorischen Gesetze eine Anklage wegen Verfassungsverletzung zu erheben sei. Zwar schien es an sich ganz klar, daß eine solche Anklage begründet sein werde, aber da unter anderm gerade die nichterfolgte Herstellung des Gesetzes über das Oberappellationsgericht den Gegenstand der Beschwerden bildete und dieses in der Zwischenzeit mit so vielen unbedingten Anhängern der Regierung besetzt war, daß der Erfolg zweifelhaft, auch die Competenz fraglich erschien, so herrschte keine einmüthige Meinung über die Zulässigkeit und Räthlichkeit dieses Zwangsmittels. Wiegand stützte sich als Gegner jenes Antrags blos auf die mangelnde Competenz des permanenten Ausschusses, indeß wies man den Antrag

doch an den Rechtspflegeausschuß. Dieser stellte darauf einen geschmeidigen Antrag, durch dessen Annahme die Gegner der Anklage vorerst über diesen ihnen ungelegenen Gegenstand hinwegkamen, ohne gerade das gerechte Gefühl der zur Anklage treibenden Entrüstung zu verletzen. Da nämlich dem permanenten Ausschuß ohnehin die Pflicht obliege, bei Erstattung seines Berichts über die bevorstehende Vertagungszeit die etwa geeigneten Anträge wegen Ministeranklage zu stellen, so möge man, schlug der Rechtspflegeausschuß vor, obigen Antrag ablehnen. Die radicalere Richtung in der Versammlung hielt es allerdings für richtig, daß der permanente Ausschuß den Antrag auf Anklage stellen konnte, allein hierzu schien ihr überhaupt kein Ausschuß nöthig, indem ja auch ein einzelner Abgeordneter den Antrag zu stellen berechtigt war. Der Zweck obigen Antrags war gerade gewesen, jene in Betreff der Anklage zweifelhaften juristischen Punkte bis zum Wiederzusammentritt der Stände gehörig begutachtet zu sehen, um wenigstens dann keine Zeit mehr mit der Vorbereitung der Anklage zu verlieren. K. Oetker, welcher obigen Antrag veranlaßt hatte, gab diese Verschleppung nach und bot dadurch dem nachher öfter von Trabert gemachten Vorwurf, daß der angeblich entschiedenere Theil der Versammlung bei seinen Anläufen auf halbem Wege stehen bleibe, einigen Anhalt. Wippermann glaubte, daß der Vorschlag nur in dem Sinne durchgehen dürfe, daß der permanente Ausschuß sich infolge dessen moralisch verpflichtet fühlen müsse, jenes Gutachten abzufassen. Harnier dagegen suchte die Motive jenes Vorschlags als eine bloße Form darzustellen. Wiegand und Schenck eiferten überhaupt gegen eine Abstimmung über diese Motive; K. Oetker und Jungermann aber hielten dieselben für die Hauptsache. Bei der Abstimmung wurden sie angenommen. Dies war ein kleiner Sieg über die Abgeordneten, welche offenbar die Ergreifung auch der wenigen Mittel scheuten, die man zur Herbeiführung einer Aenderung der Sache allenfalls versuchen durfte. Freilich konnte eine Grundänderung der trostlosen Zustände, wenn nicht besondere Ereignisse eintraten, durch eine Wendung der deutschen Frage erfolgen, eine Erschöpfung aber der verfassungsmäßig zulässigen Mittel erschien, schon der Würde der Landesvertretung wegen, nichtsdestoweniger geboten, wenn auch ein nächster Erfolg zweifelhaft war. Nur ein solches Verhalten der Landesvertretung schien der Lage der Dinge angemessen, das der Welt den offenkundigsten Beweis von der Offenhaltung der brennenden Wunde, von der Fortdauer eines ernstlichen Streites bot, der jeden Augenblick im Stande war, eine Wiedereinmischung der deutschen Mächte zu veranlassen. Die Bestrebungen der Landtagsmehrheit, alles zu thun, was den innern Frieden zu befestigen, und alles zu entfernen, was ihn zu stören geeignet schien, war gewiß an sich recht lobenswerth, nur mußte dieses Bestreben eine Grenze haben, und diese war bereits überschritten. Während thatsächlich der Kampf schon wieder aufs äußerste entbrannt war, hätte die Landtagsmehrheit nicht mehr auf Vermittelungen hinarbeiten dürfen; dadurch, daß sie es doch that, schwächte sie nur noch mehr die Stellung der Kammer und rückte eine Lösung in noch weitere Ferne. Die wenigen Abgeordneten der entschiedenern Richtung scheuten sich, mit allem Nachdruck auf der Ergreifung jener Mittel zu bestehen, weil dadurch nur noch mehr ein Zwiespalt würde hervorgetreten sein, welcher dem gemeinsamen weitern Kampfe gegen die Regierung nur hätte störend werden können. Indessen wurde der laxern Richtung die Festhaltung ihres Standpunkts seitens der Regierung immer schwieriger gemacht, indem sich im October 1864 folgende unerhörte Beschwerden herausstellten: Erstens kam an den Tag und wurde in der Kammer stark verurtheilt, daß im Widerspruche mit dem Rechte angeordnet war, es solle unter die Bedingungen für Verpachtung von Staatsdomänen ein Verzicht der Pächter auf Wildschadenersatz nicht blos der Staats-, sondern auch der Hofkasse gegenüber aufgenommen werden. Zweitens hatte der Kurfürst die Zerstörung des mit großen Mühen seit vier Jahren angelegten, für das ganze Land

höchst nützlichen Pomologischen Gartens zu Kassel angeordnet, weil er um dessen Anlegung nicht gefragt war und das Feld, auf dem er sich befand, sonst einen ganz vorübergehenden Standort für das Militär bei den Herbstmanövern gebildet hatte. Drittens kam die in weitesten Kreisen Aufsehen machende Wachenfeld'sche Angelegenheit zur Sprache. Ein Privatmann dieses Namens zu Kassel hatte nämlich in seinem Garten vor dem Thore eine Reitbahn anlegen wollen; zu diesem Zweck hatte er Riß und Bauplan vorschriftsmäßig an die Polizeidirection gesandt, diese hatte kein Bedenken dagegen, eröffnete ihm aber, der Bau dürfe doch nicht ausgeführt werden, weil die Anlegung einer neuen Straße beabsichtigt und hierzu die Expropriation seines Gartens nothwendig sein werde. Eine Untersagung aus diesem Grunde war aber nach Verfassung und Gesetz durchaus unstatthaft, da jede solche Inhibition eine vorherige, im gesetzlich vorgeschriebenen Expropriationsverfahren zu bewirkende vollständige Leistung derselben voraussetzte, während hier die Entschädigung noch nicht einmal ermittelt war, ja der ganze Straßenplan erst noch im Vagen schwebte. Anderthalb Jahre war der Bau auf diese Art liegen geblieben; auf Beschwerde Wachenfeld's hatte die Provinzialregierung als obere Instanz jene Entscheidung cassirt, der Polizeidirector Bernstein war aber gleichwol eigenmächtig mit der Inhibition des Baues fortgefahren, und zwar weil der Kurfürst, dem Bernstein täglich über alle kleinern Vorfälle in der Residenz Bericht zu erstatten hatte, es so gewollt. Der Abgeordnete Henkel hatte als Anwalt sich dieser Sache besonders angenommen und sich schließlich an den Kurfürsten mit der Bitte gewandt, den Lauf des Rechts nicht zu hemmen, insbesondere die Acten über diese Sache nicht länger vorzuenthalten, da Wachenfeld klagend auftreten wolle. Dabei hatte sich Henkel in seiner derben Weise zu unvorsichtigen Aeußerungen hinreißen lassen, wegen deren er zu einer Festungshaft rechtskräftig verurtheilt wurde, deren Abbüßung aber durch seine vermuthlich ständige Eigenschaft als Mitglied des Landtags oder des permanenten Ausschusses nicht zu bewirken war. Als die Stände sich der Sache Wachenfeld's annahmen, versuchte der Landtagscommissar Kraushaar die Befugniß der Polizeidirection darauf zu stützen, daß es in einer antiquirten Verordnung von 1784 hieß, bei allen baulichen Anlagen hätte die Polizei „besonders" auf die Abwendung von Feuersgefahr zu sehen, also, deducirte er, auch in allen sonstigen Fällen. Diese Verordnung war aber durch die Verfassung längst aufgehoben. Alsdann war noch eine Beschwerde des Bierbrauers Wießner in Fulda wegen Versagung der Concession zu einem Sommertheater zu erwähnen. Als Gründe waren „sitten- und ordnungspolizeiwidrige" angegeben. Der eigentliche Grund war der, daß der Kurfürst neben seinem Hoftheater in Kassel kein anderes Theater im Lande dulden mochte, weshalb auch zu Kassel und Hanau Sommertheater unterdrückt worden waren. Der Landtagscommissar scheute sich nicht, die Befugniß zu dem Verbot auf die im Fuldaischen gar nicht geltende Gewerbeordnung von 1759 zu stützen, welche sagt: „Seiltänzer, Komödianten, Gaukler, Taschenspieler und dergleichen umziehende Leute dürfen ihre Spiele und Künste gar nicht treiben, es wäre ihnen denn ausdrücklich verwilligt." Die Stände wiesen darauf hin, daß, wenn hiernach auch die Erlaubniß ins Belieben der Polizei gestellt sei, dies doch nicht gleichbedeutend mit Willkür und Laune wäre. Weiter lief eine Beschwerde zweier Damen bei den Ständen ein, welche nachwiesen, daß der Lehnhof ihnen unter betrügerischen Vorspiegelungen gegen eine unbedeutende Summe Verzicht auf ihr Nachfolgerecht auf ein Weiberlehngut abgeschwindelt, welches der Kurfürst alsdann seinem Sohn Moritz verliehen habe. Der Kurfürst hat nämlich von der Verfassungsbestimmung, wonach er befugt ist, heimgefallene Lehne an verdiente Männer oder an Mitglieder der althessischen Ritterschaft wieder zu verleihen, stets in der Weise Gebrauch gemacht, daß er dieselben seinen Söhnen verlieh, welche als Ersatz für ihre Unebenbürtigkeit jenem Adel allerdings beigesellt sind. Die Stände verwendeten sich nach einer Debatte, welche

der Natur der Sache nach für die Regierung etwas tief Herabwürdigendes hatte, für die Beschwerdeführerinnen, und Prinz Moritz ließ sich, da Anspielungen von der moralischen Pflicht eines Verzichts gefallen waren, nach längerer Zeit zu einem kleinen Ersatze herbei, worauf er von der Ritterschaft — zum Zeichen, daß er die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen brauche, wie auch zur Umgehung seiner vom Kurfürsten angeordneten Verbannung nach Marburg — mit 7 gegen 6 Stimmen an die Stelle eines Ausgetretenen in den Landtag gewählt wurde. Dies hatte eine Versöhnung mit seinem Vater und diese seinen alsbaldigen Verzicht auf jenes Mandat zur Folge.

Die letzterwähnten Beschwerden, welcher die Ständeversammlung sich annahm und die sie in ihren Verhandlungen grell beleuchtete, stellten aufs neue die trotz Herstellung der Verfassung herrschende Willkür und die in den obersten Regionen übliche Kleinlichkeit, dazu die Unwahrheit und Energielosigkeit der leitenden Minister in so greller Weise vor jedermanns Augen und hatten im Lande so tiefen Eindruck gemacht, daß selbst die Abgeordneten der gemäßigtern Richtung sich der Einsicht endlich nicht mehr verschließen konnten, es müsse irgendein außerordentlicher Schritt der Stände geschehen. Da stellte sich nun aber heraus, daß über die Räthlichkeit des nächsten verfassungsmäßigen Mittels, der Ministeranklage, noch immer große Meinungsverschiedenheiten obwalteten. Daher wollte denn der Abgeordnete Braun, ein großer Tuchfabrikant in Hersfeld, vorschlagen, die Stände möchten eine nirgends miszuverstehende Hinweisung auf den Sitz alles Uebels unternehmen. Der Vorschlag wäre des allgemeinen Beifalls sicher gewesen, wenn nicht die Partei Nebelthau demselben eine Form gegeben hätte, welche, in großem Contraste mit den im Lande vorherrschenden Gefühlen, zugleich als ein unzeitgemäßer Erguß der Devotion gegen den Kurfürsten erschienen wäre. Der Vorschlag ging nämlich dahin, den letztern in einer Adresse zu bitten, den Thronfolger, welcher noch niemals längere Zeit im Lande zugebracht hatte, zu veranlassen, seinen Wohnsitz in Kassel zu nehmen. Man wußte, daß schon jede Erwähnung des Thronfolgers den Zorn des Kurfürsten aufs äußerste reizte, ja daß er seinen Haß gegen denselben in unverhohlenster Weise zur Schau trug und demselben sogar den Ankauf eines Hauses in Kassel durchkreuzt hatte; um wie viel mehr, dachten die Urheber des Plans, wird der Zorn steigen, wenn die Landesvertretung den Prinzen öffentlich indirect herbeiruft; dann wird der Kurfürst entweder in sich gehen oder so willkürliche Maßregeln ergreifen, daß ein Einschreiten von außen die nothwendige Folge sein muß. Trotz dieser Tendenz sollte das Außerordentliche des Schrittes durch weitgehende Loyalitätsausdrücke verdeckt werden. Der Vorschlag wurde fallen gelassen, weil er viele Gegner fand, von denen die einen eine Adresse an den Kurfürsten überhaupt nicht am Platze hielten, die andern sich an die Ausdrücke der Ergebenheit stießen, und die meisten, weil sie durch die auffallende Parteinahme der Adelichen, insbesondere des Hrn. von Trott, für den Vorschlag stutzig geworden waren. Man erinnerte sich, daß der Prinz der preußischen Kreuzzeitungspartei angehören sollte, und glaubte, der Adel meine, sein Weizen werde unter demselben wieder blühen.

Ein gänzliches Aufgeben jedes Vorgehens gegen die Regierung wollten nun aber doch viele Abgeordnete nicht. Das Einfachste wäre bei der in dieser Beziehung herrschenden großen Verlegenheit gewesen, eine eingehende Discussion zur Belehrung des Landes, das ein entschiedeneres Auftreten zweifellos wünschte, über die Mittel eines solchen Vorgehens zu veranlassen. Mit dem moralischen Eindrucke einer solchen Verhandlung hätte man vielleicht das meiste ausgerichtet. Statt dessen wurde ein durchaus fehlerhaftes Mittel gewählt und dieses in noch dazu ganz kraftloser Weise in Scene gesetzt. Der Abgeordnete Jungermann nahm sich nämlich die Mühe, alle seit 1862 vorgebrachten ständischen Desiderien geordnet zusammenzustellen und durch die Anführung der von der Regierung auf dieselben ertheilten Antworten in schlagender Weise ein düsteres Gemälde von der

Unthätigkeit, Hohlheit und Unwahrheit der Regierung und von ihrem unverantwortlichen Verhalten zu entwerfen, wobei er nicht blos die großen, sondern in treffender Charakterisirung auch sehr kleine Sünden unnachsichtlich schilderte. Auf die Ständeversammlung selbst machte diese Zusammenfassung der von ihr so vielfach gethanen Schritte und ihrer Erfolge einen überraschenden Eindruck; man nannte es eine nächtliche Heerschau, der Abgeordnete Trabert begeisterte sich sogar zu der Phrase, die Versammlung müsse jetzt die Urheber der so geschilderten Zustände über Bord werfen und sie sei bankrott, wenn sie nicht eine That folgen lasse, die er jedoch wieder nicht bezeichnete. So trefflich die Zusammenstellung Jungermann's war, so ermangelte sie doch einer eigentlichen Spitze; zwar lief sie auf einen Antrag hinaus, derselbe bestand aber in Wahrheit nur in dem Bekenntniß vollständigster Rathlosigkeit und litt zugleich an einem schlimmen Widerspruche: er behauptete das Vorhandensein durchgreifender Mittel, wußte aber dieselben selbst nicht anzugeben, sondern wollte die Ausfindigmachung derselben durch einen Ausschuß. Wie der Antragsteller, so beging auch die Versammlung einen großen Fehler; sie legte dem Antrage, indem sie einen besondern Ausschuß bestellte, um ihn zu prüfen, ein außerordentliches Gewicht bei und bestärkte dadurch die allgemeine Meinung, daß sie nun wirklich die Axt dem Uebel an die Wurzel legen werde. Infolge dessen ward in und außer dem Lande die Spannung aufs höchste gesteigert, der Ausschuß selbst trug dazu noch besonders bei, indem er, was noch niemals üblich gewesen war, die übrigen Abgeordneten zu seinen Berathungen nicht zuließ. Wohlmeinende Federn in auswärtigen Blättern schienen den Ausschuß, nachdem man einmal so weit gegangen war, weiter drängen, die Schiffe hinter ihm verbrennen zu wollen, aber vergebens. Die Enttäuschung war sehr groß, als der Ausschuß am Ende nichts anderes zu empfehlen wußte als eine Adresse an den Kurfürsten. Zwar trat der Berichterstatter des Ausschusses, Harnier, mit der ganz ausdrücklichen Versicherung auf, es solle dies blos das erste von mehrern Mitteln sein und es müsse dasselbe allen etwa folgenden jedenfalls erst vorausgehen, allein in Wahrheit wußte der Ausschuß kein durchgreifendes Mittel, er sah nur, daß das einzige, womit sich nach der höchsten Spitze verfassungsmäßig zielen ließ, die Regentschaftsfrage, nicht in Betracht kommen konnte, weil der Beweis nicht zu führen war, daß der Kurfürst „dauernd an der Ausübung der Regierung gehindert" sei. Nicht ohne Grund verspottete die amtliche „Kasseler Zeitung" und besonders die „Hessenzeitung" den großen Anlauf und die Geringfügigkeit des darauffolgenden Schrittes. Um dies Misverhältniß aber nicht noch größer erscheinen zu lassen, mußten nun, wohl oder übel, alle Abgeordneten der Adresse zustimmen. In dieser war geklagt, daß die Versammlung nun schon zwei Jahre mit den Ministern über die Art verhandle, wie die Zusagen des Junipatents einzulösen und ein der Verfassung entsprechender Rechtszustand herzustellen wäre. „Tief ist die Hoffnung gesunken, daß dies dermalen überhaupt, namentlich in Betreff des höchsten Gerichtshofes und der innern Landesverwaltung noch in der Absicht liege." Die Lage des Landes sei eine sehr ernste und sorgenvolle; es scheine, als ob auf diesem gesegneten Lande seit Menschengedenken ein dunkles Schicksal laste. Dem aus der Verbannung rückkehrenden Kurfürsten habe das Land kindliche Liebe entgegengebracht, aber 16 Jahre habe es vergeblich auf die Herstellung seiner alten Verfassung gehofft und sei an den Rand des volkswirthschaftlichen Verderbens gebracht worden; aufs neue wäre es rückwärts gegangen, 1846 seien selbst die nothwendigsten Maßregeln gegen die Hungersnoth unterblieben, 1850 habe man dem Lande ungeheuere Kosten aufgebürdet; von wenigen Ausnahmen abgesehen, hätten die Acte einer der Volkswohlfahrt gedeihlichen Gesetzgebung zu den Seltenheiten gehört. Dies wurde in der Adresse ausführlich im einzelnen dargelegt. Das hierdurch gesteigerte Siechthum der Industrie habe nachtheilige Wirkungen auf den ganzen Staatsorganismus geübt. Zum Schlusse hieß es: „Das ganze Land ist, gleich

uns, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der geschilderte Abschnitt der Geschichte Kurhessens nunmehr zu Ende sein, daß eine bessere Zeit, eine Zeit rüstigen Schaffens und Gestaltens in Gesetzgebung und Verwaltung auf allen Gebieten des Staatslebens folgen muß, wenn nicht unersetzliche Nachtheile für den ganzen Kurstaat eintreten sollen"; deshalb hege man die zuversichtliche Erwartung, daß der Landesherr „seiner Regierung die regste Thätigkeit sowie ein rascheres und selbständigeres Handeln in den Staatsangelegenheiten zur Pflicht machen" werde.

Dieser wuchtige Inhalt der Adresse versöhnte fast mit der Art ihres Zustandekommens. Stärker war wol noch niemals von einer Landesvertretung zu ihrem Fürsten geredet; unermeßlich schwere Anklagen waren darin offen ausgesprochen und es klang aus dem Rückblicke auf die ganze Regierungszeit des Fürsten das bittere Gefühl hervor, daß die alte Anhänglichkeit Hessens an sein Regentenhaus nach schnöder gewaltsamer Zurückstoßung fast erloschen sei. Die Antwort des Kurfürsten, angeblich verfaßt durch Hrn. von Kaltenborn aus Königsberg, den man zum Lohn für sein Auftreten als Legationsrath ins Ministerium des Aeußern gezogen hatte, erfolgte unerwartet schnell. Dieselbe zeigte nicht das entfernteste Verständniß für die hohe Bedeutung jener letzten Appellation; sie stellte sich auf den formellsten Standpunkt, indem sie mit dem Tadel begann, daß die Versammlung vom Recht der Beschwerde in einer Weise Gebrauch gemacht habe, „durch welche sie aus den ihrer Stellung und Wirksamkeit gezogenen Schranken herausgetreten" sei, denn sie lege nicht einzelne Mängel dar, sondern suche im allgemeinen umfassende Züge einer Darstellung der Lage des Landes zu geben, welche eine verurtheilende Kritik des gesammten seitherigen Regierungssystems enthalte, ja sogar Regierungsperioden der Vorfahren des Kurfürsten in das Bereich der Kritik ziehe. Ein „vorgeblicher Freimuth" gehe sogar so weit, von einem über das ganze Land verbreiteten tiefen Unmuthe zu reden, ja es sei in Zweifel gezogen, daß es der Regierung an Willen fehle, die Verheißungen zu erfüllen. Diese Kritik sei keine mit Mäßigung gegebene Schilderung der Lage des Landes, sondern sie verletze die der Regierung schuldigen Rücksichten. In hohem Grade befremde es, die Thätigkeit der Regierung so verkannt zu sehen. Dazu werde in sehr bedenklicher Richtung die Entfaltung der Regierungsthätigkeit vermißt. Daß der Abschluß der Verfassungsangelegenheit noch nicht erfolgt, sei lediglich Schuld der Stände, auch gehe der Bundesbeschluß von einer der ständischen entgegengesetzten Auffassung in Betreff der rechtlichen Wirksamkeit der Verfassungsherstellung aus. Die damalige Zusammensetzung der Ständeversammlung könne nicht als eine zum definitiven Abschluß gelangte betrachtet werden, vielmehr sei es Pflicht der Stände, „eine der Bundesverfassung und einem geordneten Staatswesen entsprechende Wahlordnung" zu schaffen. Das Zustandekommen einer Vereinbarung hierüber müsse als die unerlaßliche und fundamentale Voraussetzung eines wirklichen und befriedigenden Abschlusses der Verfassungsfrage betrachtet werden. Uebrigens verkenne man nicht, daß für die Regierung die Aufgabe bestehe, die durch die wahren Bedürfnisse des Landes gebotenen Maßregeln zu treffen, und die Regierung werde „nicht ablassen, sich mit aller Sorgfalt der rechtzeitigen und erfolgreichen Lösung dieser Aufgabe anzunehmen".

Diese den bisherigen Conflict natürlich nur noch mehr steigernde Antwort war von allen Ministern mitunterzeichnet, obwol sie recht gut wußten, daß sie durch diese Deckung den Starrsinn des Regenten nur noch vermehren würden. Die Stände hatten keine Neigung, sich auf eine Erwiderung einzulassen, es genügte ihnen zu constatiren, daß die Regierung keine der Beschwerden in Abrede gestellt und die Verfassungsfragen herangezogen habe, welche die Stände sorgfältig in der Adresse vermieden hatten; sie erklärten, der zugesagten Regierungsthätigkeit zunächst entgegensehen und, erfolge sie doch nicht, das Land vor fortdauernder Vernachlässigung schützen zu wollen. Die Adelichen glaubten nach-

träglich ihre Zustimmung zur Adresse rechtfertigen zu müssen; sie erklärten daher, sie glaubten in einer Fortdauer der bisherigen Zustände die Gefahr einer Einmischung des Auslandes erblicken zu müssen. Trabert behauptete, er hätte eine Denkschrift an den Bundestag für das Beste gehalten, um nicht der Meinung Raum zu geben, man operire im Sinne einer preußischen Einmischung.

Kaum war diese allgemeine Streitfrage in dieser Weise einstweilen beiseitegelegt, so begannen sofort wieder die Streitigkeiten im einzelnen. Die Stände drangen am 12. Nov. 1864 wiederholt auf eine Beseitigung der Preßverordnungen. Die Regierung antwortete, sie habe ihre im Junipatent dieserhalb gegebene Zusage durch Vorlegung eines Entwurfs erfüllt, die Stände aber hätten das Zustandekommen dieses Gesetzes verhindert, indem sie den für die Gesetzgebung maßgebenden Bundesbeschluß unberücksichtigt gelassen hätten; die Regierung werde also an der verfassungsmäßigen Behandlung der Sache gehindert und sei daher nicht in der Lage, die zur Vollziehung des Bundesbeschlusses erlassenen Verordnungen zurückzuziehen; zu einer neuen Vorlage sei sie bereit, wenn die Stände ihren Widerspruch wollten fallen lassen. Der Standpunkt war ein so entgegengesetzter, daß die Stände alle weitern Versuche, die Regierung zu überzeugen, aufgaben, das Ersuchen am 6. Dec. 1864 wiederholten und am 31. Jan. 1865 auf die in Sachsen erfolgte Zurückziehung ähnlicher Verordnungen hinwiesen. Ein weiterer Streitpunkt entstand aus des Kurfürsten unerträglicher Sucht, sich um Kleinigkeiten zu bekümmern. Die Regierung machte nämlich eine Vorlage wegen Verwilligung von 80000 Thlrn. zur Fortsetzung der Friedrich-Wilhelmsstraße in Kassel. Es sollten große öffentliche Gebäude an derselben errichtet und daher das für die Straße selbst nöthige Terrain expropriirt werden. Hiergegen wäre an sich nichts zu erinnern gewesen, es stand aber das Bedenken entgegen, daß die Risse für jene Gebäude vom Kurfürsten noch nicht genehmigt waren. In übertriebenem Diensteifer hatte seit langer Zeit die Polizeidirection in Kassel die Pläne über alle baulichen Veränderungen in der Residenz dem Landesherrn vorgelegt; diese wurden von ihm, da er sich überhaupt lieber mit Kleinigkeiten als mit größern Dingen beschäftigte, zum Gegenstande so langwieriger Prüfung gemacht, daß gar mancher Hausbesitzer auf die Genehmigung der allerunbedeutendsten Veränderungen an seinen Fenstern, Kellerlöchern u. s. w. viele Monate warten mußte; bei Neubauten verstrich meistens die kostbare Bauzeit; manche begannen den Bau ohne die Genehmigung abzuwarten und bezahlten lieber nachher Strafe dafür, wobei oft ganz heimlich verfahren werden mußte; der Plan des Denkmals zur Erinnerung an die in dem Aufstande gegen die Franzosen Gefallenen ist niemals genehmigt worden, weil der Kurfürst immer neue Pläne verlangte, gerade so wie die Anfertigung der so nöthigen neuen Kassenscheine sich drei Jahre wegen Unentschlossenheit des Kurfürsten über die auf denselben anzubringenden allegorischen Figuren verzögerte. Nun fürchtete man, daß nach Genehmigung obiger Summe zwar die Expropriation vor sich gehen, die Ausführung der Gebäude aber wegen der kurfürstlichen Genehmigung sich endlos verschleppen könne, wie ein eclatanter Fall zeigte; 1846 hatten nämlich die Stände zur Erweiterung der Gardes-du-Corps-Kaserne in Kassel 46000 Thlr. bewilligt, ohne daß diese Summe jemals verwendet worden wäre, indem der Bauplan noch immer nicht die Genehmigung erhalten hatte; erst als 1864 dies gelegentlich in der Ständeversammlung gerügt wurde, erinnerte sich die Regierung des Falls, und nun sollte die Verlängerung der Kaserne eins der Gebäude jener neuen Straße bilden; zur Erwerbung des hierzu nöthigen Bodens waren aber jetzt 20000 Thlr. erforderlich, während vor 20 Jahren 4185 Thlr. genügt hätten. So wurde denn zum großen Aerger des Kurfürsten die Vorlage abgewiesen.

Bei den weitern Aufdeckungen großer Schäden von seiten der Stände spielte dann auch die Lage der Forstlehranstalt zu Melsungen eine Rolle. Im Jahre 1848 war zur

Abstellung großer Misbräuche angeordnet worden, daß der Aufnahme in die Anstalt eine Prüfung vorangehen oder Zeugnisse über bestimmte Kenntnisse vorgewiesen werden sollten; diese Verordnung hatte man seit 1850 nicht mehr berücksichtigt, vielmehr genügte auf besondern Wunsch des Kurfürsten zur Aufnahme der Umstand, daß der Betreffende im Jägerbataillon freiwillig gedient hatte. Die Verschlechterung des Forstpersonals war die Folge. Auf das ständische Ersuchen um Aenderung erfolgte gar keine Antwort. Am 29. Nov. 1864 unternahmen es die Stände noch einmal, sich zu Gunsten der wegen Verfassungstreue entlassenen und der um ein Viertel ihres Gehalts verkürzten Staatsdiener zu verwenden. Die Regierung erklärte, sie könne auch die Billigkeitsrücksichten nicht gelten lassen, da es für die Verantwortlichkeit der Minister sehr bedenklich sei, aus dieser Rücksicht einen so hohen Betrag (71800 Thlr.) zu zahlen. Die Stände hoben wiederholt hervor, eine wie große Ehrenschuld des Landes dies sei, ferner daß die Staatskasse sich unrechtmäßig bereichert habe und daß, wenn wirklich der Verfassungseid der Offiziere verwerflich sei, derselbe doch 1850 rechtlich bestanden habe. Als weitere grobe Ungehörigkeit wurde die im Widerspruch mit den rechtmäßigen und mit den bestehenden Vereinsgesetzen erfolgte Ausweisung des Predigers der deutschkatholischen Gemeinde zu Hanau, Biron, ständischerseits gerügt. Diese Ausweisung war eine höhnische Antwort auf ein ständisches Ersuchen, jener Gemeinde zur Vermeidung von Verwirrung die Corporationsrechte zu ertheilen. Auch die im Widerspruch mit der frühern Verfassung 1853 erfolgte polizeiliche Einziehung der Concession für den Buchdrucker Hotop, der sich schon oftmals vergeblich an den Bundestag gewandt hatte, und die ohne gesetzlichen Grund angeordnete Schließung eines Theaters zu Marburg, wofür die Regierung als Vorwand anführte, daß dasselbe an einem Universitätsorte Anlaß zu Unruhen geben könnte, wurde von den Ständen in bittern Verhandlungen gerügt.

Bei Berathung des Budgets hatte der Abgeordnete von Milchling die Idee geäußert, es sei statthaft, der Regierung einen geringern Betrag von Steuersimpeln zu verwilligen. Als nun am Ende der Budgetverhandlungen die Einnahmen berathen werden sollten, stellte Trabert am 14. März 1865 einen desfallsigen Antrag. Oberflächlich betrachtet, hatte dieser Antrag den Schein großer Entschiedenheit, in Wahrheit aber war er nur eins der vielen von Trabert nutzlos und mit vielem Eclat in Scene gesetzten Blendwerke, die das ungestüme, aber der nöthigen Umsicht wie des innern Gehalts entbehrende Drängen verriethen, die leidigen Zustände abzuändern und daneben auch eine ganz aparte Richtung zu vertreten. Trabert war Student der Rechte in Marburg gewesen, als die Bewegung von 1848 ausbrach; er schlug sich damals auf die Seite der wenigen, welche Zustände erstrebten, die einfach als rothe Republik bezeichnet zu werden pflegen; Kellner und Heise waren damals die kasseler Vertreter dieser Richtung; in ihrem Blatte: „Die Hornisse", vertraten sie diese Anschauungen in geistreicher, aber nach allen Seiten hin auffälliger Weise und sprachen mit besonderer Vorliebe von einem Verrathe der bisherigen Liberalen; in Kassel hingen ihnen blos einige unklare Köpfe an, die Thaten dieser Partei bestanden in Katzenmusiken und in der Pflanzung einer Blumseiche. Ein anderer Theil dieser Partei befand sich in Marburg und gruppirte sich um den die Revolution gegen alles Bestehende predigenden Professor der Philosophie Bayrhoffer; neben diesem lehrten einige für Gleiches begeisterte Studenten mit feuerrothen Halstüchern in Volksversammlungen den Bau von Barrikaden u. dgl. Ihnen hatte sich Trabert angeschlossen, dem diese Art des Auftretens so sehr zu behagen schien, daß er bald darauf in Fulda ein eigenes kleines Blatt herausgab, „Wacht auf!" ganz in der Richtung jener „Hornisse". Im Jahre 1850 wurde Trabert von einem Kriegsgericht wegen Preßvergehen zu mehrjähriger Haft verurtheilt, welche er auf der Feste Spangenberg verbüßte. Dann wandte er sich nach Wiesbaden und wurde durch die Verwendung des bekannten Abgeordneten und Anwalts

Braun, desselben, der später auf einem Abgeordnetentage Trabert's Triasidee so gewaltig daniederschlug, Redacteur der „Rhein- und Lahnzeitung". Als längst die Agitation für die Herstellung der kurhessischen Verfassung im Gange war, ereignete es sich, daß jenes Blatt unterdrückt wurde. Trabert wurde nun Redacteur des „Rheinischen Kurier", einer in Frankfurt a. M. versuchten Fortsetzung der „Rhein- und Lahnzeitung". Das Blatt lebte aber nur wenige Wochen. So kam es, daß Trabert den kühnen Versuch machte, trotz seiner Vergangenheit und trotz der notorisch in Kurhessen herrschenden Abneigung gegen seine Richtung, als Candidat für die Landtagswahlen und zugleich für die erledigte Stelle eines Oberbürgermeisters von Fulda aufzutreten. Beides hatte keinen Erfolg. Nun wurde der Versuch in Hanau erneuert. Diese Stadt hat von jeher einen ganz andern Charakter gezeigt als das übrige Kurhessen, und stets lebhaften Antheil genommen an allen Auswüchsen des süddeutschen Radicalismus. Auch hier wäre indeß keine Aussicht für die Wahl Trabert's gewesen, wenn nicht die gerade damals, auf Anlaß der vom Bunde verlangten Wahlgesetzrevision, im ganzen Lande stark besprochene Frage über die Beibehaltung der directen Wahl des Wahlgesetzes von 1849 in Hanau die Bildung einer „entschiedenern" Richtung hervorgerufen hätte. Ueberall hatte man sich für die indirecten Wahlen ausgesprochen, weil man den untern Klassen noch nicht die nöthige politische Bildung zutraute. Auch in Hanau waren es keine Notabilitäten, die entgegengesetzter Meinung waren, sondern blos der bald nachher ins Irrenhaus gebrachte Seifenfabrikant Jünger und wenige andere; diese zogen durch allerlei Mittel einen großen Theil der Arbeiter aus den hanauer Teppichfabriken und Goldarbeiterwerkstätten heran. Die übrigen Liberalen in Hanau waren durch persönliche Streitigkeiten zu sehr zerfallen und hegten zu großen Abscheu gegen jenes Treiben, um ernstlich dagegen zu operiren. Und so kam es, daß Trabert, nachdem er gegen den bisherigen Abgeordneten Hanaus, Ziegler, hatte zurückstehen müssen, gegen den bisherigen zweiten Abgeordneten Hanaus, Brenner, mit einer kleinen Mehrheit gewählt wurde. Das Land nahm diese Wahl mit Erstaunen auf. Von der Richtung Trabert's glaubte man keine förderliche Hülfe im Kampfe mit der Regierung erwarten zu können, sie war in der öffentlichen Meinung um so mehr verurtheilt, als der ruhig-vernünftige Sinn der Kurhessen zur Genüge erkannt hatte, welch gefährliche Vorwände für die öffentlichen Zustände Hassenpflug aus dem Treiben der wenigen entnommen hatte, die von 1848—50 dieser extremen Richtung ergeben waren; und welche Erfahrungen hatte man dazu in der langen Reactionszeit gemacht! Mit großer Neugier wurde daher die neue Erscheinung im Ständesaale erwartet, es hatte sich aber gar bald gezeigt, daß Trabert vor der bisherigen Verfassungs- oder Fortschrittspartei nichts an Entschiedenheit voraushatte. Mehrfache Versuche desselben, in Kassel oder sonst im Lande eine besondere demokratische Partei zu bilden, scheiterten, dennoch suchte er auf beiden letzten Landtagen in unzähligen Fragen durch unpraktische Anträge von entschiedenerm Anschein eine besondere demokratische Richtung zu vertreten. Es schien ihm nicht zu behagen, daß die Mehrzahl der Versammlung schon den äußersten liberalen Standpunkt, den er nicht mehr überbieten konnte, einnahm, und so gerieth er denn von Zeit zu Zeit auf unvorsichtige und nutzlose Vorschläge, die ihm dann stets, auch wenn seine Niederlage, wie meistens, vorher ganz gewiß war, Anlaß zu langen Reden gaben. Ein solcher Vorschlag war der obenerwähnte, die ebengeschilderte Richtung, aus der er hervorgegangen, wurde offen in der Kammer beleuchtet. In trefflicher Weise legte besonders Wiegand dar, daß dieses vorgeschlagene Mittel gar kein eigentliches Zwangsmittel sei, daß man sich nur selbst damit täusche, daß in Wahrheit ein großes Deficit von 114000 Thlrn. mit dem Antrage auf Herabsetzung der Steuersimpla würde herbeigeführt werden, daß es nicht klug sei, nachher die doch nöthige Höhe der Steuern wieder einzuführen, und daß der Vorschlag nur da Sympathien werde finden können,

wo die Einsicht in dem Finanzhaushalt fehle. Trotzdem gewann der Antrag eine große Zahl von Stimmen und zwar die fast aller ländlichen Abgeordneten; auch diese erkannten, ihrer eigenen Erklärung zufolge, das Durchschlagende der Gegengründe zwar an, scheuten sich aber dagegen zu stimmen, weil sie besorgten, es könne dies ihre Wähler gegen sie einnehmen, während doch keine Möglichkeit vorliege, dieselben gründlich zu überzeugen. Und dieser Erfolg schien, nach den Berichten frankfurter Blätter, welche sich schon seit langer Zeit in keiner allzu anständigen Weise mit der Haltung der Ständeversammlung beschäftigten, mit dem Vorschlage in Hinsicht auf die nächsten Landtagswahlen auch beabsichtigt zu sein; der Abgeordnete von Schenck aber rief in der Debatte dem Antragsteller zu, um eine solchergestalt erworbene Popularität beneide er ihn nicht. Der Vorschlag fand Stimmengleichheit, indem außer den Bauern die Adelichen dafür stimmten. Bei der infolge dessen am nächsten Tage wiederholten Abstimmung fehlte Hr. von Wolff, Vertreter eines Standesherrn, welcher nicht zu wollen schien, daß die Abstimmung seines Vertreters mit den Adelichen der Regierung Verlegenheit bereite. So fiel der Antrag schließlich gegen Eine Stimme.

Die Versammlung wollte sodann das Budget nicht eher festgestellt sehen, bis in das Gesetz darüber der Wegfall der lästigen Klassensteuer für Ausländer und eine Herabsetzung des Salzpreises werde aufgenommen sein; da die Regierung aber erklärte, sie werde in diesem Fall das Finanzgesetz nicht zu Stande kommen lassen, so gab man, obwol dies von Trabert mit Unrecht als Schwäche dargestellt wurde, nach, um nicht schon wieder den ganzen Staatshaushalt in Unordnung zu bringen. Das unpatriotisch-eigensinnige Verhalten der Regierung war es, was den Ständen in diesem Fall wie in manchen ähnlichen Fällen eine anerkennenswerthe Selbstbescheidung auferlegte.

Die Stände gingen am 4. April 1865 nun auch an die Berathung des Wahlgesetzes, dessen Nichterledigung die kurfürstliche Antwort auf die Adresse ihnen zum Vorwurf gemacht hatte; sie hatten die Berathung absichtlich hinausgeschoben, jedoch nur zur Vermeidung besonderer Störungen; denn nach der schon 1849 beim Zustandekommen des Wahlgesetzes eingeschlagenen Praxis hätten die Stände nach Annahme des jetzigen Wahlgesetzentwurfs als nicht mehr competent ihre Thätigkeit sofort einstellen müssen, vor Beendigung der lange Zeit erfordernden Budgetberathung war dies aber nicht räthlich gewesen. Jetzt wurde der auf weitere Herstellung antiquirter privilegirter Standschaftsrechte gehende Entwurf abgelehnt. Bei der Berathung erschien seit langer Zeit zum ersten mal ein Minister, Hr. Rohde, welcher mit großem Eifer versicherte, daß die Regierung das Junipatent auszuführen willens sei.

Das gesammte öffentliche Leben beschränkte sich nach wie vor darauf, daß die Stände auf Beseitigung wenigstens der auffälligsten Misstände drangen. Vom April bis Juni 1865 wurden von den Ständen wieder neue große Beschwerden erhoben. Hiervon verdienen erwähnt zu werden: die notorische Verschleppung der Arbeiten des Oberappellationsgerichts, die Verzögerung der kurfürstlichen Genehmigung für den Bauplan bezüglich des vom Staat unterstützten Neubaues der abgebrannten Stadt Frankenau, die Verschleppung der kurfürstlichen Genehmigung für die Ausgabe der neuen Dienstkleider und Gehaltserhöhungen für die Forstschutzdiener, die Bitte um Aufhebung der zahlreichen Zeitungsverbote und die um Ersatz an die Gemeinden für die Gehalte, welche dieselben an die nicht wiedergewählten Bürgermeister zu zahlen hatten. Sodann amendirten die Stände einen neuen Jagdgesetzentwurf, welcher an sich total unannehmbar war, weil er lediglich auf eine Beibehaltung des Inhalts der so sehr verhaßten Jagdverordnungen von 1854 hinauslief. Einiges hatte man in diesem Entwurfe der Regierung nachgegeben, um nur wenigstens einigermaßen erträgliche Zustände in dieser Hinsicht herbeizuführen; man würde es aber nicht gethan haben, hätte man voraussehen können, daß bald nach einer

derartigen Amendirung das Oberappellationsgericht, trotzdem es größtentheils aus entschiedenen Regierungsanhängern bestand, doch Anstand nahm, sich dem Rechte ganz zu verschließen. Es war von F. Oetker nämlich ein Proceß herbeigeführt, in welchem das höchste Gericht sich über die Rechtmäßigkeit der Jagdverordnungen erklären mußte. Lange hatte es das Urtheil verzögert, und schon glaubte man, es werde die Sache ganz begraben, als es plötzlich dem unterrichterlichen Erkenntniß beitrat, durch welches jene Verordnungen für unverbindlich erklärt worden waren. Zwar wurde dabei die frühere provisorische Verfassung von 1853 als maßgebend erklärt und ausgesprochen, daß die Verordnungen selbst der letztern nicht conform seien, aber es war doch ein großer Sieg des Rechts. Um die nothwendige Folge dieses oberstrichterlichen Ausspruchs, die Herstellung des Jagdgesetzes von 1848, doch noch zu umgehen, sah sich die Regierung in einer ihr Ansehen wahrlich nicht hebenden Weise genöthigt, den Jagdgesetzentwurf sammt den ständischen, bisher von ihr so schroff zurückgewiesenen Amendirungen zu publiciren. Gleichzeitig ließ der Kurfürst übrigens Verwahrung dagegen einlegen, daß aus dieser Publicirung etwa ein Verzicht auf die Rechte abgeleitet werde, welche dem kurfürstlichen Hofe an der Leibhege zuständen, und den im October 1865 wieder zusammentretenden Ständen wurde ein Vorschlag wegen Entschädigung des Kurfürsten vorgelegt. Der Verfassungsausschuß war nicht abgeneigt, durch eine Genehmigung die Durchsetzung vieler Wünsche in Betreff der Verfassungsfragen zu erkaufen, der Finanzminister von Dehn-Rotfelser lehnte zwar ein solches Ansinnen ab, versprach jedoch, um die Stände gefügiger zu machen, an den Kurfürsten zu berichten. Der „Hessenzeitung“ aber war dies nicht entgangen, sie wußte es durch geschickte Darstellung dahin zu bringen, daß der Kurfürst Hrn. von Dehn als den Minister, welcher das neue Jagdgesetz contrasignirt, und Hrn. Pfeiffer, als den Justizminister, der nicht für eine Besetzung des höchsten Gerichts mit gefügigern Personen gesorgt hatte, entließ. An von Dehn's Stelle trat Rohde, obwol derselbe wenige Wochen zuvor zurückgetreten war, weil er als Minister des Innern die Vorlage eines Gesetzentwurfs über Verkuppelung nicht hatte durchsetzen können, während sein Nachfolger im Departement des Innern, Regierungsdirector Harbordt von Hanau, alsbald über denselben Punkt mit dem Kurfürsten in Streit gerieth. Harbordt war als einer der wenigen Beamten, welche 1850 den Septemberverordnungen nachgekommen waren, von Hassenpflug sehr schnell befördert worden und hatte seitdem für eine Hauptstütze des Hassenpflug'schen Systems gegolten. Uebrigens vergingen mehrere Monate, bis Rohde und Harbordt ihr Amt übernahmen, indem dasselbe, im Widerspruche mit der Verfassung und trotz ständischer Mahnungen, so lange unbesetzt gelassen wurde, daß nicht einmal die laufenden Geschäfte besorgt werden konnten.

Die Minister waren ebenso zufrieden wie der Kurfürst, daß nach Erledigung des Budgets die Stände, diese unliebsamen Mahner, zu Hause gelassen werden konnten, allein durch jede Vertagung derselben gewannen sie nur eine Galgenfrist, denn nach der Verfassung durfte die Vertagung niemals länger als drei Monate dauern; am liebsten hätte man freilich den Landtag ganz geschlossen, aber das böse Gewissen sagte den Ministern, daß sie doch mit demselben noch gar manches Gesetz vereinbaren müßten und es sehr fraglich war, ob ein folgender Landtag so viel Mäßigung bewähren werde. So folgten denn sieben Vertagungen aufeinander; bei derjenigen, welche am 5. Febr. 1866 eintrat, warnte Präsident Nebelthau die Minister, mit dem Landtage nicht ihr Spiel zu treiben und die Einberufung nicht blos vorzunehmen, um der formellen Vorschrift zu genügen. Die Regierung versicherte dann auch, diesmal solle die Vertagung blos 14 Tage dauern, der Kurfürst sei durch Unwohlsein verhindert, sich über wichtige zu machende Gesetzesvorlagen zu entscheiden. Es war aber ganz bekannt, weil daraus kein Geheimniß gemacht wurde, daß dieses Unwohlsein blos ein fingirtes war. Als die Stände dann zu Anfang

März 1866 wieder zusammentraten und die Regierung sie, fast ohne sich um sie zu bekümmern, ruhig tagen ließ, sahen sich dieselben veranlaßt, noch einmal die allgemeine Lage des Landes ihrer Betrachtung zu unterziehen.

Diesmal wandten sich die Stände nicht mehr an die Regierung, auch nicht an den Landesherrn persönlich; es war ja so weit gekommen, daß die Regierung ihre obersten Pflichten nicht mehr zu erfüllen schien, und so blieb denn nichts übrig, als vor aller Welt ein Urtheil über dieselbe abzugeben, wie es wol noch niemals ein Land über seine eigene Regierung gefällt hat. Der Bericht des permanenten Ausschusses über die Vertagungszeit bot die Veranlassung; in diesem war constatirt, daß auf allen Gebieten des Staatslebens noch immer fast völliger Stillstand herrsche. Ueber diesen Bericht referirte am 14. März 1866 der wichtigste Ausschuß, der Verfassungsausschuß, durch den Mund K. Oetker's. Das Referat recapitulirte in traurig-ernster Weise die fortwährenden Zeichen der Stagnation und der Fruchtlosigkeit aller zur Beseitigung derselben ergriffenen Mittel der Stände. Darauf wurde beschlossen: „Die Ständeversammlung erklärt angesichts der Lage des Landes, die Staatsregierung verweigert im Widerspruche mit der Landesverfassung, dem Bundesbeschlusse vom 24. Mai 1862 und dem gegebenen Fürstenworte dem Lande die volle Wiederherstellung seines Rechts; sie vernachlässigt trotz der unausgesetzten Mahnungen der Landesvertretung fortwährend die Interessen der geistigen und materiellen Wohlfahrt des Landes, und die Ständeversammlung verwahrt sich gegen die unausbleiblichen Folgen einer solchen Misregierung." Zugleich wurde gegen den frühern Justizminister Pfeiffer und den zeitigen, Abee, Anklage auf Verfassungsverletzung wegen noch nicht erfolgter Zurückziehung des provisorischen Gesetzes über das Oberappellationsgerichts beschlossen. Der Regierung war es nicht entgangen, daß die Stände wieder einen wichtigen Schritt beabsichtigten, sie suchte demselben durch plötzliche Vertagung zuvorzukommen, die Stände aber hatten auch diese Absicht gemerkt und daher den Beschluß in geheimer Sitzung, ohne Zuziehung des Landtagscommissars, gefaßt, ein Verfahren, das zwar vorher noch niemals vorgekommen, aber durchaus statthaft war. Nachdem die Absicht der Regierung glücklich vereitelt war, erbot man sich, die ganze Verhandlung in öffentlicher Sitzung zu wiederholen, der Landtagscommissar aber verlas schleunigst das Vertagungsrescript, in welchem die Versicherung des landesherrlichen Wohlwollens, die bei frühern Gelegenheiten nach weit geringern Zwistigkeiten nicht gegeben worden war, mit dem kurz zuvor gefaßten Beschlusse stark contrastirte. Kasseler Bürger wollten eine Versammlung halten, um sich über den Schritt der Stände zu erklären, die Polizei aber verbot, im Widerspruche sogar mit den bestehenden unrechtmäßigen Vorschriften, die Versammlung, „weil im Fall des erklärten Einverständnisses, welches unterstellt werden könne, eine öffentliche Beleidigung der Regierung vorliegen" würde.

So stand das Land im Moment, wo die deutsche Frage einer gewaltigen Krisis entgegeneilte, der Regierung so schroff und feindlich gegenüber wie jemals. Wenn nicht alle sonstigen Rücksichten, so hätte, zumal in Erinnerung an frühere Mahnungen von Berlin her, gerade dieser Umstand maßgebend für die Regierung sein müssen in Betreff ihrer Haltung im großen deutschen Conflict. Solange die deutschen Großmächte einig waren, hatte sie im Anschluß an diese eine Stütze ihrer kläglichen Regierungsweise gesucht; jetzt, wo sie sich feindlich gegenüberstanden, siegte die Hinneigung zu Oesterreich, denn wol kein mittel- und kleinstaatlicher Fürst übertraf den Kurfürsten an Eifersucht auf Erhaltung seiner vollen Souveränetät; die Minister ließen diese Richtung indeß noch nicht zum offenen Durchbruch kommen, weil sie wie jedermann im Lande einsahen, daß dies angesichts der geographischen Lage des Landes die Preußen alsbald ins Land ziehen werde. So blieb denn auch nach einer am 5. Mai 1866 über die deutsche Frage gehaltenen Staatsrathssitzung die Regierung unentschieden und aus diesem Grunde neutral,

woran auch die um die Mitte Mais angeordnete Einberufung der im Auslande befindlichen Reservisten nichts änderte. Auf diese Art sah sich das Land zum ersten mal seit langer Zeit in einer großen Frage einverstanden mit der Regierung, welche sogar Dankschreiben aus mehrern Orten dafür erhielt. In Berlin scheint man denn auch die Neutralität für eine ehrliche gehalten zu haben. Der Kurfürst aber, welchem der Kaiser von Oesterreich durch den Obersten von Wimpffen verschiedene persönliche Vortheile und die Wiederbeseitigung der Verfassung hatte zusagen lassen, bereitete in der Stille wieder eine seiner beliebten Ueberraschungen vor. Schon daß die aus Holstein zurückkehrenden österreichischen Truppen auf dem kasseler Bahnhofe auf höhern Befehl von dem hessischen Militär feierlich empfangen wurden, während man sich um die kurz zuvor durchpassirten preußischen Truppen gar nicht bekümmert hatte, ließ nichts Gutes ahnen.

Am 13. Juni 1866 ward die Mobilmachung angeordnet und am 14. setzte Kurhessens Theilnahme an dem gegen Preußen gerichteten Bundesbeschlusse alles, und die besten Freunde der Regierung am meisten in Bestürzung, denn es war zu klar, daß nun die Selbständigkeit des Landes und der Fortbestand der Dynastie in Gefahr gerieth. Nebelthau hatte als Präsident der am 11. Juni wieder zusammengetretenen Ständeversammlung am 14. Juni in einer Ansprache an diese sogar die Frage aufgeworfen, ob man angesichts des drohenden Kriegs nicht am besten thue, den bisherigen Streit mit der Regierung zu vertagen. Welchen Contrast mit dieser anzuerkennenden Loyalitätsäußerung bildete die gleichzeitige kopflose Abstimmung der Regierung, die sich muthwillig in die bedenklichste Gefahr stürzte.

Daß die Regierung in einem solchen Moment einige der wichtigsten seit Jahren unausgesetzt von den Ständen geforderten Gesetzentwürfe vorlegen ließ, war nur aus der Ansicht der maßgebenden Kreise zu erklären, es werde die Versammlung in einer so erregten Zeit weder Lust noch Muße zur Bearbeitung so tief einschneidender Gesetze haben, auch müsse sie wegen der Kriegsverhältnisse doch nächstens wieder heimgesandt werden, es würden also die Gesetze am Ende doch nicht zu Stande kommen, ganz abgesehen davon, daß die Entwürfe von den muthmaßlichen ständischen Aenderungen zu weit abwichen, um eine Vereinbarung in Aussicht zu stellen. Dennoch wollte die Regierung durch diese Vorlagen dem Lande entgegenkommend scheinen, ja der Landtagscommissar hatte dabei sogar die heuchlerische Eröffnung zu machen, die Regierung hoffe, daß dieses Zeichen ihres Entgegenkommens in einem so ernsten Moment zur Ausgleichung des langen Streits beitragen möge; auch wolle die Regierung, da das Vaterland bedroht sei, nichts auf die Verwahrung der Stände gegen die Misregierung erwidern. Die Ständeversammlung dagegen faßte den Ernst des Moments sofort in seiner ganzen Bedeutung auf und glaubte, wenn sie sich auch keinen Erfolg versprach, doch das Gewicht ihrer Stimme in die Wagschale legen zu müssen, indem sie am 15. Juni auf Antrag des Hrn. von Bischofshausen an die Regierung die Aufforderung richtete, unverzüglich zu der vom ganzen Lande gutgeheißenen bisherigen neutralen Haltung zurückzukehren, und zugleich erklärte, daß sie die Mittel für eine Mobilmachung so lange ablehnen werde, bis nicht dieselbe als den Lebensinteressen des Landes völlig entsprechend werde nachgewiesen werden, sowie daß bei Nichtbefolgung dieses Verlangens die Regierung für die schweren Folgen verantwortlich sei. Das war nach Lage der Dinge eine Erklärung zu Gunsten Preußens und sollte es auch sein; die ultramontanen, die ritterschaftlichen und einige unklare Abgeordnete stimmten dagegen; Trabert hatte in der Hoffnung auf eine neue Vertagung durch die Behauptung, daß man zur Prüfung der Sache erst lange Studien in den zahlreichen diplomatischen Urkunden der letzten Zeit machen müsse, die Beschlußnahme vergeblich hinzuhalten gesucht, die Versammlung aber sich zum ersten mal sogar über den Wunsch des Landtagscommissars, die Sache zu verschieben, hinweggesetzt. Trabert war auf einmal mit der Re-

gierung ganz einverstanden und forderte sie sogar auf, auch die zur Herstellung des Verfassungsrechts nöthigen Gesetze schnell vorzulegen.

Das fast durchgängig preußisch gesinnte Militär wurde von der Regierung Hals über Kopf in die Gegend von Bebra gelegt, von wo es sich über Fulda nach Hanau zog; zur wirklichen Mobilmachung war keine genügende Zeit mehr geblieben. Aus der am 16. Juni erfolgten Ankunft des Prinzen Friedrich Wilhelm von Hessen glaubte man entnehmen zu müssen, daß es einen letzten Versuch gelte, den Kurfürsten umzustimmen; groß war aber die Verwunderung, als sich der Prinz für Oesterreich aussprach, ja für so befremdlich hielt man dies im allgemeinen, daß der Gedanke an ein falsches Spiel desselben auftauchte, als wolle er den Kurfürsten recht sicher in sein Verderben stürzen, das Militär jedoch auf Preußens Seite bringen. Das Motiv seines Auftretens ist noch nicht aufgeklärt, sicher aber ist, daß er seiner Stelle als Oberbefehlshaber der Truppen schon nach 24 Stunden wieder entsetzt wurde und abreiste. Während seines Aufenthalts in Kassel hatte er Versuche zur Fortführung des Staatsschatzes gemacht, welche jedoch an der treuen Bewachung desselben durch den verfassungsmäßig eigens hierzu bestellten geheimen Ständeausschuß scheiterten. Insbesondere waren es die Gegenvorstellungen von Schenck's und Nebelthau's, die der Prinz zu widerlegen außer Stande war. Derselbe Versuch war schon einige Zeit früher von den Ministern gemacht worden und in gleicher Weise misglückt.

Inzwischen hatte Preußen als Ultimatum die Forderung gestellt, daß Kurhessen dem preußischen Bundesreformplan beitrete, an der Berufung des Parlaments theilnehme und die Mobilisirung unausgeführt lasse; dafür solle die Souveränetät des Kurfürsten garantirt werden. Dieser ließ die ihm zur Beantwortung des Ultimatums festgesetzte Zeit am 16. Juni verstreichen; eine zahlreiche Menschenmenge hatte auf das Resultat der darüber gehaltenen Ministersitzung in den Straßen um das Palais in der Hoffnung gewartet, es würde schließlich noch ein schweres Verhängniß vom Lande abgewendet werden; die Bevölkerung war in diesem Moment kurfürstlicher als die Regierung, indem sie der ungewissen Zukunft gegenüber immer noch am liebsten an der Selbständigkeit des Landes hing.

Die Täuschung, welche der Kurfürst Preußen bereitet, hatte zur Folge, daß die preußischen Truppen weit später, als von dem Kassel so nahen Warburg aus hätte geschehen können, in Kurhessen einrückten und so das kurhessische Militär entkommen ließen. Die Ständeversammlung wurde vertagt und der Kurfürst beschloß, auf Wilhelmshöhe zu bleiben.

Am 18. Juni überschritten die Preußen von Wetzlar her die Grenze Kurhessens. Der Befehlshaber, General von Beyer, erließ eine Proclamation „an die hessischen Brüder". Darin wurde als Zweck des Einrückens angegeben, daß die kurhessische Regierung „in beklagenswerther Verblendung verschmäht" habe, im friedlichen Bunde mit Preußen für Deutschland eine den gerechten Forderungen des deutschen Volks entsprechende Organisation zu schaffen. Zugleich nahm der General mit ganz besonderer Freundlichkeit und bedauernder Theilnahme von den traurigen Zuständen des Landes Notiz und sagte: „Kaum hat ein anderer deutscher Volksstamm so schwer unter der Zerfahrenheit deutscher Zustände zu leiden gehabt wie ihr." Er sprach die Hoffnung aus, daß glücklichere Tage für das Land kommen würden, man möge nur die gebotene Hand ergreifen. Nun war die auswärtige Einmischung eingetreten, die längst als letztes Ende der bisherigen Regierungswirthschaft prophezeit war, es eröffnete sich endlich die Aussicht, die Sultanherrschaft des Kurfürsten, die ganze Masse der Kleinlichkeiten und Quälereien, unter denen man so lange geseufzt hatte, los zu werden; aber bei alledem konnte sich die Menge einer gewissen mismuthigen Besorgtheit nicht erwehren, ob die bisherige Selbständigkeit des

Landes, sein Wesen und seine Einrichtungen genügend gewahrt bleiben würden, und Mitglieder entgegengesetzter Parteien, Nebelthau und Oberappellationsrath Martin, machten noch einen letzten, aber vergeblichen Versuch, den Kurfürsten zur Umkehr zu bewegen.

Die Ereignisse nahmen indeß einen raschen Verlauf. Am 20. Juni 1866 hielt General von Beyer an den permanenten ständischen Ausschuß eine herzliche Anrede und forderte denselben auf, ihm Männer des allgemeinen Vertrauens zu bezeichnen, welchen er die oberste Leitung der Staatsgeschäfte übergeben könne. Die Mehrheit des Ausschusses lehnte dies ab, weil sie sich dazu nicht für competent hielt; die Minderheit hegte kein Bedenken, indem sie es mit der im §. 102 der Verfassung ganz allgemein zur Pflicht gemachten Wahrung des landständischen Interesses rechtfertigte. Privatim indeß wurden dem General Personen namhaft gemacht, und zwar nannte man ihm mit Rücksicht auf die nächste Zeit des Provisoriums die ziemlich nichtssagenden Namen der bisherigen Ministerialreferenten. Diese erhielten alsbald den Auftrag, die Ministerien weiter fortzuführen, übernahmen ihn aber, um sich für den Fall einer Restauration den Rücken einigermaßen zu decken, erst, nachdem sie sich hatten bedrohen lassen, im Fall der Weigerung nach Spandau abgeführt zu werden. Am 21. Juni erließ General von Beyer eine Ansprache an das kurhessische Volk, in welcher er die Autorität des Kurfürsten für suspendirt erklärte und die bestimmte Zusicherung gab, daß die Verfassung und die rechtmäßigen Gesetze beobachtet und aufrecht erhalten, das Staatsvermögen respectirt und die erforderliche Einleitung zur baldigen Beseitigung der noch bestehenden provisorischen Gesetze und verfassungswidrigen Verordnungen sowie zur vollen Herstellung des verfassungsmäßigen Zustandes getroffen, auch die Gesetzgebungslücke, welche den Fortschritt des Landes nur zu lange aufgehalten habe, ausgefüllt und die Einkünfte des Kurfürsten zur Ausgleichung der zunächst den einzelnen aufzuladenden Kriegslasten herangezogen werden sollten. „Bessere Zustände und hellere Tage" würden, so hoffte der General, für das Land herbeigeführt werden. Der Kurfürst wurde, nachdem seine Autorität suspendirt war, auf Wilhelmshöhe von jedem Verkehr mit dem Lande abgeschnitten, der Kriegsminister von Meyerfeldt, weil er, dem Befehle des Generals von Beyer zuwider, Amtshandlungen vorgenommen, insbesondere sogar Anordnungen wegen Nachsendung der Beurlaubten zur kurhessischen Armee getroffen hatte, gefangen nach Minden abgeführt. Am 22. Juni ließ Preußen durch den General von Röder dem Kurfürsten noch einmal den Anschluß an den deutschen Reformplan anbieten, der Kurfürst lehnte aber wiederum ab. Am 23. Juni abends 9 Uhr wurde der Kurfürst mit Gefolge von Wilhelmshöhe nach der bei Schloß Wilhelmsthal gelegenen Haltestelle Mönchehof an der Friedrich-Wilhelms-Nordbahn und von da über Warburg, Minden und Berlin nach Stettin gebracht, nachdem er vorher einen vom Oberappellationsrath Martin verfaßten „Scheidegruß" an das Land erlassen hatte. Er sprach darin die Hoffnung aus, daß das Schicksal, das ihn getroffen, ihm und dem Lande zur Läuterung gereichen möge, auch wies er darin, was man gar nicht erwartet hatte, die Behörden zur Fortführung der Geschäfte unter der fremden Regierung an. Die bisherige rückschrittliche Partei entfaltete alsbald eine große Thätigkeit in Verbreitung falscher, die Absichten Preußens verdächtigender Nachrichten, welche eine große Verwirrung an manchen Orten hervorriefen; namentlich wurden viele aus Furcht vor einer preußischen Rekrutirung zum Verlassen ihrer Dienststellen aufgefordert, auf dem Lande waren die vilmarisch gesinnten Pfarrer überaus thätig, die Nachweise der Beurlaubten zum Heere ins Hanauische zu betreiben, obwol es bereits feststand, daß dies ihm nur zum größten Nachtheil gereichen würde. Die wenigen beim Heere Angelangten mußten dann wegen Mangels an Uniformen und Waffen zurückgeschickt werden. Die „Wegschleppung des Kurfürsten" wurde von den kurfürstlich Ge-

sinnten als das untrügliche Stichwort ausgebeutet, um das Landvolk gegen die neue Wendung der Dinge einzunehmen. Im Süden des Landes machten sich, solange die Bundestruppen von dort noch nicht vertrieben waren, schwache Versuche zur Fortsetzung einer Regierungsthätigkeit für den Kurfürsten bemerklich. Der Vorstand der Provinzialregierung zu Hanau, Sunkel, ein Erz-Hessenzeitungsmann, machte bekannt, der Oberbefehlshaber des kurhessischen Heeres habe erklärt, er werde keine gegen die Autorität des Kurfürsten gerichtete Kundgebung dulden und hoffe, es werde die Bevölkerung die dem Kurfürsten gelobte Treue bewahren und die Anordnung der Behörden gegen feindliche Angriffe unterstützen. Zum Oberbefehlshaber des Heeres hatte der Kurfürst an Stelle des Generals von Schenck den General von Loßberg ernannt. Dieser hatte keine besondere politische Richtung und schien blos deshalb so schroff für den Kurfürsten aufzutreten, weil er auf einen Sieg Oesterreichs rechnete. Der Rumpf des Bundestags bestellte sodann in einer nach Bundesrecht vollkommen unzulässigen Weise einen Bundescommissar für Kurhessen, nämlich denjenigen Hrn. von Baumbach, welcher 1850 die heimlichen Verhandlungen wegen Berufung Hassenpflug's vermittelt hatte und bisher Gesandter in Wien gewesen war. Ihm gesellte sich blos ein Secretär, sonst niemand bei; es war dies der Secretär im Ministerium des Innern, Schimmelpfeng, welcher, vor kurzem noch Referendar, wegen seiner rückschrittlichen Gesinnung jene Stelle erhalten und zugleich zum Redacteur der amtlichen Zeitung bestellt war. Baumbach sagte in einer an das Land erlassenen Ansprache, er habe das Amt übernommen, um einen Beweis seiner dem Kurfürsten geschworenen Treue zu geben. Die alte sich nie verleugnende Treue der Hessen an den angestammten Fürsten möge sich aufs neue bethätigen. Am 28. Juni erließen der preußische General von Werder als Generalgouverneur von Kurhessen und der preußische Regierungspräsident von Möller als Civilcommissar eine Ansprache, in welcher sie die Zusicherung ertheilten, daß die Landesverfassung beobachtet und aufrecht erhalten, daß nach den rechtmäßigen Landesgesetzen verwaltet und daß die Interessen des Landes gewissenhaft wahrgenommen werden sollten. Anfang Juli führte dann von Loßberg, ohne dazu von früher her einen Auftrag des Kurfürsten zu haben, die kurhessischen Truppen außer Landes und nöthigte sie durch solchen Misbrauch ihrer Fahnentreue, sich am Kampfe für die Interessen Oesterreichs und seiner Genossen zu betheiligen. Der Gouverneur von Werder erließ daher am 4. Juli eine Ansprache an die kurhessische Armee, erinnerte sie, daß sie ohne Kriegsherrn sei, daß der Oberbefehlshaber sie nicht habe außer Landes führen dürfen, daß die Beschlüsse des Bundestags unverbindlich und daß sie selbst Parteigänger seien, die auf eigene Faust Krieg führen; sie möchten daher sich eines bessern besinnen und heimkehren. Loßberg machte in Mainz, wohin man die Truppen offenbar nur verlegt hatte, weil man ihrer Bundestreue nicht traute, besonders da man dieselben durch ein unverantwortliches Exponiren kurhessischer Husaren im Treffen bei Aschaffenburg gereizt, jene Ansprache unter Aeußerungen der Entrüstung über den ihnen zugemutheten „Treubruch" bekannt. Darauf folgte am 9. Juli ein Erlaß des Gouverneurs, wonach den Herren von Baumbach und von Loßberg keine legitime Autorität zustehe und den Behörden bei strenger Ahndung verboten wurde, den Anweisungen der Genannten Folge zu leisten.

Die preußische Regierung von Kurhessen entwickelte alsbald eine im Gegensatze zur bisherigen Regierung erstaunliche Thätigkeit. Sie suchte vor allem durch die Erfüllung einer großen Zahl langjähriger, bisher aufs allerschmählichste behandelter Wünsche der verschiedenen Landestheile über verhältnißmäßig geringfügige Dinge für sich einzunehmen. Die ganze Staatsmaschine, welche so lange gänzlich eingerostet war, kam mit einem mal in den besten Gang, alle Angelegenheiten wurden mit einer im Lande noch nie gekannten Raschheit und Präcision, dazu in wohlwollendster Weise erledigt und Maßregeln zur

Hebung des Landes vorbereitet, die Abgeordneten Wiegand und von Bischofshausen ins Ministerium berufen, Stützen des alten Systems, insbesondere prononcirte Anhänger der Vilmar'schen Richtung, aus einflußreichen Stellen entfernt. Nachdem infolge des siegreichen Vordringens der Preußen am Main der Rest der Bundesarmee Kurhessen verlassen hatte, wurde die Autorität der preußischen Regierung auch in den südlichen Landestheilen in sehr zweckmäßiger Weise begründet.

Als bei dem Ausgang des Kriegs die Erhaltung der Selbständigkeit Kurhessens fraglich wurde, war es außer wenigen Anhängern der Vilmar'schen Richtung niemand, der eine Wiedereinsetzung des Kurfürsten wünschte, indem man von diesem nicht blos eine Fortsetzung der traurigen Regierungsweise fürchtete, sondern auch einen schroffen Wiederumsturz aller bisherigen Anordnungen, wie ihn einst sein Vater nach dem Sturze Jérôme's ausgeführt hatte. Ebenso einstimmig sprach man sich im Lande gegen den präsumtiven Thronfolger aus, welcher durch sein neuliches Auftreten in Kassel aufs höchste gegen sich erbittert hatte. Die Dynastie zu opfern zeigte sich das Land gern bereit, so sehr es sonst, und noch während der Regierung des vorigen Kurfürsten, am Landesherrn gehangen hatte. Die Selbständigkeit des Landes aber aufzugeben, zeigte sich wenig Lust; zwar war man gern zu hohen Opfern im nationalen Interesse bereit, aber während der jahrhundertelangen Selbständigkeit hatten sich so viele lieb gewordene, durch die heftigsten Kämpfe wieder errungene Eigenthümlichkeiten herausgebildet, daß eine plötzliche Hingabe derselben großen Widerstand fand. Doch infolge der Erklärung, welche in Berlin am 17. Aug. 1866 bei Vorlage des die Einverleibung der besetzten Länder betreffenden Gesetzentwurfs dem Abgeordnetenhause abgegeben wurde, beruhigte man sich vollkommen. So geht denn dieses schwergeprüfte Land hoffentlich dauernd glücklichern Zuständen entgegen.

---

# Das atlantische Kabel.

Der gewaltige Krieg, welcher vor kurzer Zeit ganz Deutschland in seinen Grundfesten erschütterte und die ungetheilte Aufmerksamkeit des übrigen Europa in so hohem Grade in Anspruch nahm, daß fast alle andern Weltereignisse als nebensächliche Dinge betrachtet wurden, hat auch vermocht, die Blicke der civilisirten Welt von einem Werke abzuziehen, welches mit Recht darauf Anspruch machen darf, der Macht des menschlichen Geistes den höchsten Triumph bereitet zu haben.

Während im Osten Europas Tod und Vernichtung auf den Schlachtfeldern wüthete, während Handel und Wandel, Wohlstand und Verkehr, die Träger der Cultur, durch die Geisel des Kriegs auf lange Zeit hinaus zerstört und gelähmt wurden, knüpfte sich im Westen ein Band des Friedens und der Freundschaft zwischen zwei Welttheilen und vollzog sich eine That, wie sie größer nie erdacht und vollführt worden. Europa und Amerika, die Alte und die Neue Welt sind einander um 500 Meilen näher gerückt, der Atlantische Ocean ist ferner keine trennende Schranke. Wie auch seine Wogen im Sturme branden, sie werden nicht mehr die Vereinigung stören. Ungehindert blitzt der geheimnißvolle Funke von einem Ufer zum andern hinüber, der Mensch hat mit einem Element das andere unterjocht.

Das atlantische Kabel ist gelegt; das gigantische Werk, welches zweimal mislungen, an dessen Gelingen Millionen zweifelten, es ist zum dritten mal mit Erfolg gekrönt worden. Das Jahr 1866 wird in der Culturgeschichte der Welt für immer als eins der glänzendsten dastehen; es hat eine der größten Thaten vollbracht. Wol ist das Kabel

nur Menschenwerk und als solches vergänglich, aber der Ruhm, es erdacht und geschaffen und die unendlichen Schwierigkeiten, welche sich seiner Vollendung entgegenstellten, siegreich überwunden zu haben, wird unvergänglich bleiben. Es legt mehr als alles Zeugniß davon ab, daß die Menschheit auf dem Wege zur Vollkommenheit rüstig vorwärts schreitet, und der Geist sich immer mehr dem Ziele nähert, Herrscher der Natur zu werden.

Es ist deshalb wol werth, die Legung des atlantischen Kabels und die Umstände, unter denen sie geschah, näher zu betrachten, weil wir dadurch erst einen richtigen Begriff von der überwältigenden Größe dieser That und ihrer Bedeutung erhalten.

Ueber die beiden ersten Versuche einer telegraphischen Verbindung zwischen Europa und Amerika ist seinerzeit in dieser Zeitschrift bereits berichtet.*) Wir können dieselben deshalb hier übergehen und uns gleich zu dem diesjährigen Unternehmen wenden, indem wir nur so weit an erstere anknüpfen, als dies zum Verständniß des Ganzen nothwendig ist.

Das Reißen des vorjährigen Kabels, nachdem man bereits zwei Drittheile seiner ganzen Länge glücklich versenkt hatte, war nicht allein für die bei der Legung direct Interessirten ein harter Schlag, sondern wurde auch von der ganzen civilisirten Welt mit dem tiefen Bedauern empfunden, das jeder Gebildete dem Mislingen eines großen im Interesse der Menschheit unternommenen Werks zollt. Trotz der so schwer getäuschten Hoffnungen, trotz der Millionen, die in der Tiefe des Meeres begraben lagen, ließen die Betheiligten den Muth nicht sinken. Mit jener Energie und zähen Ausdauer, welche die Engländer vor andern Völkern so vortheilhaft auszeichnet und durch die sie so oft beispiellose Erfolge errungen haben, wurde von der Telegraphencompagnie sofort die Anfertigung eines neuen Kabels beschlossen und die Ausführung in Angriff genommen.

Ueber den Bruch des Kabels und dessen Ursache verbreiteten sich anfangs sonderbare Gerüchte. Es hieß, es sei an Bord absichtlich beschädigt worden, und die Untersuchung einiger schon früher über Bord gegangenen, aber später entdeckten und wieder aufgewundenen schadhaften Stellen schien eine Zeit lang diese Annahme zu bestätigen. Genauere Nachforschungen haben indessen als ziemlich sicher ergeben, daß das Kabel selbst nicht sorgfältig genug angefertigt war und der Bruch zwar durch eine Beschädigung an Bord des Great Eastern, aber unabsichtlich herbeigeführt worden ist. Um das zu schnelle Auslaufen des Kabels zu hindern, hatte man falsch construirte Kettenstoppen (eiserne Klemmer) angewandt und dadurch das Tau gebrochen.

Auch in den anderweitigen Einrichtungen und Apparaten hatten sich Unzweckmäßigkeiten und Fehler gezeigt. Es wurde deshalb von den Unternehmern die diesjährige Telegraphenlegung mit einer Sorgfalt und Umsicht vorbereitet, die, soweit menschliche Voraussicht reichte, das Gelingen sichern mußten.

Die größte Aufmerksamkeit wurde natürlich der Anfertigung des Kabels selbst zugewandt. In seinem innern Leitungsstrange unterscheidet sich dasselbe wenig von dem vorjährigen, dagegen ist die äußere Umhüllung etwas anders construirt. Der Leitungsstrang besteht aus sieben kupfernen Drähten, von denen sechs um den siebenten gelegt sind, sodaß ein Bruch aller Drähte an demselben Punkte, der die Leitungsfähigkeit aufhöbe, nicht vorauszusetzen ist. Dieser Strang wiegt 300 englische Pfd. per nautische Meile (4 = 1 geographische) und ist in Chattertons Compound — eine gummiartige Mischung — eingeschlossen, die ihn fest mit der Guttaperchaumhüllung verbindet. Die letztere isolirt die Leitungsdrähte und ist in vier verschiedenen Lagen übereinander aufgelegt, die unter sich durch Chattertons Compound wasserdicht verbunden werden. Das Gewicht des Isolirungsmaterials ist 400 Pfd. per nautische Meile. Der äußere Schutz

*) Vgl. „Unsere Zeit", Erste Folge, III, 415—418, Neue Folge, I, 717—720.

des isolirten Leitungsstranges besteht aus zehn starken und leicht galvanisirten Eisendrähten. Diese sind jeder mit fünf Strängen weißen Manillahanfs umwickelt und darauf spiralförmig um die Isolirung gelegt, werden jedoch von ihr noch durch eine Lage Hanfgarn getrennt, das vorher in eine präservirende Lösung getaucht worden ist.

Das Gewicht dieser Hülle beträgt per nautische Meile 31 Ctr. in der Luft und $14^3/_4$ Ctr. im Wasser, die Kraft, bei der sie bricht, 162 Ctr. Das ganze Kabel wiegt 38 Ctr. per nautische Meile und fast noch einmal so viel wie das erste von 1857. Der Unterschied gegen das vorjährige besteht darin, daß die äußern Eisendrähte galvanisirt und ihre Manillagarnumwickelungen nicht getheert sind. Es ist dadurch leichter, stärker und biegsamer geworden. Im ganzen sind von dem neuen Kabel 1660 nautische Meilen angefertigt, welche für die tiefern Stellen des Atlantischen Oceans bestimmt wurden, während der übriggebliebene Rest des vorjährigen für die flachern Stellen zur Verwendung kommen sollte.

Die Stärke dieses für den tiefen Ocean bestimmten Mittelkabels beträgt $1^1/_8$ Zoll im Durchmesser. Sie reicht für die bei der Versenkung und etwaigem Aufwinden auf sie kommende Spannung aus und genügt ebenfalls, wo das Kabel auf tiefem, aus weichen Sedimenten bestehendem Meeresgrunde verhältnißmäßig ruhig lagert. An der Küste von Irland sowol als bei Neufundland, den beiden Endpunkten der Telegraphenlinie, wo das Tau auf flachem felsigen und unebenen Grunde liegt, durch Meeresströmungen bewegt und mit Schiffsankern und Eisbergen in störende Berührung kommen kann, gab jedoch eine so geringe Stärke nicht Sicherheit genug gegen Beschädigungen; es wurden deshalb noch besondere Uferkabel von immenser Stärke construirt. Sie sind armsdick und auf kurze Entfernungen fast unbiegsam. An der europäischen Seite ist das stärkste Uferende 8 nautische Meilen lang; daran schließt sich etwas verjüngt eine ebenfalls 8 Meilen lange Strecke und an sie eine dritte noch dünnere von 14 Meilen, sodaß die ganze Länge 30 Meilen beträgt. An der amerikanischen Seite ist das Uferende nur 5 Meilen lang. Für das Legen des Telegraphen wurden vier Schiffe bestimmt; der Great Eastern, das einzige Schiff, welches im Stande war, das enorme Gewicht des Kabels zu tragen und welches bereits im vorigen Jahre zu demselben Zwecke verwandt wurde, sodann der Medway, ein Dampfer von 1900 Tons, mit 400 nautischen Meilen des Kabels an Bord; ferner der William Corry, um das irländische Uferende zu legen, und endlich der Albany von 1500 Tons, um Hülfe zu leisten sowie Vorräthe mitzunehmen.

An der Maschine, den innern Einrichtungen und dem Schiffskörper des Great Eastern wurden unter Benutzung der vorjährigen Erfahrungen noch verschiedene Veränderungen und Verbesserungen vorgenommen. Die wichtigste derselben war eine Verstärkung des Aufwindeapparats, der sich viel zu schwach gezeigt hatte, sodaß infolge dessen das gebrochene Kabel nicht wieder aufgefischt werden konnte. Der Apparat zum Auslaufen hatte sich zwar bewährt, aber auch er wurde noch verbessert und so eingerichtet, daß er gleichzeitig zum Einwinden zu benutzen war, sodaß sich diese schwierige Manipulation jetzt vom Vorder- oder Hintertheil des Schiffs vornehmen ließ. Außerdem umgab man die Schraube mit einem Eisengitterwerk, um zu verhüten, daß das Kabel ihre Flügel berührte. Das Gewicht dieser Schraubencrinoline betrug 340 Ctr., man kann sich daraus einen Begriff von ihren Dimensionen machen. Für die Aufnahme des Kabels waren drei eiserne Behälter im untern Raume des Great Eastern construirt, von ähnlicher Form wie ein Gasometer. In dem vordern wurden 670, in dem mittlern 864 und in dem hintern 840 nautische Meilen des Kabels verstaut, sodaß sich im ganzen über 2300 Meilen des Kabels am Bord des Riesenschiffs befanden. Von diesen waren jedoch nur 1700 für die Legung des neuen Kabels bestimmt, der Rest sollte nebst den 400 Meilen des Medway zur Vollendung des vorjährigen dienen, den man später wieder aufzufischen hoffte.

Der Abgang der Expedition war mit Rücksicht auf die günstigern Witterungsverhältnisse im Atlantischen Ocean, die natürlich als wesentlichster Factor für das Gelingen des Unternehmens in Betracht gezogen werden mußten, für die ersten Tage des Juli festgesetzt und vom Anfang an hatte man die Maßnahmen so gut getroffen, daß dieser Termin durch keinerlei Störungen hinausgeschoben werden konnte.

Nachdem der Great Eastern im Laufe des Juni das Telegraphenkabel an Bord genommen, verließ er am 30. Juni mit der an jenem Tage eintretenden hohen Springflut seinen Ankerplatz auf der Themse und trat seinen Weg nach Berehaven an der irischen Küste an. Bei einem Tiefgange von 32 und einer Länge von 600 Fuß war die Passage des Riesenschiffs zwischen den Engen und Sandbänken der Themse bis in den Englischen Kanal eine höchst schwierige und gefährliche. Bisweilen befanden sich nur wenige Zoll Wasser unter dem Kiel, die Schraube wühlte den Schlamm des Grundes auf und bange Besorgniß erfüllte die Gemüther, daß das Schiff festkommen und dadurch das große Werk auf lange Zeit aufgegeben werden müsse; doch alles ging glücklich von statten und der Great Eastern erreichte ungefährdet den Kanal. Hier jedoch schlug das bis dahin günstige Wetter um und wurde gegen alle Erwartung in dieser Jahreszeit so anhaltend stürmisch, daß es die Reise bedeutend verzögerte und das Schiff erst am 5. Juli in Berehaven eintraf. Hier ankerte dasselbe, um die Ankunft der drei Begleitschiffe und das Legen des Uferendes abzuwarten, an welches das Mittelkabel gespleißt werden mußte, ehe man es versenken konnte. Am 6. erschien der William Corry mit dem Uferende in der Nähe des Great Eastern, um gleich darauf seinen Weg nach Foilhommerum Bay in der Nähe von Valentia fortzusetzen, wo das Uferende gelandet werden sollte und welche als europäische Endstation des Telegraphen bestimmt war. Die Bai ist ein etwa eine nautische Meile langer und halb so breiter Einschnitt der Küste, welcher gar nicht von Schiffen besucht wird und in der deshalb das Kabel ganz ungestört lagern kann. Bei westlichen Winden wälzt der Atlantische Ocean jedoch so schwere Seen in die Bucht, daß Wochen, ja selbst Monate lang das Landen einer solchen schweren Masse, wie das Uferende, unmöglich werden kann. Bei dem Zustande der Witterung hatte man sich deshalb auch schon auf eine ebenso unangenehme als langwierige Zögerung gefaßt gemacht, doch wollte der Himmel dem Unternehmen wohl. Am 7. morgens herrschte bei schönstem Wetter vollständige Windstille, die See war glatt wie ein Spiegel und die Operation ging ebenso schnell wie glücklich vor sich. Alle in der Nähe befindlichen Boote mit den nöthigen Arbeitskräften wurden requirirt und aus den erstern vom Ankerplatze des William Corry aus bis zur Landungsstelle eine vollständige Brücke hergestellt. Der Versenkungsapparat begann seine Thätigkeit und Schritt für Schritt wanderte das kolossale Tau über die Boote dem Lande zu. Gegen Mittag sprang ein scharfer Wind auf, der Seegang hob sich immer mehr und am Horizont thürmten sich drohende Wolken, die den baldigen Ausbruch von schlechtem Wetter verkündeten. Alles blickte mit ängstlicher Spannung nach Westen, aber gleichzeitig that auch jeder sein Möglichstes, um das begonnene Werk vor dem kommenden Sturme zu vollenden. Es gelang; um 2 Uhr nachmittags war das Uferende gelandet. Sofort wurden die elektrischen Batterien miteinander in Verbindung gesetzt und nach wenigen Minuten verkündeten Depeschen zwischen Land und Schiff, daß die Wirksamkeit des Kabels vollkommen war. Es war die höchste Zeit; kaum hatte der William Corry den Anker gelichtet und die Bai verlassen, als der Sturm losbrach, der das Landen vollständig unmöglich gemacht hätte. Trotz Wind und See kämpfte das kräftige Schiff seinen Weg vorwärts und legte mit einer Geschwindigkeit von vier Knoten (1 geographische Meile) per Stunde das 30 Meilen lange Kabel, dessen Seeende um 3 Uhr morgens den 8. mit einer Wahrtonne bezeichnet wurde, nachdem vorher eine vollständig zufrieden stellende Depeschenprobe vorgenommen war. Dann

dampfte der William Corry nach Berehaven, um sich mit dem Great Eastern und den beiden andern Schiffen zu vereinigen.

Ersterer verließ am 12. seinen Ankerplatz, fischte am 13. das Ende des Uferkabels, vollzog die Spleißung mit dem Haupttau und trat, begleitet von den Segenswünschen der Zurückbleibenden, seine Tour über den Ocean an. Zu den drei Begleitschiffen gesellte sich noch ein viertes, die von der Admiralität gesandte Dampffregatte Terrible, und alle vier wurden eine Strecke vorausgesandt.

Die Spleißung war eine Arbeit, welche das größte wissenschaftliche und mechanische Geschick erforderte, da die geringste fehlerhafte Verbindung die Thätigkeit des Kabels auf Wochen hinaus lähmen konnte. Sie wurde jedoch glücklich und in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von drei Stunden ausgeführt. Das dabei beobachtete Verfahren war folgendes. Das Ende des in dem hintern Behälter gestauten Kabels wurde etwa auf 36 Fuß Länge von seiner Draht- und Hanfhülle befreit, während dasselbe bei dem Ende des Uferkabels geschah. Die Guttaperchaisolirung wurde dadurch bloßgelegt und alsdann selbst auf eine längere Strecke von dem Leitungsstrange abgeschnitten. Darauf wurden je zwei Kupferdrähte der beiden zu spleißenden Enden sorgfältig miteinander verflochten, die stets verschießenden Flechten mit feinem Draht umwickelt und außerdem noch verlöthet. Als dies zur vollständigen Zufriedenheit der Elektriker geschehen war, begann die Isolirung mit Guttapercha. Dieser Proceß ist der wichtigste von allen und erfordert die größte Aufmerksamkeit. Die Guttapercha wurde in feinen weichen bandartigen Streifen umgewickelt, deren Kanten man mittels einer Spirituslampe aneinander schmolz. Zwischen die verschiedenen sich stets einander kreuzenden Lagen trug man Chattertons Compound auf, anfänglich dünner, später immer stärker, bis der ganze Leitungsstrang mit der nöthigen Isolirung umgeben war und diese selbst eine vollständig homogene und für Wasser undurchdringliche Masse bildete. Schließlich wurde noch die äußere Schutzhülle aufgelegt, der Spleiß in die Tiefe versenkt und eine telegraphische Probe durch das ganze Kabel vorgenommen. Dieselbe gelang vollkommen und zeigten sich die Signale so schnell und deutlich, wie sich nur immer wünschen ließ.

Es ist hierbei zu bemerken, daß der Morse'sche Nadeltelegraph bei dem atlantischen Kabel nicht angewendet wird. Man hat gefürchtet, daß bei der außerordentlichen Länge desselben der elektrische Strom so abgeschwächt werden könne, daß er nicht mehr im Stande sei, die Nadel so in Bewegung zu setzen, wie dies für die Deutlichkeit der Telegramme erforderlich ist. Anstatt dessen hat man eine Erfindung des Professors Thomson, den Marine-Galvanometer, substituirt. An Stelle der Nadel wird ein kleiner, aber äußerst fein polirter Spiegel, auf den ein Lichtstrahl fällt, hin- und herbewegt. Der reflectirte Lichtstrahl fällt dann auf eine graduirte Scala, die in einer Entfernung von etwa 3 Fuß aufgestellt ist, sodaß sich die Lichtsignale über eine Fläche von nahe 2 Fuß nach beiden Seiten bewegen. So bedeutet ein schneller Blitz des Lichtstrahls nach rechts oder links, je nachdem er über die verschiedenen Abtheilungen der Scala streift, verschiedene Buchstaben, die Striche genannt werden, während man secundenlange Pausen auf einem bestimmten Grade der Scala mit dem Namen Punkt bezeichnet. Mit Hülfe dieser Striche und Punkte, deren Ablesen dadurch sehr erleichtert wird, daß der Strahl links oder rechts von der Mitte der Scala erscheint, geschieht das Telegraphiren und die Einrichtung ist so empfindlich, daß der schwächste elektrische Strom das Signal schnell und klar durch den isolirten Draht eines Kabels von 5000 Meilen Länge befördern würde, selbst wenn dieses bedeutende Fehler besäße.

Neben diesem neuen System zu telegraphiren ist auch ein verbesserter Signalcodex beim atlantischen Kabel eingeführt, eine Erfindung des Kapitäns Bolton, die sich auf

Zahlen basirt und mit deren Hülfe die bisherige Schnelligkeit der Telegramme um 100 Proc. erhöht wird.

Dieser Codex zerfällt in fünf Theile. Der erste derselben enthält 110 Signale und drückt die Buchstaben des Alphabets aus. Der zweite zählt 1000 Signale und beschränkt sich auf drei Zahlen. Er heißt der Silbencodex und mit seiner Hülfe läßt sich jedes Wort jeder Sprache syllabiren, wenn es überhaupt mit englischen Buchstaben gelesen werden kann. Der dritte Theil mit 10000 Signalen und auf vier Zahlen beschränkt bildet einen besondern Codex, der auf commerzielle und politische Nachrichten angewendet wird und außerdem die häufig vorkommenden Namen von Orten, die Monate, Tage, Stunden u. s. w. enthält.

Der vierte Theil, der Wort und Satzcodex, beschränkt sich bei 100000 Signalen auf fünf Zahlen. Er drückt alle nach dem Alphabet geordneten Worte der englischen Sprache, sowie eine Reihe codificirter Sätze aus.

Der fünfte Theil endlich mit 127000 Signalen und sechs Zahlen enthält die Namen aller bekannten Orte in der Welt. Die Zahl der Ziffern verhindert jede Verwechselung der einzelnen Theile untereinander, und da neben dieser Codificationsmethode noch ein Seiten- und Zeilensystem besteht, welches bei einem Blick auf die Zahlengruppe sofort Seite und Zeile des betreffenden Theils angibt, wird sowol der Irrthum ausgeschlossen als die Schnelligkeit des Ablesens bedeutend erhöht. Außerdem vereinfacht dieser Codex die Instrumentirung, die Telegramme können nicht beim Passiren anderer Länder verstümmelt werden, wie dies so oft geschieht, und die Uebersetzung derselben in andere Sprachen wird sehr erleichtert.

Wie schon bemerkt, haben die mit diesem System angestellten Versuche eine Erhöhung der frühern Telegrammgeschwindigkeit um mindestens 100 Proc. ergeben.

Die Vorzüglichkeit der diesjährigen telegraphischen Einrichtungen bei dem atlantischen Kabel zeigte sich während der ganzen Operation des Legens namentlich darin, daß eine beständige Unterhaltung zwischen Land und dem Great Eastern stattfand, dabei gleichzeitig aber eine ununterbrochene Prüfung der Isolirung von seiten der Elektriker vorgenommen wurde.

Von der irländischen Küste westwärts vertieft sich der Meeresboden 250 nautische Meilen weit nur bis zu 8000 Fuß und es wurde deshalb für diese Strecke die nothwendige Länge des vorjährigen Kabels benutzt, während man das neue für das tiefere Mittelbecken aufbewahrte. Die ganze Linie bot drei gefährliche Punkte, wo ein Mislingen zu besorgen war, die Blicke der Betheiligten waren daher mit ängstlicher Spannung auf die Zeitpunkte gerichtet, an denen das gigantische Schiff diese Gefahren zu überwinden hatte. Solange das Meer nicht über 8000 Fuß tief wurde, durfte man ruhig sein; selbst wenn in solchen Tiefen das Kabel gebrochen wäre, was unwahrscheinlich war, hätte es nur eines kurzen Aufenthalts bedurft, um es wieder heraufzuholen, zu spleißen und aufs neue zu versenken. Doch es mußte an verschiedenen Stellen auf 12—15000 Fuß Tiefe gelegt werden, was namentlich dadurch gefährlich wurde, daß diese Tiefen nicht allmählich, sondern auf einmal eintreten. Ein solcher Punkt findet sich z. B. auf der sogenannten Irländischen Bank auf etwa 15° westl. L. von Greenwich. Hier vertieft sich der Ocean auf einer Strecke von 30 nautischen Meilen von 1200—12000 Fuß. Wenngleich die früher unternommenen sorgfältigen Lothungen auf dieser Bank plötzliche steil abfallende Abhänge nicht ergeben haben, so darf man nicht vergessen, daß sich Lothungen in solchen Tiefen weder in so kurzen Zwischenräumen noch mit solcher Sicherheit vornehmen lassen, um daraus richtige Schlüsse auf die Bodengestaltung ziehen zu können. Es ist im Gegentheil wahrscheinlich, daß letztere hier sehr uneben und daß an ihr die Isolirung der frühern Kabel beschädigt worden ist.

Die Gefahr wurde indessen glücklich überwunden und ein Telegramm verkündete am 15. Juli abends, daß diese Stelle ohne Unfall passirt war und das Schiff sich auf 10000 Fuß Wasser befand. Die Beschaffenheit des Kabels ließ nichts zu wünschen übrig, Leitungsfähigkeit und Isolirung waren vollkommen, die Signale sehr kräftig, deutlich — und was namentlich wichtig war, sehr schnell. Von Bord aus hatte man natürlich beim Passiren dieser gefährlichen Stelle jede mögliche Vorsicht angewandt. Das Schiff ging mit einer ganz gleichmäßigen Geschwindigkeit von 5½ Knoten durch das Wasser, während das Kabel mit einer solchen von 6 Knoten auslief, welche sich durch die neuen empfindlichen und durchaus zuverlässigen Dynamometer am Versenkungsapparate genau controliren ließ. Ebenso wurde wegen der größern Tiefe ein entsprechendes Quantum des Kabels (16½ Proc.) mehr ausgesteckt. Diesen Vorsichtsmaßregeln war es zu danken, daß alles gut ging.

Nach dem Passiren der Irländischen Bank läuft das Bette des Atlantischen Oceans eine Strecke von 200 nautischen Meilen als ziemlich gleichmäßige Ebene bei circa 11000 Fuß Tiefe, dann jedoch senkt es sich plötzlich wieder bis zu 13000 Fuß und setzt sich nach kurzer Zeit zu einer Art von Tafelland mit etwas weniger als 8000 Fuß Tiefe. Auch diese zweite Gefahr wurde am Abend des 16. glücklich überwunden und es blieb nur noch die dritte übrig, wo in der Gegend des 30. Längengrades die Tiefe bis zu 15000 Fuß wächst. Bis zum 16. abends hatte der Great Eastern 381 nautische Meilen zurückgelegt und dazu 447 nautische Meilen Kabel versenkt, was einen Durchschnitt von 14½ Proc. losen Taues ergibt.

Bei der schönsten die Kabellegung außerordentlich begünstigenden Witterung setzte das große Schiff mit seinen Begleitern die Reise fort und erreichte am 19. die etwa 600 nautische Meilen westwärts von Valentia gelegene Stelle, wo die erwähnte große Tiefe von 15000 Fuß beginnt, in der das vorjährige Kabel verloren ging.

Am folgenden Tage mußte noch eine schwierige Arbeit unternommen werden. Es handelte sich darum, nach Auslauf des in dem hintern Behälter aufgeschossenen 840 Meilen langen und jetzt nahezu versenkten Kabelendes, den Theil im vordern Behälter in Angriff zu nehmen und auf den Versetzungsapparat zu bringen. Diese Operation war wegen der großen Länge des Schiffes äußerst riskant, da die geringste falsche Biegung, das Versehen eines Mannes oder ein Schlag in das Kabel letzteres brechen konnte. Glücklicherweise traf es sich, daß die Sache am Tage vor sich gehen konnte, und alles lief gut ab. Daß diese Trennung überhaupt geschehen mußte, war höchst unangenehm, allein die Nothwendigkeit gebot es. Ein Haupterforderniß für die gute Wirksamkeit eines Kabelschiffs ist die Bewahrung seiner gleichmäßigen geraden Lage auf dem Wasser während der Arbeit. Wird diese Lage bedeutend verändert, sodaß das Fahrzeug hinten oder vorn wesentlich mehr eintaucht, so ändern sich auch demgemäß seine nautischen Eigenschaften. Es steuert und segelt schlechter und unregelmäßiger, aber vor allem würde das über das Heck versenkte Tau bei der gewaltigen Spannung sehr bald brechen, wenn z. B. das Schiff sich vorn tief einsenkte, das Hintertheil demgemäß hoch aus dem Wasser käme und dadurch mit der Richtung des Kabels einen um so viel spitzern Winkel bildete.

Um dies zu vermeiden, mußte deshalb die ganze Kabellast an drei verschiedenen Punkten des Schiffes vorn, hinten und in der Mitte des Schiffes vertheilt werden; durch Einpumpen eines dem Gewicht des ausgelaufenen Kabels entsprechenden Wasserquantums in die resp. Behälter ließ sich dann die ursprüngliche Lage des Schiffes stets aufrecht erhalten und jene wunderbare Regelmäßigkeit des Laufes erzielen, mit welcher der Great Eastern während der ganzen Expedition täglich fast genau dieselbe Entfernung zurücklegte.

Am 23. Juli hatte der Great Eastern auch die letzte größere Gefahr hinter sich;

das tiefste Meeresbecken war glücklich passirt, man hatte 1500 nautische Meilen Kabel versenkt und der Boden begann sich allmählich von 15000 Fuß bis zu 300 in Heart's Content Bay in der Nähe von Neufundland zu heben, wo das amerikanische Uferende beginnen sollte. Infolge des größern Wasserdrucks und der niedrigern Temperatur, welche die Leitungsfähigkeit des Drahts erhöhten, wurden die Signale kräftiger und deutlicher, als sie zu Anfang gewesen waren, und die Betheiligten konnten sich nunmehr mit Sicherheit der Hoffnung auf ein Gelingen der großen Sache hingeben. Zwar hatte der Great Eastern noch zwei Tage lang mit einem jener dichten Nebel zu kämpfen, die in der Nähe der Neufundlandbänke oft der Schiffahrt so gefährlich werden, allein auch dieses Hinderniß wurde, dank den mit so großer Sorgfalt getroffenen Vorsichtsmaßregeln, überwunden und am 27. Juli war das Werk vollbracht, das an Großartigkeit einzig in der Welt dasteht und dessen Fortgang Millionen mit Spannung verfolgt haben. Wissenschaft und mechanisches Geschick, geistiger Muth und physische Kraft, unbeugsame Ausdauer und einheitliches Streben aller Betheiligten, nach besten Kräften die gute Sache zu fördern, haben das Gelingen ermöglicht und jeder Einzelne, der Hand dabei angelegt, mag mit gerechtfertigtem Stolze auf seine Leistungen zurückblicken. Die Welt hat wenig ähnliche Werke des Friedens und der Civilisation aufzuweisen, möge es der Menschheit zum Segen gereichen!

Da auf einer Kugel die kürzeste Entfernung zweier Punkte voneinander stets der Bogen des durch sie gelegten größten Kreises ist, so bildete das Kabel von 1858 auf dem Meeresgrunde ebenfalls einen solchen größten Kreisbogen, dessen höchster Punkt auf der Breite des nördlichsten Theils von Irland liegt, weil man natürlich die kürzeste Entfernung aufsuchte.

Im vorigen Jahre legte man das Kabel in derselben Richtung, aber in der Mitte des Oceans ungefähr in der Entfernung von 25 nautischen Meilen südlich davon. Bei dem diesjährigen hat man zwar auch denselben relativen Curs innegehalten, ist aber noch 30—35 nautische Meilen weiter südlich gegangen. Die einzige dieser drei Linien, welche, wenn auch nur in Intervallen von 30—40 nautischen Meilen, ausgelothet wurde und deswegen einigermaßen sichern Anhalt in Bezug auf die Tiefen gibt, ist die von 1858; jedoch darf man nach dem, was man sonst über die Tiefe des atlantischen Beckens weiß, annehmen, daß die südliche Route um 2—3000 Fuß im allgemeinen weniger tief als die nördliche ist. Der Hauptgrund für die Wahl der südlichern Lage der diesjährigen Route ist jedoch der, daß man die Absicht hatte, das vorjährige Kabel wieder aufzufischen, und es vermeiden wollte, das neue dabei zu treffen. Solange man am Bord Observationen der Sonne und Sterne haben kann, ist man wol im Stande, den geographischen Ort des Schiffes täglich bis auf wenige nautische Meilen zu bestimmen; verhüllt aber, wie dies auf der Kabelroute infolge der von Norden herabkommenden und in den warmen Golfstrom hineintreibenden Eisberge oft der Fall ist, tage- und wochenlanger dichter Nebel die Himmelskörper, so können sich in der Schiffsrechnung Fehler von 6—10 nautischen Meilen einschleichen; es war daher nöthig, den möglichen Consequenzen solcher Irrthümer vorzubeugen.

Es blieb nur noch die Verbindung Neufundlands mit dem amerikanischen Festlande übrig, welche am 31. Juli und 1. Aug. durch das Dampfschiff Albany ausgeführt wurde. Da diese Entfernung nur 70 Meilen beträgt und über verhältnißmäßig flaches Wasser führt, so unterlag die Kabellegung weiter keinen Schwierigkeiten. Am 4. Aug. wurde dann schließlich die neue Linie dem allgemeinen Verkehr übergeben und damit in den Beziehungen Europas und Amerikas eine neue Aera eröffnet, deren Bedeutung für Handel und Wandel sowie für die ganze Culturgeschichte unsers Jahrhunderts von unberechenbarem Werthe werden muß. Die Nachricht von den für Deutschland und ganz

Europa so wichtigen Friedenspräliminarien zwischen den drei kämpfenden Mächten war eins der ersten Telegramme, welches nach dem amerikanischen Continent hinübergesandt wurde, und so möge dies ein gutes Omen für die kommende Zeit eines dauernden und segensreichen Friedens sein.

Die zweite große Aufgabe, welche der Great Eastern zu lösen hatte, war die Wiederaufsuchung des vorjährigen Kabels und dessen Vollendung als zweite transatlantische Telegraphenlinie. Bedenkt man, daß das abgerissene Ende mitten im Ocean auf 15000 Fuß Tiefe begraben lag, daß die Wahrtonnen, welche man an der Stelle an Drahttauen verankert, längst durch Sturm und See vertrieben waren und den Schiffen zur Wiederauffindung nur astronomische Beobachtungen zu Gebote standen, so wird man ermessen können, welche Riesenarbeit ihnen oblag, welcher Muth und welches Selbstvertrauen dazu gehörte, um sie überhaupt zu beginnen. Doch die Unternehmer waren ihrer Sache so sicher, daß fast niemand an dem glücklichen Ausgange mehr zweifelte, und sobald der Great Eastern sein erstes Werk vollbracht hatte, wurden die Vorbereitungen für das zweite getroffen. Der für diesen Zweck entworfene und mit geringen Abweichungen auch wirklich innegehaltene Arbeitsplan war folgender:

Nach Legung des ersten Kabels füllen die drei Begleiter des Great Eastern, der Terrible, Albany und Medway, mit der größtmöglichen Eile ihre Kohlenvorräthe auf; Terrible und Albany zuerst, und beide treten danach sofort ihren Weg nach dem geographischen Punkte an, wo das vorjährige Kabel gebrochen ist. Ist dieser Punkt erreicht, so werden verschiedene Wahrtonnen ausgelegt, um beim Aufsuchen des Kabels als Merkzeichen zu dienen. Great Eastern und Medway folgen den Schiffen; werden erstere jedoch aufgehalten, sodaß vor ihrer Ankunft bereits die Wahrtonnen gelegt sind, beginnt der Albany selbst mit der Aufsuchung. Zu diesem Zweck ist das Schiff mit den vollständigsten Versenkungs- und Aufwindeapparaten, Wahrtonnen und Dynamometern versehen, welche letztern jeden Grad von Spannung, die auf das Kabel und die Apparate kommen, genau angeben. Nach dem Legen der Wahrtonnen beginnt die Arbeit des Fischens. Dies geschieht, indem die Schiffe ihre zum Aufsuchen bestimmten und an Drahttauen befestigten Enterhaken vorsichtig versenken, bis sie die Gewißheit erhalten, daß der Meeresgrund wirklich erreicht ist. Alsdann wird in rechten Winkeln zu der Linie, in der das Kabel gelegt ist, zehn nautische Meilen nordwärts und ebenso viel südwärts gedampft. Um das Kabel von 1858 zu treffen, müßten sie sich 20, um das diesjährige zu fischen, 30 nautische Meilen nördlich, resp. südlich von jener Linie entfernen, und es ist deshalb keine Gefahr, daß eins von beiden geschieht, da selbst bei dem dichtesten Nebel ein so großer Irrthum in der Schiffsrechnung nicht anzunehmen ist. Für den Fall, daß der Albany das zerrissene Kabel findet, hat er dasselbe vorsichtig zu heben, ohne seinen Maschinen zu viel zuzumuthen, und danach das Enterhakentau an einer sehr großen Wahrtonne zu befestigen. Darauf ist weiter östlich das Kabel noch einmal aufzusuchen, auf dieselbe Weise aufzuhängen und damit fortzufahren, bis sich eine Reihe von Buchten nahe der Oberfläche befindet, und bei Ankunft des Great Eastern eine derselben mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit ganz aufgewunden und mit dem am Bord befindlichen Kabel zusammengespleißt werden kann. Treffen jedoch Great Eastern und Medway bei dem Albany ein, ehe dieser das Kabel gefunden hat, so beginnen alle drei Schiffe die Aufsuchung zusammen. Der Medway hat dabei den westlichsten Punkt mit der stärksten Hebekraft, der Great Eastern mit etwas schwächerer Kraft die Mitte, und der Albany drei Meilen östlich einen dritten Punkt mit der schwächsten Hebekraft innezuhalten. Wird dann das Kabel durch den Medway gebrochen, so wird der halb-

aufgewundene Draht durch die Enterhaken des Great Eastern gehalten und die Spannung des Taues vermindert.

Es lag nicht in der Absicht, das wirkliche Ende des gerissenen Kabels heraufzuholen, weil dasselbe mit allen schweren Enterhaken und den noch schwerern Drahttauen derselben verwickelt ist, mit denen man es im vorigen Herbst vergebens aufzuwinden suchte. Vielmehr sollte, sobald der Medway seinen Theil des Kabels gefischt und Great Eastern und Albany den ihrigen gesichert hatten, ersterer mit voller Kraft vorausdampfen, um das Tau zu brechen und so ein von allen Hindernissen befreites Ende zum Spleißen zu erhalten.

Dies Programm ist ungefähr ausgeführt worden. Der Albany fand das Kabel, bevor der Great Eastern anlangte, bereits am 10. Aug., fischte es auch auf, aber trotz der vorzüglichen Construction der Maschinerie brach dasselbe, und einen gleich ungünstigen Erfolg hatte der zweite Versuch. In den letzten Tagen des August trafen dann Great Eastern und Medway ein; alle drei Schiffe begannen jetzt gleichzeitig mit ihren Enterhaken zu suchen und am 2. Sept. wurde das Kabel glücklich heraufgewunden. Bei den angestellten elektrischen Untersuchungen ergab sich, daß seine Leitungsfähigkeit noch vollkommen sei; der Spleiß wurde deshalb gemacht, und der Great Eastern dampfte abermals westwärts, um eine doppelte Verbindung der beiden Continente herzustellen.

Auch diese große That gelang. Am 8. Sept. erreichte das Schiff mit seiner kostbaren Last Heart's Content Bay in Neufundland, und das geniale Werk, welches den Männern, die es erdacht und ausgeführt, die Unsterblichkeit sichert, war vollendet. Die Namen Cyrus Field, Glaß, Varley, Anderson werden für immer in den Annalen der Culturgeschichte glänzen.

Nachdem wir im Vorstehenden versucht haben, den Lesern eine faßliche Darstellung des Thatsächlichen der Kabellegung zu geben, wollen wir noch einen Blick auf die Zukunft des atlantischen Telegraphen und auf seine voraussichtliche Dauerhaftigkeit werfen. Letztere wird hauptsächlich durch die Gestaltung des Meeresbodens, dessen Beschaffenheit und durch die Einflüsse der unmittelbar ihn berührenden Wasserschichten bedingt.

Als der Amerikaner Cyrus Field in England zuerst die Idee eines submarinen Kabels zwischen Irland und Neufundland anregte, ließ die englische Admiralität durch den Dampfer Cyclops Lothungen längs der vorgeschlagenen Route anstellen, aus denen sich das allgemeine Bild des Meeresbodens ergab. Die Lothungen zeigten, daß die Senkungen und Hebungen nicht urplötzlich auftreten, sondern allmähliche Uebergänge bilden, welche der Kabellagerung keine drohende Gefahr boten. Indessen darf man nicht vergessen, daß die vorgenommenen Tiefemessungen darüber keinen bestimmten Aufschluß geben konnten und man mehr oder minder auf Muthmaßungen angewiesen war.

Bei Tiefen von 12—15000 Fuß, wie sie die Telegraphenroute für Strecken von 5—600 nautischen Meilen aufweist, nimmt eine einzige Lothung selbst unter den günstigsten Umständen 5—6 Stunden fort, da es sich nicht allein um die Gewißheit handelt, daß der Boden wirklich erreicht wurde, sondern man auch Proben desselben mit heraufbringen muß, um mit Rücksicht auf das Kabel dessen Beschaffenheit kennen zu lernen.

Das zu diesem Zweck verwandte Instrument besteht aus einem gußeisernen und bis zur Hälfte hohlen Cylinder. Ueber denselben wird eine durchlöcherte, zweiunddreißigpfündige Kugel gestreift. Sie wird etwa auf halber Höhe des Cylinders durch ein Netzwerk gehalten, das mit zwei Schlingen in Haken aufgehängt ist, die sich an dem obern Theile des Cylinders befinden. Die Haken sind beweglich und zwar der Art construirt, daß sie sich nach oben zu schließen, solange die Kugel in der Luft oder im Wasser schwebt und daran zieht. Erreicht das Instrument und mit ihm die Kugel den Meeresgrund,

sodaß letztere auf ihm liegt und nicht mehr an den Haken zieht, so fallen diese nach unten, die Schlingen, in denen die Kugel hing, streifen sich ab, die Kugel selbst bleibt unten liegen und der hohle Cylinder, welcher durch den Stoß des Falles in den Boden getrieben wurde, wird an der Schnur heraufgezogen und bringt eine Probe des Grundes mit nach oben. Die dazu benutzte Schnur besteht aus einer ein Achtelzoll starken seidenen Leine, um mit dem geringsten Umfange die größte Stärke zu vereinen. Nähme man die Schnur dicker, so würde auf große Tiefen ihr Eigengewicht so groß werden, daß man es nie an ihrem verzögerten Auslauf merken würde, wenn die Kugel den Grund erreicht hat.

Bei dem Aufholen des Cylinders muß natürlich mit der größten Sorgfalt verfahren werden; trotzdem reißt die Leine oft und die ganze Arbeit ist vergebens gewesen. Ist die Witterung nicht ganz schön, so läßt sich gar nicht lothen, und es ist daher sehr leicht erklärlich, daß eine Auslothung des 1600 nautische Meilen breiten Telegraphenplateau nur in Zwischenräumen von 20—30 nautischen Meilen geschehen konnte, wenn man nicht jahrelang eine ganze Flotte dazu verwenden wollte.

Dieser Umstand macht es aber immerhin möglich, daß sich zwischen den einzelnen Lothungen große Unebenheiten des Bodens befinden, die dem Drahte gefährlich werden können. Das Kabel wiegt pro nautische Meile 38 Ctr. und trägt ein Gewicht von 8 Tonnen oder 160 Ctrn. Sollte es deshalb über eine abschüssige Tiefe von 8—10 Meilen Breite gelegt sein und bei der gleichmäßigen Fahrt des Great Eastern nicht Zeit gehabt haben, bis auf den Boden zu sinken, so wird es auf den beiden Grenzen der Tiefe hängen und seine schwebende Bucht eine so große Spannung auf die aufliegenden Theile üben, daß, wenn auch sogleich kein Bruch erfolgt, das Kabel wenigstens stark angegriffen und seine Dauer sehr in Frage gestellt wird.

Soweit die Untersuchungen der Bodenbeschaffenheit reichen, ruht das Kabel fast durchgängig in einer verhältnißmäßig weichen Schicht von Sedimenten und hat deshalb in dieser Beziehung wenig zu leiden, um so mehr, als bei so großen Tiefen und unmittelbar über dem Meeresboden das Wasser von keinen oder doch sehr unbedeutenden Strömungen bewegt wird.

Dagegen droht dem Telegraphen eine andere bedeutendere Gefahr durch Eisberge. Diese kommen in Massen mit den kalten südlichen Strömungen aus den polaren Regionen herunter und stranden auf den neufundländischen Bänken in derselben Gegend, wo das Kabel über sie hingelegt ist. Obwol die Tiefen, in denen letzteres über den Rücken der Bank läuft, nach den verschiedenen Lothungen sehr variiren, von 500—1500 Fuß, weil der Rücken sehr schmal ist und sich das Wasser an beiden Seiten sehr schnell vertieft, so schützen selbst 1500 Fuß das Kabel nicht gegen die Angriffe von Eisbergen. Diese Kolosse haben so gewaltige Dimensionen, daß sie bisweilen 1000 und oft 800 Fuß über die Meeresfläche hinausragen, während sie um das Acht- bis Zwölffache ihrer Höhe unter Wasser schwimmen. Nimmt man die Höhe derselben aber auch nur zu 400 Fuß über Wasser an, wie sie in der Gegend von Neufundland sehr häufig gefunden wird, so reichen die Berge noch immer bis 3000 Fuß unter die Meeresfläche und werden dem Kabel gefährlich. Der bekannte amerikanische Hydrograph Maury schreibt in Betreff der Neufundlandbank: „Hier begegnen sich der von Norden kommende Kaltwasserstrom mit seinen Eisbergen und der warme Golfstrom, in dem letztere schmelzen. Alle mit jenen Bergen hergeführten Stein- und Erdmassen lagern sich hier ab. Kapitän Scoresby, der berühmte Nordfahrer, zählte aber im Norden einst 500 Eisberge, die sämmtlich aus derselben Gegend mit jenem Kaltwasserstrom südwärts getragen wurden; viele derselben waren mit Erde beladen bald auf den Neufundlandsbänken gestrandet." Sir David Brewster äußert sich ähnlich: „Im Monat April kommen Tausende von

Eismassen aus der Davisstraße nach Neufundland geschwommen. Sie umgeben die Küste von allen Seiten, bewegen sich nach jeder Richtung und ihre gewaltigen Stöße gegeneinander in der durch Sturm erregten See schaffen ein großartiges Chaos."

Man sieht daher, daß diese Berge eine beständige Gefahr für das Kabel bilden und es auf leichte Weise unbrauchbar machen können.

Außerdem sprechen erfahrungsmäßig auch noch andere Umstände gegen eine längere Dauer submariner Telegraphen. Von den bisjetzt gelegten unterseeischen Kabellängen haben 9000 nautische Meilen, welche anfangs gangbar waren, bereits den Dienst versagt. Die Linie Malta-Alexandria von 1535 Meilen, welche im Jahre 1861 gelegt wurde und deren größte Tiefe nur 2500 Fuß erreicht, ist so oft gestört worden, daß auf je 100 Meilen vier Tage Unterbrechung kommen. Die 180 Meilen lange Linie Barcelona-Mahon, welche über Tiefen bis zu 7000 Fuß führt, ist lange Zeit fehlerhaft gewesen und soll jetzt gänzlich schweigen. Nur die Linie Sardinien-Sicilien, 1863 gelegt und 243 nautische Meilen lang, ist die einzige gesunde bei Tiefen von über 6000 Fuß.

Der Grund der Fehlerhaftigkeit ist das Abrosten der eisernen Umhüllung des Leitungsstranges, das verhältnißmäßig schnell vor sich geht, wenn Strömung im Wasser ist und namentlich, wenn das Kabel an den Seiten eines Absturzes aufgehängt ist. Hat sich das Eisen aufgelöst, so wird die weiche Umhüllung der Leitungsdrähte angegriffen und die Isolirung zerstört, oder das hängende Kabel reißt durch sein eigenes Gewicht. Die Dauerhaftigkeit eines submarinen Telegraphen wird deshalb in hohem Grade von der Stärke der äußern Eisenhülle abhängen, die jedoch bei dem atlantischen Kabel ziemlich leicht ist und wegen dessen enormer Länge auch nicht viel schwerer genommen werden konnte. Die äußere Bekleidung der Linie Malta-Alexandria wiegt an Eisen 33$^{1}/_{2}$ Ctr. per nautische Meile, die des atlantischen Kabels dagegen nur 13$^{3}/_{4}$ Ctr. Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß, während bei gebrochenen und wieder aufgewundenen Kabeln die Eisenhülle an vielen Stellen ganz durchgerostet und verzehrt gefunden wurde, sie bei andern vortrefflich erhalten war. Man erklärt sich dies aus der ungleichen Reinheit des Eisens, das demgemäß von den im Seewasser enthaltenen chemischen Salzen mehr oder minder angegriffen wird. Man hat versucht, das Eisen durch eine Umwickelung von Hanf, der in theerige Substanzen getaucht ist, zu schützen, allein es hat dies keineswegs den beabsichtigten Zweck erfüllt. In der That hat man bisjetzt noch kein wirksames Schutzmittel gegen das Rosten aufzufinden vermocht.

Der Dauer des atlantischen Kabels drohen deshalb zahlreiche Feinde. Die ungeschwächte Leitungsfähigkeit des wieder aufgefischten vorjährigen Kabels hat zwar viele Befürchtungen beseitigt, allein die gefährlichste Seite ist die amerikanische mit ihren Eisbergen und es bleibt abzuwarten, ob diese sich weniger schädlich zeigen, als man annehmen darf.

Das neufundländische stärkere Uferende ist nur 5 nautische Meilen lang. Sollte das Eis das Kabel beschädigen, so wird man zunächst dasselbe um eine bedeutende Strecke bis über die Bänke hin zu verlängern haben. Immerhin ist aber die Vollendung der vorjährigen Linie für die Unternehmer und die Verbindung mit Amerika überhaupt ein sehr glückliches Ereigniß, das nicht nur eine gänzliche Unterbrechung des telegraphischen Verkehrs unwahrscheinlicher macht, sondern auch wesentlich dazu beiträgt, die Actionäre der Linie für das von ihnen gelaufene Risico pecuniär zu entschädigen.

Trotz des hohen Tarifs von 1 Pfd. St. per Wort sind so viel Depeschen zu befördern, daß das eine Kabel nicht mehr ausreichte; man hat berechnet, daß, wenn der Draht nur ein Jahr lang liegt, die Linie 900000 Pfd. St. einbringen wird.

Sie wird sich deshalb in so außerordentlicher Weise rentiren, daß nach einem Jahre

selbst der gänzliche Verlust eines der Kabel und eine Neulegung auf keine pecuniäre Schwierigkeiten stoßen kann.

Man darf daher annehmen, daß die telegraphische Verbindung der Alten und Neuen Welt, nachdem sie überhaupt einmal hergestellt wurde, auch dauernd bleiben wird, und somit ein Werk geschaffen ist, das einzig in seiner Art den großartigsten Einfluß auf die Zukunft der beiden Continente und damit der ganzen übrigen Welt üben muß.

---

# Chronik der Gegenwart.

## Nekrologe.

Zu Quarto, unweit von Genua, starb am 1. Aug. 1866 Cavaliere Carlo Luigi Farini, welcher bekanntlich als Dictator von Parma, Modena und der Romagna in den Jahren 1859 und 1860 eine große Rolle gespielt hat. Farini war am 22. Oct. 1822 zu Russi im Kirchenstaat geboren, hatte in Bologna mit gutem Erfolge Medicin studirt und sich durch einige Abhandlungen über verschiedene Krankheiten, sowie durch einige wissenschaftliche Aufsätze in medicinischen Zeitschriften bald bemerklich gemacht. An den politischen Bewegungen der Jahre 1841—43 nahm er lebhaften Antheil, sodaß er, als die päpstliche Polizei nach ihm fahndete, sich gezwungen sah, das Land zu verlassen und in Frankreich eine Zufluchtsstätte zu suchen. Um seine medicinischen Studien fortzusetzen, lebte Farini abwechselnd in Marseille und Paris, später in Florenz und Turin. Als Papst Pius IX. am 16. Juli 1846, einen Monat nach seiner Thronbesteigung, für alle politischen Vergehen eine Amnestie erließ, unter der Bedingung, „daß die Betheiligten diese Gnade nicht misbrauchen", kehrte Farini in sein Vaterland zurück und ließ sich als Director des städtischen Krankenhauses in Osimo nieder. Die Reformen des Papstes bestimmten ihn indeß schon nach einem Jahre, diese Stellung aufzugeben und die politische Laufbahn zu betreten. Am 8. April 1848 verkündigte die „Gazzetta di Roma" seine Ernennung zum Substituten des Ministers des Innern, Gaetano Recchi; später wurde er in außerordentlicher Mission in das Hauptquartier des Königs Karl Albert nach Volta geschickt und von der Stadt Faenza in den Rath der Abgeordneten gewählt. Minister Graf Rossi ernannte ihn im September 1848 zum Generaldirector des Sanitäts= und Gefängnißwesens. Nach Rossi's Ermordung und der Proclamation der Republik legte Farini seine Stelle nieder und begab sich nach Toscana. Erst im Jahre 1849, nachdem die Franzosen Rom für den Papst wieder erobert hatten, kehrte er dahin zurück und wollte seine Functionen wieder aufnehmen, jedoch die drei Cardinäle, welche im Namen des Papstes regierten, wiesen ihn zurück und gaben ihm zu verstehen, er habe in Rom nichts zu suchen. Farini ging, durch diese Behandlung tief gekränkt, zum dritten mal ins Exil; er wollte in einem Staat nicht länger weilen, wo nun die Reaction wieder ihr Haupt erhob. Piemont nahm ihn gastlich auf und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen aller Art. In Turin kam Farini bald mit den bedeutendsten Männern Italiens zusammen, er lernte die Grafen Cavour und Balbo kennen und schrieb für ihr Blatt „Il Risorgimento" manchen gediegenen Artikel. Auch veröffentlichte er um diese Zeit sein Werk „Lo stato romano", eine Geschichte des Kirchenstaats von 1815—50, welche mehrere Auflagen erlebte, in mehrere Sprachen übersetzt wurde und zu vieler Polemik Anlaß gab. Weniger leidenschaftlich ist seine „Storia d'Italia", eine Fortsetzung des gleichnamigen Geschichtswerks von Carlo Giuseppe Guglielmo Botta. Im Jahre 1850 wurde Farini in das sardinische Ministerium berufen. Er erhielt das

Portefeuille des öffentlichen Unterrichts, doch blieb er nur neun Monate in diesem Amte. Nach dieser Zeit erhielt er (1851) den Titel eines Mitglieds des obersten Sanitätsraths; auch saß er im Parlament und redigirte das politische Journal „Il Piemonte“. Als im Jahre 1859 der italienische Krieg ausbrach und am 11. Juni infolge der Niederlage der Oesterreicher bei Magenta Herzog Franz von Modena sein Land verließ, wurde Farini dazu ausersehen, als königlicher Gouverneur das Herzogthum zu verwalten. Nach dem Präliminarfrieden von Villafranca, der den Herzog von Modena wieder einsetzte, hätte Farini's Thätigkeit in diesem Lande ein Ende nehmen sollen, doch die Municipien, welche sich nach ihrem Herzoge nicht zurücksehnten, proclamirten am 27. Juli Farini zum Dictator. Dieser übernahm, um die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, sofort die provisorische Regierung und ernannte, sich selbst die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten vorbehaltend, ein Ministerium. Sein Ziel, die Annexion Modenas an Piemont, fest im Auge behaltend, agirte Farini sehr geschickt, um ein fait accompli zu schaffen und dem Herzog die Rückkehr factisch unmöglich zu machen. Er berief auf den 16. Aug. die Nationalversammlung ein, legte dann seine Machtbefugniß in die Hände der Volksvertreter nieder und ermahnte die Versammlung, „freimüthig ihre Wünsche für die künftige definitive Gestaltung des Landes kundzugeben“. Diese säumte nicht, den Herzog Franz seines Thrones verlustig zu erklären, den Anschluß an Piemont zu votiren und die Wahl Farini's als Dictator von Modena zu bestätigen. Um dieselbe Zeit (am 18. Aug. 1859) übernahm Farini auch die ihm von der Municipalität von Parma einstimmig zuerkannte Dictatur. Er ernannte den Advocaten Manfredi zu seinem Delegaten in der Verwaltung der parmesanischen Provinzen; sich selbst behielt er die politische Verwaltung vor. Seine ganze Thätigkeit war vornehmlich darauf gerichtet, die Herzogthümer den alten sardinischen Provinzen zu assimiliren. Zu diesem Ende führte er mittels Decrets vom 2. Sept. das sardinische constitutionelle Statut von 1848 in Parma und Modena ein und sprach zu gleicher Zeit die vollständige Einverleibung in Piemont aus. Am 7. Nov. übertrug ihm die Nationalversammlung in Bologna auch die volle Machtvollkommenheit in der Romagna, worauf Farini die Regierungen von Parma, Modena und Bologna zu einer einzigen Centralregierung vereinigte, welche vom 1. Jan. 1860 an den Namen „Regierung der königlichen Provinzen der Emilia“ führte. Er selbst legte seinen Dictatortitel ab und nannte sich von nun an „Gouverneur der königlichen Provinzen der Emilia“. Nachdem auch durch allgemeine Abstimmung diese Länder sich für den Anschluß an Sardinien erklärt hatten, hielt Farini seine Aufgabe für beendigt und kehrte am 14. März 1860 nach Turin zurück. Vier Tage später sprach ein von Victor Emanuel publicirtes Decret die Einverleibung officiell aus. Am 21. Juli 1860 wurde Farini zum sardinischen Minister des Innern ernannt; am 9. Nov. übernahm er zugleich auch die Generalstatthalterschaft für das neapolitanische Festland, doch wurde er bereits am 3. Jan. 1861 in dieser Stellung durch den Prinzen Carignan ersetzt. Am 20. März trat er aus dem Ministerium des Innern und lehnte auch später, im März 1862, wegen seiner geschwächten Gesundheit ab, in das Ministerium Rattazzi einzutreten. Als sein Befinden sich wieder besserte, wurde er am 8. Dec. 1862 mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut, aber seine Krankheit zwang ihn bereits am 24. März 1863, auf seine Stelle als Ministerpräsident zu resigniren und sich auf immer von den Regierungsgeschäften zurückzuziehen. Das Parlament, seiner großen Verdienste eingedenk, bewilligte ihm am 20. April desselben Jahres eine Nationalbelohnung von 200000 Frs. und eine jährliche Pension von 25000 Frs. Nach langem Siechthum und nachdem in seinen letzten Lebensjahren auch seine geistigen Kräfte getrübt worden waren, erlag Farini am 1. Aug. auf seinem ländlichen Wohnsitz zu Quarto bei Genua einem wiederholten Nervenschlag.

Der langjährige Präsident der deutschen Bundesversammlung und gewesene österreichische Staatsminister **Joachim Eduard Graf von Münch-Bellinghausen** ist am 3. Aug. in Wien plötzlich verstorben, ohne daß er vorher krank gewesen wäre; wie man wissen will, hat der Kummer über Oesterreichs Demüthigung, über das von Preußen erzwungene Ausscheiden seines Vaterlandes aus Deutschland dem Leben des achtzigjährigen Greises ein Ende gemacht. In der Metternich'schen Periode einer der hervorragendsten Staatsmänner Oesterreichs, war Graf Münch-Bellinghausen am 29. Sept. 1786 zu Wien geboren. Die Familie, der er entstammt, war früher in Trier ansässig. Sein Großvater Johann Joachim Georg von Münch war kurtrierischer Hofkanzler und wurde später (als Reichshofrath) vom Kurfürsten Max Joseph von Baiern mit dem Prädicat „von Bellinghausen" in den Freiherrenstand erhoben. Die Grafenwürde hatte unter allen Familiengliedern nur der ebenverstorbene Münch-Bellinghausen allein, er hatte sie im Jahre 1831 vom Kaiser Franz erhalten. Seine politisch-diplomatische Laufbahn begann er bereits als neunzehnjähriger Jüngling im Dienste des Deutschen Reichs; als aber dieses nach fast tausendjährigem Bestande im Jahre 1806 aus der Reihe der Staaten verschwand, trat Münch-Bellinghausen in den österreichischen Staatsdienst über. In den sturmbewegten Jahren 1809 und 1813—15 fand der junge Staatsmann zu wiederholten malen Gelegenheit sich auszuzeichnen. Nach wiederhergestelltem Frieden erhielt er die wichtige Mission, der im Jahre 1818 zu Dresden versammelten Elbschiffahrtscommission zu präsidiren. Durch seine Thätigkeit kam im Jahre 1821 der Vertrag zu Stande, dem zufolge vom 1. März 1822 ab die Elbe von dem Punkte, wo sie schiffbar wird, bis zur offenen See dem Verkehr freigegeben wurde. In der Zwischenzeit (1820) fungirte Münch-Bellinghausen auch als Stadthauptmann von Prag und erwarb sich durch seine Gewandtheit das Vertrauen des Fürsten Metternich in so hohem Grade, daß er 1822 in das Ministerium des Aeußern nach Wien berufen wurde. Im Jahre 1823 erhielt er die Würde eines k. k. Wirklichen Geheimraths und wurde zugleich zum Präsidialgesandten und bevollmächtigten Minister in Frankfurt am Main ernannt, wo er seit dieser Zeit 25 Jahre lang die deutsche Bundesversammlung leitete und durch seine Kenntnisse, durch seine Entschiedenheit und seine Erfahrung sich einen außerordentlichen Einfluß zu verschaffen wußte. Seine Wirksamkeit am deutschen Bundestage schildern, hieße die Geschichte des Deutschen Bundes von 1823—48, d. h. die Geschichte desselben während der halben Dauer seines Bestehens schreiben. Wir beschränken uns daher nur darauf, zu constatiren, daß Graf Münch-Bellinghausen in seiner Eigenschaft als Präsident der Bundesversammlung viel dazu beigetragen hat, den Frieden in Mitteleuropa zu erhalten. Es war dies namentlich 1840 keine leichte Sache, da in diesem Jahre stärker als je die Gelüste der Franzosen nach dem linken Rheinufer hervortraten, sodaß bekanntlich um diese Zeit Nikolaus Becker's Rheinlied entstand. Daß Münch-Bellinghausen, was die Richtung seiner Politik anbelangt, genau in den Bahnen des Fürsten Metternich wandelte, darf ihm nicht allzu sehr zum Vorwurf gemacht werden, denn er trieb keine selbständige Politik, sondern hielt sich streng an seine Instructionen. Wie sehr die Regierung mit seinen Leistungen zufrieden war, zeigt der Umstand, daß er 1841 mit Beibehaltung seiner Stellung als Präsidialgesandter zum Staatsminister ernannt wurde. Auch wurde ihm das Ritterkreuz des königlich ungarischen St.-Stephansordens und das Großkreuz des kaiserlich österreichischen Leopoldordens verliehen. Im Jahre 1848, als Kaiser Ferdinand energische, thatkräftige Minister brauchte, wurde ihm das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten angeboten, doch Graf Münch-Bellinghausen zog es vor, seinem Freunde Metternich ins Privatleben zu folgen. Dreizehn Jahre lang lebte er nun ganz von der Politik zurückgezogen, erst am 18. April 1861 trat er von

neuem in das öffentliche Leben ein, als der Kaiser ihn in Anwendung des neuen Grundgesetzes über die Reichsvertretung zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ernannte. Außerdem gehörte der Graf in seinen letzten Lebensjahren auch der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften als Ehrenmitglied an. Die augsburger „Allgemeine Zeitung" sagt von ihm: „Er hatte nicht blos ein Herz, sondern er starb auch ohne Krankheit an gebrochenem Herzen. Sein Tod fiel mit der Auflösung des Deutschen Bundes nicht zufällig zusammen, sondern war die Folge der Katastrophe, die Oesterreich so schwer getroffen und ihn auf das tiefste erschüttert hatte." Graf Münch-Bellinghausen soll ein bedeutendes Vermögen hinterlassen und seinen Neffen, Adolf Freiherrn von Brenner-Felsach (welcher bei den jüngst stattgehabten Friedensconferenzen in Prag als Bevollmächtigter Oesterreichs fungirte) zum Erben eingesetzt haben. Ein anderer Neffe des Verstorbenen ist der bekannte Dichter Friedrich Halm, Eligius Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen.

Einen schmerzlichen Verlust hat am 19. Aug. die Rechtswissenschaft erlitten durch den in Stuttgart erfolgten Tod des gelehrten Romanisten und Rechtshistorikers Leopold August Warnkönig. Derselbe war am 1. Aug. 1794 in Bruchsal geboren, hatte in Heidelberg die Rechte studirt und in Göttingen 1816 den juristischen Doctorgrad erlangt. In dem letztgenannten Jahre ließ Warnkönig zu Göttingen auch bereits seine erste Schrift erscheinen, die den Titel führte: „Ankündigung eines Praktikums über das Civilrecht." Er gedachte in Göttingen sich der Professur zu widmen, doch siedelte er bald nach Belgien über und erhielt an der juristischen Facultät in Lüttich die Lehrkanzel des Römischen Rechts; später war er in gleicher Eigenschaft an den Universitäten in Löwen und Gent thätig. Während seines Aufenthalts und seiner Wirksamkeit an den genannten belgischen Hochschulen übergab Warnkönig der Oeffentlichkeit mehrere wissenschaftliche Werke, die zunächst für seine Hörer bestimmt waren, bald jedoch auch von vielen andern Professoren ihren Vorlesungen zu Grunde gelegt wurden. Zuerst publicirte Warnkönig die Institutionen, unter dem Titel „Institutionum seu elementorum juris privati romani libri IV" (Lüttich 1819). Die spätern Auflagen dieses Werks (die vierte und letzte erschien in Bonn 1860) vermehrte Warnkönig durch die neu entdeckten Institutionen des Gajus, durch die sogenannten „Fragmenta Vaticana" und andere wichtige Ueberbleibsel der classischen Literatur. Eine in Lüttich gehaltene Rede über den Nutzen des Studiums des Römischen Rechts veröffentlichte er unter dem Titel: „Oratio de studii juris romani utilitate ac necessitate" (Lüttich 1819). Diesem Schriftchen folgte alsbald sein „Versuch einer neuen Begründung des Rechts durch eine Vernunftidee" (Bonn 1819). Ein schätzbares Hülfsbuch für den Studirenden sind Warnkönig's „Commentarii juris romani privati" (3 Bde., Lüttich 1825—32). Er schrieb ferner „Oratio de jurisprudentia gentium Europaearum una eaque assiduo doctorum commercio excolenda" (Lüttich 1828) und „Doctrina juris philosophica aphorismis distincta" (Löwen 1830). Das Jahr 1831 gab seiner schriftstellerischen Thätigkeit zum Theil eine andere Richtung. Als nämlich König Leopold I. zur Regierung gelangte, setzte er Warnkönig, welcher während der Revolution seiner Professur enthoben worden war, nicht nur in seine frühere Stellung wieder ein, sondern ernannte ihn auch zum Mitgliede der Commission, welche mit der Herausgabe der noch nicht veröffentlichten belgischen Geschichtsquellen beauftragt war. Professor Warnkönig warf sich nun mit allem Eifer auf das Studium der vlämischen Geschichte und des vlämischen Rechts. Nach vierjährigen Forschungen vollendete und publicirte er 1835 den ersten Band seiner „Flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305", welche als sein Hauptwerk betrachtet werden darf. Der zweite Band erschien 1836 und 1837, der dritte

1839 und 1842 in Tübingen. Das letzte Werk, welches Warnkönig noch in Belgien schrieb, ist eine „Histoire externe du droit romain“ (Brüssel 1836). Auch gab er um diese Zeit in Gent ein Buch: „Ordo judiciorum“, und in Gemeinschaft mit Konrad Franz Roßhirt die „Zeitschrift für Civil- und Criminalrecht“ heraus. Im Jahre 1836 an die Universität zu Freiburg im Breisgau berufen, trat Warnkönig sein Lehramt mit einer von ihm dem Drucke übergebenen Rede an, welche „von der Wichtigkeit der Kunde des Rechts und der Geschichte der belgischen Provinzen für die deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte“ handelte. Im Jahre 1837 schrieb er eine „Histoire du droit belgique, contenant les instutations politiques et la législation de la Belgique sous les Francs“ (Brüssel). In demselben Jahre erschien sein „Grundriß zu Pandektenvorlesungen“. Von seinen folgenden Werken machen wir namhaft: „Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des lüttticher Gewohnheitsrechts“ (Freiburg 1838; neue Ausgabe, 1854); „Rechtsphilosophie als Naturlehre des Rechts“ (Freiburg 1839; neue Ausgabe, 1854) und „Vorschule der Institutionen und Pandekten“ (Freiburg 1839; neue Ausgabe, 1854). In Tübingen, wo er seit 1844 als Professor des katholischen Kirchenrechts lebte, schrieb Warnkönig außer den genannten noch folgende Schriften: „Die Kirche Frankreichs und die Unterrichtsfreiheit“ (Freiburg 1845); „Französische Staats- und Rechtsgeschichte“ (gemeinschaftlich mit L. Stein, 3 Bde., Basel 1846—48); ferner „Die katholische Frage im Sommer 1848. Ein Versuch zu ihrer Lösung für Würtemberg“ (Tübingen 1848), eine Broschüre, welche die Gegenschrift hervorrief: „Der Geheime Hofrath Warnkönig als Verfasser der Schrift «Die katholische Frage im Sommer 1848», vor den Richterstuhl der Kritik gezogen vom Verfasser der katholischen Bedenken über die erzwungene Einsegnung der gemischten Ehen“ (Stuttgart 1848). Dieser Gegenschrift ließ Warnkönig im Jahre 1850 „Die katholische Frage im Anfange des Jahres 1849“ folgen. Außerdem schrieb er „Ueber den Conflict des Episkopats der oberrheinischen Kirchenprovinz mit den Landesregierungen in derselben“ (Erlangen 1853). Dieselbe Schrift erschien auch französisch in Brüssel. Die letzten Werke Warnkönig's sind: „Juristische Encyklopädie oder organische Darstellung der Rechtswissenschaft“ (Erlangen 1853); „Philosophiae juris delineatio“ (2. Aufl., Tübingen 1855); „Die staatsrechtliche Stellung der katholischen Kirche in den katholischen Ländern des Deutschen Reichs, besonders im 18. Jahrhundert“ (Erlangen 1855); die gekrönte Preisschrift „Histoire des Carolingiens“ (mit P. A. F. Gérard, 2 Bde., Leipzig 1862) und endlich „Don Carlos. Leben, Verhaftung und Tod dieses Prinzen. Nach den neuesten Biographien und mit Rücksicht auf frühere Forschungen bearbeitet“ (Stuttgart 1864).

Ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, namentlich auf dem Gebiete der Geschichte, des Staatsrechts, der Volkswirthschaft und der Statistik, war auch der am 29. Juni zu Tittmoning in Oberbaiern verstorbene bairische Legationsrath Joseph Ernst Ritter von Koch-Sternfeld, welcher seit 1842 der königlichen bairischen Akademie der Wissenschaften als Mitglied angehörte. Er war im Jahre 1778 zu Mittersill im Oberpinzgau geboren, hat demnach das hohe Alter von 88 Jahren erreicht. Sein Vater war Landpfleger, Lehnpropst, Burgrichter und Burggraf im Oberpinzgau. Er selbst absolvirte seine Studien am Gymnasium und an der Universität in Salzburg, und wurde im October 1800 von dem Erzbischof Colloredo bei dem Landgerichte in Gastein als Rechtspraktikant angestellt. Ein Jahr später als Accessist zum Hofrath nach Salzburg versetzt, ward er im April 1802 zum Secretär befördert. Im folgenden Jahre besuchte Ritter von Koch-Sternfeld zu seiner weitern Ausbildung auch die Universität in Göttingen und kehrte erst 1804 nach Salzburg zurück. Während dieser Zeit veröffentlichte er ein „Historisch-geographisches Repertorium über die unparteiische Abhandlung vom Staate

Salzburg" (Salzburg 1802). Diesem folgten „Rhapsodien aus den Norischen Alpen. Mit Melodien von Ignaz Brändstätter und andern" (Landshut 1805; 3. Aufl., München 1843). Bekannter wurde von Koch-Sternfeld durch seine von der petersburger Akademie mit einem Preise gekrönte Abhandlung: „Versuch über Nahrung und Unterhalt in civilisirten Staaten, insbesondere über Wohlfeilheit und Theuerung" (München 1805; 2. Aufl., Salzburg 1813). Die neue kurfürstliche Regierung in Salzburg ernannte den Autor 1805 zum Assessor. Später, als infolge des Wiener Friedens Salzburg an Oesterreich kam, wurde von Koch-Sternfeld Regierungscommissar. Als solcher machte er sich, wie auch später, als Salzburg 1810 an Baiern abgetreten wurde, um das Land sehr verdient, indem er viele Straßen baute und auch sonst den Einwohnern manche Erleichterungen verschaffte. Im Jahre 1815 wurde von Koch-Sternfeld nach München berufen, wo er als königlicher Legationsrath an die Spitze des Bureau für bairische Statistik gestellt wurde und eine „Zeitschrift für Geschichte und Topographie Baierns" herausgab (1816—17). Im Jahre 1816 ernannte ihn die Regierung zum diplomatischen und politischen Commissar bei der Grenzregulirung in Oesterreich, welche über 25 Jahre (bis 1842) dauerte. Nach Gründung der münchener Universität hielt er eine Zeit lang an derselben Vorträge; doch zog er sich bald ins Privatleben zurück und widmete sich fortan fast ausschließlich literarischen Arbeiten. Außer den schon angeführten Schriften schrieb von Koch-Sternfeld noch: „Salzburg und Berchtesgaden" (2 Bde., Salzburg 1810); „Das gasteiner Thal mit seinen warmen Heilquellen" (Salzburg 1810; die zweite Auflage erschien 1820 in München unter dem Titel: „Die Tauern, insbesondere das gasteiner Thal"); ferner „Das Innviertel mit dem Hausrückviertel, statistisch dargestellt" (Salzburg 1810); „Historisch-staatsökonomische Notizen über Straßen- und Wasserbau in Salzburg und Berchtesgaden" (Salzburg 1811); „Geschichte des Fürstenthums Berchtesgaden und seiner Salzwerke" (3 Bde., München 1816); „Historisch-staatsökonomische Ansichten von den Elementen des deutschen Staatsorganismus" (München 1822); „Ueber Arns', Erzbischofs von Salzburg, urkundlichen Nachlaß in Beziehung auf die bairische Landes- und Volkskunde" (München 1822); „Beiträge zur deutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde" (Bd. 1 und 2, Passau und München 1825—26); „Grundlinien zur allgemeinen Staatskunde, Statistik, mit besonderer Rücksicht auf die organische, materielle und landwirthschaftliche Grundmacht des Staats" (München 1826); „Ueber den Standpunkt der Staatskunde als Bürgschaft der Landesordnungen und Freiheiten" (München 1827); „Das Prädialprincip. Die Grundlage und Rettung der Ruralstaaten" (München 1833); „Bemerkungen über des Hrn. Dr. Zachariae Darstellung und Beurtheilung des Kampfes des Grundeigenthümers gegen die Grundherrlichkeit" (München 1833); „Zur bairischen Fürsten-, Volks- und Culturgeschichte, zunächst im Uebergange vom 5. zum 6. Jahrhundert nach Christus" (in den „Abhandlungen der historischen Klasse der bairischen Akademie der Wissenschaften" abgedruckt); „Die deutschen, insbesondere die bairischen und österreichischen Salzwerke, zunächst im Mittelalter als Anlagen und Bürgschaften des Cultus, der Cultur u. s. w. mit Betrachtungen über das europäische Salzregal in seiner Entwickelung und Verwickelung" (München 1836); „Das Reich der Longobarden in Italien, nach Paul Warnefried" (München 1839); „Betrachtungen über die Geschichte, ihre Attribute und ihren Zweck" (München 1841); „Culturgeschichtliche Forschungen über die Alpen" (2 Thle., München 1851 und 1852); „Zur Vorgeschichte der Dynasten von Mürzthal und Eppenstein in der Steiermark" (Wien 1852); „Ueber das wahre Zeitalter des heiligen Rupert, des Apostels der Bajoarier" (Wien 1851); „Rückblick auf die Vorgeschichte von Baiern" (München 1853); „Begründungen zur ältesten Profan- und Kirchengeschichte von Baiern und Oesterreich" (1854); „Das Christenthum und seine Ausbil-

dung vom Beginn bis zum 8. Jahrhundert" (Regensburg 1855); „Reichersberg am Inn, d. i. die Propstei regulirter Chorherren und weiland ihr dynastisches Besitzthum" (München 1855); „Die allgefeierte Dynastie des Babo von Abensberg" (Regensburg 1857); „Vier Vermächtnisse behufs einer kritischen und lohnenden Geschichtschreibung in Baiern" (Regensburg 1858); „Das nordwestliche Baiern in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts" (München 1860); „Baiern und Tirol in culturhistorischen Skizzen von den hieran und inzwischen liegenden Landschaften, Gebieten, Diöcesen" (München 1861); „Die Gründung und die wichtigern geschichtlichen Momente des ehemaligen fürstlichen Reichsstiftes und heutigen Fürstenthums Berchtesgaden" (München 1861); und endlich „Der Fischfang (das jus piscandi) in Baiern und Oesterreich ob der Enns nach dem urältesten Landrecht" (München 1863). Wie man sieht, sind die Werke von Koch-Sternfeld's sehr zahlreich. Seine vielseitige, vielumfassende Thätigkeit verschaffte ihm den Civilverdienstorden der bairischen Krone; auch gehörte er außer der bairischen Akademie noch andern gelehrten Gesellschaften als Mitglied an.

Im Cantonnementsquartier Großhof bei Pohrlitz in Mähren starb am 9. Aug. nach kurzer Krankheit an der Cholera der preußische Generalmajor Wolf von Pfuel, welcher in dem österreichisch-preußischen Kriege die 3. Cavaleriebrigade sowie die 2. schwere Brigade mit Auszeichnung geführt hatte. Er war ein Sohn des bekannten Generals Ernst von Pfuel, welcher im Mai 1848 die Revolution in Posen unterdrückte, später bis zum 31. Oct. 1848 den Posten eines preußischen Ministerpräsidenten und Kriegsministers bekleidete und sich durch Errichtung von Militärschwimmanstalten namhafte Verdienste erwarb. Wolf von Pfuel, im Jahre 1810 geboren, trat am 10. Jan. 1829 als Secondelieutenant in die preußische Armee. Die lange Friedenszeit war, wie überhaupt allen Offizieren, seinem Avancement nicht förderlich. Erst am 23. April 1842 erfolgte seine Beförderung zum Premierlieutenant. Den größten Theil seiner militärischen Carrière hat Pfuel bei den Ulanen und Husaren durchlaufen. Am 13. Nov. 1845 rückte er zum Rittmeister beim 1. Gardeulanenregiment, am 18. Juni 1853 zum Major mit Beibehalt seiner Escadron vor. Später wurde er Commandeur des 11. Husarenregiments. Als solcher avancirte er am 22. Mai 1858 zum Oberstlieutenant, am 1. Juli 1860 zum Obersten. Am 25. Juni 1864 wurde er Generalmajor und Commandeur der 3. Cavaleriebrigade. Bei Ausbruch des Kriegs (Juni 1866) betraute ihn der König auch mit der Führung der 2. schweren Brigade. Glücklich überstand General von Pfuel die großen Strapazen des Feldzugs, auch blieb er bei Königgrätz, wo er an der Spitze seiner Brigade zum Erfolge des Tages viel beitrug, von den seine nächste Umgebung überschüttenden feindlichen Granaten verschont, da raffte ihn, nach bereits abgeschlossenem Präliminarfrieden, in seinem Cantonnementquartier, welches er auf der Straße von Brünn nach Wien bezog, die Cholera hinweg, die überhaupt unter den preußischen Generalen mehr aufgeräumt hat, als es die Geschosse des Feindes gethan. Die preußische Armee verliert in ihm einen ihrer tüchtigsten Reitergenerale.

Zu Westerås in Schweden verschied, wie aus Stockholm vom 6. Aug. gemeldet wird, der schwedische Dichter und Bischof Dr. Christian Erik Fahlcrantz, hauptsächlich bekannt durch seine epischen Dichtungen. Geboren am 30. Aug. 1790, war er der Bruder des renommirten Landschaftsmalers Karl Johann Fahlcrantz (gestorben 1. Jan. 1861). Er absolvirte seine Studien zu Upsala, ward 1829 Professor der Theologie an der dortigen Universität und 1845 Bischof von Westerås. Im Jahre 1839 gründete er die „Theologische Zeitschrift" („Ecclesiastik Tidskrift"), in Gemeinschaft mit Almquist und Knoes. Außerdem schrieb er eine ausführliche Biographie Almquist's (2 Bde.,

Upsala 1845—46) und eine Reihe von Artikeln unter dem Collectivtitel „Evangeliska allianceen" (Upsala 1847). Durch sein Epos „Noachs Ark" (Upsala 1825—26) wurde er auch außerhalb Schwedens bekannt. Im Jahre 1846 veröffentlichte er ein zweites Epos in 14 Gesängen: „Ansgarius", und schrieb dann noch „Röm förr och nu" (15 Thle., Upsala 1858—61). In den Jahren 1863—65 ließ er seine Schriften zu Oerebro in fünf Bänden gesammelt erscheinen.

---

## Revue der Erd- und Völkerkunde.

Wenn jemand von irgendeinem hohen Standpunkt aus die ganze Erde zu überschauen vermöchte, so würden ihm gewiß vor allem die beiden Flüsse entgegenglänzen, die unter dem Aequator in der Mitte des Erdballs ihre majestätische Bahn wandeln, die beiden größten Ströme der Erde, der Nil und die Amazone. Stolz zieht der Nil, wie sich jetzt erweist, der größere der beiden, gerade aus nach Norden durch die gesammte Breite des eigentlich tropischen Afrika, obgleich er durch zwei verschiedene Hebungssysteme, durch die größte Steinwüste der Erde hindurchsetzen und sich zweimal, in der Mitte seines Laufs und dann im Mündungsdelta, sein eigenes Bett erst heranschwemmen muß. Links aber zieht die Amazone in tief tropischer Glut sehnsuchtsvoll fort und fort nach Osten der geliebten Sonne entgegen, während sie sich auf dem ganzen Wege ihr eigenes weiches, üppiges Bett zurechtlegt. Sollte, wer die beiden Riesenströme so erblickte und nicht anders unterrichtet wäre, nicht meinen, daß hier, wo die Natur die reichste Fülle ihrer Gaben ausschüttet, solche ausgedehnten Flußstraßen auch den regsten Verkehr der Menschen vermitteln müßten? Allein der Geist der Natur ist ein großer epischer Dichter und versteht sich ebenso gut auf das Retardiren wie auf das Entwickeln. Der Nil hat zwar an seinem untern Laufe die älteste Cultur gesehen, von der wir Kunde haben, hat sie auch größtentheils selbst erzeugt, und doch ist bis zur Stunde trotz aller Nilquellenentdeckungen die eigentliche Nilquelle noch unbekannt; noch heute gebührt dem Nilgotte, wie bei den alten Aegyptern, der Name „Hapi", der Verborgene. Und am Amazonenstrom ist es gerade die überschwengliche Fruchtbarkeit, welche die Cultur zurückdrängt und der Pflanze und dem Insekt die unbedingte Vorherrschaft zuweist. Ueberall wuchert es aus Tausenden von Keimen und macht den Menschen jeden Fuß breit Erdboden streitig. Städte und Dörfer sind überall von undurchdringlichen Wällen von Waldung umzogen; wo Land nur einige Jahre unbestellt liegt, wird es sogleich von einem Dickicht von Bäumen und Büschen, von Schlingpflanzen dicht verstrickt, eingenommen. Das weite Amazonenthal ist eben ein Hauptgebiet des Pflanzenreichs: die Pflanze herrscht hier und in ihrem Reiche ist die tiefste Stille ein oberstes Gebot. Freilich machen die heulenden Affen des Morgens und Abends einen wahrhaft schrecklich gellenden Lärm. Doch den Tag über vernimmt man nur dann und wann das einschläfernde Summen des Insekts, den leise klagenden Laut eines Vogels, den plötzlichen Aufschrei eines unschuldigen Pflanzenfressers, der von einer Tigerkatze oder Boa Constrictor erfaßt wird, oder auch den unheimlichen, noch nicht erklärten Klang, der wie der Schlag einer eisernen Stange gegen einen harten, hohlen Baum tönt, und den die Eingeborenen dem Curupira, dem wilden Waldgeiste, zuschreiben: alle diese vereinzelten, seltenen Laute dienen aber nur dazu, daß man das allgemeine Schweigen um so mehr empfindet: das Gefühl dieser Waldstille, der Waldeinsamkeit, bemächtigt sich des Gemüths um so mächtiger, je länger der Reisende verweilt.

Es mehren sich jedoch nunmehr die Anzeichen, daß der menschliche Geist, dem ja schon so manches scheinbar Unmögliche gelungen ist, auch in diese Einöden näher ein-

bringen will, um die tropische Natur insofern zu bemeistern, daß die strotzende Fülle ihrer Erzeugnisse nicht mehr vergehen soll, ohne dem Menschen Nutzen zu bringen, und ein prachtvolleres Feld, als das Amazonenthal, bietet sich dem menschlichen Unternehmungsgeiste wol nirgends dar.

Die Expedition des Professors Agassiz zur Erforschung des Amazonenthals, von der dieser große Naturforscher nunmehr zurückgekehrt ist, wird jedenfalls in der Geschichte der Erkundung dieses Stromgebiets Epoche machen.

Professor Agassiz ist im März 1865 von Boston nach Rio-de-Janeiro abgereist, begleitet von seiner Frau, von Dr. B. E. Cotting, Curator des Lowell-Instituts in Boston, und dessen Frau, von dem Künstler Burckhardt und den Herren Ward, Anthony, Seaver, Hart, St. Johns, Allen und James, und man dürfte sich in der Erwartung, daß diese Expedition mit der größten bisjetzt im tropischen Amerika gemachten Sammlung zurückkehren werde, nicht getäuscht haben. Die sämmtlichen Kosten trägt ein Privatmann, Nathaniel Thayer in Boston. Als dieser Herr von Agassiz' Absicht, den Amazonas zu bereisen, hörte, sowie davon, daß die Expedition à Person 2000—2500 Doll. kosten würde, schrieb er sofort an ihn: „Wählen Sie Ihre Assistenten, organisiren Sie Ihre Expedition, gehen Sie ans Werk und schicken Sie mir Ihre Rechnungen."

Agassiz wollte auf dem Amazonas besonders ichthyologische Forschungen anstellen, welche auf diesem gewaltigen mittelländischen Süßwassermeere Südamerikas die reichhaltigsten Resultate versprachen, bisher hier aber noch am meisten vernachlässigt worden waren. Der Erfolg hat seine Erwartungen bei weitem übertroffen. Er hat im Amazonenstrom nicht weniger als 1163 neue Species Fische (über 800 zwischen dem Rio-Negro und der Amazonasmündung) gefunden, was mehr ist, als das ganze Mittelländische Meer überhaupt aufzuweisen vermag. Jedes Wasserbecken, sei es ein Fluß, ein See, ein Igarape (Flußarm) oder ein Waldteich, hat seine eigenen, an diese Oertlichkeiten gebundenen Arten. Bisher waren der Wissenschaft aus dem Amazonas kaum mehr als 120 Arten Fische bekannt. Der englische Reisende Wallace hatte zwar über 200 Arten am Rio-Negro gesammelt, allein da diese unglücklicherweise verloren gingen und nie beschrieben wurden, so können sie nicht als Besitzthum der wissenschaftlichen Welt betrachtet werden. Agassiz ist selbst erstaunt über dieses Ergebniß, das einen Reichthum und eine Mannichfaltigkeit in der Vertheilung von Leben in allen diesen Gewässern offenbart, von welchem er keinen Begriff gehabt hatte. Uebrigens hat er auch mit der Hülfe seiner Gefährten ein reichhaltiges Sortiment von Exemplaren aus allen andern Klassen des Thierreichs zusammengebracht.

Indem wir nun den Reisebericht des Professors Agassiz abwarten, dürfte es zur Orientirung beitragen, wenn wir heute die wichtigsten in diesen Gegenden in den letztvergangenen Jahren unternommenen Forschungsreisen kurz überblicken.

Um die Exploration des Amazonasgebiets haben sich in neuerer Zeit zunächst drei Engländer die größten Verdienste erworben, welche die Wissenschaft deshalb unter die Forscher ersten Ranges zählt. Der Botaniker Richard Spruce hat der Aufgabe volle 15 Jahre gewidmet, indem er langsam von der Mündung bis zu den Quellen an den östlichen Gehängen Perus vordrang, überall Specimen der Flora sammelte und Beschreibungen derselben lieferte, welche bisher leider nur in dem londoner „Journal of Botany" zur Veröffentlichung gekommen sind. Im Jahre 1849 von England abgereist, führte er noch in demselben Jahre die Aufnahme des Trombetas aus, eines wichtigen Zuflusses des Amazonas, dessen Lauf bisher nicht näher bekannt gewesen war. Im Jahre 1853 und 1854 fuhr er den Rio-Negro hinauf und drang durch den Cassiquiari in den Orinoco ein, von dessen weitem Flußnetz er eine Anzahl von Karten lie-

ferte, die auf zahlreiche Peilungen und astronomische Beobachtungen gestützt waren. In den Jahren 1855 und 1856 fuhr Spruce den Rio-Huallaga hinauf, dessen Thal der Achse der peruvischen Anden parallel läuft, und im Jahre 1857 überwand er die Schwierigkeiten der Beschiffung des Pastaza und des Bombanaza und erreichte die Anden von Quito unter dem Aequator. Er forschte endlich die südlichen Theile von Ecuador aus und kehrte im Jahre 1864, da seine Gesundheit zu wanken anfing, nach England zurück. Aus den vereinzelten Bruchstücken, die von diesen langjährigen unausgesetzten Forschungen bekannt geworden sind, läßt sich ermessen, wie überaus reichhaltige und wichtige Resultate dieselben dem Geographen und Naturforscher gewähren werden, wenn sie erst in ihrer Gesammtheit publicirt worden sind.

Wallace ging bereits im Jahre 1847 nach dem Amazonas, durchforschte besonders den untern Theil seines Flußgebiets wie auch den Rio-Negro und kehrte reich beladen mit naturwissenschaftlichen Schätzen heim. Obwol der wichtigste Theil derselben unterwegs durch Schiffbruch verloren ging, wurde doch genug gerettet, um die Herausgabe seiner „Travels" und seiner „Palm Trees of the Amazons" zu ermöglichen, in welchen Werken er sich als einer der fleißigsten Sammler und sorgsamsten Beobachter bewährte. Wallace hat seitdem durch die Erforschung des bisher fast ganz unbekannten Neuguinea sich neue große Verdienste erworben.

Bates hat sein Reisewerk im Jahre 1863 herausgegeben: „The naturalist on the River Amazons: a record of adventures, habits of animals, sketches of Brazilian and Indian life, and aspect of nature under the Equator, during eleven years of travel" (2 Bde., London). Es enthält so viel neues Belehrendes, wie wol nur sehr wenige neuere Reisewerke. Bates ging im Jahre 1847 in Gesellschaft mit Wallace nach dem Amazonas, blieb hier jedoch sieben Jahre länger und schlug auch von denen des Wallace verschiedene Routen ein. Während Spruce und Wallace sich hauptsächlich mit botanischen Sammlungen beschäftigten, widmete er sich zunächst zoologischen. Der Eifer und der Fleiß, den er dabei bethätigte, ist erstaunlich. Während seiner Reise hat er 14712 Species gesammelt, von denen 8000 der Wissenschaft gänzlich neu sind, und von jeder Species zahlreiche Exemplare heimgesandt. Seine Sammlung begreift 14000 Species Insekten, 360 Vögel, 140 Amphibien, 120 Fische, 52 Säugethiere, 35 Mollusken und 5 Zoophyten. Diese Zahlen, obgleich sie bei weitem nicht die der Species im Amazonenthal bezeichnen, deuten doch einigermaßen das relative Verhältniß derselben an. Man ersieht daraus namentlich das ungeheuere Vorherrschen der Insekten. So fand Bates allein innerhalb einer Stunde Umkreis von der Stadt Para an 700 Species Schmetterlinge, während der Schmetterling in ganz Großbritanien nur 66, in ganz Europa nur 390 Species hat. Bates' Werk umfaßt eine fast unerschöpfliche Menge von naturhistorischen Beobachtungen, berichtet erstaunlich viel Merkwürdiges und Wunderbares, wie von vogelfangenden Spinnen, Vampyren, welche schlafende Menschen ansaugen, Nachtschmetterlingen, die mit dem Kolibri die täuschendste Aehnlichkeit haben. Die Reise erstreckte sich bis etwas über Ega, welche Stadt von Pöppig im Jahre 1832 berührt wurde. Brasilier portugiesischer Abkunft wie die Eingeborenen kamen ihm überall freundlich entgegen. Das freie, ungenirte, vertrauliche Wesen des tropischen Dorflebens kam ihm sehr belustigend vor. Die Thüren und Fenster der Häuser stehen offen nach der Straße zu, und jedermann geht ungehindert aus und ein. Doch ist nichts absichtlich Beleidigendes in dieser Familiarität, sie findet eben statt, um höflich und gesellig zu sein. Während der Hitze des Veraõ kommt man am untern Amazonas von weit und breit am Flußufer zusammen und hält hier, in der freien Wildniß campirend, eine Art von dreimonatlichem großen Picknick. Man nimmt einen hinlänglichen Mehlvorrath mit und versorgt sich an Ort

und Stelle mit der sonstigen Speise. Die Männer jagen und fischen, sammeln auch wol etwas Kautschuk, Sassaparille oder Copaibaöl, welches sie bei der Rückkehr verkaufen; die Frauen rudern, kochen und fischen mit der Angelruthe. Das Wetter ist während der ganzen Zeit sehr lieblich, und so verstreichen die Wochen und Tage auf das angenehmste.

In geographischer Beziehung besonders wichtig ist Bates' Fahrt von Manoas (Barra) an die Mündung des Rio-Negro bis zu dem 370 englische Meilen westlich liegenden Ega. Den obern Fluß, Alto-Amazonas oder Solimoens, betrachten die Brasilier als einen für sich bestehenden Strom; auch unterscheidet er sich vom untern Flusse wirklich in mehrfacher Beziehung. Am untern Flusse weht der Passatwind, und dort tritt gehobenes Land im Norden von Guayana, im Süden von Brasilien her viel näher an den Fluß heran; daher sind die Ufer meist hügelig, große offene Ebenen wechseln mit dünn bewaldeten sandigen Flächen, das Klima ist trocken. Am Solimoens weht der Passatwind nicht mehr, die dortigen Winde sind sehr veränderlich, es bleibt äußerst selten 14 Tage lang trocken, und zu beiden Seiten ziehen sich die großartigen Wälder hin. Nirgends trifft man Sandboden, überall nur Alluvium, fetten Thon und Humus. Je mehr man westwärts vordringt, desto üppiger gedeihen Pflanzen und Früchte, und einige Bäume, die in Para und Santarem nur jährlich einmal blühen, tragen in der Gegend von Ega das ganze Jahr hindurch Früchte. Das Klima ist gesund, obgleich man sich in einem fortwährenden Dampfbade befindet. Aber äußerst selten trifft man einen bestellten Acker, und tagelang kann man reisen, ohne auf eine Seele zu stoßen.

Fünf Tage nach der Abfahrt von Manoas kamen die Reisenden nach dem 80 Meilen entfernten Manacapuru, einer auf einem isolirten Felsen gelegenen Ansiedelung. Hier hört jede Spur von Felsen auf, wochenlang sieht man nicht einmal einen Kieselstein, und die Ufer sind zu beiden Seiten flach. Von Manacapuru fuhren sie 19 Tage in westlicher Richtung, ohne eine menschliche Wohnung zu sehen, und nur ein einziges Boot kam in Sicht.

Bates unterscheidet drei verschiedene Arten des Ufers und der damit im Zusammenhang stehenden Waldung. Zunächst die niedrigen Alluvialablagerungen, die aus einer Mischung von Sand und Schlamm bestehen und mit breitblätterigen, hohen Gräsern bewachsen sind, unter denen sich das Pfeilgras mit seinen 14—15 Fuß hohen, federartigen Blütenstengeln auszeichnet. Als einziger größerer Baum zeigt sich auf diesem Boden der Trompetenbaum (Cecropia peltata), dessen Blätter denen der Roßkastanie ähneln, nur daß sie größer sind. Zweitens unterschied er die mäßig hohen Ufer, die nur theilweise in der Regenzeit überflutet werden; sie sind mit verschiedenartigen Bäumen bedeckt, unter denen Palmenarten und breitblätterige Marantaceen vorherrschen. Der Blattschmuck ist meistens von lichtgrüner Farbe. Drei Viertheile des Landes, das den obern Amazonenstrom begrenzt, gehören zu dieser Klasse. Die dritte Abtheilung wird durch den noch höher liegenden, wellenförmigen Lehmboden gebildet, der aber nur in großen Zwischenräumen auftritt und sich dann einige Meilen lang hinzieht. Der Wald, der auf diesem roth und verschiedenartig gefärbten Thone wächst, gewährt einen ganz andern Anblick, als der in den Niederungen, seine äußere Form ist mehr abgerundet, Palmen sind in ihm seltener und von eigenthümlicher Art, wie die mit einer bauchartigen Erweiterung am Stamme versehene Iriartea ventricosa und die schlanke Bacabai (Oenocarpus minor); auch das Thierleben tritt in diesen Wäldern sehr in den Hintergrund. Diese Terra firma und ebenso ein Theil der Niederungen schien Bates für Ansiedelungen sehr geeignet. Früher hatten hier Eingeborene ihren Sitz aufgeschlagen, aber sie sind ausgerottet worden oder haben sich mit den Weißen vermischt. Auf der 280 Meilen langen Strecke von Manacapuru bis Quary waren nicht mehr

als 18 oder 20 Familien seßhaft, welche auch nicht am Hauptstrome selbst, sondern an dessen Nebenarmen und Seen wohnten.

Nachdem Bates 35 Tage auf den schlammigen Fluten des Solimoens, gequält von unzähligen Insekten, zugebracht, erschien ihm die dunkle, glatte Wasserfläche des Teffe, über der keine plagenden Insekten schwebten, um so willkommener, als an dessen Ufern Ega, sein Reiseziel, lag. Als die Reisenden eine Stunde lang durch den engen Mündungskanal, dann an einem bewaldeten Vorsprung vorbeigefahren, schwammen sie auf dem herrlichen, fünf Meilen breiten See von Ega, der durch eine Erweiterung des Teffeflusses gebildet wird. Zur Linken auf grasigem Abhange lag die kleine Ansiedelung, die aus etwa 100 mit Palmblättern gedeckten Hütten und weißen mit Ziegeldächern versehenen Häusern besteht, deren jedes in einem hübschen Garten liegt, in dem Orangen, Citronen, Bananen und Guavebäume prächtig gedeihen. Ega blieb 4½ Jahre Bates' Hauptquartier, von wo aus er Excursionen auf 3—400 Meilen in die Runde machte.

Ega, 1400 Meilen von Para entfernt, im Jahre 1688 von dem böhmischen Jesuiten Samuel Fritz gegründet, ist seit 1852 Hauptstadt der brasilischen Provinz Alto-Amazonas und seit 1855 eine Hauptstation der zwischen dem Rio-Negro und Nauta in Peru fahrenden Dampfschiffe. Der Platz ist gesund, frei von Insektenplagen, der Boden außerordentlich fruchtbar, der Strom und die unzähligen Kanäle wimmeln von Fischen und Schildkröten, der See kann eine große Flotte beherbergen. Es steht dem Orte gewiß eine große Zukunft bevor; doch hat er gegenwärtig nur gegen 1200 Einwohner und 107 Häuser, von denen die Hälfte aus Erdwällen gebaut und mit Palmenblättern gedeckt ist; im Umkreise von 30 Meilen wohnen höchstens 2000 Menschen.

Man lebt hier größtentheils von Schildkröten, welche hier eine ungeheure Größe erreichen, ganz ausgewachsen 3 Fuß lang und 2 Fuß breit und so schwer sind, daß ein Indianer gehörig an einer einzigen zu tragen hat. Ihr Preis stieg jedoch schon während Bates' Anwesenheit am Amazonas von 9 Pence auf 9 Shilling, hatte sich also verzwölffacht. Das Fleisch ist ungemein zart, wohlschmeckend und gesund, doch wird man so schnell davon gesättigt, daß es leicht zum Ekel wird. In der guten Jahreszeit sind Fische, namentlich gute Lachsarten, sehr häufig; doch fischt jede Indianerfamilie nur immer so viel, wie sie zu ihrem eigenen Bedarf nöthig hat, und verkauft nichts davon. Rindvieh gibt es auf den herrlichen Weiden bei Ega genug; aber es wird nur äußerst selten ein Stück geschlachtet. Wild aller Art ist in den Wäldern häufig. Das Fleisch des Tapirs ist eins der feinsten und nahrhaftesten, das überhaupt vorkommt; er wird jedoch nur selten erlegt. Frisches Brot bekam man in Ega nur, wenn einmal amerikanisches Mehl von Para aus dorthin kam, und dann kostete das Pfund 9 Pence. Butter kam gar nur aus Liverpool dorthin.

Bemerkenswerth ist, daß Spruce wie Wallace und Bates diese vieljährigen Reisen ganz ohne Unterstützung seitens der Regierung oder öffentlicher Gesellschaften, blos aus eigenen Mitteln, namentlich aus dem Verkaufe von Naturalien bestritten haben.

Sehr Umfassendes und Großartiges ist auch von der spanischen Expedition zur Erforschung Südamerikas unter Dr. Almayro geleistet worden. Sie bestand aus acht Mitgliedern, kam im Jahre 1862 in Bahia an und bereiste zuerst die brasilianischen Provinzen Bahia, Rio-de-Janeiro, Santa-Catharina und Rio-Grande-do-Sul und dann die La-Platastaaten. Von La-Plata ging ein Theil der Commission durch die argentinischen Pampas und über die Anden, ein anderer durch die Magelhaensstraße und ein dritter über die Maluinen und um das Cap Hoorn herum nach Valparaiso, wo die Commission wieder zusammentraf. Sie bereiste nun Chile, Bolivia, Peru und Ecuador, und machte überall sorgfältige Studien, besuchte sämmtliche Republiken von

Centralamerika sowie Mexico, und drang bis San-Francisco in Californien vor, von wo aus sie zu Wasser nach Valparaiso zurückkehrte. In Californien verlor die Commission ihren Geologen, den Dr. Amor, der an einem Leberleiden starb, welches er sich bei der Reise durch die Wüste von Atacama zugezogen hatte, und in Valparaiso schieden noch drei andere Mitglieder aus, weil die Strapazen der Reise ihre Gesundheit zu stark angegriffen hatten, und kehrten nach Spanien zurück.

Die übrigen Mitglieder begaben sich wieder nach Ecuador, um dem ihnen inzwischen zugekommenen Befehle ihrer Regierung zufolge von dort aus in das Thal des Amazonas zu dringen. Diese Reise war vor ihnen nur von Francisco Orellana, dem Entdecker des Stroms, im Jahre 1541 und vom Kapitän Fereira in Begleitung des Jesuiten Christoph von Ancuna 1639 ausgeführt worden. Von Guayaquil aus überstiegen die Reisenden die Andes von Ecuador, bestiegen den Chimborasso, den Antisana, den Cotopaxi, den Sanghai und den Pichincha, und mußten nun über 300 Leguas zu Fuß über das äußerst schwierige Hochland im Osten dieser Andes zurücklegen, welcher Theil ihrer Reise endlos beschwerlich, aber auch besonders wissenschaftlich verdienstlich ist, weil er durch eine bisher noch völlig unbekannte, für allgemeine Orographie äußerst wichtige Landstrecke führte. An den Quellen des Napo schifften sie sich endlich in Kähnen ein, auf denen sie bis zur Mündung des Coca in den Napo fuhren, wo am Fuße des Hochlandes der Fluß einen Wasserfall bildet. Einer der Kähne litt auf diesem nicht zu umgehenden Wasserfalle Schiffbruch, wobei jedoch kein Menschenleben verloren ging. An der Mündung des Coca bauten sie zwei Flöße, auf denen sie dann 650 Meilen auf dem Amazonas bis zur brasilischen Stadt Tabatinga hinabglitten. Hier hatte die Commission das Glück Agassiz zu treffen, welcher sich ihr sehr gefällig erwies und die gemachten Erfahrungen mit ihr austauschte. Den Rest der Reise nach Para machten die Spanier auf einem brasilischen Dampfboot und begaben sich dann über Pernambuco auf einem englischen Steamer nach Europa. Die ganze Reise von Guayaquil nach Para hatte 14 Monate beansprucht.

Unter den rechten obern Nebenflüssen des Amazonas ist der Purus von besonderer Wichtigkeit, weil er von Peru aus die weite reiche Tiefebene durchzieht, welche von dem vom Madeiraknie an bis zum obersten Amazonasknie laufenden Hochland umrandet wird. Auch hier hat ein Engländer Bahn gebrochen; doch hat auch die kaiserlich brasilische Regierung hier, wie im ganzen Amazonasgebiet, mit großem Eifer Forschungen angestellt.

W. Chandleß, welcher sich auf einer Reise in Südamerika befand, beschloß, obwol er es allein und ohne weitere Unterstützung zu unternehmen hatte, die Exploration des Purus, welcher Fluß bisher alle Bemühungen, seinen Lauf näher zu verfolgen, vereitelt hatte, so wichtig auch in commerzieller und politischer Beziehung seine Schiffbarkeit sein würde. Man hatte es bisher für ausgemacht gehalten, daß ein großer Fluß, welcher durch die fruchtbaren südlichen Provinzen Perus östlich von den Anden nach Osten fließt, der Hauptquellfluß des Purus sei; und da eingeborene brasilische Handelsleute vom Amazonas den Fluß eine ziemliche Strecke zu Berg befahren und kein Hinderniß für die Schiffahrt angetroffen hatten, so wurde vermuthet, daß durch diesen Fluß die langersehnte leichte Verbindung zwischen den östlichen Theilen von Peru, welches von den pacifischen Häfen durch die fast unübersteiglichen Andenketten geschieden ist, und dem Atlantischen Ocean erreicht werden kann. Chandleß begann die Bergfahrt in einem offenen Boote und mit einer Mannschaft von bolivischen Eingeborenen am 12. Juni 1864. Es gelang ihm beinahe die Quelle des Hauptstroms zu erreichen, und er kehrte im Februar 1865 in den Amazonas zurück. Mit astronomischen und Vermessungsinstrumenten hinlänglich versehen, hat er eine genaue Karte des Flusses aufgenommen, welche er der londoner Geographischen Gesellschaft eingesandt hat. Die

Länge des Flusses fand er 1866 Meilen. Wie man nach seinem Laufe durch das nichtgehobene Tiefland zu vermuthen hatte, ist der Lauf sehr gewunden, aber durch keine Fälle oder Stromschnellen unterbrochen, und geht durch eine reiche alluviale Ebene, welche so dicht mit Hochwald bedeckt ist, daß Chandleß nirgends eine Uebersicht über das umliegende Land erlangen konnte. Dagegen hat sich herausgestellt, daß der Madre de Dios, der erwähnte südperuanische Fluß, nicht, wie vermuthet worden, der Hauptquellfluß des Purus ist; derselbe beginnt vielmehr zwei Grade weiter nördlich in derselben Waldebene, die er in seinem ganzen Laufe durchfließt. Die kleinen Indianerstämme an seinen Hauptquellen hatten bisher in völliger Abgeschlossenheit gelebt und waren selbst nicht einmal mit den halbcivilisirten Stämmen an seinem untern Laufe in Verbindung gekommen; sie befanden sich noch gänzlich in der „Steinzeit" und gebrauchten nur steinerne Aexte und sonstige Instrumente. Sie empfingen die Reisenden mit kindlicher Unbefangenheit und Freundlichkeit. Chandleß hielt es für nicht unmöglich, daß der Aquiry, ein südlicher Zufluß des Purus, mit dem Madre de Dios zusammenhängt, und gedenkt diesen Punkt durch eine abermalige Bergbefahrung des Purus zu erkunden.

Von brasilischer Seite hat der Pilot Manuel Urbano da Fucarnaçao im Auftrage des Präsidenten der Provinz Alto-Amazonas eine Fahrt auf dem Purus ausgeführt. Man beabsichtigte damit besonders eine Wasserstraße, die man zwischen dem Purus und Madeira vermuthete, aufzufinden, und zwar oberhalb der Riffe und Stromschnellen, die auf dem Madeira die Schiffahrt zwischen dessen obern und untern Lauf verhindern. Diese Wasserstraße würde von großer Wichtigkeit sein, da durch sie die Republik Bolivia und der westliche Theil der brasilischen Provinz Matto-Grosso in Verbindung mit dem Amazonas und dem Atlantischen Ocean kämen. Urbano lief im Mai 1864 in den Purus ein und kehrte im December desselben Jahres nach Manaos (Barra do Rio-Negro) am Rio-Negro zurück. Es war ihm zwar nicht gelungen, jene Verbindung zu ermitteln, die es wahrscheinlich auch gar nicht gibt, da der Madeira, innerhalb des Hochlandes der Cordillera Geral fließend, beträchtlich höher liegt, als der in der alluvialen Tiefebene fließende Purus; er berichtet jedoch, daß der Purus in einer Ausdehnung von 500 portugiesischen Meilen (18 auf einen Grad) vollständig für Dampfer schiffbar ist und auf der ganzen Strecke nicht ein einziges Riff oder überhaupt irgendwelche Schwierigkeit darbietet. Auch war Urbano den Ituxi, den bedeutendsten Nebenfluß des Purus, weit hinaufgefahren, da er mittels desselben die Wasserverbindung mit dem Madeira zu finden vermeinte; er fand auch ihn sehr wasserreich, ohne jedes Hinderniß für Dampfer, und steuerte bis in die Gegend seiner Quellen hinauf, die in der bolivianischen Provinz Santa-Cruz liegen. Der Ituxi läuft von Süden nach Norden und mündet auf brasilischem Gebiet in den Purus. An den Ufern beider Flüsse ist der Pflanzenwuchs ungemein üppig, und es wohnen an ihnen viele, vergleichsweise arbeitsame Indianerstämme. Die brasilische Regierung hat nun die Absicht, eine Dampferlinie auf dem Purus und Ituxi zur Verbindung mit Peru und Bolivia einzurichten, und sollen, um derselben Anhaltspunkte zu geben, Missionen unter den Indianern an den beiden Flüssen gegründet werden.

Die brasilische Regierung hat übrigens beschlossen, daß die Dampfschiffahrt auf dem obern Madeira jedenfalls ins Leben treten soll, auch wenn keine Wasserverbindung zwischen Purus und Madeira vorhanden wäre, durch welche die Stromschnellen und Katarakte des letztern umgangen werden können. Von San-Antonio, bis wohin die Dampfer gegenwärtig auf dem Madeira gehen, aufwärts enthält der Madeira in einer Ausdehnung von 50 portugiesischen Meilen mehr als 30 Riffe und Wasserfälle, deren Beseitigung für den Augenblick nicht möglich ist. Aber oberhalb der Katarakte ist der Fluß für große Dampfer aufwärts bis zum Fort San-João da Beira in Matto-

Grosso durchaus fahrbar; und von San-Antonio abwärts bis zur Mündung in den Amazonenstrom ist auch nicht das geringste Hinderniß vorhanden. Um daher Bolivia und das westliche Matto-Grosso mit dem Amazonas in Verbindung zu bringen, hat die Regierung beschlossen, auf jener 50 Meilen langen Strecke, die für die Dampfer nicht fahrbar ist, eine gute Landstraße zu bauen.

Auch hat dieselbe dem Gouverneur der Provinz Alto-Amazonas im allgemeinen den Befehl gegeben, diese ausgedehnte Landschaft, welche sich von den Grenzen Bolivias im Süden bis zu jenen Venezuelas im Norden erstreckt, näher zu untersuchen. Dieser war auch persönlich im Anfang des Jahres 1865, von zwei Ingenieuren begleitet, den Rio-Negro hinaufgefahren, welcher den größten Zufluß bildet, den der Amazonenstrom vom Norden her erhält. An der Stelle, wo der Rio-Branco (der weiße Fluß) in den Rio-Negro mündet, ist der letztere vier brasilische Meilen breit. Die im Jahre 1790 von portugiesischen Ingenieuren entworfenen Karten des Rio-Negro und Hyapura sind als durchaus ungenau befunden worden. Zur Colonialzeit war der Export aus der Comarca Rio-Negro nicht unbedeutend, namentlich wurde viel Kaffee verschifft; jetzt liegt aber der Ackerbau danieder, und der Bezirk verschifft nur natürliche Producte, die nicht viel Anbau erfordern; die Ausfuhr betrug 1864: 3092 Arroben Sassaparille, 14100 Arroben Cacao, 36625 Arroben Kautschuk, 49500 Arroben getrocknete Fische und 18882 Paranüsse.

Auch über die unbehinderte Schiffbarkeit des Araguaya (Araguay) und Tocantins, dieses noch mit der Mündung des Amazonas sich vereinigenden großen Gewässers, ist man jetzt im Reinen. Der Araguaya entspringt unter 18° südl. Br. auf der Serra-Cayapa, fließt als Grenzstrom zwischen den Provinzen Matto-Grosso und Goyaz von Süden nach Norden durch ein ungemein fruchtbares Land und vereinigt sich nach einem Laufe, der doppelt so lang ist als der des Rhein, unter 6° südl. Br. mit dem Tocantins. Dr. José Vierra Conto de Magalhaes, früher Präsident der Provinz Goyaz, hat sich nun in Goyaz in einem Boote auf dem Araguaya eingeschifft und denselben in einer Länge von 400 Leguas befahren, wobei er zwar mit unendlichen Mühsalen und Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, jedoch die Ueberzeugung gewann, daß dieser höchst wichtige Fluß, sowie der untere Tocantins in seiner ganzen Ausdehnung schiffbar ist. Hiermit ist also die Gewißheit erlangt, von Goyaz und vom östlichen Matto-Grosso eine offene Wasserstraße nach Para (Belem) zu besitzen.

Im obern Tocantins wird die Schiffahrt durch Riffe und Wasserfälle gehemmt; dieselben sind jedoch im Jahre 1865 vom Kapitän Parahybuna im Auftrage der Regierung untersucht worden, welcher berichtet, daß alle jene Riffe und Wasserfälle leicht zu beseitigen sind, und daß nach Hinwegräumung dieser Hindernisse der Fluß auch für tiefgehende Dampfer fahrbar sein wird.

Bereits im Jahre 1864 ist auch der peruanische Dampfer Morano von 7 Fuß Tiefgang, welcher von England gekommen war, den ganzen Amazonenstrom hinaufgefahren, bei Nauta, wo der Ucayali in den Amazonas fällt, dem bisherigen westlichen Endpunkte der Dampfschiffahrt, in den Ucayali nach Süden eingebogen, hat diesen Fluß bis zur Mündung des Pachitea befahren und ist dann auf letzterm bis nach Mairo vorgedrungen, nicht weit von der deutschen Colonie von Pozozu, 900 Leguas vom Atlantischen Ocean. Zur Reise von Nauta bis Mairo gebrauchte er acht Tage.

Der Kapitän José da Costa Azevedo hat nach siebenjähriger Arbeit eine große ausführliche Karte des Amazonenstroms und seines Flußgebiets geliefert. Die Karte hat eine Länge von 50 Spannen und gibt ein äußerst genaues Bild des ganzen Stroms von Tabatinga an, wo er in Brasilien eintritt, bis zur Mündung. Die Richtung der Nebenflüsse, die zahlreichen Inseln, die Wasserfälle, die Stromschnellen, die Ufergestaltung

sind sämmtlich mit großer Genauigkeit angegeben, und wird mithin die Karte von großem praktischen Nutzen sich erweisen.

R. Markham, „A list of the tribes in the valley of the Amazon, including those on the banks of the main stream and of all its tributaries. Transactions of the Ethnological Society of London" (III, 1865), ist ein werthvolles alphabetisches Verzeichniß der zahlreichen in ältern und neuern Schriftstellern erwähnten Indianerstämme im Gebiete des Amazonenstroms mit Angabe ihres Wohnsitzes, bisweilen auch mit längern beschreibenden Notizen.

Ueber den Cotopaxi in den Anden von Ecuador, am obern nordwestlichen Quellgebiete des Amazonas, sind Moritz Wagner's Forschungen, gegenwärtig im „Ausland" mitgetheilt, von besonderer Wichtigkeit. Wagner widmete diesem berühmten Vulkan, der nach dem Sahama der höchste unter den gegenwärtig thätigen Feuerbergen der Erde ist, und den Humboldt und Bonpland im Jahre 1802 und Boussingault im Jahre 1831 nur oberflächlich beobachtet hatten, während eines viermonatlichen Aufenthalts auf dem Plateau von Tacunga ein eingehendes Studium und erstieg ihn auch bis zur Höhe von 16645 Fuß. Seine Höhe beträgt 17712 pariser Fuß, 7000 Fuß mehr als die des Aetna, wobei jedoch zu erwägen, daß sein Fuß auf einem 8800 Fuß über der See gelegenen Plateau steht. Durch die Symmetrie des Baues, die Regelmäßigkeit der konischen Form, verbunden mit der gewaltigen Höhe, dem glänzenden Schneepanzer von 3000 Fuß Breite und dem hohen Federbusch der aufsteigenden Kraterwolke, stellt er unter dem tiefblauen Aequatorhimmel ein Landschaftsbild von unbeschreiblicher Herrlichkeit dar. Er ist einer der schrecklichsten aller Feuerberge. Nachdem er während des ganzen 17. Jahrhunderts geruht hatte, erfolgten im vorigen Jahrhundert fünf furchtbare Ausbrüche, der von 1742 während der Anwesenheit von La Condamine und Bouguer, der von 1744, bei welchem das Gebrüll des Berges von so grauenhafter Stärke war, daß man es in einer Entfernung von 200 spanischen Meilen hörte, die von 1746 und 1766, und dann der von 1768, der entsetzlichste von allen, bei welchem der Aschenregen so groß war, daß in den Städten Tacunga und Ambato bis 3 Uhr dichte Finsterniß herrschte und der ganze nördliche Theil der Hochebene mit einer 3 Zoll dicken Aschenschicht bedeckt war. Dann erfolgte erst im Jahre 1803, kurze Zeit nach Humboldt's Anwesenheit, ein neuer Ausbruch, der an Furchtbarkeit dem von 1768 gleichkam und sich dadurch auszeichnete, daß er die Zusammenziehung von Gewittern bewirkte, sodaß das Gebrüll des Berges durch die Donnerschläge von oben erwidert wurde und das Ganze sich wie ein grausiger Artilleriekampf der unterirdischen und überirdischen Heerscharen darstellte, während die Feuersäule des aufsprühenden Schlackenregens sich zu riesiger Höhe, die Wasserdunstsäule bis zu einer Höhe von 28000 Fuß erhob, die Kraterwolken den Himmel vollständig verdüsterten und das plötzliche Schmelzen des Schnees eine ungeheuere Wasserflut verheerend in das Thal herunterführte. Hierauf fand abermals eine Periode der Ruhe statt bis 1850, wo wieder ein Ausbruch erfolgte, seit welchem der Vulkan fortwährend thätig geblieben ist, indem das Spiel kleiner Schlackenauswürfe seitdem gewöhnlich fünf- bis sechsmal täglich stattfindet und fortwährend leichtere oder stärkere Rauchwolken über dem Krater emporsteigen. Die Rauchwolke stellt, wie sie unter der tiefblauen Wölbung des Himmels langsam aufschwebt, ein herrliches Bild dar. Aus der Bewegung dieser Wolken geht hervor, daß hier drei ganz verschiedene regelmäßige Windrichtungen herrschen. Während auf dem Plateau von Tacunga am Morgen gewöhnlich Südwind, am Abend Nordwind herrscht, herrscht auf dem Gipfel des Cotopaxi in der Höhe von 18000 Fuß stets Nordost vor, weil die Wolke vom Kraterrand aus stets eine südöstliche Richtung nimmt, worauf sie sich aber in der Höhe

von 21000 Fuß plötzlich nach Nordwest wendet und bis zur äußersten Höhe, von etwa 28000 Fuß, in dieser Richtung beharrt. Die oberste Richtung deutet den Südostpassatwind an, der, vom Atlantischen Ocean kommend, nachdem er seine Wasserdünste an die östliche Cordillere durch Niederschläge verloren, über die Anden hinwegstreicht. Der Krater des Cotopaxi bildet nach Wagner's wiederholten Fernrohrbeobachtungen einen regelmäßigen trichterförmigen Schlund mit schroffem Abfall der Kraterwand nach innen; die Kraterhörner bilden die höchsten Spitzen des Berges und sind nicht, wie am Vesuv, durch höhere Aschenkegel im Innern des Kraters überragt. Die Form des Berges, wie sie von Humboldt in seinen „Vues des Cordillères" und nach ihm von Klöden in seinem „Handbuch der Geographie" abgebildet wird, wonach der Berg einen steilen Abfall von 55 Graden hat, erfährt eine wesentliche Berichtigung, indem eine photographische Aufnahme des Berges, durch Wagner's Freund Dr. Winslow im Jahre 1864 ausgeführt, die Neigungswinkel des Kegels auf 29 Grad reducirt. Von besonderm geologischen Interesse ist der an der Südseite hochragende isolirte Fels mit scharfzackigem Grat, el Picacho, Schnabelspitze genannt, dessen Basis bei einer Höhe von 14130 Fuß beginnt und der weit in die ewigen Schneeregionen hineinragt, obgleich sein Gehänge wegen zu großer Steilheit schneelos ist. Es ist ein 1200 Fuß hoher, senkrecht abfallender Andesitfels, an seiner Basis von einer halben deutschen Meile im Umfang und von einer, von Eisenoxyd herrührenden grellröthlichen Färbung. Derselbe zeigt eine halbgeschlossene Circusform, ähnlich dem Amphitheater am Vulkan der Insel Bourbon, dem Circus am Teneriffa und der Soma am Vesuv. Man erkennt an ihm den Kraterrand eines ältern Kegels, von welchem der größere Theil durch spätere Katastrophen, wie Eruptionen und Einstürze, zerstört worden ist, und über welchem sich der gegenwärtige Gipfel des Vulkans erhoben hat. Es ist eine sehr merkwürdige Bildung, die auf die so außerordentlich viel bestrittene Frage der Entstehung der Erhebungskrater viel Licht werfen dürfte. Diese völlig zusammenhängende compacte homogene Masse ohne Schichtung aus einem einzigen Guß ist um so bewunderungswürdiger, wenn man erwägt, daß sie ursprünglich vor ihrem theilweisen Einsturz, als sie noch die gesammte Einfassung des alten Kraters bildete, fast noch viermal so groß gewesen sein muß. Es ist augenscheinlich, daß Vulcan, ein so thätiger Maulwurf er auch ist, so mächtige Tufflager er auch hier bereits vor Entstehung dieses alten Kraters aufgelagert hatte, doch diese solide Ringmauer sich nicht aufgeschüttet hat; er selbst kann sich solche Gerüste seiner Feuerberge nicht bauen. Diese Felsmasse hat sich wie ein breiter Keil von unten herauf durch die mächtigen Tufflager geschoben: dies ist ersichtlich aus den steil aufgerichteten Schichten des Tuffs, wo er die Felsseiten berührt. Ist es aber Pluto gewesen, der hier gebaut hat, so fragt sich doch auch wieder, wenn, wie die Plutonisten lehren, solche Gesteine wie ein heißflüssiger Brei emporgetreten, gewissermaßen durch Ueberkochen aus den plutonischen Höllenkesseln emporgequollen sind, wie es denn kam, daß dieser Fels hier gerade die Ringform annahm, und wie er die 1200 Fuß hohen senkrechten Seiten bekommen konnte, ohne den Bergabhang hinunterzufließen? Auch scheint gegen den heißflüssigen Zustand zu sprechen, daß der Andesit, aus dem der Fels besteht, eine sehr schwer schmelzbare Steinart ist, und daß sein starker Eisengehalt, der ihm die röthliche Färbung gibt, sich im heißen Schmelzfluß wahrscheinlich ausgeschieden hätte. Es scheint uns dies alles schwer begreiflich; doch geben uns auch die Neptunisten keine Auskunft. Wasser thut's freilich auch nicht, das Wasser konnte nimmermehr die Hefe abgeben, durch welche die Gesteine in die Hebe kamen. Was hier aber von dem einen Felsen gilt, das gilt im Grunde von den gesammten Cordilleras der Anden, deren Hauptmasse aus „plutonischen" krystallinischen, quarzreichen Felsarten, meist Gneis und Glimmerschiefer besteht, das gilt folglich von allen gehobenen Gesteinen. Es scheint uns also sehr danach angethan, daß die Geo-

logen die gesammte Trias ihrer Gottheiten, Vulcan, Pluto, Neptun, absetzen. Alle derlei Triasbildungen gehören überhaupt ins Reich des Antediluvianischen, Ungeschlachten, Uncultivirten. Als dienende Geister mögen jene Götter in der Geologie alle Anerkennung verdienen; keiner von ihnen aber wird der Baumeister gewesen sein, der das so wunderbar regelmäßig gegliederte Felsgerüste der Erde hergerichtet hat.

Schließlich sei noch eines bemerkenswerthen Uebergangs über das hohe Plateau von Guanacas in den Anden von Neugranada gedacht. Der Engländer Robert Croß bereiste während der letztverflossenen Jahre die Anden, um dort Samen von der Popayanchinarinde zu sammeln, die nur noch in wenigen Exemplaren vorkommt und in Indien angepflanzt werden soll. Seine Reise von den Pitayowäldern bis zum Thale des Magdalenenstroms führte ihn auf das hohe Plateau von Guanacas in den Centralanden Neugranadas und war mit bedeutenden Lebensgefahren verknüpft. „Ich befand mich", berichtet er in seinem Vortrage in der londoner Geographischen Gesellschaft, „am Fuße einer hohen Plattform, die aus vulkanischem Gestein gebildet und mit Steingeröll bedeckt war. Das ist der «parte peligroso», der gefährlichste und höchste Theil des Guanacaspasses. Ueber die Ebene wehte uns ein eisiger Wind entgegen, der, mit Regen und Nebelwolken vermischt, so heftig einhertoste, daß die Maulthiere oft zum Stillstehen gezwungen wurden. Zur rechten Hand lag ein kleiner See; nach Süden zu dehnte sich die lange schneebedeckte Bergkette aus, zu welcher der Vulkan Purace gehört, den die Indianer den «schreienden Berg» nennen. Hundert Schritt weiter zur Linken erhebt sich ein schlanker pyramidenförmiger Hügel, auf dessen Gipfel ein kleiner See mit rothem Wasser sich befindet. Tags vorher waren hier zwei Soldaten gestorben; ich sah ihre Leichen noch unter einem Steinhaufen, mit dem sie flüchtig bedeckt waren, hervorschimmern. Die Straße war zu beiden Seiten dick mit gebleichten Knochen von Menschen, Pferden und Maulthieren übersäet. Ehe ich über die halbe Hochebene hinweg war, zeigten sich bei den Maulthieren sehr bedenkliche Symptome, und das, auf dem ich saß, war vor Frost beinahe steif und konnte kaum weiter. Ich befahl dem Treiber, mir meine Sporen zu bringen; er antwortete aber, die seien im Felleisen, und er könne sie nicht herausnehmen, so sehr war er vor Kälte erstarrt, obgleich ich ihm meine hohen Stiefeln gegeben hatte und selbst in ein paar Bastschuhen reiste. Ich schnitt daher das Felleisen auf, schnallte mir die Sporen schnell an und mishandelte damit mein Maulthier dergestalt, daß ich in Europa mit vollem Recht dafür bestraft worden wäre. Aber es handelte sich um das Leben, und die Paramos von Guanacas sind nicht die Straßen Londons; so entrann ich der tödlichen Kälte des «parte peligroso», der unter allen mir bekannten Pässen Südamerikas der schrecklichste ist. Die Höhe desselben beträgt 14000 Fuß, doch kann man keine Erklärung dafür geben, weshalb die Luft hier so außerordentlich tödlich auf Thiere und Menschen wirkt."

Nach den neuesten Berichten der Provinzpräsidenten beträgt die Einwohnerzahl von Brasilien, gegen 7,755657 im Jahre 1856, gegenwärtig 9,106000. Davon kommen auf die Provinz Amazonas 70000, Para 250000, Maranhon 400000, Piauhy 175000, Ceara 486000, Rio-Grande-do-Norte 210000, Parahyba 260000, Pernambuco 1,180000, Alagoas 250000, Sergipe 250000, Bahia 1,200000, Espirito-Santo 55000, Rio-de-Janeiro 850000, Municipio neutro (Stadt) Rio-de-Janeiro 400000, San-Paulo 800000, Parana 100000, Santa-Catharina 120000, Rio-Grande-do-Sul 420000, Minas-Geraes 1,350000, Goyaz 200000, Matto-Grosso 80000.

---

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Ein Panorama der Niederelbe.

Von Heinrich Smidt.

## Erster Artikel.

Die Ufer der Donau und des Rhein sind in pittoresker Weise geschildert. Namhafte Dichter entwarfen ein lebenglühendes Bild von den Ufern der Oberelbe von Dresden bis Herniskretschen. Reisende, welche selbst diese Fahrten machten, haben bei dem Lesen dieser Beschreibungen das Genossene noch einmal mit Entzücken durchlebt. Andere sind dadurch veranlaßt, aus eigener Anschauung die landschaftlichen Reize kennen zu lernen, an denen die geflügelten Dampfer allzu rasch vorüberschwebten.

Aber die Niederelbe, diese Prosa des Stromlebens, was kann sie bieten? Es scheint eine vergebliche Arbeit zu sein, ihre wenigen Reize aufzusuchen, wenn deren überhaupt zu finden sind. Und doch! Wer weiß, ob nicht hier und dort ein Punkt auftaucht, an dem der Reisende mit Liebe verweilt und der seine Erinnerung noch freundlich beschäftigt, wenn er längst wieder am heimischen Herde weilt?

Jedes Jahr, wenn die Sonne das Zeichen des Krebses verläßt und der Spur des Löwen folgt, regt sich in mir die Sehnsucht nach dem blauen Wasser mit unwiderstehlicher Gewalt und fort geht es mit Dampf von den Ufern der Spree bis zum hamburger Hafenthor, dem ersehnten Ziele zu.

Da bin ich schon und zur rechten Zeit. Auf der mittlern der drei Dampfschiffsbrücken in St.-Pauli entsteht ein dichtes Gedränge. Die Glocke beginnt zu läuten. Es ist derselbe Tag und dieselbe Stunde, da ich voriges Jahr an Bord des Patriot ging und elbabwärts dampfte. Ich freue mich darauf, das rasche, leichtbewegliche Schiff wiederzusehen. Es streicht über die Wellen hin, wie eine Schwalbe, und sein einziger Fehler ist, daß man ihn zu wank baute. Bei kaum bewegtem Wasser fängt er, sobald sein Deck oberlastig ist, an zu rollen, daß die Binnenländer meinen, sie müßten nach Backbord oder nach Steuerbord, das ist nach links oder nach rechts hin, über Bord fallen. Es ist aber nicht so schlimm; man muß sich nur hübsch festhalten und nicht bange sein. Sei mir gegrüßt, alter Reisekumpan.... Doch das ist nicht der Patriot, der, wie ich eben höre, auf der letzten Reise die Welle gebrochen hat und mindestens vier Wochen zur Reparatur braucht. Das ist seine Großtante, die Elbe, ein Schiff, welches länger als 30 Jahre in der Fahrt ist und höchstens noch als Schleppschiff Dienste leisten kann. Reisende, die ein ausreichendes Passagegeld zahlen müssen, sollte man rücksichtsvoller behandeln. Der angesehenen Rhederei kann es nicht schwer werden, ein entsprechendes Ersatzschiff in Dienst zu stellen. Als um dieselbe Zeit das große Dampfschiff Helgoland, welches zwischen dieser Insel und Hamburg den Dienst versieht, das Unglück hatte, an der Maschine Schaden zu leiden, charterte die Rhederei sogleich den Seedampfer Pollux, um an Stelle des Beschädigten einzutreten.

Aber einen unbestrittenen Vortheil hat für uns die Großtante Elbe. Sie gewährt bei ihrer Langsamkeit vollauf Zeit, alles genau zu betrachten. Vor uns liegt die Insel Steinwärder, die mittels kleiner Dampfer eine ununterbrochene Verbindung mit der

großen Stadt unterhält. Dem alten Hamburg wird es zu enge in seinem Wallgürtel. Da die Stadt sich nicht weiter nach Westen auszudehnen vermag, hüpft sie nach Süden über die Elbe und läßt dort eine neue Stadt erstehen, welche, wenn auch noch nicht officiell, doch schon von dem Volke „Südhamburg" genannt wird. Dort baut man zunächst Schiffswerfte und Docks, die bereits in voller Thätigkeit sind; dort ist auch die Deutsche Seemannsschule entstanden, von welcher späterhin ausführlich die Rede sein wird, und zwar dann, wenn wir einen Hermann suchen und eine Thusnelda finden, was für jetzt allen Lesern ein ungelöstes Räthsel bleiben soll.

Wir haben ein belebtes Panorama vor uns. Eine Flotte von kleinen Dampfern, die zum Schlepp- und Passagierdienst verwendet werden, liegt auf der Rhede des Steinwärder. Unter ihnen der Assecuradeur, ein starkes, sturmfestes Fahrzeug, das näher betrachtet zu werden verdient, nicht sowol um seiner selbst, als um der Menschen willen, die zwischen seinen Planken hausen. Es ist das Eigenthum der Assecuranzgesellschaft, welche für Seegefahr versichert. Zur Herbstes- und Frühlingszeit, wenn die schweren Stürme drohen und die Eisschollen sich zu Bergen aufthürmen, gehen die unerschrockenen Lootsen des Assecuradeur in See, um den bei ihrer Gesellschaft versicherten Schiffen, wenn diese durch den Telegraphen als im Ansegeln begriffen signalisirt werden, Hülfe zu bringen. Hoffentlich, oder ich darf wol sagen gewiß auch andern, die nicht jener Gesellschaft angehören. Es ist eine Hülfe, die mit Tod und Leben ringt und die nicht abläßt, bis ihr Zweck erreicht ist, wenn auch Sturmfluten und Eisschollen Vernichtung drohen. Diesem gegenüber liegen hart an der Fasten Wall die gewaltigen Riesenschiffe der Deutsch-Amerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, stattliche deutsche Fahrzeuge mit lateinischen Namen, was mir eine seltsame Laune der Rhederei zu sein scheint.

Es läutet erst zum zweiten mal und es bleibt noch Zeit, da die Reisenden, welche von allen Seiten herbeiströmen, mit Muße an Bord gehen müssen. Die meisten kommen jene Straße herab, die sich, einem Hohlwege gleich, zwischen den beiden vor uns liegenden Anhöhen durchwindet. Auf jeder dieser Höhen erhebt sich ein stattliches Gebäude. Das eine, mit seinen ziegelrothen Wänden und der Thurmuhr, ist das Seemannshaus, wo Matrosen und Deckoffiziere, die keinen Dienst (seemännisch gesprochen: keine Heuer) haben, gegen eine mäßige Bezahlung Aufnahme finden, um sie vor prellenden Gastwirthen, den sogenannten Schlafbaasen, zu sichern, denn nur wenige derselben gleichen dem Ideal, welches ich einmal im jugendlichen Enthusiasmus in meinen „Marinebildern" aufgestellt habe. Die Einrichtung des ganzen Hauses, die unter einsichtsvoller Leitung steht, ist musterhaft und läßt kaum etwas zu wünschen übrig. Es hat in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits vielen Nutzen gestiftet.

Das andere Gebäude mit weißschimmernden Wänden, leicht und luftig, mit leuchtenden Fenstern und offenen Veranden ist Wiezel's Hotel, wohin sich Fremde und Einheimische drängen, um die schönste Aussicht zu genießen, welche ein mit Schiffen bedeckter Strom nur immer bieten kann. Von diesem Platze aus erblickt man die Flaggen aller seefahrenden Nationen diesseit und jenseit des Oceans mit Einem Blick. Dies Eine Wort gibt den Maßstab für den riesigen Verkehr der Handelsstadt.

Aber die Maschine setzt sich in Bewegung und wir ziehen an der Vorstadt St.-Pauli vorüber, der Nachbarstadt Altona entgegen. Dort jener dichtbelaubte Baum steht hart an der Grenze, welche das Gebiet der beiden Städte scheidet, und sein Stamm wurzelt in der fast versandeten alten Aue, von welcher die Stadt ihren Namen hat, nicht von den verbrauchten Witzworten „All to nah", welche nachgerade der Vergessenheit anheimgegeben werden sollten, zugleich mit der Bemerkung Heinrich Heine's, daß Altona eine Merkwürdigkeit von Hamburg sei.

„Nobis bene, nemini male!" („Uns wohl und niemand übel!") lautet die Inschrift

am Hauptthore der Stadt. Und der Fremde mag getrost eintreten. Er wird mit einem herzlichen Willkommen empfangen, denn Gastfreiheit ist eine der Haupttugenden der Einwohnerschaft. Also getrost hinein, zu welcher Jahres- oder Tageszeit es auch sei, nur nicht in der Nacht vom 8. auf den 9. Jan., denn dann ist es nicht geheuer. An jenem Tage brannte im Jahre 1713 der schwedische General Steenbock die Stadt nieder und er muß nun alljährlich in derselben Nacht in einem feurigen Wagen, der mit vier flammensprühenden Pferden bespannt ist, ohne Kopf durch die Straßen fahren, bis der Hahn an zu krähen fängt. Dann fliegt er mit einem herzzerschneidenden Angstruf sammt dem ganzen Gefährt in die aufzischende Elbe hinein.

Das ist die Sage. Das historische Ereigniß, welches ihr zu Grunde liegt und das, wie ein älterer Schriftsteller sagt, „denen Einwohnern ein beständiges fürchterliches Andenken hinterlassen hat", schildern die folgenden Zeilen.

Am 7. Jan. 1713, abends 9 Uhr, erschien der schwedische Oberst Bassewitz mit einer Schwadron und gab den Deputirten der Stadt zu erkennen, daß diese eine starke Brandschatzung werde zahlen müssen, weil Altona unter allen holsteinischen Städten sehr übel angeschrieben stehe und einige Generale sogar die Einäscherung derselben verlangt hätten. Der Oberst Bassewitz hatte diese Ordre noch nicht, denn als zufällig ein Haus in der Langenstraße in Brand gerieth, sandte er seine Dragoner zum Löschen ab. Um Mitternacht erschien Oberst Strömfeld mit einigen hundert Dragonern, stellte sich an dem Kaffeehause auf und requirirte Fourrage und Lebensmittel aller Art.

Am 8. Jan. früh ward die Brandsteuer wieder angeregt. Als darauf der General Steenbock in der Stadt erschien, eilten die Deputirten zu ihm und der Pastor Sasse trat ihn auf offener Straße an, um sein Mitleid zu erflehen. Der Graf hörte nicht darauf, sondern eilte nach dem benachbarten Pinneberg und ließ den städtischen Deputirten anzeigen, daß sie sich auf eine tüchtige Brandschatzung gefaßt machen müßten. Altona bot nun 24000 und zuletzt 36000 Thlr. Aber diese Summe genügte dem Grafen nicht, sondern er entgegnete: „Ehe das vor mir stehende Licht auslöscht, sollen 100000 Thlr. baar bezahlt werden. Geschieht das nicht, so lasse ich die Glocken läuten, die Trompeten blasen und die Pauken schlagen. Wenn ihr das hört, mögt ihr euch in Acht nehmen. Die Herren mögen nach Hause gehen und Weib und Kind retten, sich aber nicht auf den Straßen sehen lassen, wenn das Feuer angeht, sonst werden sie erschossen."

Die Deputirten erwiderten, daß sie durch das Schutz und Sicherheit versprechende Manifest des Grafen, datirt von der Herrenfähre zu Lübeck am 30. Dec. 1712, sicher gemacht worden, aber Steenbock entgegnete, dies Manifest ginge Altona nichts an und die Stadt müsse brennen. Aufs Aeußerste getrieben bot man nun 50000 Thlr., ohne zu wissen, wie man sie aufbringen wolle. Aber trotz der Fürbitte des Obersten von Bassewitz, der anrieth, das Geld zu nehmen und die Sache ruhen zu lassen, wurden die Deputirten verhaftet und durch Soldaten auf das offene Feld hinausgetrieben.

Die Stadt selbst ward nachts 12 Uhr angezündet. Mit Pechkränzen und Fackeln wurden die Häuser von den Soldaten in Brand gesteckt, welche mit lautem Geschrei in den Straßen auf- und abritten. Die Kirchen wurden verschont und als die reformirte Kirche zu brennen anfing, wurde der Brand sofort gelöscht und der Oberstlieutenant von Essen entschuldigte sich damit, daß er das Gebäude nicht für eine Kirche gehalten habe, weil kein Thurm darauf vorhanden sei. Sonst blieben nur einige dreißig Häuser stehen, deren Besitzer den schwedischen Offizieren dafür eine Privatbrandschatzung zahlten. Die erschreckten Einwohner hatten sich mit der wenigen geretteten Habe nach dem Hamburger Berge geflüchtet, wo sie unter freiem Himmel in den großen Sandgruben hausten.

Dieser Brand war ein unerhörtes Ereigniß, das allgemein verabscheut ward. Der

König von Schweden sprach sich höchst misbilligend darüber aus und Steenbock soll sich mit einer Ordre des Generals Welling entschuldigt haben, eine Ordre, die nirgends zu finden war. Generalfeldmarschall Flemming rückte dies Verfahren dem Grafen Steenbock als eine Verletzung des Völkerrechts vor, weil man einen offenen Ort, wie Altona, nie verbrennen dürfe, wenn er eine Brandschatzung zu zahlen bereit sei. Zu den stehen gebliebenen Häusern gehört die noch jetzt hinter dem Schauspielhause liegende Rolandsburg und die in der Breitenstraße befindliche Voß'sche Brauerei. Letztere wurde aber nicht mit Geld losgekauft, sondern von einer Anzahl von Brauknechten so tüchtig vertheidigt, daß die Schweden mit blutigen Köpfen davonrannten.

Die an Altona verübte Unthat brachte Steenbock keinen Segen. Nach jener Brandnacht drang er rasch gegen die Eider vor, ward bei Tönningen von den Dänen, Russen und Sachsen eingeschlossen, gerieth mit seinem ganzen Corps in Kriegsgefangenschaft, wurde nach Kopenhagen gebracht und erfuhr daselbst, nach einem mislungenen Fluchtversuch, die härteste Behandlung. In seinem Kerker versuchte er eine Rechtfertigung seiner That zu schreiben, die er mit einer Schilderung seines Elends ausschmückte. Dieselbe befindet sich in Lönbom's „Anekdoten berühmter und ausgezeichneter Schweden" (1773) abgedruckt.

Altona, das alte wie das neue, wenn man es auch noch jetzt wie einen Appendix von Hamburg zu betrachten gewohnt ist, hat doch von jeher bedeutende geistige Kräfte beherbergt, die entweder hier geboren wurden oder den wirkungsreichsten Theil ihres Lebens in dieser Stadt hinbrachten. Dahin gehört vor allem der an der Heiligengeistkirche angestellte Prediger Heinrich Zeise, der im Jahre 1794 starb. Er war ein origineller Kopf in der Weise Abraham's a Santa-Clara. Wenn es ihm im Eifer des Vortrags zu heiß wurde, pflegte er wol den Rock auszuziehen und zu der aufhorchenden Gemeinde zu sagen: „Kinners, dat ward mi to hitt; ij könnt dat eben so maaken." Es sei erwähnt, daß die Gegenwart einen Dichter gleiches Namens besitzt, dem wir manches hübsche sangbare Lied verdanken. Zwei andere bedeutende Theologen sind der Pastor Bolten, der uns mit einer werthvollen „Geschichte der Lande Dithmarschen" beschenkte, die leider ganz vergriffen und nur auf antiquarischem Wege zu erhalten ist, und vor allen Dingen der Compastor Nikolaus Fruber an der evangelisch-lutherischen Hauptkirche, der Herausgeber der „Rationellen Bibel", über welche der fromme Klaus Harms in einen solchen Eifer gerieth, daß er 95 Thesen dagegen in Kiel veröffentlichte. Und Biernatzki, den Dichter des „Braunen Knaben" und der „Halligen", meinen unvergeßlichen Jugendfreund, zähle ich diesen Männern bei. Mit dankbarer Pietät erwähne ich den Director des Christianeum Academicum, Dr. Jakob Struve, der mir bereitwillig die Hand reichte, als ich das schwankende Element verließ und die ersten schüchternen Schritte auf der neuerwählten Bahn wagte. Er war ein großer Geist in einem kleinen Körper, ein Gelehrter, der ein mathematisches Lehrbuch veröffentlichte und eine Unzahl Programme und Festreden während seiner langjährigen Thätigkeit schrieb. Sein geachteter Name lebt in zwölf Söhnen fort, die alle wackere Männer wurden und als Gelehrte, Staatsmänner u. s. w. den Namen des Vaters und ihrer Vaterstadt in allen Gauen deutscher Erde und des Auslandes zu Ehren brachten.

Zwei merkwürdige Aerzte hat Altona aufzuweisen, zunächst den Dr. Struensee, der später als Staatsmann der Held einer blutigen Katastrophe ward. Der zweite war der Dr. Unzer, dessen humoristische Wochenschrift „Der Arzt" und dessen Tragödie „Diego und Lenore" ihm ein bleibendes Andenken sichern.

Hier lebte Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, der Dichter des „Ugolino" und der von Lessing so hoch gepriesenen „Tändeleien". Hier dichtete Gottlieb Ernst Klaußen seinen „Mordbrandraub der Dänenflotte" und gab uns die erste deutsche Uebersetzung von Tegnér's „Nachtmahlskindern". Salchow schrieb hier sein Epos von dem Riesen im

Osten, womit Rußland gemeint ist, und Ludolf Wienbarg, einer der Vorkämpfer des Jungen Deutschland, hat hier seine Heimat, gleichwie einer der Agitatoren der Neuzeit, Walesrode. Neben ihnen nenne ich den Kramerssohn Paul Ingwersen, der im Jahre 1818 geboren ward und, als ein wackerer Vorkämpfer der vaterländischen Sache geehrt, 1862 in der Schrott'schen Heilanstalt zu Wandsbeck starb. Die Gebrüder Gurlitt, der Maler und der Componist, sind ebenfalls altonaer Kinder und als ein Mann erster Größe ragt der Astronom Schumacher über alle andern weg. Man sieht also, daß meine Vaterstadt sich allenfalls auch in der Arena zeigen darf, wenn es sich um mehr als materielle Interessen handelt. Aber auch Notabilitäten des Auslandes fanden hier längere oder kürzere Zeit gastfreie Aufnahme; so unter andern die berühmte Schriftstellerin Frau von Genlis. Diese Dame verließ ihr Asyl in der Schweiz, schrieb in Altona ihren Roman „Die Schwanenritter, oder der Hof Karl's des Großen" und verheirathete daselbst ihre Pflegetochter, Henriette Sarcey, mit dem Kaufmann Matthiesen. Mir ist nicht erinnerlich, ob es der ebenangeführte oder ein anderer Roman der Dame war, welcher Bonaparte zu der Aeußerung veranlaßte: „Madame de Genlis spricht von der Tugend mit der ganzen Wärme einer neuen Bekanntschaft."

Sonst aber sind wir im allgemeinen bescheiden, ruhig und duldsam und halten die hamburger Börse für das untrüglichste Barometer der Zeit.

Aber kehren wir endlich vom Lande auf den Strom zurück. Die Elbe bespült mit leisem Rauschen die Buge der Schiffe, von deren Gaffel der Danebrog verschwand und an dessen Stelle jetzt die schleswig-holsteinischen Farben wehen. Mögen nun auch von allen zu dem neuaufathmenden Lande gehörigen Schiffen die verhängnißvollen Buchstaben D. E. verschwinden. Sie wurden jedem vom Stapel gelassenen Fahrzeug, das einer Rhederei der Herzogthümer gehörte, eingebrannt und bedeuteten nichts mehr und nichts weniger als „Dansk Eiendom", d. h. „Dänisches Eigenthum". Dieser Last mit so manchen andern enthoben mag die Stadt der Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens entgegengehen. So scheiden wir von Altona.

Jenseit der Stadt, am westlichen Ende, wo eine geneigte Ebene sich von dem Bahnhofe bis zum Kai hinabzieht, befinden wir uns an der Grenze des denkwürdigen Dorfs Ottensen. Vielleicht gönnt uns die Elbe Zeit, die drei Gräber zu besuchen, die diesem Dorfe die Unsterblichkeit sichern. Das erste ist der Hügel, der den Leichnam des tapfern Braunschweigers deckte, bis er in die Gruft der Väter gebracht wurde. In dem Hause, worin er lebte und starb und welches, ihm zum Gedächtniß, den Namen Karlsruhe führt, ist in seinem Sterbezimmer die Votivtafel errichtet, welche Kunde gibt von der letzten Stunde des Kriegshelden.

Das zweite Grab ist kein vereinzelter Hügel, sondern ein weiter Kirchhof. Hier ruhen die Opfer der französischen Gewaltherrschaft im Norden von Deutschland. Hunderte von Hamburgern, die durch den blutgierigen Davoust ihres Eigenthums und ihres häuslichen Herdes beraubt, in die kalte Winternacht hinausgestoßen wurden, fanden auf dieser von Priesterhand geweihten Stätte ein ruhiges Grab.

Das dritte Grab liegt auf dem Kirchhofe selbst, nahe am Gotteshause. Auf demselben erhebt sich eine blühende Linde und in ihrem Schatten ruht der Messiassänger Klopstock neben seiner Meta. Welcher Wanderer ginge vorüber, ohne einen Augenblick an dieser Stätte zu weilen? „Saat, gesäet von Gott, dem Tage der Garben zu reifen!" Diese Worte des Dichters stehen auf dem Marmor, der seine Gebeine deckt.

Tod und Leben auf Einer Schwelle. Das nächste, dem Kirchhof benachbarte Haus beherbergte lange Jahre einen Dichter, dessen Lieder an allen Ecken und Enden wiederklingen und der sich selbst in folgenden Versen schilderte:

Fröhlich und wohlgemuth
Wandert das junge Blut
Ueber den Rhein und Belt
Auf und ab durch die Welt.

Husch, husch mit leichtem Sinn
Ueber die Fläche hin!
Schaffe sich Unverstand
Sorgen um goldnen Tand.

Griesgram sieht alles grau,
Freude malt grün und blau;
Rings wo der Himmel thaut,
Frohsinn sein Nestchen baut.

Es war Schmidt von Lübeck, der in den letzten Jahren seines Lebens ein fast einsiedlerisches Dasein führte. Was in dem alten Dichterherzen vorging, welche Leiden und Freuden dasselbe umschloß, welche Hoffnungen darin begraben wurden, davon weiß niemand etwas zu erzählen. Er hat es nicht gewollt. Als er auf den dringenden Wunsch seines Freundes, des Astronomen Schumacher, dessen ich oben gedachte, sich malen ließ, begleitete er das Bild mit folgenden Worten:

So hat der Zufall mich gemacht,
Dies die Geberde, dies die Tracht
In meinen späten Jahren;
Doch was ich still geweint, gelacht,
Was ich empfunden und gedacht,
Wird nie die Welt erfahren.

Ruhe in Frieden, edler deutscher Sangesmeister, der du uns so herrliche Lieder gabst, und im verhängnißvollen Jahre 1806 den „Deutschen Gruß an Deutsche" mit den Worten begannst:

Vom alten deutschen Meer umflossen,
Bis an den alten deutschen Rhein;
Ihr, meine Freund- und Leidgenossen,
Mit mir aus deutschem Blut entsprossen,
Mit euch soll deutscher Frieden sein.

Frieden auch mit dir, edler Sänger, und eine liebende Hand, die deinen Hügel mit Blumen bestreut, so oft der Frühling wiederkehrt.

Aber nun zurück in das volle Leben der Gegenwart. Seht jenen Palast mit den weißschimmernden Wänden und dem schwarzglänzenden Dach, der majestätisch auf uns herabschaut. Er war das Eigenthum des bekannten napoleonischen Staatsmannes, Hrn. von Bourienne, dessen pikante Memoiren einen ausgedehnten Leserkreis fanden. Als der Minister sich nach Frankreich zurückzog, überließ er Haus und Park pachtweise einem seiner Offiziere, Namens Cäsar Rainville, der hier ein Kaffeehaus für die höhern Stände einrichtete. Mit den Jahren stieg sein Ruf. Es hat sich eine mehr als europäische Berühmtheit erworben, denn man spricht von ihm nicht nur in der nächsten Umgegend, sondern auch an den Ufern des Delaware und des La-Plata. Keiner der üblichen Vergleiche erschöpft seine Bedeutung. Nennt ihr ihn einen Königssitz, weil Friedrich VI. von Dänemark und der unglückliche Karl X. hier wohnten, vieler anderer fürstlicher Herrscher nicht zu gedenken? Woher dann die fröhlichen Scharen, die in seinen schattigen Alleen wandeln, seine Terrassen beleben und in seinen Sälen tanzen? Oder ist es eine gewöhnliche Schenke, wo Porter und Ale getrunken, von Curszettel und Eisenbahnactien gesprochen wird? Dieser Garten schillert in allen Farben wie ein Chamäleon.

Wir setzen uns wieder in Bewegung und streifen vorüber an Neumühlen, jenem

reizenden Fischerdorfe, das seinen Namen von den neuen Wassermühlen hat, die allmählich alt geworden und dann gänzlich verschwunden sind und ihren Platz dort hatten, wo jetzt die Donnersburg, ein Eigenthum des Kaufmanns Donner, steht. Auf dieses Dorf folgt dessen viel reizendere Nachbarin Oevelgönne mit den sorglich gepflegten Blumengärten und den schattigen Bäumen vor den Thüren der Häuser, die, im niederländischen Geschmack erbaut, mit zierlicher Ordnung bewirthschaftet werden. Man sagt, Oevelgönne heiße nichts anderes als übel gegönnt, weil es der Elbe, die den Grund und Boden nicht hatte hergeben wollen, abgetrotzt werden mußte. Wenn dies sich bestätigt, was die Philologen feststellen mögen, ist den Dorfbewohnern das Nichtgegönnte wohl bekommen.

Die Hügel senken sich und bilden ein liebliches Thal, worin sich ein großer Park und eine ländliche Colonie ausdehnt. Park und Colonie heißen Flottbeck und ihr Gründer nennt sich Kaspar Voght.

Gebildete Landleute und edle Menschenfreunde wissen, daß Hr. Kaspar Voght ein geborener Hamburger und ein Patriot im edelsten Sinne des Wortes war. Er ist 1752 geboren und ward der Begründer der landwirthschaftlichen Musteranstalt Flottbeck. Mit unermüdlichem Fleiß und mit nicht endenden Opfern gründete er Arbeiteranstalten für geschäftslose Arme. Er schuf Sonntags- und Industrieschulen, die den größten Nutzen stifteten. Um das Armenwesen in der Kaiserstadt umzuformen, ward er nach Wien berufen und entledigte sich dieses schwierigen Auftrags mit solcher Umsicht, daß er in den Reichsfreiherrenstand erhoben ward. Der Baron von Voght, eine allgemein bekannte und beliebte Persönlichkeit, starb im Jahre 1839. Er hinterließ mehrere Bände werthvoller landwirthschaftlicher Schriften.

Der Park von Flottbeck oder, wie man hier sagt, das flottbecker Holz ist allen Fremden und Einheimischen bereitwillig geöffnet. Keiner, dem es seine Zeit irgend gestattet, sollte diese liebliche Waldeinsamkeit unbesucht lassen. Das bescheidene Wohnhaus des Freiherrn ist längst verschwunden und ein stattlicher Palast an dessen Stelle getreten; aber noch jetzt erzählen die Greise mit Entzücken von den geistvollen Cirkeln, die sich um den gastlichen Wirth sammelten, denn kein bedeutender Mann, der Hamburg auf seiner künstlerischen oder wissenschaftlichen Wanderung berührte, verließ dasselbe, ohne dem reizenden Flottbeck und seinem liebenswürdigen Schöpfer einen Besuch gemacht zu haben.

Von den Hügeln führte der Weg abwärts in dieses liebliche Thal. Jetzt steigt er wieder aufwärts und indem wir langsam weiter dampfen, taucht der Thurm der Kirche von Nienstätten vor uns auf, der, von der Höhe weithin ausschauend, dem Elbschiffer als Leitstern dient. An der Eingangspforte des Kirchhofs leuchtet uns die Inschrift entgegen: „Sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.“

Warum ich euch hierher führe? Um mit euch gemeinsam das Grab einer Künstlerin aufzusuchen, welche in dieser Abgeschiedenheit ihre kurze, aber ruhmvolle Laufbahn beschloß. Charlotte Wilhelmine Franziska Brandes, in der Kunstwelt Minna Brandes genannt, ward 1765 zu Berlin geboren. Ihr ungemeines Talent für Gesang und Schauspiel verschaffte ihr schon 1782 ein Engagement in Weimar und sie war auf dem Wege, als ein Stern erster Größe am deutschen Kunsthimmel zu leuchten. Aber die körperliche Schwäche gewann die Oberhand und die geistige Kraft mußte erliegen. In Hamburg, wohin sie berufen ward, erkrankte sie schwer, zog auf den Rath der Aerzte nach dem lieblichen Nienstätten und starb, allgemein bedauert, im 23. Jahre. Eine Sammlung von Compositionen, die nach ihrem Tode erschien, läßt nach dem Ausspruch eines Kritikers jener Zeit zugleich ihre genaue Kenntniß der Musik und ihr tiefes und reines Gefühl bewundern. Aus ihrer Selbstbiographie, die ihr Vater in spätern Jahren selbst niederschrieb, geht hervor, daß die letzten Augenblicke ihres Lebens sehr bitter waren. Ueber den Grund dieses Kummers läßt er uns im Unklaren.

Der Schauspieler Christian Brandes war überhaupt eine unklare Erscheinung. Er ist eine der abenteuerlichen Figuren der frühern Komödiantenwelt, von der man sich jetzt keinen rechten Begriff machen kann. Seine Selbstbiographie, welche drei Bände füllt, gibt ein scharf gezeichnetes Bild seines vielbewegten Lebens. In Stettin geboren, ward er von seinen Aeltern zum Kaufmann bestimmt. Aber das Geschäft widerte ihn an. Man sagt auch, er habe sich mehrere Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen lassen. Er entfloh und bettelte sich durch Preußen nach Polen, wo die Noth ihn zwang, bei einer Dorfgemeinde als Schweinehirt anzutreten, welcher Stellung er bald darauf entsagte, um der Ausrufer eines umherziehenden Arztes und Wunderdoctors zu werden. Er gerieth hierauf in die Dienste eines holsteinischen Cavaliers, der sich seiner annahm und ihm einigen Unterricht ertheilen ließ. Jetzt besuchte er zuerst das Theater, welches einen so mächtigen Eindruck auf ihn machte, daß er sich für diesen Beruf entschied. Er spielte unter den bekannten Principalen Schönemann und Koch, trat von der Bühne ab und in die Zeitungsexpedition des Secretärs Dreyer ein, ging nach Dänemark, um bei dem General von Schenk Bedienter zu werden, und kehrte aus diesem Verhältniß wieder zu Thaliens Kunst zurück, deren Tempel er von Süden nach Norden mit seiner Gegenwart erfreute, bis er dann zuletzt in Berlin arm, verlassen und vergessen mit dem Schluß des Jahrhunderts verstorben ist. Er hat manches für die Bühne geschrieben, was sich längere Zeit bewährt hat, namentlich die Lustspiele „Der Schein trügt" und „Graf Olsbach" (eine Lieblingsrolle Schröder's), sowie das wiener Preislustspiel „Trau, schau, wem?" Am meisten bekannt machte ihn sein nach Gerstenberg's Cantate gedichtetes Duodram „Ariadne auf Naxos", wozu der gothaische Kapellmeister Benda die Musik schrieb. Es war dies die Musik, welche sich bis in die neueste Zeit erhielt und welche sogar Johann Gottfried Seume zu einer ihm sonst nicht eigenen Begeisterung hinriß. Der Spaziergänger von Leipzig nach Syrakus bewunderte von dem Gipfel des Aetna den Aufgang der Sonne und schrieb in sein Tagebuch die Worte nieder: „Nimm deinen Benda und laß auf silbernem Flügel dem Mädchen auf Naxos die Sonne aufgehen und wenn du nicht etwas von unserm Vergnügen hast, kann kein Gott dir helfen."

In einem andern Hause dieses Dorfs, das aber auch längst einem Um- oder Neubau weichen mußte, wohnte einige Zeit eine historische Berühmtheit, nämlich der niederländische Staatsmann Hugo de Groot oder, wie er sich als Schriftsteller nannte, Hugo Grotius. Als er von Heinrich von Oranien nach Holland zurückberufen ward und seine Feinde ihn zum zweiten mal von dort vertrieben, wandte er sich nach Hamburg und wählte dieses Dorf zu seinem Aufenthalt, wo er sich, begünstigt von der ländlichen Ruhe, seinen gelehrten und staatsmännischen Studien hingab, bis die Gunst der Königin Christine von Schweden und der von dem Kanzler Oxenstierna zugesicherte Schutz den Flüchtling bestimmte, nach Stockholm überzusiedeln.

Zwischen Flottbeck und Nienstätten liegt am jenseitigen Ufer die Insel Finkenwerder, die zur Hälfte der Stadt Hamburg, zur Hälfte Hannover und also jetzt dem Königreich Preußen gehört. Sie hat nur drei Stunden im Umfang und kann in einer Stunde durchschritten werden; aber der Reichthum derselben liegt in ihrem Boden und je mehr er durchwühlt wird, je lohnender ist der Ertrag. Das wußten die alten Herren Bynken vom lustigen Werder wohl, nach welchen dies Eiland benannt ist. Sie ermahnten ihre Nachbarn, daß sie der alten Sitte treu bleiben und die Sprüche der Altvordern in Ehren halten möchten. Diese Gebote aber lauteten: „Schörk Gewand macht lässige Hand" und „Sammt und Seide löschen das Feuer in der Küche".

Ich will nicht darauf schwören, daß diese Sprüche noch heute in aller Kraft bestehen, denn mich will bedünken, als hätte ich beim Vorüberfahren etwas gehört, das dem Rauschen eines seidenen Kleides gliche. Es kann aber auch ein ungebetener weiblicher

Besuch gewesen sein. Ich habe hier nur darum Station gemacht, um mittheilen zu können, daß diese Insel der Geburtsort David Hansemann's ist und daß dessen Vater, der Pastor Hansemann, diesem Eiland ein 22 Strophen langes Gedicht widmete, welches mit den Worten anfängt:

> Heil dir, geliebter Ort, von blauer Flut umflossen,
> Du kleines, aber zaubrisch-schönes Land!
> Kein Pinsel malt die Lust, die ich in dir genossen,
> Wo mir so froh der Lenz des Lebens schwand.

Aber trotz dieser friedlichen Schilderung hat es hier vorübergehenden Krieg gegeben. Die Elbe hat ihre Launen und zeigt den Habgierigen einen Schatz, den sie wieder verschlingt, wenn jene eben die Hand danach ausstreckten. An der Grenze, wo hart am Ufer sich Hannover von Hamburg scheidet, wohnten, als ersteres noch ein Kurfürstenthum war, zwei Männer, die eine leidlich gute Nachbarschaft hielten. Da geschah es, daß nach einer stürmischen Nacht der Insel ganz nahe ein kleines Eiland aus der Flut auftauchte. Sie lag der einen Grenze so nahe als der andern. Beide Nachbarn machten Anspruch darauf und verwandelten sich in zwei streitende Mächte. Stadt Hamburg steckte eine Tafel auf mit der Inschrift: „Hamburger Territorium." Kurhannover riß diese Tafel herunter und hing eine andere auf mit handgroßen Buchstaben: „Hannoversches Gebiet." Andere Nachbarn traten zu; ihre Zahl mehrte sich und endlich schied sich die Insel in zwei Parteien. Da ernannten die kurfürstliche Regierung und der hamburger Senat ihre Commissarien, um diese schwierige Angelegenheit unter Zuziehung von Sachverständigen endgültig zu entscheiden. Bevor aber der strenge Richterspruch erfolgte, erhob sich ein erneuter Sturm, die neuerstandene Insel gerieth in Gefahr und am nächsten Morgen war sie mit sammt den Grenzpfählen verschwunden.

Unser Schiff macht eine außergewöhnliche Anstrengung, um von der Insel weg und in dem gegenüberliegenden Blankenese anzukommen. Blankenese heißt nichts mehr und nichts weniger als die blanke Nase, womit die hohen und kahlen Sandberge bezeichnet werden, auf und zwischen denen dieser Ort liegt. Von dieser Wüstenei ist nichts mehr zu spüren. Kunst und Natur haben sie in ein Paradies verwandelt, wohin eine ununterbrochene Wanderung stattfindet, von dem ersten sprossenden Lenzmorgen an, bis sich das letzte herbstliche Blatt vom Baume löst. Eine lange Kette von reichen Gärten bietet sich dem Beschauer dar. Am bekanntesten ist wol der Garten von Baur, der auf seinen beiden Höfen eine altdeutsche Warte und einen chinesischen Thurm trägt und zunächst am Strande eine lange Flucht von Gewächshäusern zeigt. In diesen glühendheißen Räumen blühen die Mandelbäume und reift die Ananas. Dort setzt die Kaffeebohne ihre Beeren an und das riesige Zuckerrohr schießt aus dem üppigen Boden auf. Aber eine weit größere Merkwürdigkeit war bis in die neueste Zeit hinein die unscheinbare Fischerhütte inmitten dieser irdischen Herrlichkeit, deren Geschichte in ihrem ersten Theile etwas an diejenige der Mühle von Sanssouci erinnert.

Der Garten war ursprünglich klein und gedieh erst nach und nach durch die Erwerbung nachbarlicher Grundstücke zu seiner jetzigen Größe. Mitten in ihm lag die bezeichnete Fischerhütte, von hohen Bäumen beschattet. Die Agenten des Kaufherrn kamen und boten eine große Summe für den kleinen Raum. Umsonst. Der Besitzer wollte sein väterliches Erbe nicht verschleudern. Wo seine Vorfahren lebten und starben, sollten auch seine Kinder und Kindeskinder leben und sterben. Der Agent kehrte wieder und verdoppelte sein Anerbieten. Der Fischer blieb unbeweglich. Die Leute meinten nun, es werde dem Millionär nicht schwer werden, seinen Willen durchzusetzen, denn dem Reichthum ist, wenn auch nicht alles, doch vieles möglich. Allein der Kaufherr machte von dieser unwürdigen Waffe keinen Gebrauch und ließ den Fischer ungestört in dem

Besitz des väterlichen Erbes. Allein die Mühle von Sanssouci steht bis auf diese Stunde als ein historisches Denkmal königlicher Gerechtigkeit. Die Fischerhütte ist verschwunden, weil die Enkel nicht den hochherzigen Sinn des Großvaters erbten.

Aber da ist die Brücke!

Nun liegt der Ort in seiner ganzen malerischen Schönheit vor uns. Ein Landschaftsbild von unendlichem Liebreiz, in dessen Vordergrund die Elbe auf- und abwogt. Auf ihren Wellen schaukelt sich die blankeneser Flotte.

Dieses Dorf, welches noch immer keine Kirche hat, sondern in dem Kirchdorfe Nienstätten eingepfarrt ist, hat eine Seemacht von 307 Schiffen mit einer Tragfähigkeit von über 7000 Commerzlasten. Man sieht es den wettergebräunten kräftigen Gestalten, die auf den Verdecken umherstehen, an, daß sie tüchtig sind, den Kampf mit den Elementen aufzunehmen und siegreich zu bestehen. Und nicht etwa auf Fischerei und Lootsenwesen oder auf lohnende Küstenfahrten beschränken sich die Dorfbewohner. Sie sind Selbstrheder stolzer Briggs und Klipperschiffe; ihre Kapitäne sind in der Chinesischen See, im Japanischen Archipel, wie an den südamerikanischen Küsten und auf den Riesenströmen Brasiliens vollkommen heimisch. Was Preußen und unser deutsches Vaterland in Bezug auf seine Seeherrlichkeit gewonnen hat, seitdem die so lange unentwirrten Verhältnisse Schleswig-Holsteins geregelt sind, das mag die nachstehende kurze Notiz beweisen.

Die Herzogthümer besitzen sowol auf der West- als auf der Ostküste 52 Häfen, die im Stande sind, mehr oder minder große Fahrzeuge aufzunehmen. Die Handelsmarine besteht nach einer amtlichen Aufnahme:

| | | |
|---|---|---|
| Auf der Westküste Schleswigs aus . . . . . . . . . . | 217 | Schiffen. |
| „ „ Ostküste „ „ . . . . . . . . . . | 875 | „ |
| „ „ Westküste Holsteins „ . . . . . . . . . . | 1234 | „ |
| „ „ Ostküste „ „ . . . . . . . . . . | 288 | „ |
| Beide Herzogthümer besitzen also in ihren 52 Häfen . | 2614 | Schiffe. |

Und wären, da in diesem Verzeichniß alle Küstenfahrzeuge aufgenommen wurden, durchschnittlich an Bord eines jeden nur fünf befahrene Männer (es sind deren aber mehr), so gibt dies eine Zahl von über 13000 wohlgeschulten Matrosen.

Seht ihr jenen Berg — oder sage ich Hügel? — mit dem thurmartigen Bau auf seinem Gipfel? Das ist der Süllberg, der zu einer blankeneser Lustpartie nothwendig gehört. Welcher Fremde bestiege ihn nicht, um die Aussicht in die weithin ausgedehnte Landschaft zu genießen? Vor einem Jahrtausend war das Hinaufsteigen gefährlicher, denn damals erbaute der Erzbischof Adalbert hier eine Burg zum Schutz gegen die heidnischen Wenden. Die holsteinischen Grafen Johann und Gerhard vergrößerten und verstärkten sie, bis endlich Wall und Mauern in Trümmer zerfielen. Was aber in der Tiefe von Gewölben und etwaigen Verliesen noch übrig ist und welche Geschöpfe in denselben hausen, das wird uns klar werden, wenn wir eine gute Strecke weiter gefahren sind.

Die Kraftanstrengung unsers Schiffs muß Erstaunen erregen, denn die Passagiere des an uns vorüberbrausenden Dampfschiffs Gutenberg von Stade rufen uns ein lautes Hurrah zu, was von unserer Seite kräftig erwidert wird. Dies Anrufen ist jetzt namentlich an Sonntagen gebräuchlich, wo die Verdecke ungezählter Dampfer dicht besetzt sind und das Wehen der Tücher, das Schwenken der Hüte, das Hurrahrufen kein Ende nimmt. Der alte Elbgruß, den sich sonst die aneinander vorübersteuernden Segler zuriefen, gefiel mir besser. „Gottehre!“ rief es hier, „Ehrewohl!“ antwortete es dort und mit diesen feierlich ausgesprochenen Worten fuhr jeder seine Straße.

Allein, wie sehr wir auch eilen, das Dampfboot die Este steuert doch mit Leichtigkeit

an uns vorüber. Wohin begibt es sich? Es schwimmt den gleichnamigen Strom hinauf und sein Bestimmungsort ist Buxtehude.

Wir sind gewohnt, bei diesem Orte an eine Art von Schilda, Polkwitz oder Krähwinkel zu denken. Ich kann aber versichern, daß es im hannoverischen Herzogthum Bremen ein ganz respectables gewerbthätiges Städtchen ist, in welchem sich namentlich die Bierbrauereien bemerkbar machen. Diese müssen schon von alters her einen Ruf gehabt haben, da es in einem plattdeutschen Liede heißt:

Broder, ick un du,
Wi fahrt na Buxtehu;
Wie wöllt dem Buer in'n Keller krupen,
Un wöllt em all sien Beer utsupen!

Die Stadt hat ihren Namen von der altadelichen Familie von Buxtehude, welche hier ein Nonnenkloster stiftete. Zur Zeit Kaiser Rudolf's I. erhielt sie erhebliche Gerechtsame, trat dann dem Hansabunde bei, und wurde in den Jahren 1424 und 1552 von dem Braunschweiger und dem Grafen Vallrad von Mansfeld vergebens belagert.

Nach diesem Blick in das jenseits gelegene hannoverische Ufer setzen wir die Fahrt weiter fort. Die Cultur wird geringer und hört bald ganz und gar auf. Die Höhen nehmen einen andern Charakter an. Sie sind kahl, mit magerm Heidekraut bewachsen, ohne Pfad, zerrissen von herabströmenden Regenbächen. Nur bei Wittenbergen sind die Dächer einiger Häuser vom Strome aus sichtbar. Es ist zu bemerken, daß dieser Name an der Elbe dreimal vorkommt. Von oben herab gerechnet hat er jedesmal einen Buchstaben mehr, aber eine große Anzahl von Häusern weniger. Da ist zuerst die alte Luther-Stadt Wittenberg, ihr folgt weiter abwärts das preußische Elbzollamt Wittenberge, bis nun dies kleinste und letzte sich noch ein bescheidenes n anhängt. Die Gegend wird, vom Strome aus gesehen, immer melancholischer, und wer im düstern Herbstnebel bei heranstürmender Flut hier zu wandern gezwungen wird, dem mag wol traurig zu Muthe werden. Heil ihm, wenn ihm dann plötzlich eine Oase winkt, wie sie uns jetzt in die Augen springt. Es ist dies ein Schiffswerft, das sich an diese Sandhügel lehnt. Im Hintergrunde steht das Wohnhaus mit Stall und Schuppen unter grünen Bäumen, der einzige bewohnte Fleck in dieser Einöde. Sie nennen es: Zum kleinen Hein, nach einem Manne, der diesen Namen führte und von sehr kleiner Figur gewesen sein soll. Aber die Sage hat sich dieses Ortes bemächtigt und erzählt von einem räthselhaften Manne dieses Namens, der auch der Kohlhaas der Niederelbe hieß, der sich sein Recht, das man ihm nach seiner Meinung weigerte, selbst nahm, bis er der Gerechtigkeit zum Opfer fiel. Und von einem dänischen Großen spricht man, der, in Ungnade gefallen, sich hierher flüchtete und lange Zeit in der Verborgenheit lebte. Erick Banner hieß er, ist aber nicht mit dem gleichfalls geflüchteten Oberst Köller-Banner zu verwechseln, der in den unglücklichen Struensee'schen Proceß auf eine nicht besonders rühmliche Weise verwickelt war, denn er hat sich in Altona sozusagen in meiner unmittelbaren Nähe erschossen. Von dem Hans Kohlhaas der Niederelbe aber wird in meinem Novellenbuch „Binnen der rothen Tonne" ausführlich die Rede sein.

Unterdessen sind wir an den unheimlichen Dünenstrichen glücklich vorüber und uns zur Seite liegt das freundliche Dorf Schulau an dem Ausläufer der blankeneser Berge, mit seinen Werften, seinem Leuchtfeuer und seinen grünen Wiesen. Der Name des Ortes setzt sich zusammen aus den Worten schulen und Au. Letzteres ist ein Gewässer und schulen bedeutet soviel als in einem ruhigen Versteck liegen, wie man ja an Bord ein Schulsegel ausspannt, hinter welchem man vor dem anstürmenden Winde geschützt ist. Das Land tritt hier zurück und die Elbe nimmt den Charakter eines großen Landsees an, der nördlich von dem Flecken Wedel begrenzt wird.

Von dem Flecken Wedel, der so malerisch inmitten seiner grünen Wiesen liegt, oder vielmehr von dessen Roland will ich reden und von dem Knaben Johann Rist, der diesen Roland in seinen Versen verewigte. Es steht nämlich hierorts von uralten Zeiten her eine Rolands-Säule, welche in jenen Tagen, da Hr. Rist als Prediger in Wedel stand, ziemlich baufällig geworden war. Er bemühte sich um die Wiederherstellung des alten Bildes und schmückte es mit nachstehenden, einem kaiserlichen gekrönten Poeten wohlanständigen Versen:

Als 16 hundert und noch 1 und 50 Jahr,
Im Wintermonat die bekannte Jahrzahl war,
Ist dieses Kayserbild aufs Neu hierher versetzet.
Gott woll es (und uns all') erhalten unverletzet.

Also ist es geschehen. Und der gute Wille ist nicht unbelohnt geblieben. Als Hr. Rist das Zeitliche segnete, ist ihm von den Hinterbliebenen, Vornehmen und Geringen, manche Ehre widerfahren und ein Geistesverwandter hat ihm das nachstehende Carmen gewidmet:

Herr Ristius ist todt! Ein Mann von hohen Gaben,
Dergleichen wir nunmehr in Holstein wenig haben.
Ein Prediger, Poet, ein Arzt und guter Christ;
Ei schade, daß der Mann sobald gestorben ist.

Hr. Johann Rist, der in Ottensen geboren und Stifter des mit ihm erloschenen Schwanenordens ist, dichtete übrigens manches herrliche Lied, welches noch jetzt in den Kirchen gesungen wird, wie z. B.:

Hilf, Herr Jesu, laß gelingen!

und ferner:

Werde munter, mein Gemüthe!

Durch seine weltlichen Gedichte ward er so berühmt, daß Kaiser Ferdinand III. ihn als Poeten krönte, ihn in den Adelstand des Reichs erhob und zum kaiserlichen Pfalz- und Hofgrafen ernannte. In seinem Wappen steht sammt Sonne und Mond der dichterische Schwan. Auf dem Helm ist die Muse der Dichtkunst mit dem Lorberkranze in der Hand sichtbar.

Von hier aus machen wir, von dem Poeten Johann Rist geführt, den vorhin angedeuteten Rückschritt nach den blankeneser Bergen. Es ging nämlich die Sage, daß dort die sogenannten Unterirdischen ihr unheimliches Wesen trieben und in den alten Opferstätten und Grabhügeln der Hünen, welche sich mehrfach vorfinden, als Hüter großer Schätze hausten, welche dort während des Dreißigjährigen Kriegs vergraben wurden. Als nun der Pastor und gekrönte Pfalzgraf Hr. Johann Rist eines Tags von dem Vicekanzler des Herzogs von Wolfenbüttel, Hrn. Chrysostomus Köhler, der als ein beherzter und muthiger Mann geschildert wird, einen Besuch erhielt und von diesem Spuk die Rede war, begab sich, was Dr. Otto Beneke in seinen „Hamburger Geschichten und Sagen" (einem Buche, das ich jedermann dringend empfehlen möchte) so ergötzlich erzählt: „Die beiden Herren machten sich bei nachtschlafender Zeit auf. Als sie nun bei dem Dorfe Rissen in die Berge kommen und alles ist still — nur fernher bellen die Hunde, in Wedel schlägt es Mitternacht und der Mond geht just auf — da haben sie wahrgenommen, wie aus einem Fuchsloch ein Haufen solch unterirdischen Völkleins ist hervorgedrungen, kaum kniehoch mit großen Köpfen und Gesichtern, als die alten Männer, mit großen Nasen und klugen Augen, braun gekleidet und mit Glöcklein an den Mützen, daß es anmuthig geklingelt, wie sie sind auf- und abgesprungen; die haben da ihr Wesen getrieben und getanzt im Ringelreihen beim Glockenspiel. Hr. Ristius hat eine schöne Anrede ausgesonnen, mit der er sie bei des Allmächtigen Namen zu beschwören gedachte, daß sie ihm Rede und Antwort gäben, wer sie wären und was sie

trieben und wo die großen Schätze lägen und ob man sie nicht heben könnte, und Hr. Ristius will sich eben räuspern, da kommt unversehens Hrn. Chrysostomus Köhler ein so gewaltiges Niesen an, daß er von dem Feldstein im Gebüsch, darauf er mit Hrn. Rist gestanden, hinunterfällt mitten in den Ringelreihen der Unterirdischen, die davor billig erschrocken, auseinanderfahren und blitzschnell allesammt wieder durch das Fuchsloch verschwunden sind, zu beider Herren großem Leidwesen. Hr. Ristius ist nachher noch etlichemal wieder hinausgegangen, aber die Constellation war ihm ungünstig; er hat ihnen so nahe nicht wieder beikommen können. Ist auch erklärlich, daß die Zwerge wohl gemerkt, daß ein so kluger Mann, der sie auszufragen gedächte und also sich vor ihm mehr denn vor Hirtenbuben und geringem Volk in Obacht genommen. Sie kannten auch Hrn. Rist schon, daß er Hünengräber aufdecke und uralte Urnen, Leichengeschirre und Aschenkrüge daraus wegnehme, und also fürchteten sie ihn zwiefach vor allen Menschen. Aber bis zu Zeiten der großen Weltunruhe, die man den nordischen Krieg nannte, sind sie noch oftmalen, bei Tage wie bei Nacht, von Bauern und andern schlichten Leuten gesehen worden. Danach haben sie sich verzogen, wiewol etliche in Sülldorf, Rissen und da herum sie noch heutiges Tags verspüren wollen, wie auch Greten Dütsch, die blankeneser Botenfrau, erzählt hat, die selbst bei Nacht und Nebel von den Unterirdischen wollte auf Irrwege geführt und geneckt sein. Aber was Greten Dütsch gesagt, dem ist nicht zu trauen, weil ihr Geist fast allezeit in Nacht und Nebel befangen war, sintemal sie mehr als billig dem leidigen Branntwein zusprach, wie männiglich bezeugen wird, der Greten Dütsch gekannt hat, die nun wol schon längst todt sein mag." Historisch erwiesen ist übrigens, daß noch im Jahre 1604 „vor dem Rohlandt zu Wehle" ein Urtheil gesprochen ward. Dieser Ort war unzweifelhaft ein Adelssitz der weitverbreiteten Familie von Wedel. Um 1256 verkaufte der Ritter Lambert von Wedel seine Besitzungen in der Wedeler Marsch an Friedrich von Haseldorf.

Nun aber fahren wir mit einem mächtigen Streckbuge quer über die wedeler Bucht der hannoverischen Küste zu, wo die hoch von der Geest bei Hamburg schiffbare Lühe sich in die Elbe ergießt. Wir legen uns an eine der beiden diesseit und jenseit der Lühemündung errichteten Brücken, die eine Strecke weit in die Elbe hinausgebaut sind. Es ist hier „das alte Land" oder, wie es das Volk nennt, das Kirschenland, welches von dem genannten Fluß in zwei Hälften getheilt wird. Eine Meile weit nach rechts und links dehnen sich unabsehbare Fruchtgärten aus. Die Lühe aufwärts, die von beiden Seiten eingedeicht ist, bietet diese Landschaft einen Reichthum von Früchten dar, der in dem ersten Augenblick bewältigend ist.

Das Obst, welches hier gewonnen wird, reicht weit über die Bedürfnisse des Kleinhandels hinaus. Diese Kirschen und Pflaumen, diese Aepfel und Birnen sind ein Gegenstand des überseeischen Verkehrs. Schnelle Dampfer bringen die Maikirsche und die Morelle nach England, Schweden und Norwegen. Die Märkte von Hamburg und Altona leiden oft unter dem Druck dieser massenhaften Versendungen. Aber in manchen Jahren, wie z. B. 1864, waren sie unausführbar. Durch die viele Nässe zerplatzten die Früchte und konnten die Seefahrt nicht ausdauern. Die einheimischen Märkte waren überfüllt; die Waare blieb stellenweise unverkaufbar. Der Centner süßer Morellen wurde vergebens für einen Thaler preußisch Courant ausgeboten. Ein kleiner Beitrag zu der Geschichte des großen Weltverkehrs, der auf diesem Strome stattfindet.

Es ist wol der Mühe werth, sich etwas näher um diese Marschen zu bekümmern, die uns jetzt bis in die offene See hinein rechts und links zur Seite bleiben. Von unten herauf gezählt zur Rechten kommt zunächst die Osterstader Marsch, die durch die Großartigkeit ihrer weiten, baumlosen Ebenen, sowie durch ihre Fruchtbarkeit imponirt. Ihr folgen das Land Wührden, das Vierland und das Land Wursten. Das sind die

oldenburger und die Wesermarschen. Die Eider und Elbe bespülen am holsteinischen Ufer die eiderstädtischen Lande, die Dithmarschen, sowie die Wilster, die Kremper und die Haselborfer Marsch. An der hannoverischen Seite folgt auf das Land Hadeln das Land Kehdingen. Auch diese beiden Landschaften bieten dem Beschauer große Kornflächen dar, aber in der Nähe der Gehöfte findet man doch Fruchtgärten, vor den Thüren der Häuser stehen dichtbelaubte Linden und auch die Wege sind mit der dem Marschbewohner so nützlichen Weide bepflanzt. Aber sowie man bei Twielenfleth den Fuß in das Alte Land setzt, verwandelt sich die Gegend wie mit einem Zauberschlage. Eine Waldung von Obstbäumen aller Art umgibt uns. Man sieht kaum von Gehöft zu Gehöft. Es ist alles so ganz anders und es will uns gemuthen, als wenn wir 100 Meilen und weiter in wenigen Augenblicken von unserm vorigen Standpunkt versetzt worden wären. Wenn die Zeit der Blüten eintritt und die Sonne vom blauen Himmel auf diese Waldung herabschaut, glaubt man sich in das Land der Feen und Elfen versetzt. Dieses letztere aber nur so lange, bis uns eine Altländerin zu Gesicht kommt, denn dann ist es mit diesem Glauben plötzlich am Ende. Es kann kaum eine seltsamere und unförmlichere Tracht geben. Am originellsten ist das Kopftuch, welches die Form eines spitzwinkeligen Dreiecks hat, dessen Basis sich um die Stirn schmiegt. Es ist blendendweiß und da es auffallend gestärkt wird, steht es hoch aufrecht und gleicht in etwas der päpstlichen Tiara, oder besser einem der Länge nach durchgeschnittenen Zuckerhut, oder am besten den Blechmützen des ersten preußischen Garderegiments. Den etwas gelblichen Hals — denn Clauren'sche Alabasternacken sind hier wenig zu finden — umgeben dicke Bernsteinkorallen oder schwere, silberne Ketten. Der Oberkörper ist mit mehrern Miedern und einer braunen oder dunkelgrünen Tuchjacke bedeckt, deren Aermel bis zum Elnbogen aufgeschlitzt und mit silbernen Knöpfen besetzt sind. Bei feierlichen Gelegenheiten ist es eine schwarze, mit silbernen Ketten geschmückte Jacke. An Röcken trägt sie in der Regel acht Stück übereinander, die gleich unterhalb des Knies ein Ende nehmen. Das Oberleder der Schuhe reicht kaum bis über die Zehe und die spitzen Absätze verhindern das gerade Gehen, weshalb der Oberleib stets vorn überhängt.

Der Marschboden ist fett und bei anhaltend schlechtem Wetter kaum zu betreten. Dann gehen die jungen Mädchen und Frauen auf Stelzen, welches, wie man sich denken kann, ein gar seltsames Bild gibt. Meistens aber sitzt die Frau hinter dem Manne auf dem Pferde, auf das sie mittels einer Leiter steigt. Zu einer solchen Zeit pflegt es dann im Herbst und Winter zu geschehen, daß am Sonntag früh der Großknecht in die Wohnstube tritt und seinen Herrn fragt: „Schall ick de Fro na de Kerk rütern oder will He süllbst?“ („Soll ich die Frau nach der Kirche reitern oder will Er selbst?“)

Das sind einige Züge aus dem Alten Lande, welches durch einen hohen Deich von der Elbe geschieden und landeinwärts durch ein hügeliges Sandland abgegrenzt wird, weshalb es in einem alten geographischen Witze heißt, das Herzogthum Bremen sei ein grober Hut mit einer goldenen Tresse, und Hübbe, der geistreiche Erklärer hamburger Volkstrachten, behauptet in seinem von dem Professor Suhr meisterhaft illustrirten „Hamburger Ausruf“: „Der Rand ist am Herzogthum Bremen wie an einem gutgebackenen Eierkuchen das Beste.“

Der bremer Erzbischof berief im 12. Jahrhundert aus den Niederlanden Colonisten, die des Deichbaues kundig waren. Er verlieh diesen Ansiedlern viele Rechte und Freiheiten, wozu auch die eigene Gerichtsbarkeit gehörte, und haben die Bewohner an diesen Ueberlieferungen mit eiserner Beharrlichkeit festgehalten. Die Sitten der Väter sind dem Altenländer heilig und unantastbar und die neue Gesetzgebung vermag dagegen nicht aufzukommen. Noch bis zum Jahre 1832 war alles nach altgermanischer Weise eingerichtet. Es gab Gräfen, Hauptleute, Vögte, Schöffen und Findungsmänner; es gab ein Gräfen-

ding und ein Botding und wie die uralten Benennungen sonst heißen. Als die hannoverische Regierung nach dem erstgenannten Zeitpunkte anfing, die alte Verfassung zu ändern, stieß sie auf einen nicht geringen Widerstand der erbitterten Bewohner. Die Schranken fielen nur nach und nach und die erste Landesbehörde heißt noch heute das Gräfengericht, zu welchem der eine Gräf von der Regierung gestellt wird, während das Land den zweiten wählt.

Wir machen eine kleine Schwenkung nach Norden und sehen ein mächtiges Bollwerk, wovon man sich aus der Ferne keinen klaren Begriff machen kann. Dasselbe befindet sich in der Nähe der sogenannten Hettinger Schanze, die zum ersten mal im Dreißigjährigen Kriege genannt und damals mannhaft vertheidigt wurde. Seitdem ist das Terrain zur ergiebigen Viehweide benutzt worden. An dieser Stelle versank das mit einer reichen Ladung befrachtete englische Dampfboot Chery Chase. Man beschloß, die Hebung desselben zu versuchen. Demnach ward mittels Einrammung von 600 Bäumen und Versenkung von 14000 Sandsäcken ein Klopfdamm errichtet. Natürlich wurde die Aufstauung des Wassers dem reichen Marschlande gefährlich. Die Hettinger Schanze ist eine holsteinische Domäne und die herzogliche Regierung forderte eine Caution von 16000 Mark für die Deckung des etwaigen Schadens. Die Rhederei weigerte sich ihrerseits und nach Anordnung der Bundescommission ward ein Detachement des fünften hannoverischen Infanterieregiments zur Besetzung der Schanze abgeordnet, um an dem zu hebenden Dampfer ein Pfand zu haben.

Hier ist, an der Südküste, noch eine Station des Alten Landes, Mojenhörn genannt, die sich ähnlich erklären läßt wie kurz vorher Schulau. Moje heißt lieblich, angenehm, und Hörn oder Hürde bedeutet ein Zufluchtsort, also das Ganze ein angenehmer Ort, wo man ohne Furcht in voller Sicherheit rasten kann. Wenn einmal jemand Lust haben sollte, die Straßennamen von Althamburg in dieser Weise zu erklären, will ich ihm hier einen Beitrag geben. Dort liegt im Katharinen-Kirchspiel eine Straße Steckelhörn, welches zusammengezogen ist aus St.-Thekla's Hörn und andeutet, daß hier ein der heiligen Thekla geweihtes Kloster stand.

Nun nähern wir uns der durch die neuesten Kriegsereignisse bekannten Elbfestung Stade und seinem befestigten Vorort Brunshausen. Stattliche Schanzen sind hier aufgeworfen und die Kanonen derselben correspondiren mit den Kanonen der Batterien, die auf der gegenüberliegenden Insel Pagensand errichtet wurden. Früher war von einer solchen Strandbefestigung gegen einen wehrhaften Feind weniger die Rede, dagegen sah man hier eine gegen friedliche Bestrebungen einschreitende Seewehr. Vor der Schwinge, die bei Brunshausen in die Elbe fließt, lag eine bewaffnete Brigg unter hannoverischer Flagge, allgemein „die stader Zolljacht" geheißen. Jedermann weiß, was dieser Ausdruck bedeutet. Alle Schiffe, welcher Nation sie auch angehörten, die Engländer natürlich ausgenommen, mußten hier vor Anker gehen. Die Schaluppe der Zolljacht kam an Bord und brachte den Kapitän mit seinen Papieren an das Land, damit er sein Schiff selbst klarire. Das war, außer den bedeutenden Kosten, ein empfindlicher Zeitverlust, der oft die größten Nachtheile im Gefolge hatte. Nur Hamburg genoß einen geringen Vorzug. Hamburg, welches alle Kosten tragen muß, die das Instandhalten des Fahrwassers von der Stadt bis zur Rothen Tonne verursacht, Hamburg, welches die Tonnen und Baaken, die Lootsgalioten und Feuerschiffe zu stellen hat, durfte einen zuverlässigen Mann abgeben, der die Papiere dem Zollamte einhändigte, und dann stromauf segeln. Die Quengelei — ich weiß keinen andern Ausdruck — ging so weit, daß die Dampfer, die von Helgoland kamen, angehalten wurden. Die Passagiere mußten ihr Gepäck hervorsuchen und für jeden Koffer 6 Schill., für eine Hutschachtel 2 Schill. u. s. w. dem betreffenden Beamten einhändigen. Mantel und Regenschirm wurden, soviel mir erinnerlich, nicht besteuert.

Eine kurze geschichtliche Notiz über die Entstehung dieses Zolls, der nun für alle Zeiten begraben und vergessen ist, dürfte manchem nicht unwillkommen sein. Kaiser Konrad I. verlieh ihn dem Erzbisthum Bremen, bis die Hansa ihr Haupt mächtig erhob und durch die Zerstörung der Stadt auch dem nach ihr benannten Zoll ein Ende machte. Im Westfälischen Frieden kam das wiedererstandene Stade an Schweden. Die Stadt wurde zur Hauptstadt des Herzogthums Bremen erhoben und 1688 ward der Zoll wieder eingeführt. Als darauf das Herzogthum Bremen an Hannover kam, hat man den Zolltarif bedeutend erhöht.

Hermann Almers nennt in seinem „Marschenbuch" Stade ein langweiliges nüchternes Nest. „Die Häuser", sagt er, „sind nicht neu genug, um elegant, nicht alt genug, um ehrwürdig zu sein; sie sind nicht groß genug, um zu imponiren, und nicht klein genug, um anzuheimeln; sie sind nicht ländlich und nicht städtisch, sie sind blos langweilig. Dazu nehme man zwei schiefe, spätgothische Kirchen voll wüsten Zopfgerumpels, ein perrükenstiliges Rathhaus, ein altes schwedisches Zeughaus, ein paar Kasernen und endlich noch ein recht einladendes Zuchthaus."

Das Bild ist nun allerdings nicht besonders ansprechend. Einiges ist indessen wohl zu merken, daß nämlich z. B. heute noch der große Platz, wo der hölzerne Esel stand, auf welchem ungehorsame Soldaten reiten mußten und der „auf dem Sande" heißt, von manchen alten Leuten als der Turnierplatz bezeichnet wird. Die Erzbischöfe von Bremen hatten lange zu kämpfen, bis die verschiedenen freien Bauernschaften zu Stedingen, Wursten und Hadeln dahin gebracht wurden, daß sie sich dem Krummstabe unterwarfen. Am hartnäckigsten widerstanden die Kehdinger, deren Landschaft an Stade grenzt. Da versuchte es (1300) Erzbischof Gieselbert mit der List. Er stellte sich nämlich sehr freundlich mit den Kehdingern und betheuerte, daß er an nichts weniger als an ihre Unterjochung denke. Es ward zu Stade ein glänzendes Turnier ausgeschrieben und unter diesem Vorwande Ritter und Reisige in großen Scharen dort versammelt. Zugleich wurden in seinem Namen alle ersten Bauern, angesessene Hausleute, freundlichst eingeladen, den Festen und ritterlichen Spielen beizuwohnen. Ohne Wehr und Waffen, dem Worte des hohen Kirchenfürsten vertrauend, kamen sie in großer Zahl herbei und das Turnier nahm seinen Anfang. Da ertönte plötzlich ein verabredetes Signal und im Nu fielen alle Bewaffneten über die wehrlosen Bauern her. Eine große Zahl wackerer Landleute ward in wenigen Augenblicken abgeschlachtet. Die Bewaffneten fielen in die Marsch ein, die nun mit leichter Mühe erobert ward. Seine Ritter erhielten die Höfe der gemordeten Hofbesitzer. Das war das Ende des blutigen Turniers zu Stade im Jahre 1300, ein schmachvolles Blatt in der Geschichte des bremer Erzstifts.

Uebrigens ist diese Stadt auch der Geburtsort der schönen Aurora von Königsmark. Vielfach ist diese Dame wegen ihrer Reize gepriesen worden, allein kaum überschwenglicher als in den Versen eines altsächsischen Hofpoeten. Er sagt nämlich, sie sei die Unvergleichliche:

> Vor welcher selbst die Sonn' sich schamroth tief verkreuchet,
> Dieweil ihr Sonnenschein nicht halb dem deinen gleichet;
> Ja, es war Nacht umher, eh dich die Welt gekannt,
> Aurora wurdest du darum mit Fug genannt.

Stade liegt übrigens an der Scheide von Marsch und Geest, oder Tief- und Hochland. Das nächste Dorf auf letzterm ist Agathenburg, woselbst eine lustige Kirmes im hohen Sommer gefeiert wird, zu welcher sich viele Fremde einfinden. Sie tanzen fröhlich und nehmen wenig Rücksicht auf das daselbst befindliche in den bescheidensten Verhältnissen erbaute Schloß. Es ist eine Schöpfung des Feldmarschalls von Königsmark, der es nach dem Vornamen seiner Gemahlin, einer geborenen von Lehsten, die Agathenburg nannte.

Als der Dampfer an den Batterien von Pagensand und Brunshausen vorüberbrauste, ward diese deutsche Küstenwehr vom Verdeck aus mit einem lauten Hurrah begrüßt. Die zu unserer Unterhaltung am Bord befindliche Kapelle begleitete das Jauchzen der Passagiere. O, diese Musik am Bord des Elbdampfers! Welcher Unselige hat sie erfunden?

Es sei gestattet, auf eine eigenthümliche Erscheinung dieser Gegend aufmerksam zu machen, auf die uns Almers hinweist, auf das Treibholz. In einem nur kleinen Uferbezirke von ungefähr 40 Ruthen spült die Elbe bei gewissen Witterungsverhältnissen seit undenklichen Jahren eine Menge Holz an den Strand. Die Stücke sind meistens von Tannen, einzeln auch von Eichen und Erlen stammend, Aeste und Stämme von 8—12 Fuß Länge, doch selten sehr dick. Niemals sieht man dieses Holz den Fluß auf- oder abwärts schwimmen und so muß die Strömung es also sicherlich aus der Tiefe des Bettes heraufwühlen und ans Ufer werfen. Die Eigenthümer der Uferstrecke sind auch allein zum Sammeln derselben berechtigt und in deren Nähe zu Growerart wirft der Fluß sogar häufig Bernstein aus. Erst in den letzten Jahren ist eine Abnahme dieser Holzanschwemmung bemerkt. Almers bedauert es sehr und ich mit ihm, daß über diesen interessanten Gegenstand noch keine gründliche Untersuchung angestellt ist, was doch sehr zu wünschen wäre, ehe vielleicht die schon im Verschwinden begriffene Erscheinung einmal gänzlich aufhört.

Eine lange Reihe von Eilanden begleitet den Reisenden auf der Niederelbe. Sie beginnen mit dem Steinwerder und enden mit Krautsand. Auf der Elbe werden die Inseln Sande genannt, während sie auf der Weser Platen heißen.

Der Theil des Stroms, der zwischen der holsteinischen Küste und diesen Inseln auf- und abwogt, heißt die Nordelbe und hier ist auch das eigentliche Fahrwasser. Der schmälere Theil, der zwischen den Inseln und dem hannoverischen Festlande fließt, wird die Südelbe genannt. Da liegt uns zunächst das Bützflether Sand und jenseit derselben auf der Fasten Wall das Kirchdorf gleiches Namens. Sein kleiner spitzer Thurm schaut neugierig über die ihn umgebenden Bäume weg und auf den Strom hinaus. Sei mir gegrüßt, Geburtsort meiner Väter, mir so werth und theuer in der Erinnerung! Wir beiden grüßen uns stets, wenn ich stromauf oder stromab fahre, und es wird in mir klar Wetter, wenn ich dich sehe, ob es gleich stürmt und der Regen in Strömen vom Himmel gießt. Aber nicht nur von mir hat dieser Thurm ein freundliches Gedenken zu fordern; auch für das sonst nicht betheiligte Publikum hat er ein flüchtiges Interesse, denn dieses Gotteshaus bietet ihm eine kirchenhistorische Denkwürdigkeit. Als vor drei Jahrhunderten die Reformation in diesen Landen platzgriff, war der erste lutherische Pastor ein junger Theologe Namens Rösing, der sein Amt 50 Jahre lang verwaltete und es dann seinem ihm adjungirten Sohne abtrat, der demselben ebenfalls 50 Jahre vorstand. Und von da ab blieb die Pfarre den Rösings, vom Aeltervater bis zum Urenkel herab, alle glückselige Jubilare. Und als wir das dreihundertjährige Reformationsfest feierten, war es abermals ein Rösing, der seiner Gemeinde verkündete, daß sein Ahnherr an dieser Stätte die erste lutherische Predigt gehalten habe.

Alle diese Inseln haben einst mit dem Festlande zusammengehangen. Aber die Südelbe ist ein böser Flußpirat, ein gieriger Vielfraß, der viele hundert Morgen des reichsten Landes verschlang. Absonderlich geschah es dort, wo das Aßler Sand und das Krautsand als die letzten in der Reihe liegen. Frau Gesche Ehlers aber, die auf dem Aßler Deich eine Schenke hielt, als ich ein Knabe war, wollte von zerstörenden Sturmfluten nichts wissen, sondern erzählte mir in einer anheimelnden Dämmerstunde die nachfolgende Geschichte:

Als unsere Inseln noch mit der Fasten Wall zusammenhingen, standen an den äußersten Enden nach Osten und Westen zwei Thürme. In dem einen wohnte Hatto, ein reicher und mächtiger Ritter, dessen Schwert man weit und breit fürchtete. Den andern Thurm bewohnte Bruno, des Hatto Bruder, ebenso reich und mächtig als jener. Früh waren sie unzertrennlich, bis sich beide einst, um einer geringen Beute willen, entzweiten und im Groll auseinandergingen. Falsche Freunde und schlaue Diener nährten diesen Haß, sodaß an eine Versöhnung nicht zu denken war. Bislang hatten sie gemeinsam das Erbe des Vaters bewohnt; jetzt trennten sie sich, erbauten jene befestigten Thürme und schädigten sich, wie sie konnten und wußten. Der Haß der Väter trug sich auf die Kinder über. Hatto belehrte seinen Sohn Robert und Bruno seine Tochter Emma, daß es kein verabscheuungswürdigeres Wesen gäbe, als jenen Räuber auf dem gegenüberliegenden Thurm, und sie brachten es durch ihre Reden dahin, daß sich die Kinder ebenso bitter haßten als die Väter. Da entbot der Kaiser, der von dieser unnatürlichen Bruderfehde Kunde erhielt, die Männer an seine Pfalz, denn er wollte sie miteinander aussöhnen. Grollend folgten sie dem Machtgebot und zogen auf verschiedenen Straßen hinab an den Rhein. Als Robert allein auf der väterlichen Burg war, beschloß er, den Thurm seines Oheims zu belagern, machte sich mit mehreren jungen Burschen auf und sandte einen derselben als Herold ab, der seiner Base die Fehde ansagen mußte, die auch in aller Form angenommen ward. Nun rückte Robert dem Thurm näher und schoß einen Pfeil gegen diesen ab, zum Zeichen, daß er bereit sei, den Kampf zu beginnen. Da trat ein riesiger Jägersmann zu ihm und sagte lachend, daß, wenn er schießen wolle, er es von ihm erst lernen müßte, und legte seinen Bogen an. Der Pfeil drang tief in die Steinritzen und saß unbeweglich. Es folgte ein zweiter Pfeil, der um einen Fuß höher sich ebenso fest in die Mauer bohrte. Nun setzte der Jäger sein Spiel fort, bis er so viele Pfeile gegen die Mauer abgeschossen hatte, daß diese eine Treppe bildeten, deren Stufen gleichweit auseinanderlagen. Nach diesem Kunststück wandte sich der Jäger an Robert und sagte: „Jetzt habe ich es Euch leicht genug gemacht. Ihr dürft nur diese Treppe hinaufsteigen und die Burg ist Euer, sammt allem, was darinnen ist.“ Und nach diesen Worten war der riesige Jäger verschwunden; keiner hatte gesehen, wo er geblieben war. Da wandte sich Robert, der aus tiefem Sinnen auffuhr, an seine Gefährten und sprach: „Keiner von euch soll mich begleiten; ich ganz allein will dies Raubnest zerstören, das der wilde Bär verließ und eine blutgierige Wölfin als Hüterin daheimgelassen hat.“ Danach stieg er mittels der seltsamen Leiter empor und erreichte die oberste Zinne, ohne daß ihn jemand daran gehindert hätte. Als er in den Burghof trat und gegen die Pforte schlug, die in das Innere derselben führte, erschienen zwölf goldgelockte Jungfrauen, jede eine Spindel in der Hand. Es waren die Dienerinnen der schönen Herrin, die ebenfalls eine Spindel trug und zu dem jungen Ritter sagte: „Ich bin Euere Base Emma, die zu bekriegen ihr erschienen seid. So erhebt denn Euere Waffen gegen die unserigen und laßt uns sehen, wem der Sieg zufällt.“ Aber Robert war von dem Liebreiz der Jungfrau so hingerissen, daß die Waffe ihm aus der Hand fiel und er sich für besiegt erklärte, indem er zu den Füßen der Holden niedersank, die ihn in Hulden willkommen hieß. Die beiden lernten sich bald kennen und verstehen. Robert dachte nicht daran, seine schöne Base zu verlassen, und bedeutete seinen Leuten, sie möchten immerhin zur väterlichen Burg zurückkehren, er werde sie nicht dahin begleiten. Das geschah, allein die Männer waren voll Furcht, was geschehen würde, wenn die alten Herren von dem Hofe des Kaisers heimkämen. Um dem Zornesausbruch einen Damm entgegenzusetzen, beschlossen sie, zwischen dem Thurm und der Heerstraße einen Damm aufzuwerfen und einen Graben um die Burg zu ziehen. Alsbald machten sie sich ans Werk und was die einen thaten, das ahmten die andern Burgsassen nach.

Allein die Arbeit war erst zum kleinsten Theil vollendet, als die Ritter heimkehrten und sofort Rache zu nehmen drohten. Da stieg plötzlich ein dicker Nebel aus der Tiefe auf, der sich zu einer festen Wand aufbaute. Es erhob sich zu gleicher Zeit ein grauenvoller Sturm, der die Elbe wüthend aufregte, die mit lautem Tosen durch die neugezogenen Bahnen schoß und ein Stück nach den andern mit sich fortriß. Mit den anbrechenden Morgen waren die Ritter weit von ihren Burgen entfernt. Kein Fahrzeug war in der Nähe und sie warfen sich voll Wuth in den brausenden Strom. Es war die Zeit, wo Ebbe und Flut in der Scheidung lagen, die tückischen Wellen trieben die beiden feindlichen Brüder gegeneinander. Sie umfaßten sich krampfhaft, bis sie, vom nutzlosen Ringen ermüdet, in die Tiefe sanken. So entstand die Südelbe und ihre ersten Vorwächter, das Aßler und das Krautsand.

Gesche Ehlers hat es mir erzählt. Aus welchem alten Märchenschatz sie schöpfte, ist mir nicht bekannt geworden. Wir aber steuern in der Norbelbe weiter und halten geradeswegs auf Glückstadt, dem Geburtsorte Twesten's, ab.

Da liegt es vor uns. Seine Dächer mit brennendrothen Ziegeln gedeckt, leuchten weit auf den Strom hinaus und von den Masten im Hafen wehen die Flaggen. Zwischen zwei reichen Marschdistricten, der Wilster und der Kremper Marsch, ist es belegen und der kleine Rhin fließt durch dasselbe hin.

Christian IV. von Dänemark, der Heldenkönig zu Lande und zur See, in seinem eigentlichen Vaterlande ebenso volksthümlich als bei uns Friedrich der Große, und der Gegenstand des Dramas wie des Volksliedes, ist mit dieser Stadt innig verwachsen. Als Herr des nordalbingischen Bodens betrachtete er auch Hamburg als seine Stadt und verlangte von derselben die Erbhuldigung, die aber beharrlich verweigert ward. Da faßte der König den Gedanken, sechs Meilen stromabwärts eine Stadt zu erbauen, welche das stolze Hamburg ruiniren sollte, und aus diesem Gedanken keimte als zeitige Blüte Glückstadt mit den rothen Dächern und den großen Kasernen. Bis zur reifen Frucht hat es diese Blüte aber nicht gebracht. Die Stiftungsurkunde datirt vom 22. März 1617 und die junge Neugeborene empfing von ihrem königlichen Pathen reiche Geschenke, unter andern die vollste Gewerbe- und Handelsfreiheit. Die holländischen Kaufleute, die sich dort niederließen, erhielten die kostbarsten Privilegien und die ganze Stadt ein Wappen, welches die Fortuna vorstellt, die auf einer Kugel schwebt. Vor der Stadt, auf der Rhede lagen Kanonenschiffe mit dem Danebrog am Mast. Und diese Kanonenschiffe waren dazu da, um von den aussegelnden Schiffen einen Elbzoll zu erheben, der nach damaligen Geldverhältnissen sehr hoch gegriffen war. Es half alles nichts. Hamburg blieb doch Hamburg und Glückstadt wurde, was es noch jetzt ist, eine Stadt, die vieles begann, was in der Anlage großartig erschien, z. B. den Walfischfang und eine transatlantische Dampfschiffahrt, was aber alles im Keime erstickte. Selbst eine directe Linie mit Altona konnte auf die Länge nicht bestehen und die Glückstädter, welche nicht die Eisenbahn vorziehen, müßten sich mit dem vorüberfahrenden fremden Dampfern, die hier Station machen, behelfen.

Auch mit den kriegerischen Maßregeln hat die Stadt keinen Erfolg gehabt und ihr ist nichts geblieben als die Kasernen. Ihr königlicher Gründer erbaute die Feste Glücksburg, die aber 1708 wieder verschwand. Nun ist es eine offene Stadt und wer immer hier einige Zeit verweilen muß, der gehe in die lieblichen Parkanlagen, welche sich um die Stadt ziehen; sie werden ihn sehr anmuthen. Nebenbei wirft man einen Blick auf die umherliegenden Felder, und erstaunt über die Fülle von Gemüsen, die auf diesem üppigen Boden gezogen werden. Namentlich ist es der Weißkohl und die gelbe Wurzel, auswärts Möhren oder Mohrrüben genannt, welche einen nicht unbeträchtlichen Handelsartikel bilden.

Und wie sich in der Welt so oft die Extreme berühren, so auch hier, wo neben der Prosa des Kohlkopfs die Poesie in der Gestalt einer kräftig grünenden Eiche aus dem Boden emporschießt. Schon öfter ist die Bemerkung gemacht, daß die Volkssagen von Süden nach Norden, von Osten nach Westen wandern, aber nirgends kommt dies so oft vor als in den nordalbingischen Landen. So auch hier. Mit dieser Eiche wächst die Sage von den Kranichen des Ibicus hoch empor; nur daß hier der Held kein Dichter, sondern ein armer Hausirer ist und statt einer Schar von Kranichen eine Flucht wilder Enten zum öffentlichen Ankläger der Mörder wird.

Horch! Es klingt von fern herüber. Das ist die Glocke von Krempe, Hauptort der gleichnamigen Marsch, den König Christian schon 1604 zu einer Festung erheben wollte. Sie schallt weithin durch das Land diese Glocke. Wenn die Töne durch die Luft hallen, nehmen sie eine klagenden Weise an, und wer genau hinhorcht, glaubt die Worte zu hören: „Schade um den Jungen!“ Als nämlich die Glocke gegossen werden sollte und das Metall schon flüssig ward, entfernte sich der Meister auf einen Augenblick und befahl seinem Lehrjungen unterdessen, auf den Ofen zu achten. Dieser benutzte die Zeit und goß einen ganzen Tiegel voll geschmolzenen Silbers in die Glockenspeise, weil er meinte, dies gehöre dazu. Als der Meister zurückkam und den leeren Tiegel sah, ergrimmte er so sehr, daß er einen Stock ergriff und heftig auf den Jungen loshieb, bis dieser todt niederfiel. Als nun die Glocke hing, gestanden alle, daß sie nimmer einen schönern Klang hörten; doch hätte dieser stets einen melancholischen Ton und es hörte sich an, als rufe sie unausgesetzt: „Schade um den Jungen.“*) Die kremper Glocke erregte übrigens den Neid der Hamburger, die vergebens eine große Summe Geldes dafür boten. Endlich wurde man aber doch Handels einig, als die Hamburger für die Glocke eine goldene Kette boten, so lang, daß sie um ganz Krempe herumreiche. Als darauf die Glocke auf einen Wagen gebracht wurde, sank dieser auf dem sogenannten hohen Wege nahe bei der Stadt in den schweren Boden ein und wie viele Pferde man auch vorspannte, er blieb im Schlamme stecken. Als man aber umkehrte, konnte man den Wagen ganz leicht mit zwei Pferden von der Stelle bringen und die Glocke blieb in Krempe. Sie war Marie getauft. So hieß die Tochter des Meisters und man sagt, sie hätte eine stille Neigung zu dem jungen Burschen gehabt, den ihr Vater im Zorn erschlug.

Von Glückstadt scheidend nahen wir uns der Mündung der Stör, die auf dem Schlachtfelde von Bornhöved entspringt, bei Itzehoe schiffbar wird und sich mit einer Breite von 700 Fuß in die Elbe ergießt. An ihren Ufern liegen das Dorf Willenscharen und die Dammducht. Des Dorfes Name ist entstanden aus Villa Anscharius und besagt, daß jener fromme Kirchenfürst hier eine geraume Zeit seine Wohnung aufgeschlagen habe. Die Dammducht aber zieht uns wieder in das Gebiet der Sage hinüber und wir begegnen auf diesen Feldern der hohen Heldengestalt des Henning Wulf, dem Tell der nordalbinger Marschen.

In der Kirche zu Wewelsfleth in der Wilster Marsch, wo wir uns jetzt befinden, hängt ein altes Gemälde, das schon in dem Kirchenbuche von 1593 erwähnt wird, 1741 aber renovirt wurde. Es zeigt auf einem großen grünen Platze einen Schützen mit abgespanntem Bogen. In einiger Entfernung von ihm steht ein Knabe mit einem von einem Pfeil durchbohrten Apfel auf dem Kopfe. Einen andern Pfeil hat der Schütze noch quer im Munde. Ein Wolfshund steht zwischen dem Knaben und dem Schützen und richtet auf diesen seinen Blick. Dies Bild ist eine Erinnerung an die folgende Begebenheit:

---

*) Dieselbe Sage wird bekanntlich von der Magdalenenkirche in Breslau erzählt und ist von Wilhelm Müller dichterisch behandelt worden. D. Red.

In den Zeiten König Christian's I. von Dänemark wohnte ein reicher Mann, Henning Wulf, in dem Kirchspiele Wewelsfleth und hatte seinen Hof mit vielen Ländereien in der Dammducht. Als die Bewohner der Wilster Marsch sich gegen den König empörten und ihn nicht anerkennen wollten, war er ihr Hauptmann. Weil der König aber mit großer Heeresmacht heranzog und die Hamburger ihm halfen, wurden die Marschleute geschlagen und Henning Wulf mußte fliehen. Da verbarg er sich in einem Uethschallen, das ist ein dichtverwachsenes Röhricht hart am Ufer, wo niemand ihn finden konnte. Aber sein treuer Hund, der auf dem Gemälde mit abgebildet ist, lief ihm nach und da er ihm nicht bis in den Sumpf folgen konnte, ward er durch lautes Bellen der Verräther seines Herrn. Man holte den Henning Wulf heraus und brachte ihn zum König. Christian, welcher wußte, daß Henning von allen Bewohnern der Wilster Marsch der beste Schütze sei, befahl ihm von dem Kopfe seines jungen Sohnes einen Apfel zu schießen; gelänge ihm das, dann solle er frei sein. Henning Wulf mußte gehorchen, holte den Knaben und seinen Bogen und that glücklich den Schuß; vorher hatte er aber den zweiten Pfeil quer über den Mund genommen. Da fragte Christian, für wen dieser bestimmt sei, und Henning Wulf antwortete, wenn er seinen Sohn verletzt hätte, würde er mit diesem zweiten Pfeil den König getödtet haben. Da erklärte ihn der König in die Acht und der Bauer mußte fliehen. Seine Ländereien wurden eingezogen, mit schweren Abgaben belastet und heißen noch heute das Königsland.

Jetzt steuern wir den Elbdeich entlang, der uns bis hinunter zur Bösch kaum einen Einblick in das Land vergönnt und nur die Thurmspitze von Brockdorf schaut während der Fahrt neugierig zu uns herüber.

Der nächste beachtenswerthe Ort am Ufer ist das liebliche St.-Margarethen, das vor uns liegt, überragt von seinem schlanken pyramidenförmigen Thurm und geschützt durch einen weit vorspringenden Außendeich, an dessen äußerstem Ende auf hoher Wurth sich ein stattliches Haus erhebt. Eine Wurth ist eine künstliche Erhöhung, die überall im Lande Gebrauch ist. Auf diesen Hügeln werden die Gebäude errichtet, um sie vor plötzlichen Ueberschwemmungen zu sichern. Der ebenerwähnte Hügel mit dem stattlichen Hause wird vom Volke allgemein die Bäsch ausgesprochen, heißt aber die Bösch, von der mächtigen Böschung, welche sie gegen den Stromlauf schützt. Die Flagge, die so stolz von der Stange abweht, zeigt an, daß hier etwas Besonderes vorgehe. Die dunkeln Gestalten im Schangloger und Südwester, das lange Fernrohr, Kieker genannt, in der Hand, zeigen uns die Lootsenstation an. Die aus der See ansegelnden Schiffe erhalten von dem bei der Rothen Tonne ankernden Lootsgaliot einen Admiralitäts- oder Seelootsen, der das Schiff die Elbe aufwärts bis zu diesem Punkt geleitet. Dort wird er mit einem Boote abgeholt und durch einen Böschlootsen ersetzt, der das Schiff vollends an die Stadt bringt, wo es an dem Schlängels von dem Hafenmeister in Empfang genommen wird. Es ist eigenthümlich, daß dieser Thatsache gegenüber die Elblootsen das Recht haben, die von Hamburg ab in See gehenden Schiffe bis zur Rothen Tonne zu begleiten. Uebrigens ist der Lootsenverkehr auf der Elbe bei der ausgebreiteten Schiffahrt von großem Belang. Keiner der zahllosen Seedampfer kommt binnen, ohne einige dieser Männer an Bord zu haben, die von der äußersten Station kommen und nach der innern zurückkehren; alles sturmfeste, wettergebräunte Gestalten, ein unerschöpflicher Gegenstand des Studiums für Marinemaler und Seenovellenschreiber.

Aber da taucht Brunsbüttel vor uns auf mit seinen grünen und rothen Giebeln, seinem kurzen, gedrungenen Thurm und dem mächtigen Stäck, das in den Strom hinausgebaut ist, um die Verschlammung des Hafens zu verhüten. Nun sind wir in Dithmarschen, jener Landschaft, welche die Tage von Hemmingstädt und Oldenwöhrden aufzuweisen hat; die Helden gebar, wie Wulf Isebrand, und kluge Rathgeber, wie den

weitsichtigen Etheleb; wo Burgen standen, wie der Miltenberg, die Böcklenburg und Windbergen, welche der Bauer dem Boden gleichmachte und die bremischen Vögte, die darin hausten, in die weite Welt schickte.

Brunsbüttel! Wie klingt dieser Name so fremd für viele und wird doch in wenigen Jahren gewiß einen europäischen Klang haben. Es ist ein Ort der Zukunft, denn er wird der Vorort des großen Schleswig-Holsteinischen Kanals an der Elbe sein. Wie werden dann die grünen und rothen Giebel fallen, um stattlichen Arsenalen und Packräumen, Werften und Trockendocks Platz zu machen. Das bescheidene Stück an der Einfahrt des Hafens wird schwinden und mit schweren Geschützen bewaffnete Forts werden aus der Tiefe steigen. Dieser Kanal wird die eigentliche Lebensader sein, die Deutschland von dem ganzen Norden unabhängig macht. Das ist der Kanal, woran, wie der geniale Hauptmann Möring schon während der ersten schleswig-holsteinischen Erhebung sagte, einen Spatenstich gethan zu haben sich jeder deutsche Mann zur Ehre schätzen müsse.

Wir steuerten an dem Städtchen Freiburg vorüber, welches zu keiner besondern Bemerkung Veranlassung gab. Bei dem genannten Orte beginnt das Land Kehdingen, welches bei Stade endet. Es zerfällt in den freiburger und in den blitzflether Antheil. Wo beide Theile zusammenstoßen, in dem Kirchspiel Hammelwörden, liegt ein freier Platz, „der Schinkel" genannt. Dort wählte das Land seine Hauptleute, welche die Gerechtsame des Ortes, zu welchem sie gehörten, vertreten. In dem Thurm der Kirche zu Hammelwörden wurde vordem das nun erloschene Landgericht abgehalten.

Aber nun bekommen wir das Dorf Balje in Sicht, welches Brunsbüttel gegenüberliegt, und schon wieder schallt der Ton einer mächtigen Glocke über den Strom hin. Das hängt aber so zusammen:

Als die dithmarsischen Lande noch nicht so fest bedeicht waren, wie dies jetzt der Fall ist, hatten diese viel von Ueberschwemmungen zu leiden. Da nun während einer furchtbaren Sturmflut alles unter Wasser stand, benutzten die jenseit des Stroms angesessenen Kehdinger dieses Unglück und stahlen den Brunsbüttelern die Glocken vom Thurm, die ihres hellen Klanges wegen weit und breit berühmt waren. Da erhob sich einer unter der Menge der schwer Betroffenen und rief den davonrudernden Räubern nach:

Van nu an schöllen gy sülves verklaren,
Wer tom hilligen Deenst ju hest erkaren;
Bet de Kehdinger ehr Lant ünner Water sehn
Unn int Kehdinger Lant de Dithmarschen tehn,
Schöllen gy jammern unn zagen,
Schöllen gy stöhnen unn klagen:
Na Brunsbüttel!
Na Brunsbüttel!

In unserer modernen Sprache würden diese Verse etwa so lauten:

Von nun an verkündet mit ehernen Zungen,
Da ihr zum heiligen Dienste erklungen:
Bis die kehdinger Lande unter Wasser stehn,
Und ins kehdinger Land die Dithmarschen gehn,
Sollt ihr jammern und zagen,
Sollt ihr stöhnen und klagen:
Nach Brunsbüttel!
Nach Brunsbüttel!

Die Kehdinger hingen die Glocken, welche sie geraubt hatten, im baljer Kirchthum auf und wenn mit ihnen geläutet wurde, hörte man deutlich, wie es über die breite Strömung hinklang: „Nach Brunsbüttel!" Viele Jahre hat man diesen Ton vernommen;

stets war er ein Zeichen von Sturm und Unwetter und die Brunsbütteler riefen einander zu: „Hütet euch! die baljer Glocken rufen.“ Nun kam das Jahr 1825 und mit ihm die furchtbare Sturmnacht vom 2. auf den 3. Febr. Die Deiche der Kehdinger brachen durch und das ganze Land stand unter Wasser. Vom Binnenlande konnte keine Hülfe gebracht werden. Der Frost trat ein und die Noth erreichte den höchsten Gipfel. Da rüsteten die Brunsbütteler ihre Schiffe aus und fuhren hinüber in das kehdinger Land; aber nicht, um die Glocken zu holen, sondern den Hülflosen beizuspringen in ihrer Noth. Seit der Zeit hat man den Klageruf der Glocken nicht mehr gehört, denn die Prophezeiung hat sich erfüllt.

Von hier ab weicht das holsteinische Ufer immer weiter zurück und man sieht nur einzelne hervorragende Stellen vom jenseitigen Deiche aus, wenn eine klare Kimmung ist. Das Schiff steuert bei Neuhaus vorüber, welches an der Oste liegt, deren Mündung den Außendeich von Belum bespült. Außendeich oder Groden nennt man das angeschwemmte Land, welches außerhalb des Schutzdeiches liegt, und Außendeicher heißen die Leute, welche es bewohnen. Es sind fette Hansen, diese Außendeicher, denn ihr Land ist noch schwerer und erträglicher als das eingedeichte; allein es ist auch schwieriger zu schützen und bei hohen Sturmfluten gilt es einen schweren Kampf um Mein und Dein!

Um Vitus, das ist am 15. Juni, ist dieser belumner Außendeich der Schauplatz großer Lustbarkeiten, dann ist belumner Markt und von weit und breit, zu Fuß und zu Wagen, auf Segelbooten und Dampfschiffen, von diesseit und von jenseit des Stroms kommen die Massen heran, mit Fiedeln und Trompeten, mit Flaggen und Wimpeln, um hier eine lustige Kirchweih zu begehen. Alles was Lärmen macht, ist hier dann zu Hause. Musik und Tanz, Gläserklingen und Juchheien, nur kein Gesang. Frisia non cantat! ist ein altes Wahrwort und damit dasselbe sich im strengsten Sinne erfüllt, nistet in dem sparsamen Buschwerk kein Singvogel. Er fühlt sich hier nicht heimisch. Nur von außen hergesandt und in den engen Käfig eingesperrt, versucht er es, sein Lied erklingen zu lassen. Aber die salzige Luft kommt über ihn und verstummend läßt er die Flügel hängen.

Dort grüßt schon wieder ein Kirchthurm, in dessen Nähe wir ein paar Windmühlen sehen. Das ist der Thurm von Neuenkirchen. Wenn das aufsegelnde Schiff so liegt, daß man von dem Verdeck aus die beiden Mühlen und den Thurm in gleicher Linie erblickt, befindet sich der Schiffer im rechten Fahrwasser; denn er sieht vor sich den ehrlichen Mann zwischen zwei Dieben.

Schon wieder befinden wir uns an der Mündung eines Flusses. Diesmal ist es der Medem, der von Otterndorf kommt, das wir im Sonnenglanze vor uns liegen sehen. Es ist ein altmodisches, aber freundliches Landstädtchen, in welches an jedem Ende ein hohes Bogenthor führt. Die Thore sind mit dem städtischen Wappen geschmückt: eine Otter über dem Rautenkranz. Es erscheint hier auch eine Zeitung, die ich darum erwähne, weil gegen den sonstigen Gebrauch die Anzeigen öffentlicher Lustbarkeiten, Concerte u. dgl. stets mit den Worten schließen: „Solche Personen, welche an dergleichen Unterhaltungen Vergnügen finden, werden höflich eingeladen.“

Der Stolz der Otterndorfer ist ihr Progymnasium und daß Johann Heinrich Voß der Rector desselben war. Man zeigt gern dem Fremden das Haus des Herrn Rectors und führt ihn in den Garten. Dort läßt man sich in der Laube nieder, die Voß selbst pflanzte und worin er seine Uebersetzung der Odyssee vollendete. Die Berufung des Dichters verdankt die Stadt ihrem Bürgermeister, der deshalb selbst nach Wandsbeck kam, wo Voß mit Claudius in herzinniger Freundschaft lebte. Bei dieser Gelegenheit entspann sich zwischen den beiden Männern ein heftiger Streit, der aber zu einem glücklichen Ende führte. Voß bestand nämlich darauf, mit den Schülern nur den

ganzen Schriftsteller zu lesen. Der Bürgermeister verlangte die Einführung der Chrestomatien, die jener sämmtlich verwarf, indem er hinzusetzte, daß sie in der Regel wenig taugten und der Geist des Autors sich nur aus seinem ganzen Werke erkennen lasse. Er verwerfe sie durch die Bank und vor allem die Basedow'schen. Da sprang der Bürgermeister von Otterndorf, der sich nur als solcher, nicht mit seinem Namen eingeführt hatte, auf und schrie: „Dann muß Sie der Teufel holen, denn ich selbst bin Basedow." Der Dichter stutzte, gewann aber bald seine Ruhe wieder. Beide verständigten sich und gingen nach dem großen Gasthofe, wo Basedow ein Diner bestellt hatte. Es ging heiter bei demselben zu und Voß bemerkte mit Erstaunen, daß der gelehrte Bürgermeister die Kunst verstand, alle Lieder, die er beim Nachtisch zum besten gab, nach der Melodie des dessauer Marsches zu singen.

Der Dichter hatte eine beneidenswerthe Häuslichkeit und das war sein Glück, denn der Umgang mit den einfachen Bürgern und den umwohnenden Bauern konnte ihm nicht genügen. Zum Troste des Dichters und seiner Ernestine kam dann sein Schwager Boje, der Herausgeber des „Göttinger Musenalmanach", zu ihm. Derselbe war Landvogt zu Meldorf in Dithmarschen und oft trug ihn das leichtbesegelte Boot von der Mündung der Mile nach der Mündung des Medem, wo er von seiner Schwester Ernestine und ihrem Gatten mit offenen Armen empfangen wurde.

Noch in vielen Familien befinden sich handschriftliche Gelegenheitsgedichte von Voß, die als ein Heiligthum aufbewahrt werden. Von einem derselben sind mir ein paar Verse im Gedächtniß geblieben, die ich ihres charakteristischen Inhalts wegen hierher setzen will:

> Zur Elbe rauscht von Eis befreit
> Die torfgefärbte Mäme,
> Und in die lockern Beete streut
> Der Gärtner sein Gesäme;
> Doch dicker fauler Nebelduft
> Vergiftet uns die Frühlingsluft,
> Und hängt in großen Perlen
> An meines Ufers Erlen.
>
> Und ach, bei solchem Weg carjolt
> Kein Fuhrmann aus dem Orte,
> Der uns ein wenig Wasser holt
> Für Geld und gute Worte.
> Die eine Regentonne lechzt,
> Die andre stinkt, und alles ächzt:
> Wir müssen noch verdursten
> In Hadeln und in Wursten.

Wer jemals längere oder kürzere Zeit in der Marsch lebte und schlammiges Graben- oder trübes Regenwasser trinken mußte, wird diese Liederklage zu würdigen wissen. Das Gedicht, dem diese Verse entlehnt sind, ist betitelt: „An den Wind", und steht in Voß' „Sämmtlichen Werken", Ausgabe in Einem Bande.

Aber, wie auch die Zeit drängt, wir können nicht von Otterndorf scheiden, ohne einen kurzen Besuch in dem nahe gelegenen Dorfe Lüdingwerth gemacht zu haben, wo am 17. März 1733 der berühmte morgenländische Reisende Carsten Niebuhr geboren ist. Im Jahre 1761 begab er sich auf das Schiff Grönland, um eine wissenschaftliche Reise nach Arabien und Aegypten anzutreten. Er bestieg den Sinai, entwarf eine Nilkarte, maß die Höhe der Pyramiden, untersuchte das Fahrwasser des Rothen Meeres, copirte die Hieroglyphen auf Sarkophagen und Obelisken und gab nach der Rückkehr seine Beschreibung von Arabien heraus. Er erhielt das Amt eines Landschreibers in Süderdithmarschen und starb zu Meldorf am 15. April 1815.

Ein alter Landmann, der mich nach dem Geburtshause Niebuhr's führte, erzählte mir die nachfolgende interessante Anekdote:

Niebuhr war Zeltgast eines alten Scheikhs und traf diesen eines Tages im heftigsten Zornesausbruch gegen seine Sklavin, die in einer Ecke des Zeltes mit irgendeiner Arbeit beschäftigt war. Als der alte Wüstenfürst schimpfend das Zelt verlassen hatte, hörte Niebuhr auf einmal ein so unerwartetes Wort, daß er gar nicht wußte, wie ihm geschah, denn kaum ist der Alte hinaus, als die Sklavin ihm mit geballter Faust nachschreit: „Du ole Bullerballer!" Man kann denken, welche wunderbare Wirkung es bei dem Reisenden hervorrief, im Zelte eines arabischen Scheikhs plötzlich ein heimisches plattdeutsches Schimpfwort zu hören. „Min beste Deern, wo büst du her?" ruft der erstaunte Niebuhr, und das Mädchen, erschrocken über die unerwartete Frage, gibt zur Antwort: „Ut Lüdingwerth in Land Hadeln." Das arme Mädchen war wirklich aus Niebuhr's Heimatdorfe. Der Bruder derselben war in Surinam ansässig und lud seine Schwester ein, zu ihm zu kommen. Auf der Reise dorthin war sie von einem tuneser Seeräuber gefangen und verkauft worden. So oft Niebuhr diese Geschichte erzählte, setzte er hinzu, nie in seinem Leben habe ein Wort so tief und überwältigend seine Seele ergriffen, wie dies einfache „Ole Bullerballer".

Von der Mündung des Medem bis zu der Stelle, wo der Thurm von Altenbruch über den Deich wegschaut, ist nicht allzu weit. Auf dem Wege dahin erzähle ich, weshalb dieser Thurm nur Eine Basis, aber zwei Spitzen hat.

In diesem Dorfe lebten zwei Schwestern, Jungfrau Anna und Jungfrau Beate. Sie waren bereits alt und runzelig, wurden aber von der ganzen Gemeinde, besonders von dem jungen Mannsvolk hoch in Ehren gehalten und empfingen jedes Frühjahr die ersten Veilchen, jeden Herbst die letzten Spätrosen.

Die Kirche des Dorfes war baufällig und die Gemeinde in Sorgen, woher das Geld zu einem Neubau kommen solle. Da gingen die Schwestern zu den Kirchspielsherren und sagten: „Gott hat uns mit Reichthum gesegnet, den wollen wir zu seiner Ehre anwenden, indem wir eine neue Kirche bauen." Alsobald begann der Bau und wurde rasch gefördert. Die Schwestern kamen oft auf dem Bauplatz, wo man einen besondern Sitz für sie herrichtete und ihnen jede mögliche Ehre erwies. Das fiel dem jungen Meister auf, dem der Kirchenbau übertragen ward, und er wandte sich an den ältesten Kirchspielsherrn, der ihm das Räthsel löste.

Die Jugend der beiden Zwillingsschwestern war trübe. Die Mutter starb bald nach der Geburt der Kinder und der Vater war mürrisch, denn er maß den Kindern den Tod der Mutter bei und trug es ihnen bis an sein Ende nach. Da sie reich und wohlgebildet waren, fanden sich viele Freier ein. Auch ein junger Edelmann aus dem Freiburgischen kam in dies Dorf, um seinen frühern Lehrer, der hier als Prediger angestellt war, zu besuchen. Er sah die beiden Jungfrauen, die viel in dem Hause des Predigers verkehrten, und wurde von deren Schönheit geblendet. Auch die Mädchen blieben nicht gefühllos und sie gestanden sich, daß keine von ihnen ein Glück ausschlagen werde, das ihr von diesem Manne geboten würde, daß aber auch diejenige von ihnen, welche zurückstehen müsse, deshalb gegen die Glücklichere keinen Groll hegen, sondern ihr in Treuen beigethan bleiben wolle. Der Junker schwankte lange in seiner Wahl; endlich entschied er sich für Anna und bestimmte, daß die Hochzeit nach einem halben Jahre sein solle, wenn er von einer wichtigen Reise zurückkommen werde. Kaum war er abgereist, als die böse Blatternkrankheit ins Land kam und viele Menschen tödtete oder sie des Gesichts beraubte. Auch Anna, die glückliche Braut, wurde von dieser Seuche befallen, während ihre Pflegerin Beate von derselben verschont blieb. Die Kranke genas, allein sie war von Narben furchtbar entstellt, und als sie sich zum ersten mal im Spiegel

erblickte, durchzuckte sie ein namenloses Weh, denn sie fühlte, daß sie dem geliebten Freunde für immer entsagen müsse.

Um diese Zeit kam der Junker von seiner Reise zurück, gerade in einem Augenblick, als Beate, von Jugend und Schönheit strahlend, vor der Hausthür stand. Er eilte ihr mit dem Ausrufe „Anna! Liebe Anna!" entgegen. Aber Beate wich zurück, indem sie sprach: „Ich bin es nicht!" Bei diesen Worten stürzten die Thränen aus ihren Augen, denn sie fühlte die kaum entschlummerte Leidenschaft für den Bräutigam ihrer Schwester mit verdoppelter Stärke erwachen. Nun trat auch Anna aus dem Hause und der Junker ward von ihrem Anblick so sehr überrascht, daß er erschreckt sich von ihr abwendete. Anna sank ohnmächtig zu Boden. Man eilte ihr zu Hülfe, und als sie sich nothdürftig erholt hatte, ergriff sie die Hand des Junkers und sagte zu diesem:

„Ihr findet Euere Braut verunstaltet und könnt die alte Liebe für sie nicht wiederfinden. Ich erkenne das, wenn auch mit tiefer Wehmuth, und gebe Euch frei. Wendet Euer Herz meiner Schwester zu, die Euch, ich weiß es, mit jungfräulicher Zärtlichkeit liebt. Ihr gingt Beaten mit ausgebreiteten Armen entgegen; umschlingt sie denn mit Euerer Liebe für das ganze Leben und macht sie glücklich. Mein Segen ist mit Euch!"

Mit diesen Worten fügte sie die Hand der Schwester und des Junkers ineinander und entfernte sich in der Stille. Beate fühlte sich in einem Zustande, von welchem sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Aber in der Nacht, die dem anberaumten Hochzeitstage vorherging, fühlte sie sich in ihrem Kämmerlein seltsam beängstigt und ward nicht eher ruhig, bis sie in die laue Sommernacht hinaustrat. Unter den dichtbelaubten Linden, die an dem Ende des Gartens standen, sah sie sich etwas bewegen und als sie vorsichtig näher kam, erkannte sie ihre Schwester, die im brünstigen Gebet auf den Knien lag. Anna war so vertieft, daß sie die Kommende nicht vernahm, sondern mit gepreßtem Herzen ausrief:

„Herr der Gnade, gib, daß ich das Glück der Schwester nicht mit neidischen Augen betrachte, wenn sie in den Armen des Mannes ruht, dem ich entsagte, obgleich ich ihn noch jetzt heiß und innig liebe. Hilf mir den Geist des Unmuths, der in mir erwacht, für immer besiegen und halte mich mit starker Hand aufrecht, wenn ich strauchle."

Als die Braut diese Worte hörte, zog sie sich lautlos zurück. Am andern Morgen aber, als die Glocken läuteten und die Schwester mit den Brautjungfern bei ihr eintrat, ging sie dieser entgegen und sagte:

„Vergib, wenn ich einen Augenblick wähnte, ich könne glücklich sein, indem ich mich einem Manne zu eigen gebe, der dir untreu ward. Ich habe mich wiedergefunden und werde mich nie mehr von dir trennen; an deinem Herzen ist mein alleiniger Platz."

Nichts halfen Bitten und Betheuerungen. Der Junker schied von dem Dorfe ohne Hausfrau und die beiden Schwestern lebten fortan ungestört beieinander.

Das war die Geschichte der beiden Schwestern, die der Kirchspielsherr dem jungen Baumeister erzählte, der laut ausrief:

„Nun will ich den Bau mit verdoppelter Lust zu Ende führen und Ihr sollt weit und breit ein solches Kirchlein nicht mehr finden."

Der Baumeister hielt Wort. Das Gotteshaus stand vollendet da und auch der Thurmbau ward merklich gefördert. Die Gemeinde, welche schon lange des Gottesdienstes im Orte entbehrte, beschloß die Kirche am nahen Pfingstfest einzuweihen.

Der Pastor hatte die beiden Schwestern selbst an ihren Platz geführt und diese horchten andächtig auf das Wort Gottes, das ihnen gespendet ward. Als aber die Gemeinde den Schlußvers sang, rührte der Engel des Todes sie an. Die Gemeinde war von tiefer Bestürzung erfüllt und suchte fleißig, was ihr zu thun obliege, um das Gedächtniß

der Schwestern für alle Zeiten in dem Orte wach zu erhalten. Da trat der junge Baumeister in die Versammlung der Kirchspielherren und sprach:

„Mit Verlaub, ihr Herren, ich wüßte wohl, was zu thun wäre. Wenn der Thurm so weit vollendet ist, daß wir eine Pyramide auf denselben setzen müssen, lasse ich diese in zwei gerade und schlanke Spitzen auslaufen und auf jede derselben setzen wir eine vergoldete Krone, die weit in das Land hinein und auf den Strom hinausleuchten. Auf den Kronen bringen wir die Namen der Schwestern an, also daß die eine Beatenspitze und die andere Annenspitze genannt wird."

Dieser Vorschlag fand den allgemeinen Beifall der Gemeinde und wurde mit allem Fleiße zu Ende geführt. Bis heutigentags steht das Denkmal frommer Schwesterliebe wohlerhalten da und schaut auf den vorüberrauschenden Strom und in die reiche Landschaft.

---

# Die Lage Spaniens.

Unter den Ländern Europas gibt es wenige, die in jeder Beziehung von der Natur so reich ausgestattet sind wie die Iberische Halbinsel. An zwei Meeren gelegen, welche sich im hohen Grade zum Welthandel eignen, durch die Pyrenäen theilweise vor den Nordwinden geschützt, ist der hinlänglich bewässerte Boden des Landes dem Ackerbau höchst günstig und die dort in Menge wachsenden Südfrüchte und feurigen Weine lohnen dem Erbauer reichlich seine geringen Anstrengungen. Zu gleicher Zeit ruhen im Schose Spaniens reiche Mineralschätze, die schon längst zu Tage gefördert worden sein würden, wäre das nicht zum Theil durch den Mangel an Kapital, noch weit mehr aber durch die unverständigen Gesetze über den Bergbau verhindert worden.

So reich aber auch der Boden Spaniens ist, so ist seine mehr als zweitausendjährige Geschichte doch noch viel reicher an den wichtigsten Ereignissen und bietet ein so weites Feld für interessante Studien wie kaum die eines andern europäischen Volks. Der Stolz der Spanier ist bekannt, aber ein Volk, das auf eine so lange Geschichte zurückblicken und auf so viele große geschichtliche Ereignisse hinweisen kann, an denen es wesentlich betheiligt gewesen, ist vollkommen berechtigt, stolz zu sein.

Leider sollte Spanien den hohen Rang nicht beibehalten, zu dem es die ersten Epochen seiner glanzvollen Geschichte, namentlich aber die Weltmacht unter Karl V. berechtigten, sondern der Welt das Beispiel geben, wie tief ein Volk sinken kann, wenn es das Unglück hat, von fanatischen und geistesschwachen Regenten oder vielmehr von den verächtlichen Günstlingen der letztern absolutistisch regiert zu werden. Das fühlten die einsichtsvollern unter den Spaniern recht gut, und es war ihnen daher gar nicht zu verargen, daß sie zur Zeit ihres Riesenkampfes gegen Napoleon I., welcher der spanischen Nation zur höchsten Ehre gereichte und wesentlich zum spätern Sturz des übermüthigen Corsen beitrug, auf Mittel sannen, dem Absolutismus durch die Annahme einer Constitution ein Ende zu machen. In den Augen Ferdinand's VII. war das aber ein Verbrechen, das mit Tod oder Verbannung bestraft werden mußte. Anstatt der von ihm verheißenen neuen, dem Stande der Civilisation und Aufklärung angemessenen Verfassung, welche Berufung der Cortes, ohne deren Zustimmung keine neuen Steuern eingeführt werden sollten, Sicherung der persönlichen Freiheit, Trennung des Staatsschatzes von der Civilliste, Preßfreiheit u. s. w. verhieß, führte er die Inquisition, die Folter, die geheime Polizei, die Jesuiten wieder ein, ließ alle Mönchsklöster wiederherstellen, kurz, rief alle Misbräuche von neuem ins Leben, welche seit dem Erscheinen der Franzosen im Lande abgeschafft worden waren und die man für immer beseitigt wähnte. So wie der König

sich hinsichtlich dieser Versprechungen seinem Volke gegenüber wortbrüchig bewies, so brach er später den am 9. März 1820 auf die Constitution von 1812 geleisteten Eid, sobald er das, ohne seine Krone zu gefährden, glaubte thun zu können. Kurz, die Zeit der Regierung Ferdinand's VII. vom 15. März 1814, wo er von Napoleon I. aus seiner Gefangenschaft entlassen wurde, bis zu seinem Tode am 29. Sept. 1833 war für Spanien eine der düstersten Epochen, und vielleicht ist nie ein Volk für das, was es für sein Herrscherhaus geleistet hat, mit größerm Undank bezahlt worden, als es von Ferdinand VII. geschah. Es war ein anhaltender Kampf der Reaction gegen jeden vernünftigen Fortschritt, ein Kampf für die Aufrechthaltung eines Absolutismus, welcher oft in Despotismus ausartete, gegen die constitutionelle Monarchie. Gleichzeitig hatte sich aber auch die materielle Lage Spaniens dadurch sehr verschlechtert, daß infolge der Unabhängigkeitserklärung der Besitzungen Spaniens auf dem festen Lande Amerikas keine Silberflotte von dort mehr ankam. Hierdurch wurde die Regierung genöthigt, anstatt Ersparungen in ihren Ausgaben vorzunehmen, die ihr in Amerika verloren gegangenen Schätze durch Anleihen aufzubringen. Von diesem Mittel machten aber die Regierungen Ferdinand's VII. und der Königin-Mutter Christine einen so ausgedehnten Gebrauch, daß Spanien zuletzt nicht einmal mehr im Stande war, die Zinsen seiner Staatsschuld zu zahlen, und dadurch seinen ganzen Credit auf dem europäischen Geldmarkte einbüßte.

Mit dem Tode Ferdinand's VII. trat die Geschichte Spaniens in eine neue Phase, indem dieses Land endlich definitiv in die Reihe der constitutionellen Staaten eintrat. Hierzu hatte der erbittertste Feind des Constitutionalismus, Ferdinand VII. selbst, die Veranlassung gegeben. Dadurch, daß er am 17. Mai 1830 das Salische Gesetz für aufgehoben erklärte, wurde die ihm am 10. Oct. 1830 geborene Tochter Isabella Prinzessin von Asturien und Kronprinzessin, und die nach Madrid einberufenen Cortes huldigten am 20. Juni 1833 feierlich dieser Prinzessin als Kronerbin. Die Königin Christine wurde für den Fall des Todes des Königs während der Minderjährigkeit der Königin zur Regentin eingesetzt, ein Regentschaftsrath sollte ihr zur Seite stehen. Der älteste Bruder des Königs, Don Carlos, welcher gegen die Beseitigung des Salischen Gesetzes protestirt hatte, suchte nun nach dem Tode des Königs die ihm durch jene Maßregel entzogenen Thronrechte geltend zu machen. So entstand in Spanien ein neuer Successionskrieg, welcher $6\frac{1}{2}$ Jahre dauerte, der aber gleichzeitig ein Kampf des Absolutismus mit dem Constitutionalismus war, aus dem endlich der letztere als Sieger hervorging.

Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß zu derselben Zeit in Portugal ein ganz ähnlicher Krieg zwischen der Königin Donna Maria und deren Onkel Dom Miguel geführt wurde, und die politischen Gesinnungen der Königin Christine zeigten sich darin recht deutlich, daß sie Partei für Dom Miguel genommen hatte, bis ihre Tochter Isabella genau in dieselbe Lage gerieth, in welcher die Königin Donna Maria sich befand. Um die beiden jungen Königinnen scharten sich die Liberalen in Portugal und Spanien, während die Reactionäre sich für Dom Miguel und Don Carlos erklärten.

Um ihrer Tochter den Thron zu sichern, mußte die Königin Christine sich dazu verstehen, sich den Liberalen anzuschließen und am 10. April 1834 das Estatuto real zur Berufung der Cortes por Estamientos zu erlassen. Da aber Rußland, Oesterreich und Preußen für die Sache des Dom Miguel und Don Carlos günstig gesinnt waren und die Anhänger derselben mit Geld und Waffen unterstützten, so wäre der Sieg der liberalen Sache doch sehr zweifelhaft gewesen, hätte nicht der am 18. Oct. 1865 verstorbene Lord Palmerston Partei für dieselbe ergriffen und den Quadruplevertrag zwischen England, Frankreich, Spanien und Portugal zu Stande gebracht, welcher am 22. April 1834 zum Abschluß kam. In demselben stellte England den Regierungen der beiden jungen

Königinnen eine Flotte zur Verfügung, die an den Küsten Spaniens und Portugals kreuzte, um die Landung von Verstärkungen für die beiden Kronprätendenten zu verhindern. Damit leistete Lord Palmerston der Sache des Constitutionalismus in Europa einen wesentlichen Dienst, er vermochte aber leider nicht, die Regentin zu dieser Gesinnung zu bekehren. Dieselbe machte der freisinnigen Partei nur gezwungene Zugeständnisse, die sie stets wieder zurückzuziehen suchte, sobald sie es ohne Gefahr thun zu können glaubte, ein Verfahren, dessen traurige Folgen sich im spanischen Parteiwesen noch immer bemerkbar machen. Der Haß gegen die Regentin wuchs im Lande immer mehr und infolge dessen erklärte sie am 12. Oct. 1840 in Valencia ihre Abdankung und am 14. Oct. schiffte sie sich nach Frankreich ein und nahm dort ihren Aufenthalt, bis sie, von ihrer im October 1843 von den Cortes für großjährig erklärten Tochter Isabella II. zurückgerufen, am 21. März 1844 wieder in Aranjuez ankam und am 23. März ihren feierlichen Einzug in Madrid halten konnte. Bald nachher erhob die Königin den seit 1834 ihrer Mutter heimlich angetrauten Gemahl Muñoz zum Herzog von Rianzares und spanischen Granden erster Klasse und auf Verlangen des Papstes wurde diese Ehe am 13. Oct. 1844 in Gegenwart der Minister feierlich eingesegnet. Christine behielt den Titel Königin und ihre Pension bei, ihre zahlreichen Kinder aus dieser zweiten Ehe erhielten den Namen und neuen Rang ihres Vaters. Von dieser Zeit an war Christine die Rathgeberin ihrer Tochter, die sich ebenfalls sehr zum Absolutismus neigte, während sie hauptsächlich wol darauf bedacht war, sich ein mehr als fürstliches Vermögen anzusammeln. In welchem Grade ihr das gelungen ist, läßt sich daraus entnehmen, daß sie sich in dem Besitz eines jährlichen reinen Einkommens von 2 Mill. Thlrn. befinden soll. Zehn Jahre lang kam nun in Spanien die Willkürherrschaft, je nach dem größern oder geringern Einfluß der Camarilla, mehr oder weniger zur Geltung. Zahlreiche Aufstände zerrütteten das Land und die Unzufriedenheit wuchs in solchem Maße, daß sich 1854 Verschwörungen unter den Generalen und sehr angesehenen Männern des Landes bildeten, um dem reactionären Treiben der Regierung ein Ende zu machen. An der Spitze der Unzufriedenen stand O'Donnell, der am 28. Juni 1854 in der Mitte der Cavalerieregimenter erschien, welche der General Dulce als Generaldirector der Cavalerie auf dem Campo de Guardias die Revue passiren ließ und sie durch eine Anrede bestimmte, sich für den Aufstand auszusprechen. Derselbe verbreitete sich schnell weiter, der Versuch der Regierung, ihm durch einige freisinnige Zugeständnisse ein Ende zu machen, stellte sich als erfolglos heraus, und so blieb der Königin nichts übrig, als die am 19. Juli von einer Deputation der Progressisten verlangte Abdankung ihres Ministeriums und die Berufung des Marschalls Espartero, des Führers der Progressisten, an die Spitze der Geschäfte zu bewilligen. Am 29. Juli kam Espartero von Saragossa in Madrid an, wo er auf das feierlichste empfangen und auch von der Königin und deren Gemahl freundlich begrüßt wurde. Am folgenden Tage leistete er seinen Schwur als Ministerpräsident und ernannte das Ministerium, in welchem der Marschall O'Donnell, das Haupt der Moderados, der sich ihm willig unterordnete, das Portefeuille des Kriegs übernahm. Hierdurch fand thatsächlich eine Vereinigung der Progressisten und der Moderados statt. Die beiden wichtigsten Maßregeln des neuen Cabinets waren die Entfernung der Königin Christine, gegen welche sich der Unwille des Volks sehr laut ausgesprochen hatte und die, aus Spanien zum zweiten mal verbannt, am 28. Aug. nach Portugal abreiste, und die Einberufung der Cortes für den 8. Nov. An diesem Tage eröffnete die Königin die Sitzung derselben mit einer Thronrede, in der sie erklärte, sie habe erst jetzt die wahre Lage der Dinge kennen gelernt und sei fest entschlossen, ihren kürzlich geleisteten Zusagen, was die Achtung der Freiheiten und der Rechte der Nation betrifft, treu zu bleiben. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß diese Zusage

in diesem Augenblick der Königin Ernst gewesen sein mag, doch eine durchaus nicht abzuleugnende Thatsache ist es, daß sie nicht gehalten wurde und daß nach nicht allzu langer Zeit der königliche Wille sich wieder von der Camarilla und dem Klerus auf den Weg der Reaction hinüberführen ließ, wozu auch der an der Spitze der absolutistischen Partei stehende König, der Gemahl der Königin, viel beitrug. Unter dem Ministerium Espartero besserte sich im Jahre 1855 die Finanzlage des Landes, denn nicht nur, daß eine Anleihe von 200 Mill. Realen durch freiwillige Unterzeichnungen gedeckt wurde, auch der von den Cortes genehmigte Verkauf der Domänen, der Gemeinde- und der Kirchengüter brachte dem Staatsschatz bedeutende Geldsummen ein. Die Cortes vollendeten die Aufstellung eines Verfassungsentwurfs, welcher am 15. Dec. 1855 in zweiter Lesung angenommen wurde und Landesgesetz geworden wäre, hätte er von seiten der Königin die erforderliche Sanction erhalten. Damit wurde aber so lange gezögert, bis die Ereignisse diese neue Verfassung beseitigten.

An Stelle des Ministeriums Espartero trat am 14. Juli 1856 ein Cabinet O'Donnell, das der Hofpartei viele Zugeständnisse machen mußte, sich aber doch nur drei Monate am Ruder hielt und im October einem Ministerium Narvaez wich. Dies sah sich gezwungen, dem Klerus fortwährend zu Willen zu sein, um sein eigenes Bestehen zu sichern. Trotz alledem bestand es nur bis zum 4. Oct. 1857, wo es seine Entlassung gab. Am 15. Oct. berief die Königin den General Armero zum Ministerpräsidenten, dem nach einigen Monaten ein Ministerium Isturitz und am 30. Juni 1858 ein Ministerium O'Donnell folgte, das als Vertreter der sogenannten liberalen Union eine Verschmelzung aller Parteien bewirken wollte. Während der mehr als fünfjährigen Dauer dieses Ministeriums entwickelte Spanien eine ungewöhnliche Thätigkeit in seiner ausländischen Politik. Am 25. Aug. 1859 wurde zunächst ein mit Rom abgeschlossener Vertrag unterzeichnet, den Rios Rosas im Namen Spaniens durchgesetzt hatte und in welchem der päpstliche Stuhl die Veräußerung des Kircheneigenthums von seiten der spanischen Regierung genehmigte, während diese sich dagegen verpflichtete, die im Budget für den Klerus eingetragene Summe zu erhöhen. Damit wurde eine wichtige Frage erledigt und jedem weitern Streite mit Rom vorgebeugt. Im Herbst desselben Jahres erklärte Spanien dem Kaiser von Marokko den Krieg, welcher sich nicht dazu verstehen wollte, Spanien die verlangte Genugthuung für die Unbilden zu geben, die sich Marokkaner namentlich gegen Ceuta erlaubt hatten. Am 17. Nov. 1859 schifften sich die ersten spanischen Truppen, über welche der Marschall O'Donnell selbst den Oberbefehl übernahm, nach der Küste Afrikas ein. Er führte sein Heer von Sieg zu Sieg und bemächtigte sich selbst der festen Stadt Tetuan. Am 24. März 1860 fanden sich zwei marokkanische Abgesandte von seiten des Oberfeldherrn Muley-el-Abbas im spanischen Lager ein, um den Marschall O'Donnell zu einer Unterredung mit Muley-el-Abbas zu bestimmen, die am folgenden Tage im Angesicht beider Heere stattfand. Man wurde über die Bedingungen des zwischen den zwei Ländern abzuschließenden Friedens einig, welche für Spanien sehr vortheilhaft waren. Unter anderm mußte Marokko an Spanien Gebiet abtreten und sich verpflichten, ihm die Kriegskosten mit 20 Mill. spanischer Thlr. oder 400 Mill. Realen zu zahlen und ihm bis zur vollständigen Zahlung dieser Summe Tetuan als Unterpfand zu lassen. Am 25. April hatten die beiden Feldherren eine zweite Conferenz und am 26. April wurde der Friedensvertrag, der die in der ersten Conferenz angenommenen Präliminarien enthielt, ratificirt. Die Zahlung der Kriegskosten sollte an vier kurz aufeinander folgenden Terminen geleistet werden, welche Marokko nicht einhalten konnte; hierauf stellte Spanien ein Ultimatum und erklärte, Tetuan definitiv behalten zu wollen, wenn die rückständigen Zahlungen nicht bis zu einer gewissen Zeit geleistet würden. Infolge dessen kam der marokkanische Prinz Muley-el-Abbas als Gesandter nach Madrid und schloß wegen der

Zahlung der Rückstände einen neuen Vertrag ab, den zu halten Marokko von England in den Stand gesetzt wurde und so wieder in den Besitz von Tetuan gelangte.

Eine andere Gelegenheit zu kriegerischer Action wurde der spanischen Regierung von dem Kaiser der Franzosen im östlichen Asien, in Cochinchina, verschafft. Napoleon III., welcher einen Krieg mit dem Kaiser von Anam beabsichtigte, weil derselbe französische Missionare hatte mishandeln lassen, drang in die spanische Regierung, die sich ebenfalls über die anamitische Regierung beklagen durfte, sich mit ihm zu diesem Zwecke zu verbünden, da ihm viel daran lag, seinem Heere die Zufuhr von Lebensmitteln von den spanischen Philippinen zu sichern. Spanien konnte dem Antrage nicht ausweichen, und so fochten Spanier und Franzosen in Cochinchina nebeneinander gegen die Anamiten, besiegten dieselben und zwangen sie zum Abschluß eines für Anam nachtheiligen Friedens, der am 3. Juni 1862 zwischen Frankreich und Anam ratificirt wurde. Kraft desselben trat die anamitische Regierung Cochinchina an Frankreich ab und leistete Ersatz für die Kriegskosten, welche Napoleon III. Spanien überließ, während Cochinchina in eine französische Colonie umgewandelt wurde.

Selbst zu einer Erweiterung seiner Colonien gelangte Spanien, wenn auch nur für eine kurze Zeit. Die Republik San-Domingo entschloß sich nämlich, sich unter die spanische Herrschaft zu stellen. Am 4. März 1861 ließ der Generalkapitän von Cuba, General Serrano, dort spanische Truppen landen und von der neuen Provinz im Namen der Königin Besitz ergreifen. Das Decret, durch welches die Königin Isabella die Annexion San-Domingos genehmigte, wurde von ihr am 20. Mai 1861 unterzeichnet und der bisherige Präsident von San-Domingo, Santa-Anna, der die Republik zu diesem Schritt bestimmt hatte, mit der obersten Verwaltung der Colonie betraut. Diese Herrschaft war von kurzer Dauer, denn 1864 brach eine Verschwörung gegen die Spanier aus, welche zu einem längern, sehr kostspieligen Kriege führte. Spanien sah sich zuletzt gezwungen, auf den Besitz von San-Domingo zu verzichten und die dort besetzten Punkte im Sommer 1865 zu räumen.

Mexico bot ebenfalls im Jahre 1861 Spanien die Veranlassung zu einer auswärtigen Action. Spanien, Frankreich und England hatten nämlich Ursache, sich über das Verfahren des damaligen Präsidenten Juarez zu beklagen und Entschädigungsforderungen an denselben zu stellen. Sie schlossen deshalb am 31. Oct. 1861 den Londoner Vertrag, in welchem sie übereinkamen, ihre Forderungen gemeinschaftlich geltend zu machen und zu diesem Zweck eine vereinigte Expedition dahin abzusenden. Dieser Vertrag wurde am 15. Nov. ratificirt. Ehe aber die Nachricht hiervon nach der Insel Cuba gelangt sein konnte, hatte der Generalkapitän dieser Insel, General Serrano, bereits ein spanisches Geschwader abgesandt, das am 8. Dec. vor Veracruz ankam, seine Mannschaft am 15. Dec. landete und auf eigene Hand gegen die Mexicaner zu operiren anfing. Am 7. Jan. 1862 kamen dann auch die französische und die englische Expedition und der Rest der spanischen unter dem General Prim an. Am 19. Febr. hatten die commandirenden Generale mit dem mexicanischen Minister General Doblada in Soledad eine Zusammenkunft. Da es sich bald herausstellte, daß Frankreichs Absichten in der mexicanischen Frage viel weiter gingen als die seiner zwei Verbündeten, erklärten der englische und der spanische General dem mexicanischen Minister Doblada am 9. April von Orizaba aus, daß sie ihre Truppen zurückziehen und wieder einschiffen würden, worauf der Minister die Ansprüche Englands und Spaniens für begründet erklärte und die Befriedigung derselben zusagte. Von diesem Zeitpunkte an war Frankreich in der mexicanischen Frage ganz isolirt, die Beziehungen Frankreichs zu England und Spanien erkalteten dadurch; doch die spanische Regierung billigte das von dem General Prim,

Grafen von Reuß, in dieser Angelegenheit befolgte Verfahren vollkommen und betheiligte sich an der mexicanischen Expedition nicht weiter.

Von größerer Tragweite waren die beiden Conflicte, in die Spanien im Jahre 1864 mit Peru und 1865 mit Chile verwickelt wurde. In beiden Fällen führte das spanische Ministerium ganz absichtlich den Conflict herbei, entweder um durch eine unternehmende auswärtige Politik die Blicke des spanischen Volks von den innern Zuständen abzulenken, oder um sich Gelegenheit zu verschaffen, auf Kosten jener Republiken den fortwährend leeren spanischen Staatsseckel zu füllen. Um Peru zur Nachgiebigkeit zu zwingen, bemächtigte sich der spanische Admiral vor jeder Kriegserklärung der Chinchasinseln mit ihren reichen Guanolagern, deren Ertrag den wichtigsten Theil der peruanischen Staatseinnahmen bildet, und um wieder in den Besitz derselben zu gelangen, blieb Peru zuletzt nichts weiter übrig, als die ihm von Spanien gestellten übertriebenen Entschädigungsforderungen zu bewilligen.

Was den Streit mit Chile betrifft, den das Ministerium O'Donnell recht muthwillig nach dem nicht lebhaft genug zu bekämpfenden Grundsatze: „Macht geht vor Recht!" vom Zaune brach, so hat „Unsere Zeit"*) über den Ursprung und den Fortgang desselben bis zum Anfange des Jahres 1866 ausführlich berichtet. Nicht lange darauf nahm dieser Conflict eine für Spanien ungünstige Wendung. Es gelang nämlich der Regierung in Chile, mit Peru und Ecuador ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Spanien abzuschließen, am 28. Febr. schloß sich der Präsident von Bolivia, General Melgarejo, diesem Bündniß an, obschon seine Regierung sich über das Verfahren der Cabinete in Lima und Santiago gegen Bolivia zu beklagen Ursache hatte. Infolge dieses Bündnisses steht der spanischen Flotte an der Küste Südamerikas am Stillen Meere kein einziger Hafen mehr zur Verfügung, um sich im Nothfall dahin zu flüchten.

Die von beiden Seiten befolgte Taktik wurde damals durch die Umstände empfohlen. Es lag in dem Interesse der Chilener, Zeit zu gewinnen und den Feind zu ermüden, bis sie sich das Angriffsmaterial verschafft hatten, woran es ihnen bisher fehlte. Die Spanier, deren Stellung durch die Schwierigkeit, sich mit Proviant zu versorgen und die Blokade der chilenischen Häfen aufrecht zu halten, sehr gefährdet war, suchten dagegen ihre Feinde anzugreifen, ehe sie eine Gleichheit der Streitkräfte hergestellt hatten.

Am 7. Febr. befand sich ein chilenisch-peruanisches Geschwader, aus der Fregatte Apurimas, den Corvetten Union und America und der Covadonga, die den Spaniern abgenommen worden ist, bestehend, in den südlichen Gewässern Chiles in der Nähe des Forts Ancud. Zwei spanische Kriegsschiffe, das Admiral-Linienschiff Villa de Madrid von 50 Kanonen und die Blanca von 30 Kanonen, erschienen, um jenes Geschwader anzugreifen. Von beiden Seiten wurde ein sehr lebhaftes Feuer eröffnet. Die viel schwächern amerikanischen Schiffe zogen sich bald hinter das Fort Ancud in die gekrümmten Meerengen zurück, welche die Chiloëinseln von dem festen Lande trennen. Blos die Covadonga fuhr fort, mit einer außerordentlichen Verwegenheit unter den Kanonen der spanischen Schiffe zu manövriren, um den Feind zu reizen und ihn zur Verfolgung zu verlocken. Die spanischen Schiffe wollten wirklich in die Meerenge eindringen, als das Feuer von dem Fort Ancud ihnen Einhalt gebot. Die Kanonade wurde von beiden Seiten zwei Stunden lang fortgesetzt, worauf die spanischen Schiffe sich zurückzogen. Spanische Blätter stellten das Gefecht als ein für sie siegreiches hin, aber es ist eine Thatsache, daß die Villa de Madrid, als sie einige Tage später auf die Rhede

---

*) Vgl. Die Republik Chile und ihr Conflict mit Spanien (Unsere Zeit, Neue Folge, II, 241—258).

von Valparaiso zurückkehrte, von neun Kanonenkugeln über dem Wasserspiegel durchbohrt war und daß die Blanca sich großen Reparaturen unterziehen mußte.

In Santiago erregten inzwischen die Vermittelungsvorschläge des englischen und des französischen Ministers zur Beilegung des spanisch-chilenischen Streits große Aufregung. Der officielle Text derselben lautete nach der Angabe spanischer Blätter wie folgt:

„Chile solle erklären, es habe seinerseits nicht die Absicht gehabt, Spanien zu beleidigen, dessen Ehre und Würde es achte; da es seinen Friedensvertrag mit dieser Macht noch immer betrachte, als sei er durch die Kriegserklärung nicht annullirt worden, so wünsche es, daß der besagte Vertrag als noch immer in voller Kraft bestehend angesehen werde, und es verpflichte sich, die Anordnungen desselben zu beobachten.

„Spanien solle erklären, daß es mit großer Genugthuung seine frühern freundschaftlichen Beziehungen zu Chile wieder aufnehme und daß es die Umstände der Vergessenheit übergeben wolle, welche die Veranlassung zu ihrer zeitweiligen Unterbrechung gegeben hätten. Außerdem solle es erklären, daß es weder Eroberungen noch Gebietserweiterungen in Amerika im Auge habe und daß es keinen ausschließlichen Einfluß in den amerikanischen Republiken suche, deren Unabhängigkeit und Autonomie es achte.

„Nach dem Austausch dieser Noten würde man die Wiederherstellung der diplomatischen Beziehungen dem Gebrauche gemäß durch gegenseitige Salutschüsse in einem chilenischen Hafen bestätigen. Die spanische Flagge würde daselbst aufgehißt und von Chile mit 21 Kanonenschüssen salutirt werden, welche sofort Schuß auf Schuß von einem spanischen Kriegsschiffe erwidert werden würden."

Die Vorschläge waren offenbar im Interesse Spaniens gemacht, um demselben einen ehrenvollen Ausgang aus der Sackgasse zu verschaffen, in welche es sich unklugerweise verrannt hatte. Doch um ihr Einschreiten erfolgreich zu machen, hätten die beiden Westmächte Spanien bestimmen müssen, die Blokadenerklärung zurückzunehmen, damit jeder Gedanke an Zwang entfernt werde; dann mußten die beiden kriegführenden Parteien bestimmt werden, den Streitpunkt einem Schiedsrichter zu unterbreiten, dessen Ausspruch zu unterwerfen sie sich verpflichteten. In der Frist, dessen der Schiedsrichter bedurfte, die Sache gründlich zu erörtern, hätten sich die Leidenschaften beruhigt und der Urtheilsspruch konnte ohne Demüthigung ausgeführt werden, da die Parteien diese Verpflichtung gegenseitig übernommen hatten. Die chilenische Regierung erklärte nun den vermittelnden Mächten in einer sehr anständigen Form, die guten Dienste derselben seien zu spät gekommen. Die Feindseligkeiten hätten schon ihren Anfang genommen; es seien große Opfer gebracht worden, um den ungerechten Angriff Spaniens zurückzuweisen, und die abgeschlossenen Allianzen hätten den ersten Anblick der Sache vollständig geändert und die Versöhnung viel schwieriger gemacht.

Der spanische Admiral concentrirte inzwischen seine ganze Flotte in den Gewässern von Valparaiso, nachdem er die Blokade der zwei andern Häfen aufgehoben hatte.

Als am 12. März 1866 das Packetboot mit der Post aus Valparaiso absegelte, war man daselbst über die Fortdauer der Feindseligkeiten in der größten Ungewißheit. Die letzten in Valparaiso angekommenen madrider Journale sagten allerdings, die spanische Regierung sei entschlossen, die chilenischen Küsten zu verwüsten, und ebenso verbreitete sich das Gerücht, der Admiral Nuñez habe Instructionen erhalten, Valparaiso mit der größten Strenge zu behandeln. Die spanischen Offiziere sprachen offen von dem bevorstehenden Bombardement der Stadt. Man hielt das aber theils für eine leere Drohung, da man nicht glauben konnte, daß die spanische Regierung eine offene Handelsstadt, die fast nur von Ausländern bewohnt wird, denen auch die reichen Waarenlager ganz allein gehörten, dem Verderben weihen wolle. Ueberdies rechnete man mit Zuversicht darauf, daß die Befehlshaber der nordamerikanischen, der englischen und fran-

zösischen Seemacht, die im Hafen von Valparaiso vor Anker lag, das Bombardement der Stadt jedenfalls verhindern würden. Der nordamerikanische Minister bei der Regierung Chiles, General Kilpatrick, hatte sich mehrmals in diesem Sinne ausgesprochen. Dieser General und der Commodore Rodgers, der Befehlshaber des nordamerikanischen Geschwaders in Abwesenheit des Admirals Pearson, machten auch anerkennenswerthe Anstrengungen, um die Kriegführenden zu einer freundlichen Beilegung ihrer Streitigkeiten zu bestimmen. Der chilenischen Regierung und dem Admiral Nuñez wurden verschiedene Vorschläge zu einer Uebereinkunft gemacht, aber von den beiden Parteien nicht angenommen, denn die erstere verlangte, die spanische Regierung solle ohne irgendeine Bedingung auf den Krieg verzichten, und der letztere weigerte sich, die beabsichtigten Feindseligkeiten zu unterlassen. In den deshalb gehaltenen Conferenzen hatte sich der Commodore Rodgers überzeugt, daß der Admiral Nuñez Valparaiso früher oder später bombardiren werde, und da er die traurigen Folgen eines solchen barbarischen Acts sowol für das Eigenthum wie für das Leben der dort lebenden Nordamerikaner richtig erkannte, begab er sich am 19. März nach Santiago, um dort den letzten Versuch einer friedlichen Lösung zu machen. Da der chilenische Minister des Auswärtigen die ihm gemachten Vorschläge zurückwies, kehrten der General Kilpatrick und der Commodore Rodgers am 20. März nach Valparaiso zurück, um sich über das Ultimatum des spanischen Admirals Auskunft zu verschaffen.

Während dieser ganzen Zeit fand zwischen der chilenischen Regierung und der spanischen Flotte, die vor dem Hafen von Valparaiso lag, gar keine Verhandlung statt. Das diplomatische Corps blieb unthätig. Neutrales Eigenthum im Werthe von Millionen Dollars war im Fall eines Bombardements der Zerstörung ausgesetzt, Tausende der Einwohner waren der größten Hungersnoth preisgegeben, wenn sie sich gezwungen sahen, in die Gebirge zu flüchten, die Valparaiso umgaben. In einem Umkreise von 50 englischen Meilen um die Stadt findet sich nämlich keine andere Vegetation als dornige Cactusgebüsche, die in den Schluchten der Berge zerstreut sind. Valparaiso erhält alle Lebensmittel, die es bedarf, vermittels der Eisenbahn aus dem Innern des Landes zugeführt. Unter diesen Umständen kann man sich leicht die Besorgnisse aller derer vorstellen, die sich gezwungen sehen konnten, in der Wüste Schutz zu suchen. Das Leben und das Vermögen Tausender war bedroht und der nordamerikanische Minister hielt es für eine Pflicht der Menschlichkeit, einen letzten Versuch zu machen, um dieses Unglück von der Stadt abzuwenden.

Zu diesem Zwecke begaben sich der General Kilpatrick und der Commodore Rodgers am 21. März an Bord des spanischen Admiralschiffes Numancia, wo ihnen die zuvorkommendste Aufnahme zutheil wurde. Nach einer kurzen Unterredung versprach der Admiral Nuñez, sich am folgenden Tage an Bord des nordamerikanischen Kriegsschiffes Vanderbilt einzufinden, um dort die Präliminarien eines Friedensvertrags zwischen Spanien und Chile zu besprechen. Am 22. März nachmittags erschien der spanische Admiral seinem Versprechen gemäß auf dem Vanderbilt, wo er mit scheinbarer Aufrichtigkeit seinen persönlichen Widerwillen, die Feindseligkeiten noch weiter zu treiben, ausdrückte, aber gleichzeitig hinzufügte, die aus Madrid empfangenen Instructionen ließen ihm keine freie Wahl. Er zeigte die Documente vor, die ihn als außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Spaniens beglaubigten, und ihm die Vollmacht zum Friedensabschluß übertrugen, aber seine Regierung hatte ihm die Bedingungen vorgeschrieben, unter denen er ihn allein abschließen konnte. Diese Bedingungen waren im wesentlichen die folgenden:

1) Die chilenische Regierung solle dem Admiral Nuñez eine Note übergeben, worin sie erkläre, Chile habe nicht die Absicht gehabt, Spanien zu beleidigen, als es die Acte

vorgenommen habe, über welche die spanische Regierung sich beklagt habe; der Vertrag zwischen Chile und Spanien sei durch die Kriegserklärung nicht gebrochen, sondern nur suspendirt worden; dann solle Chile den Cavadonga mit dessen Ausrüstung, Mannschaft und Offizieren Spanien zurückgeben.

2) Dagegen werde Spanien in einer Gegennote erklären, es habe nie die Absicht gehabt, Chile zu demüthigen oder sich eines Theils seines Gebiets zu bemächtigen, sondern immer die größte Achtung für die Unabhängigkeit der südamerikanischen Republiken bewiesen. Für den Cavadonga und die spanischen Gefangenen werde Spanien die in den chilenischen Gewässern gemachten zwölf Prisen, sowie alle chilenischen Gefangenen zurückgeben.

3) Die kriegführenden Mächte würden sich gegenseitig mit einer Salve von 21 Kanonenschüssen begrüßen, wobei Chile den ersten Schuß aus einem seiner Forts abfeuere, der sofort von einem spanischen Kriegsschiffe und so fernerhin Schuß für Schuß erwidert werden solle. Nach diesen Präliminarien werde der Admiral Nuñez sich nach Santiago begeben und dort den Friedensvertrag unterzeichnen.

Admiral Nuñez erklärte gleichzeitig dem General Kilpatrick und dem Commodore Rodgers, er erwarte bis zum 27. März morgens 8 Uhr Antwort auf seine Vorschläge. Sofern ihm bis dahin keine befriedigende Antwort zugegangen sei, so bleibe ihm nichts weiter übrig, als zu Zwangsmaßregeln zu schreiten. Gleichzeitig bat er die beiden Vermittler, diese Bedingungen, das Ultimatum, das er zu ihrer Kenntniß gebracht, der chilenischen Regierung nicht als eine officielle Mittheilung von seiner Seite, sondern blos mündlich zu dem Zwecke mitzutheilen, um sich zu vergewissern, ob die chilenische Regierung geneigt sein werde, diese Bedingungen in dem Falle anzunehmen, wenn er sie ihr in seiner Eigenschaft als bevollmächtigter Minister vorschlagen werde.

General Kilpatrick kehrte am 24. nach Santiago zurück und am folgenden Morgen theilte er dem Minister des Auswärtigen den Erfolg seiner Schritte bei dem spanischen Admiral mit. Dieser erklärte die Bedingungen für unannehmbar und setzte gleichzeitig die Gründe seiner Weigerung auseinander. Unter anderm sagte er, Chile könne keinen Frieden schließen, in den seine Verbündeten nicht mit eingeschlossen seien, da Chile dieselben von Spanien bedroht lassen dürfte. Ebenso wenig könne es die auf offener See eroberte Kriegscorvette Cavadonga gegen Handelsschiffe zurückgeben, welche Spanien in offenen Häfen zu Prisen gemacht habe.

Die Nachricht, daß die chilenische Regierung das spanische Ultimatum verworfen habe, erregte in Santiago den größten Enthusiasmus und man schwor, lieber alle Häfen aufzuopfern, als die spanischen Forderungen zu bewilligen. Von allen Seiten wurden der Regierung Leute und Material angeboten, um den Krieg fortführen zu können.

Der Commodore de Courcy vom englischen Geschwader begab sich inzwischen zu seinem Gesandten nach Santiago, um sich mit ihm darüber zu verständigen, welches der beste Weg sei, um Valparaiso vor der ihm drohenden Zerstörung zu bewahren. Die Vertreter der übrigen Mächte hatten sich im Hotel der englischen Gesandtschaft versammelt und man beschloß daselbst, sich in corpore nach Valparaiso zu begeben, um einen Versuch zur Rettung der Stadt zu machen. Die Versammlung des diplomatischen Corps und die Gegenwart des englischen und des amerikanischen Commodore bestärkten die Einwohner von Valparaiso in der Hoffnung, der spanische Admiral werde gezwungen sein, auf seine Drohung eines Bombardements zu verzichten.

Das diplomatische Corps, das in einem besondern Extrazuge auf der Eisenbahn von Santiago nach Valparaiso fuhr, der die 150 englischen Meilen in drei Stunden zurücklegte, begegnete mehrern Zügen mit Bagage und Reisenden, die sich vor dem drohenden Bombardement flüchteten.

Im Hafen war alles ruhig; die amerikanischen Schiffe lagen ganz nahe an der Küste vor Anker; weiterhin lag die englische Flotte und an der Einfahrt in die Bucht die spanische. Der englische Admiral Denman hatte dem Commodore Rodgers zu verstehen gegeben, daß er das Bombardement der Stadt nicht dulden werde; infolge dessen hatte der letztere seine Kriegsschiffe für den Kampf eingerichtet, sodaß sie in Zeit von fünf Minuten in Schlachtordnung sein konnten. So war die Sachlage am 26. März abends. Am folgenden Morgen meldete ein Telegramm aus Coquimbo, die englische Post sei aus Panama eingetroffen und überbringe dem Admiral Nuñez den Befehl seiner Regierung, die Blokade aufzuheben und seine Operationen darauf zu beschränken, die Schiffe der Verbündeten zu verfolgen und anzugreifen. Infolge dieser Nachricht stellten manche Häuser in Valparaiso die Absendung ihrer Güter ein, weil sie für dieselben nichts mehr befürchteten. Am 27. März morgens um 7 Uhr begab sich der General Kilpatrick in Begleitung des frühern nordamerikanischen Legationssecretärs Rand an Bord der Numancia, um dem Admiral Nuñez mitzutheilen, daß die chilenische Regierung sich weigere, auf den von ihm vorgeschlagenen Grundlagen des Friedens zu unterhandeln. Der Admiral zuckte mit der Achsel und bemerkte, unter diesen Umständen bleibe ihm nichts weiter übrig, als den von seiner Regierung erhaltenen Instructionen gemäß zu handeln. Gleichzeitig überreichte er dem General Kilpatrick ein sehr langes, für das diplomatische Corps bestimmtes Manifest, in dem er die ganze Sachlage nochmals ausführlich auseinandersetzte, die Gerechtigkeit der spanischen Forderung und die von Spanien bewiesene Mäßigung und Großmuth, und die Nothwendigkeit, jetzt zum Bombardement zu schreiten, nachzuweisen suchte, und den Neutralen vier Tage Zeit bewilligte, um ihre Güter in Sicherheit bringen zu können, denn nach dieser Frist werde das Bombardement von Valparaiso seinen Anfang nehmen.

Zu derselben Zeit schickte der Admiral Nuñez auch Depeschen an den portugiesischen Generalconsul und an den Commandanten der Truppen in Valparaiso. Das letzte Actenstück lautete:

Hauptquartier des Geschwaders Ihrer katholischen Majestät im Stillen Meer.

Ich habe die Ehre, zur Kenntniß Ew. Exc. zu bringen, daß ich den Schiffen unter meinem Commando den Befehl ertheilt habe, am 31. d. M. das Feuer gegen Valparaiso zu eröffnen. Indem ich Sie von meiner Absicht unterrichte, gehorche ich einer Pflicht der Menschlichkeit; es geschieht, damit sich die Greise, Frauen, Kinder und Nichtkämpfer in Sicherheit begeben können. Ich bezweifle nicht, daß Ew. Exc. den Befehl ertheilt, auf den Hospitälern und andern Anstalten, die zu einem wohlthätigen Zweck errichtet sind, eine Fahne oder ein Signal aufzuhissen, welches erlaubt, sie zu unterscheiden, um ihnen die strengen Maßregeln des Kriegs zu ersparen. Möge Gott Ew. Exc. noch viele Tage bewilligen.

Am Bord der Fregatte Numancia in der Bai von Valparaiso, 27. März 1866.

Carlo Mendez Nuñez.

Der Commandant, Oberst Vicente Villanos, beantwortete sofort das Schreiben und sagte in seiner Note unter anderm:

„Die Stadt Valparaiso, welche nichts weiter als ein Mittelpunkt des Handels und unfähig ist, einem Bombardement oder einem Angriff den geringsten Widerstand, außer im Kampfe von Mann zu Mann, entgegenzusetzen, kann nicht als ein militärischer Platz betrachtet werden; ebenso wenig können die friedlichen und harmlosen Bürger, die nur an Arbeit des Friedens gewöhnt sind, zu den Kämpfern gezählt werden. Deshalb beeile ich mich, diese Meinung Ew. Exc. zu berichtigen. Trotz der geringen Wirksamkeit, welche nach meiner Ansicht die Maßregel, die Hospitäler und andere milde An-

stalten durch ein bestimmtes Signal auszuzeichnen, haben wird, weil bei einem allgemeinen Brande, wie der mit welchem Ew. Exc. Valparaiso bedrohen, die Zufluchtstätten der Unglücklichen, die in der Stadt unter den übrigen Gebäuden stehen, der Zerstörung schwerlich entgehen werden, sollen nichtsdestoweniger weiße Fahnen auf allen Wohlthätigkeitsanstalten wehen, um wenigstens zu versuchen, wenn auch nicht den harmlosen Einwohnern der Stadt, doch den Kranken und Sterbenden die Schrecken des Kriegs zu ersparen.

Ich habe auf die Anzeige Ew. Exc. geantwortet, ohne zu versuchen, die schreckliche Verantwortlichkeit hervorzuheben, welche derjenige übernimmt, der das Niederbrennen einer vertheidigungslosen Stadt und den Mord ihrer friedlichen Bewohner anbefiehlt; es bleibt mir nur noch übrig, Ew. Exc. zu bemerken, daß das Volk Chiles alle Schrecken der Vernichtung mit derselben Unerschütterlichkeit ertragen wird, die es durch seine geschichtliche Antecedentien sich angeeignet hat.

Vicente Villanos."

Zu derselben Zeit, als die Antwort auf die spanische Anzeige dem Admiral übergeben wurde, verbreiteten die Behörden in der ganzen Stadt eine Proclamation, in welcher den Bewohnern das bevorstehende Bombardement angekündigt und sie ermahnt wurden, die ihnen auferlegten Opfer willig zu bringen und vor allem die Ordnung im Innern der Stadt aufrecht zu halten. Die Feuerwehr wurde angewiesen, ihr ganzes Geräth hinter das Hospital zu schaffen. Die meisten Einwohner ergriffen Maßregeln, die Stadt zu verlassen, und entfernten sich aus derselben so rasch, wie die Betriebsmittel der Eisenbahnen es nur erlaubten. Alle Wagen in der Stadt und Umgegend wurden in Beschlag genommen, die ganze Stadt bot den Anblick eines großen Feldlagers dar. Ein portugiesisches Schiff, das im Hafen lag, wurde mit Waaren beladen und unter amerikanischer Flagge in Sicherheit geschafft. Die großen schwimmenden Docks versenkte man in das Wasser, um sie vor dem spanischen Geschütz zu sichern.

Die in Valparaiso wohnenden Ausländer versammelten sich an verschiedenen Orten und entwarfen Petitionen an die Vertreter ihrer respectiven Regierungen, deren Schutz sie erflehten. Die nordamerikanische Colonie überreichte eine solche Bittschrift dem Commodore Rodgers und eine Abschrift derselben dem Gesandten, General Kilpatrick, um sie der Regierung in Washington zugehen zu lassen. Dieselbe war von den bedeutendsten und geachtetsten Männern der Stadt unterzeichnet. In dieser Bittschrift wurde der Commodore Rodgers dringend ersucht, mit Hülfe des englischen Geschwaders oder, wenn es nöthig sein sollte, allein das Bombardement der Stadt zu verhüten, in deren Zollentrepots allein für 15—20 Mill. Piaster neutrales Eigenthum lägen.

Der hamburgische Consul Karl Perri bat den Commodore Rodgers in einem Schreiben ebenfalls, seinen Schutz auf die hamburger Bürger und deren Eigenthum auszudehnen, da er zu hoffen wage, er werde die Zerstörung, mit welcher ihr Eigenthum bedroht sei, verhindern können.

Am 27. März lud der General Kilpatrick als Doyen des diplomatischen Corps den englischen, den französischen und den preußischen Minister und den italienischen Generalconsul nachmittags 2 Uhr zu sich ein, um die zum Schutz der Stadt und ihrer Angehörigen zu ergreifenden Maßregeln zu berathen.

Der französische und der englische Minister hatten bis dahin im diplomatischen Corps glauben lassen, daß sie die Leitung der Opposition gegen die Spanier übernehmen würden, aber allmählich sah man sie in ihrem Entschlusse schwankend werden und erst spät antworteten sie dem General Kilpatrick und baten ihn, die Zusammenkunft bis nach der Ankunft der Post aus Coquimbo zu verschieben, um abzuwarten, ob sich das obenerwähnte Telegramm bestätigen würde.

Der preußische Minister Lewenhagen, dessen diplomatische Talente seit langer Zeit sehr geschätzt werden, und der italienische Generalconsul Sada machten vergebliche Versuche, um sie zum Handeln zu bestimmen. Der französische und der englische Minister erkannten die schrecklichen Folgen, welche das Bombardement haben müsse, und tadelten das Verfahren des spanischen Admirals, wagten aber nicht, einen festen Entschluß zu fassen.

Die von ihren natürlichen Beschützern verlassenen Engländer hielten ein Meeting und beschlossen eine Adresse an den Minister und an den Admiral Denman, worin sie gegen das Verhalten derselben laut protestirten und erklärten, sich bei der Regierung in London über sie beklagen zu wollen, was aber ebenfalls nutzlos blieb.

Die Einwohner Valparaisos waren natürlich Tag und Nacht beschäftigt, ihre Habe in Sicherheit zu bringen, doch in der Nacht vom 27. zum 28. März, 5 Minuten vor 1 Uhr, vermehrte eine Naturerscheinung, ein unterirdischer Donner, der 30 Secunden dauerte, wie er einem Erdbeben voranzugehen pflegt, die Bestürzung der Einwohner.

Am 28. März morgens empfing der Commodore Rodgers Bittschriften des belgischen und des dänischen Consuls und 160 der in Valparaiso wohnenden angesehensten Deutschen, daß er einschreiten möge.

Auf den Wunsch des englischen Ministers hatte Kilpatrick die für nachmittags 2 Uhr am 27. anberaumte Versammlung des diplomatischen Corps auf den 28. morgens 10 Uhr verschoben, doch nur der preußische Minister und der italienische Generalconsul fanden sich zur bestimmten Stunde ein, während der englische Minister den französischen Minister Flory, einen schwachen Greis, nach dem Bahnhofe führte, um mit ihm nach Santiago zurückzukehren. Wegen seiner Flucht wurde er am Bahnhofe von den dort Anwesenden tüchtig ausgepfiffen und ausgezischt. Sein Gesuch eines Extrazugs um Mitternacht war ihm abgeschlagen worden.

Dem General Kilpatrick blieb hierauf nichts weiter übrig, als in seinem eigenen Namen dem Admiral Nuñez am 28. eine Protestation gegen das beabsichtigte Bombardement zu übersenden.

Am Nachmittag desselben Tages begaben sich die in Valparaiso angestellten fremden Consuln, der französische und der englische ausgenommen, in corpore zum General Kilpatrick und dankten ihm officiell für die von ihm und von dem Commodore Rodgers gemachten Anstrengungen, ein freundschaftliches Uebereinkommen zwischen Chile und Spanien herbeizuführen. Mehrere Deputationen der fremden Residenten fanden sich zu demselben Zweck ein, es wurde kein Schritt mehr gethan, um das Bombardement zu verhindern.

Jeder regelmäßige Dienst auf der Linie von Valparaiso nach Santiago wurde eingestellt und alle Transportmittel einzig und allein benutzt, um die Einwohner und ihre Güter in Sicherheit zu bringen. Die Wagen der Landleute in der Umgegend wurden zu demselben Zweck in Beschlag genommen und man bezahlte für den Gebrauch eines solchen Wagens für den Tag bis zu 300 Doll.

Am 29. März ließ das Consularcorps in Valparaiso dem Admiral Nuñez durch die Vermittelung des nordamerikanischen Consuls Clary einen vom 26. März datirten Protest überreichen, welcher die Unterschriften der Consuln von Portugal, Preußen, Dänemark, den Vereinigten Staaten, Oesterreich, Bremen und Oldenburg, der Schweiz, Italien, Holland, Schweden und Norwegen, Hamburg, Columbia, Brasilien, Guatemala, Salvador und der Sandwichinseln trug.

Der englische und der französische Consul richteten mit dem der Argentinischen Republik an den Admiral Nuñez eine andere Collectivprotestation ganz in demselben Sinne.

Eine dritte analoge Protestation erfolgte von dem Minister Gomez von Honduras und den Ministern für Bolivia und Peru.

Dann richteten die Consuln auch eine Bittschrift an den Commodore Rodgers, um sich unter seinen Schutz zu stellen, worauf derselbe in seiner Antwort vom 29. März erklärte, daß es nicht in seiner Macht stehe, ihren Wunsch zu erfüllen, um sich mit den Streitkräften, über die er verfüge, dem Bombardement Valparaisos durch die Spanier zu widersetzen. Seine Mitwirkung sei nur für den Fall zugesagt worden, wenn die andern Mächte eingewilligt hätten, sich mit den Streitkräften der Vereinigten Staaten für diesen Zweck zu vereinigen.

Die von den nordamerikanischen Kaufleuten an den Commodore gesandte Denkschrift wurde ganz in ähnlicher Weise beantwortet.

Am 28. März nachmittags war der Kriegsminister Don Frederico Errazurez mit einem Expreßzuge aus Santiago angekommen und hatte Befehle ertheilt, daß während des Bombardements von der Küste nicht ein einziger Schuß abgefeuert werden sollte. Die wenigen Kanonen, die sich in Valparaiso fanden, waren von so schlechter Beschaffenheit, daß sie von gar keinem Nutzen sein konnten. Abends berief der Kriegsminister den Minister des Auswärtigen Covarrubias zu sich, der in der Nacht mit einem Expreßzuge ankam.

Am nächsten Morgen erschien die folgende Proclamation des Präsidenten von Chile:

„Mitbürger! Das Bombardement von Valparaiso wird das skandalöseste Ereigniß des 19. Jahrhunderts sein. Die Zerstörung eines Handelshafens ohne Festungswerke zum Schutz und ohne Kanonen zur Vertheidigung ist nichts mehr und nichts weniger als eine Schmach für die Civilisation.

„Unser Feind wird sich rühmen dürfen, Magazine, Comptoirs, Eisenbahnen, Telegraphen, öffentliche und Privatgebäude in einem blühenden Hafen am Stillen Meer, wo alle Ausländer, die Spanier mit einbegriffen, immer Gastfreundschaft und Schutz gefunden, in einer feigen Art zerstört zu haben. Ihr wißt, daß Chile endlich den Krieg hat annehmen müssen, den der Admiral Pareja ihm am 18. Sept., rühmlichen Andenkens, erklärte. Wir haben tapfer gekämpft. Wir haben einen herrlichen Triumph in den Gewässern von Papuda erlangt. Unser Feind hat in Abtao schimpflich die Flucht ergriffen. Jetzt wird er sich rächen, indem er seine Wuth an den Dächern einer Stadt ausübt, die einem Geschwader, welches sie aus der Ferne beschießt, um sie zu zerstören, nicht den geringsten Widerstand entgegenzusetzen vermag. Das ist der Beweis, den sie uns von ihrem alten castilianischen Stolze und von der Männlichkeit des neuen Spanien geben wollen, das sich rühmt, auf jeder Seite seiner Geschichte eine glorreiche That verzeichnen zu dürfen. Der Admiral, welcher von uns Ersatz für eine angeblich der spanischen Flagge zugefügte Beleidigung verlangt, wird sie mit seinen eigenen Händen in den Staub zerren und sie mit dem Blute der Kinder und Greise färben.

„Chilesen, habt Vertrauen zu euerer Regierung, welche euere edeln Gesinnungen wohl zu würdigen weiß, und wie groß auch ihr Wunsch sein mag, mit allen Völkern der Erde in Frieden zu leben, keinen für die Republik Chile entehrenden Vertrag unterzeichnen wird: die Braven sind immer großmüthig. Mäßigt euern gerechten Unwillen und zeigt den Augen der Welt den Unterschied zwischen den Brutalitäten euers Feindes und dem edeln Betragen eines civilisirten Volks.

Santiago, 29. März 1866. José Joaquin Perez."

Der 30. März war der letzte von dem Admiral Nuñez bewilligte Gnadentag; die Flucht des Volks wurde vollständig. Die Straßen waren mit Wagen, Karren und beladenen Maulthieren bedeckt. Diese Bewegung, dieses Treiben mußten die Chilesen ganz

besonders seltsam berühren und verletzen, denn es war der Charfreitag, an dem sonst alle schwarz ausgeschlagenen Kirchen mit Gläubigen angefüllt sind und nur schwarz gekleidete Personen sich in den Straßen zeigen; ein Tag, an dem nie eine Glocke geläutet wird, weder Pferde, noch Maulthiere, noch Ochsen in die Stadt hineindürfen, alle Flaggen zum Zeichen der Trauer gesenkt sind. Die chilenische Flagge auf dem kleinen Fort, das Valparaiso beherrscht, und ebenso die spanische auf dem Blokadegeschwader, blieb den ganzen Tag über gesenkt. Admiral Pareja erklärte den Chilesen den Krieg am 18. Sept., an dem sie das Fest ihrer Befreiung feiern; Admiral Nuñez verletzte sie noch viel tiefer, indem er sie zwang, den feierlichsten Tag ihres Kalenders zu entweihen.

Nachmittags sandte Admiral Nuñez die ihm von dem Consularcorps zugegangene Protestation unter dem Vorwande zurück, der Ton derselben sei nicht würdig genug, um sie in Empfang nehmen zu können.

Eine Stunde später erhielt der Admiral Nuñez von der chilenischen Regierung die folgende Herausforderung:

Valparaiso, 30. März 1866.

Mein Herr, der Marineminister befiehlt mir, Ihnen Folgendes zu schreiben:

„Die Regierung der Republik hat durch die Journale Kenntniß von dem an das ausländische diplomatische Corps in Santiago gerichteten Manifest erlangt. In diesem Document wird behauptet, die spanische Flotte sei zu der verdammenswerthen Maßregel, eine friedliche und vertheidigungslose Stadt zu bombardiren, durch die absolute Unmöglichkeit gedrängt, worin sie sich befinde, sich in der Mitte der Hindernisse und der Nebel, welche den Archipel von Chiloé umgeben, mit dem kleinen chilenisch-peruanischen Geschwader zu messen.

„Dieser Vorwand ist von seiten einer Macht, welche großmüthig zu sein vorgibt, und die eine Schmach, die sich durch nichts rechtfertigen läßt, zu verkleinern sucht, nicht zulässig, denn die spanischen Schiffe sind ohne Schwierigkeit bis Abtao vorgedrungen, und wenn sie nicht bis dahin segelten, wo unser Geschwader sich befindet, so war der einzige Grund davon sicher nur, daß es ihnen nicht zweckmäßig erschien.

„Man begreift nicht, daß es den spanischen Fregatten Blanca, Resolucion, Berenguela und Villa de Madrid unmöglich sei, in einem Kanal zu segeln, wo die peruanische Fregatte Apurimac bei einem viel tiefern Wassergange ohne Schwierigkeit segeln konnte.

„Weil aber der Chef des feindlichen Geschwaders sich hinter diese angebliche Schwierigkeit verschanzt und sie zur Entschuldigung benutzt, so hat der Präsident der Republik ihm auch den geringsten Vorwand entziehen wollen, der vorgeschützt werden könnte, und er hat den Befehl ertheilt, ihm den folgenden Vorschlag zu machen.

„Sie werden dem Anführer des feindlichen Geschwaders, Don Mendez Nuñez, einen Kampf zwischen der Seemacht, über die Peru und Chile verfügen, und dem Geschwader, welches der besagte spanische Admiral unter seinem Befehle hat, vorschlagen. Da die spanischen Kriegsschiffe den erstern unvergleichlich überlegen sind, nicht blos in Bezug auf die Anzahl der Kanonen, sondern auch durch die Anwesenheit der Panzerfregatte Numancia, so ist es der Billigkeit gemäß, daß die letztere an dem Gefecht keinen Antheil nimmt. Die Elemente des Kampfes werden dann gleich sein.

„Und damit die Nebel und die Hindernisse des Chiloéarchipels nicht als eine Ursache der Verweigerung angegeben werden, so willigen Sie ein, daß das Gefecht zehn Meilen von Valparaiso dieser Stadt gegenüber stattfindet; das chilenisch-peruanische Geschwader wird sich sofort nach diesem Punkt begeben. Was alles übrige anbetrifft, so werden die Einzelheiten des Kampfes von dem Commodore Rodgers, dem Befehlshaber der nordamerikanischen Seemacht, geregelt werden, welcher wol einwilligen wird, Kampfrichter zu sein.

„Das Ergebniß dieses Kampfes wird das Ende des Kriegs entscheiden. Wenn Spanien aufrichtig den Frieden wünscht, wenn die Tapferkeit und der ritterliche Geist, worauf es so stolz ist, keine leeren Worte sind, so kann Hr. Mendez Nuñez diesen internationalen Zweikampf nicht verweigern, welcher den rechtlichen Formen gemäß ist, mit denen der Krieg zwischen civilisirten Nationen geführt werden soll, und welcher den Interessen des Friedens und der Menschlichkeit entspricht.

„Dieser Vorschlag wird dem Hrn. Nuñez erlauben, den gehässigen Act nicht zu vollziehen, den zu begehen er sich anschickt, indem er Valparaiso bombardiren will."

Ich habe Ihnen den Vorschlag wörtlich mitgetheilt, den Ihnen zu machen ich den Befehl hatte. Ich ersuche Sie, mir die Antwort mit der Schnelligkeit zukommen zu lassen, welche die jetzigen Umstände erfordern.

Ich habe die Ehre u. s. w. Vicente Villalon.

Der Admiral Nuñez beantwortete diesen loyalen Vorschlag mit einer reinen und einfachen Weigerung. Somit war der Stadt Valparaiso jede Hoffnung entschwunden, ihrem traurigen Lose zu entgehen, und der verhängnißvolle 31. März erschien.

Vor 7 Uhr des Morgens verließen die englischen Fregatten Sutla und Leander ihren Ankerplatz und segelten südlich, kamen aber bald in die Bai zurück und nahmen dort ihren Platz unter den spanischen Prisen und Transportschiffen. Das französische Pontonschiff Egerie war ebenfalls dort vor Anker gegangen. Die nordamerikanischen Kriegsschiffe zogen sich zuletzt und offenbar mit Verdruß zurück und nahmen ihre Stelle hinter der Arrièregarde der spanischen Linie.

Jetzt, wo die spanischen Schiffe die absoluten Herren des Ankerplatzes waren, fingen sie an sich langsam vorwärts zu bewegen. Die Numancia, Resolucion, Villa de Madrid, Blanca, Vencedora, Paquete de Maule und die Schaluppe der Numancia segelten unter Dampf; die Berenguela und die übrigen kleinen Schiffe lagen unter den Prisen vor Anker.

Kurz vor 8 Uhr segelte die Numancia langsam an den Landungsplatz vorbei und nahm in der Mitte der Bai ihren Platz und um 8 Uhr 10 Minuten feuerte sie zwei Kanonenschüsse ab, die als letzte Warnung dienen sollten, denn eine Stunde nachher sollte das Feuer gegen die Stadt eröffnet werden.

In diesem Augenblicke wurde die Nationalfahne, die im Fort San-Antonio nur am halben Mast aufgehißt war, an die Spitze desselben verpflanzt. Die Tausende von Zuschauern, welche die Berge bedeckten, von denen die Stadt beherrscht wird, erwarteten voll Theilnahme den schrecklichen Augenblick des Bombardements.

In der Zwischenzeit hatten die spanischen Fregatten die folgende Kampfstellung eingenommen.

Die Resolucion lag der Station der Centraleisenbahn gegenüber; die Villa de Madrid und die Blanca 3—400 Meter von den Magazinen des Fiscus entfernt; die Vencedora kam später und nahm ihre Stellung dem Lande sehr nahe vor der Straße des Cabo. Was die Numancia betraf, so blieb sie während der ganzen Zeit des Kampfes ein wenig von der Linie entfernt, als ob sie über die Vollziehung der von der Königin Isabella II. ertheilten Befehle wache.

Die beiden Fregatten behielten diese Stellung während der ganzen Kanonade, die Villa de Madrid und die Blanca wechselten nur ihre Plätze, nachdem sie ihre Breitseiten abgefeuert hatten und während der letzten halben Stunde nahm die Blanca den Platz der Resolucion ein, welche die Gebäude der Eisenbahn und die Häuser im Quartier Baron bombardirten.

Um 9 Uhr 8 Minuten eröffnete die Blanca unter dem Ruf „Es lebe die Königin!" das Feuer gegen das Entrepot des Zollhauses und die Villa de Madrid ahmte ihr Bei-

spiel sofort nach. Die nur 400 Meter entfernten Zollmagazine boten einen ganz sichern Zielpunkt dar; jeden Augenblick kündigte eine Staubwolke, die sich aus dem Dache oder den Mauern erhob, den Schuß einer Vollkugel an. Die Wurfgeschosse der gezogenen Kanonen der Villa de Madrid durchflogen die Entfernung mit einem heftigen Pfeifen. Von Zeit zu Zeit sah man den weißen Rauch und die Flamme, welche die Explosion einer Granate erzeugt, obschon viele dieser Wurfgeschosse in der Luft, im Wasser oder auf den ungleichen Bodenerhöhungen des Gebirges explodirten.

Die Blanca richtete nach kurzer Zeit ihr Feuer gegen die Börse, die Intendantur und die benachbarten Gebäude. Im Anfange aber war das Feuer gegen diese Gebäude nicht so wüthend wie das gegen die Magazine, die Artilleriekaserne und den Mastbaum der dreifarbigen Nationalfahne, deren Anblick die Spanier ganz in Wuth zu versetzen schien, denn gegen sie regnete es förmlich Hohlkugeln, konische und Vollkugeln, doch vergebens. Der Mastbaum, auf dem die Tricolore wehte, wurde von Kugeln durchbohrt, das Tauwerk zerrissen, aber das glorreiche Symbol der unbesiegbaren Energie des Widerstandes Chiles blieb aufrecht.

Während das stattfand, begann die Resolucion ihr Feuer gegen die Station der Eisenbahn oder vielmehr durch das Ungeschick ihrer Artilleristen gegen das bevölkerte Quartier Baron. Das durch dieses Schiff erlangte Resultat war fast Null. Wahrscheinlich darüber erbittert überschwemmte der Commandant Balcarcel das Quartier des Almendral mit Kugeln, indem er in diese Richtung ganze Breitseiten abfeuerte. Das Hospital, das Armenhaus, obwol sie die weiße Fahne aufgepflanzt hatten, und viele öffentliche und Privatgebäude werden die Merkmale dieser Brutalität lange Zeit tragen.

Ein ganz ähnliches Werk unternahm kurz nachher die Corvette Vencedora. In einer sehr kleinen Entfernung von der Cabostraße feuerte sie gegen einige der eleganten Privatgebäude, die an der Meeresküste liegen. Dann richtete sie ihre Schüsse gegen den Landungsplatz, die Intendantur und die benachbarten Gebäude in den Straßen Cochrane und Planchada. Die Wurfgeschosse dieses Schiffes durchbohrten das Haus des Hrn. Aguiar, die benachbarten Häuser und das Café de Guinodile, als wenn sie von Papier wären, oder bohrten sich in die Mauern des Palastes der Intendantur ein. Auch der Landungsplatz erlitt bedeutende Beschädigungen.

Endlich hatte die Wuth der Spanier theilweise ihr Ziel erreicht. Um 10 Uhr 40 Minuten steckte eine Granate der Vencedora das Badehaus in der Nähe des Hôtel de l'Union in Brand; eine dicke Rauchsäule erhob sich gen Himmel und die durch das Bombardement begünstigten Flammen breiteten sich schnell aus und pflanzten sich auf die andere Seite der Straßen Planchada und Cochrane fort. Die schwarze Rauchwolke verdunkelte die Sonne und verbreitete über diesen Theil der Stadt eine düstere Beleuchtung. Trotzdem setzte die Vencedora ihr Feuer fort und ihre Wurfgeschosse fielen unaufhörlich auf die brennenden und die benachbarten Gebäude mit einer schrecklichen Regelmäßigkeit bis zu den letzten Augenblicken des Bombardements.

Dabei blieb es nicht. Aus dem Nordwinkel der dritten Section der Zollmagazine stiegen auch Rauchwolken hervor und um 11 Uhr 45 Minuten brach das Feuer aus, was indessen die Villa de Madrid und die Blanca nicht hinderte, ihr Feuer gegen die Magazine und die Artilleriekaserne fortzusetzen, die doch schon die Beute der Flammen und der Zerstörung unrettbar überliefert waren.

Um 12 Uhr 8 Minuten hißte die Numancia ihre Flagge an der Segelstange des Fockmastes auf, was das Ende des Bombardements bedeutete. Sogleich stellten die Schiffe ihr Feuer ein und segelten nach dem Admiralschiffe. Die Tausende von Zuschauern, die bisher von den Gipfeln der benachbarten Berge das Bombardement be-

obachtet hatten, eilten jetzt in die Stadt, um die Feuersbrunst löschen zu helfen und sich von dem Schaden zu überzeugen, den das Bombardement angerichtet hatte.

Die Ruhe, welche auf das Bombardement folgte, war wirklich außerordentlich. Es wäre gewiß nicht zu verwundern gewesen, wenn nach einer solchen Feuersbrunst einige betrunkene Menschen die Ruhe der Einwohner gestört hätten, und wenn hier und da Unordnungen vorgekommen wären. Von dem allen fand nichts statt, die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag verfloß so friedlich, als wäre man nicht in der Mitte von Ruinen. Am Ostersonntag wurde der Gottesdienst in allen Kirchen wie üblich gefeiert, die Straßen nahmen beinahe ihren gewöhnlichen Anblick an und der Dienst auf der Eisenbahn von Valparaiso nach Santiago wurde wiederhergestellt.

Man war indessen noch nicht ganz ruhig, denn das Gerücht war verbreitet, der spanische Admiral werde am Montag das Bombardement wieder beginnen. Groß war daher die Freude, als der Commodore Rodgers auf eine an ihn gestellte Anfrage schriftlich antwortete:

Dampfer Vanderbilt. Valparaiso, 1. April 1866.

Mein Herr! In einer officiellen Unterredung, die ich diesen Morgen am Bord der Numancia mit dem spanischen Admiral gehabt habe, hat er mir versichert, daß er für den Augenblick nicht die Absicht habe, das Bombardement der Stadt zu wiederholen.

Infolge dieser Versicherung glaube ich, daß die Einwohner in aller Sicherheit an ihren Herd zurückkehren können.

Commodore John Rodgers.

Somit war der vandalische Act vollzogen, der in Europa und Amerika einen allgemeinen Schrei der Entrüstung hervorrief und nur in Spanien, dem Lande der Stiergefechte, mit Jubel vernommen wurde, ein Jubel, der sich noch vermehrte, als der Marineminister in einer Sitzung der Cortes erklärte, daß andern südamerikanischen Städten am Stillen Meer ein ähnliches Schicksal bevorstehe.

In Valparaiso erregte es die größte Erbitterung gegen den spanischen Admiral, daß er seinem Versprechen entgegen das Bombardement hauptsächlich gegen die Magazine des Zollamts, gegen die von den Ausländern bewohnten Stadttheile und die für mildthätige Zwecke bestimmten Gebäude gerichtet hatte, während die öffentlichen Gebäude wie die Intendencia und die Stationsgebäude nur wenig gelitten hatten, und die Regie, die Kasernen, die Telegraphenbureaux, die Polizeibureaux u. s. w. gar nicht beschossen worden waren. Die Zollmagazine wurden mit glühenden Kugeln, Bomben und Brandraketen beschossen, und so von den sechs zusammenhängenden Zollgebäuden nur die beiden ersten gerettet, während die dritte und vierte Abtheilung, deren Bau über 800000 Doll. gekostet hatte, mit den darin gelegenen 150 Magazinen ganz niederbrannten und die beiden letzten Abtheilungen sehr litten. Infolge dessen war auch der dem Staate Chile verursachte Verlust ganz unbedeutend im Verhältniß zu dem, welchen der auswärtige Handel erlitten hat. Der Betrag des Gesammtverlustes ist sehr verschieden und übertrieben angegeben worden. Ein officieller Bericht des Intendanten Ramon Lira an den Staatssecretär des Innern vom 1. April berechnet ihn annähernd in runder Summe auf 8,300000 Doll., wovon 545000 Doll. für den Wiederaufbau der niedergebrannten Zollmagazine und die Wiederherstellung der beschädigten öffentlichen Gebäude erforderlich sein würden. Dagegen vertheile sich der Verlust, der den fremden Handel treffe, in folgender Art:

| | | |
|---|---|---|
| Frankreich . . . . . . . . . . . . | 3,500000 | Doll. |
| Deutschland . . . . . . . . . . . | 2,500000 | „ |
| Belgien . . . . . . . . . . . . . | 800000 | „ |
| England . . . . . . . . . . . . . | 500000 | „ |
| Vereinigte Staaten Nordamerikas . . | 500000 | „ |
| Zusammen | 7,800000 | Doll. |

Daß der Verlust des französischen und des deutschen Handels, welcher letztere namentlich das Königreich Sachsen trifft, so bedeutend war, hatte seinen Grund darin, daß ihre Waarenvorräthe vorzugsweise in den Magazinen lagerten, die ganz niederbrannten, indem man sie wegen der kurzen Frist nicht zu räumen vermochte, theilweise aber auch infolge des von dem Admiral Nuñez ertheilten Versprechens, das Eigenthum der Neutralen möglichst zu schonen, in den Magazinen für gar nicht bedroht hielt.

Am 2. April erklärte der französische Minister Flory seinen Landsleuten:

„Wir sind von dem spanischen Cabinet auf eine empörende Weise hintergangen worden. Wir konnten die Anzeige des Bombardements nur als eine Drohung ansehen, um Chile zum Nachgeben zu bewegen, und haben an die Ausführung einer solchen Barbarei nie geglaubt. Protestirt und reclamirt alle euere Verluste in gehöriger Form bei mir und Spanien wird alles bis auf den letzten Cent bezahlen."

Das war anfangs auch die allgemeine Ansicht in Europa und sicher wäre es die beste Strafe gewesen, welche Spanien treffen könnte. Jetzt scheint wenig Aussicht zur Ausführung dieses Acts der Gerechtigkeit vorhanden zu sein. Nach einer Erklärung, welche der englische Unterstaatssecretär des Auswärtigen, Layard, über diesen Gegenstand im Unterhause abgab, ist die englische Regierung nicht gesonnen, deshalb Schritte in Madrid zu thun, und der französische Staatsminister Rouher antwortete auf einen deshalb von Garnier-Pagès gestellten Antrag, die französische Regierung sei von dem Bombardement Valparaisos tief ergriffen und schmerzlich berührt worden. Die Frage müsse aber von einem doppelten Standpunkte, von dem der Menschlichkeit und der Civilisation, wie von dem des strengen Kriegsrechts aufgefaßt werden. Von dem erstern aus könne das spanische Verfahren nicht gebilligt werden. Vom letztern aus sei die Frage noch nicht hinlänglich aufgeklärt worden, und es wäre unbedacht gehandelt, sie in dem Gesetzgebenden Körper zu discutiren, bevor sich die verschiedenen betheiligten Mächte über einen bestimmten Gesichtspunkt und über ein bestimmtes Vorgehen geeinigt hätten.

In Chile war übrigens die Erbitterung gegen den englischen Minister Taylor Thompson und den englischen Admiral Denman fast ebenso groß wie gegen den Admiral Nuñez, und ebenso sehr von seiten der Chilesen wie des englischen Handelsstandes, welcher letztere sich in London bei der Regierung über das Verfahren dieser beiden Männer bitter beklagte. Dem englischen Minister wurde in Santiago seine Wohnung gekündigt und niemand wollte ihn in sein Haus aufnehmen. Ein Club, dessen Mitglied er seit einer langen Reihe von Jahren gewesen war, strich seinen Namen in der Mitgliederliste, und nur durch die von der Regierung ergriffenen Maßregeln wurde er vor Beschimpfungen des gemeinen Volks in Santiago geschützt.

Nach dem Bombardement verließ die spanische Flotte den Hafen von Valparaiso und ging in einer Entfernung von ungefähr 5 englischen Meilen in der Bai vor Anker, wo sie in Sicht der Stadt ruhig liegen blieb. In der Stadt war das Gerücht verbreitet, der Admiral beabsichtige, das Bombardement zu wiederholen, was große Besorgniß erregte. Noch am 13. April war man deshalb in Furcht, aber am 14. April athmete man wieder frei auf, denn der Admiral Nuñez erklärte die Blokade von Valparaiso für aufgehoben und segelte mit seiner Flotte in nördlicher Richtung ab, ohne daß man sein Ziel kannte. Die Aufhebung der Blokade zeigte er dem Commodore Rodgers am Bord des Vanderbilt schriftlich mit folgenden Worten an:

Fregatte Numancia auf der Rhede von Valparaiso,
14. April 1866.

Generaladmiralitätshof des Geschwaders Ihrer katholischen Majestät im Stillen Ocean.

Mein Herr, ich habe die Ehre, Ew. Exc. davon in Kenntniß zu setzen, daß von heute und für die gegenwärtige Zeit die Blokade des Hafens von Valparaiso aufgehoben

ist. Ich benutze diese Gelegenheit, Ew. Exc. die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung zu wiederholen.

Casto Mendez Nuñez.

Vor seiner Abfahrt verbrannte er drei der von ihm gemachten Prisen, die übrigen nahm er mit fort, wahrscheinlich um sie als Transportschiffe zu benutzen. In Valparaiso besorgte man anfangs, Nuñez beabsichtige Coquimbo und Caldera ebenfalls mit einem Bombardement heimzusuchen, aber er segelte viel weiter nördlich, denn nachdem er Chile gezüchtigt hatte, sollte auch das mit Chile verbündete Peru seine Zuchtruthe fühlen, zu welchem Zweck er sich den Hafen Callao ausersehen hatte.

In Callao erfuhr man erst am 25. April des Morgens durch das englische Postpacketboot, daß die spanische Flotte am 14. April von Valparaiso nördlich abgesegelt sei, und an demselben Tage erschien sie in Sicht der Stadt und ging an der Insel San-Lorenzo, welche die südliche Grenze des Hafens von Callao bildet, vor Anker. Ganz natürlich erregte diese Ankunft sowol im Hafen wie in der Stadt große Bestürzung. Da man ein sofortiges Bombardement befürchtete, so beeilten sich die 150 Handelsschiffe, welche im Hafen lagen, denselben zu verlassen, während die Einwohner von Callao begannen, ihre Waaren und Möbel nach Lima zu schaffen. Da aber die Behörden der Stadt alle Wagen und Karren in Beschlag nahmen, um die Batterien zu vervollständigen, so stießen die Einwohner bei ihrem Fluchtversuch auf große Schwierigkeiten. Man hoffte indessen noch, der Admiral Nuñez werde auf den Gedanken verzichten, Callao zu bombardiren, sobald er sich von der Stärke der Vertheidigungswerke überzeugt haben werde, und manche Kaufleute beschlossen deshalb, Callao nicht zu verlassen, bis sie darüber etwas Bestimmtes vernommen hätten. Ein Manifest des Admirals vom 26. April ließ über seine Absichten bald keinen Zweifel mehr übrig. Er theilte darin mit, er sei gekommen, um gegen die Stadt und ihre Befestigungen zu operiren, und bewilligte den Ausländern und Nichtkämpfern vier Tage Zeit, um sich von dem Schauplatze der Gefahr zu entfernen.

Von diesem Tage an war die Aufregung sehr groß. Die aus der Stadt führenden Straßen und Wege waren mit Flüchtigen bedeckt. Die alle Stunden nach Lima abfahrenden Eisenbahnzüge konnten die Menge derselben kaum fassen, während Hunderte von beladenen Maulthieren sich langsam nach den Dörfern im Innern begaben. Alles ließ vorhersehen, daß am 30. April abends nur noch diejenigen in Callao anwesend sein würden, welche sich an der Vertheidigung der Stadt betheiligen wollten.

Callao war übrigens auf einen feindlichen Angriff gut vorbereitet und in dieser Beziehung in einer ganz andern Lage als Valparaiso. Die Befestigungswerke sind furchtbar und bedürfen nur einer guten Besatzung, um jeden Angriff zurückschlagen zu können. An der Bucht sind an der Nordseite der Stadt vier Batterien, von denen die eine vier Zweiunddreißigpfünder, eine andere zwei Vierhundertpfünder gezogene Kanonen und einen eisernen Thurm mit zwei Fünfhundertpfünder-Blakelyskanonen enthält. An der Südseite der Stadt ist eine Batterie von zwei Fünfhundertpfünder-Blakelys und sechs Zweiundsechzigpfündern. Außerdem findet sich dort ein eiserner Thurm mit zwei Vierhundertpfündern und eine Sandbatterie mit zwei Zweiunddreißigpfündern. Alle diese Batterien beherrschen den Hafen, aber eine andere Batterie von sechs Zweiundsechzigpfündern hinter der zuletzt erwähnten beherrscht die See von der andern Seite des Landes aus, wo Callao erbaut ist. Alle diese Werke, welche von ganz ausgezeichneten Ingenieuren errichtet worden sind, stehen durch Telegraphenlinien miteinander in Verbindung, was im Fall eines Angriffs auf die Stadt von sehr großer Wichtigkeit ist. Im ganzen standen den Peruanern nur 49 Geschütze zu Gebote, doch da darunter die neuesten und vollkommensten Geschütze vom schwersten Kaliber — auch zwei Dreihundertpfünder und

zwei Vierhundertundfunfzigpfünder-Armstrongkanonen — waren, so hatte die spanische Flotte einen sehr gefährlichen Gegner, wenn nur die Geschütze gut bedient wurden. Dies war allerdings zu bezweifeln, da es den Peruanern an erfahrenen Artilleristen fehlte, aber es stellte sich bald heraus, daß sie weit mehr leisteten, als sie sich selbst zugetraut hatten.

So erschien der 1. Mai, aber an diesem Tage herrschte ein starker Nebel, der das beabsichtigte Bombardement unmöglich machte. Infolge dessen wurde es auf den 2. Mai verschoben. Um 11 Uhr wurde auf der Numancia das Signal gegeben, daß die Flotte die Anker lichten sollte, und bald nachher setzten die sechs Fregatten sich unter Dampfkraft in Bewegung und bildeten eine Schlachtlinie in zwei Angriffssäulen. Die Colonne, welche die nördlichen Forts angreifen sollte, bestand aus der Villa de Madrid, Almanza und Berenguela, gegen die westlichen Forts sollten die Numancia, Blanca und Resolucion operiren. Das Kanonenboot Vencedora nahm seine Stellung zwischen den beiden Colonnen, um Beistand zu leisten, wenn eine der Fregatten desselben bedürftig sein möchte.

Zehn Minuten nach 12 Uhr feuerte die Batterie Nr. 2 den ersten Schuß auf die Numancia, der sofort erwidert wurde, und kaum waren 5 Minuten verflossen, als das Kanonenfeuer allgemein war. Das Bombardement hatte kaum eine halbe Stunde gedauert, als die Villa de Madrid ein Signal gab, worauf die Vencedora ihr zur Hülfe eilte und sie vermittels des Schlepptaues aus dem Feuer zog. Zwanzig Minuten später mußte die Berenguela die Schlachtlinie verlassen, weil sie von einer Kugel durchbohrt worden war und das Wasser ins Schiff drang. Beide Schiffe konnten sich nicht wieder an dem Gefecht betheiligen. Halb 3 Uhr zogen sich die Blanca und die Resolucion zurück, um erlittene Beschädigungen auszubessern; diese Fregatten kehrten indeß wieder an ihre vorige Stelle zurück und setzten das Feuer fort, bis das Signal zum Einstellen des Kampfes gegeben wurde.

Auch die Peruaner erlitten Schaden. Bald nach dem Anfange flog die Batterie Nr. 3 mit den zwei gezogenen Armstrongkanonen in die Luft und alle Leute in der Nähe, unter andern der peruanische Kriegsminister Señor Galvez, verloren dabei das Leben. Die Spanier überzeugten sich bald, daß sie sich verrechnet hatten, als sie glaubten, die Peruaner würden die Flucht ergreifen, sobald die Kanonade beginne, denn das Feuer der schweren Geschütze derselben wurde für die spanische Flotte immer verderblicher, trotzdem daß sie in einer Entfernung Stellung genommen hatte, wo sie nur ihre schwersten Geschütze mit Nutzen gebrauchen konnte. Ein Glück für Callao war es, daß die Flotte ihre Bomben fast sämmtlich vor Valparaiso verschossen hatte. Infolge dessen hat die Stadt Callao nur eine sehr geringe Beschädigung erlitten. Ein Viertel nach 5 Uhr stellten die Spanier das Feuer ein und die Schiffe zogen sich zurück; die Peruaner dagegen setzten ihr Feuer fort, bis sie ganz aus ihrem Bereich waren.

Was die Verluste an Mannschaft betrifft, so gibt der spanische Admiral den seinigen in seinem officiellen Bericht zu 38 Todten, 82 Verwundeten und 74 Contusionirten an und bemerkt: zu den Verwundeten gehöre der Admiral Nuñez, der Commandant Topette und ein Ingenieuroffizier; dagegen seien von dem Feinde 350 Mann kampfunfähig gemacht und die Stadt Callao zum größten Theil zerstört worden, was aber, wie bereits erwähnt, ganz unwahr ist. Trotzdem daß die Cortes dem Admiral Nuñez und dessen Mannschaft das glänzendste Lob wegen des Sieges vor Callao votirt haben, waren die Spanier weit eher die Besiegten als die Sieger, denn sie wagten es nicht den Angriff zu erneuern, besserten ihre Beschädigungen auf ihrem frühern Ankerplatze an der San-Lorenzoinsel aus und hoben am 10. Mai die Blokade von Callao auf. Das spanische Geschwader verließ, dem Anschein nach stark beschädigt, die peruanischen Ge-

wässer. Der spanische Marineminister erklärte aber am 15. Juni den Cortes, die spanische Flotte habe das Stille Meer ganz verlassen, da der Zweck der Expedition erreicht sei. Diese Behauptung ist nur dann wahr, wenn es sich für die spanische Regierung darum handelte, Spanien an den Küsten des Stillen Meeres recht gründlich verhaßt zu machen und trotz des erschöpften und zerrütteten Staatsschatzes Millionen nutzlos zu verschwenden, denn die Flotte im Stillen Meere kostete der spanischen Regierung jährlich nach der Erklärung des Ministeriums 2 Mill. Piaster, für einen bloßen verächtlichen Racheact sicher eine sehr große Summe. Thatsächlich ist demnach dieser Krieg, der Spanien und dessen Staatsmännern sicher nicht zur Ehre gereicht, zu Ende; um aber demselben ein völkerrechtliches Ende zu machen und den Frieden zwischen den beiden kriegführenden Parteien wiederherzustellen, ist noch ein förmlicher Friedensschluß erforderlich.

Wir kehren jetzt zur innern Geschichte Spaniens zurück.

Trotz der Verdienste, welche das Ministerium O'Donnell sich um Spanien erworben hatte, mußte es endlich doch den Intriguen der Camarilla und des Klerus unterliegen, worauf die Cabinete Miraflores, Arrajola, Mon, Narvaez in sehr kurzen Zwischenräumen aufeinanderfolgten. Diese Ministerien traten stets mit einem freisinnigen Programm auf, doch nur um das Gegentheil von dem zu thun, was sie verheißen hatten, um dem Absolutismus den Weg zu bahnen. Je mehr sich aber die Regierung der Reaction und dem Ultramontanismus zuneigte, desto größer wurde die Abneigung der Progressisten und Demokraten gegen die Regierung, und so entstand bald hier, bald dort ein Aufstand, welcher der Regierung der Königin Gefahr zu drohen schien. Als bedenklich mußte eine im Frühjahr 1865 unter der Garnison in Valencia angezettelte, gegen den Thron gerichtete Verschwörung erscheinen, die aber am Abend vor dem festgesetzten Ausbruch entdeckt und noch glücklicherweise unterdrückt wurde. Die spanische Regierung hat es für zweckmäßig gehalten, über diese Verschwörung, ihre Verzweigungen und Ausbreitung nichts zu veröffentlichen, doch aus dem Umstande, daß der Ministerpräsident Marschall Narvaez und dessen Collegen sich infolge jenes Vorfalls veranlaßt fühlten, von ihren Posten zurückzutreten und der Königin ihre Dimission zu überreichen, läßt sich ein ziemlich sicherer Schluß auf die Bedeutung der Verschwörung ziehen. Noch deutlicher trat dieselbe hervor, als die Königin dem Herzog von Tetuan, Marschall O'Donnell, die Bildung des neuen Cabinets übertrug. Die Bedingungen, welche dieser stellte, zu bewilligen, war für die Königin sicher das größte Opfer, das man von ihr fordern konnte, und das sie nie gebracht haben würde, wäre die Sachlage nicht weit bedenklicher gewesen, als man es im allgemeinen in Europa vermuthete. Daß die Ernennung des Ministeriums O'Donnell Ende Juni 1865 der härteste Schlag war, welcher der reactionären und ultramontanen Partei versetzt werden konnte, und daß die Anhänger des Constitutionalismus vollen Grund hatten, sich zu derselben Glück zu wünschen, das beweist wol das Programm, welches O'Donnell nach Uebernahme des Postens als Ministerpräsident den Cortes mittheilte und das in der halbofficiellen „Correspondencia“ vom 23. Juni veröffentlicht wurde. Wir glauben dasselbe unsern Lesern in seinem ganzen Umfange um so mehr mittheilen zu müssen, als sich der Charakter des neuen Ministeriums daraus am besten erkennen läßt. Das Programm ist ein Document, mit dem die Geschichte Spaniens in eine ganz neue Phase getreten ist. Dasselbe lautet:

Meine Herren Deputirten! Durch den Willen der Königin berufen, die Stellung als Ministerpräsident einzunehmen, halte ich es vor allen Dingen für meine Pflicht, der Vertretung der Nation mein politisches Programm vorzulegen. Die erste Aufgabe einer neuen Regierung ist das Aufpflanzen ihrer Flagge. Das Cabinet ist ein Ministerium der liberalen Union, aber ein ver-

söhnliches Ministerium, beseelt von dem Wunsche, daß die freisinnigen Männer, die Freunde des Landes und seiner Institutionen sich um dasselbe scharen mögen. Das Ministerium wünscht nicht blos, daß das von allen Fractionen geschehen möge, die sich von der liberalen Union getrennt haben, sondern es wird auch mit Freude die Mitwirkung aller Glieder der Kammer annehmen, die sich unter seiner Fahne sammeln wollen; das Ministerium ist von jedem Gedanken der Exclusivität frei.

Das Programm des Cabinets ist festgesetzt. Das Cabinet ist entschlossen, alle Fragen, die in diesen Räumen zur Berathung kommen werden, in der Weise zu lösen, welche es in seinem Programm verheißt.

In Betreff der innern Politik sind drei wichtige Fragen zu lösen. Zunächst die Preßfrage. Die Regierung erklärt, daß sie die von dem vorigen Cabinet im Senat darüber eingebrachten beiden Gesetzesvorschläge zurückzieht. Sie glaubt, das jetzige Preßgesetz sei genügend, um alle Bedürfnisse zu befriedigen, da es festsetzt, daß die Jury der Gerichtshof der Presse sein soll. Die Regierung ist entschlossen, diesem Gesetz gemäß zu verfahren. Die gemeinen Vergehen, zu denen auch die gehören, welche gegen die Fundamentalgrundsätze der spanischen Nation begangen werden, können und sollen von den gewöhnlichen Gerichtshöfen gerichtet werden. Was die besondern Preßvergehen betrifft, so hält die Regierung die Jury für hinreichend, um sie zu unterdrücken und gleichzeitig auch die Freiheit der Schriftsteller zu schützen.

Dann das Wahlgesetz. Meine Herren! Das gegenwärtige Wahlgesetz ist nicht blos in den Augen dessen, welcher die Ehre hat, im jetzigen Augenblick zu Ihnen zu sprechen, sondern in den Augen aller gänzlich in Miscredit gerathen; darin stimmen alle Parteien überein. Die Regierung theilt dieselbe Ansicht, und da sie den Wunsch hegt, allen Parteien die gesetzliche Bahn zu eröffnen, damit sie hier in aller Freiheit ihre Doctrinen discutiren können, und damit die Männer, welche die Majorität der Stimmen des Landes erhalten, auch dasselbe in Wahrheit vertreten, so wird sie sofort von den Cortes die Ermächtigung zur Einbringung eines Gesetzesvorschlags verlangen, welcher den Grundsatz der großen Wahlkreise festhält, die Wahlen nach Provinzen vornehmen läßt, dagegen aber den Wahlcensus auf die Hälfte herabsetzt.

Die Regierung hat sich ferner bestrebt, in diesem Gesetzesvorschlage alles zu vereinigen, was sie für nothwendig erachtet hat und was ihr möglich gewesen ist, um die Misbräuche der Gewalt zu beseitigen und zu bewirken, daß die Wahlen wahrhaft frei werden und alle Wähler ihre Stimme abgeben können, ohne sich irgendeinem Zwange ausgesetzt zu sehen.

Drittens die Desamortisation der Kirchengüter. Die Regierung glaubt, es gebe im Lande noch große Hülfsmittel, um alle öffentlichen Arbeiten und alle andern Mittel der Entwickelung, deren das Land bedarf, zu Ende zu führen. Diese Hülfsmittel bestehen in der Desamortisation der Kirchengüter. Die Regierung ist entschlossen, dieselbe mit der größten Energie zu betreiben und die Ausführung dessen zu sichern, worüber die Civilgewalt und die kirchliche Gewalt sich verständigt haben.

In den auswärtigen Fragen wird die Regierung sich bestreben, die guten Beziehungen aufrecht zu halten, welche jetzt zwischen Spanien und den übrigen Nationen der Erde bestehen, indem sie gleichzeitig bei jeder Gelegenheit alles thun wird, was ihr möglich ist, um die Würde und Unabhängigkeit der spanischen Nation zu wahren.

Es gibt, meine Herren, eine wichtige ausländische Frage, die italienische Frage. Die Regierung hält die Zeit für gekommen, in Betreff derselben eine Entscheidung zu treffen. Die Regierung glaubt, ohne den Interessen des Katholicismus zu schaden, einen Entschluß fassen zu können, welcher den Ideen und Interessen Spaniens, als eines europäischen und constitutionell regierten Landes gemäß ist.

Was nun die wichtige Frage der öffentlichen Ordnung anbelangt, so sieht der Congreß, daß das Ministerium unter ernsten und schwierigen Umständen zur Macht gelangt ist.

Dieser Ausspruch ist nicht der meinige, sondern der unserer Vorgänger auf der Ministerbank, und ist in der Einleitung zu den Gesetzesvorschlägen zu finden, welche vor kurzer Zeit von dem vorigen Cabinet eingebracht worden sind.

Nichtsdestoweniger gibt die Regierung dem Congreß die Versicherung, daß sie in Bezug auf die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung keine Besorgnisse hegt, und daß sie für diesen Zweck die Mittel zu besitzen glaubt. Sie wird, um das Gesetz zu stützen, kein anderes Mittel anwenden als das Gesetz.

Aus dem Umstande, daß der Marschall O'Donnell am 21. Juni von der Königin mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut wurde und noch an demselben Abend

sowol die neue Ministerliste, wie das Programm des neuen Cabinets zur Genehmigung vorlegen konnte, läßt sich mit voller Gewißheit der Schluß ziehen, daß er und seine Partei, die Union liberale, auf dieses Ereigniß vollkommen vorbereitet und die Vorkehrungen dafür bereits getroffen waren. Würde die Königin aber wol diesem Programm, dem noch außerdem die Forderung hinzugefügt war, einige einflußreiche Personen aus ihrer Umgebung zu entfernen, je ihre Zustimmung gegeben haben, wenn sie ihre Lage nicht als sehr gefährdet erkannt hätte? Mit der Zustimmung zu diesem Programm trennte sich die Königin von der reactionären und ultramontanen Partei und schloß sich der freisinnigen, constitutionellen an.

Es ist dabei wohl zu beachten, daß die von O'Donnell in seinem Programm aufgestellten vier Punkte — Preßgesetz, Wahlgesetz, Verkauf der Kirchengüter, Anerkennung des Königreichs Italien — gerade die Forderungen sind, welche von seiten der Progressisten und Demokraten längst als unumgänglich bezeichnet worden waren. Dieses Programm, das der Camarilla, der Reaction und dem Ultramontanismus den Fehdehandschuh zuschleudert, dagegen nie den Progressisten und Demokraten entgegentritt, war gleichzeitig die öffentliche Erklärung, daß die Zeit des Absolutismus und der Reaction in Spanien vorüber ist, und daß die Regierung, um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, der Sache des vernünftigen Fortschritts huldigen muß.

Im Augenblick, wo jenes Programm aufgestellt wurde, drängte sich einem jeden, der mit den spanischen Verhältnissen vertraut war, ganz unwillkürlich die Frage auf: wird dieses Programm zur Ausführung gelangen, oder wird es wie so manche frühern nur ein todter Buchstabe bleiben? Dieser Zweifel ist jetzt nicht mehr erlaubt, denn der Marschall O'Donnell hat bewiesen, daß es ihm mit der Ausführung seines Programms voller Ernst ist.

Das frühere Preßgesetz ist gültig geblieben und man vernimmt jetzt nichts mehr von den endlosen Preßverfolgungen, die unter seinen Vorgängern an der Tagesordnung war.

Das königliche Decret in Bezug auf die Bildung der Geschworenengerichte, die über Preßvergehen zu urtheilen haben, ist bereits erlassen und der Artikel des Preßgesetzes, welcher festsetzte, ein Kriegsgericht habe über die Preßvergehen zu entscheiden, welche gegen die Disciplin des Heeres gerichtet seien, ist unterdrückt und damit der Presse eine große Erleichterung zutheil geworden.

Das Ministerium brachte sofort das neue Wahlgesetz im Congreß ein und betrieb die Berathung desselben so eifrig, daß es bereits im Monat Juli in beiden Kammern zur Annahme gelangte und schon am 1. Aug. in der amtlichen „Gaceta" als von der Königin genehmigt publicirt wurde. Die Herabsetzung des Wahlcensus auf 200 Realen (etwa 14 Thlr.) Abgaben hat die Zahl der Wähler verdoppelt, fast verdreifacht. Die Zahl der Deputirten ist auf 352 bestimmt. Die Behörden wurden dann angewiesen, sofort die neuen Wählerlisten aufzustellen. In der zweiten Hälfte des October erschien das königliche Decret, welches die Cortes für aufgelöst erklärte, die Neuwahlen für den 1. Dec. und die Eröffnung der Sitzungen des neuen Congresses für den 27. Dec. anordnete.

Auch in Betreff der Frage des Verkaufs der Kirchengüter hat das Ministerium O'Donnell große Thätigkeit entwickelt, indem es bei den Bischöfen und Geistlichen darauf drang, der Regierung das Verzeichniß des Grundbesitzes der Kirchen einzureichen, welcher nach der zwischen der spanischen Regierung und dem päpstlichen Stuhle getroffenen Uebereinkunft verkauft werden soll und die zum Verkauf erforderliche kanonische Einwilligung zu ertheilen, was von seiten der meisten Bischöfe bereits geschehen sein soll.

Eine große Energie entfaltete das Ministerium in der Frage der Anerkennung des

Königreichs Italien, die von seiten des Klerus und der Neukatholiken einen Sturm ins Leben rief, der für die Fortdauer des Ministeriums große Besorgnisse erregte. Kaum war aus dem in den öffentlichen Blättern erschienenen Programm die Absicht der Regierung, das Königreich Italien anzuerkennen, bekannt geworden, als sich von seiten des Klerus ein Schrei der Entrüstung erhob, als ob der Kirche damit der Untergang drohe. Zuerst erließ der Cardinal-Erzbischof von Burgos, Monsignore Puenta, Gouverneur des Prinzen von Asturien, den man bis dahin für einen freisinnigen Prälaten gehalten hatte, gegen diese Maßregel eine sehr heftige Protestation, die er nicht blos der Königin zusandte, sondern auch in öffentliche Blätter einrücken ließ. Da es bekannt war, daß der Beichtvater der Königin, Pater Claret, und die bekannte Schwester Patrocinia, das Factotum des Königs, diese Ansicht des Cardinal-Erzbischofs vollkommen theilten, so war der Jubel im Lager der Ultramontanen groß, ja man betrachtete das Cabinet schon als halb gestürzt und hielt eine neue Ministerliste bereit. Man hatte sich aber einer großen Täuschung hingegeben. Der Ministerpräsident, Marschall O'Donnell, begab sich sogleich zur Königin und verlangte von ihr die sofortige Entlassung des Monsignore Puenta von seinem Posten als Gouverneur des Prinzen von Asturien und die Entfernung des Paters Claret und der Schwester Patrocinia aus Spanien, wofern sie nicht den Rücktritt des neuen Ministeriums vorziehe. Die Königin, die sich in diese Alternative versetzt sah, entschied sich für das erstere. Obgleich die Regierung erklärte, der Cardinal-Erzbischof von Burgos werde wegen seiner heftigen Protestation gerichtlich verfolgt werden, folgten doch alle Bischöfe — nur drei machten davon eine Ausnahme — dem Beispiel desselben in mehr oder weniger heftigen Ergüssen, ohne daß aber die Regierung sich dadurch in den auf die Anerkennung des Königreichs Italien bezüglichen Unterhandlungen stören ließ, welche durch die Ernennung der bevollmächtigten Minister von seiten der beiden Höfe und deren Empfang von seiten des Königs von Italien und der Königin von Spanien ihren Abschluß fand.

Neben diesen diplomatischen Verhandlungen wurden gleichzeitig auch andere wegen eines Besuchs zwischen der französisch-kaiserlichen und der spanisch-königlichen Familie gepflogen, die ebenfalls ihren Zweck erreichten. Der Kaiser, die Kaiserin und der kaiserliche Prinz fanden sich zunächst am 9. Sept. von Biarritz aus in San-Sebastian ein, wohin sich die Königin mit ihrer Familie von dem kleinen Hafenorte Zarauz, ihrem Sommeraufenthalt, aus begeben hatte, und am 11. Sept. wurde dieser Besuch in Biarritz erwidert. Da die Königin von Spanien früher einen solchen Besuch stets zu vermeiden gesucht hatte, so lag die Vermuthung, daß es sich dabei um politische Zwecke gehandelt habe, um so näher, als auch der Ministerpräsident O'Donnell und ein paar Collegen desselben dabei zugegen waren. Vielleicht hatte O'Donnell diese Angelegenheit deshalb so lebhaft betrieben, um der revolutionären Partei durch diesen freundschaftlichen Verkehr zwischen dem Kaiser und der Königin zu zeigen, daß die letztere auf die Hülfe des mächtigen Napoleon rechnen könne, sobald ihrem Throne Gefahr drohe, und um dadurch von jedem Versuche dieser Art abzuschrecken.

So ist das Ministerium O'Donnell bisjetzt in jeder Beziehung seinem Programm treu geblieben, ja es hat sogar bereits mehr geleistet, als es versprochen, was sich besonders in der Sklavenfrage in einer sehr erfreulichen Art gezeigt hat. Die spanische Regierung hat nämlich die englische amtlich davon in Kenntniß gesetzt, daß sie den Generalkapitän von Cuba angewiesen habe, den Sklavenhandel auf Cuba nicht länger zu dulden. Ein Decret des Ministers der Colonien (ultramar) Canovas del Castillo vom 27. Oct. bestimmt, daß die zum Verkauf nach Cuba gebrachten Neger auf Regierungsschiffen nach der Insel Fernando Po und andern spanischen Besitzungen am Meerbusen von Guinea gebracht und dort in Freiheit gesetzt werden sollen. Wenn sie nicht vor-

ziehen, als freie Arbeiter auf spanischem Boden zu bleiben, sollen sie an diejenige Stelle der Küste Afrikas transportirt werden, nach welcher sie gebracht zu werden wünschen. Gleichzeitig sollen auch die Sklaven auf spanischem Gebiet nach einer gewissen Frist ihre Freiheit erhalten. Somit ist dem Sklavenhandel, dieser Schmach für civilisirte Nationen, von dem Ministerium O'Donnell der Todesstoß versetzt worden.

Was die am 1. Dec. 1865 vorgenommenen Wahlen betrifft, so gestattete die Regierung den verschiedenen Parteien, von denen die Reactionäre und die Ultramontanen die äußerste Rechte, die Progressisten und Demokraten die äußerste Linke bilden, während die Union liberale, welcher das Ministerium angehört, in der Mitte steht — den weitesten Spielraum. Der Wahlkampf in Spanien hat einen ganz eigenthümlichen Charakter. Die Parteien sind dort organisirt wie öffentliche Corporationen; sie haben in allen Städten ihre Comités, veröffentlichen ihre Rundschreiben und Einladungen zu Versammlungen in den Journalen und halten die Versammlungen wie gesetzlich constituirte Körperschaften oder wie die Actionäre einer Gesellschaft.

In Betreff der Wahl richtete zuerst der Minister des Innern, Posada Herrera, ein Rundschreiben an seine Beamten, das sehr freisinnig war und das ihnen zur Pflicht machte, den Wählern die vollkommenste Wahlfreiheit zu sichern.

Am 3. Nov. veröffentlichte der Justizminister, Calderon Collantes, ebenfalls ein sich auf denselben Gegenstand beziehendes Rundschreiben an den gesammten Richterstand, dem er empfahl, sich weder an der Organisation der Parteien und an dem Treiben derselben noch an den Wahlkämpfen zu betheiligen, weil das ihrem Ansehen schaden und den Schein der Parteilichkeit auf sie werfen könnte. Bei der Wahl selbst solle der Richter nur sein Gewissen zu Rathe ziehen und für die Candidaten votiren, von denen er glaube, sie verträten seine Grundsätze, ohne zu fragen, ob sie ministeriell seien oder nicht.

Infolge jener ministeriellen Rundschreiben wurde den Wahlversammlungen kein Hinderniß in den Weg gelegt. Am 5. Nov. hielt die demokratische Partei im Theater des Circus eine Wahlversammlung, in welcher Orense den Vorsitz führte, ohne zu einem entscheidenden Beschluß zu gelangen. Die meisten Anwesenden schienen die Meinung zu theilen, daß ihre Partei sich der Theilnahme an den Wahlen enthalten müsse.

An demselben Tage fand eine Versammlung der gemäßigten Neokatholiken bei dem Herzog von Veragua statt, zu der sich etwa 160 Senatoren und frühere Deputirte eingefunden hatten. Auch hier konnte man sich nicht über die Haltung bei den Wahlen verständigen. Die einen beantragten, man möge die Partei reorganisiren und mit Energie handeln, während andere die Enthaltung von den Wahlen vorzogen. Zuletzt kam man zu dem Beschlusse, daß ein jeder seiner Ueberzeugung folgen möge. Dann wurde ein Comité ernannt und beauftragt, ein Manifest zu entwerfen, das veröffentlicht werden sollte.

Eine feststehende Thatsache ist, daß der Marschall O'Donnell, obgleich er der Union liberale angehört, doch die Progressisten und Demokraten für sich zu gewinnen gesucht und zu diesem Zweck den einflußreichsten Mitgliedern derselben Anerbieten gemacht, unter anderm Amnestie für alle Preßprocesse und die größte Unparteilichkeit in den bevorstehenden Wahlen versprochen hatte. Infolge dessen war sowol im Lager der Demokraten wie in dem der Progressisten eine Spaltung eingetreten, indem die einen für die Annahme des Anerbietens waren, während die andern den Krieg gegen das Ministerium fortsetzen wollten, um womöglich ein progressistisches Ministerium, etwa unter dem Marschall Espartero, ans Ruder zu bringen.

Erwähnung verdient eine Bemerkung, welche wir in der dem Cabinet O'Donnell sehr nahe stehenden „Epoca" finden und welche jedenfalls den Reactionären und Ultramontanen zur Warnung dienen sollte; sie lautete:

„Da wir in Spanien alle ein wenig Prophet sind, so fügen wir hinzu, daß in dem Fall, wenn das Cabinet O'Donnell durch irgendein Ereigniß vor dem Ablauf dieses Jahres gestürzt werden sollte, nach ihm nur ein einziges folgen könnte, und zwar würde das ein Ministerium Prim-Cortina und eine von dem Marschall Espartero gebildete Combination sein."

Zu Gunsten einer solchen Combination zu wirken, mußten sich die Reactionäre sicher hüten. Diese Besorgniß war wahrscheinlich die Ursache ihrer Unentschiedenheit in der Wahlfrage.

Wie es sich voraussehen ließ, verschafften die Neuwahlen, auf welche von seiten der Beamten durchaus kein Einfluß ausgeübt wurde, dem Ministerium eine große Majorität, und als die Königin am 27. Dec. in eigener Person die Sitzung der Cortes eröffnete, durfte man sich noch der Hoffnung hingeben, daß diese Sitzungsperiode ruhig verlaufen und segensreich für die innere Entwickelung Spaniens wirken werde. Die erste Hoffnung stellte sich sehr schnell als trügerisch heraus, weil ein ehrgeiziger Mann, der zur Progressistenpartei gehörende General Prim, da sich ihm keine Aussicht zeigte, auf dem gesetzlichen Wege zur Macht zu gelangen, vermittels eines Pronunciamiento in den Besitz derselben zu kommen versuchte, indem er sich mit der Hoffnung schmeichelte, sein Aufstand werde ihm ebenso gut gelingen, wie es im Jahre 1854 unter ganz andern Umständen mit dem O'Donnell's der Fall gewesen war.

Don Juan Prim, der in der letzten Zeit den Rang als Generallieutenant in der spanischen Armee bekleidete und die Titel Viscount del Brusch, Graf von Reus, Marquis de los Castillejos führt, außerdem spanischer Grande erster Klasse ist, wurde am 6. Dec. 1814 in Reus, einer Stadt in Catalonien in der Nähe von Tarragona, geboren. Juan Prim wurde frühzeitig in eine Cadettenschule aufgenommen und war kaum ins Heer eingetreten, als der Bürgerkrieg ausbrach, der von dem Tode Ferdinand's VII. im Jahre 1833 bis zum Frieden oder dem Vertrage von Bergara im Jahre 1839 währte. In diesem Kriege focht er auf der Seite der Constitutionellen gegen Don Carlos und zeichnete sich so durch seine Tapferkeit und sein Kriegsglück aus, daß er im Alter von 22 Jahren bereits Kapitän, drei Jahre später Oberst und seine Brust mit Orden bedeckt war. Nach dem Friedensschluß wurde Prim mehrmals zum Deputirten in den Cortes erwählt. Schon vor 1843 — also zur Zeit, wo Espartero nach England ins Exil flüchten mußte — wurde Prim erst zum Brigadier und dann zum Generalmajor ernannt und gleichzeitig wurden ihm die Titel Viscount del Brusch und Graf von Reus verliehen. Im Jahre 1844 war eine Verschwörung gegen den damaligen Premierminister Narvaez eingeleitet worden, um seinem Leben ein Ende zu machen. Als er eines Abends nach dem Theater fuhr, wurde in der Calle de Ballesta ein Schuß auf seinen Wagen abgefeuert, welcher den rückwärts sitzenden Adjutanten des Marschalls, Rasetti, auf der Stelle tödtete, während Narvaez und der jetzige Staatsminister Bermudez del Castro, die auf dem Vordersitze saßen, ganz unverletzt blieben. Unter den Theilnehmern an dieser Verschwörung, welche vor Gericht gestellt, des Verbrechens überwiesen und zum Tode verurtheilt wurden, befand sich auch Prim, doch sein Glücksstern bewährte sich auch in diesem Fall. Denn Narvaez bestimmte die Königin, das gegen Prim erlassene Todesurtheil aufzuheben und ihm jede Strafe zu erlassen. Indessen hielt der Minister es doch für zweckmäßig, Prim zu entfernen, deshalb ernannte er ihn noch vor Ende jenes Jahres zum Generalkapitän der Insel Portorico, wohin er sofort abreisen mußte. Während der Zeit, wo Prim diesen Posten auf Portorico bekleidete, brach auf der dänischen Insel Santa-Cruz ein Negeraufstand aus. Er eilte sofort den dänischen Behörden zu Hülfe und hatte an der Unterjochung der Neger einen so wichtigen Antheil, daß der König von Dänemark ihm zur Belohnung dafür den Danebrog-

orden verlieh. Der Colonialminister in Madrid war dagegen mit Prim's Verfahren in dieser Angelegenheit gar nicht zufrieden und tadelte es entschieden, daß er mit der spanischen Garnison den Dänen zu Hülfe geeilt war, weil die Neger auf Portorico, welche ebenso gut zu einem Aufstande bereit waren wie ihre Brüder auf Santa-Cruz, seine Abwesenheit leicht hätten benutzen können, um sich ihrerseits zu Herren der für Spanien so wichtigen Insel Portorico zu machen. Infolge dessen wurde Prim von seinem Posten abberufen und wegen Pflichtverletzung verurtheilt. Auch diesen zweiten Sturm bestand Prim glücklich. Er verstand die Kunst, seine Dienste den verschiedenen Ministerien annehmbar zu machen, die sich einander mit solcher Schnelligkeit folgten, daß das eine von ihnen den Namen „das Blitzministerium" erhielt, bis er sich in eine neue Verschwörung gegen Bravo Murillo einließ, welcher ihn und den General Ortega zur Strafe dafür verbannte. Nach einer kurzen Abwesenheit kehrte er indessen nach Madrid zurück, wo er es besonders der Empfehlung der Königin Christine zu verdanken hatte, daß er im Jahre 1854 während des Krimkriegs als spanischer Militärcommissar in das Lager der Verbündeten vor Sewastopol geschickt wurde. Er gewann sich unter den Offizieren der englisch-französischen Armee viele Freunde und ganz besonders die Gunst des Oberbefehlshabers des türkischen Expeditionscorps, welcher es durchsetzte, daß ihm von dem Sultan der Medjidieorden und ein Ehrendegen verliehen wurden. Auf seiner Rückreise aus dem Orient kam er 1850 nach Paris, wo er sich mit einer mexicanischen Dame, Señora Echevarria, vermählte, die ihm eine Mitgift von 600000 Doll. zubrachte, während sie ebenso viel dereinst von ihrer Mutter und von jedem ihrer zwei Oheime 1 Mill. Doll. zu erwarten hatte. Die Vermählung fand im Beisein der Königin Christine statt, welche bei der Braut die Stelle der „Madrina" oder Taufpathe übernommen hatte. Am 31. Jan. 1856 wurde Prim zum Generallieutenant und 1858 zum Senator ernannt. Bei seinem Eintritt in den Senat hielt er während der Adreßdebatten eine sehr merkwürdige Rede über die mexicanische Frage. Kurz nachher brach der Krieg mit Marokko aus, welcher dem General Prim die Gelegenheit bot, seinen Ruf durch verschiedene Heldenthaten zu vermehren. Am glänzendsten zeichnete er sich in der Schlacht bei Castillejos in der Nähe von Melilla aus. Als er sah, daß das Regiment Cordova durchbrochen war und die Flucht ergriff, warf er sich den Flüchtigen entgegen, belebte ihren Muth durch seine Ermahnung und sein Beispiel, sammelte sie und führte sie, mit der Fahne des Regiments ihnen voranschreitend, mit einer solchen Heftigkeit gegen den Feind, daß durch diesen Angriff den spanischen Waffen der Sieg gesichert wurde. Diese heroische That wurde mit dem Titel Marquis de los Castillejos und dem Grade als spanischer Grande erster Klasse belohnt. Daß ihm 1861 der Oberbefehl über das spanische Expeditionscorps gegen Mexico anvertraut wurde, und sein Verfahren bei jener Gelegenheit, haben wir bereits erwähnt. Nach seiner Rückkehr nach Spanien ließ er sich abermals in ein Complot gegen das Ministerium Mon ein, was für ihn eine Verweisung nach Oviedo zur Folge hatte. Sobald der Marschall Narvaez wieder in den Besitz der Macht gelangt war, rief er Prim nach Madrid zurück, welcher nach der Maxime, daß in der Politik Dankbarkeit nicht an ihrem Platze sei, die Anstrengungen O'Donnell's zum Sturz des Ministeriums Narvaez unterstützte. Kurz nach der Bildung des Cabinets O'Donnell im Juni 1865 schloß sich Prim aber der Partei der Progressisten unter Espartero an, zu deren Gunsten er seinen ganzen Einfluß geltend machte. Er übernahm die Präsidentschaft vieler ihrer Comités, und obgleich er mit Madon, Figuerola und andern Parteiführern gegen die Politik der Wahlenthaltung stimmte, weil er glaubte, ein offener Kampf sei ehrenvoller und biete mehr Aussichten auf Erfolg dar, so erklärte er sich doch durch das Votum der Majorität der Partei für gebunden und enthielt sich nicht blos der Theilnahme an den Wahlen, sondern nahm auch seinen Sitz im Senat

nicht ein. Prim wurde von dem Ministerium O'Donnell mit der größten Schonung behandelt. Am 30. Dec. stellte sich in den Rechnungen Prim's über die mexicanische Expedition ein Deficit von 40000 Piastern heraus, das von O'Donnell sofort gestrichen wurde. Am 1. Jan. schrieb Prim einen Brief an den Minister des Auswärtigen, Bermudez del Castro, um ihn zu bitten, einem seiner Schützlinge eine Anstellung zu bewilligen, und am 2. Jan. verließ er Madrid, angeblich um einer Jagd beizuwohnen, in Wahrheit aber, um ein Pronunciamiento im Sinne der Progressistenpartei zu machen, für welchen Zweck er die in Ocana und Aranjuez in Garnison stehenden Schwadronen der Cavaleriereginienter Calatrava und Baylen gewonnen hatte. Diese empörten sich unter dem Schwadronschef Bastos, während er sich selbst an die Spitze eines in Avila in Garnison stehenden Bataillons Infanterie stellte und die Fahne der Empörung aufpflanzte. In seiner Proclamation erklärte er sich für das im vorigen November von dem Comité der Centralprogressisten aufgestellte Programm, welches, obschon es sich auf den Grundsatz des allgemeinen Stimmrechts und aller andern demokratischen Freiheiten stützt, doch keine Feindseligkeit weder gegen den Thron noch gegen die herrschende Dynastie aussprach. Seine Proclamation enthielt auch einen Aufruf zu Gunsten Espartero's und der constituirenden Cortes. Natürlich rechnete Prim darauf, daß infolge seines Pronunciamiento die Partei der Progressisten in allen großen Städten, namentlich auch in der Hauptstadt sich erheben, er selbst bald als Sieger in Madrid einziehen und sich an die Spitze der Macht gestellt sehen werde. Seine Hoffnung hatte ihn getäuscht. Der Name Espartero's, der wol Progressist, aber gleichzeitig streng monarchisch und Anhänger der regierenden Dynastie ist, hatte hingereicht, die zahlreiche Partei der Exaltados zurückzuschrecken, welche Spanien in eine Republik umwandeln oder wenigstens eine andere Familie auf den Thron zu setzen wünschen, um die ganze Iberische Halbinsel unter einer Krone zu vereinigen. Blos in Barcelona kam es zu einem offenen Aufstande, doch die Marinetruppen genügten, demselben mit einem nur geringen Blutvergießen ein Ende zu machen. Um dem Ausbruch von Unruhen vorzubeugen, verhing der Marschall O'Donnell den Belagerungszustand über Madrid und die ganze Provinz. Dieselbe Maßregel wurde dann auf alle Provinzen ausgedehnt, von denen man vermuthete, daß Prim daselbst zahlreiche Anhänger habe. Der Marineminister, General Zavala, der Marschall Concha und der Oberst Escobedo verfolgten an der Spitze von drei Colonnen die Aufständischen, hatten aber die Weisung, jedes Gefecht mit Prim zu vermeiden und nur so zu manövriren, daß ihm zuletzt kein weiterer Ausweg übrigblieb, als mit seinen 600 Mann nach Portugal zu flüchten. Mochte man dabei nun fürchten, die königlichen Soldaten könnten bei einem Gefecht theilweise zu Prim übertreten, oder wollte man nur verhüten, daß die Söhne desselben Landes einander feindlich gegenüberträten, der Zweck wurde erreicht. Am 22. Jan. sah Prim sich gezwungen, die portugiesische Grenze zu überschreiten, und am 26. Jan. traf er in Lissabon ein, wo er von dem Marquis Niza gastfreundlich aufgenommen wurde. Die portugiesische Regierung sicherte ihm ein Asyl unter der Bedingung, daß er in keiner Weise der spanischen Regierung weitere Schwierigkeiten bereite. Obgleich nun Prim bei ruhigem Nachdenken leicht finden konnte, daß O'Donnell's Pronunciamiento im Jahre 1854 den Sieg davontrug, weil es zu Gunsten der constitutionellen Partei gegen die Reaction unternommen wurde, und daß das seinige erfolglos blieb, weil es zu Gunsten der Progressisten gegen die Constitutionellen gerichtet war, so schmeichelte er sich doch mit der Hoffnung, es werde ihm schließlich noch gelingen, sich in den Besitz der Macht zu setzen. Auch von Lissabon aus verbreitete er in Spanien eine neue Proclamation, worin er unter anderm sagte:

„Habe ich, weil ich mich nach Portugal begeben habe, meine Aufgabe beendigt? Habe ich mich für besiegt anerkannt? Nein, tausendmal nein.

„Die materiellen Hindernisse, die mich gezwungen haben, stillzustehen, werden bald verschwinden; die Revolution bleibt ebenso nothwendig, ebenso unumgänglich erforderlich wie je.

„Wir haben die Kraft und das Recht für uns. Wir haben den Kampf für die Nation begonnen, und die Nation darf nie unterliegen. Unsere Gegner können nicht auf sich selbst rechnen; ihr ganzes Vertrauen liegt in der Schwäche, die sie bei uns voraussetzen, ein einziger Sieg wird unsern Triumph entscheiden. Es lebe die Freiheit, der Fortschritt und die nationale Souveränetät!“

Infolge der Veröffentlichung dieser Proclamation erklärte die portugiesische Regierung dem General Prim, er habe sein Asylrecht verwirkt und möge sich so schnell wie möglich einschiffen und sich nach einem andern Lande begeben, worauf er an Bord eines Packetboots zunächst nach England abreiste.

Die Theilnehmer an Prim's Aufstande wurden theilweise zur Strafe nach den Philippinen eingeschifft, theilweise noch in Portugal internirt. Das Ministerium O'Donnell beschäftigte sich mit Finanzreformen, die in Spanien dringender nothwendig als in irgendeinem andern Lande sind. Die zerrüttete Finanzlage des Landes, die wahre Achillesferse Spaniens, erfordert große Ersparnisse und das Ministerium hat zu diesem Zweck die Stärke des Heeres von 100000 auf 85000 Mann herabgesetzt und den Cortes erklärt, es werde dasselbe noch mehr vermindern, sobald der normale Zustand im Lande hergestellt sei und namentlich die Progressisten auf ihre Umsturzplane verzichteten. Diese Partei hatte indeß keineswegs ihre Hoffnungen aufgegeben.

So unglücklich auch der vom General Prim organisirte Militäraufstand ausgefallen war, so hat er doch nicht vor neuen Versuchen abgeschreckt, denn bereits am 17. Juni brach in Salamanca wieder eine Meuterei aus, die aber mit leichter Mühe unterdrückt wurde und weiter keine Folgen hatte. Das Ministerium kannte aber die im ganzen Lande und namentlich in Madrid herrschende Unzufriedenheit und war auf den Ausbruch eines neuen Aufstandes vorbereitet, der auch nicht lange auf sich warten ließ. Das Cabinet war gut unterrichtet. Der Minister des Innern brachte die ganze Nacht vom 21. zum 22. Juni auf seinem Ministerium zu, und der Marschall O'Donnell ging erst des Morgens um 4 Uhr zu Bette. Kaum hatte er eine Stunde geschlafen, als der Minister des Innern ihm melden ließ, daß im Quartier San-Gil eine Militärrevolution ausgebrochen sei. Es hatten sich nämlich 2 Bataillone des Artillerieregiments zu Fuß und das Regiment reitender Artillerie empört, und nachdem sie sich in ihrem Quartier stark befestigt hatten, rückten sie 1200 Mann stark mit 30 Geschützen nach dem nördlichen Quartier aus, wo sie von einer großen Menschenmenge empfangen wurden, die von den Artilleristen aus dem Artilleriepark mit Waffen versehen worden war und die auf allen Punkten der Stadt Barrikaden zu errichten anfing. Eine andere Abtheilung mit 4 Geschützen nahm Stellung oben in der Straße Fuencarral, unfern des alten Thores von Bilbao, von wo sie sich auf den Platz Santo-Domingo und in die benachbarten Straßen begab. Hundert Artilleristen rückten mit 2 Kanonen bis zur Puerta del Sol in der Absicht vor, sich des Ministeriums des Innern zu bemächtigen, was aber dadurch vereitelt wurde, daß es Offizieren, von denen sich keiner dem Aufstande angeschlossen hatte — 13 derselben waren von ihren eigenen Leuten niedergemetzelt und 9 verwundet worden —, gelungen war, sich zu flüchten und den Minister des Innern von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Sofort wurde eine halbe Compagnie des Regiments Principe zum Schutz des Ministeriums herbeigerufen. Als die Insurgenten von der Puerta del Sol herbeikamen, wurden sie von einem so lebhaften Gewehrfeuer empfangen,

daß sie von ihren Geschützen gar keinen Gebrauch machen konnten. In der Zwischenzeit hatte sich der General Serrano mit dem Marschall O'Donnell in Verbindung gesetzt, sich in aller Eile nach dem Artilleriequartier del Retiro begeben und von dort die verfügbaren Geschütze nach der Puerta del Sol geschickt. Nachdem O'Donnell die Aufständischen von dort vertrieben hatte, schickte er sogleich Kanonen vor das Quartier San-Gil, wo es zwei Stunden lang zu einer heftigen Kanonade kam. Der Oberst Chacon vom Regiment Principe erhielt den Befehl, in das Quartier einzudringen, was ihm auch gelang. Die Insurgenten wurden von Stockwerk zu Stockwerk verfolgt und bald entwaffnet. Es sollen dabei gegen 200 Mann getödtet und 500 Mann gefangen genommen worden sein. Nachmittags um 3 Uhr war der Militäraufstand unterdrückt, aber die Empörung des Volks dauerte noch fort und erst des Abends um 10 Uhr waren sämmtliche Barrikaden von dem Militär genommen und zerstört und die Ruhe in der Stadt hergestellt. Viele Offiziere waren von den Bürgern in einer verrätherischen Weise ums Leben gebracht worden. Es wurde sofort ein Kriegsgericht eingesetzt, um über die gefangenen aufständischen Artilleristen ein Urtheil zu fällen, das über die Sergeanten und Corporale die Strafe standrechtlicher Erschießung verhängte. Die Executionen begannen am 23. Mai; am 26. wurden wieder 21 Sergeanten standrechtlich erschossen.

Da die Regierung besorgte, daß auch in den Provinzen Aufstände ausbrechen möchten, so wurde der Marschall Serrano sofort als Befehlshaber nach Andalusien und der Marschall Concha nach Catalonien gesandt. Man war nämlich besorgt, daß der Aufstand in Madrid nicht isolirt bleiben werde und daß die Verschwörung in den Provinzen Verzweigungen habe, was dadurch noch wahrscheinlicher wurde, daß aus Paris die Kunde kam, der General Prim sei im nördlichen Spanien. Wäre der Aufstand in Madrid geglückt, so hätte er sich bei der überall herrschenden Unzufriedenheit sicher schnell über ganz Spanien verbreitet; doch die Niederlage der Aufständischen in der Hauptstadt schreckte die Provinzen zurück. So kam es nur in Barcelona zu kleinen Unruhen, die schnell unterdrückt wurden, und in der Festung Gerona in Catalonien, nicht weit von der französischen Grenze, pflanzte das Regiment Baylen die Fahne der Empörung auf, doch auch hier gegen den Willen der höhern Offiziere. Glücklicherweise konnte die Regierung sich auf die Bataillone der Jäger von Alcantara verlassen, die sofort gegen die Aufständischen geführt wurden, welche sich, von den Jägern verfolgt, nach der französischen Grenze zurückzogen und in Frankreich einen Zufluchtsort suchten. Die in Madrid erscheinende officiöse „Correspondencia“ konnte schon in ihrer Nummer vom 27. Juni den von dem spanischen Consul in Perpignan der Regierung eingeschickten Bericht veröffentlichen, daß eine Abtheilung der Aufständischen des Regiments Baylen, 700 Mann stark mit 15 Subalternoffizieren, über San-Lorenzo de Cerbono nach Frankreich übergetreten und in Besançon internirt worden sei. Damit war der Aufstand beendigt. Dem General Prim gelang es, nach Frankreich zu entkommen, wo er sich zunächst nach Vichy und von dort später nach Ostende begab.

Die „Esperanza“ in Madrid meldete unter dem 25. Juni, es unterliege keinem Zweifel, daß die Generale Pierrod und Constreras an der Spitze der Empörer von Madrid gestanden hätten. Man versichere, der erstere habe sich von den Barrikaden auf dem Platze Santo-Domingo zurückgezogen, nachdem er am Kopfe schwer verwundet worden sei. Die Empörer hätten auf einen sichern Sieg, viele Waffen, Munition und Geld gerechnet. In einem Hause der Straße Hortaleza sei im voraus eine Art von revolutionärer Regierung eingesetzt worden, vor die man den General Salvador Valdeo geführt habe, nachdem er von den Insurgenten auf der Straße ergriffen worden sei. Die Zahl der während des Straßenkampfes Getödteten und ebenso die der standrechtlich Er-

schossenen hat man nicht mit Gewißheit erfahren, wohl aber weiß man, daß am 22. Juni 179 Verwundete in die Hospitäler in Madrid aufgenommen wurden.

Es ließ sich erwarten, daß dieser Militäraufstand nicht ohne wichtige Folgen bleiben werde. Der erste Schritt der Regierung war, das weitere Erscheinen der demokratischen und progressistischen Blätter dadurch unmöglich zu machen, daß die Pressen derselben versiegelt wurden. Dann wurde in den beiden Kammern ein Gesetzesvorschlag eingebracht, welcher die dem spanischen Volk durch die Verfassung zugesicherten constitutionellen Bürgschaften suspendirte und der zuerst in der Deputirtenkammer mit großer Majorität und dann am 6. Juli im Senat mit 130 gegen 3 Stimmen angenommen wurde. Trotzdem scheint der Königin und ihrer Umgebung das Ministerium O'Donnell doch noch als viel zu freisinnig erschienen zu sein, denn am 11. Juli des Morgens erfuhr man in Madrid mit nicht geringem Erstaunen, daß die Königin in der vorhergegangenen Nacht unter dem Marschall Narvaez, Herzog von Valencia, ein neues Ministerium aus lauter reactionären Elementen ernannt habe.

Bei der wichtigen Stellung, welche Narvaez jetzt in Spanien bekleidet, ist es nicht ohne Interesse, an die frühern Thaten dieses Mannes zu erinnern, der in der Geschichte Spaniens eine sehr einflußreiche Rolle gespielt hat.

Ramon Marie Narvaez wurde am 4. Aug. 1800 in Loja in Andalusien geboren und trat nach der Rückkehr Ferdinand's VII. als Cadet in die wallonische Garde, welche später das 2. Infanterieregiment der königlichen Garde bildete. Als 1820 in Spanien das constitutionelle Régime wiederhergestellt wurde, war er Offizier, und als ein Theil der königlichen Garde am 2. Juli 1822 einen Versuch machte, das Werk der Revolution zu zerstören, schloß Narvaez sich den Liberalen an und trug durch seinen Muth zur Unterdrückung der Emeute bei. Als das französische Heer unter dem Herzog von Angoulême das absolute Regiment des Königs wiederhergestellt hatte, zog Narvaez sich in seinen Geburtsort zurück, wo er bis zum Tode Ferdinand's VII. im September 1833 in der tiefsten Zurückgezogenheit lebte. Im Jahre 1834 trat er als Kapitän der Jäger wieder in den Militärdienst und kämpfte sehr tapfer gegen die Karlisten. Im Jahre 1838 wurde er zum Generalkapitän von Altcastilien und zum Oberbefehlshaber einer Reservearmee ernannt, mußte aber als Gegner Espartero's auf diese Stellung verzichten und sich wieder nach Loja zurückziehen. Am 12. Nov. 1838 brach in Sevilla ganz unerwartet ein Aufstand aus, denn die Gemäßigten und Liberalen hatten sich vereinigt und unter der Präsidentschaft von Cordova eine insurrectionelle Junta gebildet. Narvaez schloß sich dem Pronunciamiento an und flüchtete sich nach dem Mislingen der Insurrection über Gibraltar nach Paris, wo 1840 auch die Königin-Mutter eintraf, mit der vereint er thätige Schritte zum Sturze Espartero's einleitete. Im Jahre 1842 leitete er die Centralisation der Christinos in Perpignan und im Jahre 1843 stürzte er an der Spitze einer Insurrection den Dictator Espartero. Er landete in Valencia und marschirte auf Madrid, wo er nach ein paar erfochtenen Siegen im Triumph einzog. Im Mai 1844 wurde Narvaez zum Ministerpräsidenten und zum Herzog von Valencia ernannt und in demselben Jahre erhielt er den Rang als Generalkapitän der Armee. Seine Verwaltung athmete den Geist der erklärten Reaction gegen die liberale Partei. Er rief die Königin Christine zurück und ließ die Constitution von 1837 dahin abändern, daß das Princip der Volkssouveränetät aus der Charte gelöscht, das Wahlrecht von einem Census abhängig gemacht, die Preßfreiheit und die Unabhängigkeit der Gemeinderäthe beschränkt und der Königin das Recht, Senatoren zu ernennen, verliehen wurde. Die dadurch veranlaßten Aufstände unterdrückte er mit fester Hand, aber sein gebieterisches und dictatorisches Wesen erweckte ihm viele Feinde. Am 10. Febr. 1846 wurde sein Ministerium gestürzt, worauf ihm der Gesandtschaftsposten in Paris über-

tragen wurde. Am 4. Oct. 1847 trat er an die Spitze eines neuen Cabinets, aber er gerieth bald mit der Königin Christine in Zwiespalt und mußte infolge dessen seine Entlassung einreichen. Am 21. Oct. 1849 gelangte er wieder zur Macht und blieb zwei Jahre Premierminister, worauf er als spanischer Gesandter nach Wien ging. Am 12. Oct. 1856 übertrug die Königin ihm von neuem die Präsidentschaft des von ihm wieder in reactionärem Sinn geleiteten Cabinets. Trotzdem mußte er im November 1857 dem Ministerium Armero-Mon weichen, welches die Rückkehr O'Donnell's zur Macht vorbereitete. Im September 1864 trat Narvaez wieder an die Spitze der Regierung und setzte es durch, daß der Besitz von San-Domingo von Spanien wieder aufgegeben wurde, aber im folgenden Juni mußte er abermals O'Donnell weichen. Während aber Narvaez 1864 bei der Uebernahme der Präsidentschaft des Ministeriums ein ziemlich gemäßigtes Programm aufstellte, hat er jetzt sich durch keine öffentliche Erklärung zu irgendeiner Politik verpflichtet, doch durch die Thatsachen stellt es sich nur allzu deutlich heraus, daß die Reaction par excellence in Spanien an der Spitze steht. Am deutlichsten ergibt sich das aus einem vom 30. Juli 1866 datirten Rundschreiben des Ministers des Innern, Gonzalez Bravo, an die Generalkapitäne oder Gouverneure der Provinzen, das angeblich gegen die Demokraten, Socialisten und Communisten, in Wahrheit aber gegen jede liberale Gesinnung gerichtet ist, die mit Gewalt zu unterdrücken den Behörden zur Pflicht gemacht wird. Am Schlusse sagt dieses Rundschreiben wörtlich:

„Sie müssen jede Art von Unruhen, Drohungen und Emeuten mit Gewalt unterdrücken; die Gesellschaften und Versammlungen, die unsern Gesetzen zuwider sind, ohne Schonung verfolgen, auflösen und diejenigen, welche sie veranlassen, organisiren und leiten, der ganzen Strenge der Gerechtigkeit unterwerfen, kurz bewirken, daß jeder die Stellung behält, zu der sein Rang ihn berechtigt. Sie müssen schlechte Gewohnheiten unterdrücken, endlich die züchtigen, welche die Schranken ihrer Pflicht überschreiten, und die gesetzliche Freiheit derer sichern, welche dem Gesetz gehorchen und die constituirten Behörden achten. Die Regierung erwartet von Ihnen die nothwendige, thätige, einsichtvolle und kräftige Mitwirkung, um endlich das ins Auge gefaßte Ziel zu erreichen. Sie überläßt es Ihrer Anordnung, für die moralischen und materiellen Maßregeln zu sorgen, welche die Ausführung des Geistes dieser Note sichern müssen."

Die in diesem Rundschreiben aufgestellten Vorschriften sind so elastisch, daß die Gouverneure vollkommen berechtigt sind, jede freisinnige Aeußerung energisch zu bestrafen.

Kurz vorher hatte der Minister des öffentlichen Unterrichts ebenfalls ein Rundschreiben in Bezug auf das Unterrichtswesen erlassen, welches den Lehrern die strengste religiöse Orthodoxie einschärfte.

Zu dieser Reaction gesellt sich nun noch der zerrüttete Zustand der spanischen Finanzen. Bereits vor dem Ausbruch des letzten Militäraufstandes hatte der Finanzminister Salaverria seine Entlassung eingereicht, weil er keine Mittel mehr auffinden konnte, um die schuldigen Zahlungen zu leisten, und hierauf übernahm Canovas de Castillo interimistisch das Portefeuille der Finanzen. Im Ministerium Narvaez ist Barzallana zum Finanzminister ernannt worden und die von ihm ergriffenen Maßregeln zeigen die grenzenlose Zerrüttung des Schatzes, die den förmlichen Staatsbankrott in nicht ferner Zeit in Aussicht stellt. Das Hauptrettungsmittel besteht in der Vorausbezahlung aller öffentlichen Abgaben auf zwei Halbjahre. Wenn aber der Ertrag der Abgaben für das folgende Jahr jetzt verausgabt wird, woher will dann der Minister die ihm im nächsten Jahre nöthigen Summen nehmen, da ihm alle europäischen Geldmärkte für eine Anleihe verschlossen sind? Zwar haben die Königin und die königliche Familie allerdings infolge der schlechten Finanzlage auf den vierten Theil der ihnen bewilligten Dotation verzichtet, die Geistlichkeit und die Beamten sind aufgefordert worden, dem Staat

einen Theil ihres Gehalts zu überlassen, und man berechnet, daß die niedere Geistlichkeit allein ein Opfer von 5 Mill. Realen bringen wird; doch das alles wird sich wie ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein herausstellen, denn der Finanznoth kann dadurch nicht abgeholfen werden. Ist es bei einer solchen Sachlage wol auffallend, daß alle Briefe, die Ende August 1866 aus Spanien in Paris ankamen, einstimmig erklärten, daß die Lage Spaniens jetzt kritischer sei als je. Die Gärung, welche dort vor sich geht, scheint sich im Geiste der iberischen Einheit zu entwickeln, wozu das Beispiel Italiens und Deutschlands viel beigetragen haben mag. Kurz, Spanien befindet sich, nach menschlichem Ermessen, am Rande eines Abgrundes und es scheint jetzt nur die Frage zu sein, ob es durch die Reaction oder durch einen Staatsbankrott in denselben hineingestürzt werden wird.

---

# Neuseeland in geographischer Hinsicht.

Zweiter Artikel.*)

## Die Mittelinsel.

Indem die Hebung der Nordinsel sich in der Mittelinsel, wie die Südinsel in der Colonie genannt wird, fortsetzt, nimmt auch das Hemmen der Hebungslinien, für welches sich in der Nordinsel bereits ein so entschiedenes Bestreben kundgibt, seinen Fortgang, und es baut sich somit der südliche Flügel des großen Dammes, welchen Neuseeland darstellt, mit der Stärke und Breite auf, welche derselbe für seine wichtigen tellurischen Functionen als ein Hauptregulator der Meeresströmungen und der Flutwelle in der Mitte des Großen Oceans bedarf. Da hier zugleich die gesammte Hebung des Systems gehemmt wird, steigert sie sich auch dadurch beträchtlich in der Höhe und Breite. Die westliche Linie der Hebung, auch hier der Hauptgrat, erreicht ihre großartigste Entwickelung: aus ihren breiten Hochstufen erhebt sich ein ununterbrochener mächtiger Gebirgswall, welcher in erhabenen Hörnern von echt alpinischem Schwung gipfelt, und dessen steiler Westabfall an der Wetterseite der Insel eine furchtbar brandende Felsenküste bildet, während die östlich sich anschließenden Linien eine sanfte, breite, sehr reichfaltige Stufung haben. Dabei tritt auch hier wieder das bewunderungswürdigste Ebenmaß in dem Gesammtaufriß der Insel hervor. Die westliche Hebungslinie besteht aus drei Hebungsbogen, von welchen der mittlere, höchste einen nur wenig gerundeten, die beiden äußern tief gerundete Bogen beschreiben; die östlichen Linien bilden am Anlaufe im Nordosten und am Auslaufe im Südwesten lange, von schmalen, tiefen Fjorden durchzogene Inseln und Halbinseln in der Art, daß sich diese gegenüberliegenden Küstentheile zierlich wie mit langem Quastenbesatz aus dem Wasser heben; die langgestreckte Linie der flachen Ostküste ist in gleichen Abständen von zwei hohen runden Bastionen, welche die letzte Hebungslinie gebaut hat, unterbrochen. Zahlreiche, große Flüsse durchkreuzen die Insel nach Osten und Westen. Reichlich mit den kostbarsten Mineralschätzen, mit einem für Viehzucht und Feldbau ergiebigen Boden, mit einem milden, gemäßigten Klima gesegnet, eignet sich die geräumige Insel vortrefflich für die unternehmende, rüstige Besiedelung, welche ihren jungfräulichen Boden in Angriff genommen hat. Hat man Neuseeland mit Recht das Großbritannien der Südsee genannt, so wäre die Nordinsel wol das südliche Irland, wie der Maori auch auffallend viel Aehnlichkeit mit dem Iren hat, die Mittelinsel aber dürfte das südliche England werden.

---

*) Vgl. den ersten Artikel, Bd. 2, Erste Hälfte, S. 582—614.

Leider müssen wir bei der geographischen Schilderung dieser interessanten Insel uns noch mit einigen flüchtigen Umrissen begnügen, da wir außer den kurzen Angaben von Julius Haast über seine Erforschung der neuseeländischen Alpen in den Jahren 1860 und 1861—62 für das Studium der geographisch wichtigsten Theile der Insel nur vereinzeltes sehr ungenügendes Material besitzen.

Da die erste Hebungslinie der Mittelinsel die erste Hebungslinie der Nordinsel im Süden der Cookstraße fortsetzt, erscheint sie zuerst als das auslaufende Ende eines schwachen Bogens in der schmalen, 20 Meilen langen Halbinsel des Cap Farewell, welche der Golden (früher Massacre) Bay gleich einem Mol nördlich vorliegt, und läuft sodann aus an dem an der Westküste belegenen Wanganui Inlet, dem nachfolgenden Nichtgehobenen. Es folgen nun die erwähnten drei großen Bogen, die, je von ungefähr 120 Meilen Spannlänge, die erhabene Westflanke der Insel aufbauen.

Der erste Bogen setzt unmittelbar im Süden von Wanganui Inlet ab. Seine regelmäßige Form zeichnet sich scharf an der Küste ab. Die krumme Linie von Rocky Point im Norden bis Cap Foulwind im Süden ist der innere Bug des Bogens, die gerade Linie von Rocky Point bis Wanganui Inlet (30 Meilen) ist die Breite am Anhub, die gerade Linie von Cap Foulwind bis zur Greymündung (50 Meilen) die Breite am Auslauf. Der Gebirgsgrat erscheint zuerst in dem hart an der Küste von Rocky Point bis Wanganui Inlet streichenden Wakamarama, in welchem sich auf einem Gneisfuße tertiäre Kalke und Thone erhoben haben; er dreht sich sodann nach Osten in dem aus Gneis bestehenden Haidinger Peak, worauf höhere aus Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer, Quarzit und Thonschiefer bestehende Ketten beginnen, die südöstlich streichenden Haupiri und Anatoki, die südlich streichenden Tasman, Mount-Arthur (6000 Fuß hoch) und Mount-Owen, welche Ketten sich in dem Granitberge Newton zu den bereits südwestlich setzenden Lyell umdrehen. Hier folgt nun eine merkwürdige, eigenthümliche Gabelung der Drehung, indem die Stufe sich in zwei Arme spaltet, die sich aber so scharf sondern, daß vor beider Anfang eine nichtgehobene Scheide verbleibt, woraus denn das interessante Querthal des Buller entsteht. Dieser Fluß entspringt hinter dem Rücken der Stufe in den Seen Rotoroa und Rotoiti, in der Niederung zwischen dieser und der östlich anliegenden Hebungslinie und zieht in diesem seinem Querthale mitten durch die gehobene Stufe nach Westen, bildet in seinem untern Laufe eine ausgedehnte fruchtbare Niederung und mündet östlich von Cap Foulwind. Der westliche der beiden vom Buller weiter fortsetzenden Arme geht mit den Paparohabergen als Grat in geschwungenem Bogen südwestlich zur Greymündung, der östliche in gestrecktem Bogen südlich zum Teremakau. Zwischen beiden Armen liegt die große (nichtgehobene) Niederung des Grey oder Mawera, welcher Fluß den äußern Fuß des Paparoha halbkreisförmig umzieht. Diese Greyebene enthält an 250000 Acres fruchtbares Land. Im Süden derselben liegen die großen Seen Brunner, 10 Meilen lang und 5 Meilen breit, und Apoierua.

Der zweite Bogen bildet nebst dem dritten die eigentlichen sogenannten Südlichen Alpen (Southern Alps), Hochgebirge, die an Höhe ihrer einzelnen Gipfel — zwischen 11—13000 Fuß Meereshöhe — an Ausdehnung ihrer ewigen Schnee- und Eisfelder mit den Centralstöcken der Penninischen und Rhätischen Alpen wetteifern. Der Westabfall ist im zweiten Bogen besonders steil. Er ist bis an die Schneelinie von dichter Waldung bestanden, welche die Unzugänglichkeit dieser Westflanke noch beträchtlich erhöht. Zahlreiche Flüsse stürzen sich über die steilen Terrassen. An dem sanftern Ostabhange des Gebirges steigen dagegen gewaltige Gletscher in der dem Gebirgszuge parallelen Richtung nach Norden und Süden herab, was am Westabhang nicht geschieht, da derselbe zu steil ist. Das Ende des Clydegletschers am Arrowsmith z. B., wo der Ran-

gitata (Clyde) aus einem großen Gletscherthor hervortritt, liegt 3762 Fuß über dem Meere; es bildet eine Eismauer von 1300 Fuß Breite und 120 Fuß Höhe. Drei Meilen weit thalaufwärts erfüllt der Gletscher das ganze ausgebreitete Thal und der Hauptgletscher empfängt mehrere Seitenarme; im Hintergrunde aber dehnen sich kolossale Firnfelder, aus denen die pyramidenförmigen Gipfel mit nackten, dunkeln Felswänden sich erheben. Das untere Ende des Havelockgletschers, die Hauptquelle des Havelockflusses, des südlichen Quellflusses des Rangitata, liegt 3909 Fuß und 3837 Fuß hoch, das des Forbesgletschers, die Quelle des in den Havelock in 2871 Fuß Höhe einmündenden Forbesflusses; der Lawrencegletscher, die Quelle des Lawrenceflusses, des nördlichen Rangitataarmes, endigt mit 4061 Fuß Höhe, und mit 2284 Fuß vereinigt sich der Lawrence mit dem Clyde, welcher in einer Höhe von 2192 Fuß noch den Havelock aufnimmt, worauf denn der Rangitata gebildet wird. Am Tyndall zieht der große Godleygletscher bis auf 3583 Fuß herab, aus welchem der Godleyfluß dem Tekaposee zuzieht. Das untere Ende des großen Tasmangletschers am Cook, dem Schlußberg des Bogens, geht bis auf 2774 Fuß herab; aus ihm entspringt der Tasmanfluß, welcher zu Thal auf der Scheide des Bogens fließt, in 2588 Fuß Höhe den Hooker und in 2242 Fuß Höhe den Jollie aufnimmt und in den Pukakisee, 1746 Fuß hoch, fällt. Die Flüsse des Ostabhangs winden sich von ihrem Ursprunge im Gletscherthor an durch ein gerades, breites Thal ohne Katarakte oder bedeutende Stromschnellen, obgleich ihr Fall im Durchschnitt 40—50 Fuß auf die Meile beträgt, und das Thal erweitert sich gewöhnlich, bis die Flüsse die die östlichen Ebenen begrenzenden Ketten erreichen, welche sie in tiefen Schluchten mit fast senkrechten Felsenwänden durchbrechen. In breitern Zwischenräumen zwischen den beiden Hebungslinien finden sich gewöhnlich Seen von bedeutender Tiefe. Die Linie des ewigen Schnees liegt im Gebirge in 7800 Fuß Höhe. Die Faguswaldung (black birch der Colonisten), welche noch in den Gebirgen von Nelson bis 4500 Fuß Höhe emporsteigt, erreicht hier nur den Hopkins mit 3180 Fuß Höhe, worauf die alpine Flora beginnt, die mit 6500 Fuß sehr selten wird und mit 7200 Fuß ihren höchsten Punkt erreicht. Wie der nördliche Bogen an seiner Base Gneis mit einzelnen Granitdurchbrüchen, im Gebirgskamm Glimmerschiefer mit Quarz aufweist, so besteht hier in noch größerer Höhe der Cook und dessen Umgegend aus Sedimentformationen, Thonschiefer, Grauwackenschiefer, die in mannichfaltiger Weise mit Sandsteinen, Conglomeraten, Alaunschiefer oder Geröllbänken abwechseln, die Schichten sind fast senkrecht aufgerichtet, im Durchschnitt 75—80 Grad geneigt. Metamorphische Gesteine, wie Gneis, Glimmerschiefer, Chlorit-, Graphitschiefer, Quarzit kommen nur am Westabhang vor. Im Gebirge sind Gewitter und heftige Regenfälle sehr häufig. Es findet eine bedeutende Differenz zwischen der Temperatur am Tage und in der Nacht statt. Schon in 3000 Fuß Höhe sinkt die Temperatur des Nachts während wenigstens sechs Monate im Jahre unter den Gefrierpunkt, wogegen am Tage die Sonne so mächtig wirkt, daß selbst mitten im Winter, wo der Himmel meist unbewölkt ist, die Temperatur im Schatten hoch über den Gefrierpunkt steigt. Der Kaimatau in 42° 58′ Br., dessen Eisfelder die Quellen des Waimakariri, eines der wichtigsten Flüsse des östlichen Canterbury, speisen, eröffnet die Reihe der über 10000 Fuß hohen Schneepyramiden. Der Tyndall (43° 20′), wo der Zug nach Westen umwendet, hat an 11000 Fuß Höhe, seine Nachbarn Cloudy Peak, Arrowsmith, Forbes, wo der Rangitata entspringt, über 9000 Fuß; weiter folgen die Gipfel Petermann, Darwin, Elie de Beaumont, Delabiche, Haidinger, gleichfalls von 9000 Fuß Höhe, wo die Quellen des Waitangi liegen. Endlich folgt der Cook (43° 36′ Br., 170° 12′ L.). Die Felspyramide dieses Berges erhebt sich so schroff und steil, daß eine Ersteigung unmöglich scheint, und steht, weil in ihr der Zug ausläuft, nach Süden wie nach Westen und Osten frei empor; sie endet in einem ausgeschweiften,

scharfen Horn, dessen nördliche Spitze etwa um 600 Fuß höher als die südliche, nämlich 13200 Fuß hoch ist. Die Höhe dieses fast gerade in der Mitte der Insel belegenen Riesenberges ist die größte in Neuseeland.

Der dritte Bogen beginnt mit der Moorhousekette im Süden von Mount Cook. Am Südende theilt sich dieselbe in zwei Arme, von denen sich der östliche am Westufer des Hopkins entlang zum Mount Ward und dann in westsüdwestlicher Richtung zum Mount Brewster hinwindet; der westliche hingegen, welcher bei den Quellen des Hopkins beträchtlich an Höhe abnimmt, dann aber wieder zu bedeutender Höhe aufsteigt, bildet schließlich die prachtvolle Greykette. Am Fuße der Grey- und der Brewsterkette nun liegt das dem des Buller im ersten Bogen analoge Querthal, welches sich einerseits vom Brewster südwärts als das Thal des Makarora zum tiefen Wanakasee und andererseits vom Brewster nordwestlich als das Thal des an der Openbai an der Westküste mündenden Haast zieht, auf welcher Spalte die Wasserscheide, der Haastpaß, nur 1612 Fuß hoch ist, während senkrechte Felswände unmittelbar von den Ufern der Flüsse in die Schneelinie aufsteigen. Nach dieser Unterbrechung erhebt sich der westliche Arm der Greykette gegenüber an der linken Seite des Haast River abermals zu bedeutender Höhe, bedeckt von ewigem Schnee, schwankt aber in scharfem Bogen rückwärts nach Südosten bis zum Mount Stuart, dem Brewster gegenüber. Von hier läuft eine einzige Kette nach dem Mount Aspiring an der Südgrenze der Provinz Canterbury, dem Schlußberge des Bogens hin, deren Hauptgipfel der Dana, Tin Ath, Castor und Pollux, Haast, Mount Aspiring (9185 Fuß hoch) mit Mount Avalaunch, dessen Nebenberg, bilden. Wesentlich unterscheidet sich dieser Bogen von dem vorigen dadurch, daß, während jener einen Gebirgswall von ununterbrochener Continuität bildet, die Kette hier aus einer Reihe scharf pyramidaler Gipfel, welche selten eine Höhe von 10000 Fuß erreichen, mit tiefen, jedoch meist unzugänglichen dazwischenliegenden Sätteln besteht.

Neben dieser Centralkette des dritten Bogens ziehen sich zu beiden Seiten niedrigere Ketten entlang. Die östliche derselben läuft zwischen den großen Seen Hawea und Wanaka aus. Die westliche oder Küstenkette ist nördlich vom Haastfluß 4—5000, südlich davon 6—6500 Fuß hoch. Zwischen ihr und dem Meere und am innern Bogen, also längs der Openbai, welche sich vom Point Jackson bis Arnott Point erstreckt, breitet sich eine große, nur durch einige konische Hügel unterbrochene Ebene aus, welche von zahlreichen, vom Gebirge herunterkommenden Flüssen, in der Mitte von dem tiefen, 4—600 Fuß breiten Haast durchschnitten wird. Sonst aber ist der Westabfall äußerst steil und die Flußthäler sehr kurz, aber wild, felsig, reich an Cascaden und Stromschnellen; offene Grasflächen kommen nur an beschränkten Stellen vor. Ebenen und Berge bis zur Höhe von 4500 Fuß sind mit dichtem Wald bestanden, welcher in der Ebene aus Buche, Totara, Rimu (Dacrydium cupressinum), Kaikatea (Podocarpus dacrydioides) und Baumfarrn, auf den Bergen, namentlich in den höhern Regionen nur aus Buchen besteht. Das Gestein des Gebirges besteht auch hier hauptsächlich aus Sedimentbildungen, Sandsteinen und Schiefern von großer Mannichfaltigkeit, deren Schichten fast auf den Kanten stehen. Die Westfronte des Bogens besteht, wie bei den andern beiden, aus metamorphischen Gesteinen, Glimmerschiefer und Gneis, während die konischen, aus der Küstenebene aufsteigenden niedrigen Hügel, von denen der Mosquito-Hill 500 Fuß Höhe erreicht, aus Granit bestehen, also schließlich auch hier die plutonische Bildung aufweisen. Die Südgrenze dieses dritten Bogens bildet im Westen das breite und tiefe Thal des Awarua und im Osten der große und tiefe Wanakasee. Mit diesem Bogen schließt die gesammte erste Hebungslinie.

Die nächste Hebungslinie tritt in der Cooksstraße der bei Petra auslaufenden vierten Linie der Nordinsel gegenüber in den zwischen der Blind Bay und der Cloudy Bay vor-

stehenden zahlreichen Inseln und Halbinseln auf, welche jene fjordenartigen Buchten und Sunde einschließen (Pelorussund, Königin-Charlottesund u. s. w.), die als vortreffliche Häfen bekannt sind. Die Breite der Stufe beträgt 30 Meilen, und sie verläuft, dem bei Cap Farewell auslaufenden Bogen der ersten Linie parallel, nach Südwesten. Auf dem Festlande angekommen, nimmt ihr Gebirge beträchtlich an Höhe zu und erhebt sich schließlich im Ben Nevis und Gordon's Knob über 4000 Fuß, worauf der Gebirgszug der ersten Hebungslinie gegenüber angelangt ist und infolge des strengen Gesetzes der Scheidung der verschiedenen Linien plötzlich wie eine Mauer abfällt. Das Gestein der Stufe besteht, verschieden von dem der ersten Linie, aus alten grauwackenartigen Sandsteinen und rothen, grünen und grauen Thonschiefern, deren Schichten steil aufgerichtet genau in der Streichungsrichtung von einzelnen dünnen Kalkbänken und von mächtigen Gangmassen von Serpentin, Trapp, Syenit, Hypersthenfels und Augitporphyr mit reichen Kupfererz- und Chromeisensteinlagern durchsetzt sind.

Das dreieckige zwischen dieser und der ersten Linie verbliebene Nichtgehobene wird im Norden von der Blindbai, im Süden von der Niederung von Nelson eingenommen. Die letztere, begrenzt im Osten von den das Thal der Waimea und im Westen von den das Thal der Motueka umziehenden Bergen, ist der obere Abschnitt dieses Dreiecks mit den weiten und ruhigen Gewässern der Blind Bay zur Base und den Quellseen des Buller zur Spitze. Die Breite an der Blind Bay ist 30, die Länge vom Meere zum Rotoiti 50 Meilen. Die Niederung ist von den weiten, ebenen und fruchtbaren Thälern der Waimea und der Motueka durchzogen. Das der Motueka, welches in der Mitte liegt, ist von dem im Nordosten gelegenen Thale der Waimea und von dem im Süden gelegenen der Bullerquellseen durch merkwürdige Reihen niedriger Hügel geschieden, welche aus Dünen und Gebilden der Driftformation entstanden sind, von welcher Driftformation, den quartären Ablagerungen von Geröll, Sand und Lehm überhaupt ein großer Theil der Ebenen auf der Insel bedeckt ist. Es ist diese Nelsonniederung eins der lehrreichen Beispiele, die sich unter anderm in Südamerika vielfach wiederholen, wie ansehnliche Landstrecken durch bloße diluviale und alluviale Anspülung ohne alle eigentliche Hebung über das Meer emporgeführt worden sind. Ueberaus freundlich sind die mit den üppigsten Feldern und Wiesen bedeckten Agriculturdistricte der Waimeaebene, wo sich ursprünglich die Bevölkerung der Provinz fast ausschließlich niederließ. Auf dem fruchtbarsten Alluvialboden sind hier Gehöfte und Dorfschaften dicht nebeneinander gelegen, darunter auch zwei von Bauern aus Mecklenburg und Hannover gegründete deutsche Niederlassungen, Ranzau und Sarau. Die Blind Bay ist ein weites, ruhiges Gewässer, völlig frei von Klippen und von regelmäßiger, allmählicher Abnahme der Tiefe, von 30 Faden am Anfange der Bucht bis 6 Faden, sodaß ein Schiff selbst in dunkler Nacht seine Stellung durch Sondiren finden und mit Sicherheit steuern kann. Die Sicherheit der Bucht wird noch dadurch erhöht, daß sie an beiden Seiten mit guten kleinen Häfen versehen ist.

Die nächste Hebungslinie tritt von White Bluff im Osten der Cloudy Bay bis Cap Campbell, der Nordostspitze der Insel, ebenfalls in der Breite von 30 Meilen auf. Es ist die Fortsetzung der im Südosten der Nordinsel auslaufenden Linie. Die verschiedenen Linien folgen also auf der Mittelinsel in derselben Reihe, auf demselben nordwestlichen Radius zueinander wie auf der Nordinsel. Wie sie dort in nordwestlicher Richtung zueinander von den Three Kings bis zum Ostcap auftreten und ebenso von Cap Egmont bis Cap Palliser auslaufen, so treten sie hier in derselben Richtung vom Farewell Spit bis Cap Campbell auf und laufen ebenso vom Awarua bis zum Südcap auf der Stewartinsel aus. Die Linie unterscheidet sich von den beiden vorigen wesentlich durch ihre Kegelberge mit Domgipfeln und durch ihr vorherrschendes Gestein, welches aus ter-

tiären Bildungen besteht, namentlich aus Trachyt, Andesit und Phonolith, welche von mächtigen Tuffablagerungen und Mandelsteinbildungen, reich an Amethyst, Achat, Opal umgeben sind.

Der erste Bogen der Linie läuft bis zum Hurunui, welcher beträchtliche, von Westen geradeaus nach Osten laufende Fluß die ganze Grenze zwischen den Provinzen Marlborough und Canterbury bildet und der Scheide des Teremakau in der ersten Linie so genau entspricht, daß die Hauptquellen des Hurunui und des Teremakau nur durch einen schmalen, niedrigen (angeschwemmten) Landrücken getrennt sind. Deshalb zieht sich denn auch der Ueberlandverkehr von den östlichen Theilen von Canterbury und von Marlborough nach den westlichen Goldfeldern, da der Gebirgswall sonst überall ununterbrochen ist, das breite Flußthal des Hurunui hinauf und das des Teremakau hinunter. Vielleicht weil ein Theil der Energie der abgebrochenen zweiten Linie sich auf die dritte verpflanzt hat, tritt diese hier mit großer Mächtigkeit auf. Der Gebirgszug hat vier nach Südwesten streichende Parallelkämme, von welchen der westliche, die Spencerberge, sich im Mount Franklin und Mount Humboldt 10000 Fuß, also über die Grenze des ewigen Schnees erhebt. An den Spencerbergen entspringen die Wairau, der Hauptfluß von Marlborough, und die in den Längenthälern zwischen den Gebirgsketten fließenden Waiautoa (Clarence) und die Waiauua (Dillon). Am Ostrande der Stufe, hart an der Küste zieht vom Cap Campbell aus die doppelte Reihe der Land- und der See- (seaward und landward) Kaikoras mit dem Tapuenuka oder Odin, 9700 Fuß, dem Thor, 8700 Fuß, der Freya, 8500 Fuß hoch. Die breite Niederung der Wairau mit ihren weiten fruchtbaren Alluvialebenen bildet die prachtvolle Grenzscheide zwischen dieser und der vorigen Linie. Der ausgedehnte und höchst ergiebige Bezirk, welcher bereits eine beträchtliche Wollausfuhr hat, ist in landwirthschaftlicher Beziehung vielleicht der wichtigste Theil der Insel. Es liefert dies einen abermaligen Beweis für einen der wichtigsten in dieser Arbeit veranschaulichten Grundsätze allgemeiner Landbildung, daß nämlich zwischen den Hebungslinien Längenthäler liegen müssen, welche entweder von Wasser oder von Niederungen, die das Wasser gebildet hat, eingenommen sind.

Der zweite Bogen der Linie bildet den östlich abgedachten Theil der Provinz Canterbury vom Hurunui bis zum Waitangi, welcher letztere Fluß zugleich dem Auslauf des zweiten Bogens im Mount Cook entspricht. Am Westrande des Bogens, der ersten Linie parallel, aber durch die tiefen Thäler der obern Flüsse und Seen davon geschieden, streicht der Gebirgsrand vom Pariteaberge am Südufer des Hurunui aus. Die Höhe ist eine beträchtlich niedrigere als im vorigen Bogen; Mount Somers ist 5240 Fuß, Mount Hutt 6800 Fuß, Mount Grey, Snowy Peak, Mount Misery in den Malvern Hills 3000 Fuß. Das Gebirge ist daher während des Winters zwar mit Schnee bedeckt, jedoch neun Monate im Jahre frei davon und wird so gut wie die Thäler zur Schafweide benutzt. Es ist lithologisch von derselben Beschaffenheit wie das im vorigen Bogen, mit vorherrschendem Trachyt und mit denselben abgerundeten Formen und domartigen Gipfeln. Auch finden sich hier wie dort die ausgedehnten, oft mehrere hundert Fuß mächtigen Tufflager, sowie ausgedehnte Braunkohlen- und Lignitlager. Oestlich vom Gebirge schließen sich in der Länge von 120 Meilen und in der Breite von 30 Meilen, an 4 Mill. Acres Land enthaltend, die Canterburyebenen an, eine Folge von Plateaustufen, die sich vom Meere aus bis zur Höhe von 1500 Fuß übereinander erheben. Diese Terrassen beginnen bei Double Corner südlich von der Hurunuimündung und enden mit dem Moki Elbow nördlich von der Waitangimündung. Die tiefste, dem Meere zunächstgelegene Stufe besteht aus erdigem Alluvium, wo die Flußbetten bis 10 Meilen oberhalb der Mündung, ähnlich wie bei der Etsch und dem Po, über dem allgemeinen Niveau der Ebene liegen. Die höhern Stufen dagegen sind von Lehm und von mäch-

tigen Geröllmassen bedeckt, unter welchen thonige Schichten mit Lignitlagern zu Tage treten. Diese ausgedehnten Ebenen nehmen sich anscheinend wie eine einzige Ebene aus, welche mit einer Neigung von 10—40 Fuß auf die Meile ansteigt. Sie sind frei von Waldung und im allgemeinen reichlich mit Gras bewachsen. Gegen die Bergketten, die, besonders wenn sie mit Schnee bedeckt sind, der Landschaft einen hohen Reiz verleihen, erscheinen diese unabsehbaren Flächen freilich ungastlich, wenig einladend, unfreundlich und öde; allein die Gebirge gewähren dem Menschen keine behaglich wohnliche Stätte, während die Ebenen dem Landbau, dem Straßenbau, überhaupt der Besiedelung eine viel größere Erleichterung gewähren, als ein hügeliges und bewaldetes Land. Obgleich es für den Farmer allerdings unbequem und kostspielig ist, sein Bau- und Brennholz 20 Meilen weit herzuholen, wie viele es müssen, so ist dies doch bei der großen Mühseligkeit der Rodung von Urwald ein gar geringer Preis für den Vortheil, offenes Land zu haben, in das man ohne weitere Vorbereitung den Pflug setzen kann. Besonders fruchtbar ist das Alluvialland; dasselbe besteht aus Humus, gänzlich frei von Steinen und 8—18 Zoll tief, auf einem Untergrund von Thon in den sumpfigen und von Sand in den trockenen Stellen. Die sumpfigen Stellen müssen zwar erst entwässert werden, bevor sie benutzt werden können; doch wird das bereits trockene Land noch auf viele Jahre für die Besiedelung ausreichen. Außer in der Alluvialzone an der Küste finden sich ausgedehnte fruchtbare Strecken auch weiter aufwärts in den Flußthälern. Der Betrag des fruchtbaren Ackerbodens in den Canterburyebenen ist 2 Mill. Acker. Der Untergrund auf den untern Stufen besteht aus sandigem Thon und Kieselsteinen. Die obern Stufen sind Felsenflächen bedeckt mit einem leichten, trockenen, sandigen Boden, sämmtlich mehr oder weniger grasbewachsen und vortrefflich zur Schafweide, jedoch sonst für den Landbau wenig geeignet. Die Ebenen sind in Zwischenräumen von 10—15 Meilen von Flüssen durchschnitten, die in den Gletschern an der Ostseite der Alpen ihren Ursprung haben. Ihre Betten sind tiefe Spalten, die bei der Hebung der sonst horizontalen Flächen verblieben sind. Sie laufen meistens anfänglich dem Fuß der Alpen parallel nach Norden oder Süden, bis sie in die nächste Spalte der östlichen Linie eintreten. Sie sind keineswegs immer sehr wasserreich und trocknen im Sommer oft aus; nach heftigen Regengüssen und zur Zeit des Schneegangs im Gebirge wachsen sie dagegen zu reißenden Strömen an, welche ungeheuere Massen von Schlamm, Sand und Gerölle dem Meere zuwälzen und sich auf ihren zwei, drei Meilen breiten steinigen Kiesbetten in viele Arme zertheilen. Der Waimakariri, der nördlichste unter den größern Flüssen, entspringt am Kaimatai und mündet nördlich von Christchurch, der Hauptstadt der Provinz Canterbury, in der Pegasusbai. Der Fluß ist für den Ueberlandwagenverkehr nach den westlichen Goldbezirken von Wichtigkeit, indem sein breites Bette in nordwestlicher Richtung von Christchurch bis nahe an den Teremakau hinaufführt. Der Rakaia (Cholmondely) ist der Abfluß der Seen Heron (2297 Fuß hoch) und Coleridge am Nordfuß des Tyndall und mündet südlich von der Bankshalbinsel. Der Hakatere (Ashburton) entspringt aus dem Ashburtongletscher im Osten des Tyndall, wird durch eine nur 100 Fuß über seinem Wasser und dem Heron hervorragende Wasserscheide von diesem See getrennt und mündet in der Ninety Miles Beach. Der Rangitata entsteht südöstlich vom Tyndall in einer Höhe von 2192 Fuß aus der Vereinigung des Havelock, des südlichen Quellflusses, welcher 3909 Fuß hoch am Südende des Havelockgletschers entspringt, und des Clyde, des nördlichen Quellflusses, welcher 3762 Fuß hoch am untern Ende des Clydegletschers entspringt. Die höchste Terrasse der östlichen Linie am obern Rangitata ist 3413 Fuß hoch, die Canterburyebene, wo der Fluß den Fuß des östlichen Gebirges verläßt, 1309 Fuß hoch. Der Waitangi, der Grenzfluß des Gebirgsbogens und der Provinz

Canterbury, ist nach dem Molyneux in der Provinz Otago der größte und wasserreichste Fluß der Insel. Er wird aus drei Armen gebildet, welche drei am Ostfuße des Mount Cook von den Alpengletschern gespeisten großen Seen, dem Tekapo, Pukaki und Ohau, entspringen. Der Tekapo, 2468 Fuß hoch, gewährt, nach den Schluchten hin, wo in der Entfernung von 15 Meilen die Gletscherströme in den See münden, einen wahrhaft großartigen Anblick. Er ist 15 Meilen lang und 3 Meilen breit, und reich an großen Aalen, die aber mit Winteranfang, im April, verschwinden; sonst sind nur noch kleine Fischarten vorhanden. Das untere Ende des Sees scheint durch eine kolossale alte Erdmoräne eingedämmt zu sein, durch deren gewaltige Blöcke sich der Abfluß des Sees allmählich Bahn gebrochen hat. Der wichtigste Zufluß des Sees ist der Godley, welcher in 3583 Fuß Höhe am untern Ende des ebenfalls vom Tyndall kommenden großen Godleygletschers entspringt und in einer Höhe von 2611 Fuß den aus dem Macaulaygletscher entspringenden Macaulay aufnimmt. Der Zwischenraum zwischen dem Tekapo und Pukaki scheint hauptsächlich durch Driftablagerung entstanden zu sein. Der Pukaki ist nur 1746 Fuß hoch und wol speciell als die Scheide zwischen den Gebirgsbogen zu betrachten. Er ist ebenfalls von den Moränen eines alten Riesengletschers umschlossen. Seinen Hauptzufluß bildet der von Norden einmündende Tasman, der in zahlreichen Armen trägen Laufs durch ein breites Thal fließt und durch seine Sümpfe und Triebsandflächen, in denen die Pferde der Reisenden Gefahr laufen zu versinken, berüchtigt ist. Das Tasmanthal führt an den Südfuß des Mount Cook zu einem der größten Gletschergebiete der Alpen. Der Tasman entspringt in einer Höhe von 2774 Fuß am untern Ende des Tasmangletschers und nimmt bei 2588 Fuß Höhe den Hooker und bei 2242 Fuß den Jollie auf. Der See ist ebenfalls an 15 Meilen lang und 3 Meilen breit. Der Ohau ist an 8 Meilen lang und an 3 Meilen breit und liegt wieder höher als der Pukaki im Westen desselben, nämlich 1927 Fuß hoch. Zwischen dem obern Ende des Ohau und dem Pukaki liegt eine 3992 Fuß hohe Terrasse, der Fraserpaß. Der beträchtlichste Zufluß des Ohau ist der Hopkins, welcher am untern Ende des Richardsongletschers, 4231 Fuß hoch, entspringt und in einer Höhe von 2086 Fuß den Dobson aufnimmt.

Der dritte Bogen der Linie macht in seiner Hauptgebirgskette, dem Dunstangebirge, südlich vom Waitangi aus, eine kühne Wendung nach Süden, Westen und fast nach Nordwesten herum, erhebt sich im Mount Barnslaw an dem Westende des großen Wakatipsees 10000 Fuß und läuft im Pembroke Peak hart an der Westküste, nördlich vom Eingang des tief in das Land einschneidenden Milfordsund, 6710 Fuß hoch, aus. Der tiefgebogene, 45 Meilen lange Wakatipsee, sehr tief und nur 974 Fuß hoch, und der davon abfließende Molyneux (Clutha) begrenzen den Bogen im Süden. Letzterer Fluß, 120 Meilen lang, ist der wasserreichste und bedeutendste der Insel. Sein oberer Arm, der Clutha, entfließt den großen Seen Wanaka und Hawea, welche diesen Bogen von dem dritten der ersten Linie scheiden. Wie die Flüsse der Canterburyebenen bei der dort südlichen Streichung der Hebung dieselbe in Spalten von östlicher Richtung durchziehen, so ist es ganz entsprechend, daß bei der hier westlichen Streichung des Bogens der Clutha denselben vom Wanaka- bis zum Wakatipsee in einer südlich gerichteten Spalte durchfließt.

Der vierte Bogen setzt in drei Hauptkämmen nach Südwesten zur Foveauxstraße, durch die überall tief einschneidenden Fjorde im Westen von der festen Küste der ersten Hebungslinie auffallend unterschieden. Diese Fjorde sind hier eben nur wieder dasselbe, was die tiefen Flußbette in der östlichen Abdachung von Canterbury; der mittlere von dem Wakatipusee ab, im Norden als die Eyreberge auftretend, bis zum Fish Riff im Osten der Tewywyabai; der östliche, im Norden als die Umbrellaberge auftretend, bis östlich von Newhaven.

Schließlich tritt im Süden der Foveauxstraße noch ein fünfter Bogen auf in der gebirgigen Stewartinsel, mit welchem die gesammte neuseeländische Hebung aufhört.

Es gibt jedoch noch eine vierte Hebungslinie, welche, wesentlich verschieden von den vorhergehenden, jedoch mit ihnen parallel laufend, aus Dolorit und Basalt die bastionsartig weit vorstehenden Halbinseln Banks und Cap Saunders an der Ostküste erbaut hat. Es sind 3000 Fuße hohe, steile, völlig kreisförmige Gebirgszüge, deren tiefes, nur an einer Stelle gegen das Meer offenes, gewaltigen Kratern ähnliches Inneres, in Bankspeninsel 10 Meilen weit, prachtvolle Häfen bildet. Banks besonders ist eine romantische Gebirgslandschaft mit reicher Bewaldung und mildem Klima. Die an der Südseite der Halbinsel gelegene, 10 Meilen tiefe Bucht von Akaroa ist ein höchst vortrefflicher, tiefer, geräumiger und vollständig geschützter Hafen, der jedoch gegenwärtig, weil durch das hohe Gebirge der Halbinsel vom Lande getrennt, nur gelegentlich von Walfischfängern benutzt wird. Ein ebenso vorzüglicher Hafen ist der in der nichtgehobenen Scheide zwischen der Halbinsel und der Küstenstufe gelegene, 7 Meilen lange von Lyttelton, der Hafenort von Christchurch. Obgleich diese Halbinseln gewöhnlich für große erloschene Krater gehalten werden und solchen auch sehr ähnlich sehen, so halten wir sie doch keineswegs dafür, sondern vielmehr für kleine, sehr stark gekrümmte, sonst aber regelmäßige Bogen, wie wir Basalt auch keineswegs für ein eigentlich vulkanisches Gestein halten. Diese letzte Hebungslinie scheint die Fortsetzung der letzten der Nordinsel zu sein, welche in der Mahiahalbinsel im Osten der Hawkebai eine sehr ähnliche Bildung hat.

Die Insel hat also eine Abdachung von Westen nach Osten, in der die Formationen in der Reihenfolge ihres geologischen Alters aufeinander folgen. In der westlichen Abdachung der Hauptkette herrscht krystallinischer Schiefer vor, welcher auf einer Unterlage von Granit aufruht; sie enthält außerdem vornehmlich Chlorit-, Talk-, Amphibol-, Graphit-, Kiesel- und Thonschiefer, Nephrit (das Punumu, der Grünstein, der Maori), und Gold. In der östlichen Abdachung der Hauptlinie aber, sowie auch in den höhern Gipfeln derselben treten geschichtete Sedimentgesteine paläozoischer Formation auf, bestehend aus grauwackenartigem Sandstein und aus petrefactenarmen Thonschiefern, während, ungleichförmig über diesen steil aufgerichteten Schichten gelagert, eine kohlenführende Formation liegt von eisenschüssigem Sandstein, Conglomeraten, dunklen, thonigen Kalken und bituminösen Schieferthonen mit secundären Pflanzenresten und echten Schwarzsteinkohlen.

Die zweite Linie ist im ganzen der östlichen Abdachung der ersten ähnlich, doch sind ihr die obenerwähnten Bänder von Serpentin u. s. w. eigenthümlich. Die dritte ist bezeichnet durch tertiäre Trachyte und in der östlichen Abdachung durch eine ebenfalls tertiäre Braunkohlenformation mit plattigen Kalksteinen. Endlich folgen die Basalte der vierten Linie, welche der Quartärperiode angehören, wie in den östlichen Ebenen der dritten Linie Thone mit Ligniten von noch vollständiger Holzstructur und die diluviale Driftformation, bestehend aus Geröllen und Lehm, welche in den Ebenen bis auf 5000 Fuß Meereshöhe angetroffen wird und in den Thälern mitunter 1000 Fuß mächtig ist.

Unter den nutzbaren Mineralien stehen die Steinkohlen und das Gold obenan. Die Kohlen sind um so werthvoller, als im ganzen Bereich des südlichen Stillen Oceans bis zum Cap der guten Hoffnung nur in Newcastle am Hunter, 60 Meilen nördlich von Sidney in Neusüdwales, Kohlen vorhanden sind. Die Kohlenlager sind viel reichhaltiger als auf der Nordinsel. Die Schwarzkohlen kommen vornehmlich auf der Ostseite der ersten und auf der Westseite der zweiten und dritten Linie vor. Sie finden sich zu Pakawau im Westen der Golden Bay über den metamorphischen Schiefern der Wakamaramakette, wo, wegen der vortheilhaften Lage an den geschützten Wassern der Golden Bay in der unmittelbaren Nähe der Stadt Nelson neuerdings von einer Gesellschaft ein

Kohlenwerk eröffnet worden ist. Die Kohle ist von vortrefflicher Qualität, schwarz, stark glänzend, dicht, von unebenem Bruch. Die Flötze erschienen zwar anfänglich zu sehr mit Schiefer versetzt, jedoch nach einiger Abteufung mehr bauwürdig und in 10 Faden Tiefe wurde ein Flötz von 5 Fuß 6 Zoll erschlossen. Noch ausgedehntere Kohlenfelder mit mächtigen Flötzen finden sich am Buller und am Grey. Das Bullerkohlenfeld ist 8 Meilen breit und 15 Meilen lang, hat prachtvolle Flötze von 16 Fuß Mächtigkeit und liegt in 1500 Fuß Meereshöhe am Westfuße des Papahauagebirges; die Kohle ist jedoch schwer, wenig bituminös und mehr für den Hohofen und die Dampfmaschine als für den häuslichen Herd geeignet. Das Kohlenfeld am Grey liegt nur 7 Meilen von der Mündung des Flusses und enthält elf übereinander liegende Flötze, darunter eins von 17½ Fuß und eins von 12 Fuß Mächtigkeit; die Kohle enthält 79 Proc. Kohlenstoff und ist in Beschaffenheit und Aussehen der australischen Newcastlekohle täuschend ähnlich, wird ihr jedoch für Dampfschiffmaschinen vorgezogen. In der Provinz Canterbury kommt Kohle im Kowaikohlenfeld am östlichen Fuße der ersten Linie vor. Endlich findet sich noch eine gute bituminöse Schwarzkohle in dünnen Flötzen am Südwestende der Insel bei Preservation-Harbour.

Die Braunkohlen liegen am Ostfuße der zweiten und dritten Linie. Ein Feld liegt südlich von der Stadt Nelson 200 Fuß über dem Meere am Fuße der Thonschieferkette, wo die Kohle jedoch spiegelklüftig ist. Bauwürdiger ist die Braunkohle bei Motupipi dicht am Ufer der Golden Bay westlich von Nelson. Man kennt dort mehrere Flötze übereinander von 1—5 Fuß Mächtigkeit. Die Kohle zerbröckelt an der Luft sehr leicht und brennt mit gelbrother Flamme und stark bituminösem Geruch; das Kohlenfeld ist ein sehr ausgedehntes, es erstreckt sich über das ganze untere Takakathal. Das Kohlenwerk der Malvern Hills, 30 Meilen von Christchurch, versieht die Stadt größtentheils mit Feuerung. Ein ausgedehntes Braunkohlenlager findet sich am Rangiheta Point, einige Meilen westlich von Motupipi. In der Provinz Otago hat man ein 10 Fuß mächtiges Braunkohlenlager am Saddle-Hill bei Dunedin und mehrere am Molyneuxfluß.

Bereits 1842 wurden bei der Golden Bay, damals Massacre Bay genannt, kleine Blättchen Gold gefunden, die jedoch nicht weiter beachtet wurden. Im Jahre 1856 machte man, durch die australischen Goldentdeckungen angeregt, die Entdeckung von Gold in Bigg's Gully im Motuekadistrict 18 Meilen von der Stadt Nelson, doch gewährten die sofort aufgenommenen Gräbereien keinen lohnenden Ertrag. Erst durch die Entdeckung des Aoreredistricts an der Massacre Bai im Jahre 1857, wo bald über tausend Goldgräber arbeiteten und an der Mündung des Flusses das Städtchen Collingwood entstand, wurde Neuseeland als eine Goldcolonie bekannt. Eine Glimmer- und Thonschieferzone, die in einer Breite von 15—20 Meilen das Anatoki- und Haupirigebirge einschließt, enthält in ihren quarzigen Bestandmassen das Muttergestein des Goldes. Die fortdauernde Denudation des Gebirges hat Massen von Detritus an den Berggehängen in Form von Conglomeraten, in den Flußthälern in Form von Gerölle und Sand abgelagert und somit einen Waschproceß ausgeführt, infolge dessen die schwerern Goldtheilchen sich am Boden der Ablagerungen ansammelten, wo sie nun durch Graben und Waschen gewonnen werden. Die an den Berglehnen abgelagerten Conglomerate sind das Feld für die sogenannten trockenen Gräbereien, aus dem Gerölle und Sand der Fluß- und Bachbetten wird das Gold in nassen Gräbereien gewonnen. Die letztern sind zwar weniger ausgedehnt, aber reichhaltiger und geben dem einzelnen Gräber mehr Aussicht auf Erfolg, die erstern eignen sich mehr für die vereinte Arbeit von Gesellschaften. Aehnlicher Beschaffenheit sind im ganzen sämmtliche Goldfelder.

Das Gold ist durch den ganzen Gebirgswesten der Provinz Nelson verbreitet, die Goldgräbereien haben jedoch bisher keine große Ausdehnung erlangt, weil das Gebirge

nicht nur sehr rauh, sondern auch mit schwerer Waldung bedeckt ist. Die nördlichen Gräbereien, die erwähnten Aorere-, die Parapara an der Westabdachung des Haupiri, die Takaka an der Ostabdachung des Anatoki, die Motueka an der Südabdachung des Mount Arthur haben bisher nur eine mittlere Ausbeute gegeben. Ein wichtiges Goldfeld ist aber das am Waimangaroha an der Papahauakette nördlich vom Buller und in andern Theilen des Bullerthals, wo im Jahre 1865 an 800 Gräber wöchentlich über 1000 Unzen Ausbeute hatten und außerdem zahlreiche große Nuggets gefunden wurden. Ebenso ist am Grey ein sehr ergiebiges und ausgedehntes Goldfeld, wo das Gold überaus grobkörnig und wo, namentlich am Lyellfluß, einige höchst prachtvolle Nuggets gefunden worden sind. Es ist in den verschiedenen Goldfeldern von Nelson eine kleine goldgrabende Bevölkerung seit Jahren ansässig, doch hat niemals ein Rush stattgefunden, weil die Schwierigkeiten des Terrains zu groß sind. Die gesammte Goldausfuhr von Nelson betrug bis Ende 1864 287815 Pfd. St.

In der Provinz Marlborough befindet sich das Goldfeld des Wakamarina, eines rechten Nebenflusses des Pelorus, welches anfänglich große Erwartungen erregte. Allein die Fundorte sind hier zu zerstreut, und die, mitunter recht schönen nassen Gruben liegen meistens zu tief, sodaß sie häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind; jenen Erwartungen wurde daher nicht entsprochen und die dadurch zusammengebrachte Bevölkerung ist meistens wieder abgezogen.

Die Goldfelder von Nelson und Marlborough wurden durch die glänzenden Erfolge in den Goldfeldern der Provinz Otago gänzlich verdunkelt. Das dortige Vorkommen von Gold wurde bereits 1857 von Hrn. Ligar, dem damaligen Surveyor-General von Neuseeland, nachgewiesen; auch machte man schon 1857 und 1858 Goldfunde in verschiedenen Theilen der Provinz, jedoch nicht andauernd in lohnender Menge. Im Jahre 1861 aber stellte die Entdeckung des Tuapekagoldfeldes durch Gabriel Reed, das bereits im Juni von der Provinzialregierung für ein Goldfeld erklärt wurde, fest, daß Neuseeland mit zu den reichsten Goldländern der Erde gehört. Man machte hier Ausbeuten von 38 Unzen in Einem Tage, von 1000 Pfd. St. in vier Wochen u. dgl. Am 1. Aug. wurde das ganze 51000 Acres große Tuapekabecken mit den angrenzenden Bergen für ein Goldfeld erklärt. Anfang September zählte dasselbe bereits 4000 Goldgräber und eine Gesammtbevölkerung von 16000 Seelen, die wöchentliche Ausbeute betrug 10000 Unzen. Das Gold war meistens dickes Blattgold und wurde in den oberflächlichen Geröllablagerungen in 4—5 Fuß tiefen Gruben gewonnen; 5 Pfd. St. für den Mann galt als mittleres Erträgniß. Nun kamen auch die australischen Goldgräber aus Melbourne massenweise; es landeten täglich an 1000 Personen in Dunedin, der Hauptstadt der Provinz. Da bisher blos die oberflächliche Ablagerung ausgebeutet worden war, so begannen diese erfahrenen Gräber Tiefbaue und kamen nach 130 Fuß auf eine zweite Goldablagerung, die ein noch viel glänzenderes Resultat ergab als die erste. Weitere Entdeckungen in der Umgebung des Tuapeka erweiterten das Goldfeld schließlich zu einem von 400 Quadratmeilen Oberfläche. Am Ende des Jahres 1861 betrug die Ausbeute schon 250000 Unzen oder 1 Mill. Pfd. St. Werth. Die Goldgräbereien von Otago haben seitdem einen permanenten Charakter angenommen; Maschinerie ist in ausgedehnte Anwendung gekommen, es sind großartige hydraulische Werke hergestellt worden. Der primitive Betrieb mit der Wiege findet nur noch bei den Flußseifen statt, sonst werden Schleusenwerke angewandt, von welchen einige wahrhaft großartig sind, indem ihre Gräben unter den schwierigsten Terrainverhältnissen in einer Länge von vielen Meilen fortgeführt wurden. Auch Tunnel sind viel angewandt, oft viele hundert Fuß lang. Um die goldhaltigen Flußbetten zu bearbeiten, sind die Flüsse abgeleitet worden, und man kann sich eine Vorstellung davon machen, in welcher Aus-

dehnung dies Verfahren in Anwendung gekommen ist, daß allein in den Bezirken Queenstown, Shotover und Arrow die Länge der Flußableitungen 280 Meilen beträgt und 25000 Pfd. St. gekostet hat. An mehrern Stellen sind die Gräben in Aquäducten von 5—600 Fuß Länge und von 60—70 Fuß Höhe über Flußbetten hinübergetragen. Ende 1864 betrug die Länge der Wassergräben in den Otagogoldwerken 881 Meilen, die im Tuapeka allein 369 Meilen. Der Werth der Bergwerkmaschinerie in den Bezirken Gabriel, Waitahuna, Waipori, Wollshed wurde auf 25000 Pfd. St., in den Bezirken Dunstan und Manuherikia auf 21209 Pfd. St., im Bezirk Wakatip auf 40539 Pfd. St. geschätzt. Im Tuapeka waren 2556, im Dunstan und Manuherikia 2576, im Wakatip 2924 Gräber beschäftigt. Es waren in Betrieb im Tuapeka 773 Acres und 7 Meilen Flußwerke, im Dunstan und Manuherikia 2906 Acres, im Wakatip 62 Quadratmeilen. Der durchschnittliche Verdienst der Gräber ist hoch, und viele erwerben ein Vermögen. Der gewöhnliche wöchentliche Verdienst beträgt 10—12 Pfd. St. Die Goldausfuhr von Otago betrug im Jahre 1861 187695 Unzen, 1862 397602 Unzen, 1863 580233 Unzen, 1864 455927 Unzen. Ungeachtet des Aufschwungs der Canterburygoldwerke fahren die Otagofelder fort günstige Resultate zu geben. Die Bildung von Compagnien und die dadurch geschehende Einführung von Kapital hat erfolgreich gewirkt und bedeutenden Gewinn ergeben, namentlich in Betreff der Quarzmühlen, welche durchschnittlich 160 Unzen Gold per 299 Tonnen Quarz liefern bei einem Betrieb durch Wasserkraft, welcher nur 9 Pfd. St. per Tonne kostet.

In der Provinz Canterbury hat James Mackay bereits im Jahre 1859 am Teremakau (dem Scheidefluß des ersten und zweiten Bogens) Goldspuren entdeckt. Die Canterburyregierung hat auch 1861 einen Preis von 1000 Pfd. St. für die Entdeckung eines ergiebigen Goldfeldes in ihrem Gebiete ausgesetzt. Aber erst im Jahre 1864 wurden am Teremakau einige Schluchten (Gullies) und schmale Flußwäschereien entdeckt, welche so reich waren, daß sie hinlänglich für die großen Schwierigkeiten des Bodens Ersatz gewährten, worauf denn auch gleich ein großer Rush stattfand. Dabei waren freilich gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden: die Ueberlandwege von Christchurch waren so ungangbar, daß es nur wenigen gelang sie zurückzulegen; der Zudrang zu den Dampfern war daher ein übermäßiger, während die Flüsse der Westküste so seicht sind, daß nur flachgehende Boote landen können. Es gibt überhaupt an der Westküste keine Häfen für Schiffe von mehr als 6 Fuß Tiefgang, was denn auch wesentlich die Schwierigkeit der Zufuhr zu den Gruben erhöht. Die für das Goldgraben wichtigsten Flüsse an der Westküste von Canterbury sind neben dem Teremakau der Waimea oder Six Mile Creek, südlich vom Teremakau, der Arahura oder Brunner, welcher dem Waimakariri, und der Okitiki, welcher dem Rakaia im Osten der Provinz gerade gegenüberliegt. Diese Flüsse, welche in der Entfernung von etwa 8 Meilen voneinander eine Strecke von 40 Meilen Länge südlich vom Grey durchfließen, besitzen alle Goldfelder. Das in unmittelbarer Nähe der Küste gefundene Gold ist fein, die wirklichen Gruben fangen erst einige Meilen aufwärts an. Je weiter man an den Flüssen hinaufsteigt, desto gröber und häufiger wird das Gold, aber in der Unzugänglichkeit der obern Flüsse liegt eben eine große Schwierigkeit. Ein Hauptfundort ist am obern Waimea (Six Mile Creek), welcher auch verhältnißmäßig offen ist und einen ziemlich gangbaren Weg ins Innere gewährt; unfern seiner Quelle liegt die reiche Maorischlucht, wo mit großem Gewinn gearbeitet wird. Auch die Greenstone Creek am Teremakau ist ein besonders ergiebiger Fluß. Die Gebirgskette hat übrigens so zahlreiche Ausläufer, daß man fast jede Meile ein Schlucht antrifft, und in jeder Schlucht wird Gold gefunden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Canterburygoldfelder eine zahlreiche Bevölkerung beschäftigen können. Wenn auch nicht ganz so reich wie Gabriels Gully (im Tuapeka)

in seinen ersten Tagen, sind die hiesigen Gullies doch fast ebenso einträglich; denn fast der ganze Oberflächenboden ist Waschstoff und die Waschoperation ist leicht. Wird auch nicht so viel auf der Schüssel gefunden, wie in manchen reichen Feldern von Otago, so ist das Gold doch leichter zu erlangen, und man macht daher gewöhnlich eine ebenso gute Wochenarbeit. Mancher Arbeiter gewinnt ein Pfund Gold an Gewicht in der Woche; doch kann man durchschnittlich nur ½ Unze als täglichen Gewinn annehmen. Bei der Leichtigkeit der Arbeit werden freilich die Oberflächengruben bald erschöpft sein; doch ist die Ausdehnung des Goldfeldes eine sehr große.

In Southland hat man im Toitoigebirge an dem diese Provinz von Otago trennenden Grenzfluß Mataura ein gutes Goldfeld, Poor Man's Diggings, genannt, welches sich 10 Meilen weit erstreckt, und wo jeder Arbeiter sicher ist, täglich seine 8—10 Sh. zu verdienen. Auch kann man füglich die sehr erträglichen Nokomai Diggings im Süden von Otago mit zu Southland rechnen, da dieselben mit dieser Provinz noch mehr in unmittelbarem Verkehr stehen als mit Otago.

Durch die Goldfelder ist jedenfalls der bisher für unbewohnbar gehaltenen Westküste der Insel eine Bevölkerung und damit dem landwirthschaftlichen Osten der Insel ein Markt gewonnen worden. In der im Jahre 1865 in Dunedin, der Hauptstadt von Otago, gehaltenen Ausstellung wurde die Gesammtgoldausfuhr von Neuseeland bis December 1864 durch einen Obelisken versinnbildlicht, welcher 21 Fuß hoch, an der Basis 3 Fuß 9 Zoll Quadrat weit und 103 Kubikfuß groß war und 1,814026 Unzen Gewicht zum Werth von 6,250000 Pfd. St. darstellte, zu welchen Auckland 10000, Nelson 80000, Marlborough 30000, Canterbury 2500 und Otago 1,691526 Unzen beigetragen hatten.

Von sonstigen Mineralien sind noch besonders zu bemerken das Kupfer- und Chromerz des Dun Mountain im Südosten der Stadt Nelson. Die Kupferbergwerke der englischen Dun Mountain Copper Mining Company, welche in London ihren Sitz hat, liegen eigentlich nicht am Dun Mountain, sondern an dem demselben gegenüberliegenden Wooded Peak. Da den enthusiastischen Hoffnungen, welche man an die hiesigen Kupfergänge knüpfte, die Resultate keineswegs entsprochen haben, so hat die Gesellschaft ihre ganze Kraft auf die Ausbeutung der reichen Chromerzlager gerichtet, welche in demselben Serpentingebirge vorkommen. Das hiesige Chromerz steht dem besten von Baltimore in Nordamerika in den Handel kommenden Chromerz nur wenig nach; der Preis einer Tonne kommt in England ungefähr auf 10 Pfd. St. Die Gebrüder Curtis haben bei Pakawau 1861 ansehnliche Graphitlager aufgedeckt.

Hinsichtlich der Flora führen wir hier nur an, daß die Buche, welche in den Gebirgen bis zu 4500 Fuß Höhe emporsteigt, den vorherrschenden Baumwuchs ausmacht.

Das einzige einheimische, jetzt auch äußerst selten gewordene Säugethier ist das Waitoreke, das im Gebirge an Flüssen und Seen lebt, von der Größe eines starken Kaninchens mit glänzend braunem Pelze ist und zu den Ottern gehören dürfte. Der Seebär (Kekeno) findet an der wildzerrissenen unbewohnten Südwestküste noch hinreichende Einsamkeit zum Werfen seiner Jungen, sowie die übrigen Robbenarten günstige Tummelplätze. Das Schwein ist hier verwildert und in erstaunlicher Anzahl vorhanden, da es in den Farrnwurzeln, welche früher den Maori zur Nahrung dienten, eine vortreffliche und allenthalben vorhandene Nahrung findet. Diese Schweine sind fast alle schwarz. Ihre Vertilgung wird von tüchtigen Jägern oft contractmäßig übernommen. In der Provinz Nelson haben drei Mann in 20 Monaten und auf einer Strecke von nur 250000 Acres nicht weniger als 25000 Stück getödtet. Wo die Wildschweine häufig sind, verursachen sie der Schafzucht viel Schaden, indem sie den Mutterschafen folgen und die Lämmer, sobald sie geboren werden, aufzehren.

Unter den Vögeln spielen in den neuseeländischen Alpen die Papagaien — die großen Nestorarten (Nestor notabilis und Nestor Esslingii) — die Rolle des Adlers der europäischen Alpen. Sie fliegen außerordentlich hoch und ruhen adlerartig auf ihren Schwingen. Selbst der muthige Falke (Falco brunnea) flieht vor dem Nestor. Der auf der Nordinsel gänzlich ausgerottete gelbgrüne Eulen- oder Nachtpapagai (Strigops habroptilus), Kakapo der Eingeborenen, ist in den entlegenen Alpenthälern der Süd- und Westküste noch ziemlich häufig. Er lebt in Löchern im Boden unter Baumwurzeln oder in Felsen und kommt nur nachts zum Vorschein, um die Beeren des Tutustrauchs zu fressen und Farrnwurzeln auszugraben. Obgleich er fliegen kann, scheint er doch nur selten seine Flügel zu benutzen. Er lebt paarweise. Ebenso lebt die Weka (Ocydromus australis) oder Waldhenne, zu den Rallen gehörig, in den Grasebenen und Wäldern der Alpen noch in großer Anzahl. Es ist ein diebischer Vogel, der nach allem lüstern ist, was glänzt, und den Schafzüchtern auf der Südinsel nicht selten Löffeln, Gabeln u. dgl. wegträgt, aber auch in die Hühnerställe eindringt und die Eier aufpickt und aussaugt. Das von Robbenjägern im Jahre 1850 an der Duskybai gefangene Exemplar von Notornis Mantelli, Tukahe der Eingeborenen, blieb bis heute ein Unicum, und es scheint, daß dieser prachtvoll befiederte, im schönsten Metallschimmer glänzende, dem Pukeko am nächsten verwandte Vogel von der Größe eines Truthahns gänzlich ausgestorben ist. Die schöne Paradiesente (Casarca variegata) ist häufig in den Gebirgsthälern. Auch hat man in den Bergen neuerdings eine große Eule entdeckt, welche Löcher in die Erde gräbt. Im Süden der Insel finden sich kleine Pinguine, während die Küsten ringsum von Albatrosen, Sturmtauchern, Möven und Seeschwalben umschwärmt sind. Von Amphibien scheinen nur kleine harmlose Echsen vorzukommen; doch soll sich in einigen Seen ein molchartiges Reptil von 4—6 Fuß Länge finden. In den Flüssen und Seen sind auch hier die Aale die vorherrschenden Fische, welche zu einer erstaunlichen Größe mit mehr als 50 Pfd. Gewicht anwachsen.

Das Klima ist ein gemäßigtes und auch für Europäer sehr gesund, was man schon an den angloneuseeländischen Kindern erkennt, welche ein schönes Geschlecht zu werden versprechen und ein kräftigeres Aussehen haben als die in Australien geborenen Kinder englischer Aeltern. Die Luft ist auch im Sommer frisch und klar, und im Winter ist man nicht so leicht Erkältungen ausgesetzt wie in England. Die Sommertemperatur in den Ebenen ist im ganzen der norddeutschen ähnlich, nur gibt es um die Hälfte mehr heitere Tage und der Winter ist kürzer und milder. Schnee findet sich zwar reichlich in den Hochlanden, aber in den Ebenen fällt Schnee nur selten und bleibt nie länger als ein paar Stunden liegen. Es treten häufige Nachtfröste ein, doch hält sich das Eis nie während des Tages. Plötzlicher Temperaturwechsel findet oft statt, aber die Extreme der Wärme und Kälte stehen viel weniger voneinander ab als in Deutschland. Der Frühling fängt früh im September an, und während der nächstfolgenden sechs oder acht Wochen ist das Wetter wie im deutschen April wechselnd, jedoch wärmer. Gegen Ausgang September und während des October schießt das Gras und sonstiges Grün schnell empor. Um Mitte November wird das Wetter trockener und weniger unbeständig, und mit dem December fängt der Sommer an. Dieser währt bis Ende März, worauf sechs oder acht Wochen sehr schönen Wetters folgen. Nach Mitte Mai werden die Tage beträchtlich kälter, und man merkt, daß der Winter herannaht. Der Juni ist mehr oder weniger feucht, und, wenn die Tage heiter sind, hat man gewöhnlich Nachtfrost. Der Juli ist der am meisten regnerische und überhaupt der unangenehmste Monat im Jahre und erst gegen Mitte August bessert sich das Wetter. Der jährliche Regenfall beträgt 30—35 Zoll. Die unangenehmste Eigenheit des Klimas sind die häufigen Stürme. Während neun Monate im Jahre ist der Nordost der vorherrschende Wind;

während des Winters ist aber Süd- und Südwest am häufigsten, und es regnet selten außer aus diesem Viertel. Nach Wetterbeobachtungen, die von 1854—59 im Osten der Provinz Canterbury angestellt wurden, waren heitere Tage 1854 35, 1856 52, 1858 63, 1859 36; vollkommen heitere Tage 1854 230, 1856 220, 1858 213, 1859 246; regnerische Tage 1854 100, 1856 94, 1858 89, 1859 83.

Die Aehnlichkeit der Mittelinsel mit England trifft auch besonders in landwirthschaftlicher Beziehung zu. Es gibt wahrscheinlich keine andere englische Colonie, für welche die Gewohnheiten des englischen Oekonomen so passend sind, und deren Bodenbeschaffenheit, Producte und Klima so sehr den englischen ähneln. Der neue Ansiedler findet, daß er hier ohne Schwierigkeit die in dem Mutterlande (the old country) erworbenen Kenntnisse anwenden kann. In allen andern Colonien erfordert die Verschiedenheit des Klimas, der Producte und der Betriebsweise, daß der Landwirth erst eine Lehrlingszeit besteht, ehe er sein Geschäft mit Vortheil betreiben kann. Die hier cultivirten Ackerpflanzen sind dieselben, welche er zu Hause gezogen hat, Feldbestellung und Fruchternte sind genau dieselben wie dort. Die größte Schwierigkeit, die der neue Ankömmling bei Uebernahme einer Farm haben würde, besteht in der Umstellung der Monate. Er hätte sich zu erinnern, daß December dem Mai seiner Heimat entspricht.

Die Mittelinsel von Neuseeland wird in die fünf Provinzen Nelson, Marlborough, Canterbury, Otago und Southland eingetheilt.

Nelson hatte im Jahre 1858 eine Bevölkerung von 9272, im Jahre 1861 eine von 9952, im Jahre 1864 eine von 11922 Personen. Die Stadt Nelson hatte 4543 Einwohner. Es waren im Jahre 1864 angebaut in Weizen 3222, in Hafer 2539, in Gerste 794, in Mais 12, in Kartoffeln 528, in Gärten 947, in Grasland 22740, in andern Producten 1288, zusammen 32070 Acres. Der Viehstand bestand aus 3597 Pferden, 16 Mauleseln, 15825 Rindern, 341281 Schafen (gegen 181000 Schafe im Jahre 1861), 522 Ziegen, 4033 Schweinen, 25579 Hühnern. Danach hatte Nelson in den letzten sechs Jahren allerdings nur geringe Fortschritte im Ackerbau gemacht, indem im Jahre 1858 ebenso viel und im Jahre 1861 um ein Viertel mehr Weizen gebaut worden; auch hatten Hafer, Gerste und Kartoffeln nicht zugenommen. Bedeutend zugenommen aber hatte der Anbau des englischen Grases und namentlich auch die Ausdehnung des eingehegten Landes, welches im Jahre 1861 nur 37299 Acres, im Jahre 1864 aber 91411 Acres betrug (eine Zunahme von 250 Proc.), und der Viehstand hatte sich größtentheils verdoppelt. Ein wesentlicher Uebelstand ist jedoch der in den meisten englischen Colonien vom Mutterlande übertragene, daß in den ersten Anfängen der Colonie das meiste und beste Land zu einem billigen Preise an wenige einzelne verkauft worden ist. Ueberhaupt ist in Nelson wegen der großen Ausdehnung des Gebirgslandes der fruchtbare Boden nicht eben sehr ausgedehnt. Nelson ist hauptsächlich ein Bergwerksland. Außer dem bereits erwähnten Gold, Kupfer, Chrom, Eisen, Graphit und Steinkohlen besitzt es mancherlei Marmor, Kalkstein, Bau- und Pflastersteine, Dachschiefer u. dgl. von vorzüglicher Güte. Allgemein anerkannt werden die Reize der Landschaft und die Anmuth des Klimas in der Ebene von Nelson. Es ist das Klima Neapels ohne dessen abspannende Eigenschaften. Durch das Gebirge zu beiden Seiten gegen die Südost- und Nordwestwinde, welche die Cooksstraße so oft mit größter Heftigkeit durchstürmen, geschützt, hat die Ebene viel mehr heiteres Wetter als das übrige Neuseeland. Auch ist die Zuträglichkeit des Klimas durch statistische Aufnahmen sowie durch den vorzüglichen Wein, welcher als „Nelson Port" zu 1 Pfd. St. das Dutzend Flaschen in Neuseeland allgemein beliebt ist, erwiesen. Die Einfuhr betrug im Jahre 1863 324691 Pfd. St., die Ausfuhr 53116 Pfd. St., die Einkünfte der Provinz 47653 Pfd. St., die Ausgaben 75509 Pfd. St.

Marlborough besteht zwar größtentheils ebenfalls aus Gebirgsland, besitzt jedoch in seinen Längenthälern, welche in die schönen Sunde der Cooksstraße ausmünden, namentlich in der herrlichen, auf der Scheide zwischen der zweiten und dritten Hebungslinie liegenden Wairauebene ausgedehnte Strecken ergiebigen Weide- und Ackerlandes. Die vortreffliche Qualität des Bauholzes, mit welchem das Gebirge bestanden ist, und die große Erleichterung, welche die tiefen Sunde der Schiffahrt gewähren, lassen für den Bauholzhandel der Provinz, welcher bereits in beträchtlicher Ausdehnung besteht, eine große Entwickelung erwarten. Auch schon als vortreffliche Häfen müssen die den Königin-Charlotte- und den Pelorussund beherrschenden Ortschaften Havelock und Picton von Wichtigkeit werden. Die Bevölkerung der Provinz bestand im Jahre 1861 aus 2229, im Jahre 1864 aus 5349 Personen, eine Zunahme von 125 Proc. Picton hatte 889 Einwohner. Im Jahre 1864 waren 87852 Acres Land eingefriedigt, davon bestellt mit Weizen 916, Hafer 1085, Gerste 421, Mais 149, Kartoffeln 215, englischen Gräsern 4253, vermischten Producten 555, Gärten 211 Acres. Der Viehstand umfaßte 2546 Pferde, 7205 Rinder, 422512 Schafe, 3464 Ziegen, 2661 Schweine, 9139 Hühner. Im Jahre 1863 betrug die Einfuhr 21842 Pfd. St., die Ausfuhr 38933 Pfd. St., die Provinzialeinkünfte 45177 Pfd. St., die Ausgaben 27141 Pfd. St.

Die Provinz Canterbury mit ihren ausgedehnten ergiebigen Ebenen im Osten und ihren so überaus reichen Goldfeldern in dem bisher für unbewohnbar gehaltenen Westen geht gegenwärtig allen Provinzen Neuseelands in Wohlfahrt wie in Unternehmungsgeist voran. Sie hat die erste Locomotiveisenbahn in Neuseeland erbaut. Ueberall entstehen schnellwachsende Ortschaften. In der Hauptstadt Christchurch werden die Bauplätze zum Preise von 21000 Pfd. St. den Acre verkauft. Die Hauptindustrie ist auch hier die Schafzucht, und der Wollertrag bedeutend. Eine Schaffarm von 150000 Acres mit 60000 Schafen und 500 Ochsen kostet 100000 Pfd. St. Die Heuernte gibt gewöhnlich sehr reichlichen Ertrag, weshalb die Preise von Fleisch und Milchproducten auch meistens sehr gedrückt sind. Doch leidet Canterbury mitunter durch heftige Nordweststürme, wodurch viel Frucht zerstört wird, auch erscheint zuweilen der Melthau in Weizen und Gerste. Die Bevölkerung betrug im Jahre 1861 16040 Personen, im Jahre 1864 das Doppelte, 32253 Personen. In letzterm Jahre waren eingehegt 342416 Acres Land, davon in Weizen 13328, Hafer 14672, Gerste 2432, Mais 107, Kartoffeln 1752, Obst- und Gemüsegärten 2200, englischen Gräsern 31670, andern Erzeugnissen 2564 Acres. Der Viehstand umfaßte 10868 Pferde, 62 Maulesel und Esel, 45263 Rinder, 1,567320 Schafe, 769 Ziegen, 10228 Schweine und 73745 Hühner. Im Jahre 1863 betrug die Einfuhr 899237 Pfd. St., die Ausfuhr 356940 Pfd. St., die Einkünfte der Provinz beliefen sich auf 300761 Pfd. St. und die Ausgaben auf 375693 Pfd. St.

In der Provinz Otago, wo früher ebenfalls die Schafzucht die Hauptindustrie war, kostet eine Schaffarm von 50000 Acres nebst Stock nicht unter 10000 Pfd. St. In neuerer Zeit haben die Goldfelder eine zahlreiche Bevölkerung angezogen, die sich größtentheils fest angesiedelt hat. Dies hat jedoch auf die Schafzucht nicht störend eingewirkt; die Wollausfuhr war von 10796 Ballen im Jahre 1864 im Jahre 1865 auf 13565 Ballen gestiegen. Die Bevölkerung betrug 1861 27241, 1864 48998 Personen. Das eingehegte Land betrug 1864 149698 (1861 42254), das bestellte Land 43301 (1861 19255) Acres. Es gab 11300 (1861 4790) Pferde, 30 Maulesel und Esel, 56945 Rinder, 1,311315 (1861 619892) Schafe, 750 Ziegen, 6368 Schweine, 85490 Hühner. Im Jahre 1863 betrug die Einfuhr 3,424349 Pfd. St. und die Ausfuhr 2,569718 Pfd. St. Die Einkünfte betrugen 719030 Pfd. St. und die Ausgaben 749153 Pfd. St.

Die Provinz Southland ist durch die günstige geographische Lage ihrer Hauptstadt

Invercargill am Südende der Insel offenbar bestimmt, sobald die innern Verbindungswege der Mittelinsel hergestellt sind, das Entrepot des intercolonialen Handels zu werden, da sie der Colonie Victoria, dem am meisten vorgerückten Theile Australiens, am nächsten liegt. Bluff Harbour, der Hafen von Invercargill, ist einer der geräumigsten und vorzüglichsten von Neuseeland. Der Anfang einer Eisenbahn, welche sich der Hauptbahn der Insel anschließen soll, ist bereits gebaut. Ebenso wird Invercargill der Endpunkt des neuseeländischen Telegraphensystems werden. Diese großartigen Verhältnisse fangen auch bereits an sich zu entwickeln. Es kommen in Bluff Harbour oft an Einem Tage fünf und mehr große Oceandampfer an. Das schnelle Wachsthum des Handels von Southland ist aus der bedeutenden Zunahme der Zolleinnahme ersichtlich, welche im Jahre 1861 5433 Pfd. St., im Jahre 1862 bereits 11171 Pfd. St. war, dann im Jahre 1863, dem Goldfieberjahre, auf 58027 Pfd. St. stieg und im Jahre 1864, obgleich das Goldfieber nachgelassen hatte, noch über 40000 Pfd. St. betrug. Auch das Interesse der Viehzucht ist bereits sehr entwickelt, und es findet schon eine bedeutende directe Wollverschiffung nach England statt. Der Ackerbau macht gleichfalls angemessene Fortschritte. Das an der Grenze von Southland gelegene reiche Goldfeld von Nokomai, dessen Bedarf an Lebensmitteln zunächst von Southland aus versehen wird, hat wesentlich zur Belebung des Verkehrs beigetragen. Der Preis von Kronland ist denn auch von 20 auf 40 Sh. den Acre erhöht worden. Die Bevölkerung, welche im Jahre 1861 nur 1820 Personen betrug, stieg im Jahre 1862 auf 3445 und im Jahre 1863 auf 9545 und hielt sich im Jahre 1864 auf der Höhe von 8095 Personen. Die Einfuhr der Provinz betrug im Jahre 1863 86726 Pfd. St., die Ausfuhr 91698 Pfd. St., die Einkünfte der Provinz 87319 Pfd. St., die Ausgaben 180188 Pfd. St. Die ebenfalls zu Southland gehörige Stewartinsel treibt einen beträchtlichen Holzhandel, nicht nur mit dem übrigen Neuseeland, sondern auch mit Melbourne in Victoria.

---

# Chronik der Gegenwart.

## Literarische Revue.

Die deutsche Geschichtschreibung hat in neuerer Zeit unleugbar einen bedeutenden Aufschwung genommen; es sind größere Werke erschienen, welche Gründlichkeit der Forschung mit Kunst der Darstellung vereinigen und sich so wieder den antiken Mustern nähern. Gleichwol fehlt es nicht an archivarischen Dryasdusts, die sich am wohlsten fühlen, wenn sie Wolken von Staub um sich aufgewühlt haben und die Geschichte selbst in einem Wust von gelehrten Noten, Lesarten, Conjecturen und Quellenkritik ersticken. Auch gibt es noch immer trockene Forscher, die den mühsam ausgegebenen Rohstoff in gar kein schickliches Gewand zu kleiden verstehen. Dabei überwuchert die Monographie, die Local- und Specialgeschichte in einer, für die Nationalliteratur wenig ersprießlichen Weise. Das durch derartige Forschungen erbeutete Material hat fachwissenschaftlichen Werth; doch besteht eine Grenze, wo die Geschichte aufhört und das Archiv anfängt, und die von der Geschichtschreibung nicht überschritten werden sollte; denn nicht jedes archivarische Manuscript verdient durch die Kunst Gutenberg's weitern Kreisen zugänglich zu werden. Die Ueberfüllung des buchhändlerischen Markts mit derartigem historischen Material verdeckt und erdrückt leicht das Bessere, das historische Kunstwerk, das allein auf Geltung in der Literatur und in dem Publikum Anspruch erheben darf.

Zu diesen Werken gehört ohne Frage die „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den

Wiener Verträgen", von G. G. Gervinus (Leipzig, Engelmann), von der vor kurzem der achte Band erschienen ist, der die geistigen Bewegungen im dritten Jahrzehnt und die Julirevolution und ihre unmittelbaren Folgen behandelt. Das Werk, obgleich es bisjetzt nur den kleinern Theil seiner umfassenden Aufgabe gelöst hat, zeigt bereits einen imposanten Umfang und verspricht, eine der bändereichsten Productionen moderner Geschichtschreibung zu werden. Ohne Frage ließ der Stoff, trotz seines reichen Inhalts, eine größere Beschränkung zu; denn der Historiker verliert sich allzu oft in ein Detail, welches mehr für eine Venturini'sche Geschichtschronik als für ein allgemeines Geschichtswerk paßt. Das Wesentliche und Unwesentliche zu sondern, ist eine Aufgabe, bei der sich der feinste Takt des Historikers zu bewähren hat. Gervinus ist hierin nicht immer glücklich; er hat eine Vorliebe für das constitutionelle Detail, durch die er sich verleiten läßt, die Kammerverhandlungen der kleinen deutschen Staaten mit einer Genauigkeit wiederzugeben, welche an das Protokollarische streift; neben den großen und gelungenen Gemälden der südamerikanischen Revolution und des griechischen Freiheitskampfes nehmen sich indeß diese breit ausgeführten Miniaturbilder eines mit halberstickter Flamme brennenden öffentlichen Lebens doch zu unbedeutend aufdringlich aus. Die Bewegungen in Kuhschnappel und Flachsenfingen, jeder Sturm in einem Glase Wasser gehören nicht in eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, mindestens nicht in so behaglicher Darstellung. Es scheint oft als ob der Geschichtschreiber an dieser Buntheit deutscher Zustände ein besonderes Gefallen fände, und in der That fehlt es auch in dem vorliegenden achten Bande nicht an Stellen, aus denen ein recht schroffer Particularismus spricht. So rühmt er z. B. die Vaterlandsliebe Jakob Grimm's zu dem niederhessischen Lande und hebt es als einen besonders kühnen Gedanken von blitzartiger Schlagkraft hervor, daß Grimm öffentlich den Wunsch aussprach, die unnatürliche Trennung der beiden Hessen der alten Einheit weichen zu sehen. „Wie hätte er dem gezürnt, der ihm sein hessisches Volksthum hätte antasten wollen! Ihm war unfaßlich, wie ein Deutscher der Mittelstaaten, die zum Theil eine ungleich stolzere Geschichte als beide Großstaaten haben, um der Gemeinheit und Freiheit willen, die in einer strengen Bundesverfassung zu retten ist, seine Sonderheimat an einen Einheitsstaat verrathen sollte, ein Misgedanke, der jedem amerikanischen Staatenbürger, der jedem Schweizer des winzigsten Cantonchens undenkbar ist, der aber Millionen Deutschen in ihrer politischen Gedankenlosigkeit und Verkommenheit arglos geläufig ist." Als wenn die stolzen historischen Antecedentien ein Anrecht gäben, auch die Gegenwart durch die Vergangenheit zu beherrschen! Dies Streben hat man zu allen Zeiten als Reaction bezeichnet. Was übrigens Jakob Grimm's engeres Vaterland betrifft, so ist der unausdenkbare „Misgedanke" bereits eine thatsächliche Wahrheit geworden, mit der sich der Historiker des 19. Jahrhunderts wohl oder übel abfinden muß. Wie wird er die „Barbareskenpolitik" und den „himmelschreienden Raub" verdammen, nachdem er bereits in der beabsichtigten Annexion Schleswig-Holsteins durch Preußen Gelegenheit fand zu einer Parallele zwischen Bismarck und Polignac, Wilhelm I. und Karl X., die er mit bedauerlichem Ingrimm ausführt!

Gervinus ist ein Particularist, der uns gerade deshalb oft auf wenig betretene Seitenwege führt, wo wir den freien Ueberblick verlieren; er hat eine Passion, einige Ereignisse und Persönlichkeiten durch das Sonnenmikroskop zu betrachten; er läßt die Kleinen zu sich kommen, denn ihrer ist das politische Himmelreich, wie es in seiner Seele lebt.

Wir sind durchaus nicht für die leblose und schemenartige Darstellungsweise der Ranke'schen Schule eingenommen; es wird uns immer „kühl bis ans Herz heran", wenn wir derartige Schilderungen der Reformation und der Revolution lesen, welche so ganz im kühlen Element des Pragmatismus sich bewegen und dabei so ganz undinenhaft sind

und keine Seele haben; wir ziehen bei weitem den warmen Ton der Schlosser'schen Schule vor, aus dem Gesinnung und Ueberzeugung sprechen; wir lassen es uns lieber gefallen, daß die Männer der Geschichte hier und dort gehofmeistert werden, als daß sie uns mit Glasaugen ansehen, so meisterhaft immer die Kunst sein mag, die sie ihnen eingesetzt hat. Doch wo der Historiker sich an ungeeigneter Stelle zum leidenschaftlichen Vertreter unhistorischer Anschauungen macht, wo er ohne Grund Ereignisse anticipirt, die seine Anführungen rasch überholen: da halten wir doch die Würde der Geschichtschreibung durch solche doctrinäre Aufdringlichkeit verletzt und bedauern die Blößen, die sich ein sonst verdienstvoller Autor durch einseitige Anschauungen gibt.

Wir bedauern sie um so mehr, als auch die Vorzüge der Schlosser'schen Schule in dem vorliegenden Bande glänzend hervortreten, welcher neben den Schilderungen der südamerikanischen und griechischen Unabhängigkeitskämpfe unter den bisher erschienenen Bänden in erster Linie steht. Diese Vorzüge bestehen in der Lebendigkeit der Porträts und Tableaux, in der ganzen energischen Darstellung, welche die Geschichte nicht blos als ein Verstandesspiel betrachtet, als ein Product von Kräften, die sich ausrechnen lassen mit mathematischer Evidenz, sondern auch an unser sittliches Gefühl appellirt, Kopf und Herz in Mitleidenschaft zieht.

Das glänzendste Porträt, das der achte Band enthält, ist das von Louis Philipp; es ist mit liebevoller Sorgfalt ausgemalt und zugleich mit jener Kunst der Charakteristik, welche die widersprechenden Eigenschaften eines Charakters fein und scharf hervorhebt, ohne daß wir darüber seine innere Einheit verlieren. Auch entwickeln sich diese Eigenschaften an den Ereignissen selbst, mögen sie nun hinter der Schwelle der hier behandelten Epoche liegen und in biographischem Umriß nachgeholt werden oder die hier geschilderte Katastrophe selbst bilden. Ein Charakter wie der von Louis Philipp wird denjenigen, welche abstracte Maßstäbe festhalten und sich nicht auf die Mischung von „gut und bös" verstehen, stets ein schwer zu entzifferndes Räthsel bleiben; Gervinus kommt der Lösung nahe, indem er die höchste Spannung der widerstrebenden Elemente darstellt, ohne daß sie dadurch die Tragfähigkeit einbüßen und der Charakter selbst den Zusammenhalt.

Die zusammenhängende Darstellung von Louis Philipp's früherm Leben zeigt uns ziemlich durchsichtig, daß der verbannte Prinz sein Prätendententhum mit nicht geringerer Zähigkeit festgehalten wie Louis Bonaparte — nur mit dem Unterschied, daß jener seinen Trumpf in die Karten der europäischen Diplomatie mischte, welche mit dem ersten Kaiserthum meist im Kriegszustande war, während dieser ganz auf eigene Hand, im kühnen Glauben an seinen Stern, Verschwörungen und Meutereien improvisirte, die ihn auf den Thron führen sollten. Wohl mag Louis Philipp, wenn er den Verschwörer von Strasburg über den Ocean schickte, oder den Empörer von Boulogne vor die Pairskammer stellen ließ, in seinem Herzen der eigenen Jugend, ihrer kühnen und versteckten Plane gedacht haben! Auch darin kamen beide Prätendenten überein, daß ihre Unternehmungen nicht glücklich waren, wenn auch die Louis Napoleon's mit größerm Eclat scheiterten, daß ihre Geduld und Ausdauer auf eine harte langjährige Probe gesetzt wurde und daß es schließlich einer großen vom Volk ausgehenden Revolution bedurfte, um ihre Wünsche zum Ziele zu führen. Die aus der Bluttaufe der Julirevolution gehobene Krone senkte sich indeß mit energischer Schnelle auf das Haupt Louis Philipp's nieder und ließ ihm nur Zeit zu einem kurzen zweideutigen Spiel mit der vertriebenen Dynastie, während Louis Napoleon die Zwischenrolle einer usurpatorischen Präsidentschaft durchführen und seinen republikanischen Gelübden in eclatanter Weise untreu werden mußte. Das Prätendententhum Louis Philipp's war friedlicher als das Louis Napoleon's, der auf dem Wege der Revolution und Contrerevolution gewaltthätig voranging — und so blieb auch das Bürgerkönigthum friedlicher als das second empire, das trotz

seiner Devise „L'empire c'est la paix" die Kriegsgeschichte mit mehrern glänzenden Feldzügen bereicherte.

Es ist von Interesse, bei Gervinus nachzulesen, wie schon der junge Herzog von Orleans theils unter Dumouriez' Leitung, theils selbständig sich abmühte, eine politische Bedeutung zu gewinnen, um sich die Wege des Prätendententhums zu ebnen, wie sogar der Führer der Vendéer, Charette, aufgefordert wurde, die Rolle eines Monk zu übernehmen und in dem jungen Prinzen der Revolution einen König zu geben, eine Aufforderung, die dieser im gröbsten Kasernenstil ablehnte. Als das Directorium die Beschlagnahme der Güter der Herzogin-Mutter aufgehoben und die beiden jüngern Söhne der Haft entlassen hatte, unter der Bedingung, daß sie nach Amerika auswanderten, schloß sich Louis Philipp ihnen an und blieb drei Jahre in den Vereinigten Staaten, die ja später auch dem Prätendenten Louis Napoleon eine Freistatt boten. Von Amerika wandte sich der junge Herzog wieder nach England und drängte sich, nach Napoleon's vollzogenem Thronraub, in jeder Weise vor, um dem Usurpator gegenüber eine Rolle zu spielen, die seine eigenen Ansprüche möglicherweise stützen konnte. Bald wollte er unter Gustav IV. gegen Frankreich dienen (1805), bald einen Angriff auf die Ionischen Inseln machen, bald an der spanischen Erhebung sich betheiligen (1808). Doch so sehr er auch die Fahne der Bourbons heraussteckte, so mistrauisch waren diese gegen die ungewünschten Dienstleistungen und wußten alle guten Absichten desselben zu vereiteln. Selbst noch 1813, als der Herzog von Sicilien aus einen Angriff auf Toscana machen wollte, versagte ihm Ludwig XVIII. die Erlaubniß, in die Reihen der Coalition zu treten.

Ueber des Herzogs Haltung bei der ersten Restauration, in den Hundert Tagen und während der zweiten Restauration, über seine Beziehungen zu den oppositionellen Parteien, über sein Auftreten während und nach der Julirevolution finden sich bei Gervinus manche Mittheilungen, welche durch geschickte Gruppirung ein neues Licht auf die Thatsachen fallen lassen.

Nicht minder glücklich tritt das Charakterbild König Karl's X. vor uns hin, allerdings in jener elegischen Beleuchtung, welche einen stürzenden Thron umschwebt. Auch Fürst Polignac in seinem überspannten ehrlichen, von aller Aufschneiderei freien Glauben an sich selbst, im Privatleben gut, dankbar, wohlwollend, ohne eine böse Ader, wie der König, im öffentlichen dagegen von jener verblendeten Verwegenheit, wie er sie schon als junger Verschwörer von 1804 an den Tag gelegt, bei leichtwiegender Begabung und der Unfähigkeit, die Tragweite irgendeines Unternehmens zu ermessen, ist ein durchaus gelungenes Porträt.

Gervinus hatte die Aufgabe, in diesem Bande nicht weniger als drei Revolutionen zu schildern: die Julirevolution, die belgische und die polnische. Die anschauliche Darstellung derartiger Straßenkämpfe in ihrem Werden und Wachsen und ihrer eine ganze Stadt umfassenden Verbreitung erfordert eine vollkommene Beherrschung des reichhaltigen, zersplitterten Materials und eine Gabe der Erzählung, welche uns ungezwungen und doch mit gesteigerter Spannung die Ereignisse miterleben läßt. Wenn einzelne Historiker der archivarischen Richtung zu solchen Schilderungen zu vornehm scheinen, wenn sie es verschmähen, uns lebensvolle Bilder der Ereignisse zu entrollen, so darf man mit Zuversicht annehmen, daß sie nur aus der Noth eine Tugend machen. Gervinus gehört nicht dieser Schule an; seine Anschauung ist eine lebendige und genährt durch das umfassende Studium der Dichtung; seine Darstellungsweise markig, wenn auch ebenso oft wenig einschmeichelnd, knorrig und an der Kette mühseliger Perioden ablaufend; das Material, das er schicklich zusammenordnet, aus reichstem Quellenstudium geschöpft; er benutzt jedes, auch das kleinste Detail an der rechten Stelle, wo es ein charakteristisches Licht auszustrahlen vermag. So wahrt jede der drei Revolutionen in seiner Darstellung ihre Eigen-

thümlichkeit. Am gelungensten erscheint die Schilderung der Julirevolution; die verschiedenen Gruppen, der Hof und die Armee, die berathenden Liberalen, die Straßenkämpfer sondern sich deutlich, während das Spiel der Vermittelungen herüber- und hinübergeht; die Katastrophe auf dem Stadthause, die Scene in St.-Cloud sind mit großer Lebendigkeit geschildert. Dasselbe gilt von der warschauer Revolution, in ihren Anfängen eine schüchterne Improvisation junger und unreifer Militärs. Hier erscheint als sehr ansprechend das Charakterbild des Dictators Chlopicki in seiner Mittelstellung, wie überhaupt Gervinus ein ausgeprägtes Talent zur Zeichnung derartiger Charaktere besitzt, die in schwierigen Stellungen eine dem Anschein nach schwankende, doch in ihrem eigenen zwiespältigen Wesen begründete Haltung behaupten. Daß Gervinus die nächsten Folgen der Julirevolution in Deutschland und den übrigen europäischen Staaten schildert, ohne die Entwickelung von diesen Ansatzpunkten aus weiter fortzuführen: das gibt der Darstellung in diesem Bande etwas Springendes, mag aber immerhin durch die momentane elektrische Wirkung des Ereignisses gerechtfertigt werden, die uns den ganzen Kreis, soweit ihre Funken sprühten, mit Einem mal zu überschauen wünschenswerth macht.

Weniger als mit dem politischen Theile des vorliegenden achten Bandes, können wir uns mit dem literarhistorischen desselben einverstanden erklären. Gervinus schildert eingehend die geistigen Bewegungen im dritten Jahrzehnt: die Wissenschaftspflege in Deutschland, die romantische Dichtung und ihre innern Veränderungen in ihrer Ausbreitung über Europa und die Wissenschaftspflege in Frankreich. Wir vermissen hier vor allem eine von festen Kernpunkten der Entwickelung ausgehende, folgerichtige Darstellung. So bespricht Gervinus die neuen slawischen Literaturen, die ganz unter der Herrschaft des Byron'schen Genius stehen, vorher ehe er diesen Dichter selbst charakterisirt; so gehen wir von Heine und Börne aus, um nach einer Rundreise durch ganz Europa wieder zu ihnen zurückzukehren, ohne sie in irgendeiner Weise verändert zu finden. Denn die Manier, Entwickelungen zu markiren, wo keine vorhanden sind, mag dem Literaten das Ansehen eines Mannes geben, der Herz und Nieren prüft, ist aber der Literaturgeschichte in keiner Weise förderlich. Es ist das Wesen aller verstandesmäßigen Darstellung, sich durch Unterscheidungen fortzubewegen, die Objecte zu erhellen, indem sie dieselben nach außen scharf abhebt, nach innen sorgfältig gliedert; es verhält sich damit ähnlich wie mit den Linien, die zum Zweck eines geometrischen Beweises gezogen werden, durch welche das Wesen der Figur selbst nicht berührt wird; man löscht sie aus, wenn ihr Zweck erfüllt ist. Doch auf andern Gebieten geht das nicht so leicht, sie bleiben oft stehen und der oberflächliche Blick hält das Gerüste für das Bauwerk selbst. Am gefährlichsten ist diese Darstellungsweise auf dem Gebiete der schönen Literatur. Das Wesen des dichterischen Genius wie der Proceß des Dichtens selbst entziehen sich dieser verstandesmäßigen Auffassung. Was die Literarhistorie dafür bietet, das sind nur Surrogate kümmerlicher Art; mit all den einzelnen biographischen Daten, den kunstvoll ausgebiftelten Entwickelungsstadien des Dichters, den mühsam zusammengetragenen brieflichen und mündlichen Aeußerungen schießt sie meist am Ziel vorbei. Der Dichter lebt in seinen Werken; alles andere ist Nebensache. Doch ein Dichter in den Literaturgeschichten gleicht einem Pferdebild in einer Thierheilkunde, es ist anatomisch beziffert, mit Daten bespickt; alle Krankheiten sind hineingezeichnet und geschrieben; doch aus diesen gelehrten Hand- und Randzeichnungen erfahren wir nicht, ob wir einen Bucephalus oder eine Rosinante vor uns haben.

Wenn wir z. B. bei Gervinus uns nach der Charakteristik des Dichters Thomas Moore umsehen, so erfahren wir allerlei Biographisches, erhalten eine ziemlich eingehende Besprechung seiner polemischen Flugschriften, seiner politischen und religiösen Richtung; doch von seinen Gedichten erfahren wir nur gelegentlich, daß er selbst da, wo er sich

seinen romantischen Hängen am meisten überließ, Zeitbeziehungen einzustreuen versucht war, daß er gestand, selbst seine berühmten Texte zu Thomson's irischen Volksmelodien hier und da durch politische Anspielungen profanirt zu haben, und daß er in der feingefeilten „Lalla Rookh", wo er der Ueppigkeit seiner irischen Phantasie den vollsten Spielraum lassen durfte, in den Orient die Sache der Duldsamkeit übertrug, die er in seinem vaterländischen Westen zu verfechten hatte. Ist dies nun eine Charakteristik des Dichters? Kümmern wir uns überhaupt um den Politiker Thomas Moore aus andern Gründen, als weil wir uns für den Dichter interessiren, und heißt dies nicht die Literaturgeschichte auf den Kopf stellen, wenn man uns von den Poeten alles Mögliche erzählt, aber nichts von der Poesie?

Wir haben ein Beispiel statt vieler herausgewählt; es ist bezeichnend für den modischen Ton unserer Literaturgeschichtschreibung. Auch in der Charakteristik Byron's wird unverhältnißmäßig viel Biographisches, Politisches, Moralisches zu Tage gefördert, sodaß die ästhetische Messung dabei zu kurz kommt.

Wir haben uns bereits in dem Aufsatz „Byron und die Gegenwart" über dies einseitige und verfehlte Urtheil ausgesprochen, das Gervinus über diesen Dichter fällt. Nicht minder einseitig, wenngleich berechtigter ist sein Urtheil über Heine, von dem wir kaum erfahren, wie und was er gedichtet, wohl aber, wie er sich zu allen Fragen der Politik, der Literatur, des gesellschaftlichen Lebens gestellt.

Gelungener dagegen ist die Charakteristik von Lamartine und Victor Hugo, welche unserm Autor Veranlassung zu einer glänzenden und geistreich durchgeführten Parallele gibt, nicht minder die von Béranger und Leopardi.

Wo es eine Darstellung der Wissenschaftspflege in Deutschland und Frankreich gilt, da treten die Einseitigkeiten des Literarhistorikers minder schroff hervor. Zwar hat Gervinus eine gewisse Abneigung gegen die Metaphysik und wird auch den Verdiensten Hegel's nur zum Theil gerecht. Daß diese Geistesherrschaft, „aufgerichtet in der Zeit der Abwendung von der unerfreulichen Gestalt der Tagesgeschichte, zerfallen sei in dem Augenblick, wo auf der großen Uhr der Zeit eine bedeutendere Stunde schlägt", ist eine zwar in die Form der Frage eingekleidete Behauptung, die aber unbegründet ist gegenüber der Entwickelungsfähigkeit dieses Systems und der vom Historiker des 19. Jahrhunderts nicht zu ignorirenden Thatsache, daß die junghegel'sche Philosophie als eine revolutionäre geistige Macht in die politische Entwickelung Deutschlands, namentlich im 5. Jahrzehnt wesentlich miteingegriffen hat.

Schleiermacher, Niebuhr, Savigny, vor allen Jakob Grimm werden von Gervinus treffend, der letztere mit Wärme charakterisirt, mit vorsichtiger Zurückhaltung die Richtungen der Geschichtschreibung, namentlich die Ranke's, die sich gegen alle lebendigen Beziehungen auf die Gegenwart sträubt, und die von Spittler, Schlosser und, wie wir hinzufügen, von Gervinus selbst, welche den Beruf des Geschichtschreibers anerkennen, der Gegenwart ein erfahrener Berather zu sein. Von den französischen Historikern erhält Mignet das glänzendste Lob, dessen „Geschichte der Revolution" ein formgedrungenes, inhaltgesättigtes Buch eines frühreifen Mannes genannt wird, eines historischen Denkers von seltener Sicherheit des geistigen Urtheils und des sittlichen Gefühls, von einem noch seltenern Ernste gründlicher Bildung und einer strengen Hingebung an die echte Wissenschaft. Die Darstellung des Saint-Simonismus zeigt zwar die Trugbilder der Lehre mit bequemer Verständigkeit auf, wird aber der geistigen Bedeutung des Socialismus keineswegs gerecht.

---

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Die Reformbewegung in England.

## Mit besonderer Rücksicht auf die Parlamentssession von 1866.

Von Friedrich Althaus.

Während auf dem europäischen Festlande der große deutsche Krieg des Jahres 1866 sich vorbereitete, zum Ausbruch kam und zum Erstaunen aller Welt innerhalb weniger Wochen beendet wurde, war auch England in einem Kampfe begriffen, dessen Tragweite freilich weit hinter der der continentalen Ereignisse zurückbleibt, der aber nichtsdestoweniger Phasen durchlief und Interessen berührte, welche um so mehr eine allgemeinere Aufmerksamkeit verdienen, weil sie als Momente eines tiefgehenden politisch-socialen Entwickelungsprocesses zu betrachten sind, dessen Entscheidung im Sinne der Freiheit, trotz aller Verzögerungen, ebenso unvermeidlich und innerhalb seiner Sphären kaum minder bedeutungsvoll ist als die fortschreitende Wiedergeburt der festländischen Völker. Es handelte sich um die Durchführung einer neuen Reformbill, einer Bill, welche den Ansprüchen der arbeitenden Klassen auf parlamentarische Vertretung in ähnlicher Weise gerecht werden sollte, wie die Bill von 1832 den Ansprüchen der Mittelklassen. In den Kämpfen um diese Bill concentrirte sich das ganze Interesse der Parlamentssession des Jahres 1866. Sie führten zu einer neuen Zersetzung der Parteien, zum Sturze eines Ministeriums, zu einer blutigen Katastrophe; kurz, man erlebte in Beziehung auf diese innere Entwickelungsfrage des englischen Volkslebens eine Collision der Meinungen, einen intensiven Antagonismus der Interessen, dergleichen man sich seit dem Abschluß der Freihandelsbewegung beinahe entwöhnt hatte, und klar scheint im gegenwärtigen Augenblick trotz der Ungewißheit der vorläufigen Resultate schon eins: daß nämlich das Andenken an die Vorgänge der diesjährigen Session nicht wird verlöscht werden, ehe der Zweck der Bewegung, die neue Reformbill, erreicht ist. Um aber die Bedeutung des Problems, die Umstände, unter denen seine Lösung versucht wurde, den Widerstand, woran dieselbe scheiterte, und die künftigen Aussichten der Reformpartei richtig zu würdigen, ist es unerlaßlich, einen Blick auf die Vergangenheit zu werfen und besonders an einige Hauptmomente der politisch-socialen Entwickelung Englands seit dem Jahre 1832 sowie an die Geschichte späterer parlamentarischer Reformbestrebungen zu erinnern. Denn die Reformkämpfe des Jahres 1866 bilden in Wahrheit nur das letzte Glied in einer Kette von Ereignissen, als deren nächster historischer Hintergrund das große Ereigniß des Jahres 1832 betrachtet werden muß.

Die Reformbill des Jahres 1832 war für England ein Act der Selbsterhaltung seines parlamentarischen Lebens, eine Wiedergeburt seiner alten Verfassung, welche beinahe im letzten Moment dem Ausbruch einer drohenden Revolution vorbeugte. Diese Ansicht wird gegenwärtig auch von der Masse der Tories so entschieden getheilt, daß man nicht umhin könnte, sich über die blinde Hartnäckigkeit zu wundern, mit der dieselbe Partei in jener heilsamen Aenderung den Beginn eines revolutionären Umsturzes weissagte und ihre Durchführung mit allen Waffen der politischen Leidenschaft bekämpfte, hätte

man nicht seitdem gesehen, wie ein ähnlicher Proceß des Widerstandes und des Sieges sich von Jahr zu Jahr in der Entwickelung aller Reformbestrebungen erneuert, und wüßte man nicht, daß selbst von seiten des Vorkämpfers der Reformpartei von 1832 die Ansicht, daß die Bestimmungen der ersten Reformbill als „endgültig" (final) zu betrachten seien, geltend gemacht wurde. Verglichen mit den vor 1832 bestehenden Misbräuchen der parlamentarischen Vertretung, war die Reformbill allerdings ein großer und glänzender Fortschritt. Eine in allen ihren Grundzügen wesentlich feudale Repräsentation machte einem Wahlgesetz Platz, welches die active Theilnahme der bis dahin politisch beinahe rechtlosen Mittelklassen an der Gesetzgebung und Verwaltung Englands sicherte. Der grundbesitzenden Aristokratie und Gentry wurden ihre Rechte gewahrt; aber das unmäßige Uebergewicht, das sie bisher durch Beherrschung der sogenannten Pocket-Boroughs und „verrotteten Flecken" (Rotten-Boroughs) besessen, wurde zu Gunsten theils der neuaufgeblühten Städte, der Centren des Handels und der Industrie, theils der zu einem gewissen Wohlstand gelangten ländlichen Bevölkerung geschmälert, und dadurch den Einflüssen moderner Bildung und Intelligenz Thür und Thor geöffnet. Während vor der Reformbill die große Masse der Parlamentsmitglieder hervorging 1) aus den ländlichen Wahlbezirken (counties), wo die Wähler theils aus Grundbesitzern, theils aus den von diesen völlig abhängigen kleinen forty shillings freeholders bestanden; 2) aus den „verrotteten Flecken", welche ohne Ausnahme die von ihren aristokratischen Patronen oder Besitzern ernannten Candidaten wählten; 3) aus Flecken (boroughs), welche völlig von der jedesmaligen Regierung abhingen; und 4) aus großen Städten, deren Wähler sich auf alle Privilegien stützten, wie die scot and lot voters, pot-whallopers, freemen und burgesses, und meistens entweder käuflich oder der städtischen Verwaltung unterwürfig waren, verordnete die Reformbill 1) die Entziehung des Wahlrechts von den schlimmsten „verrotteten Flecken"; 2) die Abschaffung der Privilegien der scot and lot voters u. s. w.; und 3) die Ertheilung des Wahlrechts an sämmtliche Grundeigenen in den ländlichen Wahlbezirken, die eine jährliche Pachtsumme von nicht weniger als 50 Pfd. St., und an sämmtliche Hausbewohner in den städtischen Wahlbezirken (boroughs), die eine jährliche Miethzahlung von nicht weniger als 10 Pfd. St. zu leisten vermochten. Manchester und Liverpool, Sheffield und Birmingham erlangten auf solche Weise die Rechte der Erdwälle von Gatton und Old Sarum; aus einer Gesammtzahl von 658 Parlamentssitzen wurden im ganzen 141 den vorrotteten Flecken entzogen und die Volksvertretung mit Rücksicht auf Bevölkerung, Einkünfte und Steuerfähigkeit in die Hände der gebildeten Klassen gelegt, welche ebenso den kleinen Händler und den wohlhabenden Farmer wie den adelichen Grundbesitzer und den reichen Kaufherrn umfaßten. Aber anerkennenswerth, wie diese Verbesserungen waren, so konnte doch nur eine jeder freisinnigen Fortentwickelung des althergebrachten Zustandes der Dinge abgeneigte Partei, wie die der Tories jener Epoche, Radicalismus und drohende Revolutionsgefahr darin wittern, und nur die Führer einer Partei, welche solche Gegner zu bekämpfen hatte, konnten sie als „endgültige" (final) proclamiren. Sie waren in der That mäßig genug und ließen eine hinreichende Menge crasser Anomalien bestehen, um jeden Verdacht der Annäherung an das Schreckbild des „allgemeinen Stimmrechts" fern zu halten. Daß indeß trotz aller Abzüge die Reformbill einen großen Fortschritt der nationalen Entwickelung Englands bezeichnete, ist außer der Frage. Schon die Discussion ihrer Bestimmungen hatte erhebend auf das Volksbewußtsein gewirkt; ihre praktische Durchführung unterwarf das Parlament, und mit ihm die Gesetzgebung und Regierung, in höherm Maße als je zuvor dem Einfluß der öffentlichen Meinung; ein mächtiger Aufschwung der politischen und socialen Verhältnisse, des Wachsthums allgemeiner Cultur und Intelligenz trat in ihrem Gefolge auf allen Seiten ans Licht. Was die alten

Parteien anging, so fanden sie sich plötzlich eine beträchtliche Strecke von ihren frühern Stellungen vorwärts gedrängt. Die Whigs waren radicaler, die Tories liberaler geworden. Von den politisch emancipirten Mittelklassen durfte man mit Stolz bekennen, daß sie ihre neuen Einflüsse ebenso energisch als wirksam zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten benutzten, während der bis dahin verhältnißmäßig unwichtige „vierte Stand" der politischen Presse eine Macht gewann, welche sowol das Parlament als die öffentliche Meinung controlirte und mit der politischen Discussion politische Bildung durch alle Schichten des Volks verbreitete. Vor der Reformbill hatten nur die beiden großen Parteien der Whigs und der Tories in den parlamentarischen Kämpfen einander gegenübergestanden, und in den Feldzügen beider hatte es sich meist um gewisse allgemeine Principienfragen: Reform oder Statusquo, Religionsfreiheit oder altenglische Orthodoxie, Intervention oder Nichtintervention, Sparsamkeit oder Verschwendung im Staatshaushalt, gehandelt. Diese Fragen waren nun der Hauptsache nach in liberalem Sinne entschieden; die Reform hatte frische progressive Kräfte ins Parlament gebracht; die zu entscheidenden Probleme betrafen mehr die Weiterentwickelung als die Feststellung anerkannter Grundsätze, und die hierdurch bedingte größere Breite und praktische Wirksamkeit der Debatten gewöhnte jedermann mehr und mehr an die Vorstellung von der Nothwendigkeit der Veränderung und des Fortschritts. Den Höhepunkt ihrer reformatorischen Thätigkeit erreichten die durch die Reformbill entfesselten politischen Kräfte wol in dem Siege, welcher die große Freihandelsagitation der Jahre 1838—46 krönte; aber auch der gesammte Ton und zahlreiche andere Acte der Gesetzgebung (worunter wir nur die auf Erziehung des Volks bezüglichen hervorheben wollen), bezeugten den segensreichen Einfluß der reformirten Verfassung. Kurz, wenn man diesen jüngsten Entwickelungsgang mit dem vor 1832 bestehenden Zustand der Dinge vergleichend zusammenhält, wird man gestehen müssen, daß die Reformbill, trotz ihrer Anomalien, ihre Lebensfähigkeit bewiesen und sich begründete Rechte erworben hat auf die dankbare Anerkennung des lebenden Geschlechts.

Dennoch war es unmöglich, zu erwarten, daß die Idee von der „Finalität" der Bill sich lange hätte behaupten sollen. Abgesehen von dem nahe liegenden Einwand, daß es in menschlichen Einrichtungen überhaupt keine Finalität gibt, daß nicht allein Verfassungen, sondern Staaten, Religionen, Völker den Gesetzen eines unabwendbaren Wechsels unterworfen sind, trug die Bill, als solche, zu entschieden den Charakter eines Compromisses der alten Parteien, um in dem allgemeinen Fortschritt der nationalen Entwickelung auch nur eine Reihe von Decennien hindurch das Privileg der Unwandelbarkeit mit einem Schein von Recht beanspruchen zu können. Man hatte den fanatischen Repräsentanten des Statusquo die Beseitigung der ärgsten Misbräuche abgetrotzt; von der energischen Durchführung allgemeingültiger Grundsätze war dagegen weder bei den Bestimmungen über Entziehung noch über Vertheilung des Wahlrechts die Rede gewesen. Die Zahl kleiner Flecken und Pocket-Boroughs war auch nach der Reformbill noch unverhältnißmäßig groß; althergebrachte politische Rechte und großer Grundbesitz fielen noch immer gegen die Ansprüche der Intelligenz, der Volkszahl und der commerziellen und industriellen Interessen überwältigend schwer in die Wage. So ernannten z. B. 37000 Wähler in dem West Riding von Yorkshire dieselbe Zahl von Repräsentanten wie 2000 in Rutland, 18000 in Manchester dieselbe wie 700 in Calne, 20000 in der City von London dieselbe wie 700 in Harwich und Ludlow. Die Grafschaften Cheshire, Lancashire und Yorkshire mit einer Bevölkerung von 4½ Millionen hatten im ganzen 58, die Grafschaften Cornwall, Devon, Dorset und Somerset, mit einer Bevölkerung von 1,600000, 81 Repräsentanten. Ebenso frappant war das Misverhältniß in Bezug auf die Vertretung des steuerpflichtigen Besitzes. In Rutland repräsentirte jedes Par-

lamentsmitglied 60000 Pfd. St. Taxen, in Middlesex 520000. Die Wähler von Honiton ernannten zwei Parlamentsmitglieder für 10000 Pfd. St. Taxen, die Wähler von Liverpool dieselbe Zahl für 850000 Pfd. St. Dazu kam ferner, daß sämmtliche Flecken (boroughs) mit einer Bevölkerung von weniger als 4000 als solche von dem Wahlrecht ausgeschlossen waren. Die obenerwähnte Zehnpfund-Qualification erlitt daher auf die Bevölkerung dieser Ortschaften keine Anwendung. Bedeutungsvoller als alle diese Anomalien war endlich die durch die Reformbill sanctionirte Ausschließung der arbeitenden Klassen, der großen Masse des Volks, von jeder activen Theilnahme an dem politischen Leben; denn die Zehnpfund-Qualification zog eine breite Linie zwischen den Volkstheilen, welche Kapital besaßen, und denjenigen, welche kein Kapital besaßen; zwischen denen, welche von ihrer täglichen Arbeit lebten, und denen, welche nicht von ihrer täglichen Arbeit lebten. Auf der einen Seite standen 900000 wahlberechtigte Männer aus den obern und mittlern Klassen: die Gentry, die gelehrten Stände, Kaufleute und Kleinhändler, die nicht von Tages- oder Wochenlöhnung, von dem Willen eines Herrn, eines Kapitalisten abhingen; auf der andern 5 Mill. politisch rechtlose Fabrikarbeiter, Tagelöhner und Handwerker, die für einen Herrn arbeiteten und der Regel nach kein Kapital besaßen. Sofern sie die arbeitenden Klassen afficirte, hatte die Reformbill mittels ihrer Maßregeln gegen die scot and lot voters, pot-whallopers u. s. w. eben politische Rechte entzogen, nicht ertheilt. Sie war wesentlich eine Maßregel zu Gunsten der Mittelklassen, und bei dem wachsenden Einfluß der Arbeiter, die sich als Träger des industriellen Lebens empfanden, bei der zunehmenden Lebhaftigkeit der politischen Discussion und der Verbreitung allgemeiner Bildung konnte es nicht fehlen, daß neben den andern Mängeln der Reformbill auch dieser zur Sprache kam und das Verlangen nach einer Reform der Reform erweckte.

Das nächste bedeutungsvolle Resultat dieses Zustandes war der Chartismus, dessen Entstehung und Ausbreitung in den der Reformbill unmittelbar folgenden Jahren als directer Protest der arbeitenden Klassen gegen das Unrecht ihrer Ausschließung von der Theilnahme am politischen Leben zu betrachten ist. Man hat sich gewöhnt, die englischen Chartisten mit den französischen Communisten und Socialisten auf Eine Stufe zu stellen, und sofern der Stand der Arbeiter, des städtischen Proletariats, den andern Volksklassen gegenüber in dem Chartismus eine Organisation erlangte, ist die Analogie nicht zu verkennen. Faßt man jedoch die Thätigkeit und die praktischen Zwecke der Chartisten näher ins Auge, so tritt sofort ein bedeutsamer Unterschied zu Tage. Schon der Name des Bundes kündet die Richtung auf wesentlich politische Zwecke an. Was die Chartisten erstrebten, war in Wahrheit keine Neuvertheilung der Welt, keine Güter- und Weibergemeinschaft, kein communistisch-socialistisches Utopien, sondern die Charte, d. h. die Ausdehnung der politischen Rechte, welche die Reformbill den Mittelklassen gewährt hatte, auf die arbeitenden Klassen, die jetzt zum ersten mal ihre Stellung im Staate und das politische Pariathum, wozu man sie verurtheilt hatte, zu empfinden anfingen. Sie hofften vieles zu ändern, vieles zu bessern; doch eine gewaltsam durchgeführte communistisch-socialistische Revolution lag jenseit ihres Ideenkreises. Der Grundgedanke des Chartismus war: die Besserung des Zustandes der arbeitenden Klassen vermittels ihrer Theilnahme an dem politischen Leben, manhood suffrage, d. h. allgemeines Stimmrecht, mithin das nächste Ziel, worauf sie losstürmten. Wie tief dieser Grundgedanke zu erstrebender socialer Reformen auf dem Umwege der politischen Reform in den Chartisten wurzelte, konnte vielleicht nichts schlagender beweisen als ihr Verhältniß zu der größten socialen Reformbewegung der letzten dreißig Jahre: zu der Anti-Korngesetz- und Freihandelsagitation. Diese Bewegung war ihrem innersten Wesen nach demokratischer Natur, ein kühner, energischer Ansturm gegen das alte Bollwerk aristokratischer Monopole;

ihr erster Ursprung lag in der Noth der arbeitenden Klassen, ihr Erfolg mußte diesen Klassen unmittelbar in höherm Maße als irgendeinem andern Volkstheile zugute kommen. Nichtsdestoweniger behaupteten die Führer der Chartisten gegen die Männer der Freihandelspartei jahrelang eine feindselige Haltung, und es bedurfte des ganzen stetig wachsenden Einflusses der Anti-Cornlaw-League, der ganzen überzeugenden Beredsamkeit Cobden's und Bright's, das Mistrauen der Partei, welche auf die Charte und allgemeines Stimmrecht ihre alleinige Hoffnung setzte, gegen die Partei, welche ein großes sociales Uebel direct in der Fronte angriff, zu beseitigen und zwischen beiden eine Gemeinsamkeit der Interessen zu begründen. Dieses Einverständniß wurde erst während des Jahres 1843, fünf Jahre nach der Entstehung der Anti-Cornlaw-League, hergestellt. Es gründete sich auf ein Compromiß, demzufolge die Chartisten der Sache der League die bisher verweigerte Mitwirkung zusagten, während die Männer der League ihrerseits die Berechtigung der chartistischen Forderungen in allen Hauptpunkten anerkannten und nach Abschluß des Freihandelskampfes die thätige Befürwortung neuer politischer Reformen verhießen. Die League errang, wie bekannt, ihren endlichen Sieg 1846. Aber so groß und unzweifelhaft der Triumph war, er kam nach einem langen leidenschaftlichen Kampfe, von dessen Mühen man sich eine Weile erholen mußte, und außerdem nahm schon ein anderes staatsmännisches Problem ersten Ranges: die verzweifelte Lage Irlands, die große irische Hungersnoth, alle Gemüther gefangen. Während eine so entsetzliche Calamität die öffentliche Aufmerksamkeit absorbirte, war an die Durchführung einer politischen Reform nicht zu denken. Die Hinweisung auf die furchtbaren Folgen der Misregierung Irlands mochte das Raisonnement der Chartisten durch unwiderlegbare Beweisgründe verstärken; zu dem praktischen Erfolge ihrer Sache konnte sie nicht unmittelbar beitragen. Ohne Entscheidung dauerte so die allgemeine Gärung fort, als die Ereignisse des Jahres 1848 einen kritischen Wendepunkt in der chartistischen Bewegung herbeiführten. Die aufgeregten Wogen der continentalen Revolutionen schlugen nach England und Irland hinüber; auch hier schien den Unterdrückten und Rechtlosen der Moment zum Handeln gekommen; Jung-Irland machte insgeheim mit den Chartisten gemeinsame Sache, und Anfang April schienen die Dinge zu einem Aufstande reif. Ein Congreß sämmtlicher Chartistenvereine wurde nach London berufen, um die Lage der arbeitenden Klassen in Berathung zu ziehen, und der 10. April wurde zu einer chartistischen Massendemonstration, zur Befürwortung der Charte und des allgemeinen Stimmrechts an der Barre des Parlaments, festgesetzt. Gewarnt durch die drohende Erinnerung an die gleichzeitigen Katastrophen des Continents, machte man sich in London auf das Schlimmste gefaßt, oder sah doch dem Verlauf der Dinge mit ernster Besorgniß entgegen. Allein wenn man Gewaltthätigkeiten, Barrikaden, Blutvergießen u. s. w. gefürchtet hatte, so hatte man sich getäuscht. Den Chartisten selbst lag der Gedanke an den Gebrauch gewaltsamer Mittel fern. Die Regierung besaß Vertrauen auf ihre Kraft, und, was noch wichtiger, Discretion genug, um nicht durch nutzlos zur Schau getragene Vertheidigungsanstalten einen Aufstand zu provociren. Die in London befindlichen Truppen wurden, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, durch den alten Herzog von Wellington an den wichtigsten Punkten der Hauptstadt strategisch vertheilt; allein man hielt sie einfach in Reserve, sie zeigten nirgends eine drohende Fronte. Die chartistische Demonstration fand daher auf ihrem Umzug durch die londoner Straßen keinen Widerstand, und der gefürchtete 10. April ging vorüber, ohne daß ein feindlicher Zusammenstoß die Lücke zwischen den höhern und den niedern Volksklassen weiter gerissen und den Ton der öffentlichen Meinung verbittert hätte.

Von mehr als einer Seite wollte man in diesem Ausgange der chartistischen Demonstration eine Niederlage erblicken; doch in Wahrheit öffnete er der entschiedenern

Wiederaufnahme der Reformbewegung die Thür. Ein gewaltsames Auftreten würde zu nutzlosem Blutvergießen geführt und gereizte Erinnerungen hinterlassen haben. Wie die Dinge standen, hatte keine Partei sich etwas vorzuwerfen, und die offenkundige Thatsache der Existenz eines großen chartistischen Bundes, eines Bundes, der die politischen Hoffnungen von mehr als einer Million Männern repräsentirte, übte, wie alles, was in England in erkennbarer Gestalt, mit klar definirten Zwecken an die Oeffentlichkeit tritt, ihre unvermeidliche Wirkung aus. In dem Verhältniß der öffentlichen Meinung zu den chartistischen Forderungen gab es übrigens, wie natürlich, ebenso viele Nuancen als Parteien. Die Partei der Tories, in deren Mitte es nicht an Politikern fehlte, die sich von dem Schrecken über die erste Reformbill noch nicht erholt hatten, wies nicht blos jeden Gedanken an allgemeines Stimmrecht, sondern jede neue Concession an den demokratischen Zeitgeist, jede Erweiterung des parlamentarischen Wahlrechts überhaupt, mit demselben frommen, unglückweissagenden Schauder zurück, womit sie früher die Bill von 1832 bekämpft hatte. In ihren Augen waren die chartistischen Forderungen nicht mehr und nicht weniger als das Signal zum Beginn einer Pöbelherrschaft, als der Umsturz aller göttlichen und menschlichen Ordnung der Dinge, und leidenschaftlicher als je klammerte sie sich an die Anomalien der ersten Reformbill, als an die Grundfesten der altenglischen Constitution, die unschätzbaren Reliquien der guten alten Zeit an. Etwas weniger starr dachte die während des Freihandelskampfes von den Tories losgetrennte Fraction der Peeliten, obgleich auch in ihrem Schos die Gemüther im ganzen mehr gegen als für die Ausdehnung der Wahlreform gestimmt waren. Weiter links, unter den alten Whigs, deren ausdauernde Energie den ersten Reformsieg errungen hatte, spukte noch das schon mehrfach erwähnte Dogma von der „Finalität"; aber in demselben Verhältniß wie ihre Mitglieder sich der äußern Linken der politischen Schlachtordnung näherten, wuchs die Bereitwilligkeit, eine so unhaltbare Position aufzugeben. Ihre entschiedensten und aufrichtigsten Vertreter endlich fand die Reformbewegung in den Vorkämpfern des Freihandels, den Cobden, Bright, Villiers, Fox, Milner Gibson u. s. w., die unter dem Namen der Manchesterpartei allen innern Reformen furchtlos das Wort redeten und ihr den Chartisten gegebenes Versprechen nicht vergaßen. Daß der volle Umfang der chartistischen Forderungen die leiseste Hoffnung auf gegenwärtigen Erfolg habe, ließ der Scharfsinn dieser Politiker sich nicht träumen. Allein sie thaten was an ihnen war zur Förderung der Agitation und benutzten jede Gelegenheit, die ungerechte Willkür der Ausschließung so umfangreicher und tüchtiger Volkstheile von dem politischen Leben zu verdammen, indem sie den aristokratischen Theorien von der Unfähigkeit und Verderbtheit der arbeitenden Klassen Beweise ihres ökonomischen, intellectuellen und moralischen Fortschritts entgegenhielten. Unter den Auspicien dieser Partei wurde im Jahre 1848 die Reformassociation gegründet und damit eine Verbindung zwischen den Mittelklassen und den arbeitenden Klassen hergestellt, mittels deren man freilich nicht hoffen durfte, in den Hafen des allgemeinen Stimmrechts einzulaufen, die aber doch den Weg zur praktischen Durchführung einer neuen Wahlreform ebnete.

Wenn man den Gesammtzustand Englands zu jener Zeit unabhängig von allen Parteirücksichten ins Auge faßte, so war nicht zu leugnen, daß er die Fortschritte der seit dem Jahre 1832 verflossenen Epoche in dem glänzendsten Lichte darstellte. Neue Menschen und neue Dinge, neue Gedanken und neue Ziele, Eisenbahnen und elektrische Telegraphen, Freihandel und viele andere Ideen und Erfindungen hatten ihren Einfluß über jene ereignißvollen Jahre ausgebreitet. Die Volkserziehung hatte bedeutsame Fortschritte gemacht, eine billige Literatur war ins Leben getreten; einen so erstaunlichen Aufschwung des Handels und der Industrie hatte man nie in so kurzer Zeit erlebt; zahlreiche Individuen, die früher wenig oder nichts besaßen, hatten Eigenthum erworben;

politische Debatten und Ereignisse hatten den Geist der Massen gebildet. Wenn in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten noch manches zu bessern übrigblieb, so existirten doch keine so unerträglich schreiende Uebel wie in der Zeit von 1832, und die allgemeine Bereitwilligkeit, den veränderten Bedürfnissen des Jahrhunderts Rechnung zu tragen, war unzweifelhaft größer geworden. Die Thatsachen mußten den Charakter der neuen Reformbewegung beeinflussen, und es ist nöthig, sie im Auge zu behalten, um den Gang der Dinge zu verstehen. In der That war der Unterschied entscheidend genug. In den Jahren vor 1832 hatte man Reform gefordert, um die Herrschaft crasser Misbräuche zu beseitigen zu Gunsten einer gerechten und wohlthätigen Verwaltung; jetzt forderte man sie um das System der Volksvertretung nach einem gleichmäßigen, vollkommenern Plane auszuführen; damals hatte es die Anwendung eines unvermeidlichen Heilmittels gegen eine acute Krankheit gegolten, jetzt galt es die Anerkennung des natürlichen Resultats vermehrten Besitzes, vermehrter Erziehung und Intelligenz; damals endlich hatte man mehr im Namen der Praxis gehandelt, jetzt im Namen theoretischer Grundsätze. Es fehlte daher viel, daß die Reformfrage außerhalb der chartistischen Kreise als politisches Problem ersten Ranges anerkannt wurde, und jetzt nach den Vorgängen der jüngsten Parlamentssession scheint es als sei die öffentliche Meinung über diesen Punkt in eine neue Phase eingetreten.

Der erste entschiedene Versuch, das Interesse des Parlaments für die Ansprüche der arbeitenden Klassen auf Erweiterung des Wahlrechts zu gewinnen, ging nicht von der Regierung aus, sondern von einem Privatparlamentsmitgliede, Locke King, der im Jahre 1851 auf eigene Faust eine Reformbill befürwortete. Es war das Jahr der ersten Industrieausstellung aller Nationen, eine Zeit allgemeinen hoffnungsvollen Aufathmens nach der großen Ebbe der europäischen Reaction, und das Parlament war versöhnlich genug gestimmt, um der ersten Lesung der Bill keine Hindernisse in den Weg zu legen. Die zweite Lesung wurde jedoch mit mehr als zwei Drittel Majorität verworfen und dieses Stimmenverhältniß warf auf den Stand der Parteien ein hinreichend scharfes Licht. Um so bemerkenswerther war es, daß schon in der nächsten Session (von 1852) die Regierung selbst mit einer neuen Reformbill hervortrat. Premierminister war damals Lord John Russell, früherer Hauptapostel der Idee der „Finalität“. Der handgreifliche Beweis, daß diese Idee von ihm aufgegeben sei, war daher immerhin von einiger Bedeutung. Lord John Russell proponirte die Gruppirung einer Anzahl kleiner Flecken (boroughs), bessere Vertheilung der dadurch erledigten Sitze und Herabsetzung des Wahlcensus. Allein noch ehe seine Bill zur Discussion gelangte, nöthigte ihn die Niederlage, welche sein ehemaliger College, Lord Palmerston, ihm beibrachte, abzutreten und die Reformbill fiel mit ihm. Die Amtsführung der Tories war nur von kurzer Dauer; schon zu Anfang des Jahres 1853 mußten sie dem Coalitionsministerium Aberdeen weichen, und besonders auf Lord John Russell's Veranlassung, der in dieses Ministerium eintrat, wurde in der folgenden Session (1854) wiederum eine Reformbill unter die Gesetzesvorschläge der Regierung aufgenommen. Wenn man sich erinnert, daß um ebendiese Zeit der Ausbruch des Krimkriegs die Nation in Gärung versetzte und das öffentliche Interesse von den innern den äußern Angelegenheiten zuwandte, so ist es unmöglich, die Thatsache zu verkennen, daß die Idee der Wahlreform Grund und Boden gewonnen hatte, daß, nach dem beliebten Ausdruck, der Stein auf der schiefen Ebene ins Rollen gerathen war. Die Bill war der von 1852 in allen Hauptzügen ähnlich, wurde jedoch, obgleich sie zur Discussion kam, besonders wegen ihrer feindlichen Haltung gegen eine nicht unbeträchtliche Anzahl kleiner Flecken, verworfen. Nach dieser Niederlage trat in den parlamentarischen Reformversuchen eine längere Pause ein. Der Krimkrieg absorbirte, je weiter er fortschritt, beinahe die ganze Aufmerksamkeit der Nation

und kaum war er zu Ende geführt, als ein auswärtiges Ereigniß von kaum geringerer Tragweite, die große indische Rebellion, die Rolle eines Blitzableiters der im Innern angehäuften Gärungsstoffe fortsetzte. Trotzdem waren die Reformassociation und ihre Freunde im Parlament inzwischen nicht müßig gewesen. Die beiden gescheiterten Versuche von 1852 und 1854 boten genügende Veranlassung zu weitern Debatten und die der indischen Rebellion auf dem Fuße folgende Unternehmung eines neuen Kriegs gegen China lieh dem Vorwurf Gewicht, daß die Regierung, an deren Spitze damals Lord Palmerston stand, die innern Reformen geflissentlich vor den äußern Ereignissen vernachlässige. Noch vernehmlicher wurden diese Laute der Unzufriedenheit, als während der Session von 1858 Lord Palmerston's Niederlage in den Debatten über die Conspiracy Bill die Rückkehr der Tories ans Ruder des Staats herbeiführte. Vor allem war es John Bright, der seitdem den Ernst seiner Ueberzeugung, den Schwung seiner Beredsamkeit, die furchtlose Energie seines Charakters der Befürwortung der Wahlreform zu widmen begann. Niemand war es aufrichtiger mit der Sache Ernst und niemand nahm sofort mit rücksichtsloserer Entschiedenheit für die arbeitenden Klassen Partei als er. Keine politische Persönlichkeit zog daher auch in höherm Grade den Haß und die Schmähsucht, nicht blos der Tories, sondern der sogenannten respectabeln Klassen überhaupt auf sich als John Bright. Agitator, Demagog, Feind des Throns und Altars, sociale Zwietracht aussäender böser Genius — ein Schreckgespenst aller politischen Kinder, stand er da. Doch alle Angriffe prallten ab an seiner ebenso uneigennützigen als ausdauernden Treue, und wenn der endliche Erfolg der Reformbewegung vor allem mit der Wirksamkeit eines einzigen Mannes zu identificiren sein wird, so wird er es sein mit der Wirksamkeit John Bright's, dem die Sache der Reform nicht viel weniger zu danken hat als die Sache des Freihandels seinem großen Freunde Richard Cobden. Dennoch stand er nicht allein. Viele ehrenhafte, obschon weniger geniale Kräfte arbeiteten neben ihm, und was die Masse der liberalen Partei betraf, so war in ihrer Mitte die Wahlreform wenn nichts anderes, so doch ein Parteiruf geworden, der als Parteiwaffe gegen die Tories gebraucht werden konnte. Reform wurde unter diesen Umständen das Stichwort der Opposition gegen das toryistische Ministerium, und zu Ende des Jahres 1858 war das Verlangen danach so laut geworden, daß die Ansicht Wurzel faßte, die Regierung der Tories selbst werde in diesem Punkte genöthigt werden, ihre altererbten Dogmen der öffentlichen Meinung zu opfern.

Diese Voraussetzung wurde zur Beschämung aller ungläubigen Zweifler während der Session von 1859 bestätigt. Die Thronrede erklärte, wie in den Jahren 1852 und 1854, das gerechte Verlangen des Volks nach einer Reform der parlamentarischen Vertretung fordere Befriedigung, und der geniale Führer der Tories im Unterhause, D'Israeli, der bei frühern Gelegenheiten ganze Arsenale von Geist, Witz und Sophistik zu Beweisen der Nutzlosigkeit und Unzweckmäßigkeit weiterer Reformen erschöpft hatte, bewies nun mit ebenso viel Geist, daß die Ausdehnung der Wahlreform unvermeidlich geworden, und empfahl in einer langen Rede dem Parlament die Vorzüge seiner Reformbill. Ein Toryministerium als Vorkämpfer einer Politik der Reform war ein ganz neues Phänomen, und die Thatsache als solche das schlagendste Argument für den zeitgemäßen Charakter einer Bewegung, die ihren grundsätzlichen Gegnern so unzweifelhafte Zugeständnisse abtrotzte. Andererseits jedoch konnte von einer sympathetischen Würdigung der obwaltenden Mängel bei diesen toryistischen Reformatoren keine Rede sein. Das jeder Partei innewohnende Interesse der Selbsterhaltung gebot ihnen, so wenig zu gewähren als möglich, und es handelte sich nur darum, dies Wenige so annehmbar zu machen als möglich. In der That entsprechen die Hauptzüge der toryistischen Reformbill vollkommen sowol diesem Bedürfniß als dem poetisch erfindungsreichen Geiste ihres Schöpfers. Zwei

Arten von Zugeständnissen waren unvermeidlich. Einige der kleinen Flecken (boroughs) mußten geopfert und die Grenzen des Wahlrechts vereitelt werden. Von den kleinen Flecken, jenen Bollwerken des toryistischen Einflusses, auch nur eine geringe Anzahl der Vernichtung preiszugeben forderte ein gewisses Maß der Selbstverleugnung. Man glaubte das Höchste zu thun, wenn man funfzehn dieser Lieblingskinder des Toryismus dem Moloch der Popularität darweihte. Hinsichtlich der Erweiterung des Wahlrechts war es unmöglich, den Ansprüchen der arbeitenden Klassen durch umfassende Zugeständnisse gerecht zu werden. Der Verfasser von „Connigsby" und „Sibyl" ersann statt dessen ein System sogannter fancy franchises, d. h. Wahlprivilegien, welche bestimmte Interessen vertreten sollten: innerhalb der Mittelklassen den Stand der Advocaten, der Aerzte und die Universitäten; während die arbeitenden Klassen mit der sogenannten saving bank's clause und der lodger franchise (deren erstere allen denjenigen, welche den Jahresbesitz einer Summe von 50 Pfd. St. in einer Sparkasse nachweisen konnten, die letztere allen respectabeln Miethbewohnern das Wahlrecht ertheilte) abgefunden wurden. Gegen beide Kategorien von Zugeständnissen ließen sich unschwer gewichtige Einwände erheben, und die Discussion über die toryistische Reformbill schloß mit der Annahme eines liberalen Verbesserungsantrags, welcher die Maßregel für ungenügend erklärte und den Sturz des Ministeriums zur Folge hatte. Hiermit traten die Reformdebatten in ein neues Entwickelungsstadium ein. Schon der einfache Umstand, daß die Rückkehr der Whigs an die Leitung der Geschäfte durch jene zu Gunsten einer umfassenden Reformbill gegebene Erklärung bedingt war, machte die demnächstige Einbringung einer entsprechenden Maßregel unerlaßlich. Außerdem aber verdankte der Verbesserungsantrag seinen Erfolg einem ausdrücklichen Compromiß der verschiedenen Sectionen der liberalen Partei, demgemäß die neue Regierung, welche unter Lord Palmerston's Vorsitz die Führer der alten Whigs, der Peeliten, ja Mitglieder der Manchesterpartei in ihrem Schose vereinigte, die Erledigung der Reformfrage mittels einer wahrhaft umfassenden Bill verheißen hatte. Politische Etikette sowol als politisches Ehrgefühl drängten daher das Ministerium zum Handeln. Es galt, einen Plan vorzulegen, der nicht blos einer parlamentarischen Majorität, sondern der populären Sympathie gewiß war und durch ein energisches Auftreten den übeln Eindruck von Halbheit, Unentschiedenheit und falschem Spiel zu verwischen, den eine so lange Reihe mislungener Versuche zurückgelassen.

Unglücklicherweise fiel diese Aufgabe in die Hände eines Staatsmannes, der während seiner langen Laufbahn mehr durch diplomatische Talente als durch liberale Gesinnungen, mehr durch die Schmiegsamkeit, womit er den Wandlungen des Zeitgeistes folgte, als durch die Energie, womit er auf dem Pfade der Reformen voranschritt, berühmt geworden war. Mit Lord John Russell am Ruder des Staats hätte man schon damals mindestens eine entscheidende Krise in der Reformbewegung erwarten dürfen; denn was auch seine Fehler sein mochten, er war ohne Frage ein aufrichtiger Reformer. Lord Palmerston dagegen hatte sich in diesem Punkte nie von seinen alten toryistischen Traditionen losgerissen. Für ihn war die Uebernahme einer Reformpolitik eine Sache der Convenienz. Auf diesem Felde hatten die Tories eine Niederlage erlitten; auf diesem Boden allein konnte für den Augenblick die Vereinigung der liberalen Partei geschlossen und ein neues Ministerium gebildet werden. Er unterzog sich daher den Verpflichtungen, welche die Umstände ihm auferlegten, mit derselben heitern Bereitwilligkeit, mit der er irgendeine andere politische Aufgabe würde übernommen haben, weil sie ihm den Weg zur Herrschaft ebnete. Die Folgen dieser persönlichen Haltung des einflußreichsten Mannes im Staate traten im Laufe der nächsten Parlamentssession schlagend hervor. Während der Zwischenzeit hatte John Bright von neuem als Reformagitator seine mächtige Stimme ertönen lassen; zahlreiche Meetings hatten zu Gunsten einer umfassenden

Wahlreform Beschlüsse gefaßt und der bessere Theil des Volks sah bei der eigenthümlichen Lage der Dinge nicht allein der Vorlage einer befriedigenden Bill, sondern dem endlichen Gewinn praktischer Resultate entgegen. Andererseits jedoch ließ die besiegte Partei keine Gelegenheit ungesäumt, die Sache der Reform zu discreditiren. Der Regierung wurde höchstens ein Parteiinteresse zugesprochen; Bright wurde als Communist und Demagoge, als moderner Gracchus und Babeuf gebrandmarkt, und weil im Schose der arbeitenden Klassen keine leidenschaftlich aufgeregte Bewegung sich kundgab, bestand man auf der Ansicht, daß Reform oder Nichtreform den arbeitenden Klassen selbst gleichgültig, daß die ganze Agitation in Wahrheit ihren Ursprung lediglich dem Geschrei einiger unruhigen Köpfe zu danken habe. Im Angesicht dieser Thatsachen und der Geschichte der Reform während des letzten Decenniums hätte es dem Ministerium geziemt, seinen Eifer für die Sache durch einen Schritt zu beweisen, dessen Sinn niemand hätte misverstehen können, indem es seine Existenz an den Erfolg seiner Reformbill knüpfte. Ein so charakterfestes Auftreten stimmte indeß weder zu der lauen Stimmung noch zu der gewiegten Diplomatie Lord Palmerston's. Bei seiner vortrefflichen Kenntniß des Unterhauses sah er unter den möglichen Eventualitäten sehr wahrscheinlich die Niederlage der Bill voraus, und bei seiner tiefgewurzelten Abneigung gegen den kühlen Schatten der Opposition konnte ihm, dem es ohnehin an Sympathie für eine reformirende Politik fehlte, nichts unangenehmer sein als der Gedanke, in das Schicksal der Bill verwickelt zu werden. Die Reformbill erschien daher schon in der Thronrede des nächsten Jahres (1860) nicht als das große Ereigniß der Session, sondern als eine Maßregel zweiten oder dritten Ranges, und der Grundgedanke des Raisonnements, wodurch Lord Palmerston ihre Annahme befürwortete, ließ sich etwa auf folgende Art zusammenfassen: „Hier ist ein lästiges politisches Problem. Daß es existirt, ist nicht meine Schuld; aber seine Ansprüche auf Berücksichtigung sind nicht zu ignoriren. Verschiedene Versuche zu seiner Lösung sind bereits gescheitert. Wir legen hier einen neuen und wie uns dünkt bessern Plan vor. Wäre es nicht am besten, wenn ihr denselben annehmt und euch damit den fatalen Störenfried vom Halse schafftet? Wir unsererseits werden mit dem größten Vergnügen thun was wir können, um ein Einverständniß zu erleichtern."

Auf die Debatten im einzelnen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Zur Vervollständigung unsers Rückblicks auf die jüngste Geschichte der Reform sei nur bemerkt, daß die Bill vom Jahre 1860, so ungünstig Lord Palmerston's Haltung ihrer Annahme auch sein mochte, das für sich hatte, daß sie das Recht der arbeitenden Klassen auf politische Vertretung unzweideutiger anerkannte als alle ihre Vorgänger. Eine Herabsetzung des Wahlcensus in den städtischen Bezirken (boroughs) von 10 auf 6 Pfd., in den ländlichen Bezirken (counties) von 50 auf 10 Pfd., die Beseitigung einer beträchtlichen Anzahl verrotteter kleiner Flecken und eine rationellere Vertheilung der dadurch erledigten Sitze — dies waren Concessionen, welche des Beifalls selbst der radicalen Führer der Linken gewiß sein konnten, und deren Durchführung das Drängen nach Reform auf wenigstens 10—20 Jahre würde gesättigt haben. Doch der Tragweite der Maßregel entsprach nicht der Ernst des Tones, in dem sie vertheidigt wurde, und die Gegner der Reform machten sich diesen Umstand um so eifriger zu Nutze, je gefährlicher die vorgeschlagene Neuerung ihnen erschien. Die Debatte, wie sich von selbst versteht, wurde mit einigen großen Reden eröffnet; eine liberale Majorität führte die Bill sogar bis in das Stadium der zweiten Lesung. Aber je weiter die Discussion vorrückte, um so langsamer wurde der wirkliche Fortschritt, um so geringer das allgemeine Interesse. Und was noch erstaunlicher, Lord Palmerston als Führer des Unterhauses schien eher befriedigt als aus der Fassung gebracht; wenigstens hütete er sich, jene ihm eigene heitere Energie blicken zu lassen, wodurch er bei mehr als einer frühern Gelegenheit den Erfolg viel be-

kämpfter Gesetzesvorschläge gesichert hatte. Man konnte zuletzt nicht umhin, den Verdacht zu schöpfen, daß es weder dem Unterhause noch dem Ministerium Ernst sei mit der Reformbill, ein Verdacht, den alle spätern Ereignisse zur Ueberzeugung befestigten. Das Ende vom Liede war, daß Lord Palmerston, „aus Rücksicht auf die offenbare Abneigung des Hauses", in Sachen der Wahlreform die alten Gesetze zu ändern, seine Reformbill zurückzog, zugleich aber, da dieser Act ein formell freiwilliger war, im Amte blieb und nach seiner Art fortregierte.

Dieser letzte Ausgang so oft gescheiterter und immer wieder erneuerter Versuche, ein Problem zu lösen, dessen Lösung früher oder später unvermeidlich war, mußte das Schicksal der Reformbewegung auf längere Zeit verhängnißvoll beeinflussen. In frühern Sessionen hatten offene, unzweifelhafte Niederlagen über die vorgelegten Entwürfe entschieden. Diesmal dagegen war es so weit gekommen, daß die Discussion, unter dem Einverständniß beider Hauptparteien, im Sande verlief — das kläglichste Schicksal, von dem eine so bedeutsame Frage der nationalen Entwickelung Englands betroffen werden konnte. Und was noch bedauerlicher war, man mußte sich gestehen, daß dieser Ausgang den herrschenden Klassen nichts weniger als unerwünscht kam. Die Whigs fanden sich, trotz aller frühern Protestationen zu Gunsten der Reform, im großen und ganzen mit dem edelsten Gleichmuth in die Erhaltung des Statusquo. Die Tories wußten ihrem alten schlauen Collegen Palmerston insgeheim Dank, daß er einem lästigen Princip des Haders die Spitze abgebrochen hatte. Nur die verhältnißmäßig kleine Schar der Radicalen empfand etwas wie Scham und Unwillen über ein Resultat, welches die tiefgewurzelte Abneigung der herrschenden Klassen gegen jede Erweiterung der Wahlreform aufs unzweideutigste constatirte. Jedermann mußte sich sagen, daß, solange diese Stellung der Parteien fortdauerte, solange Lord Palmerston als Vermittler zwischen Whigs und Tories an der Spitze der Geschäfte stand, an eine erfolgreiche Wiederaufnahme der Reformbewegung nicht zu denken sei. Der Ausbruch des großen amerikanischen Bürgerkriegs im Jahre 1861 kam dieser Ansicht der Dinge mit unwiderstehlichem Nachdruck zu statten. Bright und seine Genossen waren gewohnt gewesen, auf den glänzenden Erfolg der demokratischen Verfassung Amerikas hinzuweisen, um die unglückweissagenden Prophezeiungen der englischen Gegner der Reform zu widerlegen. Jetzt war eben jene Verfassung durch eine mächtige Revolution in ihren Grundfesten erschüttert worden, und die Gegner der Reform in England, Parteigänger der südlichen Secessionisten wie sie waren, versäumten nicht, das alte Argument triumphirend gegen die englischen Radicalen zurückzuschleudern. Die Thatsache, daß der amerikanische Krieg gerade der Unverträglichkeit einer demokratischen Verfassung mit dem Institut der Sklaverei seinen Ursprung verdankte, wurde entweder geleugnet oder blieb unberücksichtigt; jedenfalls that das Argument seine Wirkung, und auch abgesehen davon traten die Ereignisse des Kriegs mit ihren internationalen Verwickelungen der englischen Reformbewegung störend in den Weg. Dennoch war diese Störung auf der andern Seite eine nur momentane, ja eine nur scheinbare. Denn der Verlauf desselben Kriegs bereitete den herrschenden Klassen in England eine große moralische Niederlage, den arbeitenden Klassen einen großen moralischen Triumph. Während jene mit ihren aristokratischen Sympathien leidenschaftlich für die Sklavenhalter Partei ergriffen, gelang es keinem Mittel der politischen Agitation, die arbeitenden Klassen in ihrer entschiedenen Parteinahme für die Nordstaaten zu erschüttern, von deren Sache sie fühlten und wußten, daß es ihre eigene sei. Und was noch wichtiger, ihre Ueberzeugungstreue wurde gekrönt durch den überwältigendsten Erfolg, in dem endlichen Sturze der sklavenhaltenden Oligarchie. Schon dieses Ereigniß als solches konnte eines ermuthigenden Einflusses nicht verfehlen. Aber der Krieg hatte außerdem auch die Veranlassung zu einer andern Probe der Intelligenz und des Cha-

rakters der arbeitenden Klassen dargeboten, einer wahren Feuerprobe, die sie zur Bewunderung aller Welt bestanden. Die Blokade der Südstaaten erschütterte, durch die Unterbrechung des Baumwollhandels, die englische Industrie bis ins Mark, und wenn es noch eines unwiderleglichen Beweises für den moralischen und intellectuellen Fortschritt der arbeitenden Klassen Englands bedurfte, so lieferten sie denselben durch ihre wahrhaft heldenhafte Haltung während der schrecklichen Baumwolltheuerung der Jahre 1863 und 1864. Die schweigende Resignation, mit welcher die Bevölkerung der nördlichen Fabrikdistricte ein Unglück ertrug, dessen Härte unter allen andern Umständen eine sociale Revolution würde herausgefordert haben, nöthigte auch ihren schlimmsten Gegnern Bewunderung ab und gab ihren Führern neue Waffen zur Geltendmachung ihrer Rechte in die Hände. Nach der Katastrophe des amerikanischen Kriegs, im Frühling des Jahres 1865, wurde daher auch die Reformagitation wieder eröffnet, und bei dem Tode Lord Palmerston's im Herbst desselben Jahres fühlte jedermann, daß der Waffenstillstand von 1860 abgelaufen, daß es unmöglich sei, entschiedene Maßregeln der Reformpolitik länger zu verzögern.

Es war ein gutes Omen, daß Lord Palmerston's Macht auf zwei Männer überging, die freilich unter ihm gedient hatten, von denen aber der eine mit den größten Maßregeln der politischen, der andere mit denen der socialen Reform identificirt war und die beide ihre Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer neuen Reformbill noch kurz zuvor unverhohlen bekannt hatten: Lord Russell und Mr. Gladstone. Welche Fehler man auch an diesen Veteranen tadeln mochte, der Ernst des politischen Denkens und Wollens, den man an Lord Palmerston vermißte, konnte ihnen nicht abgesprochen werden. Sie vertraten jedenfalls eine entschiedenere Section der liberalen Partei und traten selbst mit dem unversöhnlichsten Gegner Lord Palmerston's, John Bright, hinsichtlich der Reformfrage in freundschaftliche Beziehung. Innerhalb des Ministeriums wurden mehrfache Personalveränderungen vorgenommen, die dem Ruf nach frischen Kräften, oder, um uns des beliebten Kunstausdrucks zu bedienen, nach „neuem Blut“ Genüge leisten sollten. Mr. Forster erhielt das Unterstaatssecretariat für die Colonien, Mr. Stansfeld das für Indien; ein noch höherer Ehrenposten als diesen sehr tüchtigen Vorkämpfern der äußersten Linken wurde unserm in England naturalisirten Landsmann Mr. Göschen zutheil, der als „Kanzler des Herzogthums Lancaster“ Sitz und Stimme im Cabinet erhielt. Die Richtung der öffentlichen Meinung, wie sie sich in der Presse, in den Meetings, in den Ferienreden der Parlamentsmitglieder reflectirte, konnte nicht zweifelhaft sein. Man erwartete für die kommende Session eine Reformbill, eine ehrliche Maßregel, einen ernstgemeinten Kampf, eine endliche Lösung, keine nochmalige Vertagung der vieldiscutirten Frage. So kam der Februar des Jahres 1866 heran und die Session wurde mit mehr als gewöhnlichem Eclat eröffnet. Zum ersten mal seit dem Tode Prinz Albert's erschien die Königin selbst zur Eröffnung des Parlaments wieder in der Mitte der Lords und der Gemeinen. Unter den in der Thronrede angekündigten Maßregeln erwähnte sie eine „Bill für die bessere Vertretung des Volks“. Es war bezeichnend, daß schon bei den Adreßdebatten Klänge toryistischer Opposition gehört wurden, als sich herausstellte, daß die Bill zur Vorlage noch nicht fertig sei. Ein Gesetzesvorschlag von solcher Bedeutung, so hieß, hätte vor allen andern den Vorrang haben, am wenigsten dem Vorwurf der Uebereilung, des Mangels an Zeit preisgegeben werden sollen; worauf Gladstone als Führer des Unterhauses erwiderte, daß eben der Wunsch, ein in allen Punkten vollständiges Material zu sammeln, unvermeidlich einige Wochen Verzögerung bedinge. Weiter gingen diese einleitenden Plänkeleien nicht. Die allgemeine Frage der Nothwendigkeit einer neuen Reformbill wurde unerörtert gelassen. Man erwartete gespannt den 12. März, den Tag, für welchen die Vorlage der Bill bestimmt war.

Das Ministerium hatte offenbar sein Bestes gethan, einen ehrlichen, einen allen Parteien annehmbaren Gesetzentwurf herzustellen. Der Wahlcensus war höher gesetzt als in Lord Palmerston's Bill von 1860: für die städtischen Districte statt auf 6 auf 7 Pfd. St., für die ländlichen Districte statt auf 10 auf 14 Pfd. St. Nach der liberalsten Berechnung konnte diese Aenderung die Gesammtzahl der 900000 Wähler nur um 200000 Mitglieder aus den arbeitenden Klassen vermehren; das Uebergewicht der den höhern Klassen angehörenden Wähler blieb daher unzweifelhaft gesichert, man mochte den Einfluß der Bill so hoch anschlagen als man wollte. In der That riefen so mäßige Concessionen bei den aufrichtigen Reformers ein Gefühl der Enttäuschung hervor, und nur ihr Vertrauen auf die ehrenhaften Absichten der Regierung, der Wunsch, dem Widerstand der Opposition die Spitze abzubrechen, der Möglichkeit einer nochmaligen Niederlage von vornherein vorzubeugen, brachte ihre Einwände zum Schweigen. Statt aller allgemeinen Beweisgründe zu Gunsten der Bill durfte man sich auf die Thatsache stützen, daß seit 15 Jahren nicht blos von liberaler Seite, sondern seitens der Tories selbst die Nothwendigkeit einer Wahlreform wiederholt feierlich anerkannt worden. Für die Tüchtigkeit der arbeitenden Klassen lieferte die statistisch zu erhärtende Thatsache ihres Fortschritts in Bildung und Wohlstand unwiderlegliche Beweise. Es ergab sich aus den neu angefertigten Wahllisten, daß seit 1832 etwa 110000 Männer aus den arbeitenden Klassen in die Kategorie der Zehnpfund-Wähler aufgerückt seien; ein ebenso großartiges als erfolgreiches System der Selbsthülfe hatte sich in zahllosen der moralischen und materiellen Hebung der arbeitenden Klassen dienenden Associationen entwickelt, und wer noch weitere Garantien forderte, konnte mit gerechtem Stolz an die Haltung der Fabrikdistricte während der großen Baumwolltheuerung erinnert werden. Gladstone, der gewandte, schlagfertige, glänzende Redner, stellte diese Argumente und die Bestimmungen der Bill mit gewohntem Geschick nebeneinander, indem er das Parlament zur Erfüllung eines alten Versprechens, zur Tilgung einer vieljährigen Schuld mahnte. Aber er ließ auch keine Täuschung über den Einfluß zu, welchen Rücksichten praktischer Convenienz auf die Bestimmungen der Bill ausgeübt, und verkündete mit Emphase den festen Entschluß der Regierung, bei dem vollen Umfang so mäßiger Zugeständnisse zu beharren und unter allen Umständen die Annahme der Bill während der Session zu sichern. Damit diese Absicht nicht an der Ueberfülle der zu discutirenden Probleme scheitere, habe, so erklärte er ferner, die Regierung beschlossen, die beiden Haupttheile der Bill getrennt einzubringen, vorläufig nur die Censusfrage zu erledigen, die Entscheidung über die Neuvertheilung der Sitze dagegen der nächsten Session vorzubehalten, ein Vorschlag, von dem sie hoffe, daß er den Wünschen aller Parteien entspreche. Allein eben dieser Operationsplan war das Bollwerk, um welches, wie wir sehen werden, der nächste entschiedene Widerstand der Opposition gegen die Reformbill sich sammelte. Es war ein Plan, der mit einem früher gemachten Vorschlage Bright's übereinstimmte, und den Vertretern des Statusquo schon aus diesem Grunde allein hassenswerth. Es war außerdem ein Plan, gegen den unschwer formelle Bedenken sich erheben ließen, und mit einigem Geschick konnte man hinter solchen formellen Bedenken nicht nur die Abneigung gegen die Sache verbergen, sondern der Reformbill ein ähnliches Schicksal bereiten wie dasjenige, welchem ihre Vorgänger erlegen waren.

Daß die toryistische Opposition den Tod Lord Palmerston's und das Ablaufen des Waffenstillstandes, der unter seiner Aegide bestanden hatte, als eine Calamität beklagte, daß sie im innersten Herzen auch denjenigen Zugeständnissen der Russell-Gladstone'schen Reformbill feindselig gesinnt und zum äußersten Widerstand entschlossen war, kann nach den Vorgängen der Parlamentssitzung von 1866 nicht länger zweifelhaft sein. Alle Reformversuche hatten an den Männern jener Opposition von jeher die leidenschaftlich-

sten Gegner gefunden. Wenn es in frühern Jahren die Emancipation der Katholiken und der Dissenters galt, so war die Kirche, wenn es sich um eine Veränderung der Constitution handelte, der Staat „in Gefahr“ gewesen; die Freiheitsagitation hatte den Wohlstand des Landes „mit unaufhaltsamem Ruin bedroht“, und aus der Zulassung der arbeitenden Klassen in die Reihen der Parlamentswähler war nichts Geringeres geweissagt worden als der Sturz der Monarchie, das Hereinbrechen amerikanischer Pöbelherrschaft, der schmähliche Untergang des ganzen stolzen Gebäudes der Macht und Sitte Altenglands. Nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, welche diesen trüben Prophezeiungen schnurstracks entgegenlaufen, und mehr noch dem bemerkenswerthen Zugeständniß von 1859, hätte man allerdings eine Wendung dieser Sinnesart erwarten dürfen. Aber der traditionelle Stolz der Geburt, des Besitzes, der Herrschaft, das alte aristokratische Mistrauen gegen den „Pöbel“ waren noch ebenso mächtig als zuvor. Man wollte überhaupt keine Reformbill, und die drohende Gefahr schloß die Phalanx der Tories fest um ihre Führer zusammen. Viel kam ohne Frage auf den zu befolgenden Feldzugsplan an. Die Volksstimmung erforderte wenigstens einen Schein von Bereitwilligkeit; die politische Klugheit ließ einen offenen Angriff nicht rathsam erscheinen. Es war besser, die schwachen Punkte der feindlichen Stellung auszukundschaften, sie zu umgehen und die Künste des Hinterhalts, des Guerrillakriegs zu versuchen, statt ohne weiteres zum Sturm in der Fronte vorzuschreiten. Man wird kaum irregehen, wenn man einen ähnlichen Plan im Lager der Tories voraussetzt. Und wenn ihre Führer über den schließlichen Erfolg dieser Taktik Zweifel hegten, so erwuchs schon während des ersten Beginns der Discussion ihnen Ermuthigung von einer Seite, woher sie dieselbe wol kaum erwartet hatten. Das entschlossene Auftreten der Regierung führte zu einer Spaltung innerhalb der liberalen Schlachtordnung selbst. Schon am 13. März, am zweiten Tage der großen Reformdebatte, kam der Riß in den Reden zweier hervorragender Whigmitglieder zum Vorschein, und rasch sammelte sich um diese Führer eine Schar von unzufriedenen Pseudoliberalen, deren Apostasie den Tories nicht blos die wesentlichsten Dienste leistete, sondern den Verlauf des Kampfes geradezu entscheidend beeinflußte.

Selten hat eine Parteibildung sich so schnell, gleichsam unter den Augen des Publikums vollzogen, und selten hat eine Partei gleich im Moment ihres Entstehens eine so scharfe Kritik und eine so unfreiwillige Taufe erfahren, als das Häuflein der malcontenten Politiker, welches sich damals von der Hauptmasse der liberalen Partei absonderte. Es ist die seitdem so vielgenannte Partei der „Adullamiten“, ein Name, der in England nicht leicht wird vergessen werden, sollte auch die Partei ebenso rasch wieder vergehen, als sie entstand. Zur Erklärung sei daher bemerkt, daß das Signal zum Abfall auf liberaler Seite von Mr. Horsman ausging, einem nicht talentlosen Manne, der früher unter Lord Palmerston zeitweilig einen subalternen Posten bekleidet, aber wegen seiner Indiscretion in dem letzten Palmerston'schen Ministerium unberücksichtigt geblieben war und seitdem sich in der Rolle des gekränkten Verdienstes, des verkannten Genies gefallen hatte. Seine am 12. März gegen die Reformbill gehaltene Rede steigerte seinen entschieden malcontenten Ton zum höchsten Discant des Unwillens, und wurde von den aufs angenehmste überraschten Tories mit Jubel begrüßt. Was aber noch wichtiger, ein Politiker von ungleich viel größerm Talent und, seltsam genug, während der letzten Jahre in derselben Stellung eines Palmerston'schen Subalternen a. D. wie Mr. Horsman, Mr. Robert Lowe, folgte am 13. März seinem Collegen nach und erklärte in einem langen Erguß, einem wahren Meisterstück rhetorischer Kunst und politischer Apostasie, seine Ueberzeugung: daß der Ruf nach Reform aus einem vollkommenen Misverständniß der englischen Zustände hervorgegangen, daß das Parlament in seiner

gegenwärtigen Zusammensetzung seine Functionen musterhaft erfülle und keiner Verbesserung fähig sei, daß endlich die Emancipation der arbeitenden Klassen der Herrschaft einer käuflichen, trunkenen, unwissenden, gewaltthätigen Masse Thor und Thür öffnen und den Fall der Größe und des Glanzes Altenglands unvermeidlich herbeiführen werde. Auch ihn empfing der begeisterte Beifall der Tories, um so mehr, als er nicht bei der Verfechtung allgemeiner Ansichten stehen blieb, sondern eine große Attake gegen den Hauptvorkämpfer der Rechte der arbeitenden Klassen, das toryistische Schreckgespenst der Demokratie, das „ehrenwerthe Mitglied für Birmingham", Mr. Bright, in seiner Auseinandersetzung verflocht. Indeß so glänzend Lowe's Talente und so scharf seine Waffen sein mochten, er hatte einen Gegner herausgefordert, der ihm mehr als gewachsen war. Ueber die schlagfertige Logik und den hinreißenden Schmuck von Bright's Beredsamkeit war schon lange auch unter seinen Widersachern nur Eine Stimme; aber niemand hatte ihm die beißende Satire, den einschneidenden Humor zugetraut, mit dem er auf die Angriffe des Palmerston'schen Subalternen a. D. erwiderte. Bisjetzt, so erklärte er, sei man im Zweifel darüber gewesen, ob zwei Männer im Stande seien, eine Partei zu bilden; allein das jüngste Auftreten jener beiden sehr ehrenwerthen Gentlemen habe das Problem über allen Zweifel hinaus gelöst. Verlassen von seinem frühern Chef, habe Mr. Horsman sich misvergnügt in seine politische Höhle von Adullam zurückgezogen und lange vergebens Anhänger zu werben versucht. Jetzt endlich, nach langem bangen Warten, sei seine Stimme gehört, seine Ausdauer von Erfolg gekrönt worden. Er habe in Mr. Lowe einen würdigen Jünger und Collegen gefunden, und die problematische Partei von zwei Männern habe sich vor den Augen des Hauses als unbestreitbare Thatsache enthüllt. Nur Ein Zweifel bleibe noch zurück. Es ergehe ihm mit dieser neuen Partei wie mit dem schottischen Räuberhunde: man wisse nicht, wo der Kopf, wo der Schwanz sei. Doch nach dem Vorgegangenen sei es gewiß erlaubt, auch über diesen bedeutsamen Punkt einen baldigen befriedigenden Aufschluß zu erwarten. Was Mr. Lowe's Anklage gegen die arbeitenden Klassen betreffe, so scheine dieselbe durch Reminiscenzen an seinen Aufenthalt in den australischen Colonien dictirt, und es frage sich, ob das Haus der Gemeinen zur Annahme einer solchen „Botanybai-Ansicht" von dem englischen Volke geneigt sei.

Der Eindruck dieser Rede war unwiderstehlich. Seit langer Zeit hatten solche Blitzschläge echten Humors in einem kritischen Moment die politische Atmosphäre nicht erschüttert. Alle Welt lachte. Die „Höhle von Adullam", die „schottische Räuberhundpartei", die „Botanybai-Ansicht" von der Reform waren in aller Munde. Der Kürze halber sprach man bald von der neuen Partei einfach als von „der Höhle" (the cave), von ihren Mitgliedern als „den Höhlenbewohnern" (the dwellers in the cave) und wie von selbst ging der Name der „Adullamiten" auf die misvergnügten Pseudoliberalen über, die, erschreckt über den ersten Versuch zu einer Verbesserung der Repräsentation des Volks, sich während der nächsten Wochen in der Lowe-Horsman'schen Höhle sammelten.

Doch die Entstehung der Adullamiten rief nicht allein einen Widerhall des Gelächters wach; sie war im Grunde eine ernste Thatsache und wurde als solche durch Indignationsmeetings in allen Theilen des Landes anerkannt. Man erntete die Früchte der alten Palmerston'schen Politik, unter deren Einfluß dies Parlament ein Jahr vorher ohne jeden andern Parteiruf als den ganz gewöhnlichen: Palmerston oder Derby? erwählt worden war. Die Adullamiten waren Palmerstonianer, die den Ablauf des wiederholt erwähnten Waffenstillstandes hinsichtlich der Reformfrage bedauerten und jetzt eine bedenkliche Diversion zu Gunsten der Tories hervorriefen. Der Umstand, daß Mr. Lowe ihre Schar führte, war außerdem, abgesehen von den großen persönlichen Talenten des Man-

nes, bedeutsam wegen seines bekannten Einflusses auf die „Times", deren schwankende Haltung in Wahrheit nach der jüngsten Entwickelung der Dinge in eine unverkennbare Feindseligkeit gegen die Reformbill überging. Trotz aller schmählichen Niederlagen des chamäleonisch schillernden Blattes ist aber die „Times" noch immer eine Macht in England; jedenfalls wird man sich selten in der Annahme täuschen, daß der unmittelbare Erfolg einer Sache mehr als zweifelhaft ist, solange die „Times" sie bekämpft. Während daher die Adullamiten auf der einen Seite verhöhnt wurden, riefen sie auf der andern eine lebhafte Agitation zu Gunsten der Reformbill ins Leben. Die erste Lesung der Bill war in jener durch die Reden Lowe's und Bright's gekennzeichneten Sitzung vom 13. März angenommen worden. Unmittelbar darauf brach ein wahrer Sturm der öffentlichen Meinung über die Bill und ihre Gegner in einer langen Reihe von Meetings los. Allerorten erklärte man sich ohne Rücksicht für die Reform, gegen ihre alten und neuen Widersacher. Den höchsten Unwillen erregte die Tirade Lowe's über das „käufliche, trunkene, unwissende, gewaltthätige" Wesen der arbeitenden Klassen, und sowol an ihn als an Horsman und andere Adullamiten ergingen Aufforderungen der Wahlbezirke, ihre Stellen, deren sie sich unwürdig gezeigt, niederzulegen. Ebenso bemerkenswerth als diese überwältigende Kundgebung liberaler Sinnesweise war die Thatsache, daß nicht ein einziges Meeting, nicht eine einzige Petition gegen die Reformpolitik der Regierung von toryistischer Seite versucht wurde. Die adullamitische Episode hatte offenbar den Entschluß, keinen offenen Angriff zu wagen, sondern durch eine Reihe strategischer Manöver zum Ziele zu gelangen, bestärkt; ja die Adullamiten boten zur Ausführung dieses Feldzugsplans mit einem verständnißvollen Eifer die Hand, der die Tories selbst aufs angenehmste überraschen mußte.

Bei dem frühen Eintreten des Osterfestes von 1866 war die erste Hälfte der Parlamentssession von ungewöhnlich kurzer Dauer und die zweite Lesung der Reformbill auf die Wiederversammlung des Parlaments nach den Osterferien, am 12. April, vertagt worden. Ehe man sich jedoch für die Ferien trennte, kündete ein neues angesehenes Mitglied der „Höhle", Emil Grosvenor, Sohn und Erbe des reichsten Mannes in England, des Marquis von Westminster, einen Verbesserungsantrag zu der Motion für die zweite Lesung der Reformbill an, der die herrschende Aufregung in nicht geringem Grade vermehrte. Der Antrag war geschickt abgefaßt; man glaubte die Hand D'Israeli's darin zu erkennen, und niemand zweifelte, daß er den vereinten Berathungen der Tories und der Adullamiten seinen Ursprung verdanke. „Das Haus der Gemeinen", so lautete diese toryistisch-adullamitische Beschwörungsformel des bösen Geistes der Reform, „möge erklären, daß, während es bereit sei, die Frage der Parlamentsreform zum Zweck ihrer Erledigung (with a view to its settlement) in Erwägung zu ziehen, es für unzweckmäßig erachte, eine Bill für die Herabsetzung des Wahlcensus in England und Wales zu discutiren, ehe es den ganzen von der Regierung beabsichtigten Plan zur Verbesserung der Volksvertretung vor sich habe." Es leuchtete auf den ersten Blick ein, daß das vorgebliche Gewicht dieses Angriffs gegen die von der Regierung befürwortete Trennung der beiden Haupttheile der Reformbill, mithin gegen die Zweckmäßigkeit eines äußern Verfahrens, gerichtet war. Ueber den Werth der in Vorschlag gebrachten Herabsetzung des Wahlcensus wurde ein discretes Stillschweigen beobachtet; zugleich aber war durch die einleitende Clausel dafür gesorgt, dem Einwande zu begegnen, als seien die Antragsteller allen Concessionen zuwider, ein dehnbares Zugeständniß, welches vortrefflich darauf berechnet war, etwaige Gewissensscrupel der unschuldigern Adullamiten auf die handgreiflichste Weise zu beschwichtigen. In der That hätte man nicht leicht ein allen Bedürfnissen des Augenblicks vollständiger genügendes Motto der Opposition ersinnen können, und wenn, wie Lord Grosvenor später betheuerte, der Verbesserungs-

antrag wirklich seiner eigenen, von toryistischen Eingebungen unbefruchteten Einbildungskraft entsprungen war, so machte dieser politische Versuch ihm alle Ehre. Die Tories begrüßten ihn mit stürmischen Cheers. Schon vor dem Ende der Ferien war es bekannt, daß der Sohn und Erbe des angesehensten Hochtory von England, der talentvolle Sprößling Graf Derby's, Lord Stanley, den Antrag des reichsten Mannes von England gegen die Reformbill der liberalen Regierung unterstützen werde. Die hervorragendsten Vertreter der Privilegien des Besitzes und der Geburt, der eine ein Tory, der andere ein Adullamit, versperrten also im Unterhause dem Fortschritt der Reform mit drohend erhobener Hand den Weg, und der das Lager der Tories und die Höhle der Adullamiten erschütternde Jubel über das Gelingen einer allem Anschein nach so genial schlauen, unwiderstehlichen Combination mußte auch die zuversichtlichsten Anhänger der Regierung mit bedenklichen Vorahnungen erfüllen.

Es war ein Zeichen der kritischen Lage der Dinge, daß Palmerston selbst eine politische Ferienreise unternahm und mit nicht weniger als fünf großen Reden vor seinen Wählern in Liverpool auftrat. Strenge Befehle ergingen zugleich an die parlamentarischen „Einpeitscher", und bei der Wiederversammlung des Parlaments sah man auf beiden Seiten ein gefülltes Haus, wie nur die seltensten Gelegenheiten dasselbe vereinigen. Das öffentliche Interesse trat in dem Gedränge der nach den Parlamentshäusern führenden Straßen, in dem die Eingänge umwogenden Volksgewühl, in den Ausbrüchen des Beifalls und des Misfallens, welche die Ankunft bekannter Persönlichkeiten begrüßte, in der Ueberfüllung der Tribünen des Unterhauses in nicht miszuverstehenden Worten zu Tage. Man erwartete allgemein eine große Debatte, einen hartnäckigen Kampf und man fand sich in dieser Erwartung nicht betrogen. Schon am ersten Abend erschienen (von einer Schar untergeordneter Politiker zu schweigen) Gladstone, Lord Grosvenor, Lord Stanley, Bulwer-Lytton und John Stuart Mill auf dem Kampfplatz. In Gladstone's Rede bemerkte man einen ernstern, leidenschaftlichern Schwung als gewöhnlich; sie schloß mit dem warnenden Zuruf an die Gegner: weise zu sein, solange es noch Zeit sei. Lord Grosvenor's Auftreten gab das Signal zu wiederholt erneuerten Cheers der Tories und Gegencheers der Liberalen, sodaß mehrere Minuten vergingen, ehe er, zitternd und verlegen, wie jemand, der sich der Unzulänglichkeit seiner Talente für die ihm zugefallene Aufgabe bewußt ist, dem Hause statt der zweiten Lesung der Reformbill die Annahme seines Verbesserungsantrags empfehlen konnte. Aber die Zuversicht, welche dem einen Bruder des Dioskurenpaars mangelte, wurde durch das selbstbewußte kühne Auftreten des andern mehr als ersetzt. Lord Stanley steht durch Fülle des Willens, Umsicht des Blicks, Reife des Talents und der Beredsamkeit anerkanntermaßen unter den lebenden englischen Staatsmännern in erster Linie, und seine Rede war nicht nur ohne Frage die bestmögliche Empfehlung des Grosvenor'schen Antrags, sondern brachte auf beiden Seiten des Hauses einen entschiedenen Eindruck hervor. Die Tories hatten um so mehr Ursache auf diese Rede stolz zu sein, als sie das Verdienst besaß, sich streng an den Verbesserungsantrag zu halten und die Inconvenienzen einer abgesonderten Berathung der beiden Haupttheile der Reformbill in das schärfste Licht zu setzen, ein Verdienst, welches von keiner andern toryistischen oder adullamitischen Rede gerühmt werden konnte. Schon Bulwer-Lytton verrieth deutlich genug, daß die formelle Convenienz der Berathung nicht der halben, sondern der ganzen Bill, worauf der Verbesserungsantrag vorgeblich das größte Gewicht legte, in Wahrheit nichts als ein Vorwand, der eigentliche Sinn vielmehr gegen die Reform als solche gerichtet sei, die mit einem gewaltigen Aufwand von Rhetorik theils als unnöthig, theils als gefährlich geschildert wurde; — und je weiter die Discussion vorrückte, um so unverhohlener folg-

ten sämmtliche toryistisch-adullamitische Reden in demselben Tone nach. Aber auch Lord Stanley's Argumente erlagen schon am ersten Abend der Debatte dem Angriff eines ihm in jeder Hinsicht gewachsenen Gegners. John Stuart Mill, der größte Philosoph und Nationalökonom des heutigen England, seit dem Beginn des laufenden Jahres Parlamentsmitglied für Westminster und in dieser Eigenschaft ein Hauptvertreter umfassender Reformen auf allen Gebieten des politischen und socialen Lebens, erhob sich zur Widerlegung Lord Stanley's und wies in wenigen seiner stahlscharfen, lichtbeschwingten Sätze mühelos die Unhaltbarkeit der Stanley'schen Auseinandersetzungen nach. Wenn die Neuvertheilung der Sitze einer spätern Parlamentssession vorbehalten bleibe (das war der Kern von Lord Stanley's Rede gewesen), so setze man sich der Möglichkeit aus, daß ein aus dem neuen Wahlgesetz hervorgegangenes Parlament darüber werde zu entscheiden haben; dieser Umstand aber verdoppele die an sich schon unerträgliche Ungewißheit der politischen Lage, und die Würde sowol als das Interesse des bestehenden Parlaments rechtfertige das Verlangen, daß die Regierung die ganze Maßregel der Reform vorlege, ehe man sich auf die Discussion einer Hälfte derselben einlasse. „Das also", so lautete die Antwort Mill's, „ist das große Argument des edeln Lords? und darauf läuft dieser Einwand hinaus, dem ihr ein so gewaltiges Gewicht beimeßt? Wenn etwas geschieht, was nur unter den unwahrscheinlichsten Voraussetzungen geschehen würde, so könnte sich das Unglück ereignen, daß nicht ihr, in euerer gegenwärtigen Zusammensetzung, sondern ein Parlament, zu dessen Bau ihr selbst die Fundamente legt, die Neuvertheilung der Sitze anordnet! Ist das das Raisonnement derer, die Vertrauen zu der Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit der Reform hegen, oder ist es vielmehr die Sprache des Mistrauens, welches die Reform fürchtet? Seht euch nach andern Grundlagen der Opposition um, denn diese sind auf Sand gebaut und werden den Wellenschlag der öffentlichen Meinung nicht aushalten."

Gleich beim ersten Zusammenstoß der Parteien kamen so alle streitigen Fragen zur Sprache, und nach dem bereits Gesagten genügen einige allgemeine Bemerkungen, das Bild des Kampfes zu vervollständigen und seinen Ausgang zu erklären. Die Debatten wurden mit kurzer Unterbrechung am 13. April und fünf spätern Abenden bis zum 27. April fortgesetzt. Man stritt hartnäckig; auf beiden Seiten maßen die besten Redner ihre Kräfte. Aber jede neue toryistisch-adullamitische Rede entfernte sich weiter und weiter von dem Ausgangspunkt des Grosvenor'schen Antrags und setzte auch für die blödesten Augen die nicht gegen die Form, sondern gegen das Wesen der Reformbill gerichtete Politik der Opposition in das unzweideutigste Licht. Einen der außerordentlichsten Charakterzüge dieser Spiegelfechterei bildeten außerdem die maßlosen Invectiven gegen den Mann, in welchem Tories und Adullamiten die Verkörperung des Princips der Reform haßten: John Bright. Daß die Regierung von ihm einen Rath angenommen, war, so schien es, ein Verbrechen, um dessentwillen allein die Bill ihre Niederlage, die Regierung ihren Sturz verdiente. Kein Angriff gegen beide schien vollständig, ohne daß Bright den Löwenantheil an den Schmähungen davontrug. Er selbst erwiderte auf alle beleidigenden Persönlichkeiten in der würdigsten Weise, indem er sie unbeachtet ließ und sich auf die Darlegung von Thatsachen und Principien beschränkte. Am Vorabend der Abstimmung trat Lowe mit einer zweiten großen Rede auf, die von rhetorischem Gesichtspunkt vielleicht als die größte Leistung der Debatte gelten durfte, im Grunde jedoch nur die schon einmal vorgetragenen Sophismen wiederholte und weder gegen die Bill noch für den Antrag neue Beweise entwickelte. Was ihm nicht gelang, war noch weniger von untergeordneten Talenten zu erwarten. Aber die Redekraft des Hauses war trotz fünftägiger, meist bis an den frühen Morgen verlängerter Debatten noch keineswegs erschöpft. So oft ein Redner seinen Vortrag schloß, sah man ein

Dutzend anderer bereit, seine Stelle einzunehmen; besonders drängten die jüngern Parlamentsmitglieder sich zu der Theilnahme an einer Discussion, deren historische Bedeutung außer- wie innerhalb des Hauses empfunden wurde. Endlich war der entscheidende Moment gekommen. Seit vielen Jahren hatte man nicht ein so volles Haus zusammen gesehen. Es ergab sich bei der Zählung der Stimmen, daß an der Gesammtzahl von 658 Mitgliedern nicht mehr als 16 fehlten. Die Spannung während der Abstimmung war ungeheuer. Ein Beifallssturm von ministerieller Seite grüßte die Verkündigung einer Majorität gegen den Grosvenor'schen Antrag; doch diesen Sturm übertönten beinahe die fanatischen Gegencheers der Tories und der Adullamiten, denn die Majorität war eine unerhört kleine. Die Regierung hatte mit nicht mehr als 5 Stimmen (323 gegen 318) den Sieg davongetragen.

Dieser Ausgang zerstreute jeden Zweifel über die bedenkliche Macht der Opposition. Es fehlte nicht an politischen Propheten, welche darin das Schicksal der Reformbill überhaupt erkennen wollten, und auch denen, welche an dem endlichen Triumph nicht verzagten, konnte der kritische Charakter der Lage der Dinge nicht entgehen. Selbst wenn die Schar der Adullamiten sich nicht durch neuen Zuzug vermehrte, durfte man kaum hoffen, eine so wichtige Maßregel mit einer so kleinen Majorität durchzuführen. Die zweite Lesung war allerdings gewonnen — ein Resultat, das in gewöhnlichen Fällen für gleichbedeutend gilt mit der eventuellen Annahme des vorliegenden Gesetzes. Doch leider bildete die Geschichte der Wahlreform in diesem Punkte eine ominöse Ausnahme und noch ganz zuletzt hatte man das Beispiel der Palmerston'schen Reformbill vor Augen, die mit einer viel größern Majorität in dasselbe Stadium der zweiten Lesung gelangt, trotzdem aber in den Detailberathungen gescheitert war. Es war kaum zu vermeiden, daß die Regierung, wenn sie bei ihrem Entschluß, ihre Existenz an den Erfolg der Bill zu knüpfen, beharrte, ihre Gegner durch Zugeständnisse versöhnen mußte, welche dem von Lord Grosvenor formulirten Vorwand der Opposition auch den letzten Schein der Berechtigung entzogen. Man konnte dann wenigstens hoffen, dem fernern Abfall schwankend gesinnter Mitglieder zu steuern, vielleicht sogar einige der Adullamiten in das alte Lager zurückzuziehen. Man bewies dadurch zugleich, daß es den Vorkämpfern der Reform vor allem um die Sache zu thun, daß man, wenn nöthig, dem Zwecke des wesentlichen Erfolgs alle blos formellen Rücksichten und Anordnungen zu opfern bereit sei.

Es war in der Sitzung vom 1. Mai, als Gladstone die demgemäß gefaßten Beschlüsse der Regierung ankündigte. Nachdem das Parlament über das Wahlgesetz seine Stimme abgegeben, erklärte er, sei die Regierung gewillt, dem Wunsche der Opposition hinsichtlich „der Bill über die Neuvertheilung der Sitze" (Redistribution of Seats Bill) entgegenzukommen und dieselbe nicht allein vorzulegen, sondern auch zur Debatte zu bringen, ehe man mit den Detailberathungen über das Wahlgesetz vorschreite. Der zur Darlegung dieses zweiten Hauptheils der Reformbill bestimmte Tag, der 8. Mai, bildete mithin einen neuen Ausgangspunkt des Kampfes, dessen Beginn die moralischen Chancen des Erfolgs der Maßregel vermehrte. Von den Bestimmungen der Redistribution of Seats Bill genügt es zu sagen, daß sie ebenso gemäßigt waren als die Bestimmungen des Wahlgesetzes. Nicht mehr als 49 den kleinen Flecken angehörende Sitze sollten neu vertheilt und obendrein jenen Flecken ihr altes Wahlrecht nicht vollständig, sondern nur theilweise entzogen werden. Ein System der Gruppirung sollte mehrere Flecken im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung zu neuen Wahldistricten vereinigen, die erledigten Sitze aber gleichmäßig den ländlichen und den städtischen Wahldistricten zugute kommen. Innerhalb der letztern wurden die unbestreitbaren Ansprüche von Städten wie Liverpool, Manchester, Birmingham, Leeds und Salford auf vermehrte Vertretung berücksichtigt; außerdem sollten die Universität London und die schottischen Universitäten in Bezug auf

parlamentarische Vertretung fortan dieselben Rechte genießen wie Oxford und Cambridge. Wohl konnte Gladstone auf der unveränderten Annahme so mäßiger Reformvorschläge bestehen, und indem er den frühern Zugeständnissen das Versprechen beifügte, daß die Redistribution of Seats Bill vor dem Beginn der Detailberathungen über das Wahlgesetz zur zweiten Lesung kommen solle, den emphatischen Entschluß der Regierung aussprechen, keine Rücksichten der Zeit gelten zu lassen, sondern nöthigenfalls die Sitzung bis in den September oder October zu verlängern und eher in diesem Jahre mit der Bill zu fallen, als ihre Vertagung auf das nächste Jahr zuzugeben. Der Beifall, welchen diese Erklärung auf liberaler Seite hervorrief, hallte durch das Land wider. Es war der Ausdruck eines männlich-ehrlichen Entschlusses, wie er nach den traurigen Spiegelfechtereien der verflossenen Jahre und Monate noththat, und nur das böse Gewissen der Vertreter des Statusquo konnte eine Beleidigung der Würde des Parlaments darin erkennen, oder die Gelegenheit, diese beleidigte Würde zu rächen, herbeiwünschen.

Die zweite Lesung der Redistribution of Seats Bill ging am 14. Mai mit einer Leichtigkeit von statten, die jedermann überraschte. Man hatte eine große Debatte erwartet; aber der ganze Kampf beschränkte sich auf eine lange Rede D'Israeli's, der als Vertheidiger der kleinen Flecken gegen die von der Regierung vorgeschlagene Gruppirung auftrat, und eine Antwort Mr. Cardwell's (des Colonialministers), der D'Israeli's Einwände widerlegte. Die Bill wurde hierauf ohne vorhergängige Abstimmung zum zweiten mal gelesen und der Anfang der Detailberathungen auf den 28. Mai festgesetzt. Das Schicksal der Reformbill hing jetzt von zwei Bedingungen ab: von dem Erfolg der Opposition in dem kleinen Kriege des factiösen Widerstandes einerseits und von der Fähigkeit der Regierung andererseits, die zerstörenden Wirkungen dieses kleinen Kriegs gegen eine große Maßregel zu neutralisiren. Daß Tories und Adullamiten auf den „kleinen Krieg" ihre Hoffnung bauten, wurde schon am ersten Abend der Wiederaufnahme der Debatte klar genug. Zwei selbständige Anträge standen dem sofortigen Beginn der Discussion entgegen. Ein Tory, Sir Richard Knightley, hatte zunächst eine Motion angekündigt, der zufolge ein Comité ernannt werden sollte zur Abfassung eines die Reformbill ergänzenden Gesetzes „für die bessere Verhinderung der Bestechung und Corruption bei den Parlamentswahlen". Unter allen andern Umständen würde ein solcher Gesetzvorschlag die Fürsprache der höchsten Dringlichkeit haben in Anspruch nehmen können; denn wenn dem politischen System Englands ein Schandflecken anhaftet, so ist dies der Flecken der Corruption der Wahlen, jene unglaubliche moralische Laxität und Fäulniß, von der die Verhandlungen der Specialuntersuchungscommissionen für Totnes, Reigate und Yarmouth noch im gegenwärtigen Augenblick die haarsträubendsten Thatsachen ans Licht fördern. Aber wenn es sich nicht um den Erfolg eines Parteimanövers, sondern um praktische Resultate handelte, so hätte kein Moment zur Empfehlung jenes Antrags schlechter gewählt werden können als dieser. Denn eben die Ueberfülle an Stoff verdüsterte bereits die Aussichten der Debatte, und diese Fülle durch neue Gegenstände vermehren, hieß das Kind im Bade ersäufen. Die Regierung forderte von diesem Gesichtspunkt die Verschiebung des Antrags auf eine günstigere Zeit. Bright machte geltend, daß nichts als die Einführung des Ballot und die Vergrößerung der Wahlbezirke vermögen werde, der Corruption zu steuern. Aber der plötzliche moralische Anlauf des toryistisch-adullamitischen Heeres zur Heilung jenes großen politischen Krebsschadens war unbezwinglich und Sir Richard Knightley's Motion wurde durch 248 gegen 238 Stimmen angenommen. Noch hinderlicher war die Motion des Adullamiten Kapitän Hayter: „daß das System der Gruppirung der Flecken weder bequem noch billig und der ganze Reformplan überhaupt nicht genügend durchgedacht sei, um die Grundlage einer befriedigenden Maßregel zu bilden." Man begann die Debatte über diesen Antrag, der von den Tories

mit demselben Enthusiasmus adoptirt wurde wie der Lord Grosvenor's, noch denselben Abend, vertagte sie sodann auf den 31. Mai, nahm sie zum dritten mal auf am 1. Juni und kam erst am 4. Juni zum Schlusse, indem Kapitän Hayter, ohne die Abstimmung zu erwarten, auf Lord Grosvenor's Rath seinen Antrag zurückzog. Jedermann sah in diesem Augenblick in England den Ausbruch des Kriegs auf dem Continent für unvermeidlich an und Lord Grosvenor's Rath stützte sich auf die bereits herrschende Meinung: daß es bei dem gegenwärtigen Zustande der festländischen Angelegenheiten unersprießlich sein werde, einen Ministerwechsel zu haben, besonders aber, Lord Clarendon (Minister des Auswärtigen) zu verlieren. So war denn die Regierung freilich einer möglichen Niederlage entgangen, aber andererseits war eine Reihe von kostbaren Tagen eingebüßt und der Fortschritt der Bill nutzlos verzögert worden. Außerdem schien es klar, daß diese jüngste adullamitische Willensäußerung den Tories nichts weniger als erwünscht sei. Man mußte daher auch jetzt noch ähnlichen Unterbrechungen entgegensehen, und selbst die besten Freunde der Regierung fingen an zu zweifeln, ob es ihr gelingen werde, aus der Region der Klippen und Sandbänke in das offene Meer der Debatte auszulaufen. In der That war kaum die Wiederaufnahme der Berathung der Bill auf den 17. Juni festgesetzt, als schon eine neue Motion Mr. Walpole's zur Erhöhung des Census in den ländlichen Wahldistricten von 14 auf 20 Pfd. St. angekündigt wurde; und als sei Ein Hinderniß nicht genug, versuchte Lord Stanley beim Beginn derselben Sitzung vom 7., ohne jede vorhergängige Anzeige, der Discussion unter völlig nichtigen Vorwänden Einhalt zu thun, indem er die Berathung der Redistribution of Seats Bill vor der des Wahlgesetzes befürwortete. Beide Angriffe, sowol der hinterlistige Lord Stanley's als der offene Mr. Walpole's, wurden abgeschlagen, jener mit einer Majorität von 27, dieser mit einer Majorität von 14 Stimmen. Dennoch rückte die Debatte nur mühsam vom Flecke. Die Sitzung vom 8. Juni wurde durch das Hin- und Herreden über eine Menge unbedeutender Gegenstände geradezu vergeudet; in der vom 11. trat Mr. Hunt mit einem neuen toryistischen Verbesserungsantrag auf, demgemäß der Vierzehnpfund-Wahlcensus in den ländlichen Districten nicht wie die Regierung vorgeschlagen, nach dem „Jahresanschlag der Rente" (gross estimated rental) berechnet werden sollte, sondern nach dem des „taxirbaren Werthes" (rateable value). „Jahresanschlag der Rente" und „taxirbarer Werth" sind die Titel zweier verschiedener Colonnen des Staatssteuerbuchs, von denen jene eine allgemeine Veranschlagung, diese den wirklichen Geldwerth bezeichnet, der nach dem Verhältniß der allgemeinen Veranschlagung erhoben wird. Um aber den Zweck des Hunt'schen Antrags zu erklären, genügt die einfache Constatirung der Thatsache, daß nach dem „Jahresanschlag der Rente" das Einkommen der ländlichen Wahlbezirke 69 Mill. Pfd. St., nach dem des „taxirbaren Werthes" nur 46 Mill. Pfd. St. erreicht, und daß in demselben Verhältniß die Zahl der Wähler von der nach jenem Kriterium erreichten Summe von 640000, nach dem Kriterium des „taxirbaren Werthes" auf 530000 herabsinkt. Während mithin der Wahlcensus der Regierung nominell beibehalten wurde, bezweckte der Antrag in Wahrheit eine Erhöhung desselben, legte daher recht eigentlich die Axt an die Wurzel der Reformbill. Vergebens suchten toryistisch-adullamitische Zungen den Streit über „Jahresanschlag der Rente" und „taxirbaren Werth" lediglich als eine Sache der Form und der Convenienz darzustellen; die Regierung bestand auf ihrem Entschluß, und zum großen Jubel der Liberalen wurde nach einer lebhaften Debatte der Hunt'sche Antrag am 14. Juni verworfen. Aber die Majorität war diesmal beinahe wieder so tief gesunken als am 27. April — sie erreichte nicht mehr als 7 Stimmen (280 gegen 273). Und kaum schien nun die Frage über den Wahlcensus der ländlichen Districte endgültig entschieden, als schon ein neuer Gegner, ein Adullamite, Lord Dunkellin, in die von Mr. Hunt geräumten Schranken trat und eine

Motion ankündete, welche für die städtischen Wahldistricte durchsetzen sollte, was für die ländlichen zurückgewiesen war. Der letzte kritische Wendepunkt der Debatte war gekommen. Noch einmal setzten die Einpeitscher beider Parteien alle Kräfte in Bewegung, ein volles Haus zu sammeln; noch einmal erklärte die Regierung am 18. Juni, nachdem Lord Dunkellin seine Motion befürwortet, daß sie die Verwerfung derselben als eine Lebensfrage betrachte. Die Combination der Tories und der Adullamiten war zu mächtig geworden; der Strom der Debatte ging gegen die Regierung. Bei der Abstimmung fand sie sich in einer Minorität von 304 gegen 314 Stimmen.

Die Gegner der Reform hatten hiermit ihr Ziel erreicht. Der Versuch, die Ansprüche der arbeitenden Klassen auf politische Rechte durch mäßige Zugeständnisse zu befriedigen, war noch einmal an der kurzsichtigen Furcht der alten Parteien gescheitert, und die Hoffnungen des Jahres 1866 waren ebenso enttäuscht worden wie die der Jahre 1854 und 1860. Doch der vollen Bedeutung dieses Resultats waren sich für den Augenblick weder Sieger noch Besiegte bewußt. Toryistisch-adullamitische Organe wie die „Times" bestanden noch jetzt auf der Ansicht, daß die Regierung in einem blos formellen Streitpunkt eine Niederlage erlitten und bei der Lage der Dinge freilich gutthun werde, die Reformbill fallen zu lassen, aber im Amte zu beharren. „Das gesunde Gefühl der Nation" habe sich nur gesträubt gegen eine übereilte Maßregel; aber abgesehen davon wünsche nicht blos niemand den Sturz des Ministeriums, sondern man werde es geradezu als Selbstsucht, als Uebermaß verletzter Eitelkeit betrachten müssen, wenn das Ministerium in einem so kritischen Moment, einem Moment, wo Europa mit den Erschütterungen eines unabsehbar großen Kriegs bedroht sei, das Land der Verwirrung und Unruhe eines Regierungswechsels aussetze. Liberale Organe besprachen im Gegensatz zu diesem von „dem gesunden Gefühl" dictirten Raisonnement die Nothwendigkeit einer Auflösung des Parlaments, eine Politik, welche auch die zur Beförderung der Reform wirkenden Vereine und Associationen anempfahlen. Die Regierung verkündete in der Sitzung vom 19. durch Lord Russell im Ober-, durch Gladstone im Unterhause, daß sie beschlossen, das Parlament bis zum 25. zu vertagen, da nach der Abstimmung des vorigen Abends eine Conferenz mit der Königin unerlaßlich sei. Der Hof war kurz zuvor von Windsor nach dem Landschloß Balmoral in den schottischen Hochlanden übergesiedelt. Eine Sache von so großer Wichtigkeit konnte nicht mittels des Telegraphen verhandelt werden; man mußte daher, ehe man eine Entscheidung traf, die Rückkehr der Königin nach Windsor abwarten. In der Zwischenzeit nahmen die Stimmen, welche auf das Verbleiben der Regierung im Amte, auf Auflösung des Parlaments drangen, überhand. Doch der Entschluß des Ministeriums war bereits gefaßt. Es hatte erklärt, mit seiner Reformbill stehen und fallen zu wollen, und da die erlittene Niederlage in Wahrheit einen Hauptpfeiler der Bill stürzte, blieb Männern von Ehre keine andere Wahl als diese. Eine schriftliche Bitte um Entlassung erwartete die Königin bei ihrer Rückkehr nach Windsor. Sie erwiderte darauf durch den Wunsch an das Ministerium, den so folgenschweren Schritt einer neuen Berathung zu unterwerfen, und beschied die Minister am 26. zu einer Audienz nach Windsor. Das Resultat dieser Audienz war jedoch die Annahme des ministeriellen Entlassungsgesuchs, und noch in der Sitzung desselben Tags wurde die Nachricht beiden Parlamentshäusern mitgetheilt.

Die bei dieser Gelegenheit von Gladstone gehaltene Rede gehörte zu den besten der ganzen Session. Er recapitulirte kurz die Geschichte der Reformbill, die Ursachen ihrer Entstehung, den Widerstand, den sie erfahren, und rechtfertigte daraus den unerschütterlichen Entschluß der Regierung, ihr Amt niederzulegen. Nichts blieb mithin übrig als das Eintreten eines neuen Ministeriums an die Stelle des alten, und nach der alten Routine des politischen Ballspiels zwischen Whigs und Tories ging die höchste Macht

im Staat noch einmal an die Führer der Tories, Lord Derby und Mr. D'Israeli, über. Zur Erleichterung der übrigen Anordnungen wurde hierauf das Parlament vertagt. Die Zeitungen brachten wie gewöhnlich ihre Ministerlisten; die öffentliche Ungeduld fand wie gewöhnlich, daß die Bildung des neuen Ministeriums langsam von statten gehe. Wirklich der Rede werth war indeß vorläufig nur die Eine Frage: ob die Tories ihre adullamitischen Freunde zur Theilnahme an den Spolien des gemeinsamen Siegs heranziehen, ob die dargebotene Hand von den Adullamiten werde ergriffen werden. Man hörte hierüber, daß in der That Anerbietungen an Lord Grosvenor, Lord Elcho und Mr. Lowe gemacht, aber von seiten der Adullamiten zurückgewiesen seien. Auch an Lord Clarendon erging die Aufforderung Lord Derby's, als Minister des Auswärtigen unter ihm zu dienen — doch mit demselben Resultat. Endlich war ein Toryministerium pur et simple fertig, das Parlament trat wieder zusammen und am 9. Juli legte Lord Derby das Programm seiner Politik in einer glatten, wohlgeformten und gutgesprochenen Rede vor. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß er die Haltung seiner Partei während der verflossenen Monate rechtfertigte, allgemeine Versicherungen der besten Absichten für die Zukunft gab, aber die Lösung des Reformproblems aufs Unbestimmte vertagte. Nach seiner Ansicht und der seiner Partei war durch die jüngsten Debatten wenigstens das gewonnen, daß Volk und Parlament des lästigen Gegenstandes satt geworden, daß die Regierung für längere Zeit der Nothwendigkeit seiner Berücksichtigung enthoben sei. Doch schon die nächsten Tage sollten diese Berechnung durch Ereignisse widerlegen, deren Tragweite selbst die Vorkämpfer der Reform überraschte und die dem scheinbar abgeschlossenen Kampfe eine Wendung gaben, welche seitdem zu Erfolgen geführt hat, die einen weit frühern Sieg verheißen, als ein solcher unmittelbar nach der jüngsten Niederlage möglich schien. Auf diese letzte Phase der Reformbewegung ist es daher nöthig, noch einen Blick zu werfen, ehe wir unsere Darstellung schließen.

Es war (wie schon oben bemerkt) ein stehender Vorwurf der Tories gewesen, daß die Wahlreform für die Masse des Volks ein unverstandenes gleichgültiges Ding sei. Weil die Reformmeetings ruhig abgehalten wurden, weil keine revolutionäre Aufregung im Lande herrschte, so wurde erklärt, existire überhaupt kein wahres Interesse für die Aenderung der politischen Zustände; die ganze Agitation sei eine künstliche, hervorgerufen durch die überspannten Theorien einiger unpraktischer radicaler Parteimänner, Philosophen und Demagogen. Schon die seit dem Beginn der letzten Session abgehaltenen Meetings allein hätten diese Meinung erschüttern müssen, wäre es den Tories darum zu thun gewesen, sich durch Thatsachen überzeugen zu lassen. Ein noch weniger zu verstehendes Zeichen der Zeit aber war die Erschütterung, welche dem Sturz des liberalen Ministeriums durch ganz England nachhallte. Der Eindruck war so groß, daß sehr bald eine vage Furcht vor der Unvollständigkeit ihres Triumphs die toryistischen Führer zu beschleichen begann. Schon bei der Parlamentssitzung vom 9. Juli hatte das Volk von London eine drohende Haltung angenommen. Die Umgegend der Parlamentshäuser war der Schauplatz lebhafter Demonstrationen für und gegen die Parteihäupter des Reformkampfes gewesen. Ein von der Reform League in Trafalgar Square veranstaltetes, von Tausenden besuchtes Meeting der arbeitenden Klassen hatte den Beschluß gefaßt, die Reformagitation ohne Verzug in ganz England neu zu organisiren, und öffentliche Kundgebungen zu Ehren Gladstone's, Bright's und Mill's, Kundgebungen des Misfallens gegen die Tories und Adullamiten waren dieser Versammlung gefolgt. Auch alle andern Hauptstädte des Landes sprachen in Indignationsmeetings ihre Meinung aus, und um die siegreiche Partei durch den handgreiflichsten Beweis von der Ansicht der arbeitenden Klassen über die Lage der Dinge zu überzeugen, wurde ein Massenmeeting des londoner Volks, unter Leitung der Reform League und ihres Präsidenten Mr. Edmond Beales,

für den 23. Juli in Hyde Park ausgeschrieben. Das Ministerium beging den unverzeihlichen Fehler, dies Meeting zu untersagen und schon mehrere Stunden vor der festgesetzten Zeit die Thore des Parks zu schließen und dem Schutze der Polizei anzuvertrauen. Diese Maßregel, die in einem so aufregenden Moment doppelt tief als willkürlich-gehässiger Eingriff in das unveräußerliche Versammlungsrecht des englischen Volks empfunden wurde, steigerte die Erbitterung auf den höchsten Gipfel. Hunderttausende strömten am Abend des 23. Juli den Eingängen des Parks zu; und während die Häupter der Reform League an der Spitze einer feierlichen Procession bei dem Hauptthore Marble Arch Einlaß forderten, und ihre Absicht, die sich widersetzende Polizei wegen Gesetzesbruch bei den Gerichtshöfen anzuklagen, verkündeten, gerieth der Pöbel, der sich unvermeidlich solchen Demonstrationen anschließt, mit der Polizei in Kampf, durchbrach die Eisengitter des Parks und strömte von allen Seiten unaufhaltsam in den innern Raum ein. Die Polizei, 1200 Mann stark, wehrte sich mit ihren Säbeln und Stäben; der Pöbel nahm Steine und Eisenstangen zur Hand; Hunderte wurden auf beiden Seiten mehr oder weniger gefährlich verwundet. Bald war der Stand der Dinge so bedenklich geworden, daß ein Regiment Gardegrenadiere und mehrere Schwadronen Cavalerie zur Hülfe herbeieilen mußten. Die versammelte Masse begrüßte das Anrücken derselben mit lautem Hurrahruf und zog sich ohne Widerstand vor den Bajonneten und Säbeln der Truppen zurück. Ihr ganzer Haß war gegen die Polizei gerichtet, und auf diese und die Regierung, unter deren Befehl sie gehandelt, fiel die Verantwortlichkeit für ein ebenso unweises als bedauerliches Verfahren, welches den Frieden der Hauptstadt und des Landes gestört hatte und mit ernstlichen Verwickelungen bedrohte.

Die Nachricht von diesen Vorgängen rief eine gewaltige Sensation hervor. Ganz London strömte nach Hyde Park, und da auch während des folgenden Tags Polizei und Militär die Zugänge besetzt hielten, um nöthigenfalls das beabsichtigte Meeting zu verhindern, nahm in weiten Kreisen die Furcht vor noch gefährlichern Ausbrüchen der Volkswuth überhand. Auch der Minister des Innern, Mr. Walpole, ein wohlwollender, aber schwacher Mann, auf dem die unmittelbare Verantwortlichkeit für das Verbot des Meetings und das Einschreiten der Polizei lastete, wurde von Furcht ergriffen und ließ sich tags darauf zu einer Zusammenkunft mit den Führern der Reform League bestimmen, die sich ihrerseits emphatisch gegen alle Gewaltmaßregeln ausgesprochen und bereit erklärt hatten, ihren Einfluß zur Herstellung der öffentlichen Ruhe zu verwenden. Die Zusammenkunft fand statt am 25. Juli und war eine sehr merkwürdige. Mr. Walpole weinte und versprach den Führern der League nicht blos die Entfernung der Polizei und des Militärs aus dem Park, sondern den Beistand der Regierung in dem Bemühen der League, die Rechtsfrage hinsichtlich der Benutzung des Parks durch das Publikum endgültig zu entscheiden. Die Führer der League erneuerten darauf ihr Versprechen hinsichtlich der Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung. Infolge dieses Uebereinkommens wurden die Wogen der ersten stürmischen Aufregung beruhigt. Aber die Ereignisse des 23. hatten die öffentliche Meinung zu gewaltsam erschüttert und der Reformbewegung einen zu mächtigen Anstoß gegeben, als daß die späten Zugeständnisse der Regierung ihren Eindruck hätten verwischen können. Die Regierung sah ihren thörichten Misgriff zu spät ein; die Führer der Reform League und ihre Anhänger verstanden und benutzten die glänzende Gelegenheit der neuen Lage zu gut. Die Meetings in den Parks freilich unterblieben, solange die Rechtsfrage unentschieden war; aber der beabsichtigte moralische Eindruck war so vollkommen erreicht, als ob sie mit Eclat gehalten wären, und noch die letzten Tage des Juli sahen zwei Massenmeetings in der Agricultur Hall, in Islington und in der Guildhall der City von London (das letztere unter dem Vorsitz des Lord-Mayors), welche der Agitation der Reform League eine neue breitere Basis legten und

die Ausdehnung ihrer Verbindungen und Zweigvereine über ganz England anbahnten. Daß fortan von der Annahme einer so mäßigen Bill wie der zuletzt berathenen keine Rede mehr sein könne, war klar. Allgemeines Stimmrecht (manhood suffrage) und Abstimmung durchs Ballot wurden nun als die Grundlage der zu beginnenden Agitation aufgestellt, und es dauerte nicht lange, ehe die Stimme der Hauptstadt in den Provinzen ein weithin schallendes Echo wach rief. Die Parlamentssession, in deren Verlauf das Verlangen nach Reform noch einmal erstickt worden war, erblich am 9. Aug. eines ruhigen Todes; aber die politische Thätigkeit des englischen Volks fing mit Macht ein neues Leben an. Schon wenige Tage nach dem Schluß des Parlaments gab Birmingham das Signal durch ein Massenmeeting der arbeitenden Klassen in den mittlern Grafschaften Englands, ein Meeting, dessen Theilnehmer von toryistischen Berichterstattern auf 50000, von liberaler Seite auf 200000 berechnet wurden. Leeds, Bradford, Carlisle, Glasgow, Bristol und viele andere Städte folgten und am 25. Sept. fand ein Massenmeeting der arbeitenden Klassen der nördlichen Grafschaften in Manchester, dem großen Centrum der Freihandelsagitation, statt, dessen Bedeutung über das Meeting von Birmingham noch hinausging. Selbst die toryistische Presse wagt bereits nicht mehr, die alte Phrase von der Theilnahmlosigkeit des Volks zu wiederholen. Jeder unbefangene Beobachter gibt zu, daß die Reformfrage nach dem langen Schwanken der Vergangenheit während der letzten Wochen als Problem ersten Ranges in den Vordergrund der nationalen Interessen getreten ist, daß die Agitation zu ihren Gunsten sich mit Riesenschritten über das ganze Volk ausbreitet, daß endlich ihre Lösung in radicalem Sinne vielleicht noch verzögert, aber ebenso wenig durch toryistische Künste hintertrieben werden kann als der Sieg des Freihandels, der mit ähnlichen Mitteln errungen wurde.

Wie die toryistische Regierung diesem durch ihre eigene Kurzsichtigkeit und Beschränktheit hervorgerufenen Sturm begegnen wird, wird die Zukunft lehren. Nur zwei Charakterzüge muß ich dem obigen Résumé der Situation noch hinzufügen: die Rückwirkung der traurigen Lage Irlands und den Eindruck der Wiedergeburt Deutschlands auf die Stimmung des englischen Volks. Daß es unmöglich ist, Irland für immer in dem Belagerungszustand zu halten, den die Verschwörung der Fenier nothwendig machte, und daß andererseits ein Umschwung zum Bessern mittels der Befriedigung der gerechten Ansprüche des unglücklichen Landes nur von einem reformirten Parlament zu erwarten ist, sind Thatsachen, die von Tage zu Tage allgemeinere Anerkennung finden. Es unterliegt daher keinem Zweifel mehr, daß die Reformers sich durch Anschluß an die irische Volkspartei verstärken und gegen das hergebrachte oligarchische Klassenregiment von zwei Seiten zugleich zum Angriff vorschreiten werden. Der Umschwung der Dinge in Deutschland und die denselben begleitende Verlegung des Schwerpunktes der Macht in Europa hat in England das schon seit einer Reihe von Jahren erwachte Gefühl erneuert, daß es selbst, dies alte Asyl der Freiheit, die vermodernde Hülle der Vergangenheit abstreifen und in der verjüngten Gestalt einer neuen Entwickelungsepoche hervortreten muß, wenn es nicht seine Stelle in der Welt, seinen Einfluß unter den Nationen der Erde einbüßen soll. Groß war die Wirkung der preußischen Siege und des beinahe mühelosen Umsturzes des verrotteten Deutschen Bundes. Aber groß war auch und ist noch der Eindruck des Wahlgesetzes für das norddeutsche Parlament, eines Wahlgesetzes, dessen moderner Einfachheit und Klarheit das englische Wahlwesen wie ein wirres mittelalterliches Chaos gegenübersteht. Ja, man findet bereits, daß dieser Gegensatz in englischen Zeitungen und Meetings zur Sprache kommt, und was auch das Endresultat der Reformbewegung in England sein möge, bei der großen Wandlung der Dinge, die wir erleben, wird es immer als eins der merkwürdigsten Phänomene gelten dürfen, daß die her-

gebrachte deutsche Bewunderung Englands in eine englische Bewunderung Deutschlands übergeht, daß das berühmte Land der politischen „Erbweisheit" beginnt, die Grundzüge des neuen deutschen Staatswesens empfehlend auf seine eigene Entwickelung anzuwenden.

---

# Ein Panorama der Niederelbe.

Von Heinrich Smidt.

Zweiter Artikel.

Unsere Fahrt führt uns weiter an den Strandbatterien von Groden entlang, die dazu bestimmt sind, dem kecken Feinde, der etwa verwegen genug sein sollte, sich in das Stromrevier zu wagen, die Lust daran gründlich zu verderben.

Nun liegt Cuxhaven mit dem Leuchtthurm sammt der weit ausgedehnten, mit Schiffen besäeten Rhede vor uns. Unmöglich ist es, das Panorama, welches sich darbietet, mit Einem Blicke zu überschauen. Wir beleben es durch die Erinnerung an jene Flottenstation in Cuxhaven im Sommer 1864, welche den Glanzpunkt in der Geschichte des Hafens bildet, so fremdartig auch die freundliche Verbindung von Oesterreich und Preußen in jetziger Zeit gemahnt.

Es lebt und webt an allen Ecken und Enden. Die Segel der Küstenfahrer leuchten im Sonnenglanz. Eine Unzahl von kleinen Tjalken, Sniggs, Schmacken, Galeas-Evan, Schoner, Galeasen und welchen Namen sie sonst haben mögen, kommen mit günstigem Winde aus See oder kreuzen derselben entgegen. Kauffahrer von allen Größen und Formen ankern hier, um eine günstige Gelegenheit abzuwarten, welche sie ihrem Ziele zuführt. Mitten in diesem Gewirr liegt fest und ruhig, unbewegt und unerschüttert, die preußisch-österreichische Flotte vor ihren Ankern, die stolze Flagge von der Gaffel und den Wimpel vom großen Top. Erst nach und nach gewöhnt sich das Auge an diese Massenhaftigkeit. Es irrt von einem Punkt zum andern und nur das Linienschiff Kaiser mit seinen 91 Kanonen gestaltet sich als der stolze Mittelpunkt, zu dem man immer und immer wieder zurückkehrt.

Wer längere Zeit nicht hier war, vermißt gleich bei der Ankunft zwei Gegenstände, die sich seinem Gedächtnisse fest eingeprägt haben. Das erste ist das Gesellschafts- und Badehaus, jenes luftige Gebäude aus Glas und Bretern bestehend, worin sich fröhliche Menschen harmlos bewegten und auf dessen offener, nach der See zu gelegenen Veranda einst die beiden Großmeister der Schauspielkunst Ludwig Devrient und Edmund Kean zusammentrafen, wie solches zum Nutzen und Frommen wißbegieriger Leser in den „Devrient-Novellen" ausführlich zu lesen ist. Dies Badehaus war eine Schöpfung des berühmten Amtmanns Abendroth, der die hiesige Seebadeanstalt gründete. Sein Name lebt noch jetzt in der Ueberlieferung unter dem Volke fort und gilt als der Begriff alles Nützlichen und Schönen. Dies Badehaus wurde in kalter Winternacht ein Opfer der Flammen. Längere Zeit lagen die Trümmer unbenutzt, bis endlich der erfindungsreiche Gastwirth August Dälle nach dem Spruche: „Verflucht sei der Acker, der brach liegt!" Hand ans Werk legte und siehe da:

Neues Leben blüht aus den Ruinen.

Auf der wüsten Brandstelle erhebt sich jetzt ein luftiger und lustiger Pavillon, ein Zufluchtsort für alle, welche die freie Aussicht auf das Meer genießen wollen, da ihnen dieselbe von der Landungsbrücke, welche den bedeutungsvollen Namen „Die alte Liebe" führte, nicht mehr zutheil werden kann. Sie ist abgerissen, diese treue Freundin meiner

Mußestunden. Das alte Bollwerk aus Holz und Eisen wurde morsch. Es mußte fallen und einem neuen Platz machen, an welchem jetzt Hunderte von Händen thätig sind.

Nun gilt es, festen Fuß zu fassen, und ich rathe dem Reisenden, getrost dem etwas beleibten Mann mit dem runden, freundlichen Gesicht zu folgen, der ihm schon auf dem Verdeck mit den Worten entgegentritt: „Kann ich Ihnen mein Hotel anbieten?" Das ist der Besitzer des Hotel Belvedere, der Vater des neuen Pavillons, Hr. August Dälle, der sein Gasthaus durch einen Neu- und Ausbau bedeutend vergrößert und verschönert hat. Die Nummer 27 oder das darunterliegende sogenannte Balkonzimmer sind, wie ich aus Erfahrung weiß, bestens zu empfehlen. Jetzt freilich gibt es dort mehrere Balkone und luftige Zimmer; die nach uns kommen genießen den Segen; wir aber, die erschienen, als der Umbau des Hotels im vollen Gange war und noch auf Leitern statt auf Treppen steigen mußten, und über thür- und fensterlose Corridore nach unserm Zimmer wanderten, haben die Wonnen eines solchen Zustandes gründlich ausgekostet.

So sind wir denn allesammt untergebracht und die erste Einrichtung ist bald getroffen. Ich stehe am Fenster der erwähnten Nummer 27, lasse mir von der frischen Seebrise die heiße Stirn kühlen und schwelge in dem Anblick der schwimmenden Kolosse, die sich nahe vor mir nicht auf den Wellen wiegen, sondern den heranstürmenden Ungeheuern keck die breite Brust darbieten, ohne sich von ihnen rühren zu lassen.

Da liegt der stolze Kaiser mit seinen dunkeln Kanonenpforten auf weißem Grunde und nahe hinter ihm der kühne Schwarzenberg, der seinen Fockmast in dem denkwürdigen Kampfe vor Helgoland einbüßte und jetzt seine Vorderstenge als solchen benutzt, bis der bestellte neue Mast in Bremerhaven fertig geworden ist. Nach ihm kommen der Radetzky und der Erzherzog Friedrich, nebst dem Panzerschiff Don Juan d'Austria und die dreimastigen Kanonenboote Seehund und Wall und das Avisoschiff Elisabeth. Dazwischen das preußische Kanonenboot Basilisk und sein Gefährte Blitz, der noch keine Ahnung von dem glorreichen Erlebniß hat, das er einige Tage später bestehen wird. Der dritte in der Reihe, der Adler, ist nach Hamburg gegangen, um neue Kessel zu empfangen und dann den jetzt unterbrochenen Dienst als Avisoschiff fortzusetzen. Die Corvette Augusta wird mit jeder Stunde erwartet.

Und kaum hat das Auge sich dieses Schauspiels gefreut, als sich ein zweites nicht minder prächtiges darbietet. Eine deutsche Kriegsflotte ankert in der Mündung eines deutschen Stroms und diese Flotte lichtet jetzt die Anker und geht in See. Kaum gesehen und schon wieder entschwunden. Wohin gehen sie und zu welchem Zweck? Keine Antwort auf diese Frage. Ringsum tiefes, bedeutungsvolles Schweigen. Der Curs ging in nördlicher Richtung der Eider zu. Dort liegen die friesischen Eilande. Glück zur Fahrt.

Ein neuer Morgen bricht an. Wie verschieden von dem vorhergehenden! Keine erfrischende Brise; kein Sonnenschein, dessen goldener Schimmer auf den Spitzen der Wellen hin- und hertanzt. Die gestern noch so belebte Rhede ist verödet. Der Himmel hat sein düsteres Gewand angelegt. Der Sturm tobt aus Nordosten und rührt alle Wasser der Tiefe auf. Krächzend fliegen Möven und Sprehen nach allen Richtungen. Die Tummler springen scharenweise aus der Flut und sinken alsbald in dieselbe zurück. Die Nebelbank verdichtet sich mit der Minute. Vorher konnte man noch bis zu der Kugelbank sehen; jetzt ist schon die Flagge, die auf dem Herrenbade weht, kaum mehr sichtbar.

So denke ich mir Cuxhaven im Spätherbst, wenn der letzte Badegast verschwunden, das letzte Schiff an die Stadt gekommen oder in See gegangen ist; wenn die Langeweile sich mit drückender Schwere auf diesen Strand ablagert und vom Deiche aus der Forscher nichts anderes gewahr wird als schäumende Wellen, die nach und nach zu Eis erstarren.

Aber wie dann, wenn diese krachenden Eisschollen sich unter- und übereinander schieben, bis daraus Eislager werden, welche Ebbe und Flut hin- und hertragen? Wenn der Schnee in dichten Flocken fällt oder die scharfe Brise aus Osten weht, die den Himmel klärt und die von Frost gehärtete Erde birstet? Dann ist es mit der Einsamkeit in diesem Hafenorte am Ende, dann wird es hier wieder frisch und lebendig, nur daß das Leben und Treiben eine andere Gestalt annimmt als im Sommer. Alle Schiffe, welche die Elbe andienen und nicht mehr stromauf können, sind gezwungen hier die Winterstation zu machen, denn Cuxhaven ist der einzige Zufluchtsort an der Niederelbe für alle Schiffer, die nicht bis Glückstadt kommen können. Und wie die Matrosen sich in der Oldenburger Flagge und an andern Orten ihre Heimat suchen, wenn die Lampe abendlich schimmert, so finden sich die Kapitäne und Steuerleute bei Dälle oder Busch ein und die große Seemannsressource ist in voller Blüte. Die Herren aus Ost und West unterhalten sich von ihren Fahrten und Abenteuern. Und wie im Binnenlande die Frauen unter sich von ihren Dienstmädchen, so sprechen die Kapitäne von ihren Matrosen und Passagieren, daß einem harmlosen Zuhörer, der sich zufällig hierher verirrte, abwechselnd das Herz im Leibe lacht oder die Haare zu Berge stehen. Sie sitzen bei ihrem Grog im Bewußtsein ihrer Würde, erfüllt von der Gediegenheit ihres Wissens und erwähnen, mitleidig die Achseln zuckend, eines Briefes, den der Commandeur eines Grönlandfahrers an die Compagnie schrieb, worin er derselben meldete, daß er während der Reise so glücklich gewesen sei 2000,600,46 Robben zu schlagen. Ein wahrer Sturm erhebt sich in dem Comptoir. Keinem Menschen fällt die Unmöglichkeit ein, auch nur den hundertsten, ja den tausendsten Theil dieser Thiere, selbst wenn sie auf Erden vorhanden wären, in den Raum des größten Schiffes aufzunehmen, und alle Welt zerbricht sich den Kopf, was mit dem Robbenspeck und den ungezählten Fellen anzufangen, bis nun das Schiff an die Stadt kommt und der Commandeur die Erklärung abgibt, daß er 2646 Robben an Bord habe; da er aber die Ordnung der Zahlen nicht kannte, schrieb er diese hintereinander weg und richtete eine heillose Verwirrung in den Köpfen seiner Comptoirleute an.

Und von einem andern Briefe wird unter schallendem Gelächter Kunde gegeben, worin von einem Sturm auf Lager Wall die Rede ist, dem der Kapitän nur dadurch entgangen sei, daß er 123 Anker fallen ließ. Ein wohlausgerüstetes Schiff hat einen Tagesanker, einen Pflichtanker und einen Nothanker, ungerechnet die kleinen Tau- und Wurfanker, aber nicht 123. Die Herren des Comptoirs empfingen ihren Kapitän mit großem Geschrei, der nicht wenig ungehalten über die falsche Deutung seines Berichts war, denn er hatte melden wollen, daß er eins, zwei, drei, d. h. so schnell als möglich vor Anker gegangen sei. Als man ihn auf die Ungehörigkeit der von ihm gebrauchten Form aufmerksam machte, sagte er achselzuckend: „Lieber drei Tage schweres Wetter als einen Brief."

Aber wir sitzen jetzt nicht in dem „Salon der Kapitäne" zur Winterszeit, sondern stehen im dichten Nebel auf dem Elbdeich und schauen auf die Wellen. Die ängstliche Stimmung steigt mit der Stunde. Man steckt die Köpfe zusammen; man flüstert sich abgerissene Worte zu und wie Grabesschauer faßt es jeden an, der an die kühnen Schwimmer draußen und an den Sturm denkt, der mit Heftigkeit vom Norden her heranbraust. Der Himmel, bisjetzt grau und schwerlastend, nimmt eine dunklere Färbung an. Wäre es nicht so kalt, man sollte an ein aufsteigendes Gewitter glauben. Wie eine Mauer baut es sich auf in der Kimmung des Horizonts, der Küste näher und näher rückend. Es muß ein Gewitter sein, denn ein scharfes Ohr vernimmt ein Geräusch, welches dem Rollen des Donners gleicht.

Ja, es ist ein Donner, aber der des Geschützes. Auf der Insel Neuwerk fallen

zwei Kanonenschüsse, sobald Kriegsschiffe im Ansegeln begriffen sind. Die bei der Kugelbank aufgestellte Kanone trägt die Botschaft weiter, die bei dem cuxhavener Leuchtthurm ihr Echo findet. Kriegsschiffe in Sicht! bedeutet dies Signal. Wie ein Lauffeuer geht diese Botschaft von Haus zu Haus. Die Gewitterwolken verwandeln sich in Dampfwolken, welche aus den Schornsteinen der Orlogschiffe quellen, und bald treten die stolzen Rumpfe aus dem feuchten Nebel hervor, der wie ein zerrissener Schleier um sie flattert.

Sie kommen; sie sind da und die Anker rasseln in die Tiefe hinab. Die Menge umdrängt den Landungsplatz und empfängt die zuerst anlegenden Kähne mit Jubelgeschrei. Die Verlorengeglaubten sind wiedergefunden und der drückende Alp ist von uns gewichen. Mit erleichtertem Herzen ziehen wir uns in den Salon des Hotels zurück, wo Hr. Dälle seine Gäste zum Thee um sich versammelt.

Eine heitere Gesellschaft, den verschiedensten Ständen angehörend, aber nur von dem Einen Gedanken beseelt, sich gegenseitig zu unterhalten und gefällig zu sein, läßt sich an den reichlich besetzten Tisch nieder. Als ich eintrat, war die Unterhaltung bereits im vollen Gange und eine lustige Geschichte verdrängte die andere. Sie sind so verschiedener Natur als die Personen, welche sie vortragen. An diesem Tisch entspringt der Witz von der deutschen Flotte, die unter den Hammer kam, und dem Hammer, der unter die deutsche Flotte gekommen ist. Hier ruft die Unbeholfenheit eines Binnenländers ein lautes Gelächter hervor, der eins der Kriegsschiffe besuchte. Die Offiziere tafeln in der Kajüte. Um die Tafelrunde genauer zu besehen, beugt sich der Neugierige allzu sehr über das Deckfenster und stürzt kopfüber hinunter, auf den Tisch einen unsaglichen Rumor anrichtend. Vergebens sucht er sich aufzuraffen, und die Verwüstung wird immer ärger, bis ihn der Commandirende auf die Schulter klopft und gemüthlich fragt: „Wollen Sie nicht sitzen bleiben?"

Jene Gruppe alter, wettergebräunter Seeleute erregt die allgemeine Aufmerksamkeit. Erlebnisse, ernste und traurige, während ihres Aufenthalts in den verschiedenen Häfen Amerikas bilden den Gegenstand ihrer Unterhaltung. Einer von ihnen erzählt die Schicksale eines Mannes, der wegen Beherbergung eines Sklaven zu dreijähriger Zuchthausstrafe verurtheilt ward. Der Regimentsarzt Dr. Osborn brachte eine Negerin, die als Krankenwärterin im Hospital gedient hatte, zu dem Farmer Peter Westerhaus und bat ihn, dieselbe in Kost und Logis zu nehmen. Kaum war der Arzt fort, als der Sheriff erschien, die Negerin verhaftete und Westerhaus unter Anklage stellte. Die Anklage wurde aufrecht erhalten und der Farmer wegen Aufnahme einer entlaufenen Sklavin verurtheilt.

Ein menschenfreundlicher Pflanzer begab sich eines Tages auf eine seiner entlegenen Pflanzungen, wo die Neger damit beschäftigt waren, einen ziemlich ansehnlichen Hügel abzutragen. Der Neger schleppt alles auf dem Kopf, also auch die Mulden voll Erde, welche er den Hügel abwärts trägt. Der Herr fühlt Mitleid mit den armen Leuten, und um sie von der Last des Tragens in der schweren Sonnenhitze zu erlösen, gibt er bei seiner Heimkehr den Befehl, eine Anzahl Schubkarren nach jener Plantage zu senden. Es geschieht, aber was erblickt er, als er nach einiger Zeit wieder hinausreitet, um zu sehen, wie weit die Arbeit gefördert wurde? Die Neger haben jetzt die Karren mit Erde angefüllt, heben sich diese gegenseitig auf die Köpfe und trollen im Schweiße des Angesichts hügelabwärts.

Da ist weiterhin die Rede von Black Jonny, der lustigsten Schwarzhaut in ganz Alabama. Er hatte durch jahrelanges Sparen so viel erübrigt, sich freikaufen zu können, und sein Herr schickte ihn mit dem Gelde zum Friedensrichter, um sich seinen Freibrief einzulösen. Allein anstatt diese Formel zu erfüllen, verjubelt er mit lustigen Zechgenossen die blanken Dollars und kehrt dann, gesenkten Haupts, zu seinem Herrn in die Sklaverei

zurück. Abermals beginnt eine mühevolle Arbeitszeit, bis dann nach Jahren die erforderliche Summe wieder beisammen ist. Um recht sicher zu gehen, sendet der Herr des Black Jonny Weib, um ihrem Mann die Freiheit zu erkaufen. Allein da geht es vom Regen in die Traufe, denn das Weib ist noch schneller im Verschwenden der Dollars als der Mann, und es bleibt mit dem lustigen Paare beim alten.

Dieser tragikomischen Freikaufsgeschichte folgt eine Anekdote, die als ein wehmüthiger Hauch durch die Versammlung geht. Eine Dame, welche mehr Sentimentalität besitzt, als einer Amerikanerin in den Sklavenstaaten zukommt, hat ein hübsches kleines Negermädchen zu sich genommen und führt es überall mit sich herum. Die Kinder des Hauses und die Nachbarskinder sind aber nicht der Meinung der menschenfreundlichen Dame. Sie halten das Negermädchen von sich fern und kränken es, wie sie können und wissen. Da eilt eines Tags das geängstigte Kind zu seiner Beschützerin, schmiegt sich an diese und sagt mit überströmenden Augen: „Mama, lassen Maler kommen und Kitty weiß anmalen, daß Kitty nicht bekommt Schläge von weißen Kindern.“

Aber es ist Zeit aufzubrechen. Nach einem so ereignißreichen Tage thut die nächtliche Ruhe doppelt wohl. Ermüdet betrete ich mein Zimmer und schaue mich nach dem ersehnten Lager um, als plötzlich ein Blitz zischend durch das Halbdunkel fährt. Ich eile an das Fenster, und welch ein Schauspiel bietet sich dar! Vom Bord des Kaiser steigen Raketen auf. Dasselbe Zeichen wird am Bord der Fregatten Schwarzenberg und Radetzky erwidert. Die übrigen Schiffe folgen diesem Beispiel und ein weitausgedehntes Feuerwerk breitet sich farbenschimmernd über die Rhede aus. Sind es Uebungen, die hier vorgenommen werden? Oder sind es Signale, welche anzeigen, was am künftigen Morgen zu geschehen habe? Ich weiß es nicht; kümmere mich auch nicht darum, sondern schwelge in dem Glanze der vielfarbigen Lichter und Laternen, welche sich in den mannichfachsten Formen zeigen und alsbald wieder verschwinden, um andern Platz zu machen. Ein Märchen aus „Tausendundeinenacht“ wird hier lebendig. Es ist ein Stück orientalischer Pracht, welche sich auf den Wellen der Niederelbe schaukelt.

Noch einmal steigt sie im vollen Glanze auf; noch einmal leuchten die Masten mit ihrem Takelwerk, vom magischen Lichte umwallt, hell auf; dann aber erlischt Flamme auf Flamme und nur die übliche Signallaterne leuchtet vom Fockmast herunter. Die schaulustige Menge verschwindet, die Matrosen tauchen unter Deck; es wird Ruhe überall.

Der neue Tag bricht an. Die Sonne blickt freundlich grüßend durch das Fenster. Es hat während der Nacht abgeweht und die Elbe glättet sich mit jeder Viertelstunde mehr. Von fern her schallt Geläute. Es ist Sonntag und der Glockenklang der Kirche zu Ritzbüttel ladet zum Frühgottesdienst. Mit diesen Klängen mischen sich die Töne vom düsener Thurm, der aus dem üppigen Grün der Bäume in die blaue Luft emporragt.

Eine Stunde verstreicht noch und der Hafenort beginnt sich zu schmücken. Von den Consulatsgebäuden wehen die Flaggen der Nationen, die hier vertreten werden, vor allem Preußens, Oesterreichs und Großbritanniens. Die Mastbäume vor den Hotels und auf den Dächern derselben bedecken sich mit Flaggen und Stannern, die stolzen Orlogs auf der Rhede und die hamburger Staatenschiffe im Hafen sind ihnen längst mit gutem Beispiel vorangegangen. Die Harmonie der Farben zeigt sich hier in ihrer schönsten Vollendung. Oldenburgs Banner und das Banner von Schleswig-Holstein wehen einträchtig nebeneinander. Zwei Fahrzeuge dieser Länder liegen im Hafen Bord an Bord und ihre Steuerleute wünschen sich harmlos einen Guten Morgen. Nur zwei Flaggen sind hier nicht zu sehen, das ist der Danebrog und die grüne Flagge, welche in verhängnißvollen Tagen von dem Dache des Quarantänehauses weht. Möge sie nie wieder hier gesehen werden! Und noch weniger die strohgelbe, die ich vor Jahren hier von dem großen

Top eines Dreimasters wehen sah, der den Giftstoff der Pest in den Baumwollballen seines Zwischendecks barg.

Inmitten des wehenden, vielfarbigen Flaggenschmucks zeigt sich eine, die von dem Dache eines Hauses weht und farblos ist. Weiß schimmert sie wie der fallende Schnee; eine flatternde Taube inmitten einer Schar bunter Kolibris. Ist die Zeit der alten Bourbonen wieder da und pflanzen sie ihr Banner auf diesem unscheinbaren Dache auf? Nein. Hier ist neutraler Boden. In diesem Hause liegen die Kranken und Sterbenden. Es ist unverletzlich und dem Schutze jedes Menschenfreundes dringend empfohlen. Gott tröste die Verwundeten und Sterbenden. Wir sprechen weiter von ihnen, wenn wir den jungen Seemann, der eben seinen letzten Seufzer aushauchte, zu seiner Ruhestätte geleiten.

Aber noch ist es Sonntag und wir setzen uns vor Dälle's Pavillon nieder, der fröhlichen Musik lauschend, die von den Verdecken der Kriegsschiffe zu uns herüberdringt. Es ist ein lauschiges Plätzchen. Rechts von uns liegt der Leuchtthurm. Dort soll zum weitern Schutze der Hafeneinfahrt eine mächtige Schanze erbaut werden, die das ganze Fahrwasser bestreicht. Wenn diese einmal in Thätigkeit kommt, sind die Tage des kaum erstandenen Pavillons gezählt, dessen Besitzer von den reichen Ernten einer fernen Zukunft träumt. Er rechnet wie die Bewohner der angrenzenden Marschen auf das funfzigste Korn. Ein Ingenieur und ein Offizier von der Artillerie besichtigen den Platz mit solchem Eifer, sie messen und zirkeln im Schweiße des Angesichts, daß man glauben sollte, die müßig umherstehenden Soldaten würden alsbald zu Hacke und Spaten greifen und die Arbeit beginnen. Nur jetzt nicht. Wir feiern unsern Sonntag und eine seiner hiesigen Eigenthümlichkeiten tritt uns eben jetzt entgegen. Alles eilt dem Landungsplatze zu, denn ein Extradampfboot nähert sich, welches zu mäßigen Preisen einige hundert Passagiere bringt, die das blaue Wasser und die Kriegsschiffe sehen wollen und mit dem einbrechenden Abend wieder fort müssen. Es ist der Dampfer Groden, welcher der Hamburgisch-Amerikanischen Compagnie gehört, die sich nicht für zu groß hält, um diesen kleinen Nebenverdienst mitzunehmen. Ueberhaupt nimmt das Extrafahren sehr überhand. Die Concurrenz überbietet sich. Die Preise werden herabgedrückt und um den Zweck dennoch zu erreichen, werden die Schiffe überfüllt. Die Kajüten reichen für die Menge nicht aus. Die Leute wollen auch nicht unten sitzen, sondern an Deck bleiben und alles sehen. Es sind schon Dampfer für den Passagepreis von 2 Mark hin- und zurückgefahren. Das sind 24 Sgr. Aber es sind auch Dampfer mit ihrer Last bei ablaufendem Wasser sitzen geblieben und haben ihre Passagiere weit nach Mitternacht oder gar erst dann heimgebracht, wenn der neue Morgen schon längst Land und Stadt erhellte. Im allgemeinen sind die cuxhavener Hotels von diesen Fahrten nicht sehr erbaut. Die Mehrzahl der Passagiere bringen sich ihren Proviant mit, lagern im Grünen und freuen sich ihres Daseins. Auch erscheinen bei solchen Gelegenheiten eine Anzahl sogenannter Butjes, eine Art von Genie oder Bummler, die ihren tollsten Launen die Zügel schießen lassen.

Die Extrafahrer sind gelandet. Das anfangs unentwirrbare Knäuel hat sich aufgelöst und nach allen Seiten hin zerstreut. Wir haben uns ausgeruht und wollen einen Gang durch den Hafen machen. Es lohnt sich der Mühe, die mancherlei Einrichtungen zu sehen, welche die Sicherheit der Elbschiffahrt bezwecken, für die Hamburg aufzukommen hat. Bei der Rothen Tonne, als dem Punkt, wo die Mündung der Elbe endet und die Nordsee anfängt, liegt das Lootsgaliot, welches den ansegelnden Schiffen einen Lootsen zu geben und den ausgehenden den ihrigen abzunehmen hat. Die Dienstzeit des Galiots ist um und hier setzt sich sein Stellvertreter in Bewegung, um die ersehnte Ablösung zu bringen. Der kleine Dampfer Neuwerk nimmt ihn ins Schlepptau, damit die Reise desto schneller vor sich gehe. Jenes blutroth angestrichene Fahrzeug ist eins der Reserve-

feuerschiffe. Es erhält soeben einen neuen Anstrich, damit es weithin kenntlich sei vor allen ankernden und kreuzenden Schiffen. Ihm zur Seite liegt eins jener schweren Fahrzeuge, dessen sich die Lootsen bedienen, wenn das Fahrwasser neu betonnt werden soll, oder wenn einzelne Bojen, die von der Strömung abseits getrieben wurden, wieder an die richtige Stelle zu bringen sind. Darum auch diese große Zahl von Bojen und schwimmenden Tonnen, von Ankern und Ketten, die als Reserven dienen, damit nie Mangel eintrete, denn das Leben von Tausenden hängt von der richtigen Betonnung des Fahrwassers ab. Diese Tonnen und Bojen sind entweder von weißer oder von schwarzer Farbe und liegen stromab in der Weise, daß das Fahrwasser innerhalb der von ihnen gezogenen Linien liegt. Als Regel ohne jede Ausnahme gilt, daß man nicht nordwärts der weißen und nicht südwärts der schwarzen Tonnen steuere, bis mit dem Erscheinen der Rothen Tonne und den Baaken von Scharhörn und Vogelsand alle Strommarken ihr Ende erreichen. Mitten unter allen diesen Fahrzeugen, so verschieden in der Form und in der Farbe, von der kleinen Quarantäneschalupe an bis zu dem riesigen Dampfbagger hinauf und doch nur einem Zwecke der Sicherung der Schiffahrt dienend, liegt ein kleiner Dampfer, welcher den Namen Düppel führt. Er ist Privateigenthum und von der kaiserlichen Admiralität gechartert, um bei der Expedition nach den friesischen Inseln in dem engen Fahrwasser wesentliche Dienste zu leisten.

Wir sind an dem äußersten Punkt des Hafens angelangt und haben die breite Elbe vor uns. Die Boote, welche die Verbindung zwischen Flotte und Küste vermitteln, fliegen hin und her. Acht-, zwölf- und sechzehnruderig schneiden sie durch die Wellen und diese werfen ihr Spritzwasser darüber hin:

Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt.

Hier sei einem Seemann das Wort über das verschiedene Rudern vergönnt. Die südlichen Nationen, die Spanier und Portugiesen, die Italiener, die Franzosen und die Oesterreicher haben den kurzen Schlag, d. h. kaum liegt das Ruder oder wie es jetzt allgemein heißt, der Riemen im Wasser, so ziehen sie denselben auch wieder heraus, um ihn aufs neue zurückfallen zu lassen. Es ist ein unaufhörliches Allegro ohne Rast und Ruhe. Wenn man zwei bis drei solcher Fahrzeuge zugleich in Thätigkeit sieht, geräth man in Gefahr schwindelig zu werden. Sie bieten das treue Bild einer stürmischen Wasserjagd, die beginnt, wenn die Schalupe von dem Fallreep des Schiffs abstößt, und endet, wenn sie an das Bollwerk des Hafens legt.

Wie ganz anders rudern wir Deutsche und mit uns die übrigen nordischen Seefahrer, England und Holland, Schweden und Norwegen. Wir setzen die rückwärts geworfenen Ruder ein mit vorgebogenem Leibe und ziehen sie im langen Zuge so weit heran, daß es dem Laien scheint, der Ruderer fiele rittlings über, dann aber gönnt er sich Zeit und läßt sein Boot auslaufen, bevor er wieder einsetzt. Um zu wissen, welche Art und Weise die schnellste ist, müßte man ein Wettrudern veranstalten, was nicht stattgefunden hat. Imposanter, mächtiger wirkend ist unzweifelhaft die nordisch-deutsche Manier; sie ist künstlerisch ausgebildet und zeigt sich in den schönsten Formen, worin jeder mir beistimmen wird, der in Hamburg auf den beiden Alsterbassins dem Schauspiel einer Regatta beiwohnte.

Die Boote landen. Ein Theil des Volks geht ans Land. Man sagt nicht die Besatzung oder die Bemannung eines Schiffs, sondern das Volk. Das Volk wird heute angemustert, heißt, die Mannschaft wird heute für die betreffende Reise in Eid und Pflicht genommen. Da stehen wir mitten zwischen den Matrosen des Kaiser und des Schwarzenberg. Dalmatische und illyrische Gestalten. Wilde, trotzige Gesichter mit

dunkeln, wollenen Kleidern angethan, aber fast alle auf bloßen Füßen. Man glaubt sich einen Augenblick in den Hafen von Pola versetzt oder träumt von den Landungsplätzen zu Triest und Venedig.

Eine besondere Gesellschaftsklasse bilden die Agenten, welche sich in größter Zahl einfanden, und mehrere dieser Herren machen brillante Geschäfte. Aber auf die Länge doch nur diejenigen, welche sich einer strengen Reellität befleißigen, denn die Beamten der Flotte führen eine strenge Controle und geben genau Acht, daß alles nach der Probe geliefert wird. Ich war selbst Zeuge, wie eine ganze Ladung Wein zurückgewiesen ward, weil sie den gemachten Forderungen nicht entsprach.

Der österreichische Consularbeamte hat in dieser Zeit einen schweren Stand. Sonst fällt im Laufe eines ganzen Sommers nicht das Geringste vor, da die österreichische Flagge hier so gut wie unbekannt ist; der Jahresbericht meldet nur, daß nichts zu berichten sei und keine Kosten aufgelaufen sind, während der Herr Viceconsul sich jetzt verzehnfachen möchte, um nur jedem sein Recht zutheil werden zu lassen.

Einer der Hauptgegenstände, welche gebraucht werden, sind bei der Unzahl von Dampfern die Steinkohlen. Darum hat man eine Menge kleiner Segelfahrzeuge gemiethet, die mit dem Anbringen derselben beschäftigt werden. Das gibt zu manchen heitern Zwischenspielen Anlaß. Die Schiffer, mit der vorher accordirten auskömmlichen Fracht nicht zufrieden, wünschen sich einen Nebenverdienst und geben vor, wegen unruhigen Wassers mit den Kriegsschiffen nicht Bord an Bord legen zu können. Die Ruhe im Hafen ist ihnen bequem, da ihnen für jeden Tag, den sie müßig überliegen, ein vorher bestimmtes Liegegeld vergütet werden muß. Die Kohlen sind aber nöthig, denn die Flotte will die Anker lichten. Der Schiffer greint, der Lieferant wettert und flucht; die Wage steigt und fällt wie Flut und Ebbe. Aber der Commandant der Flotte sendet eine bewaffnete Schalupe ab und mit einem mal ist das Wasser so schlicht, daß die Kohlen ohne Verlust an Bord gebracht werden können. Der Schiffer lacht den Lieferanten nicht mehr aus und dieser reibt sich fröhlich die Hände.

Das Stilleben, welches hier sonst im Sommer herrscht, ist diesmal auf Null gefallen. Mit dem Erscheinen der Flotte hat Cuxhaven eine andere Physiognomie bekommen. Einige tausend Matrosen fordern eine andere Unterhaltung, als ursprünglich geboten werden konnte. Es mußten außergewöhnliche Anstrengungen gemacht werden. An Gastwirthschaften und Schenken hat es hierorts nie gefehlt; allein seit meinem letzten Hiersein hat sich die Zahl mindestens verdoppelt. Auch andere Reizmittel sind versucht und haben sich bewährt. Damen in weiten Crinolinen und mit einem federumrauschten letzten Versuch auf dem Kopfe schweben den Deich entlang. Es sind lustige, räthselhafte und doch leicht zu errathende Gestalten, deren Erscheinung keiner Misdeutung fähig ist. Harfenistinnen lassen ihre holden Stimmen erschallen. Im Hotel Glocke, das so vornehm hinter dem Elbdeich aufsteigt, übernimmt die Gesellschaft Zerfaß die Mühe der Unterhaltung, wenn die Tanzlustigen ermüdet auf Stuhl und Bank niederfallen, und versucht, neues Leben in die erstarrten Glieder zu bringen. In dem sonst so ruhigen Lootsen- und Schifferhause Heinrichs to Baben, das zu äußerst auf dem Deiche liegt und das ein so patriarchalisches Aussehen hat, beherrscht das Terrain die Gesellschaft Kalla, die aus vier Damen und zwei Herren besteht, worunter ein Komiker. Weiter aufwärts im eigentlichen Flecken Ritzebüttel endlich spielt eine Madame Schilber nebst Familie eine unsagbare Komödie und sucht durch Aufführungen von „Im Wartesalon erster Klasse", „Eigensinn" u. s. w. den Mitgliedern des Burgtheaters Concurrenz zu machen.

Nach einer so ermüdenden Wanderung durch die verschiedenen Kunstanstalten Cuxhavens ist es kein Wunder, wenn sich der Durst einstellt. Ein Trunk frischen Wassers

wäre mir das Liebste, allein darauf muß man hierorts verzichten. Es gibt keine Quellen und keine Brunnen. Jedes einzelne Haus hat einen Wasserkeller, worin das Regenwasser aufgefangen wird. Das reicht für den gewöhnlichen Bedarf hin; allein für Ausnahmezustände wie die gegenwärtigen ist daran nicht zu denken. Es mußten andere Vorkehrungen getroffen werden, das Wasser von entferntern Gegenden herbeizuschaffen. Man bringt es jetzt nicht nur zu Wagen von der rückwärts gelegenen hohen Geest, sondern auch zu Schiffe in großen Fässern aus der hamburger Wasserfiltriranstalt. Trotz dieser Aushülfe hat jener Mangel doch sein Bedenkliches und könnte in heißen, trockenen Sommern leicht gefährliche Folgen haben. Wäre es denn nicht möglich, wenn nicht im Orte selbst, so doch auf den nahen Höhen in der Richtung nach Altenwalde durch Herstellung eines Artesischen Brunnens dieser Noth für immer ein Ende zu machen? Das reiche Hamburg sollte doch mindestens einen Versuch nicht scheuen.

Aber dazu wird es wol sobald nicht kommen, wenigstens nach dem Gemeinsinn zu schließen, der hier im Orte herrscht, wo der Kampf um Mein und Dein stets die Oberhand behält. Bei dem Beginn des Krieges ward es nothwendig, einen Theil des hamburgischen Contingents zur Bewachung der Küste und zur Bedienung der Schanzen nach der Mündung zu senden. Es kostete viele Kämpfe, den Truppen das ordonnanzmäßige Quartier zu beschaffen, die Bewohner von Cuxhaven zeigten sich in dieser Beziehung sehr renitent, am meisten aber die grodener Bauern, wo die Batterien lagen. Die Offiziere bewiesen die größte Mäßigung, allein es war nicht in Güte mit den Leuten fertig zu werden und man mußte an entsprechender Stelle um Beilegung dieser Angelegenheit nachsuchen. Das gab zu vielen Verdrießlichkeiten Anlaß, und ich kann wohl begreifen, wie ein junger Offizier, der eine Portion Seekrapfen mit besonderer Hast verzehrte, dabei halb im Ernste, halb im Scherze ausrief: „Ich denke mir, daß jede Krapfe ein grodener Bauer ist.“

Abermals ertönt das Signal: „Kriegsschiffe in Sicht!“ Eine neue Verstärkung ist im Anzuge. Zunächst kommt der dreimastige Dampfaviso Santa-Lucia und ihm folgt das neue Panzerschiff Kaiser Max. Kaum hat dieses, vom lauten Hurrah begrüßt, auf der Rhede Anker geworfen, als es der kaiserlichen Flagge den Ehrensalut gibt, der von dem Admiralschiff erwidert wird, auf welchem der Baron von Wüllerstorff und Urbair, der Commandant der Novara-Expedition, seine Flagge gehißt hat. Die gegenseitigen Besuche werden abgestattet und die mit Flaggen geschmückten Schalupen fliegen hin und her. Neue Matrosenschwärme entern das Bollwerk und zerstreuen sich nach allen Richtungen, ihren Neigungen folgend.

Da ist einer, der mir besonders auffällt. Auf dem Rasen, womit der Deich belegt ist, liegt ein Stück Segeltuch. Es ist nur ein abgerissener Fetzen, der zu irgendeinem häuslichen Gebrauch gedient hat und hier an der Sonne trocknet. Der Matrose umgeht den Fetzen von allen Seiten. Seine Blicke werden immer begehrlicher, seine Finger strecken sich unwillkürlich danach aus, und wer weiß was geschehen wäre, hätte nicht ein gerade vorübergehender Deckoffizier seines Schiffes ihn zu sich gerufen. Während ich dem Davoneilenden kopfschüttelnd nachschaue, tritt ein mir befreundeter Kauffahrteikapitän grüßend an mich heran und sagt lachend: „Kennen Sie, selbst ein alter Seeschwalker, die Eigenheit des Matrosen nicht, der alles, was ihm nicht gehört, unberührt liegen läßt, nur nicht Lebensmittel und Segeltuchlappen zum Ausbessern seiner Theerjacke? Aber heimlich muß er dazu gelangen; sonst hat es keinen Reiz für ihn.“

Ich entsann mich ähnlicher Zustände aus meinem frühern Seemannsleben, und jener fuhr zu sprechen fort: „Hören Sie eine kleine Geschichte an, die während der letzten Reise von Valparaiso nach der Weser bei mir am Bord stattgefunden hat. In der Proviantkammer befanden sich ein paar Fässer mit Schiffszwieback, welche vom Seewasser

beschädigt waren. Es fiel mir nicht ein sie den Leuten zum Essen anzubieten, zumal es an gesundem Brote nicht mangelte. Doch meinte ich, es möchte manches darunter anderweitig zu verwerthen sein, weshalb ich die Fässer auf das Deck bringen und deren Inhalt in der Sonne zum Trocknen ausbreiten ließ. Einer meiner Matrosen, Namens Simon, nähert sich und sieht die Zwiebäcke mit verliebten Augen an. Er späht nach rechts, er späht nach links, und als er sich unbeachtet glaubt, bückt er sich und schiebt ein paar derselben in die Tasche. Ich lasse ihn ruhig damit bis an die Ankerwinde gehen, dann rufe ich ihn zurück und sage: «Simon, es ist mir nicht in den Sinn gekommen, euch mit diesem halbfeuchten Brote zu füttern; es ist genug gesundes am Bord, wovon du erst gestern Abend deine volle Wochenration bekommen hast. Wenn dir aber der Sinn nach dieser Waare besonders steht, kannst du dir gern davon nehmen soviel du immer magst.» Das Gesicht des Burschen ward bei dieser Erklärung immer länger. Seitdem die havarirten Zwiebäcke keine verbotenen mehr waren, hatten sie den Reiz für ihn verloren. Getäuscht legte er sie wieder hin und ging seines Wegs, als ob nichts vorgefallen wäre. Simon war übrigens einer der tüchtigsten Matrosen, der vor keinem Unwetter zurückbebte und im schwersten Sturm lachend ausrief: «Wenn nur so viel Blau am Himmel ist, daß man sich eine Jacke daraus machen lassen kann, hat es keine Noth.»" So sprach der Kapitän, und seine Schilderung ist nach dem Leben gezeichnet; ich kann es bezeugen.

„Kriegsschiffe in Sicht!" Die Signalschiffe verkünden es. Welche können es sein? Die österreichische Flotte ist vollzählig und die preußische Corvette Augusta, welche sehnlichst herbeigewünscht wird, liegt nach der neuesten telegraphischen Depesche noch fest auf der Rhede von Bremerhaven. Wer ist der neue Ankömmling? Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Ein zierlich gebauter dreimastiger Dampfer sauste durch die Wellen, einen stattlichen Wimpel vom Top und von der Gaffel die englische Orlogsflagge. Es war ihrer königlich großbritannischen Majestät Avisoschiff Wolwerine. Es versteht sich, daß John Bull, der sich in alles mischt, nicht länger dem Gelüste widerstehen konnte, zu sehen, was hier in der Elbmündung vorging. Es wurde zwar alles nach Möglichkeit geheimgehalten, allein es hatte doch verlauten wollen, daß die deutschen Orlogs einen Handstreich auf die friesischen Inseln beabsichtigten und daß dieser bisher nur durch die heftigen Stürme unmöglich gemacht wurde. Aber nun schien der rechte Moment gekommen und der Gesandte von Old Pam durfte nicht länger auf sich warten lassen. Die ersten Ceremonien waren bald erledigt. Die Wolwerine salutirte die kaiserliche Flagge und das Admiralschiff erwiderte diesen Gruß. Nun aber erschien das hamburger Ordonnanzboot mit der Staatenflagge am Mast, um sich nach dem Woher? und Wohin? zu erkundigen und ein Wort von dem fallen zu lassen, was sonst bei Land und Leuten üblich. Die hamburger Kriegs- oder Staatenflagge unterscheidet sich von der allgemein gekannten Handelsflagge dadurch, daß die drei weißen Thürme im rothen Felde von einem blauen Anker durchkreuzt werden. Der Commandant des Aviso bequemte sich dazu, den Wink des Ordonnanzoffiziers zu verstehen. Allein in dem Flaggenspinde der Wolwerine befand sich keine hamburger Flagge und es mußte erst ein Boot ans Land geschickt werden, um sich von der Admiralität eine solche zu erbitten, die denn auch verabfolgt wurde. Der ganze Strand war mit Menschen bedeckt, um diesem Schauspiel beizuwohnen. Endlich trat der ersehnte Augenblick ein. Die hamburger Flagge wurde am Vortop des englischen Schiffs sichtbar und mit 21 Kanonenschüssen begrüßt. Kaum war der letzte Schuß gefallen, als sie blitzschnell verschwand. Es mag dem Stolze Sr. Herrlichkeit keine geringe Ueberwindung gekostet haben, diesen Salut ertönen zu lassen. Nun aber kommt die Ironie dieses nautischen Schauspiels. Hamburgischerseits mußte dieser Gruß erwidert werden und die Batterie zu Groden war demgemäß instruirt. Die

Kanonade begann. Man sah den Blitz und den aufwirbelnden Dampf; allein der Wind wehte scharf aus Nordwesten und trug den Schall landeinwärts. Nicht der geringste Laut wurde gehört. Es war eine stumme Musik. England wird von diesem Gruß sehr wenig erbaut gewesen sein.

Doch dies schadet nichts. Es ist eine kleine Genugthuung für das zweideutige Benehmen englischer Schiffscommandanten während dieser Kriegsereignisse zur See. Wir wissen, wer der unbekannte Warner war, der in dem engen Kanal der Westsee erschien, um den Kapitänlieutenant Hammer vor den deutschen Orlogs zu warnen. Und wie es während des Kampfes bei Helgoland zuging, darüber sind uns erst ganz vor kurzem die Augen geöffnet worden, wie aus der Mittheilung eines amtlichen Actenstücks hervorgeht, welches wir seinem Inhalte nach aufnehmen und dessen buchstäblicher Eingang folgendermaßen lautet:

„Actum Süderstapel auf der Landvogtei, 21. Sept. 1864. Anwesend: Landvogt Tiedemann. Es erscheint der Matrose Johann Hansen aus Norderstapel (in Kleinrheide) gebürtig und bittet, die Landvogtei wolle veranlassen, daß ihm eine kleine Unterstützung gewährt werde. Er sei in dem Seegefecht bei Helgoland am 9. Mai schwer am Kopfe verwundet worden und infolge dessen arbeitsunfähig. In dem erwähnten Seegefecht habe er sich als Matrose auf der dänischen Fregatte Jylland befunden. Eine Granate sei durch eine Kanonenluke hindurchgedrungen und habe platzend die Kanone Nr. 9 zerschmettert. «Jylland», so fuhr Johann Hansen lebhafter zu erzählen fort, «ist übrigens in der Nacht vorher in der größten Gefahr gewesen, von den Oesterreichern und Preußen genommen zu werden, und verdankt nur den Engländern seine Rettung. Am Tage vor dem Gefecht war die dänische Flotille in der Nähe von Sylt. In der darauffolgenden Nacht ist Jylland, welche von den dänischen Orlogs am schnellsten segelte, fortgeschickt, um in der Richtung auf Helgoland zu recognosciren. Das Fahrwasser war äußerst schwierig aufzufinden, da sämmtliche Seetonnen weggenommen waren. Kapitänlieutenant Hammer, dessen Kanonenboote damals ebenfalls bei Sylt lagen, versah deswegen das Amt eines Lootsen, kehrte aber vor dem Beginn des Gefechts zu seinem Geschwader zurück. In der Nacht näherte sich plötzlich ein Kriegsschiff von dem nur einige Meilen entfernten Helgoland mit einer Laterne am Mast. Jylland gab drei Schüsse, um dasselbe zum Beilegen zu nöthigen. Es war die englische Fregatte Aurora. Der Jylland ließ nun eine Jolle ab, womit ein Lieutenant an Bord der englischen Fregatte ging. Nachdem dieser zurück war, kam der englische Commandant an Bord des Dänen und erzählte hier auf offenem Deck in Gegenwart der gesammten Mannschaft den Offizieren, daß zwei österreichische Fregatten und zwei preußische kleinere Fahrzeuge hinter Helgoland lägen und auf den Jylland lauerten. Hierauf ging das letztgenannte Schiff zurück, um die übrigen dänischen Schiffe hiervon zu unterrichten. So seien die Dänen entkommen, die sonst unstreitig den Deutschen in die Hände gefallen wären.»"

Das ist die Aussage Johann Hansen's, die er mit einem Eide erhärten will. Sie gibt uns ein überraschend treues Bild von dem, was die Engländer unter Neutralität zur See verstehen, und läßt uns einige Besorgnisse in Betreff der in unserer Nähe ankernden Wolwerine hegen.

Wem nimmt dies und ähnliches noch wunder, wenn man sich erinnert, was Lord Palmerston am 7. Nov. 1860 den Abgeordneten der Handelskammer von Liverpool erklärte. Er sagte wörtlich: „Englands Existenz hängt von seiner Beherrschung der Meere ab. Zu diesem Zweck ist es nöthig, daß wir uns die Macht bewahren, Fahrzeuge anderer Nationen und insbesondere auch die Bemannung dieser Schiffe zu kapern. Eine Seemacht wie England darf auf kein Mittel verzichten, durch welches sie ihren Feind auf offener See zu schwächen im Stande ist."

Aber die deutschen Schiffe signalisiren untereinander, bald einzeln, bald vereinigt an den Masten empor und senken sich wieder. Was bedeutet es?

„Heizen!" sagt ein wettergebräunter Lootse, der in meiner Nähe steht. „Wir haben Ordre an Bord zu kommen; in zwei Stunden soll es losgehen. Anker auf und davon."

„Wohin?" fragte ich hastig, und der alte Seeschwelker erwiderte: „Bis an die Kugelbank mit Gewißheit und alles andere nach Gissung. Guten Morgen."

So sind die Schiffe nun wieder fort und wir nicht ohne Besorgniß, denn die leichte Brise wächst zur steifen Kühlte an und man weiß nie im voraus, was auf hoher See geschehen kann. Die Welt hat drei große Sturmbrauereien und zwar am Cap Hoorn, am Vorgebirge der guten Hoffnung und in dem Meerbusen von Biscaya. Wer weiß, ob uns nicht die letzte und nächste ein echtes Gebräu sendet, das uns mit Mann und Maus umwirft und unsern Schiffen den Hummer-, ich wollte sagen den Hammerfang gründlich verleibet.

Und wir bedürfen der friesischen Inseln so sehr. Ohne diese Eilande ist Schleswig-Holstein nie unser, weil Dänemark den Schlüssel dazu in Händen behielte. Oft und viel ist es gesagt, aber noch lange nicht genug, und darum sei es vergönnt, hier nochmals an die Worte zu erinnern, die von einer gewichtigen Autorität in dieser Angelegenheit gesprochen worden sind:

„Ohne Sylt würde die Marsch von Bredstedt bis Hoyer versanden. Sie würde weggewaschen und durch Meeresarme zerrissen werden. Während jetzt durch den Schutz von Sylt, das die wilden Wogen vom Festlande abhält und sie an seine Dünen anprallen läßt, gerade hier sich Marschstrecken ansetzen und neue Köge bilden. Wer die Dünenkette im Süden bei Rantum und im Norden oberhalb Kampen, in der Nähe der Vogelkoje, durchstäche, der hätte die ganze reiche Westküste Schleswigs dem Verderben geweiht. Also schon in dieser Hinsicht hat ihre Erhaltung großen Werth und fürwahr, da kann es nimmer einerlei sein, wer sie in Händen hat. An der Nordspitze Sylts — bei List — ist ein von Osten nach Westen gehender bogenförmiger Einschnitt, eine gar herrliche aus Nord- und Südwesten geschützte Bucht, in der schon mehr als eine Seeschlacht geschlagen ist und die Raum genug für die größte Flotte hat. Der Königshafen auf Sylt ist die einzige an der Westküste der Herzogthümer sich findende Bucht, die einen leichterreichbaren, vom Eisgange freien, gegen die gefährlichen Winde hinreichend sichern Ankerplatz für eine größere Kriegsflotte darbietet und durch zwei Batterien vollkommen zu schließen wäre. Dagegen gehalten sind die offene Bucht zwischen Dieksand und Büsum, der büsumer Hafen, die Eidermündung, ja selbst der Jadebusen gar nichts. Preußen muß, um sich und die Herzogthümer zu schützen, eine Nordseeflotte haben. Da ist Sylt mit seiner Listertiefe, seinem Königshafen mit der immer rauschenden Flut von unberechenbarem Nutzen. Was ist gegen diesen Hafen der kopenhagener mit seinem stehenden, stinkenden Wasser, das die Schiffe faulen macht bevor sie zum Auslaufen kommen, und dadurch jährlich Hunderttausende an Reparaturkosten verschlingt? Sylt ist für Schleswig-Holsteins Zukunft, für Preußens und Deutschlands Größe von unbezahlbarem Werthe."

Mögen diese gewichtigen Worte nicht ungehört und ungeprüft verhallen.

Während nun die Flotte, um mit Schiller zu reden,

> . . . die grüne krystallene Flut
> Pflügt mit des Schiffes ehernem Kiele,

wollen wir uns einmal landeinwärts begeben. Nach einer tagelangen Unruhe im wogenden Gedränge wird die feierliche Stille der Saaten und Bäume zum dringenden Bedürfniß.

Gehen wir den Deich entlang in der Richtung nach der See zu. Kaum noch auf dem lauten Markt des Lebens, befinden wir uns nach weniger als einer Viertelstunde des behaglichsten Marsches in beschaulicher Einsamkeit. Rechts die Elbe, die gegen den Deich heranrauscht, links das Dorf Döse mit den blumenreichen Gärten und fruchtbeladenen Obstbäumen. Mit dem Rauschen der Wellen außendeichs mischt sich das Gekrächz der Möven und Seeraben. Dort weht vom hohen Maste beim Herrenbade die rothe Flagge. Es ist Hochwasser und Badezeit. Das ist die Zeitrechnung hier. Man sagt selten morgen früh um sechs oder heute Abend um sieben; sondern berechnet alles nach dem Stande des Wassers. Wie Ebbe und Flut die Schiffahrt bestimmen, gelten sie im gewöhnlichen Leben für Tag und Stunde. Heute Abend mit ganzer oder halber Tide, oder mit Hochwasser, oder mit „stall Water", welches stilles Wasser bedeutet. Das ist der Augenblick, wo Ebbe und Flut wechseln und die Elbe scheinbar stillsteht.

Von dem Herrenbade geht es nach dem Damenbade. Dort steht binnendeichs das stattliche Haus des Besitzers und in seinem Garten ist ein Flor von schönen Damen und schönen Blumen, die zu einem Kranze verflochten an ein morgenländisches Märchen erinnern. Die Blumen glänzen und duften, aber die Vögel singen in den Marschen nicht. Nur einmal rastete hier die Nachtigall im Fluge und sang ihre bezaubernden Lieder. Nach jenem laubumrankten Fenster, welches die schönste Fernsicht auf die See gewährt, richtet sich des Lauschers sehnsüchtiger Blick. Er hofft es werde sich die liebliche nordische Nachtigall wieder zeigen, welche hier alle Morgen und alle Abende im ersten und letzten Dämmerschein hinausschaute und die Lieder ihrer Heimat mit inniger Begeisterung sang. Aber umsonst. Jenes Lied ist aus der Kunstwelt und aus der cuxhavener Badeliste verschwunden. Das Lind-Zimmer ward an eine wohlhäbige Bürgersfrau vermiethet, die das Gold in der Börse, aber nicht in der Kehle hat.

Jenseit des Damenbades wird es noch einsamer. Der Deich leuchtet in das Land hinein. Das Dorf Döse weicht zurück und auf dem äußersten Ende eines in den Strom hinausgebauten Stacks erhebt sich die aus mächtigen Balken aufgethürmte, schwarz angestrichene Kugelbank. Ueber den Deich weg ragt das Dach des Hauses, welches der das Lampenfeuer hütende Wächter bewohnt. Mit diesem aus dem Dachfenster nach der See zu leuchtenden Feuer beginnt die Erhellung der Strommündung. Hinter uns das Feuer von Cuxhaven, vor uns die Lichter der beiden Thürme der Insel Neuwerk und die Laternen, die auf den Feuerschiffen Nr. 1—3 angebracht sind. Das erste derselben liegt in schräger Richtung von uns, das letzte in der Nähe der Rothen Tonne. Den Schluß macht das Feuer von Helgoland, welches bei klarem Wetter in einer Entfernung von 20 Meilen sichtbar ist. Und dies etwa nicht nach Gissung, sondern mit mathematischer Gewißheit, wie jeder sich überzeugen kann, der in des Navigationsdirectors Heinrich Graff Buch: „Die Leuchtthürme, Leuchtbaaken und Feuerschiffe der ganzen Erde", nachschlägt. Der wißbegierige Leser wird sich zugleich daraus überzeugen, daß es nicht weniger als 2070 solcher Wegweiser gibt, die dem Schiffer bei dunkeln Nächten zum Geleite dienen sollen.

Aber folgen wir der freundlichen Einladung, die Wohnung des Wärters anzusehen, die schimmernden Lampen und die kunstvollen Matten, die er zu flechten versteht. Da kommt auch sein Weib, die gutmüthigste behäbigste Frau, die uns verkündet, daß ein Gericht frischer Krabben in der Laube auf uns warte. Und während wir es uns behaglich machen und die Frau ab- und zugeht, damit uns nur ja nichts fehle und Vater Reem sich zu uns setzt und uns erzählt von seinem Stilleben am Tage und von seiner Lugauszeit in stiller Nacht, fühlen wir uns mit jedem Augenblicke heimischer. Wir hören im Gedanken die Stürme brausen, von denen er spricht, und von der tiefen Einsamkeit, welche um ihn her ist, wenn der Strom mit den Eisblöcken spielt, so weit das

Auge schaut, und die Felder mit fußdicken Schneemassen bedeckt sind. Und von seinem letzten Krankenlager erzählt er, wie er im Blatternfieber dagelegen, wie kein Arzt zu ihm kommen konnte und es ihm dann erschienen, als sei ein Engel an sein Lager getreten, der ihm die heiße Stirn kühlte. „Ich weiß wohl", setzte er hinzu, „daß die Engel nicht sichtbar aus dem Himmel zu uns an das Krankenbett kommen und daß es nur ein Traum war. Allein ich fühle mich glücklich in dieser Einbildung, und an einem Trostengel fehlte es mir in meiner Noth doch nicht."

Und mit diesen Worten folgten seine Augen der Frau, die sich schnellern Schritts als sonst entfernte, und der Ausdruck des innigsten Dankes, der in diesem Blicke lag, drang tief in mein Inneres. Wahrlich, schwer ward mir der Abschied von Philemon und Baucis, welche die Lampen der Kugelbank hüten und ihre gastliche Thür offen halten für alle Wanderer, die des Wegs fahren.

Doch nun den Wanderstab zur Hand und den Deich entlang, bis dieser plötzlich abbricht und in den hohen Dünen verschwindet, die uns entgegentreten. Welch ein Wechsel. Eben noch die üppigste Vegetation; siebenfüßige Schotenranken und nur spärliches Heidekraut, unermeßlicher Sand auf und ab, so weit das Auge reicht. Seitwärts das Dorf Duhnen aus dem Sande auftauchend, umgeben von krüppelhaftem Strandchwerk. Vor uns der riesige Thurm der Insel Neuwerk, dessen 7 Fuß dicke Mauern dem Zahne der Zeit noch länger Widerstand leisten. Hier und auf Helgoland hatten einst die Vitalienbrüder ihre Standquartiere. In diesen Thurmgemächern wohnte der friesische Edelmann Klaus Störtebeker, das Haupt der Seeräuber, und seine Kapitäne, der rohe Mordbrenner Gätke Michel und Wigbald, der gelehrte Magister von Oxford.

Der Strandvogt hat bereits einen Wink erhalten und alsbald fährt ein mit vier kräftigen Pferden bespannter Wagen vor, um harrende Passagiere nach der Insel zu bringen, welches durch die Furt zur Zeit der tiefsten Ebbe möglich ist. Ein kundiger Lootse schreitet voran. Und indem der Wagen sich in Bewegung setzt, dessen Wendungen wir mit gespannter Aufmerksamkeit folgen, fängt der Telegraph an zu spielen. Es kann kaum etwas Einfacheres geben als diese Maschinerie. Vier Zeichen sind nur erforderlich, nämlich ein schwarzes und ein durchsichtiges Viereck und zwei Kugeln von gleicher Beschaffenheit.

Der Strandvogt gibt uns die Signalkarte in die Hand und wir erblicken ein schwarzes Quadrat. Es ist das vierzehnte Signal und bedeutet: das gestrandete Schiff ist ein Galiot. Wir warten mit großer Spannung und gewahren nach geraumer Zeit das schwarze Quadrat zur Linken und die durchsichtige Kugel zur Rechten. Das ist das Signal 18 und bedeutet: die Mannschaft ist gelandet. Gottlob! Ist nur das Menschenleben gerettet; dem gestrandeten Schiffe wird sein Recht werden.

Anders war es freilich zu jener Zeit, als die Pfarrer am Sonntage nach beendeter Predigt für einen gesegneten Strand, d. h. für recht viele Schiffbrüche beteten. Damals fiel alles Strandgut dem Herrn des Strandes zu und die Schiffbrüchigen verfielen der Leibeigenschaft. Später wurden die Zustände geregelter. Der Bergelohn für das angespülte Gut beschränkte sich auf den zwanzigsten Pfennig und nur für solche Güter, die aus der Tiefe herausgeholt werden mußten, betrug der Bergelohn zwei Drittheile des Werths. Man nannte das Stranden buten Keeren un buten Haven. Natürlich strandete jetzt alles auf diese Weise und die Schiffbrüchigen waren froh, wenn sie ungehänselt mit einem dürftigen Zehrpfennig versehen ihre Wanderung fortsetzen konnten.

Aber noch ein Schauspiel sollen wir erleben, bevor wir von dieser Stelle scheiden, das für die Strandbewohner nichts Ungewöhnliches ist, allein den Binnenländer, der es zum ersten mal erblickt, mit Staunen und Schrecken erfüllt.

Der Himmel ist tiefblau. Die Sonne lacht hell und klar. Da tritt eine plötzliche

Aenderung der Atmosphäre ein. Eine einzelne Wolke, halb durchsichtig, steigt aus der See auf und verbreitet sich nach allen Seiten den Horizont entlang. In wenigen Minuten steigt die dunkle Masse bis zum Zenith. Der blaue Himmel schwindet und ohne daß sich der Wind aufgibt, fliegt die Nebelmasse dem Lande zu. Sie bedeckt es mit ihrem Schleier und verdichtet sich so sehr, daß man nur noch die nächsten Gegenstände deutlich unterscheiden kann. „Das ist der Seedaak!" ruft der Strandvogt uns zu. „Kehren Sie um, denn auf eine weitere Fernsicht ist nicht zu hoffen und an eine Ueberfahrt nicht zu denken."

Und wir kehren um, d. h. ich glaube, wir thun es. Wir sehen nur wenige Schritte vor uns hin und eine Unzahl von Wagenspuren läuft so kraus durcheinander, daß wir nicht wissen, wo wir wirklich uns befinden und auf gut Glück weiter tappen. Das Geschick führt uns einer auf der hohen Heide liegenden uralten Verschanzung zu, welche, weil sie im Anfange dieses Jahrhunderts zur Richtstätte diente, der Galgenberg genannt wird. Er ist von Hünengräbern eingeschlossen und sind aus seinem kraterartigen Innern viele alte Granitblöcke an das Licht geschafft worden. Es scheint eine jener uralten Festen, wie sich solche hier, wie an der Küste von Jütland mehrfach vorfinden und wahrscheinlich die Wohnungen der zu einer Mythe gewordenen Seekönige gewesen sind. Unfern von diesem Galgenberge findet sich der aus zusammengewirbeltem Dünensand gebildete sogenannte Wehr- oder Wetterberg. Es ist der äußerste Ausläufer des Landes, den die Natur hier als einen Grenzpfahl hinsetzte. Bei hoher Flut wird er von drei Seiten mit Wasser umgeben und sieht dann wie ein in das Meer auslaufendes Vorgebirge aus.

Allmählich wird es heller. Eine Brise erhebt sich und der Seedaak fliegt in alle Winde. Vor uns liegt ein blauer Streifen auf der gelben Sandfläche. Waldbäume sind es, die uns entgegenrauschen und welche die vom düstern Nebel befreite Sonne mit ihrem Lichte übergoldet. Für den Binnenländer hat ein Gehölz von Eichen und Birken keine nennenswerthe Anziehungskraft. Man kann auch nicht sagen, daß diese Bäume sich eines besonders gesegneten Wachsthums erfreuten. Allein an dieser Stelle, wo nur Dünen oder Kornfelder, je nachdem man sich rechts oder links wendet, zu sehen sind, wo das Meer brandet und Ebbe und Flut auf- und niederrauschen, gewährt es einen erhebenden Anblick. Ich habe dies Brookswalde öfter gesehen, in der ersten Frühlingsfrische, in der Sommerzeit, wenn ein undurchdringliches Laubdach mir seinen kühlen Schatten darbot, oder später, wenn es heißt:

> Der Maler Herbst mit schimmernder Palette
> Streift ab vom dunkeln Wald das ernste Grün,
> Und gießt der Farben bunte Wechselspiele
> Aus vollen Schalen neckend drüber hin;

und jedesmal hat es seinen Zauber auf mich ausgeübt. Das mag wol daher kommen, weil ein Dichter, dessen Namen dies Gehölz trägt, welches großentheils seine Schöpfung ist, einst hier lustwandelte und es in ungezählten Variationen besang, nämlich der Dichter Berthold Heinrich Brookes. Er ward am 22. Sept. 1680 zu Hamburg geboren, studirte die Rechte und machte zu seiner Ausbildung große Reisen. Die Musik sprach ihn sehr an. Er übte sie selbst aus, auch gründete er eine werthvolle Bildergalerie. Das „Hamburgische Gelehrten-Lexikon" führt von ihm 18 größere Schriften an, darunter die aus neun Bänden bestehende Sammlung von Gedichten, betitelt: „Irdisches Vergnügen in Gott." Er wurde in den Rath gewählt und zum Amtmann in Ritzebüttel ernannt. Brookes war einer der Stifter der Teutschübenden Gesellschaft. Der Fürst Günther von Schwarzburg ernannte ihn zum Pfalzgrafen. Er starb am 13. Jan. 1747.

Brookswalde ist das A und das O der Cuxhavener. Hier werden die Schulfeste

der Kinder abgehalten; hier ist im Sommer ein fröhlicher Jahrmarkt und hier werden Lieder zum Tanze gesungen, woran die fromme Muse des poetischen Amtmanns von Ritzebüttel keinen Theil hat.

Die Wanderung geht weiter und bald liegt Schloß Ritzebüttel vor uns. Das ist ein uralter Feudalsitz. Die edeln Herren von Lappe, welche hier schloßgesessen waren, besaßen das Land umher, sowie ein Stück der reichen Hadeler Marschen, als reichsfreie Lehnsherren. Sie herrschten hinter Wall und Mauern als unumschränkte Despoten und brandschatzten nicht nur zu Lande, sondern machten auch den Elbstrom im höchsten Grade unsicher. Da erhoben sich endlich im gerechten Zorn die Hamburger. Sie schlossen ein Bündniß mit den wurstener Bauern, griffen in Gemeinschaft mit den letztern das Schloß Ritzebüttel an, warfen die Besatzung und ließen sie schwören, daß dies in echter und gerechter Fehde geschehen sei. Hiermit begnügte sich indessen der Rechtssinn der Hamburger nicht. Sie wünschten das Besitzrecht dieses Ländchens noch auf einer andern Grundlage als der des Schwertes zu haben. Deshalb wurde mit den alten Reichslehnsträgern ein Vertrag abgeschlossen, wodurch Hamburg für 2000 Mark in völlig rechtmäßigen Besitz des Schlosses und der Dörfer des Gebiets kam. Von da ab trennte sich der Name derer von Lappe von dem des Schlosses und hamburgische Senatoren führten als Amtmänner das Regiment auf den neuerrungenen Besitzungen. Und das ist nichts Geringes, denn dem Amtmann sind nicht nur die kirchlichen und politischen Angelegenheiten untergeben, er steht auch an der Spitze des Lootsen-, Quarantäne- und Beleuchtungswesens der Elbmündung. Er handhabt die ganze Polizei auf dem untern Theile des Stroms, bis in die Nähe von Helgoland, wo die Polizei der Engländer beginnt. Leider! Hätte seinerzeit der Däne dem Drängen Großbritanniens widerstanden, so wäre diese Insel bei den übrigen friesischen Eilanden geblieben und Deutschland beherrschte jetzt von diesem Felsen aus die Mündungen der Eider und der Elbe.

Diese Einrichtung besteht, einzelne zeitgemäße Abänderungen, die allmählich eintraten, ungerechnet, bis auf den heutigen Tag. Aber nun soll eine neue Form beliebt werden. Der Posten eines Amtmanns wird nicht wieder besetzt. Ein Amtsverwalter tritt an dessen Stelle. Diese Aenderung wird allgemein gemisbilligt. Bisher führte der Amtmann ein selbständiges Regiment und nur in wichtigern Angelegenheiten wurde an den hohen Senat appellirt. Ein Amtsverwalter aber, sagt man, führe nur beschränkte Vollmachten und er muß fortan über jede einzelne Sache nach Hamburg berichten, was den Geschäftsgang sehr verschleppen wird. Darin scheinen die Ritzebütteler recht zu haben und mögen sie es mit dem hohen Rathe ausmachen, damit sie erhalten, was zu ihrem Besten dient.

Wir stehen am äußersten Burgthor, welches nur durch ein einfaches Gitter repräsentirt wird, und gehen die Allee entlang, ohne von der Schildwache aufgehalten zu werden, die sich uns in der Uniform des Bürgermilitärs vorstellt. Es ist ein guter alter Mann mit grauem Kopfe und schwachen Knien. Ritzebüttel hat, wie Hamburg, seine Bürgerwehr, allein die dienstpflichtigen Herren scheinen wenig Lust zum edeln Waffenhandwerk zu haben, denn sie nehmen gern zu einem Stellvertreter ihre Zuflucht, der dafür sein Tagelohn bezieht. Dergleichen alte Herren, die aus der Stellvertretung ein Gewerbe machen, muß es eine ausreichende Anzahl geben, denn so oft ich bei einer Schildwache vorüberging, war es stets ein guter alter Mann mit grauem Kopf und schwachen Knien, um dessen Lippen eine unwiderstehliche Sehnsucht nach einem guten Mittag- oder Abendbrot spielte.

Da liegt das Schloß. Von welcher Seite wir es auch betrachten, es ist ein treues Bild der Zeit, in welcher es entstand. Noch stehen die Wälle und auf denselben eine Reihe Kanonen, die zunächst auf einen breiten wasserreichen Graben schauen. Aber auf

diesem Graben schwimmt eine Fähre, mit welcher man ganz bequem an das jenseitige Ufer gelangen kann. Auch die Verliese scheinen noch unverfallen, in welchen zur Zeit der edeln Herren von der Lappe mancher hadeler und wurstener Bauer, mancher gefangene und nicht ausgelöste Elbschiffer seine Tage beschlossen haben mag. Theilweise scheinen diese Räume eine gleiche Bestimmung zu haben. Ein Soldat des hamburger Contingents, der in der Trunkenheit mehrfache Excesse beging, ward eingebracht und nach dem Schloßkeller geführt.

Da ist der Park. Heilige Stille empfängt uns in dem Schatten dieser riesigen Bäume. Hier ist Ruhe, hier ist Einsamkeit. Wer nach bewegten Stunden und Tagen sich hier nicht sammelt, der vermag es nie. Ein herzinniger Frieden bemächtigt sich unser. Wir schlürfen den Duft der Blumen.

Ein solcher Reichthum von Blumen und namentlich von Rosen ist mir selten entgegengetreten. Hier ist mehr als Bouché und Lorberg. Und wie riesengroß sind die Blüten! Der üppige Marschboden übt auch hier seine Kraft. Alle Welt schwelgte in dem Anschauen dieser Pracht. Endlich scheiden wir doch, beschwert mit dem Gedanken, was aus diesem herrlichen Besitzthum, zu welchem auch zwei Landstellen gehören, werden soll. Wenn hier kein Amtmann mehr residirt, wird das Schloß mit allen Pertinenzien verkauft. Welcher Industrie wird es zum Opfer fallen? Oder findet sich vielleicht ein reicher Privatmann, der es zu seinem Familiensitz erwählt? Er könnte sich nicht schöner betten. Das wäre allenfalls ein Ruhesitz für einen Schriftsteller, der die letzten Jahre seines Lebens im Angesicht der See in aller Muße leben wollte.

Das ist freilich eine Seifenblase, fast so groß wie diejenige, auf welche Senator Brookes ein sieben Druckseiten langes Gedicht anfertigte, worin er das Farbenspiel derselben in mehrfachen Varianten ausführlich beschrieben hat.

Wir schreiten durch das Thor ins Freie. Uns empfängt das Geläute der Kirchenglocken:

> Ernst begleiten ihre Trauerschläge
> Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Dort naht sich ein Leichenzug; ein fremdartiger, wie er hier nicht üblich ist. Ein goldenes Kreuz, Fahnen und Rauchfässer werden dem Sarge vorgetragen. Das ist der Sarg des jungen österreichischen Seemanns, dessen ich vorhin gedachte und den man jetzt zur ewigen Ruhestätte geleitet. Folgen wir dem Zuge, der den Weg nach dem Friedhofe einschlägt, woselbst die tapfern Männer begraben liegen, welche in dem ruhmvollen Seegefecht nahe bei Helgoland den Heldentod starben. Der junge Mann, dem wir jetzt das Geleit geben, war auch einer von denen, die in jenem Gefecht verwundet wurden und der erst jetzt von unsaglichen Leiden erlöst ist.

Hier liegen sie unter Blumen gebettet. Eine lange Hügelreihe, an deren Ende sich das heilige Kreuz erhebt! Entblößten Hauptes trete der Wanderer heran und rufe ein Fahrewohl denen zu, die für die Ehre ihrer Flagge und für das deutsche Recht im Kampfe mit dem Erbfeinde gefallen sind. Windet mir einen Kranz von Immergrün, damit ich ihn als ein Dankopfer an dieser Stätte niederlege. Ruhet in Frieden!

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt. Dieser Ausspruch bewahrheitete sich mir in der nächsten Viertelstunde. Dem Posthause mich nähernd, fällt mir ein, daß ich einen Brief nach Altona abzugeben habe. Als ich meine Verwunderung über das hohe Porto ausdrücke, entgegnet mir der junge Herr am Schalter kurzweg: „Wir behandeln Altona als Ausland und erheben die Gebühr nach der dänischen Taxe.“ Vortrefflich. Während deutsche Heere und deutsche Flotten für die Freiheit und Unabhängigkeit der Herzogthümer kämpfen, betrachtet das Postamt zu Ritzebüttel die größte holsteinische Stadt als Ausland. Wahrhaftig, Altmeister Shakspeare hat recht: „Es gibt

mehr Dinge im Himmel und auf Erden, Horatio, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt."

Nach einem solchen ergreifenden Moment bedarf man der Erholung und Erquickung. Wir finden beides am Ausgange des Ortes Ritzebüttel, wo sich ein stattliches Haus erhebt, das die Inschrift führt „Tamm's Hotel". Der Wirth bringt mir einen kühlen Trunk und eine Zeitung, die so groß ist, daß ich mir einen Ueberzieher daraus machen lassen kann. Es ist die „Westliche Post", Ausgabe für Deutschland, welche in St.-Louis erscheint und von Theodor Olshausen redigirt wird. Indem ich mich in dem Gewirr der Spalten (zehn auf jeder Seite) zu orientiren suche, wird die Unterhaltung der anwesenden Gäste stets lebhafter. Als endgültiger Schiedsrichter in der Einquartierungsfrage ward der Oberst Beß gesendet und löbliche Einwohnerschaft ist mit ihren Beschwerden gänzlich zurückgewiesen. Einer der anwesenden Herren schilderte mir das den Cuxhavenern widerfahrene Unrecht in so eindringlicher Weise, daß ich die feste Ueberzeugung gewann, der Herr Oberst sei als ein sehr kluger und umsichtiger Richter auf dem Kampfplatze erschienen. Mitten in diesem prosaischen, höchst überflüssigen Geschwätz flüstert mir ein junger Mensch die Mittheilung zu, daß unser Wirth, Hr. Tamm, ein Nachkomme des würdigen Küsters Tamm sei, den Johann Heinrich Voß in seinem „Siebzigsten Geburtstag" mit so liebenswürdiger Meisterschaft zeichnete.

Völlig ausgeruht erhebe ich mich, um von Ritzebüttel nach Cuxhaven zurückzugehen. Auf dem halben Wege vernehme ich die bekannten Signale der Lärmkanone und verdoppele meine Schritte. Das ist die königliche Augusta und von ihrer Gaffel weht

Die Adlerflagge mit dem Eisenkreuz.

Das ist ein Drängen und Wogen am Strande. Die Langersehnte ist da und jeder will sie sehen, jeder ihr ein Willkommen zurufen. Ihr Commandant, Kapitän Klett, begrüßt die kaiserliche Flagge mit dem üblichen Salut, der in gleicher Weise von dem Admiralschiff erwidert wird. Zwei Kriegsschiffe zweier deutscher Volksstämme begrüßen sich auf einer deutschen Rhede. Ben-Akiba, du irrst! Es ist doch noch nicht alles dagewesen.

Man erinnert sich, daß dieses in Frankreich gebaute Schiff, von Bordeaux nach Bremerhaven segelnd, den Namen Jeddo führte. Zwei Jollenführer unterhalten sich über die Natur des Schiffs und der eine sagt zum andern: „Nu heet se Auguste, fröher hett se Jette heten un so heet min Fro ook." Bravo, alter Freund. Doch taufe deine Frau nicht um und bringe mich an Bord, damit auch zu meinen Häupten die Adlerflagge mit dem Eisenkreuz rausche.

Die handfeste Jolle fliegt auf die Rhede hinaus. Ich steige den Fallreep hinan und ein erhebendes Gefühl bemächtigt sich meiner, als ich Preußens blaue Jungen um mich sehe und der Offizier vom Dienst mich mit einem freundlichen Willkommen empfängt. Nun bin ich daheim, denn so weit die Flagge ihre Schatten wirft, ist Preußen, und das ist die von mir erwählte Heimat, in der ich mit allen Lebensfasern wurzele. Nach jeder Richtung hin durchwandere ich das Schiff und steige vom Oberdeck bis zum Kollschwinn hinab. Letzteres, auch Kollschwein oder Kolsen genannt, ist ein aus mehrern Stücken zusammengelaschter Balken, welcher der Länge nach auf der Binnenbante des Kiels liegt. Auf demselben befinden sich die Spuren für die Masten. Ueberall das schönste Ebenmaß, die musterhafteste Ordnung, die größte Sauberkeit. Da ist nichts, was an einer unrechten Stelle wäre, und ein Seemannsauge wie das meinige überzeugt sich bald, daß man auch den unscheinbarsten Theil des Materials bei stockfinsterer Nacht auf den ersten Griff finden muß. Und wie ist das Schiff bemastet und zugetakelt von den Unterwanten an bis hinauf zum obersten Bramgut, gleich handlich von der höchsten Sahling bis hinab zu den Backspieren. Alles sitzt und hängt vierbant in Topnanten und Brassen.

Ein guter Genius eile vor diesem Schiffe her und decke seine Breitseiten, wenn es für eine gerechte Sache in den Kampf zieht. Mit diesem aufrichtigen Wunsche steige ich in mein Boot zurück und halte auf den Backbord des Kaiser ab, der eben wieder auf der Rhede ankert.

Sowie das Boot des Jollenführers sich der Breitseite des deutschen Linienschiffs nähert, fallen die Matrosen auf den Fallreep. Der Fremde wird dem Offizier vom Dienst gemeldet und dieser ertheilt die Erlaubniß, an Bord zu kommen. Oben angelangt wird dem Gast ein Führer zugewiesen, welcher die Erklärung der vorkommenden Gegenstände übernimmt. Es sei erlaubt, von vornherein zu bemerken, daß in dieser Beziehung die Artigkeit der jungen österreichischen Offiziere mit den gleichen Eigenschaften ihrer preußischen Kameraden wetteifert und sie insoweit übertrifft, als sie eine weit größere Ausdauer in Anspruch nimmt, denn nach dem großen Linienschiff drängt sich jeder zuerst und der Besuch desselben übersteigt bei weitem den der übrigen Schiffe.

Beim Ansegeln will es dem Laien scheinen, als ob die Größe des Rumpfes zu dem Mastenwerk in keinem richtigen Verhältniß stehe, als wäre das letztere zu niedrig. Das ist aber nur scheinbar. Die Orlogs liegen auf der Rhede in dem Zustande der Kriegsbereitschaft. In diesem Falle führen die Kanonenschiffe niemals ihr volles Takelwerk. Sie begnügen sich mit dem festen Mast und der daraufgestellten Stenge. Die Bram- und Oberbramstenge mit ihren Raaen fehlen. Es mangeln, um sich binnenländisch auszudrücken, zur Vollendung des Baues zwei Stockwerke. Gleich am Morgen nach der Ankunft der königlichen Augusta sah ich den Kaiser ausnahmsweise in dem vollen Schmuck seines Takelwerks und erst da sprang das schöne Ebenmaß desselben vollständig in die Augen.

Zweimal am Tage bietet die Flotte das Bild der Schwajung dar. Es geschieht, wenn der Strom kentert, d. h. wenn Ebbe und Flut miteinander wechseln. Dann bäumen die Schiffe sich vor ihren Ankern auf und liegen, der heranrauschenden Flut folgend, mit der Spitze des Bugspriets nach der See. Bei der Ebbe zeigt diese binnenwärts. Den schönsten oder vielmehr den eigenthümlichsten Anblick gewährt das stolze Schiff, das einen Tiefgang von 23—24 Fuß hat, wenn es in der halben Wendung liegt und mit dem Bugspriet nach dem Landungsplatze weist, wo dann das große Fallnetz, welches in dreieckiger Form auf der Nak des Klüverbaums beginnt und in seiner vollen Breite bei dem Beginn des Wasserstegs endet, sich in seiner ganzen Größe zeigt. Dies Netz hat schon manchen aufgefangen, der ohne dasselbe in die See gefallen wäre, wenn er auf den schmalen Bäumen ausglitt.

Steht man auf dem Oberdeck des Kaiser, hat man noch nicht den totalen Eindruck von der Größe desselben. Das höher liegende Halbdeck, das Allerheiligste an Bord, sowie die hochliegende Back beeinträchtigen den vollen Ueberblick. Diesen gewinnt man erst, wenn man in die zweite Batterie hinabsteigt, wo dem Auge kein einziges Hinderniß entgegentritt, als die durchgehenden Masten. Hier ist vollständiger Raum zum Schlagen, wenn die 91 Kanonen dieses Riesen den Schlachtendonner beginnen. Weiter abwärts in die tiefern Lagen steigend, entdeckt man mit Bewunderung, wie sorgfältig die einzelnen Räume benutzt sind. Da ist die Küche, die Bäckerei, die Schmiede und der Destillirapparat, um aus Salzwasser süßes zu machen, vier Feuerwerkstätten, die einem friedlichen Zwecke dienen, nebeneinander.

Wer zählt die Einzelheiten weiter auf, die Segelkammern, die Räume, wo man die Lebensmittel aufbewahrt, die Bottlerei und das Kabelgat? Diese und viele andere Verschläge imponiren um so mehr, wenn man überlegt, welche harmonische Einheit sie zusammengenommen bilden. Das gilt von dem obersten luftigen Raum, wo die Gemächer des commandirenden Admirals liegen, bis unter der Wasserlinie, wo sich in einer langen

Reihe die Kajüten der Offiziere und Cadetten befinden. Und erst das Kriegsmaterial! Die Kugeln aller Art sind in Pyramidenform aufgestellt; nebeneinander liegen die gewaltigen Ankerketten, deren einzelne Ringe man kaum umspannen kann. Zwischen den Kleidersäcken und Hängematten sind die verschiedensten Waffen angebracht, dazu erfunden, das eigene Leben zu vertheidigen und fremdes zu opfern, wie eben der Würfel rollt. Und zwischen diesen tödlichen Werkzeugen liegen oder sitzen in den mannichfachsten Gruppen die Matrosen und Soldaten, den verschiedenartigsten Beschäftigungen hingegeben. Da liest einer emsig die Kriegsthaten eines Seehelden und wünscht selbst ein solcher zu werden. Da schreibt ein anderer an seine Lieben in Italien von den kalten Stürmen auf der nordischen Rhede. Es wird geschneidert und geschustert, gewürfelt und Karten oder Lotto gespielt, während einer (denn es ist gerade die Rauchstunde) für sich und seine Kameraden die Papiercigarren dreht. Dort liegt jemand mit einer leichten Kette an Arm und Bein, die ihn an begangene Excesse erinnert. Das hindert ihn nicht, am Daggeln der Backsmaaten theilzunehmen, und sein verschmitztes Lächeln zeigt an, daß er, wenn die Strafzeit verbüßt ist, nicht abgeneigt sei, beim nächsten Landgange einen ähnlichen Streich zu begehen, der ihn einem gleichen Verhängniß zuführt.

Aber wir dürfen die Geduld des gefälligen Führers nicht über die maßen in Anspruch nehmen, zumal die rasselnde Trommel über uns andeutet, daß irgendein Manöver im Werke sei. Mir ist, als hätte ich den Ruf: „Klar Deck!" vernommen und die Pfeifen der Bootsmannsmaaten schrillen bedeutend.

Die Jolle, die mich an Bord brachte, fliegt mit vollem Segel dem Lande zu. Ich gebe meinen Gedanken Audienz und träume, was mit solchen Mitteln ein moderner deutscher Hermann .... Da fliegt es an uns vorüber, schnaubend und brausend und so nahe, daß man fürchten mußte, es werde ein Zusammenstoß stattfinden. Der Störenfried war nur kein Hermann, sondern eine Thusnelda, ein kleiner, flinker Dampfschoner, welcher der hamburgischen Seemannsschule gehört, die auf diesem Fahrzeuge ihre Schüler praktisch ausbildet. Und somit ist das auf dem Steinwärder gegebene Räthsel gelöst. Ich aber will hier eine kurze Andeutung über jenes Institut geben und vorher einige Gedanken darlegen, welche ich wiederholt und an verschiedenen Orten aussprach, um dem deutschen Seewesen nach Kräften nützlich zu werden.

Als ich noch ein Knabe war, der sich auf Großvaters Knien schaukelte und lärmend auf die Jollen und Ever deutete, deren braunrothe Segel so wunderlich im Sonnenlicht glänzten, machte man mir weis, das wären nichts als Schinken und Lachse, die nach allen Seiten hinführen, um die Hungerigen zu speisen. In spätern Jahren, als ich die Schinken und Lachse im Sturm reffen und sie bald aufgrien, bald hissen mußte, lernte ich mit ihnen auch ihre Herren und Meister, die deutschen Seeleute an der Elbe und Weser kennen. Und ich kenne sie noch. Glaubt es mir, es gibt kein Volk, das eifriger im Seewerk ist als das deutsche. Diese Besonnenheit und diese Ausdauer suchen ihresgleichen. Gebt ihnen die Gelegenheit und Deutschland wird so gut seinen Nelson, seinen de Ruyter und Tordenskiold haben, als England, Holland und Dänemark. Aber dazu gehört, daß man ihm die nöthige Erziehung gebe. Erst einige Blätter vorher habe ich euch von eines Robbenschlägers und eines andern Schiffers Correspondenz erzählt, um einen Beleg für die damalige Seemannserziehung zu geben. So arg ist es freilich nicht mehr, allein der deutsche Schiffer ist noch lange nicht an den Platz gestellt, den er einzunehmen berufen ist. Ich erinnere mich noch sehr gut der Zeit, da ich selbst vor den Fockmast commandirt war. Es ist mir während meines neunjährigen Seedienstes nicht einmal vorgekommen, daß einer der Schiffsoffiziere mich zu irgendeiner wissenschaftlichen Thätigkeit, sei sie auch noch so unbedeutend, ermuntert hätte. Im Gegentheil, führte der Zufall ein Buch in meine Hände, wurde ich wol gar wegen Zeitverderbniß gescholten

und es ward in Gegenwart der Matrosen eine spöttische Bemerkung über den großen Gelehrten gemacht. So etwas mußte man damals (es ist jetzt noch schwierig) nur einem Matrosen sagen. Sogleich fing ein unbarmherziges Hänseln an und der Märtyrer der Wissenschaft konnte Gott danken, wenn sein Buch über Bord flog oder sonst in irgendeiner Weise verschwand, damit die Geschichte nur endlich vergessen werde.

So ist es, gottlob! nicht mehr. Es sind von fleißigen Händen Samenkörner ausgestreut, und hier und da ist die Saat, wenn auch nur spärlich, aufgegangen. Ich habe die meinigen nicht müßig in den Schos gelegt und meinen Landsleuten zum öftern gesagt, daß mit der Fortbildung des Seewesens die Fortbildung des Seemanns Hand in Hand gehen muß. Aber mit gedruckten Theorien ist es nicht gethan. Wie wenige von denen, welchen diese Schriften nützen sollen, erhalten sie! Die Sache muß mit ganz andern Mitteln und von ganz andern Seiten her angefaßt werden, wenn sie Erfolg haben soll.

Es gibt in England ein Institut, welches die Aufmerksamkeit der Weiterblickenden lange erregt hat. Es ist dies das Cadetteninstitut der East-Indian Company. Die jungen Leute, die darin Aufnahme finden, werden wie Gentlemen gehalten. Die Matrosen betrachten sie als angehende Offiziere und sie erlangen an Bord der Compagnieschiffe ihre Ausbildung. Man hat auch diese Einrichtung (und vielleicht mit Recht) bemängelt. Sie ist wegen ihrer Kostspieligkeit nur wenigen zugänglich, sagt man. Die jungen Leute werden verwöhnt, wenn man sie durch die Kajütenfenster, statt durch die Ankerklüsen, das Verdeck besteigen lasse. Aber es ist doch eine Gelegenheit vorhanden, Knaben aus bessern Familien eine seemännische Bildung zu verleihen, ohne fürchten zu müssen, daß sie im Volkslogis geistig verkommen.

Hier ist ein weites, des Anbaues wohl werthes Feld für die vielvermögenden Rheder unserer großen Seestädte, welche die Macht und daher die Pflicht haben, Hand ans Werk zu legen. Man braucht nur zu wollen und es muß gehen. Geld wird es kosten; allein das ist das Geringste. Der gute Wille und die Ausdauer müssen das Beste thun. Es ist nicht genug, daß der im Seewesen ganz unerfahrene Junge, wenn er an Bord kommt, den Kajütendienst lernt, d. h. was zur Aufwartung der Offiziere und der Passagiere gehört. Es reicht nicht aus, daß die Deckläufer das Bramsegel festmachen können, daß sie eine lange und kurze Splitzung zu machen verstehen und im Stande sind, ein Leesegelfell einzuscheren. Es gibt viele Stunden und Tage, wo es keine Bramsegel festzumachen gibt und keine Leesegel zu setzen sind. Jene Stunden sind der günstige Zeitpunkt, wo man durch mündliche Unterweisung, durch Vorlesen und praktische Handgriffe befruchtend auf den Geist der jungen Leute wirken muß. Es ist nicht zu befürchten, daß dieser Umgang der Subordination hindernd in den Weg trete. Im Gegentheil, die Kajüte wird dadurch nur um so fester an den Fockmast geknüpft und alles junge Volk am Bord wird seine Offiziere nicht mehr fürchten, es wird sie lieben lernen, denn das Wissen, sagt ein edler Dichter:

Macht unsre Sitten mild und lehrt uns Menschen sein.

Warum sollen unsere Söhne zur See von dem allgemeinen Fortschritt des Unterrichts ausgeschlossen sein? Spendet ihnen von euern Kenntnissen, ihr Begabtern, und euere Spende wird ihre Frucht tragen. Der Leichtmatrose, der die geistigen Brosamen sammelt, die von euern Tischen fallen, wird nie ein unbändiger roher Bootsmann werden. Der Bootsmann ist ein Posten am Bord, dessen Wichtigkeit in der Seemannserziehung von dem Kauffahrer lange nicht genug gewürdigt wird. Er ist als erster Deckoffizier der natürliche Vermittler zwischen Halbdeck und Fockmast. Und welcher Gesell ist oft dieser Meister des Kabelgats. Er kann sicher mit dem Marlpfriem und der Kleid-

keule wacker arbeiten und einen untadeligen Stopperknopf machen, aber daß er zwei mit den Händen nicht greifbare Gedanken zusammenzusplitzen vermag, glaube ich nur in den seltensten Fällen.

Und von welcher Seite her soll die ersehnte Veränderung kommen? Jeder Kapitän und Steuermann thue zunächst bei sich daheim was er kann. Räumt auf euern eigenen Decken auf, ihr Herren! Fangt um des eigenen Nutzens willen an, für die sittliche und moralische Haltung euerer Leute zu sorgen! Ueberall stehen Kajütenwächter, Jungmänner, Leichtmatrosen und wie sie sonst heißen mögen und heben bittend die Hände zu euch empor. Laßt sie nicht vergebens bitten!

Das waren die früher ausgesprochenen Gedanken und sie sind zum Theil eine Wahrheit geworden. Für die Kriegsmarine sorgt die Seecadettenschule in Berlin, für die Kauffahrteiflotte zunächst die neugegründete Seemannsschule auf dem Steinwärder. In dem Verwaltungsrath befinden sich die in der Handelswelt geachteten Namen: Godeffroy, Sloman und Vidal. Den Vorstand bilden die Herren Schuirman und Thaulow. Zweck der Anstalt ist, Knaben, welche sich dem Seefache widmen wollen, eine streng seemännische Erziehung zu geben und ihnen Unterricht, vorzugsweise in der praktischen Schiffskunde zu ertheilen, zu welchem Zwecke ein Schulschiff erbaut ist und sie in den nautischen Wissenschaften sowie in neuern Sprachen zu unterweisen. Die Zöglinge schlafen in Hängematten, sie erhalten einfache seemännische Beköstigung und werden wie Matrosen gekleidet. Ihre ganze Lebensweise wird überhaupt dem Seemannsberufe gemäß eingerichtet, um sie namentlich an Ordnung und Gehorsam, diese seemännischen Cardinaltugenden, zu gewöhnen. Für Religionsunterricht durch die Geistlichkeit des Orts sowie für ärztliche Aufsicht ist bestens gesorgt. Nach beendetem zweijährigen Cursus ist die Vorbildung des Jünglings als vollendet zu betrachten und die Vorsteher werden bemüht sein, ihn in passender Stellung auf einem Seeschiffe unterzubringen. Das sind im wesentlichen die Grundzüge einer Anstalt, von deren Wirksamkeit ich mir für die Schifffahrt einen gedeihlichen Erfolg verspreche.

Dreierlei ist es aber, was ich zur Entwickelung und Fortbildung einer Marine als dringend nothwendig erachte. Das erste ist das Herbeischaffen der Wehrkraft, das Indienststellen einer achtunggebietenden Flotte. Das zweite deren Verwendung zu wissenschaftlichen Zwecken in Friedenszeiten. Diese beiden Wünsche sind glorreich erfüllt worden. Der Triumphzug der preußischen Schiffe der Nord- und Ostsee, die Schriften, welche von Männern erscheinen, die an der ostasiatischen Expedition theilnahmen, sind dafür der sprechendste Beweis. Nun fehlt noch das dritte, das letzte und wichtigste: die Colonien. Erst dann, wenn es auch jenseit des Oceans ein Preußen gibt, ist unsere maritime Seewehr eine Wahrheit geworden.

Ein neuer Morgen lacht sonnig-blau auf uns herab. Wir machen einen Ausflug nach den reichen Marschen, die uns hinter ihren Deichen ein halbes Räthsel geblieben sind. Wir fahren zuerst auf die Höhe der Geest, wenden das Gesicht der Elbe zu und haben nun zur Linken das Land Wursten, zur Rechten das Land Hadeln. Eigentlichen geschlossenen Dorfschaften begegnet man wenigen. Um die Kirche herum siedeln sich die kleinen Leute, Handwerker, Krämer u. dgl. an. Die Herren- oder Hausleute wohnen auf ihren vereinzelten Gehöften. Aus den üppig bestandenen Feldern ragen einzelne Hügel, auf welchen die Wohnungen erbaut sind. Diese Hügel heißen Wurthen, wovon auch das Land Wursten seinen Namen hat. Wahre Weizenwälder rauschen uns entgegen und geben einen augenscheinlichen Beweis von dem Reichthum dieser freien Bauernschaften, in deren Reihen sich noch die Spuren altadelicher Geschlechter befinden, wie die Namen von Kampen, von Bossel, von Samm, von der Busch u. a. beweisen. Auf dem Kirchhofe zu Wremen und an andern Orten finden sich auch noch alte Grabsteine

vor, auf welchen Männer in Lebensgröße mit Wehr und Waffen abgebildet sind. Von ihren Altvordern haben sie auch die sogenannten nobeln Passionen angenommen, namentlich was das Spiel und einen Trunk guten Weins anbelangt. Als einstmals die Steuersätze eine Aenderung erleiden sollten, entstand im Lande Wursten eine gewaltige Bewegung und von den Landesvollmachten wurden einige abgeordnet, um dem Minister deshalb Vorstellungen zu machen. Dieser hörte die Männer ruhig an und sagte lächelnd: „Wenn vier Landesbevollmächtigte an Einem Abend in der Landesherberge zu Dorum einen Anker Wein austrinken, können sie auch die ausgeschriebenen Steuern wol zahlen." Die Männer schwiegen betreten, bis endlich der älteste von ihnen sagte: „Herr Minister, da is doch wall watt spuln" (vorbeigegossen). In einem andern Orte und zu einer andern Stunde begab es sich, daß der Bauer mit seiner Frau bereits im Bette lag, als heftig an die Thür gepocht wurde. Es kam ein Knecht aus der Landesherberge, den der Sohn schickte. Er sei beim Spiel mit seinem Gelde nicht ausgekommen und lasse den Vater bitten, er möge ihm 1000 Mark schicken. Brummend steht der alte Herr auf, öffnet den Schrank und händigt dem Knecht einen Beutel mit 500 Stück Kassendrittel ein. Da richtet sich die Frau im Bette auf und ruft dem Alten zu: „Vader, giv em noch dusend Mark mit, wenn de Jung wall noch mal nich utkummt."

Aber der Wagen rückt weiter. Wir verlassen die Höhe und rollen in das gesegnete Land Hadeln hinein. Vor den Thoren von Otterndorf, das uns durch Johann Heinrich Voß und Heinrich Boie lieb wurde, ist ein großstädtisches Tivoli erbaut. Wir sind daselbst kaum angelangt, als ein junger Mann, der künftige Erbe eines großen Hofes, herangalopirt und indem er sich aus dem Sattel schwingt, dem herbeieilenden Kellner zuruft: „Eine Flasche Champagner und ein Messer!" Er schlägt mit letzterm den Hals der Flasche ab, löscht seinen Durst, sitzt wieder auf und jagt weiter. Wir wollen unsere Flasche mit mehr Behaglichkeit trinken und dann ein wenig umherwandern.

Wenn der Marschbauer danach auch wie ein Verschwender aussieht, ist er doch ein tüchtiger Wirth, der das Seinige zusammenhält. Er bleibt der Sitte der Väter treu und sammelt Thaler auf Thaler. Was er scheinbar vergeudet, ist am Ende doch nur der Zins vom Zins. Die größte Sorge trägt er für sein Vieh und es ist keine Fabel, daß man von einem Bauer sagt, er habe seine Pferde so lieb, daß er sie des Abends gern zu Bette brächte, wenn es seine Frau litte. Es herrscht in diesen Niederungen in vielen Stücken noch ein altpatriarchalisches Wesen. Der Bauer wird von den Leuten Wirth und seine Frau Fro genannt, ohne Hinzufügung eines Namens. Weiter seewärts in Osterstade nennen die Knechte sogar, ohne den Beisatz Herr, den Hofbesitzer bei Vor- und Zunamen, ohne daß dies irgendwie eine ungehörige Vertraulichkeit nach sich zöge. Dort sitzt auch der Bauer mit seinen Leuten zu Tische und ißt mit ihnen aus Einer Schüssel. In dem Hause, an dem wir vorübergehen, ist gerade Mittag, und da ich eine Gans auftragen sehe, will ich nur noch berichten, daß die einzelnen Stücke dieses Vogels nach Stand und Würden vertheilt werden. Der Großknecht empfängt eine Keule als Ration, während der Gänsejunge, der doch mit dem Thiere die meiste Mühe gehabt hat, mit dem Kopf abgespeist wird und voll Neid auf seinen Vordermann, den Kuhjungen, blickt, der den Hals hinunterwürgt.

Eigensinnig sind die Bewohner der Marsch und schwer zugänglich allem, was nicht mit dieser zusammenhängt. Namentlich sprechen sie stets mit der größten Geringschätzung von dem Hochlande, der sogenannten Geest. Ein junger Mann wäre einmal fast aus der Art geschlagen, denn es bemächtigte sich seiner eine unwiderstehliche Sehnsucht, in die weite Welt zu gehen und sich etwas zu versuchen. Der Vater hört seine wiederholten Bitten an, ohne etwas darauf zu erwidern. Da eines schönen Morgens läßt der Alte die Carriole anspannen, setzt sich mit seinem Sohne auf und fort geht es durch die

schönsten Theile der Niederungen. Als endlich der Abend hereinbricht und der Wagen am Hofthor hält, sagt der Alte zum Sohne: „Wat du huet sehn hest, mein Jung, dat is de Marsch und all det andere is man de Geest. Wat wust du damit?"

Wenn ich nicht irre, war es der Nachbar dieses alten Herrn, der ungläubig mit dem Kopf schüttelte, als der Schulmeister ihm begreiflich zu machen suchte, seine älteste Tochter habe Talent zur Musik und es müsse nothwendig ein Fortepiano angeschafft werden. Es geschieht nach langem Widerstande. Kaum hat das Instrument seinen Platz in der ohnehin schon reich besetzten Wohnstube gefunden, als die Großmutter sich erhebt und sagt: „Greten mut ook een hebben." Umsonst macht man ihr begreiflich, daß Grete, die jüngere Tochter, nichts von der Musik wisse und sie nöthigenfalls das Instrument der Schwester benutzen könne. Nichts da. Großmutter besteht darauf, daß kein Kind vor dem andern bevorzugt werden dürfe, und der Schulmeister muß auf ihr Andringen nach Hamburg schreiben. Das zweite Fortepiano kommt an, allein es ist für dasselbe kein Platz in der Wohnstube und es wird einstweilen auf den Boden gebracht, wo es unbeachtet und allmählich vergessen vielleicht noch bis diese Stunde steht.

Indem wir uns zur Heimfahrt anschicken, flüstert uns jemand noch eine Anekdote zu, für deren Wahrheit er sich verbürgt. Zwei Kaufleute, die im strengsten Winter nach Cuxhaven gereist waren, um ihre dort wegen Eisgangs eingelaufenen Schiffe zu besichtigen, werden auf der Heimfahrt von einem Schneesturm überfallen und halten vor einem Bauerhause an. „Wer seid ihr?" ruft der Bauer durch das halbgeöffnete Fenster und erhält zur Antwort: „Hamburger Kaufleute, die sich verirrten und um Aufnahme bitten." Der Bauer besinnt sich einen Augenblick und ruft den Harrenden zu, indem er das Fenster wieder schließt: „Det sünd mi de rechten Kerglüed, de im Sommer nich soviel verdeene, dat sie im Winter to Hues blieben künt." Seltsamer Gegensatz zu der sonst in allen Marschlanden so überaus großen Gastfreundschaft!

Kaum bin ich zu Hause angelangt, als ich die Aufregung bemerke, die dort herrscht und an der Flaggenstange bei dem Hause to Baden's und vor Dälle's Pavillon besonders lebhaft zu sein scheint. „Was ist's? Was gibt's?" frage ich und mehrfach wird mir die Antwort: „Es ist schändlich! Es ist abscheulich! Dieser Barbar, dieser Pirat, dieser Hammer, der den Syltern sein Ehrenwort brach, hat alle Tonnen und Baaken aufnehmen lassen oder zerstört und dadurch das Fahrwasser unsicher gemacht." Ich bin wahrhaftig der letzte, der einen Mann wie den Kapitänlieutenant Hammer vertheidigen will, aber in diesem Falle hat er, wie ich meine, consequent gehandelt. Er ficht gegen seinen Feind mit allen Waffen, die ihm zu Gebote stehen, also auch mit der Wegnahme von Tonnen und Baaken, was ihm denn freilich nichts nutzte. Das Geschick hat ihn ereilt. Er sank vom Blitz getroffen nieder, um sich nicht wieder zu erheben.

Tonnen und Baaken! Sie sind die Helfer in der Noth. Sie sichern Schiff und Ladung von dem Untergange und Tausende von Schiffbrüchigen danken ihnen das Leben. Aber sie können nebenbei noch einen andern Zweck erfüllen, und diesen näher zu besprechen scheint mir hier der geeignete Ort.

Sie sollten dazu dienen, das Andenken an solche Männer, die sich im Kriege und im Frieden um das Vaterland, um Handel und Schiffahrt verdient gemacht haben, im Munde des Volks wach zu erhalten, ihre Thaten der Jugend als Vorbild hinzustellen und zur Nacheiferung anzuregen. Wie ich das meine, will ich durch ein Beispiel erörtern. Auf der im Jahre 1568 von Melchior von Lorich angefertigten großen Elbkarte ist zwischen Neuwerk und Vogelsand eine Tonne verzeichnet, welche den Beisatz führt „Dietmar Kohl's Tonne". Jeder, der die hamburger Specialgeschichte nicht kennt, fragt mit Recht: wer war Dietmar Kohl? Er war ein hamburger Bürger, ward in

den Rath gewählt und später Bürgermeister. Als hamburgischer Admiral auf der Niederelbe wehrte er mit Erfolg dem Uebergang der Truppen des Landgrafen Friedrich ab, welcher von dem Lande Hadeln aus in Holstein einfallen wollte. Seine kühnste That aber war der gegen den dänischen Freibeuter Klaus Kniephof unternommene Seezug und dessen vollständige Vernichtung, welche den großen Bedrängnissen der Hansestädte, die den Seemolest kaum noch ertragen konnten, ein Ende machte. Wer mehr über diesen Mann und über jenen besondern Vorfall wissen will, findet es in meinem Buche „Deutsche Schiffe und dänische Kaper" (Leipzig 1864). Jene obenbezeichnete Tonne führt jetzt vielleicht eine Nummer. Ich frage nun, ob es für die Sicherheit der Schiffahrt nicht völlig dasselbe ist, wenn es heißt, das Fahrwasser geht West zum Süden an Tonne Nr. 2 hart vorüber, oder ich sage: West zum Süden hart am Backbord von Dietmar Kohl's Tonne? Es würde doch mancher fragen, was es mit diesem Namen für eine Bewandtniß habe, und die Antwort darauf würde nicht fehlen. Also man schaffe wieder eine Dietmar Kohl's Tonne und füge eine zweite und dritte für die Seehelden Simon von Utrecht und Jakob Larpfänger hinzu. Auch den wackern Abendroth und den poetischen Schöpfer von Brookswalde vergesse man nicht. Und wenn sich diese Form an allen deutschen Küsten wiederholte, wäre es nicht ein Gewinn? Hieße nicht eins der vielen Warnungszeichen von Kolberg bedeutungsvoll Joachim Nettelbeck oder Ferdinand von Schill? Und von den festliegenden oder schwimmenden Seemarken ließe sich diese Sitte auf die Schiffe übertragen, welchen diese Marken als Führer dienen. Wozu die nichtssagenden Schiffsnamen wie Zwei Gebrüder oder Der Rosenbaum? Oder gar die von dem Hause Sloman erfundenen lateinischen Borussia oder Saxonia? Schon schwimmen Alexander von Humboldt, Friedrich von Schiller und Johann Gottfried Seume als stolze Dreimaster auf dem Ocean umher. Weiter auf diesem Wege! Welcher deutsche Rheder tauft sein neues großes Klipperschiff, das jetzt noch auf dem Stapel sitzt, mit dem stolzen Namen Goethe?

Genug von diesem Thema, dessen Verwirklichung ich allen denen angelegentlich empfohle, die in dieser Sache mitzureden haben. Ich wende mich dem Leuchtthurm zu, wo sich eine dichte Masse zusammendrängt. Es ist überhaupt ein Rennen und Laufen, ein Drängen und Stoßen, ein Flüstern und Zusammenstecken der Köpfe. Unbestimmte Gerüchte gehen um in Bezug auf die Hammer-Expedition. Jeder will etwas hören; jeder soll etwas wissen und der Gefragte gilt für eine versteckte Natur, wenn er auf sein Wort betheuert, er habe nicht das Geringste erfahren. Endlich sind nähere Nachrichten da. Man weiß, daß die Expedition glückte, daß der Hammer mit seinen Schiffen gefangen ist, daß die Inseln der Westsee befreit sind und die sieben entführten Sylter ihre Genugthuung haben. Hurrah und Vivat ohne Ende! Die innere Freude verlangt einen lärmenden Ausdruck und macht sich endlich in dem Entschlusse Luft, daß ein Feuerwerk arrangirt werde, das am Fuße des Leuchtthurms abgebrannt werden soll. Die Kosten werden durch freiwillige Beiträge aufgebracht und der erste Pyrotechniker Cuxhavens mit der Ausführung beauftragt.

Die Dämmerstunde naht und erwartungsvoll sitzt die schaulustige Menge da. Es wird immer dunkler; das ist gut. Allein es bleibt dunkel und das ist nicht gut. Eine Rakete, die etwas windschief nach der Elbe zu abfällt, wird mit Applaus begrüßt und ein minutenlanges Aufblitzen, welches den Schein einer bengalischen Beleuchtung annimmt, ruft einen ebenso langen Jubel hervor. Eine einsame Leuchtkugel, die aus einem verunglückten Pot à feu in die Luft steigt, kündigt das Ende des Feuerwerks an. Lachend kehren wir nach unsern Behausungen zurück und werden für unsere Genügsamkeit am andern Morgen mit der von Hamburg eintreffenden telegraphischen Depesche belohnt, daß Hammer glücklich gelandet und dem Orte seiner Bestimmung zugeführt sei.

So ist denn mit dem erlöschenden Feuerwerk auch mein Urlaubsmandat erloschen. Der Patriot, welcher unterdessen seine Havarie ausbesserte, hat geheizt und in einer halben Stunde müssen wir an Bord gehen.

Es läutet zum dritten male. „An Bord! An Bord!“ Der Patriot steuert auf den Strom hinaus und nochmals geht es der Reihe nach an den Schiffen vorüber, an Schwarzenberg und Radetzky, den treuen Feldherren, die ihren Kaiser in die Mitte nehmen. Von Wind und Flut getrieben eilt das Schiff dahin. Allmählich versinken nacheinander die stolzen Rumpfe, dann sinken auch die Maste und die aufbrauenden Nebel verhüllen das großartige Panorama ganz und gar.

Wir steigen hinab in die Kajüte, trinken unsern Thee, sprechen von dem Erlebten, das an unserm innern Gesicht vorübergeht, und von dem „Daheim“, welchem wir entgegeneilen. Der magische Schimmer, der durch die Fenster dringt, verkündet das Ende des Nebels. Wir steigen auf das Verdeck und die blankeneser Berge liegen im klaren Mondenschein vor uns. Es huscht auf denselben auf und ab, als wären die Unterirdischen des Johann Ristius wieder lebendig geworden und brächten die in ihren Schluchten verborgenen Schätze an das Licht. Es glänzt überall, auf den Gipfeln der Höhen, von den Zinnen der Schillerburg und aus den Fenstern der Lootsenhäuser von Neumühlen und Avelgönne, auf den Mastspitzen der vor Anker liegenden Schiffe und von den Radkasten der vorüberfliegenden Dampfer, — da wird die Maschine gestoppt, denn wir liegen der Landungsbrücke zunächst.

---

# Rußland im Osten.

Von Adolf Bastian.

Vor einigen Jahrhunderten pflegte man darum zu streiten, ob Rußland zu Europa oder zu Asien gehöre, und jetzt wird seine mit jedem Jahre fortwachsende Ausdehnung bald Zweifel darüber erregen, ob es ein Reich oder ein Continent zu nennen sei. Die Entdeckung Sibiriens war in der That die eines neuen Welttheils. Die Kosacken Jermak Timofejef's und seiner Nachfolger hatten zwar kein städtereiches Anahuac zu bekriegen, kein tempelgeschmücktes Cuzco zu plündern, aber in ihrer waghalsigen Verwegenheit, in ihrem Kampfe mit feindlichen Elementen, in ihrer unermüdlichen Ausdauer bewähren sie sich als würdige Nebenbuhler der Conquistadores eines Pizarro oder Cortez. Und noch jetzt ist Sibirien für die Provinzen Rußlands dasselbe Land der Verheißung, das die Auswanderer des übrigen Europa in Amerika suchen. Auswärts allerdings verknüpfen sich mit Sibirien zunächst die Schrecknisse eines Verbannungsortes, aber ein einseitiges Festhalten an dieser Vorstellung würde ein ebenso unrichtiges Bild geben, wie wenn man bei Australien nur an Botanybai oder an die Deportation nach dem Schwanenflusse denken wollte. Die Mehrzahl der Verurtheilten erhält Land zum Anbau, die für härtere Arbeiten bestimmten Bergwerke liegen von der großen Straße entfernt, und auf dieser begegnet zwar der Reisende mitunter Gefangenentransporten, die ihn zur Trauer stimmen, sieht aber sonst nur geschäftige Betriebsamkeit in den Städten und reinliche Dörfer, deren Aussehen von Wohlstand zeugt. Nach Sibirien strömen aus der alten Heimat Unternehmungslustige, die in der neuen auf rascheres Fortkommen hoffen, und vorzüglich viele Deutsche aus den Ostseeprovinzen sind dort als Handwerker oder Handeltreibende angesiedelt. Der Apothekerstand besteht fast ganz aus Deutschen, da er früher sogar gesetzlich jeder andern Nation verschlossen war, und in den großen Städten kann

man mit völliger Sicherheit auf das Zusammentreffen mit Gebildeten rechnen, denen Deutsch oder Französisch ebenso geläufig ist wie das Russische. Der höhere Beamtenstand Sibiriens ist vorwiegend mit strebsamen Männern besetzt, die sich dort einen erfolgreichern Wirkungskreis für ihre Talente zu schaffen vermögen, während die durch ihre Geburt begnadigten Protectionskinder lieber daheim in den fetten Pfründen des Vaterlandes zurückbleiben.

Sibirien gleicht auch darin Nordamerika, daß es nicht so sehr eine Colonie als eine neue Ansiedelung bildet. In den alten Culturstaaten Amerikas, in Peru und Mexico, hat die Widerstandskraft der einheimischen Bevölkerung die romanischen Einwanderer bis zu einem gewissen Grade nationalisirt und beide Länder haben Aehnlichkeit mit den in Indien oder in der afrikanischen Wüste gegründeten Factoreien, in denen das europäische Element der Herrscher in der großen Masse der Eingeborenen verschwindet. In den Vereinigten Staaten dagegen, wie in Australien und am Cap der guten Hoffnung, haben sich die Ureinwohner von den an der Küste gelandeten Fremden zurückgezogen, und diese konnten ungestört ihre Eigenthümlichkeit auf einem neuen Boden entwickeln. Dasselbe fand in Sibirien statt, wo Wogulen, Ostjäken und Jukagiren vor dem slawischen Ankömmling untergingen, und der sibirische Bauer scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeiten gewonnen hat, die ihn ebenso deutlich dem russischen gegenüber kennzeichnen, wie sich der Yankee durch seine sprichwörtlich gewordenen Charakterzüge von dem Briten des Mutterstaats unterscheidet. Nur die Buräten, ein Stamm mongolischer Rasse, besaßen hinlängliche Widerstandsfähigkeit, um sich ungeschwächt neben den europäischen Eindringlingen zu erhalten, und die bei der Lostrennung von ihren türkischen Verwandten nach der untern Lena versprengten Jakuten erwiesen sich sogar als die Ueberlegenen, indem sie die mit ihnen vermischt lebenden Rassen mehr nach ihren charakteristischen Gebräuchen umgewandelt haben, als daß sie selbst russische Sitten angenommen hätten. Das ist jedoch ein alleinstehender Ausnahmsfall, die größere Mehrzahl der sibirischen Landeskinder hat der europäischen Ueberlegenheit weichen müssen. Die Tschuktschen setzten lange einen hartnäckigen Widerstand entgegen, und entflohen dann, als sich dieser vergeblich zeigte, in den äußersten Winkel des Nordostens, wo sie zum Theil noch ihre Unabhängigkeit begehren. Als ihre Väter, so geht die Sage von dem verschollenen Volke der Tschuden, zwischen den heimischen Fichten ihrer Wälder die weiße Birke aufwachsen sahen, da erkannten sie, daß der Adler des weißen Zaren sich nähere, und brachen ihre Hütten ab, um ans Eismeer fortzuwandern.

So lag das Land offen und frei, als dem Kosacken folgend der russische Bauer seinen Karren über den Ural nach Sibirien trieb, um mit den hergeführten Werkzeugen das erste Haus zu zimmern, um das sich bald ein Dorf ansiedelte.

Den raschesten Zuwachs erhielt Sibirien in den letzten Jahren, wo statt des Kosackenpferdes das Dampfschiff eroberte. In einem Sommer wurde die ganze Länge des Amurflusses hinzugefügt, mit jenem weiten Gebiet, wo einst Albasin verloren gegangen, worauf im Vertrage von Kiachta (1727) Verzicht geleistet worden, für dessen Rückerwerbung seit Krusenstern's Colonisationsvorschlag (1805) vergebliche Verhandlungen angeknüpft waren. Murawiew, der unternehmende und scharfsichtige Gouverneur Ostsibiriens, ward durch den unglücklichen Ausgang der 1847 von Ustj-Strelka ausgesandten Expedition nicht abgeschreckt und schiffte sich selbst im Jahre 1854 auf dem Amur ein, um ihn, unbelästigt von den chinesischen Wachtposten, bis zur Mündung zu befahren, und als der 1858 abgeschlossene Vertrag in Peking bestätigt war (1859), sah Rußland die ganze Länderstrecke vom Zusammenfluß der Schilka und des Argun am rechten Ufer des Ussuri bis zum Ausfluß des Thu-Mens-Kjang seinem Reiche einverleibt. Mit der Gründung von Nikolajewsk öffnete sich nun ein neues

Thor nach der wunderbaren Civilisation der japanischen Inselwelt, während früher der Weg durch Sibirien nur über die Beringsstraße nach dem nordwestlichen Amerika führte, dessen Küsten für niemand anlockend waren, außer für den Pelzjäger oder den Walfischfänger. Auch mit dem lange verschlossenen Korea haben die vorgeschobenen Kosackenposten schon angefangen einen Tauschhandel einzuleiten, und voraussichtlich wird auch dieses Reich, das starrsinnig alle Fremden von seinen Küsten bisher zurückgewiesen hat, dem Eindringen des russischen Keilkolosses nicht lange widerstehen können.

Das Zarenreich steht nicht still, es arbeitet weiter und weiter vorwärts. Erst kürzlich wieder ist Fürst Krapotkin von einer Entdeckungsreise zurückgekehrt, auf der er in Verkleidung die nördlichen Districte der Mandschurei durchzog und Merghen besuchte, wo der russische Gouverneur seinen Sitz hat; andere Expeditionen erforschen Saghalien, die Kentigebirge, die Seen der Sojoten, die Alterthümer von Minusinsk und Nertschinsk, und alle diese Mitarbeiter tragen der Gelehrtenwelt reiche Ernten in ihre Scheuern ein. Die Völkerkunde fand jenseit der noch den Tungusen verwandten Goldi, Mangun und Orochonen die Gilyak an der Mündung und dann die nach den Kurilen hinüberführenden Ainos; die Zoologie und besonders die Ornithologie gewannen Schätze aus den Sammlungen Middendorff's, Schrenk's, Radde's, und alle andern Zweige der physischen und physikalischen Wissenschaften bereicherten sich mit den Resultaten der Reisenden, welche die Regierung jetzt fast beständig in den noch wenig erforschten Gebieten unterhielt. Eine der neuesten Aussendungen ist bestimmt, die Provinz Turuchansk zu untersuchen und den Jenisei bis ans Eismeer zu verfolgen, wo außer den Graphitbergen die noch mit Haut bedeckten Skelete ganzer Mammuth erst kürzlich wieder die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben.

Das Generalgouvernement Ostsibirien mit dem 1851 abgetrennten Transbaikalien oder Daurien erreicht fast die Größe Europas und zeichnet sich vom westlichen Sibirien durch die Mannichfaltigkeit seiner Bodenbeschaffenheit aus. Zwar erstrecken sich die öden Tundren und Steppen des letztern im Norden über die politische Grenzscheide hinaus, aber der Süden des östlichen Sibirien ist eine Fundgrube malerischer Naturschönheiten. Dort windet sich aus den Abhängen des Altai die Selenga hervor im anmuthig malerischen Thal, dort ruht in großartiger Bergwildniß das heilige Meer des Baikalsees, und dort fand der Maler Atkinson Landschaften von frappanter Eigenthümlichkeit, die das Material zu seinen dem Publikum bekannten Landschaftsbildern lieferten. Auch war diese vielseitig begabte Gegend nicht immer der Wanderplatz heimatloser Nomadenhorden gewesen, sondern hatte in vergangenen Zeiten eine höhere Cultur gekannt. Der russische Colonist erzählt, wenn er ihre Spuren findet, sonderbare Märchen von dem alten Stamm der Tschuden, einem sagenhaften Volke, das nicht nur in der sibirischen Vorzeit eine Rolle spielt, sondern auch in der des nördlichen Europa, bis am baltischen Becken seine schwachen Klänge von den stolzen Gesängen skandinavischer Heldengedichte überrauscht werden. Wie sich aber aus den Darstellungen des Pytheas, des Tacitus, des Jornandes manche Andeutungen entnehmen lassen, um die schwankenden Schattenbilder der finnischen Tschuden auf historische Gestaltungen zurückzuführen, so verschwindet auch in Ostsibirien das mythische Halbdunkel, wenn man das Licht chinesischer Geschichte darauf fallen läßt. Schon Modo-Khan, der bis zu seinem Tode im Jahre 174 v. Chr. von China Tribut bezog und den kaiserlichen Hof durch Uebersendung von Prinzessinnen zur Verschwägerung zwang, herrschte über das südliche Sibirien, über Turkestan und Bokhara bis zum Kaspischen Meere. An den Ufern des Baikal wurde 119 n. Chr. die große Schlacht geschlagen, in der sich die Chinesen den Durchzug nach Westen erkämpften, um die bis zu ihm gedrungene Kunde von dem mächtigen Tatsin, dem römischen Reiche, zu erweitern. Der Schanjui Uschilu (Oer-Schanjui), der schon 102 v. Chr.

China mit Eroberung bedrohte, hielt sein Hoflager an der Selenga. Als nach der Theilung des Chunnenreichs das Haus Sfänbi, von welchem die Vorfahren des Tobageschlechts am Baikalsee herstammten, an Macht gewann, herrschte 150 v. Chr. Tanschischai über das östliche Sibirien bis an den Tom, und später gehorchten alle diese Länder demselben türkischen Chaganus, der den byzantinischen Gesandten Valentinus wegen der Beschützung der Avaren mit seiner Rache bedrohte (580 n. Chr.). Die tarbagtaischen Tschungaren, wie Hyacinth bemerkt, verbreiteten sich im 4. Jahrhundert bis nach Jakutsk unter dem Namen der Haogjuier. Aus den Mochö am Amur, vom Argun bis zum östlichen Meere, wanderte im 9. Jahrhundert der Stamm der Tatan nach den Ländern der Kalkas. Während das khitanische Haus der Lao auf dem chinesischen Throne saß, drangen Strömungen der Civilisation in Mandschurien und Ostsibirien ein, aber dieselben Länder wurden auch von den Schlägen durchzuckt, die seit 1125 n. Chr. seinen Sturz herbeiführten, bis der Weltenstürmer Dschingis-Khan mit der Yuendynastie eine neue Aera eröffnete.

Die russischen Entdecker fanden jenseit des Baikal mongolisch-burätische Horden, die nach ihrer Vertreibung aus China sich durch Tributforderungen von den Tungusen entschädigten, bald aber vor den slawischen Rivalen das Feld räumen mußten. Unter den kräftigen Gründern der Mandschudynastie erstarkte der chinesische Einfluß aufs neue und nahm eine gebietendere Stellung im mittlern Asien ein als je zuvor. Die russischen Festungen am Amur wurden zerstört, die Besatzungen als Gefangene nach Peking geführt, und in Moskau begnügte man sich gern damit, den Handelsmarkt in Kiachta zugestanden zu erhalten. Jetzt hat sich das Blatt gewendet. Die Mandschukaiser liegen machtlos danieder, kaum fähig, sich im eigenen Lande auf dem wankenden Throne zu erhalten, während Rußland allgewaltig durch Asien dahinschreitet und den benachbarten Nationen seine Gesetze dictirt.

Irkutzk, aus den schwachen Anfängen einer Kosackenstation erwachsen, ist der Sitz eines Statthalters geworden, der die Verwaltung des ganzen Ländercomplexes zwischen Eismeer und Stillem Ocean leitet. In Irkutzk laufen alle Fäden zusammen, und so bildet diese Stadt auch den Mittelpunkt, wo die naturwissenschaftlichen Entdeckungen, die in den neuerworbenen Ländern überall sich aufdrängen, zuerst ihre Berichte einsenden. Es war deshalb eine glückliche Idee, in Irkutzk, diesem Außenposten europäischer Civilisation, eine geographische Gesellschaft zu bilden, und den Reichthum an werthvollen Originalmittheilungen, womit die Nummern ihres Journals gefüllt sind, fließt ohne Mühe dorthin, da jeder Reisende im östlichen oder südlichen Sibirien auf einem seiner Wege Irkutzk passiren wird. Mit der geographischen Gesellschaft ist außer einem Museum auch eine Bibliothek verbunden, in der ich die zuvorkommendste Erleichterung für jede Art der Benutzung fand. Ohnedies trifft man in Irkutzk manche Beamte und Missionare, die sich nach langjähriger Wirksamkeit unter den einheimischen Volksstämmen für den Abend ihres Lebens nach der Hauptstadt zurückgezogen haben. Ich erhielt durch dortige Bekanntschaften interessante Mittheilungen über die Tschuktschen, Sojonen, Buräten, Tungusen, und könnten solche aus praktischer Erfahrung geschöpfte Berichte nie durch die Beobachtungen einer flüchtigen Durchreise ersetzt werden.

Die Resultate der schon erwähnten Entdeckungsreise Krapotkin's wurden während meiner Anwesenheit in Irkutzk bekannt. Er war, zur Erforschung eines directen Wegs von Transbaikalien nach Blakoweschtschensk am Amur, am 31. Mai von Altjsuruchaitojewsk am Argun aufgebrochen und am 4. Juni in Merghen angelangt, dem befestigten Centralpunkt der chinesischen Verwaltung am Nonnifluß, etwas oberhalb seines Zusammenlaufs mit dem Ganfluß. Am rechten Ufer des letztern war er schon in den ersten Tagen bei dem Vulkan des mittlern Tsangiunoi vorüberpassirt und fand später vielfache Gelegen-

heit, den Knoten der Jesuiten zu corrigiren. Mit Ussolzeff und Shishmaroff bereiste Krapotkin den Fluß Sungarei von der Stadt Girin bis zur Mündung. Shishmaroff versieht das russische Consulat in Urga, dessen Tempelklöster der lebende Buddha der Kalkasmongolen für seine steten Menschwerdungen gewählt hat, und folgte dem altberühmten Onon zu seiner Quelle, während Timroth und Helmersen das Land zwischen Ussuri und der Meeresküste durchwanderten. Die Namen und Verdienste von Schwarz, von Maack, von Schmidt, von Bulitschef sind bekannt. Mit dem Studium des Buddhismus der Mongolen ist besonders der frühere Pope Stukoff beschäftigt, von dem in dem letzten Sapiski der sibirischen Section der kaiserlich russischen Gesellschaft ein Aufsatz über die Mongolen und Buräten erschienen ist.

Irkutzk zählt etwa 25000 Einwohner und ist durch den Zusammenfluß der Theeladungen aus Kiachta, sowie des Pelzwerks aus Norden und Osten ein wichtiger Stapelplatz für den russischen Handel. Die Straßen sind breit und reinlich, mit Holz gepflastert, und die in bunten Farben bemalten Holzhäuser machen zusammen mit den vergoldeten Kuppeln der griechischen Kirchen einen freundlichen Eindruck. Die Stadt, an dem Zusammenfluß des Irkut und der Angara gelegen, ist von welligen Höhenzügen umgeben, auf denen kleine Landhäuser und Gärten zerstreut liegen. Während des kurzen, aber heißen Sommers soll alles im fröhlichsten Blumenschmucke prangen, jedoch geht diese Freude rasch vorüber, und für den größten Theil des Jahres liegt das Land in Schnee und Eis begraben. Die Kälte kann schon im November zu hohen Graden steigen und mag selbst den Gefrierpunkt des Quecksilbers erreichen, aber die mit reißendem Gefälle aus dem Baikal hervorstürzende Angara gefriert erst im December oder Januar, wenn sie mechanisch durch die aus dem Baikal abgerissenen Eisblöcke aufgedämmt wird. Bis dahin duldet das Wasser keine hemmende Decke, und am Tage hoher Kältegrade sieht man es im Kampfe mit seinem mächtigsten Feinde dampfen und verdunsten, sodaß die nahe gelegenen Straßen der Stadt in dichte Nebelwolken gehüllt sind. Einmal in der Luft gefriert der Wasserdunst, und die Photographen, die in Irkutzk etablirt sind, müssen dann ihre Arbeiten einstellen, da die in der Atmosphäre schwebenden Eissplitter das Licht nach allen Seiten brechen.

Unter den Bewohnern von Irkutzk finden sich einige Exilirte des polnischen Adels, denen aus Vergünstigung diese Stadt zum Aufenthalt angewiesen wurde. Auch der Beamtenstand zählt Mitglieder derselben Nation, und während meiner Anwesenheit war General Göckel, ein Pole von Abkunft, Präsident der geographischen Gesellschaft. Das deutsche Element ist zahlreich vertreten, nicht nur durch Aerzte und Apotheker, oder im Handwerkerstande durch Bäcker, Fleischer, Schneider u. s. w., sondern auch unter den Offizieren und Civilbeamten. Die deutsche Gemeinde beruft ihren Pastor aus den Ostseeprovinzen und wechselt nach einigen Jahren mit der Besetzung des beschwerlichen Amts. Da die Diöcese dieses Geistlichen sich bis nach Nikolajewsk erstreckt, so muß er sich auf eine mehrmonatliche Reise einrichten, wenn die verschiedenen Militärstationen zur Vornahme von Trauungen und Taufen zu besuchen sind.

Die Bevölkerung Transbaikaliens ist im steten Wachsen begriffen. Die Einwohnerschaft Tschitas, der Hauptstadt, die sich 1851 auf 659 Seelen belief, zählte 3019 Seelen im Jahre 1862 und 4000 im Jahre 1865, eine Zunahme, die zwar nicht mit der San-Franciscos und Melbournes zu vergleichen, aber im Verhältniß zu den sonstigen Oeden Sibiriens stark genug ist. Für einige Zeit wirkt auch dort der goldene Magnet mit unwiderstehlicher Anziehungskraft, und im Jahre 1846 beschäftigten die Wäschereien von Krasnojarsk allein über 1200 Einwohner.

Wie auf dem Amur sind auch auf dem Baikalsee Dampfboote eingeführt, um die Ueberfahrt zu vermitteln. Mitte October stellen sie gewöhnlich ihre Fahrten ein, und

dann ist es schwer den See zu passiren, bis er im December fest zugefroren ist, da der Landweg um die Küste herum über rauhe Gebirge führt, auf denen ein reicher Kaufmann Kiachtas einige Saumpfade für die Theekaravanen hat anlegen lassen, die Poststraße der Regierung aber noch im Bau begriffen ist. In ganz Sibirien vermeidet jeder, der es einrichten kann, die Zwischenzeiten des Sommers und Winters für seine Reisen, da es höchst gefährlich ist, im Frühjahr die mit aufbrechendem und im Herbste die mit ansitzendem Eise gefüllten Ströme zu passiren. Im Winter dagegen bildet ganz Sibirien, von Tomsk bis zum Ural, eine glatt gefrorene Tafelfläche, auf der man im raschen Galop gleichmäßig forteilt und über die breiten Ströme Jenisei, Irtisch, Ob fortschreitet, ohne sie sonderlich vom festen Lande zu unterscheiden, da eine einförmige Schneedecke alles überzieht. Bei den geringen Niveauunterschieden wird die projectirte Eisenbahn keine andern Terrainschwierigkeiten finden als die Ueberbrückung der Flüsse und der Sumpfländer, die deren Ufer begleiten. Der schon in vorigem Jahre bis Irkutzk beendete Telegraph wird jetzt zur Beringsstraße weiter geführt, um in Amerika mit dem atlantischen Kabel zusammenzutreffen, und so den ganzen Erdball mit seiner die Geistesentwickelung belebenden Strömung zu umkreisen. Einen Seitenarm hofft man durch die Mongolei nach Peking anlegen zu können, um die Himmelssöhne des Mittelreichs aus ihrem tausendjährigen Traum aufzurütteln und zum industriellen Wettstreit heranzuziehen, in dem die Völker der Erde um die Siegespalme streiten.

Dreizehn Tage und Nächte der Schlittenreise brachten uns von Irkutzk nach Omsk, der Hauptstadt des westlichen Sibirien und jetzt der Herd reger Thätigkeit, da von dort aus die militärischen Operationen geleitet werden, die die Linie am Issi-Kul und Sir-Darja bis zur Grenze der Kirgisensteppe zu erweitern bestimmt sind und Europa wieder Zutritt öffnen sollen zu jenen lange verschlossenen Culturstätten, wo schon in den ältesten Zeiten der durch Samarkand, die Mutter der Städte, vermittelte Handel indische und baktrische, iranische und chinesische Geistes- sowol wie Bodenerzeugnisse austauschte. Mit eisernem Schwert pocht der Bote des weißen Kaisers an die Thore, die den Karavanen des friedlichen Kaufmanns Eingang gewähren sollen und auch dem Alterthumsforscher hohe Ausbeute versprechen. Statt Freude an diesen Fortschritten der Civilisation ein ängstliches Bedenken über die Vergrößerung des Slawenthums zu fühlen, ist eine unrichtige Auffassung der Verhältnisse, denn je mehr Rußland seinen Schwerpunkt nach Asien wirft, desto weniger wird es beabsichtigen in Europa einzugreifen. Die ungeheuere Ausdehnung des Reichs, verbunden mit der verhältnißmäßig schwachen Bevölkerung, verbietet an sich ein gleichzeitiges Auftreten und Wirken auf mehrern Punkten, und eine Regierung, die das weiteste Feld müheloser Besitznahme im Osten vor sich sieht, wird nicht ihre Blicke nach Westen wenden, wo sich durch die blutigsten Kämpfe doch kein Fuß breit Erde gewinnen ließe. Ein großes Deutschland, einig und stark, hat wahrlich keinen Feind zu fürchten; die Zeit ist überhaupt vorüber, wo man daran denken konnte, ein durch ein nationales Band zusammengehaltenes Volk unter ein fremdes Joch zu zwingen. Als noch Cabinetsintriguen die Welt beherrschten, ließ sich der Neid macchiavellistischer Politiker über die Vergrößerung des Nachbarstaats verstehen, jetzt aber gilt es nur, jeder Nationalität den Schwung ungehinderter Entfaltung zu lassen, um in dem natürlichen Gleichgewicht die Ruhe des Friedens zu finden.

Omsk mit 17000 Einwohnern liegt am Einfluß des Om in den Irtisch auf weiter Steppe, aus der in der Ferne die Zelte wandernder Nomaden sichtbar sind. Die ursprüngliche Stadt war befestigt, doch genügte der beschränkte Raum schon lange nicht mehr der mit dem Verkehr wachsenden Ansiedelung, und haben sich deshalb offene Vorstädte eng angebaut, in denen Märkte abgehalten werden.

Der District von Semipalatinsk bildete bisher die am südlichsten vorragende Ecke

Sibiriens, jetzt aber wird er bald ins Binnenland zurückgeschoben sein. Um unter Gewinnung einer festen Grenze dem kirgisischen Räuberwesen ein Ende zu machen, drangen die Russen auf allen Punkten unablässig vor und die Lage vieler Punkte, wie Tschemkend, Taschkend, Tschinaz u. s. w. haben von Struve schon astronomisch bestimmt und in ihrer Lage berichtigt werden können. Das chinesische Turkestan darf jetzt bald genauere Erforschung erwarten und ebenso das wichtige Hochland Pamir, wo Murchison hofft, die Geographen Rußlands und Englands auf dem neutralen Grunde der Wissenschaft zusammentreffen zu sehen. Die neugebildete Provinz ist von den Russen Turkestan genannt und umfaßt die größere Hälfte des untern Jaxartes. Neuerdings ist Taschkend zugefügt, das General Tschernajeff besetzte, um dem Angriffe des Emir von Bokhara auf Kokhand zuvorzukommen. Als darauf dieser Fürst des mächtigsten der turkestanischen Khanate mit einem großen Heere heranzog, wurde er am 8./20. Mai d. J. bei Irdar durch General Romanowsky geschlagen und die Russen erstürmten dann die Festung Kodschend am rechten Ufer des Sir-Darja. Auch England sendet von seinen durch den Bergwall des Himalaja geschützten Besitzungen Missionare in das Innere Asiens, und Montgomerie hat kürzlich wichtige Beiträge zur Kenntniß der Straße nach Yarkand aus Berichten eines dorthin geschickten Eingeborenen zusammengestellt.

Als dritter Mittelpunkt für geographische Entdeckungen schließt sich an Irkutsk und Omsk noch Tiflis an, die Hauptstadt des Kaukasus. Seitdem Mohammed Amin im Jahre 1859 der russischen Regierung sich ergeben hat, beginnt für die so lange in Blut getränkten Berge eine neue Zeit anzubrechen, in der diese Schauplätze wilder Kämpfe durch die langersehnten Segnungen des Friedens neu geweiht werden mögen. Der Kaukasus ist unter die directe Verwaltung des Großfürsten Michael gestellt, der in Tiflis residirt und dessen Anwesenheit bald durch das Aufblühen geistigen Lebens bemerkbar wurde, da die Wissenschaften unter seinem Schutze jede Förderung zu gedeihlichem Fortschritt fanden. Die Stadtbibliothek, die sorgfältig angelegt ist und in ihrem im Jahre 1861 gedruckten Kataloge schon eine ansehnliche Zahl von Bänden aufführt, wird durch die Thätigkeit des Bibliothekars, Hrn. Bargé, bald jeder andern in den europäischen Niederlassungen Asiens gleichgestellt sein. Zum Curator des neubegründeten Museums wurde der sibirische Reisende Radde ernannt, der auch im Kaukasus thätig mitwirkt durch seine Untersuchungen Suanetiens, zunächst des Rionsystems, und der, wie wenig andere, einen richtigen Blick und ein warmes Herz für das Verständniß der Natur besitzt. Eine Reihe von Höhenbestimmungen wurden 1860—61 durch Ruprecht gemacht, und der Geologe Abich fügte seinen langjährigen Arbeiten, den Untersuchungen in Kertsch und Taman, im Jahre 1864 die Transkaukasiens und 1865 die des südöstlichen Kaukasus hinzu.

Gewiß gibt es wenige Gegenden der Welt, die in gleich engem Raume eine reichere Ernte für die vergleichende Ethnologie und Philologie versprechen, als der Kaukasus mit seiner Mannichfaltigkeit verschiedener Sprachen und Völker. Schiefner's werthvolle Arbeiten zeigen bereits, welche Hoffnungen an eine genauere Erforschung der Einzelheiten geknüpft werden dürfen; und gerade jetzt, wo der Waffenlärm verstummt ist, beginnt die Zeit für die befruchtenden Eroberungen der Wissenschaft. Bisjetzt konnte nur wenig geschehen, die Studien mußten feiern, und einer der Offiziere entschuldigte seine Unfähigkeit, die an ihn gerichteten Fragen zu beantworten, mit Hindeutung auf seinen Säbel, der seit 20 Jahren zu selten in der Scheide geruht habe, um der Hand die Führung der Feder zu erlauben. Um so mehr ist es anzuerkennen, wenn einzelne selbst in der Unruhe des Lagerlebens den Sinn für literarische Beschäftigungen bewahrten. Ich erhielt sehr schätzbare Mittheilungen aus den Sammlungen des Stabsarztes Golovinsky in Wladikawskas, sowie durch Hrn. Wlastoff, der damals zum Gouverneur von

Mingrelien ernannt wurde, und die Vortheile seiner neuen Stellung gewiß dazu benutzen wird, die lückenhafte Kenntniß jener Provinzen zu vervollständigen. Zu den thätigsten Arbeitern gehört augenblicklich, außer Baron Uslar, der schon erwähnte Bibliothekar Bergé, der seine Mußestunden im Dienste der Musen zu verwerthen weiß. Er hat sich vor kurzem das Verdienst erworben, die erste authentische Geschichte der Tscherkessen zu veröffentlichen, die bei der inzwischen erfolgten Auswanderung dieses Volks auch die letzte sein wird. Sie ist aus den Papieren eines als russischer Beamter im Jahre 1844 verstorbenen Eingeborenen, Schora=Bekmursin=Nagmow, zusammengestellt, und die deutsche Uebersetzung der russischen Ausgabe (1861), die ich aus Tiflis mitbrachte, ist Anfang dieses Jahres veröffentlicht. Der Auswanderung der Tscherkessen ist die der Tschetschenzen gefolgt, welche die ihnen von Rußland als neue Heimat angebotene Ebene zurückwiesen, um unter ihren Glaubensgenossen zu leben, und zufolge eines Vertrags mit der türkischen Regierung nach Diarbekr geführt werden sollten, aber schon auf dem Wege dorthin sich in Ansiedelungen niederließen.

Die geographische Gesellschaft in Tiflis, deren Zeitschrift eine lange Reihe von Jahrgängen durchlaufen hat, scheint in der letzten Zeit ihre Wirksamkeit nicht sonderlich erweitert zu haben. Doch wird sie bei dem neuerwachten Erforschungseifer nicht lange in Unthätigkeit verharren können, besonders da es im Werke ist, den Zugang zum Kaukasus zu erleichtern und schon der Bau einer Eisenbahn begonnen wurde, um Poti, den an der Mündung des Phasis gelegenen Hafen des alten Kolchis, mit der Hauptstadt zu verbinden. Bisjetzt ist der Reisende noch auf die russische Postbeförderung angewiesen, die ihn auch durch ganz Sibirien führt und in Anbetracht der Verhältnisse eine höchst vollendete Einrichtung genannt werden muß, aber doch für den an Strapazen Ungewohnten nothwendig viel Lästiges mit sich bringt. Mit der Eröffnung der Eisenbahn werden alle diese Beschwerlichkeiten beseitigt werden, denn das Schwarze Meer ist schon lange nach allen Richtungen von Dampfschiffen durchkreuzt, die im directen Anschluß an die österreichischen Donauboote stehen. Nach dem Besuche Odessas werden Stationen in Sewastopol, Feodosia und Kertsch gemacht, um dann längs der östlichen Küste des Schwarzen Meers über Nova=Ruskie und Sukum=Kaleh hinabzufahren bis Poti, wo auch die Linie von Trapezunt ihren Schlußpunkt findet. Die Verpflegung in der ersten Klasse dieser Dampfschiffe genügt billigen Ansprüchen vollkommen; die Direction ist augenscheinlich bemüht, auch den nichtrussischen Passagieren gerecht zu werden. Die griechische Kirche schreibt bekanntlich eine Menge von Feiertagen vor, an denen Fleisch und alle animalische Kost und Zuthat verboten ist, sodaß die Speisen in Oel gekocht werden müssen. Eine in der Kajüte aufgehängte Ordnung stellt es aber in eines jeden freies Belieben, ob er sich mit Fastenschüsseln begnügen will, und es müssen dem, der es verlangt, die gewöhnlichen Fleischgerichte servirt werden. Ein Westeuropäer, wenn er nicht aus dem Lande der Olla=potrida stammt, wird bei solcher Wahl nicht lange in Zweifel sein.

Um die durch Entfernung der Bergstämme entvölkerten Districte des Kaukasus neu zu bebauen, ist die Regierung bemüht, europäische Einwanderer herbeizuziehen, und mehrere der deutschen Colonisten im südlichen Rußland sind der Aufforderung gefolgt und nach dem Kaukasus übergesiedelt. Die schwärmerische Richtung, die sich wiederholentlich unter denselben bemerkbar macht, wird durch die Nähe der russischen Sekten unterhalten, denen dort Aufenthaltsörter angewiesen sind.

Die neuesten Vorgänge im Kaukasus haben sehr verschiedenartige Beurtheilung erfahren und sind aus so verwickelten Verhältnissen hervorgewachsen, daß nur eine genaue Kenntniß der Sachlage zu eingehender Besprechung berechtigen würde. Die heldenmüthigen Kämpfe der Tscherkessen haben von jeher die Theilnahme Europas erregt. Es

war ein erhebendes Schauspiel, diese Hand voll tapferer Bergessöhne allein und unverzagt im Kampf dem nordischen Giganten Widerstand leisten zu sehen, der schon halb Europa und ein Drittel Asiens verschlungen hatte. Ueber dem poetischen Schmucke wurde wol häufig der von ihm verhüllte Kern der thatsächlichen Verhältnisse übersehen, aber obwol bei genauerer Bekanntschaft mit den Tscherkessen auch ihre schlechten Seiten hervortreten, Habsucht, Raubgier, Rachsinn als vorwaltende Züge ihres Charakters sich zeigten, und das Wort des Römers: „Non arvorum cultu, sed rapto et latrociniis vitam sustentabant“, von ihnen wie von den alten Tzani galt, so kann doch nicht verkannt werden, daß dem Volke ein natürlicher Adel angeboren war, daß es hohe Entwickelungsfähigkeit besaß und längst über die niedern Stufen roher Uncultur hinausgetreten war. Die Tscherkessen gingen zu Grunde als ein Opfer der geographischen Lage, wohin sie die Geschichte geworfen hatte. Zum Herrschen bestimmt, fühlten sie sich unfähig, das auferlegte Joch zu tragen. Ihr Stolz verbot die Unterwerfung, die der mächtige Gegner gebieterisch verlangte, und da zwei unvereinbare Gegensätze keine Ausgleichung ermöglichen, so blieb nichts übrig als die Trennung. Im Alterthum würde ein solcher Conflict zum gänzlichen Vertilgungskriege geführt haben. Unsere Zeit, die keine Ausrottung von Nationalitäten erlaubt, ließ dem Schwächern den Weg der Fortwanderung offen.

Wo in den Kriegen zwischen Russen und Tscherkessen der eigentliche Angreifer gewesen sei, ist, wie meistens in solchen Fällen, eine müßige Frage. Für die Tscherkessen war es eine ritterliche Beschäftigung, die Länder ihrer Nachbarn auf Plünderungszügen tributpflichtig zu machen. Die warägischen Stifter des Russenreichs hatten früher in ähnlichen Kriegsthaten ihre Heldenkraft erprobt; als aber der moskowitische Autokrat ein gesetzlich geordnetes Land beherrschte, schwand der Sinn für solche Belustigungen, und mußte die bis zu den Kosacken und Tscherkessen vorgeschobene Grenze befestigt werden. Am Anfange des 16. Jahrhunderts wurden die letztern gezwungen, sich aus ihren Wohnsitzen am Asowschen Meere zurückzuziehen und in den Bergfesten zu verbleiben, auf die sie zwar ein längeres Eigenthumsrecht als die Russen besitzen, aber immer nur das Recht des Eroberers. Die Berggipfel des Kaukasus schauen seit den ältesten Zeiten von ihrem majestätischen Amphitheater auf einen Circus hernieder, der mit seinen steilen Wänden die Bühne für manche mörderische Völkerschlacht umschlossen hat. Der Unterliegende wurde unter den Füßen des Siegers zertreten, denn das Ringen um die Existenz kannte keine Gnade, da der Platz zum Nebeneinanderwohnen fehlte. Aus dieser grausen Blutarbeit hatten sich die Tscherkessen, in glänzender Panzerrüstung strahlend, zum Triumphe aufgeschwungen, sie genossen in vollem Maße die mühsam erkämpften Ehren, sie besangen gern die ruhmvolle Vergangenheit des Adygevolks, und jetzt, wo die Hegemonie ihren Händen entrissen wird, ziehen sie trotzig in die Ferne, sich dem Schicksal, aber nicht dem Menschen beugend. Es bleiben stets unfruchtbare Discussionen politischer Polemik, wenn man eine aus dem Zusammenhang gerissene Phase des Völkerlebens nach augenblicklichen Parteiansichten besprechen zu müssen glaubt. Die Richtigkeit aller Gedankenoperationen hängt von der richtigen Erkenntniß der Verhältnißwerthe ab, und wenn diese willkürlich durcheinander geworfen oder verschoben werden, muß das herausgerechnete Resultat nothwendig ein entstelltes sein. Ein solches Uebersehen der Verhältnißwerthe ist aber ein constanter Fehler, der die Beurtheilung der Tagesereignisse kennzeichnet. Einmal gebraucht man den weiten Zirkel der Speculation, um die Schritte der Weltgeschichte zu messen, und dann wieder fügt man die aus der mikroskopischen Betrachtung der Gegenwart gewonnenen Maße hinzu, ohne die verschiedenen Scalen entnommenen Zahlen erst durch die nöthige Reduction miteinander in Proportion zu setzen. Gewiß wird der Menschenfreund das harte Geschick beklagen, das die Familien der

Tscherkessen und Tschetschenzen aus ihrer Heimat vertrieb, aber der Geschichtschreiber darf seine Blicke nicht der historischen Mission Rußlands verschließen, das, wie im Kaukasus, auch unter den fanatischen Uzbeken die Humanitätsgesetze unserer Civilisation zur Anerkennung zu bringen berufen ist. Für die Entwickelung der Cultur gibt es keinen ärgern Feind, als ein engherzig beschränkter Fanatismus, und ohne die Verblendung des Müridismus würden die kaukasischen Auswanderer dem traurigen Lose entgangen sein, das ihrer in der Türkei harrt. Ihre Vertreibung scheint in keiner Weise vorher beabsichtigt gewesen zu sein. Rußland bestand darauf, daß die Bergschlösser und Schluchten verlassen würden, um die Dörfer nach der Ebene zu verlegen. Von einer Regierung, die das Interesse vieler Völker zu vertreten und die friedlichen gegen ihre räuberischen Nachbarn zu schützen hatte, war dieses Verlangen ein gerechtes und kam ein Theil der Kabardiner, der Beßbener und Temirgojer ohne Zögern demselben nach. Mit den übrigen Völkern stand gleichfalls ein Uebereinkommen in Aussicht, als die aufregenden Predigten der Mullas eine massenweise Erhebung zur Pilgerfahrt und bald darauf einen allgemeinen Auszug bewirkten, der nur durch Waffengewalt hätte gehindert werden können. Da das Schwarze Meer den Gläubigen keinen trockenen Durchgang öffnete, wie einst das Rothe den Juden, so überfüllten sich die wenigen Fahrzeuge, die aufgetrieben werden konnten, so sehr mit dem Andrang der Passagiere, daß beim Mangel aller Vorbereitungen Hungersnoth und Krankheiten ausbrachen. Die Ueberfahrt nach der türkischen Küste legte die härtesten Entbehrungen auf; bei der Ankunft in den neuen Wohnsitzen wurden die überspannten Erwartungen bald enttäuscht. Auch die Tataren der Krim, die schon früher ausgewandert waren, sollen ihren Entschluß längst bereut haben, und hoffentlich werden diese Beispiele dazu dienen, die im Kaukasus Zurückgebliebenen vor der Nachfolge zu warnen und der westlichen Bildung zu erhalten. Die Passivität des slawischen Charakters bildet einen geeigneten Uebergang zur Vermittelung. Rußlands Einfluß auf die Orientalen ist im allgemeinen ein günstiger, und die englischen Staatsmänner haben ihre Eifersucht gegen seine Fortschritte im mittlern Asien bereits aufgegeben. Wohl wurden ihre eigenen Erwerbungen in Indien von materiellen Interessen geleitet, doch die territoriale Besitzergreifung sichert das Fundament, auf dem die Civilisation ihre kosmopolitischen Tempel zu errichten beginnt. Der schmähliche Menschenhandel, wie ihn schon Procop unter den Abasgen oder Abchasen beschreibt, bis Kaiser Justinian Schritte dagegen that (550 n. Chr.), hat zu allen Zeiten den Kaukasus geschändet und verlangt in unserer Gegenwart ebenso peremtorisch das Eingreifen einer gesitteten Macht, wie der afrikanische der Negerfürsten. Vielleicht zeigt sich schon die erste Wirkung der reformirenden Erfolge in dem kürzlich erlassenen Hausgesetz des ägyptischen Vicekönigs, durch welches die Polygamie aufgehoben wird, denn die Haremsbesitzer mußten bald die Schwierigkeit fühlen, sich auch nach der russischen Besetzung des Kaukasus noch ferner die hinlängliche Anzahl weißer Sklavinnen zu verschaffen. England und Rußland sind die beiden Fühlhörner Europas, die sich nach Westen und Osten und über den Erdkreis ausstrecken, und überall eine Empfänglichkeit verbreiten für die Geistesschöpfungen, die der germanische Stamm im Herzen des Continents arbeitend erzeugt.

---

# Chronik der Gegenwart.

## Nekrologe.

Das vielleicht seit Bestehen der leipziger Hochschule am stärksten frequentirte Sommersemester 1866 wird in den Annalen der Universität durch den raschen Tod von drei der namhaftesten ordentlichen Professoren der philosophischen und der medicinischen Facultät

eine traurige Berühmtheit erhalten. Die medicinische Facultät verlor durch die Cholera den Director der chirurgischen Klinik am königlichen Klinischen Institut und Professor der Chirurgie, Geh. Medicinalrath Dr. G. B. Günther; die philosophische durch dieselbe Seuche die Professoren G. H. Mettenius und Ch. H. Weiße, ersterer Professor der Botanik und Director des Botanischen Gartens, letzterer Professor der Philosophie.

Gustav Biedermann Günther, der ebengenannte Professor der Chirurgie und Oberwundarzt der chirurgischen Klinik, war als Lehrer wie als Operateur der sogenannten conservativen Richtung und gelehrter Schriftsteller eine bedeutende Kraft der leipziger Universität, epochemachend für die Wundarzneikunst im Königreich Sachsen, und durch seine Schriften auch in der gelehrten Fachwelt bekannt und geschätzt. Günther starb am 8. Sept. Er wird von seinen Schülern wegen seiner ehrenfesten Biederkeit, wahren Liebenswürdigkeit und reinen Menschlichkeit, und in der Fachwelt wegen seiner echten Collegialität tief betrauert. Nach Professor Kühn's lateinischer Panegyris über dessen Promotion ist Günther am 22. Febr. 1801 zu Schandau an der sächsisch-böhmischen Grenze geboren. Sein Vater war ein königlicher Steuerbeamter, der später nach Leipzig übersiedelte. Durch Privatunterricht vorbereitet, bezog Günther die Klosterschule Pforta unter Ilgen's Rectorat und blieb von 1813—19 auf derselben. Im letztgenannten Jahre ging er nach Leipzig auf die Universität, um Medicin zu studiren. Schon nach einem Jahre unterbrach er jedoch seine Studien, um den Zoologen Thienemann auf einer skandinavischen Forschungsreise zu begleiten. Diese Reise hielt ihn anderthalb Jahre von Leipzig fern. In dieser Zeit lernte er Norwegen, namentlich aber die Insel Island kennen, indem er fast ein ganzes Jahr die letztere nicht ohne Strapazen und Anstrengungen mit Thienemann durchforschte. Beide gaben nach ihrer Rückkunft einen Bericht über diese Reise heraus: „Naturhistorische Bemerkungen, gesammelt auf einer Reise im Norden Europas, vorzüglich in Island, in den Jahren 1820 und 1821" (2 Abthl., Leipzig 1824—27). Günther setzte nun in Leipzig seine Studien eifrig fort und promovirte zugleich pro venia legendi den 9. Nov. 1824 unter Weber's Dekanat mit der Abhandlung „Analecta ad anatomiam fungi medullaris". Ein Jahr später wurde er als J. C. G. Fricke's Assistent an der chirurgischen Abtheilung des Allgemeinen Krankenhauses in Hamburg angestellt. Dort lehrte er auch am Johanneum und gründete ein orthopädisches Privatinstitut. Im Jahre 1837 wurde er als Professor der Chirurgie und Director des Friedrichshospitals nach Kiel berufen. Hier gab er unter anderm von 1838—40 C. H. Pfaff's „Praktische und kritische Mittheilungen aus dem Gebiete der Medicin" mit Behn, Meyn u. s. w. heraus. Aus diesem Journal wurde 1839 eine bemerkenswerthe Abhandlung Günther's besonders abgedruckt: „Bemerkungen über die Verkrümmungen des Rückgrats und besonders die Mittel, denselben vorzubeugen. Als Resultate einer zehnjährigen Erfahrung" (Kiel 1839), in welcher Schrift er zugleich mit seiner Wirksamkeit als Orthopäd überhaupt abschließt. Den 4. Oct. 1841 trat er seine leipziger Professur an. Seine Stellung zur chirurgischen Abtheilung der Klinik war anfangs eine nicht unbeschränkte, wurde es aber dank seiner Energie. Die Abtheilung zählt etwa 150 Betten, die Zahl der Kliniker beträgt per Semester durchschnittlich 61—62. Auf sein Betreiben verschärfte die Facultät 1854 die Zulassungsprüfungen für Hörer, die sich nicht medicinisch, sondern nur chirurgisch ausbilden wollen, und hat sich seitdem die Zahl dieser Hörer in erwünschter Weise verringert. Für die sächsischen und thüringischen Aerzte stiftete er 1849 die sehr segensreich sich erweisende Witwen- und Waisenkasse für Aerzte, Wund- und Thierärzte und Apotheker (bestätigt den 13. Oct. 1852). Um die leipziger Fachwelt machte er sich verdient durch den seit 1. Juli 1844 begründeten, das collegialische Zusammenwirken der Fachgenossen erstrebenden Aerztlichen Verein.

Seine wichtigern Schriften sind folgende. Mit J. Milde gab er „Die chirurgische Anatomie in Abbildungen" (3 Bde., Hamburg 1838—40) heraus, von der die „Chirurgische Muskellehre" auch selbständig erschien. Im Jahre 1843 veröffentlichte er in Leipzig seine „Operationslehre am Leichnam", zu welcher J. G. Aulich die Zeichnungen lieferte; 1844 die bedeutende Abhandlung „Die Verrenkung der ersten Phalanx des Daumens auf dem Rücken des Mittelhandknochens". Diese Arbeit erschien zuerst als akademisches Programm in lateinischer Sprache. Fünf andere lateinische Programme, die von 1844—52 erschienen, handeln von der Kaltwasseranwendung bei äußern Krankheiten, von der Trepanation bei Kopfverletzungen, von der Hundswuth bei Menschen, von Blutstillung bei Verwundungen, endlich von der Heilung von Schlagadergeschwülsten durch Zusammendrücken der Arterie. Im Jahre 1850 gab er sein von J. Milde illustrirtes Werk über „Das Handgelenk" heraus, in demselben Jahre und mit Zeichnungen von demselben seine „Chirurgische Knochenlehre in Abbildungen". Seit 1853 erscheint sein Hauptwerk: „Lehre von den blutigen Operationen am menschlichen Körper in Abbildungen mit Text, unter Mitwirkung der (leipziger) Professoren Coccius, Benno Schmidt, Hennig u. s. w." Dazu der „Leitfaden" (3 Abthl., Leipzig 1859—65). Auf die gesundheitsgefährliche Mode suchte er durch die kleine interessante Schrift „Ueber den Bau des menschlichen Fußes und dessen zweckmäßigste Bekleidung" (Leipzig 1863) reformatorisch einzuwirken. Sein Wahlspruch war: „Ehret die Natur!"

Günther hatte es verstanden, sich die Liebe und Achtung seiner Schüler in ungetheilter Weise zu erwerben. In wenigen Wochen sollte er sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als leipziger Docent feiern, und schon waren in den ebenerwähnten Kreisen Anstalten getroffen, den theuern Lehrer gemeinsam zu begrüßen und ihm ein Weihegeschenk dankbarer Erinnerung zu überreichen, da ward er der unheilvollen Seuche zum Opfer. Man hat daher auf Anregung seines langjährigen Assistenten und zeitweiligen Stellvertreters, Professors Dr. Benno Schmidt, beschlossen, dem Verstorbenen ein einfaches, aber würdiges Denkmal, zu welchem seine Schüler in allen Theilen Sachsens und des Nachbarlandes beizusteuern aufgefordert werden, zu errichten. Günther's Vorzüge als Lehrer bestanden darin, daß er mit ungemeinem Feuereifer docirte und die Schüler gewöhnte, in ihm mehr als den bloßen Lehrer, ja, den väterlichen Freund zu sehen, daß er ihnen ein Muster zu sein bestrebt war in Fleiß, Pflichttreue, Menschenliebe gegen alle, namentlich gegen Kranke (Worte Dr. Benno Schmidt's im „Nachruf", vgl. „Leipziger Zeitung" vom 12. Sept. 1866). Diese seine große Humanität war es auch, die in Verbindung mit seinem ebenso starken Vertrauen auf Naturheilung ihn als Operateur oft zu etwas übertriebenen, conservativen Grundsätzen verleiteten. Im Vortrage sah er mehr auf Gemeinfaßlichkeit und schlichte Klarheit als erschöpfende Tiefe. Seine Werke zeugen von den fleißigsten Zusammenstellungen und Sichtungen des casuistischen Materials, bieten aber auch eine Fülle eigener chirurgischer Untersuchungen, die namentlich von ihrer chirurgisch-anatomischen Seite höchst verdienstlich sind.

Georg Heinrich Mettenius, Professor der Botanik und Director des Botanischen Gartens zu Leipzig, welcher am 18. Aug. in der Vollkraft der Jahre als eins der ersten Opfer der heftiger auftretenden Cholera erlag, ist in den Kreisen der gelehrten Welt als ein trefflicher Pflanzenphysiolog rühmlichst bekannt und anerkannt; in der letztern Zeit widmete er sich mehr den systematischen Arbeiten und leistete auch auf diesem Gebiete Ausgezeichnetes. Mettenius war am 24. Nov. 1823 in Frankfurt a. M. geboren. Er studirte von Ostern 1841 an in Heidelberg Medicin und promovirte 1845 mit der Dissertation „De Salvinia" (Frankfurt). Bald folgte dieser lateinischen Untersuchung ein weitere Forschungen über diese Pflanzenfamilie enthaltendes Werk in deutscher Sprache:

„Beiträge zur Kenntniß der Rhizocarpeen" (Frankfurt a. M. 1846). Nach Vollendung seiner Studien machte er zu weiterer Ausbildung zahlreiche Reisen, nachdem er sich 1846 als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt hatte verpflichten lassen. Er verließ letztere aber noch in demselben Herbst, um sich nach Helgoland zu begeben und dann den Winter in Berlin zuzubringen. Mit Hülfe der Materialien des königlichen Herbars daselbst arbeitete er dort die Abhandlung über die schwierigst zu bestimmende und bis dahin räthselhafteste Rhizocarpeengattung Azolla aus. Im Jahre 1847 war er in Wien, und später zu Algenuntersuchungen an der dalmatischen Küste.

Im Frühjahr 1848 habilitirte er sich in Heidelberg. Im Winter 1850—51 ward er nach Freiburg in Breisgau berufen, und zwar als außerordentlicher Professor und A. Braun's Nachfolger. Im Sommer 1852 erhielt er den Ruf als Nachfolger Kunze's in der Leitung des Botanischen Gartens und ordentlicher Professor der Botanik an der Universität zu Leipzig. Noch in Heidelberg hatte Mettenius ein erstes und einziges Heft „Beiträge zur Botanik" herausgegeben, in Leipzig sind dann die meisten seiner übrigen Schriften erschienen. In den Schriften der Senkenberg'schen Naturforschenden Gesellschaft gab er mehrere Hefte „Ueber einige Farrngattungen" (1857—59) heraus. In zwei Heften erschienen 1856 und 1859 in Leipzig Verzeichnisse und Bestimmungen der von Lechler zum größten Theile in Peru, in der Nähe von Azangaro, vorzüglich bei den Niederlassungen von San-Gavan, San-Antonio u. s. w., an dem Ostabhange der Anden gegen das Plateau von Bolivia gesammelten Farrne, „Filices Lechlerianae chilenses et peruanae" (2 Bde.). Im Jahre 1856 gab er das Hauptwerk über die Farrne des leipziger Botanischen Gartens heraus, 30 Tafeln Abbildungen in Folio mit deutschem Text: „Filices horti botanici Lipsiensis. Die Farrne des Botanischen Gartens zu Leipzig. Bearbeitet von G. Mettenius" (Nervatur. Anatomie der Kalkgruben. Vorkeime von Ophioglossum). Mettenius suchte darin die ganze bisherige Eintheilung der Farrnkräuter auf festerer Grundlage umzugestalten. Zugleich offenbarte es sich, wie er den leipziger Garten bereichert hatte.

In den „Annales des sciences naturelles" (1861—65), Serie 4, Bd. 15, und Serie 5, Bd. 2 und 3, finden sich Arbeiten von Mettenius: „Filices Novae Caledoniae a Cl. Vieillard collectae", und „Prodromus flora Novo-Granatensis". Ebenso beschrieb er indische und japanesische Farrne in Miquel's „Annales Musei botanici Lugduno-Batavi" (1864—64), Heft 2 und 7—8. In den Schriften der Königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, deren ordentliches Mitglied er bald nach seiner Berufung an die leipziger Hochschule wurde, veröffentlichte er 1860 „Beiträge zur Anatomie der Cycadeen", ferner „Ueber Seitenknospen bei Farrnen" (Abhandlungen der Königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Bd. 5), sodann 1863 „Ueber den Bau der Angiopteris", endlich 1864 „Ueber die Hymenophyllaceae" (ebendas., Bd. 9, resp. 6, Bd. 11, resp. 7). In der Zeitschrift „Linnaea" schrieb er 1847 jene Abhandlung „Ueber Azolla". Mit einer Arbeit über die auf der Tinne'schen Expedition in Afrika entdeckte „Azolla nilotica" für Kotschy's im Druck befindliches Prachtwerk: „Plantae Tinneanae" (Wien 1866) beschloß er auch seine literarische gelehrte Thätigkeit. Der bekannte Botaniker Alexander Braun in Berlin war sein Lehrer und Vorbild; in dessen Hände wird denn auch der gelehrte handschriftliche Nachlaß des Verstorbenen niedergelegt werden, und man hofft, daß das von diesem kurz vor seinem Ende nach jahrelangen Studien aufgefundene ganz neue System der Farrne durch Braun aus demselben für die Wissenschaft gerettet werden möge. Braun war Mettenius' Schwiegervater. Die zweite Tochter desselben, jetzt Mettenius' Witwe, ist eine kunstgeübte Malerin und äußerst sorgfältige Zeichnerin, und sind die musterhaften Pflanzenzeichnungen in Mettenius' Hauptwerke von ihrer Hand ausgeführt. Auch Mettenius hat sich um die leipziger

Hochschule als anregender gründlicher Lehrer hohe Verdienste erworben, und war in der Studentenwelt trotz seiner Strenge bei den Examen beliebt und geachtet. In weitern Kreisen war der Gelehrte selbst in seinem etwas scheuen und leisen Wesen, das an das Noli me tangere der zarten Sinnpflanze erinnerte, wegen seiner eigenartigen Abgeschlossenheit und scheinbaren Unzugänglichkeit ziemlich ungekannt. Personen, die ihm näher standen, rühmen sein warmes Gemüth und seine liebenswürdige Bescheidenheit. Mettenius gehörte zu den Botanikern der sogenannten ältern Schule, zu den Gelehrten, welche von unten auf gedient, von früher Jugend auf in ihrem Fach gearbeitet und zuerst der speciellsten Kenntniß der inländischen und stufenweise der ausländischen Flora bis zu den geheimnißvollen Kryptogamen zugestrebt, und dann erst, aber darum um so erfolgreicher, den anatomischen und physiologischen Untersuchungen sich zugewendet haben, während gar manche unserer neuern Botaniker mit dem zweiten Theil anfangen und in eine ihnen fast unbekannte Welt mit ihren Arbeiten eintreten. Mettenius' Gründlichkeit bei allen Untersuchungen, seine Gewissenhaftigkeit im Publiciren nur als unanfechtbar sich erweisender Resultate, seine Arbeitskraft, sein rastloser Fleiß, der auch in seinen Sammlungen, seiner Bibliothek glänzend zu Tage tritt, waren musterhaft zu nennen. Bereit, kein Opfer zu scheuen, um die Hülfsmittel zu seinen Arbeiten herbeizuschaffen, verschaffte er sich auch die ausgebreitetsten literarischen Verbindungen, selbst bis nach Amerika, und war der pünktlichste Correspondent.

Christian Hermann Weiße, ordentlicher Professor der theoretischen Philosophie, Privatdocent der Theologie an der Universität, starb nach kurzem Krankenlager am 19. Sept. 1866 auf seinem Rittergute in Stötteritz bei Leipzig. Sohn Dr. Christian Ernst Weiße's, der als Professor des Criminalrechts 1832 starb, und Enkel Christian Felix Weiße's, wurde er am 10. Aug. 1801 in Leipzig geboren. Auf der leipziger Universität erhielt er auch seine akademische Bildung, nachdem er sich 1818 als Student der Rechte hatte inscribiren lassen. Er machte das Baccalaureatsexamen als Jurist, wandte sich jedoch später ausschließlich der speculativen Philosophie zu, promovirte 1822 in der philosophischen Facultät und habilitirte sich in derselben durch öffentliche Vertheidigung einer umfänglichen Dissertation: „Diversa naturae et rationis in civitatibus constituendis indoles e Graecorum historia illustrata“ (19. März 1823). Diese Schrift ist seinem Vater gewidmet. Als entschiedener Anhänger der Hegel'schen und Schelling'schen Philosophie las er fleißig über die Systeme dieser Denker, namentlich des erstern, bis er sich allmählich von demselben entfernte und später gänzlich von ihm lossagte. Im Jahre 1828 wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie. Zerwürfnisse veranlaßten ihn 1837 seine Professur gänzlich niederzulegen und sich ins Privatleben zurückzuziehen. Aber schon einige Jahre später, im Sommer 1841, finden wir seinen Namen wieder im Lectionsverzeichnisse der leipziger Hochschule, jedoch ohne den Professortitel. Im Jahre 1845 erhielt er endlich eine ordentliche Professur der Philosophie, zunächst als Honorarprofessor, dann als wirklicher ordentlicher Professor der Philosophie. Diese Professur trat er 1847 mit einer Inauguralrede an, welche dann auf Wunsch seiner Freunde gedruckt erschien: „In welchem Sinn die deutsche Philosophie jetzt wieder an Kant sich zu orientiren hat. Eine akademische Antrittsrede“ (Leipzig 1847). Im Winter 1845—46 trat er, obschon bereits von der jenenser Theologenfacultät zum Ehrendoctor der Theologie creirt, in die leipziger Theologenfacultät als Doctor und Privatdocent ein durch Vertheidigung der Schrift: „Martinus Lutherus quid de consilio mortis et resurrectionis Jesu Christi senserit (Particula prior).“ Er widmete diese Dissertation dem damals schon verstorbenen Baumgarten-Crusius und der gesammten theologischen Facultät zu Jena. Aus seinem spätern Leben als akademischer Lehrer ist

noch der Antheil hervorzuheben, den er 1850 an der bekannten Abstimmung des akademischen Senats über den reactivirten sächsischen Landtag hatte. Er gehörte zu den 21 „renitenten", d. h. verfassungstreuen Professoren, welche im Senat gegen die Betheiligung am Landtage stimmten. Infolge dessen entzog ihm wie den andern gleichgesinnten Professoren das Ministerium zeitweilig alle auf die Theilnahme an den Verhandlungen des Senats bezüglichen Rechte, und verhängte noch über ihn und die „Renitenten" eine Disciplinaruntersuchung, die Weiße mit Recht schon damals öffentlich „eine arge Rücksichtslosigkeit gegen die Bedeutung der Hochschule und eine fast geflissentliche Herabwürdigung derselben" nannte. Weiße legte den Standpunkt seiner Gesinnungsgenossen damals in einer ohne seinen Namen erschienenen Flugschrift unter dem Titel dar: „Die Staatsregierung Sachsens und die 21 Professoren. Von einem aus ihrer Mitte" (Leipzig 1850). In dieser Schrift ist auch der Entwurf einer Senatspetition an den damaligen König enthalten, welchen Weiße am 5. März 1848 in jenem Collegium einbrachte, ohne daß seine Fassung angenommen wurde. Weiße sprach in dem Entwurfe schon damals offen aus: „Einen Ersatz für die Entbehrung eines deutschen Gesammtvaterlandes vermag die geistige und leibliche Blüte unsers besondern Vaterlandes uns ebenso wenig wie andern unserer deutschen Brüder zu geben." Weiße beklagt in der wärmsten Sprache den „Mangel eines eigenthümlichen deutschen Volksverbandes, auf die geschichtliche Entwickelungszustände unserer Nation begründet und mit dem Ergebnisse dieser Entwickelung, mit dem Bestande der vorhandenen Staaten und dem geheiligten Rechte ihrer Dynastien geeinigt, aber darum nicht minder das Volk lebendig durchdringend und seine Selbstthätigkeit in Anspruch nehmend", und erklärt sich gegen den Deutschen Bund als schwächlichen Ersatz der deutschen Einheit. Nach Hartenstein's Weggang 1859 rückte Weiße in dessen Stelle als Professor der theoretischen Philosophie ein.

Weiße's Schriften sind sehr zahlreich, dazu kommen noch außerordentlich viele Aufsätze in Zeitschriften und in Sammelwerken, unter andern in der Ersch- und Gruber'schen „Encyklopädie". Berühmt ist seine Abhandlung „Gott" in der letztern. Die leipziger Universitätsbibliothek hat ein Exemplar von Weiße's erster gedruckter Schrift, einem scherzhaften Aufsatz, den er zu Ehren der Promotion und Habilitation seines Freundes C. F. Freiesleben (Juni 1822) in lateinischer Sprache herausgab, äußerlich ganz einem akademischen Programm gleichend: „De iure doctoratus cerasorum. Dissertatio humoristico-iuridica" (Leipzig, ohne Jahreszahl). Aehnlich hatte sein Vater, der gestrenge peinliche Criminalist, noch 1795 Humor genug, „Ueber die Galanterie im Mittelalter" zu schreiben. Im Jahre 1826 gab Weiße sein erstes größeres Werk heraus: „Ueber das Studium des Homer und seine Bedeutung für unser Zeitalter. Nebst einem Anhange mythologischen Inhalts und einer Rede über das Verhältniß des Studiums der Geschichte zu der allgemeinen Nationalbildung" (Leipzig). Diesem folgte seine „Darstellung der griechischen Mythologie (Begriff, Behandlung und Quellen der Mythologie)" (Leipzig 1828). Als außerordentlicher Professor führte er sich in demselben Jahre mit der Abhandlung ein: „De Platonis et Aristotelis in constituendis summis philosophiae principiis differentia commentatio." Das nächste Jahr schrieb er „Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft. In besonderer Beziehung auf das System Hegel's". Im Jahre 1829 veröffentlichte er auch in Leipzig seine Uebersetzung von Aristoteles' Schriften „Ueber die Seele und die Welt" und „Physik". Bedeutend war das von ihm 1830 herausgegebene „System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee des Schönen" (3 Bücher in 2 Bänden), ein Werk, das zu vielfachen Angriffen Veranlassung gab, namentlich wegen der theologischen Ingredienzen, mit denen er seine ästhetische Weltanschauung versetzte, das aber in der Entwickelungsgeschichte unserer Aesthetik nicht über-

sehen werden darf wegen seiner geistvollen Untersuchungen über einzelne wichtige Fragen, und auch von den Nachfolgern nicht übersehen worden ist. Die Julirevolution veranlaßte ihn zu einem publicistischen Excurse: „Ueber die Legitimität der gegenwärtigen französischen Dynastie" (Leipzig 1832). Gleichzeitig legte er seine Ansicht des Systems der Philosophie Hegel's dar in der Schrift „Ueber das Verhältniß des Publikums zur Philosophie in dem Zeitpunkte von Hegel's Abscheiden" (Leipzig 1832). Ein Jahr darauf verfaßte er eine neue philosophische Abhandlung „als wissenschaftliche Grundlegung zur Philosophie der Religion": „Die Idee der Gottheit" (Dresden 1833); noch ein Jahr weiter „Die philosophische Geheimlehre von der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums" (Dresden 1834); pseudonym unter dem Namen Nicodemus: „Theodicee oder Erhabenheit Gottes. In deutschen Reimen" (Dresden 1834). Unter demselben Namen schrieb er 1836 „Das Büchlein von der Auferstehung" (Dresden; 2. Aufl. unter dem Titel: „Die Auferstehung und das Weltgericht", Quedlinburg 1840). Nun folgen die „Grundzüge der Metaphysik" (Hamburg 1835); „Kritik und Erläuterung des Goethe'schen «Faust». Nebst einem Anhange zur sittlichen Beurtheilung Goethe's" (Leipzig 1837), an welche sich später seine „Einleitenden Worte zur Säcularfeier der Geburt Goethe's in der akademischen Aula zu Leipzig gesprochen" (Leipzig 1849) anschließen; sein theologisches Hauptwerk, das auch bei der radicalen Kritik stets Beachtung fand: „Die evangelische Geschichte, kritisch und philosophisch bearbeitet" (Leipzig 1838); „Das philosophische Problem der Gegenwart. Sendschreiben an J. H. Fichte" (Leipzig 1842); „Ueber das Zweikammersystem in den deutschen Einzelstaaten. Rede gehalten im Deutschen Verein zu Leipzig" (Leipzig 1848); seine rühmlichst bekannten „Reden an die Gebildeten deutscher Nation": „Ueber die Zukunft der evangelischen Kirche" (2. Aufl., Leipzig 1849). Die letzten drei Werke Weiße's sind: „Die Christologie Luther's und die christologische Aufgabe der evangelischen Theologie. Zur dogmatischen Begründung der evangelischen Union" (Leipzig 1852); „Philosophische Dogmatik oder Philosophie des Christenthums" (Leipzig 1855—62); endlich „Die Evangelienfrage in ihrem gegenwärtigen Stadium" (Leipzig 1856).

Auch Weiße hinterläßt einen großen und namentlich einen engern vertrauten Schülerkreis, der sein jähes Hinscheiden schmerzlich beklagt. Er verstand es trotz seines keineswegs glücklichen Vortrags seine Hörer allmählich fesselnd und anregend für die Speculation zu gewinnen. Seine edle Humanität führte ihm die Herzen aller zu, die ihm nahe kamen. Tiefer Denker, wie er war, eignete er sich wenig für das praktische Alltagsleben, namentlich war er durch eine exemplarische Zerstreutheit gekennzeichnet, von der seine Schüler zahlreiche Belege zu erzählen haben.

Die französische Literatur hat in der letzten Zeit namhafte Verluste erlitten. Nachdem nämlich erst vor kurzem der Dichter Joseph Méry mit Tode abgegangen, sind nun auch Roger de Beauvoir und Léon Gozlan, gleich bekannt durch ihre Romane wie durch ihre dramatischen Arbeiten, aus dem Leben geschieden.

Edouard Royer de Beauvoir (de Bully), geboren zu Paris am 28. Nov. 1809 als Neffe des Deputirten de Bully, der ihn in der Literatur einen andern Namen anzunehmen zwang, folgte früh den Fahnen der romantischen Schule. Im Jahre 1835 machte er eine Reise nach Holland, die zur Schilderung von Land und Leuten in seinen Romanen mehrfach Anlaß gab. Im Jahre 1840 heirathete er Frl. Léocadie Doze, eine Schauspielerin, von welcher er nach einem Aufsehen machenden Proceß 1850 geschieden wurde. Er selbst hat diesen famosen Scheidungsproceß in Versen: „Mon procès" (1850), geschildert. Beauvoir starb am 26. Aug. 1866. Als Schriftsteller war er höchst productiv, eifriger Journalist, fleißiger Romanschreiber, auch gab er mehrere ly-

rische Sammlungen heraus. Als Dramatiker pflegte er mit andern zusammen zu arbeiten. So verfaßte er in Gemeinschaft mit Mélesvilles das Vaudeville: „Le chevalier de Saint-Georges“ (1840), mit Thiboust das fünfactige Melodrama „Les enfants de Paris“ (1853) u. a. m.

Léon Gozlan starb in Paris am 14. Sept. Er war am 1. Sept. 1803 (nicht, wie fast alle seine Biographen angeben, am 21. Sept. 1806) zu Marseille geboren. Von Geburt ein Jude, wurde er nach einer jetzt zum Vorschein gekommenen Bescheinigung der marseiller Domparochie am 14. Juli 1805 (25. Messidor XIII) in seiner Vaterstadt getauft, doch scheint dieser Umstand nicht zu seiner Kenntniß gelangt zu sein; denn selbst die intimsten Freunde Gozlan's hielten ihn solange er lebte für einen Juden, ohne daß er ihren Irrthum berichtigte, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er auch nach israelitischen Gebräuchen zu Grabe getragen worden. Bevor Gozlan literarischen Arbeiten sich zuwandte, führte er ein ziemlich bewegtes, abenteuerliches Leben. Von seinem Vater, einem reichen, angesehenen Rheder, wurde Gozlan dazu bestimmt, sich dem Seehandel zu widmen, und mußte fleißig die orientalischen Sprachen, namentlich das Neugriechische und Arabische studiren, um mit den Kaufleuten in der Levante in ihrer Muttersprache verkehren zu können. Aus diesem Studium wurde er aber sehr bald herausgerissen, als sein Vater in den napoleonischen Kriegen durch englische Kaperschiffe fast um sein ganzes Vermögen gebracht wurde. Mit Feuereifer ging der junge Gozlan nun daran, seinem Vater wieder eine glücklichere Lebenslage zu verschaffen. Kaum 17 Jahre alt, unternahm er mit einer Schiffsladung Champagner eine Reise nach Algier und wollte von da auf einem mexicanischen Fahrzeuge sich nach China begeben; doch kaum in den Gewässern von Gibraltar angelangt, entzweite er sich mit dem Kapitän des Schiffes, der nicht viel Umstände machte und den hitzigen jungen Mann ans Land setzte. Uneingeschüchtert durch dieses Misgeschick, schloß Gozlan sich nun einer Gesellschaft von Küstenfahrern an, die ihn nach dem Senegal mitnahmen. Auf dieser Reise (welche Gozlan später in dem „Musée des familles“ beschrieben hat) gerieth der unternehmungslustige Jüngling einmal in große Lebensgefahr. Er wurde auf einer kleinen Insel in den afrikanischen Gewässern, als er um zu jagen zu weit sich vorwagte, von einer Negerschar angegriffen und von einem Insulaner mit einem Dolche an der Stirn verwundet. (Die Narbe behielt Gozlan sein ganzes Leben hindurch.) Nur dadurch, daß er den Neger todt niederstreckte und eilends zum Schiffe sich flüchtete, entging er dem sichern Verderben. Als seine Reisegefährten Sklavenhandel zu treiben begannen, kehrte Gozlan nach Marseille zurück, wo er Unterricht ertheilte, um nach dem alten Erfahrungssatze „Docendo discimus“ selbst sich weiter auszubilden. Um diese Zeit versuchte Gozlan zum ersten mal sich in der Literatur. Im Jahre 1828 hatte er bereits einen Band Gedichte fertig; er ging nach Paris, um einen Verleger zu suchen, doch kein Buchhändler wollte ihm diese Erstlingsproducte abkaufen. Um sein Leben zu fristen, trat er als Commis in eine pariser Buchhandlung. Vielleicht wäre sein Talent verkümmert, wenn nicht sein Landsmann Méry sich seiner angenommen hätte. Dieser verschaffte ihm noch in demselben Jahre 1828 die Stelle eines Mitarbeiters beim Journal „L'Incorruptible“ und beim „Figaro“, den damals Nestor Roqueplan redigirte. Außerdem lieferte er später Beiträge für den „Vert-Vert“, den „Corsaire“ und einige andere kleinere Zeitschriften. In kurzer Zeit wurde Gozlan der Liebling Roqueplan's; seine Aufsätze im „Figaro“ waren unter allen die beißendsten, jedermann zitterte vor seinen Angriffen, er selbst fürchtete niemand. Gozlan war es auch, der im „Constitutionnel“ die famose Ente von der Seeschlange in die Welt setzte, die er, um sich und andere zu ergötzen, so oft erscheinen ließ, so oft es ihm gerade an einem an-

dern Stoffe mangelte. Bald darauf, nachdem er Journalist geworden war, entpuppte er sich auch als gemüthlicher Erzähler. Seine ersten Novellen (in der „Revue de Paris" und in der „Europe littéraire") zeichneten sich bereits durch Originalität sowie durch einen leichten fließenden Stil aus und wurden gern gelesen. Im Jahre 1836 veröffentlichte Gozlan seinen ersten Roman: „Le Notaire de Chantilly", der erstaunliches Glück machte; einen gleichen Erfolg hatte „Le Médecin du Pecq" (1839). Von seinen übrigen Romanen, die zu zahlreich sind, als daß wir sie alle aufzählen könnten, heben wir vorerst hervor: „Socrate Leblanc", „Washington Levert", „Les Méandres" (alle drei 1837); „Céleste" (1839); „Une nuit blanche" und „Rosemary" (1840); „Le plus beau rêve d'un millionaire" (1841) und „La dernière soeur grise" (1842). Im Jahre 1842 wurde zum ersten mal ein Bühnenstück von Gozlan zur Aufführung gebracht. Es war dies „La main droite et la main gauche", ein Stück, welches von Guizot (angeblich wegen Beleidigung des englischen Nationalgefühls) lange nicht zur Darstellung zugelassen wurde, endlich aber im Odéontheater doch zur Aufführung kam und, obwol von der Censur arg verstümmelt, doch einen ungeheuern Erfolg errang. Dagegen konnte das fünfactige Drama „Eve" im Théâtre français 1843 nicht durchdringen; ein drittes Stück: „Les cinq minutes du commandeur", fiel 1845 im Odéontheater sogar mit Eclat durch. Gozlan konnte diese Niederlage lange nicht verschmerzen und nur der glänzende Erfolg seines Dramas „Notre Dame des Abîmes" vermochte ihn zur Fortsetzung seiner dramatischen Arbeiten aufzumuntern. Im Jahre 1848, zu einer Zeit, wo die pariser Theater im allgemeinen schlechte Geschäfte machten, wurde sein „Livre noir" unzähligemal aufgeführt, sodaß Gozlan eine beträchtliche Tantième einstrich. Inzwischen ließ der fruchtbare Schriftsteller auch eine Anzahl Romane von Stapel. Die bekanntesten hiervon sind: „Aristide Froissart" (1843), Gozlan's originellster und excentrischster Roman; „Les nuits du Père-Lachaise"; „Le dragon rouge"; „Les aventures merveilleuses du prince Chènevis et de sa jeune soeur"; „Le Tapis vert"; „Les vendanges nouvelles"; „Histoire de cent trente femmes"; „La première jalousie" „Georges III" und „Balzac chez lui, souvenir des Jardies". Besser noch als diese Romane gefielen Gozlan's Novellen, von denen einzelne, wie „Comme on se débarrasse d'une maîtresse", wahre Meisterwerke sind. Der Revolution von 1848 trug Gozlan keine Sympathien entgegen; dennoch konnte er nicht umhin, in einem kleinen Lustspiele: „La goutte de lait", die Prätensionen der Aristokraten ins Lächerliche zu ziehen. Die Folge davon war eine blutige Schlägerei, welche zwischen Zischern und Claqueurs im Théâtre des Variétés ausbrach. Beinahe 50 Menschen wurden bei dieser Gelegenheit mehr oder weniger verwundet, sodaß Gozlan, um ähnlichen Auftritten vorzubeugen, sein Stück zurückzog. Einen weniger stürmischen Verlauf nahmen die Aufführungen seiner spätern Stücke, die nur durch Beifall unterbrochen wurden. Namentlich gefielen: „Une tempête dans un verre d'eau"; „Dieu merci! le couvert est mis"; „La queue du chien d'Alcibiade"; „La fin du roman"; „Le gâteau des reines"; „Il faut que jeunesse se paye" und „La pluie et le beau temps". Einige hiervon wurden auch auf deutschen Bühnen aufgeführt. Zahlreich sind außer diesen selbständigen Werken die von Gozlan für verschiedene Zeitschriften gelieferten Beiträge. Die „Revue des deux Mondes", die „Revue de Paris", die „Revue britannique", die „Revue contemporaine" und das „Journal pour tous" zählten ihn zu ihren hervorragendsten Mitarbeitern. Seit dem 6. Mai 1846 besaß Gozlan das Ritterkreuz, seit 15. Aug. 1859 das Offizierskreuz des Ordens der Ehrenlegion. In seinen beiden letzten Lebensjahren bekleidete er noch wichtige Ehrenstellen. Er war 1865 Präsident des pariser Schriftstellervereins (société des gens de lettres) und im folgenden Jahre Präsident der Gesellschaft dramatischer Dichter.

In Fontainebleau starb am 10. Sept. der berühmte Planetenentdecker Hermann Goldschmidt, welcher in frühern Jahren auch als Maler sich eines großen Rufs erfreute, seit 1847 aber zumeist der Astronomie sich hingegeben hat. Er war am 17. Mai 1802 (nach andern am 17. Juni) zu Frankfurt a. M. geboren. Nach dem Wunsche seines Vaters, eines wohlhabenden israelitischen Kaufmanns, widmete Goldschmidt sich ursprünglich dem Handelsstande; als er aber in Geschäftsangelegenheiten eine Reise nach Holland unternahm und die niederländischen Gemäldegalerien besuchte, fing er an, so großes Wohlgefallen an der Malerei zu finden, daß er den Beschluß faßte, fortan nur dieser Kunst zu leben. Da es ihm ernstlich darum zu thun war, in der Malerei sich so auszubilden, daß man nicht sagen könne er sei ein bloßer Dilettant, ging Goldschmidt nach München, wo Cornelius und Schnorr von Carolsfeld seine Lehrer waren. Im Jahre 1836 reiste er nach Paris und nahm dort seinen bleibenden Aufenthalt. Im Salon de Paris kam noch in demselben Jahre sein erstes bedeutenderes Gemälde, eine Frau in algierischem Costüm, zur Ausstellung und fand bei Kennern solche Anerkennung, daß Goldschmidt hierdurch aufgemuntert wurde, die Kunstausstellung auch 1837 und in den folgenden Jahren zu beschicken. Allmählich entstand unter seinen Händen eine ganze Reihe trefflicher Gemälde, unter denen wir folgende hervorheben: Ein junger Florentiner, ein Mädchen bittend, sie möge einen Ring von ihm annehmen (1837); Die Poesie (eine Studie, 1839); Die Sibylle von Cumä (1845, wurde später in Amerika ein Opfer der Flammen); Ein Opfer für die Venus (1846); eine Kleopatra (1847); eine Ansicht von Rom (1849); Der Tod Romeo's und der Julia (1857 im Auftrage des Staatsministers Fould gemalt); endlich einige Porträts und Alpenlandschaften, die mit großem Beifall aufgenommen wurden. So schätzenswerth die Thätigkeit Goldschmidt's auf diesem Gebiete auch ist, so verschwindet sie doch gegen die Verdienste, die er um die Astronomie, insbesondere um die Kenntniß der kleinen Planeten (Asteroiden) sich erworben hat. Nur durch einen Zufall wurde Goldschmidt dahin geführt, sich der Astronomie in die Arme zu werfen. Als er nämlich eines Tages, im März 1847, an der Sorbonne vorüberging, wo Leverrier, der berühmte Entdecker des Neptun, gerade eine Vorlesung über Mondfinsternisse hielt, trat er aus bloßer Neugier in den Hörsaal, um den Gelehrten, von dessen Lob damals alle Zeitungen voll waren, zu sehen und zu hören. Der anziehende Vortrag Leverrier's weckte in Goldschmidt eine außerordentliche Begeisterung für die Sternkunde. Unverzüglich ging er daran, sich die nöthigen Kenntnisse und Hülfsmittel zu verschaffen, um selbst im weiten Himmelsraume Beobachtungen anstellen zu können. Sein Hauptaugenmerk war auf die kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter gerichtet. Obwol kein allzu großes Fernrohr ihm zu Gebote stand, entdeckte er doch schon am 15. Nov. 1852 einen Planeten, die Lutetia. In rascher Aufeinanderfolge machte er seitdem die Entdeckung von noch 13 andern kleinen Planeten und bereicherte so außerordentlich die Kenntniß des Planetensystems der Sonne. Die Namen der Asteroiden, die er außer der schon obenerwähnten Lutetia entdeckte, sind: Pomona (aufgefunden am 26. Oct. 1854), Atalanta (5. Oct. 1855), Harmonia (31. März 1856), Daphne (22. Mai 1856), Nysa (27. Mai 1857), Eugenia (27. Juni 1857), Doris (19. Sept. 1857), Pales (ebenfalls am 19. Sept. 1857), Europa (4. Febr. 1858), Alexandra (10. Sept. 1858), Melete (27. Aug. 1859), Danaë (19. Sept. 1860) und Panopäa (8. Mai 1861). Außerdem fixirte der unermüdliche Beobachter noch mehr als 10000 Fixsterne, die auf den bekannten berliner Sternkarten fehlten. Die pariser Akademie der Wissenschaften erkannte Goldschmidt's Verdienste an, indem sie ihm 1858 die von Lalande für die wichtigste astronomische Entdeckung gestiftete große Medaille verlieh. Außerdem erhielt er von der Astronomical

Society in London auch eine goldene Medaille. Auf den Wunsch des Astronomen Mädler begab sich Goldschmidt im Jahre 1860 nach Vittoria, um dort die totale Sonnenfinsterniß vom 10. Juli zu beobachten. In seinen letzten Jahren konnte er seiner geschwächten Gesundheit wegen nicht mehr so thätig sein wie früher; doch hat er schon durch die obenerwähnten Beobachtungen und Entdeckungen mehr als genug geleistet, um in der Geschichte der Astronomie ein bleibendes Andenken sich zu sichern.

Ein verdienstvoller Mann der Wissenschaft war auch der in der Nacht vom 8. zum 9. Aug. in Meiningen verstorbene Literarhistoriker Professor Dr. August Henneberger. Derselbe war am 21. Juni 1821 in Meiningen geboren, wo er bis zu seinem Tode ein Lehramt bekleidete. Das erste Werk, welches er herausgab, war ein „Altdeutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten“ (Halle 1849; 2. Aufl., 1854), welches er mit den nöthigen Worterklärungen versah. Dasselbe enthielt einen Auszug der Nibelungen, den „Armen Heinrich“ und mehrere Lieder Walther's von der Vogelweide. Diesem Schulbuche folgte bald ein zweites, ein „Lateinisches Elementarbuch“ (Meiningen 1851; 3. Aufl., Hildburghausen 1862). Beide Werke entsprachen vollkommen ihrem Zwecke, ohne aber auf den Verfasser eine besondere Aufmerksamkeit zu lenken. Erst durch seine Arbeit „Das deutsche Drama der Gegenwart“ (Greifswald 1853), noch mehr aber durch seine Schrift „Jean Paul's Aufenthalt in Meiningen“ (Meiningen 1863) fing er an auch in weitern Kreisen bekannt zu werden. Das letztgenannte Werk hatte Henneberger als Erinnerungsblatt zu Jean Paul's hundertjährigem Geburtstage herausgegeben. Kurz vor seinem Tode publicirte er noch „Briefe von Johann Peter Uz an einen Freund aus den Jahren 1753—82“ (Leipzig 1866). Henneberger hat diesen culturhistorisch wichtigen Briefen eine Einleitung vorausgeschickt und dieselben mit Anmerkungen erläutert, welche namentlich solchen Lesern, die in der Literaturgeschichte nicht sehr bewandert sind, gute Dienste leisten. Der Vollständigkeit halber erwähnen wir noch, daß Henneberger auch eine „Griechische Geschichte in Biographien“ (Hildburghausen 1864) und gemeinschaftlich mit A. Schaubach und E. Bernhardt „Charakterbilder aus der Alten Welt“ (Hildburghausen 1865) geschrieben hat. Auch war er ein langjähriger, fleißiger, durch gediegene und wohlwollende Kritik hervorragender Mitarbeiter der „Blätter für literarische Unterhaltung“.

Auf dem Gebiete der Kunst sind durch den Tod hinweggerafft worden: der Landschaftsmaler Maximilian Haushofer in Prag und der Marinemaler Ippolito Caffi.

Maximilian Haushofer, welcher am 24. Aug. in München starb, war am 12. Sept. 1811 in dieser Stadt geboren, hatte 1828—32 die Rechte studirt, später aber ausschließlich der Kunst gelebt. Nachdem er Reisen in Italien gemacht, kam er 1844 als Professor der Landschaftsmalerei nach Prag, wo er eine ganze Reihe tüchtiger Schüler heranbildete. Als Künstler ist er hauptsächlich durch seine Alpenlandschaften und durch seine Ansicht der Gegend am Chiemsee bekannt geworden.

Der Marinemaler Ippolito Caffi, welcher am 20. Juli 1866 zusammen mit dem Deputirten Boggio (s. dessen Nekrolog S. 391 und 392 dieses Bandes) in der Seeschlacht bei Lissa ums Leben kam, war in Deutschland weniger bekannt, dagegen zählten ihn seine Landsleute zu ihren besten Künstlern der Gegenwart. Er war 1814 zu Belluno geboren, brachte seine Jugend in Venedig zu und bildete sich in der dortigen Kunstakademie zum Maler aus. Später gab er Unterricht im Zeichnen zu Rom und vervollkommnete dabei

seine eigenen Kenntnisse. Zu gleicher Zeit schrieb er eine Abhandlung über die Perspective, welche allseitige Anerkennung fand. Die Geschichtsmalerei, der er sich anfangs gewidmet hatte, gab er bald auf und beschäftigte sich statt dessen mit dem Aufnehmen der römischen Monumente. Ein Frescogemälde, welches er in einem Kaffeehause in nicht mehr als zwölf Stunden ausführte, brachte ihn in die Mode, besonders unter den Fremden. Seine große „Carnevalsscene“, welche 1855 in der pariser Weltausstellung figurirte, wurde mehr als vierzigmal reproducirt, da viele Besucher der Ausstellung begierig waren, eine Copie dieses Gemäldes zu besitzen. Da er 1848 wegen Betheiligung an der Revolution aus Venedig hatte flüchten müssen, so war es in dem 1866 begonnenen österreichisch-italienischen Kriege sein Vorhaben, mit Hülfe der piemontesischen Waffen nach Venedig zurückzugelangen. Bei dieser Gelegenheit gedachte Caffi auch die Thaten der italienischen Flotte und die erfolgenden Seeschlachten durch seinen Pinsel zu veranschaulichen und zu verherrlichen, fand aber, wie schon erwähnt, in der Seeschlacht bei Lissa seinen Tod, indem er mit dem größten Theile der Mannschaft der in den Grund gebohrten italienischen Panzerfregatte Rè d'Italia untersank. Seine Gemälde sind namentlich in Piemont sehr gesucht.

Zu den Opfern des letzten Kriegs gehört auch der am 28. Aug. in Prag verstorbene preußische Generalmajor Albert von Lengsfeld, obgleich sein Tod nicht infolge einer auf dem Schlachtfelde erhaltenen Verwundung, sondern nach achtundvierzigstündigem Krankenlager an der Cholera erfolgte. General von Lengsfeld, während des österreichisch-preußischen Kriegs Commandeur der Artillerie der ersten (vom Prinzen Friedrich Karl befehligten) Armee, war um das Jahr 1805 geboren und diente seit 1823 in der preußischen Armee. Sein Avancement war nicht gerade ein rasches; denn nachdem er am 7. Nov. 1823 Secondelieutenant geworden war, rückte er erst 14 Jahre später, am 27. Juni 1837, zum Premierlieutenant und am 12. März 1844 zum Hauptmann der Artillerie vor. Als solcher machte er 1849 mit seiner Batterie den Zug gegen die badischen Insurgenten mit. Vom badischen Feldzuge nach Preußen zurückgekehrt, wurde von Lengsfeld Artillerieoffizier vom Platz in Stettin. Am 18. Juni 1853 erfolgte seine Beförderung zum Major; später wurde er auch Chef des Generalstabs der Generalinspection der Artillerie. Am 22. Mai 1858 avancirte er zum Oberstlieutenant, erhielt sodann das Commando des ostpreußischen Feldartillerieregiments Nr. 1, hierauf am 1. Juli 1860 den Rang eines Obersten und endlich am 25. Juni 1864 den eines Generalmajors. Vor dem Kriege Preußens gegen Oesterreich commandirte er die 5. Artilleriebrigade in Posen, bis er im Juni 1866 an die Spitze der gesammten Artillerie der ersten preußischen Armee gestellt wurde. In dieser Eigenschaft hat er bei Münchengrätz (28. Juni), Gitschin (29. Juni) und Königgrätz (3. Juli) viel zum Erfolge der preußischen Waffen beigetragen. Nach dem Einzuge der Preußen in Brünn (12. Juli) fungirte General von Lengsfeld einige Zeit als Commandant der Stadt. Der bald darauf erfolgte Abschluß des Präliminarfriedens und sein Tod setzten seinem Wirken ein Ziel. Er galt für einen der größten Soldaten der preußischen Armee, da er nicht weniger als 6 Fuß 3 Zoll maß.

Ein anderer, noch höher gestellter General, den die preußische Armee in der letzten Zeit verlor, war der am 25. Sept. 1866 in Magdeburg verstorbene General der Infanterie Hans von Schack, Commandant des 4. Armeecorps und Generalgouverneur der sächsischen Lande. Geboren am 25. Oct. 1791 zu Berlin, hat er fast 60 Jahre ununterbrochen im Heere gedient. Er begann seine militärische Laufbahn am 22. Dec.

1806 als Secondelieutenant beim 4. ostpreußischen Reservebataillon; doch blieb er nicht lange in dieser Stellung, sondern trat, nachdem er einige Wochen zu Memel in Garnison gestanden, im Januar 1807 ins Füsilierbataillon des Schill'schen Corps über. Nach dem Frieden zu Tilsit bildete dieses Bataillon einen integrirenden Bestandtheil des neuerrichteten Leibregiments, wodurch Schack wieder in die reguläre Armee kam. Im Jahre 1812 machte er in Rußland alle Affairen mit, bei welchen sein Corps (das York'sche) betheiligt war, und wurde hierbei zweimal verwundet. Für die in diesem Feldzuge bewiesene Tapferkeit erhielt Lieutenant von Schack den Orden pour le mérite. Auf dem Rückzuge aus Rußland von Kosacken gefangen, hatte er es der Verwendung des Grafen Dohna, der damals als Oberst in russischen Diensten stand, zu danken, daß er alsbald wieder freigelassen wurde. Infolge der Convention von Tauroggen wurde er in das Hauptquartier des russischen Generals von Wittgenstein beordert. In diesem Verhältniß machte er bei der russischen Armee die Feldzüge von 1813 und 1814 mit. Er focht am 2. Mai 1813 bei Lützen, am 20. und 21. Mai bei Bautzen, am 26. Aug. bei Dresden, am 18. und 19. Oct. in der Völkerschlacht bei Leipzig. Im folgenden Jahre nahm er an dem blutigen Kampfe bei Paris sowie an der Erstürmung des Montmartre Antheil, worauf (am 9. Oct. 1814) seine Beförderung zum Hauptmann im 2. Garderegiment erfolgte. Nach Preußen zurückgekehrt, wurde Schack dem General von Alvensleben (Commandanten einer Gardedivision) als Adjutant beigegeben; als aber nach der Rückkehr Napoleon's von Elba im Jahre 1815 von neuem zu den Waffen gegriffen werden mußte, ließ er sich zur mobilen Armee versetzen. Als Adjutant bei der 13. Division betheiligte er sich sowol an der Schlacht bei Waterloo als auch an dem Ueberfall in der Nähe von Beauvitiers. Im Jahre 1816 erhielt er das Commando über eine Compagnie bei dem neuerrichten 33. Infanterieregiment, am 17. Mai 1825 wurde er Major bei dem 3. brandenburgischen Infanterieregiment Nr. 20, 1830 Commandeur des Füsilierbataillons in diesem Regiment und 1838 Commandeur des 20. Landwehrregiments. Am 30. März 1839 avancirte er zum Oberstlieutenant, am 10. Sept. 1840 zum Obersten, im folgenden Jahre zum Commandeur des 12. und 1844 zum Commandeur des 44. Infanterieregiment. Im Jahre 1845 übernahm Oberst von Schack das Commando der 8. Infanteriebrigade und erhielt am 17. März 1847 den Rang eines Generalmajors. Im Jahre 1848 wurde er mit verschiedenen wichtigen Missionen an den badischen und großherzoglich hessischen Hof entsendet; später fungirte er auch als Militärcommissarius in der Provinz Sachsen, in Sachsen-Altenburg und Reuß. Im Jahre 1849 rückte General von Schack mit einer mobilen Division in Frankfurt am Main ein; bald darauf stieß er mit seinen Truppen zum Corps des Generals Grafen von der Gröben und half Rastadt mit belagern. Unmittelbar von dort wurde er nach Frankfurt zurückgeschickt, um das Commando der dort dislocirten Truppen zu übernehmen. Im September 1849 dieses Commandos enthoben, wurde er zur Disposition des damaligen Prinzen (jetzigen Königs) von Preußen gestellt, später zum Commandanten der Bundesfestung Mainz ernannt. Am 19. Aug. 1851 wurde er Generallieutenant und Commandeur der 15. Division in Köln. Sieben Jahre später, am 3. Juni 1858, ward er als commandirender General an die Spitze des 4. Armeecorps gestellt; außerdem erhielt er den Titel eines Militärgouverneurs der Provinz Sachsen. Zum General der Infanterie rückte er am 31. Mai 1859 vor. Nach dem Ausbruche des Kriegs zwischen Preußen und Oesterreich (Juni 1866) zog General von Schack seines hohen Alters wegen nicht mit in den Krieg, sondern versah die Stelle eines „königlich preußischen Generalgouverneurs der sächsischen Lande", d. h. des Königreichs Sachsen und der preußischen Provinz gleichen Namens. Wenige Tage vor seinem Tode feierte er mit seiner

Gattin Elisabeth, geborenen Gräfin Moltke, die Goldene Hochzeit. Er war Inhaber von nicht weniger als 18 Orden (darunter des Schwarzen Adlerordens mit der Kette), Senior des Eisernen Kreuzes 2. Klasse und Chef des 2. thüringischen Infanterieregiments Nr. 32.

In Kalocsa (Ungarn) starb am 3. Aug. Gabriel Klauzál, ehemaliger Handelsminister im ungarischen Ministerium von 1848. Geboren zu Pesth am 18. Nov. 1804, war Klauzál der Sohn eines österreichischen Offiziers und der jüngere Bruder des landwirthschaftlichen Schriftstellers Emmerich Klauzál (gest. 5. März 1847). Er absolvirte seine Studien in Pesth und verlegte sich namentlich auf die Nationalökonomie. Ins politische Leben trat er 1843 ein, indem er von dem csongrader Comitat in den ungarischen Landtag gewählt wurde, auf welchem er alsbald zum Führer der Opposition sich emporschwang. Als im Jahre 1848 den Ungarn ein eigenes Ministerium zutheil wurde, welches von Ludwig Grafen Batthyányi gebildet wurde, erhielt Klauzál das Portefeuille des Handels und der Industrie. In seiner Eigenschaft als Minister sprach er im Landtage über die Postreform, über die Zollfrage und über die Branntweinbesteuerung. Mit dem Sturze des Ministeriums Batthyányi fiel auch Klauzál und lebte seit dieser Zeit ganz zurückgezogen. Erst im Jahre 1861, als der ungarische Landtag wieder einberufen wurde, trat Klauzál wieder in den Vordergrund. Von der Stadt Szegedin zum Deputirten gewählt, betheiligte er sich im Mai 1861 an der Adreßdebatte und sprach die Ansicht aus, daß die Ungarn, ohne auf ihre gesetzliche Unabhängigkeit zu verzichten, an dem durch das Februarpatent gebildeten Reichsrathe nicht theilnehmen können. Bekanntlich erfreute sich der ungarische Landtag von 1861 keines langen Daseins; am 22. Aug. erfolgte bereits seine Auflösung und ganze vier Jahre war Ungarn nun wieder ohne Landesvertretung. Natürlich mußte während dieser Zeit auch Klauzál seine parlamentarische Thätigkeit wieder unterbrechen; doch war es ihm im letzten Jahre seines Lebens vergönnt, als Abgeordneter von Szegedin noch einmal an den Berathungen des ungarischen Repräsentantenhauses theilzunehmen.

In Wien starb am 11. Juni Dr. Theodor Kotschy, Custosadjunct am k. k. botanischen Hofcabinet, bekannt durch seine mehrmaligen Reisen in Afrika und Asien sowie durch seine Verdienste, die er um die Botanik sich erworben hat. Geboren am 15. April 1813 zu Ustron in Oesterreichisch-Schlesien, studirte er schon in seiner Jugend mit besonderer Vorliebe die Pflanzenwelt. Als Begleiter des bekannten Reisenden und Montanisten Joseph von Russegger unternahm er 1836 seine erste größere Reise nach Aegypten, Nubien, Kordofan und den Nachbarländern. Bekanntlich legte Russegger die Ergebnisse dieser Erforschungsreise in dem Werke „Reisen in Europa, Asien und Afrika" (7 Bde., Stuttgart 1841—50) nieder. Der botanische Theil dieses Reisewerks hat Kotschy zum Verfasser. Als Russegger im Februar 1839 nach Europa zurückkehrte, durchforschte Kotschy allein noch Kleinasien bis ins armenische Hochland. Sein Hauptaugenmerk war auf die Flora der von ihm durchreisten Länder gerichtet, doch notirte er sorgfältig auch alles Uebrige, was ihm eine Bereicherung für die Erdkunde zu sein schien. In spätern Jahren bereiste er Aegypten, Syrien, Kleinasien noch einmal und besuchte auch Persien sowie die Insel Cypern. Allmählich wurde Kotschy die erste Autorität für die Pflanzenkunde der Nilländer, und die kaiserliche Akademie der Wissenschaften sowie andere gelehrte Gesellschaften wählten ihn zu ihrem correspondirenden Mitgliede. Die Resultate seiner langjährigen Forschungen hat Kotschy in folgenden Werken ausführlich beschrieben: „Abbildungen und Beschreibungen neuer seltener Thiere und Pflanzen, in Syrien und im westlichen Taurus gesammelt von Kotschy, herausgegeben von Fenzl, Heckel und Redtenbacher" (2 Lieferungen, Stuttgart 1843 und 1849); „Ueberblick der

Vegetation Mexicos" (Wien 1852, aus den „Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften" abgedruckt). Diesen Arbeiten folgte das Prachtwerk: „Die Eichen Europas und des Orients. Gesammelt, zum Theil neu entdeckt, mit Hinweisung auf ihre Culturfähigkeit für Mitteleuropa beschrieben" (Olmütz 1858—62); ferner „Reise in den cilicischen Taurus über Tarsus. Mit Vorwort von Karl Ritter" (Gotha 1858); „De Plantis nilotico-aethiopicis Knoblecherianis" (Wien 1864); „Die Insel Cypern, ihrer physischen und organischen Natur nach" (mit Franz Unger, Wien 1865); „Plantae Binderianae nilotico-aethiopicae" (Wien 1865) und endlich „Plantae Arabiae in ditionibus Hedschas, Asyr et El Arysch" (Wien 1865). Kotschy hat auch eine Bearbeitung der botanischen Sammlungen der Tinne'schen Expedition am obern Nil in den „Plantae Tinneanae" zurückgelassen. Diese Pflanzen sind ihm ein Beweis dafür, daß die Flora der westafrikanischen Küste bis ins obere Nilgebiet hineinreiche, und er hat daraus den Schluß gezogen, daß eine hohe Gebirgsscheide in Centralafrika kaum vorhanden sein dürfte. Kotschy war Doctor der Philosophie und in letzter Zeit zweiter Adjunct des Dr. Eduard Fenzl, Custos des in der kaiserlichen Hofburg zu Wien befindlichen k. k. botanischen Cabinets.

Am 4. Aug. starb zu Sandhurst der englische Geniegeneral Sir Harry David Jones, Vorstand der dortigen Militärschule und rühmlichst bekannt durch seine Theilnahme an den Belagerungen und Eroberungen von Bomarsund und Sewastopol. Er war im Jahre 1792 geboren und gehörte fast 58 Jahre lang der englischen Armee an. Im September 1808 erhielt er eine Secondelieutenantsstelle im königlichen Ingenieurcorps und machte im folgenden Jahre die Expedition nach der Insel Walcheren und nach Vliessingen mit. An den Feldzügen von 1810—14 nahm er in Spanien bedeutenden Antheil. Er war 1811 in der von den Franzosen belagerten Festung Cadiz gegenwärtig, kämpfte am 21. Juni 1813 in der großen Schlacht bei Vittoria, betheiligte sich am 9. Sept. an der Eroberung von San-Sebastian, am 7. Oct. an dem Uebergange über die Bidassoa und im folgenden Jahre an der Einschließung von Bayonne. Im Februar 1815 ging er zur Armee des Generals Lambert nach Amerika und wurde mit einer Mission nach Neuorleans beauftragt. Nach Europa zurückgekehrt, begab er sich zur Armee nach Belgien und landete am 18. Juni 1815 in Ostende. Er kam also zu spät, um noch die Schlacht bei Waterloo mitmachen zu können. Nach dem Einzuge der englischen Truppen in Paris wurde ihm ein Theil der Befestigungsarbeiten am Montmartre zur Beaufsichtigung gegeben. Im Jahre 1816 wurde er Bevollmächtigter bei der preußischen Occupationsarmee in Frankreich. Im Jahre 1833 erhielt Jones eine Mission nach Konstantinopel; später avancirte er allmählich bis zum Obersten und zum Director der Ingenieurschule zu Chatham. Beim Ausbruche des Kriegs gegen Rußland wurde Jones zum Brigadegeneral befördert und am 11. Juli 1854 mit einer combinirten Geniecompagnie ausgewählter Mannschaft nach den Ålandsinseln geschickt, um in Gemeinschaft mit dem französischen Commandanten, General Baraguay d'Hilliers, Bomarsund zu erobern. Bereits am 16. Aug. 1854 war seine Aufgabe erfüllt, weshalb ihn die Königin zum Generalmajor erhob. Im Februar 1855 erhielt er das Commando über das englische Ingenieurcorps in der Krim. Durch seine und des französischen Geniegenerals Niel Vorarbeiten wurde der Fall von Sewastopol beschleunigt. Bei dem ersten (mislungenen) Sturme am 18. Juni 1855 wurde General Jones durch eine Kartätschenkugel an der Stirne verwundet. Im Jahre 1856 folgte er dem General Sir George Scovell als Gouverneur der Militärschule von Sandhurst, 1860 wurde er Generallieutenant und 1861 Großkreuz des Bathordens. Für seine Verdienste im Krimkriege besaß er auch den türkischen Medjidieorden 2. Klasse, die sardinische Medaille

für militärische Tapferkeit und das Commandeurkreuz der Ehrenlegion. Seit dem 2. Aug. 1860 hatte General Jones noch den Titel des obersten Commandanten der königlichen Ingenieure; außerdem war er Ehrenoberst des 4. Bataillons der Cheshire Rifle Volunteers.

---

## Musikalische Revue.

Die großen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit lähmten selbstverständlich alle musikalischen Unternehmungen fast vollständig, und es beschränkten sich dieselben so gut wie durchgängig auf patriotische Veranstaltungen, also Wohlthätigkeitsconcerte, welche mit größtmöglichstem Eclat meist als ziemlich unkünstlerisch wahllose Monstreaufführungen in Scene gesetzt wurden. Von den wenigen Unternehmungen zu obigem Zweck, welche wegen werthvollern Gehalts Erwähnung verdienen, war unstreitig die interessanteste eine von dem würdigen Altmeister Professor Moscheles in London veranstaltete, wohin sich derselbe diesen Sommer aus rein familiären Gründen begeben hatte. Seine Gattin unterzog sich jedoch bereits bald nach beiderseitiger Ankunft daselbst einer Sammlung zum Besten verwundeter Soldaten und übersandte deren Ertrag an das leipziger Comité. Doch mit diesem günstigen Resultat vermochte sich das durch seine Humanität bekannte Paar nicht zu begnügen, sein Interesse ward durch dasselbe nur noch wärmer erregt, und Moscheles ruhte nicht eher, als bis er eins der glänzendsten Concerte der letzten Saison durchgesetzt hatte. Fast jedem andern Künstler wäre es unmöglich gewesen, in London zu solchem Zweck etwas Nennenswerthes zu Stande zu bringen. Kraft seiner dortigen noch aus Weber's Zeiten herrührenden Beliebtheit aber beeilte sich einerseits besonders der ältere Theil des Publikums, den in dessen schönster Erinnerung lebenden Meister nach so vielen Jahren wiederzusehen, andererseits die Elite der dort anwesenden Künstler (Jenny Lind und deren Gatte Otto Goldschmidt, Desirée Artôt, Mme. Parepa, Dr. Gunz, Hallé u. s. w.) durch ihre Mitwirkung dem Altmeister ihre Verehrung zu bekunden, sodaß sich dieser Abend zu einer nicht enden wollenden Ovation für Moscheles gestaltete, während das Resultat der Einnahme ein über Erwarten bedeutendes war.

Ein Wohlthätigkeitsconcert in Leipzig gab einer deutschen, im Auslande gefeierten Sängerin, Mrs. Wernicke-Bridgeman, welche in pariser Hofconcerten und im londoner Krystallpalast sowie in den Hauptopern Italiens, in Venedig, Mailand und Florenz mit glänzendem Erfolg aufgetreten ist, Gelegenheit, sich auch in ihrem Vaterlande als Coloratursängerin von mächtiger Stimme und brillanter Schule in einigen italienischen Arien vorzuführen. Auch im Vortrag deutschen Gesanges zeigte sie feines künstlerisches Verständniß und Discretion.

Verhältnißmäßig reich waren die letzten Monate an allerdings noch während des Friedens vorbereiteten Verlagsnovitäten. Unter den Schriften über musikalische Objecte lenken wir diesmal die Aufmerksamkeit zuerst auf ein schon seit längerer Zeit in zwanglosen Heften erscheinendes Journal über „Gesang und Oper, kritisch-didaktische Abhandlungen“ von Maria Heinrich Schmidt (Magdeburg, Heinrichshofen), von welchem uns jetzt das sechste Heft vorliegt. Die bisherige Behandlung des Stoffes ist nicht frei von Einseitigkeiten, sowol in geistiger als auch in technischer Beziehung. So verwendet z. B. der Herausgeber diesmal fast das ganze Heft auf eine bald sehr Treffendes, bald wiederum Bedenkliches oder Vages bringende Abweisung der großen Gesangschule von Friedrich Schmitt, während zwei sehr hübsch geschriebene Artikel über Unsitten der Zuhörer und über Carlotta Patti einen nur geringfügigen Anhang bilden. Viel gün-

stiger hätte sich überhaupt das Unternehmen hoffentlich schon längst gestaltet, wenn nicht der Verfasser bisher gänzlich isolirt dagestanden hätte, und wir können nur wünschen, daß seiner Klage: „Kein einziger Gesanglehrer in ganz Deutschland hielt es der Mühe werth, sich meinen Bestrebungen anzuschließen", recht bald seitens tüchtiger Collegen durch Betheiligung begegnet werde, um so mehr, als die Haltung seiner gesammten Kritik eine durchaus anständige, möglichst gerechte, mit warmem Interesse auf die Sache gerichtete ist. H. M. Schletterer hat bei Beck in Nördlingen eine „Uebersichtliche Darstellung der Geschichte der kirchlichen Dichtung und geistlichen Musik" herausgegeben, die einerseits wegen des fleißig gesammelten, interessanten Materials, andererseits wegen des Freimuths und der Vorurtheilslosigkeit Beachtung verdient, mit der der Verfasser die frühern kirchlichen Zustände, besonders die eigentlichen Triebfedern, die herrschenden Stimmungen und Leidenschaften auf diesem Gebiete beleuchtet. Allerdings wird die Geduld des Lesers durch Mangel an Anordnung beansprucht. Interessantes und trocken Chronistisches sind zu wenig gesondert, ferner finden sich noch Angaben früherer Schriftsteller über die Gregorianische Zeit nachgeschrieben, die sich durch neuere Forschungen als unrichtig ergeben haben; endlich macht auch der Verfasser zu einseitige Ansichten geltend, zeigt sich mit den neuen großartigen Bestrebungen unbekannt und will überhaupt alle Instrumentalmusik aus der Kirche verbannt wissen. Ferner verdient Beachtung „Tristan und Isolde nach Sage und Dichtung. Ein Skizzenbild. Zur Einführung in das Drama Richard Wagner's", von Fr. C. F. Müller (München, Kaiser), reich an historischen Quellen für die Ermittelung der frühern Gestalt dieser berühmten Sage, worin der Verfasser ihr Verhältniß zur dramatischen Darstellung und sodann Wagner's Drama selbst beleuchtet. Interessant ist auch seine reichhaltige Sammlung der Aussprüche bedeutender Autoritäten über die Nothwendigkeit der dramatischen Reform der Oper, von Saint-Evremont an bis auf Gluck, Lessing, Tieck u. s. w. Aloys Hennes hat „Klavierunterrichtsbriefe" (in fünf Cursen à 1 Thlr., Leipzig, Händel), und zwar bereits in zweiter verbesserter Auflage herausgegeben, anscheinend besonders für solche Lehrer sehr brauchbar, die sich den Stoff nicht zurechtzulegen wissen. Dieses Zurechtlegen und genaue Abwägen dessen, was ein Schüler in je einer Stunde zu bewältigen vermag, hat sich der Verfasser in 250 Lectionen mit großer Sorgfalt zur Aufgabe gemacht, von dem ebenso richtigen als wichtigen Grundsatz ausgehend: „Zuerst verstanden, dann erst praktisch ausgeführt." C. H. Bitter hat in einem ziemlich compendiösen Werke neue Uebersetzungen der Texte zu „Don Juan" und „Iphigenie in Tauris" (Berlin, F. Schneider) veröffentlicht. Anziehend oder werthvoll sind seine Kritiken der bisherigen Uebersetzungen und die von ihm aufgestellten Anforderungen an eine wirklich brauchbare. Dagegen ist es ihm in Bezug auf Präcision und Schwung des Ausdrucks noch nicht gelungen, wirkliche Meisterleistungen zu bieten. Hierbei seien beiläufig zwei kleine Broschüren verwandten Inhalts erwähnt, das von Dr. von Sonnleithner in Leipzig herausgegebene ursprüngliche „Prager Textbuch zum «Don Juan» nebst den im wiener Textbuch enthaltenen Abweichungen" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel), und ein die Stellung Mozart's, besonders der „Zauberflöte" zur Freimaurerei beleuchtendes, in Leipzig bei Theodor Lißner erschienenes, recht anregend geschriebenes Schriftchen. Werthvolle Vorschläge und Gesichtspunkte enthält die Broschüre: „Die Organisation des Musikwesens durch den Staat", von Franz Brendel (Leipzig, Kahnt), besonders insofern, als der Verfasser klar und mit Sachkenntniß zwischen den an den Staat zu machenden berechtigten und unberechtigten Anforderungen sichtet. Ludwig Nohl hat eine Partie seiner einzelnen Aufsätze unter dem Titel „Musikalisches Skizzenbuch" bei Fleischmann in München veröffentlicht. Es ist viel wohlfeile, flüchtig salope Büchermacherei darin, aber es läßt sich nicht leugnen, der Verfasser hat ein besonderes Geschick, anscheinend trockene Gegen-

stände populär zu behandeln, und so sind denn, manche ziemlich gewagte Behauptung abgerechnet (so wird z. B. ziemlich oft auf Unkosten Gluck's Mozart in allem und jedem als unübertroffen dargestellt), die Aufsätze über Homophonie, Polyphonie, Mozart, Haydn und Beethoven allerdings werth, von Kunstfreunden gelesen zu werden, welche mit ihrem Verständniß noch wenig in die Sache eingedrungen sind. Noch verdient Erwähnung eine kleine von Dr. Faust Pachler bei Behr (Bock) in Berlin herausgegebene Schrift: „Beethoven und Marie Pachler-Koschak.“ Es ist eigentlich dem Verfasser nur um den Nachweis zu thun gewesen, daß Beethoven in seine Mutter nicht verliebt gewesen sei, aber er hat viele künstlerische Gesichtspunkte so anziehend in seine Beweisführung verwebt, daß ein ganz anregendes und belehrendes Werkchen daraus geworden ist.

Von größern interessantern Compositionen sind vor kurzem erschienen: die Orchesterpartituren von Liszt's „Episoden aus Nikolaus Lenau's «Faust»“: „Der nächtliche Zug“ und „Der Tanz in der Dorfschenke“ (Leipzig, Schuberth), letztere Episode bekannter unter dem Titel „Mephisto-Walzer“, von Robert Volkmann's „Festouverture zur Jubelfeier des pesth-ofener Conservatoriums“ (Pesth, Heckenast), und von Karl Goldmark's Ouverture zu Kalidasa's „Sakuntala“ (Wien, Dunkl). Liszt's nervös-aufregender „Mephisto-Walzer“ voll dämonisch-sinnlicher Macht, welche unwiderstehlich mit sich fortreißt, hat sich schnell weithin eingebürgert und ist bald mit Orchester, bald am Klavier zwei- oder vierhändig oder auf zwei Pianos in Deutschland, Paris, London, Rom, Neuyork u. s. w. bereits ein Lieblingsstück des bessern Publikums geworden; weniger bekannt wurde bisjetzt die erste Episode, im Gegensatz zu dem den grellsten Contrast zu ihr bildenden Dorfschenkentanz ein Gemälde von vorwiegend weichem Colorit und bezauberndem Schmelz, durch welches uns der Tondichter in die tiefsten, geheimsten Regungen des Seelenlebens führt, insofern ein sehr glücklicher Griff, als der „Nächtliche Zug“ zur Darstellung wie geschaffen ist. Programmusik im eigentlichsten Sinne, verfolgt hier die Musik die Dichtung Schritt für Schritt, ohne ihre Selbständigkeit aufzugeben, und ist denen, die sich mit Liszt's Conceptionsweise befreundet haben, wegen ihrer bei aller Glut der Phantasie einheitlichen Stimmung ebenso zu empfehlen wie die zweite Episode. Volkmann hat mit seiner bei Gelegenheit des obenerwähnten Jubiläums mit Enthusiasmus aufgenommenen Festouverture ein prächtiges Stück populäre und schwungvolle Musik geliefert, das sich rasch in allen Concertinstituten einbürgern muß, welche überhaupt von demselben Notiz nehmen wollen. Es ist ein so naturwüchsiger Zug und Fluß in den Gedanken sowol wie in deren Ausführung, daß man sich gern das stellenweise sehr leichtblütige laisser-aller der zuweilen ziemlich leichten Kaufs sich weiter schiebenden Factur gefallen läßt, besonders wenn man in Betracht zieht, daß die Ouverture ein in Eile geschaffenes Gelegenheitsstück ist und dem Autor keine Zeit blieb, sich ruhig in tiefere Conceptionen zu versenken. Das Hauptthema ist höchst national-charakteristisch erfunden und mit größtem instrumentalen Glanz durchgeführt. Sehr wohlthuend ist auch andern aphoristischer, launischer gehaltenen Werken Volkmann's gegenüber der stetige, gesättigte, breit dahinströmende Fluß der Hauptsätze. Die Ouverture von Goldmark erschien als Op. 13 in Partitur wie in zwei- und vierhändigem Klavierauszuge und wurde in Wien und mehrern andern süddeutschen Hauptstädten mit Beifall aufgeführt. Das Werk ist Programmmusik in des Wortes weitester und bester Bedeutung. Besonders sind die auf indische Originalweisen basirten Themen ausgeprägte Charakter- und Stimmungsschilderungen zu nennen; das erste versinnlicht beredt den ganz eigenthümlichen Gefühlsmysticismus des Kalidasa'schen Gedichts; das den jagdlustigen, genußsüchtigen Duschanta charakterisirende, fanfarenartige Thema tritt dagegen höchst glanzvoll und zugleich unheimlich auf, während ein drittes die keimende Liebe der Sakuntala ebenso zart als eigenthümlich phantastisch

schwunghaft schildert. Ueberhaupt verläßt das Werk alle herkömmliche Schreibart so eigenartig, daß es bereits heftige Widersacher gefunden hat, welche die allerdings in einem fast zu lose und weit ausgesponnenen Inganno schwimmende Erfindung schlechthin für banal erklärt haben. Aber auch sie erkennen die meisterhafte und geistreiche Verwendung der instrumentalen Mittel an.

Zur Kirchenmusik lieferten, wenn auch nicht bedeutende, doch immerhin schätzenswerthe Chorgesangbeiträge unter andern Tauwitz, Greith und Rode. Eduard Tauwitz hat die einzelnen Verse der ziemlich werthvollen Oser'schen Dichtung „Wie der Regen auf die Au" (Op. 72, Prag, Schalek u. Wetzler) in leichterer Motettenform ziemlich abwechselnd durchweg a capella behandelt. Eine düstre choralartige Hauptmelodie tritt als Cantus firmus bald im Sopran, bald im Tenor auf, und zwischen diesen Durchführungen erscheinen lichter gefärbte Triosätze. Vielleicht die Absicht düstern Colorits hat den Verfasser zu überwiegender Trockenheit und Gleichförmigkeit verleitet, bis er sich mit dem letzten Verse zu recht wirkungsvollen, beseeltern Steigerungen erhebt. Der Werth des Stücks liegt in charakteristischen Einzelheiten und in einer auf gediegenen Studien basirenden Polyphonie, welche den Text in erregterer Weise auszudrücken bestrebt ist. Karl Greith hat mit zwei Choralmessen (Einsiedeln, Benziger) insofern einen glücklichen Wurf gethan, als er durch Benutzung von Choralmelodien, welche in der uralten Kathedrale von St.-Gallen seit langer Zeit in Gebrauch sind, ein ebenso edles als volksthümliches Element, durch contrastirende Färbung der einzelnen Theile der Messe aber ein recht wirksames Colorit in beide Werke gebracht hat. Vorherrschend ist homophone Behandlung, die Orgel ordnet sich begleitend unter. Die einzelnen Sätze sind kurz und leicht ausführbar. Eine von Paul Rode in Berlin bei Mendel herausgegebene Passionscantate, Op. 40, ist ein erheblicher Fortschritt gegen einen vor kurzem von ihm veröffentlichten Psalm, Op. 37. Bei nunmehr sauberer, correcter Anlage concentriren sich jetzt seine Gedanken zu einheitlich durchgeführten Sätzen, von denen sich als wirklich mustergültig der Motettensatz „Ihr Augen weint" bezeichnen läßt. Zu wünschen bleibt noch größere Vertiefung des Ausdrucks und Gewähltheit der Gedanken. Das Stück verdient übrigens sonst auch wegen leichter Ausführbarkeit die Beachtung der Schulen, denen es speciell gewidmet ist.

Zu den echt deutschen Krankheiten der Gegenwart gehört, nur in viel verderblicherer Ausdehnung als früher die einseitige Pflege des Streichquartetts, die des Männergesanges. Untrennbar geworden von edelm Gerstensaft besteht sie im erschlaffenden Berauschen in einer Bänkelsängerliteratur, in welcher sich die hohle patriotische und erotische Wortphrase und die in der handwerksmäßigsten Schablone abgetriebene banalste Musikphrase brüderlich die Hand gereicht haben. Mit unverwüstlicher Ausdauer und Liebhaberei überschwemmen unsere Componisten jahraus jahrein den Notenmarkt mit einer Flut neuer Eintagsfliegen obiger Gattung und tragen vereint mit unsern ebenfalls üppig grassirenden großen und kleinen Sängerfesten das ihrige bei zu immer unklarern patriotisch-nationalen Begriffen, wie zu romantisch-traumseliger Abschwächung deutscher Thatkraft und Schlagfertigkeit. Um so wärmer haben wir daher jeden kernigern Aufschwung auf diesem weiblich ausgefahrenen Gebiete zu begrüßen, wie ihn in letzter Zeit unter andern Volkmann, Köhler, Krejci und Fiby boten. Das erste Stück in Robert Volkmann's Op. 48 (Pesth, Heckenast) ist ein feierlich ernster, unwillkürlich den Blick nach innen lenkender, national gehaltener „Morgengesang" von Mihály, mit dessen überwiegend absonderlichen Harmonien sich allerdings deutsche Ohren vielleicht nicht sofort befreunden werden. Die beiden andern sind fröhliche Gesänge mit urwüchsig kernigem, frischem Zuge. Ebenfalls echt künstlerische Gaben liegen vor von Louis Köhler (Op. 125 und 126, Leipzig, Kahnt). Das erste Heft enthält fünf theils seelenvoll innig, theils

duftig träumerisch ausgeführte Lieder von Eichendorff, Reinick, Brentano, Lenau und Gottschall. Die den Texten entsprechenden Motive sind einfach und gefällig, aber nicht verbraucht und erhalten durch harmonisch reich bewegte Durchführung wirksame Steigerungen. Störend wirken nur einige grobe Willkürlichkeiten in der Declamation. Noch feiner gestaltet und gegliedert zeigt sich die Composition von Gaudy's „Reisende Handwerksburschen". Jedes dieser fünf Lieder hat sein eigenthümliches Gepräge, ohne dem andern an tiefgemüthlichem Humor etwas nachzugeben. Joseph Krejci, der jetzige bewährte Director des prager Conservatoriums, hat in Prag bei Schalek u. Wetzler drei „Trauungsgesänge" von überwiegend national-charakteristischem Gepräge veröffentlicht. Die harmonische Folge ist natürlichem Fluß zuweilen nicht förderlich, sonst jedoch bis auf einige trübe Intervalle ziemlich einfach. Am anziehendsten ist Nr. 3 durch süß empfindungsvolle Einfachheit. Hermann Fiby, der strebsame Dirigent des Musikvereins in Znaym, hat dem brünner Männergesangverein Schiller's „Hymne an den Unendlichen" für Männerstimme und Blasinstrumente (Op. 5, Wien, Wessely) gewidmet. Ein Text, in dem sich Schiller's Geist mit dem Klopstock's verbrüdert, ist, so anregend er auch durch die Großartigkeit der Empfindungen sein mag, wegen seines Reichthums an schnell sich ablösenden Gedanken der Composition nicht leicht zugänglich, und darum ist auch der Verfasser zu fast durchgängig zu kurzen Sätzchen und kahlen Textwiederholungen verleitet worden, sodaß es ihm nicht gelungen ist, die dadurch entstandene Monotonie durch breitern Fluß zu vermeiden. Nicht am Orte erscheint ferner die Zurückhaltung des Orchesters wie der Stimmen von dem Augenblick an, wo sich der Sturm erhebt. Sonst ist einheitliche Stimmung und Charakter in dem Stück, und ist dasselbe immerhin ein wirkungsvoller Beleg dafür, wie ungleich freier und mannichfaltiger sich die Conception durch Hinzuziehung irgendwelcher Art von unterstützender Begleitung gestaltet.

Jungen Tonkünstlern, welche sich auf anständigere Weise als Componisten einführen wollen, wird in der Regel gerathen, dies mit Liedern zu thun, deren Druckkosten sie, wenn auch „Verlag von N. N." darauf prangt, in der Regel ziemlich mühsam selbst erschwingen müssen. Da aber die Verleger ferner gewöhnlich zugleich der Ansicht sind, daß sich wegen eines einzelnen Liedes nicht das Aufschlagen ihres Contobuchs verlohne, so wird dadurch gleichgiltiger Schablonenproduction ebenfalls unmotivirter Vorschub geleistet, und man ist schon erfreut, wenn man in solchen Heften zu 6—12 Fabrikaten ein oder zwei erträgliche findet, von denen die übrigen dann matte Nachahmungen zu sein pflegen. Mehr als hundert neue Lieder wurden uns in letzter Zeit wiederum zugemuthet, und aus diesem Respect einflößenden Stoß stellten sich nur wenige Sachen von Eyken, Kleffel, Franke, Willemsen und Twietmayer als in mäßigem Grade beachtenswerth heraus. Ein wenig erfreuliches Resultat. Fünf von G. van Eyken (Op. 11, Amsterdam, Roothaan) edirte Lieder sind, Einzelheiten abgerechnet, gesund, stimmungsvoll und populär gehalten und fesseln auch durch manchen interessanten Zug. Sechs Lieder von Arno Kleffel (Op. 4, Riga, Petrick) und drei Lieder von Hermann Franke (Op. 8, Breslau, Hientzsch) zeigen mancherlei Berührungspunkte miteinander. In beiden ist bei ersichtlichem Talent ein tief gemüthlich-beschaulicher Zug und verhältnißmäßig reiche Harmonik. Franke's Lieder haben die durchsichtige Blässe monotoner Mondscheinphysiognomie, diejenigen sind bei ihm die besten, in denen der Text seinem Naturell entspricht. Kleffel ist mannichfaltiger und belebter im Ausdruck und nur in der Harmonik überwiegend Spohrisch-sentimental. Reizend und duftig graziös ist „Primula veris", vortrefflich auch Nr. 3 durch treffendes Erfassen verschiedener Stimmungen wie durch lebendige Begleitung. Drei von H. Willemsen als Op. 1 in Düsseldorf bei Bayrhofer veröffentlichte Lieder, in welchen bei ebenfalls sichtlichem Talent die unter sich contrastirenden poetischen Grundstim-

mungen treffend illustrirt werden, sind fast ganz frei von Anlehnen an Vorbilder, bis auf vereinzelte Unebenheiten fließend und ungekünstelt, auch psychologische und harmonische Feinheiten bietend, dabei gesangmäßig und im ganzen gut declamirt. Am bedeutendsten ist das durchweg recht glücklich concipirte Lied „Laßt mich ruhn". Von Theodor Twietmayer liegen 16 Lieder vor (Op. 7 und 8, Dresden, Hoffarth), anziehend durch natürliche Haltung, gesunden Sinn, feines Gefühl und Anlage für treffenden Stimmungsausdruck. Zu wünschen bleibt noch plastischeres Herausarbeiten der Conception und Declamation. In Op. 7 machen wir auf Nr. 6 aufmerksam, in dem von schon etwas reifer, wärmer entwickeltem Ausdruck beseelten Op. 8 besonders auf die beiden ersten.

Von Klaviercompositionen liegt uns eine größere Zahl selbständiger Stücke, Etuden und Arrangements des in Gotha wirkenden Pianisten A. Deprosse vor. Am interessantesten und verdienstvollsten erscheint darunter die in Hamburg bei Schuberth geschehene Herausgabe rumänischer Nationalmelodien von bald ganz eigenartigem, bald auffallend modern salonmäßigem Charakter. Manche, europäischen Ohren stark widerstrebende, weil ungelöste Dissonanzen erinnern stark an arabische Weisen. Das Arrangement ist trotz geistvoller Zuthaten discret und dem Volkscharakter entsprechend ausgeführt. Ferner empfehlen sich durch anziehende Factur Op. 14: Etuden in Variationenform, und Op. 17: „Etudes romantiques." Auch Op. 18 (die letzten drei Werke sind bei Breitkopf u. Härtel erschienen): „Miniaturbilder für Klavier und Violine", enthalten einige ganz reizende oder keck hingeworfene Aquarellen. Hierbei seien auch zwei Stücke für Klavier und Violine von einer der bedeutendern Pianistinnen der Gegenwart, Aline Hundt, erwähnt, welche dieselben als Op. 6 unter dem Titel „Traumgestalten" in Kassel bei Luckhardt herausgegeben hat. Beide sehr ähnliche Stücke sind dem verschleiert elegischen Colorit der Bratsche entsprechend gehalten. Das traumhafte Element wird zeitweilig durch leidenschaftlichere Momente verdrängt. Störend sind noch Unklarheit der Structur und harmonische Wagnisse. Immerhin zeigt aber die Verfasserin eine für ihr Geschlecht seltene Begabung, und ist der allgemeine Eindruck, wenn auch stellenweise noch verwischt, infolge stimmungsvoller und edler Melodik ein überwiegend günstiger. Johannes Schondorf, Director des güstrower Musikvereins, hat bei Kahnt in Leipzig anziehende Klavierstücke veröffentlicht. Hier ist einmal wieder wirklicher Charakter zu finden, eine wenn auch nicht ungewöhnlich schwungvolle, aber doch kernig frische, feste Individualität, frei von Zerfahrenheit und Sentimentalität wie von der heutzutage oft so unangenehm berührenden Prätension jüngerer Talente, die nur aus Mangel an Selbstzucht herrührt. Die Stücke bestehen in einer glanzvollen Polonaise, Op. 13, einem anmuthigen Impromptu, Op. 14, einer naiven kleinen Menuett, Op. 15, und einem Bacchanal, Op. 16, dem bedeutendsten Stücke, in welchem ein bacchantisches und ein beruhigendes Thema sich wirkungsvoll gegenübertreten. Von S. Jadassohn liegen uns vor: eine bei Breitkopf u. Härtel erschienene Serenade, Op. 35, aus acht meist zweistimmigen, sehr populären, wohlklingenden, geschickt gearbeiteten Kanons bestehend, der 24. Psalm, Op. 29, für Chor und Solostimmen mit Blechinstrumenten (Leipzig, Dörffel), ein überwiegend weich und Mendelssohnisch gehaltenes, sangbares Chorstück, sowie Mädchenlieder, gedichtet von Batz, für Sopran, und zweistimmige Gesänge für Sopran und Tenor, Op. 30 (Leipzig, Heinze), oberflächlicher und phrasenhafter gehalten, aber sangbar und dankbar sowie durchweg den tüchtigen Musiker bekundend.

---

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Politische Vorgeschichte des deutschen Kriegs von 1866.

Erster Artikel.

**1) Allgemeiner Gesichtspunkt für die Darstellung. Das Wesen des modernen Kriegs. Scheidung zwischen ursächlicher Streitfrage und unmittelbarer Veranlassung zum Kriege. Die Cabinetspolitik seit 1815 als Gegnerin nationaler Kriege. Wandlung der Dinge durch des Kaisers Napoleon „neues Recht". Entwickelungsstadien des speciellen Kriegsfalls. Die ursächliche Streitfrage zwischen Preußen und Oesterreich. Einwirkung des confessionellen Moments. Oesterreichs Stellung zum Deutschen Reich. Seine Rivalität mit Preußen seit Friedrich II. Verhältniß beider deutschen Großmächte zum engern Deutschland nach 1815. Wandlungen in der deutschen Politik seit dem Regierungsantritt Wilhelm's I. Bismarck's Aufgabe.**

Es hieße einen großen historischen Proceß von beschränktem Gesichtspunkte aus betrachten, wollte man die Ereignisse, welche Deutschland von der Zeit nach Abschluß der Gasteiner Convention bis zum Frieden von Prag erfüllten, einfach als den weitern Verlauf der sich zu größern Dimensionen entwickelnden schleswig-holsteinischen Angelegenheiten behandeln. Wo es zu einem gewaltigen, auf ganz Europa zurückwirkenden und die Geschicke Deutschlands vollständig umgestaltenden Kriege kommt, müssen die bewegenden Elemente tiefer gesucht werden, und manches bis dahin Wichtige und Maßgebende muß an die Stelle des Untergeordneten und Zufälligen zurücktreten.

Liegen große Kriege schon im allgemeinen außerhalb des Bereichs des Zufälligen, erweisen sie sich vielmehr als das Ergebniß langer Arbeit in der Werkstatt der Geschichte, so gilt dies in höherm Maße von den großen Kriegen unserer Zeit. Unverkennbar hat sich im Wesen und Charakter der Kriege mit dem Beginn der Kämpfe, welche die Französische Revolution gegen die Coalition der europäischen Mächte führte, eine Wandlung vollzogen, welche mit dem gleichzeitig angebahnten Uebergange von der Cabinetspolitik zur nationalen im innigen Zusammenhange steht. Der Krieg hat seitdem, wenn auch in modernem Gewand auftretend, das Wesen des Volkskriegs wieder angenommen, er ist nicht mehr ein beliebig zu verwendendes Werkzeug in der Hand der Diplomatie. Nur das Alterthum und die Zeit nach Beginn der Völkerwanderung kannten den Krieg in diesem seinem eigentlichen Sinne, nicht aber die Feudalzeit und die Zeit nach Einführung der stehenden Heere. Während letztgedachter Epochen, deren politische und sociale Institutionen kein Volk als solches kannten, war der Volkskrieg unmöglich. Parteikämpfe, in denen rohe ungeordnete Massen ohne klar vorliegenden Zweck ihr Wesen trieben, gehören nicht dahin.

Ein Krieg, der in seiner ganzen Erscheinung den Stempel des modernen Volkskriegs an der Stirn trug, war das Ziel, dem die beiden großen Parteien in Deutschland und die Lenker ihrer politischen Geschicke während des uns beschäftigenden Zeitraums entgegendrängten. Fassen wir dieses Ziel von vornherein näher ins Auge, so werden die politischen Vorgänge an Interesse und Bedeutsamkeit gewinnen.

Das Charakteristische des Volkskriegs beruht in möglichst allgemeiner Betheiligung aller Glieder der kriegführenden Völker an der Action. Direct manifestirt sich diese

Betheiligung durch die Aufstellung gewaltiger, in ihrer Streiterzahl oft bis an die Grenzen der Leistungsfähigkeit reichender Heere, indirect durch die Mitleidenschaft des ganzen staatlichen Gemeinwesens. Dadurch stellt sich das natürliche Verhältniß wieder her, daß Volk gegen Volk auf Leben und Tod kämpft und Sieg und Niederlage auf Generationen hinaus bestimmend wirken. Nur solche Kriege weisen jene großen Entscheidungsschlachten auf, wie sie als gewaltige Marksteine in der Geschichte dastehen. Während in den Kriegen der dem unsern vorangegangenen Jahrhunderte sich meist auf beiden Seiten ein schleppender Gang kundgibt, und oft ganze Feldzüge mit der Belagerung irgendeiner unwichtigen Festung ausgefüllt wurden, ist heute das Gesammtstreben wieder mit vollem Bewußtsein auf eine rasche und große Entscheidung gerichtet. Es ist wieder Ernst um die Sache geworden. Kriege als Selbstzweck, um der Waffenehre willen, aus unklaren Sympathien oder Antipathien oder gar aus Ruhmdurst und Fürstenlaune sind fast unmöglich geworden. Mehr und mehr bricht sich dabei die Erkenntniß Bahn, daß weder die Ueberschwemmung feindlichen Landes, noch das Zurückweisen des Gegners aus dem eigenen, weder das siegreiche Bestehen rühmlicher Kämpfe, noch die Bezwingung fester Plätze an und für sich einen Krieg entscheidet, sondern daß es sich um die völlige Niederwerfung des einen der kämpfenden Theile handelt, um die Vernichtung seiner Widerstandskraft auf lange Zeit hinaus. Der Einsatz muß darum von beiden Theilen ein hoher sein. Die Kriege sind infolge dieser Wandlung blutiger, aber auch seltener und kürzer geworden; sie zeigen nicht mehr den chronischen Charakter, den sie im Mittelalter und den letztvergangenen Jahrhunderten hatten.

Kriege, im Geiste des Volkskriegs begonnen und geführt, lassen selten einen Zweifel über ihren endlichen Ausgang. Nur in einzelnen Schlachten ist der Sieg dem Walten des Glücks und des Zufalls unterworfen, der endliche Ausgang durchgekämpfter Kriege entspricht stets der folgerichtigen Nothwendigkeit einer höhern Weltordnung. Sittlich berechtigte, zur vollen Reife gelangte Ideen, durch den Lauf der Geschichte vorgezeichnete große nationale Aufgaben sind stets des endlichen Siegs gewiß. Die um ihretwillen — oft gegen formell gutes Recht — geführten Kämpfe können zuweilen durch faule Frieden unterbrochen, nie aber in einer Weise zum vollen Austrag gebracht werden, bei der lebensfähige neue Ideen, berechtigte nationale Ansprüche oder civilisatorischer Eroberungsdrang vollständig unterlägen. Diese Ueberzeugung hat die Völker in jüngerer Zeit wieder vollständig durchdrungen. Seit der Krieg wieder Volkssache geworden, seit er den ihm gebührenden ernsten Charakter wiedergewonnen hat, begegnen wir nur ganz ausnahmsweise der Erscheinung, daß die Nationen nicht zu den großartigsten Opfern zu Kriegszwecken bereit wären. Mag der Wendung vom Frieden zum Kriege auch mit gepreßter Brust entgegengesehen werden, von dem Augenblick an, in dem die blutigen Würfel zu fallen beginnen, gewinnt jeder als gerecht und nothwendig erkannte Krieg in den Augen der Völker eine antik-religiöse Weihe. Das Bewußtsein, daß es sich um die Entscheidung einer großen weltgeschichtlichen Frage handelt, dringt bis tief in die Massen. Der individuelle Egoismus tritt vor dem höhern nationalen Bewußtsein zurück, das Gefühl der Solidarität macht sich geltend und läßt Tugenden ans Licht treten, die sich in Zeiten friedlichen Wohlbehagens nie entfaltet hätten. Wohl hat der Dichter recht, wenn er sagt: „Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen", aber nicht minder berechtigt ist sein Wort: „Doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie." Es muß im Kriege schon deshalb eine Fügung der Vorsehung erkannt werden, weil sie uns kein Mittel gegeben hat, ihn ganz zu vermeiden. Aber auch darum, weil er das einzige Gegengift gegen die Wucherpflanzen ist, die ein die irdischen Glücksgüter allzu sehr sichernder ewiger Frieden nothwendig treiben würde. Ohne die Möglichkeit des Kriegs würde der Materialismus über den Idealismus vollständig triumphiren. Ohne Zeiten, die dazu auf-

fordern, allen Gefahren zu trotzen, alle geistigen und physischen Kräfte für Mitwelt und Nachwelt aufs äußerste anzuspannen, würde die Welt um manchen großen Mann, um manche große That ärmer sein. Kunst und Poesie würden ihre schönsten, großartigsten Vorwürfe verlieren, der Vaterlandsliebe, der historischen Erinnerung der Völker wären die stattlichsten Säulen, sich daran aufzuranken, genommen. Ohne den Krieg würde auch der schöne Begriff Frieden fehlen, dem ja nur der Gegensatz Bedeutung verleiht.

Bei weitem nicht alle Kämpfe des letzten halben Jahrhunderts tragen den Stempel des Volkskriegs. Seit dem Sturze des ersten Napoleon wurden die meisten europäischen Kriege nur im Sinne desselben begonnen, aber nicht bis zu einer vollen, großen Entscheidung durchgeführt. Friedensschlüsse, die solchen unausgefochtenen Kämpfen folgen, sind stets ohne langen Bestand. An die Stelle eines einzigen großen Kriegs tritt in solchen Fällen meist eine kriegerische Aera, die nur dann ihren Abschluß findet, wenn endlich den Forderungen des modernen Kriegs vollständig genügt ist. Auf die Entscheidungsschlacht von Waterloo, eine Schlacht, die durch die Ausbeute des Sieges in der Verfolgung zur eigentlichen Normalschlacht für unsere Zeit wurde, folgte ein funfzigjähriger Frieden. Die Schlacht von Richmond entschied die ein halbes Jahrhundert in der Schwebe gebliebene nordamerikanische Frage vom Recht der Secession in unzweideutigster Weise. Durch diese mit gänzlicher Niederwerfung des Gegners endenden Schlachten waren die betreffenden Kriege vollständig durchgekämpft. Nicht ausgeschlagen aber war trotz allen Blutvergießens der Krimkrieg und ebenso wenig der italienische Krieg von 1859. An der Nothwendigkeit neuer Kämpfe zur Entscheidung der schwebenden Streitfragen war deshalb keinen Augenblick zu zweifeln.

Zur sittlichen Rechtfertigung einer blutigen Entscheidung muß es gefordert werden, daß beide Theile nur dann zum Kriege schreiten, wenn sie von dem festen Willen durchdrungen sind, den Kampf auch vollständig auszufechten. In diesem energischen Wollen constatirt sich das Rechtsbewußtsein und die Ueberzeugung, daß der Krieg wirklich das einzige und letzte Mittel sei, demselben zu genügen. Dem im Laufe der Action unterliegenden Theile wird es natürlich unverwehrt bleiben, bei der Diplomatie Hülfe zu suchen, wenn ihm der Austrag mit dem Schwerte den Untergang droht; bei dem obsiegenden Theile aber ist in solchen Fällen ein Stehenbleiben auf halbem Wege ein sich meist schwer rächender Fehler. Dieser Fehler entspringt in der Regel aus mangelhafter Erkenntniß des eigentlichen Endzwecks des Kriegs, sei es auf seiten des Feldherrn, sei es auf derjenigen der Staatsgewalt. Diese Erkenntniß ist nicht so leicht zu gewinnen und noch weniger leicht festzuhalten, als es den Anschein hat. Nach glücklichen, unerwartet großen Erfolgen consequent bei dem Gedanken zu verharren, daß es schließlich nichts anderes gelte, als den Gegner vollständig niederzuwerfen, dessen Streitkraft bis aufs äußerste zu vernichten und ihn zu zwingen, sofort und unweigerlich das Gesetz vom Sieger zu empfangen, erfordert eine Willenskraft, eine Charakterstärke, die nur wenigen gegeben ist. Dennoch ist sie nothwendig, wirklich Großes zu erreichen, nothwendig auch, damit kein Tropfen des vergossenen Blutes vergebens geflossen sei. Kriegs- und Feldherren, die unbekümmert um anderweite politische Constellationen diesem Ziel rastlos nachstreben, die im Siegeslaufe keinen Moment verlieren, die des nothwendigen furchtbaren Ernstes des Kriegs stets eingedenk bleiben, erreichen daher auch meist ihre Zwecke vollständig und mit verhältnißmäßig geringen Opfern. Je energischer das eigentliche und einzige Ziel des Kriegs verfolgt wird, um so mehr schwindet in der Regel auch die Gefahr einer fremden Intervention zu Gunsten des Feindes. Nur ein Gegner, der noch Widerstandskraft hat, findet Alliirte, selten oder nie der, dessen ganze Kraft gebrochen ist. „Je ne veux m'allier avec un cadavre", soll Napoleon III. gesagt haben, als er die Größe der Siege Preußens über Oesterreich erkannt hatte; und doch war auch

der jüngste Krieg noch kein vollständig durchgekämpfter. Ueberzeugendere Belege für unsere Behauptung liefert der letzte Krieg in Nordamerika, wo die Einmischungslust der europäischen Westmächte in demselben Maße schwand, in dem sich die feste Willenskraft des Nordens, vor völliger Niederwerfung des Südens vom Kampfe nicht abzulassen, thatsächlich kundgab. Auch die Geschichte Napoleon's I. ist reich an Beispielen für diese Wahrheit. Man erinnere sich nur der Haltung Preußens oder vielmehr seines Ministers Haugwitz vor und nach der Schlacht von Austerlitz.

Meist constatirt es eine Wandlung des Volkskriegs zum Cabinetskrieg, wenn der Ernst im Kampfe nachläßt und Friedensschlüsse erfolgen, ehe eine vollständige Entscheidung herbeigeführt ist. Der Cabinetskrieg will selten ganze Entscheidungen. Er ist zu solchen auch selten befähigt, weil die sittliche Grundlage fehlt, auf der überhaupt nur große Thaten erwachsen können. Eine der empörendsten Erscheinungen in dieser Richtung war das Verhalten Schwarzenberg's im Kriege von 1814. Der Kampf gegen Frankreich war von Alexander und seinen naturwüchsigen Russen als ein echter Volkskrieg begonnen worden. Nicht der ausnahmsweise frühe Winter des Jahres 1812, sondern die Ausdauer der Russen, die, ohne an Frieden zu denken, ihr Land preisgaben, den Sieger immer mehr ins Innere lockten und ihn mit allen Mitteln der Volkskraft bekämpften, entschied das Geschick des Feldzugs. Auch unter ganz normalen Witterungsverhältnissen wäre alles gekommen, wie es kam; vielleicht wenige Wochen später. Daß Alexander das Wesen des modernen Kriegs erfaßt hatte, zeigt seine nachhaltige Verfolgung des fliehenden Feindes. Preußen, nachdem es sich an Rußland angeschlossen und dieses weiter mit fortgerissen hatte, wurde fortan der Hauptträger des neuen großen Gedankens. In Alexander machte sich, nachdem er sein eigenes Land vom Feinde befreit, der mittelalterlich-ritterliche Grundton seines Charakters wieder so mächtig geltend, daß alles zu fürchten war. Aber die klaren, großartigen Ideen eines Gneisenau, die dem alten thatkräftigen Blücher sofort plausibel wurden, retteten die gute Sache. Beider Verdienst ist um so mehr ein unsterbliches, als sie nicht nur die Diplomaten der alliirten Höfe, sondern auch das Widerstreben Friedrich Wilhelm's III. zu bekämpfen hatten. Blücher und Gneisenau haben auch in der Phase des Cabinetskriegs, wie Schlosser schon die Periode nach Leipzig bezeichnet, den Volkskrieg geführt. Sie haben damit zweimal Paris erobert, sie haben der Welt einen Frieden geschafft von der Dauer eines halben Jahrhunderts. Während dieser ganzen Periode hat Oesterreich, obgleich Rußlands und Preußens Alliirter, nur den Cabinetskrieg geführt. Historisch und unbestritten steht es fest, daß Schwarzenberg den Krieg nicht ausgeschlagen haben wollte, daß er den Weg nach Paris meiden, den Thron und die Residenz des Schwiegersohns seines Kaisers schonen wollte, mochte immerhin Blücher's Heer an der Marne verbluten. Jene Epoche von 1814 ist ein unauslöschbarer Fleck in Oesterreichs Geschichte. „Es gibt kein Volk, ich kenne nur Unterthanen", war des Kaiser Franz Wahlspruch, und in diesem Sinne hat er nicht nur die Politik, sondern auch den Krieg betrieben oder vielmehr betreiben lassen.

Es ist ein Fortschritt unserer Zeit, daß der Cabinetskrieg mehr und mehr unmöglich wird. Mit ihm werden auch die Halbheiten schwinden, die im Kriege noch hier und da zu Tage treten und sich vielfach in das heuchlerische Gewand der Menschlichkeit kleiden. Schonung des Feindes wird stets zum Verbrechen am Blute und an den höchsten Interessen des eigenen Volks. Die Größe der Dimensionen des modernen Kriegs und die gewaltige Mitleidenschaft, durch welche ganze Nationen in denselben gezogen werden, trägt ebenso wie die activere Betheiligung des Volks bei den Staatshandlungen wesentlich dazu bei, daß heute Kriege ohne sittliche Berechtigung kaum mehr geführt werden können. In der Hand der leitenden Staatsmänner liegt es, in unserer Zeit nur dann in eine kriegerische Politik einzulenken, wenn es sich um Dinge handelt, die wirklich von den

Unterthanen als die ihrigen betrachtet werden. Man darf die blutigen Zusammenstöße zwischen großen Mächten darum heute weniger denn jemals als das eigentliche Product derjenigen Conflicte betrachten, die ihnen unmittelbar zum Ausgangspunkte dienen. Nur wenn gewichtige weltgeschichtliche Fragen durch eine Reihe von Generationen hindurch der Lösung entgegengereift sind, wenn die hierbei herausgebildeten Ueberzeugungen concrete Gestalt gewonnen haben und sich mit schneidender Schärfe gegenübertreten, dann nur kann ein großer Krieg oder eine große kriegerische Epoche durch untergeordnete Differenzpunkte herbeigeführt werden. Selbst die Kriegszüge großer Eroberer machen davon nur insofern eine Ausnahme, als sie meist über das berechtigte Ziel hinausgehen.

Es ist deshalb zwischen Ursache und unmittelbarer Veranlassung zum Kriege streng zu scheiden. Die Ursachen, welche Staatslenker und Völker allein veranlassen können, alles an alles zu setzen und die Entscheidung einem höhern Richter anheimzugeben, haben oft mit der Veranlassung, welche direct zum Appell an das Schwert führt, wenig gemein. In Rücksicht auf erstere kann der Krieg für den einen oder den andern, oder auch für beide Theile sittlich durchaus gerechtfertigt, er kann das Werk einer geschichtlichen Nothwendigkeit sein, während in den Veranlassungen zum wirklichen Ausbruch des Kampfes sich noch immer Willkür und Zufälligkeiten geltend machen. Die Friedensfreunde unserer Zeit werden es im günstigsten Falle nur dahin bringen können, die unmittelbaren Veranlassungen zum Kriege möglichst zu beseitigen; sie werden den Austrag großer Kämpfe vertagen, die blutige Entscheidung untergeordneter Divergenzen sogar vermeiden, nie aber den Krieg selbst aus der Welt schaffen können. Für die Entscheidung der Frage, ob das anglogermanische Element auf der westlichen Hemisphäre nur bis zum Busen von Mexico, oder ob es bis zur Landenge von Panama hinab herrschen, vielleicht gar auf dem ganzen Welttheil seine belebende, schaffende Kraft zur Geltung bringen soll, kann nie ein internationales Forum geschaffen werden. Gutwillig wird der Romane nicht weichen, nur die Gewalt kann ihn vertreiben, und erst wenn die Gewalt das Ihrige gethan, vermag die civilisatorische Kraft des Siegers die Eroberung zu vollenden.

Völker und Staaten, die eine culturtragende Mission oder einen großen geschichtlichen Beruf in sich fühlen, sind also unbedingt darauf angewiesen, auch den Krieg zu den positiven Mitteln für die Lösung ihrer Aufgaben zu zählen. Zu der Lehre mattherziger Philanthropen unserer Zeit, die den Krieg nur zu defensiven Zwecken für gerechtfertigt halten, dürfen sie sich nie bekennen. Sie werden es vielmehr für unabweisbar erachten, die Gelegenheit beim Schopf zu fassen, wenn günstige Verhältnisse eintreten, das, was sie einmal als in ihrem Berufe liegend erkannt und worauf sie ohne Aufopferung der Interessen kommender Generationen nicht verzichten dürfen, was sich aber im Wege friedlicher Bestrebungen als unerreichbar zeigt, im Wege der Gewalt durchzuführen. Den Anschauungen unserer Zeit widerstrebt es indeß, auch bei vollster Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Gerechtigkeit eines Kriegs, die Gelegenheit vom Zaune zu brechen. Das einfache Ankünden von Krieg ist fast unmöglich geworden. Dennoch läge oft in einem solchen Verfahren kaum etwas weniger Sittliches als in dem Nähren und Schüren kleinlicher Zwiste, das nur darauf hinausläuft, das Ergreifen der Waffen zum Austrag ganz anderer, tiefer liegender Differenzpunkte zu ermöglichen. Selten nur tritt der Fall ein, daß es der Entwickelung eines speciellen casus belli gar nicht bedarf und der Ausbruch eines Kriegs nur eine Opportunität ist. Es ist dies, abgesehen von Revolutionskämpfen, nur dann möglich, wenn die Gerechtigkeit oder Nothwendigkeit eines Krieges und der Wille, ihn zu führen, wenigstens für den einen Theil so unzweifelhaft feststehen, daß der Friedensbruch bei eintretender Gelegenheit selbstverständlich ist. So war es bei dem Kriege Preußens im Jahre 1813 gegen Napoleon und nicht minder bei dem letzten Kampfe Italiens gegen Oesterreich. In sol-

chen Fällen verzichtet denn auch gewöhnlich die Diplomatie der nicht oder nur indirect betheiligten Großmächte auf ihre Vermittelungsversuche, und die Dinge gehen ihren natürlichen Gang. In der Regel aber durchläuft jede auf einen kriegerischen Ausweg hindrängende Frage ein längeres Stadium, währenddessen sie erst, wie die Kunstsprache sich ausdrückt, zur brennenden wird.

Nachdem Europa der donnernden Erschütterungen, die es in dem ersten dem Ausbruch der Französischen Revolution folgenden Vierteljahrhundert durchlebte, müde geworden, genügte der Codex, den man in den Verträgen von 1815 geschaffen, um auf lange Zeit jede kriegerische Entscheidung abzuwenden. Die Cabinetspolitik hatte nach Niederwerfung des ersten Napoleon die nationale wieder so weit zurückgedrängt, daß Willen und Bedürfniß der Völker gänzlich unbeachtet bleiben konnten. Wo sich diese gegen die Satzungen der Verträge erhoben, oder wo eine Regierung es wagte, sich zum Vertreter nationaler Interessen aufzuwerfen, trat stets eine Coalition gewaltiger Mächte für die Erhaltung des Bestehenden in die Schranken, sodaß ein Widerstand geradezu unmöglich war. So gewöhnte sich Europa daran, jeden Conflict durch die Diplomatie zum Austrag bringen zu lassen. Nur Einem Gegner war dieselbe nicht gewachsen: der Revolution. Nachdem diese 1830 in Frankreich triumphirt hatte, erlitt der alte Gang der Dinge wenigstens eine Störung. Bald aber lenkte derselbe wieder ins alte Fahrwasser. Belgien, obgleich Product der Revolution, ward nicht minder eine Kunstschöpfung der Diplomatie. Die Verträge waren durch das Jahr 1830 und seine Folgen nicht zerrissen, nur amendirt. In Ludwig Philipp erhielt Frankreich einen Monarchen, der trotzdem, daß ihn eine Revolution auf den Thron gehoben, das in Europa herrschende System wenig alterirte. Jeder Ansatz, den er dazu nahm, begegnete einem so mächtigen Bunde von Vertretern der Arrangements von 1815, daß er zurücktreten mußte. So blieben die Dinge bis zum Jahre 1848. Die fast ganz Europa durchzuckende Revolution dieses Jahres endete in der Hauptsache abermals mit einem Siege des 1815 Geschaffenen. Deutschland und Italien, in denen die Diplomaten des Wiener Congresses ihre Meisterwerke im Gebiete unnatürlicher Staatenbildung geliefert hatten, gingen äußerlich unverändert aus den gewaltigen Zuckungen hervor. In Frankreich aber behauptete sich der durch die Revolution zur höchsten Gewalt gelangte Prinz Louis Napoleon, in welchem, nachdem er die Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt, eine Persönlichkeit zu Tage trat, der es gelang, das bis dahin herrschende internationale System bis in seine Tiefen zu erschüttern.

Napoleon's III. unbestreitbares Verdienst beruht darin, daß er das natürliche, das nationale Recht dem geschriebenen Codex von 1815 gegenüber wieder zur Geltung gebracht, daß er die Diplomatie Europas gezwungen hat, diese Macht als einen wesentlichen Factor in ihre Rechnungen einzuführen. Mag immerhin und nicht ohne Grund behauptet werden, daß nur Egoismus, Rücksicht auf den eigenen Ursprung, ihn dazu veranlaßt habe, mag dem Kaiser mit Recht vorgeworfen werden, daß sein Verhalten in der orientalischen Frage weit mehr der alten diplomatischen Schule als der von ihm proclamirten neuen Lehre entspricht, immer bleibt die Thatsache bestehen, daß die Lösung des Bannes, der seit 1815 auf den Nationen lastete, durch ihn erfolgt ist. Hätte das conservative System, das sich ausschließlich auf die Wiener Verträge stützte, noch ein halbes Jahrhundert vorgehalten, eine alle Bande sprengende Revolution im Herzen Europas hätte die unausbleibliche Folge sein müssen. Unter Umständen hat freilich auch die europäische Diplomatie dem nationalen und natürlichen Rechte eine ausnahmsweise Berücksichtigung zutheil werden lassen, dies aber nur dann, wenn mächtige revolutionäre Bewegungen vorangegangen waren. Aber selbst dann vermochte sie sich nur zu dieser Concession zu erheben, wenn dabei eine der schwächern Mächte, wie die Türkei oder

Holland, gekürzt wurde; handelte es sich um größere Dinge, so ward stets auf Erhaltung und Wiederherstellung des Statusquo bestanden. Von vornherein hat sie nie nationalen Bewegungen Berücksichtigung zugewandt.

Kaiser Napoleon sprach beim Beginn seiner monarchischen Laufbahn die Versicherung aus, das Kaiserreich sei der Friede. Obwol er gewaltige Kriege geführt hat, steht ihm doch immer noch die Rechtfertigung zur Seite, sie nur zu Zwecken geführt zu haben, die einen normalen Zustand Europas und damit die Möglichkeit zur Erhaltung eines dauernden Friedens herstellen sollten. Selbst sein Krimkrieg entbehrt, sofern es sich darum handelte, die Uebermacht Rußlands in Europa zu brechen, dieser Rechtfertigung nicht, war auch immer das, was er zur Lösung der orientalischen Frage beigetragen, nur mit den kläglichsten Leistungen der Cabinetspolitik in Vergleich zu bringen. Anders schon gestalteten sich die Dinge beim italienischen Kriege von 1859. Hier trat Frankreich für eine nationale Forderung ein, obgleich auch hier das Wort Thiers' Geltung findet, daß es sich im Grunde nur darum gehandelt habe, die Macht Oesterreichs in Italien zu brechen, um Frankreich das Uebergewicht auf der Halbinsel zu verschaffen. Auch dieser Krieg blieb unausgekämpft, aber die Folge des einmal offen ausgesprochenen neuen Princips war doch eine großartige. Der Kaiser erklärte bestimmte europäische Fragen für schwebende, und die Mächte Europas setzten dem keine entschiedene Negation entgegen. Damit hatte die Diplomatie das Recht verloren, sich ausschließlich auf geschriebenes Recht zu stützen. Es war wieder von fundamentalen Streitfragen die Rede.

Der im Herbst 1863 von Paris aus ergangene Vorschlag, die Lösung dieser Fragen durch einen europäischen Congreß herbeizuführen, war unbedingt nur darauf berechnet, das Schiedsrichteramt in Europa dem Kaiser der Franzosen zu vindiciren. England, dessen langjähriger politischen Haltung das Zeugniß nicht versagt werden darf, daß es sich zumeist von den Verträgen emancipirt und einer den nationalen Bedürfnissen mehr entsprechenden Politik gehuldigt habe, erkannte dies sofort, und an seinem Widerstande scheiterte vornehmlich der ganze Plan. Dadurch aber, daß die Mehrzahl der andern Mächte und unter ihnen solche, die bis dahin einer durchaus conservativen Politik gehuldigt hatten, sich dem Napoleonischen Congreßvorschlage wenigstens nicht widersetzten, war die Anerkennung der Nothwendigkeit einer Umgestaltung des europäischen Staatensystems erfolgt. In dieser Anerkennung lag auch die der Berechtigung für den kriegerischen Austrag, falls ein friedlicher unmöglich war. Bei fernern Conflicten war nun nicht mehr zu gewärtigen, daß wie ehedem die Staaten ihre Stellung zur Sache wenigstens äußerlich nur nach den bestehenden Verträgen nahmen und jedem dagegen erhobenen Widerstande ihre gesammte Macht entgegenstellten.

Des unbedingt unsittlichen Mittels, zum Zwecke gewaltsamen Austrags tiefliegender principieller Gegensätze kleinliche Differenzpunkte künstlich herbeizuziehen oder festzuhalten, bedarf es also heute nicht mehr. Kleine Zufälligkeiten werden zwar immer noch ihre Rolle spielen, im allgemeinen aber wird sich die fundamentale Streitfrage sofort als das wahre Kampfobject offenbaren. Die Vermittelungsversuche, welche jeder drohenden Katastrophe vorausgehen, fassen daher auch gleich die Hauptsache ins Auge, was jedenfalls dazu beiträgt, dem ganzen Getriebe der modernen Politik einen — wenigstens im Vergleich gegen frühere Jahrzehnte — ehrlichern Anstrich zu geben. Stellt sich, wie es bisher in allen großen Fragen der Fall war, die Unmöglichkeit einer gründlichen Lösung heraus, so wissen die Völker doch, wofür sie kämpfen, und die Gefahr reiner Cabinetskriege wird dadurch mehr und mehr abgewandt.

Trotz dieses Umschwungs ist die Genesis des speciellen Kriegsfalls noch immer von historischer Bedeutung. Kein Staatsmann darf es wagen, auch wenn eine fundamentale Streitfrage die volle Reife zur gewaltsamen Lösung erlangt hat, ohne weiteres als Friedens-

brecher aufzutreten. Wie in der Natur den Ausbrüchen der Vulkane meist Erdbeben vorangehen, so geht auch dem Kriege eine Periode voran, in der erst die Frage zur Entscheidung gelangt, ob es wirklich zu einem Austrage durch die Waffen kommen soll oder nicht. In dieser Zeit spielt neben dem natürlichen Rechte das formelle immer noch seine Rolle. Der Regel nach stützt sich auf das formelle Recht derjenige Theil, der das negative (oder conservative) Element vertritt und ausschließlich das letztere zu seiner Rechtfertigung wählt, während der eine Umgestaltung der Dinge fordernde Theil sich auf ein natürliches Recht — meist das nationale — beruft. Nichtsdestoweniger ist es Aufgabe des das positive Moment vertretenden Staatsmannes, sich durch geschickte Führung der Sache auch das formelle Recht nach Möglichkeit zu sichern und den Gegner zu dessen Verletzung zu veranlassen. Auf die Haltung der fremden Mächte, einen der wichtigsten Factoren, mit denen jeder einem Kriege entgegenschreitende Staatsmann zu rechnen hat, übt der formelle Rechtspunkt stets einen erheblichen Einfluß, wenigstens erleichtert eine Verletzung desselben ihre Parteinahme im feindlichen Sinne. Ganz und gar wird sich nie eine bestehende Staatsgewalt über denselben hinwegsetzen. Selbst der aus der Revolution hervorgegangene Kaiser Napoleon verschmäht es trotz der von ihm aufgestellten neuen Principien nicht, sich unter Umständen ausschließlich auf Verträge zu stützen. Seine Haltung bei der Erhebung der Christen auf Candia und den gleichzeitigen Bewegungen in Epirus (Herbst 1866) gibt dafür Zeugniß. Er verweist strict auf den pariser Frieden von 1856, der den Territorialbestand der Türkei garantirt.

Ein anderer Factor, der in dieser Beziehung nicht minder in Betracht kommt, ist die öffentliche Meinung des eigenen Landes. Auch bei durchaus populären Zielen eines Kriegs bedarf es der Regel nach einer bestimmten Zeit, um die Nation mit dem Gedanken zu versöhnen, daß die Zeit für eine Waffenentscheidung gekommen sei. Der kosmopolitische Charakter, den Handel und Verkehr angenommen haben, hat eine Solidarität der materiellen Interessen geschaffen, die schon einen nur drohenden Krieg als die gewaltigste Störung erscheinen läßt. Leichten Herzens entscheiden sich die Nationen daher selten für eine kriegerische Wendung. Wie das Individuum sind auch die Nationen geneigt, große, belangreiche Entschließungen zu vertagen. Die Kunst eines Staatsmannes, der auf dem Wege zum Kriege von der Stimme des eigenen Landes gefördert sein will, zeigt sich daher zunächst in der Schonung des öffentlichen Gewissens, also in der Wahrung des formellen Rechts. Sie zeigt sich ferner darin, daß er den Gedanken an das große nationale Ziel über dem Detail des Conflicts nicht verloren gehen, es vielmehr stets im Vordergrunde leuchten läßt. Dadurch wird die Nation elektrisirt, sieht Ehre und Interessen engagirt und drängt schließlich selbst zur Entscheidung.

Eine der größten Schwierigkeiten für den Staatsmann, der im brennenden Conflict das active Element im Gegensatz zum conservativen vertritt, besteht endlich darin, sich über den Vermittelungsversuchen die Gelegenheit zu einem entscheidenden Austrage nicht aus der Hand winden zu lassen. In der Regel drängt die Mehrzahl der fremden Mächte nach Erhaltung des Friedens, da jede Störung desselben auch ihre materiellen Interessen empfindlich berührt. Ehedem bot das formelle Recht hierzu ausreichende Handhaben, heute sucht man durch Congresse und Conferenzen, welche die Dinge aus höhern Gesichtspunkten regeln sollen, dem activ Vorschreitenden die Hand zu binden. Bisjetzt hat noch kein derartiger Versuch zum Ziele geführt. Das Höchste, was überhaupt auf diesem Wege erreicht werden kann, ist eine Uebertünchung der Schäden und eine Vertagung ihrer Heilung. Solche Vertagungen aber können denjenigen Theil, der ein positives Ziel verfolgt, auf Jahrzehnte aus seinen natürlichen Bahnen drängen, ihn sogar der Gefahr aussetzen, seine geschichtlich vorgezeichnete Aufgabe gänzlich zu verfehlen. Es gibt staatliche Interessen, die, einmal preisgegeben, nie wiederhergestellt werden können.

Dadurch, daß Rußland in Rücksicht auf seine innern Angelegenheiten im Jahre 1864 seine Einsprache gegen die Ablösung der Elbherzogthümer von Dänemark fallen ließ, hat es die Aussichten unwiederbringlich geopfert, die ihm bis dahin zur ausschließlichen Herrschaft über das Baltische Meer offen standen. Dadurch, daß Preußen im Jahre 1850 vor Oesterreich ohne Kampf das Schwert senkte, hatte es auf ein halbes Menschenalter seine Stellung in Europa und den ihm gebührenden Platz in Deutschland preisgegeben.

Die bisher kurz angedeuteten Momente machen sich in dem Entwickelungsprocesse des großartigen Kampfes, der im Jahre 1866 in Deutschland und Italien geführt wurde, in evidentester Weise geltend. Ganz Europa war auf einen großen, nationalen Krieg gefaßt; es erkannte, daß dieser Krieg, war einmal das Schwert gezogen, bis zu einer großen Entscheidung durchgeführt werden mußte, sollten nicht kriegerische Jahrzehnte durch denselben inaugurirt werden. Die ursächliche Streitfrage war eine so bedeutende, daß sie, einmal auf die Spitze des Schwertes gestellt, nie und nimmer durch schwächliche Compromisse beseitigt werden konnte. Die speciellen Conflicte, welche die Krisis veranlaßten, waren so organisch aus den tiefwurzelnden, historisch entwickelten Gegensätzen erwachsen, daß sie ohne Lösung der Fundamentalfrage nicht zu heben waren. Die Politik der außerhalb stehenden Großmächte widerstrebte deshalb dieser kriegerischen Lösung nur um so lebhafter. Wohin sich auch der Sieg wenden mochte, eine der betheiligten deutschen Großmächte, die sich bisher zum Unglück Deutschlands, aber zum Vortheil der Nachbarn neutralisirt hatten, mußte voraussichtlich mit bedeutend gehobenem Ansehen aus dem Kampfe heraustreten. Damit aber mußte das, was die politische Eifersucht „europäisches Gleichgewicht" nennt, wesentlich erschüttert werden. Nur eine schwache Hoffnung, die in dem Hindrängen des modernen Kriegs auf schnelle und große Entscheidungen keineswegs eine Begründung fand, ging dahin, daß sich beide Mächte nur gegenseitig schwächen und dann dem Auslande freies Spiel lassen würden. Die Erfahrung hat diese Hoffnung freilich schon oft genug Lügen gestraft. Nach siegreich durchgekämpften Kriegen erstarkt, auch wenn der Opfer große gebracht wurden, die nationale Kraft stets wunderbar schnell.

Die Aufgabe Preußens, als desjenigen Theils, dem die Initiative zufiel, war gerade wegen dieser voraussichtlichen Haltung des Auslandes eine unendlich schwierige. Sie war es nicht minder, weil Verhältnisse im eigenen Lande obwalteten, die der Popularisirung des Kriegs widerstrebten. Dem leitenden Staatsmann fehlte deshalb, als die politische Krisis sich schon ihrem Höhepunkt näherte, noch die moralische Unterstützung, deren er in so hohem Grade bedurfte. Daß er sie im letzten Moment noch fand, war mehr das Verdienst Oesterreichs, das den Fehler beging, aus der ihm naturgemäß vorgezeichneten politischen Defensive herauszutreten. Die interessanteste Erscheinung der ganzen Vorgeschichte des Kriegs ist aber das Geschick, mit welcher die 1850 verabsäumte Gelegenheit zu einer radicalen Lösung der Preußen vorgezeichneten Aufgabe nicht etwa, als sie sich wieder bot, ergriffen, sondern geschaffen wurde und zwar in einer Weise, in der auch das formelle Recht wenigstens nicht so flagrant verletzt wurde, daß daraus dem Gegner ein Vortheil erwachsen wäre. Wir haben es daher auf diplomatischem Gebiet ebenso mit Leistungen der Meisterschaft zu thun, wie sie später auf militärischem zu Tage treten.

Zunächst haben wir unser Augenmerk der ursächlichen Streitfrage zuzuwenden. Sie in weit zurückliegende Zeiten zu verfolgen, liegt außerhalb unserer Aufgabe: ihre Geschichte ist die Geschichte Deutschlands von den Zeiten Karl's V. bis auf unsere Tage. Nur einiger wesentlichen Momente sei gedacht.

Man hat vielfach den Kampf zwischen Oesterreich und Preußen als eine consequente

Folge des Reformationswerks bezeichnet. Da die Geschichte überhaupt nur eine Reihe von Consequenzen ist, muß dieser Anschauung eine gewisse Berechtigung zuerkannt werden. Entschieden zu bestreiten ist dagegen, daß darum der gewaltige Conflict, der zwischen den beiden einander den Raum in Deutschland verschränkenden Großmächten herrschte, einen religiösen oder confessionellen Charakter getragen hätte. Das Haus Brandenburg hat zur Zeit der Religionskriege in Deutschland und insbesondere zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs noch eine sehr untergeordnete Rolle gespielt. Georg Wilhelm, der während des letztern in Brandenburg herrschte, war ein Schwächling; die Geschicke der Nordmarken wurden ausschließlich durch den Schwedenkönig bestimmt. Erst der Nachfolger Georg Wilhelm's, der Große Kurfürst, gab Brandenburg eine politische Bedeutung. Er aber war ein Fürst, der treuer als alle andern zu Kaiser und Reich stand. Der Träger des protestantischen Princips im nördlichen Deutschland war das mächtige Kursachsen, und erst als die Kurwürde von der ernestinischen auf die albertinische Linie überging, als demnächst August der Starke seinen Glauben wechselte um des Erwerbs der polnischen Königskrone willen, ging diese Mission an den jungen mächtig aufblühenden Staat im Norden über. Die Zeiten zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts waren indeß nicht dazu angethan, religiöse Gegensätze in den Vordergrund treten zu lassen. Die Stärkung der souveränen Gewalt gegenüber den Resten des Feudalismus, die territoriale Machterweiterung der Staaten und die Schöpfung stehender Heere behufs Erreichung beider Zwecke waren es, worauf die Aufmerksamkeit der Fürsten und Regierungen hauptsächlich gerichtet war. Am wenigsten aber hat Preußen in und seit jener Zeit eine offensive Stellung gegenüber dem Katholicismus eingenommen. Friedrich's des Großen Wort: „In meinem Staat kann jeder nach seiner Façon selig werden", bezeichnet im allgemeinen die Richtung, die Preußen bis in die Gegenwart verfolgt und durch die es sich nicht wenig in seinem deutschen Berufe gefördert hat. Mag auch immerhin mit Recht behauptet werden, daß bei der gewaltsamen Annexion Schlesiens — die in unsern Augen den eigentlichen Ausgangspunkt der jüngst zur kriegerischen Entscheidung gelangten Streitfrage bildet — die Bewegung der Protestanten in dieser Provinz einen erheblichen Antheil gehabt habe, so kann doch keineswegs dem Preußenkönige ein Eintreten für den Protestantismus gegen den Katholicismus zugeschrieben werden. War es doch gerade dieser Monarch, der Politik und Religion streng zu trennen verstand, und der schon praktisch verwirklichte, was seine philosophischen Zeitgenossen theoretisch entwickelten. In der Zeit der Französischen Revolution und der ihr folgenden Kriege konnten sich noch weniger als zuvor confessionelle Gegensätze zwischen Preußen und Oesterreich entwickeln. Auch die darauffolgende Reactionsperiode war hierzu nicht angethan. Die conservativen Grundlagen der Heiligen Allianz und die politische Hegemonie, die Metternich dem Kaiserstaat zu verschaffen wußte, schlossen jeden Conflict in confessionellen Angelegenheiten aus. Selbst als Friedrich Wilhelm III. am Abend seines Lebens mit dem katholischen hohen Klerus seines eigenen Landes schwere Kämpfe zu bestehen hatte und zu strengen Gewaltmaßregeln seine Zuflucht nahm, beobachtete Oesterreich eine große Zurückhaltung. Der Nachfolger dieses Königs, Friedrich Wilhelm IV., begann seine Regierung mit einem versöhnlichen Acte, der die Härten seines Vorgängers gegen den hohen Klerus rasch vergessen ließ. Obwol dieser König orthodoxer Protestant, entsprach es der mittelalterlich-romantischen Richtung seines ganzen Wesens, sich der katholischen Kirche besonders wohlgeneigt zu erweisen. Theils aus freiem Antriebe, theils unter mittelbarer Wirkung der Vorgänge des Jahres 1848, hat er der katholischen Kirche seines Landes eine freiere Bewegung verstattet, als dieselbe mit einziger Ausnahme Amerikas in irgendeinem Lande genießt. Daran hat sich bis zur Stunde nichts geändert. Nur in einer einzigen Provinz hat das katholisch-kirchliche Element sich gegen die preu-

sische Regierung vorübergehend thatsächlich aufgelehnt. Es geschah dies vor wenigen Jahren in der Provinz Posen. Da es sich hier aber um politische Interessen handelte, die Oesterreich mit Preußen theilte, so konnte dadurch kein Gegensatz zwischen beiden Staaten begründet werden. Preußen ist überdies nie Propaganda machend für den Protestantismus eingetreten, von seiner Seite hatte der Conflict mit Oesterreich also in keiner Weise einen confessionellen Charakter. Als Preußen sein Volk zu den Waffen rief, zählte es fast zwei Fünftel Katholiken, ein Umstand, der an sich schon diese Behauptung zu erweisen genügen würde.

Manches von dem eben von Preußen Gesagten findet analoge Anwendung auf Oesterreich. Der Kaiserstaat hat während der letzten Jahrhunderte den Protestantismus in Preußen nicht bekämpft, er hat noch weniger Ursache gehabt, sich zum Schutze des Katholicismus aufzuwerfen. Etwas anders aber stellten sich die Dinge in Oesterreich doch. Das heutige Kaiserreich ist noch immer der Erbe der Traditionen Karl's V. Die Principien jener theokratischen Weltherrschaft im Sinne des Mittelalters, die jede nationale Berechtigung negirte, leben in dem aus den heterogensten Völkerschaften gemischten und einzig und allein im dynastischen Moment eine das Ganze tragende Grundlage findenden Kaiserstaat noch heute fort und mit ihnen das natürliche Correlat confessioneller Ausschließlichkeit. Trotz aller constitutionellen Versuche ist das Haus Habsburg-Lothringen bis zur Gegenwart auf dem Standpunkte des Absolutismus verblieben und zwar ganz jenes Absolutismus, wie ihn die päpstliche Encyclica vom Advent 1864 predigt, nicht desjenigen Friedrich's II. oder auch nur dessen des dritten Napoleon. Das alte Legitimitätsprincip findet keine bessere Stütze als im starren Ultramontanismus. Die gewaltige Macht der Geistlichkeit, die kolossalen Besitzungen, die in deren Händen verblieben sind, das Concordat, die Unfreiheit der Wissenschaft, die ganze Stellung der Volksschule — alles das sind Zeugnisse dafür, wie sehr die Staatsgewalt dieser Stütze bedarf und was sie daran setzt, sie sich zu erhalten. Darum ist Oesterreich der natürliche Gegner des durch Preußen vertretenen paritätischen Princips.

Ein gewisser Einfluß auf die jüngste Entwickelung der Dinge ist diesen Verhältnissen nicht abzusprechen. Oesterreich hat, weil es auf confessionellem Boden im Gegensatze zu Preußen einen prononcirten Standpunkt einnahm, in ganz Deutschland und speciell auch in Preußen eine Partei auf seiner Seite gehabt, die in kleinern Staaten sogar für deren politische Stellung von entscheidender Bedeutung war. Es war dies diejenige Partei, welche, der Encyclica entsprechend, den Staat über die Kirche stellt, und welche überhaupt nur Eine Kirche anerkennt, die römisch-katholische. Nicht Hinneigung zu Oesterreich um Oesterreichs willen war es, was die Stellung jener Partei entschied, sondern der gemeinsame Gegensatz gegen jede sich von der Kirche emancipirende Staatsgewalt. Gerade in paritätischen Staaten, in Preußen und Baden, hat sich jene Partei am meisten hervorgethan. Wenn dies in Würtemberg und Baiern weniger bemerkbar wurde, so liegt der Grund allein darin, daß die Bevölkerung Oberschwabens und Altbaierns ihrer Regierungen sicher war, und daß dort der Preußenhaß die Bevölkerung so tief durchdrungen hatte, daß es confessioneller Anreizung gar nicht bedurfte.

Trotz des unverkennbaren großen Einflusses, den die zu Oesterreich haltende ultramontane Partei in Deutschland geübt hat, darf dennoch an der Behauptung festgehalten werden, daß der großen ursächlichen Streitfrage, die zum Kriege führte, ein confessioneller Charakter nicht beiwohnte. Auf antiösterreichischer Seite stand jener Partei eine das protestantisch-confessionelle Element vertretende nicht gegenüber, im Gegentheil haben die pietistischen Auswüchse des Protestantismus, wie sie in Preußen durch Gerlach und zahlreiche Glieder des Herrenhauses vertreten sind, ihr reiches Contingent zu den Freunden Oesterreichs gestellt. Schon des mangelnden confessionellen Gegensatzes wegen kann

die ultramontane Partei Deutschlands, ganz wie die katholische Fraction im preußischen Abgeordnetenhause, ebenso gut als eine politische Partei wie als eine confessionelle gelten. Sie vertritt in dem vielfach variirten Satze, daß die Emancipation des Staats von der Kirche unzulässig ist, jedenfalls gleichmäßig ein politisches wie ein religiöses Princip. Ueberdies trat jede confessionelle Agitation gegen die große Zahl anderer mächtiger Factoren, die auf den großen historischen Proceß von Einfluß waren, viel zu sehr zurück, um ihm einen charakteristischen Stempel aufdrücken zu können. Deutschland darf sich mit gutem Gewissen und zur Ehre unsers Jahrhunderts das Zeugniß geben, daß es keinen Religionskrieg geführt habe, daß die Zeit für einen solchen abgeschlossen hinter ihm liege.

Die eigentlichen, die politischen Elemente der großen Streitfrage sind auf verschiedenen historischen Gebieten zu suchen. Zunächst in der eigenthümlichen Stellung des Verhältnisses, welches Oesterreich Jahrhunderte hindurch zu Deutschland eingenommen hat, dann in der seit den Zeiten Friedrich's II. obwaltenden Rivalität zwischen dem Kaiserstaate und Preußen, und endlich in den innern Verhältnissen des engern Deutschland und in den Beziehungen beider Großmächte zu letzterm.

Oesterreich hat, seitdem das Haus Habsburg im 12. Jahrhundert die bairische Markgrafschaft, die dem Kaiserstaate den Namen gegeben, als eigenes Herzogthum erstand, stets eine Sonderstellung erstrebt. Dem Deutschen Reiche gegenüber wollte es weder Lasten noch Pflichten auf sich nehmen, wohl aber beanspruchte es alle Rechte eines Reichslandes. Es stützte sich dabei auf eine erst durch neuere Forschungen als unecht erkannte Urkunde Kaiser Friedrich's des Rothbarts, die den Herzogen von Oesterreich das Recht der Lehnsherren, also ein wesentliches Kriterium der Souveränetät zusprach, die sie von der Reichsgerichtsbarkeit, den Reichsabgaben und der Pflicht der Heeresfolge eximirte, ohne ihren Anspruch auf Reichsschutz zu beschränken. Die später folgenden Jahrhunderte, während deren die deutsche Kaiserwürde ununterbrochen beim Hause Oesterreich ruhte, haben das Verhältniß der österreichischen Erblande zum Reiche nicht enger geknüpft. Oesterreichs Truppen galten nie als Reichstruppen (der Gegensatz hat sich im Sprachgebrauch bis auf unsere Zeit erhalten); selbst der spätere in Wien tagende Reichshofrath zählte die Erblande des Kaisers nicht zu seinem Amtsbereich. Des Freiherrn von Pufendorf 1667 erschienenes staatsrechtliches Werk „De statu reipublicae germanicae“ bezeichnet die damaligen Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland als solche, die nur in der Zufälligkeit der Personalunion wurzeln. Als zur Zeit der ersten schlesischen Kriege die deutsche Kaiserkrone vorübergehend an Baiern gekommen war, stellte sich die völlige Sonderung Oesterreichs von Deutschland im klarsten Lichte dar. Diese privilegirte Stellung Oesterreichs zum Deutschen Reiche hat im Laufe der Jahrhunderte wiederholte Bestätigung erhalten, unter Karl V. war es sogar nahe daran, daß die deutschen Erblande als ein selbständiges Königreich vom Reiche gänzlich abgetrennt worden wären.

Die natürliche Folge der politischen Exemtion Oesterreichs war die völlige Gleichgültigkeit der Kaiser gegen die Geschicke Deutschlands. Die Reichskrone hatte nur einen Werth wegen des höchsten Ranges, den sie unter den Souveränen der Erde verlieh, und wegen des Einflusses, der mittels derselben auf die schwächern, namentlich die geistlichen Fürsten und Herren geübt werden konnte. Im übrigen hatten die Kaiser nur Sinn für ihre Hausmacht, deren Interessen keineswegs auf nationalem Boden wurzelten. Darum war es möglich, daß unter diesen „Mehrern des Reichs“ nicht nur Elsaß und Strasburg durch Gewalt und politische Intriguen, sondern Lothringen sogar im Wege des Tausches gegen Toscana für Deutschland verloren gehen konnten. Eine nicht minder schwere Folge der Exemtion war die vollständige Scheidung der deutsch-österreichischen Lande vom übrigen Deutschland in Bezug auf sociales, geistiges und bürgerliches Leben.

Diese Scheidewand, welche die Jahrhunderte errichtet haben, ist auch heute noch nicht gefallen.

Ein Vergleich der Stellung Oesterreichs im Deutschen Bunde mit seiner frühern zum Deutschen Reiche weist Analogien auf, die Preußens spätere Forderung des Ausscheidens Oesterreichs aus Deutschland durchaus rechtfertigen. Auch dem Bunde gegenüber hatte Oesterreich nur Rechte, da es die wesentlichste aller Pflichten, die der Heeresfolge, zu leisten außer Stande war. Es ließ sich kaum eine Complication in Europa denken, bei der Oesterreich in der Lage gewesen wäre, sein Contingent dem Bunde zu stellen. Immer hätte es seiner gesammten Wehrkraft zum Schutze seiner nichtdeutschen Kronlande bedurft. Die Pflicht, seine Bundescorps für Deutschland verfügbar zu erhalten, wenn es in Italien oder Ungarn beschäftigt war, hat es auch nie anerkannt, dagegen hat es keinen Anstand genommen, sogar Bundeshülfe in Anspruch zu nehmen, wenn es im Auslande engagirt war. Auch die sociale Sonderstellung Oesterreichs hat bis in die neueste Zeit ihre Wirkung auf Deutschland geübt. Die freie deutsche Wissenschaft hat, wie noch die heutigen Zustände der Universität Wien zeigen, Oesterreich nie als ein ihr vollständig erschlossenes Gebiet betrachten können, während es ihr im übrigen Deutschland trotz mancher Hindernisse gelungen ist, alle Schranken zu ebnen und eine geistige Gemeinschaft zu gründen, die eine der werthvollsten Bürgschaften für eine künftige volle politische Einigung gewährt. Das volkswirthschaftliche Leben Oesterreichs ist in gleicher Weise noch heute von dem des übrigen Deutschland geschieden. Die Differenzen sind auf diesem Gebiete so groß, daß noch auf ein halbes Jahrhundert hinaus Oesterreich beim besten Willen eine Sonderstellung hätte beanspruchen müssen, bei der eine der wesentlichsten Bedingungen bundesstaatlicher Einigung unerfüllt geblieben wäre.

Diese, in weit hinter uns liegende Zeiten zurückreichenden Verhältnisse haben also unstreitig auf die Entstehung des Antagonismus ursächlich mitgewirkt. Die große Streitfrage selbst aber datirt in Wirklichkeit nicht hinter die Tage Friedrich's des Großen und der nicht minder großen Maria Theresia zurück. Daß der aus kleinen Anfängen emporgewachsene deutsche Kleinstaat es wagte und vermochte, Oesterreich eine seiner reichsten und für seine Stellung in Deutschland wichtigsten Provinzen zu entreißen, hat im Kaiserstaate einen Keim der Erbitterung erzeugt, den das darauffolgende Jahrhundert nicht zu tilgen vermocht hat. Den Kriegsruhm Friedrich's hat Oesterreich in der Folge nicht streitig zu machen vermocht, aber bis in die jüngste Zeit hat es nicht nachgelassen, das Werk der Eroberung Schlesiens von anderer Seite herabzuziehen. So erschien erst nach Lösung der letzten preußisch-österreichischen Allianz ein nur mit Beihülfe der Cabinete Oesterreichs und Sachsens möglich gewordenes Werk*), das lediglich darauf berechnet war, Friedrich II. jeder Rechtfertigung für seinen Einfall in Sachsen zu entkleiden und den alten Haß und Groll Oesterreichs neu zu entflammen. Daß Friedrich II. es war, der zuerst die wuchtige Axt an jenes alte Heilige Römische Reich legte und es so zurichtete, daß es beim nächsten Sturmwinde zusammenbrechen mußte, hat man ihm in Oesterreich weit leichter verziehen, als daß er aus Preußen einen Staat schuf, den Europa schon in die Reihe der Großmächte aufnahm und der namentlich in Deutschland Oesterreich mit dem Anspruch auf Ebenbürtigkeit zur Seite trat. Der sich von ihm her datirende Dualismus war ein stets schmerzender Dorn in Oesterreichs Auge. Von Friedrich's Tagen ab war für Oesterreich und Preußen in Deutschland nicht mehr Raum.

Gegen den Schluß des 18. Jahrhunderts trat durch den gemeinsamen Krieg gegen die französische Republik eine kurze Verständigung ein, die allerdings nur durch die gemeinsame

*) Die Geheimnisse des sächsischen Cabinets. Ende 1745 bis Ende 1756. Archivarische Vorstudien für die Geschichte des Siebenjährigen Kriegs. (Stuttgart, Cotta.)

Bündniß gegen Polen möglich geworden war. Die Cabinetspolitik hat keine sittlichen Grundlagen, sie kennt keine Consequenzen. Während der Kämpfe gegen Frankreich behauptete sich Oesterreich lange im moralischen Vortheil gegen Preußen. Oesterreichs Ausdauer, sein stets wiederholter Appell an die Waffen, stand bei allem Unglück in glänzendem Lichte gegen den Separatfrieden von Basel, die elende Haltung Preußens im Jahre 1805 und die Schmach von Jena. Dies berechtigte Oesterreich zu einem Gefühl des sittlichen Uebergewichts. Bald aber trat ein Umschwung ein. Preußen lenkte in große freisinnige Bahnen, auf denen ihm Oesterreich nicht zu folgen vermochte. Die Zeiten von 1813—15 waren durchaus dazu angethan, Preußen abermals den ersten Platz in Deutschland zu erobern. Diesmal führte die Rivalität nicht zum Bruch, sondern zu einem Compromiß, bei dem Oesterreich den Löwenantheil davontrug. Friedrich Wilhelm III., der sich nur zaghaft von der glorreichen Erhebung der Nation hatte fortreißen lassen, begann vor dem eigenen Volke zu zittern und suchte Schutz im Sklavenjoch Metternich'scher Cabinetspolitik. Damit war der Frieden mit Oesterreich auf ein Menschenalter hergestellt.

Aber es war nur ein Frieden der Cabinete. Als das Jahr 1848 die Geister entfesselte, loderte in Preußens Volk neben dem stets im Herzen getragenen deutschen Nationalgefühl plötzlich auch das Gefühl der Ebenbürtigkeit mit Oesterreich mächtig auf.

Je lauter sich dasselbe kundgab, um so schroffer begegneten ihm Oesterreich und seine Freunde mit dem Grimm gekränkten Stolzes. Die alten Kaisertraditionen erwachten wieder und das Streben aller deutschen Politik Oesterreichs war fortan auf das Eine Ziel gerichtet: jeder Machterweiterung Preußens Einhalt zu thun und zu diesem Zwecke die Fessel, die der nur auf dynastischen Principien beruhende Deutsche Bund Preußen auferlegte, wiederherzustellen und zu conserviren.

Oesterreich erreichte durch die Unterwerfung Preußens in Olmütz — deren wir bei Darstellung der schleswig-holsteinischen Angelegenheiten bereits näher gedacht*) — dieses Ziel so vollständig als möglich. Die ganze Bewegung von 1848, die Preußen das Anerbieten der Kaiserkrone über das von Oesterreich getrennte Deutschland eingetragen hatte, war resultatlos, der Deutsche Bund wurde vollständig reactivirt. Aber das preußische Volk und die Liberalen Deutschlands, deren Vertreter in Frankfurt die Parole „Los von Oesterreich" ausgegeben hatten, vergaßen dieses Losungswort ebenso wenig, als es die gut Kaiserlichen vergaßen, daß man die Krone Deutschlands einem Hohenzoller angeboten hatte, und daß der preußenfreundliche Liberalismus einst mit den um ihre nationale Freiheit ringenden Ungarn und Italienern sympathisirt hatte.

Eine sehr natürliche politische Apathie ließ die gewaltigen Gegensätze zwischen Preußen und Oesterreich ein Jahrzehnt in den Hintergrund treten. Preußens damaliger König entsagte nach dem Scheitern der seiner Natur stets widerstrebenden großen Bewegung allen reformatorischen Ideen. Der hohe Schwung seines Geistes war gelähmt, er begnügte sich mit der bescheidenen Stellung neben oder vielmehr hinter Oesterreich. Ein Ministerium von mattherzigen Bureaukraten verstand es, jede nationale Regung zu dämpfen, und erst der Thronwechsel machte diesem Zustande ein Ende. Mit dem Regierungsantritt Wilhelm's I. (1858) kam die große Frage wieder in Fluß, fiel aber jetzt auch sofort wieder mit der deutschen Bewegung zusammen.

Kaum hatte König Wilhelm sein liberales Programm publicirt und mit dem sogenannten Ministerium der „neuen Aera" den Weg der moralischen Eroberungen in Deutschland betreten, als das Verhältniß zu Oesterreich durch den Krieg in Italien auf eine

---

*) Vgl. „Die schleswig-holsteinische Frage seit dem Kriege von 1864" (Unsere Zeit, Neue Folge, II, 1., S. 481 fg.).

harte Probe gestellt wurde. Preußen wollte kein deutsches Blut für österreichische Hausinteressen einsetzen, aber es rüstete und war bereit, gegen Frankreich loszuschlagen, sobald ein deutsches Interesse in Gefahr gerieth. Nach damaligen Anschauungen war es zweifellos, daß man diesen Moment für gekommen erachtet hätte, sobald das Festungsviereck am Mincio und der Etsch Gegenstand des Angriffs geworden wäre. Oesterreich aber, in zwei großen Schlachten besiegt, gönnte Preußen den Ruhm nicht, als Vorkämpfer für Deutschland einzutreten, und am wenigsten wollte es seine eigene Rettung Preußen verdanken; darum nahm es das Friedensanerbieten Napoleon's, der gleichzeitig gegen Oesterreich und Deutschland zu kämpfen nicht Lust trug, in dem Augenblick an, in dem die Rettung durch Preußen gewiß war. Der Frankenkaiser ließ sein Wort „Frei bis zur Adria“ ungelöst, Oesterreich aber gab die Lombardei, um die es so viel Blut nutzlos vergossen, preis, und sein Kaiser hatte die Genugthuung, in dem Manifest von Laxenburg Preußen statt mit Dank mit Schmähworten überhäufen zu können. Damit brach die alte Wunde aufs neue auf, um sich nie wieder vollständig zu schließen.

Die innern Verhältnisse des engern Deutschland, wie sich dies seit 1815 gestaltet hatte, waren, solange Preußen in die Ketten der Heiligen Allianz geschmiedet blieb, für den Antagonismus zwischen beiden Staaten ohne Belang. Oesterreich besorgte die Geschäfte des Zurückdrängens jeder freisinnigen Richtung auf eigene Hand, und Preußen stimmte bereitwillig zu. Dieses war zufrieden, wenn nur der Schein des Dualismus gewahrt blieb. Erst das Jahr 1848 änderte dies Verhältniß. Selbst nachdem Preußen sich in Olmütz vollständig unterworfen hatte, blieb der Sitz der Bundesversammlung der Ort dauernder Friction zwischen beiden Großmächten. Der Widerstand, den Preußen bei allen Verbesserungsvorschlägen namentlich im Bereiche der Wehrverfassung fand, wurzelte gleichmäßig in der Tendenz Oesterreichs, Preußen nicht zur Gleichberechtigung, geschweige denn zu einer Präponderanz gelangen zu lassen, wie in der Eifersucht, mit welcher die kleinen Dynasten über den Vollbesitz ihrer Souveränetät wachten. Seitdem einmal von der Kaiserkrone und bald darauf von einem engern Bunde unter preußischer Führung die Rede gewesen, war Oesterreich des dynastischen Elements fast in ganz Deutschland gewiß.

Den Feind, den Preußen damit erworben hatte, wog kein Freund im liberalen Lager auf. Preußen hatte die nationale Sache in Olmütz preisgegeben, das Vertrauen der großen Partei des Centrums, die in Frankfurt den einzig praktischen Gedanken einer Trennung von Oesterreich vertreten hatte, war dadurch wenigstens erschüttert. Mit der vorgerückten Demokratie aber hatte es durch sein Vorgehen in Baden vollständig gebrochen. Erst nachdem Wilhelm I. das Wort ausgesprochen hatte, Preußen müsse in Deutschland moralische Eroberungen machen, stellten sich die liberalen Elemente im engern Deutschland wieder auf Preußens Seite. Oesterreich und die kleinen Dynasten aber wurden dadurch nur mit neuem Mistrauen erfüllt. Was konnte das schönklingende Wort denn auch anders bedeuten, als endlich durch moralischen, wenn nicht revolutionären Druck der Bevölkerungen das erlangen wollen, was man im Wege der Unterhandlungen mit den Souveränen zu erlangen verzweifelte?

Von dieser Zeit ab (November 1858) stand die deutsche Frage wieder bedeutungsvoll zwischen Preußen und Oesterreich. Leider war das liberale Ministerium, mit dem sich der neue Regent umgab, kein Ministerium energischer That. Der gute Wille genügte nicht. Die liberale Regierung ging zu Ende, und nichts war erreicht. Im Jahre 1862 wechselte der König sein System. In dem Minister von Bismarck trat ein Mann an die Spitze der Geschäfte, in dem der Gedanke zur Reife gelangt war, der unfertigen Stellung Preußens in Deutschland ein Ende zu machen und die große, Oesterreich und den Particularisten gegenüber schwebende Streitfrage zum Austrag zu bringen. An die

Stelle der „moralischen Eroberungen" trat eine Politik, die sich zu „Blut und Eisen" bekannte, der der Krieg als das letzte und einzige Mittel zur Lösung erschien. Die nächste Aufgabe Bismarck's bestand nun darin, die fundamentale Streitfrage zur speciellen zu gestalten. Heute ist der Grundzug dieser Politik klar zu Tage getreten und die scheinbaren Inconsequenzen, die sich eine Reihe von Jahren hindurch in Bismarck's Politik bemerkbar machten, gleichen nur noch dem Staubwirbel vor dem nachfolgenden Gewitter.

Es bedurfte einer vollen Umgestaltung der gesammten Verhältnisse Deutschlands zu dem übrigen Europa, um diese große kriegerische Lösung möglich zu machen. Der schleswig-holsteinische Krieg und die Hand in Hand mit ihm gehende, ausschließlich aus Bismarck'scher Initiative hervorgehende äußere Politik mußte Europa erst mit dem Gedanken versöhnen, daß auch deutsche Mächte an ihr Schwert appelliren durften und nicht ewig in allen großen Fragen dem Willen des Auslandes unterworfen blieben. Das war, wie in der betreffenden Abhandlung dieses Werks*) näher dargelegt, die höchste Bedeutung jenes Kriegs. Waren auch beide deutsche Großmächte an dieser Wandlung betheiligt, so lag es doch in den Verhältnissen, daß der bezeichnete Erfolg fast ausschließlich Preußen zugute kam. Oesterreich hatte durch seine außerdeutschen Angelegenheiten immer, wenn auch nicht mit Glück, die Rolle einer selbständig handelnden europäischen Macht gespielt; wo es im Deutschen Bunde an der traurigen Rolle, die Deutschland beschieden war, theilnahm, hatte es diese Rolle meist selbst geschaffen. Die Ohnmacht Deutschlands entsprach durchaus Oesterreichs Zwecken, für Deutschlands Ehre übernahm es keine Solidarität. Wie es sich 1849 Ungarn mit russischer Hülfe unterworfen hatte, so pochte es 1850 auf russische Hülfe, um Preußen, das nicht einmal antiösterreichische Politik getrieben, in den Staub zu werfen, Schleswig-Holstein an Dänemark auszuliefern und durch Reactivirung des Bundestags Deutschland um seine nationale Erhebung zu bringen.

Der schleswig-holsteinische Krieg schuf Preußen die Armfreiheit, die ihm zur Seite gehende große Politik gab ihm seine Stellung als Großmacht wieder, die schleswig-holsteinische Frage in ihrem Verlaufe seit dem Wiener Frieden brachte endlich die Ansprüche Preußens nach Machterweiterung in Deutschland und Befreiung von dem dynastischen Despotismus der Bundesinstitutionen direct auf die politische Bühne. Die Kluft zwischen Preußen und Oesterreich war damit gähnend geöffnet. Zu einer kriegerischen Lösung der gewaltigen Streitfrage war der specielle Conflict jeden Augenblick zur Hand, es erübrigte nur denselben im rechten Moment zum brennenden zu gestalten und mit Geschick und unter möglichster Wahrung des formellen Rechts den casus belli zu finden.

2) Stand der Dinge in den Elbherzogthümern nach der Convention von Gastein. Die Massenversammlung in Altona. Die preußischen Depeschen vom 20. und 26. Jan. Graf Bismarck's Verhältniß zu Kaiser Napoleon. Oesterreichs Antwort vom 7. Febr. Charakteristische Erscheinungen in den Herzogthümern. Bismarck's Stellung zur preußischen Opposition. Aufnahme der deutschen Frage. Bismarck's Programm von 1859. Oesterreichische Rüstungen. Allianzvertrag zwischen Preußen und Italien. Preußische Circulardepesche vom 24. März. Beginn der Rüstungen in Preußen und Italien.

Die Convention von Gastein war der letzte Act politischer Transaction zwischen Preußen und Oesterreich. Sofern sie ein diplomatischer Sieg Preußens war, trug sie nur dazu bei, die öffentliche Meinung Oesterreichs zu erbittern und dadurch die kaiserliche Regierung zu einer energischern, unbeugsamern Haltung gegen Preußen zu veranlassen.

*) Vgl. „Der Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864" (Unsere Zeit, Neue Folge, I, 161 fg.).

Eine friedliche Lösung der Differenzpunkte in der Herzogthümerfrage war durch die Convention eher erschwert als gefördert. Die zahlreichen Keime zu weitern Conflicten, welche dies neugeschaffene, über alles Maß complicirte und allen staatsrechtlichen Begriffen widerstrebende Verhältniß im Schose trug, waren ganz dazu angethan, Preußen jeden Augenblick die Möglichkeit zu gewähren, an die Gewalt zu appelliren.

Die administrative Trennung von Schleswig und Holstein änderte im ganzen wenig an dem Verhältniß, wie es vor der Gasteiner Convention zwischen Preußen und Oesterreich in den Herzogthümern bestanden hatte. Holstein bot dem „volksfreundlichen" Statthalter, Feldmarschallieutenant von Gablenz, Raum genug, dem Willen seiner Regierung gemäß die Partei des augustenburgischen Prätendenten zu unterstützen. Es zeugte von dem Mangel jeden sittlichen Halts bei den sogenannten Actionsparteien in Deutschland, daß sie Oesterreich dies als ein Verdienst anzurechnen keinen Anstand nahmen. Oesterreich, das — in dem Wahne, Preußen habe jeder andern Aufgabe als dem Kampfe gegen liberale Tendenzen entsagt — diesem bei seinem Vorgehen gegen Bund und Mittelstaaten bis zur äußersten Grenze gefolgt war, Oesterreich, das einst Preußen gezwungen hatte, das bereits mit den Waffen befreite Schleswig-Holstein an Dänemark wieder auszuliefern, Oesterreich, das zu einer Zeit, wo sich an den Namen des Augustenburgers alle Hoffnungen der Herzogthümer und fast ganz Deutschlands knüpften, dessen Ausweisung aus dem Lande beantragt hatte — dieses selbe Oesterreich sollte heute die Stütze des Bundesrechts, der Hort der Herzogthümer, der Verfechter des Legitimitätsprincips, der Repräsentant des Volkswillens sein. Auch dem blödesten Auge war es klar, daß Oesterreich diese Maske nur vornahm, um das so natürliche und den Interessen Deutschlands entsprechende Streben Preußens, die Herzogthümer seiner Monarchie einzuverleiben, zu vereiteln, und daß kein höheres Motiv seine Politik leitete als die dynastische Eifersucht, zu deren Befriedigung es schließlich selbst einen Krieg nicht vermeiden würde.

Preußen suchte den österreichischen Intriguen dadurch entgegenzuwirken, daß es sich auf den antirevolutionären Boden stellte, ein Gebiet, auf dem der hochconservative Kaiserstaat sich voraussichtlich nicht würde überflügeln lassen. Gelegentlich des im Herbst 1865 in Frankfurt am Main abgehaltenen Deutschen Abgeordnetentags war Oesterreich auf einen derartigen Versuch der preußischen Regierung zwar eingegangen, im Laufe des Depeschenwechsels aber Preußen nicht vollständig zur Seite geblieben. Nichtsdestoweniger blieb Bismarck bei seiner neuen Maxime, wohl wissend, daß er damit immer eine schwache Stelle bei Oesterreich berührte. Bald ergab sich denn auch eine Gelegenheit, wo ein derartiges Verfahren nur ein Zurückweichen Oesterreichs oder den vollen Bruch herbeizuführen geeignet war.

In ganz Holstein wurde eine „Massenversammlung" auf den 23. Jan. 1866 nach Altona ausgeschrieben, angeblich zu dem Zwecke, durch einmüthigen Willensausdruck der ganzen Bevölkerung auf Einberufung der Stände hinzuwirken. Der österreichische Statthalter hatte nun die Wahl zwischen der Popularität, d. h. dem Geschehenlassen, oder der Wahrung conservativer Interessen, d. h. dem Verbieten einer Versammlung, die unfehlbar gegen den Gasteiner Vertrag und ganz speciell gegen Preußen aufs bitterste auftreten würde. Er entschied sich anfänglich und jedenfalls infolge preußischer Vorstellungen für das letztere und ließ am 22. Jan. durch die Polizei von Altona die Versammlung untersagen. Ueber Nacht aber siegte eine andere Ueberzeugung. Am 23. Jan. wurde das Verbot zurückgenommen gegen die Zusage, daß die Massenversammlung keine förmlichen Resolutionen fassen werde. Oesterreichs Popularität war unermeßlich. Die verhängnißvolle Versammlung fand statt, und auch ohne Resolutionen hatte sie den vorauszusehenden Verlauf. Die vorgeschrittenste Demokratie Süddeutschlands und der linke Flügel des

Sechsunddreißiger-Ausschusses sowie des Nationalvereins waren vertreten. Die Reden enthielten nicht nur maßlose Schmähungen Preußens, sondern auch Hindeutungen aufs Ausland, aus denen nichts weniger als deutsches Nationalgefühl sprach. Oesterreich ward fast gleichmäßig mit dem „rechtmäßigen, geliebten Fürsten Herzog Friedrich" gefeiert. Die ganze Erscheinung hatte etwas Krankhaftes, man erkannte, daß über blinder Parteileidenschaft jede klare Einsicht verloren gegangen war. Wenn Oesterreich es je in Abrede stellen wollte, entschieden feindlich gegen seinen frühern Alliirten in den Herzogthümern gehandelt zu haben, diese Versammlung würde nach dem Satze vox populi vox dei vollgültiges Zeugniß ablegen.

Schon vor jener Massendemonstration, am 20. Jan., hatte Graf Bismarck eine Note nach Wien gerichtet, welche die preußenfeindliche Tendenz der unter Oesterreichs Aegide stehenden Verwaltung Holsteins in klares Licht stellte und nicht undeutlich aussprach, daß eine weitere Fortdauer dieser Verhältnisse auf die Beziehungen beider Höfe zurückwirken müsse. Als unmittelbar darauf die altonaer Manifestation statthatte, sandte Bismarck am 26. Jan. eine zweite Note nach Wien, mittels deren er Oesterreich die Allianz förmlich kündigte. Diese Note, an den preußischen Gesandten in Wien gerichtet, ist der Ausgangspunkt des speciellen, den casus belli herbeiführenden Conflicts, sie zeigt bereits den festen Entschluß des preußischen Staatsmanns, es auf einen Bruch ankommen zu lassen. Es lohnt sich deshalb, auf das historisch merkwürdige, in seiner Form fast einzig dastehende Actenstück näher einzugehen.

Graf Bismarck bezeichnet die altonaer Versammlung als eine „entscheidende Wendung", bei welcher sich herausstellen werde, welchen Charakter das wiener Cabinet seinen Beziehungen zu Preußen geben wolle. Dann heißt es weiter:

Diese Versammlung ist in der That eine Erscheinung, auf deren Zulassung auf dem Gebiet des österreichischen Regiments in Holstein wir selbst nach den bisherigen Vorgängen nicht gefaßt sein konnten. Eine Massendemonstration, bestimmt zur Agitation theils für Zwecke, welche die Landesregierung kurz vorher in ausdrücklichem Auftrage des Statthalters abgelehnt hatte, theils ausdrücklich und direct gegen Preußen; diese Demonstration, zuerst polizeilich beanstandet, dann von der Landesregierung nach Verständigung mit dem Vorstande in einer Weise zugelassen, daß, wenn nur keine Resolutionen gefaßt wurden, den aufregendsten Reden der weiteste Spielraum gegönnt würde; endlich die Versammlung von leitenden Demokraten aus andern deutschen Ländern besucht, ganz in derselben Weise wie die Versammlungen zu Frankfurt und zu demselben Zwecke.

Der Plan zu dieser Versammlung zeigt, wie man im Lande die Erklärung der Landesregierung und des Statthalters über die Agitation wegen Berufung der Stände aufgefaßt und verstanden hatte; und die Zulassung derselben hat leider bewiesen, daß dies ein richtiges Verständniß war.

Es erscheint fast unbegreiflich, daß es zu diesem Punkte hat kommen können, wenn wir auf die Tage von Gastein und Salzburg zurückblicken. Ich durfte damals annehmen, daß Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich und seine Minister ebenso klar wie wir über dem gemeinsamen Feind beider Mächte, die Revolution, sähen; und wir glaubten, über die Nothwendigkeit und den Plan des Kampfes gegen dieselbe einig zu sein. Auf diese Ueberzeugung gestützt, machten wir in Wien den Vorschlag des Vorgehens in Frankfurt, auf welchen das kaiserliche Cabinet einging, dem es aber bald die Spitze abzubrechen suchte, und dessen Wirkung dadurch in Nichts verlaufen ist. Dieses Verhalten war wohl geeignet, uns bedenklich zu machen, indessen konnten wir doch diese Lauheit und Zurückhaltung noch einer gewissen Passivität und der Nachwirkung früherer Traditionen zuschreiben. Wir durften daher, wenn uns auch diese Erfahrung für die Zukunft zur Vorsicht mahnte, uns doch enthalten, besorglichere Folgerungen daraus zu ziehen.

Das gegenwärtige Verhalten der kaiserlichen Regierung in Holstein trägt einen andern Charakter. Wir müssen es geradezu als ein aggressives bezeichnen, und die kaiserliche Regierung steht nicht an, genau dieselben Mittel der Agitation gegen uns ins Feld zu führen, welche sie mit uns gemeinsam in Frankfurt hatte bekämpfen wollen. Worin unterscheidet sich jene, durch den Zuzug von Führern der Demokratie aus Hessen, Frankfurt, Baiern illustrirte Massenversammlung von denjenigen Versammlungen, über deren Zulassung Oesterreich selbst mit uns in Frankfurt Be-

schwerde geführt hat? Höchstens dadurch, daß der kaiserlichen Statthalterschaft in den holsteinischen Gesetzen wirksamere Gegenmittel zu Gebote standen als dem frankfurter Senat, daß die Agitation in Holstein ein bestimmteres und greifbareres Object hat und noch unmittelbarer und feindlicher gegen Preußen gerichtet ist — ebenso feindlich aber gegen das für Preußen und Oesterreich gemeinsame Recht der Souveränetät in den Herzogthümern! Nur der Gebrauch, den man von der durch solche Demonstrationen hervorgerufenen Stimmung in feindlicher Tendenz gegen Preußen machen will, erklärt es, wenn man in Wien übersieht, daß alle diese Angriffe auf das Recht Preußens ebenso sehr die Rechte Sr. Maj. des Kaisers treffen, und daß man dort die verderbliche Wirkung ignoriren kann, welche im Lande durch das begünstigte und gebildete System der Agitation hervorgebracht wird; daß man es zuläßt, wenn in holsteinischen Versammlungen süddeutsche Agitatoren die Aufforderung zur Steuerverweigerung ins Land schleudern. Ich habe Ew. Exc. schon bei frühern Gelegenheiten ausgesprochen, daß, wenn man in Wien dieser Umwandlung eines bisher durch seinen conservativen Sinn ausgezeichneten Volksstammes in einen Herd der revolutionären Bestrebungen ruhig glaubt zusehen zu können, wir unsererseits es nicht dürfen und nicht zu thun entschlossen sind. Durch den Gasteiner Vertrag ist jedes der beiden Herzogthümer gleichsam als ein anvertrautes Pfand der Loyalität des einen der beiden Mitbesitzer übergeben; wir hatten die Hoffnung, von da aus zu einer weitern Verständigung zu gelangen, und wir haben das Recht zu fordern, daß bis zu dem Eintritt dieser Verständigung das Object selbst in statu quo erhalten werde. Eine Deteriorirung desselben, wie sie durch diese Agitation bewirkt wird, können und wollen wir uns nicht gefallen lassen. Das Preisgeben aller Autorität, die Zulassung offenbarer Misachtung und Verhöhnung selbstgegebener Bestimmungen, die principielle Nichtanwendung bestehender Gesetze unter Anfechtung der Gültigkeit derselben seitens der kaiserlichen Regierung sind erhebliche Beschädigungen des moralischen Princips, welches in den durch einen opfervollen Krieg unserer Fürsorge anheimgegebenen Ländern aufrecht zu erhalten wir uns verpflichtet erachten.

Ew. Exc. überlasse ich zu erwägen, welchen Eindruck ein solches Verfahren seines Bundesgenossen im Kriege, jetzt im Frieden, auf Se. Maj. den König, unsern allergnädigsten Herrn, machen, wie schmerzlich es ihn berühren müsse, revolutionäre und jedem Thron feindliche Tendenzen unter dem Schutze des österreichischen Doppeladlers entfaltet zu sehen! Und wie solche Eindrücke dahin führen müssen, das von Sr. Maj. lange und liebevoll gehegte Gefühl der Zusammengehörigkeit der beiden deutschen Mächte zu erschüttern und zu schwächen!

Es ist auf ausdrücklichen Befehl Sr. Maj. des Königs, daß ich Ew. Exc. ergebenst auffordere, dies offen dem Hrn. Grafen von Mensdorff auszusprechen und ihn zu ersuchen, es zur Kenntniß seines kaiserlichen Herrn zu bringen.

Die Regierung Sr. Maj. des Königs bittet das kaiserliche Cabinet im Namen der beiderseitigen Interessen, den Schädigungen, welche das monarchische Princip, der Sinn für öffentliche Ordnung und die Einigkeit beider Mächte durch das jetzt in Holstein gehandhabte System leiden, ein Ziel zu setzen; sie hält es für ein Leichtes, wenn die Gesetze des Landes, an deren Bestehen kein ernster Zweifel obwalten kann, zur Anwendung gebracht werden, den unwürdigen Schmähungen in Presse und Vereinen gegen seinen Bundesgenossen und Mitbesitzer ein Ende zu machen und die Einwirkung des sogenannten kieler Hofes auf das Land, welche einen fortwährenden Protest und Angriff gegen sein wie gegen unser Recht enthält, für die Zukunft unmöglich zu machen. Wir verlangen keine Concession, kein Aufgeben irgendeines österreichischen Rechts in den Herzogthümern, sondern nur die Erhaltung des gemeinsamen Rechts; nichts anderes, als was Oesterreich ebenso sehr seiner eigenen wie unserer Stellung schuldig ist; auch nichts anderes, als was die kaiserliche Regierung jeden Augenblick ohne irgendein Opfer oder eine Schädigung ihrer Interessen auszuführen in der Lage ist. Mag dies gemeinsame Recht für Oesterreich von geringem Werthe sein, für Preußen ist die Feststellung und Durchführung desselben eine von ihrer Gesammtpolitik untrennbare Lebensfrage der jetzigen Regierung Sr. Maj. des Königs.

Eine verneinende oder ausweichende Antwort auf unsere Bitte würde uns die Ueberzeugung geben, daß die kaiserliche Regierung nicht den Willen habe, auf die Dauer gemeinsame Wege mit uns zu gehen, sondern daß die Preußen abgeneigten Tendenzen, daß ein, wie wir hofften, überwundener traditioneller Antagonismus gegen Preußen, welcher sich jetzt das Gebiet der Herzogthümer zum Felde seiner Wirksamkeit ausersehen hat, in ihr mächtiger ist als das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der gemeinsamen Interessen! Es würde dies für die königliche Regierung, es würde vor allem für Se. Maj. den König selbst eine schmerzliche Enttäuschung sein, welche wir wünschen und hoffen uns erspart zu sehen. Aber es ist ein unabweisbares

Bedürfniß für uns, Klarheit in unsere Verhältnisse zu bringen. Wir müssen, wenn die von uns aufrichtig angestrebte intime Gemeinsamkeit der Gesammtpolitik beider Mächte sich nicht verwirklichen läßt, für unsere ganze Politik volle Freiheit gewinnen und von derselben den Gebrauch machen, welchen wir den Interessen Preußens entsprechend halten.

Ich bitte Ew. Exc. hierüber dem Hrn. Grafen von Mensdorff keine Zweifel zu lassen. Der Augenblick ist zu ernst, und die neuesten Vorgänge, welche auch in Wien nicht mehr ignorirt werden können und deren Auffassung und Behandlung auf die Haltung und die Absichten des kaiserlichen Cabinets ein für uns entscheidendes Licht werfen muß, haben die Verhältnisse zu sehr auf die Spitze getrieben, als daß eine weniger offene Sprache an der Zeit wäre.

Diese Note läßt klar erkennen, daß Graf Bismarck durch Aufnahme mancher Stellen seinem Könige Concessionen gemacht, mittels deren er die Möglichkeit erkauft, eine so überaus entschiedene Sprache gegen Oesterreich zu führen. Ueber den gemeinsamen Kampf gegen die Revolution war Bismarck für seine Person längst hinaus. Schon vor der Gasteiner Convention hatte er durch die mit Italien angeknüpften Verhandlungen keinen Zweifel darüber gelassen, wo er bei einem Kriege gegen Oesterreich seinen Bundesgenossen suchen werde. Bismarck war Realpolitiker, der die großen Verhältnisse ins Auge faßte und jeder Principienreiterei fern stand. Darum war es ihm auch möglich geworden, mit dem Kaiser Napoleon zu einem Einverständniß zu gelangen, das ihm ohne Uebernahme gefährlicher Verpflichtungen freie Bahn zu seinem Ziel eröffnete. Kaiser Napoleon seinerseits hatte in Bismarck erkannt, daß er nicht der Mann altmetternich'scher Principien, nicht der Mann der Heiligen Allianz sei, daß also ein durch ihn zu größerer Macht gelangtes Preußen nie eine Restaurationspolitik betreiben würde, wie sie erwiesenermaßen noch in Oesterreichs Planen lag für den Fall, daß es 1859 in Italien große Erfolge davongetragen hätte.

Ueber die im Herbst 1865 stattgehabte letzte Zusammenkunft Bismarck's mit dem französischen Kaiser in Biarritz ist nie Positives bekannt geworden; aus einer unbefangenen Würdigung alles thatsächlich ans Licht Getretenen ist indeß der zuverlässige Schluß zu ziehen, daß Bismarck bei seinem Vorgehen gegen Oesterreich in principiellem Einverständniß mit dem Kaiser war. Selbst in dem Verhalten Bismarck's gegenüber den innern Angelegenheiten zeigt sich eine auffällige Analogie zwischen beiden Staatsmännern. Beide traten einem freien innern Staatsleben oft und mit Gewalt entgegen, beide aber nur dann, wenn sie sich durch dasselbe in der Erreichung ihrer größern politischen Ziele behindert sahen. Wo der Appell an Ideen, die den conservativen Elementen schnurstracks entgegenstanden, den Rücksichten politischer Zweckmäßigkeit entsprach, sind beide nie davor zurückgeschreckt. Graf Bismarck hatte dies durch sein dem österreichischen Bundesreformproject von 1863 entgegengestelltes auf directer Volkswahl basirendes Programm bereits bewiesen. Beide Staatsmänner zeigten auch ein gegenseitiges Verständniß für die Verschiedenheit der Grundlagen, auf denen ihre Staaten wurzelten. Bismarck anerkannte stets, daß der Kaiser Napoleon der Stimmung der Massen, die ihn auf den Thron erhoben, Rechnung tragen mußte, und verstand es, sich in Rücksicht hierauf in seinen Zielen zu beschränken. Napoleon dagegen hat es noch vor dem Kriege ausgesprochen, daß Preußen berufen sei, sich wenigstens in Norddeutschland eine breitere und festere Position zu schaffen. Bis zu dieser Grenze ist ein Einverständniß anzunehmen, nicht aber über dieselbe hinaus. Der Vertreter Preußens konnte dem französischen Kaiser nie Aussicht auf einen Fuß breit deutschen Landes, geschweige denn auf die Rheingrenze eröffnen, der Kaiser dagegen nie eine Politik activ unterstützen, die Preußen zum Herrn eines ungetheilten Deutschland gemacht hätte. Sogar die Vortheile, die das Ausland stets in einem durch den Dualismus geschwächten Deutschland erkannt hatte, vermochte er nicht von vornherein leichtweg zu opfern. Jedenfalls aber reichten die Verständigungen zwischen Bismarck und dem französischen Kaiser aus, um erstern in einem um Schleswig-

Holsteins willen eintretenden Bruche mit Oesterreich keine anderweiten Gefahren erkennen zu lassen.

Oesterreichs Antwort auf die Note vom 26. Jan. lautete „verneinend und ausweichend", mußte also für Bismarck seiner eigenen Erklärung nach als ein Zeichen gelten, „daß die kaiserliche Regierung nicht den Willen habe, auf die Dauer gemeinsame Wege mit Preußen zu gehen". Einige Stellen des umfangreichen, hier und da von Gefühlsregungen durchwebten, im allgemeinen aber entschieden gehaltenen Schriftstücks Graf Mensdorff's (d. d. 7. Febr.) mögen hier folgen:

In der einstweiligen Verwaltung Holsteins ist die kaiserliche Regierung nach der Uebereinkunft von Gastein keiner Controle unterworfen. Sie ist nicht die alleinige Eigenthümerin der holsteinischen Souveränetätsrechte, aber die Art der Ausübung derselben ist ihrem eigenen freien Ermessen überlassen. Wie überall, so vertritt sie auch im Norden Deutschlands hohe conservative Interessen, und ist ihre ernste Sorge, daß ihre ganze Action in Holstein den Anforderungen dieser Pflicht entspreche. Allein ihr Verfahren in Holstein hängt nur von ihren eigenen Eingebungen ab, und sie betrachtet jede einzelne Frage, welche im Bereich ihrer dortigen Administration auftauchen mag, als ausschließlich zwischen ihr und ihrem Statthalter schwebend, jeder andern Einwirkung aber entzogen. Dieselbe Unabhängigkeit räumt sie in Schleswig der königlich preußischen Regierung ein. ... Der Minister des Kaisers aber muß den Anspruch des königlich preußischen Gesandten, Rechenschaft über einen Act der Verwaltung Holsteins zu erhalten, entschieden zurückweisen, und ich befolge, indem ich dies ausspreche, nur die Befehle meines kaiserlichen Herrn, allerhöchstwelchem ich die Depesche des Hrn. Grafen von Bismarck zu unterlegen mir zur Pflicht gemacht habe. ...

In Altona haben wir gegen Preußen — deß werden wir ferner geziehen — die nämlichen Excesse verüben lassen, die wir in Frankfurt gemeinschaftlich mit Preußen verurtheilt haben. Wie hat das königlich preußische Cabinet sich der nahe liegenden Entgegnung aussetzen mögen, daß gerade Preußen sich geweigert hat, ein Verbot solcher Versammlungen, wie sie in Altona stattgefunden, für das gesammte Bundesgebiet zu beantragen? Wäre eine Regelung von Bundes wegen erfolgt, so hätte es in Holstein nicht an einer festen Norm gefehlt, und die königliche Regierung wäre nicht darauf beschränkt, von uns die Wiedereinführung jener dänischen Ordonnanzen zu verlangen, über deren Druck die Herzogthümer sich meist laut beschwerten, und die wir nicht mehr in praktischer Geltung vorfanden, als wir die Verwaltung Holsteins übernahmen.

Der Kaiser, unser allergnädigster Herr, beklagt diese ganze Polemik. Schwer wird Se. Maj. sich entschließen, zu glauben, daß König Wilhelm den Maßstab für den Werth, welchen der Kaiser auf seine Beziehungen zu Preußen legt, von Oesterreichs Einwilligung oder Nichteinwilligung in den Wunsch der Annexion der Herzogthümer an Preußen werde entnehmen wollen. Ein so einseitiger Anspruch steht den Gedanken des Königs sicher fern. Dennoch spricht die königliche Regierung zu uns, als ob unsere so natürliche Weigerung, diese Annexion sich vollziehen zu lassen, nicht anders als durch eine Rückkehr zu einer Politik verderblicher Eifersucht und Rivalität erklärt werden könne. Ja sie spricht, als ob sie von Oesterreich im Kampfe gegen den gemeinsamen Feind, die Revolution, verlassen und dadurch an der Ausführung ihres Willens verhindert sei, auf die Dauer mit uns gemeinsame Wege zu gehen.

Eigenthümlich ist unbedingt die Rechtfertigung, welche Oesterreich für das Geschehenlassen der altonaer Demonstration darin sucht, daß gerade Preußen sich am Bunde geweigert habe, ein Verbot solcher Versammlungen für ganz Deutschland zu beantragen. Noch schwächer ist das, was von der Wiedereinführung „dänischer Ordonnanzen" gesagt wird. Solange keine andern Gesetze und Verordnungen im Lande existirten, mußten dänische gelten, oder volle Anarchie einreißen. Das Verhalten der altonaer Polizei zeigte doch klar, daß sie sich das Recht des Verbots vindicirte. Selbst in Ländern, wo das Versammlungsrecht gesetzlich garantirt ist, unterliegen Volksversammlungen unter freiem Himmel vorgängiger Genehmigung. Nie aber lag wol mehr Grund zu einem Verbot vor als damals in Altona. Schon die einfachste Rücksicht auf die internationalen Verhältnisse hätte Oesterreich ein solches zur Pflicht gemacht. Bismarck hatte also einen

Ausgangspunkt für den Bruch mit Oesterreich gefunden, in dem nicht nur ein formelles Recht, sondern auch das Urtheil aller Billigdenkenden auf seiner Seite stand.

In einem einzigen Satze der österreichischen Antwort hat die kaiserliche Regierung eine positive Verpflichtung übernommen, die später von Belang wurde. Dieser Satz lautet: „Frei von jeder Verantwortlichkeit dafür, daß das Ziel einer endlichen Lösung der Herzogthümerfrage bisjetzt unerreicht geblieben ist, steht Oesterreich noch immer der Regierung Sr. Maj. des Königs von Preußen dafür ein, daß es nichts zulassen werde, was der vorbehaltenen Verständigung zwischen den beiden Mächten präjudiziren würde." Diese Zusage entspricht durchaus den Stipulationen des Gasteiner Vertrags, der die Rechte beider Mächte an die Gesammtheit der Herzogthümer ausdrücklich aufrecht erhält. Ein Bruch dieser Zusage, wie er später durch einseitige Einberufung der holsteinischen Stände erfolgte, mußte also gleichzeitig als ein Bruch des Gasteiner Vertrags angesehen werden.

Mit diesem Depeschenwechsel gingen einige andere, die Kluft zwischen den beiden Großmächten erweiternde Vorgänge Hand in Hand.

Am 23. Jan., dem Tage der altonaer Versammlung, richteten 19 Mitglieder der holsteinischen Ritterschaft eine Adresse an den Grafen Bismarck, worin es hieß:

Die gegenwärtige Uebergangsperiode ist in Holstein von Umständen begleitet, die mit einem gesicherten und geordneten Zustande der Dinge unvereinbar sind, und deren längeres Fortbestehen das Land nach und nach vollständig demoralisiren würde. Wir brauchen diese Umstände nicht näher zu entwickeln. Sie sind Ew. Exc. genugsam bekannt. Hochdieselben werden die Bedeutung und die Tragweite von Agitationen vollkommen ermessen, deren ausgesprochener Zweck als eine sowol rechtliche wie moralische Unmöglichkeit erscheint, die aber in Wirklichkeit auch andern Zwecken als den angegebenen nicht fremd sind, und die jedenfalls dazu beitragen, den gesunden Sinn der Bevölkerung und ihr Urtheil über ihre heiligsten Interessen zu verwirren. Wir haben es den augenblicklichen Verhältnissen nicht angemessen finden können, in zahlreicher Versammlung die hier angedeuteten Uebelstände zur Sprache zu bringen und eine öffentliche Kundgebung im Sinne der wahrhaften höchsten Interessen der Herzogthümer zu veranlassen. Wir Endesunterschriebenen haben im Vertrauen auf Ew. Exc. bewährtes tiefes Verständniß der wahren Bedürfnisse der Länder und Völker, auf deren Schicksal einen hohen Einfluß auszuüben Sie berufen sind, beschlossen, Hochdero gütige Vermittelung ganz gehorsamst in Anspruch zu nehmen, um den ehrerbietigen Ausdruck unserer Gefühle zur Kenntniß Sr. Maj. des Königs zu bringen. Wir sprechen es unumwunden aus, daß wir das Wohl und das Heil unsers Vaterlandes nur in dessen Vereinigung mit der preußischen Monarchie erblicken können, und vertrauen ganz der Weisheit Sr. Maj. des Königs, daß allerhöchstdieselben die dahin führenden Schritte zu erwählen wissen, wie auch den demnächst unter seinem Scepter verbundenen Landen ihre eigenthümlichen Einrichtungen, soweit diese sich mit dem Gemeinwohl vereinigen lassen, erhalten werden.

Die holsteinische Landesregierung ließ sich infolge dieser Adresse am 23. des folgenden Monats zu einem Schritte bewegen, der mit der liberalen Tendenz, die sie unter Inspiration des österreichischen Statthalters zu vertreten sich den Anschein gab, seltsam contrastirte. In einer an General von Gablenz gerichteten Zuschrift remonstrirte sie nicht allein gegen die Petition der 19 Ritterschaftsmitglieder, sondern behielt sich auch vor, gegen die Absender der Adresse ein gerichtliches Verfahren zu veranlassen. Vielleicht veranlaßte dies erst den Grafen Bismarck zu einer vom 2. März datirten Antwort, welche die Annexion sehr deutlich in Aussicht stellte.

Ein anderer Conflict ergab sich daraus, daß der österreichische Statthalter eine Requisition des Kammergerichts zu Berlin um Auslieferung des sich in Altona aufhaltenden Redacteurs May (eines Preußen) verweigerte. Gablenz verwies das preußische Gericht an die Gerichtsbehörden in Altona, und die österreichische Regierung verweigerte, die Richtigkeit des vom Statthalter eingeschlagenen Verfahrens anerkennend, auch jede diplomatische Verhandlung mit Preußen über diesen Gegenstand.

Da May wegen seiner Preußenfeindlichkeit und seines Märtyrerthums ein Mann von Bedeutung in Holstein geworden war, trug dieser Vorgang zur Mehrung der Popularität des österreichischen Regiments nicht wenig bei. Ganz besonders aber wurde dieselbe durch eine andere, sehr geschickte Maßregel des Generals Gablenz gehoben. Die Losung im Lande war seit langer Zeit: Einberufung der Stände. Ohne ein Einvernehmen mit Preußen, das unmöglich zu erzielen war, hielt sich Oesterreich dazu zur Zeit noch außer Stande. Kurz nach der Gasteiner Convention hatte es auch am Bunde einen dieserhalb von den Mittelstaaten gestellten Antrag gemeinschaftlich mit Preußen zu Fall gebracht. Um nun dem Volkswillen doch möglichst entgegenzukommen, ergriff Gablenz den Ausweg, zur Feststellung des Jahresbudgets Vertrauensmänner einzuberufen und bei dieser Gelegenheit gleichzeitig die Rechtsbeständigkeit der Verfassung von 1854 auszusprechen.

In vollem Gegensatz zu letztern an und für sich unbedingt zu billigenden Schritten des österreichischen Statthalters stand eine fast gleichzeitige Kundgebung der preußischen Regierung in Schleswig, die bestimmt war, allen Demonstrationen für den „Herzog Friedrich" ein Ende zu machen. Der erste Paragraph einer zu diesem Zweck erlassenen „provisorischen Verordnung, betreffend die Bestrafung feindlicher Handlungen gegen die souveräne Gewalt in Schleswig-Holstein" (vom 11. März 1866) lautet wie folgt:

„Wir Wilhelm von Gottes Gnaden, König von Preußen u. s. w., verordnen für das Herzogthum Schleswig was folgt: §. 1. Ein Unternehmen, welches darauf abzielt, den in Gemäßheit des Wiener Friedenstractats vom 30. Oct. 1864 und der Gasteiner Convention vom 14. Aug. 1865 uns und Sr. Maj. dem Kaiser von Oesterreich in den Herzogthümern Schleswig und Holstein zustehenden Souveränetätsrechten zuwider einer andern landesherrlichen Autorität in den Herzogthümern oder in einem derselben gewaltsam Geltung zu verschaffen, soll mit Zuchthaus von 5—10 Jahren bestraft werden. Die Strafe tritt ein, sobald eine Handlung begangen ist, durch welche das verbrecherische Vorhaben unmittelbar zur Ausführung gebracht werden soll."

Dieser Paragraph hat der Verordnung den Namen Zuchthausverordnung eingetragen. Ueber die Rechtmäßigkeit ihres Erlasses waren und blieben die Juristen uneinig. Niemand indeß verkannte jetzt noch, daß Preußen seit der Ablehnung der Februarforderungen kein anderer Weg mehr offen stand als der energischen Durchgreifens. Mag es darin manchmal über weise Grenzen hinausgegangen sein, so hat es sich doch durch sein Auftreten in Schleswig nicht nur Respect, sondern auch in manchen Kreisen aufrichtige Sympathien erworben.

Schon im Herbste des vorangegangenen Jahres hatte sich klar erwiesen, daß die schleswig-holsteinische Frage vollständig aufgehört hatte ein Differenzpunkt zwischen der preußischen Regierung und der großen Majorität des preußischen Volks zu sein. Der preußische Abgeordnete Twesten hatte in dem Absagebriefe, den er der Abgeordnetenversammlung in Frankfurt am Main zusandte, erklärt, „daß er nicht allein das Selbstbestimmungsrecht des Volks und seine Rechte den Regierungen gegenüber, sondern auch die Machtstellung Preußens ins Auge zu fassen habe, und daß er sich nie an Schritten betheiligen werde, welche darauf abzielten, Preußen eine Niederlage beizubringen", und ferner, „daß es keine Macht in Deutschland gebe, die für Deutschland etwas leisten könne, außer Preußen". Damit war der Standpunkt des preußischen Volks in seiner weit überwiegenden Mehrheit zum Ausdruck gebracht. Diese Erklärung erhielt eine sehr bedeutende Unterstützung durch die Zahlenverhältnisse, die sich in jener Versammlung herausstellten. Unter den 250 erschienenen Abgeordneten befanden sich nur 16 aus Norddeutschland und nur 8 Mitglieder des preußischen Abgeordnetenhauses, die sich noch schließlich der Abstimmung enthielten. Die Theorie vom Selbstbestimmungsrecht der Schleswig-Hol-

steiner war vom Volke Norddeutschlands bereits aufgegeben und konnte dem Süden nur noch als ein theoretischer Angriffspunkt gegen Preußen gelten. Die blinde Parteiagitation in Schleswig-Holstein war da angelangt, wo sie nothwendig anlangen mußte, nachdem sie ihren Particularismus hoch über die nationalen Interessen zu stellen begonnen hatte. Seitdem ihr das Recht des Augustenburgers mehr galt als die Wahrung großer deutscher Interessen, seitdem sie ihren Calcul auf die antipreußischen Tendenzen Oesterreichs basirte und zur Verfechtung eines dynastischen Legitimitätsrechts den Bund mit der radicalsten Demokratie Süddeutschlands nicht verschmähte, war, wenn nicht die formelle Berechtigung, so doch die Nothwendigkeit für Preußen entschieden, unumwunden auf die Annexion hinzuwirken. Mit der Bevölkerung Schleswig-Holsteins war nicht mehr zu rechnen. Preußen blieb also nur der Weg der reinen Cabinetspolitik oder der der Gewalt übrig. Oesterreichs leitender Staatsmann hat dies wohl erkannt und sich zweifelsohne der Hoffnung hingegeben, Preußen werde sich schließlich noch zu territorialen Compensationen bereit finden lassen. Anders ist wenigstens nachstehende Stelle der österreichischen Note vom 7. Febr. kaum zu verstehen:

Waren es auch nicht Ansprüche Preußens, sondern Rechte des Deutschen Bundes und Rechte der Herzogthümer, welche das Motiv zum Kriege gegen Dänemark bildeten, so erschien es doch stets dem Kaiser, unserm allergnädigsten Herrn, als der Stellung der beiden deutschen Großmächte angemessen, die neuen politischen Gestaltungen, die aus dem Kriege hervorgehen mußten, an die Bedingung einer freien Vereinbarung zwischen den Höfen von Wien und Berlin zu knüpfen. Niemals hat Kaiser Franz Joseph verkannt, daß eine solche Vereinbarung dem Staatsinteresse Preußens eine gerechte Befriedigung gewähren müsse. Aus unverwerflichen Beweisen leuchtet der Wunsch Sr. Maj. hervor, durch jedes mögliche Zugeständniß die endliche Lösung zu erleichtern.

Aber es war zu spät zu einem solchen Arrangement. Graf Bismarck hielt fest an dem, was er in der Note vom 26. Jan. ausgesprochen hatte, und betrachtete die Antwort Oesterreichs als eine Ablehnung.

Nicht allein in der allgemeinen Verurtheilung des schleswig-holsteinischen Parteitreibens hatte Graf Bismarck einen Sieg in der ihm sonst noch feindlich gegenüberstehenden öffentlichen Meinung seines Landes erfochten, sondern auch in der Art und Weise, wie er die Unfähigkeit und Ohnmacht des Bundes in der schleswig-holsteinischen Frage bloßgestellt hatte. Solange er mit Oesterreich gegen den Bund zu Felde gezogen war, hatte man in Preußen vielfach noch für den letztern Partei genommen. Nachdem aber gleich nach Ausweisung der Sachsen und Hannoveraner aus Holstein Oesterreich wieder auf die Seite des Bundes und der Mittelstaaten trat, war auch hier ein bedeutender Erfolg in der öffentlichen Meinung entschieden. An diesen Erfolg knüpfte Bismarck geschickt an. Dem Bunde gegenüber konnte er sich auf einen liberalen, wenn man will revolutionären Boden stellen, während es ihm zur Zeit im Gebiet der innern Politik des eigenen Landes wie in Schleswig-Holstein fast unmöglich war, den liberalen Parteien Concessionen zu machen. Da Preußen seine Forderungen in der Herzogthümerfrage stets von einem allgemein deutschen Standpunkte aus motivirte, war der Sprung von dieser zur großen deutschen Frage kein abnormer. Lag einmal eine kriegerische Politik im Plane des preußischen Staatsmannes, so konnte ein günstigerer Moment, in der deutschen Frage mit einem neuen Programm hervorzutreten, kaum gefunden werden als der, in dem der Bruch mit Oesterreich bereits als vollzogen zu betrachten war. Jede Lösung der deutschen Frage, die den preußischen Interessen entsprach, stand denen Oesterreichs feindlich gegenüber. Hielt Bismarck an einem solchen Programm entschieden fest, so konnte er es einfach auf einen Bruch mit Oesterreich ankommen lassen. Trotz vieler Antipathien gegen seine Person war zu erwarten, daß die freisinnigen Elemente

Preußens und Norddeutschlands sich in einem Kriege um der Reconstruction Deutschlands willen großentheils auf seine Seite stellen würden, was bei einem Kriege, der nur die gewaltsame Annexion Schleswig-Holsteins zum Zweck hatte, nach allem Vorangegangenen sowol als wegen des den möglichen Opfern nicht entsprechenden Kampfpreises keineswegs angenommen werden durfte.

Ehe wir der neuen Wendung der Dinge folgen, ist es von Interesse, den Nachweis zu liefern, daß alles das, was sich von jetzt ab vor den Augen Europas vollzog, nicht das Spiel des Zufalls war, sondern als vollständig reifer, tiefdurchdachter Plan vor den Augen des preußischen Ministers stand, der sich durch die geschickte Durchführung seines Werks auch in den Augen seiner Feinde einen Platz in der Reihe der ersten Staatsmänner aller Zeiten und aller Länder erobert hat. Wir liefern diesen Beweis durch auszugsweise Mittheilung eines Briefes Bismarck's, den er zur Zeit des italienischen Kriegs an den damaligen preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten gerichtet hat, als eben wegen der militärischen Führung der deutschen Contingente und der Bundesfeldherrnschaft jene trostlosen Verhandlungen in Frankfurt schwebten. Zur Veröffentlichung ist dieser Brief erst in der zweiten Hälfte des Mai 1866 gelangt. Sein Eingang lautet:

Petersburg, 12. Mai 1859.

Aus den acht Jahren meiner frankfurter Amtsführung habe ich als Ergebniß meiner Erfahrungen die Ueberzeugung mitgenommen, daß die dermaligen Bundeseinrichtungen für Preußen im Frieden eine drückende, in kritischen Zeiten eine lebensgefährliche Fessel bilden, ohne uns dafür dieselben Aequivalente zu gewähren, welche Oesterreich bei einem ungleich größern Maße eigener freier Bewegung aus ihnen zieht. Beide Großmächte werden von den Fürsten und Regierungen der kleinern Staaten nicht mit gleichem Maße gemessen; die Auslegung des Zwecks und der Gesetze des Bundes modificirt sich nach den Bedürfnissen der österreichischen Politik. Ich darf mich Ew. Exc. Sachkenntniß gegenüber der Beweisführung durch detaillirtes Eingehen auf die Geschichte der Bundespolitik seit 1850 enthalten und beschränke mich auf die Nennung der Rubriken von der Wiederherstellung des Bundestags, der deutschen Flottenfrage, der Zollstreitigkeiten, der Handels-, Preß- und Verfassungsgesetzgebung, der Bundesfestungen Rastadt und Mainz, der neuenburger und der orientalischen Frage. Stets haben wir uns derselben compacten Majorität, demselben Anspruch auf Preußens Nachgiebigkeit gegenüber befunden. In der orientalischen Frage erwies sich die Schwerkraft Oesterreichs der unserigen so überlegen, daß selbst die Uebereinstimmung der Wünsche und Neigungen der Bundesregierungen mit den Bestrebungen Preußens ihr nur einen weichenden Damm entgegenzusetzen vermochte. Fast ausnahmslos haben uns damals unsere Bundesgenossen zu verstehen gegeben, oder selbst offen erklärt, daß sie außer Stande wären, uns den Bund zu halten, wenn Oesterreich seinen eigenen Weg geht, obschon es unzweifelhaft sei, daß das Bundesrecht und die wahren deutschen Interessen unserer friedlichen Politik zur Seite ständen; dieses war wenigstens damals die Ansicht fast aller Bundesfürsten. Würden diese den Bedürfnissen, oder selbst der Sicherheit Preußens jemals in ähnlicher Weise die eigenen Neigungen und Interessen zum Opfer bringen? Gewiß nicht, denn ihre Anhänglichkeit an Oesterreich beruht überwiegend auf falschen Interessen, welche beiden das Zusammenhalten gegen Preußen, das Niederhalten jeder Fortentwickelung des Einflusses und der Macht Preußens als dauernde Grundlage ihrer gemeinschaftlichen Politik vorschreiben. Ausbildung des Bundesverhältnisses mit österreichischer Spitze ist das natürliche Ziel der Politik der deutschen Fürsten und ihrer Minister; sie kann in ihrem Sinne nur auf Kosten Preußens erfolgen und ist nothwendig gegen Preußen gerichtet, solange Preußen sich nicht auf die nützliche Aufgabe beschränken will, für seine gleichberechtigten Bundesgenossen die Assecuranz gegen zu weit gehendes Uebergewicht Oesterreichs zu leisten, und das Misverhältniß seiner Pflichten zu seinen Rechten im Bunde, ergeben in die Wünsche der Majorität, mit nie ermüdender Gefälligkeit zu tragen. Diese Tendenz der mittelstaatlichen Politik wird mit der Thätigkeit der Magnetnadel nach jeder vorübergehenden Schwankung wieder hervortreten, weil sie kein willkürliches Product einzelner Umstände oder Personen darstellt, sondern ein natürliches und nothwendiges Ergebniß der Bundesverhältnisse für die kleinern Staaten bildet. Wir haben kein Mittel, uns mit ihr innerhalb der gegebenen Bundesverträge dauernd und befriedigend abzufinden.

Nachdem Bismarck sich darauf sehr entschieden gegen die „Staatsmänner von Bamberg" gewandt, die, um Preußen zu Gunsten Oesterreichs zur Action zu drängen, „bundesrechtliche Theorien in Aussicht nehmen, mit deren Anerkennung alle Autonomie preußischer Politik aufhören würde", bezeichnete er die Zeiten politischer Krisen, „gerade die gefahrvollen Zeiten", als diejenigen, in denen Preußen eine Bundesreform in Anregung zu bringen und durchzusetzen habe. „Für uns", sagte er damals, „kehrt eine Gelegenheit, wenn wir die jetzige unbenutzt lassen, vielleicht nicht so bald wieder, und wir sind dann später von neuem auf die Resignation beschränkt, daß sich in regelmäßigen Zeiten nichts an der Sache ändern läßt." Dann heißt es weiter:

Ich gehe vielleicht zu weit, wenn ich die Ansicht äußere, daß wir jeden rechtmäßigen Anlaß, welchen unsere Bundesgenossen uns bieten, ergreifen sollten, um zu derjenigen Revision unserer gegenseitigen Beziehungen zu gelangen, deren Preußen bedarf, um in geregelten Beziehungen zu den kleinern deutschen Staaten dauernd leben zu können. Ich glaube, wir sollten den Handschuh bereitwillig aufnehmen und kein Unglück, sondern einen Fortschritt zur Krisis der Besserung darin sehen, wenn eine Majorität in Frankfurt den Beschluß faßt, in welchem wir eine Ueberschreitung der Competenz, eine willkürliche Aenderung des Bundeszweckes, einen Bruch der Bundesverträge finden. Je unzweideutiger die Verletzung zu Tage tritt, desto besser. In Oesterreich, Frankreich, Rußland finden wir die Bedingungen nicht leicht wieder so günstig, um uns eine Verbesserung unserer Lage in Deutschland zu gestatten, und unsere Bundesgenossen sind auf dem besten Wege, uns vollkommen gerechten Anlaß dafür zu bieten, auch ohne daß wir ihrem Uebermuthe nachhelfen. ...

Ich glaube, daß wir einen erheblichen Umschlag in die Stimmung bringen könnten, wenn wir gegen die Ueberhebungen unserer deutschen Bundesgenossen die Saite selbständiger preußischer Politik in der Presse anschlügen. Vielleicht geschehen in Frankfurt Dinge, welche uns den vollsten Anlaß dazu bieten.

In diesen Eventualitäten kann sich die Weisheit unserer militärischen Vorsichtsmaßregeln noch nach andern Richtungen hin bethätigen und unserer Haltung Nachdruck geben. Dann wird das preußische Selbstgefühl einen ebenso lauten und vielleicht folgenreichern Ton geben als das bundestägliche. Das Wort „deutsch" für „preußisch" möchte ich gern erst dann auf unsere Fahne geschrieben sehen, wenn wir enger und zweckmäßiger mit unsern übrigen Landsleuten verbunden wären als bisher; es verliert von seinem Zauber, wenn man es schon jetzt, in Anwendung auf den bundestäglichen Nexus, abnützt.

Ich fürchte, daß Ew. Exc. mir bei diesem brieflichen Streifzug in das Gebiet meiner frühern Thätigkeit ein ne sutor ultra crepidam im Geiste zurufen; aber ich habe auch nicht gemeint, einen amtlichen Vortrag zu halten, sondern nur das Zeugniß eines Sachverständigen wider den Bund ablegen wollen. Ich sehe in unserm Bundesverhältniß ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni werden heilen müssen, wenn wir nicht bei zeiten in günstiger Jahreszeit eine Cur dagegen vornehmen. Wenn heute lediglich der Bund aufgehoben würde, ohne etwas anderes an seine Stelle zu setzen, so glaube ich, daß schon auf Grund dieser negativen Errungenschaft sich bald bessere und natürlichere Beziehungen Preußens zu seinen deutschen Nachbarn ausbilden würden als die bisherigen.

Dieses Programm, welches Bismarck damals in seiner Stellung als preußischer Gesandter in Petersburg nur vorzuschlagen, nicht aber zur Ausführung zu bringen vermochte, hat er später vollständig realisirt, er hat sogar, wie der weitere Verlauf der Dinge zeigen wird, die Möglichkeit zu seiner Realisirung aufs neue geschaffen.

Oesterreich hat die Andeutung, welche Bismarck in seiner Note vom 26. Jan. 1866 bezüglich der wiedergewonnenen Freiheit seiner Politik gab, unzweifelhaft richtig verstanden. Nachdem der kaiserliche Gesandte in Berlin seine Regierung darüber informirt hatte, daß die Antwort vom 7. Febr. als „ausweichend und ungenügend" befunden werde, machte Oesterreich einen Versuch zur Annäherung an Italien auf handelspolitischem Gebiet.

Aber dieser Versuch war so schwächlich, so weit entfernt von dem Minimum, was Italien fordern mußte, daß er völlig erfolglos blieb. Eine Verleugnung der seitherigen dynastischen Maximen, eine rückhaltslose Anerkennung der neugeschaffenen und bereits wesentlich consolidirten politischen Zustände hätte Oesterreich vielleicht noch große politische Vortheile über Preußen erringen lassen, da es durch einen solchen Schritt seine Stellung zu Frankreich sofort erheblich verbessert hätte. Dazu aber vermochte man sich in Wien nicht aufzuschwingen, so günstig auch der Moment war. Eben noch plaidirte der italienische Ministerpräsident, unter lautem Beifall der französischem officiellen Presse, für Reduction der italienischen Armee auf den Friedensfuß. Wenige Tage später war dieser günstige Augenblick verpaßt.

Als die ersten Tage des März herangekommen waren, ohne daß bis dahin eine Antwort auf die österreichische Note vom 7. Febr. eingelaufen war, begann man in Wien, sich auf kriegerische Eventualitäten vorzubereiten. Der Kaiser berief fast sämmtliche Commandanten der vier Armeen und zwölf Armeecorps sowie deren Generalstabschefs, außerdem eine Anzahl activer und inactiver militärischer Autoritäten zu längern Conferenzen nach Wien. Auf preußischer Seite vermied man derartige auffällige Vorgänge. Nur zu einem einzigen Ministerconseil (am 18. Febr.) wurden der Chef des Generalstabs und zwei andere Generale zugezogen. In demselben wurde indeß die Frage, ob Preußen sich nach Lage der Dinge auf Eventualitäten vorzubereiten habe, noch entschieden verneint. Als wenige Tage darauf Graf Károlyi, der österreichische Botschafter, beim Grafen Bismarck Erkundigungen über die Stellung Preußens zu Oesterreich anstellte, konnte dieser die Antwort ertheilen, daß er zwar das bisherige intime Verhältniß zu Oesterreich, wie es sich auf der Basis eines gemeinsamen Kriegs gebildet habe, als gelöst betrachte, daß daraus aber kein anderes Verhältniß folge als das zweier Großmächte, die sich gegenseitig keiner besondern Intimität erfreuten.

Diese Antwort mußte Oesterreich entschiedene Verlegenheit bereiten. Nach förmlicher Verleugnung der Allianz war das Verhältniß in den Herzogthümern doppelt und dreifach unhaltbar. Oesterreichs Stellung in Holstein war ein verlorener Posten. In Wien gab sich angesichts dieser Sachlage eine Schwächlichkeit der Entschließungen zu erkennen, die ihresgleichen sucht. Man begann um die Mitte des März mit Truppenconcentrationen aus Ungarn und andern Provinzen in Böhmen und Galizien. Einen Vorwand dazu boten einige unbedeutende Excesse gegen die Juden in Böhmen. Der einzige militärische Vortheil bestand in der Erleichterung der Augmentirung gewisser Regimenter, die dadurch ihren Ergänzungsbezirken näher gebracht wurden, im ganzen aber hatte diese Maßregel gar keinen Sinn, da bei andern Regimentern das Umgekehrte der Fall war. An einen kriegerischen Einfall in Böhmen war, solange die preußische Armee nicht gerüstet war, nicht im entferntesten zu denken, und zu einer solchen Rüstung war positiv noch nicht das mindeste geschehen. Die Nothwendigkeit einer Defensive war also gar nicht abzusehen, zu einer Offensive aber waren die Maßnahmen allzu winzig. Oesterreich erreichte also durch diese verfrühte und weniger als halbe Maßregel nichts anderes, als daß ihm Preußen die Initiative einer Bedrohung zum Vorwurf machen konnte, welchen politischen Vortheil sich Graf Bismarck keineswegs entgehen ließ.

Preußen handelte auf anderm Gebiet. Ehe es an kriegerische Vorbereitungen dachte, sicherte es sich einen Alliirten. Schon im Laufe des Februar oder zu Anfang März knüpfte es Verbindungen mit Italien an. Dieses sandte den General Govone in geheimer Mission nach Berlin, und schon gegen den 26. oder 27. März kam ein Allianzvertrag zu Stande, der gegen Mitte April von beiden Monarchen ratificirt wurde, von dem aber Europa erst längere Zeit nachher erfuhr. In diesem Vertrage verpflichtete sich Italien, im Fall zwischen Oesterreich und Preußen binnen drei Monaten ein Krieg

ausbrechen sollte, seinerseits activ für Preußen gegen Oesterreich einzutreten, gleichviel ob Preußen oder Oesterreich die aggressive Rolle übernommen habe. Eine reciproke Verpflichtung übernahm Preußen nicht, vergab also seinem Standpunkt als deutsche Bundesmacht urkundlich nichts. Mündlich soll es dagegen die moralische Verpflichtung anerkannt haben, im Falle Oesterreich aggressiv gegen Italien verführe, letzterm beizustehen. Dagegen verpflichteten sich beide Staaten im Falle des gemeinsamen Kriegs keiner ohne den andern Frieden zu schließen, und stellten als Endziel des Kriegs auf: für Italien den Erwerb von Venetien, für Preußen den eines entsprechenden österreichischen Territoriums (territoire Autrichien équivalent au territoire de la Vénétie). Der Eingang des Vertrags enthielt die Wendung: „Pour assurer la paix de l'Europe."

In Italien war inzwischen die von Lamarmora noch kurz vorher verkündete Friedenstendenz rasch umgeschlagen. Das ganze Land war infolge des sich brennender gestaltenden Conflicts zwischen Preußen und Oesterreich im höchsten Grade kriegerisch erregt. Obgleich von den Allianzverhandlungen noch gänzlich in Unkenntniß, hielt es den Kampf gegen Oesterreich für selbstverständlich, sobald dieses im Norden engagirt sei. Eine Episode in der Kammer hatte indeß auch über die Absichten der Regierung keinen Zweifel gelassen. Nachdem General Menabrea am 8. März eine äußerst kriegerische Rede gehalten hatte, antwortete Lamarmora folgenden Tags auf Interpellation in Betreff des Standes der auswärtigen Angelegenheiten dem Marquis Pepoli: die Verhältnisse seien im Moment zu verwickelt, und die Stellung der Regierung eine zu leicht zu compromittirende, um eine Mittheilung der Entschließungen des Cabinets zuzulassen. Marquis Pepoli bemerkte darauf etwa: „Die Zeit wird bald eintreten, in der man erkennen wird, daß ich heute recht daran that, der Regierung aus patriotischem Herzen den Rath zu ertheilen, sie möge sich bereit halten, die kommenden Ereignisse zu benutzen." Der Ministerpräsident ließ sich dadurch verleiten, seine Karten aufzudecken. „Aus den letzten Worten des ehrenwerthen Abgeordneten", sagte er, „scheint hervorzugehen, daß er wisse, welche vorbereitenden Schritte bereits von uns gethan sind." Eine gewaltige Aufregung bemächtigte sich der Kammer wie des Landes. Die Verhältnisse gestalteten sich bald so, daß die Regierung kaum noch Herrin ihrer Entschließungen blieb.

Graf Bismarck blieb Oesterreich gegenüber noch längere Zeit hindurch zurückhaltend. Die preußische officiöse Presse denuncirte der Welt die österreichischen Rüstungen in auffälligen Uebertreibungen, offenbar in der Absicht, Preußen schließlich als in Wirklichkeit bedroht und im Stande der Nothwehr befindlich erscheinen zu lassen. Auf österreichischer Seite nahm man freilich zu demselben Mittel seine Zuflucht, entbehrte aber, da auf preußischer Seite positiv noch nichts geschah und auch bei der trefflichen Organisation der Armee auch nichts zu geschehen brauchte, jedes thatsächlichen Anhalts. Bismarck's Tendenz war vorläufig ausschließlich dahin gerichtet, eine kriegerische Entscheidung auf politischem Gebiet vorzubereiten.

Im Innern Preußens mußte zunächst die Stimmung verbessert werden. Solange das Abgeordnetenhaus seine vom Beifall der großen Majorität des Landes getragene Opposition gegen die innere Politik Bismarck's fortsetzte, war nicht daran zu denken, daß irgendein Schritt in der äußern Politik von der öffentlichen Meinung lebhaft unterstützt werden würde. Es war einmal Tendenz der hervorragendsten Parteiführer, jeden Angriffspunkt gegen das Ministerium zu benutzen, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch die Machtstellung des Staats geschädigt wurde. Die Regierung entschloß sich daher zu einem kleinen Staatsstreich, indem sie die erst am 15. Jan. eröffnete Session für 1866 schon am 23. Febr. schloß, ehe noch das Budget für das laufende Jahr zur verfassungsmäßigen Berathung gelangt war. Das Land ahnte zur Zeit noch nicht, wel-

ches Gewitter am Himmel der auswärtigen Politik schwebte, und nahm die Maßregel mit unverhaltenem Mismuth auf. Es vergingen indeß nur wenige Wochen und die Interessen waren in veränderter Richtung abgelenkt. Jedenfalls war es schon ein großer Vortheil für die Regierung, in ihrer äußern Politik der großen Behinderungen überhoben zu sein, die ihr eine Kammer bereiten mußte, in der sie außer wenigen Hochconservativen keinen einzigen Anhänger zählte. Und selbst auf die Feudalen konnte sie bei den Wegen, die sie jetzt zu gehen gewillt war, nicht rechnen.

Gegen die Mitte des März begann endlich die officiöse preußische Presse von der Nothwendigkeit einer Bundesreform zu sprechen, die unvermeidlich erscheine, „falls es nicht gelinge, die Entscheidung der schleswig-holsteinischen Frage auf dem Wege bundesfreundlichen Einverständnisses mit Oesterreich zu lösen". Damit war die bereits angedeutete Wendung, die Bismarck seiner Action gegen Oesterreich gab, eingeleitet. An eine Wirkung auf die allgemeine Stimmung des Landes war, namentlich bei der ungemeinen Discreditirung der officiösen Organe, vorläufig noch nicht zu denken, wohl aber erkannten alle Einsichtigern, daß mit dieser Anregung der Bundesreform die Streitfrage mit Oesterreich von dem speciellen Gebiet Schleswig-Holstein auf ein weiteres principielles verlegt werden sollte, ein Schritt, der bereits in zahlreichen Reden politischer Theoretiker als der einzig richtige bezeichnet worden war, auf dessen Realisirung aber doch niemand gefaßt war.

Unbedingt war diese Generalisirung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit zur deutschen vor Erweiterung des Conflicts mit Oesterreich zur brennenden Frage ein Meisterzug in der Politik Bismarck's. Sein beharrliches Schweigen nach Eingang der Note des Grafen Mensdorff vom 7. Febr. und seine Verhandlungen mit Italien lassen keinen Zweifel darüber, daß die kriegerische Lösung das Endziel seines Strebens war. Dies Ziel war dadurch gesichert. In der schleswig-holsteinischen Frage hätte Oesterreich möglicherweise noch so weit nachgegeben, als es Preußen ohne allgemeinen Zorn gegen sich zu erwecken fordern konnte, in der deutschen — nie. Hier trat die ursächliche große Streitfrage zwischen beiden Staaten in voller Nacktheit in den Vordergrund, der Schleier des Bundes-, Legitimitäts- und Selbstbestimmungsrechts, mit dem Oesterreich seinen Antagonismus gegen Preußen in der speciellen Streitfrage deckte, mußte nothwendig zerreißen.

Es galt also, diese deutsche Frage ungesäumt zum Angelpunkt des Conflicts zu machen. Oesterreich selbst ermöglichte dies dem preußischen Minister. Als ob die Uebertreibungen dessen, was bis dahin österreichischerseits auf militärischem Gebiet geschehen war, dasselbe geradezu gereizt hätten, auf dem betretenen Wege immer weiter zu gehen, war es in der zweiten Hälfte des Februar wirklich schon so weit gekommen, daß es Preußen möglich war, sich nun wirklich als kriegerisch bedroht zu erklären. Der bekannte sächsische Minister von Beust hatte das Seinige dabei mitgethan. Wie immer zu einer kriegerischen Großmachtspolitik bereit, hatte er Oesterreich nicht nachstehen wollen und gleichfalls für militärische Duodezmaßregeln Sorge getragen. Unter andern wurden Rekruteneinstellungen beschleunigt und Reserven zu den Fahnen gerufen. Gestützt hierauf ließ Graf Bismarck die bereits eröffneten Vorpostengefechte der officiösen Presse bezüglich der kriegerischen Bedrohungen und der Nothwendigkeit sofortiger Bundesreform mit verstärkten Kräften spielen, und richtete dann plötzlich unter dem 24. März eine Circulardepesche an die deutschen Regierungen, in welcher er unter Verzicht auf eine Hilfe des Bundes als solchen die einzelnen Staaten zur Erklärung auffordert, inwiefern er bei einem kriegerischen Zusammenstoß mit Oesterreich auf ihre Hülfe zählen könne. Gleichzeitig ward dabei die Bundesreform in sehr entschiedener Weise betont. Die Depesche ist eine geschichtlich wichtige Urkunde und verdient eine nähere Analyse.

Zunächst erhebt Graf Bismarck Klage gegen Oesterreich, weil dessen Verwaltung in

Holstein im Widerspruch mit den Rechten Preußens darauf gerichtet sei, dieses Land dem Erbprinzen von Augustenburg thatsächlich zu überantworten. Es wird dann auf die preußische Depesche vom 26. Jan. und deren „ablehnende“ Beantwortung übergegangen. Seit jener Zeit hätten beide Mächte gegeneinander geschwiegen, Oesterreich aber zum großen Erstaunen Preußens zu einem großen Kriege Vorbereitungen getroffen, sodaß bald eine starke Heeresmacht an der von allen Gegenmaßregeln völlig entblößten preußischen Grenze stehen werde. Ueber den Umfang der österreichischen Rüstungen wurde eine specielle Nachweisung beigefügt. Nach dieser Darlegung macht Graf Bismarck vollem Gebrauch von den Vortheilen seines bisherigen Verhaltens. Ganz naiv fragt er: „Was will Oesterreich mit diesen Rüstungen? Will es uns mit Gewalt zwingen, sein intimer Bundesgenosse zu bleiben, oder unser Schweigen durch entgegenkommende Eröffnungen zu brechen?“ Es folgt dann die vollständig richtige Versicherung, daß Preußen bisher nicht den entferntesten Anfang zu Gegenrüstungen gemacht, keinen Mann eingezogen, keine Truppen dislocirt, keine Vorbereitungen getroffen habe. Dann aber heißt es:

Aber wir werden, angesichts der österreichischen Aufstellungen, nun auch unsererseits nicht länger zögern dürfen, damit die Situation von 1850 sich nicht wiederhole, wo eine schlagfertige österreichische Armee drohend an unserer Grenze stand, bevor wir gerüstet waren. Die Behauptung, daß Oesterreichs jetzige Rüstung nur der Defensive gelte, kann uns über ihren drohenden Charakter nicht beruhigen, da von uns keine einzige Maßregel ergriffen war, welche Oesterreich hätte veranlassen können, an seine Vertheidigung zu denken. Wir befürchten, daß die Sprache Oesterreichs sich ändern würde, sobald ein entscheidender Vorsprung in den Rüstungen ihm eine Ueberlegenheit gäbe. Wenn wir daher nunmehr auch Rüstungen anordnen müssen, so werden wir mit mehr Recht als Oesterreich behaupten können, daß sie einen rein defensiven Charakter tragen und nur durch Oesterreichs unerklärte Rüstungen hervorgerufen sind. Wenn durch dieses Gegenüberstehen von Kriegsheeren die Situation gespannter und die Gefahr eines Conflicts größer wird, so werden nicht wir es sein, welche deshalb ein Vorwurf treffen kann. Denn wir können nicht zugeben, daß Schlesien von Krakau bis zur sächsischen Grenze mit kriegsbereiten Truppen umstellt werde, ohne daß wir Maßregeln zum Schutze des Landes treffen.

Dann zu dem Hauptpunkt übergehend, lautet die Depesche wie folgt:

Aber Maßregeln zu unserer augenblicklichen Sicherung sind nicht das einzige, was die Situation von uns gebieterisch fordert. Die Erfahrung, welche wir wiederum über die Zuverlässigkeit eines österreichischen Bündnisses und über die wahren Gesinnungen des wiener Cabinets gegen uns gemacht haben, nöthigen uns, auch die Zukunft ins Auge zu fassen und uns nach Garantien umzusehen, welche uns die Sicherheit gewähren können, die wir in dem Bunde mit der andern deutschen Großmacht nicht nur vergebens gesucht haben, sondern sogar durch dieselbe bedroht sehen. Preußen ist durch seine Stellung, seinen deutschen Charakter und durch die deutsche Gesinnung seiner Fürsten vor allem zunächst darauf angewiesen, diese Garantien in Deutschland selbst zu suchen. Auf dem Boden der deutschen Nationalität und in einer Kräftigung der Bande, welche uns mit den übrigen deutschen Staaten verbinden, dürfen wir hoffen, und werden wir immer zuerst versuchen, die Sicherheit der nationalen Unabhängigkeit zu finden.

Aber so oft wir diesen Gedanken ins Auge fassen, drängt sich von neuem die Erkenntniß auf, daß der Bund in seiner gegenwärtigen Gestalt für jenen Zweck und für die active Politik, welche große Krisen jeden Augenblick fordern können, nicht ausreichend ist. Seine Einrichtungen waren darauf berechnet, daß die beiden deutschen Großmächte stets einig seien; sie haben bestehen können, solange dieser Zustand durch eine fortgesetzte Nachgiebigkeit Preußens gegen Oesterreich erhalten wurde, einen ernsthaften Antagonismus der beiden Mächte können sie nicht ertragen, einen drohenden Bruch und Conflict nicht verhüten oder überwinden. ... Wir vermögen in der jetzigen Lage der Dinge uns das Vertrauen auf eine wirksame Hülfe des Bundes, im Fall wir angegriffen würden, nicht zu bewahren. Bei jedem Angriff, sei es von Oesterreich, sei es von andern Mächten, werden wir immer zunächst auf unsere eigenen Kräfte angewiesen sein, wenn nicht ein besonders guter Wille einzelner deutscher Regierungen zu unserer Unterstützung Mittel in Bewegung setzte, welche auf dem gewöhnlichen bundesmäßigen Wege viel zu spät flüssig werden würden, um noch von Werth für uns zu sein. Wir sind gegenwärtig, gegenüber den drohenden Rüstungen Oesterreichs, in der Lage, an unsere Genossen im Bunde die Frage zu

richten, ob und in welchem Maße wir auf diesen guten Willen zählen dürfen? Aber auch der vielleicht bei einigen unserer Bundesgenossen augenblicklich vorhandene gute Wille gibt uns für kommende Gefahren keine Beruhigung, weil bei der gegenwärtigen Lage des Bundes und dem Stande der Bundesmilitärverhältnisse die rechtliche oder thatsächliche Möglichkeit, ihn zu bethätigen, vielfach mangeln wird.

Diese Erwägung und die abnorme Lage, in welche Preußen durch die feindselige Haltung der andern im Bunde befindlichen Großmacht gebracht ist, drängt uns die Nothwendigkeit auf, eine den realen Verhältnissen Rechnung tragende Reform des Bundes in Anregung zu bringen. Das Bedürfniß derselben wird sich für uns um so dringlicher fühlbar machen, je weniger wir auf die ebengestellte Frage hinsichtlich des Beistandes, den wir zu gewärtigen haben, eine befriedigende Auskunft erlangen; abweisen aber können wir es in keinem Falle, und wir glauben in der That, daß wir dabei nicht nur in unserm eigenen Interesse handeln. Schon durch die geographische Lage wird das Interesse Preußens und Deutschlands identisch — dies gilt zu unsern, wie zu Deutschlands Gunsten. Wenn wir Deutschlands nicht sicher sind, ist unsere Stellung gerade wegen unserer geographischen Lage gefährdeter als die der meisten andern europäischen Staaten; das Schicksal Preußens aber wird das Schicksal Deutschlands nach sich ziehen, und wir zweifeln nicht, daß, wenn Preußens Kraft einmal gebrochen wäre, Deutschland an der Politik der europäischen Nationen nur noch passiv betheiligt bleiben würde. Dies zu verhüten, sollten alle deutschen Regierungen als eine heilige Pflicht ansehen, und dazu mit Preußen zusammenwirken. Wenn der Deutsche Bund in seiner jetzigen Gestalt und mit seinen jetzigen politischen und militärischen Einrichtungen den großen europäischen Krisen, die aus mehr als einer Ursache jeden Augenblick auftauchen können, entgegengehen soll, so ist nur zu sehr zu befürchten, daß er seiner Aufgabe erliegen und Deutschland vor dem Schicksal Polens nicht schützen werde.

Schon am 27. März hatte man in Berlin Kenntniß von der Aufnahme, welche diese Depesche an den verschiedenen Höfen gefunden hatte. Keine einzige der deutschen Regierungen entsprach den preußischen Vorstellungen vollständig. Hannover und Kurhessen gaben ausweichende Antworten, die Mehrzahl der übrigen Regierungen verwies Preußen an den Bund und berief sich speciell auf den Art. 11 der Bundesacte und den Art. 19 der Wiener-Schluß-Acte. Ersterer verbietet den Bundesgliedern einander zu bekriegen und bestimmt zur Regelung von Streitigkeiten eine Austrägalinstanz, letzterer lautet wörtlich: „Wenn zwischen Bundesgliedern Thätlichkeiten zu besorgen oder wirklich ausgeübt worden sind, so ist die Bundesversammlung berufen, vorläufige Maßregeln zu ergreifen, wodurch jeder Selbsthülfe vorgebeugt und der bereits unternommenen Einhalt gethan werde. Zu dem Ende hat sie vor allem für Aufrechthaltung des Besitzstandes Sorge zu tragen."

Der König von Preußen erließ folgenden Tags (den 28. März) die erste Ordre zur Herstellung einer partiellen Kriegsbereitschaft der Armee. Die Ordre war sehr wenig umfassend und trug nur den Charakter einer Demonstration. Daß unter anderm ein Theil der Infanterieregimenter von der im Frieden etwa vorhandenen halben Kriegsstärke auf weniger als zwei Drittel der Kriegsstärke gesetzt wurde, hatte gar keine Bedeutung. In dieser Stärke und ohne Bespannung ihrer Munitionswagen war an eine kriegerische Operation noch gar nicht zu denken. Die Infanterie Preußens ist in acht Tagen vom Friedensfuß auf den vollen Kriegsfuß zu bringen, mit ihrer Augmentirung konnte also füglich noch gewartet werden. Auf die Waffen, welche längere Zeit zu ihrer Mobilisirung brauchen, namentlich die Artillerie, erstreckte sich jene Ordre nur in sehr geringer Ausdehnung.

Mehr geschah an diesem Tage in Italien. Dort rief man einen ganzen zurückgestellten Rekrutenjahrgang zu den Fahnen und begann überhaupt weiter greifende Vorbereitungen auf den Krieg.

3) Innere Verhältnisse Preußens und Oesterreichs. Haltung der österreichischen Presse. Note des Grafen Mensdorff vom 31. März. Preußische Antwort vom 6. April. Oesterreichische Note vom 7. April. Erwiderung Bismarck's vom 15. April. Der preußische Antrag auf Bundesreform vom 9. April.

Die ersten preußischen Rüstungen deckten die volle Schwierigkeit auf, die der leitende preußische Staatsmann auf seinem bereits fest ins Auge gefaßten Wege zu einer kriegerischen Entscheidung zu überwinden hatte. Kein Staat der Welt ist mehr darauf angewiesen, sich beim Uebergange vom Frieden zum Kriege der Zustimmung der eigenen Bevölkerung zu vergewissern, als der preußische. Wenige Nationen aber sind dagegen auch kriegerischer Erregung zugänglicher als gerade diese. Beispiele, in denen eine ganze Nation den Ruf „Zu den Waffen!" lauter erschallen ließ, als dies in Preußen 1805—6 und 1813 geschehen, Beispiele, in denen sie einen zu theuer erkauften Frieden schmerzlicher empfand und härter beurtheilt, als es dort nach der Katastrophe von Olmütz der Fall war, mögen selten gefunden werden. Wenn demnach ein ohne Zustimmung der Bevölkerung begonnener Krieg seine ernsten Bedenken hat, so liegt dies in der eigenthümlichen Organisation des Heeres, die in Wahrheit das Volk in Waffen repräsentirt. Auf kleine Expeditionen, wie die in Schleswig-Holstein, bei denen nur die jüngern Kräfte des Heeres und diese nur zum geringern Theil zur Verwendung kommen, hat dies allerdings wenig Einfluß. Wenn aber der ganze Organismus seine Thätigkeit entfalten soll, wenn beide Aufgebote der Landwehr herangezogen werden müssen, wenn das Gesetz über die Kriegsleistungen des Landes in Kraft treten soll, dann bedarf es einer gehobenen Stimmung der Bevölkerung, um nicht sofort mit moralischen Niederlagen zu beginnen. Dies moralische Moment ist für die Regierung von noch höherm Belang als das finanzielle. Preußen ist ein constitutioneller Staat, aber die Verhältnisse sind thatsächlich doch keineswegs dazu angethan, jede kriegerische Action von finanziellen Bewilligungen der Volksvertretung abhängig zu machen. Die Regierung verfügt bei den trefflich geordneten Finanzen des Staats unter normalen Verhältnissen in jedem Augenblicke über ganz bedeutende Mittel. In erster Linie steht ein Staatsschatz von circa 30 Mill. Thlrn. in baaren Beständen, als eine stets mobil zu machende Kriegskasse. Dazu treten die erheblichen Bestände in den Staatskassen, von denen bei Sistirung aller Ausgaben für extraordinäre Zwecke, namentlich durch Einstellung großer öffentlicher Bauten und Lieferungen, stets ein großer Theil verwendbar ist. Ein anderes Hülfsmittel zu finanziellen Operationen gewähren die verschiedenen Staatseisenbahnen und andere vom Staate ressortirende Institute. „Das Geld herzunehmen, wo es sich findet", wie Bismarck sagte, als ihm die Mittel für den schleswig-holsteinischen Krieg verweigert wurden, ist daher bis zu einer gewissen Grenze nicht allzu schwer. Hierzu war nun die preußische Regierung auch diesmal fest entschlossen, denn Aussicht, vor Beginn des Kriegs eine Anleihe bewilligt zu erhalten, war wenig vorhanden. War erst der Krieg begonnen, so war an der Bewilligung dessen, was zu seiner ehrenvollen Durchführung erforderlich war, keineswegs zu zweifeln.

Die moralische Abhängigkeit von der Stimmung der Nation ward von dem Grafen Bismarck keineswegs unterschätzt, wenn er auch oppositionelle Parteimanifestationen und Kundgebungen der Friedensliebe um jeden Preis nicht allzu hoch anschlug. Um die Unterstützung der Nation zu gewinnen, blieb er daher in hohem Grade darauf angewiesen, sich bei allen Schritten das formelle Recht möglichst zu sichern, Preußen möglichst als den in die Vertheidigung gedrängten oder mit seiner Ehre engagirten Theil hinzustellen, gleichzeitig aber seine Ziele für ein endliches actives Vorgehen so zu stecken, daß er für dieselben der Zustimmung der Nation sicher war. Bis zu Erlaß der De-

pesche vom 24. März hatte er in allen diesen Beziehungen noch sehr wenig erreicht. Selbst das Auftreten gegen Oesterreich und den Bund, so sehr es im Herzen der großen Majorität des Landes gebilligt wurde, schaffte ihm keine feste Stütze im Lande. An den vollen Ernst, eine wirklich liberale Bundesreform ins Leben zu rufen, glaubten auch infolge der Note vom 24. März, die sofort veröffentlicht wurde, noch wenige im Lande. Die Art und Weise, wie die Regierung seit vier Jahren der Volksvertretung und der öffentlichen Meinung gegenübergetreten war, hatte allzu bitteres Blut gemacht. Wer nur ein Wort zur Vertheidigung des Ministerpräsidenten zu sagen wagte, ward als Bismarckianer in die Acht erklärt. Dagegen war der Cultus der Kammeropposition eine wahre Manie geworden. Mit der Kammer war nun Bismarck gerade in der letzten Session am schlechtesten umgegangen, was ihm die Koryphäen der Opposition noch weniger vergaßen als die durch die äußere Politik abgelenkte Masse des Volks. Aus den Reihen der Opposition erhoben sich deshalb, als die Note vom 24. März den Ernst der Situation klar machte, zahlreiche Stimmen, die in vielen Theilen des Landes zu Demonstrationen aufriefen und meist großen Anklang fanden. Bei vielen Parteihäuptern hat unzweifelhaft die Ansicht obgewaltet, daß jeder äußere Erfolg Bismarck'scher Politik dem Grabgeläute für alle verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten gleichzuachten sei. Zwei Irrthümer aber walteten hierbei ob: zunächst eine Unterschätzung der politischen Wirkungen der preußischen Wehrverfassung, dann aber das völlige Miskennen der Zwecke, die das Bismarck'sche Regiment zu allen illiberalen Pressionen fortgerissen hatte. Bismarck's ganzes Streben war auf Machtstärkung Preußens in Deutschland gerichtet, sein letztes Mittel zu diesem Zwecke war der Krieg. Seiner wie des Königs Ueberzeugung gemäß war dazu die Aufrechterhaltung der Armeereorganisation dringend geboten. Diese Reorganisation hatte das Ministerium Bismarck als eine Erbschaft von denjenigen Ministern überkommen, die sie auf nicht streng verfassungsmäßigem Wege ins Leben gerufen hatten, auf verfassungsmäßigem aber nicht aufrecht zu erhalten vermochten. An ihre factische Wahrung setzte Bismarck Mittel der Gewalt, in deren Wahl namentlich seine Helfer, die Minister der Justiz und des Innern, nicht eben wählerisch waren. Mochte Bismarck gleich Napoleon III. den Parlamentarismus aus tiefer Seele hassen, mochte er sich nie für freiheitliche Institutionen begeistert haben: um des illiberalen Princips selbst willen hat er nie einen Druck geübt. Und hätte er es gewollt, er würde Widerstand bei seinem Könige gefunden haben, dem eine gewisse Freisinnigkeit und das aufrichtige Streben, mit seinem Volke in Frieden zu leben, keineswegs abgesprochen werden dürfen.

Nächst der Gewohnheitsmäßigkeit des Zujauchzens der Massen bei jeder von den Koryphäen der Kammeropposition und gewissen Volksmännern ausgehenden Kundgebung wirkte noch ein anderer Umstand gegen die Popularisirung der Kriegsidee. In den großen Städten, diesen Sammelpunkten aller materiellen Interessen, war nach einem mehr als funfzigjährigen, durch keine größere Action unterbrochenen Frieden der Gedanke an einen ernsten Krieg gänzlich zurückgetreten. Der Materialismus machte sich vielfach in einer Weise breit, daß er alle höhern Interessen überwucherte. Es bedurfte deshalb wenigstens der Zeit, um sich mit der Kriegsidee zu versöhnen.

Die Agitation gegen eine kriegerische Politik suchte nicht nur in der Presse, sondern auch in Adressen ihren Ausdruck. Die stehenden Phrasen liefen durchweg auf die Einberufung eines constituirenden oder die Reichsverfassung von 1849 von vornherein proclamirenden deutschen Parlaments hinaus und gipfelten in einer Philippika gegen den Bürgerkrieg. Daß niemand auf der Welt die Macht hatte ein deutsches Parlament ohne weiteres ins Leben zu rufen und ihm gleichzeitig die erforderliche Machtvollkommen-

heit zu ertheilen, wurde überall vollständig übersehen. Nachdem später Graf Bismarck dem gestellten Verlangen so weit als möglich entgegenkam, wurde die Phrase dahin umgeändert, daß die in Preußen herrschende Junkerpartei zu einer Reform des Deutschen Bundes nicht berufen oder nicht befähigt sei. Rücktritt des Grafen Bismarck lautete vielfach eine thatsächlich unmögliche Forderung. Nicht viel begründeter waren die Verdammungsurtheile des Bürgerkriegs. Solange Deutschland keinen gemeinsamen Staatsverband hat, kann überhaupt bei einem Kampfe der verschiedenen Staaten gegeneinander von einem Bürgerkriege nicht füglich die Rede sein. Nicht aus dem Nationalitäts-, sondern dem Staatsverbande ist der Begriff Bürger abzuleiten. Hier und dort wurde deshalb auch dem Worte „Bruderkrieg" der Vorzug gegeben. Leider hat sich im Laufe der Ereignisse nicht gezeigt, daß in der Nation die Abneigung gegen einen Bruderkrieg so groß war, als dies in den Adressen dargelegt wurde. In Oesterreich und Süddeutschland wurde wenige Wochen später durch Presse und Versammlungen der Haß gegen Preußen zum wahren Fanatismus geschürt. Dem besonnenern preußischen Volke muß das ehrenvolle Zeugniß ausgestellt werden, daß es von solchen, ans Teuflische grenzenden Regungen stets unberührt geblieben ist. Der Bürger- oder Bruderkrieg ist einmal ein Geschick, das Nationen, die nach einheitlicher Gestaltung ringen, nie erspart bleiben wird. Frankreich, England und Italien sind durch diese Prüfung hindurchgegangen, und wenn der Krieg gegen Oesterreich mit seinem Völkergemisch die letzte Heimsuchung sein sollte, die Deutschland auf diesem Gebiete beschieden ist, so ist unser Geschick zu preisen. Daß kein Preuße den Kampf gegen Oesterreich in Wirklichkeit als einen Bruderkrieg betrachtet hat, kann übrigens zuversichtlich behauptet werden. Nicht minder muß constatirt werden, daß das preußische Volk schließlich nicht seiner eigenen Regierung die Schuld beimaß, als es gegen seinen Wunsch andere deutsche Stämme bekämpfen mußte, die es lieber als Brüder auf seiner Seite gesehen hätte. Die Verantwortung dafür lastet in seinem Auge ausschließlich auf den Regierungen der Particularstaaten und den sie stützenden Volksvertretungen.

Das nachhaltige Widerstreben derjenigen Elemente in Preußen, welche nur aus principieller Opposition gegen ein illiberales Ministerium oder aus mattherziger Friedensliebe die Bismarck'sche Politik bekämpften, war, wie die Erfahrung gezeigt hat, durch eine geschickte und consequente Leitung der Dinge zu überwinden, nicht aber eine andere Gegnerschaft, die aus ganz andern Gründen sich einem kriegerischen Austrage des zwischen Preußen und Oesterreich schwebenden Conflicts überhaupt widersetzte. Nach geschichtlichen Erfahrungen läßt jede Frage, die zur Entscheidung herangereift ist, neben sich andere aufkeimen, die jene zu neutralisiren streben, und entweder einer fernen Zukunft angehören oder rasch der Vergessenheit anheimfallen. In demselben Jahre, in welchem Gustav Adolf siegend und sterbend auf dem lützener Felde dem Protestantismus neben dem Katholicismus einen festen, dauerbaren Boden erstritt, ward Spinoza geboren, der, Gott seiner Persönlichkeit entkleidend, beiden Confessionen gleich fern stand, sich jedem positiven Bekenntniß sogar aufs entschiedenste gegenüberstellte. So fehlte es auch denn zur Zeit, als sich die Kluft zwischen den beiden deutschen Großmächten öffnete und täglich erweiterte, nicht an solchen, die sich weit über die schwebende Streitfrage hinwegsetzten, die in dem Siege keines der beiden Theile ihre Wünsche gekrönt sahen. Viele von ihnen dachten an die Realisirung eines demokratisch-republikanischen Föderalismus, der Deutschland zuerst in Atome zerlegen und dann diese Atome zu einem Idealstaate verbinden sollte, andere schwärmten für eine vollständige Beseitigung des modernen Staats, an dessen Stelle sie in unklaren Ahnungen einen aus den großen, ungebildeten Massen aufzurichtenden neuen Organismus setzten. Mochten unter den Vertretern jener Tendenzen immer einzelne philosophische Köpfe sein, die den Beruf in sich

glaubten, eine Saat für ferne Jahrhunderte auszustreuen: der Versuch, ihre Ideen heute schon politisch zu verwerthen, sprach jedenfalls gegen ihren Beruf für Politik. Sie haben nur vorübergehend Unheil anzurichten vermocht, im übrigen ist das Rad der Geschichte über sie hinweggegangen. Die Ueberzeugung, daß Ehre und Existenz des Staats stets in erster Linie stehen müssen, daß ohne den Staat die Freiheit eine wesenlose Negation ist, hat sich im Laufe der Ereignisse so gewaltig Bahn gebrochen, daß die Anhänger jener Ideen, unter denen der bekannte Frese lange eine Rolle zu spielen versuchte, großentheils der allgemeinen Misachtung verfallen sind. Bis dahin aber war jene Partei, wie noch heute in der würtemberger Kammer, ein trefflicher Anhaltepunkt für den mit Liberalismus kokettirenden Particularismus und dieselbe Species des Ultramontanismus. In der Rheinprovinz, wo das preußische Staatsbewußtsein noch am wenigsten entwickelt ist und die materiellen Interessen so bedeutend vorwiegen, daß selbst die deutsch-nationalen darüber vielfach gefährdet werden, hat sich die Einwirkung dieser Partei namentlich in den Allianzen, die sie schloß, am fühlbarsten geltend gemacht. Obgleich ihren Ueberzeugungen nach weder auf der Seite Oesterreichs noch der Preußens stehend, war ihr Wirken gegen eine kriegerische Entscheidung zwischen beiden Staaten thatsächlich immer ein solches im Interesse des erstern. Daß Oesterreich nicht im Stande sein werde, im Falle der Sieg sich auf seine Seite neigen sollte, dauerbare staatliche Verhältnisse in Deutschland herzustellen, lag nahe, daß dagegen ein siegreiches Preußen seinen deutschen Beruf aufnehmen und eine Situation schaffen werde, welche ihm die schwankenden liberalen Elemente zuführen werde, war wenigstens zu erwarten.

Dem Grafen Bismarck blieb, um die ihm im Innern Preußens entgegenstehenden Schwierigkeiten möglichst zu überwinden, nur der Weg offen, das angedeutete Ziel in Deutschland nachhaltig zu verfolgen. Früher durfte er nicht wohl an die Waffen appelliren, bis er sich in dieser Richtung einiges Vertrauen geschaffen hatte. Einsichtige Politiker und gute Patrioten waren der Ueberzeugung, daß dieser Weg sich für Preußen sofort geebnet hätte, wenn die Regierung sich zu liberalen Reformen im Innern hätte entschließen wollen, wofür schon das Ausscheiden der Minister Eulenburg und Lippe ausreichende Garantien gegeben hätte. Warum die Regierung sich zu einer solchen Concession nicht entschloß, ist schwer zu errathen. Wahrscheinlich fürchtete sie, in jenen kritischen Zeiten dadurch ein Zeichen von Schwäche zu geben.

Oesterreich hatte im Innern nicht mit gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Durch den Staatsstreich vom 20. Sept. 1865, welcher die Februarverfassung beseitigte, war der Absolutismus wiederhergestellt. Die Regierung hatte also in Finanzfragen die erwünschte freie Hand. Vorgreifend sei erwähnt, daß sie auf Grund derselben in der zweiten Hälfte des April eine Anleihe von 60 Millionen Silber contrahirte, nachdem sie gegen den Schluß des vorangegangenen Jahres ihre Freiheit schon einmal ausgenutzt hatte, um in Paris mit Hülfe der dortigen Regierung eine Anleihe im Nominalbetrage von 90 Millionen unter maßlos drückenden Bedingungen abzuschließen. Die Beseitigung der Februarverfassung hatte der Regierung aber noch andere nützliche Früchte getragen. Es war damit wieder einmal mit demjenigen System gebrochen, das Oesterreich als einen centralisirten Staat ausbauen und sich dabei vorwiegend auf die deutschen Elemente stützen wollte. Von jetzt ab sollten die historisch-politischen Individualitäten, also die Magyaren, Czechen u. s. w., wieder begünstigt werden. Die Rechtscontinuität und formelle Unantastbarkeit der Gesetze von 1848 war damit plötzlich wieder anerkannt. Kein Wunder, daß sich dadurch namentlich in Ungarn Hoffnungen regten, langgehegte, durch activen und passiven Widerstand nachhaltig zur Geltung gebrachte Wünsche im Wege friedlicher Concessionen verwirklicht zu sehen. Diese Hoffnungen waren auch im Frühjahr 1866 noch nicht erstorben und die Rechnung, welche Preußen im stillen auf die ungarische

Actionspartei machte, erwies sich in der Hauptsache als trügerisch. Nur die große Zahl von Ungarn, die sich später auf den Schlachtfeldern gefangen nehmen ließ, gab Zeugniß davon, daß Hingebung an das Haus Oesterreich bei weitem nicht alle Schichten der magyarischen Bevölkerung durchdrang.

In Bezug auf die ihrer Zahl nach weit überwiegende slawische Bevölkerung Oesterreichs hatte also der Staatsstreich unbedingt günstig gewirkt. Die deutsche Bevölkerung dagegen ward durch denselben, soweit sie überhaupt an politischen Dingen Antheil nahm, tief verletzt. Die Zahl der von dieser Ausnahme nicht Betroffenen ist unter den Deutsch-Oesterreichern nicht allzu groß. Von den höchstens auf $7^3/_4$ Millionen zu berechnenden Deutschen waren zunächst alle Tiroler in Abzug zu bringen. Diese nur kaiserlich und ultramontan gesinnte Bevölkerung war durch Concessionen, welche die Regierung unter Verletzung des Protestantenpatents ihrer „Glaubenseinheit" machte, so vollständig befriedigt, daß keine Kundgebung des Misfallens über die Verfassungssuspension zu Tage trat. Wo in andern deutschen Kronlanden die Deutschen nicht, wie in Böhmen und Mähren, durch die überwiegenden slawischen Elemente neutralisirt waren, pflegten doch der hohe Adel und der Klerus den politischen Indifferentismus in einer Weise, daß sich nur in den intelligenten Mittelklassen eine energische Opposition kundgab, die denn auch auf den Einzellandtagen zum Ausdruck kam. Aber gerade diese oppositionellen Elemente gewann sich die Regierung durch ihre Preußen gegenüber befolgte Politik. Die Deutsch-Oesterreicher erkannten klar, daß ihnen eine vorwiegende Stellung im Kaiserstaate selbst und das Verbleiben bei Deutschland nur gerettet werden konnte, wenn sich Oesterreich, wie seither als Präsidialmacht, so auch fernerweit als erste und vor Preußen rangirende im Bunde oder Bundesstaate behauptete. Nicht minder war die Erkenntniß vorhanden, daß dies nur dann zu erzielen war, wenn die deutsche Politik des Kaiserstaats in den seither verfolgten rein dynastischen Bahnen verharrte. Wo diese politische Einsicht nicht vorhanden war, wurde sie durch das jedem Oesterreicher innewohnende Interesse für die Präponderanz des Kaiserhauses vor dem protestantischen Hause Hohenzollern reichlich aufgewogen.

Von dem Augenblick an, mit dem sich der preußisch-österreichische Conflict brennender zu gestalten begann, wurde in der deutschen Bevölkerung unter Zustimmung der Regierung durch die Geistlichkeit, die Presse und auf andere Weise ein Haß entflammt, der fast an Wahnsinn streifte. Mit der künstlich erzeugten Verachtung eines in jeder Beziehung unterschätzten Rivalen erwuchs eine krankhafte Selbstüberhebung, die zu Kundgebungen führte, welche von vornherein der Fluch der Lächerlichkeit traf. Die leitenden Staatsmänner erkannten darin wunderbarerweise eine Stütze. „Kein Olmütz, ein Jena", rief die wiener „Presse", werde Preußen beigebracht werden. Dieselbe Verblendung, derselbe Hochmuth, die vor Jena in Preußen herrschten und den Weg zur Niederlage bahnten, machten sich jetzt in Oesterreich geltend und zwar noch in höherm Grade. Ein militärisches Fachblatt äußerte, gelegentlich einer Besprechung der Hinterladungsgewehre, Oesterreich sei im Stande, binnen kürzester Frist seine seitherigen Feuerwaffen in Hinterladungsgewehre umändern zu lassen; das aber, so leicht und ohne Beeinträchtigung der Schlagfertigkeit es angehe, sei verlorene Mühe, „für den Feind ist das alte Gewehr noch viel zu gut". Dies nur schwache Proben jener Kundgebungen, die nicht nur an Unverstand, sondern auch an Gemeinheit der Sprache alles weit hinter sich zurückließen, was radicale amerikanische Winkelblätter zur Zeit des Bürgerkriegs zu Tage gefördert haben.

Oesterreich sah sich infolge der preußischen Depesche vom 24. März veranlaßt, den preußischerseits durch beharrliches Ignoriren der Note vom 7. Febr. unterbrochenen Schriftwechsel seinerseits wieder aufzunehmen. Es galt vor allem, Preußen den moralischen Vortheil zu entziehen, der diesem daraus erwuchs, daß es sich seither

als den bedrohten Theil hinstellen konnte. Außerdem scheint es, als ob das wiener Cabinet gegen Ende des Monats März plötzlich von einer wenn auch rasch vorübergehenden friedlichen Regung befallen worden sei. Die Rüstungen in Italien wurden immer bemerkbarer und die Gerüchte von einer preußisch-italienischen Allianz gewannen an Wahrscheinlichkeit. Ganz besonders aber mochte der Umstand maßgebend sein, daß man der Bundesgenossen in Deutschland keineswegs sicher war. Die Möglichkeit, daß es Preußen gelingen werde, Baiern durch seine Bundesreformvorschläge zu gewinnen, die sich bald darauf sehr in den Vordergrund drängte, lag schon jetzt nicht fern. Oesterreich erließ deshalb unter dem 31. März eine Depesche nach Berlin, in der es die Grundlosigkeit der Bismarck'schen Behauptung, daß sich Preußen durch eine österreichische Offensive von Oesterreich bedroht erachte, als „vor Europa notorisch" bezeichnete, gleichzeitig aber „in aller Form" die Erklärung abgab:

Daß den Absichten Sr. Maj. des Kaisers nichts ferner liege als ein offensives Auftreten gegen Preußen. Nicht nur, hieß es weiter, die so vielfach durch Wort und That erwiesenen freundschaftlichen Gesinnungen des Kaisers für die Person Sr. Maj. des Königs wie für den preußischen Staat schließen jede solche Absicht entschieden aus, sondern der Kaiser erinnert sich auch der Pflichten, welche Oesterreich sowol als Preußen feierlich durch den deutschen Bundesvertrag übernommen haben. Se. Maj. der Kaiser ist fest entschlossen, seinerseits sich nicht in Widerspruch mit den Bestimmungen des Art. 11 der Bundesacte zu setzen, welche es den Mitgliedern des Bundes verbieten, ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen. Indem der Unterzeichnete den königlichen Herrn Ministerpräsidenten ersucht, Sr. Maj. dem König, seinem erhabenen Herrn, die gegenwärtige Note zu unterlegen, hat er den Ausdruck der Hoffnung hinzuzufügen, das königliche Cabinet werde sich bewogen finden, ebenso bestimmt und unzweideutig, wie er solches namens seiner Regierung gethan, den Verdacht eines beabsichtigten Friedensbruchs zurückzuweisen, und dadurch jenes allgemeine Vertrauen auf die Erhaltung des innern Friedens Deutschlands, welches niemals sollte gestört werden können, wiederherzustellen.

Was die seitherigen Rüstungen Oesterreichs betrifft, so wurden dieselben in der Depesche nur durch die Judenverfolgungen motivirt.

An diese Ausrede klammerte sich die preußische Regierung in der Antwort, welche sie durch ihren Gesandten in Wien unter dem 6. April auf die Note vom 31. März ertheilen ließ. Sie hob abermals hervor, daß Oesterreich mit den kriegerischen Vorbereitungen begonnen habe, und daß die Behauptung, dieselben seien durch die Judenkrawalle veranlaßt, mit ihrem Umfange und mit der Aufstellung der Truppen an der böhmischen und sächsischen Grenze, „wo die Sicherheit der Juden niemals gefährdet war", im Widerspruch stehe. Ueberdies müsse das Geheimniß, mit welchem die Rüstungen umgeben wurden, und das Bestreben, sie geringer erscheinen zu lassen, als sie seien, nur den Eindruck verstärken, daß dieselben zu einem offensiven Unternehmen gegen Preußen bestimmt seien. Das lange Zögern von preußischer Seite, diese Rüstungen durch Gegenrüstungen zu beantworten, wurde besonders betont. Den mit dynastischen Freundschaftsbetheuerungen verbundenen Versicherungen Oesterreichs, gegen Preußen nicht offensiv verfahren zu wollen, stellte die preußische Antwort eine ähnliche, mit scharfer Ironie gewürzte entgegen, während sie die Verweisung auf den Art. 11 der Bundesacte, die ja für Bismarck nicht mehr maßgebend war, vollständig ignorirte. Der Schluß der sehr pikanten Note lautete:

Wie der Unterzeichnete den jedes Grundes entbehrenden Verdacht einer von Preußen beabsichtigten Friedensstörung in der bisherigen Lage bestimmt zurückweist, so ist derselbe angewiesen, Sr. Exc. dem Hrn. Grafen von Mensdorff in aller Form zu erklären, daß den Absichten Sr. Maj. des Königs nichts ferner liegt als ein Angriffskrieg gegen Oesterreich.

An den persönlichen Gesinnungen Sr. Maj. des Kaisers hat der König, des Unterzeichneten allergnädigster Herr, um so weniger zweifeln können, als allerhöchstderselbe diese Gesinnungen durchaus erwidert und die eigenen freundschaftlichen Gefühle für Se. Maj. von den

politischen Verhältnissen unberührt zu erhalten wissen wird. Den wohlwollenden Gesinnungen, welche Se. Maj. den Kaiser für den preußischen Staat beseelen, durch Handlungen Ausdruck zu geben, dürfte es der kaiserlichen Regierung nicht an Gelegenheit fehlen.

Preußen hatte sich also vorläufig verpflichtet, Oesterreich gegenüber militärisch in der Defensive zu bleiben, eine Verpflichtung, die selbstredend nur so lange maßgebend sein konnte, als die Verhältnisse im allgemeinen unverändert blieben. Eine Gefahr, daß ihm die Gelegenheit, endlich zur kriegerischen Entscheidung zu gelangen, aus der Hand gewunden werde, war dadurch für Bismarck keineswegs geschaffen. Schon die in Oesterreich herrschende Stimmung ließ voraussehen, daß sich die kaiserliche Regierung nicht entschließen werde, Preußen so bedeutende Concessionen zu machen, daß sich dieses moralisch zu einer Verständigung gezwungen sehen werde. „Wir fürchten", sagte damals eins der ersten wiener Blätter, „den Krieg und seine Kosten nicht, wir fürchten nur die Kosten ohne den Krieg." Eine stehende Phrase in der österreichischen Presse war es, daß der Krieg das beste Mittel sei, den Finanzen des Staats mit Einem Schlage aufzuhelfen. „In Berlin", hieß es, „sei Geld in Masse zu holen." Für alle Fälle aber hatte sich Bismarck durch seine bereits annoncirten Bundesreformplane den Weg geöffnet, Oesterreich politisch in die Offensive zu drängen. Vom militärischen Gesichtspunkte waren übrigens die beiderseitigen Erklärungen, nicht angreifen zu wollen, vollständig nichtsbedeutend. Sobald einem Staat mit einem Angriff thatsächlich gedroht wird, kann er in die Lage kommen, seine Vertheidigung einzig und allein in einer kühnen Offensive suchen zu müssen.

Oesterreich beeilte sich abermals, die preußische Note zu beantworten, und zwar wieder in einer Weise, die deutlich zeigte, daß es bemüht war, Preußen den moralischen Vortheil zu entreißen, der ihm aus seiner anscheinend so friedlichen Zurückhaltung erwuchs. In der betreffenden Note (vom 7. April) hieß es unter anderm:

Daß man in Preußen laut davon sprach, die Annexion der Herzogthümer müsse mit Güte oder mit Gewalt vollzogen werden, — daß am 26. Jan. eine Depesche des Grafen Bismarck nach Wien abging, welche in allen preußischen Regierungsorganen geflissentlich als der Vorbote des Bruchs bezeichnet wurde, — daß nach unserer ablehnenden Antwort außerordentliche Staatsberathungen unter Zuziehung hoher Militärs in Berlin stattfanden, — daß Maßregeln zur Vorbereitung einer Mobilisirungsordre getroffen wurden, — daß Preußens erster Minister die Unvermeidlichkeit eines Kriegs betonte, — daß er am 16. März die offene Frage Ew., ob Preußen die Gasteiner Convention gewaltsam zu lösen beabsichtige, mit einem Nein beantwortete, welches er selbst für werthlos und nichtig erklärte, — daß Preußen mit dem florentiner Hof über die Eventualität eines Kriegs gegen Oesterreich unterhandelte, — dieses alles müßte eitel Sinnentäuschung gewesen sein, und der Wirklichkeit müßten nur jene drohenden österreichischen Heeresmassen angehören, welche sich seit dem 13. März — es ist das preußische Cabinet selbst, welches dieses Datum anführt — gegen die preußische Grenze bewegt haben sollen!

Schon in diesen Argumenten ist vieles Haltlose. Manches beruht nur auf eitelm Gerede, das im diplomatischen Verkehr ignorirt werden muß, anderes streift nahe ans Lächerliche. Vor „Maßregeln zur Vorbereitung einer Mobilisirungsordre" braucht Oesterreich doch wahrlich nicht zu zittern. Noch schwächer sind diejenigen Theile der österreichischen Antwort, durch welche die kriegerischen Vorbereitungen geleugnet werden sollten. Es heißt darin, daß noch keine Verfügungen getroffen seien, welche der Eröffnung eines „großen" Kriegs vorhergehen müssen, daß noch keine „erheblichen" Truppenconcentrationen vorgenommen seien, daß noch keine Einberufung von Urlaubern in „nennenswerthem" Umfange erfolgt sei u. s. w. Schließlich erklärt Oesterreich eine weitere Discussion über die Priorität der Rüstungen durch das Wort des Kaisers, Preußen nicht angreifen zu wollen, für überflüssig geworden. Die Note geht dann auf die von den beiderseitigen Monarchen abgegebenen Versicherungen über und schließt wie folgt:

Ein Grund zu weitern Rüstungen liegt sonach nicht mehr vor, und da in Oesterreich, wie ich im Vorstehenden erhärtet habe, keine Kriegsvorbereitungen im Gange sind, so müssen wir nunmehr der — in der Note des königlich preußischen Gesandten mit Bedauern von uns vermißten — Nachricht entgegensehen, daß die in Preußen am 28. v. M. erlassene Mobilisirungsordre unausgeführt bleiben werde. Um eine beruhigende Mittheilung hierüber wollen Ew. u. s. w. unverweilt, da das kaiserliche Cabinet nach dem stattgehabten Notenaustausche nicht ohne schwere Verantwortlichkeit gegen eine längere Fortsetzung der Rüstungen Preußens gleichgültig bleiben könnte, den Herrn Ministerpräsidenten, welchem Sie die gegenwärtige Depesche in Händen lassen wollen, ersuchen, und uns von dem Erfolge Ihres Schrittes durch den Telegraphen Anzeige erstatten.

Graf Mensdorff fordert also von Preußen den ersten Schritt. Es soll seine am 28. März angeordneten und natürlich bereits eingeleiteten Maßregeln zur mäßigen Erhöhung seines Armeestandes (eine Mobilisirungsordre lag noch im weiten Felde) rückgängig machen, ohne daß Oesterreich nur die geringste Gegenconcession für angethan hält. Daß Oesterreich sich aus Verstimmung über die preußische Note vom 26. Jan. und über das vollständige Ignoriren seiner Antwortsdepesche vom 7. Febr. zu kleinlichen militärischen Maßregeln hatte verleiten lassen, die, unter ein preußisches Vergrößerungsglas gestellt, als Bedrohungen gedeutet werden konnten, hatte dem Grafen Bismarck bereits den erwünschten Vortheil gebracht, mit seinem Antrag auf Bundesreform hervortreten zu können. Fernerhin erwuchs Preußen aus der nachhaltigen und an sich richtigen Behauptung, Oesterreich habe die Initiative der Rüstungen ergriffen, die Möglichkeit, dieses vor Europa als den Friedensbrecher denunciren und eventuell von seiner Seite die ersten entgegenkommenden Schritte beanspruchen zu können. Mit seiner Antwort zögerte Preußen diesmal bis zum 15. April, also wiederum volle acht Tage. Die Data der Depeschen und politischen Acte zeigen überhaupt, wie sehr das österreichische Cabinet den Regungen des Augenblicks folgte und alles mit einer gewissen Hast betrieb, die der Stimmung der Bevölkerung durchaus entsprach, wie dagegen das berliner Cabinet eine Ruhe in seinem Vorgehen an den Tag legte, die nicht nur Besonnenheit, sondern auch ein durchaus planmäßiges politisches Vorgehen bekundete. Bismarck's Antwort lautete zunächst dahin, daß er über die Form der österreichischen Depesche hinweggehen wolle, und daß er jede Bezugnahme auf persönliche Aeußerungen, die von Mund zu Mund getragen alle Genauigkeit verlieren müßten, zurückweisen müsse. Dann hebt Bismarck die elastische Natur der Aeußerungen hervor, mit denen Graf Mensdorff Oesterreichs Rüstungen in Abrede zu stellen sucht, und bemerkt, daß eine Bestätigung der kriegerischen Vorbereitungen schon darin liege, daß der österreichischen Presse jede Mittheilung über dieselben streng untersagt sei. In der Depesche des Grafen Mensdorff sei, trotz theilweiser Zugeständnisse in Betreff militärischer Maßnahmen, von einer Zurücknahme derselben nicht die Rede. Da Preußen volle 14 Tage gewartet habe, ehe es zu partiellen Vorsichtsmaßregeln geschritten sei, könne seinerseits von einer Zurücknahme erst die Rede sein, wenn der Anlaß dazu wegfalle. An der kaiserlichen Regierung sei es also die Initiative zu ergreifen und den status quo ante wiederherzustellen, „wenn sie die Gegenseitigkeit der abgegebenen Erklärungen auch auf die thatsächlichen Verhältnisse angewendet zu sehen wünsche".

Inzwischen hatte Bismarck seinen am 24. März in der deutschen Frage betretenen Weg mit überraschender Consequenz verfolgt. Schon am 9. April ließ er am Bunde einen Antrag auf Berufung eines deutschen Parlaments auf der Grundlage directer und allgemeiner Volkswahlen einbringen, durch den er ganz Europa in Erstaunen setzte. Eine Karte gegen Oesterreich war damit ausgespielt, die nur durch einen gegen Preußen siegreich geführten Krieg überboten werden konnte. Indem Preußen die Absicht aussprach, die Entscheidung über das Geschick Deutschlands einer rein nach der Volkszahl gewählten Abgeordnetenversammlung in die Hand zu legen, machte es nicht allein der Demokratie

eine gewaltige Concession, sondern es setzte auch dem dynastischen Particularismus, auf dem Oesterreichs Macht in Deutschland fußte, den tödlichen Dolch auf den Nacken.

In der Einleitung des Antrags knüpft Bismarck daran an, daß Oesterreich 1863 gelegentlich des Fürstentags erklärt habe, daß weder es selbst noch Preußen „sich mit irgendeinem Grade von Vertrauen auf den Bund in seinem jetzigen Zustande stützen könne", und daß es die Hoffnung, „die morschen Wände möchten den nächsten Sturm noch aushalten", als einen bloßen Wunsch bezeichnet, der dem Gebäude die nöthige Festigkeit nicht wiedergeben könne. Als weitern Beweis für die Unhaltbarkeit der Bundesinstitutionen recapitulirt der Antrag dann die Ereignisse seit jener Zeit bis zur Gegenwart. Dann gelangt er zu der Behauptung:

„Die Bundesverfassung beruht überhaupt auf der Voraussetzung, daß Oesterreich und Preußen in ihrer Politik sich einig wissen und einig auftreten, und wenn die Bundeseinrichtungen noch immer haben fortbestehen können, so ist dies vorzugsweise der im Gesammtinteresse fortgesetzt bewiesenen Nachgiebigkeit Preußens gegen Oesterreich zu danken. Einen ernsthaften Antagonismus aber zwischen Oesterreich und Preußen können die Bundesverhältnisse nicht ertragen, und die gegenwärtige gespannte Situation zwischen beiden Mächten hebt daher in Wahrheit gerade die Voraussetzungen auf, welche allein die volle Durchführung der Bundesverfassung möglich machen.

„Im Angesicht drohender österreichischer Rüstungen ist die königliche Regierung von den übrigen deutschen Regierungen auf den Art. 11 der Bundesacte verwiesen worden, d. h. auf einen in der Bundesversammlung zu stellenden Antrag, während dessen Prüfung und Berathung die Rüstungen und Kriegsvorbereitungen ihren Fortgang gehabt haben würden, und voraussichtlich lange vor der Fassung eines Bundesbeschlusses auf einen Punkt gediehen sein dürften, wo sich der Krieg unmittelbar aus denselben entwickelt hätte. Ein solcher Hinweis auf Art. 11 kann daher nur bedeuten, daß Preußen in dem bezeichneten Falle ganz allein auf sich und seine eigene Kraft angewiesen sein und ihm die Hülfe des Bundes in jedem Falle zu spät kommen würde. In verstärktem Maße aber wird diese Verspätung bei jeder europäischen Complication oder jeder Bedrohung durch eine auswärtige Macht eintreten, und mit Preußen auch das übrige Deutschland einem auswärtigen Angriffe unvorbereitet gegenüberstellen."

An die Geschichte der mannichfachen in den letzten Jahren unternommenen Reformversuche erinnernd, die stets nur zur Ansammlung eines unendlichen Materials geführt hätten, bemerkt Bismarck, daß diese Miserfolge nur darin ihren Grund hätten, weil es „an einer ausgleichenden und treibenden Kraft des nationalen Geistes bei diesen Verhandlungen fehlte, und die particularistischen Gegensätze zu schroff und einseitig dabei festgehalten wurden". Dann heißt es weiter:

„Ein solcher zu höherer Einigung der Gegensätze führender Factor ist nur in einer aus allen Theilen Deutschlands gewählten Versammlung zu finden. Wollten dagegen die Regierungen einer solchen Versammlung allein die Initiative bezüglich der Reconstruction der Bundesverfassung überlassen, wie dies im Jahre 1848 geschah, so würden dieselben Gefahren der Ueberhebung und der Nichtachtung des in deutscher Eigenthümlichkeit wirklich Begründeten wieder erwachen und damit auch die Hoffnungen des deutschen Volks einer neuen Täuschung entgegengeführt werden. Nur durch ein Zusammenwirken beider Factoren kann daher, nach der festen Ueberzeugung der königlichen Regierung, das Ziel erreicht werden, daß auf dem Grunde und innerhalb des Rahmens des alten Bundes eine neue lebensfähige Schöpfung erstehe. Diese Erwägung ist es, welche die königliche Regierung zu dem Vorschlage an ihre hohen Mitverbündeten bestimmt, die Reform des Bundes sofort damit in Angriff zu nehmen, daß zur Mitwirkung für die

Neugestaltung der Verfassung durch Bundesbeschluß eine allgemeine deutsche Versammlung von gewählten Vertretern berufen werde.

„Die königliche Regierung hat bereits in ihrer obenerwähnten Darlegung vom 22. Sept. 1863 entwickelt, in welcher Weise eine Versammlung, wie sie hier ins Auge gefaßt ist, am zweckentsprechendsten gebildet werden könne. Sie muß auch jetzt an der damals vertretenen Ansicht festhalten, daß für eine Versammlung, berufen, um insbesondere das Interesse der Gesammtheit und das einheitliche Princip als solches zur Geltung zu bringen, der Grundsatz der directen Volkswahl im Gegensatz zur Delegation der Einzelkammern allein annehmbar erscheint. Das allgemeine Stimmrecht aber muß für den im Auge gehabten Zweck und bei der Nothwendigkeit, die verschiedenen particularen Verhältnisse Einem Maßstab dienstbar zu machen, als das allein Mögliche bezeichnet werden, und nimmt die königliche Regierung um so weniger Anstand, diese Form der Wahl in Vorschlag zu bringen, als sie dieselbe für das conservative Princip förderlicher erachtet wie irgendeinen andern auf künstlichen Combinationen beruhenden Wahlmodus. Die nähern Bestimmungen für Ausführung der Wahl werden leicht anzuordnen sein, nachdem erst das allgemeine Princip der Wahlen festgestellt ist, und kann die königliche Regierung sich für jetzt darauf beschränken, in dieser Beziehung die Annahme der directen Wahl und des allgemeinen Stimmrechts zu beantragen. Es ist bereits entwickelt worden, daß die königliche Regierung es für rathsam erachten muß, wenn die Regierungen nicht der gewählten Versammlung die Initiative der Reform allein überlassen, und sie beabsichtigt daher auch, sofort mit ihren hohen Bundesgenossen in die Verhandlung über das Materielle der Frage selbst einzutreten. Um solche zu einem erfolgreichen Abschluß zu führen, muß sich aber die Beschränkung dieser Verhandlung auf die wesentlichsten Punkte von entschieden praktischer Bedeutung empfehlen."

Die stärkste Pression Preußens bestand darin, daß sofort der Tag für die Berufung des Parlaments und zwar unabhängig von einer ad calendas graecas zu vertagenden Einigung der Regierungen festgesetzt wurde. Dieser conditio sine qua non gab Bismarck später noch in einer besondern Depesche Ausdruck. Sie ist aber auch schon in nachstehendem Schlußsatze der Depesche vollständig enthalten:

„Die Bestimmung eines festen Termins für die Berufung des Parlaments wird aber der Nation zugleich die große Gewähr bieten, daß die Verhandlungen zwischen den Regierungen über die zu machenden Reformvorschläge nicht vollständig ins Ungewisse sich hinausziehen können. Indem die königliche Regierung alles Weitere den Verhandlungen mit ihren hohen Bundesgenossen vertrauensvoll vorbehält, stellt sie jetzt den Antrag:

Hohe Bundesversammlung wolle beschließen: eine aus directen Wahlen und allgemeinem Stimmrecht der ganzen Nation hervorgehende Versammlung für einen noch näher zu bestimmenden Tag einzuberufen, um die Vorlagen der deutschen Regierungen über eine Reform der Bundesverfassung entgegenzunehmen und zu berathen;

in der Zwischenzeit aber, bis zum Zusammentritt derselben, durch Verständigung der Regierungen untereinander diese Vorlagen festzustellen."

# Die Maori,
## ihre bisherigen Zustände und ihre Kämpfe mit den Engländern.

Erster Artikel.

### 1) Die Eingeborenen Neuseelands.

Obgleich man beim ersten Anblick vielleicht geneigt sein dürfte, die Eingeborenen Neuseelands der Abstammung nach für ein isolirt dastehendes Volk zu halten, so gehören sie in dieser Beziehung doch unmittelbar zu einer ungemein weit verbreiteten Völkergruppe, der der Polynesier, welche die größere östliche Häfte der über den Stillen Ocean ausgebreiteten Inselwelt einnimmt. Beschreibt man ein Dreieck, dessen Spitze Neuseeland, dessen Basis eine gerade südöstliche Linie vom nordwestlichen Ende der Hawaii- (oder Sandwich-) Gruppe bis zur Osterinsel und dessen völlig gleichschenkelige Seiten Linien von der Osterinsel bis zum Südende Neuseelands und von da zum Nordwestende der Hawaii bilden würden, so umfaßt man die weiten Grenzen dieser durchaus einheitlichen, in sich abgeschlossenen Völkergruppe. Ihre so weit voneinander entfernten Stämme reden nur mit Dialektabweichungen eine und dieselbe Sprache. Sie alle haben denselben Mythos von Maui als Gott der Schöpfung, von welchem höchst wahrscheinlich auch der Name Maori selbst abstammt, sodaß derselbe füglich auf die ganze Gruppe angewandt werden könnte. Sie alle haben dieselbe Einrichtung des Tapu, den Gebrauch, gewisse Personen und Dinge für unantastbar zu erklären. Sie alle haben dieselbe lichtbraune Farbe und dieselben der kaukasischen sich auffallend nähernden Körperformen und Gesichtszüge, wie sie auch in geistiger Begabung dem Europäer nahe stehen, daher auch überall mit ihm in engen Verkehr getreten sind und seine Sitten und Einrichtungen leicht angenommen haben. Mit den Polynesiern nahe verwandt, jedoch von dunklerer Farbe und in Sprache, Körperbau, Sitten und Gebräuchen mehr abweichend, sind die Mikronesier, welche die westliche Hälfte der pacifischen Inseln von der Palaos- bis zur Kingsmillgruppe bewohnen. Diese bilden den Uebergang zu den Malaien, von denen sie durch die grundverschiedene, schwarze, körperlich und geistig auf einer äußerst niedrigen Stufe stehende, zum Theil uncivilisirbare melanesische Rasse, die Papua und Australneger, die Eingeborenen von Neuguinea, Neuirland, der Louisiade, den Salomonsinseln, Nitendi, den Neuhebriden, Neucaledonien, den Fidschiinseln, Australien und Tasmanien, getrennt sind. Die zahlreichen malaiischen Völkerstämme aber, welche die Halbinsel Malakka, Borneo, Celebes, die Sundainseln, die Molukken und die Philippinen bewohnen, sind der Körperform und dem ganzen lautlichen Charakter ihrer im einzelnen zwar sehr abweichenden Sprachen nach ganz unleugbar desselben Stammes mit den Mikronesier-Polynesiern. Zu den Malaien gehören jedoch auch die Malagasi, die Einwohner von Madagaskar. Dies hat schon Wilhelm von Humboldt gezeigt und ist noch neuerdings durch gründliche Forschungen vollständig bestätigt worden. Madagaskar ist aber nicht etwa die entfernteste westlichste Colonie der Malaien, sondern diese große Insel ist vielmehr der Ursitz der gesammten Rasse. Denn es muß, wie bereits im Artikel „Die Nilquellen"*) ausgeführt worden ist, Afrika aus vielfachen gewichtigen Gründen als der Ursitz der Menschheit angesehen werden. Hier finden sich die Prototypen sämmtlicher Menschenrassen; es findet sich mithin hier auch der Urstamm der Malaien. Hiermit stimmt es denn überein, daß auch die Malagasi früher einen solchen Riesenvogel besaßen, wie den Moa, der den Neuseeländern einstmals die hauptsächlichste Nah-

*) Vgl. Unsere Zeit, Neue Folge, I, 186.

rung gewährte, den Aepiornis maximus, dessen im pariser Museum befindliches Ei 2¾ Fuß Umfang und 10½ Liter Inhalt hat. Derselbe wird noch von Marco Polo als zahlreich vorhanden aufgeführt und scheint erst in ganz jüngster Zeit ausgestorben zu sein. Ebenso fanden sich auf den Mascareneninseln östlich von Madagaskar (Bourbon, Mauritius, Rodriguez) solche Riesenvögel, von welchen der Dronte oder Dodo noch im 16. und 17. Jahrhundert in großer Anzahl lebte. Es steht zu vermuthen, daß auch auf den weitern Zwischenstationen des großen Zuges von Madagaskar bis Neuseeland solche Riesenvögel vorgekommen sind, und daß die ursprüngliche Auswanderung eben diesem wol unentbehrlich gewordenen Nahrungsmittel gefolgt ist. Denn schwerlich dürften die ersten Auswanderer den Vogel mitgebracht haben, eine Annahme, die freilich das Vorkommen des flügellosen Vogels auf den Inseln erklären würde. Jedenfalls aber haben die Maori die Batate, die Calabaschpflanze (den Flaschenkürbis) und die Knolle Taro (Arum esculentum) mitgebracht, von welchen Pflanzen die beiden erstern direct auf Ostafrika hinweisen, wo sie überall zu den stehenden Culturpflanzen gehören.

Ohne Frage ist die Verbreitung des malaiischen Stammes sowol ihrer Ausdehnung als ihrer Art wegen eine bewunderungswürdige Thatsache. Ausschließlich auf Inseln — denn die Halbinsel Malakka ist wol nicht als eine Ausnahme anzusehen —, mit Umgehung nur des Continents Australien und der benachbarten von den schwarzen Papua bewohnten Inseln, erstrecken sich seine Wohnsitze als ein zusammenhängendes Ganzes, ein Pfahlbaudorf im größten Maßstabe, über die ganze weite See zwischen Afrika und Amerika, auf dem Wendekreise des Krebses vom 60. bis zum 270. Meridian östlich von Ferro, genau über volle drei Viertel des Erdumfangs.

Unter allen Malaien stehen aber die Polynesier, und unter diesen wieder die Maori, wie sie die größten, durchaus im gemäßigten Klima gelegenen Inseln Polynesiens bewohnen, so auch durch ihre Begabung weit obenan. Die Maori haben dem bei weitem größern Theile nach immer nur die Nordinsel bewohnt, Te Ika a Maui, den Fisch des Maui, so genannt, weil der Sage nach Maui die Insel als einen Fisch aus dem Meere herausgeholt hat, wie denn, merkwürdig genug, die Umrisse der Insel auch vollkommen die Form eines Fisches haben. Die Südinsel nennen die Maori Te Wahi Punamu, das Land des Grünsteins, nach einem auf deren Westküste vorkommenden Nephrit oder Beilstein, welcher von ihnen sehr geschätzt und zu Ohrgehängen, Halszierathen und Aexten (Mere) verarbeitet wurde.

Die ersten historischen Nachrichten über die Eingeborenen haben wir von Tasman. Sie riefen ihn mit starken Stimmen an, und als seine Leute in einer Bucht an der Nordseite der Südinsel landen wollten, wurden sie von den Eingeborenen angegriffen und vier von ihnen mit Rudern und Keulen erschlagen. Mörderbucht, wie Tasman jene Bucht (jetzt Golden Bay) nannte, war daher der erste europäische Name auf Neuseeland. Der Ruf der Eingeborenen besserte sich nicht, als sie später als entschiedene Kannibalen bekannt wurden. Dieser Kannibalismus mag wol wesentlich durch das Aussterben des Moa und den dadurch eintretenden Mangel an Fleischnahrung befördert worden sein; doch ist nicht zu vergessen, daß bei vielen und zwar gerade hochbegabten Völkerschaften Kannibalismus herrscht, ohne durch solchen Mangel veranlaßt zu sein.

Der politische Zustand des Volks war der gewöhnliche patriarchalische. Die Masse der Bevölkerung bestand aus Hörigen unter Häuptlingen, welche untereinander in keinerlei Verband standen, sondern vielmehr in fast unaufhörlichen Fehden miteinander begriffen waren. Der Einfluß der Häuptlinge beruhte auf religiösen Vorstellungen, namentlich auf der ihnen zugeschriebenen Macht über die bösen Erd-, Wasser- und Luftgeister. Es findet sich also die Einrichtung der arischen Urzeit, welche die väterliche wie die fürst-

liche Gewalt ausschließlich auf Ideen des Cultus gründete — der Vater war der Herr des Hauses, weil er der Priester des Hausgottes, der auf dem Herde lodernden Flamme war —, hier wieder, wie so manche urzeitliche Institution noch gegenwärtig bei afrikanischen und andern von der europäischen Cultur noch abgeschlossenen Völkerschaften. Die Häuptlinge saßen auf ihren Pahs oder Bergfesten, welche, in dominirender Lage, mit weiter Fernsicht, sich vortrefflich zu Warten und Burgen eigneten. Die Abhänge eines solchen zu einer Feste eingerichteten Berges waren ringsum zu Terrassen von 10—15 Fuß Höhe geschnitten. Jede Terrasse war mit einer doppelten Palissadenreihe umzogen. Hier und da befanden sich tiefe Löcher, die mit Zweigen, Schilf und Farrnkraut überdeckt, wie bei Wolfsgruben, die stürmenden Feinde zum Fall bringen sollten. Andere Gräben, durch unterirdische Gänge nach oben und unten verbunden und mit verborgenen Ausgängen, dienten zur Passage und als Schlupfwinkel. In andern Löchern wurden die Vorräthe aufbewahrt. Solche kolossale Arbeiten wurden von den Maori mit ihren so höchst mangelhaften Werkzeugen, mit Schaufeln aus Holz, mit Hämmern, Meißeln und Aexten aus Stein und Messern aus Muschelschalen ausgeführt. Die Palissaden waren starke Balkenzäune, vielfach mit grotesken, aber sauber gearbeiteten Holzschnitzereien verziert, welche reichgemusterte Arabesken und menschliche Figuren, namentlich die Ahnen des Häuptlings, darstellten, und da die Tätowirung eine für jeden Stamm feststehende war, so dienten sie gewissermaßen zu Wappenschildern. Manche Einzelheiten in den Figuren, wie unter anderm die gewöhnlich ausgestreckte Zunge und besonders manche Muster unter den Arabesken haben eine überraschende Aehnlichkeit mit den plastischen Werken in den berühmten centralamerikanischen Alterthümern, ein Punkt, der vielleicht eine nähere Untersuchung verdiente. Oben auf dem Gipfel des Pah wohnte der Häuptling mit seiner Familie und den Edeln des Stammes. Am Fuße aber dehnten sich die Wohnplätze der Hörigen aus mit den Feldern von Kumara (Batate, Convolvulus chrysorhizus), welche sie zu bestellen hatten. Außer Kumara wurden, wie schon bemerkt, die Calabaschpflanze und die Taroknolle cultivirt. Dennoch bestand der Haupttheil der Pflanzennahrung aus Farrnwurzeln. Geräucherte Aale, Haifische und andere Fische, Austern und Muscheln bildeten nebst der Ratte Kiore die hauptsächliche animalische Nahrung. Die Hauptwaffe war die Steinaxt oder Steinkeule, Mere, aus dem schön geflammten und durchscheinenden Nephrit (Punamu) der Südinsel geformt, eine merkwürdige Uebereinstimmung mit der europäischen Steinzeit, wo bekanntlich ebenfalls Waffen und Werkzeuge aus Nephrit wiederholt vorkommen, wie ja denn die Maori sich damals eben in der Steinzeit befanden. Die Kähne, Waka, wurden gewöhnlich aus dem dauerhaften Totaraholze (Podocarpus totara) ausgehöhlt. Die großen Kriegskähne führten, wie noch gegenwärtig, oft 60—70 Ruderer. Der Anblick eines solchen vollständig bemannten und festlich aufgeschmückten Kriegskahns, wenn er unter dem durch melodischen Gesang begleiteten gleichmäßigen Schlag seiner Ruder fast mit der Schnelligkeit eines Dampfboots dahinschießt, macht einen imposanten Eindruck. Daß die Maori auch schon ihren Flachs zu Kleidungsstücken, Decken u. dgl. zu verarbeiten verstanden, ist bereits im Artikel „Neuseeland in geographischer Beziehung“*) erwähnt. Auch aus Hundsfellen wurden vortreffliche Mäntel gefertigt. Zum Aufputz dienten Federn. Gesicht und Körper wurden nach einem in jedem Stamme feststehenden Muster tätowirt. Das schwarze lange Haar wurde hinten in einen Knoten zusammengebunden, ähnlich wie bei den Japanesen; in dem Knoten steckte eine große weiße Albatrosfeder. Die aus Holz und Phormiumflechtwerk errichteten Hütten waren geräumig und mit kunstvollen Holzschnitzereien verziert. Die Religion war ein Cultus

*) Vgl. Unsere Zeit, Neue Folge, II, 1., S. 611.

von Elementargeistern, jedoch ohne Götzenbilder und Tempel. Es bestanden sechs Rangstufen vom obersten Häuptling bis herab zum Hörigen. Ein Zehntel der Bevölkerung waren Hörige. Die Häuptlinge lebten in Polygamie. Das Eigenthum aber war Gemeingut des ganzen Stammes. Das Volk schied sich in viele Stämme, die in fortwährenden Fehden miteinander standen. Doch wären bei den mangelhaften Steinwaffen die Fehden nicht so blutig gewesen, hätte nicht allgemein Kannibalismus, die Sitte, den gefangenen Feind zu braten und zu verspeisen, geherrscht. Die Frauen mußten den größten Theil der Arbeit verrichten. Die Knaben gehörten mehr dem Stamme als dem Vater an. Sie wurden frühzeitig in den üblichen Spielen, Tänzen, Wettringen, im Vogelfang, Fischangeln, Rattenfallenlegen geübt. Der Sohn des Häuptlings mußte die Traditionen, Gesetze und Riten kennen lernen. Kindsmord war aber gewöhnlich. Die Bevölkerung betrug im Jahre 1770 an 100000.

Dagegen betrug die ganze Maoribevölkerung im Jahre 1858 nur 56049 Seelen, 31667 männlichen und 24303 weiblichen Geschlechts. Von diesen kamen 38269 Seelen auf Auckland, 3015 Seelen auf die Provinz Taranaki, 11772 Seelen auf die Provinz Wellington und Hawkes Bay, also zusammen 53056 Seelen auf die Nordinsel. Auf der Südinsel wohnten nur 2283, außerdem auf der Stewartsinsel 200 und auf den Chathaminseln 500 Seelen.

Diese Verminderung der Bevölkerung um fast die Hälfte schon vor den letzten blutigen Kriegen mit den Engländern kennzeichnet deutlich die verderblichen Wirkungen, welche die Berührung mit der Cultur für die Maori gehabt hat, so mannichfach und so groß auch die Wohlthaten zu sein schienen, welche dieselbe ihnen gebracht hat. Schweine, Kartoffeln und Gemüse wurden ihnen zuerst von Kapitän Cook (1769—77) gebracht, dessen Name noch heute von jedem Maori mit tiefer Ehrfurcht genannt wird. Durch die Seefahrer zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden dann noch weiter Schweine, Kartoffeln und Gemüse, europäische Getreidearten und sonstige Hausthiere eingeführt.

Durch Samuel Marsden, den Apostel der Südsee, wurde im Jahre 1814 die erste anglikanische Missionsanstalt an der Bay of Islands gegründet. Im Jahre 1822 folgte auch die erste wesleyanische Missionsanstalt; die katholischen Missionare kamen erst 1838. Die Missionare machten sich vertraut mit der Maorisprache, sie übersetzten Theile der Bibel und erfreuten sich bald eines ganz unerwarteten Erfolgs. Allein ein Unternehmen, von dem sie sich eine wesentliche Förderung ihrer Wirksamkeit versprochen hatten, verursachte eine furchtbare Unterbrechung. Sie brachten Hongi, Häuptling der mächtigen Ngapuhi an der Inselnbai, 1820 nach London in der Hoffnung, daß der Anblick des civilisirten Lebens und seines glänzendsten Mittelpunkts einen solchen Eindruck auf ihn machen würde, daß er ein eifriges Werkzeug ihrer Bestrebungen werden würde. Hongi war in London der Löwe des Tags; seine schöne Gestalt, sein taktvolles, würdevolles Benehmen erregte allgemeine Bewunderung. Allein der Aufenthalt in London diente nur dazu, den Ehrgeiz des thatkräftigen Mannes zu entflammen und ihn nach seiner Rückkehr in das wildeste Heidenthum, den entschiedensten Kannibalismus zurückfallen zu lassen. Er faßte den Plan, König der ganzen Insel zu werden, rüstete ein Heer von 3000 Mann aus, versah es mit Feuerwaffen und begann nun von Wangaroa aus seine furchtbaren Kriegsfahrten. Die ganze Insel wurde mit Blut getränkt, jeder siegreichen Schlacht folgten die scheußlichsten Kannibalenfeste. Hongi trank das Blut seiner Feinde und schwelgte in Menschenfraß. Endlich traf ihm im Jahre 1827 eine Kugel in die Brust, an welcher Wunde er 1828 starb. Es war das entsetzliche letzte Auflodern des alten Heidenthums, das mit ihm erlosch. Einzelne Stämme, wie der der Ngatiwatua auf dem Isthmus von Auckland, welcher an 30000 Seelen gezählt hatte, waren gänzlich aufgerieben, alle waren aufs äußerste erschöpft. Es gestaltete sich

daher schließlich diese gewaltige Unterbrechung des Bekehrungswerks zu einer mächtigen Förderung desselben, indem dasselbe von jetzt ab einen stets neu gesteigerten Aufschwung nahm. Die Missionsstationen, die Zahl der Getauften mehrten sich zusehends. Es wurden Schulen gegründet, eine strenge Sonntagsfeier eingeführt; die Eingeborenen lernten lesen und schreiben. Die Söhne der Häuptlinge bildeten sich in großer Anzahl zu Missionsgehülfen aus, welche die Sonntagsfeier leiteten. Der Kannibalismus hörte auf; der letzte Fall davon kam im Jahre 1843 am Katikatifluß bei Tauranga an der Bay of Plenty vor. Der jüngern Generation war derselbe bereits zum Märchen geworden, an das sie kaum glauben mochte, wenngleich mancher wußte, daß seine eigenen Aeltern verspeist worden waren.

Wenige alte Häuptlinge abgerechnet, sind die Maori jetzt sämmtlich zum Christenthum bekehrt. Etwa die Hälfte sind anglikanische Protestanten, die andere Häfte Wesleyaner und Katholiken. In vortrefflichen Missionsschulen, zum Theil auch in Volksschulen mit eingeborenen Lehrern und Predigern erzogen, können die meisten lesen und schreiben, viele besitzen wirklich bedeutende Kenntnisse. Die wichtigste anglikanische Missionsstation ist die in der Maoristadt Rangiaowia im mittlern Waikato. Die dortige protestantische Kirche ist ein stattliches Gebäude mit einem hohen spitzen Thurm und einem prächtigen gemalten Glasfenster. Die Missionsstation selbst befindet sich in dem nahen Otawao, wo der Rev. Morgan über 30 Jahre als Missionar und Lehrer gewirkt hat. Die Kirche, das Schulhaus, das Wohnhaus sind alle sehr geräumige und ansehnliche Gebäude, umgeben von den herrlichen Gärten, Wiesen und Feldern der Station. In der Schule wurde eine große Anzahl Kinder von einheimischen Lehrern unterrichtet. Die andern Hauptmissionsstationen der Hochkirche sind oder waren die zu Taupiri, die am Tauposee, die am Tarawerasee, die zu Maketu an der Mündung des Kaitunaflusses und die an der Taurangabucht an der Ostküste, wo der deutsche Missionar Volkner unter dem Archdeacon Brown eine blühende Knaben- und Mädchenschule errichtet hatte, derselbe, welcher im vorigen Jahre, als er zu voreilig nach der Station, von wo er infolge des Kriegs vertrieben worden war, zurückkehrte, auf so schmähliche Weise seinen Tod fand. Die wesleyanische Hauptmissionsstation ist am obern Waipa. Die Katholiken haben ebenfalls eine schöne Kirche mit Spitzthurm zu Rangiaowia und eine Hauptstation unter dem Bischof Pompallier am Rotoruasee.

Ackerbau und Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung der gegenwärtigen Maori; besonders aber fußt ihre Wirthschaft auf Schweinezucht und Kartoffelbau. Weizen und Mais sind das übliche Getreide. Sie verwenden aber keinen sehr andauernden Fleiß auf den Landbau. Mit einigen Pflügen und Ochsen vermögen sie mit Arbeit weniger Tage Nahrungsmittel für das ganze Jahr zu ziehen; denn der Boden ist, namentlich im mittlern Waikato, äußerst fruchtbar. Die Tage der Feldarbeit sind Festtage im Dorfe. Die Jünglinge treiben den ochsenbespannten Pflug durch den fetten Boden, jüngere Knaben folgen mit der Aussaat, während die Kinder nackt im Farrn herumkollern und toben, die Väter im Farrn umhersitzen, ihre Pfeife rauchen und sich über Politik unterhalten, die Frauen aber Kartoffeln schälen, die mit einem fetten Schwein nebst einem duftigen Stück geräucherten Haifisch dann im Ofen gebraten werden, d. h. in einer sehr kunstvoll eingerichteten Grube. Ebenso begibt sich das ganze Dorf im Sommer hinaus zur Dreschmaschine, die gewöhnlich auf einem sonnigen Hügel angelegt ist; alle Ochsen und Karren des Platzes bringen Lasten von Getreide herbei, und während die Maschine klappert und arbeitet, liegen die Leute auf den Strohhaufen umher und plaudern, falls sie nicht schlafen oder Obst schmausen. Ebenso geht es dann wieder bei den Mühlen her, die überall errichtet sind. Nur Kartoffeln (Kapana) und Getreide werden gewöhnlich geheimset; die erstern in Gruben, die mit trockenem Farrn ausgelegt sind, das

letztere in Phormiumkörben, welche in den Patakas aufgestellt werden, kleinen hölzernen Scheunen, welche auf Pfosten hoch über dem Boden errichtet sind. Neben Kartoffeln werden auch noch viel Kumara (Bataten, süße Kartoffeln) bestellt. Auch zieht man viel Calabaschkürbisse, Melonen (Hue), Gurken (Kumokumo, vom englischen cucumber), Weißrüben (Tonapi, vom englischen turnip), Kohl; diese Gemüse werden aber gewöhnlich schon des Sommers consumirt. Obst hat man sehr reichlich in den Pfirsichen (Pititi, vom englischen peaches), welche bereits überall wild wachsen, wie es auch in Australien der Fall ist. Das bestellte Feld ist entweder gar nicht oder doch sehr schlecht eingehegt, weil sie ein Feld stets einige Jahre nacheinander anbauen, es aber dann als erschöpft liegen lassen, um ein anderes in Angriff zu nehmen.

Das Schwein ist überall verbreitet, aber nur Wohlhabendere besitzen Rindvieh und auch nur in geringer Anzahl, sodaß Milch ziemlich selten ist. Auch hat man nur wenig Federvieh, und Eier sind gleichfalls selten. Pferdezucht ist erst an einigen Stellen aufgekommen. Die Viehzucht in den grasarmen Landen ist wesentlich durch den von der Colonialregierung unter den Maori in liberaler Weise vertheilten englischen Gras- und Kleesamen gefördert. Der Boden ist demselben auch so angemessen, daß englisches Gras und Klee schon vielfach wild wachsen.

Ungeachtet dieser Fülle von landwirthschaftlichen Erzeugnissen lebt die große Masse der Maoribevölkerung in neuerer Zeit in gar ärmlichen Verhältnissen. Ein Hauptbestandtheil der Nahrung der ärmern Leute besteht in Mais. Derselbe wird dadurch zur Speise vorbereitet, daß er in einem stehenden Wasser längere Zeit eingeweicht wird, bis er beinahe verfault ist. Er wird sodann gekocht und in eine große Schüssel gegossen, um welche die Gesellschaft sich setzt, indem jeder die Hand eintaucht und den Mais absaugt. Außer von Mais leben sie fast ausschließlich von Kartoffeln. Bei den Bemittelten ist Schweinefleisch und Kartoffeln das hauptsächliche Gericht, wozu denn namentlich viel Aale und Haifisch, Kumara und die übrigen alten Maorispeisen kommen. Die Kleidung der Männer auf dem Lande besteht gewöhnlich in einem blaugewürfelten Calicothemde und in einer Wolldecke (Blanket), die beide meistens abgebraucht und schmuzig aussehen. Nur einige haben Beinkleider, die auch bei dem noch so wilden Zustande des Landes, dem vielen Farrngestrüpp und Sumpf, gar keine zweckmäßige Tracht sind. Die Frauen tragen Kleider von europäischem Schnitt. In Auckland und den andern englischen Städten dagegen erscheint der Maorihäuptling in schwarzer Tuchkleidung, Cylinderhut, feinem Hemd und Shlips, gewichsten Stiefeln und Handschuhen als ein vollständiger Gentleman. Auch fehlt es den Maorimädchen in Auckland, die hier größtentheils die Demi-Monde bilden, ganz und gar nicht an Staat und Putz nach europäischer Mode. Beide Geschlechter rauchen leidenschaftlich, weshalb man Taback auf dem Lande so gut wie Geld als Circulationsmittel benutzen kann. Die Hütten sind gewöhnlich noch elender, als in früherer Zeit der Fall zu sein pflegte. Sie bestehen aus einem leichten Pfahlgerüst, gedeckt mit Bündeln Raupo (getrocknetem Phormium), mit einem Bret als Thür und einem Loch als Fenster; sie sind in wenig Stunden erbaut und müssen beständig ausgebessert werden, um nicht in Stücke zu zerfallen; sie sind schlecht ventilirt und unreinlich.

Diese ärmlichen Zustände sind großentheils die Folge der lange anhaltenden Unruhen, nicht sowol die unmittelbare als die mittelbare, indem dieselben das Volk in Aufregung bringen und ihm die Lust zu stetiger Arbeit benehmen, an die es ohnehin nicht gewöhnt ist. Vor den letzten unruhigen Zeiten in den funfziger Jahren schienen die Maori sich rasch zum Wohlstand erheben zu wollen.

Der Sitz der mächtigsten Stämme ist die weite Ebene des sogenannten mittlern Waikatobeckens, namentlich dessen südlicher, am meisten fruchtbarer Theil, wo sie zugleich

in dem benachbarten Hochland eine Rückendeckung haben, eine Zufluchtsstätte, wo sie einer ihr Land angreifenden, ja selbst einer dasselbe besetzenden Armee Trotz bieten könnten. Diese mächtigen Stämme sind die Ngatihaua, die Waikato (im engern Sinne) und die Ngatimaniapoto. Die Ngatihaua haben ihren Sitz im Osten des Beckens in der großen Landschaft Hurutiu zu beiden Seiten des Waikato- oder Hurutiuflusses, sowie auch jenseit des östlichen Bergrandes des Beckens, des Manga-Kaua, im Thale des Piako und Waiho (Themse). Hurutiu ist eine völlig flache Ebene mit einem leichten, aber reichen Boden und einem kieseligen Untergrund, die sich östlich vom Waikato bis an den Manga-Kaua an vier Meilen, westlich vom Waikato ebenfalls an vier Meilen bis an das in der Mitte des Waikatobeckens liegende weite Sumpfland erstreckt. Vereinzelte, überall über die Ebene von Hurutiu verbreitete Baumgruppen geben derselben ein reizendes parkähnliches Ansehen. Die ganze Ebene ist von Anpflanzungen, Weiden und Dorfschaften eingenommen. Das Hauptdorf und der Volksversammlungsort der Ngatihaua ist Tamahere, zwei Meilen östlich vom Waikato. In den letzten Jahren vor dem Kriege wurden in Hurutiu sehr große Weizenernten erlangt. Englisches Gras und Klee hatte sich über die Ebene ausgebreitet und sie zu einem vortrefflichen Weideland für Rindvieh, Pferde und auch für Schafe, die einige Ngatihauahäuptlinge zu halten anfingen, gemacht. Das wichtigste Dorf an der Westseite des Flusses ist Te Rapa am nördlichen Ende van Hurutiu. Nicht minder vorzüglich ist das Land der Ngatihaua im Osten des reichbewaldeten Manga-Kaua an den obern Quellflüssen des Piako und Waiho. Am östlichen Fuße des Manga-Kaua an der Piakoquelle liegt Peria, ein großes Dorf, der gewöhnliche Wohnsitz Tamihana's, des Häuptlings der Ngatihaua. Der Waiholandungsplatz für große Kähne ist eine Tagereise nordwestlich von Peria, welches damit durch eine gute Fahrstraße verbunden ist, welche die Einwohner selbst gebaut haben. Die Erzeugnisse des obern Piako- und Waihothales werden auf dieser Straße in Karren nach dem Landungsplatze gebracht, dann in Kähnen den Waiho hinuntergeführt zum Haurakigolf, wo sie in Ngatihauaschonern verladen und nach Auckland verschifft werden. Der Häuptling der Ngatihaua, Na Wiremu Tamihana te Waharoa, von den Engländern gewöhnlich William Thompson genannt, ist der angesehenste unter allen Waikatohäuptlingen. Er ist jedenfalls ein ausgezeichneter Mann, wohl unterrichtet, muthvoll, umsichtig, intelligent. Ein echter Patriot ist er stets der eifrigste und beharrlichste Vertreter der Maorinationalität gewesen. Er ist der eigentliche Urheber des Maorikönigthums (king-movement), wie denn die Könige gewöhnlich unter seinem Einflusse standen. Er ist dabei aber stets ebenso beharrlich bemüht gewesen, Frieden zwischen den Engländern und Maori zu erhalten. Jene Maßnahme sollte, wie wir sehen werden, durchaus nicht für eine directe Auflehnung gegen die Colonialregierung gelten; Tamihana ist vielmehr immer der eigentliche Repräsentant eines blos passiven Widerstandes gewesen, und wenn es dennoch zum Kriege mit den Engländern kam, so geschah es, weil die Aufregung des Volks zuletzt dermaßen gestiegen war, daß die Kriegspartei die Oberhand erhielt. In gleicher Weise ist er bei den Händeln und Fehden der verschiedenen Stämme untereinander immer als Vermittler aufgetreten, und seine Entscheidungen wurden als so weise anerkannt, daß es zuletzt ein feststehender Gebrauch wurde, sich in solchen Fällen an ihn zu wenden. Er ist in Tamahera geboren und erzogen, wohnt gewöhnlich in Peria und folgte im Jahre 1860 seinem Vater Te Waharoa, einem grimmen Krieger und höchst schlauen Diplomaten, als Oberhaupt des Stammes.

Der Stamm der Waikato oder Ngatimahuta sitzt an der Westseite des Beckens am mittlern und untern Waipa bis zur Confluenz und an der Südseite des Beckens an Mangapiko bis zu dessen Nebenfluß, dem Mangahoe. Der letzte Theil, das vom Man-

gapiko und Mangahoe in westlicher Richtung durchzogene Land, übertrifft noch Hurutiu an Fruchtbarkeit. Hier liegt in einem gesegneten kleinen Mesopotamien zwischen beiden Flüssen Rangiaowia, der Hauptort der Maori, welcher bereits ganz ein städtisches Ansehen gewonnen hatte. Wenn man von den Bergen im Süden des Platzes auf denselben mit seinen Kirchthürmen und die umliegende reichbebaute Landschaft mit ihren zahlreichen kleinen Seen und Teichen, den großen Obstgärten und unabsehbaren Feldern hinabschaute, so erschien das reizende Ganze so sehr europäisch, daß man kaum glauben mochte, sich im Herzen des Maorilandes zu befinden. Die Weizen-, Mais- und Kartoffelcultur war hier sehr ausgedehnt. Die Weiden enthielten zahlreiche Pferde und fette Rinderheerden. Breite Fahrstraßen führten nach verschiedenen Richtungen, von den Einwohnern selbst angelegt. Die Hütten des Ortes lagen, zerstreut und in Obstgärten versteckt, in einer ausgedehnten Fläche. Manche neuerbaute gestaltete sich immer wohnlicher und geräumiger. Es gab zwei stattliche Kirchen mit Spitzthürmen, ein Gerichtshaus, eine Brotbäckerei mit einem in europäischer Weise erbauten Ziegelbackofen, drei Mahlmühlen, mehrere Kaufläden. Man war reichlich mit Pflügen, Karren und Wagen versehen. Der Ackerbau wurde nach europäischer Weise betrieben, indem ein englischer Arbeiter als Lehrer der Landwirthschaft angestellt war, unter dessen Leitung das Land von Farrn gerodet, umgepflügt und bestellt wurde. Die Einwohner gaben 800 Acres vom besten Lande zur Gründung einer Industrieschule, wo Landwirthschaft, das Schneider-, das Schuster- und andere europäische Gewerbe gelehrt werden sollten. Auch ging man damit um, ein Hospital mit einem residirenden englischen Arzte zu gründen. Der Platz gewann überhaupt zusehends ein ganz städtisches Ansehen. Die Quelle dieses Aufblühens lag wesentlich in dem Korn- und Pferdehandel mit Auckland. Der Weizen, der Mais, die Kartoffeln wurden per Achse von Rangiaowia nach dem Landungsplatze des schiffbaren Puniu gebracht, welcher Fluß fünf Meilen südlich vom Mangapiko und parallel damit am Fuße des Gebirges fließt und ebenfalls in den Waipa fällt; die Fruchtkähne gingen sodann den Waipa und den Waikato hinab und den kurz vor der Waikatomündung einmündenden Awaroa hinauf, von dessen Landungsplatz die Waare wieder per Achse nach dem nur zwei Meilen entfernten englischen Dorfe Waiuku am Manukau transportirt. Die Rückfracht bestand in Kleidungsstücken, Zucker, Taback und Rum. Die sumpfige Gegend am mittlern Waipa war noch wenig cultivirt. Am untern Waipa lagen die Dörfer Whatawhata, Whakapaka, nördlich davon, und Ngaruawahia an der Waipamündung. Letzteres war die Residenz des Maorikönigs, welcher zugleich der Häuptling des Ngatimahutastammes ist.

Der große Stamm der Ngatimaniapato sitzt im südlichsten Theil des Beckens an dem vorerwähnten Puniuflusse bis zum Mangahoe und ferner am ganzen obern Waipa und dessen zahlreichen Nebenflüssen. Ihr Land am Fuße des Gebirges zwischen dem Puniu und dem Mangapiko und Mangahoe ist nicht minder fruchtbar, als das Land der Ngatimahuta im Norden der Flüsse. Hier liegt, eine Meile südlich vom Mangahoe, Kihikihi, ihr Hauptort und die Residenz des Stammhäuptlings Rewi Maniapoto, nach Rangiaowia das größte Maoridorf, welches mit jenem im Korn- und im Pferdehandel wetteiferte und seine Ausfuhr auf demselben vorerwähnten Wege vom Puniu versandte. Es hat zwei Mühlen. An der Mündung des Mangahoe liegt Te Awamutu, wo sich die Hauptmissionsanstalt der englischen Hochkirche unter Hrn. Morgan, nach einem frühern Pah Otawao benannt, befand. Hier hatte Gouverneur Sir George Grey den englischen Commissar für den Waikatodistrict stationirt, auch hatte er hier eine Industrieschule zur Unterweisung der Maori in europäischen Gewerben gegründet. Eine Anzahl Europäer waren hier als Oekonomen, Krämer, Handwerker, Müller schon seit längerer

Zeit angesiedelt. Das Land am obern Waipa ist malerisch, aber rauh und nicht sehr fruchtbar. Weit im Süden, an den südlichsten Quellflüssen des Waipa, liegt das Dorf Hangatiki, eins der stärksten Bollwerke der Maori, welches daher auch oft zum Hauptort des Königthums vorgeschlagen wurde; doch zog man Ngaruawahia als besser zur Beobachtung der Pakeha (Ausländer) geeignet vor. Die Ngatimaniapoto sind der zahlreichste und mächtigste Stamm. Er besteht größtentheils aus den Bergbewohnern am obern Waipa, einem äußerst armen Volke, das oft zu Farrnwurzeln seine Zuflucht nehmen muß, dabei aber sehr verwegen und kriegerisch gesinnt ist. Sie haben in einem Kriege nichts zu verlieren, ihre Zufluchtsstätten im Gebirge sind ihnen nahe; dabei hatten viele neuerdings im Taranakikriege beträchtlich viel Beute gemacht. Dieser kriegerischen Gesinnung des Stammes entspricht ganz die seines Häuptlings, des Heißsporns Rewi Maniapoto, welcher stets der eigentliche Führer der Kriegspartei unter den Maori gewesen ist; derselbe wohnt in Kihikihi.

Die große Waikatoebene, das Herz der Maorilande, ist von allen Seiten von Gebirgen und Hochlanden, die für Militär schwer oder gar nicht zugänglich sind, und von noch unwegsamern Sümpfen, die oft mit dichtem Phormiumgestrüpp überwachsen, geradezu undurchdringlich sind, gegen feindlichen Angriff geschützt. Den einzigen offenen Zugang scheint der Waikatofluß zu bieten; allein die Seemündnng des Waikato ist durch mächtige Sandbänke verschlossen, an denen die See sich schäumend bricht, und die das Einlaufen größerer Fahrzeuge verhindern. Diese Sandbänke waren also ein hochwichtiges Bollwerk für die Waikato. Noch nie vor dem Kriege war der Fluß von einem europäischen Boote befahren worden, und es galt den Maori stets als ein Hauptgrundsatz, daß der Waikato als ein reiner Maorifluß gewahrt, der Schiffahrt der Europäer verschlossen bleiben müsse.

### 2) Die Colonisation.

Abel Jansen Tasman entdeckte Neuseeland am 13. Dec. 1642. Er befuhr nur die Westküste der beiden Inseln in der Meinung, daß er die Westküste des großen südlichen Continents, dessen Vorhandensein die Geographen vermuthet hatten, entdeckt habe, welches mit dem von Schouten und Maire entdeckten Staatenland (am Südende Amerikas) zusammenhänge, und nannte es demnach auch Staatenland. Erst später, als der Irrthum erkannt wurde, wandelte man den Namen nach der niederländischen Provinz Seeland in Neuseeland um. Tasman war nur einige Stunden an der Küste vor Anker gewesen, in der Mörderbucht im Süden der Cooksstraße. Die Insel wurde näher bekannt durch Kapitän Cook, der sie zuerst am 8. Oct. 1769 erreichte und dann zu wiederholten malen auf seiner zweiten Reise 1773 und 1774 und auf seiner dritten Reise 1777 besuchte. Er umsegelte die Inseln vollständig und führte die Aufnahme ihrer Küsten mit bewunderungswürdiger Genauigkeit durch. Auch trat er zuerst in Verkehr mit den Eingeborenen. Mit tiefer Ehrfurcht nennt heute noch jeder Eingeborene den Namen des Mannes, welcher ihnen Kartoffeln, Schweine und Gemüse brachte. Die gelehrten Begleiter Cook's, Sir Joseph Banks und Dr. Solander auf der ersten Reise, die Deutschen Johann Reinhold Forster und dessen Sohn Georg Forster, der Schwede Dr. A. Sparrmann auf der zweiten, Anderson auf der dritten Reise, legten zugleich den Grund zur naturwissenschaftlichen Erforschung Neuseelands, die freilich noch auf die Küsten sich beschränken mußte. Auch wurden schon durch Benjamin Franklin Plane und Vorschläge zur Colonisation Neuseelands entworfen. Zugleich mit Cook hatten auch die Franzosen angefangen, die neuseeländischen Küsten zu exploriren, de Surville 1769, Marion 1772, allein ihr Auftreten brachte sie sogleich in den feindseligsten Conflict mit den Eingeborenen und ihre Unternehmungen an diesen Gestaden zu einem furchtbaren Ende. De Surville, welcher in der Doubtleßbai, im Nordosten der Nordinsel, bei den

Eingeborenen eine gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte, entführte wegen eines geringfügigen Vergehens in verrätherischer Weise ihren Häuptling Nahinui. Die Eingeborenen rächten sich damit, daß sie Kapitän Marion, de Surville's Nachfolger, welcher die Inselnbai, südlich von der Doubtleßbai, besuchte, nebst 15 seiner Leute überfielen, ermordeten und aufaßen, welche That denn wieder von Marion's Lieutenant Crozet aufs grausamste gerächt wurde. Der hierdurch entflammte Rachedurst der Eingeborenen verursachte dann noch eine weitere Folge solcher Greuelscenen, die Massacres der Schiffsleute von der Adventure, Kapitän Furneaux, Cook's Begleiter auf dessen zweiten Reise, im Königin-Charlottesund im Nordosten der Südinsel, der Schiffsleute der Sidney Cove an der Westküste der Südinsel 1806, der Leute Boyd's im Wangaroahafen 1809. Es schienen sich somit die Schreckensberichte Tasman's über die Kannibalen Neuseelands vollständig bestätigt zu haben. Dennoch gewann man bald die Ueberzeugung, daß man keineswegs nothwendigerweise von den Neuseeländern aufgegessen werde, wenn man sich nur mit ihnen zu benehmen wisse. Die Walfischfahrer und Robbenjäger der Südsee machten die Inselnbai im Norden der Nordinsel zu einer regelmäßigen Erfrischungsstation. Daraus entstand ein wachsender Verkehr mit den Eingeborenen und die europäische Niederlassung Kororareka an der Inselnbai, der Anfang der europäischen Colonisation. Die Ansiedler, welche größtentheils aus entlaufenen Matrosen und entsprungenen Sträflingen von den Strafcolonien Neusüdwales, Tasmanien, der Norfolkinsel bestanden, führten hier mit Maoriweibern ein sehr freies Leben in der herkömmlichen Weise des englischen Pöbels. Für elende Wolldecken (Blankets), alte Schießgewehre, Pulver und Blei, Messer, Blei, Taback, Rum wurden von den Häuptlingen Lebensmittel, Flachs, Schweine und Weiber erhandelt. Rum war die Basis der ganzen Oekonomie, jedes europäische Haus ein Branntweinschank. Wie es da hergegangen sein mag, wird man ermessen aus einem Vergleich mit den damaligen Zuständen in den Mutterlanden dieser Ansiedelung, in Neusüdwales, in Tasmanien, nach seinem damaligen Namen Vandiemensland von den Engländern gewöhnlich Deamonsland, Dämonenland, geheißen, und gar in Norfolkisland, jener Hölle auf Erden. Solcher Abschaum der Menschheit war es also, welcher den ersten Keim der Cultur dem kindlich empfänglichen Gemüthe des Maori übermitteln sollte. Es mußte damit zugleich der Keim der Verachtung und des Hasses gegen den Pakeha tief einwurzeln.

Doch wußte der intelligente und gelehrige Maori auch die Vorzüge und Vortheile der Civilisation recht wohl zu würdigen. Als daher die Missionare erschienen, schloß er sich ihnen schnell an. Die große Störung, die durch die Kriege Hongi's in dem Bekehrungswerke entstand, beschleunigte schließlich nur dessen allgemeine Durchführung. Die Missionare verfehlten nicht den gewonnenen Einfluß zu benutzen und sich aus blos geistlichen Führern zu politischen Lenkern der Maoristämme zu machen. Indem sie ihr politisch-religiöses System über die ganze Nordinsel ausbreiteten, gingen sie damit um, Neuseeland zu einem von ihnen, den Missionaren, regierten Maoristaat zu machen. Als die englische Regierung sich auf die Bittschrift von 13 Häuptlingen bewegen ließ, im Jahre 1833 in Kororareka in der Inselnbucht den Consul Busby zu bestellen und ihn bei den Missionaren zu accreditiren, schienen sie damit bereits die Anerkennung der Unabhängigkeit des neuen Staats, der Conföderation der vereinigten Maoristämme, wie er genannt wurde, sowie ihrer Herrschaft über denselben seitens der englischen Regierung erlangt zu haben.

Sie widersetzten sich daher aufs entschiedenste jedem europäischen Colonisationsversuche. Es gelang ihnen auch, die Franzosen, welche unter dem Baron von Thierry 1838 am Hokianga (im Nordwesten der Nordinsel) eine unabhängige Niederlassung gründen wollten, wieder zu vertreiben. Besonders aber boten sie alles Mögliche auf gegen die 1836

von Eduard Gibbon Wakefield in London gegründete New-Zealand Association. Wakefield trat hierbei zuerst mit seinen neuen Colonisationsgrundsätzen hervor, welche später von der englischen Regierung fast allgemein, besonders in Australien, keineswegs immer zur Förderung der Colonisation in Anwendung gebracht wurden, und welche hauptsächlich darauf hinausliefen, den Grundbesitz in den Colonien auf die bemittelten Klassen zu beschränken, indem Feldgrundstücke nur zu einem hohen Ansatzpreise, zu 1 oder 2 Pfd. St. per Acre und nur in größern Parcellen, sogenannte Stadtgrundstücke aber nur zu einem noch bedeutend höhern Ansatzpreise verkauft wurden, mit dem Erlös aber geeignete englische oder irische Landarbeiter zu befördern, die, weil sie auf solche Weise von eigenem Landerwerb ausgeschlossen waren, genöthigt blieben, für jene bemittelten Ansiedler zu arbeiten. Wakefield's Grundsätze und Plane fanden denn auch damals unter den höhern Klassen in England sehr lebhaften Anklang, und es traten der New-Zealand Association viele einflußreiche Personen bei. Wenn daher die englische Regierung es damals noch ablehnte, die Sache unmittelbar unter ihren Schutz zu nehmen, so war doch der Widerstand der Missionare hier vergeblich. Die Gesellschaft sandte 1839 ihre erste Expedition ab und gründete fern von den bisherigen Niederlassungen ihre erste Ansiedelung zu Wellington am Port Nicholson an der Cookstraße.

Inzwischen hatten sich auch in Frankreich Gesellschaften behufs der Colonisation Neuseelands gebildet, und die französische Regierung hegte die Absicht, daselbst eine Strafcolonie zu gründen. Dadurch wurde die englische Regierung bestimmt, dem Gesuch der Association, dem nunmehr auch die Missionare beitraten, zu willfahren und die Colonie unter ihren unmittelbaren Schutz zu nehmen. Kapitän Hobson wurde als zweiter Consul nach der Inselnbai gesandt mit dem Auftrage, auf dem Wege freundlicher Verständigung mit den Eingeborenen die Berechtigung zur englischen Besitznahme von Neuseeland zu erreichen. Mit Hülfe der Missionare wurde im Februar 1840 zu Waitangi an der Inselnbai ein Vertrag mit den Eingeborenen geschlossen und von 25 Häuptlingen unterzeichnet. Dieser Vertrag bildet die Grundlage der britischen Souveränetät in Neuseeland. Er besteht aus drei Artikeln: 1) die versammelten Häuptlinge treten alle ihre Souveränetätsrechte an Ihre Majestät die Königin von England für immer ab; 2) die Königin garantirt den Häuptlingen und Stämmen sowie den Familien und einzelnen Personen das ungestörte Recht auf ihre liegenden Gründe, aber sie hat bei allen Veräußerungen das Vorkaufsrecht; 3) die Königin nimmt die Eingeborenen in ihren Schutz und gewährt ihnen alle Rechte und Privilegien englischer Unterthanen. Auf Grund dieses Vertrags wurde 1840 ganz Neuseeland für eine britische Colonie erklärt. Kapitän Hobson wurde zum ersten Gouverneur ernannt. Dieser wählte mit ausgezeichnetem Scharfblick das so äußerst vortheilhaft gelegene Auckland zum Sitz der Regierung und zur Hauptstadt von Neuseeland.

Die Regierung nahm nun in Auckland auch die Colonisation selbst in die Hand, während die New-Zealand Association, welcher 1841 ihr Incorporationspatent ertheilt worden war, 1842 die fernern Niederlassungen Wanganui und Neuplymouth im Süden der Nordinsel und Nelson im Norden der Südinsel gründete. Da letztere jedoch mit der Colonialregierung in Conflict gerieth, trat sie als Colonisationsgesellschaft ab; die große Entfernung der einzelnen Niederlassungen, wodurch ungeachtet der geringen Anzahl der Ansiedler statt einer Colonie verschiedene ganz getrennte Colonien entstanden, bewirkte von Anfang an einen Mangel an Zusammenhalt, der bei der englischen Neigung zum localen Selfgovernment mitunter der Secession nahe kam und im ganzen wenig förderlich, in manchen wesentlichen Punkten verderblich wirkte. Schon gleich im Anfange kam es auch zu den ernstesten Händeln mit den Maori im Norden der Insel, welche anfänglich von den Missionaren elbst, die den Verlust ihrer Alleinherrschaft über die

Maori nicht verschmerzen konnten, gegen die Colonisten aufgeregt wurden. So kam es im Jahre 1845 zum Kriege mit den Inselnbaimaori unter dem Häuptling Heki, welcher die nördlichen Niederlassungen dem Untergange nahe brachte. Heki schlug die schwache Besatzung von Auckland wiederholt und brannte die Niederlassung Kororareka an der Inselnbai nieder, ein Geschick, das jenes Sündennest freilich schon lange verdient hatte. Erst 1846 nach erlangter Truppenverstärkung nebst Artillerie aus Australien konnten die Engländer wieder vorrücken, und erst 1847 vermochte der neue Gouverneur Sir George Grey den Frieden wiederherzustellen. Außer diesem blutigen Kriege hatten die verfehlten Maßregeln der beiden frühern Gouverneure, des Kapitäns Hobson 1840—42, des Kapitäns Fitzroy 1843—46, die Unterschleife mehrerer Beamten, die Landspeculationswuth, die sich auch hier wie in Australien der neuen Ansiedler bemächtigt hatte, der allgemeine Hader aller gegen alle, der Behörden, der verschiedenen Niederlassungen, der Missionare dazu wesentlich beigetragen, die Colonie in eine äußerst schwierige Lage zu bringen, dazu traten noch zerstörende Naturereignisse, namentlich das furchtbare Erdbeben von 1848, welches die neue Stadt Wellington zerstörte. Es bedurfte der vollen Thatkraft Grey's, um die Colonie wieder emporzubringen. Nachdem der Friede wiederhergestellt war, wurde, um den unzähligen Rechtsstreitigkeiten beim Landankauf vorzubeugen, bestimmt, daß hinfort die Ansiedler kein Land mehr von den Eingeborenen kaufen durften. Der Landankauf wurde ein ausschließliches Kronrecht, das nur vom Gouverneur ausgeübt werden konnte. Es war dies eine hochwichtige Maßregel, ohne welche es gewiß längst zum allgemeinen Kriege mit sämmtlichen Maori gekommen wäre. In gleicher durchgreifender Weise wurde in den andern Verwaltungszweigen reformirt. Der Erfolg war denn auch seit 1850 eine beträchtlich gesteigerte Einwanderung. Den Beschluß der Regierungsperiode Grey's bildete 1853 die Verkündigung der Constitution Neuseelands.

Nach dieser Verfassung steht an der Spitze der Colonialregierung der von der britischen Reichsregierung ernannte Gouverneur. Derselbe hat das ausschließliche Recht der Gesetzgebung für die Eingeborenen. Für die Colonisten übt die gesetzgebende Gewalt ein Centralparlament (General Assembly), das aus dem Gouverneur, einem Oberhause (Legislative Council) von Mitgliedern, die auf Lebenszeit vom Gouverneur ernannt sind, und aus einem Unterhause (House of Representatives) besteht, das von den Colonisten nach einem äußerst freisinnigen Wahlmodus auf fünf Jahre gewählt wird. Die Anzahl der Mitglieder beider Häuser richtet sich nach der fortschreitenden Bevölkerungszahl. Gegenwärtig zählt das Legislative Council gegen 20, das Abgeordnetenhaus gegen 40 Mitglieder. Dem Gouverneur berathend zur Seite steht ein verantwortliches Ministerium, bestehend aus einem Colonialsecretär, Colonialschatzmeister, Generalanwalt, Generalpostmeister, einem Minister für die Angelegenheiten der Eingeborenen und einem Minister ohne Portefeuille. Außerdem hat jede Provinz ihre eigene Provinzialregierung, bestehend aus einem von den Colonisten auf vier Jahre gewählten Superintendenten und einem ebenso gewählten Provincial Council. Das Zollwesen, Civil- und Criminalgerichtsbarkeit, Münzen, Maß und Gewicht, Postwesen, Hafen- und Schifffahrtsgesetze, Ehe-, Erbschafts- und Eigenthumsgesetze gehören ausschließlich zur Competenz der Colonialregierung. In jeder andern Beziehung haben die Provinzen das Recht der Gesetzgebung; sie haben namentlich eine vollständig selbständige finanzielle Verwaltung; die Colonialregierung verfügt nur über den zur Deckung der Civilliste des Gouverneurs und der Kosten der Colonialregierung festgesetzten Theil der Provinzialeinkünfte. Jeder Bezirk, welcher wenigstens 500000 Acres cultivirtes Land umfaßt, 1000 Einwohner und einen Zollhafen besitzt, hat das Recht, sich zu einer selbständigen Provinz erheben zu lassen. Um jedoch den Act der Lostrennung mehr zu erschweren,

ist 1861 durch ein Amendement zum New Provinces Act anstatt der Anzahl von 150 Wählern, wie früher 201 Wähler als die gesetzliche Zahl der Petenten um Bildung einer neuen Provinz festgestellt worden. Die Krone hat sich die Gesetzgebung für die Maori und das Recht eines Veto vorbehalten, vermöge dessen von der britischen Reichsregierung jeder Colonialact innerhalb einer Periode von zwei Jahren von seinem Datum an für nichtig erklärt werden kann.

Ungeachtet der schweren Verluste durch den Maorikrieg hat Ackerbau, Viehzucht, Industrie und Handel sich in den letzten Jahren unter den Nachfolgern Sir George Grey's, Colonel Wynyard, 1853—55, und Colonel Thomas Gore Browne, 1855—60, dann unter der jetzigen zweiten Statthalterschaft Grey's stetig entwickelt. Die Nordinsel hat vier Provinzen, welche im Jahre 1861 41640 europäische Einwohner hatten, nämlich Auckland 24420 und die Hauptstadt Auckland 7989, Taranaki 2044 und die Hauptstadt Neuplymouth 1904, Wellington 12566 und die Hauptstadt Wellington 4176, Hawkes Bay 2610 und die Hauptstadt Napier 925.

Die Hauptstadt Auckland erinnert durch ihre Lage an der prächtigen insel- und halbinselvollen Bucht ungemein an Sidney mit seinen Coves. Man sieht der zum größten Theil aus Holz gebauten Stadt wol noch die erste Jugend an, aber von Jahr zu Jahr gewinnt sie durch die Errichtung größerer Steinbauten aus dem porösen Basalt der Umgegend, welcher einen vortrefflichen Baustein abgibt, und durch hübsche aus Backsteinen aufgeführte Gebäude mehr an architektonischem Schmuck. Der Umfang der weitläufig angelegten Stadt hat von Ost nach West mit Einschluß der Vorstadt Parnell anderthalb Meilen, und von Nord nach Süd eine Meile im Durchmesser. Das Centrum der Stadt bildet der zwischen der Mechanics Bay östlich und der Commercial Bay westlich gelegene, im Britomart Point steil gegen den Hafen abfallende Hügelrücken; hier liegt dem Hafen zunächst Britomart Fort, dann die Metropolitankirche von St.-Paul, die Princesstreet, das Gouverneurshaus, die Kaserne und die Windmühle. Oestlich von dieser Mittellinie rund um Mechanics Bay liegt das officielle Quartier, hauptsächlich von Offizieren, Beamten, Geistlichen und Missionaren bewohnt, westlich davon an der Commercial Bay liegt die Kaufmannsstadt. Da der Hafen von Auckland an der Stadtseite seicht ist, so sind weit ins Meer hinausreichende Landungsbrücken errichtet worden, an der Mechanics Bay der Official Pier und an der Commercial Bay der Commercial Pier. Letzterer ist über eine Viertelmeile lang und eins der ansehnlichsten Werke in den australischen Colonien. In einer Linie mit demselben liegt Queenstreet, die Hauptgeschäftsstraße. Die Stadt hat drei hochkirchlich-protestantische Kirchen, zwei katholische Kirchen, eine (schottisch-)presbyterische Kirche, eine wesleyanische Kapelle, eine Methodistenkapelle, eine Independentenkapelle, eine Kapelle der zweiten Independentencongregation, eine Baptistenkapelle und eine jüdische Synagoge, zehn öffentliche Schulen, vier Töchterschulen, vier Maorischulen, ferner folgende öffentliche Institute und Gesellschaften: The Royal Society (Gesellschaft der Wissenschaften), Auckland Museum, The Botanic Gardens, Mechanics Institute, Medical and Surgical Society, Acclimatisation Society, Agricultural and Horticultural Society, Choral Society, British and Foreign Bible Society, Young Mens Christian Association, Dispensary, Homeopathic Hospital and Dispensary, verschiedene Freimaurerlogen, Bethel Union, St.-Andrews Society (schottische Gesellschaft), Hibernian Benevolent Society, Auckland Landassociation, Chambre of Commerce, drei Banken und mehrere Versicherungsgesellschaften. Es erscheinen sechs öffentliche Blätter, nämlich: „New Zealander", „Southern Cross", „New Zealand Gazette", „Auckland Government Gazette", „Auckland Register" und „Te Kareri Maori" (Der Maoribote), eine Maorizeitung. Grund und Boden in und um Auckland ist sehr theuer. In der Provinz ist der gewöhnliche Preis von einem Acre cultivirten

Landes 15—30 Pfd. St. In der Stadt aber bezahlt man einen Fuß Fronte an den Hauptstraßen für Waarenmagazine und Läden mit 10—20 Pfd. St.; bei einem kürzlichen Verkauf eines Grundstücks zwei Meilen von Auckland am Kreuzungspunkte der Onehungastraße und der großen Südstraße wurden 6—7 Pfd. St. für den Fuß Fronte und für einen Acre 1100 Pfd. St. bezahlt. Der ganze Isthmus in der Umgegend der Stadt ist dicht besetzt mit den Gehöften der Farmer und mit hübschen Landhäusern, die von zierlichen Gärten umgeben sind. An den Knotenpunkten der Hauptwege sind schon ganze Ortschaften entstanden, wie Neumarket, Mount St.-John Village, Epsom, Panmure, Otahuhu, Howik. Der lebhafteste Verkehr findet aber mit dem Städtchen Onehunga, vier Meilen von Auckland, dem Haupthafen der Manukaubucht, statt, der als Haupthandelsplatz der Maori und wegen seiner reizenden Umgebung, die es zu einem Lieblingsaufenthalt vieler Geschäftsleute aus Auckland gemacht haben, mehr und mehr an Bedeutung gewinnt.

### 3) Der König und die Königin.

Die Souveränetät der Königin von England in Neuseeland begründet sich, wie oben angeführt, auf den Vertrag von Waitangi von 1840, abgeschlossen zwischen dem Kapitän Hobson, dem ersten Gouverneur, und den Häuptlingen der Ngapuhi an der Inselnbai. Die Königin garantirte in diesem Vertrage den Maori die volle Häuptlingschaft (Rangatiratanga) über ihre Lande, und die Häuptlinge traten der Königin das Recht ab, solche Ländereien zu kaufen, welche der Eigenthümer verkaufen wollte; zugleich traten die Häuptlinge der Königin die Souveränetät (Kawanatanga) über ihre Ländereien ab, wofür die Königin ihnen die vollständigen Rechte britischer Unterthanen zusagte. Es bedarf keines besondern Nachdenkens, um zu erkennen, daß sich aus diesem Vertrage nicht die britische Souveränetät ableiten läßt, ja daß er in dieser Hinsicht ganz ungültig und bedeutungslos ist. Jene Häuptlinge, welche den Vertrag fertigten, erhielten dafür jeder ein Blanket und anderweitige Geschenke und mochten meinen, damit ein ganz gutes Geschäft gemacht zu haben, da sie etwas abtraten, was für sie so wenig Bedeutung hatte, daß sich nicht einmal ein Wort dafür in ihrer Sprache fand; denn jenes Kawanatanga ist von Kawana abgeleitet, die Maoriform des englischen Wortes Governor. Wenn die Häuptlinge aber die Bedeutung des Wortes verstanden, so traten sie etwas ab, was sie nicht besaßen. Der Häuptling ist durchaus nicht der Souverän seines Stammes und der Ländereien desselben; Souveränetät, insofern sie überhaupt besteht, wohnt thatsächlich nur im Runanga des gesammten Stammes. Nur die Erklärung der Häuptlinge, mit der Genehmigung ihrer Runanga zu handeln, konnte dem Act Rechtsgültigkeit verleihen, und auch nur dann, wenn erwiesen war, daß die Runanga verstanden hatten, was Kawanatanga sei. Diese Rechtsfrage ist nun freilich hinsichtlich jener kleinen nördlichen Stämme, deren Häuptlinge den Vertrag unterzeichnet hatten, praktisch dadurch beseitigt, daß dieselben, die nur noch in kümmerlichen Resten gegenwärtig fortbestehen, sich den Colonialgesetzen gefügt und somit die Colonialregierung thatsächlich anerkannt haben. Allein die britische Krone beansprucht auf Grund des Waitangivertrags die Souveränetät von ganz Neuseeland! Da aber unter den einzelnen Stämmen keinerlei politischer Verband bestand, sondern alle ganz unabhängig voneinander waren, so konnte der Vertrag jedenfalls nur für diejenigen Stämme bindend sein, di sich daran betheiligt hatten, ja der Vertrag war an sich schon ein Beweis für die Unabhängigkeit der Nichtbetheiligten. Dies gilt nun besonders für die Waikato, den Kern der Stämme: sie konnten niemals ihre Souveränetät abgetreten haben, da sie eben niemals den Vertrag unterzeichneten. Te Waharoa, Häuptling der Ngatihaua, Potatau, Häuptling der Ngatimahuta, wurden freilich um Unterzeichnung des Vertrags angegan-

gen, sie verweigerten dieselbe jedoch. Weder die Ngatihaua, noch die Ngatimahuta, noch die Ngatimaniapoto haben jemals den Vertrag anerkannt. Unwiderleglich ist daher die Erklärung Wiremu Tamihana's: „Ich bin Häuptling der Ngatihaua, welche ein unabhängiger Stamm sind; mein Vater, Te Waharoa, war Häuptling vor mir; weder er, noch ich, noch irgendeiner von meinem Volke unterzeichnete diesen Vertrag, daher sind wir nicht dadurch gebunden."

Der triftigste Grund gegen die britischen Ansprüche bezüglich der innern Stämme liegt aber wol darin, daß die Colonialregierung daselbst nie irgendeinen Regierungsact ausgeübt, noch selbst irgendeinen Beamten daselbst bestellt, noch sonst sich irgendwie officiell um sie bekümmert hatte, als sie bereits behufs Vereinigung der drei Stämme und behufs Ordnung ihrer Angelegenheiten einen eigenen König eingesetzt hatten. Die Anerkennung einer Regierung setzt vor allen Dingen eben eine Regierung voraus. Weder Raub, noch Mord, noch sonst ein Verbrechen, das in Waikato verübt worden, wurde je von den Briten bestraft. Die Fehden der Stämme und Unterstämme untereinander dauerten ununterbrochen fort; es floß, wie Tamihana es beschreibt, ein *Blutstrom* unaufhörlich durch das Land: die Briten ließen die Stämme sich gegenseitig aufreiben, wenn sie wollten. Man hatte genug mit sich selbst zu thun; zur Besoldung der Beamten für die Maori waren weder in den Colonial- noch in den Reichskassen Fonds vorhanden. Man erklärte es auch damals britischerseits ausdrücklich für das Geeignetste, wie am meisten Oekonomische, durchaus von aller Einmischung in reine Maoriangelegenheiten abzustehen und sich blos durch Geschenke und Pensionen der Geneigtheit der bedeutendsten Häuptlinge zu versichern. Man nannte dies die „Zucker- und Mehlpolitik", weil große Quantitäten von Zucker und Mehl zu vertheilen der Schlüssel des Systems war. Später erweiterte sich diese Politik in der Art, daß man hauptsächlich Pflüge, Dreschmaschinen, Mühlen, Pferde, englische Grassaat u. dgl. gab oder den Häuptlingen Geldvorschüsse machte.

Das Einzige, was geschah, war, daß man in einigen Grenzortschaften Magistrate anstellte, um in kleinern zwischen Maori und Europäern streitigen Sachen zu entscheiden; da diese Magistrate aber gewöhnlich nicht die Mittel besaßen, die Vollziehung ihrer Urtheile zu erzwingen, namentlich wo die Maori den Proceß verloren, so wurde durch die Maßregel nur das englische System bei den Maori der Verachtung ausgesetzt. Auch wurden später an einigen Ortschaften im nördlichen Waikato an der Grenze der englischen Niederlassungen Häuptlinge als englische Magistrate unter dem Titel von Assessoren mit einer Besoldung aus der Colonialkasse angestellt. Da diese Magistraturen nach englischen Formen eingerichtet wurden, mit denen diese Richter nicht vertraut waren, und man dabei auch weniger auf Capacität als auf Loyalität und gute englische Gesinnung sah, so zeichneten sich die Assessoren zwar sehr durch rigoröse Eintreibung ihrer Sporteln und enormer Geldstrafen und durch die überaus schnelle, summarische Aburtheilung, aber gar wenig durch weise und gerechte Erkenntnisse aus; und da die Maori auch recht wohl wußten, daß die Sache eigentlich nur wieder auf eine Bestechung der Häuptlinge abgesehen war, so trug auch diese Maßregel wiederum nur dazu bei, das englische System bei den Maori verächtlich und lächerlich zu machen.

Inzwischen stellte sich bei Tamihana und den andern Oberhäuptlingen immer mehr die Ueberzeugung fest, daß den unaufhörlichen, blutigen, das Volk aufreibenden Fehden ein Ende gemacht, und daß überhaupt Gesetz und Ordnung auf irgendeine Weise unter den Maori hergestellt werden müsse. Durch die Einführung des Christenthums waren die alten Tapugebräuche und das darauf begründete priesterliche Ansehen der Häuptlinge, welche die Stelle von Gesetz und Ordnung vertreten hatten, zerstört worden; aber weder die Missionare noch die britische Colonialregierung hatten durch ein besseres System

das zerstörte zu ersetzen vermocht; so waren die Eingeborenen in vollkommener Anarchie geblieben, indem jedermann that, was ihm gutdünkte. Dazu kam, daß viele Europäer der niedrigsten Klasse sich unter ihnen niedergelassen hatten, die, weit außerhalb des Bereichs von Magistraten und Polizei, ungestraft jeglichen Frevel begingen und Trunkenheit und Laster und Uebel aller Art unter ihren eingeborenen Nachbarn verbreiteten.

Tamihana erfaßte daher den Gedanken, wenigstens die drei Waikatostämme zu vereinigen durch Einsetzung eines Königs. Es war dies eine Idee, die den Maori eigentlich neu war; denn sie hatten nie das Königthum gekannt; die Stämme waren völlig unabhängig voneinander. Die Idee war zwar schon durch Hongi eingeführt worden, in welchem während seines Aufenthalts in London, wo er viel mit dem König von England zu verkehren gehabt hatte, der Gedanke lebendig geworden war, nach dem Vorbild desselben König von Neuseeland zu werden. Doch hatte Tamihana seine Idee zunächst aus dem Alten Testament, seiner Lieblingslektüre, indem er sich die Einsetzung eines Königs durch die Juden zum Muster nahm. Tamihana spricht sich hierüber, wie über seine Bewegungsgründe zur Einsetzung des Königs überhaupt, in einem Schreiben, welches er im Jahre 1861 an den Gouverneur Browne richtete, selbst aus. „Ich dachte", sagte er, „daß ein großes Haus gebaut werden sollte als ein Versammlungshaus für die Stämme, welche in Neuseeland in beständiger Fehde lebten und sich miteinander nicht vereinigen wollten. Das Haus wurde gebaut — es war Babel. Ich dachte sodann nach, einen Plan zu finden, daß die Maoristämme sich vertragen und sich gemeinschaftlich versammeln könnten, damit das Volk eins werde, wie die Pakeha (die Europäer). Ich lud die verschiedenen Stämme nacheinander ein, und sie kamen. Es gab darauf noch weitere Meetings; das Uebel aber dauerte fort — der Blutstrom wurde nicht gehemmt. Als Sie (Colonel Browne) kamen, war dies noch so; ich überlegte also, wie diesem Blutvergießen in der Insel gesteuert werden möchte. Ich las in euern Büchern, wie Israel um einen König schrie, um ein Richter über es zu sein, und ich las das Wort Moses im fünften Buche 17, 15: «Du sollst den zum Könige über dich setzen, den der Herr, dein Gott, erwählen wird. Du sollst aber aus deinen Brüdern einen zum Könige über dich setzen. Du kannst nicht irgendeinen Fremden, der nicht dein Bruder ist, über dich setzen.» Und in den Sprüchen 29, 4: «Ein König richtet das Land auf durch das Recht», und ich bewahrte diese Worte im Gedächtniß viele Jahre, während welcher die Fehden noch immer fortwährten, das Blut noch immer vergossen wurde. Darauf hielt im Jahre 1857 Te Heu Heu eine Volksversammlung am Taupo, zu welcher 1600 Männer erschienen. Als mir die Nachricht von diesem Meeting zukam, sagte ich: Ich will dieser Sache beitreten, um mein Werk zu fördern. Ich begann nach den Worten im ersten Buche Samuelis 8, 5: «Setze einen König über uns, der uns richte.» Ich setzte deshalb Potatau im Jahre 1857 ein. Seitdem hat das Blutvergießen aufgehört bis zur gegenwärtigen Zeit. Der Grund, weshalb ich Potatau zum Könige über mich setzte, war, weil er ein Mann von ausgedehntem Einflusse war, ein Mann, welcher vom Volke hoch geehrt wurde. Um Unruhen zu unterdrücken, das Land der Unterthanen zu wahren, über die Vergehen der Häuptlinge zu urtheilen wurde der König eingesetzt. So wurden auch die Runanga, die Magistrate, und der Glaube eingesetzt. Die Bräuche meiner Vorfahren gelten nicht mehr. Was ich sage ist, das Blut der Maori hat zu fließen aufgehört."

Tamihana hatte sich bereits gegen sechs oder sieben Jahre mit der Königsidee getragen, als er sich im Jahre 1857 entschloß, den alten Potatau Te Wherowhero zum König einsetzen zu lassen. Dieser war dazu vor allen andern Häuptlingen geeignet, indem er nicht nur als Oberhäuptling des großen Stammes der Ngatimahuta (Waikato), sondern besonders als der berühmteste Krieger der ehemaligen Zeit bei allen Maori-

stämmen in höchsten Ehren gehalten, ihm daher von allen leicht gehorcht wurde. Er hatte Ngatimahuta in vielen grausen Schlachten geleitet, durch ihn war sein Stamm eigentlich erst groß geworden. Den Namen Te Wherowhero, der Rothe, hatte er davon, daß er zuerst unter den Waikatostämmen von den Engländern ein scharlachenes Blanket zum Geschenk erhalten hatte, ein Kleidungsstück, das damals hoch geschätzt wurde. Den Namen Potatau, der bei Nacht Zählende, erhielt er bei dem Tode seiner Frau, für welche er eine so innige Liebe hegte, daß er, während sie auf dem Sterbebette lag, Nacht auf Nacht bei ihr wachte, wie die Maori es nannten, „ihre letzten Stunden zählte". Er empfahl sich Tamahana jedoch wol auch dadurch, daß er, gegenwärtig ein sehr alter, gebrechlicher, fast erblindeter Greis, persönlich ganz unter seinem Einflusse stand und zum Königthume eigentlich nur seinen berühmten Namen hergab. Tamihana bewog nun Anfang 1857 den Häuptling Te Heu Heu, am Taupo, weit ab von der englischen Colonie im fernen Innern, eine Volksversammlung zu berufen, zu welcher 1600 Männer erschienen. Die für das Meeting errichtete Plattform trug die Inschrift: „Betrachte das Land, betrachte die See", d. h. die Maori und die Engländer. Potatau wurde als König vorgeschlagen und ernannt. Als Tamihana diesen Versuch, den er veranlaßt hatte, obwol er im obenangeführten Schreiben, wo er natürlich nur von seinen officiellen Handlungen spricht, die Sache diplomatisch genug als eine äußerlich an ihn herangekommene darstellt, gelungen sah, erließ er sofort folgendes Circular an die Ngatimahuta: „Februar 12, 1857. An alle Waikato. Es ist die Uebereinkunft der Ngatihaua, daß Potatau König von Neuseeland sein soll. Freunde, wir hegen den innigen Wunsch, daß Potatau noch in diesem Jahre eingesetzt werde. Säumet nicht. Beschleunigt die Versammlung der Runanga. Beschleunigt die Ausführung des Planes; worauf denn die Urkunden gesammelt werden, und der Tag seiner Einsetzung festgesetzt werden soll. Schreibt an die entferntern Stämme und theilt ihnen Gegenwärtiges mit. Von Wiremu Tamihana, Tarapipipi und allen Ngatihaua an die Waikato, an die Kereihi, Pukewau, Harapata, Toma, Ruihana, Waata Tengatete."

Es wurde hierauf beschlossen, Potatau in einer allgemeinen Versammlung der Waikatostämme, welche im April in Rangiriri im untern Waikato, westlich vom Waikarisee (also nunmehr unmittelbar an der Grenze des Colonialgebiets) stattfinden sollte, als König einzusetzen. Da Colonel Browne, der Gouverneur, die Sache jetzt ein bedrohliches Ansehen nehmen sah, und sich daher nach dem Waikato begab, um dem Meeting beizuwohnen, so wurde dasselbe zunächst ausgesetzt. Es fand endlich im Juni statt und währte vom 10. bis zum 16. Die Ngatimaniapoto erschienen zu Rangiriri in 50 Kähnen. Die Ngatihaua marschirten auf dem Versammlungsplatze vier Mann hoch auf und errichteten in der Mitte des Platzes die Fahne des neuen Königs; dieselbe war weiß mit rothem Rande und zwei rothen Kreuzen als Zeichen des Christenthums und hatte die Inschrift: „Potatau, König von Neuseeland." An 2200 Männer waren beisammen; ihre Zelte erstreckten sich in einer Linie von dreiviertel Meilen; fast alle erschienen im Maoricostüm, in Blankets. Am 12. war Festschmaus, zu welchem große Vorräthe von Ochsen, Haifischen, Aalen, Kartoffeln und Bataten, Mehl, Zucker, 1500 Pfd. Taback u. s. w. geliefert worden waren. Der 13. wurde der Versöhnung alter Zwistigkeiten zwischen den anwesenden Stämmen gewidmet, und ein feierlicher Pact abgeschlossen, daß zwischen denselben niemals wieder Krieg stattfinden solle. Am 14. kam noch ein langer Zug von Ngatihaua, welche sämmtlich in europäischer schwarzer Tuchkleidung erschienen und die Fahne des Königs trugen. Endlich erschienen noch zwei Züge, welche den Unionjack, die britische Fahne, trugen und sich für Anhänger der Königin erklärten. Diese pflanzten die britischen Fahne der des Königs gegenüber auf. Beide Parteien, die königliche und die königinliche, stellten sich einander gegenüber hinter

ihren Fahnen in der Reihe auf. Im Zwischenraum nahmen die dritte Seite des Vierecks die Maori ein, welche noch keine Partei genommen hatten; an der vierten Seite standen die Maorigeistlichen Hoera und Heta, welche die Versammlung leiteten. Heta eröffnete die Versammlung durch Verlesung der Gebete, einschließlich der für die Königin von England, worauf Hoera einen Vortrag über die Nothwendigkeit von Gemüthsruhe und Mäßigung in der Debatte hielt. Die Häuptlinge begannen jetzt die Verhandlungen. Paora zeigte unter Hinweisung auf das Alte Testament und die Evangelien, daß sie berechtigt seien, einen König zu haben, wenn sie es wünschten, daß sie jedoch vor allen Dingen beabsichtigten, auch unter dem Könige mit der Königin in freundschaftlichem Vernehmen zu stehen. „Der Gouverneur hemmt aber nicht Mord und Krieg unter uns. Ein König wird im Stande sein, das zu thun. Laßt uns Ordnung haben, sodaß wir gedeihen mögen, wie die Pakeha gedeihen. Warum sollen wir vom Lande verschwinden? Neuseeland ist unser: es gefällt mir." Takirau betonte in gleicher Weise die Freundschaft zwischen dem Könige und der Königin und beantragte, die Fahne des Königs mit der der Königin zusammenzubinden, was er auch sofort unter allgemeiner Zustimmung ausführte. Wiremu Nera, der angesehenste Krieger unter den anwesenden Häuptlingen, sprach hierauf entschieden gegen das Königthum. Die britische Regierung habe ihr Wort gehalten, und so werde er auch sein Wort halten und zu ihr stehen. Man habe kein Land genommen. Es sei sein Wunsch gewesen zu verkaufen, und er habe das Geld dafür erhalten. „Weshalb bringt ihr diese neue Fahne hierher? Es ist Unheil darin. Ich bin zufrieden mit der alten: sie wird in der Welt überall gesehen, und sie gehört mir; ich erhalte einen Theil von ihrer Ehre! Welche Ehre kann ich von euerer Fahne erlangen? Sie ist wie ein Brunnen ohne Wasser. Ihr sagt, wir seien Sklaven. Wenn die Anerkennung jener Fahne mich zum Sklaven macht, so bin ich ein Sklave." Diese Rede machte einen so tiefen Eindruck, daß eine lange Pause eintrat. Endlich erhob sich Wiremu Tamihana und führte aus, man brauche vor allen Dingen Ordnung und Gesetz. Der König könne ihnen dies besser geben als der Gouverneur; der Gouverneur habe nie etwas gethan, außer wenn ein Pakeha getödtet worden; er lasse sie sich gegenseitig umbringen und bekämpfen. Wenn man jedoch den König nicht haben wolle, so möge man seine Fahne herunternehmen. Rewi möge sie herunternehmen, wenn man es wünsche. Rewi, der Heißsporn, wohlbekannt als der entschiedenste Anhänger des Königthums, stand schweigend auf, riß zornvoll die Fahne des Königs herunter, warf sie zu den Füßen des Unionjack nieder und setzte sich. Tarahawaiki aber hißte sie schleunigst wieder in die Höhe. Sie solle nicht im Staube liegen; sie solle zur Sonne aufschauen, sie würden sie aufrecht erhalten. Waata Kukutai entgegnete, die Fahne möge stehen, aber die Inschrift darauf müsse ausgelöscht werden. Man möge nicht reden wie die Kinder, sondern etwas wirklich Gutes für sich ausfindig machen. Sie allein könnten die Sache nicht zu Stande bringen. Die Weißen haben das Geld, die Kenntnisse — alles. Er erklärte sich für die Fahne der Königin. Diese Rede erregte einen gewaltigen Sturm in der Versammlung, Tarahawaiki erhob sich höchst erregt zur Entgegnung; aber Hoera hielt es für geeignet, das Gebet zu verlesen und die Sitzung zu schließen. Am folgenden Tage wurde dieselbe in voriger Form fortgesetzt. Potatau erschien an diesem Tage und nahm seinen Sitz an der vierten Seite neben den Geistlichen. Hoani Papita stellte nun dar, daß vor allen Dingen das Wesentlichste sei, daß man das Land, das Grundeigenthum, behalte. Dies fand denn auch allgemein eine so lebhafte Zustimmung, daß die ganze Versammlung sich erhob und einstimmig den Choral sang: „Dem Maori muß das Land verbleiben." Te Heu Heu erinnerte in langer, heftiger Rede an die große Zahl der Beschwerden, welche die Maori gegen die Engländer hätten, namentlich auch an die Beleidigungen und Be-

schimpfungen von Häuptlingen durch den Pöbel von Auckland, die Verführung der Maorifrauen zur Prostitution in öffentlichen Häusern in Auckland, das Betrunkenmachen und nachherige Beschimpfen von Maorimännern u. dgl. m. Er war für gänzliche Trennung der Rassen und gewaltsame Vertreibung der Europäer aus den Maoriländereien. Er wurde endlich von vielen Häuptlingen unterbrochen und gezwungen sich zu setzen. Nach mehrern andern Reden und mehrern Gesängen der Versammlung schloß die Sitzung endlich damit, daß Kukena, der Oheim Potatau's, die Fahne des Königs von ihrer Höhe herunterwand und sie auf halber Höhe unter dem Unionjack festband. Am folgenden Tage wurden die Fahnen des Königs an die Stämme im Süden versandt und dieselben zu einem noch größern Meeting entboten. Die Anwesenden vertagten sich sodann nach Ihumatao, einem Maoridorfe am Manukau, nur acht Meilen von Auckland, wo Potatau schließlich zur Annahme der Würde, die er bisher noch immer geweigert hatte, vermocht wurde.

Nach dem Ihumatao-Meeting besuchten Wiremu Nera und die andern loyalen Häuptlinge sowie auch Te Heu Heu den Gouverneur in Auckland. Alle, auch die erstern, bestanden entschieden auf Aufrechthaltung ihrer Nationalität und auf Unabhängigkeit von dem colonialen House of Assembly. Die erstern wünschten eine eigene Assembly unmittelbar unter dem Gouverneur, die andern eine Assembly unter dem Könige.

Der Gouverneur, im vollen Gefühl der Bedrohlichkeit der Lage, war jetzt zunächst um die innerhalb der Grenzen der Maoriländereien überall vereinzelt umherliegenden europäischen Ansiedelungen besorgt. Er ertheilte daher der Landkaufcommission Instruction, die Kronländereien soviel wie möglich miteinander zu verbinden und zu consolidiren und keine vereinzelten Grundstücke weiter anzukaufen. Allein die Maßnahme kam zu spät; die allgemeine Weigerung der Eingeborenen, überhaupt irgend weiter Land zu verkaufen, machte jegliche Consolidation, die Gewinnung einer festbestimmten Grenzlinie zwischen den beiden Nationen unmöglich.

Es war überhaupt die ganze Königsagitation im wesentlichsten Grunde eigentlich eine Landliga, eine allgemeine Verbindung der Maori behufs Durchführung ihres Entschlusses, durchaus weiter kein Land zu verkaufen. Sie waren zur Ueberzeugung gelangt, daß die Engländer sich nach und nach in Besitz ihres besten Landes setzten, daß sie bald würden „aufgegessen sein und aufhören zu bestehen". Es war früher freilich anders gewesen. Anfänglich, als die Einwanderer noch wenig zahlreich waren und den Maori noch keine Besorgnisse einflößten, verkauften diese ihr Land sehr bereitwillig. Es war die leichteste Art Geld zu bekommen, auch hielt man die Ansiedelung von Europäern in einer Gegend für höchst vortheilhaft. Allein die Landverkäufe führten bald zu Zwistigkeiten und blutigen Händeln unter den Maori selbst. Tamihana sagt, daß sie sich nie vorher um Land gestritten hatten, bis die Engländer als Käufer erschienen. Diese Landkäufe steigerten den Geldwerth der Grundstücke aufs beträchtlichste. Da wurden alte Ansprüche wieder neu geltend gemacht, frühere Schenkungen abgeleugnet und die Sache endlich durch Blutvergießen zur Entscheidung gebracht. Auch wurde wirklich oft genug englischerseits Land gekauft, auf welches die Verkäufer keine vollständig rechtlich begründeten Ansprüche hatten. Nachdem die englische Regierung sich zum alleinigen Landankäufer gemacht hatte, hielt sie sich für verpflichtet, auch ihr Möglichstes zu thun, um dem stets gesteigerten Landbedürfniß der emporwachsenden Colonie zu genügen, und die unausgesetzte Aufmerksamkeit der Colonisten auf das Landkaufdepartement sorgte dafür, daß wenigstens dieser Theil der Verwaltung stets in sehr reger Thätigkeit blieb.

Anfänglich verlor der Häuptling und der Stamm mit dem Verkauf eines Grundstücks nicht seine Hoheitsrechte über dasselbe. Der Käufer wurde eben eins der werthvollsten Besitzthümer des Stammes: der Fürst nannte ihn „mein Pakeha", der Stamm

„unser Pakeha". Er handelte mit ihnen, verschaffte ihnen Flinten, half ihnen in ihren Fehden, erhöhte ihre Wichtigkeit, war aber zugleich von ihnen durchaus abhängig und stand ausschließlich unter ihrem Schutz. War der Ansiedler ein vermögender Mann, so wurde er ein Consument ihrer Producte, gab den jungen Leuten, welche einen Tag Arbeit thun wollten, Beschäftigung, war Lehrer und Muster in der Landwirthschaft und der Cultur überhaupt; aber alle diese Größe gehörte dem Stamm und gereichte ihm zur Ehre. Als jedoch die Anzahl der Ansiedler zunahm, da ging mit dem Verkauf auch das Hoheitsrecht verlustig; es entstanden Dörfer, Städte, bewohnt von fremden, mächtigen, weißen Menschen. Wenn der Häuptling jetzt den Ort besuchte, wo er einst Herr und Eigenthümer gewesen, sah er sich von einer Bevölkerung umgeben, die ihn weder kannte noch sich um ihn bekümmerte, ihn nur mit Geringschätzung und Hohn behandelte. In der Hoffnung, welche der ehrgeizige, leichterregte Maori anfänglich gehegt hatte, in der Cultur und in socialer Stellung sich auf gleiche Stufe mit dem Fremdling emporzuheben, dem er Theile seines Landes abtrat, sah er sich nur zu bald bitter getäuscht.

Was die Maori aber besonders verdroß, war, daß sie sich von der Regierung, die den Landkauf monopolisirte, für geradezu betrogen hielten. Die Regierung hat von 1850—61 von den Maori 6 Mill. Acres Land für die Summe von 160000 Pfd. St. gekauft. Das heißt die Regierung bezahlte durchschnittlich 6 P. per Acre, während der Minimalansatz, zu welchem das Land wieder an die Colonisten verkauft wurde, 10 Sh. betrug. Der Ertrag dieser Operation bildete eine der Hauptquellen der Colonialrevenuen. Die Eingeborenen betrachteten natürlich die Sache einfach von der commerziellen Seite. Die Regierung ertheilte sich ausschließlich das Recht, Land zu kaufen, kaufte um 6 P. und verkaufte um 10 Sh.; wenn die Maori hätten direct an die Ansiedler verkaufen können, so würden sie selbst 10 Sh. bekommen haben, folglich waren sie von der Regierung hintergangen. Niemand aber, und so auch der Maori nicht, mag sich für übervortheilt halten.

Unter diesen Umständen wurde unter den Maori allmählich der Entschluß allgemein, den Landverkauf abzustellen. Die Ausführung dieses Entschlusses war bei der großen Mehrheit der eigentliche Zweck des Königthums, wenngleich Männer wie Tamihana auch damit den Zweck der Einführung von Ordnung und Gesetz verbanden. Tamihana bezeichnet es daher auch in seinem obenangeführten, so scharf abgefaßten Briefe an den Gouverneur als eine Hauptaufgabe des Königs, „das Land der Unterthanen zu wahren", das heißt, es solle ihm sämmtliches Land jedes Stammes, welchem dasselbe nach Maoribegriffen ja gemeinschaftlich gehörte, in Verwahrsam, in deposito, übergeben werden, damit er allen weitern Verkauf desselben an die britische Krone verhindere. Der Zweck des Königthums wurde auch sehr klar von Takerei, einem großen Häuptlinge, vor einem Comité der neuseeländischen Assembly definirt: „Das Volk sucht einen Beschützer über sich, dem eurigen ähnlich. Ihr habt einen Beschützer. Es beabsichtigte einen König für sich zu wählen, um sich zu beschützen, um eine Mana (Macht) zu sein über dasselbe und sein Land. Der Gedanke war dieser: die Königin sollte eine Mana sein über die Pakeha und über das Land, welches ihr erworben habt; dasselbe sollte der Maorikönig sein. Es sollte keine Einmischung stattfinden in Bezug auf das Land, welches im Besitz der Maori ist. Einem einzelnen Individuum sollte es nirgends freistehen, Land zu verkaufen. Das sollte nicht der Controle eines einzelnen Mannes überlassen sein. Wenn die große Runanga der Stämme einwilligte, dann nur sollte es erlaubt sein, nicht aber dem einzelnen; wenn auch das Land sein eigenes war, so sollte es doch bei der großen Runanga stehen, die Veräußerung zu gestatten oder zu verbieten. Dies ist das Gesetz, welches hinsichtlich des Landes, das die Maori von Neuseeland

besitzen, festgestellt worden ist. Dies, was ich Ihnen jetzt mittheile, ist der Gedanke des Volks und sämmtlicher Häuptlinge."

Inzwischen hatte Colonel Browne, um einen Versuch zu machen, wenigstens die Beschwerde, der Gouverneur thue nichts für Ordnung und Gesetz unter den Maori, abzustellen, Hrn. Fenton, einen tüchtigen Juristen, zum Resident Magistrate im Waikato und Waipa ernannt. Er erhielt die Instruction, die verschiedenen Dorfschaften periodisch zu bereisen, um Gericht abzuhalten und den Einwohnern bei ihren Berathungen behufs localer Verordnungen und über ihre anderweitigen öffentlichen Angelegenheiten an die Hand zu gehen, jedoch immer nur mit freiwilliger Zustimmung derselben. Auch sollte Hr. Fenton über die Maori berichten, welche sich zu Assessoren (Friedensrichtern) im allgemeinen eignen und sich namentlich durch die dazu vorher eingeholte Zustimmung der Häuptlinge und der Bevölkerung empfehlen möchten, indem der Gouverneur diese Empfehlungen bei der Bestellung solcher Assessoren zunächst berücksichtigen werde. Alle Gebühren und Bußgelder, welche in einem Dorfgerichtshofe eingehen würden, sollten nach einer zwischen der Regierung und den Einwohnern zu vereinbarenden Norm zunächst zur Entrichtung des Gehalts des Assessors und sodann zum directen Nutzen der Dorfschaft verwandt werden. Der Gouverneur und namentlich das neuseeländische Ministerium, von welchem die Sache eigentlich ausgegangen war, versprachen sich einen wichtigen Erfolg von dieser Mission des Hrn. Fenton, welcher im Juli 1856 von Auckland nach dem Waikato abging. Allein es überstieg zunächst weit die Kräfte eines einzelnen, die Gerichtsstellen in den einzelnen Dorfschaften des weiten Bezirks zu errichten und einzurichten, und dann auch zugleich die wesentlichsten richterlichen Functionen selbst auszuüben. Bei der Neuheit der Formen für die Maori wußten diese sich nicht darein zu finden, und andererseits waren mehrere Angelegenheiten so sehr verwickelt, daß der Commissar sich darin nicht zurechtzufinden wußte. Man hatte keine Mittel, die Ausführung der Erkenntnisse nöthigenfalls zu erzwingen, indem man sogar unterlassen hatte, die Assessoren in corpore zu verpflichten, solche Ausführung durchzusetzen. Es fanden sich freilich genug Leute, namentlich unter den jüngern Unterhäuptlingen, die, ihre Landwirthschaften und sonstigen Geschäfte verlassend, sich zu den Assessor- und andern gerichtlichen Aemtern drängten, in der Erwartung, einträgliche Gehalte von der Regierung zu beziehen, oder auch weil die Sache ihrer Eitelkeit schmeichelte; es waren aber meistens Leute, die bei ihren Landsleuten weder beliebt noch angesehen waren. Auch beging Hr. Fenton den Fehler, sich zu ausschließlich auf diese von ihm gewonnenen jungen Leute als auf seine Partei zu stützen und die Oberhäuptlinge geradezu zu umgehen, mithin von vornherein die eigentlichen Leute von Einfluß zu beleidigen. Die Ngatimaniopoto konnte der Commissar auf der ersten Rundreise aus Mangel an Zeit nicht besuchen, bei den Ngatihaua fand er keine Aufnahme. Das Haupthinderniß für den Erfolg des Hrn. Fenton lag aber gar nicht bei den Maori, sondern bei der Regierung selbst, nämlich dem Native Office, der vom Colonialministerium unabhängigen, unmittelbar unter dem Gouverneur stehenden Behörde für die Angelegenheiten der Eingeborenen, welche diese Mission mit lebhaftester Eifersucht als einen Eingriff in ihre Functionen betrachtete, den Commissar deshalb nicht nur nicht unterstützte, sondern ihm sogar entgegenarbeitete. Dieses Bureau correspondirte direct mit den Häuptlingen, ohne mit dem Commissar desfalls zu verkehren, beschenkte illoyale Häuptlinge, nur weil sie sich geneigt zeigten, Grundstücke zu verkaufen, und erkannte die von Hrn. Fenton loyalen gemachten Versprechungen nicht an. Die Maori mußten deshalb nur zu bald merken, daß der Commissar keinen Einfluß beim Gouverneur besitze, sodaß er auch sein Ansehen bei ihnen verlor und keine genügende Berücksichtigung seiner Erkenntnisse fand. Wäre es dem Gouverneur wirklich Ernst mit dieser Mission gewesen, so hätte er gewiß dem Commissar die größtmögliche

Macht in die Hände gegeben, anstatt zu gestatten, daß das Eingeborenenamt, welches ganz und gar zu einem bloßen Landkaufbureau geworden war und jeden Gegenstand nur danach bemaß, inwiefern derselbe für die Landerwerbung förderlich sei oder nicht, den Commissar auf solche Weise beiseiteschob. Wie den Maori bei der Königsagitation die Herstellung der Gesetzlichkeit nur Nebensache, die Verhinderung des Landverkaufs der eigentliche Hauptzweck war, so erhellt aus solchem Verfahren der Regierung, daß auch ihrerseits die Herstellung der Gesetzlichkeit nur Nebensache war, daß das eigentliche Motiv ihrer Reaction gegen das Königthum die Erwerbung von Land war.

Nachdem Hr. Fenton von seinem ersten sechswöchentlichen Excurse im Waikato nach Auckland zurückgekehrt war, wurde er denn auch vom Gouverneur dem Native Office, seinem erbitterten Gegner, untergeordnet. Hr. Fenton erhielt darauf Anfang 1858 Erlaubniß, seine Rundreise wieder anzutreten. Er fand diesmal beträchtlich mehr Anklang als vorher, das Friedensrichterwesen fing augenscheinlich an, bei den Maori populär zu werden. Einflußreiche Häuptlinge, wie Te Oriori, erklärten, sie sehen, daß die englische Regierung wirklich Ernst mache das Land zu regieren, sie würden sich deshalb von dem Königthum lossagen; Gesetz und Ordnung sei alles, was sie begehrten. Da mit einem mal wurde Hr. Fenton vom Native Office zurückgerufen. Dies entschied für die Maori. Der Eindruck dieser Zurückberufung war weit schlimmer, als wenn überhaupt gar nichts geschehen wäre. Die bereits für die englische Partei Gewonnenen, namentlich die Ordnungsfreunde, welche alle Zusagen der Engländer für Maminga (Charlatanerie) erklärten, wurden in das königliche Lager zurückgetrieben. Als der Commissar den Waikato verlassen hatte, zog Potatau ein und wurde im April 1858 in aller Form zum König der Maori zu Ngaruawahia eingesetzt.

Die bei dem Hause des Königs hoch aufgepflanzte Nationalflagge war eine weiße, mit Roth eingefaßte Fahne mit rothem Kreuz und drei Sternen nebst der Inschrift „Nuitireni" (Neuseeland). Diese drei Sterne wurden als „Whakapono, Aroha, Ture" (Glaube, Liebe, Gesetz), das Motto des Königthums, gedeutet. Es sollte dadurch, sowie durch das Kreuz, angezeigt werden, daß keineswegs eine Rückkehr zu den alten Maorigebräuchen beabsichtigt werde, daß man am Christenthum festhalten und vor allen Dingen eine auf allgemeine Verbrüderung der Maori begründete Gesetzlichkeit herstellen wolle. In demselben Geiste nannte Potatau sich auch „Te Kingi ote Marietanga tu arua", der Friedenskönig der zweite, mit Bezug auf den alttestamentlichen Melchisedek, als den ersten Friedenskönig. Wie ist es doch so ganz anders gekommen, als damals beabsichtigt wurde!

Neben dem Königthum, das in seinem eigentlichen Wesen eine Landliga war, gab es ursprünglich noch andere Landligen; denn nicht alle, welche dem weitern Landverkauf Einhalt thun wollten, waren anfänglich auch Anhänger des Königthums; jener Entschluß aber fast allgemein. So war der Häuptling Waata Kukutai im untern Waikato, welcher gegen die Engländer stets loyal gewesen ist, doch immer so entschieden gegen den Landverkauf, wie Rewi Maniapoto und Wiremu Tamihana. In ähnlicher Weise war Wiremu Kingi von Taranaki Haupt einer unabhängigen Landliga und wurde erst durch den Druck der Umstände in engere Verbindung mit dem Waikato-Königthum gebracht.

Das Land von Taranaki war der Sitz des Stammes der Ngatiawa. Im Jahre 1834 wurde es von den Ngatimahuta und Ngatimaniapoto unter Potatau Te Wherowhero, dem nachmaligen König, erobert, und die Ngatiawa flüchteten sich größtentheils nach den Ufern der Cookstraße. Im Jahre 1839 kaufte Oberst Wakefield als Agent der Neuseelandgesellschaft 60000 Acres in dem verödeten, jedoch fruchtbaren Lande, wobei er sich allerdings bestens bemühte, einen rechtsgültigen Kauf abzuschließen; er kaufte das Land erst von den vertriebenen Ngatiawahäuptlingen, die an der Cookstraße wohnten,

dann von den im Taranakilande verbliebenen Ueberresten der Ngatiawa und schließlich von Te Wherowhero als dem Eroberer. Als nun die Colonisten der Neuseelandgesellschaft auf dem erworbenen Lande die Niederlassung Neuplymouth gegründet hatten, kehrte ein großer Theil der Ngatiawa nach Taranaki zurück und ließ sich auch auf einem Theile der vom Oberst Wakefield gekauften 60000 Acres nieder, indem sie die Gültigkeit des ohne die Einwilligung des Stammes von den Häuptlingen abgeschlossenen Kaufs leugneten. Zwar wurde vom Commissar Spain, welcher zur Untersuchung der Sache beordert wurde, die Rechtsgültigkeit des Kaufs anerkannt; allein der Gouverneur Kapitän Fitzroy (der spätere Admiral und Entdecker der Sturmsignale), der sich ebenfalls nach Taranaki begab, stieß dieses Gutachten um, erkannte den Ansiedlern nur ein Grundstück von 3500 Acres, nämlich das von ihnen bereits unmittelbar in Anbau genommene Land zu, für welches jedoch ein abermaliger Kaufschilling von 350 Pfd. St. an die Eingeborenen entrichtet werden mußte, und gab den Rest des Landes den Ngatiawa zurück. Jetzt kehrten auch die übrigen Ngatiawa und mit ihnen ihr Häuptling Wiremu Kingi zurück. Der Gouverneur Grey, welcher inzwischen an Fitzroy's Stelle getreten war, und welcher, auf ausdrückliches Geheiß Gladstone's, des damaligen englischen Colonialministers, das Gutachten Spain's doch zur Ausführung zu bringen beabsichtigte, ließ dem Kingi sagen, er werde seinen Umzug von der Cooksstraße nach Taranaki durch ein Kriegsschiff aufhalten. Der Häuptling erwiderte, er werde dem Gouverneur von der Zeit seiner Ueberfahrt genaue Anzeige machen, und bewerkstelligte dieselbe mit seinen Leuten ohne vom Gouverneur gehindert worden zu sein.

Wiremu Kingi siedelte sich mit einem großen Theile seines Stammes am südlichen Ufer des Flusses Waitara, 12 Meilen nördlich von Neuplymouth, an. Das Land, auf welchem der Häuptling selbst sich hier niederließ, befand sich damals im Besitz Teira's, eines schon früher zurückgekehrten Ngatiawa. Da nach Maorirecht das Eigenthum von Land nur dem gesammten Stamme zusteht, er selbst daher nicht Eigenthümer war, so konnte er sich dem Beschluß des Stammes, welcher dieses Land größtentheils dem Häuptlinge zuwies, nicht widersetzen, gab auch seine Einwilligung, mit einem Theile seines frühern Besitzes fürliebzunehmen; doch hegte er wegen dieser Verdrängung aus dem Besitz des Landes bittern Groll gegen Wiremu Kingi. Dieser verbesserte das Gut beträchtlich durch Anbau und Aufführung solider Gebäude, und kam bald zum Wohlstand, was auch mit den benachbarten Ngatiawa, auch mit Teira selbst der Fall war. Allein der Wunsch mehrerer Ngatiawa, den Engländern Land zu verkaufen, führte bald zu blutigem Hader, zu Mord und Gegenmord, indem einzelne, die auf dem Verkauf bestanden, von ihren Nachbarn erschossen wurden. Endlich nach vielem Blutvergießen gelang es dem Häuptlinge im Jahre 1859, in seinem Stamme eine feste Landliga zu errichten, worauf er dem Gouverneur Browne die Anzeige machte, es werde in dem Gebiet von der englischen Niederlassung in Taranaki bis zum Mokau kein Land weiter verkauft werden, weshalb der Gouverneur kein Angebot von Land innerhalb dieses Gebiets weiter beachten möge.

Die Engländer aber wollten das Maoriprincip, einen Gesammtbesitz des Stammes, durchaus nicht anerkennen, weil damit ja ihrem Landerwerb ein Ende gemacht worden wäre. Für sie war der nachgewiesene Besitz seitens des einzelnen hinreichender Rechtstitel. Der Gouverneur Browne ging demnach, trotz der obigen Ankündigung Kingi's, auf Teira's Anerbieten ein, ihm sein Grundstück von 600 Acres am Waitara zu verkaufen, was Teira nur aus Groll gegen Kingi that. Kingi's feierliche Erklärung, er werde Waitara, das in seinem Besitz sei, nimmer aufgeben, blieb unbeachtet. Teira's Titel wurde von dem Landkaufcommissar Parris untersucht, welcher dazu ein volles Jahr brauchte und sodann aus Gründen, die nicht näher bekannt geworden sind, den Titel

für gültig erklärte, worauf dem Teira 200 Pfd. St. auf Rechnung ausgezahlt wurden. Der Häuptling sollte also aus dem Lande seines Stammes, und zwar aus einem Grundstücke, daß er selbst erst eigentlich urbar gemacht und anderweitig so bedeutend meliorirt hatte, noch dazu ohne Entschädigung, ausgewiesen werden! Wiremu Kingi widersetzte sich; und dies war die Veranlassung zum Taranakikrieg und mithin zu dem ganzen so blutigen Maorikriege.

Gouverneur Browne sandte Anfang März 1860 Feldmesser, um das Grundstück zu vermessen. Dieselben wurden von dem Häuptlinge vertrieben; die Vermessung wurde aber dennoch um die Mitte des Monats unter dem Schutz der Truppen ausgeführt. Da baute Kingi bei Nachtzeit ein Pah auf dem bestrittenen Lande und nahm so wieder Besitz. Das Pah wurde von den Truppen unter Oberst Gold angegriffen. Der Angriff blieb am ersten Tage ohne Erfolg; als jedoch am andern Morgen ein zweiter Angriff stattfinden sollte, fand man das Pah verlassen; die Eingeborenen hatten sich schlauerweise zurückgezogen. Sie überfielen aber nun die Ansiedler, die zerstreut auf ihren Gehöften wohnten, und mehrere wurden von ihnen erschlagen. Es zogen daher 270 Mann Infanterie und Freiwillige unter Oberst Murray aus, welche am 28. März 500 Maori im Pah Waweka verschanzt fanden. Allein das Militär ließ sich zurückschlagen; der Maorikrieg war von Anfang an und blieb stets in der englischen Armee äußerst unpopulär, wie sie denn zu wiederholten malen ihrer Sympathie mit den Eingeborenen Ausdruck gegeben hat. Nur die Freiwilligen (die Ansiedler) hielten stand, und als am späten Abend Kapitän Cracroft vom Kriegsschiffe Niger mit 60 Matrosen kam, erstürmte dieser das Pah. Die Maori hatten in diesem Kampfe 100 Todte; die übrigen flohen in den Wald. Ein dritter Kampf, der Sturm unter Major Nelson auf Pah Waitara, endete mit einer Niederlage der Engländer; die Eingeborenen schlugen den Bajonnetangriff der Truppen nach einem blutigen Kampf von $4^1/_2$ Stunden zurück.

Die Engländer zogen jetzt eine Streitmacht von 2500 Mann nebst hinreichender Artillerie zusammen, konnten aber trotz dessen noch immer nicht in dem Guerrillakrieg, wie ihn die Maori führten, einen entscheidenden Erfolg erzielen. Die Eingeborenen setzten der englischen Artillerie ihre „Maoriartillerie", wie sie es nannten, ihre Ambuscaden, die sie mit großem Geschick in ihren Sümpfen, Wäldern und Schluchten zu legen verstanden, entgegen, der englischen Disciplin ihre Gewandtheit, geschlossenes Gefecht zu vermeiden, dabei aber stets den Feind zu umschwärmen. Immer von den Stellungen desselben unterrichtet, erwarten sie ihn in ihren Verstecken im Dickicht des Urwaldes, bis die geschlossenen Linien der weithin sichtbaren Rothröcke nahe genug sind und eine gute Zielscheibe abgeben. Dann eröffnen sie mit einem mal ein mörderisches Feuer und gleich darauf sind sie spurlos verschwunden. Inzwischen verbrennen sie die einzeln liegenden Häuser der Ansiedler, treiben deren Vieh weg und tödten Mann, Weib und Kind, was ihnen in die Hände fällt. Auf solche Weise glauben sie dem Feinde mindestens einen ebenso großen Verlust beizubringen, wie sie selbst erleiden, und können mithin den Krieg auf ziemlich gleichem Fuße führen.

# Chronik der Gegenwart.

## Nekrologe.

Ein namhafter Pädagog und pädagogischer Schriftsteller war der in der Nacht vom 5. zum 6. Aug. 1866 in Leipzig verstorbene Dr. Ernst Innocenz Hauschild, Director der Vierten Bürgerschule und Gründer des Modernen Gesammtgymnasiums, sowie

der Höhern Töchterschule. Er war am 1. Nov. 1808 in Dresden geboren und hatte von 1830—49 verschiedene Lehrerstellen bekleidet, zuletzt seit 1837 an der Nikolai- und Bürgerschule zu Leipzig. Im Jahre 1849 errichtete er das obenerwähnte Moderne Gesammtgymnasium und 1854 auch eine Elementarschule. Von 1857—59 stand er der evangelischen Schule in Brünn als Director vor, worauf er nach Sachsen zurückkehrte und zum Director der Vierten Bürgerschule in Leipzig ernannt wurde. Sehr zahlreich sind die von ihm verfaßten Schulbücher, namentlich seine Grammatiken zur Erlernung fremder Sprachen. Wir heben unter den letztern hervor: „Französische Schulgrammatik nebst Wörterbuch" (Dresden und Leipzig, 1834; 2. Aufl., 1850); „Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Französische" (Leipzig 1834; 2. Aufl., 1842); „Dictionnaire grammatical de la langue française" (Leipzig 1837); „Dictionnaire étymologique de la langue française" (Leipzig 1843); „Die Bildungselemente der deutschen, französischen und englischen Sprache" (Leipzig 1847); „Formulaire grammatical" (2. Aufl., Leipzig 1851) und endlich „Elementarbücher" zur Erlernung der französischen und englischen Sprache (Leipzig 1846; 3. Aufl., 1855). Die sogenannte calculirende Methode war es, die Hauschild beim Sprachunterricht als die zweckmäßigste erkannte und nach der er daher auch seine Lehrbücher bearbeitete. Selbst beim Unterricht der Muttersprache wollte er diese Methode angewandt wissen, weshalb er 1854 ein „Elementarbuch der deutschen Sprache nach der calculirenden Methode" erscheinen ließ. Schon längere Zeit vorher hatte Hauschild eine „Ausführliche deutsche Grammatik" (2 Bde., Leipzig 1840—42) dem Drucke übergeben, worin er die nach Becker'schen Grundsätzen von Raimund Jakob Wurst für die Volksschule bearbeitete deutsche Grammatik „beleuchtete" und kritisirte (weshalb diese Hauschild'sche Arbeit auch „Anti-Wurst" genannt wird). Eine Ergänzung hierzu ist die „Deutsche Schulgrammatik. Höherer Cursus" (Leipzig 1841), welche eine „Allgemeine Tonsprachlehre" (Leipzig 1843) nachgeschickt wurde. Die rein pädagogischen Schriftchen Hauschild's sind: „Ueber Erziehung und Unterricht in und außer dem älterlichen Hause" (Leipzig 1840); „Ueber formale und reale Bildung" (Leipzig 1849); „Die leibliche Pflege der Kinder zu Hause und in der Schule" (Leipzig 1858); „Funfzig pädagogische Briefe aus der Schule an das Aelternhaus" (Bremen 1860); ferner andere „Vierzig pädagogische Briefe" (Leipzig 1862) und schließlich noch „Dreißig pädagogische Briefe" (Leipzig 1865). Von seinen übrigen literarischen Arbeiten erwähnen wir „Pestalozzi über den Staat" (Leipzig 1851); „Bolivar und San-Martin oder der Befreiungskampf auf der südamerikanischen Halbinsel in den Jahren 1808—26. Für die deutsche Jugend bearbeitet" (Leipzig 1849); „Des Kindes erstes Lese- und Schreibbuch" (Leipzig 1856); „Zweihundert kleine Erzählungen" (2 Bdchen., Leipzig 1856) und „Vorübungen zum Schreiben" (Leipzig 1862). Ein besonderes Verdienst hat Hauschild sich auch noch dadurch erworben, daß er verschiedene französische Werke (z. B. Lafontaine's „Fables choisies", Voltaire's „La Henriade") mit grammatikalischen Anmerkungen und Wörterbüchern versah, um Anfängern im Französischen das Lesen dieser Werke zu erleichtern.

In Gohlis bei Leipzig starb am 23. Aug. der durch zahlreiche Schriften auf dem Gebiete der Geschichte und Archäologie bekannte russische Staatsrath Dr. Friedrich Karl Hermann von Kruse. Geboren am 21. Juli 1790 zu Oldenburg, war er ein Sohn des verdienten Geschichtforschers Karsten (d. i. Christian) Kruse, welcher am 4. Jan. 1827 als Professor der historischen Hülfswissenschaften zu Leipzig starb. Nachdem er in letzterer Stadt die juristischen Studien absolvirt, daneben aber besonders eifrig auch mit der Geschichte sich beschäftigt hatte, wurde er im Jahre 1813 zum Doctor promovirt. Einige Zeit war Kruse hierauf in Leipzig und in Breslau als Lehrer thätig.

Im Jahre 1813 ließ er seine erste literarische Arbeit im Druck erscheinen. Es war dies eine längere Abhandlung „Ueber Herodot's Ausmessung des Pontus Euxinus, des Bosporus Thracicus, Hellespontus und der Propontis, sowie der Schiffbrücken, welche Europa und Asien verbanden". Diesem Werke folgte auf dem Fuße nach „Budorgis oder das alte Schlesien vor Einführung der christlichen Religion, besonders zu den Zeiten der Römer" (Dresden 1819). In Halle, wohin er von Breslau bald darauf als Professor der alten und mittlern Geschichte berufen wurde, gab er von 1824 an ein „Archiv für alte und mittlere Geschichte, Geographie und Alterthümer insonderheit der germanischen Volksstämme" heraus, welches bis 1840 erschien. Beifällig wurden Kruse's „Deutsche Alterthümer" aufgenommen; noch viel mehr trug indeß sein „Hellas oder geographisch-antiquarische Darstellung des alten Griechenland und seiner Colonien" (Leipzig 1825—27, nebst Atlas) zur Begründung seines Rufs bei. Es ist dieses Werk eins der besten, gründlichsten, welche je über Hellas geschrieben worden sind; die stete Berücksichtigung der neuern Entdeckungen macht es noch insbesondere werthvoll. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß auch das Ausland auf Kruse bald aufmerksam wurde; 1828 wurde er eingeladen, als Professor der Welt- und speciell der russischen Geschichte nach Dorpat zu kommen. Die Bedingungen waren für ihn so vortheilhaft, daß Kruse sich nicht lange besann und dem an ihn ergangenen Rufe Folge leistete. In kaum einem Jahre machte er sich die russische Sprache eigen, so zwar, daß er im Stande war, den wissenschaftlichen Zeitschriften des Reichs bereits Beiträge in dieser Sprache zu liefern. Zu gleicher Zeit gründete er in Gemeinschaft mit mehrern seiner Freunde gelehrte Gesellschaften in Dorpat, Reval und Riga. Von den Werken, die er während seines fünfundzwanzigjährigen Aufenthalts in Rußland schrieb, verdienen besonders hervorgehoben zu werden: „Anastasis der Waräger, oder Probe und Ankündigung zweier Werke über die Geschichte der Alterthümer der kaiserlich russischen Ostseegouvernements" (Reval 1841); „Necrolivonica, oder Alterthümer Liv-, Est- und Kurlands" (das Resultat einer im Jahre 1839 ausgeführten archäologischen Untersuchungsreise; Dorpat 1842); „Bemerkungen über die Ostseegouvernements" (Leipzig 1842); „Russische Alterthümer" (Dorpat 1844); „Genealogische Tabellen zur Geschichte Rußlands" (Dorpat 1845—46); „Urgeschichte des estnischen Volksstammes und der kaiserlich russischen Ostseeprovinzen" (Moskau 1846) und ein „Chronicon Nortmannorum, Wariago-Russorum nec non Danorum, Sveonum, Norwegorum inde ab a. 777 usque ad a. 870" (Hamburg und Gotha 1851). Im Jahre 1853 kehrte Kruse, zum russischen Staatsrath ernannt und in den russischen Adelstand erhoben, nach Deutschland zurück. Die leipziger Universität verlieh ihm 1863, bei Gelegenheit seines funfzigjährigen Doctorjubiläums, ein Ehrendiplom. Das letzte, was seiner Feder entstammte, war sein überall mit großem Beifall aufgenommener „Allgemeiner biographisch-historischer Festkalender für Gebildete und Gelehrte" (Leipzig 1864; 2. Aufl., 1866). Es ist dies eine Uebersicht der Geburts- und Todesfeste, sowie der Hauptlebensverhältnisse der hervorragendsten Personen und wichtigsten Ereignisse in Kunst, Wissenschaft, Politik und Kirche.

Unter den in letzter Zeit dahingeschiedenen Künstlern steht der am 7. Sept. in Wien verstorbene k. k. Hofschauspieler Friedrich (vulgo Fritz) Beckmann obenan. Er gehörte zu jenen Mitgliedern des wiener Hofburgtheaters, welche vom Publikum im Leben wie auf der Bühne immer mit besonderm Wohlwollen und ausgezeichneter Theilnahme behandelt wurden. Sein ewigjunges Talent, die trefflichsten Witze zu improvisiren, machte ihn zum Liebling in den höchsten Kreisen, und wenn fremde Monarchen, Prinzen u. s. w. die österreichische Residenz besuchten, wurden im Hofburgtheater fast immer solche Stücke zur Aufführung gebracht, in denen Beckmann Gelegenheit hatte,

sein eminentes Talent im hellsten Lichte strahlen zu lassen. Dieser ausgezeichnete Komiker, durch dessen Tod nun die wiener Hofbühne einen unersetzlichen Verlust erlitten hat, war 1803 in Breslau geboren. Da sein Vater, ein schlichter Töpfer, nicht so viel besaß, um für ihn lange Sorge tragen zu können, mußte Fritz Beckmann schon frühzeitig darauf bedacht sein, in der Welt allein sich durchzuschlagen. Mit einer hübschen Stimme begabt, war er nicht lange in Verlegenheit, welchen Beruf er wählen solle; er entschied sich fürs Theater und ließ sich 1820 mit einer monatlichen Remuneration von 4 Thlrn. bei der breslauer Bühne als Chorist engagiren. Er war (so erzählt Julius Findeisen, der Freund des Verblichenen, in einem kürzlich erschienenen Lebensbilde „Friedrich Beckmann") trotz seiner Jugend damals bereits die Stütze der schwierigsten Chöre, er tanzte so graziös im ernsten Tanz und war so pudelnärrisch in komischen Tänzen wie keiner; er führte die Züge an, er schminkte Chor und Ballet, zeigte sich überhaupt so anstellig und verwendbar, daß er nach einem Jahre es schon auf die doppelte Gage (8 Thlr. monatlich) gebracht hatte. Unter Anschütz' Leitung, der damals am breslauer Theater die Regie führte, bildete sich Fritz Beckmann immer mehr heran. Im Jahre 1824 kam er nach Berlin, wo er für Anmelderollen und als Garderobeinspector bei dem neuerrichteten Königstädter Theater engagirt wurde. In dieser Eigenschaft besorgte Beckmann auch die Costüme für Henriette Sontag, welche ihn so liebgewann, daß sie auf mehrern kleinen Reisen ihn als Begleiter wählte. Sein Humor, seine vielen witzigen Einfälle hatten zur Folge, daß man anfing, auf Beckmann's Komikertalent immer mehr aufmerksam zu werden und ihm endlich bedeutendere Rollen zuwies. Seine ersten Versuche in diesem Fache glückten vollständig, und die Komiker Berlins hatten bald einen so tüchtigen Rivalen an ihm, daß der Commissionsrath Cerf, in dessen Hände das Königstädter Theater überging, ihn als ersten Komiker engagirte. Von da ab wuchs seine Beliebtheit mit jedem Tage, er zählte in kurzer Zeit zu den Sehenswürdigkeiten Berlins, und selten verließ wol ein Fremder die Stadt, ohne Beckmann gesehen zu haben. Eine der populärsten Figuren dieses Künstlers, mit welcher er in ganz Deutschland Furore erregte, war sein Eckensteher Nante in der von ihm selbst geschriebenen Posse „Eckensteher Nante im Verhör". Der Ort, an welchem diese Pièce entstand, war — der Weinkeller im Königstädter Theatergebäude, wo Beckmann in Gesellschaft des Humoristen Glasbrenner zu frühstücken pflegte. Hier kam er, so erzählt Julius Findeisen in der schon erwähnten Broschüre, eines Tags auf die Idee, die Gerichtsscene aus „Staberl's Reiseabenteuer" ins Berlinerische zu übersetzen. Er schrieb mit Bleistift auf die leere Seite einer Weinkarte und die Skizze gefiel allen, auch ihm selbst, so wohl, daß er sie einsteckte und daraus den Eckensteher Nante machte, einen Schwank, der vielleicht das am häufigsten aufgeführte Stück ist und auch 39 Auflagen erlebte. Dieses Werk ist nicht Beckmann's einziges schriftstellerisches Erzeugniß (denn er schrieb auch vortreffliche Scherzgedichte), aber es ist das einzige, was von ihm im Drucke erschienen ist. Außer dem Eckensteher Nante wurden von Beckmann's Rollen in Berlin am liebsten gesehen: sein Liborius in der „Reise auf gemeinschaftliche Kosten" und sein Knieriem im „Lumpaci Vagabundus". Natürlich erhielt Beckmann Gastspielanträge von allen Seiten, und sein Talent gestaltete jede Urlaubsreise zu einem Triumphzuge. Am meisten freute ihn der glänzende Erfolg seines ersten Gastspiels in Breslau, wo er seine Aeltern noch ganz in dem alten Verhältniß wiedersah und sich an dem Staunen ergötzen konnte, mit welchem sie ihren Fritz als gefeierte Notabilität erblickten. Im Jahre 1838 verheirathete sich Beckmann, des lustigen Junggesellenlebens satt, mit der Sängerin Adele Muzarelli und erhielt bei dieser Gelegenheit von König Friedrich Wilhelm III. eine Anzahl neuer Friedrichdor zum Hochzeitsgeschenk. Bereits früher hatte er auch eine goldene Dose vom König zum Geschenk erhalten. Außerdem erhielt er für die mit

eigener Lebensgefahr bewirkte Rettung eines jungen Burschen vom Tode des Ertrinkens die goldene Rettungsmedaille am Bande des Rothen Adlerordens. Zur Zeit des großen russisch-preußischen Lagers bei Kalisch mußte Beckmann nebst einigen preußischen Hofschauspielern dort Vorstellungen geben. Eines schönen Morgens machte er im Schlafrock seinen Collegen zum Scherz vor, wie ein Stockberliner sich auf einer Schnepfenjagd benehmen würde, und bediente sich dabei statt der Flinte eines Vorstbesens mit langem Stiel. Es mochte wol jemand den Spaß mit angesehen und dem Könige davon berichtet haben, denn des Nachmittags äußerte dieser den Wunsch, Beckmann möchte ihm den Schnepfenjäger zum besten geben. Fritz war bereit und suchte sich sogleich einen Jagdanzug und ein Jagdgewehr zu verschaffen; aber der König bestand darauf, daß er den Scherz im Schlafrock und mit dem Vorstbesen ausgeführt sehen wolle, wie es am Morgen geschehen. Alle Protestationen halfen nicht und Beckmann mußte sich fügen. Alle Augenzeugen versichern, daß sich nichts Komischeres denken lasse, als Beckmann im Négligé mit dem Besen in der Hand vor seinem erhabenen aufs höchste beglückten Zuhörerkreis. Ganz Berlin und ganz Preußen wollte nun den Spaß sehen. Beckmann's Schnepfenjäger wurde das Losungswort der Unterhaltung und wurde ihm zur förmlichen Pein; denn wo er sich sehen ließ, verlangte man den Schnepfenjäger und ließ ihm keine Ruhe, bis er sich damit producirte. Im Jahre 1841 gastirte Beckmann zum ersten mal in Wien. Er spielte den Mengler in „Endlich hat er es doch gut gemacht“ mit solchem Erfolge, daß Director Carl ihm die glänzendsten Anerbietungen machte. Dessenungeachtet kehrte Beckmann nach Berlin zurück, wo ihm zu Ehren von den ersten Mitgliedern des Hoftheaters ein Banket gegeben wurde. Fritz Beckmann erhielt seinen Platz zwischen der liebenswürdigen Charlotte von Hagn und ihrer Schwester Auguste von Hagn angewiesen. Als er Platz nehmen wollte, blickte er freundlich auf seine beiden Nachbarinnen und sagte: „Zwischen A. Hagn und C. Hagn gibt es nur Behagen“; ein Bonmot, welches die Runde durch ganz Deutschland gemacht hat. Ein Zerwürfniß mit seinem Director Cerf veranlaßte Beckmann 1845, Berlin zu verlassen; er machte zunächst eine Gastspielsreise nach Pesth, Triest und andern Städten, worauf er das ihm vom Director Pokorny angebotene Engagement am Theater an der Wien annahm. Im folgenden Jahre (am 1. Sept. 1846) wurde Fritz Beckmann als k. k. Hofschauspieler angestellt. Am 15. Sept. 1846 betrat er als Agamemnon Pünktlich in „Kunst und Natur“ zum ersten mal die wiener Hofbühne, auf der er von nun an 20 Jahre lang, d. h. bis zu seinem Tode, fast ununterbrochen wirkte. Während dieser Zeit spielte Beckmann 2688 mal in 193 Stücken und 197 Rollen. Am häufigsten (87 mal) gab er im Hofburgtheater den Strizow in Baumann's „Versprechen hinterm Herd“. Außer den schon angeführten Rollen sind als besondere Schöpfungen vollendeter und origineller Komik Beckmann's noch zu nennen: sein Windmüller im „Vater der Debutantin“, sein Lämmchen in Bauernfeld's „Krisen“, sein Grübler in „Jurist und Bauer“, die Titelrolle in Benedix' „Vetter“, endlich sein Ismael in Gottschall's „Pitt und Fox“ (den er 14 mal spielte), sein Maréchal in Augier's „Pelikan“, sein Adam im „Winkelschreiber“ und sein Benoiton in Sardou's „Eine Familie nach der Mode“ („La famille Benoiton“). Die letztgenannte Rolle war es auch, in der er (am 30. Juni 1866) sich, ohne es zu wissen, von der Bühne verabschiedete; denn bald darauf kam sein langjähriges Leiden zum Ausbruche und warf ihn auf das Krankenlager. In den frühern Jahren hatten ihm immer die karlsbader Quellen gutgethan; frisch und gestärkt pflegte er jedesmal nach den Ferien zurückzukehren. In diesem Jahre hatte ihm jedoch die Nähe des Kriegsschauplatzes seinen Lieblingsbadeort verleidet und so ging er nach Gmunden, wo er so bedenklich erkrankte, daß ihn seine Freunde nach Wien zurückschafften, um ihn besser pflegen zu können. Auf dem Krankenbette zeigte sich Beckmann

sehr empfindlich, und viele kleine Züge verriethen seine unnennbare Scheu vor dem Tode. Die Porträts von Nestroy, Raimund, Scholz, Anschütz und Julie Rettich, die seinem Bette gegenüberhingen, konnte er nicht ohne stille Furcht betrachten. „Räumt die Bilder hinweg", rief er, „ich liege ja schon unter lauter Todten." Sein Tod erfolgte sieben Tage nach Ablauf seines zwanzigjährigen Contracts. Nicht lange vorher (am 3. Febr. 1866) war er an Stelle von Anschütz zum Regisseur ernannt und bald darauf auch mit dem Franz-Joseph-Orden decorirt worden. Außerdem besaß Beckmann auch den herzoglich sachsen-ernestischen Hausorden, einen Brillantring vom Kaiser Nikolaus von Rußland, einen andern vom Kaiser Ferdinand, eine Uhr mit dem Bildnisse des jetzigen Königs von Preußen und eine zweite Uhr vom verstorbenen Herzog Georg von Mecklenburg. Was ihn in den höchsten Kreisen so beliebt machte, war insbesondere sein köstliches Extemporisiren; dabei studirte Beckmann aber doch stets sehr gewissenhaft seine Rollen, und hatte vor manchen, z. B. vor dem Falstaff, eine eigenthümliche Furcht. „Es ist zum Verzweifeln", sagte er einst in Bezug auf diese Rolle, „ich kann mit dem Burschen nicht fertig werden. Wissen Sie, woher das kommt? Ich bin dick und er ist halt noch dicker." Solche drollige Einfälle Beckmann's circulirten in Wien unzählige im Volksmunde. Bei der Beliebtheit, deren sich Beckmann zu erfreuen hatte, war die Theilnahme bei seinem Leichenbegängnisse natürlich eine außerordentliche. Director Laube widmete dem Verblichenen am Grabe folgenden warmen Nachruf: „Wie ein Würgengel ist im letzten Jahre der Tod durch die Reihen des Burgtheaters geschritten. Innerhalb dieses einen Jahres sind von unsern Mitgliedern und Angehörigen zwölf aus dem Leben gerissen worden. Darunter Heinrich Anschütz und Julie Rettich, würdige Künstler des ernsten Lebensbildes. Und ehe das Jahr verflossen, ergreift das Todesverhängniß auch unsern glücklichen Darsteller des heitern Lebensbildes. Friedrich Beckmann, unser fröhlicher Fritz, liegt im Sarge vor uns! Geschlossen ist der Mund, geschlossen für immer, welcher Tausenden und aber Tausenden das Leben erfrischt und versüßt hat. Ja, Beckmann, das thatest du durch die lachende Unbefangenheit deines Herzens, durch die lockende Kraft deiner Laune, durch die Frische deines lustigen Geistes. Und du bist dahin! Ein unersetzlicher Verlust! Was kann der Mensch nicht alles lernen und sich aneignen! Wissen und Würde und Tüchtigkeit. Eins aber muß ihm geschenkt werden: der fröhliche Sinn, der ein glückliches Echo weckt bei seinen Zuhörern. Der komische Künstler muß geboren werden, ihn erzieht keine Schule, kein System. Und er war uns geboren! Und im Sarge liegt er vor uns, welchem der Himmel diese holde Kraft in die Wiege gelegt! Im Sarge liegt Fritz Beckmann, und wir weinen über ihn. Dahin unser heiterster Mann. Verloren für uns. Mit Thränen schauen wir auf das schmale Breterhäuschen, welches dir ein Schrecken war dein Leben lang. Von deinem Geist verlassen, hat deine Hülle es doch beziehen müssen. Und so jäh, so furchtbar ist das Schicksal über dich gekommen! Du weicher, für jeden Schmerz tief empfindlicher Mann, bist mehr denn 30 Tage lang auf die Folter gespannt und den schneidendsten Schmerzen überantwortet worden. Das Herz hat es uns allen umgewendet! Als ob du büßen gesollt dafür, daß du mehr denn 30 Jahre den Menschen Freude und Erquickung gespendet. Doch die Wege des Schicksals sind unerforschlich und die menschliche Creatur ist ein ohnmächtig Ding. Am Ziele seiner Wünsche war Beckmann allerdings. Von der untersten Stufe der Bühne hatte er sich rastlos emporgearbeitet zu ehrenvoller Stellung, zu Amt und Würde, und was dies alles sagen will, zum Liebling einer ganzen Nation. Fleiß und Eifer haben ihn nie verlassen, und er war in seinem Berufe von gewissenhafter Tüchtigkeit; ja er war am Ziele seiner Wünsche. Aber noch vor einem Monde meinten wir alle, meinte er selbst, ein glückliches Alter werde ihm, dem frischen Sechziger, beschieden sein, zu seiner und unserer Freude. Da traf der Blitz — und er ist

hinabgeschleudert worden in Noth und Tod. Wir müssen Abschied von ihm nehmen, wir müssen ihn zudecken sehen. Fritz Beckmann, unser fröhlicher Beckmann, verläßt uns auf immer! Zum ersten mal weinen wir schmerzliche Thränen über dich. Und nichts bleibt uns als dein lieblich fröhlich Gedächtniß in unserer Seele. Beckmann, fahre wohl für diese Welt!" Laube sprach mit thränenerstickter Stimme, und in der ganzen Versammlung blieb kein Auge trocken. Ein unersetzlicher Verlust! rief Laube aus, für das Burgtheater. Aber ein unersetzlicher Verlust auch für das heitere Wien, riefen viele nach ihm, für Wien, dem in der traurigsten Zeit nun sein fröhlichster Bürger fehlen wird!

Am 11. Sept. verschied auf seinem Gute Lugo der durch seine rücksichtslose Energie aus der Zeit des letzten polnischen Aufstandes bekannte oder vielmehr berüchtigte russische General Michael Nikolajewitsch Graf Murawiew. Er war im Jahre 1795 als der dritte Sohn des Generals Nikolai Nikolajewitsch Murawiew geboren, der als Begründer der Militärakademie zu Moskau sowie durch die von ihm 1813 abgeschlossene Convention von Dresden sich einen Namen gemacht hat. Michael Murawiew machte sich schon frühzeitig durch sein ausgezeichnetes Talent für die Mathematik bemerklich, in welcher Wissenschaft er es bald so weit brachte, daß er schon in seinem 15. Lebensjahre im Stande war, in einer ebenfalls von seinem Vater errichteten Privatlehranstalt für Offiziere Unterricht zu ertheilen. Im Jahre 1813 machte er den Feldzug gegen die Franzosen mit; nach Rußland zurückgekehrt, widmete er sich ganz der Mathematik und übersetzte Garnier's „Géométrie analytique" ins Russische. Als im Jahre 1823 auf kaiserlichen Befehl die Schließung der obenerwähnten Privatmilitärschule erfolgte, trat Michael in die active Armee ein, stieg bis zum Obersten und Regimentscommandeur, 1830 zum Generalmajor und 1831 zum Militärgouverneur von Grodno. Als solcher unterdrückte er die in seinem Gouvernement bald nach der polnischen Revolution ausgebrochenen Unruhen mit erstaunlicher Schnelligkeit. Seine außerordentliche Strenge flößte schon damals jedermann Respect ein. Später fungirte er als Militärgouverneur in Kursk, worauf er als Senator und Geheimrath in den Civildienst übertrat. Im Jahre 1842 von neuem in die Armee eintretend, wurde er zum Oberdirector des Feldmessercorps ernannt. In dieser Eigenschaft ließ er es sich sehr angelegen sein, die Generalstabskarten des russischen Reichs durch Aufnahme bedeutender Strecken zu vervollkommnen. Anfang 1850 wurde er in den Reichsrath berufen. Später zum Vicepräsidenten der russischen Geographischen Gesellschaft gewählt, gab er den Impuls zur Ausrüstung einer großen wissenschaftlichen Expedition nach Sibirien. Bei der Krönungsfeier des Kaisers Alexander II. erhielt Murawiew den Rang eines Generals der Infanterie (7. April 1856); ein Jahr später (17. April 1857) ward er zum Minister der Reichsdomänen und zum Präsidenten des Verwaltungsraths der kaiserlichen Apanagen ernannt. In dieser Stellung that er sehr viel, um die Landwirthschaft zu heben; auch stiftete er die Agronomische Akademie zu Petrowsk bei Moskau. Hingegen fand die Aufhebung der Leibeigenschaft an ihm einen sehr hartnäckigen Gegner. Bei den Studentenunruhen im Herbste 1861 machte er sich durch sein Benehmen so verhaßt, daß er um seine Entlassung einkommen mußte. Ein halbes Jahr später trat er auch von der Direction der kaiserlichen Apanagen und des Feldmessercorps zurück. Die polnische Insurrection schob ihn wieder in den Vordergrund. Als nämlich der Aufstand immer mehr um sich griff und selbst bis nach Litauen sich verbreitete, da schien General Murawiew dem Kaiser Alexander der geeignete Mann, die Revolution rasch niederzudrücken. Mit außerordentlichen Vollmachten versehen, ging Murawiew im Mai 1863 mit dem Titel eines Generalgouverneurs nach Wilna, wo er eine solche Strenge, ja Grausamkeit an

den Tag legte, daß der Schmerzensschrei der von ihm Mishandelten in ganz Europa widerhallte. Der Aufstand aber war gedämpft. Kaiser Alexander bewies dem General Murawiew seine Dankbarkeit damit, daß er ihm den Andreasorden verlieh und ihn in den Grafenstand erhob. Zuletzt fungirte Murawiew als Präsident der Untersuchungscommission gegen den Attentäter Karakasow und Genossen. Von seinen Söhnen ist der älteste, Graf Nikolaus Murawiew, derzeit Generalmajor und Civilgouverneur von Kowno. Von den Brüdern des verstorbenen Generals ist Graf A. Murawiew-Amurski als Erwerber des Amurgebiets, ein anderer, Graf Nikolaus Murawiew, als Eroberer von Kars bekannt.

---

## Revue der bildenden Künste.

In Berlin nimmt seit Anfang September die Kunstausstellung der Akademie das Interesse der Kunstfreunde fast ausschließlich in Anspruch. Ehe wir jedoch über die Bedeutung derselben uns aussprechen und die Hauptwerke in den verschiedenen Kunstzweigen namhaft machen, wollen wir zuvor einige Worte über die sehr umfangreiche Betheiligung der Künste bei der zum festlichen Einzug der siegreichen Truppen am 20. und 21. Sept. veranstalteten Feier sagen. Bekanntlich war die Strecke vom Platz vor dem Brandenburger Thor bis zum Lustgarten, eine volle Viertelmeile, in eine via triumphalis verwandelt worden, welche außer durch sonstigen decorativen Schmuck, aus eroberten österreichischen Kanonen, Tausenden von Fahnen, Guirlanden, Siegessäulen, Obelisken mit Trophäen u. s. w. bestehend, auch durch eine Reihe von improvisirten Kunstwerken geziert war, welche, von den namhaftesten Bildhauern der Residenz in der kurzen Zeit von zehn Tagen hergestellt, dem an sich schon großartigen Totaleindruck noch eine ganz besondere Weihe verliehen. Den Centralpunkt bildete eine vom Professor Bläser unter Beihülfe der Gebrüder Dankberg modellirte, 28 Fuß hohe Statue der Borussia, deren mächtige Gestalt sich vor dem ersten Schloßportal erhob, in der Linken das Scepter mit dem Eisernen Kreuz im Kranze und dem Adler, in der Rechten einen Kranz haltend, den sie im Begriff ist den ältern Siegeskränzen hinzuzufügen. Der Kopf namentlich, in Größe und Ausdruck dem berühmten Kopf der Juno Ludovisi ähnlich, machte in seiner Ruhe und großartigen Schönheit einen wahrhaft imposanten Eindruck. Die Gesammthöhe dieser echt monumentalen Statue war mit Einschluß des Piedestals 53 Fuß; sie schaute auf den großen Feldaltar und darüber fort auf das königliche Zelt nieder, während die Balustrade der Schloßrampe mit 16 Kolossalstatuen brandenburgisch-preußischer Fürsten geschmückt war, die ebenfalls einen so vorzüglichen Eindruck machten, daß, wie es heißt, beschlossen worden ist, dieselben in Sandstein ausführen und sie als dauernden Schmuck dort aufstellen zu lassen. Das Podium des Altars war an den Ecken mit 7 Fuß hohen, von Siemering modellirten Friedensengeln umgeben, welche mit Rauch'schen Victorien abwechselten. Die letztern hatten auch an zahlreichen andern Orten ihre Verwendung gefunden, so namentlich außerhalb des Brandenburger Thors an den Säulen desselben, innerhalb auf den beiden großen Trophäenbauten am Eingang der Lindenallee u. s. w.

Was die Kunstausstellung der Akademie betrifft, so hatte man nicht ohne Grund die Besorgniß gehegt, daß der ganz Deutschland in Unruhe versetzende und es dem Auslande gegenüber fast isolirende Kriegszustand im Anfang des Sommers, wo die Anmeldungen einzugehen pflegen, die Ausstellung sehr benachtheiligen, vielleicht gänzlich verhindern würde. Indeß hat sich diese Befürchtung nicht bestätigt; vielmehr waren sämmtliche disponible Räume gefüllt: an Werken der Malerei mit Einschluß der Zeichnungen zählte sie 790, der Bildhauerkunst 85, der graphischen Künste 142, im ganzen also gegen

1000 Werke. Freilich hatte man diesmal seitens der Beurtheilungsjury mit viel größerer Nachsicht verfahren und eine Menge von Sachen passiren lassen, die sonst schwerlich zugelassen worden wären. So kam es denn, daß zwar eine Anzahl wirklich gediegener, zum Theil ausgezeichneter Arbeiten vorhanden waren, der bei weitem größte Theil aber nur einen Durchschnittswerth hatte, viele aber auch unter dem Niveau der Mittelmäßigkeit standen. Ob das Princip, die Säle unter allen Umständen zu füllen, ein richtiges und der ersten Kunstanstalt des preußischen Staats, ja Deutschlands würdiges ist, lassen wir dahingestellt; indeß hat die von uns in der letzten Revue besprochene Eliteausstellung von Meisterwerken im hiesigen Privatbesitz, die Hr. Karfunkel in seinem schönen Local veranstaltet hatte, bewiesen, daß eine kleine, aber wirklich gediegene Ausstellung noch immer mehr Anziehungskraft besitzt als eine große Anhäufung von zum großen Theil unbedeutenden Productionen. Was am empfindlichsten vermißt wird, sind die Werke des Auslandes, namentlich der Franzosen und Belgier, von denen eigentlich nichts vorhanden ist. Was die deutschen Schulen betrifft, so ist Wien aus leichterklärlichen Gründen gar nicht, München und Dresden nur in einzelnen Werken vertreten. So hatte denn die Ausstellung einen vorherrschend preußischen oder doch nord- und mitteldeutschen Charakter erhalten. Was die Statistik der einzelnen Kunstgebiete betrifft, so lieferte die Ausstellung aufs neue den Beweis, daß sich die heutige Kunst mehr und mehr den großen und ernsten Aufgaben entfremde. Die Historienmalerei, im engern Sinne des Worts, fehlte eigentlich ganz. Denn die wenigen Gemälde, welche historische Motive behandeln, waren entweder nur in mittelgroßen Dimensionen ausgeführt, oder zeigten in der Auffassung einen vorherrschend genremäßigen, anekdotenhaften Charakter. In der religiösen Malerei war wenigstens Ein wirklich bedeutendes Bild, nämlich Nöting's Grablegung Christi. Desto zahlreicher waren jene im Princip unkünstlerischen Richtungen der allegorischen, symbolischen und mythologischen Malerei vertreten. Hierin offenbart sich eine Verirrung der heutigen Kunst, welche bis zum Widerwärtigen, ja bis zum Gemeinen fortgeht. Einen nicht zu verkennenden Aufschwung hat dagegen das eigentliche Genre genommen; und zwar nicht nur das kleine (Familien- und Volks-) Genre, sondern auch das ernstere, sociale Genre. Auch in der Technik war hier das Bedeutendste geleistet. Die Landschaft ist von der heutigen Kunst immer mit besonderer Vorliebe und nach den verschiedensten Richtungen hin cultivirt worden; so hatte denn die Ausstellung auch diesmal in diesem Gebiet zahlreiche und recht bedeutende Werke aufzuweisen. Porträt, Stillleben und Thierstück waren ebenfalls durch tüchtige Arbeiten vertreten. Am schwächsten war es mit der Sculptur bestellt, worin mit Ausnahme von etwa fünf bis sechs guten Werken nichts besondere Beachtung verdiente.

Im ganzen war indeß der Eindruck, den man beim Durchwandern der Säle erhielt, kein unbedeutender, namentlich nach der Seite der Technik hin. Im allgemeinen haben unsere Maler besser „malen" gelernt; erfreulich ist dabei die Bemerkung, daß die Tendenz auf jene Farbenkünstelei und virtuose Bravour, die man unter dem sehr uneigentlichen Titel des „genialen Machwerks" zu verstehen pflegt, einer größern Einfachheit im Vortrag bei hoher Gediegenheit der Behandlung zu weichen beginnt. Die Ausstellung besaß in dieser Beziehung einige Meisterwerke ersten Ranges, welche als solche einen unvergänglichen kunsthistorischen Werth besitzen. Außer dem genannten Werke von Nöting, und in noch höherm Grade, verdienen als Beispiele genannt zu werden W. Sohn's Consultation bei einem Advocaten und A. Achenbach's Ostende, welches letztere daher mit Recht für die Nationalgalerie angekauft ist.

Wenn wir, ehe wir die Haupt-Meister und -Werke in jedem der verschiedenen Kunstgebiete namhaft machen, zuvor noch einen Blick in den Katalog und besonders auf die dem Verzeichniß der Werke vorangeschickte „Chronik" einen Blick werfen, so geschieht dies

nicht, um die stets sich wiederholende Klage über die lückenhafte Abfassung derselben zu erneuern, sondern um eine praktisch-wichtige Bemerkung daran zu knüpfen. Diese „Chronik" besteht nämlich außer den ziemlich dürftigen Nekrologen der verstorbenen Mitglieder der Akademie (A. von Klöber, A. Stüler, A. Fischer, W. Schirmer, A. Kiß, K. Fischer, E. Knoblauch u. s. w.) lediglich aus einem Verzeichniß der Ernennungen, Prämiirungen u. s. w. Die sehr dankenswerthe Gewohnheit, welche frühere Secretäre der Akademie, namentlich Tölken, immer beobachteten, nämlich eine historische Uebersicht über diejenigen größern Werke der Monumental-Malerei und -Plastik sowie über die hervorragendsten Bauten zu geben, welche, obgleich sie ihrer Natur nach nicht zur Ausstellung kommen können, doch wesentlich zum Gesammtbilde der Kunstthätigkeit des verflossenen Bienniums (und dies ist ja der Zweck der akademischen Ausstellung) gehören: diese für einen Chronisten des ersten preußischen Kunstinstituts unerlaßliche Pflicht scheint seit einiger Zeit ganz abgekommen zu sein. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als die meisten dieser Werke, z. B. die neue Börse, die Synagoge u. s. w., von Mitgliedern der Akademie ausgeführt wurden. Ja, liegt nicht ein offenbarer Widerspruch darin, daß z. B. in dem Nekrolog Knoblauch's seines Hauptwerks, der Synagoge, nicht einmal namentliche Erwähnung zutheil geworden, während eine Menge unbedeutender und bald vergessener Machwerke, blos weil sie ausgestellt sind, genau notirt wurden? Ein akademischer Katalog hat doch nicht blos den Zweck, ein Führer durch die Ausstellung zu sein, sondern die viel wichtigere Bestimmung, ein amtlich beglaubigtes Material für die Kunstgeschichte der Gegenwart, eine authentische Quelle für die Kunstforschung darzubieten. Es liegt auch in dieser Nichtberücksichtigung gerade der bedeutendern und epochemachendern Werke, wohin die Schöpfungen der monumentalen Kunst doch zu zählen sind, eine große Ungerechtigkeit gegen die betreffenden und davon betroffenen Künstler, namentlich gegen die Bildhauer und Architekten, von denen so die bedeutendern und daher gerade für öffentliche Kunstarbeiten beschäftigten dem Publikum fremd bleiben. Es wäre daher sehr wünschenswerth, wenn jene Gewohnheit, in die Chronik des Katalogs eine Uebersicht der Hauptwerke auf den verschiedenen Gebieten der monumentalen Kunst aufzunehmen, wieder eingeführt würde. Freilich gehört dazu ein eigenes Studium und eine stete Aufmerksamkeit auf alles, was auf diesen Gebieten geschaffen wird, abgesehen von dem dazu nöthigen Kunstverständniß.

Zur Ausstellung selbst übergehend, werfen wir zunächst einen Blick auf die „Historie". Unter diesem Titel versteht man nämlich heutzutage nicht etwa blos die eigentliche Geschichtsmalerei, sondern wirft in diesen großen Topf alles, was sonst unter den Figurenbildern weder als Porträt noch als Genrebild betrachtet werden kann, also religiöse wie militärische Scenen, Ceremonienbilder und Allegorien, Darstellungen nach Dichterstellen und Mythologisches, kurz Sujets, die entweder in gar keiner oder nur in einer sehr entfernten Beziehung zur Geschichte stehen, vorausgesetzt daß sie was man nennt „historischen Stil" haben. Fragt man nun, worin denn eigentlich der historische Stil bestehe, so wird nicht etwa auf das den welthistorischen Persönlichkeiten als solchen innewohnende Pathos, welches äußerlich als Strenge der Form zum Ausdruck zu kommen habe, sondern auf die Auffassungs- und Malweise der alten Meister hingewiesen, welche als Muster zu gelten hätte. Diese misverständliche Verwechselung zwischen der geforderten weltgeschichtlichen Bedeutung des Motivs und dem erstrebten kunstgeschichtlichen Gepräge der technischen Behandlung hat nun die wunderlichste Verwirrung hervorgerufen, die man sich denken kann, und endlich zu der bequemen, aber jedes Princips baren Ansicht geführt, man könne eben alles malen, was man wolle; ein Historienbild sei es doch, wenn es nur jenen äußerlichen Charakter der alten Meisterwerke besitze, gleichviel was der Inhalt sei. Die wissenschaftliche Kritik kann natürlich in diese Verwirrung nicht mit einstimmen, da sie eine Trennung von Inhalt und Form nicht statuiren darf, am

wenigsten bei einem Kunstwerk, in welchem der Inhalt völlig in die äußere Gestalt aufzugehen hat. So bleiben denn auch wir bei jener strengern Scheidung der Gattungen und nennen Historienbilder nur die, welche wirklich historische Motive behandeln. Wie schon bemerkt, war dies Gebiet fast gar nicht vertreten. Das beste, aber nur mittelgroße und daher etwas genrehaft wirkende Bild war Julius Scholtz' Die Freiwilligen vor ihrem König zu Breslau. Die Composition ist tief empfunden, klar und zeitgetreu; das Colorit dagegen, obschon nicht unharmonisch, ist etwas unkräftig. Ein anderes, ebenfalls erwähnenswerthes Werk war A. von Werner's Luther vor Cajetan; die übrigen Bilder, von C. Oenicke, Plüddemann u. s. w., erheben sich nicht über das Niveau des Conventionellen. In der religiösen Malerei stand das bereits erwähnte Bild von Röting, Die Grablegung Christi, obenan. Es besitzt bei einem fast derben Realismus in der Composition eine Tiefe der Empfindung und eine Kraft und Tiefe der Farbenstimmung, welche eine gewaltige Wirkung auf den Beschauer ausüben. Außerdem sind noch einige gute Bilder von Schubert, namentlich David und Jonathan, zu erwähnen, die übrigen haben keinen besondern Werth. Unter den Ceremonienbildern nahm Menzel's bekanntes Krönungsbild die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch, außerdem Cretius' drei Johanniterbilder. Außerordentlich zahlreich war die allegorische Malerei sowie die antike Mythe vertreten. Indeß zeichneten sich die meisten derartigen Werke durch einen mehr oder minder hohen Grad von Verirrung ins Abstruse und Corrupte aus. Das Tollste, was in dieser Beziehung geleistet werden kann, hat wol Kießling in seinen beiden Bildern: Venus erscheint einem jungen Paar (ursprünglich Das Mädchen aus der Fremde betitelt) und Triumph der Venus. Natürlich war hier das nackte Fleisch die Hauptsache, aber wie ist dies in Scene gesetzt! Im ersten Bilde erblickt man eine nackte, übrigens häßliche Frauengestalt mit Blumen in den Händen, neben einem ganz modern costümirten jungen Ehepaar, das, wie es scheint, eben seine Hochzeitsreise macht. Selbst die violetten, resp. gelben Glacéhandschuhe und die Crinoline fehlen nicht. Diese widerliche Zusammenstellung moderner Salonfiguren mit antik sein sollenden Gestalten findet sich in dem Triumph der Venus in noch barockerer und wahrhaft gemeiner Weise. Es ist dies eine Richtung, welche nicht nur allem Kunstgefühl, sondern allem gesunden Menschenverstande Hohn spricht. Höher steht allerdings Schlosser in seinem Triumph des Helden im Leben und Triumph des Helden im Tode, aber unwahr und für die Malerei unadäquat bleiben solche Darstellungen immer. Selbst die unvermischte antike Mythe eignet sich nicht für Staffeleimalerei, weil der antike Stil wesentlich plastischer Natur ist. Einen Beweis dafür liefert Magnus' Orpheus und Eurydice, worin die realistische Malerei störend wirkt, während die süßliche Manier von Schrader in seinem: Amor wird von jungen Mädchen gefunden, geradezu abstößt. Die einzige Art, in der man solche Themata behandeln kann, ist die der Wandmalerei, welche als solche eine discretere Färbung, eine Art Halbfarbe zuläßt und fordert, weshalb denn auch die vier in solcher Weise behandelten Bilder von Oskar Begas: Aus dem Leben der Psyche, einen höchst wohlthuenden Eindruck machen. Noch erwähnen wir, daß auch Frau Jerichau-Baumann, die talentvolle Realistin, sich zu einer lebensgroßen Allegorie, die sie Rule Britannia nannte und die ein mit einem Diadem geschmücktes Weib in einem heraldischen Nachen auf dem Meere darstellt, hat verleiten lassen.

Die Schlachtenmalerei ist diesmal nur durch Hünten, Sell, Cordes, Kretzschmar, Kaiser und Dietz vertreten; Camphausen, Bleibtreu und Northen, die drei Hauptmeister dieser Richtung, haben nichts eingesandt. Die meisten Motive sind dem schleswig-holsteinischen Kriege entlehnt und wenig mehr als Illustrationen; nur Cordes hat ein tragisches Stimmungsbild, eine Art Nachtstück: Nach der Schlacht, eingesandt, während Dietz die bekannte Schlacht bei Roßbach als eine „lustige Schlacht" behandelt, d. h. eigentlich

eine Posse daraus gemacht hat. Eine besondere Gattung der sogenannten „Historie" bilden diejenigen Bilder, welche Darstellungen „nach" irgendeiner Dichterstelle — gewöhnlich ist es Shakspeare, Goethe oder, wenn es ein alter Düsseldorfer ist, Uhland — enthalten. Das größte und bedeutendste Gemälde dieser Richtung bietet die Ausstellung in Heckel's König Lear verstößt seine Tochter Cordelia, eine Composition, der es weder an einer gewissen Größe der Auffassung noch an Kraft des Colorits gebricht. Originell ist Teschendorff's Julia mit dem Schlaftrunk, doch in der technischen Behandlung manierirt; außerdem wären noch zu erwähnen: H. von Blomberg's Scene aus dem „Kaufmann von Venedig", Th. von Oer's Des Candidaten Probepredigt und Th. Hildebrandt's Nonne nach Uhland, welche ganz das Gepräge der altdüsseldorfer Romantik zeigt.

Als Zwischengattung zwischen der Historie und dem Genre wird gewöhnlich das historische Genre bezeichnet. Doch sind dahin nicht nur die Anekdoten aus der Geschichte, sondern auch Sitten- und Culturbilder vergangener Zeiten zu rechnen. Unter den erstern hatte die Ausstellung eine Reihe vortrefflicher Werke, namentlich von K. Becker: Besuch Karl's V. bei Fugger; von Pauwels: Königin Philippine von Hennegau, den Armen Hülfe spendend; von Lülvés: Clouet im Louvre, und einige andere; unter den Bildern zweiter Gattung erwähnen wir Schweder's Scene aus einer Judenverfolgung in Deutschland während des 13. Jahrhunderts, dem sich eine ganze Reihe von Bildern mit mittelalterlichen und Rococomotiven anschloß. Namentlich sind hervorzuheben die altvenetianischen Genrebilder von K. Becker, die altdeutschen von A. von Heyden, Maaßen, Amberg, Schleh, besonders aber die Perle der ganzen Ausstellung, W. Sohn's Consultation bei einem Advocaten. In der That erinnern wir uns nicht, ein derartiges Werk, sowol was Feinheit und objective Wahrheit der Charakteristik als was Gediegenheit der Technik betrifft, auf hiesigen Ausstellungen bisher gesehen zu haben. Was dem Werke einen besondern Werth verleiht, ist die bei aller eminenten Fertigkeit und Virtuosität doch überall vorwaltende Anspruchslosigkeit und Einfachheit des Vortrags. Ganz wunderbar im Ausdruck sind die Köpfe; bei jedem neuen Besuch versenkt man sich mit wahrem Entzücken in das Studium der einzelnen Details und erlabt sich dann schließlich wieder an der Schönheit, Fülle und Harmonie der Totalwirkung. Im Rococogenre sind die Bilder von Lülvés, Stammel und Kraus, besonders aber ein reizendes Bild von Hoff: Coeur à tout, zu erwähnen, welches letztere sich durch wahrhafte Eleganz der Personen und pikante Motivirung auszeichnet.

Eine besondere Gattung des historischen Genre bilden diejenigen Gemälde, welche das Cultur- und Sittenleben bestimmter Nationalitäten schildern. Hier stand Knaus mit seinem Zigeunerlager obenan, denn obschon man der Composition einen gewissen Mangel an Einheit vorwerfen kann, so sind die einzelnen Figuren in typischer wie in psychologischer Beziehung doch meisterhaft charakterisirt und die Malerei, besonders auch der Landschaft, höchst gediegen. Gentz führt uns in seinem Markt von Kairo nach Aegypten, Cretius in seinem Madonnenfest nach Italien, während Riefstahl in zwei vortrefflichen Bildern Procession im passeyer Thal und Rückkehr von der Taufe Scenen aus dem tiroler Gebirge vorführt. Piotrowski zeigt uns Litauische Getreideschiffer nach der Arbeit und Burger Wenden im Spreewalde. So wählt jeder von diesen Künstlern das ihm genehmste Feld, weil er sich darauf am heimischsten fühlt. Nur Stryowski, dessen meisterhaftes Bild auf der vorigen Ausstellung: Polnische Juden in der Synagoge, Bedeutendes erwarten ließ, hat in seinen Polnischen Edelleuten bei einem Zigeunerlager keinen Fortschritt gemacht.

Auf dem Gebiet des eigentlichen Genre, d. h. der Darstellungen aus dem Volks- und Familienleben, sind ebenfalls einzelne tüchtige Leistungen zu notiren. Hier standen R. Jordan mit seinem Alt-Männer-Hause in Holland, Jerichau-Baumann mit ihrem

in den Dimensionen etwas zu groß gegriffenen, aber meisterhaft gemalten Bilde Gestrandete an der Nordsee, Vautier mit dem herrlichen Werke Der Bauer und der Mäkler obenan; ihnen reihten sich an: Spangenberg, Siegert, Sondermann, Boser, Crell, Lasch, Schlesinger, Meyer von Bremen, Michael, Jernberg u. a. Obschon wir hier in eine Specialbeschreibung nicht eingehen können, so dürfen wir doch nicht die Bemerkung zu machen unterlassen, daß gerade in dieser Richtung am meisten, sowol was Gedankenstoff als was Tüchtigkeit der Technik betrifft, geleistet wird. Selbst die Landschaft wies nicht so viele, wirklich gediegene Arbeiten auf als das Genre. Im Porträt waren die Bilder von G. Richter, obschon dieser Künstler neuerdings eine nicht vortheilhafte Schwenkung in die Winterhalter'sche Manier machen zu wollen scheint, Plockhorst, Oskar und Adalbert Begas, Bülow, Lauchert und Schauß hervorzuheben, denen sich dann noch eine Anzahl anderer Werke anreihen.

Indem wir nunmehr zur Landschaft übergehen, müssen wir vor allen andern Werken die ganz aus dem Gewöhnlichen heraustretende Ansicht von Ostende von Andreas Achenbach hervorheben. Wenn man als besonderes Lob dieses vorzüglichen Meisterwerks darauf hinweisen wollte, daß es in der Tonstimmung, in der Kraft, Tiefe und Harmonie des Colorits ganz den Eindruck eines alten Bildes macht, so ist damit der eigentliche Charakter des Werks noch keineswegs hinlänglich bezeichnet. Die große Einfachheit, ja Naivetät der Composition erinnert allerdings an die alten Holländer, allein die Schönheit der Farbe und besonders der unglaubliche Lichtglanz, der ohne eine Spur von Effecthascherei durch ganz einfache Gegensätze erreicht ist, stellt dies merkwürdige Bild doch hoch über die alte Landschaftsmalerei, welche den bekannten goldigen Ton ihrer Bilder zum großen Theil dem mildernden und zugleich vertiefenden Einfluß der Zeit verdankt. Andreas' Bruder, Oswald, ist gewiß ein Meister der Lichteffecte, und sein danebenhängendes Architekturbild gehört zu seinen besten Leistungen, aber gegen das Werk seines Bruders erscheint es flach und kalkig in der Farbe. Ja, selbst die in demselben Saale hängenden Figurenbilder leiden sichtlich unter diesem Einfluß. Von andern in ihrer Art vortrefflichen Landschaften erwähnen wir die beiden großen Strandbilder von Max Schmidt, sowie die Gemälde von Ruhts, Flamm, Spangenberg, Behrendsen, Eschke, Bennewitz, Scherres, Michelis, Deiters, A. Biel, Hoguet, Post u. s. w.

Das Thierstück war vorzüglich durch Brendel, Paul Meyerheim, Steffeck, Ou. Becker und Hallatz, die Architektur durch Gräb', Gemmel, Hoguet und de Cauwer, das Stillleben endlich durch de Noter, Goldmann, A. Dietrich und Hoguet vertreten. Unter den Aquarellisten zeichnete sich diesmal ein Italiener, Passini, durch einige große und meisterhaft behandelte Blätter aus. Die graphischen Künste, namentlich der Kupferstich, wiesen gediegene Arbeiten von Mandel, Trossin, Seidel, Habelmann, Barthelmeß u. a. m. auf.

In der Sculptur war diesmal, wie schon bemerkt, wenig Hervorragendes namhaft zu machen. Reinhold Begas hatte eine lebensgroße weibliche Figur, eine Badende, ausgestellt, welche für den genialen Naturalisten ein dankbares Motiv darbot; von Siemering war ein Bacchus mit einer Nymphe vorhanden, die Lob verdient. Sonst sind noch die Marmorstatuen von Tandardini zu erwähnen, welche zwar etwas conventionell in der Auffassung, aber recht anziehend durch Lieblichkeit und Anmuth der Formen erscheinen. Von den andern Ausstellern, die Erwähnung verdienen, nennen wir noch Moser, Pohlmann, Itzenplitz, Willgohs und Wilhelm Wolff.

Diese flüchtige Uebersicht liefert den Beweis, daß, obschon die Ausstellung, mit Ausnahme von etwa drei bis vier epochemachenden Werken, nur einen mittlern Rang gegen frühere einnahm, doch eine große Anzahl von tüchtigen Leistungen, namentlich auf dem Gebiet des Genre vorhanden war, welche einen öfter wiederholten Besuch wol lohnend

machten. Obschon daher der letztere, was vielleicht auch in dem nach andern Seiten hin in Anspruch genommenen Interesse liegen mag, besonders im Anfange nur spärlich war, so hat er doch von Woche zu Woche zugenommen und war in der letzten Zeit recht zahlreich, sodaß schon der Wunsch laut wurde, die Ausstellung möge noch um 14 Tage verlängert werden.

Da diese kritische Skizze über die Ausstellung bereits den größten Theil des uns zugemessenen Raums in Anspruch genommen, so wird sich unsere Revue über die Ereignisse in dem Kunstleben des übrigen Deutschland um so kürzer zu fassen haben. Freilich kommt uns dabei der Umstand zu statten, daß der Sommer aus erklärlichen Gründen für die Kunst überall nur eine geringe Ausbeute darbieten konnte.

In Breslau schreitet der Bau des neuen Börsengebäudes seiner Vollendung entgegen. Nach Beseitigung der Gerüste bietet die Hauptfaçade eine geschmackvolle und selbst großartige Ansicht dar und stellt dem Architekten, Kreisbaumeister Lüdecke, ein ruhmvolles Zeugniß aus. Auch der Bau der Michaeliskirche wird tüchtig gefördert.

Das neue Stadttheater in Leipzig ist äußerlich, wenigstens in den Hauptsachen, fertig. Auch die Ornamentik ist schon weit vorgeschritten. Der ganze Bau bildet einen Complex von drei Gebäuden, welche zusammen eine Fläche von 51980 Quadratfuß bedecken, ungerechnet des von dem Terrassenbau, den Veranden und sonstigen Schmuckanlagen eingenommenen Terrains. Das eigentliche Theater befindet sich im Mittelbau, welcher bei einer Breite von 100 Fuß und einer Tiefe von 300 Fuß mit vier geräumigen Treppenhäusern versehen ist, die den Eingang in die Zuschauerräume vermitteln. Diese fassen im ganzen gegen 2000 Personen. Das Auditorium hat die Form eines Halbkreises mit darangesetztem, etwas sich verengerndem Proscenium. Die Bühne mißt 7566 Quadratfuß bei einer Bühnenöffnung von 51 Fuß und einer Höhe von 78 Fuß. Bekanntlich rührt der Plan von dem Geh. Oberbaurath Langhans her; die plastischen Arbeiten, welche an der Außenseite in Steinguß von Czarnikau in Berlin ausgeführt werden, sind von berliner Bildhauern, namentlich von Hagen und Wittich, modellirt und versprechen dem Gebäude zur großen Zierde zu gereichen.

Auch in München wird eifrig gebaut. Das Kunstvereinsgebäude ist seiner Vollendung nahe, und macht einen einfachen, würdigen Eindruck. Das Centrum erhebt sich, drei Stockwerke hoch, über die beiden Flügel. Die untern Etagen haben rundbogige Fenster, die obern viereckige. Neureuther's großartig angelegtes Polytechnikum wird ebenfalls mit allen Kräften gefördert. Eins der schönsten neuern Kunstwerke, womit München kürzlich geschmückt wurde, ist der sogenannte Fischbrunnen von Knoll. In einer Ecke des alten Platzes St.-Mariä und Peters, an dem auch das Rathhaus steht, befand sich seit alten Zeiten der alte Fischbrunnen, an den sich eine alte Sage knüpft, die sich noch in der jährlichen Festlichkeit des Metzgersprunges erhalten hat. Im 15. Jahrhundert nämlich, als der Schwarze Tod viele Münchener wegraffte, glaubte man den Ursprung der Seuche in der Vergiftung der Brunnen suchen zu müssen. Da wagten es die Metzger zuerst, diesem Vorurtheil zu trotzen, indem sie kühn in das Wasser des Fischbrunnens sprangen, und allerlei Obst aus dem Brunnen warfen, um die Jugend zu locken, die sie nun tüchtig mit Wasser bespritzten. Hierdurch wurde die Angst vor der Seuche und dadurch diese selbst verjagt. Zum Andenken hieran wird nun alljährlich der Metzgersprung gefeiert. Diese Sage hat Knoll bei seinem Entwurf für den Brunnen benutzt und auf höchst geistvolle Weise verwerthet. Das nun vollendete Werk findet und verdient allgemeinen Beifall. Der gegen Ende August hier verstorbene Landschaftsmaler Max Haushofer war bekanntlich Professor an der Akademie in Prag. Er ist nur 55 Jahre alt geworden. Berühmt ist er besonders durch seine zahlreichen Landschaftsbilder aus der

Umgebung des Chiemsees, an welchem er sich regelmäßig jeden Sommer aufzuhalten pflegte. W. von Kaulbach hat vom König von Baiern den Auftrag erhalten, eine Reihe von Compositionen zu Wagner'schen Tonschöpfungen zu entwerfen. Eins der Bilder ist bereits vollendet, es stellt eine Scene aus „Tristan und Isolde“ dar. Professor Piloty arbeitet an zwei umfangreichen Gemälden, von denen das eine den Tod Cäsar's darstellt, während das andere eine Scene aus dem Dreißigjährigen Kriege schildert. Der münchener Maler Moßdorf, ein Schüler Schwind's, welcher ihn bei der Ausführung der Wartburgfresken und neuerdings bei der Ausmalung des wiener Opernhauses beschäftigt hat, erhielt vom Herzog von Sachsen-Altenburg den Auftrag, in dem neuen Saalbau im altenburger Schlosse einen Cyklus von Fresken aus dem Leben der Psyche auszuführen.

Die Angelegenheit der düsseldorfer Gemäldegalerie ist in ein neues Stadium getreten. Nachdem von seiten einer Anzahl Bürger eine Adresse an den König von Preußen beschlossen war, worin um Rückforderung der Galerie gebeten wurde, erließ der Regierungspräsident von Kühlwetter eine Bekanntmachung, wonach alle diejenigen, welche sich im Besitz von Urkunden, die Besitzrechte der Galerie betreffend, befänden, aufgefordert wurden, dieselben zur Benutzung ihm anzuvertrauen. Außerdem hat Hr. von Kühlwetter, im Auftrage des Cultusministeriums, eine Commission aus Juristen und Kunstkennern gebildet, welche alle Informationen über die Galeriefrage sammeln soll. Zu derselben gehören auch die Maler Professor A. Achenbach, R. Jordan und W. Camphausen. In dem Friedensvertrage mit Baiern ist bekanntlich dieser Punkt ebenfalls ins Auge gefaßt. Der Art. 13 lautet nämlich: „Da von seiten Preußens Eigenthumsansprüche an die früher in Düsseldorf befindlich gewesene, später nach München gebrachte Galerie erhoben worden sind, so wollen die hohen Contrahenten die Entscheidung über diese Ansprüche einem Schiedsgericht unterwerfen. Zu diesem Behufe wird Baiern drei deutsche Appellationsgerichte namhaft machen, unter denen Preußen dasjenige bezeichnet, welches den Schiedsspruch zu fällen hat.“ So steht die Erledigung dieser Streitfrage in sicherer Aussicht.

In Karlsruhe ist die von Steinhäuser in weißem Marmor ausgeführte Gruppe Hermann und Dorothea im großherzoglichen Schloßgarten aufgestellt worden. Die beiden Figuren der Gruppe sind, zu beiden Seiten eines hinter ihnen sich erhebenden Pilastersteins, dargestellt, wie sie Hand in Hand durch ein Kornfeld schreiten, nach den Worten Goethe's: „Also gingen die Zwei entgegen der sinkenden Sonne.“ Die Modelle wurden von dem Künstler in seinem Atelier zu Rom ausgeführt.

In Braunschweig rücken die Restaurationsarbeiten des Schlosses in erfreulicher Weise vor, der rechte Flügel ist im Aeußern fast vollendet. Auch die neuherzustellende Quadriga von Rietschel hofft Inspector Howaldt, der sie bekanntlich in Kupfer treibt, innerhalb der beiden nächsten Jahre nach dem ursprünglichen Modell vollenden zu können.

Das Kunstleben Wiens hat begreiflicherweise durch den so unglücklich geführten Krieg ebenfalls einen harten Stoß erhalten. Viele Pläne, namentlich zu neuen Bauten, werden vorerst wol unausgeführt bleiben. Wenigstens verlautet dies von dem seitens der Commune projectirten Schützenhause, den Parlamentshäusern, dem Musikvereinsgebäude und dem Universitätsgebäude. Die sämmtlichen Pläne dazu sind fertig, aber ad acta gelegt; ja man spricht selbst von der Sistirung des am vordersten auf der Tagesordnung stehenden Neubaues des zur Aufnahme der Hofsammlungen bestimmten Museumsgebäudes. Zwar waren früher die Architekten Ferstel und Hansen zur Einreichung von Bauplänen aufgefordert, neuerdings ist aber alles wieder still geworden. Nur das Künstlerhaus schreitet rüstig vorwärts, sodaß der Bildhauer Mitterlechner bereits die Sandsteinreliefs für die großen Bogenfenster der Hauptfaçade in Angriff nehmen konnte. Aller Voraussicht nach wird der Bau im nächsten Jahre seiner Bestimmung übergeben werden

können. Der Oesterreichische Kunstverein hat den Ausfall an directen Sendungen für seine Monatsausstellungen auf höchst glückliche Weise dadurch zu decken gesucht, daß er im September und October zwei höchst interessante Ausstellungen von ältern berühmten Meisterwerken, die sämmtlich der ausgezeichneten Galerie des Hrn. von Arthaber entnommen waren, veranstaltete. Als einen schmerzlichen Verlust, den die wiener Künstlerschaft erlitten hat, theilen wir den Tod des talentvollen Schlachtenmalers Fritz L'Allemand mit. Die Angelegenheit des Schubert-Denkmals, für dessen Errichtung vom wiener Männergesangverein eine Concurrenz ausgeschrieben war, scheint auch nicht recht vorwärts zu kommen. Es waren drei Entwürfe eingesandt worden, von Pilz in Wien, von Widnmann in München und von Kundtmann in Rom, von denen jedoch keiner durch die für die Entscheidung niedergesetzte Jury zur Annahme empfohlen wurde. Als der beste wird noch der von Pilz geschildert. Als Entschädigung hat jeder Concurrent indeß 60 Dukaten erhalten.

In Dresden wird in neuester Zeit hauptsächlich im Gebiet der Plastik tüchtig gearbeitet. Professor Hähnel ist, wie es heißt, nach Wien gereist, um dort der Aufstellung seines Schwarzenberg-Denkmals beizuwohnen. Bildhauer J. Schilling, welcher bekanntlich für die Treppe der Brühl'schen Terrasse die vier Tageszeiten in großen Gruppen ausführt, ist nach Vollendung der Nacht, wol der schönsten unter allen, und des Abends, mit der Ausführung der beiden letzten, Morgen und Mittag, beschäftigt. Der Morgen stellt eine weibliche Hauptfigur zwischen zwei jugendlichen Gestalten dar, von denen die eine rechts sich dem Schlafe zu entwinden scheint, während die andere thauspendend gedacht ist. Auch in dieser Gruppe hat Schilling wieder sein lebendiges Gefühl für Anmuth und Charakterwahrheit der Form bekundet. Auch für das wormser Luther-Denkmal sind wieder mehrere Städtefiguren, nämlich Speier, Augsburg und Nürnberg fertig geworden, sodaß die Vollendung des Ganzen in den nächsten Jahren zu erwarten steht.

In unserer letzten Revue der bildenden Künste haben wir S. 398 über „unangenehme Vorgänge" berichtet, die im Schose des Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereins zu Prag (richtiger: „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen") stattgefunden haben sollten. Unsere Nachrichten darüber stammten von dem Professor der kaiserlichen Akademie in Prag, Hrn. Professor Grueber, welcher selbst langjähriges Mitglied des Vereins ist, her und trugen das Gepräge so großer Bestimmtheit und Authenticität, daß wir, trotz des allerdings bedenklichen Inhalts, es für unsere Pflicht hielten, die Sache vor die Oeffentlichkeit zu bringen, um so mehr, als die „Deutsche Kunstzeitung" sie bereits ebenfalls, und in noch viel ausgedehnterer Weise, vor ihr Forum gezogen hatte. Infolge von Reclamationen seitens des Vereinsvorstandes haben wir in dieser Angelegenheit Recherchen angestellt und die Ueberzeugung gewonnen, daß jene Angaben vollständig unwahr und lediglich, wie unser Berichterstatter selbst in einem uns vorliegenden Schreiben erklärt, als „extravagante Kundgebungen einer Gemüthskrankheit" zu betrachten sind, welche den Verfasser derselben sogar veranlaßt hat, sich einer ärztlichen Behandlung zu unterwerfen. Indem wir diese Rectification unserer diesmaligen Revue anschließen, glauben wir von einer detaillirten Widerlegung der mitgetheilten Angaben uns entbinden zu können, und bleibt uns nur noch übrig, unser Bedauern darüber auszudrücken, den prager Deutschen Geschichtsverein durch die von uns aufgenommenen Mittheilungen, wenn auch ohne unser Verschulden, fälschlich beschuldigt und gekränkt zu haben.

---

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Das neue Paris.*)

Von Rudolf Gottschall.

Das neue Paris — so kann man das Paris des second empire, das Paris Napoleon's III., in der That nennen, seitdem die kühne Initiative des kaiserlichen Bauherrn nach allen Seiten hin durch das Gewirr der alten Straßen und Gassen die architektonischen Linien der neuen Boulevards gezogen, seitdem sie durch die neue Rue de Rivoli zwei Centralpunkte von Paris, die in der Geschichte meistens mehr eine abstoßende als anziehende Kraft aufeinander ausgeübt, die Tuilerien und das Hôtel-de-Ville, in unmittelbare, geradlinige Verbindung gesetzt hat. In der That, wer Paris seit der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers nicht mehr gesehen, der muß erstaunen über die gewaltige organisatorische Kraft, welche ganzen Stadttheilen eine neue Physiognomie gab und in wenig mehr als einem Jahrzehnt Arbeiten ausführte, wie sie sonst nur mehrere aufeinanderfolgende Geschlechter zu vollenden pflegen.

Die Macht eines gewaltigen Willens, der Millionen zum Sklavendienst verdammt, mochte jene Pyramiden am Nil und in der Wüste aufthürmen, in denen wir noch heute die Arbeitskraft der grauen Vorzeit bewundern. Doch gegenüber diesen steinernen Hieroglyphen des alten Aegypten, diesen riesigen Massen, welche nur die Gräber der Könige umfassen, ruft die neue Zeit: mögen die Todten ihre Todten begraben! Und Napoleon III. ist ein Sohn dieser neuen Zeit. Er baut keine Mausoleen weder für sich noch für andere; er weiß, daß nur zur Verherrlichung fürstlicher Alleinherrschaft, nur zur Bewährung der Allmacht eines gebietenden Willens sich heutzutage keine dauernden Monumente mehr aufthürmen lassen, daß nur sehr moderne, sehr unromantische Principien, wie das des öffentlichen Nutzens, derartigen Bauten die Sympathie des Volks und lange Dauer verbürgen.

Der Napoleonismus ist von jeher praktisch gewesen; auch die „Idées Napoléoniennes" haben nichts gemein mit deutscher Ideologie. Außer der Ecole militaire ist die Ecole polytechnique die Mutter Napoleonischer Größe. Alle freien Künste, die sich Selbstzweck sind, alle Studien, welche den Kreis der humanen Bildung beschreiben, standen dem Napoleonismus immer fern. Er hat sie gepflegt, doch mehr aus Anstandsrücksichten; er hat sie ausgezeichnet, doch nur um sich selbst damit zu schmücken. Die Gelehrsamkeit empfindet dies wohl. Darum die hartnäckige Opposition der Akademiker und des Quartier latin auch gegen das zweite Kaiserreich. Es ist nicht blos der Kampf freier Geister gegen die Autorität; es ist der Instinct der Humaniora, der sich gegen die gekrönten Realwissenschaften zur Wehr setzt.

---

*) In dem ersten Bande der frühern Folge dieses Werks (S. 353—390) befindet sich ein Artikel mit derselben Ueberschrift, aus anderer Feder. Vor zehn Jahren geschrieben, gibt er nicht nur über das außer dem Bereich dieses Artikels liegende sociale Leben der Weltstadt, sondern auch über die damals vollendeten Neubauten erschöpfende Mittheilungen, sodaß wir namentlich in Bezug auf die Rue de Rivoli und den neuen Louvre uns kurz fassen konnten, indem wir die Leser auf jenen Artikel verweisen. Der vorstehende Artikel ist in Paris während eines mehrwöchentlichen Besuchs des Verfassers im October 1866 geschrieben.

Napoleon I. hat sich große Verdienste um Frankreich durch seine Bauten und Anlagen erworben; es war in ihm eine Ader vom Architekten, vielleicht die nothwendige Ergänzung des Kriegsmeisters. Das Zerstören und Niederreißen befriedigt nicht, es gilt zu schaffen, aufzubauen. So nur stellt sich die innere Harmonie in dem bedeutenden Menschen wieder her. Dies Talent, diese Neigung hat der Onkel auf den Neffen vererbt. Prinz Louis Napoleon galt bereits, als er noch Staatsgefangener in Ham war, für eine Autorität auf diesem Gebiete. Selbst seine verunglückten Staatsstreiche, die seinem Calcul kein günstiges Zeugniß ausstellten, konnten sein Ansehen hierin nicht erschüttern. Eine Deputation aus Nicaragua wandte sich an den gefangenen Prinzen, um seinen Rath einzuholen über die Anlage eines Kanals, der den Stillen Ocean mit dem Busen von Mexico verbinden sollte. Und das kenntnißreiche Mémoire des Prinzen hierüber findet sich in seinen gesammelten Werken, neben den „Idées Napoléoniennes", neben der „Geschichte der Artillerie", seiner verdienstlichsten Schrift auf dem Gebiete der Militärwissenschaft, und neben jener Uebersetzung von Schiller's „Idealen", in welcher man eine Hinneigung des Prinzen zum deutschen Idealismus hätte suchen können, wenn man nicht aus jeder Zeile sähe, wie der Prinz diesen erhabenen Zielen der Schiller'schen Sehnsucht die ganz bestimmten Ziele untergeschoben, welche den ungemessenen Wünschen seiner Herrschsucht vorschwebten und wie der Sonnenadler der deutschen Poesie sich für ihn in den Adler von Boulogne verwandelte.

Als Prinz Napoleon nach so vielen Abenteuern endlich durch eine Revolution, wie sein vertriebener Vorgänger, Louis Philippe, ein nicht minder hartnäckiger Prätendent, zur Präsidentschaft gelangt war und nicht lange darauf den französischen Thron bestiegen hatte: da bot sich für alle kühnen architektonischen Projecte ein unumschränkter Wirkungskreis. Es galt vor allem, die Hauptstadt der Civilisation selbst zu civilisiren, indem man den Bauschutt der Jahrhunderte, der sich in verfallenden Stadtvierteln anhäufte, aus dem Wege räumte, indem man in diese Anarchie der Gassen und Gäßchen eine energisch durchgreifende Disciplin brachte. Das Chaos zu lichten, das ist ja seit den Zeiten der alten Mythe die Hauptaufgabe aller großen Civilisatoren. In einer Zeit der exacten Wissenschaften, der militärischen Uniformirung, der staatlichen Centralisation erscheint sie um so unerlaßlicher. Das Häusergewirr von Paris bildete ein Chaos, welches an die Phantasie der leitenden Behörden, wie an ihren Localsinn die schwierigsten Anforderungen stellte. Freilich, um diesen Misstand radical zu beseitigen, hätte man die Stadt selbst vom Erdboden vertilgen müssen, wie es in seiner Sturm- und Drangperiode der jetzt lorbergekrönte große Staatsmann Preußens im Namen der feudalen Partei in Betreff aller großen Städte verlangte. Doch gab es einen Mittelweg, indem man mit breiten Straßen die bevölkertsten Stadttheile durchbrach und feste Linien zog, an welche jede Organisation leicht anknüpfen konnte.

Diese baulichen Revolutionen des Kaisers haben zunächst eine echt humane Seite: sie tragen Luft, Licht und Leben in düstere und enge Stadtviertel; man athmet auf, wenn man aus diesen Labyrinthen der Gassen und Gäßchen auf die neuen luftigen Boulevards tritt. Napoleon hat in großartiger Weise für den Gesundheitszustand seiner Hauptstadt gesorgt, ihr in Luft und Licht die gedeihlichsten körperlichen Lebenselemente zugeführt. Gesundheit aber gibt Wohlbehagen und heitere Stimmung. Vielleicht ist der neue Cäsar der Ansicht, daß die revolutionären Neigungen aus körperlicher Hypochondrie hervorgehen, und er glaubt durch die Pflege der städtischen Hygiene ihre Quellen zu verstopfen. Wie dem auch sei, die Bevölkerung von Paris muß dem Kaiser dankbar sein für seine großartigen Anlagen. Den Sonnenschein in die Straßen und Wohnungen der Menschen zu leiten, ist nimmer vergebene Arbeit, etwas Licht fällt dabei auch in die Geister und in die Herzen.

Einen zweiten Zweck erreichte der Kaiser damit, er verschaffte der arbeitenden Bevölkerung Arbeit und Brot. Der Pariser ist intelligent genug, um eine Arbeit mit großen Zwecken einer beliebigen Frone vorzuziehen, die nur die Absicht hat, ihn zu beschäftigen. Die freilich rasch verlodernde Begeisterung für die Nationalwerkstätten ging doch nicht blos aus den materiellen Bestrebungen zur Verbesserung der Existenz hervor, es waren in ihr jene Ideen der Gleichheit und Brüderlichkeit lebendig, für welche sich das Volk in den Februartagen so heldenmüthig geschlagen. Die Losung der Republik ist jetzt von den öffentlichen Gebäuden und Denkmälern verschwunden, die socialistischen Tendenzen sind anrüchig geworden, insoweit sie nicht als erlaubtes Ferment in dem geistigen Mischtrank Aufnahme finden, den das neue Kaiserreich dem Volke credenzt; doch fehlt es dieser Arbeit des second empire nicht an einem gewissen geistigen Schwung, und wenn auf den pariser Arbeiter der Schiller'sche Vers paßt:

> Das ist's ja, was den Menschen zieret,
> Und dazu ward ihm der Verstand,
> Daß er im innern Herzen spüret,
> Was er vollbracht mit seiner Hand —

so fühlt er sich jetzt bei seiner Arbeit keineswegs als ein todtes Werkzeug des Despotismus, sondern als einen Arm der Civilisation, der den Mittelpunkt der Welt, das schöne Paris, herausarbeitet zu einer architektonischen Zier, zum Stolz Frankreichs und zur Freude der Nationen, welche nach der Weltstadt wallfahrten.

Der dritte Hauptzweck dieser Neugestaltungen ist freilich ein dynastischer, die Sicherung gegen die Revolution. Das alte Häusergewirr bot ihr zu schwer erreichbare Verstecke dar; die alten Boulevards folgten zu sehr in leiser Krümmung den Gesetzen der Schönheitslinie. Erst die neuen geradlinigen, unabsehbaren Straßen und Promenaden gestatten einer imposanten militärischen Action die freieste Entfaltung, dem Kartätschen- und Granatenfeuer die weitesten Zielpunkte. Nach dieser Hinsicht kann man die neuen Boulevards als große, freie Schießbahnen betrachten für alle die wandelnden Scheiben, welche eine Revolution etwa improvisiren wollte; in dieser Arena ist sie sicher, niedergeworfen zu werden. Doch so zweifellos richtig der militärische Calcul ist bei der Begründung dieser langgestreckten Straßenfluchten, so wenig ist dadurch das second empire gesichert. Vor der Emeute vielleicht, doch nicht vor der Revolution, welche ganz andere Gewichte in die Wagschale zu werfen hat. Und wer weiß, ob diese riesigen Boulevards nach dem Tode des Kaisers nicht einmal die Walstatt bilden, auf welcher sich die nach der Herrschaft strebenden Prätorianer selbst zerfleischen, ob hier nicht einst Straßenschlachten um Regentschaften und Kriegsministerportefeuilles geschlagen werden, ob die Seleuciden und Ptolemäer nicht einmal um den zerrissenen Kaisermantel in blutigen Kämpfen würfeln auf der Arena, die des Imperators Vorsicht geschaffen?

Wir beginnen unsere Rundschau über das neue Paris mit dem Boulevard de Malesherbes, der sich an die fashionablen Boulevards anschließt, bei der Madeleine beginnt und sich in gerader Linie bis zum Parc de Monceaux erstreckt. Das Leben der fashionablen Boulevards dürfen wir hier nicht suchen; je mehr wir uns dem Park nähern, desto stiller und öder wird die breite Promenade. Die Häuser auf beiden Seiten sehen sich zum Erschrecken ähnlich; sie sind nach der Schnur gezogen, alle von gleicher Höhe, alle mit denselben goldenen Lettern auf den Fensterbalustraden und mit meist bescheidenen Läden im Erdgeschoß. Sehr oft sind auch die Läden geschlossen und befinden sich in einem melancholischen Interimszustand, der durch das Wort à louer bezeichnet wird. Die frierenden Ahornbäumchen scheinen ebenfalls noch sehr auf die Zukunft angewiesen. Gleichwol machen die stattlichen Häuserreihen einen bei aller Gleichmäßigkeit doch im-

merhin imponirenden Eindruck; diese wie auf Commando aufmarschirten Fronten verkünden die Energie des Willens, dem sie gehorchten, und die unabsehbare Perspective stellt uns die gewaltigen Dimensionen der Weltstadt vor Augen.

Der Boulevard de Malesherbes zieht sich durch einen Stadttheil hin, der sich nie durch besondere Lebendigkeit auszeichnete und ebenso wenig eine scharf ausgeprägte Physiognomie zur Schau trägt. Es ist der Stadttheil, in welchem sich die Place de l'Europe befindet und in welchem die Straßen Namen europäischer Hauptstädte tragen, in welchem es eine Rue de Madrid, de Vienne, de Stockholm, de Constantinople, ja auch eine Rue de Munich und de Hambourg gibt. Wo aber Paris anfängt kosmopolitisch zu werden, da befinden wir uns ganz gewiß an der Peripherie und nicht mehr im Centrum. Diese Straßen sind ganz respectabel, aber still und todt, und wir dürfen in dem Register derselben nicht die Rue d'Amsterdam vergessen, in welcher der Dichter des „Romanzero" auf dem Schmerzenslager diesen seinen Schwanensang gesungen hat.

Der Boulevard de Malesherbes, der am 13. Aug. 1861 eröffnet wurde, beginnt bei der Madeleine, deren „säulengetragenes herrliches Dach" einen so hellenisch freien Eindruck macht. Seltsam freilich nehmen sich die Heiligen und Erzengel aus in den Nischen der korinthischen Säulenhallen, wie verschlagene Wanderschwalben von Stein, die hier ihr Nest gebaut. Die Kirche wurde von Napoleon I. vollendet, der trotz seiner großen Bautalente für den kirchlichen Stil am wenigsten Sinn hatte. In der That wollte er in der Madeleine einen militärischen Musentempel errichten, der an den Jahrestagen der großen Schlachten illuminirt werden sollte. Die Bourbons verwandelten den Tempel dann in die officielle Kirche der Restauration, die hier in Sack und Asche um Ludwig XVI., Ludwig XVII., Marie Antoinette und Madame Elisabeth trauerte. Das dritte Kaiserreich feiert wiederum hier mit Vorliebe seine Todtenfeste; die Madeleine ist die Kirche der großen Nationaltrauer; die Helden des 2. December werden von hier aus zu Grabe getragen. Doch der Boulevard de Malesherbes hat noch eine zweite Kirche aufzuweisen, welche sich ungefähr in seiner Mitte befindet, auf dem Kreuzungspunkt, wo der neueste Boulevard Hausmann ihn durchschneidet. Diese Kirche Saint-Augustin ist noch nicht ganz vollendet und macht einen durchaus modernen, frischangestrichenen Eindruck. Der Madeleine wendet sie ihre, ebenfalls von Säulen oder vielmehr von Säulchen getragene Façade zu, während sich auf der andern Seite über der Apsis eine große runde Kuppel erhebt, um welche sich vier kleine Kuppelthürmchen gruppiren. Diese Kirche ist von dem Architekten Baltard erbaut worden, im Stil der Basilika und der Renaissance zugleich, ein Mischstil, den der Volkswitz als Style Baltard bezeichnet. Die Façade, wie überhaupt die vordere Seite der Kirche hat etwas Gedrücktes, indem der nach hinten gerückte Kuppelbau zu schwer darauf lastet. Die Statuen der Heiligen in den Seitennischen sind indeß keineswegs ohne künstlerisches Verdienst. Nur will es dem ganzen architektonischen Ensemble durchaus nicht gelingen, den Eindruck einer Kirche hervorzubringen, trotz der großen Rosette der Façade. Baltard, der übrigens der Architecte-en-Chef der Stadt Paris ist, hat zu viel vom Stil seiner Centralhallen auf diese Kirche übertragen, namentlich machen die gußeisernen Verzierungen einen sehr profanen Eindruck. Nicht weit von der Kirche ist eine große Kaserne, welche beide Boulevards beherrscht und von welcher aus sich mit Leichtigkeit die militärischen Massen auf die alten Boulevards werfen lassen, sollten dieselben noch einmal die revolutionären Anwandlungen des 2. December verspüren. So ist auch dieser Boulevard, der seinen Namen führt von dem ehrwürdigen Vertheidiger des Königs, mit den kräftigsten Mitteln ausgerüstet, das Kaiserthum zu vertheidigen, und zwar zu rechter Zeit und nicht mit der Beredsamkeit des Advocaten, welche der schwächste Schutz der Könige ist, sondern mit ihrer energisch überzeugenden ultima ratio.

Der Boulevard zeigt nach dem Park zu zahlreiche Lücken, durch welche man auf demolirte Häuser sieht; denn auch die Nachbarstraßen müssen sich der vornehmen Nachbarschaft würdig zeigen und ein mehr fashionables Aussehen gewinnen. Durch ein vergoldetes Gitter treten wir endlich in den Parc de Monceaux, dessen breite Alleen mit ihren schattigen Platanen einen durchaus stillen, idyllischen Eindruck machen. Der Park vertritt die westmächtliche Allianz der Gartenstile und war ursprünglich halb in englischem, halb in französischem Geschmack gehalten. Das fashionable Gedränge verirrt sich nicht hierher, seine Blütenzeit fällt in die Zeit vor der Revolution, als das ancien régime hier seine feenhaften Feste feierte. Da wogten die glänzendsten Toiletten durch die korinthische Säulenhalle um die Naumachie; die jetzt in allerlei künstlichen Stalaktiten restaurirte Grotte in dem Felsenhügel sah die zärtlichsten Rendezvous; die Pastorale von Trianon im verjüngten Maßstabe fanden hier ihre Nachfeier. Doch wenn wir dies bunte Leben vor unsers Geistes Augen heraufbeschwören, da mischt sich immer in dasselbe eine unheimliche Gestalt. Es ist der Eigner des Gartens, der mit dem freundlich volksthümlichen Lächeln auf den verwüsteten Zügen durch die Menge schreitet, ein durch Blut watender Prätendent, dessen Sohn erst die ehrgeizigen Träume des Vaters verwirklichen sollte; es ist der revolutionäre Verschwörer aus dem Blute der Bourbons, Philipp d'Orleans Egalité, der seit 1778 Besitzer dieses Parks von Monceaux war und der Carmontel beauftragt hatte, ihn mit Anlagen zu schmücken, die dem Besucher stets neue Ueberraschungen bereiten sollten. In der That, dieser Egalité war der Mann der Ueberraschungen; er überraschte alle Welt, als er für den Tod des Königs stimmte, und wurde selbst auf das bitterste überrascht, als er statt auf die Stufen eines Throns auf die Stufen der Guillotine steigen mußte. Zweimal war dieser Park Nationaleigenthum geworden, während der ersten Revolution und während der Revolution des Februar, wo hier der kühnste Traum der kurzlebigen Republik, die Nationalwerkstätten, ins Leben gerufen wurden. Jetzt gehört er der Stadt Paris, die ihn durch die Anlage breiter Alleen zu einem Corso für Wagen, Reiter und Fußgänger umgeschaffen, natürlich nicht, ohne ihm viele seiner anmuthigsten Heimlichkeiten zu rauben, ohne ihn zu zerstücken und zu zerschneiden. Doch ist hier der Andrang der Menge gering, man könnte sich ganz in eine ländliche Idylle versetzt glauben, wenn nicht der Arc de l'Etoile, an die Weltstadt mahnend, durch die Platanen des Gartens blickte.

Bei dem Parc de Monceaux betreten wir die äußern Boulevards, die früher nur für die Grenzen des Octroi galten, seitdem aber Batignolles, Monceaux, Montmartre, Belleville mit zur Stadt gezogen worden sind, sich einer minder stiefmütterlichen Behandlung erfreuen. Zwar der Boulevard des Batignolles macht noch einen sehr vorstädtischen Eindruck, auf der einen Seite Breter- und Lattenzäune mit dem Blick auf lauter terrain à vendre, auf eine Gegend von Paris, welche bisjetzt ein ödes Areal bildet, doch gewiß bald durch die reformatorischen Bestrebungen des Kaisers und der Commune mit einem Straßennetz durchzogen werden wird; auf der andern Seite das kleinstädtische Häuserconglomerat von Batignolles, mit seinen Rendezvous für die Arbeiter, mit seinen Tabacksläden und seinem bescheidenen Kunsttempel, in welchen sich die aus den großen Theatern verbannte Muse der Geschichte geflüchtet zu haben scheint; denn man gibt hier eine Reihe historischer Tableaux, deren Held König Heinrich IV. ist. Doch weiterhin haben die früher öden Barrièren von Clichy, Pigalle, Rochechouard einen ganz respectabeln mittelstädtischen Charakter angenommen und zeigen stattliche Häuserfronten, gegenüber den verhängnißvollen Höhen des Montmartre.

Wir wenden uns nun wieder der innern Stadt zu. Vom Ausgang der Rue du Faubourg Poissonnière erstreckt sich der Boulevard de Magenta, bis zum Château d'eau, indem ihm zur Linken die beiden Hauptbahnhöfe des nordöstlichen Paris, L'Embarcadère

du Nord und L'Embarcadère de Strasbourg, liegen bleiben. Bei dem letztern kreuzt er den hier beginnenden Boulevard de Strasbourg, der sich als der glänzende Boulevard de Sebastopol von Norden nach Süden durch ganz Paris bis zum Observatoire hinzieht. Diese Anlage ist nächst der Rue de Rivoli das großartigste Werk des kaiserlichen Reformgedankens; es liegt ein tiefer Sinn in diesen Linien der architektonischen Kabbala des dritten Napoleon; sie haben eine politische und sociale Bedeutung. Diese Vorstädte von Saint-Martin und Saint-Denis sowie die gleichnamigen Hauptstraßen der innern Stadt waren von je ein Herd der Revolutionen, die in den zahlreichen kleinen Querstraßen und Winkeln die willkommenste Zuflucht fanden. Hier löste sich die Stadt gleichsam in ihre Atome auf; es gab Stadtviertel, die nur aus einzelnen Häusern bestanden; diese Häuser waren Bastionen des Aufstandes und boten zugleich Ausgänge nach den verschiedensten Seiten. Die Rue Saint-Martin und Rue Saint-Denis communicirten durch diese unzähligen Gassen und Gäßchen auf das ungestörteste, und jede derselben hatte, wie die abgehauenen Glieder eines Polypen, ihre eigene revolutionäre Lebenskraft. Für die Entfaltung soldatischer Kräfte waren diese Zwillingsstraßen so ungünstig wie möglich; denn es erforderte einen doppelten Kraftaufwand, jede derselben zu beherrschen. Blieb aber die eine dem freien Spiel des Aufstandes überlassen, so war die andere für die Truppen unhaltbar.

Die Ironie des kaiserlichen Willens, weit entfernt, diese beiden revolutionären Lebensadern oder eine derselben zu zerstören, ließ sie ruhig nebeneinander fortbestehen; aber unterbrach ihre Verbindungen durch den gewaltigen Boulevard de Sebastopol, der als eine Hauptpulsader von Paris zwischen sie hineingelegt wurde und sie so zu unbedeutenden Nebenstraßen degradirte. Die Fortsetzung desselben jenseit der Seine dient dem gleichen Zwecke. Die Rue Saint-Jacques, die unheimlichste Straße des jenseitigen Paris, die blutigste Walstatt der Juniinsurrection, wird durch diesen neuen Boulevard, der mit ihrer Richtung im ganzen parallel läuft, gleichsam strategisch neutralisirt, er sichert den Truppen eine weithin herrschende Position, die sie vergebens in jener schlangenartig gekrümmten Gasse gesucht hätten. Dieser ganze riesige und prächtige Boulevard ist eine Frucht der politischen und strategischen Lehren, welche der Juniaufstand den Machthabern gegeben hat; er ist eine Correctur ungünstiger Terrainverhältnisse, mit denen der einzige Vorsprung des Aufstandes von den regulären Truppen aus dem Wege geräumt ist.

Der Boulevard de Strasbourg selbst bietet ein geringes Interesse dar; er ist wie der Boulevard de Sebastopol ganz nach dem Muster der alten Boulevards angelegt, Trottoirs von Asphalt, Bäume, die Vespasiennes, diese Miniaturmonumente pariser Ungenirtheit, die Glasbuden, in denen die Zeitungen und Journale verkauft werden, dies ganze Inventar ist ihnen mit den berühmten fashionablen Boulevards gemein. Die kleinen Kaffeehäuser des Boulevard de Strasbourg stechen freilich gegen die glänzenden Cafés der andern nicht zu ihrem Vortheil ab. Indeß befindet sich hier das Eldorado, mit seiner an Sculpturen reichen Façade, seiner zweistöckigen Rotunde, die von 16 auf hohen Säulen ruhenden Arcaden durchbrochen wird, seiner Galerie mit ihren Kolossalfiguren, mit malerischen Attributen und seiner Kuppel mit dem prächtigen Zifferblatt, wo die Stunden durch 12 Nymphen angezeigt werden. Den Balkon schmücken Masken und Medaillons, den Foyer zwei Fontainen und 12 Statuen von Debay. Dies Eldorado ist der erste Café chantant von Paris während des Winters, eine Vergnügungsanstalt, die mit unsern Arenen eine wenig erbauliche Aehnlichkeit hat. Hier versammelt sich das kaffee- und biertrinkende Publikum, während auf der kleinen Bühne volksthümliche Chansons vorgetragen werden und namentlich die dicke Susanne Lagier, eine tapfere Vorkämpferin der Emancipation, bewaffnet mit der Riesenfeder der „Colombine", mit

der sie in diesem Journal die Männer aus dem Wege räumt, durch selbstgedichtete Couplets den Beifall des Publikums sich erobert. Außerdem werden hier parodistische Scenen aufgeführt; man sieht z. B. Ulysses im Frack mit einem großen Lorgnon und einer zu Berge stehenden Perrüke zu seiner antik costümirten Penelope zurückkehren, um als fremder Prinz ihre Treue auf die Probe zu stellen. Dieser Boulevard mündet in den von Saint-Denis zwischen den beiden Triumphpforten Ludwig's XIV., der Porte Saint-Denis und der Porte Saint-Martin, auf denen die überwundenen Germanen bekanntlich im Text und in den Basreliefs eine Hauptrolle spielen, und auch der Vater Rhein als Grenzgott, wie er wieder in den Köpfen der Franzosen spukt, in plastischer Attitude erscheint. Der todte Löwe auf der rechten Seite der Porte Saint-Denis dürfte aber schwerlich geeignet sein, das heutige erwachende Germanien zu symbolisiren. Hier beginnt nun der Boulevard de Sebastopol mit seinen kasernenartig gleichmäßigen, aber dennoch glänzenden Häuserfronten, mit seinen prächtigen Läden und Restaurants, eine neue Verkehrsstraße, wie sie wol keine zweite Stadt der Welt aufzuweisen hat. Etwas idyllisch nimmt sich mit seinen Kaufbuden und Baumpflanzungen nur der kleine Square des Arts et Métiers aus, hinter dem das gleichnamige Conservatorium sichtbar wird, eine große Real- und Industrieschule mit sehenswerthen Sammlungen aus allen technischen Fächern. Das Basrelief von Ruxtheil im Erdgeschoß des Gebäudes, welches Dädalus und Icarus darstellt, will uns indeß nicht als eine sonderlich glückliche Allegorie erscheinen. Dädalus mag immerhin als der erste Maschinenbauer betrachtet werden; doch Icarus mit seinen in der Sonne schmelzenden Schwingen von Wachs hat eine sich gegen die Technik und Industrie kehrende Bedeutung; er beweist, daß ihre Maschinen nicht ausreichen zu den höchsten Flügen des mënschlichen Geistes und daß es Regionen gibt, wo ihr Wachs in der Sonne schmilzt.

Der Boulevard de Sebastopol führt weiter am Chor der gothischen Kirche von Saint-Leu vorüber, und gestattet dann einen Durchblick auf die neuen Centralhallen, diese acht mächtigen Pavillons mit ihren Souterrains, die durch eine unterirdische Eisenbahn verbunden werden. Diese Centralhallen sind riesige Tempel für Haus und Herd, die Vorrathskammern von ganz Paris. Hier zeigt das neue Kaiserreich seine Fürsorge für den Magen dieses Ungeheuers von Stadt, für den grollenden Magen, den Vater mancher Revolutionen, der freilich zu seiner Befriedigung nicht blos der Vorräthe bedarf, sondern auch der Mittel, um sie anzuschaffen.

Es war eine zarte Rücksicht des Boulevard de Sebastopol, daß er eine Straße nicht mitverschlang, sondern neben sich bestehen ließ, deren historische Bedeutung für Paris keineswegs eine veraltete ist, sondern in der Gegenwart fortlebt. Es ist dies die Rue de Quincampoix, die Straße des Schotten John Law und seiner ersten Bankcomptoire, die Straße des riesigen Mississippischwindels und eines erstickenden Verkehrs von Actienkäufern und Actienkäuferinnen. Die Place de la Bourse muß mit Ehrfurcht auf die Rue Quincampoix blicken; alle Crédits-mobiliers des second empire begrüßen in John Law ihren Stammvater. Das geniale Börsenspiel der Regentschaft ist das Vorbild, dem die Coulisse des second empire nachstrebt. John Law ist der Columbus der papierenen Speculation und die Haute-finance des heutigen Frankreich ist undankbar, wenn sie ihm noch kein Denkmal errichtet hat in der Rue Quincampoix oder auf der Place Vendôme, wo er die Zeiten seines Glanzes, aber auch seinen Fall erlebte. Wenigstens ist jene alte, unscheinbare Straße nicht dem Durchbruch der neuen Verkehrsader zum Opfer gefallen, und die Männer des Parquet und der Corbeille des neuen Börsentempels können dort immer, wenn sie Pietät genug besitzen, mit Andacht die bescheidenen Anfänge der riesigen Speculationen bewundern, die jetzt ihr Netz über die civilisirte Erde ausdehnen! Doch was hat die Börse mit der Pietät zu thun!

Wo die Rue Rivoli den Boulevard de Sebastopol schneidet, erhebt sich der Thurm Saint-Jacques de la Boucherie, der einzige Ueberrest einer in der Zeit der Revolution als Nationaleigenthum verkauften und dann niedergerissenen Kirche. Dieser viereckige gothische Thurm, dessen Ankauf und Wiederherstellung der Stadt beinahe eine Million gekostet hat, bietet einen der interessantesten Aussichtspunkte von Paris, indem man sich hier recht im Centrum der Stadt befindet und von oben herab diese Napoleonischen Straßenfronten bewundern kann, welche das ungeheuere Labyrinth mit mathematischer Genauigkeit durchschneiden.

Der Boulevard durchkreuzt weiterhin die neugeschaffene Place du Châtelet, welche dicht an dem Ufer der Seine liegt. Das Napoleonische Siegesmonument, eine Fontaine mit den vier allegorischen Statuen: Treue, Wachsamkeit, Gesetz und Kraft und der den Kranz austheilenden Siegesgöttin auf der Säule, wurde 1807 von Napoleon I. errichtet, auf dem alten Platz, welcher weiter ab von der Seine lag. Napoleon III. ließ die ganze Fontaine mit ihren Tugenden und ihrer Siegesgöttin durch Maschinen auf den neuen Platz versetzen, ein anstaunenswerther Triumph der Mechanik und zugleich ein Beweis dafür, daß in Paris keine Tugend feststeht und wäre sie selbst in Stein gehauen. Selbst die großen Bäume des neuen Platzes sind von dem alten herübergepflanzt worden. Man kennt in Paris keine Hindernisse in dieser Hinsicht, die neue Maschinerie vertritt vollständig die Göttermaschinerie des alten Epos, und verrichtet die Wunder, zu denen man früher die Götter und Göttinnen brauchte.

In dieser Maschinerie besteht auch das Geheimniß der großen Kunstwirkungen, welche das Théâtre du Châtelet auf die Masse ausübt. Das Theater stand ursprünglich auf dem Boulevard du Temple und ist, wenn auch nicht mit seinem steinernen Gehäuse, auf den neuen Platz als eine architektonische Zierde desselben übergesiedelt. In Bezug auf die Pracht der Ausstellungen macht es dem Théâtre der Porte Saint-Martin den Rang streitig; seine militärischen Spectakelstücke und Zauberpossen erscheinen mit einem Luxus der Costüme, Decorationen und Beleuchtungen, mit einer solchen Fülle plastischer Schaustellungen, welche die Gruppirungen der deutschen Drehscheiben hinter sich lassen, mit einer solchen Virtuosität der Verwandlungen, welche das Unterste zu oberst kehren, Menschen und Zimmer auf den Kopf stellen, daß man in der That sehr hartherzig sein muß, um sich von dieser Zauberwelt nicht hinreißen zu lassen. Gegenüber auf der andern Seite des Platzes befindet sich das neue Theater lyrique, das vierte Opernhaus von Paris, in welchem neue Opern von Gounod, auch manche deutsche Opern zur Aufführung kommen. Die pariser Kritik hat an diesem Theater in architektonischer Hinsicht viel auszusetzen. Sie tadelt diese Bauwerke des Hrn. Davioud wegen ihrer Stillosigkeit, es könnten ebenso gut Bazars oder Kaufhallen sein. Ein Peristyl mit fünf Arcaden, ein erstes Foyer, als monotone Wiederholung des Erdgeschosses, darüber ein zweites, als Krönung eine Attika mit runden Dachlöchern und dann ein convexes Dach: das gibt Veranlassung, diese Theater mit Büchsen zu vergleichen, und zwar ein jedes mit zwei ineinandergeschachtelten Büchsen, von denen die eine aus der andern hervorguckt.

Von der Place du Châtelet aus führt der Pont au Change über die Seine, früher eine schmale Brücke, jetzt erweitert zur ganzen Breite des Boulevard de Sebastopol. In der Cité selbst trat hier das imposante Palais de Justice allen Neugestaltungen entgegen; doch hat die alte Straße hier fast die Breite des Boulevard, der jenseit des Pont Saint-Michel wieder seine geradlinige Fortsetzung nimmt. Wenn uns die sieggekrönten kaiserlichen Tugenden noch von der Place du Châtelet her geläufig sind, so werden wir um so besser den Sinn des großartigen Monuments fassen, das sich an dem Pont Saint-Michel erhebt. Die von Alphand und Davioud 1860 aus Stein und Bronze errichtete Fontaine Saint-Michel, in deren Mitte sich ein von Duret gemeißelter Sanct-Michael

erhebt, welcher den Dämon daniederwirft, hat hier an der Schwelle des rebellischen jenseitigen Stadtviertels seine nicht miszuverstehende Bedeutung. Der Erzengel würde sich einer leichtverzeihlichen Täuschung hingeben, wenn er glaubte, seiner hohen Stellung unter den himmlischen Erzämtern, seiner paradiesischen Herrlichkeit und seinen etwas verschollenen Siegen über den bösen Feind diese ehrenvolle Auszeichnung zu verdanken; wenn er glaubte, um seiner selbst gemeißelt worden zu sein. So gut wird es heutzutage keinem Heiligen mehr in Paris; das Kaiserthum absorbirt alle legendarische Herrlichkeit. Dieser Sanct-Michael symbolisirt nur das second empire, das den Dämon der Revolution überwunden hat; avis au lecteurs für die Rue Saint-Jacques und das Quartier latin, die ihr Bild in der zu Boden geworfenen höllischen Bestie wiedererkennen mögen. Auf vier Säulen erheben sich die vier kaiserlichen Tugenden. Selbstverständlich hat sich der Kaiser dies schmeichelhafte Monument nicht selbst gesetzt, sondern es war, wie die Inschrift sagt, seine getreue Stadt Paris, die es ihm errichtete. Und zwar stammt der dem Marmor gleich geaderte Stein der Fontaine aus den Vogesen, und ist deutsch-annectirter Herkunft. In architektonischer Hinsicht ist diese neue riesige Fontaine geradezu mislungen, indem sie im ganzen den Eindruck eines unförmlichen Klumpens macht. Außerdem sind alle Stilarten und Weltanschauungen in ihr vermischt; der Erzengel muß es sich gefallen lassen, von den kleinen Amoretten des Frieses umschwirrt zu werden; Christenthum und Heidenthum, Kaiserthum und Königthum mengen hier ihre Symbole durcheinander.

Der Boulevard Saint-Michel erstreckt sich in gerader Linie bis zum Observatoire, läßt rechts das Odéon, das Theater der studentischen Demonstrationen, links das Panthéon liegen, und zieht sich entlang des etwas verstümmelten Luxembourg-Parks, indem er den Blick auf das ehrwürdige Palais der Maria von Medici, das Sitzungshaus der Pairs, verstattet. Nicht weit von der Brücke zweigt sich ein anderer neuer Boulevard ab, der Boulevard Saint-Germain, der sich bis zum Quai Saint-Bernard erstreckt. Hier befindet sich das Musée des Thermes mit seinen mittelalterlichen Sammlungen. Weiter führt der Boulevard Saint-Michel an der Ecole des Mines und dem Taubstummeninstitut vorüber und endet an dem Observatoire. Während die Sterne dort oben durch die Teleskopen wandern, in langsam geordnetem Reigentanz, dreht sich dicht daneben auf der Erde die wilde Welt von Paris bacchantisch im Kreise. Hier befindet sich die Closerie de Lilas, ein Tempel des Cancan, eine Art Halle mit bunten Holzpfeilern, aus zwei großen Haupt- und zwei großen Nebenschiffen bestehend, in denen der Cultus der Venus, des Bacchus und des jetzt auch allgemein in Paris eingebürgerten Gambrinus gefeiert wird. Die Grisetten des Quartier latin tanzen hier mit erstaunlicher Keckheit, die seit dem second empire zugenommen hat, mit unglaublicher Virtuosität den Cancan. Die Kunst, die Fußspitzen in die Höhe zu werfen und das Hinderniß zu beseitigen, welches Kleider und Röcke der freien Bewegung der Gliedmaßen darbieten, macht Fortschritte, wie sich's für eine Stadt ziemt, welche an der Spitze der Civilisation vorausmarschirt. Die Sergents de Ville, welche über die öffentliche Sicherheit zu wachen haben, sind natürlich nicht hinter ihrer Zeit zurückgeblieben, und was zur Zeit der Republik von 1848 noch für anstößig und indecent galt, was damals einen polizeilichen „Ruf zur Ordnung" und im Wiederholungsfall eine Verbannung der freien Künstlerin zur Folge hatte, das erscheint jetzt als eine Nuance der fortgeschrittenen Kunst, welche auch dem polizeilichen Gewissen schweigende Bewunderung ablockt. Es bedarf schon ganz besonderer Ausschreitungen, um jetzt eine Rüge der Staatsgewalt auf sich zu ziehen. Wer nicht die feingeschliffene Lupe der Sergents de Ville besitzt, dem wird die Grenze, wo die Freiheit der Kunst aufhört und die Sünde wider die Sittlichkeit anfängt, gewiß vollkommen unsichtbar bleiben. Uebri-

gens werden in der Closerie de Lilas auch andere Tänze, wie Walzer und Polka, in den Cancan übersetzt, und mit denselben Sprüngen, demselben Gestampfe und Jubelgeschrei ausgeführt. So rast das männliche und weibliche Quartier latin, mitten unter dem Meridian von Paris, der über das Observatoire hingeht, und in der verhängnißvollen Nähe jener Institute, welche mit diesen Ballfreuden in einem unerquicklichen Zusammenhang stehen, der Maternité und dem Hôpital des Vénériens.

Auf der andern Seite des Palais de Luxembourg, etwas weiter davon entfernt, soll die Rue de Rennes, welche von dem Westbahnhof ausgeht, ebenfalls bis zu dem Quai d'Orsay verlängert werden. Hier wird der Durchbruch zum Theil durch die aristokratischen und diplomatischen Viertel des Faubourg Saint-Germain geschehen; denn der Napoleonismus ist nivellirend und verschont die Verstecke der altadelichen Schlösser, die sich so vornehm abgeschlossen mit ihren verschwiegenen Gärten hinter dem Hofraum verbergen, ebenso wenig wie die Sackgassen und Winkel der Arbeiterviertel.

Kehren wir nun von der südwestlichen Peripherie der Stadt zu ihrem Mittelpunkt zurück, so müssen wir noch die Weiterführung der Rue de Rivoli ins Auge fassen als die bedeutendste bauliche Neuerung im Innern von Paris. Die Rue de Rivoli ist eine Parallelstraße der Rue Saint-Honoré, welche von Westen nach Osten die Mitte der Stadt durchschneidet. Zwischen dieser Straße und der Seine befanden sich jene durch hundert Gäßchen zerstückten Häuserconglomerate, welche in den verschobensten Winkeln durcheinanderlagen. Hier that es noth, eine gerade Linie zu ziehen und die militärische Verbindung zwischen den Tuilerien und dem Hôtel-de-Ville, die durch die Rue Saint-Honoré nur schwach gesichert ist, in durchgreifender Weise herzustellen. Dies geschah durch die Verlängerung der Rue de Rivoli, welche zuerst die Aufmerksamkeit Europas auf die kaiserlichen Umgestaltungen des pariser Stadtplans lenkte. Die Großartigkeit der Neubauten, die zum Theil mit Hülfe des „elektrischen Lichts" ausgeführt wurden, ließ alsbald erkennen, daß man es hier mit einer neuen Ausstrahlung der idées Napoléoniennes zu thun hatte, und daß die Revision der Karte von Paris für die innere Politik dasselbe bedeutete wie für die äußere die Revision der Karte von Europa.

Die alte Rue de Rivoli beginnt von der Place de la Concorde, jenem jetzt so strahlenden Platz, der einst alle Greuel der Revolution gesehen, während der Obelisk von Luxor, in der Mitte der 20 bronzenen Säulencandelaber, selbst ein steinernes Räthsel der Vorwelt, so fremdartig auf die räthselhaften Wandlungen der Geschichte, auf die Prachtschlösser und Triumphbogen der neuen Sesostris blickt, von denen seine Hieroglyphen nichts zu melden wissen. Die Rue de Rivoli flankirt dann den Garten und das Schloß der Tuilerien, machte aber schon in der Nähe des Louvre jenen unerquicklichen Gassen Platz, welche jetzt die bauliche Initiative des Kaisers aus dem Wege räumte. Hier stößt der Fremde, der Paris seit einer Reihe von Jahren nicht besuchte, auf so großartige Neubauten, daß er sich kaum zu orientiren vermag. Der Louvre, den er hier vor Augen sieht, ist nicht der alte, dessen auf die Seine hinausgehende Prachtsäle ihm so wohlbekannt sind; es ist nicht der Louvre von Franz I. mit den unheimlichen Erinnerungen der Medici und Valois und der Bartholomäusnacht. Es ist der Nouveau Louvre, die nördliche Verlängerung des alten Palais zu den Tuilerien, welche im Jahre 1848 nach den Plänen von Visconti begonnen und von Napoleon III. für die Summe von 75 Mill. Frs. von 1850—56 vollendet wurde. In den Räumen dieses neuen Palais befinden sich das Ministerium des Staats und das kaiserliche Hausministerium, zu dessen Ressort auch les beaux arts, die Theater und die Marställe gehören.

Das Napoleonische Kaiserthum freut und rühmt sich zugleich seiner Productivität;

es besitzt nicht jenen Künstlerstolz, der sich hinter seinen Werken verbirgt; wo es irgend thunlich verkündet es selbst der Nachwelt, was es gethan. Ueberall bemerkt man diesen kaiserlichen Annocenfinger, in symbolischer Plastik, in der Sprache der Arabesken und Ziffern wie in der unzweideutigen Ruhmredigkeit der lapidarisch stilisirten Inschriften. Gleich über dem Hauptportal des neuen Louvre erblicken wir eine allegorische Gruppe, welche die Intelligenz und die Arbeit darstellt. Indem die erstere in ihrer Hand den entrollten Plan des Louvre trägt, tritt sie aus ihrer abstracten Allgemeinheit heraus; es ist nicht die Intelligenz überhaupt, die hier verherrlicht wird; es ist die kaiserliche Intelligenz, welche den neuen Louvre begründet hat. Die Arbeit aber mit dem Füllhorn in ihrer Hand ist die Arbeit von Paris, welche alle Hände voll zu thun hat, um die Baupläne des kaiserlichen Bauherrn zu verwirklichen. Sonst aber hat diese Figur auch eine tiefere Bedeutung. Man hat bisjetzt die Pomona und Abundantia mit einem Füllhorn abgebildet; es waren dies bequeme Allegorien nach den üblichen Schablonen der Bildhauerateliers. Die Arbeit mit dem Füllhorn — das ist eine Gestalt von tieferer Symbolik, welche die Lösung der socialen Frage bedeutet, und welche an den Portalen von Cabet's Ikarien, von Fourier's Phalanstèren, ja selbst vor dem Schattenreich der Proudhon'schen Paradoxen ebenso gut Wache halten könnte wie vor dem kaiserlichen Palais. Freilich ist die Lösung dieser Frage leichter für die Bildhauerkunst als für die Staatsweisheit, und selbst das sich auf das kaiserliche Scepter stützende Frankreich, das sich unter der Arbeit und der Intelligenz am Portal des neuen Louvre befindet, wird in der Wirklichkeit nicht immer wie in dieser plastischen Gruppe unter einem ausgeschütteten Füllhorn existiren.

Der Pavillon de Rohan, zwischen dem Carrouselplatz und der Rue de Rivoli, ist mit militärischen Illustrationen der Republik und des Kaiserreichs geschmückt. In der Auswahl dieser Generale liegt zugleich eine Kritik; es ist interessant zu sehen, welche kriegerischen Berühmtheiten des ersten Empire das zweite noch für würdig hält in seine Walhalla aufgenommen zu werden. Man vermißt manche, welche für unser deutsches Bewußtsein mit der ganzen Glorie des Kaiserthums ausgestattet sind. Wo sind die Murat, die Prinz Eugen, die Davoust, Rapp, Marmont? Es scheint, daß die Treue gegen das untergehende Kaiserthum zur Scheidung der Schafe und Böcke ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale warf und daß außerdem die Hephästions des neuen Alexander besonders berücksichtigt wurden. Aus den Zeiten der Republik finden wir Hoche und Kleber, aus der Zeit des Consulats und Kaiserreichs Lannes, Masséna, Desaix, Marceau, Soult und Ney unter den plastischen Zierden des Pavillon de Rohan. Die zum Theil durch den neuen Louvre mitgebildete Place Napoléon III ist die östliche Fortsetzung des Carrouselplatzes. In den Arcaden des neuen Palastes finden sich nach dieser Seite hin Berühmtheiten aus allen Gebieten der Literatur, aus dem der Fabel und des Lustspiels wie aus dem der tiefsinnigen Welt- und der leichten Lebensweisheit: Lafontaine und Molière, Pascal und Larochefoucauld u. a. Die zwei großen „Squares“ dieses Platzes sollen mit den Bildsäulen der beiden größten Eroberer Frankreichs, Napoleon's I. und Ludwig's XIV., geschmückt werden. Von dem neuen Louvre sagte Montalembert: „Es wird in den Augen der Nachwelt als der kolossale Typus des schlechten Geschmacks gelten.“ Man tadelt namentlich die Ueberladung der Façaden und der neuen Pavillons, welche dem Auge keinen Ruhepunkt gönnen, nicht einmal auf den Dächern, die mit allerlei minutiöser Arbeit ausgeschmückt und durch plumpe, seltsame Kamine verunziert sind, man tadelt den Mangel an großen architektonischen Linien, die Unfruchtbarkeit der Erfindung, welche durch die Ueberschwenglichkeit der Ausschmückung ersetzt werden soll, durch diese Arabesken, Säulchen, Statuen, Basreliefs, Karyatiden.

Zwischen dem neuen Louvre und dem Palais-Royal, links von der Rue de Rivoli,

befindet sich die Place du Palais-Royal, einer der Mittelpunkte des neuen Paris, von wo namentlich die Omnibus nach allen Seiten ausgehen. Nahe dem Eckhaus der Rue Saint-Honoré, welche weiter nach dem Palais hin den Platz durchschneidet, befindet sich jetzt der Café de la Régence, der seine frühern bescheidenen, aber berühmten Räume mit diesem neuen eleganten Local vertauscht hat. Hier versammeln sich die Meister des königlichen Spiels; hier leben die Erinnerungen an Philidor und Labourdonnaye; hier fand der Wettkampf zwischen dem Sieger der londoner Schachturniere, Anderssen, und dem nordamerikanischen Schachriesen Morphy statt; hier spielen noch häufig de la Rivière und andere Berühmtheiten des pariser Schachclubs.

Auf der entgegengesetzten Seite des Platzes breitet sich eins der neuen pariser Monstrehotels aus, das Grand Hôtel-du-Louvre, welches ein ganzes Stadtviertel für sich allein in Beschlag nimmt und dessen Bau und Ameublement fast 13 Mill. Frs. gekostet haben. Dies Hotel wie das Grand Hôtel auf dem Boulevard des Capucines ist von jüngerm Datum als das Kaiserreich und aufgebaut im Stil nordamerikanischer Gastlichkeit. Das Hôtel-du-Louvre enthält 400, das Grand Hôtel 700 Zimmer, außerdem Salons, Eßsäle, Bäder, telegraphische Bureaux, Cabinets de Lecture u. s. w. Wir wissen nicht, ob das Hôtel-du-Louvre wie das Grand Hôtel eine Frucht des Crédit-mobilier oder irgendeiner andern finanziellen Association ist, welche statt der Colonisationen von Louisiana, wie sie der geistige Ahnherr dieser neuen Credits, John Law, unternahm, es vorzieht, derartige Monstrekaravanseraien in das Herz von Paris hineinzubauen.

Zwischen dem Louvre und dem Hôtel-de-Ville hat der Kaiser 300 Häuser niederreißen lassen, um Platz zu machen für die Rue de Rivoli. Die Umgebungen des Hôtel-de-Ville sind gesäubert von all den kleinen Winkeln und Gäßchen, in denen die Mysterien von Paris sich abspielten. Man darf dem Kaiser indeß keine besondere Vorliebe für das Hôtel-de-Ville zuschreiben, so glänzend die Feste auch sind, die dort gefeiert werden, und so wichtig diese Residenz des Seinepräfecten auch in jeder Hinsicht für Paris ist. Hr. Hausmann, der sich diesseit und jenseit der Seine in Boulevards verewigt, die seinen Namen tragen, ist der talentvolle Oberregisseur, der die architektonischen Ausstattungsstücke des Kaisers mit großer Gewandtheit in Scene setzt. Man behauptet sogar, daß die Initiative mancher durchgreifenden Reform von ihm ausgegangen sei. Mindestens sorgt er dafür, daß das Budget der Stadt Paris sich mit Grazie in infinitum belasten und daß diese Stadt wie eine alternde Schöne sich bereitwillig die Runzeln glätten und verjüngen läßt, ohne nach dem Preis zu fragen, den diese keineswegs wohlfeile Procedur kostet. Abgesehen von dem Octroi, der z. B. auch den Wein in Paris wesentlich vertheuert, bezahlen die Pariser sehr viele und sehr hohe Steuern, unter denen sich nicht nur eine das deutsche Gemüth anheimelnde Hundesteuer, sondern auch eine Fenstersteuer befindet. Und wer weiß, wie weit hierin die byzantinische Erfindungskraft der städtischen Behörden noch gehen, und ob man nicht schließlich auch die Luft nach Kubikmaßen besteuern wird, die man ja der Residenz durch die neuen Straßenfluchten in so reichem Maße zugeführt hat.

Die historischen Erinnerungen des Stadthauses können auf den Kaiser durchaus keinen anmuthenden Eindruck machen. Hier war der Herd der ersten Revolution, hier hausten die Chaumette und Hebert, hier fand Robespierre seine letzte Zuflucht gegen die Thermidoriens. Aus den blutrothen Blüten dieser Zeit können die kaiserlichen Bienen keinen Honig sammeln. Und wieder war es hier im Stadthause, wo die Julirevolution ihr letztes Wort sprach, wo der Republikaner Lafayette den Herzog von Orleans umarmte und dem Bürgerkönigthum den revolutionären Segen gab. Und es war gerade das Bürgerkönigthum, welches den Napoleonismus um das Recht seiner Erstgeburt betrog, gegen das Prinz Louis in Strasburg und Boulogne ankämpfte, das ihn über das Meer

in die Verbannung schickte und später in der Citadelle von Ham einkerkerte; es war jene Umarmung auf dem Stadthause, welche dem jungen Prinzen 20 Jahre seines Lebens kostete. Wie sollte er Sympathien hegen für das Hôtel-de-Ville, dessen Gegenströmungen stets die idées Napoléoniennes in ihrer freien Bewegung hemmten?

Das Hôtel-de-Ville, so friedlich auch jetzt Hr. Hausmann darin walten mag, ist der polare Gegensatz der Tuilerien und kann in einer Zeit der Bewegung wiederum ein Herd des Aufstandes werden. Die revolutionäre Legende hat das Haus der Commune von 1793 mit ihren Erinnerungen geschmückt. Dergleichen vergißt sich nicht; es gibt keine Verjährung für die Heiligthümer der Parteien. Doch Napoleon kennt nicht blos seine Feinde, er weiß sie auch zu entwaffnen. Er hat das Hôtel-de-Ville in die Schußlinien der Rue de Rivoli und der Avenue Victoria gestellt, um demselben im Nothfall einige Breitseiten zuwenden zu können. Sollte einmal wieder ein Louis Blanc von den Stufen dieses Stadthauses die Republik verkünden, wie am 24. Febr. 1848, so würden ihn die platzenden Granaten daran erinnern, daß das Kaiserthum besser als das Königthum für seine Vertheidigung gesorgt hat. Noch mehr, zwei große Kasernen haben das Hôtel-de-Ville unter ihre besondere Obhut genommen. Die schöne Kaserne Napoleon, welche 2500 Mann fassen kann, wurde im Jahre 1854 erbaut mit einer eisernen Bedachung, sie steht durch unterirdische Gänge mit dem Hôtel-de-Ville in Verbindung. Und an ihrer Seite auf dem Quai de la Grève erhebt sich eine 1857 vollendete große Artillerie- und Cavaleriekaserne. Es sind dies Schilderhäuser im größten Stil zur Bewachung des Stadthauses. Eine kurze militärische Promenade über und unter der Erde genügt, um alle jakobinischen oder tricoloren Regungen in diesem Tempel der Revolution zu unterdrücken. Die Rue de Rivoli setzt sich noch weiter fort in die Rue Saint-Antoine hinein, dort wo diese selbst eine für Entfaltung von Truppenmassen genügende Breite gewinnt und so die Verbindung mit dem Bastilleplatz sichert.

Wir haben die neuen Hauptschlagadern verfolgt, welche das pariser Straßennetz durchziehen. Damit ist indeß noch keineswegs die Chronik der Napoleonischen Neubauten erschöpft. Auch die Vorstadt Saint-Antoine mit ihrer unruhigen Arbeiterbevölkerung, unter der sich zahlreiche deutsche Elemente befinden, bedurfte der kaiserlichen Fürsorge. So wurde der Boulevard du Prince Eugène vom Château d'eau und seiner großen Centralkaserne aus bis zur Place du Trône mitten durch dieselbe hindurchgelegt, indem er die Rue des Amandiers und die Gräberstraße de la Roquette durchkreuzt, jene nach dem Père-Lachaise führende Straße, welche durch die Specialität ihrer Sargmagazine, Kerzen- und Kranzläden einen sehr melancholischen Eindruck macht. Am Allerheiligentage wandert hier ganz Paris zur Gräberstadt. Die Vorstadt Saint-Antoine ist die Vorstadt der Fabriken, der Gefängnisse und Hospitäler. Zwei der letztern sind Neuschöpfungen des Kaiserreichs und tragen den Namen der Kaiserin Eugenie — das eine ist für kranke Kinder, das andere für Arbeiterinnen bestimmt. Die Fürsorge für das Elend und die Krankheiten des Volks gehört zu den rühmenswerthen Eigenschaften des Napoleonismus; ja die persönliche Unerschrockenheit, mit der sich Kaiser und Kaiserin bei Ueberschwemmungen und Seuchen an die Stätten der Gefahr und Noth wagen, war keiner der frühern Regierungen eigen, weder der Monarchie des ancien régime noch dem Bürgerkönigthum. Es liegt darin das schweigende Anerkenntniß, daß der Erwählte so vieler Millionen auch die Verantwortung für ihr Wohlergehen mit übernommen hat, daß er sich gleichsam zwischen den Zorn des Himmels und die Noth der Erde stellen muß. Es werden damit den Principien der Demokratie keine Zugeständnisse gemacht, immerhin aber zeigt diese Handlungsweise, daß eine Monarchie ihr Amt nicht als eine Gnade, sondern als eine Aufgabe erfaßt.

Noch ist die Verjüngung von Paris keineswegs vollendet; alle Arbeiten sind in rüstigem Fortgang begriffen. Wer durch die Faubourgs Poissonnière und Montmartre wandert, der erblickt die neue Straßenflucht der Rue Lafayette, welche sich bis zur Großen Oper hinziehen soll. Niedergerissene Häuser, klaffende Lücken in den Fronten bezeichnen hier die Linie, die sie einschlagen wird. Mitten durch das Viertel der Loretten und der Börse zieht sich die neue Straße, die, soweit sie vollendet ist, vollkommen die Physiognomie eines Boulevard trägt. Und damit das Viertel der biches sich nicht blos in der buntglänzenden, goldschimmernden Notre-Dame de Lorette die Absolution für seine Sünden zu holen braucht, wird auf der Höhe der Chaussée d'Antin als perspectivischer Abschluß dieser eleganten und belebten Straße eine neue Kirche erbaut, L'Eglise de Trinité, im Renaissancestil wie die Augustinerkirche des Boulevard Malesherbes, aber glücklicher, freier, schwunghafter, der 65 Meter hohe Glockenthurm krönt die vordere Façade, deren große Vorhalle mit der schönen Rosette einen günstigen Eindruck macht. Man darf es der pariser Gemeinde nicht zum Vorwurf machen, daß sie die geistlichen Interessen ihrer Bürger verabsäumt. Beide neue Kirchen haben mächtige Dimensionen; eine glaubensstarke Zeit könnte sich keine großartigern Denkmäler setzen. Daß diese frische, neuangestrichene Kirchlichkeit kein ehrwürdiges Gepräge hat, das ist nicht die Schuld der Baumeister, ebenso wenig daß unsere Zeit keinen originellen Kirchenstil besitzt, sondern sich von den Brocken früherer Epochen nährt.

Großartiger freilich noch als diese Kirchen wird das neue Opernhaus werden, der größte Kunsttempel der Welt. Die alte Oper an der Straße Lepelletier wird dann verwaist sein, nur eine Stätte geschichtlicher Erinnerung an das Attentat Orsini's. Der Bau der neuen Oper ist der Vollendung nahe. Die kaiserliche Hofoper bedarf bedeutender Anstrengungen, um mit den glänzenden Ausstattungen der Porte Saint-Martin zu wetteifern; ein grandioser Zaubertempel muß errichtet werden, um die Theater der Boulevards in den Schatten zu stellen. Wohin es mit der Kunst zuletzt bei dieser Steigerung des scenischen Glanzes kommen muß, ist eine offene Frage; ein Rückschlag kann nicht ausbleiben, der wieder die innern Wirkungen der Kunst zur Geltung kommen läßt. Einen Schritt weiter auf der abschüssigen Bahn — und das Theater löst sich in das Amphitheater auf und statt der Schauspiele haben wir Circenses und Naumachien. Das große Opernhaus wird übrigens den Winkel der Rue Lafayette und eines neuen Boulevard bilden, der sich nach dem Bahnhof von Versailles hin erstreckt. Ueberdies wird eine neue Straße nach dem Théâtre français von hier aus durchgebrochen werden, eine Verbindung zwischen den zwei Theatern, welche dem Publikum vollkommen überflüssig erscheint. Denn wer abends in das eine Theater geht, besucht gewiß nicht das andere.

Man hatte in Betreff des neuen Opernhauses eine Concurrenz ausgeschrieben, was mit einer großen Zahl von Entwürfen beantwortet wurde. Charles Garnier, ein Zögling der Schule Roms, gewann den Preis und schlug viele ehrwürdige Häupter der Kunst aus dem Felde. Seine Aufgabe war um so schwieriger, als er, abgesehen von seinen künstlerischen Zielen, einer Menge sich oft widersprechender Bedingungen gerecht werden mußte. Namentlich nahmen die Reservoirs zur Heizung dieser Kunstlocomotive, die Magazine für Decorationen und Garderobe, die Ateliers für die verschiedenen Hülfskünste u. s. w. einen unverhältnißmäßigen Platz weg; ja er mußte sogar Stallungen für 30 kaiserliche Pferde in dem Gebäude anbringen. Daher kamen manche unschöne Auswüchse an dem künstlerischen Bau. Namentlich ist das Portal zu eng und steht im Misverhältniß zu den reichen, glänzenden Pavillons der Seitenfaçaden. Garnier hat die innern Hauptheile des Gebäudes auch äußerlich angedeutet: die Foyers durch einen Peristyl und eine Terrasse, den Zuschauerraum durch eine etwas gedrückte Kuppel, die

Bühne durch einen mächtigen dreiwinkeligen Fronton, der den Gipfelpunkt des Hauses bildet. Dadurch hat aber die ganze Anlage etwas Zerstücktes erhalten.

Auch die Champs Elysées haben, seit der Regierung des jetzigen Kaisers, ein zum Theil verändertes Aussehen gewonnen, namentlich durch den riesigen Industriepalast, der im Jahre 1855 erbaut wurde an der Südseite der pariser Linden und gegenüber den Gärten des Palais-Elysée, in welchem der Prinz-Präsident der Republik, unzufrieden mit der Rolle eines Washington, über der Wiedergeburt des Napoleonischen Kaiserthums brütete und in welchem die Maschinerie des 2. December spielte. Der Industriepalast hat mit seinen zwei Flügeln eine Länge von 378 Fuß. Das Basrelief über der Marmortafel der Façade stellt eine Huldigung der Künste und Gewerke dar, welche sich zugleich mit dem Ackerbau vor der Büste des Kaisers vereinigen. In einer plastischen Gruppe über dem Basrelief wird die Preisvertheilung symbolisirt. Die Preise vertheilt Frankreich selbst, das hier in der Gestalt einer sehr robusten Schönen von mächtigen Dimensionen erscheint. Das Fries zwischen dem Erdgeschoß und dem ersten Stock ist ein plastischer Beitrag zur Culturgeschichte; hier finden sich Namen und Medaillonporträts aller Berühmtheiten, die irgendwie Anspruch erheben dürfen, im Industriepalast verherrlicht zu werden. Und zwar verleugnet dies großartige Ausstellungsgebäude keineswegs seinen kosmopolitischen Charakter; es sind Bürger der verschiedensten Nationen, deren Namen und Medaillonbild hier im Stein verewigt ist. Der kriegerische Ruhm ist ein nationaler, wie der Arc de l'Etoile beweist, der Ruhm des Friedens dagegen ein weltbürgerlicher, in den sich alle Völker theilen.

Dies Palais de l'Industrie genügt indeß der fortgeschrittenen Zeit nicht mehr; die große Weltausstellung des Jahres 1867 bedarf einer neuen Monstrehalle, in welcher die Verbrüderung der Nationen unter dem Zeichen des dritten Napoleon und seiner Friedensherrschaft ihre civilisatorischen Feste feiert. Diese Halle wird erbaut auf dem Champ de Mars, und zwar in kolossalen Dimensionen, welche den Equipagen theilweise Spazierfahrten in derselben gestatten; sie ist gegenwärtig die Centralhalle der pariser Wünsche und Hoffnungen. Bis zu dieser Weltausstellung wird alles andere vertagt; die europäische Politik Frankreichs bläst die Hirtenflöte und führt die Nationen am blauen Bande; ja selbst manche pariser Neubauten, wie die Fortsetzung des Boulevard Hausmann, werden sistirt, bis dies große, das Interesse von ganz Paris absorbirende Friedensfest gefeiert worden sein wird.

Auch das Bois de Boulogne hat während des zweiten Kaiserreichs sehr viel von seinem idyllischen Charakter, von seinen Heimlichkeiten verloren; viele verschwiegenen Fußpfade, viele stille lauschige Plätzchen sind verschwunden. Man darf überhaupt sich unter diesem pariser Stadtpark keinen Thiergarten mit hohen schattigen Bäumen vorstellen — was sollte ein ehrwürdiger Druidenhain neben dem profanen Paris, das zu träumerischer Naturandacht ebenso wenig Talent wie Neigung besitzt? Die Landschaft ist für den Pariser nur Decoration — und die fashionablesten Theile des jetzigen Bois de Boulogne genügen nur diesen bescheidenen Ansprüchen. Es sind lauter junge Anpflanzungen, durch welche sich der große pariser Corso hinbewegt, allerliebstes Laubholz, licht, freundlich, aber Miniatur; nirgends zu hoch über die Köpfe der Menschen hinausragend, um ihrem Selbstgefühl irgendwelche Verlegenheit zu bereiten, nirgends von jener Erhabenheit der Natur, welche über das Treiben des Augenblicks hinausweist.

Von dem Arc de l'Etoile aus zieht sich in strahlenförmigen Radien eine große Zahl von Alleen nach dem Bois de Boulogne. Die Hauptallee, die Avenue de Neuilly, ist gegenwärtig kaum mehr als ein Fahrweg des Omnibus von Courbevoie; auch die sich von ihm abzweigende Allée de Longchamp, früher ein Haupttummelplatz der schönen

Welt, namentlich am Charfreitag, wo ganz Paris zu Fuß, zu Roß und Wagen nach der alten Abtei pilgerte, ist jetzt verödet. Dagegen hat sich die fashionable Welt nach der neuen Avenue de l'Impératrice hingezogen, die vom Arc de l'Etoile nach der Porte Dauphine und dann weiter in das eigentliche Gehölz führt. Die Mode beherrscht Paris bis auf seine Spaziergänge und Spazierfahrten; doch hat sie ihre Methode, wie jeder Wahnsinn. Nach dieser Seite hin hat das Kaiserthum, welches Berge abträgt und versetzt und Seen ausfüllt, durch die Anlage der beiden Seen allerdings eine große Anziehungskraft auf den Geschmack des Publikums ausgeübt. Solche Wasserflächen mit Inseln und Kahnfahrten, mit Kaffeehäusern und Lustörtern sind ganz im Geschmack der Pariser. Der untere dieser beiden künstlichen Seen ist 1152 Meter lang und 100 Meter breit, der obere hat eine Länge von 112 Metern. Auf einer der Inseln befindet sich der große schweizer Châlet des Iles, das Hauptziel der Gondelfahrten; da gibt es Concerte, Marionettentheater, Spiele jeder Art, Lesecabinete, Illuminationen, da drängt sich die Menge und unterhält sich in jener oberflächlichen Weise, wie sie heutigentags in Paris beliebt ist. Die Initiative der politischen und socialen Ideen ist ja der Weltstadt abhanden gekommen. Der neue Bois de Boulogne, den die Stadt Paris seit dem Jahre 1852 übernommen und mit den Kosten von 2 Mill. Frs. verschönert hat, macht zunächst mit seinen künstlerischen Naturspielereien einen, wir möchten sagen chinesischen Eindruck. Die Ausflüsse der Seen, zwei künstliche Bäche, von denen der nach der Abtei von Longchamps zu strömende eine Cascade bildet, sind vielleicht von den am meisten malerischen Partien des Stadtparks umgeben, doch kann diese ganze dressirte Natur keinen wahrhaft erquicklichen Eindruck machen. Indeß die Bäume wachsen, freilich nicht in den Himmel, wofür in Frankreich am meisten gesorgt ist; Paris kann mit der Zeit seinen Thiergarten und sein Rosenthal haben; wer weiß, welche Aera dann ihre Ziffern in die architektonischen Zierden der Stadt eingräbt und welcher Erwählte des französischen Volks sich dann im Schatten dieser Bäume ergeht oder auf dem Lac inférieur Schlittschuhe läuft.

Auch das Bois de Vincennes auf der entgegengesetzten Seite von Paris ist nach der Schablone der pariser Aedilität verschönert worden. Doch man hat diesen Lieblingsspaziergang der Artilleristen des Fort Vincennes und der Arbeiter des Faubourg Saint-Antoine glücklicherweise nicht ganz in einen fashionablen Corso umgewandelt. Die Bäume wachsen noch, wie sie Lust haben; hier gibt es selbst noch Moos und dergleichen, für die grünen Trottoirs des Bois de Boulogne ungeeignete Auswüchse der Natur. Im Norden der Stadt sollen die Höhen des Montmartre in hängende Gärten der Semiramis verwandelt werden; in der Butte Chaumont werden die ausgedehntesten Promenaden angelegt und den Süden der Stadt soll der große Parc de la Glacière verschönern. Wenn man freilich die verkommenen Bäumchen der Boulevards und Squares in Paris betrachtet, so kann man diesen neuen Anlagen kein günstiges Horoskop stellen.

Eine der merkwürdigsten neuen Promenaden in Paris ist jedenfalls die des Kanals Saint-Martin. Die Umgebungen dieses Kanals gehörten zu den unheimlichsten von Paris; die Romantik seiner steilen Ufer, seiner trüben Fluten schien zum Mord und Selbstmord einzuladen. In der That kam von hier aus der meiste Zuwachs zu den Leichenausstellungen der Morgue. Jetzt hat dieser Kanal, wenn auch nicht in seiner ganzen Ausdehnung, den pariser Ingenieurs Veranlassung gegeben zu einer ihrer gerühmtesten Großthaten, er ist durch die gleichnamige Esplanade, die eine Brücke von ungefähr 40 Metern und eine Länge von einer halben Lieue hat, überbaut worden. Achtzehn kleine, durch Gitter abgeschlossene Squares, in deren Mitte sich Fontainen erheben, bieten dem Auge angenehme Ruhepunkte dar. Mitten in den grünen Anlagen sind die Luftlöcher des unterirdischen Kanals angebracht, aus denen bisweilen die Dampfwolken

der unten durchfahrenden Dampfschiffe emporsteigen. Denn diese unterirdische Fahrt ist jetzt ganz comfortable eingerichtet, ohne alle Spur melodramatischer Romantik. Die Gewölbe sind so taghell, daß man auf dem Schiff bequem die Zeitungen lesen kann. Man bewundert die Kunst der pariser Ingenieurs, deren Bauten freilich Selbstzweck zu sein scheinen; denn auch hier stehen die Kosten des Wunderbaues in auffallendem Misverhältniß zu dem Nutzen, welcher der Stadt daraus erwächst.

Anders verhält es sich mit jenem unterirdischen Paris, das sich noch mehr als das Paris über der Erde durch die Fürsorge des Hôtel-de-Ville umgestaltet hat. Wohin soll sich bei diesen civilisatorischen Bestrebungen die Romantik der Romanschreiber flüchten? Eugène Sue fände jetzt selbst unter der Erde nicht mehr Platz für seine Mysterien und Méry müßte die düstern Schrecken, mit denen er die pariser Unterwelt erfüllte, jetzt für die unterirdischen Tempelräume seiner ostindischen Thugs aufsparen. Ja, man hat selbst den Schmuz civilisirt, die Kloaken in anständige Communicationsstraßen verwandelt. Man fährt auf dem Kocytus von Paris gemächlich spazieren, ohne mehr von Geruch belästigt zu werden als die Schatten des Tartarus, wenn sie über die unterweltlichen Ströme gleiten. Auch fühlt man sich keineswegs von allem Zusammenhang mit der Oberwelt losgerissen. Das pariser Adreßbuch reicht uns selbst hier unten seine helfende Hand, wir wissen nicht nur unter welcher Straße wir uns befinden, die Gewölbe tragen auch die Hausnummern und sind hinlänglich erleuchtet, um sie lesen zu können. Diese breite Aorta beherrscht das unterirdische Arteriennetz; ja, sie kann auch zu strategischen Zwecken dienen und bewaffnete Männer gelegentlich hier und dort aus dem Boden wachsen lassen. Nur müssen, im Fall eines Aufstandes, die höher gelegenen Schleusen, von denen aus der unterirdische Kanal ganz unter Wasser gesetzt werden kann, nicht in den Händen der Insurgenten sein.

Alle diese Bauten und Anlagen über und unter der Erde sind von einer unleugbaren Großartigkeit. Niemand kann sich einem Gefühl der Bewunderung für die Kühnheit der Conception und für die unermüdliche Ausdauer entziehen, mit welcher hier eine ganz neue Riesenstadt aus einer alten herausgearbeitet wird. Gleichwol theilen die Pariser in ihrer Mehrzahl keineswegs diese Gefühle; sie verhalten sich feindlich gegenüber der umgestaltenden Hand, welche ihre Häuser und Straßen wie die Figuren eines Kaleidoskops durcheinanderschüttelt. Dieser Stimmung hat ein geistreicher Schriftsteller, Victor Fournel, in seinem, mit meisterhafter Ironie geschriebenen Werke „Paris nouveau et Paris futur" (Paris, Jacques Lecoffre) einen pikanten Ausdruck gegeben. Seine Anklagen richten sich nicht gegen die Initiative des Kaisers; sondern gegen den pariser Aedilen, Hrn. Hausmann, und gegen die ihn umgebenden kleinen Gottheiten der pariser Commune.

In Frankreich, meint Fournel, kann die Regierung nie zu viel thun; Frankreich braucht sie in seinen Künsten und Sitten, wie in seinen Häusern und Gesetzen. Die Toilette von Paris ist eine Art von Appendix zu den Artikeln des Code Napoléon geworden, centralisirt unter den Händen einer unbeugsamen Bureaukratie. Die große Stadt wurde einer Disciplin unterworfen, wie ein Regiment; ihre Häuser gleichen uniformirten Soldaten. Die Bürger, welche auf dem Marsfeld die langen Linien der Infanterie bewundern, die drei Stunden in der Sonne stehen, ohne sich vom Platze zu rühren, ohne daß das Auge des strengsten Corporals auch nur den kleinsten Unterschied entdecken kann in den Falten der Gamaschen, in der Richtung der Gewehre und im Ausdruck der Gesichter, müssen auch dies Schauspiel anstaunenswerth finden; denn es bietet ganz denselben Reichthum der Linien und dieselbe Mannichfaltigkeit der Bilder dar.

Wir haben jetzt nur eine Straße in Paris, die Rue de Rivoli; sie erscheint überall unter den verschiedensten Namen. Noch etwas Geduld, wir werden gar keine Straßen in Paris mehr haben, nur Boulevards. Paris im Mittelalter war ein Drama von Shakspeare; das heutige Paris ist eine Tragödie von Viennet, corrigirt von Marschall Magnan.

„Die gerade Linie", fährt Fournel fort, „hat ohne Zweifel ihre Vorzüge, nur wäre es zu wünschen, daß sie hier und dort ein Compromiß mit der krummen einginge und daß die Geschichte nicht überall der Perspective geopfert würde. Ueberhaupt hätte ein Archäolog dem Bauausschuß der Commune beigesellt werden sollen, um manches historisch merkwürdige Gebäude vor diesen rücksichtslos durchgreifenden Reformen zu schützen. Die Zahl der neuen Straßen, Alleen, Boulevards wächst ins Unglaubliche, die Feder muß ermüden in der summarischen Aufzählung derselben und der Historiograph des neuen Paris würde gern den Präfecten der Seine mit den Worten anreden, mit denen Boileau sich an Ludwig XIV. wendet: «Grand roi, cesse de vaincre ou je cesse d'écrire.»"

Eine Hauptanklage Fournel's trifft die Härte, mit welcher das Expropriationsgesetz seine ausschließliche Dictatur ausübt. Es hat sich in den Händen der Autorität in einen Mauerbrecher verwandelt, in einen blind darauf losstoßenden Katapult. Diese Maschine arbeitet rastlos, zerstört, zerstäubt, fegt fort und verschlingt unersättlich ihre Opfer. Es ist nicht die Expropriation um des öffentlichen Nutzens willen; es ist die Expropriation aus Laune und Willkür. Sie trägt auf der Stirn den Vers Juvenal's, eines ganz modernen Dichters, der nur 1800 Jahre zu früh geboren wurde:

Sic volo, sic iubeo, sit pro ratione voluntas.

Ja, sie hat sogar Veranlassung zu einer ganz neuen Speculation gegeben; man kauft oder baut Häuser in einem Stadtviertel, das voraussichtlich bald verschwinden wird. Dies Stadtviertel ist nicht schwer zu finden; nur die Wahl setzt in Verlegenheit. Das ist eine Art Börsenspiel geworden, aber weit sicherer als die andern. Ein Limonadenverkäufer, der in dieser Weise auf die Entschädigungsgelder speculirt, ließ sich dreimal demoliren und wurde so in den Stand gesetzt, neuerdings ein Monstrecaféhaus zu bauen, von dem er hofft, daß es auch noch vor seinem Tode niedergerissen werde. Dann will er sich in ein entferntes Arkadien zurückziehen, wo er vor den Eingriffen des öffentlichen Nutzens gesichert ist. Paris hat sich überhaupt in eine Stadt von Nomaden verwandelt, in denen niemand mehr seinen häuslichen Herd behaupten kann. Fournel erzählt von einem Freunde, der in zehn Jahren zehnmal seine Wohnung wechseln mußte. Er wohnte anfangs in der Rue des Mathurins-Saint-Jacques; die Rue des Ecoles vertrieb ihn von dort; er flüchtete sich in die Rue de la Harpe; der Boulevard de Sebastopol riß sein Haus nieder; er suchte ein neues Asyl hinter dem Odéon; die Rue de Médicis zwang ihn zu fliehen. Aus Verzweiflung zog er auf die andere Seite der Seine; der Boulevard Magenta, Prinz Eugen und fünf oder sechs andere verfolgten und vertrieben ihn auch dort.

Eine andere Anklage richtet sich gegen das Anwachsen des pariser Budgets, das bereits unglaubliche Dimensionen angenommen hat und nicht einmal indirect durch die Besteuerten selbst, wie das Budget des Staats, votirt wird. Dies Budget hat seit 1852 nahe an 6 Milliarden verschlungen und bereits das Budget von Spanien erreicht.

Eine nicht minder scharfe Kritik richtet Fournel gegen die neuen Häuser. Es gibt unter ihnen Paläste, dem Anschein nach; Hausthore von monumentalem Gepräge, geschmückt mit Rosetten und Basreliefs, überall Bronze und Marmor, Gold am Balkon u. s. w. In einem solchem Palast der Rue de Rivoli z. B. wohnt im Parterre ein Weinkaufmann und ein Wursthändler, im ersten Stock ein Schneider, im zweiten eine

Putzmacherin u. s. w. Diese Bronze ist Zink und dies Gold Mörtel. Fournel schildert diese neuen pariser Speculationsbauten ganz ähnlich, wie wir sie in den großen deutschen Städten finden. Alles lebt hier zusammengepfercht; jeder ist ein Sklave der Nachbarn und Hausbewohner. Wird ein Stuhl gerückt, eine Schrankthür aufgemacht, man hört es im ganzen Hause. Diese Wohnungen sind zehnmal theuerer als die geräumigen Wohnungen des alten Paris. Wie man bei den vornehmen Restaurants ein mageres Beefsteak erhält und dafür die Vergoldungen mitbezahlen muß, so auch hier. Natürlich sind die Preise von Grund und Boden, die Preise des terrain à vendre, in gleichem Maße gestiegen. Ein Quadratmeter, der früher in der Straße der Vieille-Harengerie 25 Frs. galt, hat jetzt, an der Ecke der Rue de Rivoli und des Boulevard de Sebastopol, einen Werth von 1000 Frs. In ähnlichem Verhältniß ist auch das Tagelohn gestiegen; die Miethen werden in Paris nachgerade unerschwinglich. Die arbeitende Bevölkerung wohnt zum großen Theile schon draußen, und die Arbeiter selbst, die diese Häuser bauen, eilen morgens auf der Eisenbahn zu ihrem Tagewerk.

Nicht minder scharf ist die Kritik, welche Fournel gegen die monumentalen Neubauten des neuen Kaiserthums richtet. Außer den Centralhallen und Kasernen, den Brücken und Bäumen läßt er nichts gelten, die neuen Brunnen des Palais des beaux Arts, oder vielmehr dessen neue Façade auf dem Quai Malaquai, die er mit der Façade einer Scheune vergleicht, die neuen Kirchen und Theater werden von künstlerischem Standpunkt in schonungsloser Weise verurtheilt. Nicht besser ergeht es Hrn. Hausmann als dem Taufpathen all der hundert neuen Straßen. Es wird ihm die Rücksichtslosigkeit vorgeworfen, mit welcher er bekannte Namen ohne Grund abgeändert, die wenig kritische Auswahl, mit der er französische Berühmtheiten in den neuen Straßen verewigt hat, und noch zahlreiche Begehungs- und Unterlassungssünden. Als charakteristisch für die herrschende Richtung mag hervorgehoben werden, daß die Mathematiker und Ingenieure, die Männer der exacten Wissenschaften, bei dieser Taufe der Plätze und Straßen ausnehmend bevorzugt werden, während andere Gelehrte, namentlich aber Philosophen und Dichter, unter den neuen Adressen für den pariser Fiaker nur schwach vertreten sind. Von nicht französischen Berühmtheiten ist dem Deutschen Beethoven und dem Italiener Tizian allein die Ehre einer solchen Auszeichnung zutheil geworden.

Die Kritik Fournel's trifft gewiß in vieler Hinsicht den Nagel auf den Kopf; doch erscheint sie im ganzen zu sehr als der Ausdruck der Misstimmung aller dem Kaiserthum feindlichen Parteien, namentlich der frondirenden Gelehrsamkeit. Die großen Vorzüge dieser baulichen Revolution, namentlich was den Gesundheitszustand der Weltstadt und die Erleichterung des innern Verkehrs betrifft, werden von Fournel nicht nach Gebühr hervorgehoben. Das neue Kaiserthum hat eine seltene Energie der Initiative bewährt und ausgeführt, was bereits den frühern Regierungen, wie zahlreiche Projecte und Anfänge beweisen, als unerlaßliche Aufgabe vorschwebte.

---

# Die Repräsentationsreform in Schweden.

Zweiter Artikel.*)

Zur Begründung der bei Uebersendung des Repräsentationsvorschlags in seinem Schreiben an die Reichsstände von dem König ausgesprochenen Behauptung, daß die Ständerepräsentation des Volks „auf nationalem Grunde erwachsen ist", sei zuvörderst

*) Vgl. den Ersten Artikel: Unsere Zeit, Neue Folge, II, 1., 270—298.

eine kurze historische Entwickelung dieser Repräsentation gestattet, um daran einen Auszug ihrer Hauptbestimmungen, sowie eine Darstellung der Ereignisse, welche die Reform recht eigentlich veranlaßt haben, anzureihen.

Geschichtlicher Ueberblick.

Um das Jahr 1000, da Schweden zugleich mit der Einführung des Christenthums aus der Sage in die Geschichte übertritt, finden wir in dem damals bewohnten südlichen Theile des Landes, Svea- und Gothland, eine rein demokratische Bundesverfassung, indem der einzige Stand des freien Theils der Bevölkerung, nämlich die freien Gutsbesitzer („Bonde", Plur. „Bönder" oder „Odalman" — mit welchen Ausdrücken man seit 1285 die eigentlichen Bauern bezeichnet), bewaffnet zu dem Thing ihrer Landschaft kamen und dort unter freiem Himmel und unter dem Vorsitze eines von ihnen aus ihrer Mitte erwählten Lagman (d. i. Gesetzmann), der gleichzeitig der oberste Richter war und unter welchem die untern Richter (Domare, Häradshöfdingar) standen, über ihre innern Angelegenheiten, über Verfassung, Gesetzgebung, Königswahl u. s. w. entschieden. Es stand hier jede Unterabtheilung (Härad oder Hundari), sogar jede Commune als ein selbstständiges Ganzes da, bei dessen Berathungen auf dem Thing die königlichen Beamten (Höfdingar und Länsmän), welche zur Erhebung der Abgaben, zum Aufgebot für den Krieg u. dgl. eingesetzt waren, trotz ihres großen Ansehens gar kein Recht und keine Stimme hatten. So bewahrte denn jedes Härad und jede Landschaft, die in der vorhistorischen Zeit von Kleinkönigen (Fylkiskonungar) regiert worden waren, und deren Namen noch jetzt fortbestehen, ihre Selbständigkeit, und doch waren sie alle wiederum miteinander unter einem gemeinschaftlichen gewählten König zu Upsala zu einem Staat verbunden. Dieser König hielt alljährlich im Februar auf der Morawiese bei Upsala das mit großen Opfern verbundene Allshäriar-Thing oder Alla-Svears-Thing, zu welchem sich die freien Gutsbesitzer, besonders aber zu ihrer Vertretung die Lagmänner aus allen Landschaften einfanden, um über die gemeinsamen Angelegenheiten des ganzen Staats zu berathen. Hier galt unter den Lagmännern als der erste der von Tiundaland, worunter man denjenigen Theil von Upland verstand, welcher den Königssitz und den Mittelpunkt der Religion, Upsala, zunächst umgab; dieser führte oft so kräftig das Wort für das Volk, daß der König sich genöthigt sah, seine Forderungen zu erfüllen. Als bei einem Thing das Volk, besonders in Westergothland, lange mit dem stolzen König Olof Skötkonung, d. i. Schoßkönig, dem ersten, der das Christenthum annahm (gest. 1024), verhandelt und ihn vergeblich ersucht hatte, er möchte dem unbeliebten und nachtheiligen Kriege mit dem norwegischen König Olaf Haraldsson (auch der Heilige oder Digre, d. i. der Dicke genannt) durch den Frieden ein Ende machen, erhob sich Thorgny, der alte ehrwürdige Tiunda-Lagman, und hielt dem König eine kräftige Strafrede, worin er sagte, es wäre in Schweden stets gebräuchlich gewesen, daß der König von den Bauern Rath angenommen hätte. „Nun aber wollen wir Bauern", so schloß der kühne Redner, „daß du, König, mit dem dicken Olaf Frieden machst und ihm deine Tochter Ingegerd zur Frau gibst. Willst du die Reiche im Osten wiedergewinnen, welche deine Vorfahren besessen haben, so wollen wir dir alle folgen. Willst du aber nicht wie wir sagen, so wollen wir über dich kommen und dich erschlagen, denn Ungesetzlichkeit und Unfrieden leiden wir nicht von dir. So thaten unsere Väter ehedem, als sie beim Mula-Thing in einen Brunnen fünf Könige stürzten, welche von Uebermuth ebenso aufgeblasen waren, wie du jetzt gegen uns bist. Sage gleich, welches von beiden du dir erwählst!" Entsetzt über eine solche Kühnheit und sein Schicksal deutlich vor Augen sehend, wenn er nicht nachgäbe, erklärte der König, er wollte ihr Verlangen bewilligen, denn alle Schwedenkönige hätten sich auf dem Thing von den Bauern rathen lassen.

Bald aber, da die Wikingszüge aufhörten und durch dieselben keine Beute mehr ins Land kam, verarmte das Land in den zweihundertjährigen hartnäckigen Kämpfen (1060—1250) zwischen den beiden Volksstämmen, den Schweden (Svear) im Norden und den Gothen (Göter), die theils wegen der Religion geführt wurden, da jene der alten väterlichen Religion länger getreu verblieben als diese, theils besonders aber wegen der Hegemonie. Inzwischen vergrößerten sich Macht und Ansehen und die Macht der königlichen Beamten, der Höfdingar und Länsmän, zu denen noch die Hofleute, Jarl, Herse, überhaupt alle diejenigen hinzukamen, welche man „Tignarmän" nannte, und aus denen der Dienstadel entstanden ist. Auch die Kaufstädte, welche an passenden Handelsplätzen angelegt waren, nahmen zu an Reichthum und Macht, erhielten eigene Gesetze, entschieden ihre Angelegenheiten unter selbstgewählten Magistraten und gewannen Antheil an der Volksrepräsentation. Dazu kam mit der Einführung des Christenthums eine zahlreiche und mächtige Hierarchie ins Land, welche bald den ersten Rang im Staate beanspruchte, deren Mitglieder in dem Rathe des Königs saßen, da sie im ausschließlichen Besitze der Gelehrsamkeit waren, und die sich nach und nach in den Besitz des besten Drittheils aller Ländereien des Landes zu setzen wußte. Dem Volke aber wurde, dem friedlichen Geiste des Christenthums gemäß, das Recht genommen, stets Waffen zu tragen; auch verlor es seine natürlichen Vertreter, als Magnus Ladulås*) die Lagmänner in den königlichen Rath berief, diese also zu „Königsmännern", d. h. von dem König gänzlich abhängig machte und auch die Reichsten und Angesehensten unter den Bauern an sich zog, indem er (1285) bestimmte, daß alle diejenigen, welche sich wohlgerüstet zu Pferde zum Kriegsdienste einfänden oder für sich einen andern Reiter stellten, außer mancherlei andern Begünstigungen die Befreiung ihrer Güter von Abgaben an den Staat erhalten sollten, vorausgesetzt, daß diese zur Ernährung ihrer Besitzer hinreichten. Hieraus entstand nun neben dem erwähnten Dienstadel auch der Geburtsadel (det adliga Frälset), welche bald miteinander verschmolzen und nun, uneingedenk ihres Ursprungs, das Volk unterdrücken und ihre Privilegien auf Unkosten desselben erweiterten. Auch die Ritterwürde wurde von diesem König eingeführt. Zu der adelichen Befreiung (Frälse) kam auch noch die Befreiung der geistlichen Güter von Abgaben an den Staat (det andliga Frälset); denn da die Prälaten durch ihre Geburt stets dem Adel, ja gewöhnlich dem höchsten Adel angehörten, so hatten diese beiden Stände gleiche Interessen. In den stürmischen Zeiten, welche nun folgten (1290—1397), sowie während der unseligen Zeit der Union (1397—1524), da Schweden von den (dänischen) Königen stiefmütterlich behandelt wurde, und die Dänen überhaupt sich durch ihre Unterdrückungen bei den Schweden verhaßt machten, arteten die ehemaligen Volksversammlungen (Allshäriar-Thing) in Herrentage aus, bei denen oft ein Dutzend Edelleute und Prälaten das Schicksal des Landes entschieden, ja dem Volke gar keine Rechte übriglassen wollten und dasselbe gern in Leibeigene verwandelt haben würden, wenn dies die Zeitumstände gestattet hätten. Denn an der Spitze des Volks erschütterte zuerst der edle Engelbrekt (gest. 1436) das unerträgliche dänische Joch und zwang den Adel, dem unwürdigen König Erik XIII. (von Pommern) den Gehorsam aufzukündigen; auch Karl VIII. Knutsson Bonde (gest. 1471), sowie nach ihm die Reichsvorsteher Sten Sture der Aeltere (gest. 1503), Svante Sture (gest. 1512) und Sten Sture der Jüngere (gest. 1520) stützten ihre Macht auf das Volk und hatten

*) Diesen Ehrentitel (Scheunenschloß) erhielt der König, weil er durch die Anlage von Stations- und Wirthshäusern an den Landstraßen sowie durch das strenge Verbot der Våldsgästning, d. h. der zur Gewohnheit gewordenen Weise der Mächtigen, sich auf Reisen mit Gewalt Herberge, Speise und die zur Fortsetzung der Reise erforderlichen Mittel zu verschaffen, dem Bauer Schutz gegen solche Gewaltthätigkeit verlieh und gleichsam seine Scheune verschloß oder ein Schloß davorlegte.

ihre Gegner in dem hohen Adel und den Prälaten, die stets eine dem Volke feindselige Gesinnung hegten und Anhänger des Königs waren, weil dieser gewöhnlich in Dänemark war und sie in seiner Abwesenheit ihre Macht straflos misbrauchen konnten. Nun wurden auch wieder Bürger und Bauern zu den Herren- oder Reichstagen berufen, um ein Gegengewicht zu bilden gegen den unbändigen Adel und die übermüthige Hierarchie.

Endlich befreite Gustav Wasa sein Vaterland gänzlich von dem dänischen Joche an der Spitze des Volks und wurde 1523 von diesem auf den Thron gehoben. Der letzte Unionskönig, Christian II., der Tyrann, hatte damals, weil er in dem Adel fälschlich seinen Hauptfeind sah, in dem stockholmer Blutbade (8. Nov. 1520) und auf seiner darauf folgenden Reise durch das Land (Eriksgata), durch die verrätherische und grausame Hinrichtung vieler Adelichen die Macht dieses Standes gebrochen; die Macht der Hierarchie aber vernichtete Gustav selbst auf dem merkwürdigen Reichstage zu Westerås (1527), indem er, wiederum mit Hülfe der Bürger und Bauern, der Kirche, besonders aber den Prälaten den größten Theil ihrer Einkünfte und ihrer politischen Macht nahm, die Klöster aufhob und die Reformation einführte. Gustav Wasa besaß vielleicht von allen schwedischen Königen die unbeschränkteste Macht, die er auch auf dem Reichstage zu Westerås (1544) nach dem Rechte der Erstgeburt in seiner Familie erblich zu machen wußte, sodaß Schweden von dieser Zeit an aufhörte ein Wahlreich zu sein; aber dennoch berief er Reichstage, und bei diesen bildeten Adel und Geistlichkeit die beiden ersten Stände, obgleich die letztere nicht länger den ersten, sondern den zweiten Platz einnahm. Schon er suchte den Adel wieder zu heben, noch mehr aber that dies sein Sohn, der unglücklichste unter den schwedischen Königen, Erik XIV. (1560—68), welcher, um ein Gegengewicht gegen seine Brüder zu erhalten, denen von Gustav I. zum größten Schaden des Reichs die herzogliche Würde ertheilt war, die Grafen- und Freiherrenwürde einführte und den Inhabern derselben bedeutende Staatsgüter als Lehen ertheilte. Auch unter seinen nächsten Nachfolgern stieg das Ansehen und die Macht des Adels, besonders unter Gustav II. Adolf, der sich bei seiner Thronbesteigung genöthigt sah, demselben bedeutende Vorrechte einzuräumen. Unter ihm wurde zuerst die Reichstagsordnung mit den vier Ständen 1617 gesetzlich geordnet und 1634 bestätigt durch die Regierungsform, sowie auch die Privilegien des Adels in der Ritterhausordnung von 1626 ihre erste rechtliche Begründung erhielten. Unter Christina (1632—54) und Karl X. Gustav (1654—60) hob der Adel trotz der von den übrigen Ständen erhobenen Widersprüche sein Haupt stolz empor, besonders aber stieg während der Minderjährigkeit Karl's XI. (1660—75) seine Macht auf eine für den Staat höchst nachtheilige Höhe, indem er sich eines großen Theils der Staatsgüter bemächtigte, alle Macht und alle Reichthümer an sich riß, auch Bestechungen vom Auslande annahm, die Kriegsmacht aber verfallen ließ und dabei den beiden untern Reichsständen gar keine Einrede gestattete. „Nehmt ihr euere Köpfe in Acht! Wir werden euch zeigen, daß es einen Adel im Lande gibt!" rief der sonst so wohlwollende Graf Pehr (Peter) Brahe ihnen bei einer Gelegenheit zu, und bei einer andern sagte er: „Die vier Reichsstände sollen wol nicht ganz gleich sein wie vier Schweinefüße." Damals, ja schon seit 1612 bis zu Anfang dieses Jahrhunderts galt als Grundsatz: „Kein Vanbörding" (d. h. ein Mensch von unadelicher Geburt, womit zugleich der Begriff einer niedrigen und verächtlichen Herkunft verbunden ist) „soll dem Adel vorgezogen werden, dem Könige und dem Reiche zum Spott und zur Unehre." Durch solche Uebertreibungen machte sich der Adel dermaßen verhaßt, daß der König Karl XI. mit Unterstützung der übrigen Stände 1680 die Souveränetät an sich bringen und dem Adel alle Güter, die dieser dem Staat entwendet hatte, durch die sogenannte Reduction entreißen konnte.

Obgleich aber Karl XI. „ein alleinherrschender, allen gebietender und befehlender souveräner König, der niemand auf Erden, sondern nur Gott allein für seine Actionen

responsabel ist", genannt wird, ein König, der selbst alles beschließen konnte und den Staatsrath nur dann zu vernehmen brauchte, wenn er solches für nöthig erachtete, der auch zu der administrativen Gesetzgebung berechtigt war, und von dessen Willen es abhing, ob er die Reichsstände an Veränderungen des Reichsgesetzes theilnehmen lassen wollte oder nicht, so griff er doch niemals in die Rechtspflege ein, sondern unterwarf sich selbst den Aussprüchen der Gerichte, und wenn er auch das ihm ertheilte Recht der Gesetzgebung in der größten Ausdehnung ausübte, sodaß man sagen kann, alles Tüchtige, das jetzt darin vorhanden ist, rühre von ihm her, so legte er doch den Ständen, welche jetzt „die Stände Sr. königlichen Majestät" hießen, und welche er oft berief, gewissenhaft Rechenschaft ab über die Verwaltung der Staatsmittel, überließ ihnen die Besteuerung zum Theil und die Vertheilung der Steuern ganz, obgleich sie 1693 erklärten, sie hätten gar kein Recht solches zu verlangen, wären ihm aber für seine Gnade sehr dankbar. Sein Sohn Karl XII. (1697—1718) regierte ganz souverän, ohne Stände, und obwol während seiner steten Abwesenheit der Rath an der Spitze der Staatsverwaltung stand, so mußten doch die Beschlüsse desselben von dem König bestätigt werden, der ihm auch seine Befehle, ja einmal aus der Türkei als seinen Stellvertreter einen seiner Stiefel zuschickte und keinen Widerspruch duldete. Durch seinen Eigensinn und seine unaufhörlichen, seit 1709 höchst unglücklichen Kriege brachte er aber sein Reich an den Rand des Verderbens.

Als daher nach seinem Tode 1718 seine jüngere Schwester, Ulrike Eleonore, um die begründetern Rechte des Sohnes ihrer ältern Schwester, des Herzogs Karl Friedrich von Holstein, zu der schwedischen Königskrone zu vernichten, diese von den Reichsständen annahm, um sie bald darauf ihrem Gemahl Friedrich, der zugleich Landgraf von Hessen-Kassel war, zu übergeben, wurde durch die Regierungsform von 1719, vervollständigt durch die Reichstagsordnung vom 17. Oct. 1723, die Souveränetät des Königs gänzlich aufgehoben und die Macht desselben in so enge Grenzen gebracht, daß er eigentlich nichts anderes war als der Vorsitzende und Wortführende in dem Rathe, bei dessen Beschlüssen er zwei Stimmen hatte, und der das Recht besaß, einen gefaßten Beschluß mit dem darunter gedruckten Namensstempel des Königs zu versehen, wenn dieser seine Unterschrift weigerte, wodurch der Beschluß die gesetzliche Autorität erhielt. Der Rath aber war wiederum ganz abhängig von den Reichsständen, bei welchen jetzt die vier Stände als gänzlich ausgebildet erscheinen. Diese Reichsstände regierten also eigentlich über Schweden.

Man pflegt die Zeit von 1719—72 die „Freiheitszeit" zu nennen, könnte dieselbe aber richtiger die Zeit der Zügellosigkeit des Adels nennen, da dieser Stand damals dominirte, indem er durch die Reduction Karl's XI. nichts von seinen Vorrechten, wohl aber einen großen Theil seiner Reichthümer eingebüßt hatte, theilweise in große Armuth versunken war. In der That konnte nach der Einziehung der sämmtlichen Grafschaften, Baronien und sonstigen Staatslehne an die Krone die gräfliche und freiherrliche Würde nur für einen leeren Titel gelten. Immer noch besaß er gleichwol viele wichtigen Vorrechte, wie die Befreiung seiner Güter von Abgaben, ein Vorrecht bei Besetzung der einflußreichsten und einträglichsten Staatsämter, von denen mehrere dem Adel ganz vorbehalten blieben und unter keiner Bedingung „dem König und dem Reich zum Spott und zur Unehre" mit Unadelichen besetzt werden durften u. a. m. Daher ist es denn auch nicht zu verwundern, daß dieser bevorzugte Stand bei der großen Erschlaffung und Erschöpfung des ganzes Landes jetzt von neuem sein Haupt erhob.

Aber die Regierung war in jeder Hinsicht sowol im Innern als auch nach außen schlecht: die ewigen, sich mit Heftigkeit bekämpfenden Parteiungen des Adels, die „Mützen" und die „Hüte", von denen bald die eine, bald die andere die Oberhand erhielt, um dasjenige zu vernichten, was die vorher herrschende Partei etwa Gutes ausgeführt haben

konnte, die fast öffentliche und schamlose Bestechlichkeit der Machthaber, die im Solde fremder Mächte standen und besonders von Frankreich und Rußland Geld annahmen, der äußerst unglückliche finnische Krieg mit Rußland 1740—43, die unrühmliche Theilnahme Schwedens an dem Siebenjährigen Kriege gegen Friedrich den Großen (1757—62), in Schweden der pommersche Krieg genannt u. a. m., machten die Regierung und die bestehende Ordnung der Dinge im ganzen Lande so verhaßt, daß man sich nach dem Ende dieses jämmerlichen und unverbesserlichen Zustandes sehnte und es dem geistreichen König Gustav III. (1771—92) bald nach seinem Regierungsantritte leicht wurde, durch eine unblutige Revolution, 19. bis 21. Aug. 1772, demselben ein Ende zu machen, indem er sich an die Spitze der stockholmer Garnison und Bürgerschaft stellte, den Rath und die vornehmsten Häupter der „Mützen“ — der damals herrschenden adelichen Partei — verhaften ließ und dann vor den Reichsständen auftrat, denselben mit hinreißender Beredsamkeit die Noth des Vaterlandes schilderte, in welche es durch die Schuld der Parteien gestürzt worden wäre, und erklärte, er wollte es als ein zweiter Gustav Wasa von dieser Schmach und Knechtung befreien. Hierauf legte er den Ständen die bereits von Hermansson und Scheffer aufgesetzte neue Verfassung vor, in welcher ihm eine bedeutend erweiterte Macht zuertheilt wurde, und er unter anderm auch das Recht erhielt, einen Vertheidigungs-, aber keinen Angriffskrieg nach eigenem Ermessen zu beginnen, die Repräsentation aber im wesentlichen nicht geändert wurde. Diese Verfassung wurde von den Ständen sogleich angenommen und von dem ganzen Volke mit Jubel begrüßt; so verhaßt hatte sich der Adel gemacht.

Leider war der König kein guter Haushalter und daher stets in Geldverlegenheit, auch begnügte er sich nicht immer mit derjenigen Macht, die er sich selbst ertheilt hatte, sondern ging oft eigenmächtig über die Grenzen derselben hinaus; endlich fing er 1788 einen Krieg mit Rußland an, dessen Heere damals gegen die Türken kämpften, und gerieth dadurch in große Gefahr, seine Krone zu verlieren, indem sich eine Verschwörung seiner Offiziere zu Anjala in Finland gegen ihn bildete, weil er ohne Zustimmung der Reichsstände einen Angriffskrieg begonnen hatte. Da wurde der König durch einen Einfall der Dänen in Schweden gerettet. Denn nun war er zu einem Vertheidigungskriege vollkommen berechtigt und traf dazu auch die kräftigsten Maßregeln. Die Dänen aber ließen sich bald durch die Drohungen Preußens und Englands zur Umkehr und zum Frieden bewegen, und der König beschloß nun, seine Macht noch mehr zu erweitern. Dies geschah in einer neuen Revolution, vom 21. Febr. bis 3. April 1789, in welcher er trotz des heftigsten Widerstandes des Adels mit Hülfe der drei übrigen Stände, denen er bedeutende Zugeständnisse machte, die sogenannte Vereinigungs- und Sicherheitsacte durchsetzte, nach welcher die königliche Macht beinahe souverän, die der Stände aber bedeutend eingeschränkt wurde. Der König erhielt nämlich volle Macht sein Reich zu regieren, Krieg anzufangen, Frieden und Bündnisse zu schließen, Aemter zu besetzen, Gesetze und Rechte auszulegen und zu handhaben und nach eigenem Ermessen alle Angelegenheiten des Reichs zu besorgen. Der Reichstag sollte nur dann zusammentreten, wenn der König ihn berief, und sich nur über solche Angelegenheiten berathen, die der König ihm vorlegte.

Nachdem der König darauf mit Rußland einen erträglichen Frieden abgeschlossen hatte, erreichte ihn am 16. März 1792 die Rache des beleidigten Adels durch Ankarström's Schuß. Die mit so großen Gewaltthätigkeiten und Rechtskränkungen durchgesetzte Staatsverfassung aber verblieb nichtsdestoweniger ein Reichsgesetz während der nun folgenden vormundschaftlichen Regierung und auch während der Regierung des Königs Gustav IV. Adolf (1792—1809). Dieser hatte zwar den besten Willen, aber es fehlten ihm alle Eigenschaften eines Herrschers, besonders für jene unruhige und vielbewegte Zeit, und er

stürzte durch seinen unbezwinglichen Eigensinn, Napoleon nicht als Kaiser der Franzosen anerkennen zu wollen, sein Reich und sich selbst ins Verderben. Von dem allmächtigen Napoleon erhielt nämlich Rußland den Befehl, Schweden in Finland anzugreifen, und diese wichtige Provinz ging trotz der Tapferkeit einzelner durch die schlechten Vertheidigungsanstalten bald ganz verloren, die Russen drangen von Norden her in Schweden vor und schickten sich zugleich an, von dem eroberten Åland aus die Hauptstadt anzugreifen; über hunderttausend von der schwedischen Jugend waren in einem einzigen Feldzuge umgekommen und zwar keineswegs in den Schlachten, sondern vielmehr auf zwecklosen Märschen, durch Mangel und durch Seuchen, kurz, Schweden war in der äußersten Gefahr, seine ganze politische Selbständigkeit zu verlieren. Da ergriffen einige beherzte Männer das einzige Mittel, das zur Rettung des Vaterlandes noch übrig war; sie verhafteten am 13. März 1809 den als Menschen zwar vortrefflichen, als Regenten aber untauglichen König, nöthigten ihn der Krone für sich und seine Nachkommen zu entsagen und bewegten seinen Oheim, den Herzog Karl von Südermanland, der seine Hand vielleicht mit im Spiele gehabt hatte, zur einstweiligen Uebernahme der Regierung.

Nun traten die Reichsstände im Mai 1809 zusammen, setzten den auf Gripsholm in Verwahr gehaltenen König ab, schafften ihn über die Grenze und wählten den Regenten unter dem Namen Karl XIII. zum König, schränkten aber seine Macht durch die neue Verfassung etwas ein, weil man zur Einsicht der Gefahren einer souveränen Königsmacht gekommen war. Bald gelang es denn nun auch, dem erschöpften Lande mit allen seinen Feinden Frieden zu verschaffen; doch konnte dieser Friede mit Rußland nur durch die Aufopferung von ganz Finland erkauft werden, welche Provinz in dem Frieden zu Frederikshamn am 17. Sept. 1809 an Rußland abgetreten wurde.

Die von diesem und den folgenden Reichstagen angenommenen, noch jetzt mit einigen später hinzugekommenen zeitgemäßen Veränderungen und Zusätzen bestehenden Grundgesetze Schwedens sind folgende:

1) Die Regierungsform, dat. Stockholm, 6. Juni 1809.

2) Die Reichstagsordnung, dat. Stockholm, 10. Febr. 1810.

3) Die Successionsordnung, dat. Örebro, 26. Sept. 1810 (wodurch dem neuerwählten Thronfolger, nachherigen König Karl XIV. Johann (1818—44) die Thronfolge in gerade herabsteigender männlicher Linie zugesichert wird).

4) Die Preßfreiheitsverordnung, dat. Örebro, 12. Juli 1812.

Hierzu kommt noch als die fünfte wichtige Urkunde die Reichsacte zur Bestimmung der durch die Vereinigung zwischen Schweden und Norwegen entstandenen constitutionellen Verhältnisse, welche in Norwegen vom Storthing in Christiania am 31. Juli 1815 als Grundgesetz und von dem Reichstage Schwedens in Stockholm am 6. Aug. angenommen ist, ohne gleichwol hier als Grundgesetz zu gelten.

In den beiden ersten dieser Grundgesetze sind im ganzen mit gänzlicher Aufhebung der Vereinigungs- und Sicherheitsacte von 1789 die Bestimmungen der Verfassung des Jahres 1772 beibehalten worden.

Am Ende dieses geschichtlichen Ueberblicks wollen wir noch auf den Umstand aufmerksam machen, daß bisjetzt der König stets in dem Bürger- und Bauernstande seine Stütze, in der Ritterschaft und dem Adel aber Widerstand gefunden hatte. Nach 1809 kehrte sich aber dieses Verhältniß um; Karl XIV. Johann hatte in den beiden ersten Ständen seine Anhänger, bei den Bürgern und Bauern aber stieß er fast immer auf Opposition. Doch seit 1844 unter der Regierung Oskar's und Karl's XV. ist diese Opposition sowol in der Repräsentation als auch in der Tagespresse immer schwächer und schwächer geworden und zuletzt beinahe als verschwunden zu betrachten, weil man keinen Grund dazu gefunden hat, sondern vielmehr der vernünftigen Ansicht gehuldigt hat,

man müsse mit Vertrauen einer Regierung entgegenkommen, die alles Mögliche thut, um die Interessen der Nation zu fördern und sich das Vertrauen derselben zu erwerben.

Die Reichstagsordnung vom 10. Febr. 1810.

Diese besteht aus 82 Paragraphen und enthält in ihrem jetzigen Zustande mit den spätern Abänderungen und Zusätzen wesentlich folgende Bestimmungen:

Die Reichsstände, die Repräsentanten des schwedischen Volks, treten (seit 1844) in jedem dritten (bis dahin fünften) Jahre an dem von ihnen zuvor bestimmten Tage zu einem ordentlichen (lagtima) Reichstage zusammen und zwar in Stockholm, außer in den Fällen, die in der neuen Reichstagsordnung §. 31 angeführt sind, können jedoch von dem König in der Zwischenzeit auch zu einem außerordentlichen (urtima) Reichstage berufen werden. Sie bestehen aus vier Ständen, Ritterschaft und Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern.

1) Die Ritterschaft und der Adel besteht aus den Häuptern der sämmtlichen introducirten gräflichen, freiherrlichen und adelichen Familien, die von den Stammvätern in gerade herabsteigender männlicher Linie der Erstgeburt abstammen, einen unbescholtenen Ruf besitzen und wenigstens 21 Jahre alt sind; doch darf sich ein solches Familienhaupt auch durch einen andern, dem Stande der Ritterschaft und des Adels angehörigen, von ihm mit einer Vollmacht versehenen Manne vertreten lassen.*)

2) Der Stand der Geistlichkeit besteht aus dem Erzbischof zu Upsala, den 11 Bischöfen des Reichs und dem Pastor Primarius in Stockholm als selbstberechtigten Mitgliedern; ferner aus gewählten Mitgliedern der Pastoren jedes Stifts aus ihrer Mitte und der untern Geistlichen (Comminister), welche, „wenn sie wollen", von jedem der zwölf Stifter sowie von Stockholm einen Abgeordneten schicken können. Auch sind in späterer Zeit die beiden Universitäten Upsala und Lund berechtigt worden, je wenigstens einen — höchstens zwei — Repräsentanten zu wählen, der ein Professor von einer der nichtgeist-

*) Die Zahl der introducirten Familien des Ritterhauses ist: 142 gräfliche, 404 freiherrliche und 2339 adeliche, Summa 2885. Davon ist gleichwol die Mehrzahl erloschen, und nach dem Reichstagsbericht der Ritterhausdirection Nr. 6 vom 30. Dec. 1865 gibt es jetzt noch 68 gräfliche (davon im Februar 1866 eine erlosch), 172 freiherrliche und 724 adeliche, Summa 964 (963) Familien. Zu Anfang des Reichstags stellen sich die Familienhäupter bisweilen zahlreich ein: 1856—58 waren gleichwol im ganzen nur 110 anwesend; 1865—66 dagegen (vom 15. Oct. 1865 bis Ende Februar 1866) waren als anwesend erwähnt, doch großentheils schon abgereist, 60 Grafen, 143 Freiherren und 506 Adeliche, Summa 709. Sie fanden sich diesmal so zahlreich ein wegen der Verhandlungen über den königlichen Repräsentationsvorschlag, der am 7. Dec. 1865 bei der Abstimmung nach viertägiger Discussion, da mehrere Anwesende gar nicht stimmten, mit 361 gegen 274 (zusammen 635) Stimmen angenommen wurde. Da jedoch die Adelichen keine Diäten erhalten — ein Umstand, der in frühern Zeiten, da der Adel begütert war und die Reichstage nur einige Tage oder Wochen dauerte, von keiner Wichtigkeit war, jetzt aber, da der Grundbesitz und der Reichthum des Standes sehr zusammengeschmolzen ist, die Reichstage aber immer wenigstens ein ganzes Jahr, ja bisweilen fast zwei Jahre dauern, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Neigung und Befähigung des Adels zur Theilnahme an den Reichstagen geblieben ist — so schrumpft nach einigen Monaten diese Zahl dermaßen zusammen, daß dieselbe kaum hinreicht zu der Besetzung des dem Adel gebührenden vierten Theils der Ausschüsse, daß kaum 50 überhaupt anwesend sind, und Hartmansdorf („Svenska Folkrepräsentationensombildning", 1851) Beispiele anführt, wo Plena von nur 13 Personen gebildet worden sind. Da es jetzt auch adeliche Familienhäupter unter den Köthnern, ja unter den Knechten gibt, die ihren Stand gar nicht repräsentiren können, andere ebenfalls aus Armuth gar gern für die Ausübung ihres Rechts Geld nehmen, so sind in der letzten Zeit Adelsvollmachten förmlich gekauft worden, und man wußte sogar den gangbaren Preis derselben anzugeben. Die Käufer aber waren gewöhnlich jüngere in Stockholm ansässige Männer, besonders Offiziere und Beamte, die ihr Glück dadurch zu machen hofften und die Ansicht vertheidigten, welche ihnen von der Regierung oder von ihren Vorgesetzten vorgeschrieben wurde.

lichen Facultäten sein muß, und die Akademie der Wissenschaften ernennt dazu zwei unadeliche Bevollmächtigte.*)

3) Der Bürgerstand besteht aus den Abgeordneten der Bürger, Industriellen, Gewerb- und Handwerktreibenden, Haus- und Hofbesitzern, sowie auch der Magistratspersonen der Städte; außerdem schicken das Bergwerk zu Falun einen und die fünf Bergwerksdistricte des Reichs je einen Abgeordneten.**)

4) Der Bauernstand besteht aus den Bauern oder Kronhufenbewohnern des Landes, die zuvor keinem andern Reichsstande angehört, auch kein Amt im Staat bekleidet haben, gewählt von den Bauern und Kronhufenbewohnern eines jeden Härads.***)

Jeder gewählte Reichstagsbevollmächtigte soll wenigstens 25 Jahre alt sein, sich zu der evangelischen (lutherischen oder reformirten) Lehre bekennen, nicht unter Vormundschaft oder Administration stehen, nicht durch ein gesetzliches Urtheil das Vertrauen seiner Mitbürger verloren und keine Strafe wegen eines entehrenden Verbrechens erlitten haben. Er erhält von den Wählenden anständigen Unterhalt und von der betreffenden Behörde seine gesetzliche Vollmacht, welche an dem Tage nach der Eröffnung des Reichstags vor dem Staatsminister der Justiz sowie den Bevollmächtigten für die Bank und das Reichsschuldencomptoir vorgezeigt und von ihnen geprüft wird; die Adelichen legiti-

*) Im Stande der Geistlichen sind außer den 13 Selbstberechtigten 44 gewählte Pastoren (schwedisch Kyrkoherdar, d. i. Kirchenhirten); davon 2 von Stockholm, sowie aus den 12 Stiftern: Upsala 5, Linköping 5, Skara 4, Strengnas 4, Westerås 5, Wexiö 3, Lund 4, Göteborg 3, Calmar 2, Carlstad 2, Hernösand 3, Wisby 2; ferner 13 Comminister, 2 bis 4 Professoren aus Upsala und Lund, und endlich 2 unadeliche Mitglieder von der Akademie der Wissenschaften, Summa 76; bei dem jetzigen Reichstage sind jedoch nur 58 anwesend, da 3 Bischofsstühle eben erledigt sind, die Universitäten nur zwei, und die Comminister gar keinen Repräsentanten geschickt haben, da sie zu der Ansicht gelangt sind, daß die Stimme eines solchen nichts vermag.

**) Die Städte Schwedens sind hinsichtlich ihres Rechts, Repräsentanten für den Reichstag zu ernennen, außer Stockholm und Göteborg, die 10 und 3 Abgeordnete wählen und zur Oberklasse gerechnet werden, in 5 Klassen getheilt. Zu der 1. Klasse gehören die 3 Städte Norrköping, Malmö und Gefle, von denen jede 2 Bevollmächtigte sendet; zu der 2. Klasse gehören 5 Städte, Carlskrona, Upsala, Calmar, Wisby und Westerås, von denen jede einen Bevollmächtigten schicken muß, aber das Recht hat, zwei zu schicken (ein Recht, von welchem bei den beiden letzten Reichstagen Upsala Gebrauch gemacht hat, um der befürchteten Verlegung der Universität nach Stockholm kräftiger entgegenarbeiten zu können); zu der 3. Klasse gehören 19 Städte, von denen jede einen Bevollmächtigten ernennt; zu der 4. Klasse gehören 19 und zu der 5. Klasse 40 Städte. Jede dieser 59 Städte der beiden letzten Klassen (von denen die beiden südlichsten Nachbarstädte Schwedens, Skanör und Falsterbo, nur für Eine Stadt gelten, ist berechtigt, einen Repräsentanten zu schicken, doch können sich zwei, höchstens drei derselben um einen Repräsentanten vereinigen; daher ist die höchste Zahl der städtischen Repräsentanten 107, zu denen dann noch einer von dem Bergwerk Falun und fünf von den übrigen Bergwerksdistricten kommen. Diese sind: 1) drei Bergmeisterdistricte in Kopparbergslän nebst den dortigen Kirchspielen Elfdal, Mora und Orsa mit 133 Wahlberechtigten und 3,489684 Stimmen; 2) Göteborgs- und Bohuslän, Östergothland, Calmar und die Län des 9. Bergmeisterdistricts mit 86 Wahlberechtigten und 3,438679 Stimmen; 3) Wermlands- und Elfsborgslän mit 119 Wahlberechtigten und 3,470086 Stimmen; 4) Örebro-, Skaraborgs- und Südermanlandslän nebst dem Härade Åkerbo von Westmanland mit 105 Wahlberechtigten und 3,492212 Stimmen, und 5) Kopparbergs- und Westmanlandslän, mit Ausnahme der zum 1. und 4. Districte gehörigen Theile, mit 81 Wahlberechtigten und 3,560125 Stimmen. Anstatt der 113 Mitglieder dieses Bürgerstandes sind bei dem jetzigen Reichstage nur 70 anwesend.

***) Die Zahl der Härader in Schweden ist 191, und es kann daher auch so viele Mitglieder des Bauernstandes geben; doch können sich alle Härader eines und desselben Gerichtssprengels (Domsaga, deren es in Schweden 102 gibt) über die Wahl eines gemeinschaftlichen Repräsentanten vereinigen, ja, wenn dieser weniger als 100 wahlberechtigte Hufen enthält, mit einem oder mehrern Häradern eines andern Gerichtssprengels; daher kommt es denn, daß die Zahl der Mitglieder des Bauernstandes bei dem jetzigen Reichstage nur 112 beträgt.

miren sich vor ihrer Behörde. Der König ernennt darauf den Sprecher und Vicesprecher (Talman und Vicetalman) jedes Standes, sowie auch den Secretär des Bauernstandes, der im Plenum neben dem Sprecher sitzt, um diesem mit Rath an die Hand zu gehen und ihn aufmerksam darauf zu machen, wenn etwas vorkommen sollte, was gegen die Grundgesetze ist; die übrigen Stände wählen ihre Secretäre selbst. Der Sprecher des adelichen Standes wird Landmarschall genannt (er benutzt während der Dauer des Reichstags eine eigene elegante Hofequipage); zum Sprecher des geistlichen Standes wird stets der Erzbischof ernannt. Darauf eröffnet nach feierlichem Gottesdienste der König den Reichstag auf dem Reichssaale mit einer Thronrede, in welcher er den Ständen Mittheilungen über die Regierung des Landes macht; auch die Staatsminister halten Reden, die vier Sprecher der Stände bezeugen dem König ihre Ehrfurcht, und der König läßt entweder gleich oder nach Belieben an einem andern Tage (dies ist das Gewöhnliche) den Ständen den Bericht über die Finanzlage zustellen. Dies geschieht bei einem ordentlichen Reichstage spätestens binnen 14 Tagen und bei einem außerordentlichen spätestens binnen einem Monat.*)

Spätestens acht Tage nach der Eröffnung des Reichstags durch den König wählen die Stände unter sich, jeder zu gleicher Anzahl, die Mitglieder zu den sechs steten Ausschüssen, welche die vorkommenden Geschäfte prüfen, erörtern und ausarbeiten sollen. Diese, mit Angabe der Zahl ihrer Mitglieder, sind folgende: 1) der Constitutionsausschuß (24), 2) der Staatsausschuß (36), 3) der Bewilligungsausschuß (48), 4) der Bankausschuß (36), 5) der Gesetzausschuß (16) und 6) der allgemeine Beschwerden- und Oekonomieausschuß (48). Die fünf erstgenannten bleiben in der neuen Reichstagsordnung nach §§. 37—42, wenn auch mit einer geringern Anzahl von Mitgliedern, und dort sind auch ihre Obliegenheiten zu ersehen; der in derselben ganz aufgehobene allgemeine Beschwerden- und Oekonomieausschuß sollte Mängel in den allgemeinen Haushaltungsanstalten rügen, Veränderungen darin vorschlagen u. a. m. Außer diesen sechs Ausschüssen wird auf Verlangen des Königs noch ein geheimer Ausschuß (zwölf Mitglieder) gewählt, um mit ihm über geheime Staatsangelegenheiten zu berathschlagen (vgl. neue Reichstagsordnung, §. 50); auch können die Reichsstände einen Expeditionsausschuß (12 Mitglieder) verordnen zur Aufsetzung der gemeinschaftlichen Expeditionen und der Reichstagsbeschlüsse; ferner kann jeder Reichsstand für sich einen eigenen Ausschuß ernennen zur Annahme seiner eigenen Beschwerden und Angelegenheiten; ja sie dürfen, wenn sie es für nöthig erachten, noch mehrere einstweiligen Ausschüsse einsetzen. (Also vielleicht zwölf oder noch mehrere Ausschüsse!) Die Abstimmungen und Reservationen in denselben geschehen ebenso, wie auch die neue Reichstagsordnung, §. 48, vorschreibt; Wortführender

*) Der Reichstag hat also eigentlich drei Anfangstermine. Diese sind: 1) der von den zuletzt versammelten Reichsständen bestimmte Tag, an welchem die Abgeordneten sich einfinden und an welchem in Stockholm auf allen öffentlichen Plätzen der Reichstag mit mittelalterlichem Gepränge „ausgeblasen“ wird und ein reitender abenteuerlich costümirter Reichsherold die Einberufung der Reichsstände vorliest; 2) der Tag, an welchem die Stände nach gehaltenem Gottesdienst vor dem König auf dem Reichssaale erscheinen und dieser durch die Thronrede den Reichstag eröffnet; 3) der Tag, an welchem den Ständen die königliche Proposition über den Zustand und die Bedürfnisse der Finanzen übergeben wird, und zwar entweder im Plenum Plenorum auf dem Reichssaale oder auch nach des Königs Belieben unmittelbar an den Staatsausschuß. Dieser letzterwähnte Tag ist der eigentliche „Anfang“ des Reichstags; von diesem ab geschieht die Berechnung der Motionszeit, die einen Monat dauert, während welcher jeder Reichstagsbevollmächtigte Vorschläge (Motionen) zu machen berechtigt ist, während die Regierung solche vorlegen lassen kann, solange der Reichstag dauert; auch hat der König nicht das Recht, einen Reichstag aufzulösen, ehe drei, ja auf Ansuchen der Stände vier Monate seit diesem Tage verflossen sind.

in denselben aber ist dasjenige Mitglied des adelichen Standes, welches unter den Anwesenden den höchsten Platz im Ritterhause einnimmt.

Der Landmarschall und die Sprecher jedes Standes fertigen die Berufung der Stände zum Plenum aus, und zwar jeder für seinen Stand, in welchem er jede Angelegenheit vorträgt, die Discussion darüber leitet, die Proposition zur Beantwortung mit einfachem Ja oder Nein vorlegt, die Ordnung aufrecht hält u. s. w., aber kein Berathungsrecht und keine Stimme hat. Die Plena werden „womöglich" in allen vier Ständen gleichzeitig gehalten. Die Verhandlungen und Abstimmungen geschehen ungefähr so, wie die neue Reichstagsordnung, §. 51 fg., vorschreibt. Fallen die Beschlüsse zweier Stände anders aus als die der beiden andern, so verfällt die Sache, außer in Finanz-, Bank- und andern ökonomischen Fragen; können sich in diesen die Stände nicht vereinigen, nachdem mehrmalige Versuche durch den betreffenden Ausschuß gemacht worden sind, wenigstens drei Stände zu einem gleichen Beschlusse zu bringen, wodurch er dann ein Reichstagsbeschluß wird, so wird dieser Ausschuß auf 120 Mitglieder verstärkt, von denen jeder Stand den vierten Theil wählt, und diese entscheiden mit dem Rechte des Reichstags die Frage durch einfache Majorität, wobei, wie bei allen Abstimmungen, stets ein Zettel unbesehen versiegelt beiseitegelegt wird, um bei etwaiger gleicher Stimmenzahl den Ausschlag zu geben (vgl. neue Reichstagsordnung, §. 62, 2 und §. 65). Vorschläge zur Einführung, Veränderung, Erklärung oder Aufhebung eines Grundgesetzes, die von demselben Reichstage, an welchem sie gemacht werden, zwar berathen, geändert und verworfen, aber nicht definitiv angenommen werden dürfen, sondern bis zum nächsten Reichstage ruhen müssen, da sie nicht weiter verändert werden können, erfordern zur Annahme den übereinstimmenden Beschluß der sämmtlichen Stände und die Sanction des Königs, übrigens aber gilt ein von drei Ständen gefaßter Beschluß als Reichstagsbeschluß, welcher stets der Sanction des Königs bedarf, um ein Gesetz zu werden, ausgenommen in Fragen, welche die Bewilligung, die Bank und das Reichsschuldencomptoir betreffen, in denen der König gar keine Stimme hat. Auch ist keine königliche Sanction erforderlich, wenn ein königlicher Vorschlag von den Ständen unverändert angenommen wird: ein solcher wird dadurch zum Gesetz, daß die Stände diese Annahme dem König durch eine feierliche Deputation mittheilen.*)

Die Befugnisse der Reichsstände überhaupt, insbesondere aber die Bestimmungen über die Wahl eines Königs oder Thronfolgers, der Vormünder eines minderjährigen Königs, eines Justizsachwalters (Justitie-Ombudsman), des Ausschusses, der die Protokolle des höchsten Tribunals prüft, des Ausschusses zum Schutze der Preßfreiheit, der Verwaltung der Bank und des Reichsschuldencomptoirs und der Revisoren sind mit Ausnahme der Ausdrücke, welche sich auf vier Stände beziehen, die in zwei Kammern umgeändert worden sind, in der neuen Reichstagsordnung, §§. 66—72, beibehalten worden.

Ein Reichstag soll nicht länger dauern als drei Monate von dem Tage ab, da der König den Reichsständen seine Proposition über den Zustand und die Bedürfnisse der

*) Dieser Fall liegt jetzt vor bei der unveränderten Annahme des königlichen Vorschlags in Betreff der neuen Reichstagsordnung. Die Annahme desselben am 4., 7. und 8. Dec. 1865 ist dem König bisjetzt noch nicht mitgetheilt, daher also die frühere Reichstagsordnung immer noch gilt. Der Grund dieser Verzögerung ist darin zu suchen, daß nach der neuen Reichstagsordnung erst im September die neuen Abgeordneten gewählt und diese erst am 15. Jan. 1867 zusammentreten können, daher es nothwendig ist, zuvor das Budget für 1867 ordnen zu lassen. Es verlautet, daß die Annahme der neuen Reichstagsordnung dem König am 17. Mai mitgetheilt werden soll, um durch die künftige Feier dieses Tages, als eines Nationalfestes, die beiden unter einem Scepter vereinigten Völker der Skandinavischen Halbinsel einander noch näher zu bringen; denn die Norweger feiern seit 1814 diesen Tag schon als ein solches zum Andenken an die Annahme des norwegischen Grundgesetzes zu Eidsvold.

Finanzen mitgetheilt hat; sind nach Verlauf dieser Zeit die Geschäfte nicht erledigt, so können die Stände, wenn drei von ihnen darin einig sind, bei dem König um die Verlängerung desselben anhalten, welche höchstens auf einen Monat bewilligt wird; darauf kann der König den Reichstag nach Belieben auflösen, und es gilt dann, wo das neue Budget nicht bestimmt ist, das vorige. Auf Verlangen aller vier Reichsstände kann der Reichstag auch vor dem Ablauf der bestimmten drei Monate aufgelöst werden.*)

Der Schluß des Reichstags, der ebenfalls auf den Plätzen Stockholms „abgeblasen" wird, findet wie die Eröffnung desselben nach feierlichem Gottesdienste auf dem Reichssaale durch Huldigungsreden der Sprecher und durch eine Thronrede des Königs statt.

Daß diese Ständerepräsentation, welche zwar, wie wir darzustellen gesucht haben, gleich den noch geltenden schwedischen Gesetzen, auf nationalem Grund und Boden erwachsen ist, sich längst selbst überlebt hatte und den Anforderungen unserer Zeit nicht mehr entsprach, ist in der Bevorwortung des Vorschlags zu der nunmehr angenommenen neuen Reichstagsordnung sowol von dem König als auch von dem Staatsminister der Justiz bereits ausgesprochen und wird nebst den vielen vergeblichen Versuchen zu ihrer Umbildung in der neuern Zeit in dem unten anzuführenden Memorial des Constitutionsausschusses noch näher entwickelt, daher wir darauf verweisen können. Es geht aber daraus hervor, daß die Mängel der bisherigen Repräsentation längst gefühlt und auch ausgesprochen waren. Doch die Vorschrift, daß kein Grundgesetz ohne die Zustimmung aller Stände und des Königs abgeändert werden darf, hat bisher jede durchgreifende Verbesserung erschwert, ja fast unmöglich gemacht, und man erstaunt noch jetzt mit Recht darüber, daß eine solche ohne eine Revolution möglich geworden ist; wir wagen sogar die Behauptung, daß die beiden privilegirten Stände ihre Zustimmung ohne die Furcht vor einer solchen Revolution nicht gegeben haben würden.

Hier bleibt uns nun noch übrig darzuthun, daß die bisherige Repräsentation im höchsten Grade gegen das ganze Volk ungerecht war, daß sie nicht einmal die vier Stände repräsentirte, nach denen sie benannt wurde, und daß sie bei großen Kosten in ihren Verhandlungen unzweckmäßig erscheinen mußte.

Die Ungerechtigkeit der Repräsentation beruht darauf, daß sie unverhältnißmäßig vertheilt ist, wenn man die Zahl, das Vermögen und die Abgaben des repräsentirten Theils der Nation in Anschlag bringt, und indem sie noch überdies einen sehr bedeutenden Theil des Volks von dem Repräsentationsrechte gänzlich ausschließt. Stellt man nämlich nach dem Berichte des Statistischen Bureau von 1850—55, dem letzten, in welchem auf die Anzahl der jedem Stande angehörigen Individuen Rücksicht genommen ist, die Zahl

*) Wegen der außerordentlichen Langsamkeit und Schwerfälligkeit bei den Verhandlungen dauern die Reichstage seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wenigstens ein Jahr, ja wol 20—21 Monate, und müssen dann immer noch übereilt geschlossen werden. Gewöhnlich sind die Abgeordneten zuletzt dermaßen ermüdet und sehnen sich zurück zu den Ihrigen, daß sie Forderungen bewilligen, welche sie gewiß in der ersten Zeit des Reichstags verweigert haben würden. So z. B. verlangte 1858 die Regierung in der elften Stunde des Reichstags für die Befestigung Stockholms 200000 Rthlr., und dieselben wurden bewilligt. Der Anfang zu dieser Befestigung wurde darauf sofort gemacht, aber späterhin ist von den Ständen nichts weiter zur Fortsetzung derselben bewilligt worden, sodaß die wenigen fertigen Anlagen wahrscheinlich ihrem Verfall entgegengehen. In den ältesten Zeiten wurden die Reichstage nicht allein öfter abgehalten, sondern sie dauerten auch kürzere Zeit. Die alten Allshäriar-Thing waren alljährlich, dauerten aber nur wenige Wochen; während der einundzwanzigjährigen Regierung Gustav Adolf's versammelten sich die Stände oder ihre Delegirten dreizehnmal. Unter Gustav I. und seinen Söhnen dauerten die Reichstage gewöhnlich nur einige Tage, ja selbst der berühmte und wichtige zu Westerås, 1527, nur eine Woche, und unter Karl IX. mancher Reichstag nur drei Tage; unter Gustav Adolf, Christina und Karl X. dauerte ein Reichstag selten über vier bis fünf Wochen.

dieser Personen beiderlei Geschlechts für die Jahre 1805, 1830 und 1855 zusammen mit der 1845 von dem damaligen Repräsentationscomité gemachten Berechnung des Werthes ihres Grundbesitzes und ihrer Abgaben an den Staat in Reichsthalern Banco (à 1½ Rthlr. Rm.), so erhält man folgende Daten:

| | Personen | | | | Grundbesitz | | Bewilligung | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1805 | 1830 | 1855 | Proc. | Rthlr. Bco. | Proc. | Rthlr. Bco. | Proc. |
| Adel . . . . . . | 9503 | 10458 | 11742 | 0,32 | 65,961584 | 18,68 | 176413 | 14,32 |
| Geistlichkeit . . | 15145 | 14153 | 15362 | 0,42 | 2,010187 | 0,56 | 37831 | 3,07 |
| Bürgerstand . . | 65411 | 66693 | 81408 | 2,24 | 40,242458 | 11,40 | 284147 | 23,07 |
| Bauernstand . . | 1,759038 | 2,168915 | 2,378267 | 65,35 | 161,451630 | 45,71 | 318046 | 25,82 |
| Unrepräsentirte Personen . . | 563675 | 672863 | 1,152553 | 31,67 | 83,514227 | 23,63 | 415367 | 33,72 |
| Summe . . . | 2,412772 | 2,888082 | 3,639332 | 100,00 | 353,210086 | 100,00 | 1,231804 | 100,00 *) |

Wenn sich nun auch annehmen läßt, daß hinsichtlich der Bevölkerung jetzt noch dasselbe Verhältniß wie 1855 gilt, so geht doch daraus hervor, daß die drei ersten Stände nur etwa 3 Proc. derselben betrugen, aber doch 75 Proc. der Volksvertretung innehatten, während beinahe der dritte Theil der Nation gar nicht repräsentirt wurde. In Betreff des Grundbesitzes aber fällt der des geistlichen Standes als im höchsten Grade unbedeutend beinahe ganz weg; der des Adels aber ist jetzt verhältnißmäßig noch geringer zu veranschlagen, da dieser Stand an Gütern in neuerer Zeit stets mehr verkauft als gekauft hat, z. B. 1845—52 für 10,460000 Rthlr., also im Durchschnitt jährlich für etwa 1,300000 Rthlr., und nach dem Berichte der Landeshauptleute 1855—60 für etwa 700000 Rthlr.; das alles ist übergegangen in den Besitz von Bauern, Bürgern und besonders unrepräsentirten Standespersonen; von der Bewilligung erlegen die nicht

*) Zu Ende des Jahres 1864 betrug die Bevölkerung Schwedens 4,070061, davon in den Städten 486599; von diesen hatte Stockholm 128576 und Göteborg ohne die bedeutenden Vorstädte 43346. Anstatt des obigen Werthes der liegenden Gründe, welcher in Reichsmünze 529,815129 Rthlr. beträgt, wird derselbe Ende 1860 in den Berichten der Landeshauptleute in runden Zahlen auf 731,960000 Rthlr. angegeben, nämlich 482,832000 auf dem Lande und 249,130000 in den Städten. Von der letzten Zahl fällt über die Hälfte auf die beiden größten Städte, nämlich auf Stockholm 100,105000 (Ende 1864 138,522000) und auf Göteborg ohne Vorstädte 28,433000, also auf die sämmtlichen übrigen Städte nur 120,591000 Rthlr. Hierbei muß jedoch erwähnt werden, daß dieser Werth viel zu niedrig gegriffen ist, da es in Stockholm viele Privathäuser gibt, von denen jedes einen höhern Werth haben soll, als in einer Stadt mit gegen 1000 Bewohnern die sämmtlichen Gebäude derselben nebst den zur Stadt gehörigen Aeckern, Wiesen, Wäldern u. s. w. Das unterthänige Bedenken des Finanzcomité über die ökonomische und finanzielle Entwickelung Schwedens von 1834—60, abgegeben am 9. Febr. 1863, liefert eine detaillirte Angabe des Taxwerthes aller liegenden Gründe Schwedens für das Jahr 1862. Danach ist der Werth des Landbesitzes 1,827,213885 Rthlr. (davon den Städten gehörig 32,666213 Rthlr.), und der Taxwerth der Grundstücke, die nicht zu den Gütern des Ackerbaues gerechnet werden können, beträgt für das platte Land und die Flecken 110,921387, und für die Städte 308,938905 Rthlr., Summa 2,247,074177 Rthlr., ungerechnet diejenigen Grundstücke (meistens Gebäude), welche als dem Staate, Communen oder Instituten angehörig, von der Bewilligung befreit sind. Den Betrag der Summen, für welche die Feuerversicherungen in Schweden im Jahre 1858 verantwortlich waren, beläuft sich für das platte Land auf 707,664632 Rthlr. (davon aber für fahrende Habe 253,119825); dies kann ungefähr der halbe wirkliche Werth des Vermögens sein; der Werth der Gebäude in den Städten (1858) sollte 234,171320 Rthlr. betragen. Die Versicherungen bei ausländischen Versicherungsanstalten, die ganz bedeutend sind, kommen natürlich gar nicht in Anrechnung.

repräsentirten Personen über ein Drittel des Ganzen — kurz, wohin man hier blickt, überall stößt man auf Unverhältnißmäßigkeit und Ungerechtigkeiten.

Sehen wir indessen bei unserer Betrachtung ganz ab von den nichtrepräsentirten Klassen, und werfen wir unsern Blick nur auf die repräsentirten, so finden wir auch hier gleiche Ungerechtigkeiten: die drei ersten Stände mit 108000 Personen können in Fragen, welche die Gesetzgebung und Besteuerung betreffen, den einen Stand mit 2,378000 Personen überstimmen, ja es ist eine Möglichkeit vorhanden, daß in verstärkten Ausschüssen die beiden ersten Stände, bestehend aus 27000 Personen mit einem Grundvermögen von 68 Mill., ihre Ansicht durchsetzen gegen die beiden andern Stände, bestehend aus 2,460000 Personen mit einem Grundvermögen von fast 202 Mill.

Doch man würde auch irren, wenn man annehmen wollte, daß jeder Reichsstand wirklich denjenigen Stand im Staat repräsentirte, von welchem er den Namen entlehnt; vielmehr läßt sich aus guten Gründen behaupten, daß dieses mit keinem derselben der Fall ist.

1) Bei dem Adel besitzt nur jedes Familienhaupt als solches selbstberechtigt Sitz und Stimme im Ritterhause, es mag Geschick und Kenntnisse dazu haben oder nicht; alle übrigen Mitglieder der Familie sind trotz aller möglichen Einsichten und aller Tüchtigkeit davon ausgeschlossen. Wie es mit den ausgefertigten Vollmachten dabei zugegangen ist, haben wir bereits angeführt.

2) Der Stand der Geistlichkeit, welcher eigentlich bestimmt war die Gelehrsamkeit zu repräsentiren, schließt von diesem Rechte aus: a) solche Pastoren, welche keine eigentlichen Pfarren haben, z. B. Regiments-, Bataillons-, Gefängnißprediger u. a.; b) alle Lehrer bei den öffentlichen Unterrichtsanstalten, die Universitäten ausgenommen, wenn sie nicht Inhaber eines Präbendenpastorats sind, sowie bei den sämmtlichen Anstalten, die Universitäten eingerechnet, alle Civilbeamten; c) alle andern Gelehrten, Schriftsteller, Künstler u. s. w. Daher kommt es denn vor, daß ein Lector und Mitglied eines Consistoriums kein Repräsentationsrecht besitzt, wohl aber ein unter ihm stehender unterer Geistlicher oder Comminister; so kann auch ein Steinhauer und Anstreicher als Hausbesitzer und Bürger in einer Stadt einen Sitz beim Reichstage im Bürgerstande haben, während ein Bildhauer oder Maler in der höhern Bedeutung des Wortes weder repräsentirt werden darf noch repräsentirt wird.

3) Der Bürgerstand soll der Repräsentant der Städte und der Industrie sein. Wenn nun aber nach den officiellen Angaben des Jahres 1855, an welche wir uns halten müssen, weil die neuern keine Rücksicht auf die Stände nehmen, die Bevölkerung der Städte 397635 Personen betrug, davon aber nur 81408 repräsentirt wurden, so ist dieses ja wenig über den fünften Theil der städtischen Bevölkerung; das Verhältniß des repräsentirten Vermögens und der Bewilligung zu dem nicht repräsentirten war ungefähr gleich, und die sehr bedeutenden industriellen Anlagen auf dem Lande kamen gar nicht mit in Anschlag.

4) Der Bauernstand schließt alle Schärenbauern, Ansiedler, Köthner u. s. w., die doch rechtlich dazu gehören, die mit ihren Familien gewiß 600000 Personen betragen, und deren Vermögen recht ansehnlich ist, sowie mit eigensinniger Hartnäckigkeit die Besitzer von Bauergütern, welche Standespersonen angehören oder solchen, die früher ein Staatsamt bekleidet haben, von dem Repräsentationsrecht aus. Daß aber dieser Stand nebst dem des Adels keineswegs den Ackerbau repräsentirt, was doch der Fall sein sollte, erhellt aus den officiellen Berichten der Landeshauptleute, nach welchen im Jahre 1850 der Werth alles Grundbesitzes auf dem Lande 348,100000 Rthlr. Bco. betrug, wovon 121,700000 oder 35 Proc. unadelichen Standespersonen und Gesellschaften gehörten;

von der Bewilligung für den Ackerbau an den Staat, welche fast 8 Mill. betrug, erlegten diese über 3 Mill., der Adel und die Bauern nur 4,958000 Rthlr.

Bei den Verhandlungen steht jeder Stand ganz unabhängig da und erkennt keine Instanz über sich an, da kein anderer Stand das Recht hat, seine Beschlüsse zu prüfen und zu berichtigen. Daraus entsteht denn unter anderm das Misverhältniß, daß, wenn die Beschlüsse zweier Stände gegen die der beiden andern ausfallen, die Entscheidung den verstärkten Ausschüssen überlassen wird, wo dieselbe dann gewöhnlich von der Mehrheit einer oder zweier Stimmen, ja oft von dem zur Vermeidung der paria vota versiegelt abgelegten einen Zettel abhängt. Hierüber sagt der Staatsminister der Justiz mit Recht (vgl. den Ersten Artikel, „Unsere Zeit", Neue Folge, II, 1., 278), daß die verstärkten Ausschüsse „ziemlich allgemein als eins der größten Gebrechen unserer Reichstagsmaschinerie angesehen werden".

Die Schwerfälligkeit und Langsamkeit bei den Verhandlungen mit den Ausschüssen, deren außer den temporären, wie oben angesagt, zwölf sein können, welche bei verschiedenen, oft von aparten Standesinteressen dictirten Meinungen der Stände die schwierige Aufgabe haben, durch mehrmalige Abänderung und Umarbeitung ihrer ursprünglichen Vorschläge diesen Ansichten zu genügen, haben die Reichstage zu Reichsjahren gemacht und dadurch auch die Kosten derselben bedeutend gesteigert, sodaß auch hierin eine Veränderung oder Verminderung wünschenswerth war. Jeder der letzten Reichstage hat nämlich dem Staat etwa 700000 Rthlr. gekostet, die aus der Staatskasse geflossen sind; dazu aber müssen die Diäten der gewählten Repräsentanten gerechnet werden, welche diese von ihren Communen oder Wahlmännern erhalten. Berechnet man diese für jeden der bei dem jetzigen Reichstage anwesenden 230 gewählten Repräsentanten zu 10 Rthlrn. per Tag und die Dauer eines Reichstags durchschnittlich nur auf 400 Tage, so kommt mit dem Ersatze für Reisekosten die Summe von etwa 1 Mill. heraus, ohne daß dabei die Unkosten in Anrechnung gebracht sind, welche die berechtigten Repräsentanten des adelichen und geistlichen Standes selbst zu tragen haben. Gleichwol würde die Nation diese Unkosten nicht gescheut haben, wenn nur die Repräsentation das gewesen wäre, wofür sie sich ausgibt, nämlich eine Repräsentation des schwedischen Volks.

Wir lassen hier das Memorial des Constitutionsausschusses folgen, welches der Neugestaltung der Verfassung den Weg bahnen half:

Memorial des Constitutionsausschusses an die Reichsstände auf Anlaß der gnädigen Proposition Sr. königlichen Maj. über die Annahme einer neuen Reichstagsordnung und damit zusammenhängender Abänderungen in der Regierungsform vom 26. Febr. 1863.

Der Constitutionsausschuß hat dem Vorschlage zu einer Umbildung der Nationalrepräsentation, welche in höchsterwähntem gnädigen Vorschlage enthalten ist, jene sorgfältige Prüfung zu widmen gesucht, welche eine Staatsfrage von so allgemeiner und so durchgreifender Wichtigkeit erfordert, und will nun den Reichsständen das Resultat dieser Prüfung ergebenst mittheilen.

Gleichwol hat der Ausschuß für nöthig erachtet, zuvor eine kurze Uebersicht über diejenigen Versuche geben zu müssen, welche seit der Einführung der jetzigen Grundgesetze zur Lösung dieser Frage gemacht worden sind, insofern diese Versuche Gegenstand der Prüfung der Reichsstände gewesen sind. Hierdurch dürfte es leichter werden, sich ein Urtheil zu bilden über die Entwickelung, welche die Frage nach und nach erhalten hat, auf welchem Standpunkte dieselbe sich jetzt befindet und inwiefern sich annehmen läßt, daß der jetzt vorgelegte Vorschlag das Ergebniß der Erfahrungen enthält, welche durch die vorhergegangenen Versuche gewonnen worden sind.

Schon vor dem Abschlusse des Reichstags vom Jahre 1809 gab der damalige Constitutionsausschuß in einem am 24. März 1810 abgegebenen Memorial die Hauptgründe für eine Veränderung der Nationalrepräsentation an. Das Urtheil, welches damals über die Ständeinstitution gefällt wurde, ist von um so größerm Interesse, als es ausgesprochen wurde von demjenigen Ausschusse, von welchem die Vorschläge zu der jetzigen Regierungsform und Reichstagsordnung ausgegangen sind. Es erkannte als die wesentlichen Verdienste dieser Institution, daß sie auf nationalem Boden erwachsen sei; daß sie in ihren meisten Abtheilungen die beiden umfassendsten Staatsinteressen, die des Ackerbaues und des Handels, repräsentire; daß sie dabei in den zwei Abtheilungen derselben die Kenntnisse und Intelligenz vereinigte und das Interesse an der Beibehaltung der bestehenden Ordnung der Dinge beschütze, welche in jedem geordneten Staat für die Ruhe desselben, für die gesetzlichen Maßregeln der Regierung und für den ordentlichen Gang der allgemeinen Angelegenheiten ein unumgängliches Bedürfniß sind, und daß sie zugleich durch ihr Dasein den Vortheil besitze, bei der Entdeckung der Mängel auch größtentheils die Hülfsmittel dagegen gezeigt zu haben. Nichtsdestoweniger gelangte der Ausschuß zu dem Resultat, daß die Vertheilung der gesetzgebenden Macht in vier Stände mit besondern Corporationsgerechtsamen und darauf gegründeten Ansprüchen, da in vielen Fällen absichtlich zur Bewahrung und Beibehaltung besonderer Interessen bei wichtigen Entscheidungen die genügende Aufklärung fern gehalten würde, die Vereinigung zu gemeinschaftlich nützlichen Zwecken, welche die Absicht einer jeden guten Gesetzgebung sein sollte, unmöglich machen müsse. Diese Theorie wäre auch von der Erfahrung bestätigt worden, da „in der Standeseintheilung der größte Theil der Veranlassungen zu dem Misverstande, der Langsamkeit und der Unordnung in dem Gange der Geschäfte und endlich zu den Standesstreitigkeiten gelegen hätte, welche so oft die Nation getheilt, das Fundament der bürgerlichen Ordnung erschüttert und die Staatsverfassung umgestürzt hätten“. Infolge dessen hielt der Ausschuß die Standeseintheilung für den Hauptfehler in unserer Repräsentation und war der Ansicht, es müsse bei der Frage über die Ansprüche der Nichtrepräsentirten die von der Bildung eines fünften Standes gänzlich beiseitegesetzt werden; vielmehr stellte er als Grundbedingung einer Repräsentationsveränderung auf: alle schwedischen Mitbürger, ohne Unterschied des Standes, der Gewerbe und der Lebensweise sollten berechtigt sein, an der Wahl der Bevollmächtigten der Nation zur Beschützung ihrer Gesetzgebung theilzunehmen, und die Ausübung dieses Wahlrechts sollte einzig und allein beruhen auf den Eigenschaften der Ansässigkeit, Unabhängigkeit und Volljährigkeit, welche für den Staat als Bürgschaft für die Anwendung eines solchen Rechts als erforderlich erachtet wurden. Diese allgemeine Bedingung wurde gleichwol in dem folgenden Theile des Memorials sehr wesentlich modificirt, und der Ausschuß meinte als einen Grundzug der neuen Nationalrepräsentation die Vertheilung derselben in zwei nach verschiedenen Grundsätzen gewählte Kammern vorschlagen zu müssen: die eine gewählt nach der Bevölkerung, sodaß unter 10000 Personen ein Bevollmächtigter gewählt würde; die andere nach einem gewissen Antheile an der Bewilligungssumme, so zwar, daß die Anzahl der Mitglieder dieser Kammer in ein bestimmtes Verhältniß zu der in der Zweiten zu stehen käme. Diese Zweite nach dem Grunde der Bevölkerung gewählte Kammer sollte berechtigt sein, in den Fragen, welche die Gesetzgebung beträfen, Gesetze vorzuschlagen, die Erste Kammer dagegen, die Beschlüsse darüber zu fassen. In Besteuerungsfragen aber sollte im Gegentheil die Erste Kammer die Vorschläge machen und die Zweite darüber beschließen. Von den Mitgliedern der Zweiten Kammer sollte in jedem zweiten Jahre ein Drittheil, von denen der Ersten aber nur in jedem dritten oder vierten Jahre ein Fünf- oder Sechstheil ausscheiden und neu gewählt werden. Die vollziehende Gewalt sollte nur berechtigt sein, gegen einen Beschluß des Gesetzgebenden

Körpers Vorstellungen zu machen und die Vollziehung desselben aufzuschieben, bis von der Zweiten Kammer zwei Drittheile und von der Ersten drei Fünftheile oder vier Sechstheile erneuert worden wären. Die Prüfung der Verwaltung der Staatsmittel sollte einem gemeinschaftlichen Ausschusse aus den beiden Kammern zustehen.

Der auf solche Weise gemachte Vorschlag wurde von den beiden folgenden Reichstagen für ruhend erklärt, und als derselbe von dem Reichstage des Jahres 1815 zur Prüfung vorgenommen wurde, gab er zu keiner andern Maßregel Veranlassung, als zu einer unterthänigen Bitte an Se. Maj., die Sammlung allgemeiner statistischer Aufklärungen mit besonderer Rücksicht auf dasjenige, was auf die Ausarbeitung eines Vorschlages zu einer neuen Repräsentation Bezug haben könnte, verfügen zu wollen.

Bei dem Reichstage der Jahre 1817—18 blieb ein Repräsentationsvorschlag ruhend, welcher mit Beibehaltung der bisherigen Standeseintheilung die Verstärkung des geistlichen Standes mit zwei Professoren von jeder der beiden Universitäten und mit zwei unadelichen Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften, ferner die Verstärkung des Bürgerstandes mit unadelichen Bergwerksbesitzern und unadelichen Manufacturisten und Fabrikanten auf dem Lande, und endlich die des Bauernstandes mit unadelichen Standespersonen, welche Kronzins- und Freizinshöfe (Kronoskatte- und Frälseskattejord) besäßen und kein Staatsamt bekleideten, bezweckte. Von diesem Vorschlage wurde gleichwol nur derjenige Theil, welcher den geistlichen Stand betraf, von dem darauffolgenden Reichstage 1823 angenommen.

Bei dem Reichstage der Jahre 1840 und 1841 trat der Constitutionsausschuß mit einem Repräsentationsvorschlage auf, nach welchem die Repräsentanten des schwedischen Volks eine Reichsversammlung bilden sollten, welche sich in zwei Abtheilungen oder Kammern versammelte, von denen die erste aus 175 Mitgliedern, hervorgegangen aus gemeinschaftlichen Wahlen, direct für die Städte und indirect für das Land, die zweite aber aus 75 von der Ersten Kammer gewählten Mitgliedern bestehen sollte. Wahlrecht sollte zustehen Besitzern oder Inhabern von Land, Bergwerk oder andern Landgütern, Besitzern von Häusern, Plätzen, Land oder anderm Besitz in einer Stadt oder einem Flecken, Pächtern auf wenigstens fünf Jahren von Land oder Bergwerken von einem abgeschätzten Werthe von wenigstens 1000 Rthlrn. Bco.*), den Betreibern erlaubter Gewerbe mit einem abgeschätzten reinen jährlichen Einkommen von 200 Rthlrn. Bco., ordentlichen Beamten und Dienstleuten nebst den von einem ordentlichen Amte oder Dienste auf eigenes Gesuch Verabschiedeten mit gemeinschaftlicher Bedingung für alle, sich zu der christlichen Lehre zu bekennen, wenigstens 21 Jahre alt und 5 Jahre im Reich ansässig gewesen zu sein. Das Stimmrecht sollte nach einer gradirten Scala berechnet werden und Wählbarkeit jedem Wahlberechtigten gebühren, der 25 Jahre alt wäre und sich zur protestantischen Lehre bekannte. Zu einem Reichstagsabgeordneten in der Zweiten Kammer sollte jeder gewählt werden können, der wählbar wäre zu einem Mitgliede der Ersten, falls er 35 Jahre alt wäre oder wenigstens zwei Reichstagen vor demjenigen, da ihm das Mandat übertragen wurde, beigewohnt hätte. Von den Mitgliedern der Ersten Kammer sollten 30 von Städten und größern Flecken mit wenigstens 500 Bewohnern und die übrigen 145 von dem platten Lande und den kleinern Flecken gewählt werden. Von den Mitgliedern der Zweiten Kammer sollten am Ende eines jeden ordentlichen Reichstags 25 ausscheiden und anstatt ihrer für drei ordentliche Reichstage neue erwählt werden. In Grundgesetz- und Gesetzfragen sollte der Zweiten Kammer die erste Stimme zustehen, in Besteuerungs-, Geld- und Prüfungsfragen der ersten. Verblieben beide bei entgegen-

*) R. Bco. = 1½ Rthlr. Reichsmünze, oder, wie es früher hieß, Reichsschulden (Riksgäld).

gesetzten Beschlüssen, so sollte, je nach den Umständen, die Frage verfallen oder von beiden Kammern bei gemeinschaftlichem Zusammentreten gemeinsam entschieden werden. Die Reichsversammlung sollte zu einem ordentlichen Reichstage jedes dritte Jahr am ersten Wochentage des Monats November sich versammeln.

Dieser Vorschlag, welcher durch Abstimmung im verstärkten Constitutionsausschusse bis zu dem nächstfolgenden Reichstage 1844 und 1845 ruhend verblieb, wurde nun von dem Bürger- und Bauernstande angenommen, von den beiden übrigen Reichsständen aber verworfen. Darauf vereinigte sich die Mehrzahl im Constitutionsausschuß über einen Vorschlag, nach welchem die Reichsstände aus fünf Ständen bestehen sollten, nämlich den vier bisherigen und einem fünften, welchen die Beamten oder Dienstleute des Staats und die Gutsbesitzer auf dem Lande, die keinem der bisherigen Stände angehörten, bilden sollten. Von diesen fünf Ständen sollte jeder 50 Mitglieder wählen, um die Reichsversammlung zu bilden, welche getheilt werden sollte in zwei Kammern, die ältere und die jüngere, jede von 125 Mitgliedern oder 25 von jedem Stande. Dieser Vorschlag wurde von der Ritterschaft und dem Adel sowie von dem Stande der Geistlichen in seinen Hauptmotiven gebilligt; der Bürgerstand dagegen billigte einen zweiten, welcher hauptsächlich mit dem von dem vorigen Reichstage ruhenden übereinstimmte, doch mit der Veränderung rücksichtlich der Zweiten Kammer, welche jetzt die ältere benannt wurde, daß diese aus einer bestimmten Anzahl von Mitgliedern aus gewissen besondern Klassen bestehen sollte. Der Bauernstand aber nahm einen dritten Vorschlag an, der sich auf gemeinschaftliche Wahlen und auf das Einkammersystem gründete, doch so, daß die Reichsversammlung selbst sich in zwei Abtheilungen theilen sollte, von denen die eine drei und die andere zwei Fünftheile der ganzen Versammlung ausmachte. Inzwischen blieb keiner dieser drei Vorschläge ruhend bis zum folgenden Reichstage.

An den Reichstag 1847—48 erließ Se. Maj. einen Vorschlag über die Umbildung der Repräsentation, nach welchem das Repräsentationsrecht des schwedischen Volks ausgeübt werden sollte von der Reichsversammlung, die sich zum ordentlichen Reichstage in jedem dritten Jahre den 15. Nov. versammeln sollte, getheilt in zwei Kammern: die Erste, bestehend in 120 Mitgliedern, gewählt auf neun Jahre, doch so, daß der dritte Theil mit jedem dritten Jahre ausscheiden und durch neue Wahlen ersetzt werden sollte, und die Zweite bestehend aus 150, für jeden Reichstag gewählten Mitgliedern. Die Mitglieder beider Kammern sollten mittels gemeinschaftlicher Wahlen gewählt werden. Die Wahlen zu der Zweiten Kammer sollten theils unmittelbar und theils mittelbar stattfinden, zu welchem Zwecke die Wahlberechtigten auf dem Lande sowie in Flecken und Städten ohne eigene Jurisdiction in zwei Abtheilungen getheilt werden sollten, von denen die eine, umfassend Besitzer oder Inhaber von Grundstücken über eine ganze Hufe, oder an Taxwerth über 8000 Rthlr. Reichsmünze, Pächter von Grundstücken über vier ganze Hufen oder von einem Taxwerth von 32000 Rthlrn., falls sie der Krone oder einer öffentlichen Anstalt gehörten, sowie über acht ganze Hufen oder von einem Taxwerth von 64000 Rthlrn., falls sie einer Privatperson gehörten, auch im allgemeinen diejenigen, welche von einem jährlichen Einkommen von über 800 Rthlr. Steuern erlegen, unmittelbar und mit gleichem Stimmrecht für alle Wählenden länsweise 50 Mitglieder zu der erwähnten Kammer, die zweite Abtheilung aber, umfassend alle übrigen Wahlberechtigten 70 Mitglieder wählen sollte, und zwar districtweise mittels Wahlmänner, welche wiederum aus einer Abstimmung nach graduirter Stimmenscala hervorgehen sollten. Die übrigen Mitglieder der Zweiten Kammer sollten durch unmittelbare Wahlen nach graduirter Stimmenscala von den Städten ernannt werden, welche eine eigene Jurisdiction haben. Die Mitglieder der Ersten Kammer sollten länsweise gewählt werden von Wahlausschüssen, bestehend aus 12 Mitgliedern von jeder der beiden Abtheilungen der Wahlberechtigten

auf dem Lande und aus sechs Mitgliedern von den Städten, wenn die Bewohnerzahl derselben innerhalb des Läns sich auf 6000 belief, oder, wo das nicht der Fall wäre, aus nur dreien. Die Stadt Stockholm sollte einen besondern Wahldistrict bilden und ihre Reichstagsbevollmächtigten mittels eines Wahlausschusses von 48 Personen aus den verschiedenen Wahlkreisen der Stadt wählen. Das Wahlrecht sollte jedem schwedischen Manne des christlichen Glaubensbekenntnisses zukommen, welcher Besitzer oder Inhaber eines Grundstücks wäre, das auf dem Lande nach einer gewissen Hufenzahl bestimmt wäre oder wenigstens einen abgeschätzten Werth von 300 Rthlrn., in einer Stadt aber einen Werth von wenigstens 450 Rthlrn. hätte; ferner jedem Pachter von einem Grundstücke auf dem Lande, das wenigstens eine ganze Hufe betrüge oder einen Taxwerth von 8000 Rthlrn. hätte, falls das Grundstück der Krone oder einer öffentlichen Anstalt gehörte und wenigstens zwei ganze Hufen betrüge oder einen Taxwerth von 16000 Rhlrn. hätte, falls es das Besitzthum einer Privatperson wäre; ferner jedem, der ein Gewerbe triebe mit einer gewissen in Rechnung gebrachten Bewilligung an den Staat, jedem ordentlichen Beamten oder Dienstmanne, der sein Amt verwaltete oder Abschied genommen hätte, jedem Mitgliede der in der Hauptstadt bestehenden königlichen Akademien und jedem von einer Universitätsfacultät graduirten Doctor und Magister. Die zu Wahlmännern Wählbaren sollten wenigstens 21 Jahre alt, zur Wählbarkeit der Reichstagsabgeordneten würden wenigstens 25 Jahre erfordert sein. Wählbar zum Reichstagsabgeordneten der Zweiten Kammer sei jeder Wahlberechtigte, der volle 25 Jahre alt wäre und sich zu der evangelisch-lutherischen oder reformirten Lehre bekennte; zum Reichstagsabgeordneten der Ersten Kammer jeder zu der Zweiten Wählbare, der das Alter von 35 Jahren erreicht hätte, sofern bei der Wahl über zwei Drittheile der sämmtlichen Mitglieder des Wahlausschusses für ihn gestimmt hätten, außerdem nur gewisse kirchliche, civile und militärische Beamte, Besitzer von Grundstücken auf dem Lande von wenigstens vier ganzen Hufen oder einem Taxwerthe von 32000 Rthlrn., und in einer Stadt wenigstens zu einem Taxwerth von 48000 Rthlrn., Gewerbtreibende, deren jährliches reines Einkommen von dem Gewerbe wenigstens 2000 Rthlr. betrüge, und solche innerhalb des Wahldistricts Ansässige, die zuvor bei wenigstens drei Reichstagen Reichstagsabgeordnete gewesen wären. Grundgesetz- und Gesetzfragen sollten zuerst in der Ersten, die übrigen Fragen zuerst in der Zweiten Kammer zur Verhandlung kommen. Faßten die Kammern entgegengesetzte Beschlüsse, so sollte, je nach den Umständen, die Frage entweder verfallen oder in beiden Kammern darüber abgestimmt werden, und wofür die meisten Stimmen sich erklärten, sollte Beschluß der Reichsversammlung werden.

Der Vorschlag blieb ruhend bis zum Reichstage der Jahre 1850—51, wurde dann aber nur von dem Bürgerstande angenommen, worauf von dem Constitutionsausschusse ein Vorschlag einging, dem gemäß die vier Reichsstände beibehalten, jeder derselben aber bei den Reichstagen nur von 75 Mitgliedern repräsentirt werden sollte: die Ritterschaft und der Adel von 60 districtweise erwählten und dazu gemäß der Ritterhausordnung berechtigten Edelleuten und von 15 unadelichen Besitzern von Gütern einer gewissen Hufenzahl, welche auf den Grund königlicher Vollmachten Aemter im Dienste des Staats besäßen oder besessen hätten; der Stand der Geistlichen aus 60 von Geistlichen erwählten Geistlichen, welche im Dienste der Kirche ein ordentliches Amt bekleideten, und 15 Mitgliedern, gewählt von den beiden Universitäten und von den an andern öffentlichen Lehranstalten angestellten ordentlichen Lehrern mit geistlichem Beförderungsrecht, sowie von Mitgliedern der schwedischen Akademie, der Akademie der Wissenschaften, sowie der Akademie der schönen Künste, der Geschichte und der Alterthümer, die nach keinem andern Grunde Wahlrecht besäßen. Die 75 Mitglieder des Bürgerstandes sollten districtweise gewählt werden von den Betreibern bürgerlicher Gewerbe, Besitzern von Häusern oder

Hausstellen in Städten oder Flecken oder von Bergwerken, nebst Magistratspersonen in den Städten, und die des Bauernstandes von Hufenbesitzern unter dem Bauernstande, welche innerhalb eines der an der Wahl Antheil nehmenden Härader wohnhaft und ansässig wären und keinem andern Reichsstande angehörten, sowie von Fideicommißinhabern von nach Hufenzahl bestimmten Gütern und von Kronhufenbewohnern, welche die Hufe mit festem Rechte des Anbaues besäßen. Die auf solche Weise erwählten 300 Reichstagsbevollmächtigten sollten die Reichsstände bilden und zur Berathung und zu Beschlüssen theils gemeinschaftlich als Reichsausschuß, theils jeder Stand für sich als Reichsstände zusammentreten. In dem Reichsausschusse sollten die allgemeinen Angelegenheiten, in den Ständen diejenigen, welche die besondern Angelegenheiten eines jeden Standes beträfen, verhandelt werden. Die Abstimmung in dem Ausschusse sollte nicht nach Ständen, sondern nach Köpfen stattfinden. Zur Zurückverweisung an den Ausschuß oder zur Verwerfung einer gewöhnlichen Motion wäre nur die einfache Mehrheit, zur Annahme einer solchen, sowie zur Verwerfung einer königlichen Proposition wenigstens zwei Drittheile der Stimmen erforderlich. Im entgegengesetzten Fall sollte der Beschluß des Ausschusses den Ständen überlassen werden, welche gleichwol nur das Recht haben sollten, ihn anzunehmen oder zu verwerfen. Dabei sollte, außer in Angelegenheiten, welche die Grundgesetze und die Standesprivilegien beträfen, die Meinung dreier Stände gelten. Beschlössen zwei Stände gegen zwei Stände, so sollte in gewissen Fällen die Frage verfallen, in andern aber diejenige Meinung gelten, welche mit der des Reichsausschusses übereinstimmte.

Der Vorschlag wurde von der Ritterschaft und dem Adel sowie auch von dem geistlichen Stande für ruhend erklärt, wogegen der Bürgerstand einen andern billigte, der im wesentlichen mit dem vorigen königlichen Vorschlage übereinstimmte, und der Bauernstand einen dritten annahm, nach welchem die Reichsversammlung aus zwei Abtheilungen bestehen sollte, dem Folkthing mit 120 Mitgliedern, gewählt durch gemeinschaftliche mittelbare Wahlen ohne Census sowol für das Wahlrecht als auch für die Wählbarkeit, und dem Landsthing mit 60 Mitgliedern, gewählt von dem Folkthing auf eine Zeit von sechs Jahren, wovon die halbe Anzahl in jedem dritten Jahre erneuert werden sollte.

Durch Abstimmung in dem verstärkten Constitutionsausschusse wurde der zuerst erwähnte von diesen drei Vorschlägen für ruhend erklärt bis zu dem Reichstage der Jahre 1853—54, dann aber nur von dem Bürgerstande angenommen.

Während der 53 Jahre, welche seit der Einführung unserer jetzt geltenden Grundgesetze verflossen sind, hat also die Standeseintheilung selbst keine Veränderung erlitten, und was die innere Zusammensetzung der einzelnen Stände betrifft, so ist diese bei der Ritterschaft und dem Adel unverändert geblieben und bei dem geistlichen Stande nur insoweit abgeändert worden, als in demselben 1823 vier Bevollmächtigten der Universitäten und zwei der Akademie der Wissenschaften das Repräsentationsrecht eingeräumt worden ist. Von dem Reichstage der Jahre 1828—30 ist in dem Bürgerstande den Bergwerksbesitzern das Repräsentationsrecht eingeräumt worden, sowie auch von dem Reichstage der Jahre 1856—58 den in den Städten des Landes ansässigen bürgerlichen Gewerbtreibenden im allgemeinen, auch mit gewissen Ausnahmen den Besitzern von Häusern, Hausplätzen oder Stadtland; von dem Reichstage der Jahre 1834—35 wurde das Wahlrecht zu Reichstagsbevollmächtigten im Bauernstande auf die Besitzer von adelichen Gütern (Frälsehemman), sowie von dem der Jahre 1844—45 auf die Besitzer von Rittergütern (Säterier) und von Zugehörshufen (Rå- och Rörshemman, Praedia limitibus privilegiatis circumscripta), ausgedehnt.

Diese Zusammenstellung von Thatsachen beweist zur Genüge, daß die im Jahre 1809 eingeführte Nationalrepräsentation zwar gegenüber weniger wohlüberlegten Veränderungen

hinlängliche Kraft des Widerstandes besessen hat, dafür aber auch allzu große Zähigkeit an den Tag gelegt hat, wenn es darauf ankam, Ansprüche zu befriedigen, deren Rechtmäßigkeit sie zuletzt selbst anerkennen mußte. Es läßt sich nämlich nicht annehmen, daß diejenigen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, denen an den angeführten Zeitpunkten das Repräsentationsrecht zuerkannt worden ist, dasselbe erst damals verdient haben, sowie es sich auch nicht dürfte leugnen lassen, daß es noch zahlreiche Klassen gibt, denen die Ausübung dieses Rechts immer noch fehlt, obgleich sie völlig berechtigt dazu sind. Von einer Nationalrepräsentation, die auf solche Weise vollkommen gültige Ansprüche auf die Erlangung des wichtigsten unter den bürgerlichen Rechten theils später als in der Ordnung war, theils gar nicht anerkannt hat, darf man wol schwerlich sagen, daß sie auf eine befriedigende Weise auf die Entwickelung unserer Staatsverfassung eingewirkt hat, und die oft erneuerten Versuche, diese Repräsentation umzubilden, deuten hinlänglich darauf hin, daß die Beibehaltung derselben keineswegs in einer überwiegenden Zufriedenheit mit ihrer Existenz ihren Grund gehabt hat, sondern vielmehr in der Schwierigkeit, über eine neue einig zu werden.

Es ist hier oben gezeigt worden, daß sogar die Stifter unserer jetzigen Grundgesetze sich mit großer Bestimmtheit gegen die ständische Institution ausgesprochen, dieselbe also nur als vorläufig betrachtet, obgleich sie dabei zugleich auch ihren Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Diese dürfen denn auch von niemand, welcher der Entwickelung unserer Staatsverhältnisse eine nähere Aufmerksamkeit gewidmet hat, verleugnet oder vergessen werden. Es ist wol unzweifelhaft, daß die Stände bei uns in ältern Zeiten bei mehrern Gelegenheiten sowol gegen einheimische als auch gegen ausländische Unterdrückung einen kräftigen Schutz gewährt und auch in den spätern bedeutend dazu beigetragen haben, unser Staatsgebäude aufrecht zu erhalten in den Stürmen, welche die meisten andern europäischen Staaten erschüttert haben.

Mit der Anerkennung dieser Verdienste und der Thatsache, daß auch mit der ständischen Institution, wenn auch nicht infolge derselben, sehr wichtige Verbesserungen sowol in der Gesetzgebung als auch in den meisten Zweigen der Verwaltung bewirkt worden sind, kann man dennoch derselben jetzt nicht länger die doch für jede Gesetzgebung so wesentlich erforderliche Eigenschaft der Zeitgemäßheit zuerkennen. Die Stände, welche bei ihrer Entstehung alle großen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft repräsentirten und jeder derselben einen kräftigen Schutz gegen die Eingriffe einer oder mehrerer unter den übrigen verliehen, vertraten nicht mehr die Allgemeinheit, seitdem neue bürgerliche Klassen entstanden sind, welche gleiche Befugniß haben, ohne doch in den Genuß gleicher Rechte gekommen zu sein. Ebenso ist das Bedürfniß des Schutzes zu Gunsten einzelner bürgerlicher Klassen in demselben Verhältnisse verschwunden, als eine allgemeiner verbreitete Bildung im Verein mit einer mannichfaltigern Entwickelung der verschiedenen Theile des staatlichen Organismus die Klassenunterschiede ausgeglichen, ein klares Licht über die Rechte aller verbreitet und deutlicher gezeigt hat, daß die Verbesserung einzelner Theile auf Unkosten anderer Theile mit dem Wohle des Ganzen unvereinbar ist, und daß sich dies folglich auf die Dauer nicht anders erreichen läßt, als durch die gemeinsame Hinwirkung aller Theile auf ein gemeinsames Ziel. Jeder zeitgemäße Versuch, eine Volksrepräsentation zu construiren, muß also darauf hinausgehen, ein solches Zusammenwirken zu befördern und nicht länger hauptsächlich beabsichtigen, durch genau abgewogene Gegengewichte das Ganze aufrecht zu halten. Dieser Grundsatz ist in spätern Zeiten mehr und mehr allgemein anerkannt worden, obgleich man sich noch oft geirrt hat in der Art und Weise seiner Verwirklichung, und man schwerlich behaupten kann, daß das Problem bisjetzt irgendwo auf eine ganz befriedigende Weise gelöst worden ist. Unverkennbar muß gleichwol die Beibehaltung oder Bildung besonderer Stände oder Klassen zur Ausübung

der Pflege der allgemeinen Angelegenheiten des Staats gegen diese von dem Zeitgeiste geforderte Richtung ankämpfen, da ständische Vertretung an und für sich selbst eine Neigung enthält, vorzugsweise für das Beste des Standes zu sorgen, und daher können die Vertreter, welche ein Stand wählt, sich infolge dieser Wahl verpflichtet halten, zu allererst die Vortheile ihres Standes und darauf erst die der Allgemeinheit nach Kräften zu befördern.

Eine solche Ansicht über das Stände- und Klassenwesen, oder im allgemeinen eine Misbilligung desselben, ist auch bei uns sowol innerhalb der Repräsentation als auch außerhalb derselben immer häufig ausgesprochen worden. In dem Vorhergehenden ist gezeigt worden, daß die Vorschläge zu einer auf Stände- oder Klassenwahl gegründeten Umbildung der Repräsentation nicht einmal für ruhend erklärt worden sind, bis zur Verhandlung eines folgenden Reichstags, und die Protokolle der Reichsstände beweisen, daß die Bedenken, welche erhoben werden gegen die Annahme der auf das Princip gemeinschaftlicher Wahlen beruhenden Vorschläge, weniger aus der Ueberzeugung von den Vorzügen der Stände- oder Klassenwahlen hervorgingen, als aus der sonstigen Beschaffenheit der Vorschläge, sowie auch, daß der Reichsstand, welcher den zuletzt ruhenden Vorschlag, in welchem das Standesprincip beibehalten war, angenommen hat, ihn nicht gerade deshalb begünstigte, sondern diesen Vorschlag nur als einen Uebergang zu einer bessern und zeitgemäßern Umbildung der Nationalrepräsentation betrachtet hat.

Diese Thatsachen dürften der Annahme eine hinlängliche Stütze verleihen, daß kein Vorschlag zu einer Nationalrepräsentation mit Beibehaltung der Ständeinstitution oder Einführung eines Klassensystems jetzt mehr als zeitgemäß betrachtet werden oder die geringste Aussicht haben kann, von der Repräsentation oder dem schwedischen Volk im allgemeinen mit überwiegendem Beifall aufgenommen zu werden. Daher muß die Lösung dieser wichtigen Staatsfrage, welche von der Nation mit immer wärmerm Interesse erfaßt worden ist, auf andere Art stattfinden, und eine solche bietet der von Sr. Maj. jetzt erlassene Vorschlag zu einer neuen Reichstagsordnung.

Diesem Vorschlage gemäß soll jedes von Standes- und Klassenkategorien abhängige Privilegium als Bedingung der Ausübung des Repräsentationsrechts aufgehoben werden, und für dieses Recht keine andere Basis gelten als eine solche, welche für alle Klassen gemeinsam ist oder werden kann. Wahlrecht oder Wählbarkeit zu den beiden Kammern, in welche die Repräsentation vertheilt werden soll, würde nämlich nur auf einem gewissen Alter und einem gewissen Census beruhen, dessen Grenze für die Zweite Kammer dorthin verlegt worden ist, wo man annehmen darf, daß eine selbständige bürgerliche Stellung beginnt, und für die Erste Kammer dorthin, wo man voraussetzen darf, daß ein größeres Vermögen oder Einkommen mit der ausgedehntern Thätigkeit, die eine solche gewöhnlich begleitet, in Verein mit einer umfassendern Erfahrung ein vermehrtes Interesse für das Bestehende verleihen wird. Dieser Census ist für keine Kammer zu einem höhern Betrage bestimmt, als daß nicht einer jeden Klasse in der Gesellschaft die Möglichkeit gegeben wäre, diese Bedingung zu erfüllen; derselbe muß deshalb eher betrachtet werden als ein für alle gemeinschaftlicher Maßstab einer unabhängigen Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, erforderlich für diejenigen, welche die wichtigsten Interessen des Staats aufrecht halten sollen, und nicht so, als ob dadurch dem Vermögen ein ausschließliches Uebergewicht gegeben würde. Wenn auch übrigens der Besitz keineswegs als gleichbedeutend mit Intelligenz angesehen werden kann, setzt doch die Aufrechthaltung oder Erwerbung desselben in den meisten Fällen auch für ein öffentliches Auftreten wichtige Eigenschaften voraus, und ein Einkommen, gewonnen durch Tüchtigkeit, Arbeitsamkeit und Ueberlegung, ohne welche Eigenschaften dasselbe sich schwerlich erlangen läßt, und welche für die öffentliche Thätigkeit ebenso wesentlich sind wie für die private, muß als

eine ebenso gültige Bedingung des Wahlrechts und der Wählbarkeit angesehen werden, als die vielen besondern, welche in den hier oben angegebenen Vorschlägen aufgestellt worden sind, und welche, ohne eine sichere Bürgschaft für eine zweckmäßig zusammengesetzte Repräsentation zu geben, die Vorschriften nur verwickelter gemacht und die Anwendung derselben erschwert haben.

In dem jetzt erlassenen Vorschlage ist auch die graduirte Stimmenabstufung, welche in den von den Reichstagen der Jahre 1840 und 1847 ruhenden Vorschlägen zu einer Umbildung der Repräsentation beibehalten sind, abgeschafft worden; es ist also die Möglichkeit hinweggeräumt, daß einige der Stimmberechtigten nur gewissen Bruchtheilen anderer entsprechen würden.

Auch rücksichtlich der Art und Weise, wie die Kammern gebildet werden, hat der jetzt erlassene Vorschlag, nach der Ansicht des Ausschusses, wesentliche Vorzüge vor den frühern. Gemäß dem von dem Reichstage des Jahres 1840 ruhenden Vorschlage sollten die Mitglieder der weniger zahlreichen Kammer von denen der zahlreichern erwählt werden, wodurch jene in der That die herrschende Majorität in dieser repräsentirt haben würde und also schwerlich das Gegengewicht gegen übereilte Beschlüsse hätte bilden können, welches doch mit der Bildung einer solchen Kammer besonders bezweckt wird.

Dem vorigen königlichen Vorschlage gemäß sollten die Reichstagsbevollmächtigten in der Ersten Kammer länsweise von Wahlausschüssen, bestehend aus Mitgliedern der beiden Wahlabtheilungen für den Reichstagsbevollmächtigten in der Zweiten Kammer auf dem Lande und in den Städten des Läns gewählt werden. Außer dem Umstande, daß eine solche Wahlart als ziemlich verwickelt erscheint, würde man in diesen Wahlausschüssen, die sich nur zu solchem Zwecke versammelten, kaum die Uebereinstimmung der Ansichten in Betreff der zu Wählenden erwarten können, welche den zuverlässigsten Ausdruck von dem Vertrauen des Wahlkreises geben würde, die aber im allgemeinen voraussetzt, daß die Wählenden während der gemeinschaftlichen Ausübung einer öffentlichen Thätigkeit Gelegenheit zu einer nähern Besprechung gehabt haben. Da überdies die Mitglieder der Ersten Kammer durch Delegirte derselben Wahlcorporationen, welche die Mitglieder der Zweiten wählten, gewählt werden sollten, würden auch nach diesem Vorschlage die Wahlen höchst wahrscheinlich ein Ausdruck der eben herrschenden Ansichten geworden sein und also nicht die beabsichtigte Sicherheit gegen den möglichen schädlichen Einfluß auf die Maßregeln der Repräsentation gewährt haben. Es ist auch vorgeschlagen worden, daß in der Ersten Kammer eine Art von Stände- oder Klasseneintheilung beibehalten, die zweite aber mittels gemeinschaftlicher Wahlen gebildet werden sollte; davon aber wäre die wahrscheinlichste Folge die gewesen, daß man die Erste Kammer als eine Vertretung der privilegirten Klassen angesehen hätte, und daß also diese stets auf Mistrauen bei der vom Volke gewählten Kammer gestoßen wäre und folglich nicht den mit der Errichtung dieser Kammer beabsichtigten heilsamen Einfluß hätte ausüben können.

Diese Unangemessenheiten sind auf eine glückliche Weise in dem jetzt erlassenen Vorschlage hinweggeräumt worden, da gemäß demselben die Mitglieder der Ersten Kammer von den Landsthingen und den Stadtverordneten gewählt werden, welche, unabhängig von den Stände- oder Klassenkategorien eingesetzt, also auch nicht als dieselben repräsentirend betrachtet werden können, und, da sie mannichfaltige für das Län oder die Stadt wichtige Interessen zu handhaben und zu bewahren haben, mit hauptsächlicher Rücksicht auf ihre Intelligenz und nicht auf die zufälligere Eigenschaft, eine Wahlcorporation für die Erste Kammer zu bilden, gewählt werden müssen. Sie repräsentiren daher nicht eine zufällige Majorität unter den Wahlmännern zur Zweiten Kammer, sondern das Län oder die Stadt, deren Vertrauen sie zu ihren Functionen berufen hat, bei deren Ausübung sie auch die beste Gelegenheit haben müssen, über diejenige Persönlichkeit einig zu werden,

welche vorzugsweise ihr Vertrauen besitzt. Da also auch bei der Wahl der Ersten Kammer das Vertrauen den einzigen Grund bilden würde, ohne von irgendeiner Selbstberechtigung oder von Stände- und Klassenkategorien begrenzt zu sein, so scheint eine auf solche Weise eingesetzte Kammer auch ein allgemeineres Vertrauen einflößen zu müssen, und fällt ihr dieses zu, so muß auch in demselben Verhältnisse ihre Thätigkeit für das Allgemeine nützlicher und wohlthätiger werden.

Wie im Wahlmodus, so besitzt auch in Betreff der Bedingungen für die Wählbarkeit zu der Ersten Kammer der jetzt erlassene Vorschlag in die Augen fallende Vorzüge vor dem frühern. Der Vorschlag des Jahres 1841 bestimmte keinen andern Unterschied in den Bedingungen der Wählbarkeit zur einen oder der andern Kammer, als daß ein Mitglied der weniger zahlreichen 35 Jahre alt sein sollte, sofern er nicht vor der Wahl wenigstens zwei Reichstagen beigewohnt hätte. Die weniger zahlreiche Kammer, welche von der zahlreichern gewählt werden sollte, wäre daher in der Wirklichkeit nichts anderes geworden als eine ziemlich überflüssige Doublette derselben. Der Vorschlag des Jahres 1848 dagegen setzte als Bedingung der Wählbarkeit zur Ersten Kammer nebst denjenigen, die für die zweite vorgeschrieben waren, ebenfalls ein Alter von 35 Jahren fest, und verlangte, daß der Gewählte, falls er nicht zwei Drittel der sämmtlichen Stimmen des Wahlausschusses erhalten hätte, gewissen Klassenkategorien angehöre oder drei vorhergegangenen Reichstagen beigewohnt habe, wodurch also wiederum das Klassenwesen berücksichtigt worden war. In dem jetzt vorliegenden Vorschlage dagegen ist außer den Bedingungen, die für die Wählbarkeit zu beiden Kammern erforderlich sind, nichts anderes vorgeschrieben als ein Alter von wenigstens 35 Jahren und die Bedingung, vor der Wahl ein Grundstück von 80000 Rthlrn. Taxwerth besessen oder ebenso lange für ein jährliches Einkommen von wenigstens 4000 Rthlrn. von Kapital oder Arbeit gesteuert zu haben. Hier ist also keine Rücksicht genommen auf besondere Klassenkategorien, obgleich, wie auch in dem Vorschlage des Jahres 1848 erwähnt wird, behauptet werden darf, daß sie von dem Zutritt zu der Ersten Kammer keineswegs ausgeschlossen sind, da zufolge der seit jener Zeit eingetretenen Erhöhung an Gehalten und Taxwerthen und veränderten Taxgründen die Einkünfte, welche jetzt mit den in dem frühern Vorschlage erwähnten Aemtern verbunden sind, wenigstens mit sehr geringen Ausnahmen innerhalb des jetzt vorgeschlagenen Einkunftcensus liegen, und die Erhöhung in dem Grundstückscensus in Vergleich mit den Bestimmungen des frühern Census der eingetretenen Erhöhung in den Taxwerthen völlig entspricht. Uebrigens ist, wie schon bemerkt worden, das als Bedingung der Wählbarkeit jetzt vorgeschlagene Einkommen nicht zu einem so hohen Betrage angesetzt, daß irgendeine Klasse der Gesellschaft als von dem Zutritte zur ersten Klasse ausgeschlossen angesehen werden kann, doch auch wiederum so hoch, um bei den Mitgliedern dieser Kammer eine ökonomische Unabhängigkeit nebst einem ausgedehntern Wirkungskreise voraussetzen zu lassen. Unter dieser Voraussetzung der ökonomischen Unabhängigkeit bei den Mitgliedern der Ersten Kammer ist diesen in dem königlichen Vorschlage das Recht auf Diäten für ihr Mandat abgesprochen worden. Dieses sollte zwar für alle Repräsentanten gelten, da sich eine würdige Ausübung des Repräsentantenberufs schwerlich denken läßt ohne das Interesse für allgemeine Angelegenheiten, das von keiner Berechnung der Gebühren abhängig ist; da jedoch durch die Ausdehnung dieser Regel auch auf die Zweite Kammer mancher, der durch das allgemeinere Vertrauen ausgezeichnet wird und dasselbe sehr wohl verdient, aus ökonomischen Gründen gezwungen sein würde, dem Mandat zu entsagen, so ist den Mitgliedern dieser Kammer das Recht auf Diäten zuerkannt worden; doch sind diese zu einem gewissen Betrage für den ganzen Reichstag bestimmt und der Vorschlag gemacht, daß sie nicht wie bisher von den Wahlberechtigten gezahlt werden sollen, sondern aus der Staatskasse, was mit dem

in der Proposition angenommenen Grundsatze übereinstimmt, daß die gewählten Reichstagsbevollmächtigten nicht einzelne Klassen im Staat, sondern die Nation im allgemeinen repräsentiren.

Da aus der Bestimmung, daß die Reichstagsbevollmächtigten der Ersten Kammer für ihr Mandat keine Diäten zu fordern haben, nothwendig ihre Berechtigung folgt, auf dasselbe nach eigenem Gutdünken zu verzichten, so ist hierdurch verhütet worden, daß die auf neun Jahre gewählte Kammer allzu stationär wird, während zugleich ihre Stetigkeit dadurch gewahrt bleibt, daß die neun Jahre, für die ein jedes Mitglied gewählt wird, von dem Tage seiner Ernennung berechnet werden; denn, außer in den wahrscheinlich höchst seltenen Fällen, wo der König neue Wahlen verfügt, wird diese Kammer niemals in Masse neu gewählt, sondern nur bei dem Abgange einzelner Mitglieder zu verschiedenen Zeiten ergänzt.

Hinsichtlich der Wahlart und der Bedingungen des Wahlrechts und der Wählbarkeit für die Zweite Kammer unterscheidet sich der jetzt erlassene Vorschlag weniger von den frühern, auf das Princip gemeinschaftlicher Wahlen begründeten, welche hier eben ihren Hauptzügen nach angeführt sind, und die Grundsätze, welche sich dabei geltend gemacht haben, sind in dem zu dem Staatsprotokoll von dem Staatsminister der Justiz am 5. Jan. d. J. abgegebenen Gutachten, das zugleich mit dem königlichen Vorschlage an die Reichsstände eingebracht wurde, so vollständig entwickelt, daß der Ausschuß meint, es genüge eine Berufung auf dasjenige, was dieses Gutachten hierüber enthält.

Die beiden Kammern sind in dem jetzt erlassenen Vorschlage einander völlig gleichgestellt, und es ist in Uebereinstimmung damit auch bestimmt worden, daß die Geschäfte, soviel irgend möglich ist, in beiden gleichzeitig vorgetragen werden sollen, anstatt daß nach den frühern Vorschlägen gewisse Fragen erst in der einen und andere erst in der andern verhandelt werden sollten, wodurch der einen Kammer eine Art von Prüfungsrecht in Betreff der Beschlüsse der andern zuerkannt wurde, welches auf das gegenseitige gute Einverständniß störend hätte einwirken können. Wenn die Beschlüsse der beiden Kammern nicht miteinander übereinstimmen, so soll nach dem neuen Vorschlage die Frage verfallen, sofern sie nicht das Budget, die Bewilligung oder die Verwaltung der Bank und des Reichsschuldencomptoirs betrifft, in welchen Fällen dieselbe durch Abstimmung in beiden Kammern entschieden, und diejenige Ansicht, welche die meisten Stimmen erhält, der Beschluß des Reichstags werden soll. Da nach den jetzigen Bevölkerungsverhältnissen die Anzahl der Mitglieder der Ersten Kammer 119 und die der Zweiten 180 sein würde, so erhält zwar diese letztere in dergleichen Fragen ein bedeutendes Uebergewicht; doch findet dieses in Betreff der Besteuerungs- und Geldfragen im allgemeinen darin seine Erklärung, daß diese Kammer die Mehrzahl der Steuerpflichtigen repräsentirt. Ein wesentlicher Gewinn bei der Umgestaltung würde das Aufhören der verstärkten Ausschüsse sein, welche, wie auch in dem Gutachten des Staatsministers der Justiz angeführt ist, ziemlich allgemein als eins der größten Gebrechen unserer Reichstagsmaschinerie angesehen werden.

Rücksichtlich der Behandlung der Geschäfte im übrigen enthält der Vorschlag verschiedene Vereinfachungen, auch ist die Anzahl der Ausschüsse eingeschränkt worden, sodaß hier, übereinstimmend mit demjenigen, was bereits durch die Vorschläge der Jahre 1841 und 1848 bezweckt war, der allgemeine Beschwerden- und Oekonomieausschuß wegen der allzu verschiedenartigen Fragen, welche jetzt seinem Ressort angehören, durch temporäre Ausschüsse ersetzt worden ist.

Eine wichtige und gemäß der Ueberzeugung des Constitutionsausschusses höchst wünschenswerthe Veränderung enthält der königliche Vorschlag durch die Bestimmung, daß der Reichstag alljährlich sich versammeln, die Mitglieder der Zweiten Kammer aber doch

auf eine Zeit von drei Jahren gewählt werden sollen, während zugleich die hauptsächlichsten gegen die Annahme eines gleichartigen Vorschlags ausgesprochenen Bedenken des jetzigen Reichstags gehoben worden sind, daß die Versammlung des Reichstags nicht unbedingt auf vier Monate beschränkt, und daß dem König das Recht vorbehalten ist, die Kammern aufzulösen und neue Wahlen anzubefehlen.

Die übrigen Einzelheiten des Vorschlags sind entweder in dem Gutachten des Staatsministers der Justiz so vollständig motivirt, daß der Ausschuß nichts dabei hinzuzufügen gefunden hat, oder sie sind nicht von der Wichtigkeit, daß sie hier besondere Erwähnung verdienten.

Die Abänderungen in der „Regierungsform", welche gleichzeitig mit dem königlichen Vorschlage zu einer neuen Reichstagsordnung vorgeschlagen wurde, sind theils durch diesen Vorschlag, theils auch durch die während des jetzigen Reichstags von Sr. Maj. sanctionirten Abänderungen in den Grundgesetzen veranlaßt worden.

Die wichtigsten neuen Bestimmungen, welche hier eingeflossen, sind die, daß die Communalverfassungen von dem König und dem Reichstage gemeinschaftlich festgesetzt werden sollen; daß der Kirchenversammlung in Fragen über Einführung, Aufhebung, Abänderung oder Erklärung von Kirchengesetzen das Veto beigelegt, und daß zur Aenderung der Privilegien des geistlichen Standes nebst den Beschlüssen des Königs und des Reichstags die Zustimmung der Kirchenversammlung erforderlich ist. Hinsichtlich der Gründe dieser Bestimmungen will der Ausschuß auf das Gutachten des Staatsministers der Justiz verweisen.

Zur Erleichterung der Vergleichung zwischen den jetzt geltenden und den vorgeschlagenen Bestimmungen hat der Ausschuß eine diesem Memorial beigefügte Tabelle ausarbeiten lassen, aus welcher ersichtlich ist, wo in den königlichen Vorschlägen die jetzigen Paragraphen des Grundgesetzes wiederzufinden sind.

In dem Vorhergehenden hat der Ausschuß vorzugsweise nach Thatsachen und aus praktischem Gesichtspunkte die Hauptmomente des königlichen Vorschlags beurtheilt, da Theorien im allgemeinen zu streitigern Schlußfolgen führen. Der Ausschuß glaubt bewiesen zu haben, daß dieser Vorschlag zeitgemäß ist, da er dem Grundsatze einer Nationalrepräsentation ohne irgendeine andere Einschränkung huldigt, als diejenige, die nothwendig war, um dem Staate eine einigermaßen sichere Bürgschaft zu geben, daß die Vertreter seiner wichtigsten Interessen selbst eine unabhängige Stellung in der Gesellschaft haben; daß er sichere Bürgschaften gewährt, da er derjenigen Abtheilung der Repräsentation, welche vorzugsweise das bewegliche Element derselben vertreten soll, eine andere mit gleichen Rechten an die Seite gesetzt hat, welche auf eine längere Zeit und unter begrenztern Wählbarkeitsbedingungen gewählt wird. Denn deshalb darf man bei ihr, ohne daß sie gewisse Stände oder Klassen repräsentirt, dennoch ein größeres Interesse für das Bestehende voraussetzen und eine umfassendere Erfahrung, gewonnen durch eine längere Uebung in der Behandlung allgemeiner Angelegenheiten oder einen ausgedehntern Wirkungskreis. Zugleich ist sie begründet auf den Grundsatz eines allgemeinern Vertrauens und ausgehend von der Communalinstitution, welche also der gesetzliche Ausgangspunkt der Ersten Kammer werden würde, sowie es derselbe auch bei der praktischen Anwendung wahrscheinlich für die Zweite werden dürfte. Ferner ist der Ausschuß überzeugt, daß der Vorschlag durch die gleiche Stellung beider Kammern und durch die Vorschrift, die Angelegenheiten womöglich gleichzeitig in beiden zu behandeln, wesentlich die Anlässe zu Zwistigkeiten zwischen denselben hinweggeräumt hat; daß er durch die Einführung jährlicher Reichstage nebst der Wahl auf neun Jahre für die Erste Kammer und auf drei für die Zweite, das in so hohem Grade wünschenswerthe nähere Zusammenwirken beider Staatsmächte befördern würde, ohne durch allzu häufigen Wechsel der Repräsen-

tanten die Repräsentation allzu beweglich zu machen, und endlich daß er eine angemessenere Form bietet für die Entscheidung solcher Fragen, über welche die besondern Abtheilungen der Repräsentation entgegengesetzte Beschlüsse gefaßt haben, als die jetzt bestehende mittels verstärkter Ausschüsse, sowie auch überhaupt eine nothwendige Vereinfachung der Reichstagsgeschäfte.

Der Ausschuß kann keinen Anstand nehmen, einen Vorschlag, der seines Erachtens so viele und so wichtige Vortheile darbietet, für annehmbar zu halten. Gleichwol setzt die Annahme desselben gewissermaßen von den sämmtlichen jetzigen Reichsständen und besonders von seiten der beiden ersten Aufopferungen voraus, welche Aufopferungen aber in der Ueberzeugung, dadurch das allgemeine Beste zu befördern, sowol ihre Begründung als auch ihre Belohnung finden würden. Würden dieselben gemacht ohne einen gewaltsamen Andrang innerer oder äußerer Erschütterungen, so würden sie eine hochherzige, von den Ständen der Nation gewidmete Huldigung und ebendadurch die sicherste Bürgschaft enthalten, daß die Ausübung eines dem schwedischen Volke zurückgegebenen Repräsentationsrechts den dazu Mitwirkenden als ein freiwilliger Beweis des Vertrauens ihrer Mitbürger, des einzigen stichhaltigen Motivs der Ausübung des Repräsentantenberufs, wiedergegeben wird.

Aus den jetzt angeführten Gründen will der Constitutionsausschuß hochachtungsvoll die Annahme des gnädigen Vorschlags Sr. Maj. in Betreff einer neuen Reichstagsordnung und damit zusammenhängender Abänderungen in der Regierungsform anrathen.

Stockholm, 26. Febr. 1863.

---

Zu erwähnen dürfte hier noch sein, daß dieses Memorial des Constitutionsausschusses, welches am 11. März an die Reichsstände abgegeben wurde, von den Reservationen der sämmtlichen (6) geistlichen Mitglieder des Ausschusses begleitet war, welche die Verwerfung des Vorschlags anriethen; sowie ferner, daß zwei der adelichen Mitglieder des Ausschusses ebenfalls ihre Reservationen beigefügt hatten, in denen sie den Vorschlag zwar nicht misbilligen, sondern nur einige Bemerkungen dagegen machen, im ganzen jedoch für die Annahme stimmen. Somit hatten sich für die unbedingte Annahme des Vorschlags 16, für die bedingte 2 und für die Verwerfung desselben 6 Mitglieder des Ausschusses erklärt.

### Ereignisse, welche der Annahme des königlichen Vorschlags unmittelbar vorangingen und diese recht eigentlich veranlaßten.

Der von uns im Ersten Artikel nebst dem Gutachten des Staatsministers der Justiz vollständig mitgetheilte königliche Vorschlag vom 5. Jan. 1863, dem wir hier auch das Memorial des Constitutionsausschusses vom 26. Febr. 1863 ebenfalls vollständig beigefügt haben, wurde sogleich von der bei weitem überwiegenden Mehrheit der Nation mit Begeisterung entgegengenommen. „Ein Jubel hat Land und Stadt erfüllt", sagte schon am 18. März im Ritterhause ein Gegner des Vorschlags, indem er behauptete, die entgegengesetzte Ansicht hätte keine Gelegenheit finden können sich Gehör zu verschaffen. Diese in Festmahlzeiten und Adressen laut ausgesprochene öffentliche Meinung übte denn auch einen solchen Einfluß aus, daß derselbe bei den Reichsständen sichtbar wurde, als am 18. März 1863 bei allen vier Ständen gleichzeitig die Discussion ihren Anfang darüber nahm, ob der königliche Vorschlag sofort verworfen oder grundgesetzlich bis zum nächsten Reichstage für ruhend erklärt werden sollte.

Im Ritterhause eröffnete der Staatsminister der Justiz, Freiherr L. de Geer, die Debatte mit einer langen und inhaltreichen Rede, in welcher er die gegen den von

ihm aufgesetzten königlichen Vorschlag im Constitutionsausschuß erhobenen Einwendungen siegreich widerlegte und unter anderm darthat, daß der Repräsentationsvorschlag nicht zu früh komme, daß er nothwendig, gerecht, klug und billig sei, daß er auf geschichtlichem Boden ruhe, daß das Klassen- und Ständeprincip in unsern Tagen nicht mehr anwendbar sei, daß die vorgeschlagene Zusammensetzung der beiden Kammern mit den Grundsätzen der Vernunft übereinstimme, daß bei der Wahl keineswegs das Geld allein in Betracht komme, da auch der gebildete Theil der Nation nothwendig in Besitz eines Einkommens sein müsse, das zu der Theilnahme berechtige, daß keine Klasse im Staate von dem Wahl- und Repräsentationsrechte ausgeschlossen wäre u. s. w. Darauf ließen sich mehrere Redner sowol für als wider den Vorschlag vernehmen, das Endresultat aber war, daß derselbe für ruhend erklärt wurde.

Im geistlichen Stande dauerte die Debatte vom 18. bis 20. März; es zeigte sich, daß die übereinstimmende Ansicht der geistlichen Mitglieder des Constitutionsausschusses keineswegs von den sämmtlichen Mitgliedern des Standes gebilligt wurde, und obgleich die Mehrzahl der Redner sich gegen den königlichen Vorschlag aussprach, so wurde derselbe doch auch hier zuletzt für ruhend erklärt.

Im Bürgerstande wurde die Reservation der geistlichen Mitglieder des Constitutionsausschusses einer scharfen Kritik unterworfen, mit Ausnahme eines einzigen sprachen alle Redner ihre Zufriedenheit mit dem Vorschlage aus, der für ruhend erklärt wurde.

Im Bauernstande wurden nur kurze Reden gehalten, welche sämmtlich Freude und Dankbarkeit über den Vorschlag ausdrückten. Dieser wurde für ruhend erklärt.

So war denn von allen vier Ständen beschlossen worden, daß der königliche Repräsentationsvorschlag bis zum nächsten Reichstage ruhen sollte, um dann definitiv ohne Veränderungen angenommen oder verworfen zu werden, zu welchem letztern der Beschluß eines einzigen Standes hinreichend war.*)

Schon hieraus ist ersichtlich, daß die beiden Stände, von denen man doch eigentlich sagen konnte, daß sie gewissermaßen die Nation repräsentirten, dem königlichen Vorschlage geneigter waren als die beiden andern. Doch muß man sich auch daran erinnern, daß diese beiden Stände durch die Annahme der Repräsentation mehr zu verlieren hatten als die beiden untersten, daß der Adel sein letztes bedeutendes Privilegium der Selbstberechtigung beim Reichstage aufgeben und auf dem Altar des Vaterlandes opfern und daß der geistliche Stand ganz aus der Reihe der Reichsstände verschwinden sollte, und man muß anerkennen, daß in diesen Ständen doch eine hochherzige Fraction vor-

*) Wir erwähnen hier noch, daß an demselben Tage, am 18. März, unmittelbar vor der Debatte über den Repräsentationsvorschlag, eine andere Frage von allen vier Ständen entschieden worden war, die den König persönlich betraf, und wobei sich zeigte, in welchem Grade er eben durch diesen Repräsentationsvorschlag die Ergebenheit und die Liebe seines Volks sich zu erwerben gewußt hatte. Der König hatte nämlich den Ständen mitgetheilt, daß seine königliche Apanage (630000 Rthlr. jährlich) zur Bestreitung der Hofhaltung unzureichend wäre, und daß er zur Deckung des entstandenen Deficits eine Million wünschte, vertheilt auf die Jahre 1864—66 mit einem Drittel jährlich. Der Bewilligungsausschuß hatte vorgeschlagen, diese Million dem König sogleich zu bewilligen, und die Stände nahmen diesen Vorschlag an, Bürger und Bauern ohne, die Geistlichen nach kurzer Debatte; beim Adel wurde aber der Vorschlag gemacht, außer der Million dem König die Erhöhung seiner Apanage auf jährlich 800000 Rthlr. zu bewilligen. Dieser Vorschlag wäre vielleicht bei dem Adel gleich durchgegangen und hätten sich jedenfalls auch dann die drei übrigen Stände mit dem Adel hierüber vereinigt, wenn nicht der anwesende Finanzminister die Discussion darüber verhindert hätte, indem er darauf aufmerksam machte, es wäre indiscret, dem König etwas aufdringen zu wollen, was er gar nicht verlangt hätte. Von dem jetzigen Reichstage ist übrigens die Erhöhung der königlichen Apanage auf 800000 Rthlr. (d. i. 300000 Thlr. preuß. Cour.) jährlich bewilligt worden.

handen war, die ein solches Opfer zum Wohle des Ganzen bringen wollte. Diese Fraction übte auf die Gegner einen starken Einfluß aus und der Vorschlag wurde wenigstens fürs erste nicht verworfen. Noch während des Reichstags traten die Freunde des Vorschlags unter den Adelichen zusammen und suchten unter ihren Standesgenossen ihre Ansichten zu verbreiten; auch ließen sich aus allen Theilen des Landes unter den Geistlichen gewichtige Stimmen für den Vorschlag vernehmen. Die Gegner des Vorschlags aber wählten das Klügste: sie schwiegen und wirkten vorläufig im stillen.

Während der Zeit, die zwischen den Reichstagen verfloß (1863—65), wurde nun von den beiden Parteien in öffentlichen Blättern und Broschüren ein Federkrieg geführt, der nach und nach zu einer ganzen Literatur anwuchs und immer heftiger wurde, je näher die Zeit der Entscheidung heranrückte. In diesem Vorpostengefecht zeichnete sich wiederum der Staatsminister der Justiz durch seine lichtvolle und vortreffliche Vertheidigung des königlichen Vorschlags aus, wodurch er natürlich diejenigen überzeugte, welche etwa noch schwankten, wenn sie sich nämlich überzeugen lassen wollten. Als aber nun nach der Eröffnung des Reichstags am 15. Oct. 1865 unter den Reichsständen bedenkliche Anzeichen darauf hindeuteten, daß die Stabilen sich vereinigten und daß der Vorschlag Gefahr lief durchzufallen, da erhoben sich auch die Freunde desselben in einer so überwiegenden und Ehrfurcht gebietenden Masse, daß die Gegner zu der Einsicht gelangen mußten, ein Widerstand gegen den Willen der Regierung und des ganzen Volks sei eine Thorheit, die leicht eine Revolution herbeiführen könnte. Von allen Corporationen des ganzen Reichs, von allen Städten und Communen langten Adressen und Deputationen an die Regierung an und man kann behaupten, daß ein solcher Einklang zwischen Regierung und Volk in der Geschichte beinahe unerhört ist, und daß ein auf solche Weise von der allgemeinen Meinung aufrecht gehaltenes Ministerium ruhig hätte fortbestehen können, selbst wenn der Vorschlag von dem nicht vom Volke gewählten Theile des Reichstags verworfen worden wäre.

Hierbei hat mit Recht das echt constitutionelle Benehmen des Königs allgemeine Aufmerksamkeit erregt und verdient auch die höchste Anerkennung. Zwar sprach er unzweideutig und unverhohlen seine Sympathie für den Vorschlag aus, sowie auch daß er denselben Vorschlag unverändert den Ständen von neuem vorlegen würde, falls derselbe jetzt fiele; aber dennoch suchte er nicht durch irgendeinen Machtspruch auf die Ueberzeugung einzuwirken und duldete sogar in seiner nächsten Umgebung offene Gegner des Vorschlags, denen er auch nachher kein Misfallen über ihr Benehmen gezeigt hat; ja als sich in Stockholm unter dem Volke bedenkliche Symptome zeigten, daß bei der etwaigen Verwerfung des Vorschlags ein Aufstand ausbrechen und die Sicherheit und das Leben der Reichstagsabgeordneten gefährdet werden könnte, ließ er zu Ende des November mehrere Regimenter zur Verstärkung der Garnison in Stockholm einrücken und erklärte offen, daß dies geschehe, um den Reichstag bei seinen Berathungen zu schützen. Zum Glücke ist diese Maßregel überflüssig gewesen; zwar haben sich an den Tagen, da die Verhandlungen stattfanden, bedeutende Volksmassen vor dem Ritterhause und vor dem Hause der Repräsentanten der übrigen Stände versammelt, auch ihre Freude über das Endresultat lebhaft genug ausgedrückt, aber die Ruhe der Hauptstadt ist keinen Augenblick gefährdet worden und die einberufenen Truppen sind darauf in ihre Heimat zurückbeordert worden.*)

---

*) Was die kurze bisherige Regierungszeit des jetzigen Königs so sehr auszeichnet und dieselbe auch für künftige Zeiten segensreich macht, ist der große Fortschritt in der Gesetzgebung. Wir wollen hier nur einige der vorzüglichsten unter den neuesten Gesetzen angeben, die großentheils auf den Vorschlag des Königs von den Reichsständen angenommen und darauf von dem König sanctionirt worden sind: die königlichen Verordnungen in Betreff des Communalwesens in den

So erschien denn endlich mit dem 4. Dec. 1865 der Tag, dem die ganze Nation mit fieberhafter Spannung entgegengesehen hatte, an welchem entschieden werden sollte, ob das mittelalterliche Repräsentationssystem durch ein zeitgemäßeres ersetzt, oder ob die Hoffnung auf diese Reform wiederum getäuscht und noch einmal auf eine ungewisse Zukunft hinausgeschoben werden sollte. An diesem Tage sollten nämlich die Debatten über den königlichen Repräsentationsvorschlag in allen vier Reichsständen ihren Anfang nehmen und ohne Unterbrechung bis zu einem definitiven Beschlusse fortgesetzt werden.

Die Abgeordneten des Bauern- und Bürgerstandes erschienen in ihren Feierkleidern. Als in dem erstgenannten Stande der Sprecher, nachdem er der Gewohnheit gemäß mitgetheilt hatte, über welchen Gegenstand verhandelt werden sollte, eine Weile gewartet hatte, ob jemand von den Anwesenden auftreten würde, so legte er dem Stande gleich die Proposition zur Zustimmung vor und alle erhoben sich von ihren Sitzen, und aus dem Munde aller ertönte ein lautes, einstimmiges Ja; der Sprecher schlug mit dem Hammer auf den Tisch und die Angelegenheit war entschieden.

Im Bürgerstande sprachen fünf Mitglieder gegen den Vorschlag, unter diesen merkwürdigerweise die Abgeordneten der Universitätsstadt Upsala; keiner aber schien der Ansicht zu sein, daß eine Vertheidigung des Vorschlags nothwendig wäre. Die Discussion wurde für beendet erklärt und auf die Proposition ertönte ein lautes Ja, untermischt mit wenigen Nein; der Sprecher erklärte Ja für überwiegend; dennoch wurde Abstimmung gefordert und nun fanden sich unter 60 Stimmzetteln mit Ja 5 mit Nein.

So war denn von diesen beiden Ständen bereits am Vormittage des 4. Dec. 1865 die wichtige Angelegenheit entschieden und der Telegraph verbreitete das glückliche Resultat, welches zu guten Hoffnungen berechtigte, mit Blitzesschnelligkeit über das ganze Land.

Nicht so schnell wurde die Frage im Ritterhause erledigt. Hier dauerten die Debatten vier Tage, vom 4. bis 7. Dec. von vormittags um 10 Uhr bis gegen 4 Uhr nachmittags, da man aus Furcht vor möglichen Unruhen in der Stadt und aus Besorgniß, daß vielleicht die Mitglieder des Standes beim Nachhausegehen in der Nacht beleidigt werden könnten, gleich von vornherein beschlossen hatte, keine Sessionen an den Nachmittagen zu halten, welche gewöhnlich erst nach Mitternacht ein Ende nehmen. Hier wurde die Debatte von dem Staatsminister der Justiz, Freiherrn L. de Geer, mit einer inhaltreichen und vortrefflichen Rede eröffnet und nach und nach traten auch die übrigen Rathgeber des Königs mit gleich vortrefflichen Reden für den königlichen Vorschlag auf; es wurden 56 Reden für und 30 gegen denselben gehalten. Man muß gestehen, daß die Verhandlungen auf beiden Seiten im ganzen mit Ruhe und in einer würdigen Sprache geführt worden sind, obgleich es auch nicht an einigen heftigen Ausdrücken fehlte, wie: „Ich verachte den Pöbel, hasse aber von ganzem Herzen die Bourgeoisie!“ Die Gegner des Vorschlags suchten durch hochtrabende rhetorische Floskeln auf die Zuhörer einzuwirken

---

Städten und auf dem Lande, des Landsthing, der Gemeindeversammlungen, des Kirchen- und Schulraths auf dem Lande — alle vom 21. März 1862, in Betreff des Communalwesens in Stockholm vom 23. Mai 1863, in Betreff der Gemeindeversammlungen, des Kirchen- und Schulraths daselbst vom 20. Nov. 1863, Instructionen für den Ausschuß zur Verwaltung der Einkünfte Stockholms, sowie für den Ausschuß zu der Gesundheits- und Armenpflege der Stadt — alle drei vom 4. März 1864, das Gesetz über Kirchenversammlungen (Synoden, Kyrkomöten) der Geistlichen vom 16. Nov. 1863; die Aufhebung des Näherrechts bei Käufen (Abtriebsrecht, jus retractus) vom 28. Dec. 1863, das neue Criminalgesetz vom 16. Febr. 1864, das neue Seegesetz vom 23. Febr. 1864, das Gesetz über die Gewerbefreiheit vom 18. Juni 1864 u. a. m. Der 1865 mit Frankreich abgeschlossene Handelstractat und die infolge desselben bedeutend ermäßigten Zollsätze, die am 15. April in Kraft traten, haben heftige Debatten bei den Reichsständen hervorgerufen, sind aber dennoch, trotz aller Anstrengungen der Anhänger des Prohibitivsystems, von allen vier Ständen gebilligt worden.

und diese zu gewinnen: sie wollten die königliche Macht, die niemand angegriffen hatte, aufrecht halten, sie wollten das Vaterland vor dem Untergange bewahren, da es sich in der Fieberhitze ins Verderben stürzen wollte u. dgl. m.; viele derselben suchten nur einen Aufschub zu gewinnen, indem sie erklärten, sie wünschten selbst eine Veränderung in der Repräsentation, aber man dürfe sich dabei nicht übereilen; der königliche Vorschlag wäre mit allzu vielen und groben Fehlern behaftet, als daß er angenommen werden könnte; wenn man wartete, so sollte ein anderer, besserer und annehmbarerer Vorschlag vorgelegt werden, über dessen Beschaffenheit sie gleichwol nur in so unbestimmten Ausdrücken und Andeutungen redeten, daß man daraus deutlich abnehmen konnte, es sei damit kaum Ernst oder diese Partei wenigstens sei selbst darüber noch nicht im Klaren und einig, sondern daß es sich nur eigentlich darum handelte, einen dreijährigen Aufschub zu erreichen u. s. w. Endlich am 7. Dec. war die Discussion beendigt und bei der darauffolgenden Abstimmung wurde, wie schon erwähnt, die neue Reichstagsordnung mit 361 Stimmen gegen 274 angenommen. Ein unendlicher Jubel erfüllte die Stadt Stockholm und ganz Schweden, sobald dieses Resultat bekannt wurde. Mit Recht darf man behaupten, daß die Ritterschaft und der Adel als Reichsstand auf eine würdige Weise und mit Ehren ins Grab gestiegen sind und der Mit- und Nachwelt ein seltenes Beispiel einer bewundernswürdigen Hochherzigkeit durch die freiwillige Entsagung auf ein kostbares Vorrecht gegeben haben.

Leider läßt sich dieses nicht sagen von dem nun noch übrigen hochwürdigen Stande der Geistlichkeit, welcher sich überhaupt an diesem Reichstage, da er zum letzten mal als Reichstag auftritt, ein Testimonium paupertatis oder wie ein freisinniges Mitglied desselben sich ausdrückte, ein Kirchenzeugniß*) ausgefertigt und klar und deutlich an den Tag gelegt hat, daß es für ihn hohe Zeit war abzutreten und sich in den Ruhestand versetzen zu lassen. Hier trat gleich zu Anfang der Discussion ein Mitglied des Standes und merkwürdigerweise eins der ältesten, achtungswerthesten und würdigsten desselben, ein Mann, der vielen Reichstagen beigewohnt, sich stets durch seine Tüchtigkeit und Freisinnigkeit bekannt gemacht und immer ohne Menschenfurcht seine Ueberzeugung ausgesprochen hat, und bei welchem man bei der bekannten Reinheit und Fleckenlosigkeit seines Charakters annehmen mußte, daß seine Abneigung gegen den königlichen Vorschlag aus seiner Ueberzeugung floß, mit dem Vorschlage auf, man sollte die Entscheidung so lange aufschieben, bis die Ritterschaft und der Adel einen Beschluß gefaßt hätten. Dieser Vorschlag war grundgesetzwidrig, da nach der bestehenden Reichstagsordnung jede Angelegenheit, die, nachdem sie zweimal auf den Tisch gelegt ist, zum dritten mal im Plenum vorkommt, auch sofort zur Entscheidung gebracht werden soll, und wurde auch wol nur gemacht, weil der Redner die Besorgniß hegte, seine Collegen würden aus Menschenfurcht oder aus andern Rücksichten keine Opposition gegen die neue Reichstagsordnung wagen, wenn sie nicht einen Rückhalt an dem adelichen Stande hätten. Auf die Bemerkung eines andern Repräsentanten, daß ja der Adel in Bezug auf den geistlichen Stand einen gleichen Beschluß fassen und die Entscheidung desselben abwarten könnte, fügte der Erzbischof, dem als Sprecher nur die Leitung der Verhandlungen, aber keine Stimme dabei zukommt, dieser Verfassungswidrigkeit eine ebenso große, wo nicht noch größere hinzu, indem er zu seiner Proposition über diesen Punkt eigenmächtig den Zusatz machte: „sofern nicht die Ritterschaft und der Adel in Betreff

*) Ein solches (Prestbetyg, d. h. eigentlich „Pastorszeugniß") mit Anzeichnung des Geburts- und Confirmationstages, des Bildungsgrades, des Rufes, des Civilstandes (ob verheirathet oder nicht), auch wenn der Inhaber zum Abendmahl gegangen ist u. a. m., muß in Schweden jeder zu seiner Legitimation haben.

des Standes der Geistlichkeit einen ähnlichen Beschluß faßt". Da jedoch keine höhere Instanz über die Verhandlungen eines Reichsstandes zu entscheiden hat und kein Mitglied im Stande selbst gegen die Ungesetzlichkeit auftrat, so wurde der Aufschub mit 35 Stimmen gegen 20 entschieden. Um nun aber dennoch dem Grundgesetz zu genügen und die Angelegenheit unmittelbar nach der Discussion zu erledigen, sah man sich gezwungen fünf Tage lang, bis zum 8. Dec., die Zeit mit endlosen Reden hinzubringen, von denen die meisten gegen die neue Reichstagsordnung gerichtet waren, mehrere aber und unter diesen die des Cultusministers Carlsson, der zugleich gewählter Reichstagsbevollmächtigter der Universität Upsala ist, dieselbe auch kräftig vertheidigten. Endlich als die gehoffte Stütze des adelichen Standes verloren gegangen war, wurde am 8. Dec. die Discussion für beendet erklärt und die Frage gestellt, ob der hochwürdige Stand dem königlichen Vorschlage in Betreff einer neuen Reichstagsordnung beistimme oder nicht. Jetzt wagte die Mehrzahl, die sich doch gegen denselben erklärt hatte, es nicht, ihre Ansicht geltend zu machen: es ließen sich mehrere überlaute Ja, untermischt mit einigen schwachen Nein vernehmen; der Erzbischof erklärte, seiner Auffassung gemäß wäre Ja überwiegend, und als nun keine Abstimmung gefordert wurde, bei welcher der königliche Vorschlag wahrscheinlich durchgefallen wäre, so bekräftigte er die Annahme desselben durch einen Schlag mit dem Hammer auf den Tisch.

Später haben sich gegen den Reichstagsbeschluß sowol im adelichen als auch im geistlichen Stande mehrere Protestirende angemeldet; ja in dem letzten drohte die Zahl derselben die Hälfte der Mitglieder des Standes zu überschreiten. Daher hielt der Erzbischof durch die Mahnung, wenigstens den Schein zu wahren, mehrere Mitglieder ab, ihre Reservationen gegen den Reichstagsbeschluß einzureichen. Diese Reservationen, sie mögen so zahlreich sein wie sie wollen, bedeuten übrigens gar nichts: der Reichstagsbeschluß bleibt ein Reichstagsbeschluß und wird ein Reichstagsgesetz, sobald er dem König mit den üblichen Formalitäten mitgetheilt ist.

So ist denn Schweden endlich von seiner bisherigen mittelalterlichen Repräsentation befreit und hat ohne die allergeringste innere Erschütterung eine Volksrepräsentation in der wahren Bedeutung dieses Worts erhalten, in welcher sowol das aristokratische als auch das demokratische Element vertreten, mit welcher die überwiegende Mehrzahl der Nation vollkommen zufrieden ist und über deren Annahme sie gejubelt hat und fortwährend jubelt.

Zwar sind in dieser neuen Reichstagsordnung Bestimmungen enthalten, welche Anlaß zu Tadel gegeben haben, und wenn dieser Tadel auch widerlegt ist, so wollen wir doch keineswegs behaupten, daß er darum ganz grundlos sei, noch weniger, daß die Reichstagsordnung als ein menschliches Werk gleich in ihrem Anfange ganz vollkommen sein und allen genügen könne. Bedenken wir aber, daß sie wenigstens jetzt die Nation befriedigt und daß sie nicht wie die aufgehobene stationär ist, sondern mit Leichtigkeit zeitgemäße Verbesserungen in sich aufzunehmen vermag, sobald die Nation erst zu der Einsicht von der Nothwendigkeit derselben gelangt ist, so läßt sich auch mit Gewißheit hoffen, daß sie sich ferner zeitgemäß ausbilden und vervollkommnen wird, wie dies das Beispiel der norwegischen beweist. Denn auch in dieser sind im Laufe der Zeiten manche Punkte abgeändert worden, von denen wir nur anführen, daß sie jetzt eine allgemeine und unbegrenzte Religionsfreiheit gestattet, während sie zuerst mit der größten Engherzigkeit alle Nichtlutheraner von dem Repräsentationsrechte ausschloß und den Israeliten sogar den Aufenthalt im Lande versagte; ferner, daß jetzt das Verhältniß der Städte zu den Landdistricten geordnet ist, sodaß jene 37, diese aber 74 Repräsentanten in das Storthing schicken u. a. m. Zwar halten die Norweger ihre Verfassung immer noch für besser und freier als die schwedische, weil in dieser dem Könige das absolute Veto ein-

geräumt ist und er also das Recht hat, einem Reichstagsbeschlusse, so heilsam und nothwendig er auch sein mag, seine Sanction zu verweigern, während er in Norwegen nur das Veto suspensivum besitzt, sodaß ein Beschluß, der von drei aufeinanderfolgenden Storthings gefaßt wird, auch ohne die königliche Sanction ein Reichsgesetz ist und es z. B. dadurch möglich wurde, den Adel in Norwegen gegen den Willen des Königs abzuschaffen*); auch kann man die Zusammensetzung des Reichsgerichts in Schweden tadeln, vor welches die Rathgeber des Königs gezogen werden dürfen; denn dieses besteht aus den Präsidenten der höchsten Richterstühle des Landes und hat bisher die angeklagten Minister noch immer freigesprochen, während es höchst bedenklich ist, wenn in Norwegen ein Minister in Anklagestand versetzt wird, da in solchem Falle das Lagthing richtet u. s. w. Doch darf man nicht vergessen, daß die Regierungsform Schwedens durch die Repräsentationsreform gar nicht verändert worden ist und daß eine Veränderung oder Verbesserung derselben der Zukunft vorbehalten bleibt. Obgleich wir übrigens hier auf keine Kritik der neuen schwedischen Reichstagsordnung, auch auf keine Vergleichung derselben mit der norwegischen Repräsentation eingehen können, wollen wir wenigstens erwähnen, daß nach der gesetzlichen Bestimmung in Schweden die Repräsentanten der beiden Kammern auf verschiedenartige Weise gewählt werden, wodurch das aristokratische Element ebenso gut vertreten wird wie das demokratische, während in Norwegen nur 111 Repräsentanten gewählt werden (durch Electoren), welche dann 37 von sich als Lagthing (die Erste Kammer) ausscheiden, während die übrigen 74 das Odelthing (die Zweite Kammer) bilden, wodurch keine so gute Bürgschaft gegen einseitige Beschlüsse gegeben sein dürfte.

Die Hoffnungen, welche man jetzt in Schweden auf diese wichtige Reform setzt, sind zwar sehr groß, aber doch keineswegs übertrieben; sie sind auch bereits ausgesprochen sowol in der Bevorwortung der Reichstagsordnung als auch in dem Memorial des Constitutionsausschusses, und lassen sich kurz zusammenfassen: Man hofft, daß durch diese Repräsentation die materielle und intellectuelle Entwickelung des Staats, da sie nicht länger von einseitigen und engherzigen Standesinteressen gehemmt wird, rascher und ungehinderter als bisher vorwärts schreiten und Schweden bald unter den europäischen Staaten eine Stelle einnehmen wird, die es mit Recht beanspruchen kann. Hierzu kommt aber noch als etwas sehr Wesentliches, daß jetzt ein innigeres Verhältniß ermöglicht, ja herbeigeführt ist zwischen den beiden Völkern der großen Skandinavischen Halbinsel, indem die Scheidewand hinweggefallen ist, welche ihrer Vereinigung hindernd im Wege stand, da die schwedische Verfassung allzu aristokratisch, die norwegische aber demokratisch war. Hierdurch kam es, daß die Norweger, auch seitdem die lange Feindseligkeit beider Reiche aufgehört hat und beide unter Einem Scepter vereinigt worden sind, Schweden mit seiner Aristokratie immer mit Mistrauen betrachtet und sich gewissermaßen gegen befürchtete Uebergriffe, die übrigens niemals geschehen sind, in Vertheidigungszustand gesetzt haben. Jetzt werden Schweden und Norweger einander näher treten und in Wahrheit zwei Brudervölker werden. Mögen die hier ausgesprochenen Hoffnungen in Erfüllung gehen!

*) Als in dem norwegischen Storthing zuerst der Vorschlag gemacht wurde, den Adel abzuschaffen, trat ein Adelicher, Löwenskjold, mit den Worten auf: „Wenn dieser Vorschlag Beifall findet, so sage ich den hohen Bergen Lebewohl!“ Einer der Anwesenden aber rief ihm zu: „Und das Echo von den hohen Bergen antwortet: Wohl!“

# Die Maori,

## ihre bisherigen Zustände und ihre Kämpfe mit den Engländern.

Zweiter Artikel.

### 1) Der Taranakikrieg.

Mit Eintritt des Winters zogen sich Kingi's Krieger zurück nach ihren Wohnsitzen; allein die Ruhe war nur eine scheinbare. Die Colonie erhielt von Australien und von Ostindien Verstärkungen und General Pratt von Melbourne übernahm den Oberbefehl über die gesammelten Streitkräfte. Inzwischen erhielt aber auch Kingi Zuzug von den Waikatostämmen. Bereits im April des Jahres 1860 hatten die Ngatiawa eine Deputation nach Ngaruawahia entsandt, um ihren Beitritt zu dem Königthume zu erklären und Potatau zu huldigen. Es wurde demnach im Mai zu Ngaruawahia ein großes Runanga gehalten, um die Taranakifrage zu besprechen und zu entscheiden, ob die Waikato am Kriege theilnehmen sollten. Dies wurde auf Tamihana's Antrag aus dem Grunde abgelehnt, daß diese Verkaufssache sich zugetragen habe, ehe das Land unter die königliche Mana gekommen sei. Dessenungeachtet bildete sich eine Freischar unter der Anführung Epiha's, eines Ngatimaniopoto aus Kihikihi, welche in ihrem ersten Zusammentreffen mit dem Feinde, nachdem sie zu Kingi gestoßen, einen glänzenden Sieg davontrug, indem der Angriff der Engländer auf ihr Pah Puketekauere mit einem Verlust von 30 Todten und 34 Verwundeten zurückgeschlagen wurde. Infolge dieses Siegs fand denn weiterer Zuzug statt von Ngatimaniapoto und Ngatimahuta aus Rangiaowia. Die Leute kehrten, nachdem sie einige Wohnungen von Ansiedlern geplündert und die Truppen insultirt hatten, mit reicher Beute nach ihrer Heimat zurück. Endlich zog auch eine Schar Ngatihaua unter Wetini, einem Vetter Tamihana's, nach Taranaki. Wetini war wol der muthvollste und beliebteste unter den jungen Kriegern der Maori. Auch Rewi, der tapfere Oberhäuptling der Ngatimaniapoto, war jetzt mit im Felde. Im October im Pah Mahoetahi am Waitara angekommen, sandte Wetini einen Brief an General Pratt, in dem er ihn zum Kampfe einlud. Vergeblich sandte Rewi wiederholt Boten an Wetini, um ihn aus seiner gefahrvollen Stellung zurückzurufen, in welcher er ihm keine Hülfe leisten konnte, ohne die allgemeine Sache zu gefährden. General Pratt erschien sofort am 6. Nov. vor Mahoetahi. Das Pah wurde umzingelt, nach einem mehrstündigen wüthenden Handgemenge erstürmt und die gesammte Besatzung niedergestochen. Nur vier Mann entkamen, unter ihnen Wetini's Bruder mit einem im Leibe steckenden Bajonnet. Wetini's Leichnam wurde von den Engländern nach Neuplymouth gebracht und mit militärischen Ehren im dortigen Kirchhofe bestattet. Die Maori aber, anstatt durch diesen Schlag entmuthigt zu werden, entbrannten nur in immer glühenderm Rachedurst; immer größerer Zuzug kam, nicht allein vom Waikato, sondern auch von Tauranga, Rotorua und noch entferntern Gegenden. General Pratt hatte inzwischen die Stadt Neuplymouth durch eine Kette von Redouten gedeckt und schob diese Kette nun langsam und sicher ins Innere nach Pah Pukerangiora am obern Waitara, der Hauptstellung der Maori, vor. Am 23. Jan. 1861 machte eine erlesene Schar von 140 Maori, alle Häuptlinge oder Söhne von Häuptlingen, einen verzweifelten Angriff auf eine mit 400 Mann besetzten Redoute. Der Kampf begann mit Tagesanbruch. Gleich Winkelried umfaßten einzelne die Bajonnete der Soldaten, die ihre Brust durchbohrten, um ihren Freunden eine Gasse zu machen. Einer auf den Schultern des andern, suchten sie über die Palissaden zu klettern. Mit ihren Beilen schlugen sie Stufen in die Erdwerke und mit ihren Händen suchten sie den Soldaten die Bajonnete zu entwinden. Erst nachdem

fast die Hälfte der Schar getödtet war und eine bedeutende Verstärkung der Redoute zu Hülfe kam, zog sich der Rest zurück. Endlich gingen auch die Engländer wieder offensiv vor. Sie belagerten das stark befestigte Pah Tearei mehrere Wochen lang und warfen endlich vom 15. März an drei Tage und Nächte hindurch Bomben und Vollkugeln in die Befestigung. Am 10. machten endlich die Maori einen Ausfall, bei welchem sie mit großer Hartnäckigkeit kämpften, jedoch zuletzt den Wirkungen der Artillerie weichen mußten, worauf die Engländer das Pah besetzten.

Nun hatten zwar die Ngatiruanui, ein mit Kingi ebenfalls verbündeter südlicher Stamm, Tataraimaka, einen englischen Bezirk, 12 Meilen südlich von Neuplymouth, von wo sie am Anfang des Kriegs die wohlhabenden Ansiedler vertrieben hatten, noch immer im Besitz. Allein die Maori erkannten jetzt, daß der Kampf mit dem übermächtigen Gegner nur zu ihrem völligen Untergang führen müsse. Tamihana, der bisher sich in der Taranakisache so entschieden zurückgehalten hatte, jetzt aber seinem Vater als Oberhaupt der Ngatihaua nachgefolgt war, erschien nun auf dem Kriegsschauplatze als Vermittler des Friedens. Er kam am 11. März 1861 am Waitara an, begleitet von Te Heu Heu, und ersuchte sofort den General Pratt, welcher eben seine Streitkräfte um Pukerangiora am obern Waitara, dem Hauptpah der kriegführenden Maori, zusammenzog, um einen dreitägigen Waffenstillstand behufs Einleitung der Friedensunterhandlungen, was der General, jedoch nicht ohne einige Schwierigkeiten zu machen, schließlich gewährte. Nachdem Tamihana diese Frist benutzt hatte, um die Angelegenheit mit seinen eigenen Stammhäuptlingen, mit Wiremu Kingi, Hapurona, dem Feldanführer der Ngatiawa, Epiha, dem Anführer der Ngatimahuta, und Rewi, dem Oberhaupt der Ngatimaniapoto, zu besprechen, welche anfänglich sämmtlich ihr Widerstreben gegen Friedensverhandlungen aussprachen, wurde die Entscheidung ihm von allen Betheiligten übergeben und er zu den Friedensunterhandlungen bevollmächtigt. Er legte daher dem General brieflich seine Vorschläge vor, welche dahin gingen, daß die Feindseligkeiten beiderseits aufhören sollten und die streitige Landfrage dem großen Runanga der Königin (dem englischen Parlament) zur Entscheidung vorgelegt werde. Allein der General konnte, da er vom Gouverneur keine Vollmacht zu unterhandeln hatte, die Truppen nicht zurückziehen. Doch kam nach einigen Tagen Hr. Maclean, der Native Secretary (der unmittelbar unter dem Gouverneur stehende Minister für die Maoriangelegenheiten) an und hatte eine Unterredung mit Tamihana. Auch er erklärte zum großen Verdruß des Häuptlings keine Vollmacht zu Unterhandlungen zu haben; wenn jedoch die Stämme die Feindseligkeiten einstellen und auseinandergehen wollten, so werde der Gouverneur mit jedem einzeln unterhandeln; mit Kingi und den Ngatiawa am Waitara, mit den Ngatiruanui zu Taranaki, und mit Tamihana werde er bei Mangere, einem Dorfe in der Nähe von Auckland, zusammentreffen; es seien vier Fragen zu erledigen: das streitige Land zu Waitara, die Morde (die Tödtungen von Ansiedlern durch die Maori), das weggenommene oder zerstörte Land von Ansiedlern, der Maorikönig. Es war also Tamihana in seiner von ihm übernommenen Rolle eines Vermittlers auf eine höchst verletzende Weise zurückgewiesen; er war vielmehr durch die Herbeiziehung der auch von Genossen seines Stammes verübten Tödtungen und Plünderungen und namentlich der Frage des ihn unmittelbar persönlich betreffenden Königthums selbst in bedrohlichster Weise zur Partei gemacht. Grollend führte er die widerstrebenden Waikato vom Kriegsschauplatze hinweg, entschlossen, galt es die Fortsetzung des Kriegs, aus seiner Neutralität hervorzutreten, in welchem Fall er jedoch seine Leute näher zu Hause brauchen würde. Rewi zog sich gleichfalls zurück, indem er Wiremu Kingi mit sich nach Kihikihi nahm, wo er ihn in einer Art von Gefangenschaft hielt, um ihn zu verhindern einen Separatfrieden mit dem Gouverneur abzuschließen.

Da jedoch inzwischen die Friedenspartei im Colonialparlament wieder beträchtlich an Stärke gewonnen hatte, der Oberst Browne selbst auch von der englischen Regierung abberufen worden war, indem an seine Stelle der frühere Gouverneur Sir George Grey eintreten sollte, so hielt ersterer doch für gerathen, vor seinem Abgang die Taranakiangelegenheit soweit wie möglich zu erledigen und, wenn nicht einen Frieden, doch einen Waffenstillstand abzuschließen. Er begab sich deshalb nach Taranaki, wo jedoch alle Häuptlinge bereits fort waren, weshalb nichts erübrigte als eine Convention mit dem Maorigeneral Hapurona abzuschließen. Laut derselben sollte das von den englischen Truppen besetzte Land am Waitara, insoweit dessen Eigenthümer Waffen gegen die Königin von England getragen hatten, dem Gouverneur zur Verfügung gestellt sein, was dieser jedoch gleich darauf dahin beschränkte, daß er das Land dessen Besitzern wieder zurückstellte und sich nur den Grund für die Blockhäuser (Forts) und für Straßen und Wege reservirte. Das englische Land Tataramaika blieb aber nach wie vor im Besitz der Maori.

Tamihana und die Waikatostämme sollten jedoch nicht lange der Ruhe pflegen, ohne über ihre Stellung zum Gouverneur Aufklärung zu erhalten. Zuvörderst erhielt Tamihana ein Schreiben vom Native Office, in welchem man daran erinnerte, daß ein Theil seines Stammes und anderer Waikato an den Feindseligkeiten in Taranaki theilgenommen hätte, und anfragte, welchen Schadenersatz sie für das von ihnen angerichtete Unheil zu leisten gedächten. Darauf erließ der Gouverneur Anfang Juni eine Proclamation, mit der Ueberschrift „Erklärung des Gouverneurs an die zu Ngaruawahia versammelten Eingeborenen". In diesem langen Document erklärte der Gouverneur, daß der Vertrag von Waitangi verletzt worden sei. Ein Theil der Stämme habe sich in sie nicht betreffende Angelegenheiten zwischen dem Gouverneur und andern eingeborenen Stämmen eingemischt und Krieg gegen die Königin geführt. Der Gouverneur könne den gegenwärtigen Zustand der Dinge nicht fortbestehen lassen. Es bleibe ihm weiter keine Wahl; denn er habe von Ihrer Maj. der Königin Befehl erhalten, ungesetzliche Verbindungen zu unterdrücken und die Souveränetät Ihrer Maj. in Neuseeland aufrecht zu erhalten. Es müsse sich daher jedermann dem Gesetz unterwerfen, das sowol für den Schwachen wie für den Starken die Freiheit sicherstelle. Es sei gegen das Gesetz, daß Personen in Verbindungen treten, um andere zu hindern, über ihr Eigenthum nach eigenem Gutbefinden zu verfügen (d. h. die Landverbindungen sind ungesetzlich). Andererseits habe die Königin durch den Vertrag von Waitangi ihnen ihr Land zugesichert. „Durch diesen Vertrag", so heißt es wörtlich, „ist der Königin Name ein schützender Schirm für das Land der Maori geworden, und wird es bleiben, solange die Maori Ihrer Maj. Treue und Gehorsam leisten und unter ihrer Souveränetät leben; aber nicht länger. Sobald die Maori sich dieses Schutzes dadurch verlustig machen, daß sie der Königin Autorität und das Gesetz beiseitelegen, wird das Land nur so lange ihr eigen bleiben, als sie stark genug sind, es zu halten: Macht und nicht Recht wird ihr einziger Titel zum Besitze sein." Der Gouverneur verlange also 1) von allen Unterwerfung ohne Bedingung unter die Souveränetät der Königin und die Autorität des Gesetzes; 2) von denjenigen, die in Besitz von Beute seien, Zurückstellung der Beute; 3) von denjenigen, die Eigenthum zerstört oder vernichtet haben, Ersatz für die verursachten Verluste.

Das waren also die Grundsätze über Völkerrecht und Heiligkeit des Eigenthums, welche England den armen, verlassenen Maori gegenüber aufstellte. Dabei ist bemerkenswerth, wie jener Vertrag von Waitangi hier abermals ausdrücklich als der alleinige Grund der britischen Souveränetät angeführt wird. Diesem Vertrag, welcher für die Waikato nicht die mindeste Verbindlichkeit haben konnte, weil sie, diese unabhängigen Stämme demselben niemals beigetreten waren, sollten sie sich unterwerfen, damit der Landbund für ungesetzlich erklärt und der einzelne Besitzer — Landeigenthümer gab es

ja nach Maorirecht überhaupt nicht — der Versuchung preisgegeben werde, seinen Grund zu verkaufen: wo nicht, so sollte es den englischen Colonisten freistehen, sich das begehrte Land mit Gewalt zu nehmen; die Regierung würde keine Verpflichtung haben, sie daran zu verhindern. Uebrigens war es auch gar nicht einmal wahr, daß selbst nach englischem Gesetze der Landbund gesetzwidrig war; er war nicht gesetzwidriger als eine Association zum Landankauf. Endlich war es nicht begründet, daß der Gouverneur von der heimischen Regierung den unbedingten Befehl erhalten habe, den Landbund als ungesetzliche Combination zu unterdrücken; der Herzog von Newcastle, der Colonialminister, hatte nur gesagt, daß nach seiner Ansicht demselben ein fester Widerstand entgegengesetzt werden sollte.

Der Eindruck, welche diese, gerade jetzt nach dem Schlusse des Kriegs in Taranaki, im Namen der Königin gemachte Erklärung auf die Eingeborenen machte, war unbeschreiblich. Es wurde sofort Anfang Juni ein großes mehrtägiges Runanga zu Ngaruawahia betreffs dieser Proclamation des Gouverneurs abgehalten. Das Runanga beschloß, daß des Königs Flagge nicht heruntergenommen werden solle: sie sei nicht bestimmt, die Oberhoheit der Königin zu beseitigen, welche ihre Rechte und Privilegien beschirme; sie sei nur das Zeichen einer unter ihnen selbst bestehenden Verbindung, welche bezwecke, daß kein Land weiter veräußert werde, daß ferner keine Beute zurückgestellt und kein Schadenersatz für Zerstörung geleistet werden solle, da die Truppen der Königin den Krieg und die Zerstörung durch die Zerstörung von Wiremu Kingi's Pah und die Wegführung seiner Pferde und Rinder zuerst angefangen hätten; daß drittens die Vermessung der Ländereien Kingi's und seines Stammes oder der Marsch der englischen Truppen auf Mangatawiri oder anderweitig nach der Grenze des Waikato als Wiedereröffnung der Feindseligkeiten seitens derselben betrachtet werden solle. Tamihana setzte sodann alle diese Punkte in einem Briefe an den Gouverneur ausführlich auseinander. Er wies zuerst das Recht der Maori nach, einen König einzusetzen, wobei er sich besonders auch auf die Bibel bezog, wie 5 Mosis 17, 15: „Du sollst aus deinen Brüdern einen zum Könige über euch setzen. Du kannst nicht irgendeinen Fremden, der nicht dein Bruder ist, über dich setzen." Weshalb sollten sie nicht den Namen König gebrauchen können, wie wenn es ein geheiligterer Name wäre als der Gottes? „Es ist der Gebrauch zwischen Herren und Sklaven, daß, wenn das Wort des Sklaven auch richtig ist, der Herr es doch nicht für richtig gelten lassen will. Das ist der Grund." Ob es mit Bezug auf den Vertrag von Waitangi sei, daß man Veranlassung zu diesen Händeln nehme? „Waren wir denn von euch in Besitz genommen? Keineswegs. Es verhält sich damit wie mit zwei Kaufläden. Die Waaren in dem einen Laden werden verkauft, die in dem andern nicht. Nun meint ihr, daß, weil die Waaren in dem einen Laden verkauft werden, die in allen andern auch fortgehen? Ich sage, sie gehen nicht fort. Gerade so verfügte die Beistimmung eines Häuptlings nicht über das, was dem andern gehörte." Die Waikato hätten an dem Taranakikriege theilgenommen, weil einige Ngatiawa Blutsverwandte der Waikato gewesen, weil Kingi und Hapurona an sie geschrieben, um sie einzuberufen und weil Potatau erklärt habe, daß der Landverkauf aufhören müsse. Hätte der Gouverneur die Sache sorgfältig erwogen, so hätten auch die Waikato sie sorgfältig erwogen; aber der Gouverneur war eigensinnig, und daher hätten die Waikato Wiremu Kingi geholfen. Denn Wiremu Kingi war ein Mann, dessen Sache nicht untersucht worden war. Mit Bezug auf die Mordthaten sei er der entschiedenen Ansicht, daß sie nicht Mordthaten gewesen. Mord sei es gewesen, als Ihaia den Te Whaitere tödtete. (Jener Ihaia, welcher zu der Partei der Landverkäufer gehörte, hatte den letztern von der Landbundpartei erst betrunken gemacht und dann meuchlings erschlagen, war aber dennoch von den Engländern in Neuplymouth aufgenommen und dort beschützt

worden.) Der Gouverneur habe gewußt, daß er gegen Taranaki Krieg führen werde; er hätte deshalb seinem unbewaffneten Volke sagen sollen, daß es aus dem Wege gehen müsse. „Was sodann die Beute betrifft, die zurückgestellt werden soll, so war der Gouverneur die Veranlassung zum Beutemachen. Wiremu Kingi wurde von den Truppen angegriffen, und er floh von seinem Pah. Das Pah wurde mit Feuer niedergebrannt; die Kirche ebenfalls, nebst einer Kiste mit Neuen Testamenten; alles wurde durch Feuer vernichtet, Waaren, Kleidungsstücke, Wolldecken, Hemden, Hosen, Röcke. Das Vieh wurde von den Soldaten verspeist, und die Pferde, 100 an der Zahl, in der Auction verkauft. Hätte der Gouverneur Befehl gegeben, die Kirche zu schonen und die Sachen und das Vieh, so wäre Wiremu Kingi auch bedacht gewesen, das Eigenthum der Pakeha zu schonen. Der erstere eröffnete die Bahn, der letztere folgte blos nach. Ferner sei zu beachten: 100 Pferde wurden in Auction verkauft, die Sachen zerstört, die Häuser abgebrannt, das Vieh von den Soldaten gegessen. Wessen Werk war das? des Gouverneurs; er war es, der das Unheil begann, von dem er in seiner Proclamation spricht." Dieser Brief wurde einfach für Trotz und Herausforderung erklärt. „Aller Zweifel", sagte der Gouverneur, „ist jetzt zu Ende; es ist klar, daß die Maori sich nicht unterwerfen wollen, und daß alle diese Colonie verlassen müssen, welche dem Maorigesetz nicht Gehorsam leisten wollen, dessen passendstes Symbol der Tomahawk ist." Also dieses schlechte Wortspiel mit dem Namen Tamihana war die einzige Antwort, die der Gouverneur auf dessen eindringlichen Brief zu ertheilen wußte.

Beide Parteien rüsteten. Tamihana besuchte die Stämme an der Ostküste, um sich ihres Beistandes zu versichern. Der Gouverneur brach jedoch die Unterhandlungen nicht ab, sondern suchte durch die Vermittelung des Missionars J. Wilson Tamihana zu einer Zusammenkunft zu bewegen, was dieser auch nach einigem Zögern zusagte. Allein diese kleine Willfährigkeit erregte einen allgemeinen Sturm von Unwillen in Waikato. Porokoru und andere Häuptlinge holten ihn unterwegs ein und erklärten ihm, er mögen gehen; sie würden ihn aber hängen, wenn er zurückkomme. Tamihana mußte nachgeben und die Zusammenkunft aufgeben.

So standen die Dinge, als am 26. Sept. 1861 Sir George Grey in Auckland eintraf.

### 2) Sir George Grey's Friedensmission.

Die englische Regierung hatte Sir George hauptsächlich als Mann des Friedens nach Neuseeland gesandt, weil man in England ihn für äußerst beliebt bei den Maori hielt, und daher glaubte, diese würden sich sofort vertrauensvoll um ihn scharen, ihm ihre Beschwerden mittheilen und sich seinem Rath willig fügen; eine Vorstellung, die hauptsächlich von der neuseeländischen Geistlichkeit ausgegangen war, bei welcher er allerdings sehr beliebt war. Allein hinsichtlich dieser Popularität war man in gründlichem Irrthum. Grey war im Gegentheil höchst unbeliebt bei den Maori; gerade gegen ihn hegten sie das äußerste Mistrauen. Grey hatte allerdings während seiner frühern Verwaltung die großen Oberhäuptlinge für sich zu gewinnen gewußt theils durch Geschenke und Pensionen, theils durch seine persönliche Ueberredungsgabe und seine Gewandtheit in der Maorisprache. Auf die große Masse des Volks hatte er nie einen vortheilhaften Eindruck gemacht. Aber damals besaßen die Häuptlinge noch den größern Theil ihrer frühern Macht; Potatau, Wi Tako und andere, welche Grey's persönliche Freunde geworden, waren recht gut im Stande das Land in Ruhe zu halten. Aber gegenwärtig hatten sich die Umstände vollständig umgestaltet. Die alten Häuptlinge waren größtentheils todt, die jetzigen die Diener, nicht die Leiter des öffentlichen Willens geworden. Der Maori hatte sich eine leidenschaftliche Begierde nach Geltendmachung ihrer Nationa-

lität bemächtigt, welche die persönlichen Neigungen der Häuptlinge vollkommen überwältigte, sodaß Grey auch seine noch lebenden frühern Freunde entweder abgeneigt fand, ihren Patriotismus ihrer Freundschaft zum Opfer zu bringen, oder unfähig, auf ihre Stämme Einfluß auszuüben. Weder Wiremu Tamihana noch Rewi Maniapoto noch Matutaera waren durch Bestechung oder durch Ueberredung dahin zu bringen, irgendein anderes Ziel als die Förderung der Maorinationalität zu verfolgen. Wohl aber war Sir George bei den Maori allgemein mehr gefürchtet als der abgegangene Gouverneur. Sie schrieben ihm allgemein eine ganz außerordentliche Schlauheit und Hinterlistigkeit zu; sie witterten in allen seinen Maßregeln einen tiefen Plan, den er zu verheimlichen wünsche. Sie sagten, Gouverneur Browne sei ein Adler, der sich aus der klaren Luft auf sie herabstürze, aber Gouverneur Grey eine Ratze, die sich ihren Weg unter der Erde durchwühle und mitten zwischen ihnen heraufkommen würde, wo man es am wenigsten erwartet hatte. Uebrigens waren sie überzeugt, daß, wie Gouverneur Browne erklärt hatte, ihm sei von der Königin befohlen, den König zu stürzen, so auch Gouverneur Grey nur zu demselben Zweck gesandt worden sei; sie aber ihrerseits waren entschlossen, bei ihrer Nationalität und ihrem König zu beharren. Der Hauptpunkt in den Augen der Maori war jedoch die Anwesenheit der Truppen, die, jetzt unter General Cameron, 12000 Mann stark waren, die größte Armee, die sie noch auf der Insel gesehen. Zu welchem Behufe, fragten sie sich, ist die Armee noch verstärkt worden und bleibt hier stehen, wenn man Frieden will? Sie konnten sich keinen andern Zweck denken, als daß der Pakeha sinne, sie vollständig zur Unterwürfigkeit zu bringen. Hätte man sie wirklich beruhigen wollen, so hätte der größere Theil der Truppen zurückgezogen werden müssen.

Doch nicht blos bei den Maori stieß die angebliche Friedensmission Grey's auf Hindernisse; es stellten sich ihm wesentliche Hemmnisse von seiten der Colonie entgegen. In der neuseeländischen Constitution war auf die Maori keine Rücksicht genommen. Dieselben waren in den Kammern nicht vertreten. Die Frage, wer die Maori eigentlich regieren solle, war seit langer Zeit zwischen dem Colonialministerium und dem Gouverneur als Reichsbehörde agitirt worden. Das erstere erstrebte die Regierungsmacht sowol über die eingeborene wie über die europäische Bevölkerung, ohne doch geneigt zu sein, die volle Verantwortlichkeit, eventuell die vollen Kosten dafür zu übernehmen. Bisher hatte die Reichsbehörde die ausschließliche Verwaltung der Maoriangelegenheiten gehabt. Dieselbe wurde durch das Native Office besorgt, dessen Beamte von dem Colonialministerium unabhängig und dem Gouverneur unmittelbar unterstellt waren, und dem der Ankauf von Maoriländereien und die allgemeine Verwaltung der Maoriangelegenheiten ausschließlich zustand. Allein das Constitutionsstatut hatte nur die jährliche Summe von 7000 Pfd. St. als außerhalb der Controle der Legislatur ausgesetzt, mit welcher der Gouverneur die Regierung der Maori betreiben sollte. Diese Summe war jedoch schon unter Gouverneur Grey's erster Administration im Jahre 1853 den Missionen unter den Maori zugewiesen worden, nämlich 3500 Pfd. St. den anglikanischen, 2300 Pfd. St. den wesleyanischen und 1200 Pfd. St. den katholischen, sodaß dem Gouverneur gar keine Fonds unter seiner eigenen Controle behufs der Maoriregierung verblieben waren. Da nun die Colonisten keine andern Gelder für Maoriangelegenheiten verwilligen wollten, als für solche, welche sie speciell billigten, so hatten sie die Leitung derselben nach und nach praktisch fast gänzlich in die Hand bekommen. So hatten die Bestrebungen der Maori, sich von den Engländern los und frei zu machen, und der Einfluß der Colonisten in den Angelegenheiten der Maori gleichzeitig zugenommen.

Grey war vom englischen Colonialministerium beauftragt, dieser doppelten Regierung ein Ende zu machen, und zwar das Mutterland womöglich von den Kosten und der Verantwortlichkeit für die Maoriangelegenheiten zu befreien und die Colonisten damit

zu belasten. Im vorhergehenden Jahre hatte zwar der Herzog von Newcastle, der Colonialminister, im Oberhause eine Bill eingebracht, die einen Rath für die Leitung der Maoriangelegenheiten, unabhängig von der Colonie, einsetzte; infolge der heftigen Opposition der Colonie war die Bill jedoch wieder zurückgezogen worden. Mittlerweile hatte die Neuseeland Assembly eine von Hrn. Fox beantragte Bill angenommen, welche die Unterstellung des Native Council unter die Assembly verlangte. Der Gouverneur traf nunmehr mit der Assembly eine Vereinbarung, nach welcher er die Maoriverwaltung einem von der Assembly ernannten Ministerium übergab. Fox wurde demnach Minister für Native Affairs. Derselbe bereiste zuvörderst das Innere und hatte mit Tamihana, Rewi und den andern Häuptlingen Zusammenkünfte, um einen Versuch zu machen, durch persönliche Besprechung zu einem Verständniß zu kommen, was jedoch bei der so weit gediehenen Verwickelung der Dinge keinen Erfolg haben konnte. Des Ministers Hauptmaßregel zur Reorganisation des Maorilandes war, die Dorfrunanga zu legalisiren. Die Runanga oder Volksversammlung war in der That nach den Institutionen der Maori die einzige bestehende legislative und gerichtliche Autorität. Früher eine rein aristokratische Einrichtung, indem sie aus der Versammlung der Häuptlinge bestand, deren Berathung das Volk ehrfurchtsvoll zuhörte, war sie gegenwärtig eine rein demokratische, indem jedermann in der Versammlung seine Stimme hören ließ. Die Dorfrunanga bestand daher eben aus der Versammlung der Bewohner des Dorfes, des Hapu, und es fehlte bei der Kleinlichkeit der Verhältnisse den obrigkeitlichen Behörden meistens die erforderliche Würde, sodaß dieselben bald ins Lächerliche gezogen wurden. Es sollte nun nach Fox' Plan die Einsetzung von Friedensrichtern und Assessoren sowie von den übrigen gerichtlichen und polizeilichen Officianten jedem Dorfrunanga, obwol unter der obern Leitung des englischen Bezirkcommissars, übertragen werden. Im untern Waikato wurde der Plan auch mit großem Beifall aufgenommen. Den dortigen Häuptlingen waren die mit dem Amte verbundenen Einkünfte und Auszeichnungen gar sehr willkommen. Nicht aber so im obern Waikato. Hier wurde ein strenges Gesetz in allen Runanga erlassen, welches bei schwerer Geldbuße verbot, daß irgendein Maori in einem unter den englischen Commissaren stehenden Gerichtshofe eine Klage einbringe, was denn auch gewissenhaft beobachtet wurde. Zwar drängten sich auch hier viele hinzu, um als Assessoren, Gerichtsbeamte, Polizisten angestellt zu werden. Dies wurde auch gar nicht von der königlichen Partei gehindert. Alle englischen Magistrate im Gebiet des Königs zahlten regelmäßig einen Theil ihres Gehalts an den König, welcher sie dann ruhig den Rest behalten ließ. Der Gouverneur Grey beabsichtigte, 2000 Pfd. St. jährlich unter die angesehensten Häuptlinge in Gehalten zu vertheilen. Alle diese Plane wurden schnell von den Maori durchschaut. Sie erklärten, nachdem es den Engländern nicht gelungen sei, ihr Land mit Gewalt zu erobern, versuchten sie jetzt, sie durch Bestechung zur Unterwerfung zu bringen. Alle diese Maßnahmen der Engländer erregten daher nur den Spott der Bevölkerung. Es schien in der That unmöglich, dem Volke Einrichtungen aufzuzwingen, denen die gesammte Masse desselben sich widersetzte. Hätte man freilich, anstatt die Dorfrunanga mit ihren kleinlichen Unzukömmlichkeiten zur Basis des neuen Systems zu machen, die Runanga von Ngaruawahia anerkannt und unterstützt, welche Tamihana zu einer Vereinigung sämmtlicher Männer von Einsicht und Einfluß zu einem Parlament der ganzen Maorination zu gestalten trachtete, so hätte man wol ein befriedigendes Ergebniß erlangen können; allein dies war ein Gedanke, der den englischen Behörden fern lag.

Man erkannte in der Assembly von Neuseeland auch bald die Unzulänglichkeit der Entwürfe des Ministers Fox und des Gouverneurs Grey behufs friedlicher Ordnung der Maoriangelegenheiten. Die Assembly verweigerte der Vereinbarung Fox' mit der

Regierung, daß die Colonie die Verantwortlichkeit für die Regierung der Maori übernehme, ihre Anerkennung und Fox mußte seine Entlassung nehmen. Ein neues Ministerium wurde von der Assembly beauftragt, den Gouverneur in allen Dingen zu unterstützen, jedoch seinerseits keinerlei Vorschlag hinsichtlich der Maori zu beantragen. Grey sollte in dieser Beziehung unumschränkte Macht haben. Inzwischen kam eine Depesche vom Herzog von Newcastle an, welche das Anerbieten des Hrn. Fox annahm, sodaß Grey in ernstliche Verlegenheit gerieth. Die Colonisten aber richteten eine Beschwerdeschrift an die Königin, in der sie vorstellten, daß, nachdem die Reichsregierung die Maorigeschäfte so schlecht betrieben, daß jedermann glaube, die Souveränetät der Königin könne nicht ohne Krieg erhalten werden, sie jetzt ihr undankbares Amt aufgeben und die Schwierigkeit den Colonisten aufbürden wolle. Den Colonialministern ertheilte die Assembly den bestimmtesten Auftrag, die gefährliche Verantwortlichkeit nicht zu übernehmen. Der Gouverneur war andererseits abgeneigt, eine Macht auszuüben, die sein Chef in England bereits aufgegeben hatte.

Das von den Maori im obern Waikato aufgerichtete Königthum war eine Föderation der verschiedenen Stämme, welche damit ihre besondere Unabhängigkeit keineswegs aufzugeben vermeinten. Der König, nach dem Tode Potatau's jetzt dessen Sohn Matutaera, hatte persönlich sehr wenig mit Staatsangelegenheiten zu thun. Er pflegte umherzureisen, von Häuptlingen begleitet, um die großen Meetings zu besuchen, wo er immer sorgfältig von einer Abtheilung von regulären Soldaten escortirt war. Wenn Europäer anwesend waren, erschien er, ob zu Hause oder auf der Reise, fast nie außerhalb seiner Wohnung. So sehr man aber beflissen war, seine Würde aufrecht zu erhalten, so wurde er in politischen Dingen doch fast nie befragt. Alle öffentliche Geschäfte wurden von einem Staatsrath, dem Runanga von Ngaruawahia, besorgt, welcher aus ungefähr 12 Mitgliedern bestand, zu welchen die obern Häuptlinge des Ngatimahutastammes, die Verwandten des verstorbenen Potatau, sowie Rewi, Tamihana und andere von den verbündeten Großen gehörten. Im Gegensatz zum demokratischen Dorfrunanga hatte der gemeine Mann an den Berathungen des königlichen Runanga keinen Antheil. Es erzeigte sich durchgehends höchst einsichtsvoll. Jede Frage wurde ohne Leidenschaft auf das sorgfältigste erörtert und eine gerechte Entscheidung gewöhnlich erlangt. Es wäre in der That unmöglich gewesen, eine Anzahl von Maori zusammenzubringen, von denen die englische Regierung über die Behandlung der Eingeborenen hätte besser berathen werden können. Hätte der königliche Rath nur so viel Macht besessen, wie Einsicht und Mäßigung, so wäre es wol auch nie zum Kriege mit den Engländern gekommen. Er fungirte als eine Art Appellationsgericht in Fragen, welche die andern Gerichte nicht zur Entscheidung bringen konnten. Auf Tamihana's Antrag verlangte der Rath besondere Jurisdiction in allen die Interessen von Europäern betreffenden Fragen, was jedoch Rewi nicht gefiel, weil er die Geschäfte seines Stammes mit seinen eigenen Pakeha von niemand controlirt haben wollte; der Rath mußte daher die Sache fallen lassen. Auf solche Weise wurden alle Conflicte, welche zwischen der centralen und den localen Behörden entsprangen, ruhig ausgeglichen, indem die erstere sofort nachgab. Der königliche Rath war in der That ohne wirkliche Macht; er verfügte über keine Mannschaft, um Gehorsam zu erzwingen; Gehorsam wurde nur freiwillig geleistet, wenn die Ansichten des Unterthanen mit denen des Souveräns übereinstimmten. Allein, obgleich fast machtlos in einheimischen, war der König doch stark in auswärtigen Angelegenheiten. Als Stütze der Maorinationalität, als Haupt der Föderation, um den Uebergriffen der Pakeha Widerstand zu leisten, wurde der König überall auf das eifrigste unterstützt.

Die für den König gebildete Militärmannschaft bestand aus zwanzigjährigen Leuten,

welche nach englischem Muster regelmäßig exercirt, bewaffnet und uniformirt wurden. Die Uniform war weiße Hosen, blaue Röcke, weiße Mützen mit einem rothen Kreuze an der Vorderseite. Die Leute hielten sich sehr sauber. Die Gewehre waren meistens nur alte Flintenmusketen; einige aber hatten doppelläufige Jagdbüchsen. Sie mußten sich selbst beköstigen bei einer täglichen Löhnung von 3 Pence. Jeder Stamm sollte wechselsweise eine Compagnie als eine Ehrengarde für den König nach Ngaruawahia schicken. Der König hatte aber nicht den Befehl über die Soldaten, sondern die einzelnen Häuptlinge, welche sie ausgerüstet hatten, und welche den Befehlen des Königs oft nicht Folge leisteten. Mehrere Häuptlinge aber, unter ihnen besonders Tamihana, misbilligten das ganze Soldatenspiel und stellten kein Contingent.

Die Revenu des Königs bestand größtentheils aus freiwilligen Beiträgen. Die beträchtlichste Schenkung war wahrscheinlich eine von 300 Pfd. St. in baaren Sovereigns, welche von den Hawke's Bay-Leuten nach dem Schluß des Taranakikriegs gesammelt und nach Ngaruawahia gesandt worden war. Doch gab es einige regelmäßige Staatseinkünfte. Dahin gehörten sämmtliches im Waikatobezirk erhobene Fährgeld, welches 1 Sh. 6 P. für das über den Waikato und 1 Sh. für das über den Waipa und andere kleinere Flüsse betrug, ein beträchtlicher Theil der in den Localrunanga erhobenen Gebühren und Strafgelder und eine Steuer von 1 Pfd. St. jährlich, welche den im Gebiet des Königs wohnhaften Europäern auferlegt, obgleich blos von Händlern entrichtet wurde. Der bei weitem beträchtlichste Theil der Staatseinkünfte der Maori kam aber direct aus dem Colonialschatze. Die neuseeländische Regierung hatte im Waikato bedeutende Ausgaben, welche sich vom August 1862 bis August 1863 auf 5950 Pfd. St. beliefen. Ein Theil dieser Ausgaben bestand in den Gehalten und Pensionen der von der Colonialregierung angestellten Behörden, ein anderer in der Bezahlung für die Ueberlandbeförderung der Post, von welchen Beträgen regelmäßig ein Theil der königlichen Kasse zufloß.

Wiremu Kingi beharrte inzwischen auf seinem Ultimatum, wenn Gouverneur Grey Frieden wünsche, so möge er Waitara zurückgeben. Rewi und die Ngatimaniapoto, bei welchen Kingi, halb als Gast, halb als Gefangener wohnte, hatten sich stets dem Bescheide Tamihana's widersetzt und den Krieg wieder zu beginnen gewünscht. Rewi erklärte jetzt, daß Tamihana's Vorschlag niemals ausgeführt worden sei, daß nämlich „alle Parteien sich zurückziehen sollten und Waitara unter den Schutz des Gesetzes gestellt werde"; denn das Heer des Gouverneurs halte fortwährend nicht nur Waitara, sondern auch anderes Maoriland besetzt, Ländereien, die unter den Maorikönig gestellt worden seien, und auf die der Gouverneur durchaus keinen Anspruch habe; was Tatarimaki betreffe, so sei es von den Maori besetzt als Pfand für das im Besitz des Gouverneurs befindliche Maoriland und werde ausgeliefert werden, sobald dieses zurückgestellt worden sei. Die große Mehrheit der Maori stimmte dieser Erklärung Rewi's bei.

Inzwischen machte aber auch Sir George Grey's Militärstraße nach der Mündung des Mangatawiri im Gebiet der Waikato an der Grenze des königlichen Landes, wo zwei formidable große Forts erbaut wurden, schleunige Fortschritte. Diese Werke bewiesen den Maori, wie gegründet ihr Verdacht gewesen hinsichtlich der Absichten, für welche der Gouverneur diese Straßen gebaut hatte.

Die auf der Westküste für den Augenblick beschwichtigte Kriegsflamme wäre jetzt beinahe wieder an der Ostküste zum Ausbruch gekommen. Die Aucklander, aufgeregt durch die Nachrichten von den reichen Goldfeldern in der Provinz Otago auf der Südinsel, glaubten ein ähnliches Goldfeld am Koromandelvorgebirge im Osten des Haurakigolfs entdeckt zu haben. Uebertriebene Berichte erschienen darüber in den Zeitungen von Auckland, sodaß die Sache auch den Waikato sogleich bekannt wurde. Die reichsten Adern

aber fanden sich auf Maoriland, welche die Eigenthümer um keinen Preis verkaufen, verpachten oder selbst untersuchen lassen wollten. Die auckländer Presse drohte nun mit Gewaltmaßregeln, und die Diggers erklärten, daß sie das Gesetz in die eigene Hand nehmen und sowol die Maori wie die englische Regierung vom Platze treiben würden. Die Regierung des Königs hielt sich für verpflichtet, ihre Landsleute gegen Gewalt zu schützen und versprach den Eigenthümern am Hauraki Schutz. Es fand demnach eine Volksversammlung an der Piakomündung statt, welcher beinahe die gesammte männliche Bevölkerung von Waikato beiwohnte, und welche 14 Tage dauerte. Der König war mit einer starken Garde zugegen. Sowol von seiten der Engländer wie der Eingeborenen wurde der Krieg für unvermeidlich gehalten. Dennoch kam Sir George Grey dieser drohenden Gefahr zuvor. Der bedeutendste unter den starrsinnigen Eigenthümern war eine Frau; indem Sir George sich daher persönlich nach Koromandel begab, gelang es ihm, dieselbe gegen Zahlung einer beträchtlichen Summe zur Ertheilung der Erlaubniß auf ihrem Lande Gold zu graben zu bewegen, worauf sich denn bald ergab, daß sich das Graben gar nicht lohnte. Der Maorikönig zog sich hierauf zurück. „Te Hokiri“, die Maorizeitung, veröffentlichte kurze Zeit hierauf einen zornigen Brief des Gouverneurs, in welchem er sich über jenen Zug nach dem Hauraki beschwerte: er werde Matutaera nicht erlauben, mit Mannschaft, die er seine Soldaten zu nennen beliebe, im Lande umherzuziehen zum großen Schrecken aller wohlgesinnten Personen; die Zeit werde bald kommen, um Strafe über solche Misthaten zu verhängen. Hierauf fügt „Te Hokiri“ Matutaera's Antwort hinzu, wenn der Gouverneur den Theil des Colonialgebiets, welchen der König und seine Garde betreten habe, oder die europäische Niederlassung, welche er in Schrecken gesetzt, oder die Personen, die durch den Zug nach dem Hauraki Schaden gelitten, angeben wolle, so würden die Maori bereit sein, Schadenersatz für ihr Verfahren zu leisten; habe jedoch niemand Schaden gelitten, so sei es unnütz, von der Bestrafung des Königs für seine Misthaten zu reden. Dieser Brief Sir George Grey's aber bestätigte die Ansicht der Maori, daß der Gouverneur nunmehr entschlossen sei, sich dem König zu widersetzen, und daß sie bald für ihre Unabhängigkeit würden zu kämpfen haben.

Im October 1862 hielten die Maori zu Peria eine große Volksversammlung über die Waitarafrage, welche nicht nur von den Stämmen des Waikato, sondern auch von denen des Tauranga an der Ostküste, sowie von denen vom Wanganui und Taranaki besucht wurde. Sie kamen darin überein, daß kein Vertrag stattfinden könne, solange die Truppen im Besitz von Waitara bleiben, daß die Maori vielmehr auch ihrerseits so lange Tataraimaka besetzt halten müßten. Die Maori betonten besonders, daß, falls beide Parteien sich zurückzögen, die Sache den Charakter eines internationalen Vertrags habe, falls sie hingegen den Gouverneur im Besitze ließen, so hieße es sich als Unterthanen der Königin von England unterwerfen. Tamihana befürwortete zwar den englischen Vorschlag, die Waitarasache der gerichtlichen Untersuchung zu übergeben, sobald Tataraimaka geräumt werde, und stimmte für dessen Räumung; allein Wiremu Kingi, der Eigenthümer von Waitara, sowie Rewi und die Ngatimaniapoto weigerten sich. Tamihana mußte sich also fügen, falls er den Bund nicht sprengen wollte, was sein Patriotismus und seine Furcht vor Sir George Grey ihm nicht zu thun erlaubten. Es erübrigte für Grey mithin nur, Waitara für Tataraimaka umzutauschen oder den Krieg zu erneuern.

Im Anfang des Jahres 1863 begab sich der Gouverneur plötzlich nach Waikato. Er hatte zu Taupiri eine Zusammenkunft mit Tamihana, bei welcher aber Rewi und Kingi nicht erschienen. Der Gouverneur erklärte, er werde jetzt Tataraimaka in Besitz nehmen. Tamihana bot, um weitern Aufschub anhaltend, seine Vermittelung an, die aber abgelehnt wurde. Der Gouverneur sagte, er habe lange genug gewartet.

Endlich im März begab sich Grey, begleitet von General Cameron, Hrn. Dometi, dem Premierminister, und Hrn. Dillon Bell, dem Maoriminister, nach Taranaki, wohin die Armee zur See gezogen wurde. Im April marschirte er nach Tataraimaka, wo eine starke Redoute errichtet wurde. Außerdem war Waitara, das bestrittene Land, sowie ein großer Theil des umliegenden Maorilandes von Reihen von Redouten gedeckt.

Sir George Grey untersuchte jetzt die Waitarasache sorgfältig an Ort und Stelle und fand — übereinstimmend mit unserer obigen Darstellung — daß Kingi vollständig im Rechte sei. Er hielt demnach bei den Ministern darum an, ihre Zustimmung oder vielmehr ihm den Rath zu ertheilen, Waitara aufzugeben. Allein die Minister lehnten alle Verantwortlichkeit für einen solchen Schritt von sich ab. Es entspannen sich langwierige Berathungen, und, obgleich wiederholt gewarnt, daß die Maori sich zur Wehre setzten, konnte das Ministerium dennoch zu keinem Beschluß kommen. Endlich aber gaben die Minister ihre Zustimmung zur Herausgabe Waitaras, zögerten jedoch, den Maori davon Anzeige zu machen.

Da wurde Te Awamutu, eine von Grey angelegte und in blühendem Zustande befindliche Missionsschule unfern von der Stadt Rangiaowia und der Sitz des englischen Commissars für den obern Waikato, wo sich sonst auch viele Händler und andere Europäer aufhielten, von Rewi angegriffen, die Presse der dort im englischen Interesse publicirten, dem „Hokiri" (Sturmvogel) opponirenden neuseeländischen Zeitung „Te Pihoihoi Mokemoke" (Der Sperling auf dem Dache) zertrümmert, der Commissar und die andern Europäer vertrieben, und am 4. Mai wurde eine Abtheilung von zwei Offizieren und sieben Mann bei Oakura auf dem Wege nach Tataraimaka von den Maori erschossen. Hätte Grey sich wenige Tage früher erklärt, so wäre es zu keinem Kriege gekommen.

Grey gab dennoch Waitara sowie alle Blockhäuser auf Maoriland auf und zog sich innerhalb der englischen Grenze zurück. Die Maori hielten dies aber für Furcht. Die Ngatimaniapoto schickten sich an, gegen die Engländer in Taranaki vorzugehen, während Rewi selbst behufs einer Diversion einen Angriff auf Te Ia im Süden der Provinz Auckland auszuführen gedachte, woran er aber durch den königlichen Rath zu Ngaruawahia und durch Tamihana verhindert wurde. Dagegen trat das untere Waikato dem kriegslustigen Rewi bei und sperrte die von Auckland ins innere Waikato führende Straße vollständig ab durch Anlegung eines starken Walles und tiefen Grabens, welches Werk sich vom See Waikari zum Fluß Waikato quer über die schmale Landenge von Rangariri zog. Die Stadt Auckland aber, die im gegenwärtigen Augenblick ganz von Truppen entblößt war, durfte jeden Tag eines Angriffs der Maori gewärtig sein. Der Gouverneur mußte also schon dieser ernstlichen Besorgniß wegen die Armee aus Taranaki zurückziehen. Bevor dies jedoch geschah, sollte Rache wegen des Ueberfalls von Oakura genommen werden. Am 4. Juni, genau einen Monat nach jenem Ueberfall, zog die Armee vor die Maorischanzen bei Tataraimaka an der Seeküste und nahm dieselben mit Sturm, wobei ein furchtbares Blutbad unter den Maori angerichtet wurde sowol während des Angriffs selbst als während der Flucht der Maori, indem das Kriegsschiff Eclipse sich an die Küste legte und einen Schauer von Armstrongbomben unter die Masse der Flüchtigen schleuderte. Die Truppen wurden hierauf bis auf ein Regiment aus Taranaki zurückgezogen.

Sowol in Auckland wie im Waikato trat jetzt eine Pause ein. Beide Parteien fühlten, daß Krieg unvermeidlich geworden, aber beide zögerten den ersten Streich zu führen. Die Colonialregierung schlug den feindseligsten Ton gegen die Maori an; wegen geringfügiger Vergehen wurden Neri, ein Häuptling, aus Auckland verwiesen und Aporo, ein anderer Häuptling, daselbst gefangen gesetzt. Die Waikato beharrten fest bei ihrem Entschlusse, daß die Pakeha den Krieg beginnen sollten. Während eines vollen

Monats blieben beide Parteien in diesem Zustande des Abwartens. Die Maori aber verriethen, was sie vorhatten, indem sie die Gebeine ihrer Vorfahren, welche in Onehunga begraben lagen, nach einem mehr gesicherten Ruheplatz im Waikato wegführten. Ein trivialer Umstand beschleunigte endlich den Ausbruch der Feindseligkeiten. Indem im Mai die Nachricht von des Prinzen von Wales Hochzeit in Neuseeland ankam, eine spätere Post auch die Nachricht brachte, daß die australischen Colonien die Begebenheit durch öffentliche Feste gefeiert, durfte auch Auckland nicht in seinen Demonstrationen von Loyalität zurückbleiben, und der 1. Juli wurde demnach als ein öffentliches Fest begangen. Man hielt Revue der Truppen und der Bürgerwehr ab; es fehlten weder Adressen an den Gouverneur, noch Turnspiele, Illumination und Freudenfeuer (bonfires). Die Freudenfeuer wurden in den Maoridorfschaften gesehen, und die Kunde durchflog bald das Waikato, der Pakeha habe ein großes Kriegsspiel veranstaltet und stehe in Begriff, zum Angriff der Maori zu marschiren. Geheime Runanga berathschlagten über die Vertheidigungsplane. Tamihana und die Gemäßigten wurden davon ausgeschlossen. Der Regierung gingen jetzt von verschiedenen Seiten, auch von Maorihäuptlingen, Denunciationen zu; es bestehe unter den Maori eine geheime Verschwörung, Auckland anzugreifen und die Europäer zu ermorden. Diese Denunciationen waren nun zwar offenbar unbegründet; denn, wenn auch in den Kriegsversammlungen ein Angriff auf Auckland von einzelnen Exaltirten vorgeschlagen und besprochen worden sein mochte, so lag dies doch den Leitern der Maori durchaus fern. Hatten sie Rewi's Plan zu einem solchen Angriff während des Taranakikriegs, wo er an sich leicht ausführbar gewesen wäre, verhindert, so konnten sie jetzt gewiß nicht daran denken, wo die Stadt eine Besatzung von 10000 Mann hatte. Allein als das Gerücht einmal in die Stadt gedrungen, glaubte das Publikum allgemein an die Verschwörung oder wollte daran glauben. Jedenfalls, meinte man, werde der Marsch der Truppen in das Waikato die äußern Dörfer gegen Angriff schützen. Man verlangte also allgemein laut die Invasion des Waikato. Die Invasion wurde demnach von der Regierung beschlossen.

Der Gouverneur erließ jetzt eine Proclamation „an die Häuptlinge der Waikato", in welcher er geradezu die vorerwähnte, durchaus unerwiesene Anschuldigung als den Grund seines Einmarsches in das Waikato angab. „Ihr versammelt euch gegenwärtig in bewaffneten Banden", heißt es, „ihr droht fortwährend, den Fluß hinabzukommen, die Niederlassung Auckland zu plündern, die friedlichen Ansiedler zu morden. Ich bin daher genöthigt für die Beschützung aller an verschiedenen Punkten am Waikato Posten aufzustellen und die für den zukünftigen Schutz der jenen District bewohnenden Personen erforderlichen Maßregeln zu treffen."

Die Proclamation ist vom 11. Juli datirt. Bereits am 12. Juli ging General Cameron über den Mangatawiri, die Grenze von Auckland und dem Waikato, und gleich am 15. fand das blutige Treffen auf den Höhen von Koheroa statt. Diese zur Beschönigung des Einmarsches, resp. zur Kriegserklärung bestimmte Proclamation traf daher erst geraume Zeit nach dem Beginn der Feindseligkeiten bei den Waikato ein. Die Beschuldigung, auf die sie sich hauptsächlich stützte, mußte der großen Mehrzahl als durchaus ungegründet, wenn nicht als geradezu ungereimt vorkommen. Gleichzeitig mit dem Erlaß jener Proclamation waren aber die Bewohner der in der Umgegend von Auckland gelegenen Maoridörfer Mangere, Pukaki und Ihumatao, fast sämmtlich ganz harmlose Leute, ausgetrieben, ihr Land confiscirt, ihre Habe von den Soldaten und der Colonialmiliz geplündert worden, angeblich auf Grund ihrer Weigerung, den Huldigungseid gegen die Königin von England zu leisten. Die armen Vertriebenen wurden zwar auf ihrem Auszuge nach dem Waikato, den sie mit zahlreichen Alten, Weibern und Kindern und bei dem Mangel an nothdürftigster Speise nur mit äußerster Mühsal

bewerkstelligten, von Regierungsbeamten eingeholt, welche die Ausweisung für eine blos misverständliche erklärten, den Wanderern auch ein sicheres Geleit durch die auf dem Marsche begriffene Armee zusagten; gleich darauf aber wurden sie von einer Abtheilung Reiterei auf Befehl des Gouverneurs verhaftet und mit Ausnahme der jungen Leute, denen es zu entkommen gelang, nach Auckland gefangen abgeführt.

Infolge dieser plötzlichen und anfänglich durchaus unerklärten Invasion erhob sich das Waikato im gemeinsamen Bunde und der Krieg wurde allgemein.

3) Der Krieg der Waikato-, Tauranga- und Wanganuistämme.

Am 12. Juli ging General Cameron mit 380 Mann über den Mangatawiri und besetzte eine Redoute auf den hart am Waikato liegenden Koheroaanhöhen. Hier wurden die Engländer, inzwischen durch Verstärkungen auf 500 Mann gebracht, bereits am 15. Juli von einer Abtheilung Maori angegriffen. Als die Engländer ihnen entgegenrückten, zogen die Maori sich auf mehrere Reihen Schanzen zurück und hielten sich hier mit großer Hartnäckigkeit, indem sie jedesmal nur mit dem Bajonnet vertrieben werden konnten. Die Maori wurden nach und nach aus allen Schanzen und schließlich über die Mündung des Maramarua getrieben, indem sie sich theils in Kähnen den Waikato hinauf, theils schwimmend über den Maramarua retteten, während die Engländer aus Mangel an Booten von weiterer Verfolgung abstanden.

Unterdessen zog sich ein Corps von 1000 Waikatokriegern zusammen in dem starken Fort Merimeri am Waikato, 3 Meilen oberhalb der Wangamarinomündung, wo General Cameron's Vorposten standen. Es wäre nun wol zu erwarten gewesen, daß der englische General den bei Koheroa erlangten großen Vortheil rüstig weiter verfolgt hätte; derselbe rückte aber erst am 30. Oct., $3\frac{1}{2}$ Monat nach dem Gefecht von Koheroa, weiter vor. Da das völlig flache Terrain des innern Waikato dem Vordringen der Armee eigentlich gar keine Schwierigkeiten entgegenstellte, so erklärt sich diese lange Zögerung nur theilweise aus der Schwierigkeit, den Proviant, den eine englische Armee freilich in sehr großer Masse bedarf, in hinlänglicher Menge herbeizuschaffen, eine Schwierigkeit, die auch beseitigt gewesen wäre, wenn man sich mit Dampfbooten auf dem Waikato versehen hätte. Der Hauptgrund dieser Zögerung wie der meisten folgenden war der, daß die englische Armee, vom General abwärts, weder Lust noch Liebe zu ihrem unrühmlichen Werke, der Bekriegung dieses schwachen Völkchens, hatte. Es zeigte sich daher auch nicht mehr Eifer, als eben unerlaßlich war.

Am 30. Oct. ging Cameron mit seinen zwei eisernen Panzerdampfern, die ihm inzwischen von der Colonialregierung zur Verfügung gestellt worden waren, auf eine Recognoscirung von Merimeri aus. Er fand das Fort überaus stark an der Vorderseite und beschloß daher es zu umgehen und von hinten anzugreifen, wo es, wie bei den Maori gewöhnlich, nur schwach war. Er entsandte daher in der Nacht vom 31. Oct. 612 Mann nach einem Punkt 6 Meilen oberhalb Merimeri, wo sie ohne Schwierigkeit landeten und eine starke Stellung, 800 Fuß vom Flusse einnahmen; sein Gros sollte vor das Fort selbst rücken und es an der rechten Flanke, und zwar von hinten, angreifen. Die Maori verstanden jedoch sehr wohl die Bewegungen Cameron's und waren keineswegs gesonnen, sich fangen zu lassen. Sie räumten am 1. Nov. das Fort und flüchteten in ihren Kähnen die hinter demselben belegenen Flüsse Maramarua und Wangamarino hinauf, welche infolge des heftigen Regens stark angeschwollen und daher leicht zu beschiffen waren, und welche die Engländer zu besetzen versäumt hatten. Sonst hätte ihnen die Hauptschar der Maori hier nicht entgehen können.

Die nächste Schar der Maori lag nun in Rangiriri, einem Dorfe 12 Meilen oberhalb Merimeri auf der schmalen Landenge zwischen dem See Waikarei und dem Wai-

kato. Ueber diese Landenge zog sich quer hinüber eine Linie von Schanzen mit doppelten Gräben und Wällen, in deren Mitte sich eine sehr starke Redoute mit 9 Fuß tiefem Graben und 21 Fuß hohem Walle erhob. Die Stellung wäre in der That eine sehr starke gewesen, wenn die Maori zahlreich genug gewesen wären, sie gehörig zu besetzen. Doch fehlte auch der hintere Ausweg zum Entschlüpfen, den die Maori sonst mit so großer Geschicklichkeit bei ihren Verschanzungen anzubringen verstanden. Cameron rückte am 20. Nov. gegen Rangiriri vor mit 771 Mann und 2 Armstrongkanonen zu Lande und 300 Mann Soldaten und 200 Mann von der Marinebrigade in zwei Dampfern auf dem Flusse, zusammen mit 1300 Mann, welche außerdem 4 Kanonenboote auf dem Waikato begleiteten. Die Maori hatten 4—500 Mann. Cameron mit dem Gros und den Geschützen rückte vor die Fronte des Fort, während die 500 Mann in den Dampfern oberhalb desselben landeten, um es von hinten anzugreifen und den Rückzug der Besatzung abzuschneiden. Die Armstrongkanonen eröffneten den Angriff, indem sie in der Entfernung von 1800 Fuß Kugeln und Granaten in die Schanzen warfen. Dies machte aber keinen Eindruck und so wurde um $4^1/_2$ Uhr nachmittags das 65. Regiment zum Sturm geführt, worauf denn die Maori aus sämmtlichen Außenwerken in die Centralredoute getrieben wurden. Hier aber hielten sich die Maori mit verzweifelter Entschlossenheit und das 65. Regiment wurde zurückgeworfen. Es wurde nun noch dreimal Sturm gelaufen, einmal von einer Abtheilung der Artillerie und zweimal von einer Abtheilung der Marinesoldaten. Aber alle Versuche, das Werk mit Sturm zu nehmen, waren vergeblich, während die Sturmcolonnen von dem schweren Feuer, das sich auf sie richtete, niedergemacht wurden. Daher wurde bei anbrechender Dunkelheit der Sturm ausgesetzt, die Truppen um das Fort gezogen, um das Entkommen der Besatzung zu verhindern, und mit der Sappe vorgegangen. Man bemerkte bald darauf, daß eine Anzahl Maori die Flucht über den See und den Sumpf an ihrer rechten Flanke zu bewerkstelligen suchte; ein scharfes Feuer auf die Flüchtigen trieb diese jedoch zurück und verhinderte alle fernern Fluchtversuche in dieser Richtung; doch war ein beträchtlicher Theil der Maori entkommen, darunter die Hauptanführer, man behauptet sogar, Tamihana und Matutaere, der König. Während der Nacht setzten die Maori ihr Feuern fort und suchten ihren Muth durch ihr furchtbares Geschrei zu erhöhen. Sie erkannten jedoch, daß sie gefangen waren. Am Morgen steckten sie die weiße Flagge aus und baten um einen Dolmetscher. Der General wurde herbeigeholt, und die Maori ergaben sich ohne Bedingung: 183 Mann, 2 Frauen und 175 Gewehre fielen den Engländern in die Hände; sie hatten jedoch ihren Sieg mit den Verlust von 135 Mann zu erkaufen. Unter den gefangenen Maori befand sich Pene Warepu, einer ihrer Hauptanführer; er war schwer verwundet und starb nach einigen Tagen.

Die Maori zogen sich jetzt zurück und ließen sogar die furchtbare Engschlucht, welche zwischen der Fußkante des Taupirigebirges und dem Waikato liegt, unvertheidigt. Cameron rückte, nachdem er wieder einige Tage auf Proviant gewartet hatte, vor und besetzte am 8. Dec., ohne Widerstand zu finden, Ngaruawahia, die Residenz des Königs der Maori. Potatau's Gebeine waren vor der Ankunft der englischen Armee fortgeführt worden; allein sein Grab, der königliche Palast, eine gewöhnliche große Maorihütte, und der riesige Flaggenstock, auf welchem die königliche Fahne wehte, waren stehen geblieben.

Pene Warepu, der gefangene, bei Rangiriri tödlich verwundete Häuptling, hatte vor seinem Tode an den Gouverneur geschrieben, und seinen Wunsch, Unterhandlungen anzuknüpfen, ausgedrückt, worauf der Gouverneur erwiderte: „Der General muß nach Ngaruawahia gehen, dann will ich mit euch reden." Da dies nun geschehen war, so erwartete man auch den Gouverneur in Ngaruawahia zu finden; allein so sehr er auch

von vielen Seiten gedrängt wurde, er kam nicht; was denn Tamihana veranlaßte, sich darüber als in seinen Erwartungen schmerzlich getäuscht auszusprechen, den Gouverneur der Wortbrüchigkeit zu zeihen und alle Verantwortlichkeit für die nachfolgenden Feindseligkeiten auf den Gouverneur zu wälzen.

Cameron wurde wieder vom 8. Dec. bis zum 27. Jan. (1864) durch das Warten auf Proviant in Ngaruawahia zurückgehalten. Inzwischen nahmen die Maori eine starke Stellung zu Pikopiko und Paterangi, an 40 Meilen den Waipafluß hinauf. Die Stellung deckte an der Waipaflanke das fruchtbare offene Land im Süden der Waikatoebene, das Kernland der Maori; südöstlich davon lagen Awamutu, wo sich die Hauptmissionsanstalt für das Innere, die bedeutendste europäische Niederlassung im Waikato und die englische Magistratur befunden hatten, Kihikihi, die Residenz des Rewi, des kriegerischen Hauptes der Ngatimaniopoto, und Rangioawia, der Hauptort der Maori, wo ihre bedeutendsten Vorräthe theils im Felde standen, theils in den Scheunen lagerten. Sich im Besitz dieses Landstrichs zu halten, war eine Lebensfrage für die Maori.

Die beiden Pah Pikopiko und Paterangi waren so stark befestigt, daß eine Erstürmung nur mit sehr schwerem Verlust möglich war. Unter Leitung des frühern Waikatoansiedlers Edwards, welchem die Gegend genau bekannt war, brachte jedoch Cameron in der dunkeln Nacht des 20. Febr. 1000 Mann um die Pah herum nach Awamutu und störte hier die Maori am frühen Morgen aus den Betten auf. Von Awamutu drang Cameron dann sofort, ohne auf Widerstand zu stoßen, nach Rangioawia, wo er eine starke Abtheilung Maori überraschte, mit denen sich ein wilder Straßenkampf entspann, der mit der Niederlage der Maori endigte. Indem sich der General während der Nacht nach Awamutu zurückzog, um hier ein bequemeres Quartier zu beziehen, traf eine Abtheilung Maori von Paterangi her in Rangioawia ein und versuchte sich hier zu verschanzen. Als am Morgen englische Infanterie mit dem Bajonnet gegen sie herankam, legten sich die Maori hinter einen Gartenzaun, ließen die Engländer ganz nahe kommen, feuerten dann und stürzten schleunigst fort. Von hinzugekommener Reiterei eingeholt und zersprengt, entkamen sie dennoch größtentheils in die benachbarten Sümpfe und Wälder, wohin man ihnen nicht folgen konnte.

Die Maori zogen sich jetzt in Mangatatari zusammen, einer auf dem gleichnamigen hohen Berge, 15 Meilen nordöstlich von Awamutu am Horutiu (obern Waikato) gelegenen, bei den Maori altberühmten und für uneinnehmbar geltenden Feste. Hier versammelte Tamihana auch die Weiber und Kinder seines Stammes, entschlossen, diesen letzten im Waikato verbliebenen starken Platz nicht zu verlassen. Cameron war ebenso entschlossen, den Platz zu nehmen, und bezog, da man jetzt erkannte, wie große Vortheile die Schiffbarkeit des Horutiu biete, sehr große Vorräthe nach Pukerimu, einige Meilen unterhalb Mangatatari am Horutiu, wo jetzt das englische Hauptquartier war.

Inzwischen hatte aber der kühne Rewi, der Häuptling der Ngatimaniopoto, im festen Pah Orakau, einige Meilen südlich von seinem Hauptort Kihikihi, sich festgesetzt. Der Brigadegeneral Carey, welcher im Rangioawiadistrict commandirte, marschirte daher am 31. März mit 1000 Mann und 3 Geschützen von Awamutu ab. Er detachirte einige Abtheilungen so, daß das Pah vollständig umzingelt und der Rückzug des Feindes abgeschnitten wurde, und kam mit Tagesanbruch vor dem Pah an. Dasselbe war außerordentlich stark, mit Wällen und Gräben von ungewöhnlicher Höhe und Tiefe, starken Palissaden und zusammenhängenden Außenwerken. Die Besatzung betrug aber nur 300 Mann; sie hatte gar keine Lebensmittel und, ein übrigens allgemeiner Mangel bei diesen sonst so vortrefflich eingerichteten Festungen, gar kein Trinkwasser. Carey ließ dreimal Sturm laufen, zweimal von den Royal Irish und den Colonialschützen und das dritte mal von Truppen des 18. Regiments; allein jedesmal wurde der Sturm mit schwerem

Verlust zurückgeschlagen. Carey stand daher von weitern Sturmversuchen ab und griff zu dem langsamern, aber sicherern Verfahren der Sappe. Während des Nachmittags kam ein Zug von 200 Maori heran, um das Pah zu entsetzen. Sie rückten bis an den Saum eines Waldes, 1200 Schritt von den englischen Vorposten vor, blieben hier jedoch stehen und feuerten harmlose Salven ab, suchten dabei ihre Gefährten im Pah durch den Kriegstanz und durch Geschrei zu ermuthigen. Inzwischen trafen auch Verstärkungen der Engländer von Mangatatari ein, welche ihre Anzahl auf 2000 Mann brachten, die so aufgestellt waren, daß die Flucht der Belagerten ganz unmöglich schien. Den ganzen Tag über und die folgende Nacht hindurch wurde das schwere Feuern von beiden Seiten unterhalten. Am Morgen des 2. April war die Sappe bis an den Pahwall fortgeführt, und es wurden Handgranaten in das Pah geworfen. Die Armstrongkanonen thaten jetzt große Wirkungen und brachten theilweise das feindliche Feuer zum Schweigen. Da es bekannt war, daß viele Weiber und Kinder sich im Pah befanden, so schickte General Cameron, der jetzt eben angekommen war, den Interpreten Mainwaring zu den Maori, um ihnen sagen zu lassen, daß, falls sie sich ergäben, ihr Leben verschont werden würde. Ihre Antwort war: „Dies ist das Wort der Maori: wir werden kämpfen immer und immer und immer!" („Ka wawai tonu; ake, ake, ake!") Man drang darauf in sie, wenigstens die Weiber und Kinder herauszusenden. Sie antworteten: „Die Frauen können fechten so gut wie wir!" Und darauf wurde das Feuer erneuert.

Jetzt wallte aber auch das britische Blut auf. Ein Soldat warf seine Mütze über eine Stelle der Brustwehr, wo theilweise Bresche geschossen war, und stürzte derselben nach. An 20 Mann Colonialtruppen folgten. Sie kamen jenseits in den Graben und erhielten hier ein furchtbar concentrirtes Feuer von den Maori, die sich in das Innere des Pah zurückzogen. Hauptmann Hertford, der Führer der eingedrungenen Engländer, und 10 Mann derselben fielen. Einen ähnlichen Erfolg hatte ein anderer von der entgegengesetzten Seite her gemachter Versuch.

Es war jetzt 4 Uhr am dritten Tage, an welchem die Maori keine Speise als einige rohe Kartoffeln und nicht einen Tropfen Wasser gehabt hatten, während der Schauer von Bomben, Granaten und Kugeln aller Art noch immer dichter und gewaltiger in sie einschlug. Da gewahrte man plötzlich an einer Stelle, die von den doppelten Reihen des 40. Regiments besetzt war, die gesammte Maorimannschaft. Sie bildeten eine Colonne, die Frauen, Kinder und obern Häuptlinge in der Mitte, und marschirten ruhigen und festen Schrittes. Das erste Glied des 40. Regiments stand hinter einem niedrigen Erdwall, um sich hier vor dem Feuer des Pah zu schützen. Bevor die Leute die Maori bemerkt hatten, waren diese über ihre Köpfe weggesprungen und dann durch das zweite Glied hindurchgeschritten. So unmöglich es geschienen, es war geschehen, weil es so durchaus unerwartet kam. Zwei oder drei Soldaten des zweiten Gliedes wurden von den Maori verwundet, wie zur Erinnerung an diesen Durchmarsch. Mit äußerster Schnelligkeit rannten die Maori nun in den benachbarten Sumpf und Tiwald. Mit furchtbar gellendem Geschrei brachen die Engländer jetzt zur Verfolgung auf und feuerten in den enteilenden Haufen, der jedoch glücklich entkam. Doch gelang es einer kleinen Abtheilung der Colonialcavalerie und der reitenden Artillerie, das jenseitige Ende des Sumpfes zu erreichen, als die Maori daraus wieder hervorkamen, und ihnen noch schweren Verlust beizubringen. Was noch entkam, wurde zersprengt. Der Verlust der Maori betrug 200 Mann. Rewi, der Anführer, blieb unverwundet. Er lief nebst acht Begleitern eine Strecke, lud dann seine Flinte und setzte sich am Wege hin, indem er den Kopf auf die Knie stützte und ausrief: „Es war vergeblich; mögen sich mich doch

ergreifen!" Die Begleiter überredeten ihn jedoch weiter zu gehen, und er gelangte endlich nach Hangatikei, einem Pah seines Stammes am Waipa, 40 Meilen von Orakau.

General Cameron kehrte nach Pukurimu zurück, um nunmehr Mangatatari anzugreifen. Als er aber am 5. April das Pah recognoscirte, fand er es zu seinem großen Erstaunen geräumt. Einige alte Kleidungsstücke, ein Haufen schimmeliges Getreide, eine alte Flinte war alles, was die Engländer im Pah erbeuteten. Dabei war dieses von einer außerordentlichen Stärke, indem bei seinem Bau die großen natürlichen Vortheile umsichtsvoll benutzt waren, sodaß es den großen Ruf wohl verdiente, in dem es bei dem Volke stand.

Nachdem jetzt das ganze obere Waikato in britischem Besitz war, wandte General Cameron sich zuvörderst nach Tauranga an der Bay of Plenty an der Ostküste, 40 Meilen von Horutiu. Hier hatte Tamihana sehr bedeutende Besitzungen, und es bestanden überhaupt sehr intime Verbindungen zwischen den Einwohnern der beiden Bezirke Tauranga und Waikato. Mehr als zwei Drittel der männlichen Einwohner von Tauranga hatten in den Reihen der Insurgenten gefochten; die großen Getreidefelder, welche dort bestellt waren, lieferten gegenwärtig nach der Einnahme von Rangioawia den Insurgenten die einzigen Vorräthe von Lebensmitteln. Schon früher war ein Bataillon hier in Te Papa, einem der Church Missionary Society gehörigen Grundstücke, stationirt worden, welche Stellung nun Ende März von den aus dem Waikato zurückkehrenden Kriegern bedroht wurde. Cameron verlegte selbst sein Hauptquartier hierher.

Die Maori hatten in der Entfernung von 3 Meilen von Te Papa das Thor-Pah errichtet. Auf einem an beiden Seiten in einen Morast abfallenden Landstreifen war eine oblonge Redoute, 220 Fuß lang und 90 Fuß breit und wohl palissadirt, erbaut. Sie hatte drei Reihen von Zickzackbrustwehren, welche mit Ruthenwerk und Farrn überdacht waren. Stellenweise bestand die Ueberdachung auch aus Erde. Der Zwischenraum zwischen den Flanken der Redoute und dem Moraste wurde außerdem durch mehrere Linien von Brustwehren vertheidigt. Die Besatzung betrug aber nur an 300 Mann. Sie hatten gar keine Artillerie, und es war kein Wasser im Pah. Die Belagerer hatten 1695 Mann und eine Batterie Artillerie, bestehend aus 1 hundertzehnpfündigen Armstrong-, 2 vierzigpfündigen Armstrong-, 2 sechspfündigen Armstrongkanonen, 2 vierundzwanzigpfündigen Haubitzen, 2 achtzölligen Mörsern, 6 Cohornmörsern.

Am 27. April abends war die Umschließung des Pah beendigt. Die Artillerie wurde in vier Batterien in Distanzen von 2400—300 Fuß aufgestellt. Um 6½ Uhr morgens am 28. April gaben die Maori eine Salve auf die englischen Plänkler, das Signal für die vier Batterien, welche gleichzeitig Feuer eröffneten. Während der ersten zwei Stunden wurde das englische Feuer hauptsächlich auf einen Flaggenstock concentrirt, welchen die Engländer für den der Redoute hielten, aber welchen die Maori mit ihrer üblichen List 300 Fuß außerhalb derselben aufgesteckt hatten. Nachdem man die List aber entdeckt hatte, wurde, nach dem Ausdrucke englischer Artillerieoffiziere, „ein Schauer von Bomben und Vollkugeln in die Redoute geworfen, welcher hätte Sewastopol ersticken können". Während dieser ganzen Zeit gaben die Maori keinen Schuß. Dann und wann sah man einen Mann Erde aufschaufeln, um eine Bresche auszubessern; sonst aber lagen die Maori ruhig in den farrndachenen Höhlen ihrer Schanzen und horchten auf das Gebrüll des schweren Geschützes, auf das Geprassel der Geschosse und auf die Erschütterung, wie die Bomben neben und über ihnen einschlugen und platzend Tod um sich her verbreiteten; so horchten sie eine Stunde nach der andern, stets gewärtig des noch furchtbarern Bajonnetangriffs der wohlgeübten, mehr als fünfmal zahlreichern Truppen.

Um 4 Uhr nachmittags war in einer Ecke der Redoute vollständig Bresche geschossen; es wurde daher Befehl zum Sturm gegeben. Die sturmlaufende Abtheilung bestand aus

150 Mann Marinesoldaten und 150 Mann Infanterie; 170 Mann Infanterie wurden deployirt, um das feindliche Feuer zum Schweigen zu bringen und den Sturmcolonnen zu folgen; 300 Mann Marinesoldaten und Infanterie bildeten die Reserve. Die Sturmcolonne erreichte, da sie durch den Grund beschützt war, die Bresche mit geringem Verluste und drang in das Innere der Werke ein, ihr Schlachtruf wurde von der gesammten Armee im Felde wiederholt; das 68. Regiment, welches hinter der Festung stand, rückte unmittelbar an dieselbe vor, um die Flucht in jener Richtung abzuschneiden. Schon hielt die Armee das Pah für gewonnen. Die Maori versuchten auch wirklich bereits hinter dem Fort zu entfliehen; da sie hier aber das 68. Regiment vor sich fanden, so machten sie kehrt und erschienen plötzlich wieder vor den Stürmenden. Da erfaßte diese ein plötzlicher Schrecken; sie machten ebenfalls kehrt und stürzten in wilder Flucht wieder aus der Bresche heraus, indem sie ausriefen: „Es sind Tausende darin! es sind Tausende darin!" In diesem Augenblick eilten der Kapitän (von der Marine) Hamilton mit der Marinereserve herbei; allein es war zu spät: Hamilton, von einer Kugel durch das Gehirn getroffen, fiel, als er die Bresche erstieg. Der übrige Theil der Reserve vermochte die Fliehenden nicht aufzuhalten, auf welche die Maori nun ihr Feuer concentrirten und sie massenweise niederstreckten. Als die Truppen wieder geordnet waren, hielt Cameron es nicht für geeignet, den Sturm zu erneuern, sondern ließ 300 Fuß vor den feindlichen Werken Schanzen aufwerfen. Während der Nacht, die eine sehr dunkle war, setzten die Maori ihr gewöhnliches entsetzliches Geschrei und Geheul fort; plötzlich aber hörte diese Demonstration auf, und bald darauf vernahm man Feuer hinter dem Fort, wonach also die Maori die Reihen des 68. Regiments durchbrochen hatten. Ein Offizier schlich sich um Mitternacht an das Pah hinan und fand, daß es geräumt sei. Die Engländer nahmen es erst bei Tagesanbruch in Besitz. Sie fanden noch mehrere ihrer Verwundeten im Pah lebendig vor; dieselben waren weder ihrer Kleidung noch, eine Uhr und ein paar Kleinode ausgenommen, ihrer Werthsachen beraubt worden. Die Engländer büßten 27 Todte und 66 Verwundete ein; die Maori hatten nur 10 Todte im Pah zurückgelassen, die übrigen Todten und sämmtliche Verwundeten mitgenommen.

Das 43. Regiment, welches die eine Hälfte der zurückgeschlagenen Sturmpartei geliefert hatte, ergriff die erste Gelegenheit, seine verletzte militärische Ehre wiederherzustellen. Da Oberstlieutenant Greer, welcher zu Tauranga commandirte, hörte, daß die Maori sich zu Te Ranga, 3 Meilen von dem Thor-Pah, in einer ganz ähnlichen Stellung verschanzten, so beschloß er sie anzugreifen, bevor sie ihre Werke fertig haben würden. Er erschien am 21. Juni mit Abtheilungen des 43. und 68. Regiments und der Waikatofreiwilligen und einer kleinen Schwadron Colonialreiterei vor Te Ranga. Nach einigen Schüssen von einer großen Kanone trat die Abtheilung vom 43. Regiment zum Sturm vor und führte ihn auf das bravste mit dem Bajonnet aus. Die Maori, in den Gräben überrascht, wurden mit dem Bajonnet geworfen, während die, welche flohen, von der Reiterei ergriffen und niedergehauen wurden. Das Gefecht war in wenigen Minuten vorüber. Von den Maori lagen 109 Todte auf dem Schlachtfelde, 19 meistens schwer verwundete, 11 nichtverwundete Krieger wurden gefangen genommen. Der Verlust der Engländer war ganz unbedeutend.

Während dieser Begebenheiten war der den Engländern verbündete Stamm der Arawa zu Maketu östlich von Tauranga nicht müßig geblieben. Er hatte bereits im März und April mehrere schwere Kämpfe bestanden, um die von der Gegend des Taupo kommenden Stämme Ngatiporo und Uriwera auf dem Durchmarsch zu dem Waikato aufzuhalten. Auch wurde er im April von starken Scharen Insurgenten von der Ostküste angegriffen, welche mit britischer Unterstützung zurückgeschlagen wurden.

Der Besitz von Tauranga war von bedeutender strategischer Wichtigkeit, besonders da im Grunde Tauranga der einzige Hafen des obern Waikatobeckens war, und hier neben Waikato die Hauptstärke der Insurgenten wurzelte. Tamihana erklärte den Verlust Taurangas für das schwerste Unglück, das die Insurgenten betroffen habe.

Mit der Eroberung des Waikato und des Tauranga schien im wesentlichen die Widerstandskraft der Maori gebrochen. Mit Ausnahme der Ngaiterangi oder Eingeborenen von Tauranga erklärte sich jedoch keiner unter den kriegführenden Stämmen für unterworfen, oder machte irgendwelche Friedensanerbietungen, sondern sie zogen sich vielmehr einfach in das Hochland im Süden des Waikato zurück, wohin man nicht für rathsam hielt ihnen mit den Truppen zu folgen.

Inzwischen loderte der im Tiefsten angegriffene und erbitterte Nationalgeist vor seinem Ersterben noch einmal mit krampfhafter Wildheit in der neuen Pai Marire oder Hau-Hau-Religion auf, welche zugleich veranschaulicht, was für Misgeburten das Misverständniß christlicher oder vielmehr biblischer Lehren im unvorbereiteten rohen Gemüth zu erzeugen vermag.

Die neue Religion entstand, wie der Krieg ursprünglich selbst, im Taranaki. Während des Waikatofeldzugs waren dort keine ausgedehnten Operationen ausgeführt worden. Die Engländer beschränkten sich darauf, sich in ihrer Stellung in den Verschanzungen von Neuplymouth zu behaupten und von Zeit zu Zeit das offene Land zu durchstreifen und die Insurgenten in das Hochland zu treiben. So wurde auch Kaitaki, ein starkes Pah der Insurgenten, 10 Meilen südlich von Neuplymouth, am 24. März 1864 von Oberst Warre eingenommen, worauf eine Abtheilung Infanterie unter Hauptmann Lloyd daselbst als Besatzung zurückblieb. Als nun am 4. April Hauptmann Lloyd mit einer Abtheilung von 100 Mann die benachbarten Anhöhen durchstreifte, um bestellte Felder, die er zu zerstören beabsichtigte, aufzuspüren, wurde er plötzlich von einem Haufen Ngatitohea, der sich in einen Hinterhalt gelegt hatte, angefallen und mit einem Verlust von 7 Todten und 9 Verwundeten in die Flucht geschlagen. Hauptmann Lloyd selbst blieb unter den Todten. Die Maori tranken das Blut der Gefallenen, schnitten ihnen die Köpfe ab und begruben die Köpfe und Rümpfe an verschiedenen Stellen.

Es war einige Tage darauf, so lauten nun die Angaben der Eingeborenen, daß denen, welche von dem Blute der Erschlagenen getrunken hatten, der Engel Gabriel erschien und ihnen befahl, seinen Kopf wieder auszugraben, ihn nach heimischer Weise einzusalzen und ihn in alle Theile Neuseelands umherzutragen; denn hinfort sollen nur vermittels dieses Kopfes alle Mittheilungen der Menschen an Jehovah gelangen. Diesem Befehle wurde pünktlich gehorcht. Der Kopf ernannte sogleich Te Ua zum Hohenpriester und Hepaniah und Rangitauira zu Unterpriestern und theilte ihnen auf die feierlichste Weise die Lehren der neuen Religion mit. Dieselben sind die folgenden. Die Anhänger der neuen Religion sollen Pai Marire heißen. Der Engel Gabriel mit seinen Legionen wird sie vor ihren Feinden schützen. Die Jungfrau Maria wird fortwährend unter ihnen zugegen sein. Die Religion von England, wie sie in der Bibel gelehrt wird, ist falsch. Die Bibeln müssen alle verbrannt werden. Alle Tage sind gleich heilig, und der christliche Sabbat muß abgeschafft werden. Männer und Frauen müssen ohne Unterschied vermischt miteinander leben, sodaß ihre Kinder sein mögen wie der Sand am Meer in Anzahl. Die Priester haben übermenschliche Gewalt und können für ihre Nachfolger vollständige Siege erlangen, indem sie andächtig das Wort „Hau!“ aussprechen. Das Volk, welches diese Religion annimmt, wird bald die ganze europäische Bevölkerung aus Neuseeland treiben; dies geschieht nur deshalb jetzt noch nicht, weil der Kopf noch nicht seine Rundreise durch das Land vollendet hat. Legionen von Engeln warten auf die Befehle der Priester, um den Maori bei der Vertilgung der Europäer beizustehen.

Gleich nach der Vertilgung der Europäer werden Männer vom Himmel gesandt werden, um den Maori alle jetzt von den Europäern gekannten Künste und Wissenschaften zu lehren.

Um seine Unverwundbarkeit zu zeigen, begab sich der Unterpriester Hepaniah bis dicht vor den Wall der englischen Redoute Sentry Hill, 6 Meilen von Neuplymouth, und setzte sich am Rande des Grabens nieder, indem er seine religiösen Hymnen sang und seine Arme auf eine wilde Weise hin- und herschwang. Man sandte einen Unteroffizier mit 10 Mann hinaus, um ihn gefangen zu nehmen; aber obwol diese, als er seinerseits sie angriff, zweimal auf ihn feuerten, so entkam er ihnen dennoch unverletzt. Dies bewog nach einigen Tagen eine Schar von 300 Maori, die sich sämmtlich für kugelfest hielten, gegen Sentry Hill heranzuziehen. Hauptmann Short, der Commandant der Redoute, hielt seine Leute hinter der Brüstung zurück, bis die Maori auf 450 Fuß herangekommen waren, worauf sie schwere Salven und Kartätschen unter sie schleuderten. Die Maori hielten sich äußerst ruhig im Feuer, da sie sich für unverwundbar hielten; plötzlich aber brachen sie auf und flohen davon, als sie 34 Genossen todt auf dem Boden sahen. Hepaniah hatte sie singend und gesticulirend wieder angeführt; seine Kugelfestigkeit hatte sich diesmal aber auch nicht bewährt, sondern er wurde von einer Büchsenkugel daniedergestreckt.

Man hätte nun vermuthen sollen, daß ein solches Mislingen dem Pai-Marire-Wesen ein Ende machen müsse; allein der Aberglaube besitzt die überraschendste Zähigkeit. Es hieß jetzt, der Engel Gabriel sei über Hepaniah, weil er dies und jenes gethan habe, erzürnt gewesen; sonst werde er auch ferner die Maori unterstützen. Der Priester Matene, welcher Hauptmann Lloyd's Kopf im Besitz hatte, begab sich mit einer Bande Fanatiker nach dem obern Wanganui, wo eine große Anzahl aus dem Waikato zurückgekehrter Krieger sich gesammelt hatte. Es gelang ihm, eine Anzahl derselben zu dem neuen Glauben zu bekehren und zu einem Angriff auf die europäische Niederlassung Wanganui an der Mündung des Flusses, 100 Meilen weiter unterhalb, zu bereden. Die Stadt Wanganui hatte nur eine schwache Besatzung von 300 Mann Infanterie und einiger Miliz, während die Niederlassung außerhalb der Stadt in einem Rayon von 50 Meilen ganz offen dalag. In dieser Gefahr erwies sich der Wanganuistamm der Eingeborenen entschieden loyal. Eine Schar von 300 Mann ging in Kähnen den Fluß hinauf und traf 70 Meilen oberhalb die des Matene. Matene knüpfte Unterhandlungen an; allein alle seine Anerbietungen, um die Loyalen zu bewegen, ihn den Fluß hinunterpassiren zu lassen, wurden entschieden zurückgewiesen; endlich aber wurde ein zweimonatlicher Waffenstillstand abgeschlossen. Die Loyalen, des langen Wartens müde, sandten schließlich eine förmliche Herausforderung an Matene, die Sache durch eine regelmäßige Schlacht zur Entscheidung zu bringen, was dieser unter der Bedingung annahm, daß dabei keinerlei Ueberrumpelung stattfinde; beide Parteien sollten sich zur bestimmten Stunde treffen und die Schlacht wie ein Duell auskämpfen. Die Loyalen besetzten demgemäß bei Tagesanbruch, welche Zeit für das Gefecht festgesetzt worden war, den Flußwerder Moutua mit einer Abtheilung unter Hemi Napi. Bald darauf folgte ihr Gros unter Mete Kingi. Dasselbe bestand aus drei Rotten, befehligt von Kereti, Riwai und Haimona Hiroti; eine Reserve blieb am Südende des Werders. Matene landete um 7 Uhr ohne Widerstand an der Nordspitze des Werders; seine Schar war auf eine ähnliche Weise aufgestellt. Matene's Leute fingen nun zuvörderst an, ihre Beschwörungsformeln herzusingen, begleitet von eigenthümlichen mesmeristischen Gesticulationen und dem Geschrei „Hau! Hau!“ („Auf! Auf“!). Dies setzten sie zwei Stunden lang fort, während die vordern feindlichen Rotten nur 60 Fuß voneinander entfernt standen. Endlich eröffneten die Pai Marire das Feuer, worauf die Loyalen noch 30 Fuß vorgingen und

das Feuer erwiderten. Da Kereti, der Anführer der ersten Rotte der Loyalen, fiel, so wichen seine Leute, und da bald darauf auch Riwai und Hemi, die Anführer der zweiten Rotte, fielen, so wurde die Flucht allgemein. Die Reserve, anstatt zur Unterstützung vorzugehen, ließ sich mit fortreißen und ging über den Fluß zurück. Da rief Haimona Hiroti, der Anführer der dritten Rotte, die gleichfalls bis an das Südende von Moutua fortgedrängt war, aus: „Ich gehe nicht weiter!" Es gelang ihm, gegen 20 Mann zum Stehen zu bringen, welche auf die dicht aufdrängenden Haufen der Insurgenten ein mörderisches Feuer gaben. Es entstand nun ein Handgemenge, in welchem die Insurgenten mehrere Anführer verloren. Da Mete Kingi jetzt auch die Reserve dem Haimona Hiroti zuführte, so wichen die Insurgenten und flohen gleich danach. Heiß verfolgt, wurden sie großentheils, während sie sich durch Schwimmen über den Fluß zu retten suchten, niedergeschossen. Matene, obwol schwer verwundet, suchte ebenfalls schwimmend zu entkommen und erreichte auch das jenseitige Ufer, wurde hier aber eingeholt und erschlagen. Die Sieger erbeuteten außer einer Anzahl Waffen und einer Königsfahne in Matene's Kahn 90 englische Sovereigns. Hemi Napi, der gefallene Führer der Loyalen, wurde in der Stadt Wanganui mit den größten militärischen Ehren begraben, was auf die befreundeten Maori einen tiefen Eindruck machte. Seitdem ist zum Andenken der in der Schlacht von Moutua gefallenen befreundeten Maori in der Stadt Wanganui ein stattliches Monument, welches 400 Pfd. St. gekostet hat, errichtet worden.

In der Pause, die jetzt eintrat, nachdem die Maori auf allen Punkten aufs Haupt geschlagen waren, bildete eine der merkwürdigsten Episoden das Entrinnen der kriegsgefangenen Maori. Es waren ihrer 214, von welchen 178 bei Rangiriri im November 1863 gefangen genommen worden waren. Da man kein geeignetes Gefängniß in Auckland hatte, so wurden sie an Bord eines großen Zweideckerhulks, welcher im Hafen von Auckland lag, untergebracht. Der Gouverneur war aber nicht mit der Behandlung zufrieden, welche die Colonialregierung, unter der die Gefangenen standen, diesen angedeihen ließ, beschuldigte sie sogar geradezu der Grausamkeit gegen diese Gefangenen. Er forderte deshalb auch die Regierung wiederholt auf, die Gefangenen auf Ehrenwort freizugeben, was dieselbe aber beharrlich verweigerte. Endlich aber bewog er die Regierung doch, die Gefangenen nach dem kleinen Eilande Kawau, 30 Meilen von Auckland, zu senden, welches sein Privatbesitz war und nur von seinen Dienern bewohnt war. Sie wurden am 2. Aug. 1864 hierher gebracht und ihnen gegen ihr Ehrenwort, sich nicht von der Insel entfernen zu wollen, Land zur Bestellung angewiesen. Am 11. Sept. brachen sie bis auf drei ihr Wort und entflohen. Daß diese Flucht seitens des Gouverneurs selbst erleichtert worden ist, scheint wahrscheinlich; gewiß ist, daß sie von ihm nicht gehörig verhindert wurde. Sie begaben sich nach dem der Insel Kawau auf dem Festlande gegenüberliegenden Berge Omaha, wo sie sich mehrere Monate lang festsetzten und von den nördlichen Maori nicht nur mit Lebensmitteln, sondern auch mit Waffen versehen wurden, ohne daß der Gouverneur es wagte sie zu behelligen, da man besorgte, durch einen Angriff auf dieselben den ganzen Norden in Kriegsflammen zu setzen. So sehr war auch hier der Zündstoff verbreitet!

Es blieb nun, im Anfang des Jahres 1865, noch übrig, die Maori im Südwesten von Taranaki und am obern Wanganui vollständig zu unterwerfen. Bei ihnen hatte die schreckliche Hau-Hau-Religion ihren Ursprung gehabt, von ihnen war der Angriff auf die Stadt und Niederlassung Wanganui ausgegangen, und sie hatten seit 1860 vollständig alle überländische Verbindung zwischen den Städten Neuplymouth und Wanganui abgesperrt, indem sie jeden mit dem Tode bedrohten, der diesen Weg zu nehmen wagen würde. Sogar der bei den Maori allbeliebte Bischof Selwyn, welcher den Weg zu machen unternahm, wurde gefangen genommen und genöthigt zurückzukehren. Der

Gouverneur beschloß jetzt, die Südwestküste von zwei Seiten anzugreifen und den Weg längs der Küste zu forciren, bis die Truppen sich treffen würden.

Die Südweststämme hatten ungefähr 700 Krieger; durch Zuzüge vom Taupo und dem Waikato konnte ihre Zahl allenfalls auf 1000 kommen. Der General Cameron hatte 4497 Mann englisches Militär, 600 Mann Colonialtruppen, 800 Mann Militär-ansiedler, 60 Mann irreguläre Reiterei, 100 Mann Flurschützen, zusammen eine Armee von 6000 Mann und außerdem 1000 Mann loyale Maori; endlich hatte er noch Artillerie und mehrere Kanonendampfboote, welche in die Flüsse des Bezirks einlaufen konnten. Die Entfernung von Taranaki nach Wanganui betrug 128 Meilen, von welchen jedoch eigentlich nur 90 im Besitz der feindlichen Maori waren.

Inzwischen eröffneten die Taranaki ihrerseits die Feindseligkeiten, indem sie eine Abtheilung beim Straßenbau am Waitotarafluß, 12 Meilen nördlich von Wanganui, beschäftigter Arbeiter angriffen und einen loyalen Maorihäuptling nebst einigen seiner Begleiter erschlugen. Am 24. Jan. rückte Cameron an den Waitotara vor, hatte vorher jedoch ein Gefecht zu bestehen, welches nicht ohne erheblichen Verlust ablief. Am 25. griffen die Insurgenten Cameron's Hauptquartier Nukumaru im Süden des Waitotara an. Der Anprall war ein furchtbarer; anfänglich wurden die Engländer mit schwerem Verlust geworfen, und die Maori drangen sogar bis auf 200 Schritt vom Zelte des Generals vor. Hätten die Maori eine Reserve rechtzeitig herangebracht, so wäre die Entscheidung dieses Tags fraglich gewesen. Der Kampf wogte lange hin und her; endlich wurden die Insurgenten doch zurückgeworfen und sodann von einer kleinen Abtheilung Reiterei in den Wald getrieben. Die engagirten Engländer waren 969 Mann stark gewesen.

Am 5. Febr. ging Cameron über den Waitotara und am 16. erreichte er den Patea, einen beträchtlichen Fluß, 40 Meilen von Wanganui, von wo aus Posten bis an den Waigongorofluß, noch 15 Meilen weiter, vorgeschoben wurden. Mit Ausnahme eines kleinen Gefechts am Patea fand kein Zusammentreffen mit den Maori weiter statt. Sie hatten sich in den Wald geflüchtet, wohin zu folgen Cameron nicht gerathen fand. Da Cameron am 5. Febr. über den Waitotara ging und erst am 7. April den Waigongoro erreichte, so hatte er volle zwei Monate gebraucht, um diesen nur 50 englische Meilen weiten Weg zurückzulegen, welcher, da er unmittelbar am Meere auf geebneter Bahn lief, gar keine Schwierigkeiten bot. Ungeachtet dieser Langsamkeit im Vorgehen war die wichtigste Operation unausgeführt geblieben; denn es war das Wereroa-Pah nicht genommen worden. Dasselbe lag am linken Ufer des untern Waitotara, war in der Fronte außergewöhnlich stark und an der Rückseite durch den Fluß, durch Sumpf, Felsen und Wald dermaßen gedeckt, daß es nicht umstellt werden konnte, sodaß es unmöglich schien, der Besatzung das Entkommen, welches die Maori ohnehin stets mit so großer Gewandtheit und Energie zu bewerkstelligen wußten, zu verhindern. Die Einnahme des Pah war jedoch unumgänglich nöthig zur Unterwerfung des schwierigen Terrains vom Wanganui bis zum Patea.

Der Grund hiervon war, daß General Cameron des ganzen so mühseligen, wie ruhmlosen Kriegs gegen diese schwachen Banden der Eingeborenen von Herzen überdrüßig war, daß sein soldatisches Gefühl sich um so mehr dagegen empörte, als die Maori durch ihre unleugbare Tapferkeit und kriegerische Geschicklichkeit sich seine Sympathie erworben hatten. Der General theilte diese Gefühle mit der ganzen englischen Armee. Man erkannte mit tiefem Unwillen, daß man einfach zu Schlächtern für die landgierigen Colonisten herabgewürdigt war. Nachdem nun im Waikato der eigentliche Lebensnerv des Maorithums getödtet war, mochte er wol glauben, damit ein Genüge gethan zu haben, und nicht für erforderlich halten, noch nachträglich diesen

entlegenen Winkel zu bekämpfen. Dazu kam denn noch besonders, daß der General glaubte annehmen zu dürfen, es handle sich für den Gouverneur bei dieser Expedition nicht sowol darum, die kleinen feindlichen Stämme, wie dieser selbst angab, zu bestrafen und die Landverbindung zwischen Taranaka und Wanganui herzustellen, was, da beide Plätze an der Küste lagen und daher stets leichte Verbindung zur See hatten, ein verhältnißmäßig so dringliches Bedürfniß gar nicht war, sondern vielmehr nur darum, in den sofortigen Besitz des Waitotara-Block, einer an diesem Flusse von der Regierung angekauften Landstrecke, zu gelangen; dieser Kauf war nach Ansicht des Generals auf keinen bessern Rechtstitel gegründet als jener unglückselige, von der Regierung schließlich selbst verurtheilte Kauf des Waitaragrundstücks bei Taranaki, welcher die nächste Veranlassung des ganzen Kriegs gewesen war. War nun gleich nicht in Abrede zu stellen, daß der General als Militärperson, da er nur die Befehle des Gouverneurs auszuführen hatte, nicht berechtigt war, sich von seinen politischen Ansichten in seinen Operationen beeinflussen zu lassen, so muß man doch wol zugeben, daß ihn diese Gesinnungen als Menschen, ja als Soldaten ehrten.

Es entspann sich nun aus diesen Umständen ein sehr heftiger Streit zwischen den beiden leitenden Gewalten, dem Gouverneur und dem Befehlshaber der Truppen, dem General Cameron. Zunächst bestand derselbe auf einer Verstärkung von wenigstens 2000 Mann, da es ohne eine solche unmöglich wäre, die ganze Occupationslinie zu besetzen, wogegen der Gouverneur eine solche Verstärkung für unnöthig erklärte. Nachdem Cameron jedoch bald darauf vom englischen Colonialministerium Befehl erhalten hatte, einen Theil der englischen Truppen nach Hause zu senden, sobald er es für geeignet halte, bestand er darauf, zwei Regimenter nach England zu schicken, worauf der beleidigte Gouverneur, welchem nach amtlichem Gebrauche jener Befehl hätte zugestellt werden sollen, erklärte, daß die zwei Regimenter in der Colonie durchaus nicht entbehrt werden könnten, und daß, wenn dem General gleich das Recht ertheilt worden, die Truppen aus der Colonie zu schaffen, er doch nicht das Recht besitze, gegen seinen, des Gouverneurs, Willen nur über einen einzigen Mann in der Colonie zu verfügen. Der General war daher genöthigt, die Regimenter in der Colonie zu lassen. Der Schwerpunkt des Streits aber betraf das Wereroa-Pah, welches Cameron auf seinem Marsche längs der Küste hatte rechts liegen lassen. Dasselbe war von außerordentlicher Stärke, jedoch nur von 300 Maori besetzt. Cameron weigerte sich, dies Werk anzugreifen, wenn er nicht eine sehr bedeutende Verstärkung erhalte. Endlich, im Mai, verließ er plötzlich die Südküste und begab sich nach Auckland, um nach England zurückzukehren. Indem er sich auch hier fortwährend weigerte, die Operation auszuführen, so fragte der Gouverneur nun beim Brigadegeneral Waddy an, welcher an Cameron's Stelle commandirte, ob er sie unternehmen wolle, worauf dieser erwiderte, daß er es nur auf General Cameron's Ordre thun könne. Da entschloß sich der Gouverneur, die Sache selbst in die Hand zu nehmen, und errang einen entschiedenen Triumph. Er brachte schnell 309 loyale Maori, 139 coloniale Flurschützen, 25 Mann Wanganuireiterei zusammen und borgte von General Waddy 200 Mann englische Truppen, nicht um an der Operation sich zu betheiligen, sondern nur um in der Fronte des Pah zu paradiren, wobei er ihre Anzahl dadurch dem Anschein nach verdoppelte, daß er die Zelte der Colonialtruppen stehen ließ. Er entsandte sodann die loyalen Maori und die Colonialtruppen über einen äußerst schwierigen Waldpfad und ein überaus durchbrochenes Terrain und während eines äußerst heftigen Regenwetters, um eine außenliegende Redoute hinter dem Pah zu nehmen. Der Handstreich gelang vollständig; es wurde nicht nur das Werk, sondern es wurden auch 50 Mann Insurgenten gefangen genommen. Das Pah war jetzt nicht länger haltbar und in wenigen Stunden war es geräumt. Die Maori entkamen

jedoch ohne Verlust. Am folgenden Morgen bezogen die Loyalen und Colonialen das leere Pah, welches eine so lange und so hitzige Controverse verursacht hatte; die ganze Operation hatte nicht zwei Tage in Anspruch genommen.

Der Streit zwischen Cameron und Grey hatte inzwischen eine solche Heftigkeit erreicht, daß, nachdem ihre anfangs ganz vertrauliche Correspondenz stets einen mehr formellen Ton angenommen hatte, schließlich der Privatsecretär des Gouverneurs dem Militärsecretär ein Schreiben des Generals mit den Worten zurückstellte, daß „wenn Sir D. A. Cameron die Güte haben wolle, es in eine mehr übliche und geziemende Sprache zu übersetzen, Se. Exc. unverzüglich darauf antworten würde". Das verweigerte indeß der Militärsecretär im Namen des Generals zu thun. Dies ganze Verhältniß wirft ein eigenthümliches Schlaglicht auf die ganze Geschichte des Maorikriegs.

Inzwischen hatten die loyalen Maori nach dem Treffen bei Moutua am obern Wanganui drei Redouten erbaut. Ihre Anführer waren Mete King und Hoani Hipango, bei den Colonisten John Williams genannt. Letzterer war seit den frühesten Tagen der Colonie ein treuer Freund der Ansiedler gewesen, war ein Christ und von friedlichem, gebildetem Wesen. Er hatte sich eben ein stattliches Haus von acht Zimmern nach europäischem Muster auf seinem herrlichen Gute bei der Stadt Wanganui erbaut. Er war 1852 in England gewesen und der Königin vorgestellt worden. Im Jahre 1846 hatte er mit großer persönlicher Gefahr die Mörder der Familie Gilfillan bei Wanganui in Haft gebracht. Den Loyalen gegenüber hatten sich Insurgenten in beträchtlicher Anzahl versammelt unter Pehi, einem Häuptling von hohem Rang und kriegerischem Ansehen, und sich gleichfalls in mehrern Pahs verschanzt, von welchem Ohoutai das bedeutendste war. Als die Loyalen endlich von den Insurgenten angegriffen wurden, gingen sie mit großer Energie, namentlich unter Hoani Hipango vor und trieben die Insurgenten aus einem Pah nach dem andern, bis endlich Pehi's Frau mit einer weißen Fahne erschien. Pehi und sein Volk kamen unbewaffnet aus dem Pah hervor und ergaben sich. Unter den Gefallenen war leider auch Hoani Hipango.

Der gefangene Pehi wurde von dem Gouverneur mit charakteristischer Großmuth auf Parole wieder freigegeben. Derselbe setzte sich jedoch sofort mit einer Anzahl Krieger am obern Wanganui wieder fest. Es gelang zwar dem Hauptmann Brassey mit einigen hundert Mann Militäransiedlern den Pah Parakino und Pipiriki, einige Meilen oberhalb Moutua am Wanganui, zu besetzen. Als aber Grey einen Theil der Besatzung zum obenerwähnten Angriff auf Wereroa-Pah weggezogen, wurde Pipiriki von Pehi mit starker Mannschaft umzingelt. Brassey, dem es an Vorräthen fehlte, sandte seinen Bericht an den Gouverneur ein und faßte denselben aus Furcht, daß das Papier den Maori in die Hände fallen könnte, in jenem Ueberreste der lateinischen Sprache ab, den ein langes Colonialleben ihm gelassen hatte, indem er sagte: „Sumus sine rebus belli satis." Der Zettel wurde von einem loyalen Maori für die Summe von 15 Pfd. St. überbracht, worauf Grey sich sofort zum Entsatz von Pipiriki aufmachte. Als er hier ankam, hatte Brassey sich jedoch bereits selbst entsetzt, indem er einen Angriff der Insurgenten nach einer scharfen Action zurückgeschlagen und denselben einen schweren Verlust beigebracht hatte. So war, was General Cameron erklärt hatte, mit seiner starken Militärmacht nicht erreichen zu können, unter Grey's umsichtiger und energischer Leitung mit schwachen Mannschaften von loyalen Maori und Colonialtruppen in wenig Wochen erreicht. Es schien wenigstens am Wanganui vollständig aufgeräumt zu sein. Der Gouverneur hielt es daher für gerathen, eine Friedensproclamation zu erlassen, mit welcher eine fast allgemeine Amnestie verbunden war. Die Maori hatten sich aber noch keineswegs unterworfen, sondern schwärmten überall in den Wäldern herum, und

ein englischer Soldat konnte sich keine hundert Schritte vom Lager entfernen, ohne niedergeschossen zu werden.

Die Maori waren der Ansicht, daß zum Friedenschließen zwei gehören. Als daher ein Bote in einem Pah der Insurgenten an der Südwestküste erschien und ein Packet dieser Proclamation überbrachte, wurde er erschlagen und die Proclamation zerrissen und mit Füßen zertreten.

Endlich erschien im Februar 1865 eine Abtheilung Hau-Hau-Fanatiker aus Taranaki unter der Anführung des Patara, den gekochten Kopf eines Europäers und einen englischen Soldaten, den sie gefangen genommen hatten, mit sich führend, zu Opotiki an der innern Ostspitze der Bay of Plenty, wo eine der angesehensten Missionsanstalten, die des Hrn. Völkner, sich befand. Völkner kam ursprünglich von Hamburg aus nach Neuseeland, trat daselbst zur englischen Episkopalkirche über und wurde von dem Bischof Williams von Waiapu als Geistlicher ordinirt. Er wurde 1860 nach Opotiki versetzt, unter einen der rohesten Stämme von Neuseeland, in dem er jedoch allmählich zu einem großen Einfluß gelangte, sodaß er eine beträchtliche Gemeinde von Bekehrten um sich versammelte, welche zum äußern Zeichen ihrer Anerkennung ihm eine schöne Kirche und ein stattliches Wohnhaus erbaute. Dennoch wurde er, als der Krieg in Waikato ausbrach und die östlichen Stämme sich demselben ebenfalls anschlossen, vom benachbarten Stamme in Haft genommen. Nach einigen Wochen wurde er aber wieder freigegeben, worauf er sofort seine Frau nach Auckland in Sicherheit brachte, dann aber persönlich, aller Warnung ungeachtet, wiederholt nach seiner Mission zurückkehrte, ohne auch behelligt zu werden. Nun waren aber inzwischen unglücklicherweise die Hau-Hau eingetroffen, als er am 1. März 1865 abermals in Opotiki ankam. Sobald das Schiff, mit dem er gekommen, im Hafen angelegt hatte, kam eine starke Mannschaft Maori an Bord, und er nebst Hrn. T. Grace, einem englischen Missionar, der sich ebenfalls an Bord befand, wurden ans Land geschleppt. Hier wurde Völkner angekündigt, daß er getödtet werden solle. Er wollte dies jedoch bis fast zuletzt durchaus nicht glauben, auch schienen die Wilden selbst eine Zeit lang zu schwanken und sprachen miteinander von Loskaufung. Es folgte eine Nacht der qualvollsten Ungewißheit. Um 2 Uhr nachmittags kamen an 20 bewaffnete Maori nach dem Hause, wo Völkner und Grace gefangen saßen, verrichteten erst außerhalb desselben gewisse Ceremonien, und führten, nachdem sie Grace wieder eingesperrt hatten, Völkner heraus. Sie brachten ihn zuerst zu seiner Kirche, wo sie ihm Rock und Weste auszogen, und darauf zu einer Weide in der Nähe, wo sie eine Hängevorrichtung bereitet hatten. Er bat um Zeit zum Beten, erhob sich nach einigen Augenblicken und sprach: „Ich bin bereit.“ Während er einigen seiner Gemeindemitglieder die Hand reichte, wurde ihm ein Strick um den Hals geschlungen, worauf er an einen Ast des Baumes hinaufgezogen wurde. Er blieb eine Stunde lang hängen und wurde dann heruntergeholt. Sie schnitten ihm den Kopf ab, und einer, Namens Kereope, riß seine Augen aus und verschlang sie. Sie tranken sein Blut und schmierten sich das Gesicht damit ein. Sogar einige seiner Gemeindemitglieder betheiligten sich daran. Die Weiber waren die Aergsten; sie stritten sich um sein Blut, wie es auf die Erde tröpfelte. Sein Leichnam wurde sodann den Hunden und Schweinen hingeworfen, darauf ihnen jedoch wieder weggenommen und später vom Kapitän Levy, dem Eigner des Schoners, mit welchem Völkner von Auckland gekommen war, und von einigen Maori begraben. Hr. Grace, der andere Missionar, blieb in Gefangenschaft bis zum 16. März, wo ein englisches Kriegsschiff im Hafen von Opotiki ankam, und Kapitän Levy ihn mit großer Lebensgefahr an Bord desselben rettete.

Am 22. Juli kam Hr. Fulloon, ein Regierungsdolmetscher von gemischtem Blut, in einem den Maori gehörigen, aber von Europäern bemannten Schoner in Wakatane un-

fern Opotiki an. Eine Abtheilung Hau-Hau-Leute kam an Bord, ermordete Hrn. Fulloon, den Kapitän und die Bemannung und verbrannte darauf das Schiff. Nur zwei Personen entkamen.

Jetzt endlich nach allen diesen Greueln erschien eine Abtheilung von 1080 Mann Colonialtruppen und loyalen Maori in Opotiki. Sie fanden die Hau-Hau-Insurgenten in beträchtlicher Macht mit zahlreichen, zum Theil sehr starken Pahs. Es folgte vier Wochen lang eine ununterbrochene Reihe von Gefechten, in welchen die Insurgenten stets mit schwerem Verlust zurückgeworfen wurden, obgleich das Terrain überaus schwierig war. Eine der bedeutendsten Actionen war die Einnahme von Hungahungatoroa-Pah, südöstlich von Opotiki, stark auf dem Gipfel eines Berges gelegen, dessen beide Seiten vollständig steil abfielen. Als Lieutenant Biggs, der Befehlshaber der angreifenden Truppen, 200 Schritte vom Pah angekommen war, eröffnete er das Feuer, welches eine lange Zeit fortgesetzt wurde. Da dies jedoch keinen besondern Eindruck hervorzubringen schien, so führte eine kleine Abtheilung von Colonialen und Loyalen das äußerst schwierige und lebensgefährliche Manöver aus, die hintere völlig steile Seite des Pah zu erklettern, was der Aufmerksamkeit der Besatzung entging, da eine solche Erkletterung eben für unmöglich gehalten worden war. So wurde ihr die Thatsache erst durch ein scharfes Feuer von der Rückseite aus einer das Pah theilweise beherrschenden Stellung bekannt. Um Mittag forderte Lieutenant Biggs zur Uebergabe auf. Hierauf folgte eine wunderliche Scene im Pah. Die Ngatiporou von der Ostküste wollten sich ergeben, die Ngatitohea von Taranaki nicht. Dies führte zu einem sehr heftigen Streit zwischen beiden Parteien, bis endlich nach Verlauf einer Stunde die Ngatiporou im Pahwall von innen eine Bresche machten, um zu Biggs hinauszuziehen und sich zu ergeben; worauf die Ngatitohea, als sie dies sahen, sich mit Blitzesschnelle den steilen, hintern Abhang hinunterstürzten und, obgleich von mehrern Seiten auf sie geschossen wurde, mit Verlust von drei Mann entkamen. Die Ngatiporou zogen hierauf mit ihren Weibern und Kindern hinaus und streckten die Waffen.

Jetzt gaben auch die Pai Marire im Pah Matata an der Bay of Plenty westlich von Opotiki ihre Stellung auf und zogen sich unter ihrem Propheten Te Ua nach ihrem starken Pah Te Teko. Hierher folgten ihnen die loyalen Arawa unter ihrem Anführer Ngatikapakio. Da dieser das Pah sehr stark fand, so ließ er sofort Sappe graben. Am folgenden Tage bat die Besatzung um einen Waffenstillstand, der ihr auch auf 24 Stunden gewährt wurde. Darauf wurde das Feuer wieder eröffnet und von nun an mit großer Heftigkeit von beiden Seiten fortgesetzt. Trotzdem hatten die Belagerer bereits tags darauf den Platz so eng und vollständig umzingelt, daß die Besatzung erkannte, daß ihr jeder Rückzug abgeschnitten sei. Sie mußte sich demnach bedingungslos ergeben.

Im Südwesten, zwischen dem Wanganui und Taranaki, besaßen gegen Ende des Jahres 1865 die Insurgenten noch acht stark befestigte Pahs. Hier wurde der diesen Maori persönlich bekannte Regierungsdolmetscher Charles Broughton, welcher vom Brigadegeneral Waddy zu ihnen geschickt worden war, durch das Aufstecken einer weißen Flagge in ein Pah gelockt und unter den schrecklichsten Martern ermordet. Auch der Sohn des Colonisten Henderson fiel ihnen in die Hände und wurde erschlagen. Jene Pahs wurden jedoch Anfang Februar 1866 von General Chute, dem Nachfolger des Generals Cameron, angegriffen und sämmtlich schnell eingenommen. Auch an der Poverty Bay, im äußersten Osten der Insel, hielt noch gegen Ende des Jahres 1865 ein kleiner Rest der Hau-Hau, 180 Mann nebst Frauen und Kindern, ein Pah besetzt, das jedoch ebenfalls von den loyalen Maori zur Uebergabe gezwungen wurde.

Man sieht, wie viel größere, schnellere und vollständigere Erfolge von den loyalen Maori und den doch ungeschulten Colonialtruppen erzielt wurden, als von dem vortrefflichen englischen Militär, das größtentheils aus Regimentern bestand, die in Indien wahrhaft Wunderbares geleistet hatten. Zwar wurden jene Erfolge wesentlich durch die bloße Anwesenheit der Regulären im Lande gefördert, weil die Furcht vor denselben die große Mehrzahl der Moari niederhielt. Allein im Grunde erwies sich das englische Militär doch den Maori wenig gewachsen; denn man kann mit Armstrongkanonen nicht einen Feind bezwingen, der mit größter Tapferkeit und unerschöpflichster Verschlagenheit eine Behendigkeit verbindet, die ihn befähigte, ungefährdet und fast unbemerkt mitten durch ein Bataillon Infanterie und über die Köpfe der Leute wegzusetzen oder sich angesichts des Feindes einen steilen Bergabhang hinunterzustürzen. Auch ist noch zu bemerken, daß in obiger Darstellung des Maorikriegs gewissermaßen die Hauptsache hat ausgelassen werden müssen; denn es konnten eben nur die großen Schläge erwähnt werden, in denen allerdings die Engländer Sieger blieben, nicht die unzähligen kleinen Gefechte, in denen die Maori die ihnen beigebrachten Verluste vielfach wieder aufwogen.

Wird sich der Maori nun für besiegt geben? Solange man eine genügende Militärmacht gegen ihn auf den Beinen hält, allerdings; aber wol nicht länger. Ist ihm doch die ganze Waldung, in der, wie General Cameron erklärte, man ihm nicht folgen kann, und sein großes Pah, das ganze innere Hochland geblieben.

Inzwischen aber muß, und zwar schon in der gegenwärtigen Generation, das Geschlecht der Maori bis auf geringe Reste aussterben. Dies geht nothwendig aus dem Verhältniß hervor, daß auf je 100 Männer nur 70 Frauen und 50 Kinder unter 15 Jahren kommen.

Wie der europäische Soldat hat auch in seiner Weise der europäische Missionar dem Maori gegenüber seine Aufgabe verfehlt. Nicht mit Erbauungen, nicht mit in kindischer Sprache abgefaßten Hymnen hätte der wahre Menschenfreund gegen den Grund des Uebels, die furchtbaren geschlechtlichen Ausschweifungen, etwas auszurichten unternommen.

---

# Chronik der Gegenwart.

## Nekrologe.

Am 1. Oct. 1866 starb in Versailles der bekannte französische Diplomat **Louis Felix Etienne Marquis de Turgot**, welcher zur Zeit des Staatsstreichs als Minister der auswärtigen Angelegenheiten fungirt und in letzter Zeit den Posten eines Botschafters bei der schweizerischen Eidgenossenschaft bekleidet hatte. Ein Neffe des berühmten Finanzministers und Nationalökonomen Turgot, war der Marquis am 26. Sept. 1796 zu Bons im Departement Calvados geboren. Seine Carrière war die eines Junkers. Er besuchte zuerst die Militärschule von Saint-Cyr, wurde nach seinem Austritt aus derselben Lieutenant in der Garde des Königs Ludwig XVIII., dann Rittmeister bei den Gardekürassieren. Am 26. Juli 1830 gab er seine Entlassung; dem König Karl X. treu ergeben, verschmähte er es, unter der Regierung der Orleans in der Armee weiter zu dienen. Dessenungeachtet wurde Turgot im Jahre 1832, durch Verwendung seines Schwiegervaters, des Marschalls Lobau, zum Pair von Frankreich ernannt. Als solcher unterstützte er consequent die Politik der Conservativen. Das Jahr 1848 warf ihn wieder ins Privatleben zurück. Nach der Erwählung Louis Napoleon's zum Präsidenten

der Republik schloß Turgot sich so fest der bonapartistischen Partei an, daß er, obwol er niemals im diplomatischen Corps gedient hatte, am 26. Oct. 1851 statt Jules Baroche zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. In dieser Stellung blieb er auch dann, als nach dem Staatsstreich und nach der Confiscation der Orleans'schen Güter neue Ministerien gebildet wurden. Am 28. Juli 1852 gab er sein Portefeuille an Drouin de Lhuys ab und erhielt tags darauf als Entschädigung für seinen Ministerposten die Würde eines Senators. Einige Monate später ging Turgot als Botschafter nach Madrid, wo er am 26. April 1853 beglaubigt wurde. Hier traf er im Jahre 1854 hart mit dem amerikanischen Gesandten Soulé zusammen. Ein Duell fand statt, in welchem der Marquis eine ziemlich schwere Wunde davontrug. Nach langer Krankheit wiederhergestellt, verwickelte sich Turgot in verschiedene Intriguen. (Näheres hierüber findet der Leser in „Unsere Zeit", Erste Folge, V, 118.) Zudem jagte er mit kleinlichster Hoffart dem Orden des Goldenen Vließes nach, was die Königin Isabella sehr verstimmte. Alle diese Vorgänge zusammengenommen hatten die Wirkung, daß Turgot im December 1858 vom spanischen Hofe nach der Schweiz versetzt wurde. Fast gleichzeitig wurde ihm, damit in diesem Wechsel seiner Stellung niemand eine Ungnade erblicke, das Großkreuz der Ehrenlegion verliehen. Von nun an lebte er als Botschafter fast ununterbrochen in Bern. Kurz vor seinem Tode bat er seiner geschwächten Gesundheit wegen um einen längern Urlaub und kehrte nach Frankreich zurück, wo er bald darauf aus dem Leben schied.

Dem französischen Senat ist um dieselbe Zeit noch ein anderes Mitglied durch den Tod entrissen worden. Es ist dies der am 23. Sept. in Paris verstorbene Graf Felix Bacciochi, Vertrauter und erster Kammerherr Napoleon's III., zugleich Generalintendant der kaiserlichen Theater. Geboren im Jahre 1803 zu Ajaccio (keineswegs im Jahre 1830, wie in den meisten Blättern zu lesen war), war Graf Felix ein Sohn des Grafen Franz Bacciochi, welcher als Oberst die Nobelgarden der Großherzogin von Toscana, der mit seinem Vetter, dem Fürsten Bacciochi, vermählten Prinzessin Elisa Bonaparte, commandirte. Fürst Bacciochi hatte ein aus Ländereien bestehendes Majorat von 200000 Livres Rente gestiftet, welches nach seinem Tode an den Prinzen Louis Napoleon (den jetzigen Kaiser der Franzosen), eventuell an dessen Cousin, den Prinzen Napoleon Jérôme (Sohn des Exkönigs von Westfalen), fallen sollte, wenn der eine oder der andere sich entschließen wollte, den Titel eines Fürsten Bacciochi anzunehmen. Da aber keiner von beiden in der Lage war, diese Bedingung zu erfüllen, so erbte Graf Felix Bacciochi, welcher tertio loco als Universalerbe eingesetzt war, das Majorat, ohne jedoch im Stande zu sein, in den Besitz desselben zu gelangen. Da nämlich die betreffenden Güter in der Romagna liegen, und diese Landschaft jetzt zum Königreich Italien gehört, wo die Majorate abgeschafft sind, so konnte Bacciochi diese Güter nicht revindiciren. Im Besitz eines ohnehin sehr bedeutenden Vermögens, verschmerzte er leicht diesen Verlust. Den größten Theil seines Lebens brachte der Graf an den Höfen souveräner Fürsten zu. Kaum acht Jahre alt, wurde er Page der mit ihm verwandten Großherzogin von Toscana. Im Jahre 1814 kam er nach Corsica zurück; in den spätern Jahren lag er in Pisa und Aix juristischen Studien ob. Seine Erziehung war mehr eine italienische als eine französische. Den Napoleoniden, mit denen er seit seiner Kindheit bekannt und vertraut war, leistete Bacciochi schon vor dem Jahre 1848, also bevor noch ihr Stern zu neuem Glanz sich erhoben hatte, nicht unwichtige Dienste. So ging er z. B. im Jahre 1836 in einer confidentiellen Mission an den Hof des Kaisers Nikolaus, und im Jahre 1840 in einer ähnlichen Angelegenheit an

den Hof des Königs von Würtemberg, welcher letztere ihn so liebgewann, daß er ihn zu seinem Kämmerer ernannte und ihm einen seiner Orden verlieh. Nach dem mislungenen boulogner Handstreiche Louis Napoleon's wurde Bacciochi, als der Mitschuld an diesem Unternehmen verdächtig, von den französischen Behörden verhaftet, nach kurzer Zeit aber, da man ihm nichts beweisen konnte, wieder freigelassen. Im Jahre 1848 erwählte ihn die Nationalgarde von Ajaccio zu ihrem Obersten. Als Louis Napoleon bald darauf den Präsidentenstuhl bestieg, berief er Bacciochi nach Paris, ernannte ihn zu seinem Ordonnanzoffizier und zog ihn bei den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe. Nach dem Staatsstreiche erhielt Bacciochi eine außerordentliche Mission nach Aegypten, Tunis und Konstantinopel. Bei der Bildung des kaiserlichen Hofstaats (im December 1852) wurde er zum ersten Kammerherrn Napoleon's III., außerdem auch zum Oberintendanten der kaiserlichen Theater ernannt. Später (am 2. Juli 1863) ward ihm der Titel eines Generalintendanten der Hoftheater verliehen; jedoch beschränkte sich seine Thätigkeit keineswegs auf den officiell ihm zugewiesenen Wirkungskreis. Da der Kaiser als bewährten Rathgeber ihn gern oft um sich sah, speiste Bacciochi täglich an der kaiserlichen Tafel; er hatte jede Stunde Zutritt zum Monarchen und erstattete alle Tage um 1 Uhr über die wichtigsten Vorkommnisse Bericht. Er war, bemerkt „La France", sozusagen der officiöse Vertreter des Souveräns. So oft ein fremder Monarch oder ein fremder Prinz Frankreich besuchte, wurde jedesmal Bacciochi seiner Person attachirt. An einem Hofe geboren und erzogen, eignete er sich am besten zu solchen Missionen. Er war einer von jenen Männern, die hauptsächlich durch ihre intimen Beziehungen zu einflußreichen Personen selbst Einfluß und Ansehen erlangen. Er stand in Correspondenz mit vielen Souveränen, Prinzen und Ministern in ganz Europa. Die Kaiserin Eugenie bewahrte ihm ein besonderes Wohlwollen. Als Bacciochi bedenklich erkrankte, ließ sie, als echte Spanierin, eine Reliquie in seinem Zimmer aufstellen, damit diese ihre Wunderkraft bethätige und ihm Genesung bringe. Kaiser Napoleon hinwiederum ließ sich alle Tage nach Biarritz telegraphiren, wie der Patient sich befinde. Das Leiden, dem er erlag, peinigte ihn nicht weniger als sieben Jahre. Es war eine eigenthümliche Affection seiner Nerven, die ihn hinderte zu sitzen, zu liegen und zu schlafen. Nur wenn er herumging, war ihm wohl, weshalb er in der Großen Oper eine vergitterte Loge hatte, in der er beständig auf- und abging. Sein Neffe Jean Stephanopoli (ein Sprosse des alten Hauses der Komnenen) pflegte ihn auf dem Todtenbette und ist auch der Erbe seines Vermögens.

Am 21. Aug. starb in Trumpington der englische Philosoph John Grote, Nachfolger William Whewell's, auf dem Lehrstuhle der Moralphilosophie an der Universität zu Cambridge. Geboren im Jahre 1814, war er ein Bruder des ausgezeichneten Historikers George Grote, der durch seine „Geschichte Griechenlands" sich einen Namen gemacht hat. Er wurde im Trinity College zu Cambridge erzogen, wo er im Jahre 1835 auch den Doctorgrad erlangte. Im Jahre 1847 ward er Vicar von Trumpington, 1855 an Whewell's Stelle Professor der Moralphilosophie am Trinity College. Diesen Posten bekleidete er bis zu seinem Tode. Er war bei seinen Landsleuten berühmt durch sein in jeder Beziehung ausgebreitetes Wissen und galt namentlich in seinem Fache als Autorität.

---

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Politische Vorgeschichte des deutschen Kriegs von 1866.

Zweiter Artikel.

1) Ein Vermittelungsversuch Baierns. Oesterreichs Vorschlag zu gleichzeitiger Abrüstung vom 18. April. Allgemeine Friedenshoffnungen. Bismarck's Skepticismus. Oesterreichs Rüstungen gegen Italien. Depeschenwechsel in der Abrüstungsfrage. Oesterreichs Vorschläge zur Abfindung Preußens in Schleswig-Holstein vom 26. April. Deren Aufnahme in Preußen. Oesterreich erklärt am 4. Mai den Depeschenwechsel wegen der Rüstungen für erschöpft. Letzte vertrauliche Verhandlungen in Wien wegen Schleswig-Holstein. Italien tritt offen mit seinen Rüstungen heraus. Die Bundesreformfrage. Haltung der öffentlichen Meinung in den Mittel- und Kleinstaaten. Depeschenwechsel zwischen Berlin und Dresden. Sachsens Antrag am Bunde vom 5. Mai. Preußen sagt sich nach dessen Annahme von der Bundesfessel los.

Sowenig auch über die Absichten der preußischen Regierung bezüglich der Bundesreform verlautete, so war es doch schon unmittelbar nach dem Bismarck'schen Rundschreiben vom 24. März 1866 kein Geheimniß mehr, daß Baiern eine sehr hervorragende Stellung vorbehalten war. Zweifellos sind hierüber schon zu jener Zeit dem münchener Cabinet vertrauliche Andeutungen gegeben worden, worin es seine Erklärung finden würde, daß Baiern trotz der Hinneigung seines leitenden Staatsmannes und des überwiegenden Theils seiner Bevölkerung zu Oesterreich bis zu den letzten Momenten der politischen Krisis eine Haltung beobachtete, die über seine schließliche Parteinahme kein sicheres Urtheil gestattete. In einer an die beiden deutschen Großmächte gerichteten identischen Note vom 31. März übernahm Baiern die Rolle eines Vermittlers. Es äußerte darin, daß weder in Differenzen über die Ausführung der Gasteiner Convention, noch über die schließliche Lösung der Herzogthümerfrage die Kriegsgefahr vorwiegend zu erkennen sei, sondern in dem „Revisionsbedürfniß der Bundesverfassung". Unter Bezugnahme auf die preußische Circulardepesche vom 24. März, die in Baierns directer Beantwortung ziemlich ablehnend behandelt worden war, hieß es jetzt:

Sollte eine der beiden ersten Bundesmächte es wirklich für unerträglich halten, ferner Mitglied des Bundes in seiner jetzigen Gestalt zu sein, so wäre ja doch vor allem die Frage zu stellen, ob denn nicht eine Umgestaltung des Bundes zu erreichen sei. Die königliche Regierung zweifelt nicht, daß alle Bundesglieder bereit sind, sofort auf Verhandlungen zu diesem Zwecke einzugehen und in diejenigen Aenderungen der Bundesverfassung zu willigen, welche den Zeitverhältnissen entsprechen. Für sich selbst erklärt sie dies hiermit auf das bestimmteste, sei es nun, daß die Anregung hierzu sofort im Schose der Bundesversammlung gegeben werde, oder daß vertrauliche vorbereitende Verhandlungen unter den Cabineten eingeleitet werden wollen.

Baiern selbst scheint auf diesen Vermittelungsvorschlag, der auch, wie der bereits mitgetheilte Depeschenwechsel der Großmächte aus der ersten Hälfte des April ausweist, erfolglos blieb, von vornherein keine großen Hoffnungen gebaut zu haben, denn schon am 2. April begann es mit ausnahmsweisen Pferdeankäufen zu militärischen Zwecken. Wenige Tage darauf (am 5. April) begann auch Würtemberg mit kriegerischen Vorbereitungen. Da Sachsen vorangegangen war, befanden sich jetzt also schon drei Mittelstaaten auf dem besten Wege, ganz Deutschland bei dem zwischen Preußen und Oester-

reich drohenden Kampfe in Betheiligung zu ziehen, den Krieg überhaupt immer wahrscheinlicher zu machen. Daß sich Preußen durch die Demonstrationen dieser Staaten nicht zum Frieden zwingen lassen werde, lag nach dem Gange, den die Bismarck'sche Politik seit Jahr und Tag genommen, äußerst nahe, daß aber Oesterreich, wenn ihm die Mitwirkung der größern Staaten des engern Deutschland in Aussicht stand, es nur um so eher auf eine Entscheidung durch die Waffen ankommen lassen werde, war kaum schwerer zu errathen. Das ungerechtfertigte Bestreben der Mittelstaaten, in der großen Politik eine Rolle zu spielen, und deren selbstsüchtige Tendenz, ihre Bundesgenossenschaft möglichst hoch zu verwerthen, können es allein erklären, daß sie, lange ehe der Bund sie dazu verpflichtete, militärische Anstrengungen machten. Die vielgepriesene „Bundestreue" kann dieselben keineswegs rechtfertigen, vielmehr widerstrebte jede kriegerische Maßnahme auf eigene Hand dem Geiste der Bundesinstitutionen durchaus. Hätten jene Staaten nicht eher gerüstet, bis der Bund sie dazu aufforderte, so wäre der Erfolg des Kampfes im großen und ganzen derselbe, Deutschland aber von der Calamität eines Bruderkampfes verschont geblieben. Sachsen, Baiern und Würtemberg hätten sich jedenfalls besser dabei gestanden.

In sehr unerwarteter Weise machte Oesterreich in einer Depesche vom 18. April Preußen einen Vorschlag, der plötzlich den Frieden sichern zu wollen schien. Es hieß darin:

Daß in Oesterreich einzelne Truppendislocationen stattgefunden und mehrere Truppenkörper sich nach unserer nordwestlichen Grenze bewegt haben, ist der königlichen Regierung durch die ihr von mir selbst offen und direct gemachten Mittheilungen bekannt. Se. Maj. der Kaiser erklären sich hiermit bereit, durch einen am 25. d. Mts. zu erlassenden Befehl diese, wie die königliche Regierung glaubt, eine Kriegsbereitschaft gegen Preußen fördernden Dislocationen rückgängig zu machen, sowie die darauf bezüglichen Maßregeln einzustellen, wenn Se. Maj. von dem berliner Hofe die bestimmte Zusage erhalten, daß an demselben oder doch am nachfolgenden Tage eine königliche Ordre den frühern regelmäßigen Friedensstand derjenigen Heerestheile wiederherstellen werde, welche seit dem 27. v. Mts. einen erhöhten Stand angenommen haben.

Als der Telegraph die Kunde von diesem Anerbieten durch Europa trug, gingen allerwärts die Börsen in die Höhe, niemand glaubte, daß es Preußen, das mit einziger Ausnahme Italiens nirgends Sympathien hatte, dessen eigenes Volk dem Kriege zur Zeit noch widerstrebte, möglich sein würde, jenes Entgegenkommen Oesterreichs abzulehnen. Bismarck's herausfordernde Politik glaubte man in eine Sackgasse verrannt; sein Vorgehen in der deutschen Frage galt für eine gänzlich verfehlte Speculation.

An Gründen, die Oesterreich ernstlich zum Frieden stimmen konnten, fehlte es natürlich nicht. Sein rein negatives Interesse in Schleswig-Holstein war eines großen deutschen Kriegs nicht werth, die Gewißheit, daß es gleichzeitig im Norden wie im Süden werde kämpfen müssen, stand bereits unumstößlich fest, und die kühle, mistrauische Aufnahme, welche das Bismarck'sche Bundesreformproject fast durchweg gefunden hatte, ließ der Hoffnung Raum, daß durch ein rasches Einlenken in friedliche Bahnen demselben jetzt noch die Spitze abgebrochen werden könnte. Dazu aber kam, daß die auswärtigen Großmächte das politische Verhalten Oesterreichs keineswegs zu billigen schienen. Die halt- und maßlose Sprache der Depesche vom 7. April ward von den Gesandten Frankreichs und Englands entschieden getadelt, Rußland rieth sogar, die Depesche wieder zurückzunehmen. Oesterreich hatte sich dadurch sogar veranlaßt gesehen, durch mündliche Erklärungen in Berlin seine Auslassungen abzuschwächen. Auch für die Zukunft versprach die Haltung des Auslandes nicht viel Günstiges. Frankreich hatte seine Stellung bereits deutlich genug dahin kundgegeben, daß es einem Kriege in Deutschland gegenüber vorläufig eine reservirte, beobachtende Stellung einnehmen, Italien aber an der Eroberung Venetiens wenigstens durch nichts hindern werde. Letzteres stand positiv fest. Hätte

Kaiser Napoleon wirklich sein ungelöstes Wort: „Frei bis zur Adria", vergessen wollen, das französische Volk würde ihn mit unwiderstehlicher Gewalt daran erinnert haben. Selbst einige verdächtige Anzeichen für ein gutes Einvernehmen Napoleon's mit Bismarck waren vorhanden. Die kurz zuvor erfolgte und von Oesterreich tief misbilligte Wahl eines hohenzollernschen Prinzen zum Fürsten von Rumänien war das Werk Napoleon's III. Von seiten Englands hatte Oesterreich nichts zu erwarten. Schon in der ersten Hälfte des April richtete die britische Regierung eine Depesche nach Wien, in welcher sie die österreichische Regierung auf die Verantwortlichkeit, welche durch eine Störung des europäischen Friedens auf ihr lasten würde, aufmerksam machte. Von der dritten der außerhalb des Conflicts stehenden Großmächte Europas, von Rußland, ließ sich annehmen, daß es die feindselige Haltung, die Oesterreich ihm gegenüber in der Polenfrage angenommen hatte, noch nicht vergessen habe, und daß es den deutschen Mächten gegenüber zu Gunsten seiner Consolidirung im Innern dieselbe Zurückhaltung beobachten werde, die es schon in der schleswig-holsteinischen Frage, wo es mit weit höhern Interessen betheiligt war, an den Tag gelegt hatte. Eine active Hülfe stand also Oesterreich außerhalb Deutschlands nirgends in Aussicht.

Selbst wenn man andere, vielleicht noch gewichtigere Gründe, die Oesterreich zum Frieden stimmen konnten, wie etwa die Rücksicht auf die eigenen Finanzen oder die Annahme der Möglichkeit einer Niederlage trotz der unumstößlichen Zuversicht zu siegen und in Berlin den leeren Staatsseckel wieder füllen zu können, nicht als maßgebend erachtete, genügten die angeführten Momente, um das große Vertrauen zu erklären, mit dem die in der Depesche vom 18. durch ein auffälliges Entgegenkommen gegen Preußen dargelegte Neigung zu Frieden und Versöhnung in ganz Europa aufgenommen wurde. Nur eine einzige Regierung machte von diesem allgemein getheilten Glauben und Vertrauen eine Ausnahme und diese eine war — die preußische.

Graf Bismarck zögerte diesmal mit seiner Erwiderung auf das Anerbieten Oesterreichs nicht. Schon am 21. April beantwortete er die Depesche vom 18. Abermals hervorhebend, daß die militärischen Maßnahmen Preußens nur den Zweck gehabt hätten, das durch Oesterreichs Rüstungen gestörte Gleichgewicht in der Kriegsbereitschaft beider Staaten wiederherzustellen, versicherte er, daß die preußische Regierung den Vorschlag mit Genugthuung entgegennehme. Dann hieß es wörtlich:

Dem entsprechend wird, sobald der königlichen Regierung die authentische Mittheilung zugeht, daß Se. Maj. der Kaiser befohlen hat, die eine Kriegsbereitschaft gegen Preußen fördernden Dislocationen rückgängig zu machen, sowie die darauf bezüglichen Maßregeln einzustellen, Se. Maj. der König auch diesseits die Reduction derjenigen Heerestheile unverzüglich anordnen, welche seit dem 27. v. Mts. einen erhöhten Stand angenommen haben. Die Ausführung dieser Anordnung wird Se. Maj. alsdann in demselben Maße und in denselben Zeiträumen bewirken lassen, in welchen die entsprechende Verminderung der Kriegsbereitschaft der kaiserlich österreichischen Armee thatsächlich vor sich gehen wird. Ueber das Maß und die Fristen, in welchen letzteres geschieht, sieht also die königliche Regierung den nähern Mittheilungen des kaiserlichen Cabinets seinerzeit entgegen, um demnächst in ihren eigenen Abrüstungen mit denen Oesterreichs gleichen Schritt halten zu können.

Die königliche Regierung setzt dabei voraus, daß auch die von andern deutschen Regierungen begonnenen militärischen Vorbereitungen wieder abgestellt und ihr durch Fortsetzung oder Erneuerung derselben nicht anderweite Veranlassung zu militärischen Vorsichtsmaßregeln gegeben werde. Sie wird sich in diesem Sinne den einzelnen Höfen gegenüber aussprechen und erwartet, daß die kaiserliche Regierung im Interesse des Friedens ihren Einfluß in gleicher Richtung verwenden werde.

Graf Bismarck hatte richtig erkannt, daß es nicht in Oesterreichs Planen, vielleicht auch nicht vollständig in seiner Hand lag, das Anerbieten vom 18. April in dem Sinne zu erfüllen, in dem es von ganz Europa aufgefaßt worden war. Schon am 21. April

begannen in Wien neue militärische Berathungen, in denen beschlossen wurde, die Armee in Italien zu verstärken und auf den vollen Kriegsfuß zu setzen. Erzherzog Albrecht wurde infolge dieses Kriegsraths zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee ernannt, wohin er alsbald abgehen sollte, um den bis dahin in Venetien commandirenden Feldzeugmeister Benedek abzulösen. Letzterer wurde schon jetzt für das größere und wichtigere Commando der „Nordarmee" designirt, was keineswegs die Absicht, Preußen gegenüber abzurüsten, erkennen ließ.

Graf Károlyi, der österreichische Botschafter in Berlin, erhielt schon am 23. den Auftrag, dem berliner Cabinet, „um jedes Misverständniß zu vermeiden", von den „gegen Italien" ergriffenen Maßregeln Kenntniß zu geben. In Berlin aber sah man die Dinge keineswegs so naiv an, wie man in Oesterreich zu erwarten schien. Hatte man sich dort seither besorgter gestellt, als man es wirklich war, so erwachte jetzt die Ueberzeugung, daß man sich, wenn nicht auf eine österreichische Offensive, so doch auf eine Veränderung der Lage gefaßt halten mußte, bei der Oesterreich dahin gelangen würde, seine Politik durch eine Preußen weit überlegene militärische Schlagfertigkeit zu unterstützen. Im Jahre 1850 hatte man zu Preußens großem Schaden bereits ähnliche Erfahrungen gemacht. Zudem wurde bekannt, daß Sachsen seine Rüstungen in größerm Maßstabe betreibe, namentlich seine Artillerie und Cavalerie auf den Kriegsfuß setze. Bei der Intimität, die der in Sachsen allmächtige Minister von Beust stets mit dem österreichischen Cabinet unterhielt, bei seinem Preußenhaß, ganz besonders aber bei der außerordentlichen strategischen Wichtigkeit des sächsischen Gebiets im Fall eines Kriegs zwischen Preußen und Oesterreich, war dies sehr zu beachten. An der Behauptung, daß Oesterreichs Rüstungen ausschließlich gegen Italien bestimmt sein sollten, war an sich schon zu zweifeln. Daß Italien Oesterreich auf eigene Hand angreifen werde, war keineswegs anzunehmen; einmal der gegenseitigen Machtverhältnisse wegen, dann aber, weil es bereits bekannt war, daß Victor Emanuel dem Kaiser Napoleon gegenüber in diesem Punkte gewisse Engagements übernommen hatte. Aber selbst wenn diese Behauptung durchaus richtig gewesen wäre, bot sie Preußen keine Garantie. Hat man erst eine mobile Armee, so ist dieselbe mit Hülfe der Eisenbahnen namentlich im eigenen Lande in 8—14 Tagen rasch von einem Punkte auf einen andern weit entfernten geworfen, während die Mobilisirung selbst der Pferdebeschaffung wegen die doppelte bis dreifache Zeit in Anspruch nimmt. In Oesterreichs Absichten lag es überdies nur, den größten Theil seiner Nordarmee auf das linke Donauufer zurückzunehmen, was bei dem Besitz zweier nach Norden führenden Schienenwege durchaus belanglos gewesen wäre.

Graf Bismarck hatte durch die Art und Weise, wie er das österreichische Anerbieten durchschaut und ihm begegnet war, abermals eine nicht geringe Förderung seiner Sache erzielt. Die Presse des eigenen Landes, wie die von London und Paris, stellte sich dabei auf seine Seite. Das Rüstungswerk wurde populärer. Diesen Moment benutzte Graf Bismarck, um seine Solidarität mit Italien vollständig an den Tag zu legen, gleichzeitig aber auch die Bundesreformfrage sehr bestimmt als eine solche zu bezeichnen, die er mit den Waffen gegen Oesterreich aufrecht zu erhalten entschlossen war. In einem vom 25. April datirten Artikel der streng officiösen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" hieß es in Bezug hierauf:

Wenn die österreichische Armee namentlich durch den Ankauf der erforderlichen Pferde auf den Kriegsfuß gesetzt ist, so wird unter den obwaltenden politischen Verhältnissen, in dem Augenblick, wo Preußen die Berufung einer deutschen Nationalvertretung in Frankfurt beantragt hat, wol kaum jemand mit Sicherheit zu entscheiden wagen, ob die österreichische Armee zur Action gegen Preußen oder gegen Italien bestimmt ist. ...

Was soll Preußen diesen militärischen Vorgängen in Oesterreich gegenüber thun? Soll es

im kindlichen Vertrauen, daß die österreichischen Rüstungen sich auf Italien beziehen, seinerseits abrüsten und die Vollendung der Mobilmachung in Oesterreich gemüthlich abwarten? Wir denken, das ist nicht möglich! Wie steht Preußen denn zu Oesterreich? Daß Oesterreich die Feindschaft gegen Preußen zu seinem obersten Staats- und Nationalitätsprincip erhoben hat, darüber ist bei den politischen Parteien im Lande mit wenigen Ausnahmen seit den Tagen von Olmütz kein Zweifel. Gesetzt nun, Oesterreich beabsichtige wirklich nur Italien anzugreifen, darf Preußen zugeben, daß die italienische Armee, auf welche wir bei einem Angriffe Oesterreichs mit Wahrscheinlichkeit zählen können, unschädlich gemacht werde? Sollen wir in Italien die entmuthigende Ueberzeugung befestigen, daß jenes Königreich bei einem Kriege mit Oesterreich der Isolirung ausgesetzt sei? ...

Oesterreichs vom 26. April datirte Antwort auf die Bismarck'sche Depesche vom 21. war in einem gleichzeitig höhnisch freundlichen wie anmaßend hochfahrenden Tone gehalten. Der Kaiser, hieß es darin, habe von den persönlichen Gefühlen des Königs Wilhelm nichts Geringeres erwartet als die unter dem 21. ausgesprochene Bereitwilligkeit. Auch habe der Kaiser Befehl ertheilt, daß „die zur Verstärkung der Garnisonen in Böhmen und Mähren entsandten Truppen ins Innere zurückkehren, um nach einer andern Richtung verwandt zu werden". Dies werde, wie zu erwarten, „die preußische Regierung nicht verhindern, auf die Entfernung unserer Truppen an der böhmischen Grenze mit der Reduction der mobil gemachten preußischen Truppen zu antworten". Was die andern Bundesstaaten anbetreffe, so hätten in denselben „keine effectiven Rüstungen" stattgefunden. Ueberdies liege es in der Hand Preußens, alle Befürchtungen der deutschen Regierungen vollständig zu beschwichtigen.

Man fühlte in Wien sehr wohl, daß man sich durch den Vorschlag gleichzeitiger Abrüstung, den man, nachdem er von Preußen angenommen war, selbst nicht in Ausführung zu bringen geneigt war, ein Démenti gegeben hatte, das Preußen in hohem Grade zugute kam. Um diese Scharte auszuwetzen, fügte man der eben analysirten Depesche vom 26. April, über deren Aufnahme in Berlin wie in der ganzen diplomatischen Welt man sich keinen Täuschungen hingeben konnte, eine zweite bei, die den schwebenden Conflict wieder auf seinen Ausgangspunkt, die Herzogthümerfrage, zurückführen sollte. Hier stand Oesterreich ein gewisses formelles Recht zur Seite, hier hatte es in den zur Zeit noch schwankenden Mittelstaaten wie in der deutschen Demokratie eine Stütze, hier durfte es also auch hoffen, die Wirkungen, welche Preußen durch seinen Bundesreformantrag erzielen wollte, im Keime zu ersticken.

Diese zweite Depesche vom 26. April proponirt Preußen nichts Geringeres, als dem Erbprinzen von Augustenburg sofort die Herzogthümer zu überantworten. Wäre das Recht dieses Prinzen selbst ein über jeden Zweifel erhabenes gewesen, hätte Preußen der Vortheil, sich auf seine Kronjuristen berufen zu können, nicht zur Seite gestanden, hätten selbst Oesterreich und der Erbprinz jetzt Preußen die Bedingungen ausnahmslos zugestanden, die es im Februar 1865 gestellt hatte und die von allen Einsichtigen und Leidenschaftslosen als das anerkannt worden waren, was es um seiner selbst und um Deutschlands willen fordern mußte, die Antwort Preußens hätte dennoch lauten müssen: Non possumus! Nach den Intriguen, die der Prinz gesponnen, nach der entschieden feindseligen Haltung, die er und sein Anhang derjenigen Großmacht gegenüber eingenommen hatten, welche sein Heimatland zweimal mit dem Blut ihrer Söhne der Fremdherrschaft entrissen, hätte sich Preußen durch ein Eingehen auf jene Proposition nur ein zweites Olmütz erkauft. Aber an die Bewilligung der Februarforderungen dachte Oesterreich bei weitem nicht. Vor der Eventualität eines großen Krieges schreckte es weniger zurück als vor einer realen Machterweiterung Preußens. Rücksichtlich der Landarmee Schleswig-Holsteins machte es nicht die geringste Concession, es erwähnte ihrer gar nicht. Die Marinefrage behielt es dem Bunde vor. Alle seine Zugeständnisse beschränkten sich

auf das, was Preußen bereits durch die Gasteiner Convention gesichert war. Wörtlich heißt es in dem betreffenden, angesichts der damaligen Situation an Hohn grenzenden Actenstücke:

Wir schlagen dem preußischen Hofe hiermit vor, sich mit uns zu einer Erklärung in Frankfurt zu vereinigen, des wesentlichen Inhalts, daß Oesterreich und Preußen beschlossen hätten, die durch den Wiener Friedensvertrag erworbenen Rechte auf denjenigen Prätendenten weiter zu übertragen, welchem der Deutsche Bund die überwiegende Berechtigung zur Erbfolge im Herzogthum Holstein zuerkennen würde. Bietet die königliche Regierung hierzu die Hand, so machen wir uns dagegen anheischig, überall, wo dieses nöthig, dazu mitzuwirken, daß dem preußischen Staate diejenigen speciellen Vortheile bleibend gesichert werden, mit deren Gewährung wir uns im Laufe der gepflogenen Verhandlungen einverstanden gezeigt haben, und über welche, was Holstein betrifft, bereits in den Art. 2—6 der Gasteiner Convention provisorische nähere Feststellungen enthalten sind. Preußen wird hierdurch definitiv die militärischen Stellungen von Kiel, Rendsburg und Sonderburg erwerben. Kiel wird zwar Bundeshafen, Rendsburg Bundesfestung werden, aber die königliche Regierung wird uns bereit finden, in den desfalls nach Art. 2 und 3 der Gasteiner Convention im Einverständniß mit ihr in Frankfurt zu stellenden Anträgen jedem ihrer billigen Wünsche entgegenzukommen.

Nicht weniger bereit sind wir, die von Preußen behufs Befestigung von Düppel und Alsen gewünschte Territorialabtretung gemeinschaftlich mit der königlichen Regierung, falls dies verlangt wird, gegenüber dem künftigen Landesherrn auszubedingen. Ebenso werden sich die Leistungen, welche die Herzogthümer bis zur allgemeinen Regelung der Marinefrage am Bunde für die preußische Flotte zu übernehmen haben, ohne Schwierigkeit durch Convention zwischen Preußen und Schleswig-Holstein regeln lassen, und dasselbe gilt von den Bestimmungen, welche die Gasteiner Convention zu Gunsten Preußens in den Art. 4, 5, 6, 7 hinsichtlich der Communication durch Holstein, des Eintritts der Herzogthümer in den Zollverein und der Anlage eines Kanals zwischen Nord- und Ostsee getroffen hat.

Des Pudels Kern offenbart sich in den Schlußsätzen, worin es unter anderm heißt:

Entzieht sich dessenungeachtet Preußen noch immer unsern so gerechten, ehrenvollen Vorschlägen, so wird uns keine andere Entschließung übrigbleiben, als dem Deutschen Bunde den ganzen Stand der Angelegenheit offen darzulegen und gemeinsamer Erwägung unserer Bundesgenossen anheimzugeben, welche Wege in Ermangelung des Einverständnisses zwischen Oesterreich und Preußen einzuschlagen seien, um zur bundesgemäßen Regelung der holsteinischen Angelegenheit zu gelangen. Auch wird dann die Stimme des Landes Holstein selbst, die ohne Zweifel vernommen zu werden verdient, um so weniger noch länger ungehört bleiben können, als ohnehin die holsteinischen Stände nach der geltenden Verfassung im Laufe dieses Jahres einberufen werden müssen.

Mit diesen Sätzen sagte sich Oesterreich von drei Verträgen, die es Preußen gegenüber verpflichteten, los: von einem geheimen Vertrage, der vor dem Kriege (Januar 1863) geschlossen wurde, von dem Wiener Frieden und der Gasteiner Convention. Aus allen diesen Verträgen resultirte, daß die Lösung der Souveränetätsfrage nur nach erzieltem Einverständniß beider Großmächte erfolgen sollte. Die angedrohte einseitige Berufung der holsteinischen Stände, die Oesterreich bis dahin selbst als unzulässig anerkannt hatte, war eine Lossagung von der Gasteiner Convention, die beiden Mächten die gemeinsame Ausübung der Souveränetätsrechte über das Gesammtgebiet der Herzogthümer wahrte. Mag man immer eine gewisse sittliche Rechtfertigung des von Oesterreich angedrohten Verfahrens angesichts dieser keineswegs über schwere Bedenken hinweghebenden Verträge anerkennen, Oesterreich selbst kommt dieselbe nicht zugute. Es bedarf nur flüchtiger Erinnerung an das Verhalten Oesterreichs gegenüber dem Bunde im Laufe des Jahres 1864, um ihm diese Rechtfertigung zu entziehen. Für den, der so weit nicht zurückgehen will, genügt ein Blick in die Gasteiner Convention und speciell in den lauenburger Kaufvertrag.

Die zuerst erwähnte österreichische Depesche vom 26. April, die von Preußen in so barscher und verletzender Weise sofortige Abrüstung forderte, Oesterreich dagegen das

Recht vindicirte, eine Armee auf den Beinen zu erhalten, beantwortete das berliner Cabinet schon am 30. April, und zwar in sehr gemäßigter Weise. Die Hauptstelle lautete:

Im Interesse der Erhaltung des Friedens und der Aufhebung der Spannung, welche auf den Beziehungen der Politik und des Verkehrs gegenwärtig lastet, ersuchen wir daher die kaiserliche Regierung nochmals, daß sie unbeirrt an dem Programm festhalten wolle, welches sie selbst in ihrer Depesche vom 18. aufgestellt hat, und welches Se. Maj. der König in versöhnlichstem Sinne und in Bethätigung seines persönlichen Vertrauens zu Sr. Maj. dem Kaiser unverzüglich angenommen hatte. Wir müssen in Ausführung desselben erwarten, daß zunächst alle seit Mitte März nach Böhmen, Mähren, Krakau und Oesterreichisch-Schlesien gezogenen Truppen nicht nur in ihre frühern Garnisonen zurückkehren, sondern auch alle in jenen Ländern stehen bleibenden Truppenkörper wieder auf den frühern Friedensfuß versetzt werden. Ueber die Ausführung der Maßregeln, also der Herstellung des Status quo ante, sehen wir einer baldigen authentischen Benachrichtigung entgegen, da der von der kaiserlichen Regierung zur Zurückführung der gegen unsere Grenzen versammelten Truppen in den Friedenszustand selbst auf den 25. April festgesetzte Termin längst verstrichen ist. Wir hoffen, daß die kaiserliche Regierung demnächst durch nähere Ermittelungen die Ueberzeugung gewinnen werde, daß ihre Nachrichten über die aggressiven Absichten Italiens unbegründet waren, und daß sie alsdann zur effectiven Herstellung des Friedensfußes in der gesammten kaiserlichen Armee schreiten und uns dadurch zur Genugthuung Sr. Maj. dasselbe Verfahren ermöglichen werde. Solange dieser unsers Erachtens allein richtige und, wie wir glauben durften, beiderseits angenommene Weg nicht eingeschlagen wird, ist es für die königliche Regierung nicht thunlich, der nächsten Zukunft, in welcher ihr wichtige und folgenschwere Verhandlunngen mit der kaiserlichen Regierung bevorstehen, anders als unter Feststellung des Gleichgewichts in der Kriegsbereitschaft beider Mächte entgegenzugehen. Von Verhandlungen, welche von einer Seite bewaffnet, von der andern in voller Entwaffnung geführt würden, kann sich die königliche Regierung einen gedeihlichen Erfolg nicht versprechen.

Oesterreichs Erwiderung erfolgte am 4. Mai. Graf Mensdorff recapitulirte die vorangeführten Schlußsätze der preußischen Depesche und erklärte dann, daß die kaiserliche Regierung angesichts dieser Aeußerungen die Verhandlungen über gleichzeitige Zurücknahme der gegenseitigen Rüstungen für erschöpft halten müsse. Dabei wiederholte er indeß die Versicherung, daß Oesterreich weder gegen Preußen noch gegen Italien eine Offensive beabsichtige. Ueber seine auch im Interesse Deutschlands gebotene Kriegsbereitschaft gegen Italien, erklärte er schließlich, stehe keiner fremden Macht eine Controle zu.

Nach dieser Kundgebung war nicht zu erwarten, daß das berliner Cabinet noch eine Antwort auf die Schleswig-Holstein betreffende Depesche vom 26. April ertheilen werde. Im Plane des Grafen Bismarck scheint eine Beantwortung dieser Depesche überhaupt nicht gelegen zu haben, da er schon einige Tage nach deren Eingang im „Staats-Anzeiger" erklären ließ, ein etwa zu machender preußischer Gegenvorschlag müsse sich auf ganz anderm Boden bewegen als die österreichischen Propositionen, welche den Wiener Frieden und die Gasteiner Convention ignorirten. Wider alles Erwarten wurde indeß aus einem preußischen Circularschreiben an die auswärtigen Mächte, welches die „Times" im Laufe des Juni publicirte (s. den Schluß dieses Abschnitts), bekannt, daß man sich in Berlin dennoch und zwar unter dem 7. Mai zu einer diplomatischen Eröffnung unter Anknüpfung an die in Rede stehende österreichische Depesche herbeigelassen habe. Dieselbe war streng vertraulicher Natur und enthielt das Anerbieten, sich mit Oesterreich über Abtretung seiner Rechte an die Herzogthümer gegen angemessene Entschädigung zu verständigen. Die Annahme dieses Vorschlags würde die großartig angelegte Politik Bismarck's zu Fall gebracht und diesen Staatsmann an der Schwelle seines Ziels wahrscheinlich zum Rücktritt gezwungen haben. In den hochconservativen Kreisen Berlins fehlte es nicht an distinguirten Personen, die, namentlich seit dem demokratisch

angelegten Bundesreformvorschlage, im Einverständniß mit österreichischen Standes- und Gesinnungsgenossen den Sturz Bismarck's unablässig erstrebten, und aus diesen Kreisen ist jenes Verständigungsproject wahrscheinlich hervorgegangen. In jenem uns als Quelle dienenden Circularschreiben (d. d. 4. Juni) wird auch ausdrücklich constatirt, daß diese vertrauliche Eröffnung nicht auf den Rath der preußischen Minister, sondern infolge der Einmischung dritter, die auf die Friedensliebe und den conservativen Sinn des Königs speculirten, erfolgt war. Das Glück wollte, daß der Versuch scheiterte. Wäre er gelungen, so wäre eine abermalige Periode der Versumpfung wie die von 1850—63 die unausbleibliche Folge gewesen.*)

Durch die jüngsten diplomatischen Acte hatte sich Oesterreich den Weg zu Concessionen, die Preußen moralisch zur Friedfertigkeit gezwungen hätten, in einer Weise versperrt, daß es fast zur Gewißheit wurde, es wolle selbst den Krieg. Seine Depesche vom 26. April in Betreff der Herzogthümerfrage trug den casus belli im Schoße. Der maßlos erregten öffentlichen Meinung des eigenen Landes gegenüber war es bereits in einer Lage, die kaum einen Rückzug zuließ. Zu alledem kam aber der Umstand, daß es durch seine offen ausgesprochenen großartigen Kriegsrüstungen gegen Italien diesem jedes Bedenken nahm, nun seinerseits ebenso offen zu Gegenrüstungen zu schreiten. Bis dahin hinderten die Rücksichten auf Frankreich, das eine kriegerische Entscheidung noch gern vermieden hätte, das junge Königreich an voller freier Bewegung. Von jetzt ab aber bot ihm nicht allein der gewaltige Geldaufwand, sondern in weit höherm Grade noch die Erregung aller Gemüther einen den politischen Anschauungen Napoleon's vollkommen entsprechenden Rechtstitel, auf eigene Hand kriegerische Politik zu treiben. Es kann mit Zuversicht behauptet werden, daß nach Abgabe der Erklärung Oesterreichs, es könne Italiens wegen nicht abrüsten, entschieden feststand, die Erhaltung des Friedens sei ohne die Abtretung Venetiens nicht mehr möglich.

Wie wenig umfangreich bis dahin die militärischen Maßnahmen Italiens waren, erweist sich aus einer vom 28. April datirten Circulardepesche Lamarmora's an die auswärtigen Vertreter Italiens. Mag dieselbe immer cum grano salis verstanden werden müssen, so gebot doch schon die Rücksicht auf die am Hofe von Florenz beglaubigten Diplomaten, mit der Wahrheit nicht allzu rücksichtslos umzugehen. Diese Depesche analysirt die großartigen kriegerischen Vorbereitungen Oesterreichs im Venetianischen und schließt dann mit den Worten: „Sie sind beauftragt, Herr Minister, die Regierung, bei der Sie beglaubigt sind, auf diese Thatsachen aufmerksam zu machen. Sie wird, wie ich das Vertrauen habe, die Pflichten würdigen, welche so ernste Umstände der Regierung des Königs auferlegen. Es ist für die Sicherheit des Königreichs unvermeidlich geworden, daß unsere Streitkräfte zu Land und zur See, die bis heute auf dem Friedensfuß geblieben waren, ohne Verzug vermehrt werden. Indem die Regierung jene Maßnahmen trifft, welche die Vertheidigung des Landes verlangt, entspricht sie nur den Anforderungen der Stellung, die ihr Oesterreich geschaffen hat."

Während des Depeschenwechsels mit Oesterreich hatte die Bundesreformfrage nicht geruht. Am 21. April fand die erste derselben gewidmete Berathung in Frankfurt statt. Auf Preußens Verlangen wurde dessen am 9. eingebrachter Antrag einem besondern Ausschuß von neun Mitgliedern übergeben. Oesterreich erklärte, daß nur durch Preußens Schuld das Reformproject des Kaisers von 1863 gescheitert sei, nichtsdestoweniger sei die kaiserliche Regierung zur Prüfung preußischer Vorschläge bereit. Ehe diese aber

*) In der Bundestagssitzung vom 9. Juni ließ Bismarck die vertrauliche Eröffnung vom 7. Mai, zu deren Erlaß ihn zweifelsohne nur der entschiedene Wille seines Königs vermocht hatte, als einen Beweis preußischen Entgegenkommens zur allgemeinen Kenntniß bringen.

vollständig bekannt seien, könne sich die Bundesversammlung auf Verhandlungen gar nicht einlassen. Oesterreich wollte also schon eine einfache Zurückweisung des nur auf Wahl einer Commission gerichteten preußischen Verlangens. Daß Preußen dennoch mit seinem Antrage auf Bestellung einer solchen durchdrang, dankt es namentlich Baiern, dann aber auch der noch schwankenden und abwartenden Haltung mehrerer kleinerer Staaten. Bald nach dieser ersten Sitzung präcisirte Preußen seine am Schluß des Antrags vom 24. März bereits ausgesprochene Willensmeinung in einer Circulardepesche an die deutschen Regierungen noch einmal wie folgt:

... Unsere Vorschläge werden wir unsern Bundesgenossen erst dann vorlegen, wenn der Zusammentritt des Parlaments zu einem bestimmten Tage gesichert ist. Wir werden bei den Ausschußberathungen die Gebiete des Staatslebens bezeichnen, auf welche unsere Vorschläge sich erstrecken werden. Es sind größtentheils Fragen, welche sich auf die Sicherstellung der höchsten Zwecke des Bundes beziehen, die bereits Gegenstand der eingehendsten Erörterungen gewesen sind und deshalb eine Verständigung zu einem bestimmten Termine möglich machen. Wir werden uns, um dies Ziel zu erreichen, gern bescheiden, nur die allernothwendigsten Fragen anzuregen, da uns dadurch der Erfolg des Reformversuchs am meisten gefördert erscheint. An eine Verständigung der Regierungen über den Inhalt und Text der Vorschläge aber glauben wir nicht, wenn für dieselbe nicht ein Präclusivtermin mit der Aussicht auf die fördernde Mitwirkung des in der Volksvertretung liegenden einheitlichen und nationalen Factors gestellt wird. Nach den mit den Reformversuchen in den letzten Jahrzehnten gemachten Erfahrungen halten wir es für ganz zweifellos, daß ohne die selbst auferlegte Nöthigung, welche in der vorherigen Festsetzung des Termins für die Parlamentseröffnung liegt, an eine Verständigung der Regierungen auch nur über die allernothwendigsten Reformen gar nicht zu denken ist. Wir stehen mit dieser Ueberzeugung, für welche die eclatantesten Thatsachen sprechen, gewiß nicht allein. Sind doch die Gefahren, welche dem Bunde von außen drohten, nicht ausreichende Motive gewesen, um für die dringend nothwendige Reform der Bundeskriegsverfassung auch nur die ersten Schritte zu Wege zu bringen, zu welcher Preußen seit vier Jahrzehnten wiederholt in energischer Weise den Anstoß gegeben hat. Und hat doch noch im letzten Jahrzehnt, angesichts des stets drohenden dänischen Kriegs, die Verhandlung über die Küstenvertheidigungs- und Flottillenfrage, wo es sich bei Preußens Opferwilligkeit nur um ganz geringfügige Leistungen seitens der Bundesgenossen handelte, trotz aller unserer Bemühungen am Bunde und bei den Regierungen, seit 1859 bisjetzt aussichtslos geschwebt. Die Bestimmung des Termins der Parlamentseröffnung vor Beginn der Regierungsverhandlungen über die Reformvorlagen ist der Kern unsers Antrags vom 9. April. Mit der Ablehnung dieser Frage wäre die ernstliche Behandlung der Bundesreform überhaupt thatsächlich abgelehnt.

Es vergingen Wochen, ehe der Neuner-Ausschuß sich constituirte und zu Berathungen gelangte. In einer derselben (15. Mai) skizzirte der preußische Vertreter die allgemeinen Gesichtspunkte seiner Regierung bezüglich der nothwendigsten Reformen in der politischen Gestaltung Deutschlands und theilte gleichzeitig mit, daß Preußen zur unveränderten Annahme des Reichswahlgesetzes von 1849 bereit sei. Weiter ist die Angelegenheit am Bunde nicht gediehen, Preußens Vorschlag aber war damit keineswegs beseitigt, vielmehr trat derselbe, wie wir später sehen werden, im letzten Moment der politischen Krisis in concreter Form ans Licht, um bis über den Krieg hinaus eine hervorragende Stelle zu behaupten. Vorgreifend sei erwähnt, daß Preußen beabsichtigte, den Oberbefehl über die nichtösterreichischen Truppen derart mit Baiern zu theilen, daß derselbe Preußen nördlich, Baiern südlich des Main zufallen sollte. Baiern war dadurch einigermaßen Ersatz für die Vortheile in Aussicht gestellt, die der österreichische Entwurf von 1863 dieser Macht einräumte. Diese große, von der öffentlichen Meinung Preußens sehr ungünstig aufgenommene Concession konnte, sofern sich der Ehrgeiz des münchener Cabinets damit beschieden hätte, von bedeutender Tragweite sein. Wenn es in der Hand irgendeiner Macht gelegen hat, den Krieg zwischen Preußen und Oester-

reich, wenn nicht zu vermeiden, so doch zu localisiren, so lag es in der Baierns. Ohne dessen active Bundesgenossenschaft konnte Oesterreich auf diejenige des ganzen übrigen Deutschland mit einziger Ausnahme Sachsens nicht zählen; bei einer neutralen Haltung Deutschlands aber wäre auch die in Wien gehegte Hoffnung auf ein Eintreten Frankreichs gegen Preußen noch viel unbegründeter gewesen, als sie sich ohnedies erwiesen hat.

Die nächste bedeutende Wirkung des preußischen Bundesreformvorschlags war die, daß derselbe der liberalen Presse Preußens erwünschte Gelegenheit bot, ihre Opposition speciell in der schleswig-holsteinischen, dann aber auch in der Militärfrage fallen zu lassen. Zur Lösung beider, ließ sich jetzt deduciren, sei das deutsche Parlament berufen. Die größten, bisher der Bismarck'schen Politik schroff gegenüberstehenden Journale ergriffen diesen Ausweg; die Abneigung gegen Oesterreich und den Bund that das übrige und so begann sich die Stimmung im Innern allmählich günstiger zu gestalten, wenn auch noch große Schwierigkeiten zu überwinden waren.

Die öffentliche Meinung in den Mittel- und Kleinstaaten, ganz besonders aber die demokratischen Elemente drängten zu jener Zeit vielfach auf einen Zusammenschluß dieser Staaten zu einem engern Bunde, andere wollten die sofortige Proclamirung der Reichsverfassung von 1849. Im allgemeinen aber herrschte völlige Unklarheit der Ziele. Der maßlose Haß gegen Bismarck war der einzige gemeinsame Grundzug zahlreicher Parteibeschlüsse. Nachdem der Antrag auf Berufung eines aus directen Volkswahlen hervorgehenden Parlaments allen positiven Forderungen, auf welche die Resolutionen der Versammlungen und Vereine bisher hinauszulaufen pflegten, die Spitze abgebrochen hatte, war man auf eine reine Negation angewiesen. Man verschmähte die Gabe des Gebers wegen. Die Regierungen der Mittel- und Kleinstaaten hatten daher in der Verfolgung einer reinen Cabinetspolitik freie Hand. Vor allem war es Sachsen, das diesen Weg betrat. Schon am 16. März hatte Oesterreich sich in einer der Veröffentlichung vorenthaltenen Depesche an die Mittelstaaten gewandt und dieselben zur Mobilmachung gegen Preußen aufgefordert. Nur Sachsen war darauf sofort eingegangen. Sein leitender Staatsmann, der Minister von Beust, nahm keinen Anstand, das Geschick des blühenden, durch Religion, Gesittung, Handel und Verkehr dem nordischen Nachbarn so nahe verwandten Landes an den gewaltsam bergab rollenden Wagen Oesterreichs zu knüpfen. Und doch war Sachsen zumeist von allen Staaten Deutschlands darauf angewiesen, alles aufzubieten, den Frieden zu erhalten. Machten Oesterreichs Feldherren keinen Fehler, so mußten sie so operiren, daß zunächst Sachsen Kriegsschauplatz wurde; wollte Preußen die gewaltige Blöße decken, die Berlin nach Süden hin dem Feinde bietet, so war es seinerseits genöthigt, Oesterreich in der Besetzung des Landes zuvorzukommen. Sachsen war also das wahrscheinliche Kriegstheater. Nur die strengste Neutralität bot Aussicht, es vor diesem Schicksal zu bewahren. Obgleich auch andere deutsche Regierungen kriegerische Vorbereitungen getroffen hatten, war es vorzugsweise Sachsen, welchem Preußen dieserhalb sehr energisch entgegentrat. Ihm gegenüber hat Bismarck überhaupt eine Politik befolgt, der wenigstens das Prädicat „offen und ehrlich" nicht abgesprochen werden kann. Ueber das, was Sachsen, sobald seine active Parteinahme gegen Preußen entschieden, bevorstand, konnte seine Regierung nicht in Zweifel sein. Schon im Laufe des März brachte ein unabhängiges preußisches Blatt eine kriegswissenschaftliche Darlegung der strategischen Verhältnisse, die Preußen mit der Rechtfertigung der Selbsterhaltung zwingen würden, sich in dem Moment, wo Sachsens kriegerische Parteinahme für Oesterreich entschieden sei, seines Gebiets zu bemächtigen. Nicht nur die preußische officiöse Presse, sondern auch diejenige des Auslandes, namentlich Frankreichs, nahmen den Gegenstand in gleichem Sinne auf und nicht lange währte es, so herrschte kein Zweifel mehr über das Geschick, welches Sachsen eventuell bevorstehen

würde. Nachdem Oesterreich durch seine Depeschen vom 26. April eine kriegerische Entscheidung näher gerückt hatte, richtete Graf Bismarck an das dresdener Cabinet eine förmliche Sommation. Dieses vom 27. April datirte Actenstück beginnt wie folgt:

Aus den Andeutungen des königlich sächsischen Herrn Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, über welche Ew. Exc. uns wiederholt Bericht erstatteten, haben wir bis dahin schließen zu müssen geglaubt, daß für den Fall eines Conflicts zwischen Preußen und Oesterreich das Programm der sächsischen Regierung in der Neutralität bestehe. Der Hr. Baron von Beust hat es als seine persönliche Meinung ausgedrückt, daß diese Neutralität in der allerstrengsten Weise beobachtet werden müßte und nach keiner Richtung hin aufgegeben werden dürfe. Er hat zu gleicher Zeit als die für Sachsen allein passende Stellung die eines Mitgliedes des Bundes bezeichnet; er hat vorzugsweise sowol in den an unsere Regierung gerichteten Erklärungen als in denen am Bundestage an dem Satze festgehalten, daß diese Stellung als Bundesglied den Krieg unmöglich mache und daß die Bundeseinrichtungen, insbesondere der Art. 11 der Bundesacte, hinreichende Mittel gewähren, um die zwischen Bundesgliedern bestehende Spannung zu beseitigen und den Ausbruch des Conflicts zu verhindern. Diese Ausführungen lassen sich schwer mit den Mittheilungen vereinigen, welche uns bezüglich der Rüstungen und Kriegsvorbereitungen, die gegenwärtig in Sachsen stattfinden, zugehen und die es uns nicht mehr zweifelhaft machen, daß die sächsische Armee nach und nach auf den vollständigen Kriegsfuß gebracht werden soll; ja daß dieser Zweck, soweit es die Artillerie betrifft, bereits vollständig erreicht ist, und es bezüglich der Cavalerie, insbesondere durch den angeordneten und zum größern Theil bereits effectuirten Ankauf von Pferden, in Kürze sein wird.

Bismarck führt dann aus, daß die seitherige Haltung der sächsischen Regierung und der preußenfeindliche Geist ihrer officiösen Presse keinen Zweifel darüber ließen, daß diese Rüstungen gegen Preußen gerichtet seien. Er forderte hierüber bestimmte Aufklärungen mit dem Zusatze, daß Preußen, sofern diese nicht ertheilt würden, zu militärischen Maßnahmen gegen Sachsen schreiten werde.

Beust antwortete am 29. April in der ihm eigenen Manier. Er erinnere sich nicht, hieß es, die absolute Neutralität als Programm der Regierung erklärt zu haben, halte vielmehr, wie aus dem Beitritt Sachsens zur Antwort Baierns auf die Depesche vom 24. März hervorgehe, streng am bundesmäßigen Standpunkt fest. Die Rüstungen Sachsens seien nur zum Zwecke der Vertheidigung unternommen und um den voraussichtlichen Bundespflichten zu genügen. Maßregeln dieser Art hätten nicht nur, wie Graf Bismarck meine, einen Sinn, wenn man auf die Neutralität verzichten wolle, sondern auch wenn die Achtung der Neutralität nicht gesichert sei. Im Verlauf der Depesche wird es als ein Act der Großmuth dargestellt, daß Sachsen den preußischen Rüstungen gegenüber nicht schon längst Präventivmaßregeln am Bunde beantragt habe, und am Schlusse des voluminösen Actenstücks heißt es, daß das dresdener Cabinet sich weitere Erklärungen in Frankfurt vorbehalte.

Die politische Stellung Sachsens in dem drohenden Conflict war hiermit schon entschieden. Preußen hatte den Bund bei seiner jetzigen Verfassung in seinem Reformantrage bereits für incompetent zur Schlichtung des Conflicts erklärt, es hatte die Einzelregierungen, ehe sie Rüstungen ins Werk gesetzt hatten, um bestimmte Erklärung, ob für oder wider, aufgefordert. Unmittelbar nach dem 24. März, als noch keiner der Mittelstaaten gerüstet hatte, war ein Hinweis auf den Bund der politischen Logik noch entsprechend, jetzt aber standen die Dinge anders. Solange ihre Rüstungen sich nicht auf einen Bundesbeschluß stützen konnten, war Preußen unbedingt auch formell berechtigt, darüber nach internationalem Brauch Auskunft zu fordern. In Berlin erklärte man sich denn auch dem sächsischen Gesandten gegenüber mit der Antwort Sachsens nicht zufrieden und bedeutete gleichzeitig, daß man die Correspondenz mit dem dresdener Cabinet als abgeschlossen erachte. Beust führte infolge dessen die Drohung aus, sich an den Bund zu wenden, ein Schritt, durch den er die Bismarck'sche Idee, den Bund zu

einer Competenzüberschreitung zu bringen, nur förderte. Ausschließlich sich gegen Preußen wendend, die Rüstungen Oesterreichs vollständig mit Stillschweigen übergehend, lautete ein am 5. Mai, unter Vorlage der vorausgegangenen diplomatischen Correspondenz, eingebrachter Antrag Sachsens:

Hohe Bundesversammlung wolle ungesäumt beschließen, die königlich preußische Regierung darum anzugehen, daß durch geeignete Erklärung dem Bunde mit Rücksicht auf Art. 11 der Bundesacte volle Beruhigung gewährt werde. Der Gesandte ist zugleich angewiesen, auf Abstimmung in einer baldigst anzuberaumenden Sitzung anzutragen und damit die Erklärung zu verbinden, daß die königliche Regierung sich inmittels zu allen zur Vertheidigung erforderlichen Maßregeln, soweit es ihr die Verhältnisse gestatten, für berechtigt und verpflichtet halte.

Gleichzeitig erklärte Oesterreichs Bevollmächtigter, der Bundesfriede erscheine nicht gesichert, solange Preußen bezüglich des Art. 11 nicht ebenso beruhigende Erklärungen gegeben habe, wie sie von Oesterreich bereits früher erfolgt seien.

Aber noch eine energischere Beitrittserklärung zu dem sächsischen Antrage erfolgte von seiten Oesterreichs. Am Tage nach der Einbringung derselben erging in Wien der Befehl, die ganze Armee auf den Kriegsfuß zu setzen, und die Nordarmee an der böhmischen und schlesischen Grenze zu versammeln.

Am 9. Mai schon kam der am 5. eingebrachte Antrag Sachsens zur Abstimmung. Nur das um seine Existenz besorgte und stets schwankende Kurhessen, dann Mecklenburg, die 15. Curie (Oldenburg) und die 17. Curie (Hansestädte) stimmten dagegen, alle andern Stimmen traten Hrn. von Beust darin bei, daß Preußen zu einer Erklärung aufzufordern sei, zu der es nach Bundesrecht nicht verpflichtet war.

Preußen gab statt dessen eine Erklärung ab, die zwar den defensiven Charakter seiner bisherigen Maßnahmen abermals betonte, die aber in der völligen Lossagung von der Fessel des Bundes gipfelte. Die letzten Sätze derselben lauten:

Weder die von Sachsen geforderten Erklärungen noch die dabei in Aussicht gestellten Gegenmaßregeln bezweckten etwas anderes, als die vollständige Sicherstellung des preußischen Gebiets. Da also hiernach diese Maßregeln, insoweit sie in das Leben getreten sind, einen entschieden defensiven Charakter an sich tragen, so sieht sich des Gesandten allerhöchste Regierung nicht in dem Falle, solche zurückzunehmen, bevor der Anlaß beseitigt ist, welcher sie hervorgerufen, und bis die Regierungen, welche mit den Rüstungen begonnen haben, auch mit der gewünschten Abrüstung vorangegangen sein werden. In diesem Sinne ist es die preußische Regierung, welche mit Befremden in dem königlich sächsischen Antrage die Verhältnisse umgekehrt sieht, und welche daher vielmehr ihrerseits von der Bundesversammlung erwarten darf, daß sie die hohen Regierungen von Sachsen und Oesterreich veranlassen werde, ihre eingestandenermaßen Preußen gegenüber getroffenen Rüstungen baldmöglichst einzustellen. Sollte hohe Bundesversammlung dieses zu thun Anstand nehmen, oder dem Bunde selbst in seiner gegenwärtigen Verfassung dies in möglichst kurzer Frist zu bewirken die Kraft abgehen, so würde sich Preußen allerdings gezwungen sehen, das Bedürfniß der eigenen Sicherheit und der Erhaltung seiner europäischen Stellung in erster Linie für sich als maßgebend zu betrachten und sein Verhältniß zu einem Staatenbunde, der im Widerspruch mit seinem obersten Grundgesetz die Sicherheit seiner Mitglieder nicht vermehrt, sondern gefährdet, den gebieterischen Forderungen der Selbsterhaltung unterzuordnen.

2) Wirkung des letzten Vorgangs am Bunde auf die allgemeine Stimmung in Preußen. Die Friedensadressen. Auflösung des preußischen Abgeordnetenhauses. Ergebniß der Neuwahlen. Der Abgeordnetentag in Frankfurt. Stimmung in Süddeutschland. Bluntschli's Antrag in der badischen Ersten Kammer. Volksstimmung in Sachsen. Resolutionen der Parteien in Schleswig-Holstein. Umstimmung der öffentlichen Meinung in Preußen. Preußische Depesche an Würtemberg vom 22. Mai. Die Bamberger und ihr Bundesantrag vom 19. Mai. Ueberblick über die inzwischen erfolgten kriegerischen Rüstungen. Die Phase der Einmischung des Auslandes. Stimmung in Frankreich. Erklärung Rouher's in der Legislativen. Rede von Auxerre. Die Einladungen zum Congreß. Die Antwort Oesterreichs und das Ende der Vermittelungsversuche. Oesterreichs entscheidend wirkender Bundesantrag vom 1. Juni. Preußens Gegenerklärungen. Circulardepesche Bismarck's vom 4. Juni.

Wenn irgendetwas den Grafen Bismarck in Preußen populär zu machen vermochte, war es sein rücksichtsloses Vorgehen gegen den von dem Groll aller freisinnigen Elemente verfolgten Bundestag. Selbst nachdem es dem Bundestage zu Anfang 1864 gelungen war, durch seine Parteinahme für das Recht des Augustenburgers der Politik Bismarck's gegenüber Partei für sich zu gewinnen, hatte er durch die totale Unfähigkeit, sich auf dem eingeschlagenen Wege durchgreifend zu bethätigen, nur mitleidiges Achselzucken wach gerufen. Als bald darauf Hr. von Beust die Rechtstheorien des Bundes Preußen gegenüber bei Gelegenheit der Räumung Holsteins durch die Sachsen und Hannoveraner zur Geltung zu bringen versuchte, erwachte der Preußenstolz und die Misbilligung der Kleinstaaterei wieder so lebhaft, daß schon gegen das Ende des Jahres 1864 die Sympathien des Landes sich der Bismarck'schen Politik wieder sehr genähert hatten. Die Regierung unterließ es indeß damals, den günstigen Moment zu einer Versöhnung mit ihren politischen Gegnern zu benutzen. Ein, wenn auch bei weitem nicht gleich günstiger, so doch immer zur Anbahnung einer Verständigung geeigneter Moment war jetzt wiedergekehrt. Das Auftreten Preußens gegenüber dem sächsischen Antrage am Bunde wurde von dem größten Theil der Oppositionspresse mit lautem Beifall begrüßt.

Bisher waren die Friedensagitationen, deren bereits früher gedacht wurde, noch immer fortgegangen. Bis über die Mitte des Mai hinaus wurden noch von den Gemeindevertretungen der großen Städte des Landes Adressen beschlossen, in denen sich der Wunsch nach Erhaltung des Friedens rückhaltslos kundgab. Nicht nur aus dem Westen der Monarchie, wo die materiellen Interessen so sehr im Vordergrunde stehen, sondern auch von Berlin, Magdeburg, Stettin, Königsberg u. s. w. ward der König mit solchen Eingaben bestürmt. Alle gaben dem preußischen Patriotismus Ausdruck, keine aber athmete etwas von dem Geiste, der eine Nation vor einem großen Kriege durchdringen muß, soll ihr der Sieg in Aussicht stehen. Die Stadtverordneten von Köln fanden nur den Ausdruck der Hoffnung, „daß die Weisheit des Königs auch auf der Bahn des Friedens Wege finden werde, Preußen in seiner Stellung als den Kern der Kraft Deutschlands zu erhalten und zu stärken". In der Adresse der durch und durch preußischen Stadt Magdeburg hieß es, daß man den König nicht bitten wolle, den Frieden um jeden Preis zu erhalten. Allein die Begeisterung wie 1813 könne nur aus der vollsten Einigkeit zwischen Regierung und Volk erwachsen. Deshalb bitte sie, es möge dem König gefallen, „den Frieden im Innern des Landes herzustellen und mit vollem Vertrauen sich zu dem Volk zu wenden, das in allen Zeiten mit Gut und Blut zu seinen Königen gestanden hat". In der letztern Bitte stimmten alle Städte überein, viele erhofften davon unmittelbar den Frieden, weil ihrer Ansicht nach ein Systemwechsel sofort zu Gunsten der Bundesreform seine Rückwirkung auf ganz Deutschland üben würde, andere erwarteten davon das sofortige Erwachen der nöthigen Begeisterung für den Krieg. Nur eine einzige Stadt und zwar die Hauptstadt derjenigen Provinz, die Oesterreich bereits laut als den ihm voraussichtlich zufallenden Siegespreis bezeichnete, die auch nach

der damaligen militärischen Situation am bedrohtesten schien, Breslau, redete in anderm Tone zu ihrem König. Trotz dessen, daß die weitüberwiegende Majorität seiner Bürger der entschiedensten Opposition in innern Angelegenheiten angehörte, wie dies seine Vertretung auf dem Landtage und verschiedene Vorgänge im communalen Leben bewiesen, erinnerte Breslau in patriotisch gehobener Sprache an die große Zeit von 1813 und sprach aus, daß das Volk die den König zum Kriege veranlassenden Gründe anerkenne und würdige, daß es keinen Frieden, der ein zweites Olmütz bedeute, wolle, und daß eine Kampfesbegeisterung gleich der von 1813 sofort erwachen würde, wenn die Weisheit des Königs Mittel finden werde, den innern Conflict zu beseitigen.

Die Wirkung der breslauer Adresse war eine sehr bedeutende. Uebrigens ist an die anders lautende Sprache derjenigen der übrigen Städte kein zu strenger Maßstab anzulegen. Die Mehrzahl derselben fiel in eine Zeit, in welcher der Conflict zwischen Regierung und Volk durch einen kühnen Schritt der erstern plötzlich wieder mächtig in den Vordergrund trat, was zweifellos auf die dem König gegenüber eingenommene Haltung einen bedeutenden Einfluß übte. Vertrauend auf die Wirkung, welche die Klarlegung der Situation infolge der Bundestagssitzung vom 8. Mai ausüben würde, hatte sich nämlich das Ministerium Bismarck zu einem Appell an die Nation entschlossen. Zur großen Ueberraschung des Landes erschien schon am 9. Mai eine königliche Verordnung, welche die Auflösung des Abgeordnetenhauses aussprach. In der dieselbe motivirenden Eingabe des Staatsministeriums, die gleichzeitig veröffentlicht wurde, wurde die politische Situation als sehr ernst bezeichnet und die Nothwendigkeit, den Landtag einzuberufen, um „die der Lage des Landes entsprechenden Beschlüsse zu fassen und der Einmüthigkeit, welche das preußische Volk beseelt, wenn es der Erhaltung der Unabhängigkeit und der Ehre des Landes gilt, den loyalen Ausdruck zu geben". Das frühere Haus der Abgeordneten wurde in dieser königlichen Verordnung zwar mit Achtung behandelt, an seinem Patriotismus nicht gezweifelt, aber es hieß, daß dieses Haus unter andern Verhältnissen gewählt sei und der König das Bedürfniß fühlen werde, „die Stimmung kennen zu lernen und zum Ausdruck gebracht zu sehen, welche das preußische Volk im jetzigen Augenblick und mit Rücksicht auf die gegenwärtige Lage der Dinge beseelt".

Die Regierung hätte sich ohne Verfassungsverletzung noch weiter von parlamentarischen Schwierigkeiten fern halten können. Nach der jetzt erfolgten formellen Auflösung aber waren verfassungsmäßig sofortige Neuwahlen geboten und binnen einer Frist von längstens 90 Tagen mußte der Landtag versammelt sein. Der Schritt der Regierung war also im Grunde ein Zeichen eigenen Vertrauens in die Volksthümlichkeit der eingeschlagenen Politik, und ein recht eigentlicher Appell ans Volk. Daß nicht Finanznoth der leitende Factor war, hat die Erfahrung bewiesen. Nichtsdestoweniger war die anfängliche Wirkung dieses Schrittes im Lande eine ganz entgegengesetzte. Daß nicht das Ministerium eine Aenderung erlitt, sondern eine Kammer aufgelöst wurde, die dasselbe in allen Punkten aufs nachhaltigste bekämpft hatte, erregte einen wahren Sturm im Lande. Und gerade während seines Tobens wurden jene Adressen angeregt, durchberathen und abgesandt.

Aber der Sturm legte sich bald. Je klarer sich die äußere Politik in ihren Zielen offenbarte, um so populärer ward sie. Noch vor Ausbruch des Kriegs fand die Wahl der Wahlmänner statt, die Regierung beobachtete eine anerkennenswerthe Zurückhaltung, und doch war die Neugestaltung der Kammer ein Sieg für sie. Beiläufig verdient bemerkt zu werden, daß auch ein zufälliges Ereigniß dazu beitrug, dem Grafen Bismarck Popularität zu verschaffen. Am 7. Mai übte ein junger Würtemberger, ein Stief- und Adoptivsohn des in London lebenden bekannten Republikaners Blind, ein meuchelmörderisches Attentat auf der Hauptstraße Berlins gegen den Ministerpräsidenten aus. Bismarck's muthige Haltung angesichts der größten Gefahr gewann ihm die Sympathie der

Massen. Wichtiger aber war, daß Tausende im Lande daran erinnert wurden, wie unentbehrlich dieser Mann gerade im Moment der politischen Krisis für Preußen sei. Endlich kam es der Regierungspolitik zugute, daß die hochconservative Partei, die bisher ihre Stütze in den Kammern war, sich offen gegen einen Bruch mit Oesterreich, also gegen Bismarck aussprach. Gerade weil ihr Führer, der Rundschauer der „Kreuzzeitung", Hr. von Gerlach, daraus die innere Auflösung der conservativen Partei weissagte, gewann das Bismarck'sche Programm in der Majorität der Nation an Freunden. Bismarck bot alles auf, deren Zahl zu mehren. Seine Organe verwiesen stets auf seine bis dahin nur durch leichte Andeutungen bekannten, jedenfalls aber den völligen Bruch mit dem alten Bunde constatirenden Bundesreformvorschläge. Dabei wurde die Sprache immer offener und volksthümlicher. „Der Krieg als Cabinetskrieg begonnen", schrieb ein streng officiöses Blatt, „wird als Volkskrieg zu Ende gehen." Mit seinem Bundesreformplane selbst mußte Bismarck, seinem den Mittelstaaten gegenüber ausgesprochenen Entschlusse gemäß, denselben erst nach Fixirung des Termins für die Parlamentsberufung vorzulegen, noch zurückhalten, in Preußen selbst aber machte er kein Hehl daraus, daß er denselben allerdings sehr eng begrenzt habe, um ihn den Regierungen der andern Staaten annehmbar erscheinen zu lassen, daß er aber nichtsdestoweniger auf die Verwerfung des Plans rechne, in welchem Falle ein in den Augen aller national und liberal Gesinnten gerechtfertigter Ausgangspunkt gefunden sei, dem Kriege wahrhaft große Ziele zu geben.

Gegen die Regierung wühlte von der Zeit einer entschiedenen Wendung zum Kriege ab, die wir von den letzten Vorgängen am Bunde datiren müssen, nur noch diejenige Partei, die der großen Streitfrage zwischen Preußen und Oesterreich im allgemeinen indifferent gegenüberstand, und mit dem idealen Begriff „Deutschland" nur ihre eigentliche Vaterlandslosigkeit oder ihr radicales Republikanerthum deckte. Ihren Führern gelang es, die jeder politischen Einsicht baren Schichten des Volks in „Urwählerversammlungen" zu Beschlüssen zu treiben, zu denen sich nach eingetretener kriegerischer Action niemand mehr bekennen wollte. Außerhalb Preußens machte sich jene Tendenz zumeist geltend, was aber nicht verfehlte, eine Rückwirkung auszuüben. Am 20. Mai versammelte sich noch einmal der sogenannte Deutsche Abgeordnetentag in Frankfurt a. M. und bei dieser Gelegenheit war es, wo die in Rede stehende politische Richtung in einer Weise zum Ausdruck gelangte, die durchaus geeignet war, in Preußen eine Reaction dagegen wach zu rufen. Was zunächst den schließlich zur Annahme gelangenden Ausschußantrag betrifft, so war derselbe, trotz dessen, daß in der Versammlung preußische Elemente nur in verschwindend kleiner Zahl vertreten waren, allerdings sehr gemäßigt gehalten.

Neutralität der Mittel- und Kleinstaaten war der Kernpunkt des Beschlusses. In der schleswig-holsteinischen Frage war vom „Herzog Friedrich" nicht mehr die Rede, und ebenso wenig von dem absoluten Selbstbestimmungsrecht der Bevölkerung; dem deutschen Parlament war, was selbst einige Organe der preußischen Regierung als möglichen Ausweg bezeichnet hatten, die Entscheidung über die Stellung der Herzogthümer vorbehalten. Der Vorwurf gegen Preußen beschränkte sich auf „Misachtung des Rechts der Herzogthümer", was mehr auf Entziehung der nationalen Vertretung als auf anderes Bezug hatte. Vom lieben Deutschen Bunde war gar nicht die Rede.

Die mit geringer Majorität erfolgte Annahme dieses der Ansicht einer immer noch großen, nicht von blindem Parteieifer geleiteten freisinnigen deutschen Partei durchweg entsprechenden Antrags war fast gleichgültig. Spontane Versammlungen hatten infolge des gewohnheitsmäßigen Uebergreifens zahlloser Sanges-, Turn- und Schützenfeste ins Gebiet der Politik alle Bedeutung verloren. Wichtiger aber war die maßlose Haltung

der starken Minorität. In der Haltung der ihr angehörenden sehr zahlreichen Vertretung Schleswig-Holsteins lag eine große Rechtfertigung für Preußen. Sie bewies, daß die öffentliche Meinung des Landes in die leitende Hand von Männern gerathen war, deren blinde Parteileidenschaft jedes politische Urtheil, jedes patriotische Gefühl überwog. Einer der hervorragendsten Agitatoren der Herzogthümer, von Neergardt, forderte die andern Staaten zum offenen Kampfe gegen Preußen laut heraus. Er erklärte: Neutralität sei Verrath. Von fast gleich günstiger Wirkung für die Wendung der öffentlichen Meinung in Preußen war die Haltung, die der einst durch Hrn. von Zedlitz aus Schleswig-Holstein verwiesene und dann den Schutz Oesterreichs anrufende preußische Staatsbürger Frese annahm. Jede Regung preußischen Staatsgefühls in den seitherigen preußischen Abgeordneten bezeichnete er verächtlich als Berlinismus. Frese nahm sogar keinen Anstand, das preußische Volk für den Fall des Eintritts nahe liegender Eventualitäten „nicht nur zum passiven, sondern auch zum activen Widerstand mit den äußersten Mitteln" aufzufordern. In dem Moment, wo der Feind vor den Thoren stand, predigte also einer der Koryphäen der äußersten Linken offene Revolution.

Das war denn doch dem preußischen Volke zu viel, alle anständigen Oppositionsblätter sprachen ihre Entrüstung über ein solches Verfahren aus; der Umschlag der öffentlichen Meinung ließ nicht lange auf sich warten. Daß später am Rhein noch ein Classen-Kappelmann gewählt werden konnte, hatte seinen Hauptgrund darin, daß es bei dem dort stattgehabten Compromiß der äußersten Demokratie, der ultramontanen Partei und des vaterlandslosen, den Frieden um jeden Preis wollenden Materialismus für gut befunden wurde, eine Persönlichkeit vorzuschieben, die mit einer wohlfeilen Popularität möglichste Unbedeutendheit vereinte. Außer correcten Ultramontanen wurde in die neue Kammer (von den noch vor dem Kriege gewählten Wahlmännern) nur eine einzige hervorragende Persönlichkeit entsandt, welche die bezeichnete, jedes preußische Selbstbewußtsein mit souveränem Kosmopolitismus verleugnende Tendenz vertrat. Es war dies der Abgeordnete Johann Jacoby aus Königsberg, ein Mann von unangreifbarem Charakter und hoher Intelligenz.

Was die allgemeine Stimmung in den Mittel- und Kleinstaaten anbelangt, so darf behauptet werden, daß die Ansicht aller Besonnenen in dem Majoritätsbeschlusse des Abgeordnetentags einen correcten Ausdruck gefunden hatte. Sofern dieser Beschluß sich überhaupt gegen den Krieg wandte, fand er namentlich im südwestlichen Deutschland die volle Unterstützung derjenigen, die sich des friedlichen Genusses der hohen Zinsen erfreuen wollten, welche ihre in österreichischen Fonds angelegten Kapitalien trugen. Die große Masse österreichischen Papiers in Stuttgart, München und Frankfurt erklärt vielfach die lebhafte Parteinahme für Oesterreich, die sich später auch in den politisch nicht leicht erregbaren Schichten der Bevölkerung jener Städte kundgab. Die gemäßigten, die Erhaltung des Friedens anstrebenden Elemente hatten indeß bereits jeden Einfluß auf die Massen der Bevölkerung Süddeutschlands verloren. In welcher Weise in den Kreisen der letztern agitirt wurde, zeigte sich eclatant in einer von Frese geleiteten demokratischen Volksversammlung, die sich dem frankfurter Abgeordnetentage unmittelbar anschloß. Die einstimmig angenommenen Beschlüsse derselben liefen darauf hinaus, daß sofort eine beliebige Anzahl durch „freie Vereine" zu wählender Abgeordneten aus ganz Deutschland zusammentreten solle, deren nächste Aufgabe es sei, den bewaffneten Widerstand gegen die friedensbrecherische Politik Preußens herauszufordern, Schleswig-Holstein als selbstständigen Staat sofort zu constituiren, den preußischen Parlamentsvorschlag zu verwerfen, eine constituirende souveräne Volksvertretung zu berufen, die Grundrechte herzustellen und allgemeine Volksbewaffnung zu proclamiren. Damit waren die Ingredienzen gegeben, aus denen nicht nur die Sonderbeschlüsse zahlreicher Versammlungen, sondern auch

ein großer Theil der Leitartikel der kleinen, ins Volk dringenden Blätter componirt wurden. Trotz aller Anatheme, die gegen den Friedensbrecher geschleudert wurden, stand die Phrase, Neutralität sei Feigheit und Verrath, stets im Vordergrunde. Im Süden zeigten sich überhaupt alle Symptome, die einem Bürgerkriege vorherzugehen pflegen, was auf die Haltung der Regierungen keineswegs ohne Einfluß bleiben konnte. Ein großer Theil von Baiern, ganz Würtemberg und Hessen-Darmstadt waren unbestrittene Domäne aller dahin drängenden Bestrebungen; noch am längsten widerstand Baden, bis endlich auch hier der Ultramontanismus dem Radicalismus die Hand bot und mit ihm über die Gemäßigten triumphirte.

Badens Regierung hatte lange Jahre hindurch unter treuer Festhaltung an den Bundesinstitutionen, durch ein freisinniges Regiment im Innern und durch Hintansetzung jedes particularistischen Egoismus, eine besonders geachtete Stellung in Deutschland behauptet. Ihr dieselbe auch jetzt, nachdem durch den Rücktritt des Ministers von Roggenbach eine entgegengesetzte Strömung eingetreten war, zu wahren, bemühte sich namentlich der berühmte Staatsrechtslehrer Bluntschli. Seine Anstrengungen in der Ersten Kammer des Landes waren auf Erhaltung der Neutralität Badens und womöglich ganz Süddeutschlands gerichtet. Leider blieben sie, so groß auch anfänglich ihre Chancen waren, schließlich vergeblich. Bezeichnend für die Haltung seiner Partei ist folgender Satz eines von ihm gestellten Antrags: „Die neutrale Haltung des Landes darf nicht durch Abstimmungen am Bunde, welche in ihren Folgen zum Kriege führen, gefährdet werden. Wenn auch Baden seine Bundespflichten jederzeit treu erfüllt hat und ferner erfüllen wird, so kann es doch *unmöglich das formelle Bundesrecht* in dem Moment noch *als oberstes Gesetz betrachten*, in welchem die ganze Existenz der gegenwärtigen, allseits als unhaltbar erachteten Bundesverfassung selbst in Frage steht, und ein Bruch zwischen den beiden deutschen Großmächten die Grundbedingungen zerstört, auf welchem das derzeitige deutsche Bundesrecht ruht. Vielmehr wird sich für diesen Fall *Baden seine freie Entschließung als selbständiger Staat* vorbehalten müssen." Bluntschli forderte auf Grund dieser Anschauung die nachdrücklichste Unterstützung des preußischen Vorschlags auf Berufung eines deutschen Parlaments, als des Mittels zur Sicherung einer einheitlichen politischen Action und der Freiheit nationaler Entwickelung.

Wäre die hier ausgesprochene, dem Geiste des preußischen Antrags am Bunde durchaus entsprechende Grundanschauung in den Mittelstaaten allgemein zur Geltung gekommen, so hätte sich die Umgestaltung Deutschlands zum Bundesstaate wahrscheinlich im friedlichen Wege vollzogen und nur ein keineswegs den Charakter des Bürgerkriegs tragender Krieg gegen Oesterreich wäre möglich gewesen. Der einzige Schritt revolutionären Charakters, dessen es bedurft hätte, wäre der Bruch mit dem formellen Bundesrechte gewesen, dann mußte sich der Bundesstaat aufrichten. Die Zurückweisung des preußischen Vorschlags seitens der großen Majorität des engern Deutschland war durch nichts gerechtfertigt. Nicht allein Bismarck, sondern Preußen und sein König waren durch denselben engagirt. Es war eine den Gesetzen politischer Logik durchaus widersprechende Anmaßung, den Antrag für unannehmbar zu erachten, weil er aus Bismarck's Hand kam. Die Personenfrage durfte einzig in Preußen zur Sprache kommen, in allen andern Staaten war der politische Act objectiv zu behandeln. Die Erfahrung hat trotz späterer Annexionen nichts gegen die ehrliche Meinung Preußens bezüglich seines bundesstaatlichen Programms erwiesen. Nennt man das, was später eingetreten, eine Zerreißung Deutschlands, so fällt die Schuld nicht auf die Seite Preußens, sondern derjenigen deutschen Staaten, die dem Bundesreformantrag wider-

strebten. Das energische, nachhaltige Festhalten an demselben ist eine glänzende Rechtfertigung der Bismarck'schen Politik.

Wie in Baden waren auch in Sachsen, das eine der hervorragendsten Rollen in dem politischen Drama jener Zeit spielte, die Meinungen getheilt. Magistrat und Stadtverordnete von Leipzig erklärten in den ersten Tagen des Mai der Regierung rundheraus, Sachsen habe, wie die diplomatischen Correspondenzen auswiesen, zu Preußen eine Stellung eingenommen, welche diesem eine Handhabe zum Bürgerkriege biete. Sachsen müsse sich streng von aller vorzeitigen Parteinahme fern halten, namentlich dürfe es nicht rüsten. Es sei dies um so leichter, als Sachsen ja doch, selbst wenn es sich bis aufs Aeußerste waffnete, in keiner Weise den Ausschlag geben könne. Sachsen habe eine Bundesreform im nationalen Sinn für nothwendig anerkannt; wer aber eine solche ehrlich wolle, der könne nicht den Krieg wollen, dürfe also auch nicht den geringsten Vorwand dazu geben. Gleich darauf aber erhob eine demokratische Volksversammlung in Dresden gegen diese Erklärung Protest, und zwar mit dem Zusatze, die städtischen Behörden von Leipzig hätten es gewagt, „feige, landesverrätherische Neutralität" anzurathen. Hier also wie fast überall fand der dynastische Particularismus die beste Stütze in den demokratischen Massen.

In Norddeutschland, dessen Staaten innerhalb des Machtbereichs Preußens lagen, nahm die spontane politische Agitation keine solchen Dimensionen an, daß sie auf die Haltung der Regierungen einen bestimmenden Einfluß hätte üben können. Die parlamentarischen Kundgebungen lauteten durchweg zu Gunsten der Neutralität. Nur in Holstein wurde großartig agitirt. Die Schleswig-Holstein-Vereine riefen laut zu den Waffen, eine Versammlung derselben in Rendsburg proclamirte laut: „Kampf gegen Preußen an der Seite Oesterreichs." Wenige Tage vorher hatte dagegen von derselben Stadt aus die numerisch schwächere „nationale" Partei sich für volle Vereinigung der Herzogthümer mit Preußen ausgesprochen.

Diese Umschau zeigt, daß die von Bismarck eingeschlagene Politik erst gegen Ende des Monats Mai im Lande selbst populär zu werden begann, daß sie außerhalb Preußens nur in sehr vereinzelten Kreisen Zustimmung fand, und das Günstigste, was ihr von diesen geboten wurde, in dem Wunsche einer neutralen Haltung bestand. Im allgemeinen war der Haß gegen Preußen so groß, daß er blindlings zur Parteinahme für Oesterreich hindrängte. Der Haß und nur der Haß war das leitende Motiv. Denn daß Oesterreich in seiner Verfassungslosigkeit nach wiederholten Staatsstreichen, mit seinem auf rein dynastischen Tendenzen beruhenden Festhalten am alten Bunde, mit seiner stets offen proclamirten Verleugnung des Nationalitätsprincips der Einheit und Freiheit größere Garantien geboten hätte als Preußen, dessen Minister, trotz einer illiberalen Politik, im eigenen Lande mit einer Parlamentsberufung auf Grund directer Volkswahlen hervorgetreten war, wird niemand behaupten können. Dieser Haß, je mehr er sich zu erkennen gab, beschwichtigte denn auch endlich im preußischen Volke jeden Scrupel wegen eines Bruderkriegs, er ließ die Ueberzeugung mit jedem Tage mehr reifen, daß schließlich nur das Schwert die Lösung der Aufgabe, die alle Parteien dem eigenen Staat in Deutschland zuerkannten, ermöglichen würde, daß jede freie Verständigung unmöglich sei. Zur Ehre des preußischen Volks muß es gesagt werden, daß es der blutigen Katastrophe selbst würdig entgegenging. Kein Wort des Hasses gegen Deutsche ist je in Presse, Vereinen oder anderwärts laut geworden; allen Parteien gebührt gleichmäßig diese Anerkennung. Die Regierung hat nie dahin gestrebt, das Volk für den Krieg zu entflammen, sie hat nur dahin gewirkt, es von der innern Nothwendigkeit desselben und von der Gerechtigkeit ihrer Sache zu überzeugen. Das Zusammengehen mit Italien hatte ihr alle demokratischen Elemente, die nicht durch zu prononcirte Antecedentien

zur Consequenzreiterei verurtheilt waren, bereits gewonnen, das ganze Land erkannte darin, daß Bismarck die Brücke zwischen sich und den sogenannten Conservativen vollständig niedergebrannt hatte. Die Sprache aller großen liberalen Blätter war gegen Ende Mai ganz die, welche vier Wochen früher eine Versammlung von Notabilitäten der „altliberalen" Partei*) gegenüber den Friedensresolutionen geführt hatte, und deren Hauptinhalt wir als den Ausdruck der später erst Wurzel fassenden Stimmung jetzt erst folgen lassen:

„1) Die von Preußen geforderte Berufung eines deutschen Parlaments zu einem sofort fest zu bestimmenden Tage ist der Weg zur endlichen Lösung der deutschen und der Herzogthümerfrage im nationalen Sinne. Der Selbstbestimmung der Herzogthümer darf die Ordnung des Verhältnisses Schleswig-Holsteins zu Preußen und Deutschland nicht überlassen bleiben. 2) Solange das preußische Ministerium diesen Weg mit Entschiedenheit verfolgt, kann es auf die Zustimmung des preußischen Volks zählen, wie wenig dies auch die innere Politik dieses Ministeriums billigen mag. Die glückliche Lösung der deutschen Frage verbürgt die folgenreichste Rückwirkung auch auf die innern Verfassungsstreitigkeiten. 3) Ist das große nationale Ziel friedlich nicht zu erreichen und will insbesondere Oesterreich den Weg dahin Preußen vertreten, so darf auch der Krieg nicht gescheut, und er wird vom preußischen Volk mit aller Entschlossenheit und Opferwilligkeit aufgenommen werden. *Nicht ein solcher Krieg, wohl aber Umkehr auf dem betretenen Wege wäre ein nationales Unglück.*"

Die Periode des Depeschenwechsels und der dilatorischen Verhandlungen am Bunde ging mit raschen Schritten ihrem Ende entgegen. Preußen sah sich noch veranlaßt, durch eine am 22. Mai an Würtemberg gerichtete Depesche zu constatiren, daß dieses neben Oesterreich und Sachsen zuerst gerüstet habe und zwar gleich letzterm infolge der geheimgehaltenen Note des wiener Cabinets vom 16. März, welche ohne formell irgend zu rechtfertigende Veranlassung die Mittelstaaten zur Mobilmachung aufgefordert hatte.

Eine Vereinbarung über die bei Ausbruch des Kriegs zu beobachtende Haltung war zwischen den Mittelstaaten noch immer nicht zu Stande gekommen. Eine politische Conferenz, bei welcher Baiern, Würtemberg, Sachsen, Baden, Nassau, Darmstadt, Weimar, Koburg-Gotha und Meiningen vertreten waren, hatte schon Ende April in Augsburg stattgefunden und wiederholte sich am 14. Mai in der durch mittelstaatliche Politik so berühmt gewordenen Bischofsstadt Bamberg. Auch hier gelangte man nicht zu einer Verständigung für den Kriegsfall. Infolge dessen siegte der Vorschlag, noch einen letzten Versuch zur Erhaltung des Friedens zu machen. Die schon in Augsburg vertreten gewesenen Staaten — jedoch mit Ausnahme Sachsens, das schon fest an Oesterreich gekettet war und seine Karte auf eigene Hand am Bunde bereits ausgespielt hatte — einigten sich über folgenden Antrag, der am 19. Mai in Frankfurt eingebracht wurde:

Hohe Bundesversammlung wolle an alle diejenigen Bundesglieder, welche militärische, über den Friedensstand hinausgehende Maßnahmen oder Rüstungen vorgenommen haben, das Ersuchen richten, in der nächsten Sitzung der Bundesversammlung zu erklären, ob und unter welchen Voraussetzungen sie bereit seien, gleichzeitig, und zwar von einem in der Bundesversammlung zu vereinbarenden Tage an, die Zurückführung ihrer Streitkräfte auf den Friedensstand anzuordnen.

Dieser Antrag wurde — ein leuchtendes Zeichen deutscher Einheit — am 24. Mai einstimmig angenommen. Daß aber das Resultat dieses einstimmigen Beschlusses gleich Null war, bedarf wol kaum der Erwähnung. Oesterreich benutzte denselben später nur

*) Es ist dies diejenige Partei, die in den Jahren 1847 und 1848 Preußen die Camphausen, Hansemann, Beckerath, Simson u. a. gestellt hatte, die aber bei dem Ueberwuchern der Opposition quand-même in den letzten Jahren in eine kleine Minorität zurückgedrängt war. Diese Partei war stets die eigentliche Trägerin des bundesstaatlichen Princips mit Ausschluß Oesterreichs.

als einen Vorwand, um die Ausführung seiner am 26. April gegen Preußen ausgesprochenen Drohungen daran anzuknüpfen. Mochte immer der Antrag von manchen der Mittelstaaten ehrlich gemeint gewesen sein, so wird dadurch um so mehr die gänzliche Verkennung aller thatsächlichen Verhältnisse constatirt, wie sie sich in der mittelstaatlichen Politik stets kundgegeben hat. Jetzt noch im Bunde das Forum zu erkennen, wo der Streit zwischen den Großmächten, die (mit Italien) weit über eine Million Streiter aufgeboten hatten, ausgetragen werden konnte, war doch mehr als Illusion.

Während dieser Vorgänge auf politischem Gebiet hatte sich ganz Deutschland in ein großes Kriegslager verwandelt.

Wir wissen bereits, daß Oesterreich in der zweiten Hälfte des April, unmittelbar nachdem Preußen seinen Vorschlag auf gleichzeitige Abrüstung acceptirt hatte, seine italienische Armee auf den Kriegsfuß zu setzen begann. Noch im Laufe desselben Monats traf es Maßregeln, die auch seine Kriegsbereitschaft nach Norden hin erhöhten. Preußen verharrte, trotz dessen, daß es die gegen Italien angeordneten kriegerischen Maßnahmen ganz ebenso anzusehen erklärt hatte wie die Rüstungen an der Nordgrenze, vorläufig bei den geringfügigen Vorbereitungen, die es bis dahin getroffen hatte. Erst nachdem Oesterreich infolge der preußischen Antwort auf seine Schleswig-Holstein betreffende Depesche vom 26. April erklärt hatte, daß es die Verhandlungen wegen gleichzeitiger Abrüstung für erschöpft halte, erging eine königliche Ordre, die endlich ernste Maßregeln ins Leben rief. Das Garde- und fünf Provinzialarmeecorps, d. h. die ganze erste Feldarmee mit Ausnahme der in den Provinzen Preußen, Pommern und Westfalen stehenden Armeecorps wurde vollständig mobil gemacht, die von der Mobilmachung vorläufig ausgeschlossenen Corps aber durch Erhöhung des Mannschaftsstandes in einen der Mobilmachung verwandten, „kriegsbereiten" Zustand versetzt. Schon früher waren die Festungen in Schlesien und ein Theil derer in der Provinz Sachsen armirt worden. Oesterreich antwortete zunächst dadurch, daß es sich am 5. Mai durch Creirung von Staatsnoten mit Zwangscurs eine Summe von vorläufig 112 Mill. Fl. schuf mit dem Vorbehalt, dieselbe bis auf 150 Mill. zu erhöhen. Tags darauf setzte es, wie bereits bei Gelegenheit des sächsischen Antrags erwähnt, seine ganze Armee auf den Kriegsfuß. Gleichzeitig erging der Befehl, die Nordarmee an der sächsischen und schlesischen Grenze zu concentriren. Preußen verfügte darauf am 8. Mai die völlige Mobilisirung der drei noch übrigen Armeecorps und rief am 10. auch seine Landwehren bis zur halben Kriegsstärke der Infanteriebataillone ein. Von der Landwehrcavalerie wurde nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil aufgestellt. Es war jetzt vorauszusehen, daß mindestens noch vier Wochen vergehen würden, bis es zu einer kriegerischen Action kommen könne, denn einer solchen Frist bedurfte selbst die preußische Armee, ehe das letzte Fahrzeug der kolossalen Trains bespannt und bemannt war. Ihrer bessern Organisation und ihres dadurch, ungeachtet des später begonnenen Mobilisirungswerks, erreichten Vorsprungs vor der österreichischen Armee bewußt, veröffentlichte die Regierung am 14. Mai eine Ordre, worin die künftige Aufstellung der Armee an den Grenzen Sachsens und Schlesiens in einer von der spätern Ausführung nicht allzu sehr abweichenden Weise kundgegeben und zugleich verfügt wurde, daß diese Aufstellung bis zum 15. Juni beendet sein müsse. Oesterreich berief am 12. Mai den Feldzeugmeister Benedek von Verona nach Wien, wo vorläufig das Hauptquartier der Nordarmee verblieb. Am 18. Mai veröffentlichte Benedek hier einen Armeebefehl, der schon ganz in dem Tone gehalten war, als ob die Feindseligkeiten in der nächsten Stunde eröffnet werden sollten. „Ich bringe euch", hieß darin nach einem hohen Lobe des Zustandes der Armee, „mein ganzes warmes Soldatenherz, meinen eisernen Willen und das Vertrauen auf mein altes Soldatenglück." Am gleichen Tage aber begann man, um auch für den Fall vorbereitet zu sein, daß dieses Glück versagen

sollte, auf dem nördlichen Donauufer (bei Floridsdorf) mit großartigen provisorischen Befestigungen zum Schutze Wiens. Auffallenderweise geschah preußischerseits nichts, um das viel gefährdeter liegende Berlin gegen unmittelbaren Angriff zu decken. Die Oertlichkeit der preußischen Hauptstadt ist freilich bedeutend weniger zu einer Vertheidigung geeignet als die Wiens, das nach Norden hin schon in der hier vorbeiströmenden Donau einen mächtigen Schutz findet.

Von den Mittelstaaten schritt Sachsen in hervorragender, der militärischen Tüchtigkeit des kleinen Staats entsprechender Weise mit seinen Rüstungen vorwärts. Auch Baiern, Würtemberg und Hessen-Darmstadt waren in voller Rührigkeit, ohne jedoch das zu leisten, was zu erwarten war. Baiern hatte am 10. Mai, gleichzeitig mit der Einberufung des Landtags, die Mobilisirung der ganzen Armee angeordnet. Nur Unbedeutendes geschah in Hannover und Kurhessen, deren Regierungen zu sehr unter der Pression Preußens standen, um sich frei bewegen zu können. In den kleinern Staaten Mitteldeutschlands geschah im allgemeinen wenig, diejenigen Norddeutschlands blieben gänzlich auf dem Friedensfuß.

Rascher noch als in Deutschland waren in Italien die Kriegsrüstungen vorgeschritten. Es wurde bereits erwähnt, daß die Nation schon vom Ende des Monats März ab dem Kriege entgegendrängte, daß aber erst als Oesterreich Preußen gegenüber erklärt hatte, es müsse seine Armee zur Vertheidigung gegen Italien auf den Kriegsfuß setzen, offen zum Kriege gerüstet wurde. Ein am 29. April ergangenes königliches Decret bestimmte, es solle mit Einem Schlage an (normalen) Streitkräften gesammelt werden, was Italien aufzubringen vermöge. Speciell war über zwölf volle Jahrgänge verfügt. Mit dieser Ordre schien endlich dem dringenden Verlangen der Nation genügt. In der tags darauf stattgehabten Sitzung der Zweiten Kammer war plötzlich der bis dahin so schroffe Gegensatz der Parteien verschwunden, alles war einig zum Kampfe gegen Oesterreich. Ein bereits vorher geforderter Credit zur Befestigung Cremonas ward fast einstimmig ertheilt. Mit lautem Jubel ward es bei dieser Gelegenheit begrüßt, als ein hervorragendes Mitglied seine Zustimmung damit motivirte, daß in dem Antrage eine Herausforderung gegen Oesterreich liege. Mit allen gegen Eine Stimme beschloß die Kammer, auf drei Monate alle Geldangelegenheiten in Bezug auf Kriegszwecke der discretionären Gewalt der Regierung anheimzugeben. Noch wenige Tage zuvor war es nahe daran gewesen, daß der Regierung, einem von der Linken gestellten Antrage gemäß, ein Mistrauensvotum ertheilt worden wäre, „weil sie noch keine rechten Vorbereitungen für einen nationalen Krieg getroffen habe". Am 8. Mai erhielt die Regierung vorläufig bis zum 1. Juli das Recht, durch königliche Decrete für die öffentliche Sicherheit zu sorgen. Die angesichts des Kriegs und der noch wenig geordneten innern Zustände so unumgänglich gebotene Dictatur war damit hergestellt. Fortan lag der Regierung neben der Fürsorge für die volle Rüstung der regulären Armee noch die nicht leichte Aufgabe ob, die Bildung von Freiwilligencorps und Nationalgarden in engen Schranken zu halten, um durch dieselben die Disciplin des Heeres nicht gefährden zu lassen und der Gefahr eines voreiligen Ausbruchs der Feindseligkeiten vorzubeugen.

Die Dinge waren jetzt so weit gediehen, daß sie vor unmittelbarem Eintritt des Kriegsfalls nur noch Ein Stadium zu durchlaufen hatten, durch welches fast jede einer kriegerischen Lösung entgegendrängende Streitfrage hindurchgehen muß: dasjenige der Einmischung fremder Mächte. Das Ausland hatte sich bisher in auffälliger Weise zurückgehalten, was zum Theil darin seinen Grund finden mag, daß die Angelegenheiten Deutschlands, dank der achtunggebietendern Stellung, die es seit dem Kriege gegen Dänemark einnahm, mehr denn ehedem als nationale angesehen wurden. Die mo-

dernen politischen Theorien stellen den Satz auf, daß jede Einmischung Dritter in Angelegenheiten dieser Kategorie möglichst zu vermeiden sei. Bei der allgemeinen Friedenstendenz, die zur Zeit in Europa herrschte, würde diese Theorie indeß wol das Ausland, speciell aber Frankreich, nicht abgehalten haben, auf denjenigen Theil, der vorwiegend eine active, auf kriegerische Entscheidung hinauslaufende Politik verfolgte, also zunächst auf Preußen eine solche Pression zu üben, die ihn in der Verfolgung derselben mindestens behindert hätte. Zwei Dinge aber veranlaßten den Kaiser Napoleon, Preußen den Weg, den es eingeschlagen, wenigstens nicht von vornherein zu verlegen: zunächst dessen Solidarität mit Italien, dann aber der Umstand, daß Preußens Vorgehen durchaus dazu angethan war, die letzten Reste der Verträge von 1815 zu beseitigen. Diese schwer in die Wagschale fallenden Umstände brachten es mit sich, daß die französische Politik nicht auf Erzwingung eines Friedens gerichtet sein konnte, der die Erhaltung des Statusquo zur Folge gehabt hätte. Insofern also standen die Dinge für Preußen, das nichts verlangte als freie Hand zu behalten, durchaus nach Wunsch. Solange Frankreich nicht intervenirte, war überhaupt kein fremdes Dazwischentreten zu gewärtigen.

Kaiser Napoleon aber hatte in seinem politischen Verhalten nicht nur die Richtung, die er sich selbst vorzeichnete, in Betracht zu nehmen, sondern auch die öffentliche Stimme Frankreichs, die mehr von traditionellen Gefühlsregungen als von strengen Principien geleitet wird. Im französischen Volke lebt noch immer ein Rest alten Hasses gegen Preußen; nicht mit Unrecht mißt es Preußen die Hauptschuld an den noch unvergessenen Invasionen von 1814 und 1815 bei. Tausend Ammenmärchen berichten dem Volke noch heute von maßlosen Schandthaten, die Blücher's Heere auf französischem Boden vollführt haben sollen, und was jene Mären für den ungebildeten, das sind die Fälschungen der Geschichte, die sich Thiers erlaubt hat, für den gebildeten Theil der Nation. England hat seine Sünden gegen das erste Kaiserreich gesühnt, da es allen andern Mächten in der Anerkennung Napoleon's III. vorangegangen, und da es sich herbeigelassen, in bescheidener Rolle an Frankreichs Seite Rußland zu bekämpfen. An Rußland und Oesterreich hat sich Frankreich in der Krim und Italien blutig und ruhmreich gerächt, Spanien ist zu schwach und zu demüthig, um diese Rache herauszufordern, aber das einst so kleine und jetzt so mächtig aufstrebende Preußen harrt noch der Strafe für seine Frevel. Wird dieser Umstand richtig benutzt, so ist es jederzeit leicht, die öffentliche Meinung Frankreichs gegen Preußen in Harnisch zu bringen, und von österreichischer Seite war seit Beginn des Conflicts in Deutschland nichts unterlassen worden, diesen Vortheil nach Kräften auszubeuten. Namentlich hatte Oesterreich unter Aufwendung erheblicher Geldmittel mehrere der hervorragendsten Journale auf seine Seite gebracht. Außer dem Organ seiner Botschaft, dem „Mémorial diplomatique“, standen die streng imperialistische „France“ und der hochliberale „Temps“ vollständig in seinem Dienst, während die legitimistischen, orleanistischen und klerikalen Blätter schon im eigenen Interesse Preußen bekämpften. Die historisch tief begründete Antipathie der Franzosen gegen das Haus Habsburg ward dadurch momentan überwunden, der Haß gegen Preußen aber zu hellen Flammen geschürt. Erleuchtetere Köpfe, wie sie zur Zeit in dem „Journal des Débats“ und der „Opinion nationale“ zum Worte gelangten, bemühten sich mit nur geringem Erfolge darzulegen, daß Preußen, trotz der illiberalen Politik, die es seit Jahren im Innern verfolge, im Kampfe gegen Oesterreich das nationale, das liberale, das antijesuitische Princip vertrete. Die große Masse wollte an eine Vereinigung solcher Tendenzen mit dem Namen Bismarck nicht glauben. Die ultramontanen Parteien standen selbstverständlich auf Oesterreichs Seite. In den Augen des großen Theils der besitzenden Mittelschichten, der sich der Politik gegenüber fast indifferent verhält, galt Preußen als der frevelhafteste Friedensbrecher. Nur die Partei der eigentlichen Chauvins geberdete sich nicht allzu schlimm.

Ihre Sympathien für Italien und ihre instinctive Abneigung gegen Oesterreich überwogen vielfach den Haß gegen Preußen. Im großen und ganzen aber war die Stimmung gegen Preußen und ganz allgemein die Befürchtung, dieses könne sich durch die verwegene Politik Bismarck's zu einer Frankreich ebenbürtigen Stellung aufschwingen.

Mit dieser Stimmung der Nation hatte der Kaiser zu rechnen. Das beste Mittel, ihrer vorläufig Herr zu werden, war das Proclamiren der Politik der freien Hand. In der Sitzung der Legislativen vom 3. Mai gab denn auch der Staatsminister Rouher infolge wiederholten Drängens ein in diesem Sinne gehaltenes Programm, das in folgende drei Hauptpunkte zusammengefaßt war: Ernste Bemühung zur Erhaltung des Friedens, loyale Neutralität und vollständige Actionsfreiheit. Gleichzeitig gab er dabei die Erklärung ab, wenn Italien angreife, werde es die Verantwortung dafür selbst zu tragen haben. Diese Erklärung wäre unmöglich gewesen, wenn Napoleon sich nicht auch jetzt noch mit der Hoffnung getragen hätte, Oesterreich zum friedlichen Verzicht auf Venetien zu bewegen. Ehedem war dabei an eine Entschädigung von 500 Mill. Frs. gedacht, jetzt freilich war es zweifelhaft, ob das gerüstet dastehende und auf eine selbständige Action eifersüchtige Italien sich überhaupt noch auf Verhandlungen unter Vermittelung Frankreichs einlassen würde. Italien den Verzicht auf den Erwerb Venetiens zuzumuthen, lag gänzlich außerhalb der Ideen des Kaisers.

Die Eröffnungen Rouher's veranlaßten in derselben Sitzung den ehemaligen Premierminister Louis Philipp's, Thiers, zu einer rhetorisch glänzenden Entgegnung. Obgleich strenger Orleanist und Mitglied der an Zahl schwachen, aber meist geschlossen dastehenden Opposition, gelang es ihm, die Majorität fortzureißen. Gleichmäßig Preußen wie Italien hassend, wandte er sich vorwiegend gegen ersteres, dem er vorwarf, den Frieden Europas zu bedrohen. Die Politik der französischen Regierung nannte er eine zweideutige, er verlangte ein entschiedenes Eintreten für Erhaltung des Friedens, Anerkennung des Rechts und Achtung der Verträge. Die Stimmung gegen Preußen war in der Kammer eine so erbitterte und wurde von Thiers durch den Appell an den Nationalstolz Frankreichs so geschickt benutzt, daß aus Majorität und Opposition zahlreiche Stimmen zu lautem Beifall fortgerissen wurden. Erst später kam man zum Bewußtsein, daß man auch die indirecte Bekämpfung der Interessen Italiens und namentlich auch die kategorische Antithese des Imperialismus, die Wahrung der **Verträge**, bejubelt hatte. Der Zorn des Kaisers ward durch diese Haltung der Kammer so mächtig erregt, daß ihm bald darauf (19. Mai) bei einem Besuch in dem Städtchen Auxerre die Ansprache des Maire ausreichende Veranlassung bot, Aeußerungen gegen die Majorität der Kammer zu richten, die in ganz Europa einen tiefen Eindruck hervorbrachten. Die gewichtige Stelle lautete:

> Dem Departement der Yonne habe ich insbesondere meine Anerkennung zu zollen; es war eins der ersten, die mir im Jahre 1848 ihre Stimme gaben; es wußte eben, wie die Mehrheit des französischen Volks, daß seine Interessen auch die meinigen sind, daß ich, wie es, die Verträge von 1815 verabscheue, die man heutzutage zur einzigen Grundlage unserer auswärtigen Politik machen will. Ich danke Ihnen für die Gefühle, die Sie mir ausgedrückt haben; unter Ihnen weile ich gern, denn in der arbeitsamen Stadt- und Landbevölkerung finde ich den wahren Genius Frankreichs.

Der geistreiche Friedensidealist Emile Girardin bemerkte dazu: „Die Rede bedarf keines Commentars, sie hallt durch Frankreich und Europa wie ein lauter Kanonenschuß.“

Am ehrlichsten um den Frieden meinte es zur Zeit England. Infolge des Fiasco, das die Politik Russell's im Jahre 1864 gemacht hatte, lag ihm jede Einmischung in die deutschen Angelegenheiten fern, nur das allgemeine Interesse, das es in Rücksicht auf Handel und Wandel an der Erhaltung des Weltfriedens hatte, bestimmte seine Haltung.

Schon gegen Mitte Mai drückte deshalb die britische Regierung der französischen den Wunsch aus, gemeinsam mit ihr dieses Ziel anzustreben. Auch Rußland ward für diese Idee gewonnen, die in Frankreich schon um deswillen Beifall fand, weil sie eine Wiederaufnahme der Congreßidee von 1863 in Aussicht stellte, und das Entgegenkommen gerade von derjenigen Macht ausging, an welcher damals der Plan Napoleon's, sich zum Schiedsrichter in allen Fragen der großen Politik aufzuwerfen, gescheitert war. Sofort einen förmlichen Congreß zu berufen, schien diesmal nicht angethan. Man wollte mit Conferenzen beginnen, die sich dann leicht in einen Congreß wandeln ließen. Die drei neutralen Mächte unterhandelten lange über ein Programm, das diesen Conferenzen zu Grunde gelegt werden sollte.

Der damalige französische Minister des Aeußern, Drouin de Lhuys, stand mit seinen persönlichen Anschauungen und Wünschen entschieden auf seiten Oesterreichs und handelte stets im Sinne der von der Kaiserin protegirten klerikalen Hofpartei, was auch bald nachher seinen Rücktritt vom Amte herbeiführte. In den Vorberathungen drängte daher Drouin de Lhuys auf ein Programm hin, das die schleswig-holsteinische Frage der Entscheidung der Bevölkerung überließ, die deutschen Angelegenheiten den Unterzeichnern der Wiener-Schluß-Acte anheimgab, Oesterreich für Venetien territoriale Entschädigungen bot und Italien zwingen sollte, dem Papst seine gegenwärtige weltliche Macht zu garantiren. Dieser Vorschlag fand überall Widerstand, namentlich aber in Deutschland, wo die öffentliche Meinung sich gegen jede Einmischung Dritter in die innern Angelegenheiten der Nation aussprach. Das Programm blaßte daher immer mehr ab, und zuletzt sah man sich genöthigt, ein Einladungsschreiben zu erlassen, in dem nur die Punkte der Verhandlung, und auch diese nur mit größter Vorsicht berührt waren. Die Rücksicht auf Oesterreich gebot sogar, den Ausdruck „venetianische Frage" zu vermeiden, da es, festhaltend an seiner auf die Verträge gestützten Politik, eine solche Frage für nicht existirend erklärte.

Trotz einer Geschwindigkeit des internationalen Verkehrs, wie sie Europa bis dahin noch nicht gesehen hatte, währte es bis zum 28. Mai, ehe von den Gesandten Frankreichs, Englands und Rußlands in Wien, Berlin, Florenz und Frankfurt die förmlichen Einladungsschreiben überreicht werden konnten. Die neutralen Mächte hatten sich, ehe sie hierzu schritten, der principiellen Zustimmung Preußens, Oesterreichs und Italiens versichert. Die Hauptstelle des Einladungsschreibens, das an seinem Schlusse noch den Wunsch aussprach, weitere Vorbereitungen zum Kriege vorläufig zu suspendiren, lautete wie folgt:

Die drei neutralen Mächte selbst konnten nicht gleichgültig die Möglichkeit eines Kampfes betrachten, in welchen Staaten gerathen würden, gegen die sie gleich freundliche Gefühle hegen. Die gewichtigsten Erwägungen bestimmten sie, auf Mittel zu denken, diese Gefahr zu beschwören. Rußland, Frankreich und England haben bei dieser Veranlassung sich in einem und demselben friedlichen und versöhnlichen Gedanken getroffen, und sind, nachdem sie gegenseitig ihre Ideen ausgetauscht, darin übereingekommen, die Regierungen, welche in den Streit verwickelt sind oder werden könnten, nämlich Oesterreich, Preußen, Italien und den Deutschen Bund zu einer gemeinschaftlichen Berathung einzuladen. Der Gegenstand dieser Berathung ist selbstverständlich. Es handelt sich im Interesse des Friedens darum, auf diplomatischem Wege die Elbherzogthümerfrage, die des italienischen Streits und endlich die der Bundesreform zu lösen, soweit sie nämlich das europäische Gleichgewicht berühren könnte. (La question des duchés de l'Elbe, celle du différend italien, enfin celle des réformes à apporter au pacte fédéral, en tant qu'elles pourraient intéresser l'équilibre européen.) Wenn ... sich dazu entschlösse, dieser Aufforderung Folge zu leisten, wie es die drei neutralen Mächte hoffen, so würde sein Bevollmächtigter sich in Paris mit denen Rußlands, Frankreichs und Englands zu vereinigen haben. Was den Zeitpunkt der Zusammenkunft anlangt, so wäre es wünschenswerth, wenn derselbe sobald als möglich sein könnte.

Am promptesten mit ihrer Antwort waren diejenigen Mächte, die am wenigsten Grund hatten einer kriegerischen Entscheidung auszuweichen: Preußen und Italien. Ersteres gab schon am 29. Mai, letzteres am 1. Juni die Annahme der Einladung kund. Das Gebot der Klugheit zwang dazu, ein entgegengesetztes Verfahren würde leicht eine ungünstige Parteistellung der neutralen Mächte erzeugt und das formelle Recht, an die Waffen zu appelliren, beeinträchtigt haben. Die Erfahrungen, welche speciell Preußen im Jahre 1864 gemacht, hatten überdies gezeigt, daß sich auf Conferenzen leicht die vollste Armfreiheit für die kriegerische Action gewinnen läßt. Anders handelte Oesterreich. Seine principielle Annahme des Congreßvorschlags war keineswegs ernst gemeint gewesen. Unmittelbar nachdem es dieselbe ausgesprochen oder gleichzeitig damit hatte es in Italien einen schlagenden Beweis dafür geliefert. Es schrieb nämlich eine Zwangsanleihe in Venetien von monatlich 2 Mill. Fl. bis Ende des Jahres aus, ein Schritt, der seine Kassen nicht füllen konnte, der aber einer absichtlichen Reizung der öffentlichen Meinung Italiens gleichkam. Am 1. Juni beantwortete es die Einladung zu den Conferenzen dahin, daß die kaiserliche Regierung die Theilnahme an den Bemühungen, den Frieden herzustellen, trotz des Umstandes nicht ablehnen wolle, daß dort Fragen discutirt werden sollten, die für die kaiserliche Regierung sehr delicater Natur seien. Hieran aber war folgender Vorbehalt geknüpft:

Nur wünscht die kaiserliche Regierung früher die Zusicherung zu erhalten, daß alle Mächte, welche an der projectirten Zusammentretung theilnehmen sollen, gleich ihr bereit seien, dort kein Sonderinteresse zum Nachtheil der allgemeinen Ruhe zu verfolgen. Zum Gelingen des von den Cabineten im Auge gehaltenen Friedenswerks erscheint es uns unerlaßlich, von vornherein festzustellen, daß von den Berathungen jede Combination ausgeschlossen bleiben werde, die darauf abzielen würde, einem der jetzt zur Zusammentretung eingeladenen Staaten eine territoriale Vergrößerung oder einen Machtzuwachs zu verschaffen. Ohne diese vorläufige Bürgschaft, durch welche ehrgeizige Ansprüche beseitigt werden, und welche nur gleichmäßig für alle billigen Vereinbarungen Raum läßt, müßte es uns unmöglich erscheinen, auf einen glücklichen Ausgang der vorgeschlagenen Berathungen zu zählen.

Schon hatten Lord Clarendon, Fürst Gortschakow, Graf Bismarck und General Lamarmora in Paris ihre nahe Ankunft zur Eröffnung der Conferenzen angezeigt, schon war bekannt, daß Deutschland laut Beschluß des Bundestags vom 1. Juni durch den bairischen Minister v. d. Pfordten vertreten werden sollte, als die Freude der Franzosen, Paris als Mittelpunkt der Welt zu neuer Geltung kommen zu sehen, einen gewaltigen Rückschlag erhielt. Von Fürst Gortschakow, dem Vertreter Rußlands, lief unmittelbar nach Eingang seiner Anmeldung die Anzeige ein, daß eine plötzliche Erkrankung sein Erscheinen mindestens bis zum 10. Juni verzögern werde. Die Vorbehalte des wiener Cabinets schwächten an sich schon die Hoffnung auf das Zustandekommen der Conferenzen ab, bald aber wurde der weiter unten erwähnte Schritt Oesterreichs am Bunde bekannt, der jede Aussicht auf eine friedliche Verständigung vernichtete, die Conferenzen überhaupt zwecklos machte.

Formell gestützt auf die Vorbehalte Oesterreichs, unzweifelhaft aber vorwiegend im Hinblick auf dessen am Bunde manifestirte Tendenzen gaben Rußland und England alsbald zu erkennen, daß die österreichischen Vorbehalte ein ersprießliches Resultat der Conferenzen unmöglich machten. Schon am 6. Juni gab der officielle „Abend-Moniteur" dies der Welt kund, und das Stadium fremder Intervention war rascher als zu erwarten überwunden.

Unbedingt hatte abermals Oesterreich eine Unklugheit begangen. England war um so mehr verletzt, als es die Initiative für den Conferenzplan ergriffen hatte. Frankreich war es kaum minder, da es sich nicht nur in der schmeichelhaften Hoffnung, ein internationales Forum unter französischem Vorsitz eröffnen zu können, getäuscht sah, sondern

auch dem Plane entsagen mußte, die preußisch-italienische Allianz zu lösen. Diese Allianz legte der kaiserlichen Politik eine immer unwillkommene Fessel an und weckte in Italien das Gefühl einer Emancipation von der Vormundschaft Frankreichs. Nur Rußland zeigte sich nicht verstimmt gegen Oesterreich, und nach allem, was zur Zeit von den Geheimnissen der Cabinete bekannt wurde, scheint es, daß Oesterreichs Vorbehalt sich der Zustimmung Rußlands erfreute, vielleicht gar auf dessen Rath erfolgt war. Die plötzliche Erkrankung Gortschakow's ist nur ein äußeres Indicium hierfür, von größerm Gewicht aber der Umstand, daß Rußland allen Grund hatte, die Consequenzen zu scheuen, die sich aus der Verhandlung der venetianischen Frage vor einem internationalen Forum auf die polnische ziehen ließen.

Der entscheidende Schritt, den Oesterreich in demselben Augenblick, in dem die Conferenzen beginnen sollten, am Bunde that, bestand in der Ausführung dessen, was es in der Note vom 26. April Preußen angedroht hatte. Es überantwortete am 1. Juni die schleswig-holsteinische Frage den Entschließungen des Bundes und theilte gleichzeitig mit, daß es seinem Statthalter in Holstein den Befehl ertheilt habe, die schleswig-holsteinischen Stände einzuberufen. Die wesentlichsten Stellen seiner Erklärung lauteten:

... Se. Maj. der Kaiser Franz Joseph ist mit seinen Zugeständnissen an Preußen so weit gegangen, als es Oesterreichs Würde und angestammte Stellung in Deutschland, als es des Deutschen Bundes Recht und Verfassung nur irgend gestatteten. Allein der berliner Hof hat nicht nur unberechtigte Forderungen aufgestellt, sondern auch unglücklicherweise in stets sich steigerndem Maße die Neigung bethätigt, diese Forderungen mit Hintansetzung aller andern Rücksichten und jetzt selbst mit gewaltsamen Mitteln durchzusetzen. So wie Preußen schon kurz nach dem Abschlusse des Wiener Friedensvertrags die Räumung Holsteins durch die Truppen Sachsens und Hannovers mit Eigenmacht zu erzwingen gedroht hatte, so behandelte es auch gegenüber Oesterreich, seinem Bundesgenossen, in dem im Namen deutschen Rechts gegen Dänemark unternommenen Kriege, die schließliche Lösung der Verwickelung als eine bloße Frage der Macht, und trat selbst nicht vor dem beklagenswerthen Entschlusse zurück, sich auf die Hülfe auswärtiger Gegner des Kaiserstaats zu stützen. Schon zur Zeit der Gasteiner Convention hatte die königlich preußische Regierung sich der Allianz des florentiner Hofes gegen Oesterreich zu versichern getrachtet, und sie erneuerte dieses Bestreben, als später das kaiserliche Cabinet die unbillige Forderung, Holstein nach den Dictaten der preußischen Annexionspolitik zu verwalten, ablehnte, und man in Berlin anfing, über kriegerische Eventualitäten Rath zu halten.

Von zwei Seiten gefährdet, ungewiß, ob der erste Angriff im Süden oder im Norden erfolgen werde, hat Oesterreich sich in Vertheidigungsstand gesetzt, um das Seinige zu behaupten, und die treuen Völker der Monarchie, einig in sich, des guten Rechts sich bewußt, nach dauerhaftem Frieden verlangend, tragen willig und entschlossen die neuen schweren Opfer, welche der Ruf des bedrohten Vaterlandes von ihnen fordert.

Solches war die Veranlassung der Rüstungen Oesterreichs; aus der Veranlassung ergeben sich von selbst die Voraussetzungen, unter welchen die kaiserliche Regierung die Rückkehr zum Friedensstande beschließen könnte.

In dem folgenden Passus knüpft Oesterreich geschickt an den letzten Bundesbeschluß vom 24. Mai an und erklärt sich bereit, Preußen gegenüber abzurüsten, sobald dieses Garantien dafür gegeben habe, daß Oesterreich weder auf eigenem Gebiete, noch in Holstein, noch auf Bundesgebiet einen Angriff zu besorgen habe. Italien gegenüber aber werde es sich zu keiner Abrüstung verpflichten, da sich ja der am 24. Mai angenommene Antrag nur auf die Heeresaufstellung gegen Preußen beziehe. Dann wird die schleswig-holsteinische Frage betont, die nicht nach den einseitigen Ansprüchen Preußens, sondern nach Recht und Gesetz des Deutschen Bundes und im Einklang mit dem Landesrechte der Herzogthümer ihre Lösung erhalten solle. In Bezug auf diese Frage wird alles Weitere den Entschließungen des Bundes anheimgestellt, welchen von seiten Oesterreichs die bereitwilligste Anerkennung gesichert sei.

Schließlich zeigt der Gesandte an, daß dem kaiserlichen Statthalter in Holstein

soeben die erforderliche Specialvollmacht zur Einberufung der holsteinischen Ständeversammlung übersendet worden sei, damit die gesetzliche Vertretung des Landes, um dessen Schicksal es sich handelt, und dessen Wünsche und Rechtsanschauungen einen der berechtigten Factoren der Entscheidung bilden, nicht länger der Gelegenheit entbehre, ihre Ansichten auszusprechen.

Dieser Eröffnung des österreichischen Gesandten stellte der Vollmachtträger Preußens sofort eine Erklärung gegenüber, die, wenngleich im Gewande der Friedensliebe gehalten, den Handschuh keck aufnahm, den Oesterreich hingeworfen hatte. Es hieß darin:

... Die königliche Regierung spricht die Bereitwilligkeit zur Abrüstung auch heute der Bundesversammlung aus und erklärt, daß sie auf den Friedensfuß zurückkehren werde, wenn der Bund die Regierungen von Oesterreich und Sachsen zur Abstellung ihrer den Frieden bedrohenden Rüstungen bewogen und der königlichen Regierung Bürgschaften gegen die Wiederkehr derartiger Beeinträchtigungen des Bundesfriedens gewährt haben wird. Wenn der Bund zur Gewährung solcher Bürgschaften nicht im Stande ist und wenn seine Mitglieder sich der Einführung der Reformen versagen, durch welche die Wiederkehr der bedauerlichen Zustände der Gegenwart verhütet werden könnte, so wird die königliche Regierung daraus den Schluß ziehen müssen, daß der Bund in seiner gegenwärtigen Gestalt seiner Aufgabe nicht gewachsen sei und seine obersten Zwecke nicht erfülle, und sie wird ihren weitern Entschließungen diese ihre rechtliche Ueberzeugung zu Grunde zu legen haben. ...

Noch eines andern nicht unwichtigen Antrags, der in dieser an großen Vorgängen so reichen Bundestagssitzung (in der auch die Congreßeinladung angenommen und Hr. von der Pfordten gewählt wurde) von Baiern gestellt ward, sei hier erwähnt, ehe wir der Hauptaction weiter folgen. Derselbe ging dahin, Preußen und Oesterreich zu ersuchen, ihre Truppen aus Mainz, Rastadt und Frankfurt zurückzuziehen und gleichzeitig auszusprechen, daß die Festungen Mainz und Rastadt für alle Eventualitäten von sämmtlichen Bundesregierungen als neutrale Plätze zu betrachten seien. Der Antrag war der gemischten Besatzungen wegen durchaus vernünftig, wenn auch nicht in allen seinen Theilen vollständig durchführbar, da der Krieg neutrale Plätze kaum zu respectiren vermag.

Daß Preußen das Vorgehen Oesterreichs als einen Vertragsbruch ansehen könne und müsse, hat selbst der größte Theil derjenigen Blätter des Auslandes zugegeben, die durchweg die Interessen Oesterreichs vertraten. Namentlich in der pariser officiösen Presse herrschte darüber kein Zweifel. Wie die Cabinete darüber dachten, zeigte sich in dem stricten Verzicht auf alle weitern Congreßideen.

Preußen war der casus belli hiermit gesichert, denn schon die einseitige Einberufung der Stände genügte, um in Holstein mit Oesterreich in einen Contact zu kommen, der den Krieg nach sich ziehen mußte. Daß es aber gerade die schleswig-holsteinische Specialfrage war, die den Bundesregierungen Veranlassung geben sollte, ihre Stellung zwischen Preußen und Oesterreich zu nehmen, ließ voraussehen, daß es auch in Frankfurt zu einem Beschlusse kommen würde, der sich als Competenzüberschreitung qualificiren ließ, und sich somit erfüllen würde, was das Bismarck'sche Programm gewissermaßen als conditio sine qua non für die Lösung der deutschen Aufgabe Preußens hinstellte. Hätte irgendeine andere Angelegenheit den schließlichen Bruch involvirt, etwa eine Gebietsverletzung, eine Ausschreitung im diplomatischen Schriftwechsel oder die Bundesreformfrage an und für sich, so wäre die Parteinahme der Mittelstaaten vielleicht noch zweifelhaft geblieben, in der Herzogthümerfrage aber war vorauszusehen, daß dieselben am Bunde blind mit Oesterreich gehen würden. Um sich das formelle Recht möglichst zu wahren, protestirte Graf Bismarck in einer unter dem 3. Juni an das wiener Cabinet gerichteten Depesche vom internationalen Standpunkt aus gegen den Schritt Oesterreichs

am Bunde. Der eigenen Nation gegenüber rechtfertigte er seinen Standpunkt durch nachstehende vom 4. Juni datirte Erklärung im „Staats-Anzeiger":

Zwischen Preußen und Oesterreich ist unter dem 16. Jan. 1864 eine Convention zu Berlin unterzeichnet worden, um den gemeinsamen Gang in der Angelegenheit der Herzogthümer zu regeln. Art. 5 derselben lautet: „Für den Fall, daß es zu Feindseligkeiten in Schleswig käme und also die zwischen den deutschen Mächten und Dänemark bestehenden Vertragsverhältnisse hinfällig würden, behalten die Höfe von Preußen und Oesterreich sich vor, die künftigen Verhältnisse der Herzogthümer nur im gegenseitigen Einverständniß festzustellen. Zur Erzielung dieses Einverständnisses würden sie eintretendenfalls die sachgemäßen weitern Abreden treffen. Sie werden jedenfalls die Frage über die Erbfolge in den Herzogthümern nicht anders als im gemeinsamen Einverständnisse entscheiden."

Es bedarf keines Beweises, daß durch die Erklärung Oesterreichs in der Bundestagssitzung am 1. d. Mts. sowol die angeführten Bestimmungen der Vereinbarung vom 16. Jan. 1864 als auch diejenigen der Gasteiner Convention verletzt worden sind.

Um aber endlich Oesterreich moralisch die Möglichkeit abzuschneiden, etwa in einer Anwandlung von Reue noch in letzter Stunde durch Herbeiziehung eines Vermittlers wieder in friedliche Wege einzulenken, erließ Bismarck am 4. Juni eine Circulardepesche an die fremden Mächte, die durch Derbheit der Sprache alles überbietet, was je aus diplomatischer Feder geflossen. Wir heben aus diesem Actenstück die schärfste, gegen die österreichische Politik gerichtete Stelle heraus:

Alle unsere Information kommt darin überein, daß der Entschluß, Krieg gegen Preußen zu führen, in Wien durchaus feststeht.

Ich darf Ew. Exc. auf Sr. Maj. Verlangen im Vertrauen eröffnen, daß zur Zeit, als wir die obenerwähnte Mittheilung (Depesche vom 7. Mai) nach Wien richteten, der König, von der Pflicht, den Frieden solange als möglich zu erhalten, beseelt, bereitwillig auf einen Vorschlag zu einer directen Verständigung hörte, welcher von unparteiischer Seite aus Wien und zuerst Sr. Maj. ohne Zuziehung des Ministeriums gemacht wurde, um sich zu vergewissern, ob Se. Maj. der Kaiser noch von dem Wunsche, den Frieden aufrecht zu erhalten, geleitet werde. Der Vorschlag war der, die schleswig-holsteinische und die Bundesreformfrage in Gemeinschaft zu behandeln und durch diese Verbindung die Lösung beider zu erleichtern. Die Unterhandlungen, unterstützt durch die versöhnlichsten Wünsche auf seiten der Vermittler, haben, wie Se. Maj. mir mittheilt, nur dargethan, daß zu Wien eine correspondirende Gesinnung nicht mehr existirt. Sie haben trotz der theoretischen Friedensliebe des Kaisers das Verlangen nach Krieg gezeigt, welches jede andere Erwägung in seinem ganzen Rathe, selbst unter denen beherrscht, welche unsers Wissens früher gegen den Krieg und sogar gegen die Vorbereitungen und Rüstungen stimmten, und gezeigt, daß dieses Verlangen nun ebenfalls einen entschiedenen Einfluß auf den Kaiser selbst gewonnen hat. Nicht allein gab sich dort ein vollständiger Mangel aller und jeder Bereitwilligkeit kund, selbst auf vertrauliche Unterhandlungen einzugehen und die Möglichkeit eines Uebereinkommens zu erörtern, sondern es sind Aeußerungen einflußreicher österreichischer Staatsmänner dem König aus authentischer Quelle hinterbracht worden, welche keinen Zweifel lassen, daß die kaiserlichen Minister den Krieg um jeden Preis wollen, theils in der Hoffnung auf Erfolg im Felde, theils um über innere Schwierigkeiten hinwegzukommen, ja selbst mit der ausgesprochenen Absicht, die österreichischen Finanzen durch preußische Contributionen oder durch einen ehrenhaften Bankrott zu unterstützen.

Die Handlungen der österreichischen Regierung stimmen nur zu genau mit dieser Absicht überein.

3) Preußens Haltung in der Bundesreformfrage. Die Circulardepesche vom 27. Mai über das engere, der Neuner-Commission vorgelegte Reformprogramm. Das erweiterte Programm vom 10. Juni. Das Einrücken der Preußen in Holstein. Abzug der Oesterreicher. Die Bundesfestungsfrage. Oesterreichische Depesche vom 9. Juni. Der österreichische Antrag auf Mobilisirung des Bundesheeres vom 11. Juni. Dessen Annahme in der Sitzung vom 14. Juni und die damit erfolgende Auflösung des Bundes. Der casus belli war gegeben.

Je mehr die Ereignisse einer kriegerischen Lösung entgegendrängten, um so mehr trat die specielle Streitfrage gegen die ursächliche zurück. Die Bismarck'sche Politik ward infolge

dessen innerhalb der Grenzen Preußens immer volksthümlicher. War es dem Grafen Bismarck speciell in den Angelegenheiten Schleswig-Holsteins nicht gelungen, das politische Gewissen des eigenen Landes vollständig zu beruhigen, so hob doch die geschickte Verknüpfung der Herzogthümerfrage mit der Bundesreform über die noch entgegenstehenden Bedenken wesentlich hinweg. Der politische Gesichtskreis des ganzen Volks erweiterte sich mehr und mehr, und selbst das Gros der Gegner jeder kriegerischen Politik stellte sich auf die Seite der Regierung, indem es lauter und lauter die These vertrat: „Das Parlament ist der Frieden." Ein großer Theil der liberalen Presse wies jetzt darauf hin, daß sich in der Herzogthümerfrage die Krankheit der Bundesinstitutionen nur zur Krisis gesteigert habe. Darin, daß Oesterreich die im Laufe der Zeit zu allgemeinster Billigung gelangten Februarforderungen hartnäckig zurückgewiesen hatte, erkannte man jetzt kein Unglück mehr. Auf diese complicirten Forderungen wurde nur noch Bezug genommen, um zu zeigen, welcher wunderbarer Mittel es bedurfte, um nur locale Aeußerungen dieser Bundeskrankheit zu heben. Fast ganz Deutschland sträubte sich gegen deren Anwendung und deshalb ward es gebilligt, daß die preußische Politik auf eine Radicalcur des ganzen Körpers hinarbeitete. Die allerdings forcirte Lösung des preußischen Bündnisses mit Oesterreich, das überdies von den liberalen Elementen des preußischen Volks stets bekämpft worden war, erschien dadurch gerechtfertigt.

Der leitende preußische Staatsmann hat, das unterliegt keinem Zweifel, nie an eine friedliche Durchführung seiner Bundesreform geglaubt, sein Calcul war auf Blut und Eisen berechnet. Aber er hat dem preußischen Volke den Beweis geliefert, daß eine friedliche Durchführung auch der bescheidensten, von allen Parteien des Landes als nothwendig erkannten Forderungen unmöglich war. Eine am 15. Mai in der Neuner-Commission gemachte Eröffnung beschränkte die Vorschläge Preußens auf folgende Punkte:

1) Die Organisation des Bundes wird durch Combinirung mit einer periodisch einzuberufenden Nationalvertretung in der Weise gestaltet, daß die Beschlußfassung der letztern auf den dafür bezeichneten Gebieten der Bundesgesetzgebung die Stimmeneinheit ersetzt.

2) Die Competenz der also neugestalteten Bundesgewalt wird zunächst auf solche Materien ausgedehnt, welche bisher im Wege der gelegentlich zusammentretenden Conferenzen behandelt zu werden pflegen oder Commissionen überwiesen werden, wie z. B. das Münz-, Maß- und Gewichtswesen, die Patentgesetzgebung, die gemeinsame Civilproceßordnung, das Heimatswesen und die Freizügigkeit.

3) Es tritt dazu die allgemeine Zoll- und Handelsgesetzgebung in principieller Behandlung unter dem Gesichtspunkte regelmäßiger gemeinsamer Fortentwickelung.

4) Organisation eines gemeinsamen Schutzes des deutschen Handels im Auslande, Consularwesen, Schutz der Flagge zur See.

5) Das Verkehrswesen zwischen den Bundesstaaten, Land-, Wasser- und Eisenbahnstraßen, Telegraphie, Postwesen, die Fluß- und sonstigen Wasserzölle.

6) Gründung einer den gemeinsamen Zwecken dienenden Kriegsmarine mit den erforderlichen Kriegshäfen und den entsprechenden Küstenvertheidigungsanstalten.

7) Consolidirung der militärischen Kräfte Deutschlands für die Feldarmee und das Festungswesen, also Revision der Bundeskriegsverfassung aus diesem Gesichtspunkte einer bessern Zusammenfassung der Gesammtleistung, sodaß deren Wirkung und die Leistung des einzelnen möglichst erleichtert wird.

Dieses Programm enthielt nur eine einzige Forderung, während alle andern Momente nur Vorschläge von unbestreitbarer Nützlichkeit der Berathung anheimgaben. Von der Ausschließung Oesterreichs war keine Rede, ebenso wenig von einer Beschränkung der Souveränetäten durch Entziehung der diplomatischen Vertretung. Preußen beanspruchte nicht den geringsten Vorzug für sich selbst, alles, was es andern zumuthete, erbot es sich in gleichem Verhältniß selbst zu tragen. Mag man der Bismarck'schen Politik tausend Vorwürfe machen können, die je nach dem Parteistandpunkte gerechtfertigt erscheinen, so wird doch niemand leugnen können, daß Preußen nach Ausweis vorstehenden

Programms in der deutschen Frage mit anerkennenswerther Mäßigung vorgegangen war. Wären die deutschen Staaten rückhaltslos auf dieses Programm eingegangen, so wäre unbedingt das Parlament der Frieden gewesen, denn noch in der letzten Stunde hat Preußen erklärt, daß es bei einer Neuconstituirung Deutschlands die schleswig-holsteinische Sache, als eine nationale, der gemeinsamen Entscheidung anheimzugeben bereit sei. Solange aber halte es, gestützt auf die Verträge, an Aufrechthaltung des Statusquo fest.

Daß Preußen sich durch jene Vorschläge vorläufig gebunden hielt, zeigt eine Circulardepesche, die es am 27. Mai, also kurz vor Stellung des folgenschweren österreichischen Antrags am Bunde, an seine auswärtigen Vertreter erließ. In derselben hieß es:

Es ist nicht die Masse der unberechtigten Forderungen, welche den revolutionären Bewegungen Kraft verleiht, sondern gewöhnlich ist es der geringe Antheil der berechtigten Forderungen, welcher die wirksamsten Vorwände zur Revolution bietet und den Bewegungen nachhaltige und gefährliche Kraft gewährt. Unbestreitbar ist eine Anzahl berechtigter Bedürfnisse des deutschen Volks nicht in dem Maße sichergestellt, wie es jede große Nation beansprucht. Die Befriedigung derselben im geordneten Wege der Verständigung herbeizuführen, ist die Aufgabe der Bundesreform. Die letztere ist recht eigentlich im Sinne des monarchischen Princips in Deutschland nothwendig. Sie soll durch die Initiative der Regierungen den Uebelständen abhelfen, welche in bewegten Zeiten die Quelle und der Vorwand für gewaltsame Selbsthülfe werden können. In dieser Richtung bewegen sich die Reformvorschläge der preußischen Regierung. Sie werden sich auf das Allernothwendigste beschränken und den Bundesgenossen auf das bereitwilligste mit den ihnen erwünschten Modificationen entgegenkommen. Das Ziel verlangt allerdings Opfer, aber nicht von einzelnen, sondern von allen gleichmäßig. Was Se. Maj. den König persönlich betrifft, so liegt allerhöchstdemselben nichts ferner, als seine Bundesgenossen, die deutschen Fürsten, beeinträchtigen oder unterdrücken zu wollen. Allerhöchstderselbe will mit ihnen als einer ihresgleichen gemeinsam für die gemeinsame Sicherheit nach innen und außen sorgen, aber besser als bisher. Wer diesen ernsten Willen und das längst auf jenes Ziel gerichtete Bestreben Sr. Maj. als Ergebniß persönlichen Ehrgeizes schildert, der entstellt die Thatsachen, welche von allerhöchstdessen Handlungs- und Sinnesweise offenes Zeugniß ablegen. Se. Maj. der König sind stets weit davon entfernt gewesen, einen Ehrgeiz zu hegen, der auf Kosten der Nachbarn und Bundesgenossen Befriedigung gesucht hätte, wenn allerhöchstdieselben auch nach mannichfachen Erfahrungen darauf verzichten müssen, die Verleumdungen zum Schweigen zu bringen. Se. Maj. beabsichtigen auch jetzt mit der Bundesreform nicht, den deutschen Fürsten Opfer anzusinnen, welche Preußen nicht ebenso im Interesse der Gesammtheit zu bringen bereit wäre. Die Verweigerung der in den Reformvorschlägen der königlichen Regierung aufgestellten verhältnißmäßig geringen und von allen Theilnehmern, Preußen nicht ausgeschlossen, gleichmäßig zu machenden Zugeständnisse würde unserer Ansicht nach eine schwere Verantwortung für die Zukunft involviren.

Unter Hinweis darauf, daß Preußen zuerst mit einzelnen Regierungen, dann im Neuner-Ausschuß in Frankfurt eine Verständigung in diesem Sinne gesucht habe, wurde schließlich bestimmt ausgesprochen: „Erst wenn Preußen auf dem Wege der Verständigung am Bunde und mit den Regierungen alle Mittel vergebens erschöpft haben wird, um auch nur die nothdürftigsten Zugeständnisse zu erlangen, werden wir unser enges Programm erweitern."

Vorgreifend sei hier erwähnt, daß Preußen auch noch über den 1. Juni und die ernsten Vorgänge, die sich daran knüpften, hinaus an diesen Vorschlägen festhielt, den deutschen Staaten also bis zur letzten Stunde die Möglichkeit ließ, sich selbst eine geachtete neutrale Stellung und dem engern Deutschland den Frieden zu wahren. Erst am 10. Juni, unmittelbar vor der letzten entscheidenden Stunde, übermittelte Preußen den deutschen Regierungen ein erweitertes, nunmehr Oesterreich aus dem engern Bunde ausschließendes Programm, dessen Wortlaut wir um so lieber vollständig folgen lassen, als Preußen dasselbe nach Krieg und Sieg noch als die Grundlage bezeichnet hat, auf der es den Bundesstaat aufrichten will:

Art. 1. Das Bundesgebiet besteht aus denjenigen Staaten, welche bisher dem Bunde angehört haben, mit Ausnahme der kaiserlich österreichischen und königlich niederländischen Landestheile.

Art. 2. Die gesetzgebende Gewalt des Bundes wird auf denjenigen Gebieten, welche derselben zugewiesen sind, von dem Bundestage in Gemeinschaft mit einer periodisch zu berufenden Nationalvertretung ausgeübt. Zur Gültigkeit der Beschlüsse ist die Uebereinstimmung der Mehrheit des Bundestags mit der Mehrheit der Volksvertretung erforderlich und ausreichend.

Art. 3. Die Umgestaltung des Bundestags ist unter den Bundesregierungen und mit dem nach dem preußischen Antrage vom 9. April zu berufenden Parlament zu vereinbaren. Solange bis dies geschehen sein wird, bleibt das Stimmverhältniß, welches für die Mitglieder des Bundes auf dem bisherigen Bundestage gültig war, in Kraft.

Art. 4. Die Nationalvertretung geht aus directen Wahlen hervor, welche nach den Bestimmungen des Reichswahlgesetzes vom 12. April 1849 vorzunehmen sind.

Art. 5. Die Bundesstaaten bilden ein gemeinsames und einheitliches Zoll- und Handelsgebiet, in welchem die Errichtung von Freihäfen vorbehalten bleibt.

Art. 6. Der Gesetzgebung und Oberaufsicht der Bundesgewalt unterliegen die nachstehenden Angelegenheiten:

1) Die Zoll- und Handelsgesetzgebung.

2) Die Ordnung des Maß-, Münz- und Gewichtssystems, nebst Feststellung der Grundsätze über die Emission von fundirtem und unfundirtem Papiergelde.

3) Die allgemeinen Bestimmungen über das Bankwesen.

4) Die Erfindungspatente.

5) Der Schutz des geistigen Eigenthums.

6) Die Bestimmungen über die Freizügigkeit, Heimats- und Ansiedelungsverhältnisse, den Gewerbebetrieb, die Colonisation und Auswanderung nach außerdeutschen Ländern.

7) Organisation eines gemeinsamen Schutzes des deutschen Handels im Auslande, der deutschen Schiffahrt und ihrer Flagge zur See und Anordnung gemeinsamer consularischer Vertretung, welche vom Bunde ausgestattet wird.

8) Das gesammte deutsche Eisenbahnwesen im Interesse der Landesvertheidigung und des allgemeinen Verkehrs.

9) Der Schiffahrtsbetrieb auf den mehrern Staaten gemeinsamen Wasserstraßen, sowie die Fluß- und sonstigen Wasserzölle.

10) Das Post- und Telegraphenwesen.

11) Die gemeinsame Civilproceßordnung und das gemeinsame Concursverfahren.

Art. 7. Die Bundesgewalt hat das Recht, Krieg zu erklären und Frieden sowie die Bündnisse und Verträge zu schließen, in völkerrechtlicher Vertretung des Bundes Gesandte zu ernennen und zu empfangen.

Die Kriegserklärung hat bei feindlicher Invasion des Bundesgebiets oder bei kriegerischem Angriff auf dessen Küsten unter allen Umständen zu erfolgen, in den übrigen Fällen ist zur Kriegserklärung die Zustimmung der Souveräne von mindestens zwei Drittheilen der Bevölkerung des Bundesgebiets erforderlich.

Art. 8. Die Kriegsmarine des Bundes mit den erforderlichen Hafen- und Schiffahrtsanlagen wird nach folgenden Grundsätzen errichtet:

Die Kriegsmarine der Nord- und Ostsee ist eine einheitliche unter preußischem Oberbefehl. Bei Ernennung der Offiziere und Beamten concurriren die Küstenstaaten auf Grund besonderer Vereinbarungen.

Der kieler und der Jahdehafen werden Bundeskriegshäfen.

Als Maßstab der Beiträge zur Gründung und Erhaltung der Kriegsmarine und der damit zusammenhängenden Anstalten dient im allgemeinen die Bevölkerung unter Feststellung eines Präcipuums zu Lasten der Uferstaaten und Hansestädte nach Maßgabe des Lastengehalts der Handelsmarinen der einzelnen Staaten.

Ein Bundesmarinebudget wird nach diesen Grundsätzen vereinbart.

Das Anwerben der Matrosen und Mannschaften für die Bundeskriegsmarine wird durch ein Gesetz geregelt, welches zugleich die Verpflichtung für jeden einzelnen Uferstaat feststellt, für Deckung des Bedarfs pro rata des Lastengehalts der Handelsmarine aufzukommen. Durch dasselbe Gesetz wird der Maßstab festgestellt, nach welchem die Mannschaftsgestellungen für die Marine auf diejenigen des Landheeres des Bundes in Abzug gebracht werden.

Art. 9. Die Landmacht des Bundes wird in zwei Bundesheere eingetheilt, die Nordarmee und die Südarmee.

In Krieg und Frieden ist Se. Maj. der König von Preußen Bundesoberfeldherr der Nordarmee, Se. Maj. der König von Baiern Bundesoberfeldherr der Südarmee.

Jeder der beiden Bundesoberfeldherren hat das Recht und die Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß innerhalb der von ihm befehligten Armee die bundesbeschlußmäßigen Contingente vollzählig und kriegstüchtig vorhanden sind, und daß die nothwendige Einheit in der Organisation, Formation, in Bewaffnung und Commando, in der Ausbildung der Mannschaften, sowie in der Qualification der Offiziere hergestellt wird.

Das Recht unter Voraussetzung übereinstimmender Vorbildung bis zur Grenze des eigenen Contingents die Offiziere zu ernennen, steht jeder Regierung zu; diejenigen Commandos, unter welchen mehr als ein Contingent steht, besetzt der Oberfeldherr. Dieselben müssen auch im Frieden jederzeit besetzt und in Function sein, nach Maßgabe der Heereseintheilung, wie sie bisher in der preußischen resp. bairischen Armee stattfindet, sodaß mindestens für je drei Bataillone ein Regimentscommandeur, für höchstens drei Regimenter ein Brigadecommandeur, für jede zwei Brigaden ein Divisionär und für jedes Corps der Bundesarmee der commandirende General jederzeit in Function ist.

Der Oberfeldherr hat das Recht, in den nach seiner Ueberzeugung dringenden Fällen die kriegsbereite Aufstellung jedes Theils der von ihm befehligten Bundesarmee innerhalb des Gebiets der letztern, vorbehaltlich späterer Genehmigung durch Bundesbeschluß, anzuordnen und verpflichten sich die Bundesregierungen, eine solche Anordnung in Betreff ihrer Contingente unverzüglich auszuführen.

Für jedes der Bundesheere wird ein gemeinschaftliches, mit der Nationalvertretung zu vereinbarendes Militärbudget für Feldarmee und Festungswesen, aus Matricularbeiträgen der zu dem betreffenden Heere ihre Truppen stellenden Regierungen gebildet.

Die Höhe der Matricularbeiträge richtet sich nach der Bevölkerung der betreffenden Staaten.

Die Verwaltung jedes der beiden Bundesmilitärbudgets wird unter Leitung des Oberfeldherrn von einem, aus Vertretern der beitragenden Regierungen gebildeten Bundeskriegsrath geführt und hat der Nationalvertretung jährlich Rechnung abzulegen.

Jede Regierung leistet selbst die Auslagen für die von ihr gestellten Truppen, vorbehaltlich gemeinsamer Abrechnung nach Maßgabe der Beitragspflicht. Ersparnisse an dem Militärbudget, mögen sie an den Gesammtausgaben oder an denen für die einzelnen Contingente gemacht werden, fallen unter keinen Umständen der einzelnen Regierung, welche sie macht, sondern dem für jede der beiden Bundesarmeen gemeinsamen Bundeskriegsschatze zu. Die Controle des letztern steht der Nationalvertretung zu.

Art. 10. Die Beziehungen des Bundes zu den deutschen Landestheilen des österreichischen Kaiserstaats werden nach erfolgter Vereinbarung über dieselben mit dem zunächst einzuberufenden Parlament durch besondere Verträge geregelt werden.

Volk und Regierungen in den Mittelstaaten Deutschlands verhielten sich den Vorschlägen Preußens gegenüber fast durchweg ablehnend. Wo einzelne Regierungen sich im Princip einverstanden erklärten, geschah es in so indifferenter Weise, daß weder eine reale noch eine moralische Wirkung dadurch erreicht ward. Sofern die Volksparteien sich über die Phrase erhoben, die preußischen Vorschläge seien schon deshalb zurückzuweisen, weil sie aus der Hand Bismarck's kämen, forderten sie entweder pure die Reichsverfassung, oder erhoben den Einwand, daß die proponirte Reform keine Garantie für die Freiheit gewähre. Was die Reichsverfassung anbelangt, so hatte dieselbe zur Zeit unbedingt weniger Chancen als der Bismarck'sche Entwurf; keinesfalls war es gerechtfertigt, lieber auf eine Bundesreform zu verzichten, als etwas anderes hinzunehmen denn die Reichsverfassung. Noch viel ungerechtfertigter aber war der andere Einwand. Garantien für die Freiheit sind nur da erforderlich, wo eine Gewalt existirt, die Freiheit zu beschränken. Eine solche Machtvollkommenheit maß aber weder der engere noch der weitere Entwurf Bismarck's dem neuen Bunde bei. Derselbe war vielmehr nach dem Vorbilde der Verfassung Nordamerikas nur auf eine solche Bethätigung beschränkt, die mit principiellen Freiheitsfragen gar nichts gemein hat. Gerade die liberalen Particularisten Süddeutschlands hätten daher mit den preußischen Vorschlägen sehr zufrieden sein können, da sie der freiheitlichen Entwickelung der Einzelstaaten unbeschränkten Spielraum gestatteten.

Das negative oder widerstrebende Verhalten der Regierungen hatte seinen Grund in der Hinneigung der Dynasten zu Oesterreich. Im Kaiserstaat und dem von ihm vertretenen föderalen Princip erkannten die Fürsten die sicherste Stütze ihrer Souveränetät. Preußen und der von ihm erstrebte Bundesstaat konnten nie und nimmer die volle Gleichberechtigung aller Souveräne (um der Souveränetät willen) anerkennen; dem widersprach schon die parlamentarische Vertretung nach Maßgabe der Volkszahl. Daß ein Theil der mittelstaatlichen Regierungen noch nach der Veröffentlichung des preußischen Juniprogramms, also in der Stunde vor Ausbruch des Kriegs mit Oesterreich, über einen Gegenentwurf in Verhandlung traten, besiegelte die Unmöglichkeit, daß Deutschland je auf anderm Wege als auf dem des Kriegs zu einer seine Machtstellung nach außen sichernden Neugestaltung gelangen werde. Diese Ueberzeugung schlug noch in den letzten Stadien des Conflicts im preußischen Volk tiefe Wurzel, und so sehr ihm der Gedanke eines Bruderkampfes widerstrebte, so wenig es Haß mit Haß vergalt, so folgte es doch gerade dem Kampf gegen die Heere der Particularstaaten mit dem leidenschaftlichsten Interesse. Es ist keine zufällige Erscheinung, daß die Thaten der kleinen Armee des Generals Falckenstein an Popularität selbst die großen Ereignisse in Böhmen überwogen.

Folgen wir jetzt den Vorgängen, die nach dem 1. Juni in raschem Laufe zum Ausbruch des Krieges führten.

Oesterreich zögerte nicht, die in Aussicht gestellte einseitige Berufung der holsteinischen Stände sofort ins Werk zu setzen. Am 5. Juni, also am Tage nach Emanirung des provocirenden Bismarck'schen Circularschreibens an die auswärtigen Mächte, erließ der Statthalter, Feldmarschallieutenant von Gablenz, die bezügliche Ordre, in welcher der 11. Juni als der Tag des Zusammentritts der Stände und Itzehoe als Ort der Verhandlung bezeichnet wurde. Für den Fall dieser Einberufung der holsteinischen Stände war der preußische Statthalter in Schleswig bereits mit Instruction versehen. General Manteuffel notificirte am 6. Juni seinem Collegen in Holstein, daß die preußische Regierung den Gasteiner Vertrag durch die Erklärung Oesterreichs in der Bundestagssitzung vom 1. Juni als hinfällig geworden betrachte. Es sei ihm daher der Befehl geworden, seine Truppen auf Grund des vor jener Convention bestandenen, durch den Wiener Frieden hergestellten Condominats wieder in Holstein einrücken zu lassen. Dieses Einrücken werde am 7. Juni erfolgen.

Es lag in der ausgesprochenen Absicht der preußischen Regierung, von den Vortheilen, die ihr die Isolirung einer einzigen österreichischen Brigade auf dem verlorenen Posten in Holstein bot, im Wege der Gewalt keinen Gebrauch zu machen. Der casus belli hätte sich allerdings leicht finden lassen, aber der moralische Eindruck in ganz Europa wäre ein ungünstiger gewesen. Es stand fest, daß man in Wien nicht so scrupulös war. Seitens der dortigen Regierung war schon Wochen vorher der Plan ventilirt worden, jene Brigade noch rechtzeitig zu verstärken und dann mit hannoverischen Truppen in der Gegend von Stade unter Gablenz' Befehl zu einem Parteigängercorps zusammenstoßen zu lassen. Ein solches Corps versprach im Rücken der preußischen Hauptarmee und bei den geringen Streitkräften, die im Norden und Westen der Monarchie zurückgeblieben waren, große Dienste leisten zu können. An dem Widerstande Hannovers und Kurhessens scheiterte dieser Plan. Hannover hatte auch jetzt noch keine ernsten Kriegsrüstungen eingeleitet und sich über seine Parteinahme noch nicht entschieden. General Gablenz hatte also nur die Wahl, entweder den von Manteuffel aufgestellten Gesichtspunkt, daß fortan wieder eine gemeinsame Besetzung beider Herzogthümer einzutreten habe, thatsächlich anzuerkennen, oder den Rückzug seiner Truppen sofort anzuordnen. Er wählte das letztere und leitete seine weitern Maßnahmen durch folgende vom 7. Juni datirte Bekanntmachung ein:

Nachdem mir vom preußischen Gouvernement für Schleswig die Mittheilung gemacht worden, daß preußische Truppen heute in Holstein einrücken, und namentlich in der Richtung auf Bramstedt und Itzehoe durchmarschiren werden, so habe ich weitere Entschließungen einem hohen Cabinet vorbehaltend, hiergegen Protest erhoben und fühle mich veranlaßt, den Sitz der Statthalterschaft und der Landesregierung bis auf weiteres nach Altona zu verlegen. Die resp. Landesbehörden werden demnach angewiesen, ihre Eingaben, Berichte u. s. w. an die k. k. Statthalterschaft und an die herzoglich holsteinische Landesregierung von heute an nach Altona zu adressiren.

K. k. Statthalter für Holstein: Gablenz.

Dem General von Manteuffel war während der nächsten Tage eine im höchsten Grade undankbare Rolle beschieden. Thatsächlich Gewalt übend, hatte er den Schein zu wahren, als solle alles in Frieden und Freundschaft abgehen. Den Oesterreichern wurde freigestellt, in Schleswig gleichfalls das alte Recht gemeinsamer Besetzung zu üben; beim Einrücken in Holstein sollten die Preußen nur solche Orte beziehen, die keine österreichischen Garnisonen hätten. Es erging sogar die freundliche Einladung an Gablenz, in Verbindung mit dem preußischen Statthalter nunmehr, wie vor den Tagen von Gastein, eine gemeinsame Regierung für beide Herzogthümer wiederherzustellen. Der Rückzug von Gablenz machte diesem Possenspiel ein Ende. Wo preußische Truppen mit österreichischen zusammentrafen, begegnete man einander in ritterlichen Formen, namentlich schied der österreichische Theil der Besatzung Rendsburgs von dem preußischen im freundlichsten Einvernehmen. Gablenz concentrirte seine Truppen in und um Altona. Mit Hülfe der Eisenbahnen gelang es, noch im Laufe des 7. die Garnisonen von Rendsburg, Kiel, Glückstadt, Itzehoe und Neumünster mit Pferden und Gepäck dorthin zu schaffen; an gleichem Tage passirte daselbst ein nach Norden gehendes preußisches Bataillon. Gablenz erhielt, wie vorauszusehen, von seiner Regierung Befehl, mit der Brigade Kalik, die ihren Führer krank zurücklassen mußte, über Hamburg und Hannover zurückzugehen. Am 10. und 11. räumten die Oesterreicher das holsteinische Gebiet.

Auf Grund der thatsächlichen Verzichtleistung Oesterreichs übernahm jetzt General Manteuffel mittels Proclamation d. d. Rendsburg, 10. Juni die Regierung über beide Herzogthümer. Diese Proclamation verfügte die Schließung sämmtlicher politischen Vereine und suspendirte das Erscheinen derjenigen politischen Blätter, die seither ohne Concession herausgegeben worden, auf so lange, bis zu ihrer Herausgabe die gesetzlich vorgeschriebene Concession eingeholt und ertheilt sein würde. Die durch Bekanntmachung des österreichischen Statthalters vom 15. Oct. 1865 eingesetzte holsteinische Landesregierung in Kiel wurde für aufgelöst erklärt. Die Civilverwaltung beider Herzogthümer wurde in die Hand des Freiherrn Karl von Scheel-Plessen gelegt, und zwar mit dem Titel eines „Oberpräsidenten", was insofern bezeichnend war, als dadurch schon eine Analogie mit den Provinzen des preußischen Staats hergestellt wurde. Die Handhabung der Civilgewalt verblieb unter der obersten Autorität des militärischen Gouverneurs. Schließlich hieß es in der Proclamation, der König beabsichtige, dem Princip der Zusammengehörigkeit entsprechend, eine Gesammtvertretung der Herzogthümer Schleswig-Holstein ins Leben zu rufen. Um solche auf legalem Wege anzubahnen, sollten die Stände jedes der beiden Herzogthümer einberufen werden, wozu die nöthigen Einleitungen bereits getroffen seien.

Das Zusammentreten der von Gablenz berufenen Stände wurde durch preußisches Militär thatsächlich gehindert. Die Sache ging ohne Vorgänge von Bedeutung ab. Der vom General Gablenz zum Commissar der Ständeversammlung ernannte Regierungsrath Lesser wurde auf kurze Zeit verhaftet, Proteste kleiner Fractionen blieben ohne Belang und die Aufregung legte sich rascher, als es zu erwarten war.

General Gablenz verließ am 12. Juni Altona. Er schied von den Bewohnern Holsteins mit folgender, vom gleichen Tage datirten Proclamation:

Der vertragswidrigen Besetzung des Herzogthums Holstein durch königlich preußische Truppen, die mich veranlaßte, den Sitz der Statthalterschaft und der Landesregierung nach Altona zu verlegen, sind Gewaltmaßregeln gefolgt. Das Zusammentreten der infolge allerhöchsten Auftrags von mir berufenen holsteinischen Ständeversammlung ist durch Waffengewalt verhindert und der Landtagscommissar verhaftet worden. Durch eine Proclamation vom 10. d. M. hat der königlich preußische Gouverneur für das Herzogthum Schleswig ferner kundgegeben, daß er die oberste Regierungsgewalt auch in dem Herzogthum Holstein in die Hand nehmen werde, er hat in Ausführung dessen der von mir im Auftrage meines allergnädigsten Kaisers bestellten Landesregierung ihre Entlassung angekündigt und eine andere Civilverwaltung bereits eingesetzt. Preußische Truppen sind im Anmarsch auf Altona; die mir zu Gebote stehenden Streitkräfte waren nicht darauf berechnet, einem feindlichen Angriff der bisher verbündeten deutschen Macht Widerstand zu leisten. Ich bin außer Stande, mit meiner kleinen Schar der verübten Gewalt wirksam entgegenzutreten und das Recht zu schützen. Um die Truppen nicht nutzlos zu opfern, weiche ich, einem allerhöchsten Befehl Sr. Maj. des Kaisers folgend, der Uebermacht und verlasse mit ihnen das Land. Als ich auf Befehl meines allergnädigsten Herrn die Regierung euers Landes übernahm, seid ihr mir mit Vertrauen entgegengekommen; ihr habt dasselbe im wachsenden Maße bis heute bewahrt. Nehmt meinen herzlichen Dank dafür. Schwere Tage werden über euch kommen, einstweilen wird die Gewalt herrschen; fügt euch derselben mit euerer bewährten Besonnenheit. Bleibet aber auch in dieser neuen Prüfung treu euerer guten Sache. Euer Geschick steht in Gottes Hand, harret aus im Vertrauen auf eine glückliche Lösung.

Bei dem Ueberschreiten der Südgrenze Holsteins verhieß er seinen Truppen Genugthuung auf einem andern Schauplatze. In den Augen des Generals war der Krieg unvermeidlich, mochte in Frankfurt beschlossen werden, was da wolle, wie aus seinem Tagesbefehl deutlich hervorging.

Der Erbprinz von Augustenburg verließ gleichzeitig mit den Oesterreichern das Land. Unter seinen Anhängern bemühte man sich, diesen Schritt damit zu rechtfertigen, daß er seine Person, die das gesammte Recht des Landes vertrete, der Gewalt nicht preisgeben dürfe; im allgemeinen aber ward seine Flucht misbilligt. Nur durch Ausharren bis zum letzten Moment konnte der jahrelang durchgeführten Demonstration ein Schein von Würde erhalten werden.

Während jener Ereignisse in Holstein ruhte die Thätigkeit am Sitze der Bundesversammlung nicht. Der bairische Antrag wegen Räumung der Bundesfestungen Mainz und Rastadt seitens der Truppen Oesterreichs und Preußens gelangte am 3. zur Annahme. Lange wurde indeß im Schose der Militärcommission darüber gestritten, welche Staaten statt ihrer die Besatzung stellen sollten. Für Mainz wurden von seiten Preußens Baiern, Darmstadt und Nassau, als die Nachbarstaaten der Bundesfestung, in Vorschlag gebracht. Oesterreich glaubte indeß, daß die Truppen dieser Staaten zu seinen Gunsten im Felde eintreten würden, und bestand darauf, daß die Besatzung aus kurhessischem und thüringischem Militär, auf das es für seine Zwecke weniger rechnen zu können glaubte, gebildet werde. Die Conflicte in der Commission verzögerten die nächste Sitzung des Plenums bis zum 9. Juni.

In dieser Sitzung gab zunächst Preußen eine Erklärung ab, durch welche es unter Bezugnahme auf die von Oesterreich in der Sitzung vom 1. Juni gemachte Eröffnung den Bruch der Gasteiner Convention constatirte und feierlich Verwahrung gegen die Behauptung einlegte, daß es die gewaltige Annexion der Herzogthümer erstrebt habe. Zum Beweise seiner Bereitwilligkeit, sich mit Oesterreich zu verständigen, legte es die geheime Note vom 7. Mai vor, deren Sinn darauf hinausging, daß Preußen sich bereit erklärte, mit Oesterreich über die Abtretung seiner vertragsmäßig erworbenen Rechte an die Herzogthümer gegen Entschädigung in Unterhandlung zu treten. Schon in jener Note war ausgesprochen, daß Preußen die Angelegenheit dann in Verbindung mit der Bundesreform zum schließlichen Austrag zu bringen wünsche. In der Erklärung des

preußischen Gesandten hieß es aber auch jetzt noch (nach dem Einrücken in Holstein) ausdrücklich, daß seine Regierung nach wie vor die Herzogthümerfrage als eine nationale betrachte und zu ihrer Lösung in Verbindung mit der Bundesreform bereit sei. Nach einer Gegenerklärung des österreichischen Präsidialgesandten wurde sodann ein vermittelnder Antrag des Militärausschusses angenommen, wonach die Bundesfestung Mainz durch bairische Truppen und einen Theil der Reserve-Infanteriedivision (thüringische Contingente), die Bundesfestung Rastadt durch badische Truppen und einen andern Theil der Reservedivision zu besetzen sei.

Noch an demselben Tage (9. Juni) expedirte Oesterreich eine Depesche nach Berlin, worin es die Bismarck'sche Protestdepesche vom 3. in einer Weise beantwortete, die einer Kriegserklärung fast gleichkam. Es wurde darin die Behauptung Bismarck's, der österreichische Antrag vom 1. Juni involvire einen Bruch der Gasteiner Convention, als Entstellung der Wahrheit bezeichnet, während kurz vorher noch die wiener Blätter triumphirend ausgerufen hatten, Oesterreich habe Preußen den Gasteiner Vertrag in Stücken vor die Füße geworfen. Ferner wurde gesagt, daß Oesterreich alle und jede Verantwortlichkeit für die ernsten Folgen des preußischen Entschlusses, den Streit nunmehr auf das Feld der Thatsachen zu übertragen, ablehne. Die Depesche führt weiter aus, daß Preußen durch Wort und That, ohne rechtmäßigen Grund seit der berliner Depesche vom 26. Jan. 1866 sich in den Herzogthümern eine Stellung gegeben habe, welche dem durch den Gasteiner Vertrag geschaffenen Zustande nur noch den Werth eines völlig precären Besitzstandes ließ. Oesterreich habe nichtsdestoweniger diesen Besitzstand geachtet und die Gasteiner Convention nicht gekündigt, und würde das durch diese Convention begründete Provisorium ungestört bis zur künftigen Bundesentscheidung haben fortdauern lassen. Indem Preußen seine Truppen in Holstein einrücken lasse, vollziehe es seinerseits thatsächlich den Bruch des Gasteiner Vertrags, und gründe sich der Protest Oesterreichs darauf, daß Preußen zur Selbsthülfe geschritten und durch die Besetzung Holsteins nicht nur das Vertragsverhältniß gegenüber Oesterreich, sondern auch Art. 11 der deutschen Bundesacte verletzt und dadurch den in Art. 19 der Wiener-Schluß-Acte vorgesehenen Fall herbeigeführt habe. Die Depesche behielt schließlich der kaiserlichen Regierung die Schritte und Entschließungen vor, zu welchen sie genöthigt sein werde, nachdem ihr nichts mehr übriggeblieben, als für die Wahrung ihrer Ehre und für den Schutz misachteter Rechte Sorge zu tragen.

Schon am 11. Juni erfolgten diese Schritte. Oesterreich ließ von den Vorgängen in Holstein im Sinne vorstehend erwähnter Depesche Mittheilung machen. Preußen hieß es, habe zum Schutze vermeintlich verletzter Rechte den Weg der Selbsthülfe betreten. Der weitere Wortlaut ist folgender:

Es liegt demnach der im Art. 19 der Wiener-Schluß-Acte vorgesehene Fall vor und die Bundesversammlung ist berufen, der unternommenen Selbsthülfe Einhalt zu thun. Nach diesem gewaltthätigen Vorgehen, bei welchem Preußen umfangreiche Rüstungen zur Seite stehen, kann nur in Aufbietung aller übrigen verfügbaren militärischen Kräfte des Bundes eine Gewähr des Schutzes für die innere Sicherheit Deutschlands und die bedrohten Rechte seiner Bundesglieder gefunden werden. Die kaiserliche Regierung erachtet die schleunige Mobilmachung sämmtlicher nicht zur preußischen Armee gehörigen Armeecorps des Bundesheeres für nothwendig. Bedürfte diese Maßregel noch weiterer Begründung, so findet sie dieselbe in der Haltung der königlich preußischen Regierung gegenüber den Beschlüssen, welche in letzter Zeit und bei stets steigender Gefahr von der Bundesversammlung zur Wahrung des Bundesfriedens gefaßt worden sind. Dem aus Anlaß der Bedrohung Sachsens gefaßten Beschlusse vom 9. Mai: „die königlich preußische Regierung anzugehen, daß durch geeignete Erklärung dem Bunde mit Rücksicht auf Art. 11 der Bundesacte volle Beruhigung gewährt werde", hat die königlich preußische Regierung nicht entsprochen. Die Antwort Preußens auf den Beschluß vom 24. Mai kann nicht für befriedigend erkannt werden, da es die in jenem Beschlusse in Aussicht genommene gleichzeitige Abrüstung abgelehnt hat. Bei

beiden Anlässen hat die königlich preußische Regierung, sich zum Richter über den Deutschen Bund aufwerfend, ihr Verhältniß zu diesem Staatenbunde und ihre weitern Entschließungen davon abhängig erklärt, daß derselbe Preußens Forderungen erfüllen wolle und könne. Aus allen diesen Gründen erscheint der kaiserlichen Regierung für die hohe Bundesversammlung die unvermeidliche Nothwendigkeit herangetreten, diejenigen dringlichen Maßregeln zu ergreifen, welche sie in die Lage setzen, die ihr obliegenden Verpflichtungen zu erfüllen, und beantragt daher:

Hohe Bundesversammlung wolle vorbehaltlich weiterer Entschließungen den Beschluß fassen:

1) Die Mobilmachung des 1., 2., 3., 7., 8., 9. und 10. Bundesarmeecorps (also der ganzen Bundesarmee mit Ausnahme der preußischen Corps) anzuordnen, und an die betreffenden höchsten und hohen Regierungen das Ersuchen zu stellen, ihre Bundescontingente nach der angenommenen Kriegsformation in der Stärke des Haupt- und Reservecontingents ungesäumt auf den Kriegsstand zu setzen, und selbe in den innehabenden oder einzunehmenden Standquartieren binnen 14 Tagen derart marsch- und schlagfertig aufzustellen, daß es auf ergehende Aufforderung innerhalb 24 Stunden mit allem Kriegsbedarf abmarschiren könne.

2) Dieselben höchsten und hohen Regierungen ferner zu ersuchen, auf die Bildung der Ersatzcontingente Bedacht zu nehmen.

3) Dieselben höchsten und hohen Regierungen zu ersuchen, in möglichst kurzer Frist, jedenfalls innerhalb der nächsten 14 Tage, bei der Bundesversammlung den Vollzug dieser Anordnung anzuzeigen.

4) Dieselben höchsten und hohen Regierungen zu ersuchen, die nöthigen Einleitungen zu treffen, damit die Bundesversammlung im Sinne des §. 46 der Bundeskriegsverfassung baldigst wegen des Oberbefehls Beschluß fassen könne und weiter die im 7., 8., 9. und 10. Abschnitte der Bundeskriegsverfassung vorgesehenen Ernennungen und Aufstellungen zu bewirken, resp. zu vereinbaren.

5) Den Ausschuß für Militärangelegenheiten anzuweisen, sich mit der Militärcommission wegen Durchführung dieses Beschlusses ins Einvernehmen zu setzen.

Der Präsidialgesandte ist zugleich angewiesen, auf Abstimmung in einer baldigst anzuberaumenden Sitzung anzutragen.

Der Antrag bezweckte nicht mehr und nicht minder als eine Aufbietung der Wehrkräfte aller Mittel- und Kleinstaaten zur Unterstützung Oesterreichs im Kampfe gegen Preußen. Der einzige formelle Weg zu diesem Zweck konnte — obgleich im Antrage nicht ausgesprochen — der einer Bundesexecution sein. Dazu aber waren Form und Inhalt des Antrags nicht angethan. Die österreichische Regierung begründete denselben durch Berufung auf die Art. 18, 19 und 20 der Wiener-Schluß-Acte vom 15. Mai 1820. Diese Artikel lauten:

Art. 18. Da Eintracht und Friede unter den Bundesgliedern ungestört aufrecht erhalten werden soll, so hat die Bundesversammlung, wenn die innere Ruhe und Sicherheit des Bundes auf irgendeine Weise bedroht oder gestört ist, über Erhaltung oder Wiederherstellung derselben Rath zu pflegen, und die dazu geeigneten Beschlüsse nach Anleitung der in den folgenden Artikeln enthaltenen Bestimmungen zu fassen.

Art. 19. Wenn zwischen Bundesgliedern Thätlichkeiten zu besorgen, oder wirklich ausgeübt worden sind, so ist die Bundesversammlung berufen, vorläufige Maßregeln zu ergreifen, wodurch jeder Selbsthülfe vorgebeugt, und der bereits unternommenen Einhalt gethan werde. Zu dem Ende hat sie vor allem für Aufrechthaltung des Besitzstandes Sorge zu tragen.

Art. 20. Wenn die Bundesversammlung von einem Bundesgliede zum Schutze des Besitzstandes angerufen wird, und der jüngste Besitzstand streitig ist, so soll sie für diesen besondern Fall befugt sein, ein bei der Sache nicht betheiligtes Bundesglied in der Nähe des zu schützenden Gebiets aufzufordern, die Thatsache des jüngsten Besitzes, und die angezeigte Störung desselben ohne Zeitverlust durch seinen obersten Gerichtshof summarisch untersuchen und darüber einen rechtlichen Bescheid abfassen zu lassen, dessen Vollziehung die Bundesversammlung, wenn der Bundesstaat, gegen welchen er gerichtet ist sich nicht auf vorgängige Aufforderung freiwillig dazu versteht, durch die ihr zu diesem Ende angewiesenen Mittel zu bewirken hat.

Unbedingt war es nicht leicht, diese Artikel auf den concret vorliegenden Fall in der Weise für anwendbar zu erklären, wie dies in dem österreichischen Mobilisirungs-

antrage geschah. Ein Rathpflegen, wie es der erste der angeführten drei Artikel vorschreibt, hatte nach den jüngsten Vorgängen in Holstein noch nicht stattgefunden, als eine „vorläufige Maßregel", jeder Selbsthülfe vorzubeugen oder Einhalt zu thun, war die beantragte Mobilisirung im Sinne des zweiten der citirten Artikel auch kaum zu erkennen, von einer Anwendung des zuletzt angeführten Artikels war gar nicht die Rede. Wird der österreichische Antrag nur nach seinen ausgesprochenen Zielen beurtheilt, also in Bezug auf die beantragte Mobilisirung der Bundesarmee, so bieten nur die Art. 39 und 40 der Wiener-Schluß-Acte einen Anhalt dazu. Der erstere derselben gebietet eine Mobilisirung, wenn ein Bundesgebiet von einer feindlichen Macht überfallen ist, was doch in der Besetzung Holsteins durch preußische Truppen vom Bundesstandpunkte aus um so weniger erkannt werden konnte, als der Bund mit der Gasteiner Convention nichts gemein hatte, die vor derselben ergangenen Bundesbeschlüsse aber Preußen wie Oesterreich die Besetzung Holsteins ausdrücklich gestatteten. Der andere Fall, in dem eine Mobilisirung als geboten zu erachten, ist nach Art. 40 der Wiener-Schluß-Acte der, in welchem der Bund mit zwei Dritteln der Stimmen einen Krieg beschlossen hat, eine Voraussetzung, die keineswegs zutraf. Andere Fälle für Mobilisirung des Bundesheeres sind in den Bundesgesetzen nicht vorgesehen.

Der preußische Bundestagsgesandte erklärte noch in der Sitzung vom 11., daß er sich über den vorliegenden Antrag, dessen Gegenstand ihm völlig neu sei, weder sachlich noch geschäftlich zu einer Aeußerung veranlaßt sehe. Es war nämlich unterlassen worden, demselben, wie es Brauch und Geschäftsordnung bedingen, den Antrag tags vorher mitzutheilen. Gegenüber der von Oesterreich verlangten schleunigsten Beschlußfassung verwies Mecklenburg auf den §. 30 der Geschäftsordnung, welchem gemäß auf wichtige Anträge stets drei Sitzungen verwandt werden sollen: eine für die Einbringung des Antrags, eine für dessen Erörterung und eine für definitive Beschlußfassung. Trotz dessen beliebte die Bundesversammlung schon den 14. Juni zur definitiven Beschlußfassung zu bestimmen, nachdem der österreichische Präsidialgesandte erklärt hatte, er werde, der Form zu genügen, der eben stattfindenden Sitzung noch am gleichen Tage (11. Juni) eine zweite folgen lassen.

Ehe wir zur entscheidenden Schlußsitzung übergehen, noch ein Blick auf das Ausland. Preußen hatte seine westlichen Provinzen von allen Feldtruppen entblößt, selbst die Rheinfestungen waren nicht kriegsgemäß armirt, ein Beweis, daß das preußische Cabinet keine Gefahren von seiten Frankreichs fürchtete. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß zwischen dem Kaiser und dem Grafen Bismarck eine Verständigung für den Fall stattgefunden haben muß, daß Preußen im Wege der Gewalt seine Ziele in Deutschland zu verfolgen sich veranlaßt sehen sollte. Ebenso wenig zweifelhaft ist es, daß Graf Bismarck für diesen Fall die Zusage ertheilt hat, nicht durch preußische Eroberungen einen Einheitsstaat aus Deutschland zu machen, und keine gewaltsamen Annexionen südlich der Maingrenze zu unternehmen. Eine Andeutung von dieser Uebereinkunft gab Kaiser Napoleon durch einen vom 11. Juni datirten Brief an seinen Minister des Aeußern, Drouin de Lhuys, den dieser tags darauf in der Legislativen verlas. Das darin enthaltene Programm wurde später durch die großartigen kriegerischen Erfolge Preußens zwar zum Nachtheil Oesterreichs wesentlich modificirt, bietet aber dennoch den Schlüssel zu viel Unerwartetem, das später eintrat, und verdient schon deshalb im vollen Wortlaut mitgetheilt zu werden:

Palais der Tuilerien, 11. Juni 1866.

Herr Minister!

Im Augenblick, wo die Hoffnungen auf den Frieden, welche der beabsichtigte Zusammentritt der Conferenz in uns rege gemacht hatte, zu verschwinden scheinen, ist es wesentlich, durch ein Rundschreiben an die diplomatischen Agenten im Auslande die Gedanken, welche meine Regierung

sich vornahm, in dem Rathe Europas auszusprechen, sowie die Haltung, welche dieselbe angesichts der sich vorbereitenden Ereignisse zu beobachten gedenkt, auseinanderzusetzen. Diese Mittheilung wird unsere Politik in das rechte Licht stellen. Wenn die Conferenz stattgefunden hätte, so wäre unsere Sprache, Sie wissen es, eine deutliche gewesen. Sie sollten in meinem Namen erklären, daß ich jeden Gedanken an eine territoriale Vergrößerung zurückweise, solange nicht das europäische Gleichgewicht gebrochen sein würde. Wir könnten in der That an eine Ausdehnung unserer Grenzen nur denken, wenn die Karte Europas zum ausschließlichen Vortheil einer Großmacht verändert werden, und die Nachbarprovinzen durch frei ausgedrückten Wunsch ihre Annexion an Frankreich fordern sollten. Außerhalb dieser Bedingungen halte ich es für unsers Landes würdiger, wenn wir territorialen Erwerbungen den werthvollen Vortheil vorziehen, mit unsern Nachbarn in gutem Einvernehmen zu leben, indem wir ihre Unabhängigkeit und ihre Nationalität achten. Beseelt von diesen Gesinnungen und nichts anderes ins Auge fassend, als die Aufrechthaltung des Friedens, hatte ich mich an England und Rußland gewendet, um gemeinschaftlich mit diesen Mächten Worte der Versöhnung an die interessirten Parteien zu richten. Das zwischen den neutralen Mächten hergestellte Einvernehmen wird an sich allein als ein Pfand der Sicherheit für Europa verbleiben. Die neutralen Mächte hatten von ihrer hohen Unparteilichkeit dadurch Zeugniß gegeben, daß sie den Entschluß faßten die Discussion der Conferenz auf die schwebenden Fragen zu beschränken. Um dieselben zu lösen, hielt ich es für nothwendig, offen an sie heranzutreten, den diplomatischen Schleier, welcher sie bedeckte, von ihnen zu heben und die legitimen Wünsche der Souveräne und der Völker in ernste Erwägung zu ziehen.

Der entstandene Conflict hat drei Ursachen: die schlecht abgegrenzte geographische Lage Preußens, den Wunsch Deutschlands nach einer seinen allgemeinen Bedürfnissen mehr entsprechenden politischen Reconstituirung, und die Nothwendigkeit für Italien, seine nationale Unabhängigkeit zu sichern. Die neutralen Mächte konnten nicht den Willen haben, sich in die innern Angelegenheiten der fremden Länder zu mischen; nichtsdestoweniger hatten die Höfe, welche an den den Deutschen Bund constituirenden Vorgängen theilgenommen haben, das Recht, zu prüfen, ob die verlangten Veränderungen nicht derart waren, daß durch sie die in Europa festgestellte Ordnung compromittirt würde. Wir hätten, was uns betrifft, für die Nebenstaaten des Deutschen Bundes eine engere Vereinigung, eine mächtigere Organisation, eine bedeutsamere Rolle gewünscht; für Preußen mehr Homogeneität und Kraft im Norden, für Oesterreich die Aufrechthaltung seiner einflußreichen Stellung in Deutschland. Wir hätten ferner gewünscht, daß Oesterreich gegen eine angemessene Entschädigung Venetien an Italien abtreten könnte; denn wenn Oesterreich in Gemeinschaft mit Preußen, und ohne Bedenken gegen den Vertrag von 1852, im Namen der deutschen Nationalität einen Krieg gegen Dänemark geführt hat, so schien es mir gerecht, daß es dasselbe Princip in Italien anerkannte, indem es die Unabhängigkeit der Halbinsel vervollständigte.

Dieses sind die Gedanken, welchen wir im Interesse der Ruhe Europas Geltung zu verschaffen versucht haben würden. Heute steht zu befürchten, daß das Los der Waffen darüber allein entscheide. Welches ist angesichts dieser Eventualitäten die Frankreich zukommende Haltung? Sollen wir unser Misvergnügen zeigen, weil Deutschland die Verträge von 1815 ohnmächtig findet, um seinen nationalen Bestrebungen zu genügen und seine Ruhe aufrecht zu halten? In dem Kampfe, welcher auf dem Punkt steht auszubrechen, haben wir lediglich zwei Interessen: die Bewahrung des europäischen Gleichgewichts und die Aufrechthaltung des Werks, zu dessen Aufbau in Italien wir beigetragen haben. Reicht jedoch die moralische Kraft Frankreichs nicht aus, um diese beiden Interessen sicherzustellen? Wird Frankreich, um seinem Worte Gehör zu verschaffen, gezwungen sein, das Schwert zu ziehen? Ich glaube es nicht.

Wenn trotz unserer Bemühungen die Hoffnungen auf den Frieden sich nicht verwirklichen, so sind wir nichtsdestoweniger durch die Erklärungen der an dem Conflict betheiligten Höfe vergewissert, daß, welches auch die Resultate des Kriegs sein mögen, keine der uns berührenden Fragen ohne die Zustimmung Frankreichs gelöst werden wird. Verharren wir daher in einer aufmerksamen, durch unsere Uneigennützigkeit starken Neutralität, beseelt von dem aufrichtigen Wunsch, die Völker Europas ihre Zwistigkeiten vergessen und sich in dem Ziel der Civilisation, der Freiheit und des Fortschritts vereinigen zu sehen. Bleiben wir voll Vertrauen auf unser Recht und ruhig in unserer Stärke.

Hiernach, Herr Minister, bitte ich Gott, daß er Sie in seinem heiligen Schutz behalte.

Napoleon.

Die Hoffnung, auf die sich manche Dynasten und deren Freunde stützten, Frankreich werde Preußen ein eroberndes Vorgehen verwehren, war dadurch vereitelt, vielmehr constatirt, daß Napoleon die nächsten Ziele Bismarck's, die wir aus seinem petersburger Programm kennen, billige. Dennoch hatte dies auf die Abstimmung am 14. Juni keinen Einfluß.

In der auf diesen Tag anberaumten Plenarsitzung des Bundestages wurde der österreichische Antrag mit einer allerdings geringen Majorität angenommen. Damit waren die Würfel gefallen. Die wichtigste Thatsache aber, die sich seit einem halben Jahrhundert in Deutschland ereignet hatte, resultirte aus folgender Erklärung des preußischen Gesandten:

... Nachdem die hohe Bundesversammlung unerachtet des von dem Gesandten im Namen seiner allerhöchsten Regierung gegen jede geschäftliche Behandlung des österreichischen Antrags eingelegten Protestes zu einer dem entgegenstehenden Beschlußfassung geschritten ist, hat der Gesandte nunmehr die ernste Pflicht zu erfüllen, hoher Versammlung diejenigen Entschließungen kundzugeben, zu welchen, gegenüber der soeben erfolgten Beschlußfassung des Gesandten allerhöchste Regierung in Wahrung der Rechte und Interessen der preußischen Monarchie und ihrer Stellung in Deutschland zu schreiten für geboten erachtet. Der Act der Einbringung des von der k. k. österreichischen Regierung gestellten Antrags an sich selbst steht nach der festen Ueberzeugung des königlichen Gouvernements zweifellos mit der Bundesverfassung in offenem Widerspruch und muß daher von Preußen als ein Bruch des Bundes angesehen werden.

Das Bundesrecht kennt Bundesgliedern gegenüber nur ein Executionsverfahren, für welches bestimmte Formen und Voraussetzungen vorgeschrieben sind. Die Aufstellung eines Bundesheeres gegen ein Bundesglied auf Grund der Bundeskriegsverfassung sind dieser ebenso fremd, wie jedes Einschreiten der Bundesversammlung gegen eine Bundesregierung außerhalb der Normen des Executionsverfahrens.

Insbesondere aber steht die Stellung Oesterreichs in Holstein nicht unter dem Schutze der Bundesverträge, und Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich kann nicht als Mitglied des Bundes für das Herzogthum Holstein betrachtet werden.

Aus diesen Gründen hat die königliche Regierung davon Abstand genommen, irgendwie auf die materielle Motivirung des Antrags einzugehen, für welchen Fall es ihr eine leichte Aufgabe gewesen sein würde, den gegen Preußen gerichteten Vorwurf des Friedensbruchs zurückzuweisen und denselben gegen Oesterreich zu richten; dem königlichen Cabinet erschien vielmehr als das allein rechtlich gebotene und zulässige Verfahren, daß der Antrag wegen seines widerrechtlichen Charakters von vornherein seitens der Bundesversammlung abgewiesen werden müßte.

Daß diesem ihrem bestimmten Verlangen von ihren Bundesgenossen nicht entsprochen worden ist, kann die königliche Regierung im Hinblick auf das bisherige Bundesverhältniß nur aufs tiefste beklagen.

Nachdem das Vertrauen Preußens auf den Schutz, welchen der Bund jedem seiner Mitglieder verbürgt hat, durch den Umstand tief erschüttert worden war, daß das mächtigste Glied des Bundes seit drei Monaten im Widerspruch mit den Bundesgrundgesetzen zu dem Behufe der Selbsthülfe gegen Preußen gerüstet hat, die Berufungen der königlichen Regierung aber an die Wirksamkeit des Bundes und seiner Mitglieder zum Schutze Preußens gegen willkürlichen Angriff Oesterreichs nur Rüstungen anderer Bundesglieder ohne Aufklärung über den Zweck derselben zur Folge gehabt haben, mußte die königliche Regierung die äußere und innere Sicherheit, welche nach Art. 2 der Bundesacte der Hauptzweck des Bundes ist, bereits als in hohem Grade gefährdet erkennen. Diese ihre Auffassung hat der vertragswidrige Antrag Oesterreichs und die eingehende, ohne Zweifel auf Verabredung beruhende Aufnahme desselben durch einen Theil ihrer bisherigen Bundesgenossen nur noch bestätigen und erhöhen können.

Durch die nach dem Bundesrechte unmögliche Kriegserklärung gegen ein Bundesglied, welche durch den Antrag Oesterreichs und das Votum derjenigen Regierungen, welche ihm beigetreten sind, bedingt ist, sieht das königliche Cabinet den Bundesbruch als vollzogen an.

Im Namen und auf allerhöchsten Befehl Sr. Maj. des Königs, seines allergnädigsten Herrn, erklärt der Gesandte daher hiermit, daß Preußen den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen und deshalb nicht mehr verbindlich ansieht, denselben vielmehr als erloschen betrachten und behandeln wird.

Indeß will Se. Maj. der König mit dem Erlöschen des bisherigen Bundes nicht zugleich die nationalen Grundlagen, auf denen der Bund auferbaut gewesen, als zerstört betrachten.

Preußen hält vielmehr an diesen Grundlagen und an der über die vorübergehenden Formen erhabenen Einheit der deutschen Nation fest und sieht es als eine unabweisliche Pflicht der deutschen Staaten an, für die letztern den angemessenen Ausdruck zu finden.

Die königliche Regierung legt ihrerseits die Grundzüge einer neuen, den Zeitverhältnissen entsprechenden Einigung hiermit noch vor und erklärt sich bereit, auf den alten, durch eine solche Reform modificirten Grundlagen einen neuen Bund mit denjenigen deutschen Regierungen zu schließen, welche ihr dazu die Hand reichen wollen.

Der Gesandte vollzieht die Befehle seiner allerhöchsten Regierung, indem er seine bisherige Thätigkeit hiermit nunmehr für beendet erklärt.

Der Bund, de jure unkündbar und unlösbar, war also factisch aufgelöst, denn ohne Preußen war er nicht mehr. Die seit Jahren feststehende Absicht Bismarck's, einen als Competenzüberschreitung zu qualificirenden Bundesbeschluß zu diesem Zweck zu verwerthen, war also verwirklicht. Oesterreich und seine Freunde hatten ihm die schließliche Erreichung dieses Ziels leichter gemacht, als zu erwarten war. Bis zur letzten Stunde war das Ergebniß der Abstimmung zweifelhaft. Selbst in Sachsen, dessen Regierung mit derjenigen Würtembergs um den Preis des größten Hasses gegen Preußen rang, herrschten Zweifel über die Entscheidung. In der Kammer erklärte Beust auf erfolgte Interpellation, Sachsen werde in Frankfurt ebenso stimmen wie Baiern. Baierns Haltung war aber mehr als zweifelhaft. Immer noch glaubten viele, es werde zu Preußen stehen und den gewissen Gewinn, den ihm das eben publicirte preußische Bundesreformproject bot, dem ungewissen vorziehen, den es aus den Siegen über Preußen erwartete.

Der österreichische Antrag war denn auch in der letzten Sitzung des Bundestags nur mit geringer Majorität durchgegangen; diese Majorität selbst unterliegt sogar erheblichen Bedenken.

Für den österreichischen Antrag stimmten: Oesterreich selbst, Baiern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, die ganze 16. Curie (Liechtenstein, Waldeck, beide Lippe, beide Reuß, Hessen-Homburg), und von der 13. Curie Nassau, das, obgleich Braunschweig dagegen war, als zufällig stimmführend den Ausschlag gab.

Gegen den Antrag stimmten: Baden (Verweisung an den Ausschuß verlangend), die 11. Curie (Luxemburg und Limburg), die 14. Curie (beide Mecklenburg), die 15. Curie (Oldenburg, beide Anhalt und Schwarzburg), die 17. Curie (die Freien Städte, mit Ausnahme Frankfurts).

Preußen hatte gar keine Stimme abgeben lassen, seinen Gesandten vielmehr instruirt, gegen jede geschäftliche Behandlung des Antrags zu protestiren.

Mit einziger Ausnahme Würtembergs hatte keiner der für Oesterreich votirenden Staaten die Motive des Antrags gebilligt, alle übrigen hatten nur κατ' ἐξοχήν für die Mobilisirung gestimmt. Wird hierdurch die moralische Bedeutung des Beschlusses schon sehr abgeschwächt, so wird sie es noch mehr, wenn erwogen wird, daß Preußen eigentlich den dissentirenden Stimmen zugezählt werden muß, daß sich Braunschweig und Nassau neutralisirten und daß endlich die Stimmabgabe der 16. Curie rechtlich angefochten und der Nachweis geliefert worden ist, daß nur die Willkür des Vollmachtträgers (des fürstlich lippeschen Geheimraths Victor von Strauß) die eigentlich für Preußen zählende Stimme zu Gunsten Oesterreichs abgegeben hat.*) Entscheidend war, daß der

*) Rüstow entwickelt das Sachverhältniß wie folgt: Jeder der sieben kleinen Staaten, welche diese Curie ausmachen, hat innerhalb derselben gleiches Stimmrecht. Nach der Majorität in ihr wird die ganze Stimme abgegeben. Nun erklärte am 14. Juni der stimmführende Gesandte (Schaumburg-Lippe), daß Lippe-Detmold, Waldeck und Reuß jüngere Linie gegen den österreichi-

österreichische Präsidialgesandte den Antrag mit 9 gegen 6 Stimmen für angenommen erklärte. Preußen nahm die Thatsache hin und vindicirte sich daraus das Recht, endlich an sein gutes Schwert zu appelliren. Der casus belli galt ihm für gegeben.

Dem ganzen preußischen Volke, das mit klopfendem Herzen der Entscheidung entgegenharrte, fiel ein Stein von der Brust, als sie endlich erfolgt war. Sein Gewissen war, dank Oesterreich, endlich vollständig beruhigt. Die leidige Herzogthümerfrage war plötzlich von der großen politischen Bühne geschwunden, mit dem Bundesbruch trat die ursächliche, die deutsche Streitfrage rein und voll in den Vordergrund. „Der alte Bund ist todt — es lebe der neue“, das war die Losung aller Parteien, mit Ausnahme der einzigen, für die kein preußisches Vaterland existirte, die aber zuletzt nur aus von den Truppen verlassenen Führern bestand. Aller Augen und aller Herzen weilten bei dem Heere, das, eine halbe Million Streiter zählend, sehnsüchtig des Commandoworts „Vorwärts“ harrte. Alle Bedingungen eines Volkskriegs in des Wortes echtester Bedeutung waren für Preußen erfüllt. Ein Krieg auf Leben und Tod gegen an Zahl überlegene und von erbittertem Haß erfüllte Feinde stand bevor, und doch zweifelte niemand am endlichen Siege. Mächtig wirkten die Erinnerungen an den Großen Kurfürsten, an Friedrich den Einzigen, an die große Zeit von 1813, mächtiger noch der Blick vorwärts auf das hohe, allen als Kampfpreis vorschwebende Ziel: ein von Oesterreich gelöstes, durch Preußen geeinigtes Deutschland.*)

---

# Der französische Journalismus.

Von Rudolf Gottschall.

Eugène Hatin, Bibliographie historique et critique de la presse périodique française (Paris 1866).

Alfred Sirven, Journaux et journalistes: vol. 1: Le Journal des Débats; vol. 2: Le Siècle; vol. 3: La Presse et la Liberté; vol. 4: La Gazette de France (Paris 1865—66).

Ohne Frage spielt die Presse in Frankreich unter dem zweiten Kaiserreich nicht mehr die Rolle, die sie unter dem parlamentarischen Régime des Bürgerkönigthums gespielt, wo sie nicht nur der vollständige Ausdruck der öffentlichen Meinung und der verschiedensten Parteistandpunkte war, sondern wo auch aus den Redactionsbureaux sich die Ministerien rekrutirten. Ein journalistisches Debut war damals entscheidend für die politische Carrière; die Thiers und Guizot verdankten der Presse, daß ihnen die Leitung der Geschicke Frankreichs anvertraut wurde. Die Annalen des zweiten Kaiserreichs wissen davon zu berichten, daß Männer der Presse, welche eine chauvinistische Gesinnung an den Tag gelegt, ihren Sitz im Palais-du-Luxembourg genommen, daß andere, denen man jene Gesinnung gerade nicht zum Ruhm oder zum Vorwurf machen konnte, ihren Weg in das Institut gefunden; aber seine Ministerportefeuilles vergibt das second empire nicht mehr an die journalistischen und oratorischen Talente, sondern an praktische

---

schen Antrag seien, also drei Siebentel Stimme, daß er zwar nicht vollständig instruirt sei, aber doch die Gesammtstimme für den Antrag abgeben müsse. Sobald dies aber bekannt geworden war, benachrichtigte die schaumburg-lippesche Regierung das preußische Cabinet, daß auch sie gegen den österreichischen Antrag sei, und dementirte also ihren eigenen Gesandten. Auf diese Weise kamen vier Siebentel der Stimmen der 16. Curie für Preußen heraus.

*) Von dem Verfasser dieser „Politischen Vorgeschichte des deutschen Kriegs von 1866“ wird demnächst eine Folge von Artikeln über den deutschen Krieg von 1866 selbst in unserm Werke erscheinen. D. Red.

Fachmänner und an Männer, welche den Muth der politischen Initiative und die opferfreudige Hingebung an das Kaiserthum durch die That bewährt haben.

Wenn aber gegenwärtig auch die Presse in Frankreich gegen die englische weit zurücksteht, was den tonangebenden Einfluß betrifft, so ist ihre Macht doch keineswegs zu unterschätzen und trotz aller Einschränkungen, denen die Staatsgewalt sie unterworfen hat, eine weit größere als in Deutschland, wo die öffentliche Meinung im ganzen mehr durch die Thatsachen bestimmt wird, als durch die Principien, zu deren Vertretern sich die journalistischen Organe machen. Daß der Journalismus in Frankreich noch eine Großmacht ist, das beweist auch der Eifer, mit welchem man denselben in seiner geschichtlichen Entwickelung zum Gegenstand eines eingehenden Studiums macht, die Vorliebe, mit welcher man die Porträts hervorragender Journalisten entwirft. In Deutschland verschwindet der Publicist hinter der Zeitung, der Journalist hinter dem Journal; es sind nur die Eingeweihten, die sich auch für die geistige Photographie dieser Schriftsteller interessiren. In Frankreich ist es weniger „La Presse“ oder „La Liberté“ — es ist Emile de Girardin, der das Publikum beschäftigt; gegen ihn persönlich richtet sich die Polemik des „Siècle“ und der andern Zeitungen. Es ist dies nicht blos eine Folge der gesetzlichen Verpflichtung, die Artikel zu unterzeichnen; sondern es hängt mit der ganzen Eigenthümlichkeit des französischen Nationalcharakters zusammen, der sich im Reiche der Begriffe und Meinungen unbehaglich fühlt und nur aufathmet, wenn er eine bestimmte Persönlichkeit sich gegenübersieht.

Mit welcher Gründlichkeit die Franzosen die Geschichte ihres Journalismus studiren, davon legt die obenerwähnte Bibliographie von Eugène Hatin ein ehrenvolles Zeugniß ab. Es ist dies ein sehr umfangreiches, fast erschöpfendes Werk, welches die achtbändige „Histoire politique et littéraire de la presse en France“ (1854—61) desselben Autors theils ergänzt, theils aus ihr die thatsächliche Quintessenz auszieht und zusammenstellt. Die Statistik der jetzigen französischen Journale, die es enthält, ist eine vollständige, bis in die abgeschlossenen Gebiete der verschiedensten Fachwissenschaften hinein, während es für die Geschichte der Presse, namentlich im Revolutionszeitalter, eine Fülle interessanter und für den Historiker wichtiger Daten mittheilt. Die mehr feuilletonistisch gehaltenen, publicistischen Charakterköpfe, wie sie Sirven in seinen Studien über die einzelnen Zeitungen ausmalt, können als willkommene Arabesken des Hatin'schen Werks betrachtet werden. Wir wollen, ohne uns in das Detail zu verlieren und ohne das Gedächtniß deutscher Leser mit einer Fülle vergänglicher Tagesberühmtheiten zu beschweren, an jene Schriften eine Studie über den Journalismus des second empire, über seine politischen Existenzbedingungen, seine statistischen Verhältnisse, über die Entwickelung und Richtung der hervorragendsten Zeitungen und Revuen knüpfen.

1) Die Preßgesetzgebung; Statistik der pariser Presse; das Budget der pariser Zeitungen.

Die vollkommene Freiheit, welche die Februarrevolution der Presse gab, hatte zur Folge, daß eine unglaubliche Zahl politischer Blätter von allen Farben und Nuancen erschien, deren Register wir in Hatin's Bibliographie finden. Man ahmte mit besonderer Vorliebe die Titel der ersten Französischen Revolution nach; es gab außer den verschiedensten „Républiques“, unter denen sich sogar eine „République Napoléonienne“ und eine „République des femmes“ befand, Blätter wie „Voix du peuple“, „Apôtre du peuple“, „Tribuns du peuple“; der Socialismus hielt mit seinen Losungen nicht zurück; „Arbeit“ und „Arbeiter“ waren die Stichworte seiner Blätter; es erschien „Le Travail affranchi“, „Le Travailleur libre“, „L'organisation du Travail“. Eine äußerste Linke kokettirte mit dem Berg der ersten Revolution, mit dem Père Duchesne, dem Bonnet-

rouge, dem Tribunal révolutionnaire, sogar mit der Guillotine. Auch die Scherz- und Spottblätter ließen nicht auf sich warten; „Le Canard“ gab das Signal und seitdem schwirrte es von ephemeren Blättern, deren Preis meistens einen Sous nicht überstieg und die oft auf Rosapapier gedruckt waren, eine zarte Andeutung ihrer blutrothen Gesinnung, für welche die Papierfabriken indeß nicht ein Papier von entsprechender Farbe lieferten. Im Jahre 1848 erschienen allein 450 neue Journale, zu denen im Jahre 1849 noch 200 kamen. Diese Saturnalien der Presse waren indeß von kaum halbjähriger Dauer. Mit der Junirevolution trat eine Reaction ein, die gegenüber dieser journalistischen Springflut nicht ausbleiben konnte. Die Zeitungen wurden wieder zur Stellung einer Caution verpflichtet und Strafgesetze erlassen gegen die Verbrechen und Vergehen der Presse. Der überflutende Strom der Journalistik kehrte wieder in sein regelmäßiges Bett zurück. Gleichwol hielt Louis Napoleon eine neue Regulirung für unerlaßlich. Die jetzigen Zustände der Presse sind fast von gleichem Datum wie das Kaiserreich; sie wurden endgültig bestimmt durch das Decret vom 17. Febr. 1852, welches die Freiheit der Presse aufhob. Neue periodische Blätter, welche politische oder nationalökonomische Fragen behandeln, dürfen nicht erscheinen ohne vorgängige Genehmigung der Regierung, eine Genehmigung, die keineswegs leicht zu erhalten ist. Blätter, welche blos politische Thatsachen bringen ohne Raisonnement, sind dieser Bedingung nicht unterworfen. Gleichwol geräth jene Grenzbestimmung des politischen und nationalökonomischen Inhalts oft ins Schwanken, was Veranlassung zu zahlreichen Preßprocessen gibt. Erst neuerdings (October 1866) ist das „Evènement“ infolge eines solchen Preßprocesses unterdrückt worden, und erscheint von jetzt ab mit dem pariser „Figaro“ zu einem Blatte vereinigt. Seit dem Februardecret von 1852 sind natürlich wenig größere Zeitungen erschienen. Dagegen schießt die kleine Presse in unglaublicher Weise ins Kraut, eine Presse, die nur politische Thatsachen mittheilt, ohne Raisonnement, sich dagegen von Stadt- und Theaterklatsch nährt und insofern dem Interesse der Regierung huldigt, als sie die Theilnahme des Publikums für politisch harmlose Ereignisse in Anspruch nimmt und von den Erscheinungen des öffentlichen Lebens ablenkt. Dafür ist ihr nach dieser Seite hin die größte Freiheit gegeben, eine Freiheit, welche oft das innere Heiligthum des Privat- und Familienlebens nicht respectirt, welche ebenso in die Cabinetsgeheimnisse der biches des Quartier Bréda eindringt und die Toiletten der ganzen und halben Welt in buntem Durcheinander beschreibt. Das Theater, die dramatischen Schriftsteller, die Schauspieler und Schauspielerinnen stehen im Vordergrund der kleinen Presse; es sind die Löwen und Löwinnen des Tags, sie werden gerühmt und getadelt, die Pfeile, mit denen man die Diplomaten und Staatsmänner verschonen muß, werden auf sie abgeschossen. Eine première représentation gibt Stoff für eine ganze Woche; man kritisirt nicht nur das Stück und die Darstellung; man beschreibt auch das Publikum, alle Berühmtheiten, die anwesend waren, von der Prinzessin Mathilde und dem Prinzen Murat bis zu Erneste Renan, George Sand und den Kritikern des Feuilletons; man erwähnt, wie dieser oder jener sich über das Stück ausgesprochen; man liest auf den Gesichtern der Recensenten lebhaften Antheil oder unbesiegbare Schläfrigkeit; man belauscht sie im Foyer, man schildert Mienen und Aussehen anderer Dramatiker, die der Vorstellung beiwohnten. Der Feuilletonstil, der in allen diesen Blättern herrscht, hat sich mit einer gewissen Methodik ausgebildet; wir können diese Methode nur mit derjenigen der Escamoteurs vergleichen, welche endlose Bänder aus ihrem Halse ziehen, oder mit jener Kunst der Chinesen, in eine Kugel zwanzig andere hineinzuarbeiten von immer kleinerm Durchmesser, bis ein allerniedlichstes Kügelchen die Mitte einnimmt. Der Feuilletonist nimmt irgendein Bonmot, irgendeine Anekdote, so bedeutend oder unbedeutend sie sein mag, und arbeitet nun in dieselbe lauter concentrische Gedankenkreise hinein. Seine Kunst

ist um so größer, je mehr der Stoff, den er behandelt, ein dem Anschein nach kaum beachtenswerthes Nichts ist. Aus solchen geistigen Atomen, die sich zu verflüchtigen drohen, wird noch der feinste Extract bereitet. Das ist die Methode der kleinen Presse, des „Figaro" und „Charivari", des „Nain jaune", des „Evènement" und der zahllosen andern Blätter, denen die Trauben der Politik sauer geworden sind. Dafür halten sie sich schadlos an den Heldinnen der Café chantans und der öffentlichen Bälle, und verwirren das pariser Bewußtsein in so bedenklicher Weise, daß man eine Rigolboche, Theresa und Suzanne Lagier für Berühmtheiten hält und kaum die Kluft bemerkt, die diese zweideutigen Vertreterinnen einer emancipirten Weiblichkeit von einer George Sand scheidet. Die kleine Presse mit ihren geistigen Sprühteufelchen macht nun der politischen eine bedeutende Concurrenz; die Statistik weist genau nach, wie die Abonnentenzahl der großen Zeitungen von Jahr zu Jahr gesunken ist, und gibt damit zugleich den Maßstab an die Hand, mit dem man die Abnahme des politischen Interesses der Franzosen messen kann. In fünf Jahren ist die Abonnentenzahl der „Patrie" von 32000 auf 16000 gesunken; die des „Constitutionnel" von 24000 auf 13000, die der „Presse" von 25000 auf 15000, die des „Siècle" von 55000 auf 45000, die der „Opinion nationale" von 18000 auf 15000, die des „Journal des Débats" von 12000 auf 9000. So haben diese Parasiten der kleinen Presse an dem Budget der großen Zeitungen gezehrt. In welch hohem Grade sich diese Presse vermehrt hat, das beweist die Thatsache, daß Paris im Jahre 1860 nur 500 Journale zählte, welche sich am Anfang des Jahres 1866 bis auf 800 vermehrt hatten.

Die Gesammtzahl der in Frankreich erscheinenden Zeitungen betrug am 1. Jan. 1865 1098. Unter diesen befanden sich 337 politische: 63 in Paris und 274 in den Departements, und 761, die mehr oder weniger der Politik fremd waren. Von diesen erschienen 511 in Paris und 250 in der Provinz.

Am 1. Jan. 1866 war die Gesammtzahl der periodischen Blätter auf 1637 gestiegen, darunter 330 politische, 7 weniger als im Jahre 1865. Diese Verminderung wurde von den Departements ausschließlich getragen. Dafür hatte sich die nichtpolitische Presse dort verdoppelt: es gab 604 literarische, commerzielle und andere Blätter, fast ebenso viele wie in Paris, das nicht viel mehr als 700 besaß.

Nach den officiellen Documenten, welche der Deputirtenkammer vorlagen, betrug am 1. März 1866 die tägliche Ausgabe der politischen Presse von Paris 350000 Nummern; eine Zahl, in welcher der „Petit Moniteur", der bekanntlich unter ganz ausnahmsweisen Bedingungen erscheint, allein mit 130000 Nummern mitzählt. Von der nichtpolitischen Presse wurden im Durchschnitt täglich 800000 Exemplare abgezogen.

Die kleine Presse hat also die große politische Tagespresse auf der ganzen Linie geschlagen. Abgesehen von der größern Wohlfeilheit des Preises und der größern Zugänglichkeit, liegt der Hauptgrund dieses Sieges wol darin, daß die kleine Presse mit der großen alles gemein hat, außer dem politischen Raisonnement, dem tendenziösen Leitartikel, daß aber gerade hierin die freie Bewegung der großen Zeitungen wesentlich gehemmt ist. Gleichwol sind sie für den Vorsprung, den sie vor der kleinen Presse voraushaben, von der Regierung in jeder Hinsicht belastet, und müssen denselben theuer genug erkaufen.

Man würde sich indeß irren, wenn man das Budget der großen pariser Zeitungen für ein ungünstiges hielte. Wir wollen nach den Angaben Hatin's ein solches Budget festzustellen suchen. Die Kosten einer Zeitung sind doppelter Art: feste (frais fixes) und wandelbare (frais progressives). Die ersten, welche von der Zahl der Abonnenten unabhängig sind, umfassen die Redaction, die typographische Zusammenstellung, die Verwaltung und die Miethe; die zweiten dagegen, die sich mit der Zahl der Abonnenten

vermehren, die Kosten des Stempels und der Post, Papier, Abzug, Faltung und Adressen.

Wenn wir die kleinen Kosten der Faltung unberücksichtigt lassen, so stellen sich die Unkosten, die mit jedem neuen Abonnenten erwachsen, folgendermaßen:

Für Paris:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Stempel | 360 Nummern zu 6 C. | . . . . . | 21 Frs. 60 C. |
| Papier, Druck | 360 Blätter „ 5 „ | . . . . . | 18 „ — „ |
| Porto | 360 „ „ 1 „ | . . . . . | 3 „ 60 „ |
| | | | 43 Frs. 20 C. |

Für die Departements:

| | |
|---|---|
| Stempel, Papier, Druck, wie für Paris . . . . . | 39 Frs. 60 C. |
| Porto, 360 Nummern à 4 C. . . . . . . . . . . | 14 „ 40 „ |
| | 54 Frs. — C. |

So kostet jeder Abonnent in Paris dem Blatte 43 Frs. 20 C.; er bringt ihm aber 52 Frs.; jeder Abonnent des Departements kostet ihm 54 Frs. und bringt ihm 64 Frs. Sieht man daher von dem Rabatt ab, der einzelnen Mäklern gezahlt werden kann, so bleiben 8 Frs. 80 C. von jedem Abonnenten in Paris und 10 Frs. von jedem Abonnenten des Departements, um zusammen mit dem Ertrag der Annoncen die festen Kosten zu decken.

In Bezug auf diese Kosten hat uns Emile de Girardin bei seiner Polemik mit der „Epoque" feste Daten geliefert. Die frais fixes der „Presse" betrugen 1845:

| | |
|---|---|
| Redaction und Correspondenz . . . . . . . . . . . | 144000 Frs. |
| Druck und Papier . . . . . . . . . . . . . . . . | 50000 „ |
| Abnutzung der Lettern . . . . . . . . . . . . . | 25000 „ |
| Verwaltung, Miethe . . . . . . . . . . . . . . | 40000 „ |
| Verlust der Caution . . . . . . . . . . . . . . | 3000 „ |
| Tausch- und Freiexemplare . . . . . . . . . . . | 6000 „ |
| Processe, Geldstrafen . . . . . . . . . . . . . | 2000 „ |
| Ausbesserung und Erneuerung der mechanischen Pressen, unvorhergesehene und außerordentliche Ausgaben . | 12000 „ |
| Summa . . | 282000 Frs. |

Ohne Frage machten einzelne Journale in allen diesen Punkten bedeutende Ersparnisse, sodaß man ungefähr das Richtige treffen wird, wenn man die mittlere Höhe der allgemeinen Kosten einer täglich erscheinenden Zeitung auf 250000 Frs. feststellt.

Demnach kann man sich annäherungsweise einen Begriff von dem Budget der verbreitetsten pariser Zeitung, des „Siècle", und der theuersten, des „Journal des Débats", machen. Jene hat 45000 Abonnenten zu 52 und 64 Frs., also nach einem mittlern Satze zu 56 Frs.; diese 10000 Abonnenten zu 64 und 80 Frs., was als mittlern Satz 72 Frs. gibt.

| | |
|---|---|
| Die 45000 Abonnenten des „Siècle" kosten also, wenn wir nach der frühern Berechnung 49 Frs. als die mittlere Zahl annehmen . . . . . . . . . | 2,205000 Frs. |
| Die allgemeinen Kosten berechnen wir auf . . . . . . . . . . . . . . | 275000 „ |
| So beläuft sich die Summe der Ausgaben auf . . . . . . . . . . . . | 2,480000 „ |
| 45000 Abonnenten zu 58 Frs. geben . . . . . . . . . . . . . . . | 2,610000 „ |
| So bleibt allein von dem Ertrage der Abonnements, den etwaigen Rabatt nicht abgerechnet, ein Gewinn von . . . . . . . . . . . . . . . | 130000 „ |
| Hierzu den Ertrag der Annoncen, mindestens . . . . . . . . . . . . | 300000 „ |
| So überschreiten die Einnahmen des „Siècle" die Ausgaben um ungefähr . . | 430000 „ |

Wenn wir dieselbe Berechnung auf das „Journal des Débats" anwenden, so ergibt sie das Resultat, daß die Einnahmen dieses Blattes mit seinen 10000 Abonnenten die Ausgaben um 250000 Frs. überschreiten.

Wir sehen, daß der Journalismus in Frankreich noch immer zu den einträglichsten Geschäften gehört, und die Zahl der Véron und Girardin, welche durch die Presse zu Millionären geworden sind, ist keine geringe. Wohl gibt es auch Zeitungen, welche mit Opfern, im Dienste einer Partei, begründet und durchgeführt werden; doch gegenüber den Glückskindern befinden sich die Märtyrer entschieden in der Minorität. Auch kämpfen sie nicht allzu lange mit Wetter und Wind. Die Zahl der Zeitungen, die erscheinen und wieder verschwinden, war allerdings, namentlich vor dem Gesetz von 1852, beträchtlich; Hatin gibt hierüber die genaueste statistische Auskunft; doch diese ephemeren Versuche werfen kein Gewicht in die Wagschale zu Gunsten eines ausharrenden Märtyrerthums.

### 2) Die Revues.

Unsere Rundschau über die einzelnen Journale Frankreichs wollen wir mit den Revuen beginnen, welche in vieler Hinsicht die Mitte zwischen Buch und Journal einnehmen. Man hat gerade auf sie die schwersten Vorwürfe gehäuft. Reymond in seinen „Études sur la littérature du second empire français" sagt von ihnen: „Indem sie von allem sprechen, von Politik, von Philosophie, von Geschichte, von den exacten wie von den humanistischen Wissenschaften, von schönen Künsten wie von Ackerbau und Militärwissenschaft, indem sie Romane, Dramen und Gedichte veröffentlichen, haben die Revues das Buch, das ernste Buch getödtet oder mindestens die Zahl der gewissenhaften Leser beträchtlich vermindert. Sie verflachen die Wissenschaft, ertödten die Poesie und nivelliren die Kritik." Diese Anklagen erscheinen uns indeß übertrieben. Je ausgedehnter die literarische Production, desto unerlaßlicher ist die journalistische Vermittelung. Die englischen Revuen haben sich diese Vermittelung ausschließlich zum Ziel gesetzt; die französischen und deutschen geben auch selbständige Abhandlungen, die nicht an ein neuerschienenes Werk geknüpfte Essays und Referate sind; sie pflegen auch die dichterische Production, natürlich innerhalb der Grenzen, welche die Raumbeschränkung der Revuen sowie ihre vornehmere, alles Triviale ausschließende Haltung vorschreibt. Die Revue fängt an, wo das Tagesblatt aufhört; sie hört auf, wo das Buch anfängt. Wenn sie mit ihren Artikeln zur rechten Zeit kommt, ihnen das rechte Maß und die rechte Haltung ertheilt, so wird sie ihre selbständige Bedeutung stets behaupten. Das Tagesblatt ist berichtend und raisonnirend, die Revue ist zusammenfassend und orientirend. Das Tagesblatt vertritt eine Parteitendenz, die Revue soll eine geistige Richtung vertreten — und so wenig jenes seine Aufgabe erfüllt, wenn es nur ein Conglomerat von Notizen bietet, so wenig genügt diese der ihrigen, wenn sie nur ein Conglomerat von Abhandlungen ist ohne die innere geistige Einheit.

Begründeter erscheint in Bezug auf die französischen Revuen ein anderer Vorwurf — sie sind von einer Gleichmäßigkeit der Haltung, welche die individuelle Selbständigkeit gefährdet. Es wird keine Originalität in ihnen geduldet; sie sind wie die Luxusgärten des ancien régime mit ihren geschorenen Hecken und regelmäßigen Gängen. Deshalb nennt ein satirischer Dichter Frankreichs eine Revue:

> Un hôpital
> Où règnent les ciseaux d'un correcteur brutal,
> Emondant platement la moindre branche folle,
> Corrigeant, raturant comme un maitre d'école,
> Si bien, qu'en y lisant notre oeuvre refondu
> Nous avons l'air honteux d'un chien qu'on a tondu.

Das Verdienst, die Revue in Frankreich eingeführt zu haben, gebührt dem vielgewandten Véron, welcher im Jahre 1829 die „Revue de Paris" gründete und damit „allen jungen, noch unbekannten Talenten wie allen berühmten Schriftstellern die Flügelthüren einer großen Publicität öffnen wollte". In der That datirt die Muse vieler namhaften Autoren ihre Flitterwochen von dieser Revue her. Benjamin Constant, Saint-Marc Girardin, Lamartine, Casimir Delavigne, Scribe, Sainte-Beuve, de Vigny, de Musset, Balzac, Alexandre Dumas, Janin, Eugène Sue, Karr u. a. verdienten sich hier ihre literarischen Sporen unter den Auspicien eines Mannes, der später ein so eifriger Vasall und Schildträger des zweiten Kaiserreichs werden sollte. Die „Revue de Paris" führte zuerst den Roman in die periodische Presse ein.

Im Jahre 1834 ging sie in die Hände von Buloz über, der schon Eigenthümer der „Revue des deux Mondes" war. Beide Zeitschriften wurden nun von demselben Besitzer veröffentlicht und gingen nebeneinander her, doch war einer jeden eine besondere Rolle zugewiesen. Die „Revue de Paris" war schöngeistiger, mehr der Production gewidmet; die „Revue des deux Mondes" gelehrter, philosophischer. Im Jahre 1845 ging indeß die „Revue de Paris" ein, während die „Revue des deux Mondes" noch heute fortbesteht und zwar als die gediegenste und angesehenste Zeitschrift Frankreichs, die auf die öffentliche Meinung in ganz Europa von dem bedeutendsten Einfluß ist.

Die „Revue des deux Mondes" wurde ebenfalls 1829 zuerst begründet; doch hörte sie nach einem Jahre wieder auf zu erscheinen. Regelmäßigen Fortgang nahm sie erst seit 1831, wo Buloz ihr Chefredacteur wurde, der sie mit ebenso viel Ausdauer wie Geschicklichkeit zu ihrer jetzigen Höhe erhob. Indeß ist ihr das Glück keineswegs in den Schos gefallen. Es bedurfte mehrfacher finanzieller Anläufe, um sie am Anfang über Wasser zu halten; 500000 Frs. wurden von mehrern Gesellschaften ausgegeben, um ihren Bestand zu sichern, und 15 Jahre Zeit brauchte sie, ehe sie die Kosten deckte und Gewinn abzuwerfen anfing. Gegenwärtig hat sie mehr als 12000 Abonnenten — ein Absatz, der gegenüber den 250000 Abonnenten eines Sousblattes, wie „Le petit journal" allerdings unbedeutend erscheinen mag, aber für ein literarisches Unternehmen von der geistigen Bedeutung, von dem Umfang und Preis dieser Revue immerhin einen glänzenden Erfolg constatirt. Auch die „Revue des deux Mondes" pflegte am Anfang mehr die belletristische Production — große Talente, die größten Frankreichs, Victor Hugo und George Sand, vertrauten dieser Zeitschrift die Erstlinge ihrer dichterischen Schöpfungskraft an. Die geniale Dichterin der „Lelia" und „Indiana" ist der Revue bis auf den heutigen Tag treu geblieben, und mit Vergnügen finden die Verehrer ihres Talents stets die Spuren ihres schöpferischen Geistes in derselben wieder, auch alle Wandlungen, welche die Schriftstellerin durchgemacht, von ihrer jugendlichen Sturm- und Drangepoche voll heißen Emancipationsdrangs bis zu den idyllischen Bildern, mit denen sich jetzt ihre ausruhende Muse zu umgeben liebt.

Allmählich indeß gewann in der Revue die Kritik die Oberhand über die Production; die politischen Tendenzen, wenn auch stets maßvoll vertreten, forderten einen größern Raum; den Dichtern folgten die Politiker, und auch hier waren es die hervorragenden publicistischen Talente, aus deren Reihen sich später die bedeutenden Staatsmänner Frankreichs rekrutirten, welche in Abhandlungen und Uebersichten die politischen Ereignisse und Bestrebungen geistvoll zusammenfaßten oder die Porträts namhafter Zeitgenossen entwarfen. Bis in die neueste Zeit hat die „Chronique de la Quinzaine" ihren Ruf als eine ebenso wol unterrichtete wie von dem herrschenden Régime unabhängige politische Rundschau bewährt, und wenn auch Gegnerin des Chauvinismus, doch den berechtigten Zielen der kaiserlichen Politik eine Zustimmung ertheilt, welche in Bezug auf die öffentliche Meinung schwer genug ins Gewicht fällt. Obschon sie vielfach der Misstimmung der

frondirenden Gelehrsamkeit Ausdruck gibt und jede Gelegenheit zu Anspielungen benutzt, deren Tragweite für jedermann verständlich ist, wie erst neuerdings Prévost-Parabol sogar ein Lustspiel von Sardou dazu benutzte, um durch die kritischen Arabesken hindurch auf den Kaiser zu visiren, so hat sie doch im Widerspruch mit der Gesinnung ihrer zahlreichen conservativen Correspondenten sowol in der italienischen und römischen Frage einen der kaiserlichen Politik günstigen Standpunkt eingenommen, als auch neuerdings, wenigstens in den Studien Saint-René Taillandier's über die deutsche Frage, die innere Umwälzung in Deutschland als eine That des politischen Fortschritts anerkannt.

Saint-René Taillandier hat es sich seit länger als zwei Jahrzehnten zur Aufgabe gemacht, in der „Revue des deux Mondes" die geistigen Bestrebungen Frankreichs und Deutschlands zu vermitteln; er hat sich dieser internationalen Mission mit unermüdlichem Fleiß und mit liebevoller Hingebung unterzogen und der modernen deutschen Literatur eine größere Beachtung geschenkt, als ihr in Deutschland selbst von vielen Seiten her, namentlich von den akademischen Lehrstühlen zutheil wird. Seine Beurtheilungen waren immer eingehend und maßvoll, und vor allem frei von jeder französischen Einseitigkeit; man mußte dies zugeben, selbst wenn man hier und da mit seiner Schätzung der Autoren nicht einverstanden war. Es ist wesentlich sein Verdienst, daß man in Frankreich gegenwärtig der deutschen Literatur eine erhöhte Theilnahme schenkt und zwar nicht blos den großen Dichtern und Denkern, mit denen Frau von Staël, Victor Cousin u. a. bereits eine nähere Bekanntschaft angebahnt, sondern auch der nachclassischen Epoche, die trotz einzelner Bestrebungen der Jung-Hegelianer zur Verbrüderung der Nationen, für das neue Frankreich wieder in ein vorzeitliches Dunkel zu versinken drohte. Saint-René Taillandier mochte anfangs den Franzosen wie ein literarischer Hinterwäldler erscheinen, der mit seiner Axt den Urwald des deutschen Parnasses lichtet und zu dessen weit in die kimmerische Nacht vorgeschobener Ansiedelung man nur mit Widerstreben folgte. Allmählich indeß gewann man diesen Bestrebungen ein wachsendes Interesse ab; gleichzeitig schlug die freiere Richtung der Philosophie und Theologie sich selbständige Brücken über den Rhein; die „Revue germanique" begann durch Uebersetzungen und Aneignungen die jenseitige Production selbst den Franzosen zugänglich zu machen, und die Feuilletons vieler gelesenen Zeitungen brachten deutsche Romane und Novellen in Uebertragungen. Am sprödesten verhält sich bis auf den heutigen Tag das französische Theater. Die deutsche Oper hat zwar von Tag zu Tag in Frankreich größeres Terrain erobert; doch dem deutschen Schauspiel sind noch immer die Pforten der französischen Theater geschlossen, während die Stücke Scribe's, Augier's, Sardou's auf den ersten deutschen Bühnen eingebürgert sind. Der Ueberschätzung des französischen Dramas in Deutschland entspricht vollkommen die Unterschätzung des deutschen Dramas in Frankreich; und es wird wol noch lange dauern, ehe eine der Würde und Begabung der deutschen Nation entsprechende Gegenseitigkeit hierin angebahnt ist.

Die „Revue des deux Mondes" und Saint-René Taillandier als ihr Vertreter auf diesem Gebiete deutsch-französischer Vermittelung und Annäherung stehen noch immer im Mittelpunkte aller derartigen Bestrebungen, obgleich der Radius derselben sich verlängert, ihre Peripherie sich erweitert hat. Auch für die andern Staaten Europas, namentlich für England und Italien, erstrebt die „Revue des deux Mondes" die gleiche geistige Annäherung und wird hierin in Bezug auf das erste Land durch die „Revue britannique" unterstützt. Treffliche Reisestudien aus allen Zonen halten gleichzeitig das kosmopolitische Interesse der Franzosen wach.

Auf die Entwickelung der französischen Literatur selbst hat die „Revue des deux Mondes" stets einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, indem sie das kritische Wächteramt

mit Gewissenhaftigkeit und Strenge versah. Lange Zeit herrschte hier der wandelbare Sainte-Beuve, anfangs ein Vorkämpfer des revolutionären Romanticismus, in jüngster Zeit ein Schildhalter der crassen Realisten. Seine Studien in der „Revue des deux Mondes" vertreten die Blütezeit seiner Kritik, die man als eine Kritik der Porträts und Charakterköpfe bezeichnen kann. Sie war, wie er selbst einräumt, eine Kritik ohne den Muth der Initiative, neutral, unparteiisch, friedliebend, mehr schildernd und beschreibend als beurtheilend und abschließend. Er benutzte mit Geschick die biographischen Daten zur Retouchirung seiner Charakterköpfe; seine Umrisse waren fein und vorsichtig entworfen; er analysirte stets mit Grazie. Doch seine Aquarellmalerei entbehrte der energischen Farbengebung; man mochte seine Hingabe an die dichterische Gestalt anerkennen, die er schilderte; man vermißte aber den festen eigenen Standpunkt. Seine Kritik war allzu passiv und deshalb schwankend in ihren Principien; es fehlte dasjenige Element, welches wir das gesetzgeberische nennen möchten und welches die nothwendige Ergänzung zu jener verständnißinnigen Empfänglichkeit betrifft, ohne welche die Kritik freilich der Poesie und insbesondere der dichterischen Eigenthümlichkeit nie gerecht werden kann.

Das sah man an Sainte-Beuve's Nachfolger auf dem kritischen Richterstuhl der Revue, Gustave Planche, der, mit geistiger Schärfe ausgerüstet und Meister eines durchsichtigen Stils, doch gerade das tiefere dichterische Verständniß vermissen ließ — man könnte ihn in vieler Hinsicht den französischen Julian Schmidt nennen. Seine Logik ist unerbittlich, doch ihre Voraussetzungen sind oft ungerecht und unbegründet; er ist ein kritischer Pessimist, der mit Vorliebe die wunden Flecke der Autoren erspäht; er sucht die Stärke der Kritik darin, die Schwäche der Poeten nachzuweisen. So wurde er oft schneidend und gehässig, wie seine Beweisführungen von einem pedantischen Anstrich nicht frei blieben. Seine Kritik gab selten ein Bild der Dichter und ihrer Werke, sondern zergliederte sie nur mit dem Secirmesser. Das stillschweigende Dogma derartiger Kritik ist die Ueberlegenheit des kritischen Gewissens über die dichterische That, ein Dogma, welches durch die Literaturgeschichte fortwährend widerlegt wird, doch immer von neuem auftaucht. In jüngster Zeit scheint Prévost-Paradol, der junge antibonapartistische Akademiker, in die Fußstapfen von Gustave Planche zu treten, was den vornehmen und absprechenden Ton einer im curulischen Sessel sich wiegenden Kritik betrifft.

Ein mit der „Revue des deux Mondes" eifrig concurrirendes Unternehmen ist die „Revue contemporaine", die seit dem 15. April 1852 besteht und deren Schicksale auf die Preßzustände des Kaiserreichs ein interessantes Licht werfen. Anfangs war mit ihr das „Athenaeum français" vereinigt, ein kritisches Journal, das, trefflich redigirt unter dem Zusammenwirken der besten wissenschaftlichen Kräfte, sich doch nicht halten konnte und im Juli 1856 einging. Die „Revue contemporaine" nahm den Titel dieses Blattes mit in den ihrigen auf. Seitdem hat in Frankreich sich nie ein dem englischen „Athenaeum" verwandtes kritisches Blatt behaupten können. Die Revue selbst war von dem Grafen de Belval gegründet worden als ein Organ der royalistischen Partei, doch ging sie, nachdem sie 80000 Frs. gekostet, in die Hände von Alphonse de Calonne über, des frühern Redacteurs des „Lampion", der, thätig und einsichtig, ihr einen bedeutenden Aufschwung gab, sie aber der Regierung zur Verfügung stellte. Als diese sich im Jahre 1859 durch die Subvention, die sie dem Blatte gewährte, für berechtigt hielt, Hrn. de Calonne ein Redactionscomité an die Seite zu stellen, ein Recht, das dieser ihr streitig machte, so wurde der Revue die Subvention entzogen, und die Regierung gründete ein anderes bonapartistisches Organ, die „Revue européenne", die unter der Redaction von Auguste Lacaussade nur bis zum 1. Dec. 1861 bestand, indem sie trotz der bedeutenden Unterstützung der Regierung sich nicht länger halten konnte, sondern wieder in den Schos des Organs zurückkehrte, von dem sie sich unter den feindlichsten

Absichten losgerissen hatte. Gleichwol kann man der „Revue européenne“ nicht nachsagen, daß sie die Regierungstendenzen in ungeschickter Weise vertreten oder in roher unreifer Gestalt auf den literarischen Markt gebracht habe. In der That suchte sie, wie sie es in ihrem Programm angekündigt hatte, ihre Originalität darin, „sich von den allzu betretenen Fußstegen und den lärmenden Neuerungen gleichweit entfernt zu halten“.

Die „Revue germanique“, begründet am 31. Jan. 1858 von den Elsässern Neffzer und Dollfuß, zählte zu ihren Mitarbeitern einige der tüchtigsten französischen Gelehrten der jüngern Schule Frankreichs: Renan, Littré, Taine, Mérimée, Philarète Chasles, Maury, Laboulaye, während sie gleichzeitig Productionen der modernen deutschen Literatur durch Uebersetzungen der Theilnahme des französischen Publikums näher rückte. Gleichwol vermochte sich das Organ in der Beschränkung auf die Vermittelung deutsch-französischer Geistesinteressen nicht zu halten. Im Jahre 1865 nahm es den Titel „Revue moderne“ an und erweiterte sein Programm, ohne seiner ursprünglichen Tendenz untreu zu werden. In der Einleitung, welche die Redaction der umgestalteten Revue vorausschickte, findet sich diese Tendenz in so edler und ansprechender Form ausgesprochen, daß wir einige Stellen aus ihr mittheilen wollen, schon um unsere Leser auf eine Zeitschrift hinzuweisen, welche den deutschen Bestrebungen eine so rege Theilnahme zuwendet: „Wir gründen keine neue Revue unter dem Titel der «Revue moderne». Dieser Titel scheint uns nur besser der erweiterten Tendenz und dem vergrößerten Umfang unserer Zeitschrift zu entsprechen. Nur aus diesem Grunde haben wir ihn angenommen. Weder Deutschland noch Frankreich werden darunter leiden. Der Wunsch, ein Bündniß — nicht eine Vermischung — des deutschen und französischen Geistes zu begünstigen, hat uns vor sieben Jahren veranlaßt, eine «Revue germanique» zu gründen. Dieser Wunsch beseelt uns auch heute noch. Doch seitdem hat uns eine Reihe von Modificationen, die wir für zeitgemäß halten, bestimmt, in den Kreis der Zeitschrift die französische Literatur und Wissenschaft sowie die Politik mit aufzunehmen, ohne welche keine Revue mehr im Stande ist, den Anforderungen der Zeit, die mit jedem Tage gebieterischer auftreten, zu entsprechen. Indem wir fortfahren, die geistige Bewegung in Frankreich und Deutschland in erster Linie zu beachten, werden wir mehr Platz als bisher den andern Völkern einräumen, welche gleichmäßig an der Entwickelung unserer Civilisation mitarbeiten, den Interessen Englands, Italiens und Amerikas. Die «Revue moderne» will einer Aufgabe dienen, welche die des Jahrhunderts ist: der Verbrüderung der Völker in der gemeinsamen Pflege der Wissenschaft, der Kunst, der Gerechtigkeit und Freiheit. Diese Verbrüderung vollzieht sich mitten in allen unsern Kämpfen und Zerrüttungen. Ehe sie sich durchsetzt in den Thatsachen und Institutionen, wird sie herausgearbeitet durch die auserwählten Geister aller Länder, durch die Berührung und den Austausch der Arbeiten, der Bestrebungen und Entdeckungen.

„Es sind dies die Vorbereitungen zu dem Reiche der Zukunft, in welchem die Nationen, dank der Verschiedenheit ihrer Fähigkeiten und der Einheit ihres Ziels, nur noch die Organe des menschlichen Geistes sein werden.

„Wir rechnen darauf, daß in der Aufgabe, der wir hier wie überall nachstreben, uns die Sympathie aller derjenigen unterstützen wird, welche ein gemeinsames Vaterland suchen, wo sich, trotz der physischen und moralischen Grenzen, alle diejenigen zusammenfinden, welche die Liebe zur Menschheit vereinigt.“

In der That verfolgt die „Revue moderne“ diese echt humane Tendenz mit ausdauernder Unermüdlichkeit; wir Deutsche fühlen uns angeheimelt, nicht blos durch die Erzählungen von Hartmann, die Abhandlungen von Hettner u. s. w., die uns in ihren Spalten übersetzt entgegentreten, sondern auch durch den ganzen Ton, der in der Zeitschrift herrscht. Es bleibt nur zu bedauern, daß so hervorragende und gediegene Publi-

cisten wie Neffzer und Dollfuß hier, wie im „Temps" in Bezug auf die deutsche Frage eine antipreußische Richtung verfolgen und die Fahne der Freiheit und Humanität im Lager des deutschen Particularismus suchen.

Während viele andere Revuen, die „Revue française" (1861), die eine eklektische Richtung verfolgte und den verschiedensten Parteien ihre Spalten öffnete, die „Revue philosophique et religieuse", ein jung-Hegel'sches Organ des philosophischen Radicalismus, sich nicht behaupten konnten, besteht der „Correspondant", dessen Hauptmitarbeiter Montalembert und Falloux sind, seit dem 15. Jan. 1843 lebenskräftig fort, ein Beweis, daß der katholische Liberalismus, so unvereinbar die Gegensätze scheinen, die in dieser Parteiformel zusammengefaßt sind, in Frankreich bei allem Wechsel der Regierungen nicht an Terrain verloren hat. Der priesterlich salbungsvolle Montalembert, der mehr salonartig zierliche Falloux bestimmen die beiden Hauptrichtungen, in denen sich der Ton dieser ultramontanen, aber mit der Freiheit kokettirenden Zeitschrift bewegt.

Noch erwähnen wir von den Revuen mit allgemeiner Tendenz die „Revue du XIX siècle" und die „Revue nationale et étrangère". Die Zahl derjenigen Revuen, welche einzelnen wissenschaftlichen Fächern oder andern Specialitäten gewidmet sind, ist wie Sand am Meere; zahlreich sind besonders die Theater- und Musik- und landwirthschaftlichen Zeitschriften, am auffallendsten die Menge der Blätter, die sich mit dem Gartenbau beschäftigen. Man möchte aus der Vorliebe für diese idyllische Beschäftigung schließen, daß der Geist der französischen Nation jetzt ein sehr friedlicher ist und daß eine Reorganisation der Armee, welche sich dem preußischen Wehrsystem annähert und jeden einzelnen zu kriegerischen Neigungen und Leistungen verpflichtet, auf den lebhaftesten Widerspruch stoßen muß.

### 3) Die politischen Zeitungen.

Noch wichtiger als die Revuen sind die großen Zeitungen, was den Einfluß auf die öffentliche Meinung betrifft. Sie sind freilich durch die französischen Preßgesetze gegenwärtig mundtodt gemacht, wo es die Besprechung von Regierungsmaßregeln und innern Zuständen gilt; sie bedürfen der äußersten Diplomatie, um sich in wohlgefälligen Ausdrücken zu bewegen und nirgends anzustoßen, wenn sie es einmal für unerlaßlich finden, dem Verfahren der Regierung ihre Zustimmung zu versagen. Sie können daher unter dem second empire nicht für den Ausdruck der öffentlichen Meinung gelten, die selbständig neben ihnen einhergeht und wo sie censurfrei ist, sich um so radicaler auszusprechen pflegt. Die große Frage von Frankreichs Zukunft wenigstens wird im Gespräch mit einer Ungenirtheit verhandelt, deren zehnfach ermäßigte Form genügen würde, einer Redaction die verhängnißvollen officiellen Verwarnungen zuzuziehen. Es sind nur indirecte Angriffe möglich, geistige Finten und Espritspiele, Anspielungen und Parallelen — und ohne Frage zeichnen sich in diesem Versteckspiel, außer den Akademikern, die es mit gelehrter Würde betreiben, auch viele Zeitungen aus.

Eine große pariser Zeitung darf sich in Format und Umfang nicht mit einer englischen und amerikanischen messen. Im Jahre 1844 vergrößerte Emile de Girardin das Format der „Presse" um einige Centimeter, um mehr Platz für die Annoncen zu gewinnen. Gleich darauf erschien ein encyklopädisches Journal: „L'Époque", welches sich in Bezug auf sein Format den englischen Blätter näherte. Die meisten französischen Zeitungen folgten dem Beispiel der „Époque", um nicht durch die Concurrenz des neuen Blattes gefährdet zu werden; doch nachdem dasselbe eines raschen Todes verblichen, schrumpfte das Format wieder zusammen und zwar zu der jetzt allgemein üblichen Größe.

Den Mittelpunkt einer großen politischen Zeitung bilden natürlich die politischen Correspondenzen und Nachrichten, denen die eingehendern Berichte über die Sitzungen

der großen Staatskörper, der Tribunale, der Handels- und Industriegesellschaften folgen. Diesem Kern der Zeitungen gehen die mit dem Namen der Verfasser unterzeichneten Leitartikel und politischen Rundschauen voraus, welche wesentlich die Tendenz des Blattes bestimmen, während der Rücken durch eine Linie aufgelöster Plänkler gedeckt wird, durch die faits divers, Notizen über Unglücksfälle, neue theatralische und literarische Erscheinungen. Einige Zeitungen, wie der „Temps", geben an dieser Stelle auch eingehendere Besprechungen, die sonst in der Regel dem Feuilleton vorbehalten bleiben.

Dies Feuilleton ist eine wesentlich französische Erfindung und hat sich seitdem auch in Deutschland unter dem Strich der meisten politischen Zeitungen angesiedelt, obgleich es hier, mit wenigen Ausnahmen, nur eine Art von Supplementarrubrik bildet, eine Rumpelkammer, in welcher die Redactionen zusammenstellen, was in ihrem sauber eingerichteten Haushalt über dem Strich, in den politischen Stockwerken keinen Platz findet. Mindestens hat das Feuilleton bei uns fast in jeder Zeitung einen andern Charakter — hier ist es kritisch, dort erzählend, hier speichert es Notizen auf, dort ausführliche Berichte über Zeitereignisse. Hin und wieder versucht es auch so anmuthig zu plaudern wie die französischen Feuilletons, obgleich ihm dabei meistens der deutsche Michel im Nacken sitzt. Echte Feuilletontalente wie Jules Janin und Alphonse Karr und ihre Nachfolger in Paris hat Deutschland nicht aufzuweisen. Wir brauchen zu viel geistigen Wellenschlag, um Schaum hervorzubringen.

Der eine Bestandtheil des französischen Feuilletons, der Roman, den in solcher Ausdehnung bisher nur wenige deutsche Zeitungen, wie die „Kölnische" und die „Neue Freie Presse" adoptirten, ist wesentlich modernen Ursprungs. Erst im Jahre 1836 entstand der Feuilletonroman, zum Theil im Zusammenhang mit den sich nach der Julirevolution vermehrenden Annoncen, die früher keineswegs die Rolle spielten wie heutzutage, und in Frankreich auch jetzt noch lange nicht den Raum in Anspruch nehmen wie in England, Amerika und selbst in Deutschland. Um Annoncen zu erhalten, brauchte man viele Abonnenten und um Abonnenten zu haben, mußte man ihnen eine andere Nahrung bieten als Politik, die gerade in jener Zeit einen etwas faden Beigeschmack hatte. Das Feuilleton wandte sich daher an die unterhaltungsbedürftigen Leser; es brachte Romane namhafter Schriftsteller und absorbirte in kurzer Zeit fast die ganze französische Production. Es gab keinen Ruhm mehr außerhalb des Feuilletons. Eugène Sue, George Sand, Balzac, Soulié, Souvestre u. a. veröffentlichten ihre Romane zuerst in den Feuilletons der großen pariser Zeitungen — und bis in die neueste Zeit haben alle namhaften Romanschriftsteller diesen Weg einschlagen müssen, um beliebt und berühmt zu werden.

Der zweite Bestandtheil des französischen Feuilletons ist kritischer Art; das Theater, die Musik, die bildenden Künste, auch die Wissenschaften werden in Wochenschauen oder in einer Art von Chronik de la quinzaine besprochen, daneben literarische Erscheinungen von Bedeutung angezeigt. Im Vordergrunde des Interesses steht gegenwärtig das Theater; die Theaterkritik ist die geistreichste und brillanteste. Neue Stücke werden eingehend analysirt, wobei erwähnenswerth ist, daß kritische Metzeleien, wie sie in Deutschland gäng und gebe sind, in Frankreich zu den Ausnahmen gehören. Man ist im ganzen als Kritiker sehr höflich und liebenswürdig und vergißt niemals neben den Schwächen die Vorzüge der Werke hervorzuheben; man respectirt stets die Production; denn die meisten dieser Kritiker sind nicht unproductiv, spielen nicht mit der Kritik alle ihre Karten aus, gleichen nicht trockenhäutigen Bovisten, die mit Geräusch auseinanderplatzen und ihren ganzen Inhalt in Staubwolken ausschütten, sie sind selbst mehr oder weniger productiv. In Deutschland ist das anders; die Kritik gilt für ein Vorrecht der sterilen Köpfe. Daß die Kritik freilich in Frankreich größerer Maßstäbe entbehrt, das hat sie erst neuer-

dings bei Gelegenheit von Bouilhet's „Conjuration d'Amboise“ gezeigt. Man hat in diesem Stücke mit einem gewissen Enthusiasmus die Wiedergeburt des historischen Dramas begrüßt und ganz übersehen, daß diesem Drama aller geschichtliche Geist fehlt, daß in ihm nur ein ganz gewöhnliches Liebesabenteuer mit historischem Costüm aufgeputzt ist.

Noch aber haben wir den Inhalt des Feuilletons nicht erschöpft; es fehlt noch ein wichtiger Bestandtheil desselben, die „Chronique“, eine Art von Nachahmung der „Correspondance littéraire“ von Grimm, die chronique scandaleuse, das oeil de boeuf des modernen Paris. Hier erst erhebt sich das Feuilleton zu einem Kunstwerk, das sich Selbstzweck ist; hier gilt es oft eine Welt aus dem Nichts zu schaffen, denn die Thatsachen lassen den Chronisten oft im Stich. Da muß er durch geschickte Glasbläsereien einen ganzen Nipptisch voll Niedlichkeiten ins Leben rufen, aus dem unbedeutendsten Ereigniß eine Novellette dichten, eine namhafte Persönlichkeit durch ein selbsterfundenes Bonmot unsterblich machen, das er ihr großmüthig abtritt, oder einen in einem Salon flügge gewordenen Calembourg durch zehn Spalten fliegen lassen. Den Thatsachen des Salons gegenüber ist dies Feuilleton indiscret; es ist das enfant terrible, das durch seine rücksichtslosen Plaudereien unterhält. Die Damen der Welt und der halben Welt sind am meisten seinen Indiscretionen ausgesetzt; und das Wunderlichste ist, man sieht sich gern in diesem Spiegel; man wird Mode, man wird berühmt durch diese Schaustellungen im Ladenfenster der Journale, welche von der Toilette auf das genaueste, bis auf den Preis der Diamanten berichten, und die Gesichtszüge einer vornehmen Braut mit der Treue eines Photographen abconterfeien. Das Feuilleton macht Reclame für eine Prinzessin Solms, wie für eine Rigolboche und Lagier, ja ihm vorzugsweise ist es zuzuschreiben, daß zweideutige Berühmtheiten im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stehen. Gibt es gar Entführungen und Verführungen, eclatanten Ehebruch und Duelle, so steht der Weizen des Feuilletons in Blüte. Das Feuilleton der „Indépendance belge“, in welchem Paul d'Ivoy, Edouard Tenier und Ulbach abwechselnd als Mané, Técel, Pharès jahrelang die pariser Chronik schreiben, kann als das Muster der ganzen Gattung gelten. Es ist in seinen Mittheilungen, trotz aller Anfangsbuchstaben und Sternchen, hinlänglich indiscret, um für eine Geschichte der pariser Gesellschaft von einem Culturhistoriker benutzt werden zu können, in seinem Stil aber von jener Leichtigkeit und Grazie, welche ungezwungen Geschichtchen an Geschichtchen, Bonmots an Bonmots zu fädeln versteht, welche, wenn sie sich einschifft, niemals eine Ahnung davon hat, wo sie landen wird.

Unter den pariser Zeitungen nimmt das „Journal des Débats“ in vieler Hinsicht noch die am meisten hervorragende und geachtete Stellung ein. Es ist die vornehmste Zeitung, wie sich auch äußerlich in dem Abonnementspreise ausspricht, der den aller übrigen Blätter überschreitet. Das „Journal des Débats“ ist die objective Zeitung, die Zeitung der Thatsachen, ein Blatt von durchaus wissenschaftlicher Haltung, welches seine Würde stets behauptet und sich fast nie zur Verfälschung der Thatsachen im Dienst irgendeiner Regierung hergegeben hat, fremd jeder Willkür, auch der Willkür der Hypothesen und der Systemmacherei. Hatin spendet dieser Zeitung folgendes glänzende Lob: „Man vernichte alles, was über die Ereignisse in diesen dreißig letzten Jahren geschrieben worden ist, und man kann diese Geschichte wiederherstellen durch die gesammelten Jahrgänge der «Débats»“, und Alfred Sirven sagt in dem ersten Bande seiner „Journaux et journalistes“, welcher dieser Zeitung gewidmet ist: Wissenschaften, höhere Literatur, Philosophie, Theater, Künste, Kritik, alles findet sich hier zergliedert, reproducirt, lebendig gemacht, sodaß das «Journal des Débats» das vollständigste und kostbarste Document für die allgemeine Geschichte der menschlichen Ideen bleibt. Welches Journal, ja welche Ency-

klopädie selbst hat gleichen Anspruch auf die Bewunderung, die Achtung und Erkenntlichkeit der Zeitgenossen und der Nachwelt?"

Die Zeitung ist fast gleichzeitig mit dem Programm der Französischen Revolution in die Welt getreten. Sie erschien als „Journal des Débats et Décrets" am 29. Aug. 1789 und bestand bis zum Floreal des fünften Jahres der Republik. Vom Prairial dieses Jahres bis zum 5. Nivôse des Jahres VIII erschien sie als „Journal des Débats et lois du Corps législatif", indem sie noch vollständiger als der „Moniteur" die Verhandlungen des Corps législatif und die Acte der Regierung veröffentlichte. Louvet und Lacrételle gehörten zu ihren Redacteuren. Eine vollkommene Umgestaltung erlitt sie im Jahre 1799, als die Brüder Bertin ihre Eigenthümer wurden. Diese fügten der Zeitung das erste Feuilleton bei, das aber nur ein großes Pandämonium der Reclame war, wo Anzeigen von Büchern und Concerten, von Restaurateurs und Posamentieren, Mieth- und Pachtofferten, neben Räthseln, Charaden, Logogryphen und Epigrammen standen. Doch wurden bald auch Kritiken neu aufgeführter Stücke aufgenommen. In diesem Feuilleton bestieg Geoffroy den kritischen Thron und würzte seine scharfen Theaterkritiken mit heftigen Angriffen auf Voltaire und mit Schmeicheleien gegen den Kaiser. Am 16. Juli 1805 hatte sich das „Journal des Débats" in ein „Journal de l'Empire" umgewandelt. Im Jahre 1811 beging Napoleon einen der merkwürdigsten Acte gewaltthätiger Expropriation, indem er das Eigenthumsrecht der Brüder Bertin confiscirte und mit den Staatsdomänen vereinigte. Alles wurde mit Beschlag belegt, das vorhandene Geld, Papier, Möbel u. s. f. Ein Theil der Einnahme der Zeitung wurde zu Pensionen für Literaten verwendet, zur Ermuthigung und Belohnung. Gleichwol konnte der Kaiser nie die große Presse für sich gewinnen; er beklagte sich selbst darüber, daß nur die kleine ihm ergeben sei. In diesem Jahre der Zeitungsexpropriationen, dem auch das dem Grafen Roederer und Herzog von Bassano gehörende „Journal de Paris" zum Opfer fiel, gab es überhaupt in Paris nur noch vier täglich erscheinende Zeitungen. Mit der Restauration, mit dem 30. März 1814 traten Bertin und Genossen ganz von selbst wieder in ihre Rechte ein. Das Journal nahm am 1. April den Titel an, den es noch heute führt: „Journal des Débats politiques et littéraires", und wurde gleich am Anfang der Restauration die größte publicistische Macht des Tages; es hatte damals einen Absatz von 27000 Exemplaren. Châteaubriand, Villemain, Salvandy, Nodier u. a. gehörten zu seinen Mitarbeitern. Gleichwol war der Royalismus des „Journal des Débats" kein blinder, sondern den Ideen des Fortschritts zugethan. Als die Ultras dieser Partei König Karl X. zu verhängnißvollen Entschlüssen bestimmten, als Fürst Polignac am 8. Aug. 1829 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erhalten hatte, da brachte die Zeitung am 10. Aug. den berühmten Artikel: „Malheureuse France! malheureux roi." Der Besitzer Bertin wurde vom Zuchtpolizeigericht verurtheilt, von der Cour royale freigesprochen — ein Proceß, der wesentlich dazu beitrug, den Thron der Bourbons zu erschüttern. Eine noch bedeutendere Rolle spielte die Zeitung während der Julidynastie. Lamartine sagte mit Recht von ihr: „Sie schien mit der Monarchie zu herrschen." Und in der That war sie damals überall vertreten, in den Gesandtschaften, den Präfecturen, dem Staatsrath, der Armee. Bertin de Vaux vertrat sie in der Pairskammer, der eine Sohn als Adjutant des Herzogs von Orleans, im militärischen Hofhalt, der andere mit Salvandy und Chasles in der Deputirtenkammer; Cuvillier-Fleury in der Familie des Königs als Lehrer des Herzogs von Aumale; Guizot und Salvandy im Ministerium. Diese schönen Tage gingen mit der Februarrevolution vorüber; das Ministerium Guizot fiel trotz der warmen Vertheidigung des „Journal des Débats". Im neuen Kaiserreich behauptet die Zeitung dieselbe frondirende Stellung wie im alten, nur daß ihrem Feuilleton ein Weihrauch streuender Geoffroy

fehlt. Trotz ihrer Vorsicht schwebt das Damoklesschwert der kaiserlichen Preßjustiz über ihrem Haupte. Im December 1861 erhielt sie eine Verwarnung von Persigny, weil Saint-Marc Girardin in einem Artikel behauptet hatte, das Grundprincip der Constitution von 1852 sei der Kaiser, und es wäre eine Illusion zu glauben, es sei das Kaiserthum, das den Kaiser halte, und nicht umgekehrt der Kaiser, der das Kaiserthum halte.

Daß die politische Bedeutung der Presse unter der Herrschaft des dritten Napoleon so gering ist wie unter der des ersten, wird gerade von einer Zeitung wie das „Journal des Débats", das von der hohen Mission der politischen Presse durchdrungen ist, am schmerzlichsten empfunden. „Heutzutage", schrieb Rigaud im Feuilleton des „Journal des Débats" vom 28. Oct. 1858, „sind die Zeitungen Bulletins, Ephemeriden, Anzeigen; sie sind keine Macht und kein Herd der öffentlichen Meinung mehr. Man liest sie, um die Ereignisse des vorigen Tags, den Titel des neuen Stücks, den Curs der Rente zu erfahren. Sie versammeln um sich eine Menge von Müßiggängern, die mit Behagen beobachten, wie sie in der Mitte der Klippen einhertreiben, ähnlich wie die Wanderer am Meeresstrand mit dem Blick die Barken im Sturm verfolgen. Doch das einzige schwache Band, das zwischen ihnen und der Menge besteht, ist das Interesse der Neugier. Sie fühlen nicht mehr wie früher in der Luft diese Strömungen geistiger Elektricität, die sie unaufhörlich mit unbekannten Freunden in Rapport setzen, und die seltenen Lebenszeichen, die sie geben, gleichen denen des atlantischen Kabels nach seinen Unglücksfällen. Nicht als ob die Journale schlechter, als ob sie überhaupt nicht mehr sprächen; sie haben nur ihre Stimme gedämpft, um sie nicht zu zerstören; aber da ringsum große Stille herrscht, würde man sie noch vernehmen, wenn man mit der Sympathie ihres frühern Publikums auf sie hörte."

Die Redaction des „Journal des Débats" gehört zur gelehrten Aristokratie; es ist ein vornehmer Geist, der in der Zeitung herrscht. Einer der ältesten Vorkämpfer dieser Richtung ist de Sacy, der Freund der „alten Bücher", der Literator des 17. Jahrhunderts, der Meister eines altclassischen Stils, der für die Gegenwart sich etwas farblos und fad ausnimmt, weil ihm Licht und Schatten fehlten, doch ein unerschrockener Vorkämpfer der Principien, die in seiner Ueberzeugung wurzeln. Aus seinen Leitartikeln läßt sich eine Geschichte des Julikönigthums zusammenstellen, das de Sacy mit seinem publicistischen Schilde gegen alle Angriffe zu decken suchte. Ihm zur Seite steht Cuvillier-Fleury, ein Schriftsteller von großer Durchsichtigkeit eines oft oratorisch schwunghaften Stils, doch allzu larmoyant in seiner pietätvollen Hingebung an gesunkene Größen. Man behauptet von ihm, daß er das Departement der regrets du passé innehabe! Als Sainte-Beuve im Jahre 1852 der Besiegten spottete und sie ironisch ermahnte, ihre Uhr nach der Zeit zu stellen, nahm Cuvillier-Fleury diesen hingeworfenen Handschuh in einer glänzenden Polemik auf. Ein dritter Veteran des „Journal des Débats", Akademiker wie de Sacy, ist Saint-Marc Girardin, der seit 1827 für diese Zeitung schreibt, meistens über Fragen der äußern und innern Politik und der auch jetzt noch das Feld nicht ganz der jüngern Generation überlassen hat. Sein Stil ist glänzend, voll Courtoisie wie der de Sacy's, aber feuriger und hinreißender. Als jüngster Akademiker reiht sich Prévost-Paradol diesen Männer an, ein eifriger Vorkämpfer der parlamentarischen Regierung und heftiger Gegner des Napoleonismus. Er ist herb und schroff, sein Stil hat etwas Doctrinäres und Puritanisches, etwas vornehm Ablehnendes; es steckt in ihm etwas von einem kritischen Saint-Just, der gern seine Guillotine in die Reihen der literarischen Kämpfer führt.

Der politische Standpunkt des „Journal des Débats" ist nach wie vor der Julidynastie ein den Extremen abholdes Justemilieu. Wenn Henri Baudrillart, einer der Mitarbeiter des

Blattes, in der Vorrede zu seinen „Publicistes modernes" sagt, er habe dies Werk abgefaßt, um die moderne Gesellschaft gegen die revolutionären Denker, die Freiheit gegen die absolutistischen Schriftsteller, den geistigen und materiellen Fortschritt gegen die reactionären Publicisten zu vertheidigen, so spricht er damit das Programm aus, welches das „Journal des Débats" mit geringen Schwankungen stets innegehalten hat. Nur in Bezug auf die Philosophie huldigte es einer freiern Richtung; die jüngern Radicalen Renan, Tarne, Littré haben sich zum Theil in dem „Journal des Débats" ihre literarischen Sporen verdient. Auch auf dem Gebiete der Nationalökonomie vertrat Chevalier einen kühnern Standpunkt.

Das Feuilleton des „Journal des Débats" ist seit 1830 die Domäne, in welcher Jules Janin, der prince de la critique, der große europäische Feuilletonveteran, sein kritisches Scepter schwingt. Er ist in der That der Schöpfer jenes Feuilleton, von dem wir oben sprachen, das allen Stoff und Inhalt in Feuerwerken des Esprit verpufft. Der souveräne Geist, der mit allem sein Spiel treibt, setzt sich als eine Ziffer vor alle Nullen, die er beliebig aus der Welt der Gesellschaft, des Theaters aufgreift. Diese Kritik vertritt keine Principien; sie ist nicht doctrinär, aber sie trifft oft den Nagel auf den Kopf; sie ist mit Citaten, namentlich aus den römischen Dichtern geschmückt; denn Jules Janin ist ein Verehrer der Augusteischen Literatur, kennt seinen Horaz auswendig und hat aus seinen Episteln und Satiren die Kunst geschmackvoller Plauderei gelernt. Seine Kritiken gleichen Blumenkörben, die er vor uns ausschüttet, sodaß wir kaum die Bienen mit ihrem Stachel merken, die sich unter den Blüten verbergen. Man könnte ihn den französischen Saphir nennen; denn wie für jenen der Wortwitz, ist für diesen der Esprit Selbstzweck. In Deutschland ist diese Richtung indeß vorübergegangen, während in Frankreich Jules Janin noch immer der Meister vom Stuhl ist für die Feuilletonplaudereien der großen und kleinen Blätter.

Von fast gleichem Alter, aber in vieler Hinsicht entgegengesetztem Charakter als das „Journal des Débats" ist der „Moniteur", als Geschichtsquelle namentlich für die Revolutionszeit noch unentbehrlicher, stets das Organ der Machthaber, sowie jenes Blatt mit Ausnahme der Zeit der Julidynastie stets das Organ der Opposition war. Der „Moniteur" spielt daher in allen Farben wie die Geschichte Frankreichs; er ist republikanisch, königlich, kaiserlich, constitutionell gewesen. Seine erste Nummer erschien am 24. Nov. 1789; eine Sammlung der bisher erschienenen Nummern umfaßt 148 Bände. Sein Begründer war Charles Joseph Panckoucke, ein intelligenter Buchhändler, der zuerst in Frankreich eine nach englischem Muster abgefaßte Zeitung, die alle Tage erschien, herausgab. Das ursprüngliche Programm, welches dieser Zeitung einen blos referirenden Charakter in Aussicht stellte und sie nur als ein Repertorium aller wichtigen Verhandlungen und Actenstücke gelten lassen wollte, ist mit auffallender Treue innegehalten worden. Der „Moniteur" hat nie eine bestimmte Physiognomie gehabt, doch er ist stets der Spiegel gewesen, in dem sich die Physiognomie der Regierungen reflectirt. Nach dem ursprünglichen Plan sollte diese „Gazette nationale" fünf wichtige Gegenstände umfassen: die Assemblée nationale, die innere und äußere Politik, die Verwaltung und was damit zusammenhängt, die Literatur, die Wissenschaften und Künste, die Annoncen und Anzeigen jeder Art. Außer den täglichen Ereignissen sollte sie vollständig die öffentlichen Actenstücke, Diplome, Verhandlungen und alle interessanten Documente mittheilen, welche verdienen aufbewahrt zu werden. Doch die Debatten, Berathungen und Decrete der Versammlung sollten ihren Hauptgegenstand bilden. Genauigkeit in den Thatsachen, Klarheit im Stil, gewissenhafte Treue in der Mittheilung der Beschlüsse, das waren die Verpflichtungen, welche die Herausgeber gegenüber dem Publikum übernehmen. Sie versprachen, die Resultate der Sitzung des vorigen Tags in dem nächsten Morgenblatte,

genauere Details im Abendblatte zu geben, um alles mit Ueberlegung zu schreiben und sich keiner Unterlassungssünden schuldig zu machen. Uebrigens wollten sie nur die Geschichtschreiber der Nationalversammlung sein und sich keinerlei Bemerkungen erlauben, indem sie es für eine Indiscretion ansahen, die Anträge und Berathungen, deren schweigende Zeugen sie waren, mit Randglossen zu begleiten.

Dieser Resignation ist der „Moniteur“ treu geblieben; er fand um so mehr Veranlassung dazu, seitdem er im Monat Nivôse des 8. Jahres der Republik das officielle Organ der Regierung geworden und bis auf den heutigen Tag per tot discrimina rerum geblieben ist. Er gehört jetzt zum Ressort des Staatsministeriums, ist aber, obgleich ein Organ der Regierung, Privateigenthum und zwar noch immer im Besitz der Erben Panckoucke. Unter den Redacteuren seines literarischen Theils finden sich die geachtetsten Namen von Laharpe bis auf Sainte-Beuve.

Mit dem „Journal des Débats“ und dem „Moniteur“ kann sich die „Presse“ in Bezug auf ihr Alter nicht vergleichen; doch bezeichnet ihr erstes Erscheinen einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte des französischen Journalismus. Ihr Begründer ist Emile de Girardin, der bis vor kurzem auch die leitende Seele der Zeitung war. In der That unterschied sich die „Presse“ von den übrigen publicistischen Organen gerade dadurch, daß sie mehr als irgendein anderes das Gepräge einer einzelnen Persönlichkeit trug. Die Presse war Emile de Girardin selbst, mit seinem Unternehmungsgeist, seinem Schwung, seiner Leidenschaftlichkeit, all seinen Wandlungen und seinem unerschöpflichen Talent. Wie das „Journal des Débats“ die Zeitung der Thatsachen, war die „Presse“ die Zeitung der Ideen, stets bereit alle neuen Theorien zu prüfen, sich mit allen neuen Systemen einzulassen; sie war in vieler Hinsicht der neutrale Boden, wo sich alle Meinungen begegnen, der auf die Zeit angewendete Eklekticismus. Girardin selbst ist als der Journalist κατ᾽ ἐξοχήν anzusehen; alle seine persönlichen Vorzüge sind Vorzüge des Journalismus. Er besitzt den Muth der Initiative, die größte Feinspürigkeit in Bezug auf neue, in der Zeit auftauchende Probleme, einen entschiedenen Mangel an doctrinärer Zähigkeit, die ganze vibrirende und prickelnde Unruhe, welche das politische Leben der Franzosen kennzeichnet und dabei die glänzende Virtuosität der Behandlung. Er hatte den Muth, seinem Gegner auf den Leib zu rücken, wie er in seinem von ihm selbst vielbeklagten Duell mit Armand Carrel bewiesen; doch wenn er seitdem auf das Duell mit Pistole und Degen für immer verzichtet hat, so war das Duell mit der Feder stets seine Lieblingsbeschäftigung, bei welcher er seine ganze Gewandtheit und Bravour entwickelte. Und wie er durch seine Theilnahme an industriellen Speculationen, wie an den Kohlengruben von Saint-Bérain, dem landwirthschaftlichen Institut von Coëtbo und andern sich einen bedeutenden Theil seines Vermögens erworben, so trug er diese industriellen Talente auch auf die Journalistik über, welche man nach manchen Seiten hin als eine geistige Industrie betrachten kann. In der That war die „Presse“ das Kind einer finanziellen Speculation. Emile de Girardin redigirte vorher „Le Journal des connaissances utiles“, nach dessen Vorbild später die Engländer ihr „Penny Magazine“ einrichteten und das einen Absatz von 130000 Exemplaren erreichte. Das Princip, auf welchem dies Blatt begründet war, wohlfeile Preise und große Abonnentenzahl, suchte Girardin als ein reformatorisches hinzustellen, wodurch die Presse demokratisirt und volksthümlich wurde, und vertrat es auf das entschlossenste gegen die Angriffe der großen, vornehmen Zeitungen. Er erklärte den wohlfeilen Preis nicht blos für eine industrielle, sondern auch für eine sociale Frage, welche die vollkommene Umgestaltung der politischen Presse zur Folge haben müsse. „Die erste Zeitung, die auf dieser neuen Grundlage begründet werden wird, muß, wenn sie nicht schon bei der Geburt sterben will, volks-

thümlich sein in des Wortes echter Bedeutung, d. h. sie darf nicht die Meinungen einer exclusiven Partei, nicht die dynastische Sache einer Familie, nicht die unpraktischen Theorien einer Schule vertheidigen, sondern die wahrhaften Interessen der Nation. Die volksthümliche Presse kann, ohne einen Selbstmord zu begehen, nie offen die Wahrheit verrathen oder im Dunkeln ihre Unabhängigkeit aufgeben, nie servil oder beleidigend, mit einem Wort persönlich sein, während la littérature parisienne, der einige hundert Abonnenten genügen, um zu bestehen, ungestraft mit der Lüge handeln, sich durch die geheimen Fonds prostituiren, von der Schmähung und der Schmach leben kann. Persönliche Angriffe oder Huldigungen, die große Angelegenheit der Coterien, stoßen bei der großen Menge nur auf Gleichgültigkeit und Verachtung."

Diese Stelle stand im Jahrgang 1835 des „Journal des connaissances utiles". Im Jahre darauf, am 1. Juli 1836, erschien das erste Blatt der „Presse", der ersten Zeitung zu 40 Frs. Ihr Programm stützte sich einfach auf diese Reform, auf die neue ökonomische Basis der Zeitung, die nach englischem Muster den Schwerpunkt der Einnahmen in die Annoncen verlegte und diesen wieder durch die größere Zahl der Abonnenten einen sichern Boden geben wollte. „Alle Meinungen", sagte der Prospectus, „alle politischen Schattirungen haben ihre Zeitungen. In dieser Hinsicht besteht weder eine Lücke, die man ausfüllen, noch ein verkanntes Bedürfniß, dem man genügen mußte. Die «Presse» tritt daher nicht mit dem Anspruch auf, eine neue Doctrin in die Welt zu setzen, bei uns noch eine neue Coterie oder Partei ins Leben zu rufen. Der Journalismus hat genug Meinungsverschiedenheiten hervorgebracht, allen Farben unserer Fahnen genug Schattirungen gegeben, als daß man ihm nicht die Anerkennung zollen müßte, er habe hierin nichts zu thun übriggelassen; Leidenschaften, Interessen, Ehrgeiz und Haß, Vorspiegelungen und Illusionen jeder Art, falsche Theorien und leere Schrecken, das alles wird seit langer Zeit von den bestehenden Zeitungen abwechselnd auf das geschickteste ausgebeutet, sodaß wir uns nicht anmaßen dürfen, hierin noch mehr oder besseres zu leisten. Die «Presse» wird von den bestehenden Zeitungen nur darin abweichen, daß ihr Abonnementspreis keine Speculation sein soll."

Diese Revolution, welche die übrigen Blätter in ihrer Existenz bedrohte, wurde von denselben auf das schärfste kritisirt; es kam zur heftigsten Polemik, selbst zum Duell. Demokratische Blätter standen an der Spitze der Gegenbewegung, Armand Carrel fiel als ein Opfer dieser Zwistigkeiten. Doch trotz der lärmenden Feindseligkeit der alten Zeitungen bewährte sich die Speculation Girardin's. Nach drei Monaten hatte die „Presse" schon mehr als 10000 Abonnenten, eine Zahl, die bald auf 20000 stieg. Die andern Blätter sahen sich genöthigt, dem Beispiel der angegriffenen Zeitung zu folgen. Die periodische Literatur Frankreichs verdankte dem Vorgang Girardin's, wie statistische Zahlen nachweisen, eine glänzende Entwickelung. Die Zahl der gestempelten Exemplare der Zeitungen für Paris betrug 1828 nur 28 Mill., 1836 erhob sie sich auf 42 Mill., 10 Jahre nachher 1846 auf 80 Mill. und die Zahl der Abonnenten der pariser Zeitungen war von 70000 auf 200000 gestiegen. Zu dieser Verbreitung trug allerdings das neugeschaffene Romanfeuilleton wesentlich bei, welches bis dahin fern stehende Leserkreise in das Interesse der Zeitungen zog.

Die Verheißungen, welche die „Presse" ihren Abonnenten machte und zum großen Theil erfüllte, waren verlockender Art; sie zeugen gleichzeitig von dem Organisationstalent Girardin's, welches Rubriken schuf, die mehr oder weniger für alle Blätter späterhin maßgebend geworden sind. Die „Presse" versprach: alle Sonntage ein historisches Feuilleton von Alexandre Dumas, alle Dienstage ein dramatisches Feuilleton von Frédéric Soulié, jeden Mittwoch ein Feuilleton der Académie des sciences von Docteur Lambert, Donnerstags unter dem Titel des „Courrier de Paris" eine Besprechung neuer Bücher,

neuer Dramen und Moden, neuer Gegenstände des Verkehrs, der Musik en vogue, aller Curiositäten u. s. f.; Freitags unter dem Titel der „Semaine industrielle" ein dem Landbau und der Industrie gewidmetes Feuilleton, und Sonnabends unter dem Titel der „Revue étrangère" ein Feuilleton, welches alles enthält, was die Zeitungen beider Welten Nützliches und Merkwürdiges über Sitten, Gebräuche und Arbeiten der verschiedenen Völker mittheilen würden. Es waren die ersten Namen der französischen Literatur, die sich um Girardin gruppirten und dem Prospect der „Presse" Glanz verliehen. Jeder von ihnen hatte seine Specialität: Balzac Scenen aus dem Privatleben; Berthoud Mittheilungen aus dem Leben berühmter Zeitgenossen; Alexandre Dumas historisches Feuilleton und Besprechung neuer Dramen; Esquiros Geheimwissenschaften; Madame Gay Paris, Moden und Gebräuche; Théophile Gautier schöne Künste; Granier de Cassagnac geschichtliche und religiöse Schriften; Gozlan Sittengemälde; Victor Hugo sociale Fragen; Achille Jubinal alte Literatur; Paul Lacroix („Bibliophile Jacob") Bibliographie; Jules Lecomte Seewesen; Méry südfranzösische Sitten; Malitourne historische Erinnerungen und Porträts; Gustave Planche literarische Kritik; Alphonse Royer Orient, Rußland und Deutschland; Marquis de Custine Briefe eines Kosmopoliten; Eugène Scribe dramatische Proverbes; Frédéric Soulié Kritik der Théâtres lyriques; Jules Sandeau Kritik neuer Bücher u. s. f.

Die Absicht Girardin's, der „Presse" fünf wöchentliche Ergänzungsblätter über einzelne Fachwissenschaften beizufügen, scheiterte an den gesetzlichen Bestimmungen und dem Einschreiten des Fiscus.

Die politische Richtung, welche die „Presse" verfolgte, war bei dem nach allen Seiten hin geistvoll irrlichtelirenden Charakter ihres Herausgebers schwer festzustellen. Im ganzen hat sie während der Julidynastie in eigenthümlicher Weise denjenigen Theil des rechten Centrums vertreten, der nicht ganz so ministeriell war wie die übrigen. Sie galt dafür, mit Molé in nähern Beziehungen zu stehen. Am 23. Juni 1848 wurde die „Presse" vom General Cavaignac unterdrückt und erschien erst wieder am 5. Aug. dieses Jahres. Girardin selbst mußte eine geheime Haft von neun Tagen überstehen. Anfangs hatte er sich entschieden für die Candidatur Louis Napoleon's ausgesprochen, während er ihn später auf das entschiedenste bekämpfte, weil der Präsident sich weigerte, auf das politische Programm einzugehen, das Girardin ihm vorgelegt hatte. Wir sehen den Herausgeber der „Presse" nun als Abgeordneten des Niederrhein unter den socialistischen Montagnards der Assemblée nationale. Nach dem 2. Dec. 1851 aus Frankreich verbannt, lebte er in Brüssel, kehrte aber schon im Februar 1852 nach Paris zurück, wo er die oberste Redaction der „Presse" wieder übernahm. Im Jahre 1857 zog er sich plötzlich von dieser zurück, indem er, der Journalist von Kopf zu Fuß, dem Journalismus eine Grabrede hielt: er sei keine Macht mehr, sondern nur ein Geschäft, habe in Frankreich keinen Grund mehr zu existiren, und sei überhaupt ein verabscheuenswürdiges Werkzeug, das wieder dem Buche Platz machen müsse. Er trat die „Presse" an Milhaud ab, der sie 1859 an Solar veräußerte; sie gehörte zum Inventar eines großen Bankhauses, das in den Mirès'schen Proceß mitverwickelt war. Ihre Hauptredacteure nach Girardin's Rücktritt waren Neffzer, Géroult und Peyrat.

Nachdem Girardin wieder die Leitung der „Presse" übernommen hatte, ist er derselben abermals untreu geworden, indem er neuerdings die „Liberté" begründete (16. Juli 1865) und dieser Zeitung seine ganze publicistische Thätigkeit zuwendete. In der That erhob er dies Blatt in kurzer Zeit zu einer Abonnentenzahl, welche der des „Siècle" am nächsten kommt, indem er seine bei Begründung der „Presse" mit Erfolg angewendete Manipulation mit den billigen Preisen wiederholte. Das Programm der „Liberté" klang sehr versöhnlich. Die Zeitung erklärte, mitarbeiten zu wollen an der Lösung des

großen Problems, das Frankreich seit mehr als 70 Jahren beschäftigt, an der Versöhnung der Ordnung und der Freiheit. Doch ihre Ueberzeugung ist, daß die unabhängige Presse, um wirksam der Sache der Freiheit zu dienen, ablassen müsse von den Gewohnheiten systematischer Nörgelei und blinder Opposition, welche das Mistrauen der Staatsgewalt wach erhalten und jeder Reaction zur Entschuldigung gedient haben. Es scheint ihr an der Zeit, diese alten Irrthümer, welche der gute Sinn und der Patriotismus der Massen verdamme, aufzugeben. „Laßt uns Glauben haben an die Zukunft", ruft sie aus, „und einer Politik der Trauer folge die Politik der Hoffnungen!"

Trotz dieser versöhnlichen Richtung hat die „Liberté" im October dieses Jahres ihr erstes avertissement erhalten, und es scheint nicht, als ob Girardin's schlagfertige Polemik, die sich nach den verschiedensten Seiten hin kehrt, danach angethan sei, ihr ferner ähnliche Erfahrungen zu ersparen. Eine Preiserhöhung hat überdies die Abonnentenzahl des Blattes, die sich auf 40000 belief, etwas herabgedrückt.

Desto ungestörter ist der Flor der „Siècle", der verbreitetsten Zeitung des heutigen Frankreich, welche von Hause aus das Girardin'schen Princip adoptirte, in die Fußstapfen der „Presse" trat, dieselbe aber alsbald durch seine noch mehr auf den Instinct der großen Massen berechnete Haltung überflügelte. Der „Siècle" wurde am 1. Juli 1836 von Armand Dutacq begründet, der von vielen hyperbolisch der „Napoleon der Presse" genannt wurde, obgleich er nur ein geschickter Faiseur war. Es erschien unter den Auspicien der Deputirten der constitutionellen Opposition, Jacques Laffitte, Dupont de l'Eure, Odilon Barrot u. a. und verhieß die Vertheidigung der Principien der Volkssouveränetät, der repräsentativen Monarchie, der Gleichheit und Freiheit, welche durch die beiden Revolutionen von 1789 und 1830 verkündigt worden waren. Er wollte auf dem gesetzlichen Wege und durch die beständige Appellation an die öffentliche Meinung die Reform unserer politischen Institutionen anstreben, auf der doppelten Grundlage der Befähigung als eines wirklichen Rechtstitels zu den socialen Functionen und des allgemeinen Interesses als der Regel zu ihrer Ausübung. Der „Siècle", obgleich im Grunde wohlwollend gegen die Julidynastie, gab sich stets demokratischer und revolutionärer als er war; er hat bis in die jüngste Zeit mehr demokratische Instincte gezeigt als einen offenherzig demokratischen Geist. Man hat die Zeitung oft das Organ der Krämer und Weinhändler genannt. Ohne Frage hat es sich durch den volksthümlichen Ton seiner Redaction ein ausnehmend großes Publikum unter den Geschäftstreibenden in Stadt und Land verschafft und die Erziehung jener Arbeiterklasse des Landes begonnen, welche einer gangbaren Gedankenmünze und eines mittlern Werthes zu täglichem Austausch bedarf. Viel zum glänzenden Erfolg der Zeitung trug ihr Romanfeuilleton bei. Um einen Begriff zu geben von dem Heißhunger, mit dem man jeden Morgen einen Mund voll Liebesintriguen verschlang, führen wir nur die Thatsache an, daß ein sehr kurzer Roman von Alexandre Dumas: „Le Capitaine Paul", der Zeitung in weniger als drei Wochen 5000 Abonnenten verschaffte.

Der „Siècle" wurde der Reihe nach von Hercules Guillemot, einem Journalisten der alten Schule, von Chambolles, Louis Perrée und Havin redigirt. Die Redaction des literarischen Theils ruht seit dem Bestehen der Zeitung in den Händen von Louis Desnoyers. Von den andern Redacteuren erwähnen wir noch Sidney Rénouf, Léon Plée, Louis Jourdan, Emile de la Bedollière, Taxile Delord, Edmond Texier und den geistreichen Chronisten Eugène Guinot, der unter den Namen Pierre Durand lange Zeit mit dem nicht minder begabten Vicomte de Launay, dem Chronisten der „Presse", dem eigentlichen Schöpfer dieses Feuilletongenre, glücklich wetteiferte.

Der „Siècle" macht oft den Eindruck einer radicalen Zeitung und geberdet sich hin und wieder wie der Erbe jener Blätter, die, wie Pilze nach dem Regen, nach der

Februarrevolution aus dem Boden wuchsen. Doch weiß man in Paris, was man von diesem Republikanismus zu halten hat. Das Blatt empfängt seine Inspirationen aus dem Palais-Royal und ist ein Organ der dort heimischen Hofdemagogie, der ins Rothe spielenden bonapartistischen Secundogenitur. Es schimmert gleichsam in den Supplementarfarben des Napoleonischen Regenbogens. Der Klerus freilich ist ihm preisgegeben und Jourdan stellt oft genug ingrimmige Razzias gegen das Priesterthum in seinen Spalten an. In allen übrigen Punkten aber, die das jetzige Regiment betreffen, ist es hinlänglich orthodox und selbst wenn zwischen dem Palais-Royal und den Tuilerien Misstimmungen ausbrechen, bemerkt man kaum an ihm eine leise ketzerische Schattirung.

Auf dieselbe Saite gestimmt ist das zweite Organ der bonapartistischen Linken: „L'Opinion nationale", welches am 1. Sept. 1859 von Adolphe Guéroult begründet wurde, zunächst um der Begeisterung für die Sache Italiens und den italienischen Krieg einen lebendigen Ausdruck zu geben. Das Blatt hat seitdem eine gewisse kriegerische Haltung bewahrt; es hat den Muth der Initiative; es ist Schwung und Leben in demselben; sein Banner ist das Recht der Nationalitäten, wie es die Politik des Palais-Royal, die Politik einer bedrohlichen Initiative, auf seine Fahne geschrieben hat. Dabei ist es sich sehr wohl der Grenzen bewußt, die es innezuhalten hat, und erst neuerdings sprach der Herausgeber die Tendenz des Blattes mit den folgenden Worten aus: „Ich wollte ein Organ gründen, das weniger ein Blatt der Opposition als ein Blatt der Avantgarde sein sollte, indem es, ohne verbotene Fragen zu verhandeln und ohne seine Zeit mit unschädlichen Nadelstichen und unverständlichen Anspielungen zu verlieren, ohne Parteibefangenheit und Hintergedanken klar und gerade die thatsächlich möglichen Lösungen aussprach und die Regierung zu bestimmen suchte, seinen Bahnen zu folgen."

Diese jüngere Linie des kaiserlichen Journalismus macht nun freilich die eigentlichen Regierungsblätter nicht überflüssig. Die Tuilerien sind außer durch den „Moniteur", der nur das Sprachrohr der Regierung ist, durch den „Constitutionnel", die „Patrie" und das „Pays" vertreten, welche zu den Erlassen des „Moniteur" die nöthigen declamatorischen Gesticulationen machen. Das historisch ehrwürdigste dieser Blätter ist der „Constitutionnel", der bereits bald nach seinem ersten Erscheinen die Sache des Napoleonismus so eifrig verfocht, wie es nur irgend die ungünstigen Zeitumstände erlaubten. Er erschien zuerst am 1. Mai 1815 unter dem Titel „L'Indépendant" als ein Organ von Fouché, und vertrat die damals zeitgemäße Nuance eines constitutionellen Napoleonismus, bis er bald von der Restauration (am 7. Aug.) wegen eines Artikels zu Gunsten La Bidoyère's unterdrückt wurde. Hierauf verwandelte sich die Zeitschrift anfangs in das „Echo du Soir", dann in den „Courrier", den „Constitutionnel", der wegen einer Anspielung zu Gunsten des Herzogs von Reichstadt am 23. Juli 1817 unterdrückt wurde, dann in das „Journal du Commerce", bis er am 2. Mai 1819 wieder den schönsten und ihr liebsten Titel „Le Constitutionnel" annahm und bis auf den heutigen Tag fortführte.

Der „Constitutionnel" hatte unter der Restauration einen schwierigen Stand, doch gewann er gerade seinen bedeutendsten Einfluß durch die Geschicklichkeit, mit welcher er diese Schwierigkeiten überwand. Er wußte die Sympathien für den Ruhm und das Unglück des Kaiserreichs geschickt mit liberalen Ideen zu verschmelzen, denen er oft einen leidenschaftlichen Ausdruck gab. So bildete er gleichzeitig den Mittelpunkt der bonapartistischen und constitutionellen Opposition, und vereinigte die Schriftsteller beider Richtungen. In Thiers, der auf eine Empfehlung Laffitte's in ihre Reihen trat, gewann er seine bedeutendste Kraft. In den Spalten des „Constitutionnel" bildete sich der Journalist und der Staatsmann zu seiner spätern bedeutsamen Wirksamkeit aus. Doch mit dem Jahre 1830 gründete Thiers sein eigenes Organ, den „National", mit Armand

Carnel zusammen, und der Stern des „Constitutionnel“ neigte sich dem Untergang zu. Die durch Girardin veranlaßte Preisherabsetzung der Zeitungen drohte diesen zu beschleunigen. Die Zahl der Abonnenten, welche im Jahre 1830 sich noch auf 22000 belief, war im Jahre 1837 auf 6000, 1843 auf 3700 gesunken. Da kaufte der Exdirector der Großen Oper, der vielgenannte Bourgeois von Paris, Louis Véron, die Zeitung für 432000 Frs. und suchte mit allen Mitteln seines speculativen Genius derselben neues Leben einzuhauchen. Damals kaufte er für ihr Feuilleton, wie er selbst in seinen „Mémoires“ erzählt, Eugène Sue den „Ewigen Juden“ für 100000 Frs. ab. Ueberhaupt zog der „Constitutionnel“ ein gänzlich neues Gewand an, seine Redaction, seine Mitarbeiter wechselten. Nur Thiers blieb die Seele der Zeitung bis zum Jahre 1849, in welchem ein Bruch zwischen Véron und Thiers stattfand und die Zeitung mit vollen Segeln in den Hafen des Bonapartismus einlief. Seiner Ergebenheit für den Präsidenten und Kaiser hat Véron in seinen „Mémoires“ ein weit sichtbares Denkmal gesetzt. Die energische Advocatur der neuen Regierung wurde namentlich von Granier de Cassagnac mit großer schriftstellerischer Gewandtheit vertreten. Gleichwol war der „Constitutionnel“ eine der ersten Zeitungen, welche durch das Gesetz von 1852 getroffen wurden; er erhielt an zwei Tagen hintereinander zwei Verwarnungen (den 7. und 8. Juni). Véron, der seine freundschaftlichen Lehren von den Tuilerien nicht nach Verdienst gewürdigt sah, trat den „Constitutionnel“ gegen 1,900000 Frs. an Mirès ab, der damals schon Eigenthümer des „Pays“ war und die Gesellschaft der vereinigten Zeitungen begründete, welche nacheinander von Cacheval-Clarigny, Amédée de Césena, Laguéronnière, Amédée Rénée, Granier de Cassagnac und Paulin Limayrac redigirt wurden. Der letztere ist gegenwärtig der Chefredacteur der officiösen Zeitung.

Unter den kritischen Mitarbeitern des „Constitutionnel“ verdient Sainte-Beuve hervorgehoben zu werden, der hier zuerst seine berühmten „Causeries du lundi“ veröffentlichte, außerdem Malitourne, Hippolyte Rolle, Auguste Lireux und der jüngstverstorbene Musik- und Theaterrecensent Fiorentino, aus dessen Nachlaß gegenwärtig die Lesewelt mit indiscreten Enthüllungen bedroht wird.

Das zweite Blatt der officiösen Trias: „Le Pays“, wurde ursprünglich am 1. Jan. 1849 als eine republikanische Zeitung begründet: „Le Pays et la bonne foi.“ Bis 1850 führte Edouard Alletz die Redaction, welche dann an Lamartine und de Laguéronnière überging. Mit dem 2. Dec. 1852 erhielt das Blatt den Nebentitel „Journal de l'Empire“, eine Auszeichnung, die es mit folgenden Betrachtungen begleitete: „Dieser Titel ist für uns eine große Ehre; er legt uns große Pflichten auf. Wenn er die politische Wichtigkeit unsers Blattes vermehrt, kann er doch ebenso wenig unsere Ergebenheit vermehren, wie unsere Unabhängigkeit beeinträchtigen. Er wird ein Bild unserer gegenwärtigen Lage sein und das feste Bündniß des Landes mit dem Kaiserthum ausdrücken, dessen glorreicher Chef mit dem heutigen Tage Napoleon III. geworden ist.“ Das dritte Regierungsblatt ist die im November 1841 begründete „Patrie“, die seit 1844 Eigenthum Delamarre's ist, der sie durch mancherlei Schwenkungen hindurch auf den Weg geführt hat, auf dem sie heute mit glänzendem pecuniären Erfolge wandert. Eine leise Ausweichung von diesem journalistischen Dreiklang bezeichnet die „France“, die seit dem 8. Aug. 1862 besteht und von L. de Saint-Poucy redigirt wird. Sie galt anfangs für das literarische Kunkellehn der Tuilerien, welches seine Inspirationen von der Kaiserin empfing. Die eigentliche Seele des Blattes ist jetzt de Laguéronnière.

„La France“ bildet den Uebergang zu den Journalen der äußersten Rechten von legitimistischer und katholischer Färbung, welche, nachdem das originelle Organ Veuillot's, des neufranzösischen Abraham a Santa-Clara, „L'Univers“, eingegangen ist, vorzugsweise durch zwei Blätter vertreten werden: „La Gazette de France“ und „Le Monde“.

Die erstere Zeitung ist die bei weitem älteste von ganz Frankreich; sie besteht seit 1631 und wurde von Renoudot begründet. Seit dem 1. Jan. 1762 heißt sie „Gazette de France"; sie wurde damals Regierungsorgan. Die Geschichte dieser Zeitung ist von großem Interesse. Während der Revolution war sie eine Zeit lang das Organ der girondistischen Regierung; während der Restauration gehörte sie zur ecclesia militans des Royalismus. Auch nach dem Jahre 1830 blieb sie dieser Aufgabe treu; ja sie trat wunderbarerweise als eine Vorkämpferin des allgemeinen Stimmrechts auf, das freilich gegenüber der aus schwankenden Minoritäten hervorgegangenen Julidynastie eine gefährliche Angriffswaffe war. Suspendirt durch ein Decret vom 24. Aug. 1848, kämpfte sie unter mancherlei Masken als „Le Peuple francais" und „L'Étoile de la France" weiter fort, bis sie am 25. Oct. 1848, nach Aufhebung des Belagerungszustandes, wieder ihren frühern Titel annahm. Zu ihren Redacteuren gehörten Raffaut, Martainville, Jouy, Méry, l'Abbé de Genoude u. a. Gegenwärtig wird sie von Lourdoueix redigirt und kämpft nach wie vor für die Lilien der Bourbons, so ungünstig auch die Bedingungen der untern und obern Mächte für das Gedeihen dieser romantischen Blume sind. Alfred Sirven hat der „Gazette de France" das dritte Bändchen seiner Studien über die französischen Journale gewidmet, und auch Eugène Hatin gibt in seiner „Bibliographie de la Presse" (S. 3—12) eine eingehende Schilderung ihrer Entwickelung und ihrer Schicksale, auf die wir bei dem beschränkten Raum unserer Skizze nur verweisen können.

Als „L'Univers", die publicistische Kanzel Veuillot's, nach mehrfachen Verwarnungen durch ein kaiserliches Decret vom 29. Jan. 1860 unterdrückt worden war, trat an seine Stelle „Le Monde, union catholique", redigirt von Dulac, Chantrel, Coquille u. a., eine Zeitung, welche die Kapuzinaden Veuillot's nicht wiederholte, aber mit Energie bei jeder Gelegenheit die Interessen des Klerus vertrat. Wir haben mit unserer Aufzählung noch keineswegs alle tonangebenden Zeitungen erschöpft. Eine der hervorragendsten ist der „Temps", gegründet am 26. April 1861 und redigirt von A. Neffzer, einem der gediegensten Publicisten des heutigen Frankreich. Seine Hauptmitarbeiter sind: Edouard Schérer, Charles Dollfuß, A. Erdan, J. Grénier, G. Servois u. a. In seiner Ankündigung verhieß dies Blatt die Mission, die einer Zeitung unter der Herrschaft des suffrage universel zufällt, zu erfüllen, keiner Partei, keiner Sekte, keiner Coterie anzugehören, sondern das umfassende Programm des modernen Geistes, die Freiheit, zu dem seinigen zu machen. Es ist der Geist deutscher Bildung, ein gewisser philosophischer Zug, der uns in dieser Zeitung anmuthet; wir fühlen gleichsam den heimatlichen Boden unter uns. Um so mehr ist es zu bedauern, daß Neffzer und Dollfuß hier wie in der „Revue moderne" sich zu einer schiefen Auffassung der neuen deutschen Politik verleiten ließen und sich in die süddeutsche Sackgasse verrannt haben. Neffzer sah sich genöthigt zu einem polemischen Turnier gegen „Liberté", „Siècle" und die andern Zeitungen, welche die deutsche Frage von demselben Standpunkt aus behandelten wie die italienische.

Wenn „Le Temps" die gemäßigte Linke vertritt, so vertritt „L'Avenir national" unter der Redaction von A. Peyrat die äußerste Linke. Die erst am 10. Jan. 1865 begründete Zeitung verkündete als ihre Aufgabe: der Sache des freien Gedankens, der Demokratie, der Revolution zu dienen, und entwickelt ihren Radicalismus in oft trefflich stilisirten Artikeln. „Le Globe" (seit dem 20. März 1864), redigirt von Hippolyte Castille, bekennt sich zu den politischen Principien von 1789: Ordnung, Freiheit, Fortschritt, während die von Ernst Feydeau redigirte „Epoque" (seit dem 9. März 1865), zugleich liberal und conservativ sein will, und mit diesen beiden Worten ihr Programm zu erschöpfen glaubt. Als ein Curiosum erwähnen wir, daß diese neue Zeitung, obgleich von einem bekannten Romanschriftsteller redigirt, das Romanfeuilleton ächtete.

Die Bedeutung der französischen Provinzialzeitungen tritt gänzlich gegen die pariser zurück. In dem marseiller „Phare“, dem „Progrès“ von Lyon, den Zeitungen von Havre und Bordeaux bilden die pariser Correspondenzen den Mittelpunkt. Was diese Blätter bringen, sind die Echos der Hauptstadt. Die Provinz hat keinerlei Initiative; die Presse ist in Frankreich centralisirt wie das Theater.

### 4) Die kleine Presse.

In der im Jahre 1858 erschienenen Zeitschrift „La petite Presse“ von Boudin, findet sich der folgende Chanson:

Nous sommes la petite presse
Mais le monde nous appartient.
A nous donc, o jeunesse! à nous, fine ironie!
A nous la gaité saine et le mot, dont on rit;
A nous le respect du génie
Et les franchises de l'esprit.

Dies Triumphlied der pariser petite presse hat seine gute Begründung. Ihr Terrain gestattet dem französischen Geist die freieste Entfaltung, hier kann er alle seine Feuerwerke abbrennen, hier seine glänzenden Jongleurkünste zeigen. Die Politik ist monoton geworden, sie zeigt nur ein apathisches Antlitz mit dem Heiligenschein der officiellen Gloire; sie darf keine principiellen Trümpfe mehr ausspielen; sie muß alle Lieder nach der Hegel'schen Melodie singen: „Das Wirkliche ist vernünftig, und das Wirkliche in Frankreich ist das Napoleonische Kaiserthum.“ Desto lustiger kichern die Kobolde der petite presse, diese ironischen Kobolde, welche wie die Sylphiden in Pope's „Lockenraub“ heimisch sind in den Boudoirs aller schönen Belinden, in den Salons der ganzen und halben Welt und in den Garderoben sämmtlicher Theater. Dabei streifen sie die Politik, ähnlich wie jene Schmetterlinge der indischen Sage den diamantenen Felsen.

Die petite presse datirt in Frankreich nicht von heute und gestern, sondern bereits von den Unruhen der Fronde. Damals erschienen eine unglaubliche Menge von polemischer Schriften, welche die ganze Unruhe dieser Epoche wiederspiegelten. Man zählt mehr als 4000 Pamphlete, Satiren, Libellen, die unter dem Namen der Mazarinaden bekannt geworden sind. Einige derselben hatten bereits eine journalistische Form; es gab Courriers, Journaux, Mercures, namentlich aber Gazettes en vers, Zeitungen von meist burleskem Inhalt und kecker Persiflage der Tagesereignisse. Namentlich war der „Mercure galant“, ein Blatt von zähester Lebensdauer, das unter verschiedenen Namen von 1672—1820 bestand, das Prototyp der kleinen Journale, deren Stil indeß lange Zeit hindurch keineswegs so elegant war wie heutigentags, sondern reich an den derbsten Cynismen. Wir erinnern an die „Renommée littéraire“ von Lebrun (1762), eine gegen Fréron gerichtete Zeitschrift, deren Vignette die Göttin des Renommée aus Voltaire's „Pucelle“ bildete, mit der doppelten Trompete. Ja, man lachte 1793 noch vor der Guillotine, wie das „Journal des rieurs“, „La Fusée volante“ und andere beweisen.

Die kleine Presse ist in der Regel die Vorschule der großen. Als Girardin sein „Journal des connaissances utiles“ gegen die Angriffe der kleinen Presse vertheidigte, entwirft er von ihr das folgende wenig schmeichelhafte Bild: „Die periodische und täglich erscheinende Presse rekrutirt sich von Paris aus einer Zahl von jungen Leuten, Opfern der Universitätserziehung, welche, wenn sie die Collegienbänke verlassen, keine gewinnbringende Carrière vor sich sehen und an sich selbst verzweifelnd, gezwungen für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten, sich eine Art von täglichem Brot aus ihrer eigenen

Galle bereiten und ihre Feder zum Stutzen machen, bis sie ihnen literarisches Renommée oder literarische Macht erobert hat, die ihnen auf dem Markt der Literatur einen Handelswerth verleiht. Gewöhnlich debutiren sie, um sich zu üben, als Redacteure eines kleinen Theaterjournals, das oft nur in hundert Abzügen erscheint, dessen finanzielle Speculation auf das Lösegeld begründet ist, das sie erbarmungslos von den Schauspielern und Schauspielerinnen eintreiben, welche bezahlen, damit es nicht in dem Feuilleton des nächsten Tags von ihnen heiße, daß sie linkisch, häßlich oder verabscheuungswürdig sind. Diese Journale bedienen sich in der Regel der Nadelstiche der Poeten; bald feuern sie ganze Ladungen von Witz ab, bald berühren sie nur mit ihren Tatzen, das buntscheckige Allerlei ist ihre Form, die Freibeuterei ihr Zweck. Man könnte ihre Pointen Epigramme nennen, wenn in diesen Angriffen die Injurie minder häufig und der Geist minder selten wäre. Diese Literatur der Persönlichkeiten und des Lösegeldes, der Wortspiele und halbversteckten Drohungen, ist ihrer ganzen Natur nach sehr räthselhaft. Um sie zu verstehen, muß man in dem engen Kreise leben, den sie durchläuft, immer wiederkehrend wie des Färbers Gaul im Tretrad. Es ist diese littérature parisienne, welche, verkümmert und asthmatisch, kaum noch einen Lebenshauch hat, welche nur die dicke und verräucherte Atmosphäre der dramatischen Kaffeehäuser athmet, nur in der Nacht lebt und ihren Geist nur aus der Débauche schöpft."

Es ist dies eine Seite der petite presse, die Girardin für die Zwecke seiner schroffen Polemik hervorhebt. In der That bildet das Theater den Mittelpunkt, um den sich auch die besten Blätter dieses Genre bewegen — und neben der Bühne das Foyer, und neben dem Foyer das Casino und die Closerie. Gleichwol hat der grillende moussirende Esprit dieser Blätter eine französisch-nationale Blume, und es sind keineswegs nur obscure Literaten des Quartier latin, die sich in ihnen ihre Sporen verdienen; es sind manche tüchtige Kräfte, welche in den hervorragenden Organen der petite presse ihr Licht leuchten lassen, mancher Aristophanes, der keine „Ritter" schreiben darf, dafür aber in Frosch- und Wolkenchören die Dichter und Denker des Tags verspottet. Die französische Presse gleicht dem Diogenes; sie bittet fortwährend Alexander, ihr aus der Sonne zu gehen. Wenn er's nicht thut, so macht sie ihre Witze im Schatten.

Das Organ der kleinen Presse, welches die ruhmreichsten Antecedenten hat, ist der „Figaro, Journal non politique". Unter der Restauration feierte es seine Flitterwochen. Es erschien zuerst 1826, hatte außer Kunst und Wissenschaft auch nouvelles und scandales in sein Programm aufgenommen, und ließ als seine Redacteure den Grafen von Almaviva, Figaro, Bartolo, Rosine u. s. w. figuriren. Anfangs war das Blatt ganz der dramatischen Kritik gewidmet. Erst mit dem Sturz des Ministeriums Villèle gewann es freie Hand und spielte eine politische Rolle, indem es durch seine Witzraketen und Breitseiten nicht wenig zum Sturz des alten Königshauses beitrug. Damals war „Figaro" eine Macht und zählte glänzende Namen unter seinen Mitarbeitern. Auch noch 1830 waren ihm anfangs Felix Pyat, Jules Sandeau und selbst George Sand treu geblieben. Anfangs führte er einen heftigen Krieg mit dem Julikönigthum; später machte er eine entschiedene Schwenkung zu Gunsten der neuen Machthaber. Damit war indeß sein Fall entschieden; denn der Witz wird niemals conservativ, ohne sein Todesurtheil zu unterschreiben. Er ist immer nur die Waffe des Angriffs und der Opposition. „Figaro" war ein kleiner Reactionär geworden und theilte das Los aller kleinen Reactionäre. Wann dieser alte, ruhmreiche „Figaro" des Todes verblichen, ist nicht genau mehr nachzuweisen. In den Jahren 1836, 1837, 1838, 1841, 1849 wurden zahlreiche Wiederbelebungsversuche gemacht; doch erst Hrn. von Villemessant gelang es, am 1. April 1854 einen neuen „Figaro" zu begründen, der seine Lebenskraft bis auf den

heutigen Tag bewährt hat. Es ist der lustige Barbier, der seine Kunden gehörig einseift und gelegentlich mit dem Nasirmesser bearbeitet. Witz, Malice und gute Laune fehlen ihm nicht. Jetzt ist auch das andere Organ des Hrn. von Villemessant, „L'Événement" (November 1866), ein seit dem 4. Nov. 1865 täglich erscheinendes Blatt, mit dem „Figaro" vereinigt worden. „L'Événement" war eine pikante Tageschronik, in welcher sich namentlich der Rheinländer Albert Wolff, der sich in den französischen Stil und Geist in einer, für einen Deutschen seltenen Weise hineingefunden und hineingeschrieben hat, als ein Meister sprühender Plaudereien zeigt. Doch das „Événement" hatte die Grenzen der französischen Preßgesetzgebung nicht genug beachtet und politische Wilddieberei getrieben. Daher wurde es zum Tode verurtheilt und flüchtete sich in den „Figaro", der von jetzt ab als ein tägliches Blatt erscheint.

Von den übrigen Blättern der kleinen Presse darf nur der „Charivari" sich mit dem „Figaro" in Bezug auf seine Antecedentien messen. Er erschien zuerst am 2. Dec. 1832 und spielte dem Julikönigthum gegenüber dieselbe Rolle, welche der „Figaro" gegenüber der Regierung der Restauration gespielt hatte. Seine drei Hauptredacteure waren Louis Desnoyers, Altaroche, Albert Clerc, welche sich seitdem die drei Staatsmänner der „Charivari" nannten. Gegenwärtig ist Véron der Eigenthümer des täglich erscheinenden Witzblattes, das unter den Auspicien des Bourgeois von Paris seine Pfeile überall hinsendet — nur selbstverständlich nicht gegen die Sonne der Tuilerien und ihre politischen Planeten und Schwanzsterne. Eine ähnliche Richtung verfolgen „Le nain jaune", redigirt von Aurélien Scholl (seit 16. Mai 1863), „Le Soleil", „La Lune", ein Blatt, das mit jedem Neumond erscheint u. a. In volksthümlicher Form und mit einem glänzenden Erfolg hat das „Petit Journal quotidien" (seit dem 1. Febr. 1863), redigirt von Timothée Trim, die Aufgabe der kleinen Presse erfaßt, in den allerweitesten Kreisen das Interesse für die Stoffe des Tags, Neuigkeiten jeder Art, Theater u. s. f. zu verbreiten. Allerlei pikante Mittheilungen, Geschichten, Erzählungen bilden die Würze dieses Fünf-Sous-Blattes, das über 200000 Abonnenten hat. Es bildet den Mittelpunkt eines Kreises von Blättern, wie das „Journal de Paris", „Journal politique de la Semaine", „Journal littéraire de la Semaine" und „Journal illustré", durch welche die Herausgeber ihren glänzenden Sieg über die andern Blätter auszubeuten und jede Concurrenz zu lähmen suchen. Gleichwol bestehen daneben noch zahlreiche Ephemeren: „Le parisien", „Le peuple", „La petite Presse", „La petite Gazette", um die in Gedankenmolecule zerriebene Geistesarbeit unter die Menge auszustreuen. Dem „Petit Journal" hat Villemessant das „Grand Journal, moniteur de la Semaine" (seit dem 3. April 1864) gegenübergestellt, wie es scheint, nur aus Lust an der Antithese. Denn das Blatt ist unhandlich, wenn auch nicht ohne Geist redigirt. Rechnen wir hierzu noch die zahllosen Theaterzeitungen: „L'Entreacte", „L'Orchestre", „Le Figaro-Programme", „Le Vert-Vert", „L'Indépendance dramatique" u. a., die nicht minder zahlreichen Musikblätter, den gegen die Reclame und den Puff gerichteten „Tintamarre" von Commarson, die illustrirten Blätter: „L'Illustration", „Le monde illustré" u. a. m., unter denen sich „La vie parisienne" durch seine Gesellschafts- und Salonskizzen, „Le Journal amusant" (seit 1848) durch seine satirischen und parodistischen Zeichnungen, welche die Mode in Gesellschaft, Kunst, Theater treffend verspotten, auszeichnet, so erhalten wir das Bild einer überreich ins Kraut schießenden Productivität auf dem Gebiete der kleinen Presse. Dennoch hat das Journal in Frankreich weniger als in Deutschland das Buch verdrängt.

Wir konnten den neuesten französischen Journalismus hier nur flüchtig skizziren. Gleichwol zweifeln wir nicht, daß diese Skizze den deutschen Lesern, namentlich auch den

deutschen Zeitungslesern einen willkommenen Anhalt für ihre Orientirung bieten wird, gegenüber der französischen Journalistik und Publicistik und ihren in den verschiedensten politischen Farben spielenden Organen.

---

# Chronik der Gegenwart.

## Theatralische Revue.

Unsern diesmaligen Bericht müssen wir damit beginnen, eine traurige Thatsache zu constatiren — den Erfolg des Birch-Pfeiffer'schen Schauerdramas „Die Frau in Weiß" an der berliner Hofbühne. Wir sprechen ein großes Wort gelassen aus, wenn wir behaupten, daß dieses Drama zu den schlechtesten der Frau Birch gehöre und selbst die Jugendfrische ihrer Sturm- und Drangepoche entbehre, daß in der Composition „Pfefferrösel", „Hinko" und „Steffen Langer" vor ihrem neuesten Product den Vorzug verdienen. Diesen Jugenddramen der Frau Birch waren die Pforten der Hofbühne verschlossen; „Die Frau in Weiß" wandelt triumphirend über dieselbe und erfreut sich einer nachhaltigen Wirkung in der Hauptstadt des neuen Deutschland.

Wer den Roman von Wilkie Collins kennt, der wird sich ungefähr die Hebel construiren können, mittels deren Frau Birch ihr Publikum in Bewegung setzt. Wir sind nicht so galant behaupten zu wollen, daß dies mit besonderer Geschicklichkeit geschieht. Nur durch derbes Zugreifen und durch vermessene Häufung crasser, die Nerven aufstörenden Scenen, Situationen und Motive werden diese Wirkungen hervorgebracht. Masse bleibt eben Masse; sie ist nicht nur im Dreinschlagen respectabel, sondern auch im Applaudiren, und ein Stück, wie das Drama der Birch-Pfeiffer, lockt in das Hoftheater auch jenes Publikum, welches sonst die entgleisenden Locomotiven auf der Victoriabühne mit anzusehen vorzieht, welches aber der Theaterkasse so willkommen ist wie jeder steuerzahlende Bürger dem Staats- und Stadtseckel.

Eine ästhetische Besprechung gestattet „Die Frau in Weiß" nicht; man wüßte nicht, womit man anfangen sollte, um diese trotzige Auflehnung gegen alle Regeln der Dramaturgie nach Gebühr zu züchtigen. Frau Birch befolgt ein der dramatischen Motivirung hohnsprechendes Princip: sie läßt ihre Helden und Heldinnen immer erst hinterdrein ihr Erscheinen, ihre Handlungsweise und den ganzen Zusammenhang der Situationen erläutern. Selbstverständlich sitzt das Publikum der Bühne mit jener Spannung gegenüber, mit der es einen Rebus in einem Modejournal zu entziffern sucht — eine allerdings nicht unbeliebte Beschäftigung, die aber mit der Spannung nichts gemein hat, welche der dramatische Dichter hervorbringen soll. Wenn es möglich wäre, das Stück umzukehren und von der letzten Scene ab aufzudröseln, so würde man ungefähr die für die Motivirung richtige Darstellungsweise erhalten. Es erscheint z. B. eine Wahnsinnige: sie wird von derselben Schauspielerin gespielt, welche die Heldin des Stücks darstellt: wir bleiben lange im Dunkeln, ob dieselbe selbst wahnsinnig geworden ist oder nicht, denn eine solche psychologische Wandlung in einen Zwischenact zu verlegen, würde der Verfasserin nicht sonderlich schwer ankommen. Doch es ist nur eine Doppelgängerin, deren Antecedentien sich allmählich vor unsern Augen lichten, wenngleich wir erst am Schluß des Stücks endlich wissen, wen wir vor uns hatten. Ebenso sind die beiden Intriguanten des Stücks himmelweit von der Treuherzigkeit der Marinelli und Jago entfernt, uns in ihre geheimen Plane einzuweihen. So undiplomatisch läßt sie Frau Birch nicht verfahren; sie spielen nur Inviten aus und behalten die Asse. Daß sie am Schlusse Trumpf, Trumpf, Trumpf schreien, wie der siegesgewisse Spieler, und ihre Honneurs auf-

gedeckt auf den Tisch legen, das ist wieder einer jener unerlaubten Effecte einer dramatischen Kunst, welche das Pferd am Schwanze aufzäumt.

Trotz dieser verkehrten Darstellungsweise könnte der Inhalt des Stücks selbst erquicklicher Art sein, wie er es doch in den bessern Stücken der Frau Birch: „Die Grille", „Lorle", „Die Marquise von Vilette" ist. Statt dessen drängen sich in dem Stück die widerwärtigsten Persönlichkeiten und Begebenheiten; ein ebenso verbrauchtes wie abstoßendes Motiv: die Einsperrung einer Vernünftigen in ein Irrenhaus, wiederholt sich zweimal; außerdem enthält die Criminalstatistik dieser fünf Acte mehrere Urkundenfälschungen, eine Bigamie und noch allerlei kleinere Verbrechen. Der incarnirte Bösewicht des Stücks ist eine klägliche Figur, da sein Galgenhumor einen sehr unerquicklichen Eindruck macht; der verführte Baron womöglich noch widerwärtiger; last, not least die liebenswürdige erste Heldin, welche aus überspannter Sentimentalität und verschrobener Pietät ihre Hand einem ungeliebten Manne reicht und erst am Schlusse glücklich wird, nachdem jener so liebenswürdig war, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen.

Der Erfolg dieser dramatischen Misgeburt, welche die Kritik für das Studium späterer Dramaturgen in Spiritus setzen sollte, an einem großen Hoftheater ist ein cultur- und kunstgeschichtliches Ereigniß, das wir keineswegs unterschätzen wollen. Es zeigt, daß die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, von welcher Schiller phantasirte, unsern Hoftheaterintendanzen wenigstens noch nicht gelungen ist. Das Publikum stürzt sich mit einem wahren Heißhunger auf ein derartiges groteskes Machwerk, das mit seinen haarsträubenden Effecten den rohesten Neigungen der Masse entgegenkommt und ihnen noch dazu in der goldenen Schale einer Hoftheateraufführung dargereicht wird. Es zeigt sich, daß in Deutschland gar keine, auch nur in den allgemeinsten Bestimmungen sichere dramatische Technik, gar keine feste conventionelle Form besteht, wie dies in Frankreich der Fall ist, sonst würde die deutsche Theatergeschichte nicht mit Schamerröthen den glänzenden Erfolg eines gänzlich mislungenen Dramas einzuregistriren haben.

In Leipzig wurde indeß das Stück von dem Publikum gleich am ersten Abend mit Entrüstung zurückgewiesen. Dennoch macht es die Runde über fast alle deutschen Bühnen.

Als Gegengewicht gegen dieses höchst unclassische Drama soll in Berlin jetzt das Drama „Brutus und Collatinus" von Albert Lindner, zur Aufführung kommen, welches den preußischen Schillerpreis von 1000 Thlrn. am 10. Nov. erhalten hat. Der Stoff dieses Dramas gehört zu den sogenannten Schulstoffen und deutet auf eine akademische Classicität. Jedenfalls wird es den extremen Pol der „Frau in Weiß" bilden.

Der Preis von 300 Fl. für das beste Schauspiel ist von der Direction des münchener Actienvereinstheaters dem Drama von A. May: „Amnestie", ertheilt worden, das auch in Leipzig mit gutem Erfolg zur Aufführung kam. Auch dieses Stück ist ein Bühnenstück ohne höhern Werth; doch der Stoff ist aus der Zeit herausgegriffen, die Charaktere sind meistens frisch und gesund gehalten, mit Ausnahme des Theaterbösewichts, der doch mit zu dicken Strichen gezeichnet ist, und die Empfindungen und Gesinnungen erregen Sympathie. Die Handlung selbst streift ins Criminalistische, ganz wie in der „Frau in Weiß", die hinter der Scene spielende Maschinerie der Motive ist allzu künstlich eingerichtet und verträgt die strengere Prüfung nicht. Doch die Situationen, die wir auf der Bühne sehen, erregen unsere echt menschliche Theilnahme; der liberale und humane Hauch, der die Handlung durchweht, hat eine wohlthuende Frische und die Spannung wird nicht im Errathen von Räthseln gesucht, sondern geht ungesucht aus dem Fortgang einer Action hervor, in deren Motive wir vollkommen eingeweiht sind. Der Märzminister, welcher der Träger der Handlung ist, der lieber ins Criminalgefängniß wandert als einen Amnestieerlaß zurücknimmt, ist ein Charakter von dramatischer Energie.

Das deutsche Lustspiel, das als Sittenbild der Gegenwart sich noch immer in beschränkt bürgerlichen Kreisen bewegt, ohne nach dem Vorbild der Franzosen dieselben durch das Ferment politischer, socialer oder geistig tiefgreifender Probleme in Gärung zu bringen, hat auch in dieser Saison mehrere Anläufe genommen, um mit neuen Variationen über das alte Thema die Bühne zu bereichern. Altmeister Roderich Benedix kämpft hier immer in vorderster Reihe. Seine „Epigramme" sind am berliner Hoftheater, sein „Muttersöhnchen" ist an mehrern andern Bühnen zur Aufführung gekommen. Natur- und Lebenswahrheit der gesellschaftlichen Situationen charakterisiren alle Stücke dieses Autors, und der Erfolg derselben hängt nur davon ab, ob es ihm gelungen ist, das freie Spiel des Witzes, der bei ihm wesentlich ein Witz der dramatischen Situation ist und selten den Dialog durchdringt, durch glückliche Erfindung zu bethätigen. In den „Epigrammen" tritt namentlich die Gestalt des Rechnungsraths als eine gelungene Incarnation der alten zugeknöpften Bureaukratie hervor. Solche Gestalten aus den Kreisen des mittlern Bürgerstandes werden von Benedix meistens trefflich modellirt, wie er überhaupt für das Familiengemälde, wenngleich mit etwas engen Horizonten, ohne jeden Anhauch öffentlicher Interessen, die geeignetsten Farben besitzt.

Den jüngern Lustspieldichtern, die in seine Pfade treten, fehlt seine Ruhe und Sicherheit; sie haben oft zur Unzeit geniale Anwandlungen und leiden an Ueberstürzungen. Dies gilt von den beiden Poeten, deren neue Lustspiele jüngst in Berlin aufgeführt wurden, Julius Rosen und Otto Girndt. Sie bewegen sich auf dem Boden des bürgerlichen Lebens; aber ohne jene unerschütterliche Plastik, welche die gegebene Form respectirt. Darum gleiten sie aus nach links und rechts; ihr Dialog gewinnt oft einen renommistischen Anflug, der dem deutschen Bürgerthum als solchem fremd ist. Mit Recht rügt der geistvolle Recensent der „National-Zeitung", daß die „Töchter" in diesen Lustspielen nach einer allzu burschikosen Schablone gezeichnet sind und in ihrem Benehmen und Behaben nicht den Töchtern gebildeter Stände entsprechen, wie sie uns im Leben entgegentreten. Das Lustspiel „Nullen" von Ludwig Rosen hat ebenso wenig wie das Lustspiel „Und" von Otto Girndt auf der berliner Bühne festen Fuß fassen können. Bei dem ersten Stücke schwankte der Intendant, Hr. von Hülsen, ob er es zur Aufführung bringen solle, nachdem es bereits von den Darstellern einstudirt worden war. Er legte diesen selbst die Frage zur Entscheidung vor, welche von ihnen bejahend beantwortet wurde. Dieser Vorgang am berliner Hoftheater erinnert an das Verfahren, wie es bei den Sociétaires des Théâtre français Brauch ist, denen die Mitentscheidung über Annahme und Ablehnung der eingereichten Stücke zukommt.

Von neuen französischen Stücken hat „Die Geldfrage" des jüngern Alexandre Dumas im wiener Burgtheater keinen Erfolg errungen. Man erwartet von einem französischen Stück pikantere Scenen, als in diesem Schauspiel dem Publikum geboten werden. Dagegen hat das Lustspiel Victorien Sardou's: „Nos bons villageois", im Wallner-Theater in Berlin wie im Carl-Theater in Wien eine sehr günstige Aufnahme gefunden, sowie es gegenwärtig auch in Paris das gern gesehene Modestück des Gymnasetheaters ist.

Victorien Sardou ist ein feiner, scharfer Kopf, der mit der Silhouettenschere auszuschneiden versteht. Er wäre vielleicht der erste Lustspieldichter der Franzosen, wenn das Genre der comédie dort nicht durch larmoyante Zuthaten verfälscht werden müßte. Ein wahrhaft komisches Lustspiel zu schreiben, in welchem die Schwächen der Gesellschaft verspottet werden, die Lächerlichkeiten der Mode, die Sonderbarkeiten der einzelnen Stände, dazu ist Sardou wie wenige berufen. Doch das französische Publikum will in einer comédie nicht blos erheitert, es will auch gerührt sein; es verlangt einen sentimentalen Zusatz. Sardou gibt ihn mit sauersüßer Miene, mit glänzender technischer Gewandt-

heit, doch ohne daß sein eigenthümliches Talent in diesen Situationen der comédie zum Durchbruch käme. Dies gilt auch von dem neuesten Lustspiel „Nos bons villageois". Die Schilderungen dieser Nachbarbauern der Weltstadt, welche die kleinstädtisch an sie angebaute Colonie bewohnen und voll kleinlicher Eifersucht auf die Pariser sind, ist trefflich gelungen. Die Kleinstädterei der ban-lieue hat eine specifische Färbung, ein Arom, das nur in Paris genossen werden kann. Diese Charaktere sind Typen von allerdings vorwiegend localer Bedeutung. Statt aber die Handlung des Dramas auf ihre Eigenthümlichkeit zu gründen, baut der Dichter das Gerüst eines larmoyanten Schauspiels mit allerlei Conaten von Ehebruch, Duell und einem galanten Diebstahl aus chevaleresker Opfersucht, ganz an Freytag's „Valentine" erinnernd, über ihren Häuptern auf. Die scenische Architektur, namentlich des vierten Acts, ist sehr gelungen; das naive Mädchen, eine sehr beliebte Bühnenfigur in Paris, offenbar ein nothwendiger Gegensatz gegen die geistreichen, mit einem leisen Schimmer von Ehebruch angeflogenen Salondamen, oder die biches der Demi-Monde, athmet in diesem Sardou'schen Stück eine köstliche Frische von Unschuld und Grazie. Gleichwol ist die Verwickelung und Lösung mehr frappant als wahr; der von der Frau zur jungen Schwester überspringende Liebhaber macht eine etwas gewaltsame, dem deutschen Empfinden unverständliche Schwenkung, und wo bleiben nos bons villageois? Sie haben das Zusehen!

Weit einheitlicher gearbeitet ist das Zugstück des Théâtre français „Le fils" von Jacques Vacquerie, einem der Victor Hugo'schen Richtung nahe stehenden Dichter. Der Held des Dramas ist ein junger Advocat, der plötzlich erfährt, daß er nicht das Kind seines gesetzlich anerkannten Vaters, sondern der Sohn einer ehebrecherischen Mutter ist. Diese Entdeckung erscheint auf den ersten Blick nicht von dramatischer Wichtigkeit, so unwillkommen sie auch dem Sohn sein mag, dem ein solches Vergehen seiner Mutter enthüllt wird. Um sie zum Angelpunkte einer dramatischen Handlung zu machen, muß der Dichter diese Thatsache noch mit mehrern Gewichten belasten. Der Sohn ist im Besitze eines väterlichen Vermögens, dem er zum Theil seine gesellschaftliche Stellung verdankt. Infolge jener Entdeckung glaubt er kein Recht mehr auf dies Vermögen zu besitzen. Auch dies Motiv bietet noch keine Veranlassung zu einer dramatischen Verwickelung. Doch der Held ist eben im Begriff, sich zu verheirathen; die Ehe ist unter Voraussetzungen zu Stande gekommen, welche nach dieser Enthüllung nicht mehr bestehen; er muß sein Lebensglück opfern und kann, ohne die Schande seiner Mutter an den Tag zu bringen, nicht einmal den Grund seiner freiwilligen Entsagung mittheilen. In diesem selbstauferlegten Märtyrerthum liegt der dramatische Conflict, ein Gewissensconflict von feinster Subtilität, der als eine interessante Anomalie erscheint, insofern das Gewissen in der neuen französischen Dramatik nicht zu den mitwirkenden Factoren gehört, der aber in seiner scholastischen Zuspitzung keine allgemeingültige Bedeutung beanspruchen kann. Er fordert zunächst den Scharfsinn zu seiner Lösung heraus, wie alle Casuistik. Nach dem Satze: „Pater est, quem nuptiae demonstrant", liegt überhaupt kein juristischer Conflict vor. Dieser Rechtssatz hat aber auch seine moralische Bedeutung; er soll das compromittirende Herumstöbern in vergangenen Verhältnissen, das Zerreißen des Familienlebens, die Intrigue, kurz alles das vermeiden, worauf Vacquerie sein Drama aufgebaut hat. Dies Drama ist ein e contrario geführter Beweis für jenen Rechtssatz. Edelmuth in Geldsachen übt auf die heutigen Franzosen eine besonders rührende Wirkung aus; doch darf ein solcher, das Gesetz corrigirender Edelmuth nicht nach einer andern Seite hin ein nicht minder berechtigtes Gefühl verletzen. Dies geschieht aber hier, indem die Pietät gegen die eigene Mutter bedroht und diese gezwungen wird, selbst mit einer entehrenden Erklärung hervorzutreten. In einem solchen scrupulösen Gewissensfall sieht man sich nach Auswegen um — und da erscheint die Phantasie des jungen

Advocaten wenig fruchtbar, daß er sich nicht mit seinem Gewissen abzufinden wußte, ohne den guten Ruf seiner Mutter zu gefährden; er konnte jener Tante, die er für die rechtmäßige Erbin hielt, reichliche Zuwendungen machen; er konnte seinen Vermögensverlust der Braut gegenüber durch eine kleine Nothlüge rechtfertigen. Daß überhaupt eine Ehe deshalb zurückgehen muß, weil der Bräutigam, der sonst eine geachtete und doch auch in pecuniärer Hinsicht günstige Stellung besitzt, sein Privatvermögen verloren hat, wird unserm deutschen Empfinden wenig einleuchten. Geben wir indeß einmal diese Voraussetzungen zu, räumen wir dem Dichter das Recht ein, in seinem Helden einen so peinlichen, überhonneten Charakter zu zeichnen, der den Horazischen vir integer scelerisque purus noch um Kopfeslänge überragt, so müssen wir eingestehen, daß das Drama einen einheitlichen Zusammenhalt hat, daß die Scenen mit großer Geschicklichkeit auf das bühnenwirksamste aufgebaut sind, daß die Sprache Nerv und Mark hat und der Hauptmonolog, besonders von dem wirksamen Spiel eines Delaunay getragen, eine Wirkung ausübt, welche zunächst keine Bedenken an der Berechtigung dieses marternden Conflicts aufkommen läßt.

Das zweite Zugstück der kaiserlichen Theater ist Louis Bouilhet's „La conjuration d'Amboise", welches die Räume des Odéon allabendlich füllt. Daß man von diesem Stück eines der Victor Hugo'schen Schule angehörigen Dichters eine neue Aera des Dramas in Paris datiren will, das zeigt, wie selten dort derartige historische Dramen jetzt über die weltbedeutenden Breter gehen. Man rühmt die schönen Verse — in der That erinnern einige an Victor Hugo'sche Lyrik. Auch einzelne Scenen wirken durch einen gewissen pikanten Contrast. Desto mangelhafter ist der dramatische Bau des Stücks. Ihm fehlt historisches Leben: König Franz, Maria Stuart, Katharina von Medicis, Condé und Guise sind auf der Scene ausgestellte Porträts, nicht ungeschickt gemalt, doch nicht die handelnden Gestalten lebensvoller Tableaux. Alles Interesse concentrirt sich um einen platonischen Ehebruch, der von dem Dichter allzu grausam bestraft wird. Die Verschwörer von Amboise sind nicht viel mehr als eine Opernstaffage. Das Drama hat viele Vorzüge, aber einen großen Fehler: es gehört zum genre ennuyeux.

In Bezug auf die „Féeries", deren brillante Ausstattung zu den neuesten pariser Weltwundern gehört, hat gegenwärtig das Théatre impérial du Châtelet den Sieg über die Porte Saint-Martin davongetragen. Das Ausstattungsstück der letztern: „Les Parisiens à Londres", ist ein ziemlich fades, an unsere deutschen Localpossen erinnerndes Machwerk und verdankt seinen Erfolg nur den Apotheosen, namentlich den allegorischen Tableaux der Londoner Weltausstellung, den wenig verhüllten Körperformen der mitwirkenden Schönheiten, dem Glanz der Costüme, der Magie der Beleuchtung. Die elektrischen Lichtwirkungen, welche diesen Schönen Flämmchen ins Diadem zaubern, haben sich sogar nicht ungefährlich erwiesen, indem eine der Statistinnen durch einen elektrischen Schlag zu Boden gestreckt wurde. „Cendrillon", dieses Feenmärchen des Châtelettheaters, ist etwas sinnreicher und nicht ohne burleske Züge. Hier wirkt namentlich die Maschinerie, welche ganze Zimmer auf den Kopf stellt, mit wahrer Taschenspielerkunst. Doch auch die Gruppen der Prinzessinnen, denen der verlorene Schuh angepaßt wird, die von allen erdenklichen Zauberinseln kommen und zum Theil ihre diamantenen Schilde im Licht der elektrischen Sonne flammen lassen, stehen an magischer Wirkung und an plastischer Ungenirtheit nicht hinter den Feen und Göttinnen der Porte Saint-Martin zurück.

---

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Inhaltsverzeichniß.

Seite

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

RETURN TO → CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

| LOAN PERIOD 1 HOME USE | 2 | 3 |
| --- | --- | --- |
| 4 | 5 | 6 |

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
1-year loans may be recharged by bringing the books to the Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

| | | |
| --- | --- | --- |
| OCT 13 1984 | | |
| REC CIR AUG 6 1984 | | |

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 1/83 BERKELEY, CA 94720

Digitized by Google

YD 07262

7905
AP
30
U58
1866:2

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google